[illegible]

Guſtav Pfizer.

Gedichte

von

Gustav Pfizer.

Neue Sammlung.

Stuttgart.
1835.
Verlag von Paul Neff.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von W. Hasper in Carlsruhe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An die Zeit.

Oftmals will es mich gemahnen,
Daß mir einſt ein Tag geſtrahlt,
Da die rothen Siegesfahnen
Stolz im Sonnenſchein geprahlt,
Da erſchreckt, der bleiche Kummer
Vor der Seele Feuer wich,
Und der holde Mittagsſchlummer
Leiſe durch den Garten ſchlich.

Nicht zum Himmel, golden blaulich,
Nicht zum grüngelockten Hain,
In zwei Augen, ſanft und traulich,
Wühlten ſich die meinen ein;
In unendlich ſüßem Schweigen
Sich der trunkne Geiſt verlor;
Denn ein neuer Götterreigen
Stieg aus jener Fluth empor.

Göttliches Vertrau'n verzehrte
Auch der Sorge kleinſte Spur,
Und das ſel'ge Herz begehrte
Nicht nach einem Pfand und Schwur;
Gottes ungeſtörter Friede
Wob um uns ein lichtes Zelt,
Und zu einem klaren Liede
Wurden Schickſal uns und Welt.

Ich, der Wonnevolle, ſpürte,
Wie der leichte Athemzug,
Der den eignen Geiſt entführte,
Freuden mir herübertrug;
Bebte, wenn die Hand, die blaſſe,
Nahte meiner Wange Saum,
Fürchtend, wenn ſie Ird'ſches faſſe,
Schwinde mein geliebter Traum.

Stände mir der Wunder Gabe,
Götterkraft mir zu Gebot,
Könnt' ich mit dem Zauberſtabe
Herrſchen über Welt und Tod:
Dann, das Bild von jener Stunde
Drückt' ich auf der Ewigkeit,
Sprach' es aus mit ſichrem Munde:
»Bleibe mit mir ſtehn, o Zeit!«

Wahrheit iſt, was ich genoſſen,
Aber ſie war kurz, wie Traum;
Jener Tag iſt hingefloſſen,
Wie der Vogel fliegt vom Baum;
Menſchen möcht' ich nicht verklagen
Mit dem Wort der Ungeduld;
Nur die Zeit allein ſoll tragen
Des zerſtörten Glückes Schuld.

O ſie trägt's mit ſtarkem Rücken,
Folgend ihrer ſtrengen Pflicht;
Stürzen kann ſie, kann beglücken,
Nur verweilen kann ſie nicht.
Völker und Palläſte ſtreifte
Raſch ſie an des Abgrunds Rand,
Und die Roſe, die ſie reifte,
Soll nicht pflücken ihre Hand?

Ewig nimmer rückwärts kehret
Der entflohnen Tage Friſt,
Das verwöhnte Herz begehret,
Was nicht mehr zu finden iſt.
Oben riß das wilde Wetter
Blumen ab vom grünen Strand,
Unten nur noch welke Blätter
Treiben auf den öden Sand.

Einmal wohl möcht' ich dich flehen,
Spenderin von Luſt und Noth,
Freundlich mit mir ſtill zu ſtehen,
Doch dein Stillſtand iſt — der Tod.
Und nun du hinabgezogen
Haſt den Sprecher ſammt dem Wort:
Rauſch' ich in den wildſten Wogen
Kühn und freudig mit dir fort.

Abend und Morgen.

Wenn helle Glocken
  Um Mitternacht
Zum Schlafe locken,
  Wer ſpät noch wacht;

Wenn mir, wie trunken
  Vom Nektarſaft,
Noch ſprüh'n die Funken
  Der Schöpferkraft:

Dann faßt ein Kummer
  Mich ob dem Zoll,
Den ich dem Schlummer
  Entrichten ſoll.

„So wird beſtändig
  Der Geiſt geſtört,
Der, urlebendig,
  Sich nie verzehrt?

Der Quell gemindert,
  Der nie verſiegt?
Der Strahl gehindert,
  Der ewig fliegt?

Ach, daß die Kette
Der Freie trägt!
Im Ruhebette
Ein Held ſich pflegt!"

Doch wenn der Schleier
Der Nacht zerreißt,
Der Morgenſchreier
Den Tag verheißt;

Wenn mir im Traume
Der Mohnquell floß,
Vom Schlummerbaume
Ich Frucht genoß:

Dann möcht' ich wandeln
In Nacht das Licht;
Mich reizt das Handeln,
Die That mich nicht.

„Im Schlaf geſchieden
Von Markt und Welt —
Da wird der Frieden
Mir nie vergällt.

Was Tags ich thue,
Das wird mir ſchwer;
Hier hab' ich Ruhe —
Was will ich mehr?"

Mit ſolcher Klage,
Noch traumbetäubt,
Dem neuen Tage
Der Geiſt ſich ſträubt;

Bis friſche Spannung
Den Nerv macht ſtark
Und Kraftermannung
Durchzuckt das Mark.

Der Traum fällt nieder;
Hoch trägt der Held,
Wie Atlas, wieder
Die Laſt der Welt.

Der blühende Cactus.

Bricht brennend roth des Cactus Blüthe
Aus halb verſengtem Blatt hervor:
Dann taucht im innerſten Gemüthe
Ein Heer von Bildern mir empor.

Dann denk' ich: wenn in Liebesſchmerzen
Sich Leib und Seele faſt verzehrt,
Wie dann aus qualzerriſſ'nem Herzen
Der Purpurſtrom des Liedes fährt;

Wie oft der Geiſt, vom Gott beſeelet,
In Einfalt ſich, wie Brutus, hüllt,
Und ſchweigend Stund' um Stunde zählet,
Bis der Verlarvung Zeit erfüllt;

Wie ſich aus farblos dürren Worten
Ein Zauberſchloß der Meiſter baut,
Wo Schönheit dir aus Roſenpforten
Wie eine Braut entgegenſchaut;

Wie ſich am Dämmerlicht der Krippe
Entzündete der Gottheit Tag,
Wie auf des Kindes weicher Lippe
Gericht und Gnade ſchlummernd lag;

Wie faſt erdrückt von Qualm und Staube,
Erkaltet und erſchreckt vom Spott,
Im Felſen wurzelnd, ſich der Glaube
Die Bahn erzwingt zu ſeinem Gott.

Doch wenn von eis'ger Stürme Schauer
Die Blüthe welk am Boden liegt:
Dann zieht in meine Bruſt die Trauer
Und meiner Bilder Quell verſiegt.

Dann kann ichs wieder nicht begreifen:
Wer wälzt den Stein uns von der Gruft?
Und matt der Seele Wünſche ſchweifen
Wie kranke Vögel durch die Luft.

Jahreszeiten.

1. Sturm.

Am Horizont, dem erſt noch blau erhellten,
Erbaut in finſtrer Pracht
Aus dichtgedrängten ſchwarzen Wolkenzelten
Ihr Lager ſich die Nacht.

Sie ſchreckt, mit Drohung furchtbarer Gerichte
Die Erd' aus ihrer Ruh,
Und wirft dem heitern, friedgewohnten Lichte
Den Fehdehandſchuh zu.

Ein Herold hebt der Wind mit wildem Schnauben
Die Stimme heulend laut;
Der alte Thor! er hofft noch ſtets zu rauben
Die längſt verheißne Braut.

Woher er ſtammt? wer konnt' es je erkunden?
Urplötzlich iſt er da,
Und raſch, ſo wie er kam, iſt er verſchwunden,
Eh' ihn ein Auge ſah.

Mit jenen Lüſtchen, die um Blüthen gaukeln,
Die auf dem Haideland
Oft Stundenlang ein Pfauenauge ſchaukeln,
Iſt ſchwerlich er verwandt.

Er ſcheint, verdammt zu ſchlummerloſem Gähnen,
Zur Wandrung ohne Ziel,
Sich nach dem Untergang der Welt zu ſehnen;
Zerſtörung iſt ſein Spiel.

Und nicht ſo fremd iſt er dem Menſchenherzen,
Das gähnend, klaffend oft
Verzagt am Glück, das Ende ſeiner Schmerzen
Von der Vernichtung hofft;

Bis doch zuletzt dem grauſen Tanz der Larven
Des Morgens Engel winkt,
Und matt der Sturm, gelähmt an Aeolsharfen
Ins Meer der Wehmuth ſinkt.

---

8. Regennacht.

So langſam wälzen ſich die Stunden
Durch dieſe ew'ge Regennacht,
Die Zeiger ſind wie feſtgebunden,
So oft ich unruhvoll erwacht.

Mir iſt, als würden abgeriſſen
Die Leuchten von des Himmels Dom
Und ſchwämmen mit den Regengüſſen
Als ſchwarze Kohlen in dem Strom.

Weh', wenn die Geiſter aus den Grüften
Verwieſen ſind in ſolcher Nacht,
Wenn auf dem Feld ſie und in Schlüften
Sich ſchlagen mit des Sturmes Macht!

Wenn, ſtimmend zu den Finſterniſſen,
Wovon ihr ſchuldig Herz erfüllt,
Der Himmel, wie ein bös Gewiſſen,
In Trotz und Thränen ſich verhüllt!

Nimm', holder Schlaf! die ſcheuen Sinne
In deines Friedens ſüße Hut,
Damit die ſtarre Nacht zerrinne,
Indeß das Herz bewußtlos ruht!

Erwecke mich, geliebte Sonne,
Wenn wieder du das Reich erlangſt!
Wo nicht — ſo iſt des Todes Wonne
Willkommner als des Lebens Angſt.

3. Am kürzeſten Tag.

Doppelt ehret man den Gaſt,
Wenn er kurz nur weilet
Und nach kaum genoßner Raſt
Schnell von dannen eilet.

Eine Mutter, treugeſinnt,
  Wahrt es im Gedächtniß,
Wenn Ein Lächeln nur ihr Kind
  Nachließ zum Vermächtniß.

Gönne mir ein gut Geſchick,
  Etwas zu erſinnen,
Von der Sonne einen Blick
  Lobes zu gewinnen!

Trotzig zwar geberden ſich
  Alle Horen heute;
Doch vielleicht erober' ich
  Grad die reichſte Beute.

Spröde Blicke ſind ja oft
  Nicht das ſchlimmſte Zeichen,
Mancher Zorn ließ unverhofft
  Sich vor Nacht erweichen.

Doppelt ſey das Werk bedacht
  An dem kurzen Tage!
Daß man nicht zur langen Nacht
  Auch den Tag noch ſchlage.

4. Wintermorgen.

Wie der kalte, blaue, klare
Himmel ſo erquicklich lacht!
Gleich als trüg' er ſeine wahre,
Höchſte Sonntags-Morgen-Tracht.
Gibt, die Herzen zu erfriſchen,
Er dem Volk heut' einen Schmaus?
Breitet deßhalb auf den Tiſchen
Er die weißen Tücher aus?
Bringt er edle Magenweine
Im geſchliffenen Kryſtall?
Leckerei'n, kandirte, feine,
In den Körbchen von Metall?
Wenig wohl bekommt zu naſchen,
Iſt auch ſchön der Tiſch gedeckt,
Wer nicht etwa ſelbſt die Taſchen
Sich mit Vorrath vollgeſteckt.
Aber dieſer klare Morgen,
Er erhöht mir Kraft und Muth;
Ohne Arbeit, ohne Sorgen
Kreist ſo raſch das leichte Blut.
Wenn der Wein gefriert von außen,
Wird er innen doppelt ſtark;
Luſtig muß im Froſte brauſen
Innerer Geſundheit Mark.

5. Thauwetter.

Soll jetzt das alte Chaos wiederkehren?
Denkt lüſtern wohl an Noahs Zeit die Fluth?
Es dehnen ſchon die Seen ſich zu Meeren,
Und Quellen werden wach, die längſt geruht;
An Wolkenzügen ſieht das Aug' ſich blind,
Und auf den Waſſern ſchwebt der laue Wind.

Es laſtet dieſe raſchgekommne Schwüle
Auf meiner Seele mit gewalt'gem Druck;
Mir iſt, der unabläß'ge Regen ſpüle
Hinweg den ſchon bereiten Lenzesſchmuck.
Des Winters wird die Erde endlich los —
Doch ach, was ihn verſcheucht, iſt hoffnungslos!

Der Vogel ſchwirrt mit triefendem Gefieder,
Aus ſeinem Winkel endlich aufgethaut,
Der ſchwere Himmel drückt auf ihn darnieder,
Sein banger Blick umher nach Speiſe ſchaut.
Der karge Biſſen, ſonſt im Schnee geſucht,
Iſt weggeriſſen in des Gießbachs Flucht.

Es donnert fern des Stroms erzürntes Rollen,
Der graues Eis in ſchweren Maſſen hebt;
In wüſtem Taumel drängen ſich die Schollen,
Gebrochen iſt der Steg, die Brücke bebt.
Auf der Verheerung weilt mein trüber Blick,
Erſchrickt davor und kann doch nicht zurück.

6. Vorfrühling.

Noch keine Sänger ſchwingen
Sich durch den blauen Raum,
Doch Melodien klingen
Schon in der Seele Traum.

Wie glühend in der Wiege
Ein holdes Kind erwacht
Und durch die ſtillen Züge
Der Engel Friede lacht;

Es lächelt dir entgegen,
Doch bleibt es liegen ſtill,
Die Aermchen mag's nicht regen,
Es weiß nicht, was es will;

So mit gebundnen Armen
Und leerer Hand, winkſt du,
O Erde, mir mit warmen,
Beſeelten Blicken zu.

Das Kind in meinem Innern
Vom Wintertraum erwacht,
Mit trunkenem Erinnern
An alte Frühlingspracht.

7. Frühlingsmüdigkeit.

Du lagerſt ſchon am kühlen Bronnen,
Gleich als an einer Reiſe Ziel?
Haſt du denn ſchon der Frühlingswonnen,
Der Balſamlüfte ſchon zu viel?

„Wo tauſend Freudenquellen fließen,
Da wird die Wolluſt ſelber matt.
Ich wollte ohne Maaß genießen,
Und bin beim erſten Becher ſatt.

An Einem Tage wohl verzehrte
In Frühlingsgluthen ſich das Herz,
Wenn's die Natur nicht gütig wehrte
Durch der Ermattung leiſen Schmerz.“

8. An den Aether.

Daß du ein Gott biſt, goldner Aether,
Wird mir erſt heute offenbar,
Und reuig, wie ein Miſſethäter,
Umarm' ich deinen Hochaltar.

Ich fand zu brünſtigen Gebeten
Den Glauben nie und nie das Wort;
Seit ich dein Sommerreich betreten,
Strömt feſſellos die Seele fort.

Die blüthberauſchten Lüfte tragen
Sanft dein Myſterium durchs Land,
Und wecken deine Götterſagen
Aus langem Schlaf mit leiſer Hand.

Von Blumen ließ ich mich beſchämen,
Von Roſen, die für dich gebrannt,
Von Lilien, die in ſüßem Grämen
Den Heimwehduft dir zugeſandt.

Doch du, o Aether! wie ſo flüchtig
Ziehſt in dich ſelbſt du dich zurück,
Wenn mit der Braut du hold und züchtig
Gefeiert der Vermählung Glück!

Und deiner Gottheit recht zu dienen,
Es bleibt dem Sterblichen verwehrt,
Dem nicht ein Aetherkind erſchienen
Und deinen Prieſterdienſt gelehrt.

O ſende ſie, die deine Bläue
In tiefem Auge mir enthüllt,
Und doch mit ſel'ger Götterſcheue
Den zagend Werbenden erfüllt.

Dann ſtrömet erſt mit dir zuſammen
Mein Herz in jedem Wellenſchlag,
Und ſteigen meine Opferflammen
Empor in deinen goldnen Tag!

9. Sommerlied im Wald.

Der dichtverwachſ'nen Laubung freut
Der Vogel ſich im Neſt;
Das Jahr hat allwärts ausgeſtreut
Sein grünes Manifeſt.

Der ſtolze Wald — er trotzet doch
Des Sommers Regiment;
Er bleibet kühl und ſchattig noch,
Wenn's draußen glüht und brennt.

Jetzt röthet ſich das blaſſe Erz
Im Felſenſchooß zu Gold,
Und voller, wilder durch das Herz
Das Blut der Mannskraft rollt.

In ſich geſammelt ruht die Kraft
Tiefer Melancholey,
Wie brütend ob der Leidenſchaft
Geheimnißvollem Ey.

[illegible]n ſolchen heißen Tagen reift
Der Kühnheit rothe Frucht,
Wird wohl die Hülle abgeſtreift
Von Lieb' und Eiferſucht.

An ſolchen Tagen trinkt der Molch
Aus ſchwarzen Blumen Gift;
Der zorn'ge Römer wezt den Dolch
Zur blutig ſcharfen Schrift.

Durchdrungen hat auch mich das Licht,
Getaucht in goldne Fluth;
Gebräunt iſt Hand und Angeſicht,
Im Auge tiefre Gluth.

Doch ſolche wilde Regung ſpürt
Mein friedlich Herz noch nicht;
Es wird, wenn mich der Strahl berührt,
Nur heißer mein Gedicht.

Und hätt' auch mir die Gluth entfacht
Der Sonne heißer Schein,
In meines Herzens Schwüle lacht
Des Waldes Grün herein.

10. Sommernacht.

Kann zum Schlaf ihr Kind die Amme
Mit dem erſten Lied nicht bringen,
Wird des Lebens mächt'ge Flamme
Friſcher nur im Aug' entſpringen.

Nun es einmal durfte koſten
Jenes Götterbrod der Seelen,
Wird es, bis es tagt im Oſten
Sie um neue Mährchen quälen.

Immer wacher, immer heller
Gehen auf die klaren Augen,
Immer durſt'ger, immer ſchneller
Will's die Wunder in ſich ſaugen.

Alſo haſt du aus den Gliedern
Mir, o Nacht! den Schlaf verdrungen,
Haſt mit deinen leiſern Liedern
Wacher mir den Geiſt geſungen,

Daß ich jezt, in dich verſunken,
Deine Stimme will belauſchen,
Mich, von Ahnung halb ſchon trunken,
Zur Verzückung will berauſchen.

Deinen Sternen ſollſt du ſagen,
Die ſo golden ſich entzünden:
Daß ſie mir — jezt kann ich's tragen —
Die Geburt des Lichts verkünden;

Und den Vögeln, die den ſchweren
Erdenleib zum Flug erhoben;
Daß ſie mich die Sprache lehren,
Drin ſie ihren Schöpfer loben.

Und du ſelber! laß mich leſen,
Was mich ſonſt erfüllt mit Grauen,
Laß mich in mein eignes Weſen
Tief wie in die Sterne ſchauen.

Goldne! einen Engel ſende
Himmliſch, und doch Meinesgleichen;
Laß ihn eines Bechers Spende
Meinem glühnden Gaumen reichen.

Dank ſey dir geſagt! ich fühle,
Braut wohl biſt du mir, nicht Amme;
Sel'ge Paradieſeskühle
Rieſelt in des Buſens Flamme.

Kehre bald zu meinem Herzen,
Das in Tagesgluth erſtarret
Und mit ſehnſuchtsbleichen Kerzen
Dein, wie der Geliebten, harret.

Kommt das Licht, das neuerhöhte,
Schon durch's Saphirthor gezogen?
Längſt iſt ihm die Morgenröthe
Meiner Seele vorgeflogen.

11. Im Nebel.

Zum Wandern ſind die Sinne tüchtig,
Es liebt der Fuß den kräft'gen Schritt,
Die Wünſche ſind ſo leicht und flüchtig
Und ziehn das weiche Heimweh mit.

Doch eine dichte Nebeldecke
Iſt hingebreitet auf das Feld,
Und hält mich gleichſam im Verſtecke
In meinem eignen Reich, der Welt.

So wie einſt, unſichtbar dem Volke,
Den Helden ſich ein Gott genaht,
So wandl' ich jezt in einer Wolke
Und finde kaum den eignen Pfad.

Doch, ſchauend Sonne nicht, noch Sterne,
Iſt wahrlich mir nicht allzuwohl!
Ein Menſchenkind, entſagt' ich gerne
Dem aufgedrungenen Symbol.

Ich habe nichts, was ich verhehle;
Verhaßt iſt, was den Blick mir hemmt.
Oft iſt der freigebornen Seele
Selbſt ſchon des Leibes Hülle fremd.

Ja, ſpalte du mit deinen Pfeilen,
O Helios, den trüben Kreis!
Berührt muß ſich die Wolke theilen
Von deinem goldenen Geheiß.

Und in die Welt, die reichgeſchmückte,
An die er längſt ſein Herz verlor,
Tritt aus dem Nebel der entzückte,
Der ſonnentrunkne Menſch hervor.

12. Herbſtabend.

Schon färben ſich die Lüfte trüber,
Schon ſparſamer durchwürzt;
Schon raſcher geht der Tag vorüber,
Das Füllhorn umgeſtürzt.

Vor kurzem noch ein blonder Knabe,
Trat er ſo ſtolz einher;
Nun er entledigt ſeiner Gabe,
Iſt wohl das Herz ihm ſchwer?

Ich kenn' es wohl! man freut ſich herzlich,
So lang man gibt und ſchenkt;
Hat man nichts mehr, ſo fühlt ſich ſchmerzlich
Das weiche Herz gekränkt.

O Gott! wenn ausgetheilt der Freuden
Hellgoldner, ſüßer Wein,
So möchte man am liebſten ſcheiden
Und keinem läſtig ſeyn.

Verſilbert hab' ich und bereichert,
Mit Blüthenſchnee den Tag;
Doch nicht in Scheunen aufgeſpeichert
Den goldenen Ertrag.

Nun fühl' ich, daß den rüſt'gen Gliedern
Der Winter lähmt die Kraft;
Schon ſparſam rinnt zu neuen Liedern
Der heiße Lebensſaft.

Und ſoll dem Schickſal ich mich beugen?
Und ſtehen kahl und ſtumm?
Rauſcht kein Geſang mehr in den Zweigen,
So haut den Stamm auch um!

Gern neig' ich mich mit voller Krone,
Nicht unbeweint, in's Grab;
So wie ein König ſteigt vom Throne,
Eh' ihm entſinkt der Stab.

Die Hyacinthe.

Soll ich euch folgen, ihr lockenden Lüfte,
Folgen hinaus in die ſtille Natur?
Wollt ihr mich führen zur Quelle der Düfte
Und mir verrathen des Wohlgeruchs Spur?

Dank euch! ihr lenktet mir treulich die Schritte,
Bis wo der Heerd, der balſamiſche, glüht.
Wo, in bewundernder Wälder Mitte,
Glühend in Roth, Hyacinthe erblüht.

Roth iſt ihr Glanz, wie Mädchen erröthen,
Wenn ſie, gehorchend dem ſeeligen Zug,
Eilend die Stätte der Liebe betreten,
Eh die beſprochene Stunde noch ſchlug.

Liebliche Blume! o ſchäme dich nimmer!
Fruchtbarer Mutter frühestes Kind!
Keine beſiegt dich an Duft und an Schimmer,
Wenn ſie im Putzen auch langſamer ſind.

Wahrlich, wenn deinen Duft ich darf trinken,
Faßt mich ein ſüß betäubender Wahn!
Und aus den Augen der Kelche winken
Träume und Mährchen den Wachenden an.

Tage, ſo wie ich ſie nie noch erlebte —
Töne, wie nie ſie vernommen mein Ohr —
Schauer, ſo ſüß wie mich keiner durchbebte —
Tauchen im Grunde der Seele empor.

Schmachtendes, zitterndes, buntes Verlangen
Gaukelt mir vor eine Stunde voll Glück;
Aber ich weiß nicht, ob ſchon ſie vergangen?
Hält ſie ein neidiſcher Gott noch zurück?

Schläfrig leg' ich am Raſen mich nieder,
Wehmüthig halb und halb auch ergötzt;
Aber es wecken die Düfte mich wieder,
Still iſt die Seele, das Auge benetzt.

Wenn du, o Blume! das Leben vollendet —
(Und deine Tage, ich weiß, ſind gezählt,
Bald iſt die Fülle der Schätze verſchwendet) —
Flehe zur Göttin, die dich beſeelt:

„Dehne das Grab mir! droben im Leben
Hab' ich ein Menſchenkind angelacht!
Droben hab' ich mich ihm ergeben;
Und er begleitet mich jetzt in die Nacht.“

Herbſtlieder.

1. Der Strauch.

Von des Weges Einerlei
Ward ich abgeſpannt und träge —
Stets am Stoppelfeld vorbei —
Einſam ſtand ein Buſch am Wege.

Einer dichten Vögelſchaar
Schien der grüne Sitz willkommen,
Denn ſie hatten ganz und gar
Jedes Stockwerk eingenommen.

Sinnend ging dem Buſch ich zu,
Der ſo reich beſetzt mit Gäſten;
Als ich nahe kam — im Nu
Regte ſich's in allen Aeſten.

Vögel ſchwangen ſich ins Blau,
Zwitſchernd, bangend vor Gefährde;
Tauſend Blätter welk und grau
Taumelten vom Strauch zur Erde;

Und er machte halb mir bang,
Da er kaum noch ſo vergnüglich;
Laubpallaſt und Vogelſang —
Ach! im Herbſt wird Alles trüglich!

8. Die Sommergeister.

Sommers laufen in Mittagsglut,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Luftige Geiſter ohne Blut
Ueber der Aehren Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden ſie erſt lebendig;
Wenn der Himmel vor Hitze weiß,
Spielen ſie fort beſtändig.

Jedes Wölkchen die Kinder verſcheucht,
Daß ſie ſich eilig verſchlupfen;
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben ſie hin am Schnupfen.

Leicht gekleidet im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In ſilberner Sprache, ſeltſam und fremd,
Singen ſie köſtliche Liedchen.

Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Spiel des Sommers, ein Ende.

Fröſtelnd in Höhlen kauern ſie
Sich jetzt im Herbſte zuſammen;
Sehnend und weinend betrauern ſie
Des Sommers liebliche Flammen.

3. Der Zorn des Bacchus.

Gott Bacchus hat das ganze Jahr
Den Horen ſo geſchmeichelt;
Zu nickten ſie ihm immerdar,
Und haben doch geheuchelt.

Oft gaben ſie ihm einen Kuß,
Doch mehr begehrt' er immer;
Dann weinten ſie auch im Verdruß,
Und das war noch viel ſchlimmer.

Gar abgefeimt in Liebeskunſt,
Oft ſpielten ſie die Kalten,
Damit der Jüngling ihre Gunſt
Noch höher ſollte halten.

Sie haben ihn mit Spott und Huld
Gekränkt und eingeladen,
Bis endlich ſeiner Lammsgeduld
Zerriſſen iſt der Faden.

Nun zeigten ſie erſchreckt mit Eins
Gar zuckerſüße Mienen;
Doch zürnend iſt der Gott des Weins
Mir heute Nacht erſchienen.

Den Krug mit ſaurem Moſt er trug,
Von Trotz und Unmuth brannt' er;
Weg ſchleudert' er den Kranz und ſchlug
Mit Fackeln ſeine Panther.

„Er iſt ſchon gut," ſprach er mit Hohn,
„Die Lumpenwelt zu laben!"
Fort riſſen ſeine Thiere ſchon
Den zorn'gen Götterknaben.

Thät auch das herbe Wort mir leid,
Ich hab's nicht läugnen können;
Doch wäre dieſer ſchlechten Zeit
Ein beſſ'rer Wein zu gönnen.

4. Herbſtlecture.

In einer düſtern Laube ſaß ich,
Wo ich die Vögel ſonſt belauſcht,
Und emſig im Prinz Hamlet las ich,
Den ich mit Hafis Buch vertauſcht.

Die Nachtigall von Schiras girrte
Nicht mehr aus Roſen in mein Ohr;
Der melanchol'ſche Herbſtwind ſchwirrte,
Begleitet von der Raben Chor.

Hin welkte vor dem Ernſt des Britten
Der myſt'ſchen Zunge Paradies;
Ein dunkles Schickſal kam geſchritten,
Das alle Farben ſterben hieß.

Bedeckt von gelber Blätter Hülle,
War unſichtbar des Baches Lauf;
Ein Maulwurf grub in tiefer Stille
Den Grund als Todtengräber auf.

Ich fuhr empor bei jedem Laute,
Die Seele voll von Geiſterſpuck;
In jeder ſpäten Blume ſchaute
Ich nur Ophelias Leichenſchmuck.

Vergiftet war des Scherzes Spitze,
Mit Honig ſonſt und Oel gewürzt;
Die Abendröthe ward zum Blitze,
Der tödtend durch die Dächer ſtürzt.

Die Seele flog in banger Hetze
Von Land zu Land, von Haus zu Haus;
Der Wahnſinn ſpannte graue Netze
Rings auf den Bergen lauernd aus.

Der ſchwere Nebel der Vernichtung
Schlang um die ganze Welt ſich ſchnell;
Doch rieſig ſtand die ernſte Dichtung,
Ein Thurm, von Geiſterfackeln hell.

Ein Schickſal iſt's, das Menſchenſöhne
Als Wahnſinn, Luſt und Mord empört,
Und das als Zeit der Erde Schöne
Mit fühllos kaltem Tritt zerſtört.

5. Galene.

Wie aus blaulichem Stahl, dem künſtlich geſchliff'nen, geſchmiedet,
Dehnet in glänzender Ruh' Abends ſich ſchweigend das Meer.
Unter dem kühlen Kryſtall ſind ſeelige Götter geborgen,
Aber es dringet ihr Hauch nicht an den Spiegel empor.
Stille gebändigt ſtehen die grünlichen Roſſe Poſeidons,
Heben die Mähnen nicht mehr ſchwarz und beſchäumt aus der Fluth,
Und kaum ritzet dem Meer ein Vogel die flüſſige Wunde,
Wenn er geſenkteren Flugs leicht ſich die Schwinge benetzt.
Blutige Wellen entſandte zum Meer der gewaltige Strom her,
Der auf dem Wege den Kampf duldender Menſchen geſchaut.
Und in langſamem Lauf, der Vertraute geheimerer Leiden,
Waſſer, mit Thränen gemiſcht, wälzte der trauernde Bach.
Aber es reinigt Galene die Fluth vom Blut und den Thränen,
Und mit Augen und Hand glättet und ſtillt ſie die See.
Niemals ſah ich das Meer, doch ſah ich den herbſtlichen Himmel,

Wie ein fliegendes Meer, bläulich und glänzend gewölbt;
Als ob nie er das Leben von ſterbenden Lippen getrunken,
Als ob nie ſich mit ihm ſchmerzliche Seufzer gemiſcht,
Als ob nimmer ein Blitz den Teppich, den blauen, geſpalten,
Schuldlos lag er und mild ſchwellend von Heiterkeit da.
Als ich lang ihn beſchaut, da ward mir die Seele zum Kinde;
Lethe's labender Quell träufelte kühlend herab.
Untertauchten im Lichte die Schatten entſchwundener Tage,
Und kühn ſprach ſich das Herz von der Vergangenheit frei.
Ruhe und Heiterkeit iſt die verſöhnende Tugend; die Reue
Drückt die Schlangen beſtürzt, ſtatt ſie zu tödten, an's Herz.'
Sey willkommen, Galene, nach tauſend zerwühlenden Stürmen
Oel, aus Roſen gepreßt, gießeſt du über die Fluth.
Wie am Tage der Schöpfung, ſo athm' ich Frieden und Wonne;
Jeder Tag ohne Gram iſt mir ein Tag der Geburt.
Selten iſt Stille des Meers und ſeltener Stille der Seele.
Haltet den trübenden Hauch, Götter und Menſchen zurück!

6. Die Undine.

Müde lag ich in dem Mooſe
An des klaren Baches Rand,
Dachte an der Menſchheit Looſe,
Eine herbſtlich ſpäte Roſe
Halb entblättert in der Hand.

Trauer, wie ich nie empfunden,
Schlich ſich in die Seele ein;
Und ſo ſaß ich viele Stunden,
Bis das Abendroth verſchwunden,
Und ich mit der Nacht allein.

Plötzlich war mir, als beſchiene
Neben mir der Mond ein Bild;
Und es war des Bachs Undine;
Mit der unſchuldvollſten Miene
Sprach ſie leis zu mir und mild:

„Drüben in der klaren Welle,
Wo ich wohne, niegeſtört,
Wo das Leben ſich, das ſchnelle,
Mir erneut in ew'ger Helle,
Hab' ich weinen dich gehört.

„Köſtlich acht' ich es, zu ſehen
Ein bethrantes Angeſicht,
Und ich meine zu verſtehen,
Welche Luſt ſey in den Wehen;
Selber weinen kann ich nicht!

„Kannſt du ahnen, was mir fehle?
Reichlich ſeh' ich es an dir,
Wenn ich deine Thränen zähle;
Auch der Schmerz iſt Geiſt und Seele!
Gieb von deinen Schmerzen mir!

„Könnteſt du mich weinen lehren,
Wie es thun die Erdenfrau'n:
Würde, was ich muß entbehren,
Geiſt und Seele ſich gebären,
Und mein Auge würde braun!“

Mit herzinnigem Bedauern
Sprach ich zu dem ſchönen Kind,
Dem die Wehmuth und das Trauern,
Sammt der Thränen heil'gen Schauern,
Unterſagte Blumen ſind.

Schmerz um das Verſagte zuckte
Ueber ihre Miene kaum;
Lächelnd ſie das Haar ſich ſchmückte,
Aus den Locken tändelnd drückte
Sie des Mondlichts feuchten Schaum.

Aber meine Klage ſchweiget
Und mein Schmerz iſt nun verklärt.
Alles, was von Seele zeuget,
Jede Thräne, die ſie ſäuget,
Iſt ja noch des Neides werth!

7. Herbſtfäden.

Als geſtern ich beim Abendlicht
  Das freie Feld gewonnen,
War bald mir Bruſt und Angeſicht
  Von Fäden überſponnen.

Und lange ſann ich her und hin:
  Wer will mich alſo necken?
Ich konnte keine Spinnerin,
  So weit ich ſah, entdecken.

Doch plötzlich ward es in mir hell
  Und riefen tauſend Stimmen:
„Du zweifelſt noch, woher ſo ſchnell
  Die feinen Fäden ſchwimmen?

„Heut iſt der Iſis heil'ge Nacht,
  Wo das Gewand ſie tauſchet
Und mit des Leibes Wunderpracht
  Der Prieſter Herz berauſchet.

„Zerriſſen fliegt der Schleier heut'
  Von Angeſicht und Hüften,
Davon die Fäden ſind zerſtreut
  In goldnen Abendlüften.“

Ich ſah die Göttin ſchleierlos
  In ihrer Schönheit leuchten;
Doch was mein ſelig Herz genoß,
  Das darf mein Mund nicht beichten.

Mit rothem Siegel hat ihr Kuß
Die Lippen mir bezwungen,
Des Glückes ſüßer Ueberfluß
Die Rede ganz verſchlungen.

Heut trieb die Sehnſucht mich zum Wald,
Sie wieder zu beſitzen;
Doch ſtrenge ſah ich die Geſtalt
Im langen Schleier ſitzen.

Die Arme ſtreckt' ich aus nach ihr —
Da war ſie ſchon zerſtoben;
Leicht war aus Herbſtesfäden mir
Mein flüchtig Glück gewoben.

Der nächſte Wein.

Brüder, die Propheten ſagen:
Heuer wächſt ein guter Wein!
Und ich ſtimme ohne Zagen
In die gute Hoffnung ein.
Laſſet uns Alle im Glauben uns ſtärken,
Zeigt ihn in kräftigen Thaten und Werken!

Wie man für geliebte Gäſte
Sorglich räumt und ſchmückt das Haus:
Alſo räumt für ihn auf's Beſte
Den Pallaſt, den Keller, aus.
Daß er da wohne bequemer und beſſer,
Leeret, o leert alle Eimer und Fäſſer!

Daß von fremden, ſchlechten Sitten
Seine Unſchuld bleibe rein,
Sey ſein Umgang abgeſchnitten
Mit dem alten ſchaalen Wein.
Trinket, o Schützer der reineren Tugend,
Trinket ihn weg den Verderber der Jugend!

Eiferſucht vor allen Dingen
Kann dem Jüngling ſchädlich ſeyn;
Darum laßt den Elfer ſpringen,
Schenkt den Zweiundzwanz'ger ein!
Daß ſich der Vierunddreiß'ger, der neue, –
Unangefochtener Herrſchaft erfreue!

Pflanzt die Böller zum Empfange
Dem erſehnten Prinzen auf!
Ganz mit Blumen und Geſange
Sey bekränzt ſein Siegeslauf!
Jauchzt, wenn er kommt mit der Krone von Funken,
Taumelt entgegen bekränzt ihm und trunken!

Eins von Dreien.

Mancherlei kann ich verdauen,
Wenn nur blau der Himmel ſcheint,
Aber wenn aus dunkelgrauen
Wolken Hera's Auge weint:
Dann erliſcht der Seele Feuer,
Düſter ziehet ein der Gram,
Und es wird die Hand am Steuer
Dem erſchöpften Rudrer lahm.

Tröſtung ſchafft in ſolchen Nöthen
Mir ein edler, heißer Wein,
Der im Glas wie Morgenröthen
Zittert mit bewegtem Schein;
Wenn ich durſte nicht und darbe,
Wenn der Puls entzündet ſchlägt:
Dann vergeß' ich, welche Farbe
Ueber mir der Himmel trägt.

Ob das Wetter etwas tauge,
Ob der Wein — mich wenig kränkt,
Wenn in ein geliebtes Auge
Sich das meinige verſenkt.
Goldne Sonnenſtrahlengüſſe
Schickt das Auge blau und klar,
Heißer ſind als Wein die Küſſe
Von dem Lippenroſenpaar.

Alles immerdar zu haben
Ach, es wär' zu viel begehrt!
Sey von jenen beiden Gaben
Stets nur Eine mir gewährt!
Aber wenn mir jede Würze,
Liebe, Sonne fehlt und Wein:
Dann iſt mir zu Muth, als ſtürze
Ueber mir der Himmel ein.

Die Rosenlieder.

„Von Roſen immer und Roſen Lieder!
Was ſoll das Singen doch frommen?“
Sie kommen ja ſelbſt auch immer wieder,
Und ſind noch immer willkommen!

Zu Zeugen wollen die Mädchen wir nehmen!
Sie würden ins Grab ſich legen
Wenn Einmal keine Roſen kämen
An ihren Roſengehegen!

Es würden nicht die Vögel verweilen!
Zu ihren verlaſſenen Landern
Würden zurück ſie mit Klagen eilen
Und Trieb und Brütezeit ändern.

Gewiß, daß Viele die Bacchanale
Der Sommernächte verſchlieſen;
Wenn nicht die Roſenfeuerſignale
Zur nächtlichen Freude ſie rieſen!

Wenn Einmal die Königin ohne Gleichen
Den Purpurthron nicht beſtiege;
Es brachen in allen Blumen-Reichen
Empörungen aus und Kriege.

Es würde bei Nacht mit bangem Flügel
Ihr Grab umflattern die Seele:
Gekränkt, daß ihrem grünen Hügel
Der Roſen Glorie fehle!

Drum ſollte man nicht uns Lieder ſchelten,
Die unter Roſen gern wallen!
Geſänge, welche den Roſen gelten —
Sie wollen nur bluhn und zerfallen.

Doch rettet ein Mädchen uns, eh der Winde
Des Regens Gewalt uns vernichtet:
So fühlen wir uns dem lieben Kinde
Zum herzlichſten Danke verpflichtet.

Und wenn aufs neue die Roſen blühen,
So muß ſie uns laſſen ſpringen;
Wir wollen uns gern für ſie bemühen
Ihr ſchönere Beute zu bringen.

Wir wollen fröhlich für ſie fechten
Und ihr ein Reich gewinnen;
Und Kränze für unſre Königin flechten
Von Blumen-Königinnen.

Mit Roſenſchimmer wollen wir ſchmücken
Die holden Lippen und Wangen;
Der Winter ſoll rufen voll Entzücken:
„Kommt dort der Frühling gegangen?“

Doch wollen wir auch uns nicht beklagen,
Wenn Niemand gütig uns rettet;
Wir ſterben gerne nach wenig Tagen
Auf Roſenblättern gebettet.

Geſpräch.

„Geliebte, wie? dein ſchönes Auge feucht?
O eile zu entdecken mir dein Grämen!
Ob es vielleicht ein Liebeswort verſcheucht,
Wo nicht, mein Theil daran hinweg zu nehmen!"

„„Ach! kindiſch iſt, was traurig mich gemacht,
Kaum darf ich es dir, mein Geliebter! nennen;
Mich faßte plötzlich des Gedankens Macht:
Daß wir uns hätten niemals finden können!""

„Du ſeltſam Herz! was ſuchſt du hier für Troſt?
Was zitterſt du, umfaßt von meinem Arme?
Was uns beglückt, — wir haben's ja erlooſt!
Wem's nicht gelang, der lebe ſeinem Harme!"

„„O ſchilt mich nicht ob meiner Liebe Wahn!
Der Zweifel lockt den Geiſt auf ſeine Wogen;
War's möglich nicht, daß wir auf naher Bahn,
Verwandten Blickes, uns vorbeigezogen?""

„Wohlan, ſo glaube, daß ein Genius
In goldnen Höhen unſre Schritte leitet,
Und daß der Erdenpilger folgen muß,
Wie jener Bruder ihm die Bahn bereitet."

""Erſchrecke mich mit ſolchem Schutzgeiſt nicht
Der meiner Liebe heißes Herz entſeelet!
Ich höre wie es mächtig in mir ſpricht:
Ich ſelbſt, ich ſelbſt, ich habe dich gewählet!""

"So glaube, daß des eignen Herzens Kraft
Die ganze Welt ſich dienſtbar unterwerfe,
Der Sehnſucht Blick, los von des Körpers Haft,
Sein Kleinod ſuche mit des Adlers Schärfe."

""Ich trage nicht ſo hoch vermeßnen Sinn!
Und möchte nicht die Nemeſis erwecken;
Die güt'ge Macht, der ich verpflichtet bin,
Strebt brünſtig meine Seele zu entdecken.""

"So willſt du frei ſeyn und doch unterthan?
Was, liebliche Sofiſtin! kann dich heilen?
Du ſiehſt mich, holde Seele, lächelnd an,
Und über deine Wangen Thränen eilen?"

""O laß es ruhn! Du biſt ja mein, ich dein!
Wenn auch der Weisheit Tiefen ſich erſchlößen —
Iſt nicht der Tag, das Leben ſelbſt zu klein
Der Liebe ew'ges Räthſel aufzulöſen?""

Das Pfand.

Geliebte! gönne mir ein Pfand
Von dieſer Stunde Luſt,
Daß ſich der Furcht vor Unbeſtand
Entſchlage meine Bruſt.

Schilt mich nicht fühllos oder hart,
Nicht wähne dich gekränkt,
Wenn in ſo ſüßer Gegenwart
Mein Sinn der Zukunft denkt.

Ich denke der Vergangenheit,
Die ſchmerzlich mich belehrt:
Daß unverbürgte Seligkeit
So raſch vorüberfährt.

Ein Pfand erbitt' ich jezt von dir,
Das, wenn die Liebe ſtirbt,
Durch der Erinn'rung Zauber mir
Dein Herz zurück erwirbt;

Das jede bittre Regung ſtillt
Und immer friſch belebt,
Mein halb verſunknes Schattenbild
Zum Thron der Liebe hebt.

Gib mir zum Pfand die Lilie dort,
So bleich wie Liebesgram,
Die jedes leisgehauchte Wort
Und jeden Kuß vernahm.

Doch ach! die Blume iſt kein Pfand!
Verwelkt, ruft ſie das Glück —
Ein Gleichniß ſelbſt vom Unbeſtand —
Dem Herzen nicht zurück.

Gib mir den wunderrothen Stein,
Der wie ein Herze flammt;
Ihm mag wohl aufgetragen ſeyn
Der Treue Wächteramt.

Doch, hält ein fliehendes Gefühl
Der arme Ring wohl hin?
Ach wohl! ſo gut ein Herz wird kühl,
Erblaßt auch ein Rubin.

Ha! ich erkenne: jedes Pfand
Verkehrt ſich mir zum Spott;
Ein Thor nur wähnt, mit ird'ſcher Hand
Zu binden einen Gott.

Nicht kann ein Pfand entflohner Zeit
Beſtechen das Geſchick;
Friſch zeuge ſeine Seligkeit
Sich jeder Augenblick.

Seh' ich dein Aug' ſo himmelklar,
Sogleich mein Wunſch mich reut!
Thu', Mädchen, jezt und immerdar,
Wie dir dein Herz gebeut!

Es wehre nimmer Pfand und Schwur
Dem möglichen Verluſt!
Mich trug ja auch ein Wunder nur
Empor an deine Bruſt.

Mein Kleinod deine Liebe ſey!
Doch nicht als Recht und Pflicht!
Nur wenn ſie immer friſch und frei
Aus freud'ger Seele bricht!

Edle Tropfen.

Aus der Waſſer unendlicher Fülle,
Deren Rauſchen betäubt das Ohr,
Hebt der Taucher, in bergender Hülle,
Köſtlich geronnene Tropfen empor.

Geſtern ſah ich dein Auge gefeuchtet,
Mädchen, als du mir reichteſt die Hand!
Wahrlich, die Thräne, die drin geleuchtet,
Hätt' ich im tiefſten Meer noch erkannt!

Aber ſie hat ſich nach kurzem Schimmer
Wieder in deiner Seele verſteckt,
Die ſo tief iſt, daß ſie noch immer
Eine göttliche Finſterniß deckt.

Das letzte Lied.

Wenn ich oft in Liedern ſchon
Ausgeſtrömt die Seele:
Fühlt' ich, daß der vollſte Ton
Meinem Spiel noch fehle,

Der gewaltig den Tribut
Aller Herzen fodre,
Drin die ewige Flammenglut
Des Prometheus lodre;

Der ein neu Myſterium
Aus vor Allen ſpreche;
Vom verbotnen Heiligthum
Los die Siegel breche.

Ein erfahrner Zaub'rer ſpricht
Viele kräftige Worte;
Aber Eines traut ſich nicht
Aus des Mundes Pforte.

Eins, das mächtiger als ſie
Die Natur empöret
Und den Herren der Magie
Sammt der Welt zerſtöret.

Aber Einmal, wenn der Zorn
Ihm das Blut beſchleunigt,
Wenn der Rache ſcharfer Dorn
Ihm die Seele peinigt:

Einmal, mit erhobnem Stab
Ruft er's — unter Flammen
Stürzt er lebend in ſein Grab —
Und die Welt zuſammen.

Meine Seele ahnt er lang:
Soll ich's noch gewinnen
Zu bezaubern mit Geſang
Aller Herz und Sinnen:

Muß ich kühn das letzte Pfand
Meiner Kunſt verſchwenden,
Und im prächtig ſtolzen Brand
Wie der Zaubrer enden.

Aber nicht der Bosheit Sohn
Tückiſch und erſchrocken —
Nicht der Haß kann ſolchen Ton
Auf die Lippen locken!

Froh zum eignen Holzſtoß hin
Trag ich nur den Funken
Wenn die ſeel'ge Königin
Liebe mir gewunken!

Friſte nicht aus Mitleid mir,
  Königin! das Leben;
Denn was gilt es, wenn ich's dir
  Nicht zurück darf geben?

Laß mich in des Lebens Noth
  Langſam nicht verkümmern!
Laß im freien Opfertod
  Mich dieß Kleid zertrümmern!

Höre mich voll Ungeduld
  Rütteln an der Pforte!
Lehre, Königin, mich mit Huld
  Der Befreiung Worte!

Das Räthsel.

Du haſt mir, ſüßes Leben,
Ein Räthſel aufgegeben,
Das mich viel ſinnen macht;
Es führt den Dorn des Kummers,
Es raubt den Troſt des Schlummers
Nach bangem Tag, der Nacht.

Mich quält's, wie eine Sünde,
Daß ich es nicht ergründe,
Worauf dieß Räthſel zielt;
Wie ich's gefühlt nie habe,
Fühl' jetzt ich: wie der Knabe,
Der blinde, mit mir ſpielt!

Ich kann mit meinem Sinnen
Die Deutung nicht gewinnen;
O bittres Mißgeſchick!
Dieß Räthſel — ach nicht Lettern
Verkörpern es auf Blättern!
Es iſt — dein finſtrer Blick!

Den kann ich mir nicht deuten!
O welche Feinde ſtreuten
So böſe Saat bei Nacht?
Was hat dich, lichtes Weſen,
Deß Herz ich ſonſt geleſen,
Zum Räthſel jetzt gemacht?

Die Löſung gieb der Seele,
Daß ſie ſich nimmer quäle;
Sie harrt, ob du nicht winkſt?
Der Unruh wilde Hyder
Erſtickt, ſobald du wieder
Ans volle Herz mir ſinkſt!

Die zwei Bronnen.

Ich weiß zwei tiefe Bronnen,
Wo blaues Waſſer quillt;
Sie ſpiegeln Tags der Sonnen
Und Nachts der Sterne Bild.

Dort habe ſich's begeben:
Eine Seele ſtieg hinab,
Zu ſchöpfen Waſſer und Leben,
Und fand darin ihr Grab.

Doch ſagen ſie nicht, welchen
Sie ſich gewann zum Sarg;
Nicht, welcher von beiden Kelchen
Den Trank, den tödtlichen, barg.

Wenn ich ſie ſelbſt betrachte,
Denk' ich, es kann nicht ſeyn!
Und wird mir vom Verdachte
Die Seele völlig rein.

Die Spiegel ſind, die hellen,
Sich keines Mords bewußt;
Es ſtrömen dieſe Wellen
Aus eines Engels Bruſt.

Gestörter Abschiedsschmerz.

Als ich neulich dich verlaſſen,
Hat mein Roß ſich wild gebäumt,
Knirſchend ins Gebiß geſchäumt —
Deine Hand nicht konnt' ich faſſen;
Wie im Sturm es mich trug fort
Hört' ich kaum dein Abſchiedswort.

Weich und traurig werden Seelen
Von des Abſchieds Weh geſtimmt,
Und im Auge plötzlich ſchwimmt
Was wir Männer gern verhehlen;
Wenn das Tuch geflattert hat
Trinkt es ſich an Thränen ſatt.

Doch des wilden Roſſes Feuer
Störte Wehmuth mir und Schmerz,
Und es konnte kaum mein Herz
Zahlen die geliebte Steuer —
Sauſend trug michs durch die Luft
Ueber unſrer Trennung Kluft.

Und — geſteh' ich mein Verbrechen!
Stolz empfand ich mich als Held,
Dem zu Füßen liegt die Welt, —
Eil' o Mädchen, dich zu rächen!
Rufe zu der Knechtſchaft Glück
Deinen Ritter bald zurück!

Die Seele.

Manches Trugbild mich verwirrte,
Manches Grubenlicht ging aus,
Wenn ich oft um Kunde irrte
Durch der Seele Stollenbaus.
In den trüglichen Mäandern
Hielt mir nie die Wahrheit Stand,
Und erſchöpft vom vielen Wandern
Schalt ich Alles Lug und Tand.

Aber in des Glaubens Wage
Plötzlich fiel ein neu Gewicht,
Denn mir ward am hellen Tage
Ein bekehrendes Geſicht;
Und die troſtlos freche Meinung
Schwur ich, ein Beglückter, ab,
Seit die holdeſte Erſcheinung
Mir ſtatt Wahn Gewißheit gab.

Liebes Mädchen! deine Seele
Iſt mir ja kein Räthſel mehr!
Sie umſchwebt mich — und ich quäle
Rathend mich nicht hin und her.
Ohne Wechſel, ohne Trennung
Steht ſie vor mir, hold und ganz,
Seit der Stunde der Erkennung
In der Schönheit Wunderglanz.

Wenn die zarte Hand ich faſſe
Reiner noch als Lilienſammt:
Fühl' ich wie die lieblich blaſſe
Lautre Seelenglut durchflammt;
Durch der Brauen Siegesbogen
Tritt ſie lächelnd oft vor's Haus;
Schifft auf ſüßer Rede Wogen
Kühn oft in die Welt hinaus.

Wenn beim ſchmelzenden Geſange
Tief die Bruſt der Ton durchzieht:
Wird mir bei der Luſt oft bange,
Ob ſie nicht von hinnen flieht?
Bis ſie mit dem rothen Munde
Meine Sorge wieder heilt,
Und ein Kuß mir giebt die Kunde:
Daß ſie gern bei mir noch weilt.

Aber wenn ſie, ſchattentrunken,
Scheu in ſich zurückgekehrt:
Wenn das Auge, zugeſunken,
Seinen blauen Wellen wehrt:
Wenn durchs ſchmale Thor der Lieder
Morfeus Blumenſaamen quillt,
Und das Lilienweiß der Glieder
Neu vom Schlummerbade ſchwillt:

Iſt der Leib dann aufgenommen
In der Seele wallend Kleid?
Iſt die Seele ganz verſchwommen
In des Leibes Herrlichkeit?
O dann ahn' ich die Erhöhung
Dieſer flücht'gen Königin!
Seh' den Kranz der Auferſtehung
Um das Haupt der Schläferin!

Treue.

Hand in Hand!
Nie zerriſſen in des Volks Gedränge,
Nie geſchieden durch des Pfades Enge,
Ueber blaſſen Schnee und glühnden Sand —
Hand in Hand!

Mund an Mund!
Selbſt dem Wort, dem irdiſchen, mißtrauend,
Heimlichere Zeichen uns erbauend,
Schlürfen wir aus Quellen ohne Grund —
Mund an Mund!

Herz an Herz!
Laſſen wir in göttlichem Vertrauen
Uns in unſrer Seelen Tiefe ſchauen
Freud' um Freude tauſchend, Schmerz um Schmerz,
Herz an Herz!

Grab an Grab!
Gleicheſt, ſtrenger Gott, du nur dem Schlummer?
Weckſt du einſt uns wieder? Rede, Stummer!
Grünet wieder der verdorrte Stab? —
Grab an Grab!

Die Abschiedsstunde.

Oft denk' ich an des Abſchieds Stunde:
Der Himmel war für uns verhängt,
Tief innen blutete die Wunde,
Wir ſaßen, Herz an Herz gedrängt.

Noch wollten wir uns Alles ſagen,
Die Sprache war ſo todt, ſo arm,
Die wir in unſers Glückes Tagen
Mitfühlend oft genannt und warm.

Dein ſüßes Bild mir einzuprägen,
Feſt heftet' ich den Blick auf dich;
Doch als dein Aug' ihm kam entgegen,
Verdunkelte das meine ſich.

So war für uns in Eine Stunde
Der langen Zukunft Weh gepreßt;
Ich ſaugte mit begier'gem Munde
Mich an dem bittern Kelche feſt.

Und nun — warum ruf' in der Ferne
Von ſo viel Stunden, reich an Glück,
Ich vor die Seele ſtets ſo gerne
Gerad' die bitterſte zurück?

Das Finden.

Mein Mädchen wollt' ich finden
Die mich zu ſich entbot,
Doch mußt' ich wohl empfinden
Viel Ungemach und Noth.

Nacht war herabgeſunken,
Der Himmel ſchien voll Gram;
Der Fuhrmann war betrunken
Und ſeine Roſſe lahm.

In dichten Finſterniſſen
Der Weg vor uns verſchwand;
Dem Zeiger war entriſſen
Die recht' und linke Hand.

Bald waren wir verſchlungen
Vom allerdickſten Wald
Und machten nothgedrungen
Vor einer Hütte Halt.

Ich trat ins niedre Stübchen,
Darin zu wärmen mich; —
Und ſieh — da war mein Liebchen!
Sie war verirrt wie ich.

Mit holdeſter Verwirrung
  Begrüßte mich ihr Mund;
Die doppelte Verirrung,
  Sie führte doch zum Fund!

Und war der Weg abſcheulich
  Und eng der Hütte Raum:
So war die Raſt erfreulich,
  Die Nacht ein Göttertraum.

Auf jener ſondern Reiſe
  In jener holden Nacht
Hab' ich erkannt und preiſe
  O Eros, deine Macht!

Der du das Pfand der Gnade
  Dem treuen Prieſter ſchenkſt
Und die verirrten Pfade
  Zum ſchönſten Ziele lenkſt!

Der Nacht ins Herz geſchoſſen
  Haſt du den Freudenſtrahl,
Und fährſt mit blinden Roſſen
  Ein in des Himmels Saal!

Geisterstunde.

Welches heil'ge Schweigen!
Laß dem Sternenreigen
Mich, des Zeitſtroms Rauſchen,
Deinem Herzſchlag lauſchen
Und dem Hauch der Nacht!

Mädchen, biſt erſchrocken
Ob dem Schlag der Glocken,
Die mit ehrnem Munde
Uns die Geiſterſtunde
Rufen in das Ohr?

Wie, wenn plötzlich kämen
Hager, blaſſe Schemen,
Die um alte Schulden
Noch Verbannung dulden,
Traurig gehen um?

Würd'ſt du wohl vergeſſen
Mich ans Herz zu preſſen,
Und der Liebe Koſen?
Welkten wohl die Roſen
Von den Wangen dir?

Würde bittre Trauer
Kalter Todesſchauer,
Wie der Froſt die Triften,
Dir das Herz vergiften,
Das jetzt freudig glüht?

Liebchen laß dir ſagen:
Finſtre Geiſter wagen
Sich mit ihrem Jammer
In die ſeel'ge Kammer
Unſrer Liebe nicht.

Wenn ſie draußen lärmen:
Sollten wir uns härmen?
Enger ſoll ſich flechten
In den Polternächten
Unſerer Seelen Bund.

Vor der Sonne Lichte
Wird im Nu zu Richte
Was aus Nacht geronnen —
Heller ſchwingt als Sonnen
Fackeln unſer Gott!

Eile und Zögerung.

Ging' es nach deinen Wünſchen zu,
Geborchten Monde dir und Sonnen:
Wie bald, o Seele! hätteſt du
Des Lebens Faden abgeſponnen!

Berauſcht vom ſelig warmen Duft,
Drin deiner Hoffnung Blumen brennen,
Wärfſt du die Jahre in die Kluft,
Die dich von der Gewährung trennen.

Längſt wäre deines Morgens Dunſt
Als Abendthau herabgefloſſen,
Längſt hätteſt du die höchſte Gunſt
Des kargen Lebens durchgenoſſen.

Du gäbſt, von Frühlings-Sehnſucht voll,
Den Winter hin, den blüthenloſen;
Die Mailuſt hin, als Eingangszoll
Ins trunkne Flammenreich der Roſen.

Doch Chronos zahlt gemach die Schuld,
Und hält die abgeſteckten Zieler;
Nichts dringt ihm ab die Ungeduld
Der wagemuth'gen Schickſalsſpieler.

So daß zuletzt der kält're Geiſt
Das Glück der Zögerung begreifet,
Und auch die dürren Tage preiſt,
Da ihm die ſüße Traube reifet;

Daß er nur ungern aus der Bruſt
Die Sehnſucht läßt, die ihn beflügelt,
Und ſcheu am Rubikon der Luſt
Die heißen Roſſe plötzlich zügelt;

Daß er des Tages Eile ſchilt,
Der ihn begnadigt mit Erfüllung,
Weil ihm der Gürtel höher gilt
Als ſelbſt die Wonne der Enthüllung.

So bleibſt du ſtets, o Herz! ein Kind,
Magſt du die träge Zeit verklagen,
Magſt du, weil ſie zu ſchnell entrinnt,
Den Sommer in den Herbſt vertragen.

Und ach, ich ſelbſt — vermöcht' ich's, dir
Die Doppelthorheit zu verleiden?
Nur darfſt du, dieß gelobe mir!
Die Horen nie in Trauer kleiden.

Der Garten am Kirchhof.

Wenn in den Garten ich als Knabe
  Voll Freude ging von Haus:
So brachte man gerad zum Grabe
  Die Todten oft hinaus.

Oft machte meine Schritte ſtocken
  Der Trauerleute Zug;
Oft nur den Klageton der Glocken
  Die Luſt zum Garten trug.

Da fiel denn in mein junges Leben
  Ein tiefer, tiefer Gram,
Daß ich mit ſcheuem Widerſtreben
  Zum werthen Garten kam.

Dem innern Auge ging vorüber
  Noch lang der ſchwarze Zug,
Und an mein Ohr noch lang, nur trüber,
  Die Leichenglocke ſchlug.

Nicht Obſt, nicht Blumen konnten tröſten
  Den kindlich tiefen Schmerz;
Der Liebe Zuſpruch ſchnitt am wehſten
  In das verſtörte Herz.

Jetzt wallet oft mit ernſtem Schritte
Hinaus die Trauerſchaar;
Ich wandre ſelbſt in ihrer Mitte,
Im geiſtlichen Talar.

Doch hat der Kindheit tiefe Trauer
Nicht über mich mehr Macht,
Weil mir im Ring der Kirchhofmauer
Des Gartens Bild erwacht.

Unendlich ſind nun ſeine Gränzen,
Die ich ſonſt wohl gekannt;
Die Blumen und die Früchte glänzen
Wie Gold und Diamant.

Und aller Kummer iſt vergeſſen
Der dort mich jemals traf;
Es laden ſchattige Cypreſſen
Mich ein zum holden Schlaf.

Steht auch der Fuß am Rand der Grüfte,
Und wankt durch's Trauerhaus:
Die Seele ruht im Reich der Düfte
An Silberquellen aus.

Und gelten einſt mir ſelbſt die Glocken,
Die ſonſt mir gaben Pein:
Wie engelrein wird mein Frohlocken
Im Garten Gottes ſeyn!

Neue Welten.

Es brüllt der Sturm und weckt die See
  Aus ihren leichten Träumen;
Sie zuckt empor in wildem Weh
  Mit ungeſtümem Schäumen.

Des Sturmes Braut, die Flamme, hört
  Den Bräut'gam lärmen droben,
Hat aus dem Grunde ſchnell empört
  Zum Aether ſich gehoben.

So haben ſie die ganze Nacht
  Umarmt ſich und umwunden;
Doch als das Morgenroth erwacht
  Da waren ſie verſchwunden.

Doch als die Sonne kam daher
  Die rothe Bahn gegangen:
Da ſchaut ihr Aug' im grünen Meer
  Ein herrlich Eiland prangen.

Und glänzender noch ſieht man oft
  Mit ſtürmiſch wildem Wehen
Sich neue Länder unverhofft
  Im Meer der Dichtung heben.

Die Quellen rauſchen wunderfriſch;
Viel neue Vögel ſingen,
Und Elfen ſchlüpfen durchs Gebüſch
Und winden Liebesſchlingen.

Und die jungfräuliche Natur
Mag Glückliche nur dulden;
Kein Seufzer kränkt die heitre Flur,
Die Seelen kein Verſchulden.

Den Jüngling lockt ein holdes Kind
Zum Pfad des Lauben-Netzes
Und Auge, Wang' und Buſen ſind
Die Tafeln des Geſetzes.

Sie dürfen nie des Frühlings Glanz
In Winters Gram betrauern;
Vor Räubern ſchützet ſie ein Kranz
Von Alabaſtermauern.

Du Sänger nahſt auf leichtem Kahn,
Doch wild die Wogen branden,
Der ungeſtüme Ocean
Vergönnt dir nicht zu landen.

Und Mauerwächter drohen dir
Den Eingang zu verhindern;
Du mußt verarmt, wie König Lear
Entfliehn — vor deinen Kindern!

Leben im Stein.

Scheidet, o Kinder der Menſchen, zu ſtreng nicht Leben vom Tode!
Tief in die Schöpfung hinein dehnet der Seele Gebiet!
Sucht den ermatteten Puls mit dem zärtlichen Taſten der Liebe,
Haſcht den verſiegenden Hauch mit dem empfindlichſten Glas!
Horcht in der Stille der Nacht auf die Töne der himmliſchen Lyra,
Welche nur ſelten des Schwans ſilbernen Flügel berührt!
Denket, daß ſelbſt mit dem Stein das Geſchlecht der Sterblichen angrenzt,
Leben dem Marmor entſprang und in den Marmor ſich barg.
Durſtige Liebe erzwang des geendeten Bildes Beſeelung,
Und der gefeſſelte Geiſt hörte den rettenden Ruf.
Froh der geöffneten Bahn umſchlang die entbundene Seele
Glühend, mit ſammtenem Arm, dankend den mächt'gen Gemahl,

Fürchtete nimmer, die Holde, des grauſamen Todes Umſchattung,
Nun ſie doch Einmal den Kuß athmender Liebe geſchmeckt.
Aber als Niobes Blick die getödteten Kinder gezählet,
Und der gealterte Leib keinen Erſatz ihr verſprach:
Als der unendliche Schmerz nicht konnte erdulden das Leben,
Und das gewaltige Weh hätte die Urne zerſprengt:
Sieh, da erſtarrte der Leib, der die Kinder, die ſchönſten, geboren,
Wurde der Buſen zu Stein, der die Geliebten geſäugt.
Noch dem verſteinerten Auge der Mutter entrollten die Thränen,
Welche zu weinen das Maß menſchlicher Tage zu klein.
Wenn Pygmalions Glut noch wärmte der Sterblichen Buſen,
Und die erlöſende Hand träfe den feſſelnden Bann:
Drängten ſich wohl aus Felſen die ſchönſten Geſtalten und Mancher
Aus alabaſternem Grab höbe die Braut ſich empor.
Aber wenn Niobe's Leid die Geſchlechter der Menſchen bedrückte,
Statt des gemächlichen Weh's, das ſie nur langſam verzehrt:

Würden in kältendem Schmerz mit den Felſen die Leiber verſchmelzen,
Unter den Lebenden keck prangen des Todes Pallaſt.
Drum zu ſtreng nicht ſcheidet die Marken des Lebens vom Tode,
Weil ihr die Zukunft nicht, noch das Vergangene kennt!
Aber verehret die heil'ge, die leiſeſte Flamme des Lebens,
Sey ſie auch blaß wie die Luft, ſey ſie auch kühl wie der Stein!

Natur und Kunst.

(Durch ein Portrait veranlaßt.)

Mit unaufhaltſam wildem Eilen
Drängt fort den Menſchen die Natur;
Verſchworen hat ſie das Verweilen,
Sie freuet ſich am Werden nur;
Geplagt von einem böſen Fluche
Genügt ihr holdſtes Werk ihr nicht;
Dem Bildner gleich, der Fehlverſuche
Von Thon und weichem Wachs zerbricht.

Doch du, o Kunſt, mit kühnem Streben
Bekämpfſt du ſie, mit Heldenglück,
Du hältſt vom ſchnellverrauſchten Leben
Den köſtlichſten Moment zurück;
Der Knabe ſchaut uns aus dem Bilde
Voll ſeelig reiner Jugend an,
Wenn ſchon des Lebens Kampf, der wilde,
Mit Staub und Schuld bedeckt den Mann.

Beglückt, wer in der vollſten Blüthe
Die flücht'ge Schönheit überraſcht
Und mit empfänglichem Gemüthe
Das Bild, den leichten Schatten, haſcht,
Eh ein Gedanke der Entweihung
Die Seel' erhitzt mit trüber Glut;
Wenn noch der Unſchuld Prophezeihung
Im innig klaren Auge ruht!

Des Lebens Unruhe.

Von Niemand angefochten
Für ſich durchs Leben gehn,
In keinen Kampf verflochten
Aufs Schlachtgewühl zu ſehn;
Zu trinken fern vom Feſte
Im Vorhof nur den Wein —
Das möchte wohl das beſte
Der ird'ſchen Looſe ſeyn.

Es waren Amt und Würde
Mir immerdar verhaßt;
Der Krone goldne Bürde
Wär' mir zu ſchwere Laſt;
Mich ängſtigte die Liebe,
Der Seelen trauter Bund;
Die Blumenkette riebe
Mir doch den Nacken wund.

Ein eignes Haus mir bauen —
Ich hielt' es nicht Gewinn,
Denn immer würd' ich ſchauen
Mein Sterbebett darin,
Oft ſeh' ich mit Entſetzen
Den Leib, den eignen an;
Iſt er nicht den Geſetzen
Des Grabes unterthan?

Verloren iſt die Mahnung
In friſcher Jugendluſt;
Es herrſcht die dunkle Ahnung
Zu mächtig in der Bruſt;
Sie machet mich erbleichen
Im trunknen Hochzeithaus;
Sie deutet mir die Zeichen
Des blinden Lebens aus.

Die Zeit, die volle Becher
Begierig trocken ſchlürft;
Die das Gewand der Schächer
Auf reine Kinder wirft,
Die ſtreng in Wittwentrauer
Des Mädchens Blüthe hüllt —
Sie hat mit ihrem Schauer
Die Seele mir erfüllt.

Beim Carneval im düſtern
Gewand trieb ich mich um;
Doch bei der Schönheit Flüſtern
Blieb, wie die Nacht, ich ſtumm;
Der Morgen droht dem Bunde
Der Luſt; ich nehme nicht
Für Eine Schäferſtunde
Die Maske vom Geſicht.

Vom Traum im Roſengarten
Spring' ich gehetzt empor;
Die grauen Sorgen warten
Mit Ingrimm mein am Thor,
Aus ihrem finſtern Gruße
Grinſt mir die Reue zu;
Sie fordern ſtrenge Buße
Für jede Stunde Ruh.

Mich jagt mit ſcharfen Neſſeln
Das Leben vor ſich her;
Zerſprengend alle Feſſeln
Bleibt frei das Herz, doch leer;
Empört die Pulſe klopfen
Die müde Seele bangt,
Die ſtets nach einem Tropfen
Der Ewigkeit verlangt.

Der Phönix.

Ich lag im Wald, gedankenlos
Durchwühlte meine Hand das Moos;
Der Eichen grüne Kronen rauſchten,
Die Vögel friſche Lieder tauſchten;
Da hatt' ich unverſeh'ns gepflückt
Ein Kraut, deß Kraft mich raſch durchzückt.

Denn es geſchah in mir ein Riß,
Ein Licht durchbrach die Finſterniß,
Daß jeden Ton aus Vogelkehle
Verſtand zur Stunde meine Seele;
Mir ward zu Sinn gar ſtolz und froh,
Reich dünkt' ich mich wie Salomo.

Die ſcheuen Tauben hielten Rath,
Zu naſchen von der Winterſaat;
Die Lerchen warnten ſich vor Netzen,
Die Raben plauderten von Schätzen;
Die Nachtigall, das Herz voll Blut,
Beweinte die geraubte Brut.

Und Alle je in ihrer Art;
Und bald ward mir geoffenbart,
Daß ſich in jedem Lebensreiche
Die Angſt und Noth der Weſen gleiche,
Und unſrer Blindheit Täuſchung nur
Verhehlt die Leiden der Natur.

Der Phönix auch begann zuletzt,
Den überall man glücklich ſchätzt,
Weil noch voll Paradieſestugend
Er Schönheit paart mit ew'ger Jugend;
Begier'ger lauſcht' ich als zuvor —
Doch eine Klage traf mein Ohr:

„O wehe! wie die friſche Kraft
Des Lebens in ſich ſelbſt erſchlafft!
Wie oft muß ich des Frühlings Blüthen
Erleben und der Vögel Brüten,
Bis mit dem Schritt von Blei die Zeit
Mich von des Harrens Pein befreit!

Wenn abgelaufen iſt das Rad,
Wenn der Erneuung Stunde naht,
Wenn ſich ein Weltjahr abgeſponnen
Und neu beginnt der Gang der Sonnen:
Dann freilich füllt ſich meine Bruſt
Mit unbeſchreiblich ſüßer Luſt.

Dann ſchlagen in gewürz'gem Tod,
Von Sehnſucht trunken, purpurroth
Des Werdens und des Zeugens Flammen
In Einen Wolluſtſtrahl zuſammen,
Durchblitzt von wunderbarem Schmerz,
Schmilzt Schönheit dann und Mark und Herz

Doch ach! das heiße Luſtgefühl,
Bald wird es wieder matt und kühl;
Erinn'rung zehren und Verlangen
An Einer Stunde, die vergangen;
Das Schickſal zahlet der Geduld
So ſelten nur, ſo ſpät die Schuld.

Fünfhundertmal die Eiche ſchwillt,
Bis mir die Sehnſucht wird geſtillt;
Zur Eile drängt der Wunſch vergebens
Den trägen Pulsſchlag meines Lebens;
Nie bleicht der Farben friſches Roth,
Dem Herzen nur Erſtarrung droht.

Ich kenne nun des Lebens Spiel —
Ein ew'ger Kreis — doch fehlt das Ziel;
Des Glückes Reiz iſt ſeine Kürze
Und Ueberraſchung ſeine Würze;
Ich bin mit Schmerzen jetzt belehrt,
Daß immer nur das Alte kehrt.

So ward das Leben mir zur Laſt,
Doch bleibt mir auch der Tod verhaßt;
Um mich vor ſeiner Macht zu retten,
Würd' ich in ew'ger Nacht mich betten,
Begrüb' ich mich in Fels und Eis,
Und gäbe Ruhm und Schönheit Preis!«

Er ſchwieg; verwandelt ſchien er mir,
Die Wehmuth trübte ſeine Zier;
Die Federn, die wie Gold gefunkelt —
Ihr Glanz ſchien plötzlich mir verdunkelt,
Und ganz erſtorben war mein Neid,
Seit ich erkannt ſein Herzeleid.

So öffnet tiefre Weisheit nur
Den tiefern Schmerz der Kreatur;
Und könnteſt du das Kraut gewinnen,
Das kräftiger noch ſchärft die Sinnen,
Bald würdeſt du die ſtillen Weh'n
Der Blumen und des Steins verſtehn.

Drum laß verhüllt und unentdeckt,
Was ſorglich die Natur verſteckt;
Nicht dränge dich durch Liſt und Lauer
In das Geheimniß ihrer Trauer,
Das jede Süßigkeit der Welt
Mit bitterm Nachſchmack dir vergällt!

Die Macht der Zeit.

O Zeit! du liſt'ge Schmeichlerin,
Du nahſt in wechſelnden Geſtalten,
Um zu erheitern mir den Sinn,
Zu glätten meiner Stirne Falten!
Strebſt, in des Wonnemondes Tracht
Mich mit dem Schickſal zu verſöhnen,
Und würzeſt die balſam'ſche Nacht
Mit tiefen Nachtigallentönen.

Du rühmſt dich: über jedes Herz
Sey endlich dir der Sieg gelungen,
Du habeſt jeden bittern Schmerz
Beſänftigt und zur Ruh geſungen;
Du hab'ſt die Wunden jeder Bruſt
Die Lippen jedes Grabs geſchloſſen,
Und laſſeſt aus der Trümmer Wuſt
Erſt Gras, dann lichte Blumen ſproſſen.

Doch nicht verſuche mein Gemüth!
Nicht löſche die mir theuren Narben!
Manch duft'ge Blum' auch mir erblüht
Nur in der Wehmuth dunkeln Farben.
Dein ſanftes Schmeicheln duld' ich gern
Und will ihm nicht entgegen handeln,
Doch wirſt du nie den ſchwarzen Kern
Der Trauer mir in Licht verwandeln.

Der Poſt gegenüber.

Wenn ich kaum den Schlaf gefunden,
  Wacht' ich wieder auf mit Zorn,
Denn es weckte alle Stunden
  Mich ein lärmend kreiſchend Horn.

Auch die Stunde der Geſpenſter
  Kam herbei und ohne Ruh';
Murrend trat ich an das Fenſter,
  Schaute dem Getreibe zu.

Von den halbverhüllten Sternen
  Floß herab ein mattes Licht;
Trübe, ſchwankende Laternen
  Blendeten, doch hellten nicht.

Rütteln hört' ich am Gepäcke
  Und die Ketten klirrten ſchwer;
Tief in Mänteln, um die Ecke
  Schlichen Reiſende daher.

Ob der Zög'rung ſchilt ein Wandrer,
  Weil die Nacht ſo rauh und kalt;
Schmerzvoll ſcheidend preiſt ein Andrer
  Still bei ſich den Aufenthalt.

Jener ſucht mit leichtem Herzen
In der Fremde Gold und Glück;
Dieſer läßt mit bittern Schmerzen,
Was ihm theuer, hier zurück.

Bei dem Licht, dem zitternd-matten,
Drin die Scene ſich verlor,
Kamen ſie mir ſelbſt wie Schatten,
Wie geſpenſt'ge Pilger vor.

„Selbſt auch werd' ich bald nun wandern,"
Fiel mir ſchreckhaft plötzlich ein,
„Und ſo werd' auch ich den Andern
Nur wie Traum und Schatten ſeyn."

Aus des finſtern Stalles Thüre
Trabte ſchwer der Pferde Troß,
Und gleichgültig, wen er führe,
Stieg der Poſtillon auf's Roß.

Und ſo fort zu allen Stunden
Schmetterte das heiſ're Horn;
Zwar mein Schlummer war verſchwunden,
Doch erloſchen auch der Zorn.

Gedrängniss.

Ach, wer kann den Geiern wehren,
Die mir ſtets am Marke zehren!
Läßt der Eine mich in Ruh,
Setzen mir die andern zu.

Schwarz der erſte, wie der Kummer,
Frißt, ſobald der Tag wird ſtummer,
In der Nächte langer Pein
Tief ſich in mein Herz hinein.

Flügelſpreizend, roth wie Feuer,
Zornvoll naht der zweite Geier;
Jede Feder iſt ein Dorn,
Jede Krall' ein glüh'nder Sporn.

Blaß der dritte, pflegt mit Fragen,
Unlösbarn, mich zu plagen,
Und wenn mir die Antwort fehlt,
Mördriſch mich ſein Schnabel quält.

Höhniſch ſeh'n die Ungeheuer
In erlogne Freudenfeuer,
Die ich oft in banger Nacht,
Sie zu ſcheuchen, angefacht.

Daß man ihre Noth nicht ahne,
Steckt die grün' und rothe Fahne,
Lächelnd unter Qual und Graus,
Noch die Seele muthig aus.

Mit dem Erzklang ſtolzer Lieder
Schlägt ſie weiche Klagen nieder,
Kämpfet noch mit blanker Wehr —
Aber ach! nicht lange mehr!

Ihre Kraft erliegt dem Grimme;
Leis ſchon wimmert eine Stimme:
„Dieſe jahrelangen Weh'n —
Darf ich ſie noch nicht geſteh'n?“

Bald, o Tapfre! darfſt du's ſagen,
Halte nur noch ohne Klagen
Bis zum letzten Schreckensſturm
Deinen untergrabnen Thurm!

Welchen Schmerz du konnt'ſt verſchweigen,
Werden ſeine Trümmer zeugen!
Dich, Erprobte, trägt der Schwan
Statt der Geier ſternenan!

Einſames Leben.

Dürft' im Meeresgrund ich wohnen:
  Hätte dort ein Muſchelhaus:
Traun, ich blickte viel Aeonen
  Nimmer in die Welt hinaus.

Nichts dann hätt' ich zu verſäumen,
  Könnte träumen Tag und Nacht,
Schliefe wieder, wenn den Träumen
  Ich genugſam nachgedacht.

Wollt' ich einmal dann die Klauſe
  Oeffnen und beſchau'n die Welt:
Wie ſo falſch hätt' ich zu Hauſe
  Ach! mir Alles vorgeſtellt!

Grob nur dünkten mich die Düfte,
  Und nicht grün genug der Wald,
Grau der Himmel und die Lüfte
  Und die Herzen ach! zu kalt.

Würde bald mit bittrer Reue
  In die Klauſe wieder geh'n;
Schwüre gern die Welt aufs Neue
  Tauſend Jahre nicht zu ſehn.

Das Geheimniss.

Wohin, o Freund, uns rufen die Trommeten?
Verborgen iſt es dir und mir!
Wir folgen dem verſchleierten Propheten,
Dem unentrollten Schlachtpannier;

Wir tragen feſt verſiegelt und verſchloſſen
Den Brief des Schickſals auf der Bruſt;
Wenn unſrer Tage Sanduhr abgefloſſen
Wird erſt ſein Inhalt uns bewußt,

So wie der Seemann erſt auf hohem Meere
Das ernſte Blatt eröffnen darf,
Das ihn belehrt, in welche Hemiſphäre
Der Schlachtgott ihm den Lorbeer warf.

Noch dunkler iſt der Schickſalsſchluß und ſchlimmer
Der für den Erdenſohn beſteht:
Was unſer Loos — wird kund erſt, wenn in Trümmer
Der leichte Bau des Lebens geht.

Und wie, o mein Geliebter! wenn am Ende,
Wann unſre Seelen kampfesmatt,
Dann, vor Erwartung zitternd, unſre Hände
Entfalteten ein weiſſes Blatt?

Wenn uns ein Antlitz wieſe der Prophete,
  Aus dem kein Strahl der Gottheit blickt?
Wenn ſchlaff und traurig unſer Banner wehte
  Dem keine Kronen eingeſtickt?

Ein Mutterherz kann Eine Nacht verhehlen
  Die Weihnachtgaben vor dem Kind —
Doch dieſe Dämmerung deutet nicht auf Seelen,
  Die für das Licht berufen ſind!

Und doch, o Wunder, wie der Geiſt, der bange,
  Nach der Entſcheidung mächtig drängt,
Dem Vogel gleich, der in dem Blick der Schlange
  Als einem geiſt'gen Netze hängt.

In Ungeduld wünſcht ſich den Tod der Kranke,
  Weil Niemand auf ſein Leiden merkt
Und in des Fiebers Glut mit kühlem Tranke
  Die faſt verzagte Seele ſtärkt.

Geduld jedoch! bis völlig ausgekrochen
  Die Zukunft aus dem eignen Schooß;
Denn jedes Siegel läßt, zu früh erbrochen,
  Des Wahnſinns Dämon auf uns los.

Doch ſehn' ich mich zu hören die Trommete!
  Das lange Räthſel löſe ſich!
Enthülle dich, verſchleierter Prophete!
  Entrolle Schlachtenbanner dich!

Die Summe meines Schickſals möcht' ich leſen
Zur Hieroglyphe abgekürzt,
Ob auch, berührt von dieſem Blitz, mein Weſen
In ſeinen eignen Abgrund ſtürzt.

Die Epopten der Geſchichte.

Durch's Grab der Welt entflohen,
Gedacht' ich die Heroen
Vergangner Zeit zu ſchau'n;
Zu höhrer That verbündet,
Von neuer Glut entzündet,
Mit ihnen fortzubau'n.

Der Helden eignem Munde
Abhorch' ich dann die Kunde,
Die grau jetzt und verwiſcht;
Dort wird zur vollen Blüthe
Dem ſtaunenden Gemüthe
Erinnrung aufgefriſcht.

Dort glätten ſich die Falten,
Dort wachſen die Geſtalten,
Die hier die Noth gebeugt;
Dort wird zu mark'ger Tugend
Am Brunnen ew'ger Jugend
Die Schwachheit aufgeſäugt.

BIBLIOTHECA
REGIA

In ſolches Schau'n verſunken,
Hat einſt den Tod getrunken
Der Weiſe von Athen:
»Dort werd' ich die Erhabnen,
Die lange ſchon Begrabnen
In Schönheit leuchten ſeh'n.

Dann vom Trojanerkriege,
Vom Marathoner Siege
Erzählen ſie mit Luſt;
Vom Haß nicht mehr gepeinigt,
Vom Staub des Kampfs gereinigt
Die narbenvolle Bruſt!«

Dieß waren meine Träume,
Bis ich die Tempelräume
Mnemoſyne's betrat,
Wo ich um ſichre Kunde
Mit ehrfurchtsvollem Munde
Die ernſten Greiſe bat.

Sie tilgten in den Herzen
Die angeerbten Schmerzen
Durch der Beſchauung Kraft;
Sie kannten nicht die Reue,
Sie wandelten als Freie
Noch in des Lebens Haft.

Sie ſchrieben, abgeſchieden
Vom Lärm der Welt, im Frieden
Der Menſchheit Thatenbuch;
Wem ſeine Zeit geſchlagen,
Der legte ohne Klagen
Sich unter's Leichentuch.

Getränkt von ihren Lehren,
Lernt' ich gemach entbehren,
Was ich geliebt zuvor;
Als ſie mein Wachsthum merkten,
Da ſprachen zum Geſtärkten
Zum Abſchied ſie im Chor:

„Heil! wer der Täuſchung Binde
So kampflos, ſo gelinde
Wie du jetzt, abgeſtreift!
Wer mit verſöhntem Sinne
Getroſt nach dem Gewinne
Der lautern Wahrheit greift!

Nicht mehr dem Eignen Kleinen —
Dem Großen nur, dem Einen
Verpfändet ich dein Herz;
Dich weihte die Betrachtung
Zur Kunſt der Weltverachtung,
Zu der Verleugnung Schmerz.

O Sohn! es wird nicht droben
Dein Loos dir aufgehoben!
Die Gegenwart iſt dein!
Laß, ſuchend das Entfernte,
Nicht dieſes Lebens Ernte
Für dich verloren ſeyn!

Nicht zittre vor Vernichtung,
Wenn auch das Land der Dichtung
In Aſch' und Dunſt zerfliegt;
Zum wahren Seyn geneſen,
Wird dein unſterblich Weſen
Vom Grabe nicht beſiegt.

Von kräft'gen Lebens Fülle
Umklammerte die Hülle
Das blinde Volk am Nil,
Deß Seelen, ſtarr wie Felſen,
Das Licht nicht konnte ſchmelzen,
Das aus den Höhen fiel.

Laß ſie in dumpfen Kammern
Um ihre Larven jammern,
Draus Mark und Geiſt entfloh!
Du werd' im höhern Lichte,
Ein Prieſter der Geſchichte,
Der freud'gen Weisheit froh!

Lern' jene Heimath ahnen,
Wo ſilberweiße Fahnen
Den Gruß des Friedens weh'n;
Dort ſiehſt du, unbegrenzet,
Vom Strahl des Geiſt's durchglänzet,
Ein Pantheon erſteh'n.

Dort ruht, wer hier geſchieden,
In des Gedankens Frieden,
Von Lieb' und Haß entwöhnt;
Dort iſt die Schuld vernichtet,
Dort iſt der Kampf geſchlichtet,
Das Schickſal ausgeſöhnt.

Dieß Reich wird nie geſtöret,
Kein Wechſel mehr empöret
Die ſtillen Geiſter dort;
Dem eignen Wunſch entnommen,
Lebt zu der Nachwelt Frommen
Die Schaar der Todten fort.

Sie lerne lebend ehren,
So wirſt du würdig mehren
Dereinſt die ernſte Schaar;
Denn wir auch opfern billig,
Gezwungen oder willig,
Uns ſelbſt einſt am Altar.

Den langen Todtenzügen
Schließt nach des Lebens Gnügen
Sich jede Seele an;
Dann wird er aufgegeben,
Der Eine Tropfen Leben,
Im großen Ocean.

Der Kön'ge Rath und Handlung,
Der Reiche Fall und Wandlung
Iſt Arabeskenſpiel;
Durch den Ruin gewaltſam
Naht ernſt und unaufhaltſam
Der Weltgeiſt ſeinem Ziel.

Es reichen ohne Ende
Geſchlechter ſich die Hände,
Und drängend, ohne Ruh,
Rückt jedes, ſeine Sendung
Erfüllend, der Vollendung
Wie im Triumphe zu.

Einſt hängſt auch du, umſchattet
Von Todesnacht, ermattet
Vom mannigfalt'gen Lauf,
Dein Innerſtes und Frei'ſtes
Am Hochaltar des Geiſtes
Als Siegstrophäen auf.«

Zwillingsloos.

Τὸ μὲν πρῶτον μηδὲ γεγενῆσθαι
Τὸ δὲ δεύτερον μετὰ ταῦτα, ἀποθανεῖν νέον.

Sophokles.

Nicht einſam trat ich ein in dieſe Welt;
Ein Schweſterchen lag freundlich mir geſellt
In Einer Wiege, und ein Mutterherz
Sah doppelt ſich vergütet ſeinen Schmerz.
Zwei Engel ſtiegen aus dem ſtillen Reich
Wo man der Menſchheit Looſe wägt, zugleich,
Doch Einem ward die Vollmacht nur gegeben
Sein Kind zu lenken durch das wirre Leben.

Warum ſie ſo und anders nicht getheilt?
Wer kann's errathen! Raſch davongeeilt
War meine Schweſter; nenn' ich es ein Glück,
Daß in der Wieg' allein ich blieb zurück?
Daß nicht der Tod, der mir ſo nahe kam,
Auch mich als leichte Beute mit ſich nahm?

Doch wenn ich auch dem frühen Grab entfloh:
Ich werde kaum des bittern Vorzugs froh;
Denn, lag ich auch bewußtlos träumend da:
Wem einmal kam die kalte Hand ſo nah,
Daß ſie berührte ſein verſchwiſtert Weſen:
Der kann zu achter Freude nie geneſen.

Mir raunt's ins Ohr bei Jubel und Genuß:
„Du ſtehſt im Schattenreich mit Einem Fuß!
„Warum ward dir verlängert noch die Friſt,
„Da doch dein Fleiſch und Blut geſtorben iſt?“
Und drum, ſo weit mir das Gedächtniß reicht
War mir das Leben nie wie Andern leicht;
Schwer, wie den Schläfer drückt des Alpes Laſt,
Trüb, wie des Abſchieds Stunde wird dem Gaſt;
Mir bleibt das Herz erkältet und erſchreckt,
Mein Mark vom Hauch des Todes angeſteckt
Und du, o Genius, der du bei mir bliebſt,
Und dich mit mir durchs irre Leben triebſt,
Das, wenn's auch den Planeten nicht bewegt,
Doch tauſend Sorgen, Stürme, Flammen hegt:
Sprich: ward dir niemals deine Sendung leid?
Gedachteſt du des Bruders nie mit Neid,
Der von dem zarten Schützling ungekränkt,
Der Heimath gleich ſich wieder zugelenkt
Und von der Mutter Bruſt in raſchem Flug
Die unbefleckte junge Seele trug?

Geisterbann.

Mein Kritiker ſchwört hoch und theuer:
  Im Garten meiner Poeſie
Seh' er ein gräßlich Ungeheuer,
  Das Taggeſpenſt, Philoſophie.

Zwar bin ich ſelbſt nicht ganz unſchuldig;
  Oft hab' ich mich nach ihm geſehnt,
Und hab' ihm zugehört geduldig,
  Und wenn es ſprach, oft nicht gegähnt.

Nun aber iſt mir's ſelbſt verdrießlich,
  So oft der Geiſt vorüberhuſcht,
Und Verſe, die ſonſt wohl erſprießlich,
  Mit dürrer Knochenhand verpfuſcht.

Obwohl entſproſſen einem Manne,
  Der klar in's Geiſterreich geſchaut,
Iſt leider mir vom Geiſterbanne
  Kein Sterbenswörtchen anvertraut.

Doch will ich eines jetzt verſuchen,
  Denn mich erfaßt ein heil'ger Zorn:
Erſcheint der Geiſt — ich will ihm fluchen
  Mit Sprüchen aus dem Wunderhorn.

Dem Griesgram ſoll ein Kind kredenzen
Des Hafis ſchäumenden Pokal;
Ich will mit Oſtens Roſen kränzen,
Wenn er hereintritt, das Portal.

Mit Roſenöl will ich ihn ſprützen,
Ob er nicht ſchaudernd flieht davor,
Und endlich ihm die Narrenmützen
Mit Schellen werfen über's Ohr.

Der Unfug muß ihn doch verjagen!
Mißmuthig ſchleicht er fort und lauſcht,
Bis er vernimmt in fernen Tagen:
Daß nun der Freude Feſt verrauſcht.

Ein Stündchen noch mit mir zu koſen,
Sey ihm zum Schluſſe gern erlaubt;
Ich ſchüttle dann die letzten Roſen,
Doch ohne Reue, mir vom Haupt.

Dolce far niente!

In Roſengebüſchen, bei dunkeln Cypreſſen
Der Arbeit, des dröhnenden Marktes vergeſſen,
Den kühlenden Wein aus kryſtallenen Flaſchen
In langen erathmenden Zügen zu naſchen,
Zu horchen der Bienen melodiſchem Summen,
Der Glocken metallenem Hall und Verſtummen —
Vom Morgenroth bis zur Beſtattung der Sonne —
O ahnt ihr des Müſſiggangs ſelige Wonne?

Im Kahne den Himmel beſchauend, ſich wiegen,
An grünenden Ufern vorüber zu fliegen,
Die Fiſche zu ſchauen, die glücklichen Thoren,
Die goldengefleckten, die blauen, die Mohren,
Zu hören das tolle Geplauder der Wellen,
Der langſamen Murren, das Lachen der ſchnellen —
Wie ſüß, in ſo buntem unendlichem Gnügen
Halb wachend, halb träumend die Zeit zu betrügen!

Aus Roſen, aus tauſend, die ſchönſte zu wählen,
Des Pfirſichbaums ſchwellende Blüthen zu zählen,
Der Nachtigall lockendes Lied zu belauſchen,
Zu deuten der Pappeln beſorgliches Rauſchen,
In Wolken des Abends, den röthlichen grauen
Mit ahnender Seele Geſtalten zu ſchauen —
O würd' es vergönnt mir, mir wäre nicht bange!
Nicht würde der Tag mir, der längſte, zu lange!

Nicht bleibe vergeſſen des Müſſiggangs Krone:
Die lieblichſten Mädchen mit neckendem Hohne
Verſpotteten freundlich die träumende Weiſe,
Und brachten mir gern doch die köſtlichſte Speiſe,
Und hatten wohl Mitleid mit meiner Ermattung
Und betteten mir in des Lorbeers Umſchattung,
Und ließen mich, wenn ſie den Zucker vergeſſen,
Zum Munde die Lippen, die ſüßeren, preſſen.

Ich höre von ferne das Schelten der Weiſen,
Daß froh ich den Müſſiggang wage zu preiſen;
O! freilich ihr könnt nicht genießen, nur faſten!
Ihr traget halb ſeufzend, halb eitel, die Laſten!
Ihr wollet nur immer verbeſſern und meiſtern,
Und laßt Moral wohl Titania's Geiſtern!
Ihr flechtet das Leben aus Angſt und Verlangen,
Und mangelt der holdeſten Kunſt: zu empfangen!

Doch wähnet nicht, daß ich als Tagdieb nur ſange
Die Wunder der Schöpfung mit durſtigem Auge!
Wie aus dem Rubin, der die Strahlen getrunken,
So ſteigen des Nachts aus der Seele die Funken;
Schnell werden im flüchtigen Taumel der Horen
Die blühenden Kinder, die Lieder, geboren!
Sie tragen, die fröhlichen leichten Naturen,
Auf ſchimmernden Stirnen des Müſſiggangs Spuren.

Des Dichters Quälgeiſter.

Neckiſche Geiſter ſpucken
Um mich beim Sonnenſchein;
Schreib' oder leſ' ich, ſo gucken
Sie über die Schultern herein.

Sie liſpeln, wie Heimchen
Beim Mondenlicht:
»»Da haſt du ein Reimchen!
Mach ein Gedicht!««

»Ich muß bedauern —
Jetzt ſtört ihr mich!
Sie kichern und kauern
In eine Ecke ſich.

Kommen mir Gedanken,
Erhaben und reich —
Die böſen Ranken
Erhaſchen ſie gleich.

»Gib her uns die Beute!
Sie kommt uns gerecht!
Nicht gearbeitet heute!
Gejauchzt und gezecht!

Dann halten ſie Tänze,
Durch's ganze Haus
Winken ſie Blumenkränze
Und lachen mich aus.

Zu ihren Spielen plündern
Sie mir Stube und Kopf;
Ich kann nicht zürnen den Kindern,
Ich armer Tropf!

Der griechiſche Tag.

»Heut, Freunde!« rief ich, »wollen wir der Fantaſie ergeben
Den ſchönen, blauen Sommertag wie frohe Griechen leben!
Wir laſſen von der Gegenwart, der Thörin, uns nicht meiſtern,
Wir wollen mit dem Göttertrank der Vorzeit uns begeiſtern!«
Sie ſchlagen alle fröhlich ein; der Kleider läſt'ge Moden
Sie wichen griechiſchem Gewand und griechiſch ward der Boden.
Bald wallten leichte Mäntel uns um jugendwarme Glieder,
Wir ließen uns im Gartenhain bei Lorbeerbüſchen nieder.
Wir ſchritten froh und leicht dahin auf purpurnen Sandalen;
Miſchkeſſel waren aufgeſtellt und ſilberne Fialen
Im Schatten des Platanenbaums in einer Myrthenlaube;
Der Wein war ſüß, als ſtammte er von Chios Feuertraube.

Der jugendlichen Trunkenheit war der Triumph gelungen;
Wir hatten um Jahrtauſende uns keck zurückgeſchwungen;
Vernichtet war die Gegenwart, verzaubert unſer Norden,
Der mürriſche Barbare war zum heitern Griechen worden.
Wir ſangen aus Anakreon von Eros und von Roſen,
Von Schönheitswaffen, wundem Herz, von ſüßem Weh und Koſen.
Bald ſchwoll die Lippe röther auf und flammten heißre Blicke,
Bald ſchwanden in Vergeſſenheit die trüben Weltgeſchicke;
Bald war der Glaube ausgetauſcht — vom Himmel ſchauten wieder
Der ſeeligen Olympier verjüngte Häupter nieder.
An Pabſt und Kirche wir nicht mehr, an Reu und Buße dachten:
Statt von den Ruſſen ſprachen wir von friſchen Perſerſchlachten.
Im Garten ſummten Bienen laut die vom Hymettus flogen,
Und jede Dufteswelle kam aus Tempe's Thal gezogen.
Dann ſchöpften im Sympoſium wir herrliche Belehrung;

Am kältſten Geiſt vollendete der Gott jetzt die Bekehrung.
Der letzte Trauerſchleier ſank vom roſenfarbnen Leben;
Grad in den Aether meinten wir umſchlungen uns zu beben;
Die laue Luft — ein einz'ger Kuß von Liebeskräften ſchwellend,
Der ſüße Wein — ein Naftaquell das Innerſte durchhellend.
Geflügelt aus dem Raupenſtand aufflogen ſcheue Triebe:
Wir prieſen die Unſterblichkeit der Schönheit und der Liebe.
Und als der Abend brach herein, lud ſchmeichelnd die Najade
Mit ſilbernem Geplätſcher uns zum friſchen Wogenbade.
Geworfen hatten wir zuvor des Diskus ſchwere Scheibe,
Willkommen war die Kühlung jetzt dem tagesmatten Leibe.
Und einer rief voll Trunkenheit: „O Freunde! ſchaut, ich wähne
Es ſchwimmen gegen uns herab viel ſilberhelle Schwäne.
Dieß iſt Eurotas! ſchaut ob ihr den Götterkönig kennet!
Der in den feuchten Wogen noch von Liebesflammen brennet!

Nachdem wir uns mit Oel geſalbt entzündeten uns wieder
Der heil'ge Chor des Sofokles und Pindar's Siegeslieder.
Den Göttern allen ward zuletzt ein Opfer ausgegoſſen,
Mit Andacht und mit Frömmigkeit der ſchöne Tag beſchloſſen.
Mich aber bis zum Ruhebett hat Morfeus noch begleitet,
Den buntgeſtickten Schleier ſanft aufs Antlitz mir gebreitet;
So hat des Tages holder Traum ſich Nachts mir fortgeſponnen,
Er war ſelbſt mit dem Morgenroth noch immer nicht zerronnen.
Ich habe brünſtig betend mich zu Helios gewendet,
Aus reiner Schaale andachtsvoll ein Opfer ihm geſpendet;
Die Freunde kamen ſpäter auch; doch Angeſicht und Mienen
Verwandelt ganz und ſonderbar gezwungen mir erſchienen.
Der Eine ſprach: mein Bruder hat den Zeitverderb geſcholten!
Der Andre: einen Schnupfen hat die Kurzweil mir gegolten,
Der Abend war ſo feucht und kalt; es mußte jedem ſchaden

Und dann der tolle Einfall gar ſo ſpät des Nachts zu baden!
Der dritte ſchwur: daß keinen Wein er lange mehr berühre,
Weil böſen Katzenjammer er und wüſtes Kopfweh ſpüre.
Mit meinen Gluten ſucht' ich noch ſie wieder zu befeuern,
Sie aber hatten keine Luſt *die Thorheit* zu erneuern.
Da faßte Schmerz und Ingrimm mich ob dieſen matten Seelen,
Die ihren beſten Lebenstag zu den verlornen zählen;
Die, wenn die Sterne liebevoll zum höchſten Jubel winken:
Zum Jammer der Alltäglichkeit erſchöpft herunter ſinken,
An deren winterlicher Bruſt die Freude ſelbſt erkaltet,
Für welche jede Schönheitsform zum Zerrbild ſich geſtaltet.
Als ich allein mich fand, umringt nur von des Walds Dryaden,
Begann mit Thränen ich mein Herz des Kummers zu entladen!
»Unſelige, die ſo das Gift der kranken Zeit durchwühlet,
Daß Ihr Euch krank von reiner Luſt verklärter Freude fühlet!

Der Becher bleib' Euch ſtets vom Wein, vom Kuß die Lippe trocken,
Nie ſpiele laue Sommerluft um Stirne Euch und Locken!
Euch weigre Dionyſos ſtets die wolluſtvollen Gaben,
Und Afrodite ſoll für Euch nie mehr ein Lächeln haben!
Die aufgeblühte Lilie ſoll in Eurer Hand verdorren!
Trüb ſollen Eure Träume ſeyn, wie Euer Thun verworren!
Der Parzen raſcher Finger ſoll den guten Tag Euch kürzen,
Der Rede Langeweile nie die Charis ſchmeichelnd würzen.
Kein heitrer Fährmann ſteure Euch nach Griechenland hinüber,
Und Euer düſtrer Himmel hier werd' immer grauer, trüber.
Barbaren, die für früh're Schuld vielleicht ein Gott verdammte,
Daß nimmer eine reine Glut in euren Seelen flammte!
Was bleibt dem ſchlaffen Volke noch, was den Begeiſtrungsloſen?
Laß ſie der Ruſſen Knechte ſeyn, die Narren der Franzoſen!
Ich aber will im Innern ſtets des ſchönen Traumes pflegen;
Der geſtern mir, doch allzufrüh verkürzet, trat entgegen.

Denn dieſe Lüfte ſind zu rauh, zu grob ſind dieſe Seelen,
Drum nehm' ich wieder ihn zurück, ihn immer zu verhehlen.
Was mich durchglüht — ich theil's nicht mehr mit Freunden und Genoſſen:
Es ſteht in mir ein Pantheon, doch ewig bleibt's geſchloſſen.

An Juſtinus Kerner

in Weinsberg.

O theurer Schattenſpieler! *)
Es ſpricht der Dank ſo Vieler
Zu dir aus meinem Lied!
Wer iſt, der nicht gerühret
Vom Hauch, den er geſpüret,
Aus deinem Hauſe ſchied?
Der nicht aus neuen Zeichen
Den Geiſt, den ewig reichen,
Der Welt und Herz bewegt, errieth?

Zwar ſchloſſeſt du die Pforten
Des Lieds. Nicht mehr in Worten
Ergießt ſich Poeſie;
Die Sprache, ſo gebrechlich,
Umfaßt, was unausſprechlich,
Mit ihren Lauten nie;
Du änderteſt dein Walten
Und prägteſt in Geſtalten
Den flüſſ'gen Strom der Phantaſie.

---

*) S. Kerners Reiſeſchatten, in welchen er als Schattenſpieler Luchs auftritt.

Was andre nur geſungen,
Das haſt du dir errungen:
Den magiſchen Pallaſt.
Das Wild ſucht deine Halle,
Das Pferd in deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Laſt,
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Raſt.

Den Thurm hab' ich geſehen,
Von dem du ließeſt wehen
Das griechiſche Panier;
Im Regen mußt' erbleichen —
Ein unglückdrohndes Zeichen! —
Der frohen Farben Zier.
Der edle Sohn der Muſen
Zog, ſchon den Tod im Buſen,
Der Griechenſänger*), weg von dir.

Das Gartenhäuschen ſchimmert,
Auf altem Stein gezimmert,
In friſchem, neuen Glanz;
Dort koſtete den Schlummer
Der Feldherr, den der Kummer

---

*) Wilhelm Müller, im Herbſt 1827. Ihm zu Ehren pflanzte Kerner eine Fahne mit den griechiſchen Nationalfarben auf den von ihm dichteriſch und wirklich zugleich hergeſtellten alten Stadtmauer-Thurme auf, der in ſeinem Garten ſteht.

Umſchwebt des Vaterlands;
Dort hängt voll ſtiller Trauer
Herab an düſtrer Mauer
Rybinski's*) abgelebter Kranz.

Den Polen und den Ungern**)
Du laſſeſt keinen hungern,
Du ladeſt ſie herein,
Bereit, ſie zu ergötzen
Mit Bildern und mit Schätzen,
Mit Harmonie'n und Wein;
Aus dunkler Schwermuth Schatten
Führeſt du die Lebensmatten
Zurück zum goldnen Sonnenſchein.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei dir geſchaut;
Es bricht an deiner Schwelle
Die ſchwarze Macht der Hölle,
Der vor der Unſchuld graut,
Es weicht die Geiſterſchwüle
Vor jener Abendkühle,
Die von des Genius Schwingen thaut.

So ſtört das Wunderbare
Dein Leben dir, das klare,

---

*) Im vorigen Jahre beſuchte dieſer polniſche Feldherr den Dichter.
**) Nic. Lenau's Dichtergeiſt erquickte ſich wiederholt bei ſeinem Freunde Kerner.

Der Seele Frieden, nicht;
Du nimmſt der Geiſter Recken,
Den tollen Spuk, den Schrecken,
Mit auf in das Gedicht,
Das ſich in deinem Innern
Aus Zukunft und Erinnern
In bunten Faden weiter flicht.

Einſt trug ein ſeltſam Wappen
Dein Schild; zu deinem Knappen
Erkoreſt du den Scherz; *)
Und nachher ſang und fühlte
Die Bruſt — die Hand, ſie kühlte
Der Menſchheit Pein und Schmerz;
Doch ſtets iſt gleich geblieben
Im Glauben, Ahnen, Lieben,
Dein unverwüſtlich reiches Herz.

Den Einklang zweier Welten
Belauſcheſt du, vom Schelten
Des Marktes nicht empört;
Des Lebens erd'ge Schaale
Ward von dem mächt'gen Strahle
Des geiſt'gen Blicks zerſtört,
Von ungewohnten Zungen,
Aus ernſten Dämmerungen
Haſt du manch ſeltſam Wort gehört.

---

*) In den Reiſeſchatten.

Doch, daß ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht:
Es ſey dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einſt tragen ſie im Sturme,
Sammt Garten und ſammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht.

Dann geht die Sag' im Volke:
„Habt ihr in rother Wolke
Das Häuschen auch geſeh'n?“
Und wem es wird begegnen,
Der wird ſich freudig ſegnen,
Daß ihm ein Heil geſcheh'n.
Es werden milde Lüfte
Und warme Balſamdüfte
Aus ſeinem Saphirthore weh'n.

Dann möcht' ich bei dir weilen,
Den Sternenſaal durcheilen
In raſchem, hohen Flug!
Dann ſchauten wir vom Fenſter
Des Zwiſchenreichs Geſpenſter,
Manch' langen, blaſſen Zug —
Bis uns, am lichten Ziele,
Nach langem Schattenſpiele
Ein Engel ruft: es iſt genug!

Göthe's Farbenlehre.

Dir gab, der Götter Lieblingskinde,
Ein Seherauge das Geſchick;
Des Lebens innerſtes Gewinde
Entfaltete ſich deinem Blick,
Du öffneteſt der Seelen Blüthe,
Erzeugſt die ſtille Liebeskraft,
Und zeigteſt, flammend im Gemüthe,
Den zack'gen Bliz der Leidenſchaft.

Du ſaheſt, wie er wird geſponnen
Der Faden, immerdar bedroht;
Der Glücklichſten verſchwiegne Wonnen,
Der Duldenden geheimſte Noth;
Du ſaheſt die Natur entſchleiert
In ihrer Arbeit, ihrer Raſt,
Und wo ſie je ein Feſt gefeiert
Warſt immer du der liebſte Gaſt.

Was hat dich, dem im reinen Aether
Als Jüngling nie der Puls geſtockt:
Was hat denn in die Tiefe ſpäter
Der Elemente dich gelockt?
Du bliebeſt träumend vor dem Ziele,
Der Dichtung bald vergeſſend, ſtehn,
Und ließeſt an der Farben Spiele
Dein heitres Auge ſich ergehn.

Was dir in mancher ſtillen Stunde
Von dieſem Reich ward offenbar:
Das boteſt mit gefall'gem Munde
Der Welt du neidlos wieder dar.
Du warſt ſo froh, wenn aus dem Lichte
Für dich ein neues Licht entſprang,
Wie ehmals, wenn dir im Gedichte
Die göttlichſte Geſtalt gelang.

Der köſtlichſte von allen Sinnen
In dem die Seele ſichtbar thront:
Er hegt den gleichen Strahl ſchon innen
Der hoch am Himmel leuchtend wohnt.
Erkennend thateſt dem Verwandten,
Dem Licht, du freundlich auf dein Haus
Und legteſt ſeiner Abgeſandten,
Der Farben, bunte Sprachen aus.

In tiefen Worten iſt's zu leſen
Wie du das Schwere kühn gewagt,
Wie du den körperloſen Weſen
Des Urſprungs Räthſel abgefragt;
Du qualteſt nicht die zarten Geiſter,
Du gingſt in ihre Launen ein,
Drum gönnten ſie dem ſanften Meiſter
Vertrauensvoll den reinſten Wein.

Abwägend, was dem Lichte ſchuldig
Der Farben jede, was der Nacht,
Nahmſt unermüdet und geduldig
Die kleinſten Zeichen du in Acht,
So ſorgſam wie du ſonſt die Herzen
Auf leichtbewegter Schaale wogſt,
Und das Geſpinnſt von Luſt und Schmerzen
Bald löſteſt bald zuſammenzogſt.

Du haſt der Menſchen wirres Streben
In ſcharfen Zügen treu gefaßt;
Du ſahſt auch in der Farben Leben
Was ſich befreundet, was ſich haßt.
Da ward geſchieden und vermählet
Mit manchem fragenden Verſuch;
Doch trifft, wenn auch der Einklang fehlet,
Den Mißbund keines Schickſals Fluch.

Ein thatlos ruhendes Ermatten
Berührte deine Seele nie!
Ihr Spiel, ihr Traum noch war ein Schatten
Von einer ew'gen Poeſie!
Es fühlte ſich zu neuen Thaten
Der Geiſt ermuthigt und geſtärkt,
Wenn ein Geheimniß er errathen
Ein dämmerndes Geſetz gemerkt.

Doch nicht in einſam düſtrer Zelle
Verfolgteſt du der Forſchung Ziel;
Der Himmel war für dich, der helle,
Entrollt mit ſeiner Wolken Spiel;
Mit ſeinen tauſend Meteoren
Im Nord und Süd und Weſt und Oſt
Bot, jede Stunde neugeboren,
Dem friſchen Aug' er friſche Koſt.

Was üppig die Natur verſchwendet,
An Farbe, Schmelz und Duft und Glanz
Dem Goldfaſan, der Lilie ſpendet —
Der Alpen Abendfeuerkranz —
Der Schimmer, der am Leib der Schlange
Ein grüner Blitz hinunterzuckt —
Das Roth, das leicht die ſammtne Wange
Des zarten Perſerknaben ſchmückt:

Für alle, heller oder trüber
Fandſt, Glücklicher! du das Geſetz,
Und ſpielend warfſt du ihnen über
Sie wußten ſelbſt nicht Wie? das Netz.
Du ſchloßſt das Dunkel und die Klarheit
In ihren ſichern Marken ein.
Und ordneteſt, ein Fürſt der Wahrheit,
Das widerſpenſt'ge Reich: den Schein.

Von ferne mein' ich faſt zu ahnen
Welch unergründlich tiefe Luſt
Auf dieſen kaum betretenen Bahnen
Durchſtrömen machte deine Bruſt!
Wie, von des Lebens Drang entzündet,
Die Seele wieder ſich erkühlt,
Dem Reinſten wieder ſich verbündet,
Der Weſen Quell ſich nah gefühlt.

Denn oftmals trägt im Dienſt der Muſen
Der Dichter ſelbſt des Kampfes Spur:
Drum flüchteteſt du gern zum Buſen
Der Alles heilenden Natur,
Wo ſich das Herz des Lebensſatten
In friſcher Hoffnung wieder ſtimmt,
Und jeder dunkle Erdenſchatten
In Himmelsfarbenglut verſchwimmt.

An meine Mutter.

Das Leben liebt in wechſelnden Geſtalten
Sich immer neu und anders zu entfalten,
Doch Bittres miſcht ſich oftmals in das Neue
Und um zerſtörte Tempel klagt die Treue.

Oft überkleidet nur mit bunten Farben
Sich innre Armuth und geheimes Darben;
Der Leichtſinn buhlt mit Fantaſie und Sinnen,
Dem Eckel an ſich ſelber zu entrinnen.

Drum ſcheinet oft der Seele Inbrunſt ärmer,
Weil ſie verſchmäht den eitlen Prunk der Schwärmer,
Beſorgt, daß der Empfindung ächte Fülle
Nicht in ein falſches Wort ſich lügend hülle.

Beklagen könnt' ich's, Mutter, wenn ich heute
Kein goldnes Korn in meinem Schacht erbeute,
Daß auch mein Wort an dieſem frohen Tage
Die Freudenröthe meiner Seele trage.

Doch fremder Schmuck ſoll meinen Gruß nicht zieren,
Er könnte leicht ſein Eigenſtes verlieren;
Es könnte leicht ausländiſcher Blumen Funkeln
Der heimiſchen beſcheidnen Glanz verdunkeln.

Ob dem Gefühl die volle Sprache fehle:
Aufs halbe Wort verſtehſt du meine Seele!
Ich bin, mit freud'ger Rührung darf ich's ſagen,
Dir fremder nicht als in den frühſten Tagen.

O daß nicht auch die Schwachheit gleich ſich bliebe,
Wie unverändert blieb die frühſte Liebe;
Ohnmächtig bin ich noch in dieſen Jahren
Dir Glück zu geben oder Leid zu ſparen.

O daß die Himmliſchen vergönnt mir hätten
Die Falten deiner Tage auszuglätten,
Sanft, was dein Auge ſchmerzet, zu verhüllen,
Des ſtillen Wunſches Lücken auszufüllen!

Doch unrecht wär's, an freudenvollen Tagen
In trübem Sinn das Schickſal anzuklagen,
Daß er das Thal der Freuden uns verenget
Und in Granit den Strom des Lebens zwänget!

Iſts nicht zuletzt des Schickſals weiſe Güte
Die Kampf und Müh' bereitet dem Gemüthe,
Damit ſich ſiegender die Kraft bewähre
Und reiner ſich das Ewige verkläre?

An frohen reich und wehmuthsvollen Pfändern
Begehrſt du nicht, was hinter dir, zu ändern;
Doch vor dir ſey getilgt des Pfads Beſchwerde,
Der Aether rein und blumenreich die Erde.

Dichterſinn.

Es rauſcht im Genügen das Leben dahin,
Wem ſchuldlos die Bruſt und gütig der Sinn;
Wie ſilberner Quell aus kryſtallener Höhle
Entfließen die Thaten der lauteren Seele.

Wann ruhet der Dichter behaglich in Luſt?
Ihm ſpornt ja ewig ein Stachel die Bruſt;
Denn wenn er nicht heute ein Lied geboren:
Wie weiß er, ob nicht ihm die Kunſt verloren?

Drum nehm' er der Stunde, der göttlichen, wahr!
Er trete als Prieſter bekränzt zum Altar.
Bedenke voll Demuth der Sterblichen Schranken
Und lerne ſein Liebſtes dem Himmel verdanken!

Die Tafel-Runde.

Die Gäſte zechten beim Traubenblut
Bis tief in die Nacht in trunkenem Muth;
Und als die Glocke Mitternacht ſchlug
Und den Giebel durchrauſchte des Sturmwinds Flug,
Da reichte der Wirth einem taumelnden Gaſt
Den menſchlichen Schädel in Silber gefaßt:
„Heut iſt, ihr Genoſſen, der Jahrestag
Wo der ſeltſame Becher krönt das Gelag!
Laßt kreiſen die knöcherne Schaale mit Wein
Und ſchlurft aus dem Moder den Lebensſaft ein!
Bevor er die Schaale des Bundes leert
Wird ein Lied von jedem Gaſte begehrt!“
Sie ſangen und tranken in keckem Muth,
Auf den Wangen wechſelten Bläſſe und Glut.

I.

Bei unſrem Bacchanale
Willkommen weiſſe Schaale!
Du begeſt ſüßen Trank,
Für ſeiner Weine beſten
Verdient von ſeinen Gäſten
Der Wirth ſich Lob und Dank.

Aus was geformt der Becher?
Was fragt darnach der Zecher!
Ob's eines Goldſchmids Stolz,
Ob's Erde ſey, ob Lava,
Aus China, Peru, Java,
Ob Kokusnuß, ob Holz!

Um ein Gehirn zu faſſen,
Zu lieben und zu haſſen
War tauglich wohl dieß Bein!
Doch frei geſagt! ich meine
Zu einem guten Weine
Iſt es beinah zu klein!

Von edlem Traubenblute
Aus dieſem Fingerhute
Werd' ich fürwahr nicht ſatt!
Doch mit begier'gen Lippen
Wollt ich am Schädel nippen
Vom Rieſen Goliath!

II.

Wenn die Poſaunen blaſen
Der Friedhof ſich belebt
Und unter grünen Raſen
Sich das Gebein erhebt:

Wenn dann auch dieſer Todte
Deß Schädel heute kreist,
Geweckt vom Machtgebote
Dem Schlummer ſich entreißt:

Dann wird er ſelbſt im Himmel
Sobald nicht nüchtern ſeyn,
Ein wüſtes Traumgewimmel
Nimmt ihm das Hirn noch ein.

Bald mit den Engeln zankt er;
Bald ſteht er blöd' und ſtumm;
Mit ſchwerem Kopfe wankt er
Um Gottes Thron herum.

Er ſehnt ſich nach der Kammer
Zurück, voll Grabesnacht,
Wenn er im Katzenjammer
Zur Ewigkeit erwacht.

Wen dauert dann der Tropf nicht?
Drum nehmet Euch in Acht,
Daß man aus Eurem Kopf nicht
Einſt Trinkgefäße macht!

III.

Aus dem Kaffee, der Karten Fall
Weiſſagen alte Weiber,
Aus Linien der Hand, Cryſtall
Aus Wuchs und Schnitt der Leiber:
Ich lache dieſer Faſeleien;
Aus Schädeln will ich profezeihen.

Wir kommen Brüder, hier ſo jung
Gewiß nicht mehr zuſammen;
Es löſchen der Begeiſterung
Vom Wein entfachte Flammen!
Und wenn heran das Alter zittert
Sind Trank, Geſang und Scherz verbittert.

Vernichtung und Verderben droht
Auch unſrem luſt'gen Bunde,
So viele Tage feſtlich roth
Wiſcht weg die ſchwarze Stunde;
Schon iſt das letzte Glas gerüttelt!
Manch Sandkorn ſchon herabgeſchüttelt!

Doch dieſe Profezeihung darf
Nicht Euern Jubel dämpfen;
Man kann mit Waffen blank und ſcharf
Das Schickſal nicht bekämpfen!
Der mehrt, ein Feind, ſich ſelbſt die Plage,
Wer ſich ſchon ängſtigt vor dem Schlage!

Dem Opfer gleich, das unbewußt
Sich naht zur blut'gen Feier:
So webt aus Freude, Scherz und Luſt
Ums Auge dicht die Schleier,
Die euch des Schickſals Arm verhüllen,
Bis ſeine Schlüſſe ſich erfüllen!

IV.

Rede, Freund! was du geweſen,
Eh zu dieſem Ehrenamt
Unſer Bund dich hat erleſen,
Oder, wenn du willſt, verdammt?

Wareſt du vielleicht ein Dichter,
Selbſt ein Freund von dem Pokal?
Oder warſt ein ſtrenger Richter,
Strafteſt Rauſch und Nachtſcandal?

Haſt vor dieſem Gift aufs beſte
Kranke du als Arzt gewarnt?
Oder haſt als Wirth die Gäſte
Selber ſchmeichelnd eingegarnt?

Trankſt du, ein geplagter Bauer,
Nie, den du gepflanzt, den Wein,
Und gehörte nur, was ſauer
Gleich dem Eſſig ſchmeckte, dein?

Warſt du ſelbſt ein luſt'ger Zecher,
Dem man aus Cryſtall kredenzt.
Du, deß Kopf als bleicher Becher
Heut beim Bundesmahle glänzt?

Was du auch gethan, gerungen
Und gelitten und geirrt:
Dieß wohl ward dir nie geſungen:
Daß man aus dir trinken wird.

Und weil Jedem iſt verborgen,
Was ihm einſt bevor noch ſteht:
Lebt und trinket ohne Sorgen
Bis der Wein zur Neige geht!

V.

Dieß Trinkgefäß dünkt mir ſo kalt
Wie ich noch nichts gefühlt;
Aus Nova Zembla-Schnee geballt,
Am Nordpol-Eis gekühlt;

Und dieſer Wein darin ſo heiß,
Wie am Veſuv gebraut;
Der Anblick preßt mir aus mehr Schweiß
Als dem, der ihn gebaut.

Doch Glut und Kälte, weiß ich wohl,
Sind nur in meinem Wahn;
Es iſt mein Sinn durch dieß Symbol
Geſchreckt aus ſeiner Bahn.

Ich trinke kühn! Es iſt nur Wein!
Jetzt iſt's hinabgeflößt!
Der Becher nur polirtes Bein!
Der Zauber iſt gelöst!

Es ſtempelt unſer Wahn und Traum
Des Lebens Weh nnd Glück;
Greif zu! von dem zerplatzten Schaum
Bleibt träger Brei zurück.

Die eigne Fantaſie erſchafft,
Was ängſtet und gefällt;
Und wenn erliſcht des Auges Kraft,
Zerſplittert auch die Welt.

Der Wahn, vor dem ich mich entſetzt,
Hat dieſes Herz beſiegt,
Das Geiſterreich entgeiſtert jetzt
Zu meinen Füßen liegt.

VI.

Es kränzte mit Roſen
Der Römer den Krug;
Ich wähle Zeitloſen
Mit beſſerem Fug;
Sie deuten die Kürze
Des luſtigen Traums;
Wer dampfet die Würze
Des purpurnen Schaums.
Im Jahre regieret
Der Monate Tauſch;
Die Seele verlieret
Sich ſelber im Rauſch;
Die Blumen im Haare
Verſengt der Genuß,
Schnell rauſchen die Jahre
Hinunter den Fluß,
Die Roſe bedeckt nicht
Den ſtechenden Schmerz;
Der Todtenkopf ſchreckt nicht
Das muthige Herz.
Schon ſchauen wir freier
Ins Aug' dem Geſchick
Und rollen den Schleier
Der Zukunft zurück.
Nicht bebt das Gebein uns
Vor Tod und vor Nacht,

Weil glühender Wein uns
Zu Helden gemacht!
Willkommen Genoſſen
Im modrigen Saal!
So leer' ich entſchloſſen
Den Schädelpokal.

VII.

Es tanget nicht der ſüße Moſt
Darin ſich zu berauſchen;
Wer wollte nie die Honigkoſt
Mit anderm Mahl vertauſchen?
Das Herbe, Saure, Bittre muß
Den Hochſchmack geben dem Genuß.

Wir ſorgen, daß des Lebens Reiz
Uns nimmermehr veralte,
Daß es uns nicht in ſchnödem Geiz
Sein Beſtes vorenthalte;
Bald wird geſchmacklos Freud' und Scherz,
Bringt nicht den Sauerteig der Schmerz.

Aus dieſem blaſſen Hirnesſchrein
Trinkt ſtumpfer Sinn Geneſung;
Wir würzen unſren Freudenwein
Mit Moder und Verweſung;
Wenn dieſer dürre Schädel kreiſt,
Dann fühlt man erſt, was Leben heißt!

So zahlt uns ſelbſt der Tod Tribut
Der Freude Thron zu ſchmücken;
Dämonen liefern uns die Glut,
Daß wir uns recht entzücken;
Wir beuten keck für unſern Schmaus
Die Gräber und die Hölle aus.

Zwei Perlen hat in ihrem Wein
Cleopatra verſchmolzen;
Wir ſchenken ihn im Schädel ein
Und bieten Trotz der Stolzen:
Ob ihre Perlen höhern Werth
Als unſer Kelch dem Trank gewährt?

VIII.

Der du äußerlich erſcheinſt
  Heut ſo glatt und trocken;
Trugſt du ſchlichte Haare einſt,
  Oder krauſe Locken?

Hat mit einem dichten Schopf
  Dich Natur geſegnet?
Oder auf den kahlen Kopf
  Dirs vom Dach geregnet?

Zwar im Grund macht's wenig aus;
Aber ich geſtehe,
Daß ich nur mit innrem Graus
Einen Kahlkopf ſehe.

So ein blanker Schädel dreht
Wie des Grabs Geſandter;
Mit dem unfriſirten Tod
Scheint er mir verwandter.

Dieſer Lockenkopf verſpricht
Mir noch lange Friſten,
Aber auch in Locken dicht
Können Würmer niſten.

Wenn die Menſchen erſt einmal
All' aus Schädeln tränken,
Würde jeder, wenn er kahl,
Auf Perrücken denken.

Wenn dabei der Glasmann auch
Am Gewinn verlöre,
Wäre doch der neue Brauch
Gut für die Friſeure,

Steigerte die Koncurrenz
Der Perrückenweber,
Und es gäb' ein Accidens
Für die Todtengräber.

Doch wem braune Locken gut
Von der Stirne fallen:
Laß' in frohem Lebensmuth
Sie im Winde wallen!

IX.

Larven, Maskeraden
Schminken weiß und roth,
Falſche Zahn' und Waden
Thun der Menſchheit noth!

Und vom Schönheitspflaſter
Halt ſich keiner frei;
Königin der Laſter
Iſt die Heuchelei.

Mantel, Hemd und Kittel
Was verdecken die!
Und vor Nam' und Titel
Sieht man Menſchen nie!

Selber wenn ſie nackt ſind:
Offen ſind ſie nicht;
Daß ſie abgeſchmackt ſind
Läugnet ihr Geſicht.

Rothe Wangen lügen
Uns von Anmuth vor,
Hohle Worte trügen
Unſer glaub'ges Ohr.

Hand aufs Herz! Beim Weine
Frag' ich ohne Scherz:
Kennt von uns der Eine
Seines Bruders Herz?

Hinter der Erſcheinung
Schmilzt die Wahrheit fort;
Und der Seele Meinung
Wird verdreht vom Wort.

Wer durchs Leben wandelt,
Iſt ein Bühnenheld,
Und wer kauft und handelt,
Fälſchet Waar' und Geld.

Doch in unſrer Mitte
Einer ohne Liſt
Trotz der argen Sitte
Wahr und redlich iſt;

Der dem falſchen Putze
Eiskalt widerſteht
Und der Welt zum Trutze
Nackt und ſchmucklos geht;

Der doch keuſche Wangen
Nicht in Röthe ſchreckt,
Lüſternes Verlangen
Nie den Sinnen weckt:

Welcher nie verfehlet
Strenger Wahrheit Pflicht,
Keine Mängel hehlet
Vor des Tages Licht.

Und wer iſt ſo edel
In der ſchlimmen Zeit?
Dieſem blaſſen Schädel
Iſt mein Lob geweiht!

Der aus ſeiner Blöße
Kein Geheimniß macht
Und von Erdengröße
Jeden Traum verlacht,

Der den Blick vom Scheine
Aufs Gewiſſe lenkt,
Und mit klarem Weine
Durſt'ge Lippen tränkt.

Herrliche Geſichte
Gehn aus ihm mir auf,
Von der Weltgeſchichte
Fortgang und Verlauf;

Sind gar ſcharfe Lettern
Auf dieß Bein geprägt,
Das von Sturm und Wettern
Keine Wunden trägt.

Seine Macht bezeuget,
Stumm, die Fantaſie,
Und der Weiſe beuget
Huld'gend ihm das Knie;

Kronenräuber zollen
Ihm den goldnen Raub;
Doch als Spielwerk rollen
Kinder ihn im Staub.

Aber ich auch werde,
Was du, Schädel, biſt,
Wenn die Larv' aus Erde
Weggeworfen iſt:

Keiner Mode fröhnend
Schau ich dann, wie du,
Keck die Welt verhöhnend,
Ihrer Thorheit zu:

Als des weiſen Königs
Stummer Commentar,
Der der Fürſten Phönix
Und doch ſterblich war.

X.

Ueber eine Schildkrötſchaale
Spannte Hermes Saiten aus;
Zu der Götter Nektarmahle
Fügt' er noch den Ohrenſchmaus.

Und als ſo der Töne Fülle
Aus der hohlen Wölbung floß,
War des todten Thieres Hülle
Lichter Leiertöne Schooß.

Und aus dieſer Mythe lerne,
Wer nur ſchätzt die volle Nuß:
Daß man neben Mark und Kerne
Auch die Schaale ehren muß.

Darum Ehre auch den Schädeln,
Ob uns gleich der Hermes fehlt,
Sie zu Leiern zu veredeln,
Die der Götter Hauch beſeelt.

Doch mir iſt, als rängen Klänge
Aus der Schaale ſich hervor;
Ernſt anmuthige Geſänge
Winden Netze um mein Ohr!

Von der Erde alten Tagen,
Eh der Berg vom Meer ſich ſchied,
Von verſunknen Zauberſagen
Summen ſie ein dumpfes Lied.

Aber eben, wenn ich lauſche
Und das Beſte kommen will:
Kreiſt mit mir der Saal im Rauſche
Und wird Alles wieder ſtill.

Unterirdiſche Sprüche frommen
Einem trunknen Zecher nicht;
Dunkel bleibt und unvollkommen
Auch der Todten Unterricht.

XI.

Eine bleiche Erinnerung erſchreckt mir
Den Geiſt, gar graulich und wirr,
Und blutige Träume erweckt mir
Dies ſeltſame Trinkgeſchirr:

Mir iſt, ich ſey ſchon geſeſſen
Bei einem gräßlichen Mahl,
Wo Feinde wurden gefreſſen
Und Blut geſchäumt im Pokal.

Wie ſich die Zitternden ſträubten:
Es traf ſie des Prieſters Beil,
Und Pauken und Becken betäubten
Der ächzenden Opfer Geheul.

So ward des errungenen Sieges
Das rohe Gemüth ſich bewußt;
So labten die Früchte des Krieges
Den durſtigen Gaumen mit Luſt.

Aus dem braunen Leibe des Wilden
Die Seele nach langer Friſt
In einen geſitteten, milden
Europäer gefahren iſt.

Nun ein zierlicher Menſch ich geworden;
Nun denk' ich mit Abſcheu und Graus
An jenes entſetzliche Morden,
An jenen barbariſchen Schmaus.

Doch Einer Erinnerung Schimmer
Blieb noch bis jetzt mir zurück:
Wie damals, ſo hab ich doch nimmer
Gekoſtet des Sieges Glück!

Verkümmerte Völker von heute!
Wie ſind eure Sinne ſo ſtumpf!
Wie marklos im Kampf ſind die Leute,
Wie nüchtern in Sieg und Triumpf!

Aus jenen barbariſchen Tagen
Will Eines ich nimmer bereu'n:
Nie will ich dem Glücke entſagen
Mich jubelnd des Sieges zu freun!

Und bin ich allſtündlich nicht Sieger
So lange die Lippe noch roth?
So lange den männlichen Krieger
Umſonſt anrennet der Tod?

So lange das göttliche Feuer
Des Lebens den Athem noch ſchürt;
So lang' ihres Schickſals Steuer
Die kräftige Seele noch führt?

Und drum aus dem Schädel, dem Bilde
Des Erzfeinds, trink ich ſo froh,
Und jauchze, daß bisher der Wilde
Vor meinem Feldgeſchrei floh.

In ſein Schatzhaus bin ich gebrochen,
Und bringe ſein koſtbarſtes Stück,
Den hohlen, verwitterten Knochen
Als ſtolze Trofäe zurück.

Er grinſet mich an vergebens,
Weil ich ihm den Tempel beraubt;
Ich feire Triumfe des Lebens
Und kränze mit Roſen mein Haupt!

Zuletzt der Wirth die Schaale ergreift
Und von einem Bilde den Vorhang ſtreift:
„Ihr kennet, o Brüder, den Schädel nicht?
Doch kennt Ihr dieß leuchtende Jünglingsgeſicht?
Die Augen, verkündend das treueſte Herz,
Die Lippen, ſchwanger von Anmuth und Scherz,
Die oft in lieblichem Trotze geſchmollt
Wenn dem Schwärmenden wir nicht folgen gewollt?
Die Stirne, auf welcher bei frohem Genuß
Neu ſichtbar erblühte der Grazien Kuß?
Und ſeht auch dieß ſchwarzgeränderte Blatt
Drauf ſein Geiſt ſich ein Denkmal geſtiftet hat,
Als beim üppigen Haupthaar ihn faßte der Tod
Und ihm an den Abſchied zu denken gebot.
Hier habt ihr Bild und Schädel und Lied!
Entſcheidet, welches am gleichſten ihm ſieht!
Vor einem Jahre ſaß hier er am Tiſch
Und ſchürte die Flammen der Freude ſo friſch;
Heut kreiste von Keinem erkannt und ſtumm
Er als ein verkörpert Geſpenſt herum;
Stimmt an jetzt das Lied, das, erwartet vom Grab,
Er trauernd dem Leben als Scheidegruß gab.

An meines Lebens Schluſſe,
Das nur ein kurzer Morgen blieb,
Weil neidiſch vom Genuſſe
Der Freuden mich der Tod vertrieb:

Kann ich noch nicht verdammen,
Was mancher Mund mir ſtreng verbot:
Es dünken mich die Flammen
Der Luſt noch immer ſchön und roth!

Die Feuer, tödlich Andern,
Mir ſengten ſie nicht Mark und Blut;
Mir war, wie Salamandern,
Darin ſo froh und leicht zu Muth.

Es macht mir bittre Schmerzen,
Wenn man die kalte Erde nennt;
Dem feuertrunknen Herzen
Blieb fremd das feuchte Element.

Wie konnt' ich mich entzweien
Mit meinem Genius, der mein Herz
Zu den erhab'nern Weihen
Geläutert hat durch Luſt und Scherz?

Der mich die Trauerhallen
Der Weltverläugnung fliehen hieß,
Und röthlich in Cryſtallen
Das Bild der Welt mich ſchauen ließ?

Drum ſchau' ich jetzt noch gerne
Zurück zum frohen Brüderbund,
Wo uns der Freude Sterne
Geleuchtet zu manch goldnem Fund;

Wo unter kecken Reden
Oft hell das Erz der Weisheit klang
Und wie ein Glanz aus Eden
Aus purpurrothen Bechern ſprang!

Vernehmet meine Bitte,
Wenn Ihr euch nicht daran entſetzt:
Laßt mir in Eurer Mitte
Den alten Stuhl noch unbeſetzt!

Den Brüdern, den Getreuen
Werd' ich in keiner Maske fremd;
Ihr würdet mich nicht ſcheuen
Und käm' ich auch im Todtenhemd.

Und kehr' ich nie zurücke,
Wie jetzt ſich ſehnt das heiße Herz:
Laßt fromm im Bund die Lücke,
Daß länger grünt um mich der Schmerz!

Dieß einzige Vermächtniß
Ruft ſcheidend euch die Seele zu:
Ein brüderlich Gedächtniß
Umſchwebe freundlich meine Ruh!

Der heitre Bund — er daure
Bis zwei noch werden übrig ſeyn!
Und nur der letzte traure
Wenn er im Saale trinkt allein!

Sie ſangen das Lied, dann verhallte die Luſt
Und ſie ſanken ſich weinend und ſtumm an die Bruſt.
Schon brach im Oſten der Morgen herein.
Es erbleichten die Kerzen, die Wangen, der Wein,
Und auseinander ſtäubte die Schaar,
Und ſie treffen ſich wieder im nächſten Jahr.
Doch bei der Lampen dämmerndem Licht
Bleibt trauernd der Wirth allein und ſpricht:

Es dünket, ſchwingend in der Hand den Becher,
Der Zwerg ſich ein Coloß;
Zu ſtürmen wähnet der verzückte Zecher
Das ſeel'ge Wolkenſchloß.

Doch wenn des Weines Neige iſt getrunken
Wenn tönt des Hahnes Ruf:
Dann iſt die Hoffnung und das Schloß verſunken
Das nur der Wein erſchuf.

Nicht wird die Heimlichkeit, die Niemand kennet,
Dem Schwärmenden enthüllt,
Die Kluft, die uns vom Geiſterreiche trennet,
Vom Rauſch nicht ausgefüllt.

Verzeihet, o Reliquien voll Schauer,
Die ihr nichts lehren könnt:
Verzeiht, daß Euch der Wahnſinn meiner Trauer
Dem ſtillen Grab mißgönnt!

Wie, oder ruf ich lieber meine Klagen
Dem ſchönen Bild ins Ohr,
Das mir von ſo viel holddurchlebten Tagen
Den Schatten ruft empor?

Ach, kindiſch iſt mein Rufen und vergebens!
Das, was ich meine, fleh!
Hier blieb nur Aſche oder Bild des Lebens!
Wo weilt das Leben, wo?

Das weſenhafte, liebevolle Leben,
Dem, angeſpornt vom Gram,
Die bange Fantaſie noch nachzuſtreben,
Doch fruchtlos, unternahm!

O nimmer glüht die kalte, graue Kohle —
Sie brannte — und wird Staub!
Vergebens ſchmeicheln Prieſter dem Idole —
Es iſt für Bitten taub.

Und alſo löſch' ich kummervoll die Kerzen,
Die einem Feſt gebrannt,
Das aus den ruhelos gequälten Herzen
Nicht Einen Dämon bannt!

Du Wein, den ich aus Schädeln gab zu nippen
Den Freunden dieſe Nacht:
Du komme nimmer über meine Lippen!
Nichts frommet deine Macht!

Du ſtreueſt jetzt, o purpurrother Morgen!
Auf meine Wangen Schaam;
Doch unter dieſem falſchen Roth verbergen
Trag' ich den blaſſen Gram.

Erlogne Munterkeit ſey jetzt dem Tage
Als ſein Tribut gebracht;
Unſterblich aber lebt die ächte Klage,
Als Opfer für die Nacht!

Lang ſinnt er noch nach dem finſtern Geſchick;
Eine Ahnung erhellt ihm plötzlich den Blick:
Zwölf Stühle ſind's heut, eine heilige Zahl!
Doch dreizehn waren's das letztemal!

Der Wirthshaustiſch.

Unlängſt auf einem Wirthshaustiſch
Sah ich der Namen bunt Gemiſch
Vom Rande bis zur Mitten
Ins Eichenholz geſchnitten.

Nachdenklich ſaß ich auf der Bank
Und trank und las und las und trank,
Und viel Gedanken kamen
Mir bei den vielen Namen.

Der Eine hatte breit und ſtolz
Recht derb geſchnitten in das Holz;
Der mochte auch im Leben
Sich auszudehnen ſtreben.

Ein Andrer von beſcheidner Art
Schloß ſeinen Namen, rein und zart,
Mit ſchöngezackten Kränzen
In zierlich enge Grenzen.

Der Eine grad, der andre krumm,
Der dritte wohl im Kreis herum —
Und Manchem fremde Namen
Gar grob dazwiſchen kamen.

Mit deinen Namen, alter Tiſch,
Gemahnſt du mich ans Weltgemiſch
Wo auch die bunte Menge
Sich umtreibt im Gedränge.

Ja würde jeder Nam' ein Mann:
Die Nachbarn könnten leichtlich dann,
Die jetzt ſich ſtill bequemen,
Beim Kopf einander nehmen.

Von ihres Haders Strom erfaßt
Fürwahr, es wäre keinem Gaſt
Sein Gläschen Wein im Frieden
Zu trinken mehr beſchieden.

Drum bleibet ruhig wie Ihr ſeyd!
Vertragt Euch ohne Haß und Neid!
Es ſoll zu Mord und Schrecken
Euch nie ein Kadmus wecken!

So lang ein leeres Eckchen bleibt
An dieſem Tiſch: ſo lange ſchreibt
Ein Jeder auf das Plätzchen
Sich und vielleicht ein Schätzchen.

Und mancher lieſt's und denkt dabei:
Wo dieſer jetzt, wo jener ſey?
Doch kommt der Meiſter Schreiner,
So bleibt von Allen Keiner!

Denn glatt gehobelt wird das Holz;
Und Kränze, Zahlen, Kunſt und Stolz
Sind in zwei kurzen Stunden
Von Tiſch und Welt verſchwunden.

Am blanken Tiſche wieder zecht
Vergnügt ein jüngeres Geſchlecht;
Die Ahnen ſind vergeſſen
Die einſt daran geſeſſen.

Der Junggesell.

Ich bin ein leichter Junggeſell
Und wandre durch die Welt,
Nomaden gleich, erbau' ich ſchnell
Und breche ab mein Zelt.

Wohl träumt mir oft, es hab' ein Weib
Sich an mein Herz geſchmiegt,
Ich hab' in ſüßem Zeitvertreib
Ein holdes Kind gewiegt.

Doch weg den Traum! ich bin erwacht,
Er hat gar lang gewährt,
So lang, daß er bei Tag und Nacht
Mir immer wiederkehrt.

Der Ausgang liegt mir ſtets im Sinn:
Zum Grabe feucht und kalt
Trug man die ſchöne Mutter hin;
Das Kind dann welkte bald.

Der ganze Traum iſt jetzt vorbei;
Mein Auge waſch ich hell,
Durchwandre wieder leicht und frei
Die Welt als Junggeſell.

Zwei Locken aber wunderbar
Vom Traum mir blieben ſind;
Die braune von der Mutter Haar,
Die blonde von dem Kind.

Schau' ich die goldne Locke an,
So bleicht das Abendroth;
Und ſeh' ich auf die dunkle dann,
So wünſch' ich mir den Tod.

Der fromme Knappe.

„Ich ſah die ganze Welt Euch haſſen,
Euch tilgen aus des Lebens Buche;
Ich konnte ſo Euch nicht verlaſſen,
Einſam wie Kain mit dem Fluche.

Mein Grauen hab' ich lang bezwungen
Bei Eurem frevelhaften Höhnen;
Ich dachte Eure Läſterungen
Mit frommem Beten auszuſöhnen.

Wenn Eure Flüche durch die Wildniß
Wie Blitze durch das Chaos fuhren:
Sucht' angſtvoll ich von Gottes Bildniß
An Euch die faſt erloſchnen Spuren.

Ich ſprach zu mir in meinem Herzen:
Der Wahnſinn iſt's, der aus ihm redet,
Es iſt das Uebermaß der Schmerzen,
Das frech des Himmels Rath befehdet.

Drum bannte mich die fromme Scheue
Nicht weg aus Eurer düſtern Nähe;
Das Grauen wich der ehrnen Treue;
Nun aber ruf' ich: Wehe! Wehe!

Ihr wurdet aus des Tods Bedrängniß
Durch Wunder nur emporgezogen;
Es iſt das drohende Verhängniß
In leuchtendes Gewölk verflogen.

Und Ihr! Kein feuchtes Auge zeugte,
Daß reuevoll das Herz zerſchmolzen!
So wenig als der Jammer beugte
Gewährung nun das Knie des Stolzen!

Kein Opfer, mildernd Eure Schulden,
Die ſchwarz am Himmel angeheftet!
Kein Fleh'n zur Jungfrau, die mit Hulden
Den mächt'gen Arm des Zorns entkräftet!

Nun weiß ich, daß Ihr von der Brücke
Des Heils auf immer Euch entfernet,
Weil, frech im Unglück, Ihr im Glücke
Nicht Dankbarkeit, nicht Demuth lernet.

Und für mich ſelbſt wird mir nun bange,
Ob nicht die Teufel ſchon frohlockten,
Weil ich, Verblendeter, ſo lange
Getreu geblieben dem Verſtockten.

Ihr überſtrömtet mich mit Golde,
Weil ich Euch half in böſen Tagen,
Mir aber graut vor dieſem Golde —
Ich hab' es in den Strom getragen.

Dort in das Kloſter will ich treten,
Daß ich nicht gar mein Heil verfehle,
Und brünſtig, bis ich ſterbe, beten
Für meine und für Eure Seele.«

Der Knappe ſprach's und ſprang vom Roſſe,
Ihn barg ſogleich das ſchwarze Gitter,
Und grimmig zog zu ſeinem Schloſſe
Bei Blitzesſchein der finſtre Ritter.

Der Schleier.

Matone liegt den ganzen Tag
Im Kahne, ohne Ruderſchlag;
Bald tönt ein Lied aus voller Kehle,
Bald übernimmt ein Traum die Seele.
Den Frohen keine Sorge drückt,
Mit Blumen iſt ſein Schiff geſchmückt;
Ihm gönnt das Glück des letzten Fangs
Noch heut die Luſt des Müſſiggangs.
Auf keine Zeichen hat er Acht,
Bis plötzlich wild der Sturm erwacht,
Bis ihn umfluthet rings die Noth,
Ihn aus dem Meer angrinst der Tod.
Schon dränget an ein Felſenriff
Der übermächt'ge Wind das Schiff,
Daß er an eigner Kraft verzagt
Und ſeine Noth der Heil'gen klagt:
»Laß mich nicht ſterben in der Fluth,
O hohe Herrin, ſanft und gut!
Ich kleide neu dir den Altar,
Ich bring' dir ſchwere Kerzen dar!
O ſey mit deiner Hülfe nah,
Agathe von Catanea!«
Die Gütige verſäumt ihn nicht;
Sie nimmt den Schleier vom Geſicht,

Wirft helfend ihn dem Schiffer zu
Und ſpricht: »Wie ich dir ſage, thu:
Wenn dich gerettet dieſes Pfand
Und lebensfroh du ſtehſt am Strand,
Wirf, abwärts ſehend, alſogleich
Das Tuch zurück in's feuchte Reich.«
Der Schwerbedrängte ward gerettet,
Das wilde Meer vor ihm geglättet,
Unſichtbar heil'ge Schwäne zogen
Ihn ſicher aus dem Braus der Wogen
»Der Heil'gen Schutz hab' ich erprobt
Ihr ſey gezollt, was ich gelobt!
Den Schleier aber, der mein Glück,
Werf' ich nicht mehr in's Meer zurück;
Will mir für künftige Gefahren
Das Beten, ihr den Wurf erſparen.«
Die Kerzen bracht' er treulich dar,
In Scharlach hüllt' er den Altar,
Und kecker ward ſeitdem ſein Muth;
Er iſt ja in des Schleiers Hut,
Er ließ der Heil'gen Rettungspfand
Ja klüglich nimmer aus der Hand.
Bald nachher aus des Himmels Schooß
Brach der Orkan entfeſſelt los;
Matene doch blieb unerſchrocken,
Als ſtänd' er auf dem Lande trocken;
Er höhnet Wind und Wellen laut,
Weil er des Schleiers Tugend traut,

Er läßt ihn hoch in Lüſten wehen,
Gewiß, dem Tode zu entgehen.
Doch wilder zuckt der Blitze Glut,
Verdoppelt wird des Sturmes Wuth,
Und bald zerſchellt am Felſenriffe
Der kecke Rudrer ſammt dem Schiffe. —
Bedrängte Männer fleh'n umſonſt
Seit damals um Agathe's Gunſt;
Vielleicht, daß Mitleid und Vertrau'n
Erloſch im Herz der ſel'gen Frau'n;
Vielleicht daß durch die Schuld des Thoren
Sie ihren Schleier gar verloren.

Meleager.

Kennt ihr ihn noch, der, geſtreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager?
Duldend bewahrt ſich der göttliche Held.
Gahrend will ihm die Bruſt zerſpringen,
Feuer durchrollt ihm Adern und Herz;
Aber der Jüngling ſtrebt zu bezwingen,
Strebt zu verhehlen den grauſamen Schmerz.

Um ihn klagen die liebenden Schweſtern;
Mit der erkälteten Freude Gram,
Kaum entwöhnt des Jubels von geſtern,
Da von der Jagd er als Sieger kam;
Da er gehetzt den grimmigen Eber
Tief in den Waldern, und ihm den Spieß
Durch das borſtige Fell in die Leber
Mit den ehernen Fäuſten ſtieß.

Doch nicht allein mit des Thieres Blute
Hat ſich ſein durſtiger Speer getränkt:
Seine Genoſſen mit düſterem Muthe
Schalten ihn, daß er die Beute verſchenkt;
Wild begannen die Männer zu hadern
Und ein heißerer Kampf begann,
Bis aus den gräßlich zerriſſenen Adern
Leben und Blut in Strömen rann.

Wehe! der eigenen Mutter Brüder
Warf mit grimmigem Lanzenſtoß
Meleager, der Starke, nieder,
Weil ihr trotziges Wort ihn verdroß.
Prangend mit dreifacher Siegesbeute
Nieder er von den Gebirgen ſtieg;
Aber die Erzeugerin freute
Wenig ſich ob des Sohnes Sieg.

Am Altar, mit flehendem Munde,
Stand ſie, zu opfern für ſein Glück;
Doch, vernommen die grauſame Kunde,
Hält ſie Gebet und Opfer zurück.
Und ſie fühlt, im Sturme der Schmerzen,
Sich nur den Todten verwandt, und vergißt,
Daß ſie den Mörder getragen am Herzen,
Daß ſie des Lebenden Mutter iſt.

Um zu tilgen des Sohnes Leben,
Darf ſie nicht greifen zum grünen Gift,
Braucht ſie den blanken Stahl nicht zu heben,
Nicht den Pfeil, der von ferne trifft;
Nie wohl hätte das Weib, das ſchwache,
Wider den Helden bewehrt die Hand;
Aber lockend zur tückiſchen Rache
Hegt Althäa ein gräßliches Pfand.

Damals, als ſie mit herber Beſchwerde
Ihres trefflichen Sohnes genas,
Schickſalſpinnend am flackernden Herde
Tief im Saale die Moire ſaß;
Und dumpf murmelt ſie durch die Hallen,
Auf einen Feuerbrand heftend den Blick:
Wenn dieß Holz in Aſche zerfallen,
Iſt erfüllt dieſes Kindes Geſchick!»

Doch Althäa, im Schrecken beſonnen
Und geſtärkt von der Liebe Kraft,
Hat ſchon das tödtliche Holz gewonnen
Und es dem zehrenden Feuer entrafft;
Kühle Waſſer die Flammen erſticken,
Die einem Leben verderblich ſind,
Und die Mutter mit zärtlichen Blicken
Schaut auf das doppelt geborne Kind.

Sicherer war kein Leben behütet,
Als, Meleager, das deine war;
Ob dich der Sturm der Schlacht umwüthet,
Ob dir den Rachen wies die Gefahr:
Sicher gingſt du auf ſchlüpfrigem Pfade,
Beugteſt dich über des Abgrunds Rand,
Weil die Mutter in ſchirmender Lade
Hegte des Lebens theures Pfand.

Aber jetzt — ein grauſer Gedanke,
Zuckt durch Althäa's Hirn, wie ein Blitz,
Und hervor aus dem köſtlichen Schranke
Holt ſie den lang verwahrten Beſitz;
Seit die Liebe den Buſen verlaſſen
Und als König der Haß zog ein,
Lernt ſie erſt ganz den Gedanken faſſen:
Ihres Sohnes Schickſal zu ſeyn.

Von dem racheforderndem Grimme,
Den ihr erwecket der Brüder Blut,
Wird übertäubet der Mutter Stimme,
Zärtlichkeit ſtirbt in des Zornes Glut;
Siegend erhebt ſie ſich über die Schwächen,
Größer will, als ein Weib, ſie ſeyn;
Und es muß zu dem wilden Verbrechen
Götterfurcht ſelbſt die Larve noch leih'n.

„Niemals hätt' ich den Stahl geſchliffen
Wüthend gegen mein eignes Geſchlecht;
Aber ich hab' einſt eingegriffen
In der Götter ewiges Recht!
Damals hätt' ich nicht hemmen ſollen
Ihren Rath mit vermeſſenem Muth,
Und nicht den Brand, den ſchickſalvollen,
Retten aus der verzehrenden Glut.

Lange verblendet, hab' ich geprieſen
Die mir vom Schickſal gegönnte Huld,
Aber, grauſam zurechtgewieſen,
Eil' ich zu erſtatten die Schuld.
Länger will ich nicht vorenthalten,
Den ich thöricht behielt, den Raub;
Opfern will ich den hohen Gewalten,
Deren Rache mich beugt in den Staub.

Und der Mörder — er darf nicht klagen,
Daß er die Schuld muß erſtatten jetzt.
Wehe! zu viel hab' ich ſeinen Tagen,
Strafbar frevelnd, ſchon zugeſetzt.“
Geiſter der Rache beſchwört ſie zuſammen,
Daß ſie ihr ſtärken die zitternde Hand,
Und in des Herdes kniſternde Flammen
Fliegt der gerettete Feuerbrand.

Tückiſche Geiſter, unſichtbare, ſchüren
An den Flammen mit grauſamer Luſt;
Aber der Mutter die Hände ſie ſchnüren
Und erſtickten die Reue der Bruſt.
Und, als wär's ein gemeines Feuer,
Sieht ſie, in furchtbar ſteinerner Ruh,
Fühllos dem rothen Ungeheuer,
Welches den Sohn ihr verſchlinget, zu.

Kennt ihr ihn noch, der, geſtreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager,
Wie er ſich duldend bewährt, der Held?
Wie er über die ſengenden Schmerzen
Herrſcht mit der Seele letzter Macht,
Und aus dem edelmüthigen Herzen
Reißt der Wahrheit ſchwarzen Verdacht?

Liebende Schweſtern kühlen vergebens,
Labung bereitend, ſein ſiedendes Blut;
Ach, der verſchwiſterte Keim ſeines Lebens
Dorrt ohne Rettung in ferner Glut!
Bald iſt das Holz zuſammengeſunken,
Ganz durchfreſſen von züngelnden Loh'n,
Und mit dem letzten verglimmenden Funken
Iſt Meleagers Seele entfloh'n.

Der Schneckenberg.

Kennt ihr wohl die Sage ſchon
Von dem Schneckenberge?
Wollten einmal einen Thron
Auferbau'n die Zwerge.

Wollten erſt mit Steinen bau'n,
Doch ſie herzuſchaffen
Und ſie zierlich zu behau'n,
Fehlten Kraft und Waffen.

Einer unter ihnen war
Als die andern weiſer;
Sammelt, ſprach er zu der Schaar,
Sammelt Schneckenhäuſer!

Alle gingen nun drauf aus,
Solchen Thron zu zimmern;
Doch, ob voll, ob leer ein Haus,
Mochte ſie nicht kümmern.

Muſcheln man zuſammentrug,
Schön von Farb' und Windung,
Und man konnte nicht genug
Loben die Erfindung.

Und der Thron ward wie ein Berg
  Auferbaut, mit Stufen,
Und der allerklügſte Zwerg
  Aus als Fürſt gerufen.

Weil der Thron ſo künſtlich gar,
  Und ſo leicht zerſtörlich;
Blieb, wer einmal droben war,
  Sitzen unaufhörlich.

Als im Lenz die Witt'rung ſchon
  Warm ward und beſtändig,
Wurde einſt der Schneckenthron
  Ueber Nacht lebendig.

Alles ging nun um und um,
  Suchten all' die Weite,
Und der König ſaß ſchon krumm
  Auf der Sommerſeite.

Zwar die Zwerge ſetzten nach
  Vielen Deſerteuren;
Doch es ließ des Thrones Schmach
  Sich nicht mehr beſchwören.

Sinkend ſchalt der König noch:
  O ihr dummen Zwerge!
Welch' Gezücht ergriff't ihr doch
  Statt der hohlen Särge!

Wenn ihr Schaalen nur gewählt,
Blieb mein Reich unſterblich,
Aber daß ſie noch beſeelt,
Ward dem Thron verderblich.

Daß nicht mehr mit langem Hohn
Kurzen Glanz ich zahle,
Suchet, Zwerge! mir zum Thron
Eine Schildkrotſchaale!

Der letzte Sieg.

Fröhlich tummeln ſich die Schaaren,
Tiefgebräunt von langen Kriegen,
Hoch zu Roß, auf grünen Auen
Vor des alten Fürſten Zelt;
Zitterten nie vor Gefahren,
Wurden matt nie, als von Siegen;
Ihre ſtolzen Augen ſchauen
Muthig auf des Kampfes Feld.

Eine Blume fehlt dem Kranze,
Eine Beute den Trophäen,
Eine Feder nur dem Jäger
Von dem letzten Vogel noch!
Und ſie lechzen nach dem Tanze,
Eifrig nach dem Feind ſie ſpähen;
Bei dem Lied der Leyerſchläger
Schwillt der Seelen Jubel hoch.

In dem Zelte ſitzt der Alte,
Dem wohl Schwereres gelungen
Als der leichte Kampf von morgen,
Denn er iſt des Glückes Kind;
Heute — eine tiefe Falte
Hat der Stirne Glanz verſchlungen;
Nur die Locken, nicht die Sorgen,
Weht empor der Abendwind.

Seine Heeresfürſten melden,
Wie nach Kampf die Völker dürſten;
Bitten ihn, bald zu gewähren
Des erſehnten Streites Luſt.
Tröſtlich war's dem alten Helden,
War's dem grauen Schlachtenfürſten
Daß ſie ſolche Hoffnung nähren
Auf den Sieg in ſtarker Bruſt.

Und er ſpricht: »An dieſe Fahnen
Hab' ich lang den Sieg gekettet;
Eurer Treu weiß ich zu danken,
Daß an meinen Stern ihr glaubt.
Morgen geht's auf blut'gen Bahnen!
Gott mit uns, ihr Treuen! Wettet,
Ohne Zweifelmuth und Wanken,
Keck wie ehmals auf mein Haupt!«

Mit dem Morgen, mit dem frühen,
Hat das Heer ſich blank erhoben,
Nach dem Königszelte lauſchet
Manches Helden Blick und Ohr.
Zornesroth die Speere glühen,
Dürſtend nach den ernſten Proben;
Doch am Zelt kein Vorhang rauſchet
Und kein König tritt hervor.

Denn die Göttin, die im Schlummer
Sonſt mit Lorbeer ihn umſchlungen,
Fühllos, wie zu Stein gefroren,
Stand ſie vor ihm, dieſe Nacht.
Seiner Seele banger Kummer
Hat kein Lächeln ihr entrungen,
Und der Glaube bleibt verloren,
Der ihn ſonſt geſtärkt zur Schlacht.

Mit den neun und neunzig Schlachten,
Die er ſchlug ſeit brauner Jugend,
Hat, ſo dünkt's den Schlummerloſen,
Seinen Brief das Glück gelöſt.
Oed Geſtein in tauben Schachten
Sieht er, ohne Glanz und Tugend,
Und ein herbſtlich Feld, von Roſen
Und von jedem Grün entblößt.

Da verzagt er am Verhängniß;
An dem letzten Säulenbogen,
Wo der Kränze letzter winket —
Da verläßt ihn Kraft und Muth.
Und in ſchmerzlicher Bedrängniß
Hört des Todes Strom er wogen,
Und er zittert und verſinket
In der ſchadenfrohen Fluth.

Der Trank.

Bang des Sohns die Mutter pflegt;
Wenn er in den Fieberträumen
Aengſtlich ſich empor will bäumen,
Sie aufs Haupt die Hand ihm legt,
Daß er ſich nicht wieder regt.

Und am neunten Tag beginnt
Ruhiger ſein Blut zu fließen;
Aber Thränen ſich ergießen
Wie auf Sturm ein Regen lind,
Und zur Mutter ſpricht ihr Kind:

»Mutter! auf der letzten Jagd
Hat mir in dem Saft der Reben
Einen ſchlimmen Trank gegeben
In der Schaale von Smaragd
Eine ſeltſam holde Magd.

Und nach keinem andern Trank
Seither meine Lippen trachten,
Muß ich auch vor Durſt verſchmachten;
Drum bin ich ſo heiß und krank
Und der Wangen Roſe ſank.

Jener grüne Edelſtein
Iſt mir ſtets im Traum vor Augen,
Immer möchte draus ich ſaugen
Jenen heißen, ſüßen Wein,
Der mir ſchaffet Glut und Pein.

Mutter! ach die Qual iſt groß!
Und ich kann nicht mehr geneſen!
Iſt's Diana ſelbſt geweſen,
Welche Gift in Becher goß
Weil ich ihr ein Reh erſchoß?

Eine Ird'ſche konnte nicht
Solchen heißen Becher würzen!
Reichlicher die Thränen ſtürzen,
Wie er ſo zur Mutter ſpricht,
Von dem bleichen Angeſicht.

Und in neuer Fieberwuth
Schlürft er aus ſmaragdnem Becher
Von dem ächten Sorgenbrecher,
Bis geheilt von Liebesglut
Kühl ſein Herz in Schatten ruht.

Der Stammhalter.

Das Hochgebirg durchbrauſt die Luſt
Von einem Hochzeitfeſte;
Es bricht an grauer Felſen Bruſt
Der Jubel ſich der Gäſte.
Wie kam der finſtre Thau dazu,
Ein holdes Kind zu freien?
Was ſtört der ſtummen Wälder Ruh
Der Hörner wildes Schreien?

Beſorglich trat ein jeder Gaſt
In die gebräunten Hallen;
Der Fröhlichſte verzagte faſt,
Ob es ihm kann gefallen.
Schwarz war von je des Grafen Blut,
Er kargte mit der Rede;
Drum Manchem ſchlimmer war zu Muth,
Als ging's zu blut'ger Fehde.

Drum ſtaunten ſie, als mild und hold
Er ihre Furcht beſchämte
Und ſeine Rede, klar wie Gold,
Sie freundlich überſtrömte.
O! zärtlich iſt der Schönheit Macht,
Wenn ſolchen Gram verjüngen,
Wenn ſie ſo tiefer Schwermuth Nacht
In Feſſeln konnte zwingen!

Doch ſprang der Freude Purpurſtrahl
Aus aller Herzen Grunde;
Das ſeltne Horn, der Goldpokal
Ging tönend in die Runde;
Bis mit der Dämmerung der Than
Gebot des Jubels Pochen
Und zu dem bunten Kreis begann
Ein ernſtes Wort zu ſprechen:

„Ich bin, ihr Herren! in eurer Schuld
Seit langer Zeit geblieben;
Mein Sinn, entblößt von Zier und Huld,
Hat euch von mir vertrieben;
Doch zürnt ihr nimmer, wenn ihr hört
Die ſeltſamen Geſchicke,
Die Tag und Nacht mein Herz verſtört,
Umdunkelt meine Blicke.

Mein Vater (Friede ſeinem Staub!)
Stand, jung noch, nah dem Throne,
Da ward er des Verführers Raub:
Er ſtrebte nach der Krone.
Fehl ſchlug das kühne Wageſtück,
Es nahm ein ſchlimmes Ende;
Mein Vater fiel, mit üblem Glück,
In ſeines Fürſten Hände.

Da löste ſich des Königs Zorn
In höhnendes Frohlocken;
Ganz lag der Gnaden edler Born
In ſeinem Buſen trocken.
Er lechzte nach des Grafen Blut;
Daß der des Stamms der letzte,
Das war's, was ſeinen Uebermuth
Am meiſten noch ergötzte.

Am Sterbetag von ſchwarzem Tuch
War ganz der Thurm beſchattet,
Der holden Braut nur ein Beſuch
Beim Grafen noch geſtattet.
Ihm glühte bis an's Schattenreich
Des mark'gen Lebens Flamme;
Gewendet ward der Todesſtreich
Von dem erlauchten Stamme.

Ihr ahnt, o Männer, daß der Stern,
Der jene Stunde lenkte,
Auch eines neuen Lebens Kern
Mit bittrer Galle tränkte;
Daß, als die Mutter mich gebar,
Mir ſchon die Sinne krankten,
Die Schwermuth meine Amme war,
Geſpenſter mich umſchwankten.

So dünkt' ich, als heran ich wuchs,
Dem Tode mich verfallen;
Ich fühlte ſich den Griff des Fluchs
In meine Locken krallen;
Ich meint', ich müſſe vor dem Licht,
Dem Diebe gleich, erbleichen,
Und mit verhülltem Angeſicht,
Des Schattens Schatten, ſchleichen.

Ich wähnte, zu vergeh'n wie Rauch,
Wenn mich die Luft berühre,
Sann Tage, Nächte lang, ob auch
Mir dazuſeyn gebühre?
Mein Leben — flüchtig wie das Roth
Auf meines Vaters Lippen —
Erbeutet, als in letzter Noth
Sein Schiff zerſprang an Klippen!

Doch wißt, daß jetzt des Sternes Macht,
Des trüben, überwunden!
Ein anderer, mit heitrer Pracht,
Hält ſeine Kraft gebunden.
Aus Todtengrüften, neblig kalt,
Darüber Raben ſchweben,
Zieht mich's mit ſühnender Gewalt
Hinauf in's friſche Leben!«

Jetzt vor den Pforten, freudig laut
Erhob ſich ein Getümmel,
Und trat herein die ſchöne Braut,
Im Aug' den klaren Himmel.
Von ihrer Stirn ſah man das Licht
Des ew'gen Friedens fließen,
Und milder ſtets das Angeſicht
Des Gatten übergießen.

Wohl dünkt' es allen Gäſten leicht,
Mit ſolchen Roſenhänden
Den Than, von langem Gram gebleicht,
Dem Leben zuzuwenden.
Vor ſolcher Huld wich jeder Traum,
Die neckenden Geſichte,
Und prangten am erſtarrten Baum
Des Lebens goldne Früchte.

Glückwünſchend ſchied der Gäſte Schaar
Aus fackelhellem Hauſe,
Und einſam blieb das edle Paar
In ſtill geſchmückter Klauſe.
Am Himmel auf ein Sternbild ſtieg,
Mit röthlich heitrer Flamme,
Verkündigend des Lebens Sieg,
Und ew'gen Glanz dem Stamme.

Der ächte Mime.

„O Denkmal deß, der mir vor Allen werth!
O karge Reſte von dem lieben Haupt!
Wie wenig iſt, was hier zurück mir kehrt,
Und an wie Großes hat mein Herz geglaubt!

„Jetzt halt' ich in den Händen dich, ein Nichts!
Den ich im Jugendglanz vom Haus entließ,
O, ſchloß ſich eh' mein Aug dem Strahl des Lichts,
Eh' ich dich rettend in die Fremde ſtieß!

„Mit dieſen Händen ſtahl ich dich dem Mord,
Der ſchon mit ſeinem Netz dein Haupt umſtellt;
Der gern dich unter jenen Hügel dort
Dem großen Vater hätte beigeſellt.

„Nun hat dich, flüchtig von der Heimath Herd,
Fern von der Schweſter, ſchnöder Tod berückt;
Den Todten ſelbſt hab' ich nicht mehr geehrt,
Nicht Leib und Haupt mit trauter Hand geſchmückt.

„Ich durfte von des Scheiterhaufens Brand
Nicht heben, wie ſich's ziemt, die bittre Laſt;
Beſorgt wardſt du von einer fremden Hand;
Klein iſt der Krug, der, was du biſt, umfaßt!

„O wehe mir! unfruchtbar iſt die Zeit,
Wo ich des zarten Kindes pflegend, mich
In ſüßer Mühe liebend dir geweiht!
Denn mehr als deine Mutter liebt' ich dich!

„Wer war, als ich, beſorgt um dich im Haus?
Wer, als die Schweſter, ſprach dir liebreich zu?
An Einem Tag iſt's nun mit Allem aus!
Und ausgelöſcht iſt Alles nun, wie du!

„Denn wie ein Sturm nahmſt Alles du mit fort,
Ich war dir todt, der Vater umgebracht;
Dich raffte ſelbſt der Tod am fremden Ort,
Der Feinde trotzig Herz des Sieges lacht.

„Unmütterlich geſinnt, rast jetzt vor Luſt
Die eigne Mutter über deinen Tod.
Oft kam mir Botſchaft zu, ihr unbewußt,
Wenn du als naher Rächer ſie bedroht.

„Das Alles, Alles ſtürzte nun in Nichts,
Ein Gott, der dir und mir mißgönnt das Glück!
Der mir ſtatt des erſehnten Angeſichts
Nur Staub und eitlen Schatten gibt zurück.

„O wehe mir! o bittrer Liebesgruß,
O traur'ger Reſt vom Heldenkörper, ach!
Den Weg des Unglücks trat dein irrer Fuß;
Du ziehſt! Geliebter! dir die Schweſter nach!

„Die traulich mit dem Bruder ſtets getheilt,
Nimm Urne mich, in gleiches Nichts verſenkt!
Weil nur, bei Ihm zu ſeyn, mein Heimweh heilt,
Und, wie ich weiß, nichts mehr die Todten kränkt.“*)

So tauchte, trunken von Elektra's Weh,
Der Mime Polus in der Trauer Nacht;
Die Athenäer, Fürſten auf der See,
Sie widerſtanden nicht der Täuſchung Macht;

Mit ächter Wehmuth ſahn ſie weinend an
In ſeiner Hand den thränenfeuchten Krug,
Zur Wahrheit ſchaffte um den hohlen Wahn
Das Leid, das er in jede Seele trug.

Wie aus der klaren Himmelsträume Luſt
Der Sturm das Meer empört in ſchnellem Lauf;
So regte dieſe Klag' in jeder Bruſt
Des heil'gen Mitleids hohe Wellen auf.

Die Männer, die, bewehrt mit Schwert und Schild,
Nach der verlaſſ'nen Stadt nicht umgeſchaut —
Ihr Auge ward, bei ſolcher Trauer Bild,
Von edlen Thränen reichlich überthaut.

---

*) Aus Sophokles Elektra. Vers 1126 f.

Doch ging zu Ende bald das ernſte Spiel;
Dem heitern Leben wich ein künſtlich Leid;
Elektras Klage ſelbſt auch fand ihr Ziel —
Oreſt erſchien und löst' ihr Trauerkleid.

Der Mime nur — der Schooß der Urne barg
Des Sohnes Aſche, den er jüngſt verlor,
Die er, zu ſtacheln ſeinen Schmerz, vom Sarg
Zu grauſenhafter Qual, geſucht hervor.

Des edlen Volkes ungeheure Gunſt
Erkaufte wohlfeil nicht erlogner Schmerz;
Er brachte dar als Opfer ſeiner Kunſt
Selbſtmörderiſch ſein blutend Vaterherz.

Nur um Elektras mitgefühltem Gram,
Brach ungeſtüm des Volkes Wehmuth aus;
Er aber ging, tieftrauernd, wie er kam,
Bewundert heim in ſein — verwaiſtes Haus.

Das Schickſal.

Im leuchtenden Garten von Bujukdere
Auf ſchwellenden Polſtern ruht der Kalif;
Zum himmelſpiegelnden, blaulichen Meere
Schon neigte die purpurne Sonne ſich tief;
Des Abendwindes erwachtes Säuſeln
Erfriſchte die Luft mit köſtlichem Kühl,
Und ferne hinaus ſich die Waſſer kräuſeln,
Als tanzte darauf der Geiſter Gewühl.

Es ſchaute der Sultan mit Wohlgefallen
Buntflaggige Schiffe vorüberziehn;
Sie ließen zum Gruß das Geſchütz erſchallen,
Hell ſah durch den Rauch die Blitze man glüh'n,
Doch, mit näherer Luſt ſein Auge zu laben,
Begannen, olympiſchen Göttern entflammt,
Viel roſige, ſchlanke, griechiſche Knaben
Den Reigen vor ihm auf der Matten Sammt.

Oft ſetzte der Sultan die goldene Schaale
Mit kühlem Sorbet, an den prüfenden Mund,
Nicht glühet ſein Aug' von der Freude Strahle,
Doch nickend giebt er Zufriedenheit kund.
Oft bot er den ſtolzen, bärtigen Lippen
Zum Kuſſe den goldenen Bernſtein dar,
Und wirbelnd verflog, nach flüchtigem Nippen,
Der bläuliche Dampf in der Lüfte Klar.

Er winkt, und die blühenden Knaben verſchwinden
Und alſo der ſinnende Sultan begann:
„Wohl möcht' aus den Jungfrau'n die klügſte ich finden
Die jüngſt für's Serail mein Sclave gewann."
Er gebeut und in köſtlichen Schleiergewändern,
Gefolgt von anbetender Sclaven Schaar,
Erſcheinen die Schönſten aus allen Ländern
Im braunen, im blonden, im dunkelſten Haar.

Da ſprach der Kalif: „vor den bunten Juwelen
Schätzt man des Demants lauteren Blitz;
Mich labet die Schönheit, doch mehr noch der Seelen
Verborgener Reiz, der lebendige Witz!
Wer unter euch von des Schickſals Walten
Anmuthig redet nach meinem Sinn:
Die will ich vor Allen herrlich halten
Als meine gefeiertſte Sultanin."

Die erſte, ſchlank wie die ſchlankſte der Palmen —
Die luſtige Laſt kaum fühlte der Grund,
Leicht ſchwebte der liebliche Fuß auf den Halmen —
Erſchloß den perlenblitzenden Mund:
»O frag' uns lieber auch nach den Winden,
Nach ihrer Herkunft, Rang und Geſchlecht!
Hier ſind die Sehenden gleich den Blinden;
Der Fragende wird belogen mit Recht!

So haben mich weiſe Männer gelehret,
Und ihnen fiel meine Seele bei:
Ein Thor, wer bei jeder Dattel begehret
Zu wiſſen, wo ſie gewachſen ſey!
Beglückt iſt, wer Alles rüſtig ergreifet,
Wer ſchläft, bis des Morgens Herold ihn weckt;
Wer zum Schlachtentage den Säbel ſchleifet
Und im Frieden ihn in die Scheide ſteckt!«

Die zweite neigte ſich betend zur Erde
Die Hände gekreuzt auf wogender Bruſt,
Und ſprach mit der Demuth ſcheuer Geberde:
»Mit den Thörinnen haſt du Herr! deine Luſt;
Du willſt der Sclavinnen Herz verſuchen,
Ob deine Herrlichkeit ihnen ſey kund;
Die Läugnenden wird dein Zorn verfluchen
Und ſie zur Hölle verdammen dein Mund!

Das Schickſal iſt — der Könige Wille!
Erfahren hab' ich's und kniee nun hier!
Er riß mich aus der verborgenen Stille
Viel hundert Meilen hieher zu dir!
Du haſt den Tod dem Vater geſendet,
Dir ſanken die Brüder in der Schlacht!
Zu mir hat Dein Auge mit Huld ſich gewendet
Und das Glück der Houri's mir zugedacht!«

Gemeſſenen Tones begann die dritte:
»O Sultan, ſiegreich, herrlich und groß!
Zu Dir nicht erheb' ich meine Bitte!
Nicht hemmt noch beflügelt Dein Arm mein Loos!
Des Geſetzes Tafeln waren geſchrieben
Eh Moſes durfte vor Allah ſtehn,
Und eh der Kern einen Schößling getrieben,
War ſchon zum Kreuze der Stamm erſeh'n!

Wer im Buche ſteht, muß den Himmel erben;
Ihn trägt ein Sturm, wenn er ſtehet ſtill;
Wem die Stunde ſchlug — muß im Lager ſterben,
Wenn den Pfeil der Schlacht er vermeiden will!
Und eine Sultanin willſt du wählen?
Ein Höherer ſchon hat gewählt für dich!
Er kann dir die, die du liebſt, vermählen!
Der ſpottet der Allmacht, wer redet von ſich!

Willſt du um ſolches Wort mich verdammen,
So iſt's, weil dir's das Schickſal gebot!
Daß es mit dir mich führt zuſammen,
Iſt ein Wink, daß Seltſames mich bedroht!
Doch, ob mich im Meer die Schergen verſenken,
Ob zum Kiosk du mich führſt hinauf —
Nichts kann das gefaßte Herz mir kränken;
Denn das Verhängniß hat ſeinen Lauf!»

So, trotzig, ein todverachtendes Weſen
Vollendete ſie mit leuchtendem Blick;
Im lüſternen Auge des Sultans zu leſen
War ſchon der mildeſten Zukunft Geſchick;
Doch plötzlich die Reihen der Frauen zertheilte
Noch Eine, die vor den Sultan trat,
Und eh' zur erſehnten Ruh' er eilte,
Noch ihren Spruch zu hören ihn bat.

Schon wallten ihr nieder die ſchwarzen Locken
Wie von liebkoſenden Händen zerwühlt;
Schon ſchien ihr der Athem, der heiße, zu ſtocken,
Da doch der Weſt noch den Buſen ihr kühlt,
Und plötzlich ſchien ein nächtlicher Schleier
Tief über den ganzen Garten zu weh'n.
Um Vögel und Blumen der Liebesfeier
Mit ſüßem Verlangen entgegen zu ſeh'n.

„Heil, daß du mich läſſeſt vor dich kommen!
Ich hab' es, o Sultan! reiflich bedacht:
Wenn meine Meinung du recht vernommen,
Du nimmſt zur Begleiterin mich zu Nacht!
Der halbe Mond iſt dein Herrſcherzeichen,
Und Leilah*) hör' ich mich nennen gern;
Es machet der Tag deinen Glanz erbleichen,
Die Nacht nur feyert würdig den Herrn!

Das Schickſal, welches beherrſchet die Welten —
Mir iſt es, wie wenigen nur, bekannt;
Merk auf! es heißt: ich werde vergelten!
Gewaltig wohnt es in meiner Hand!“
Da hat ſie den Dolch aus dem Buſen geriſſen
Und tief ihn getaucht in des Sultans Blut;
Umhüllt iſt ſein Auge von Finſterniſſen,
Das durſtig auf ihrer Schönheit geruht.

Die Sonne ging feurig unter im Meere,
Es brauste empor wie ſchäumendes Blut;
Der Sultan erblaßte in Bujukdere
Und Leilah verſank in der toſenden Fluth.
Verderblich ward dem vermeſſenen Frager
Die Antwort, an die er nimmer gedacht!
Keine Jungfrau beſtieg mehr ſein üppiges Lager,
Und Piraten beraubten die Leiche bei Nacht.

---

*) Nacht.

Sänger und Held.

Es ſteht das Volk am Strande
Gedrängt und ahnungsvoll,
Weil heut vom fernen Lande
Sein König kehren ſoll,
Dem jüngſt aus Sclavenketten
Geglückt war, ſich zu retten.

Mit Falkenaugen ſpähen
Sie nach dem Schiffe fern;
Viel tauſend Tücher wehen
Zum Gruß dem alten Herrn,
Seit langen langen Jahren
In Haft bei den Barbaren.

Es ſtößt ans Land die Barke;
Die Wellen ſchäumen weiß;
O ſprecht, wer iſt der ſtarke,
Der rieſenhafte Greis,
Der um des Hauptes Länge
Hervorragt im Gedränge?

Es kennen ihn die Knaben,
Die Jünglinge ihn nicht;
Nur ernſte Männer haben
Geſchaut noch ſein Geſicht,
Um das, gebleicht, verwittert,
Das Silberhaar jetzt zittert.

Den Heldenarm verkündet
Wohl jetzt noch die Geſtalt;
Doch wie ein Heer entzündet
Einſt ſeines Lieds Gewalt:
Erzählt der Mund der Greiſe,
Verjüngt bei ſeinem Preiſe.

Die Wehmuth faßt den Alten;
Er ſieht ein neu Geſchlecht;
Doch treu ward ihm erhalten
Und ungekränkt ſein Recht;
Er ſchmachtete im Grame,
Doch König blieb ſein Name.

Er ſpricht mit vollem Tone
Der in die Seelen fiel:
»Eh ihr mir reicht die Krone
Gebt mir ein Saitenſpiel,
Ob noch die Kraft, die alte,
Mir im Gemüthe walte!«

Es will ein Lied der Rache
Anheben jetzt der Greis;
Doch ihm verſagt die Sprache,
Die Hand iſt ſtarr wie Eis;
Er faßt das Schwerdt im Grimme
Und ruft mit lauter Stimme:

„Mich peinigten die Mohren,
Die Mörder jeder Luſt,
Bis ich die Kunſt verloren
Aus meiner reichen Bruſt,
Bis heiſer ward die Kehle
Und Blei das Gold der Seele.

Des Sängers heitres Leben
Erſtickten Gram und Noth;
Doch ſoll die Welt noch beben!
Der Held iſt noch nicht todt!
Auf, waffnet Euch zum Kriege,
Noch führ' ich Euch zum Siege!“

Bald wimmelte von Schiffen,
Von Flaggen bunt das Meer;
Von ſeinem Geiſt ergriffen
Schritt er voran dem Heer,
Und ſah von ſeinen Winken
Der Feinde Macht verſinken.

Dann ſprach er: »ob geſtorben
Der vielgeplagte Mann
Hat er doch noch erworben
Wovon man ſingen kann,
Wenn Er ſchon lang begraben,
Wenn Männer Eure Knaben!

Und ſing' ich auch nicht länger,
So ſtreut' ich doch die Saat
Für meines Volkes Sänger
Und Lieder weckt die That,
Die, wenn ich ſelbſt muß ſchweigen,
Aus meiner Aſche ſteigen!«

Ein Licht entfloß den Zügen,
Als lauſchte ſchon ſein Ohr
In ſeligem Genügen
Dem fernen Dichterchor,
Die hell ums dunkle Leben
Den Sagenteppich weben.

Der ſtolze Feldherr.

„Wieder brennt das Kriegesfeuer,
Wieder iſt das Reich bedroht!
Führe du, mein Vielgetreuer,
Unſres Volkes Aufgebot;
Deine Heldenſtimme kennen
Meine Krieger ſchon von fern,
Und wie dich ſo freudig nennen
Keinen ſie den Bannerherrn.“

„Oft ſchon haſt in blut'gen Schlachten
Du geſchirmet meinen Thron;
Nimmer ging nach Dank dein Trachten,
Doch nun kenn' ich einen Lohn:
Haſt du gleich es mir verborgen,
Doch hab' ich dein Herz durchſchaut:
Siege dießmal noch, und morgen
Grüßet dich mein Kind als Braut.“

„„Herr! warum mich ſo erniedern,
Daß dein Mund mir Lohn verheißt?
Bin ich nicht mit meinen Gliedern,
Nicht mit Athem dein und Geiſt?
Gönne mir den Ruhm, daß Treue
Mir das Schwert gab in die Hand.
Wenn der alten gleich die neue,
Braucht ſie traun! kein Unterpfand.““

Wohlgefällig ſieht der Alte,
Seinen trotz'gen Helden an;
„Ob du mir auch zürnſt, ich halte,
Was ich jetzt dir kund gethan.
Willſt dem Vater nicht geſtehen,
Daß ein Stern dir lieblich glänzt?
Wirſt die Tochter auch verſchmähen,
Wenn ſie dich als Sieger kränzt?“

Und der Feldherr früh am Morgen
Fleht den Himmel an um Glück,
Ordnet raſch die Schlacht, verborgen
Bleibt nichts ſeinem Falkenblick;
Von des Hügels ſonn'ger Spitze
Schaut er groß und frei umher;
Die Befehle, ſchnell wie Blitze,
Fliegen durch das blanke Heer.

Glänzend ſieht er ſich enthüllen,
Was er tief im Geiſt gehegt,
Und die Stunden, ſie erfüllen,
Was er ihnen auferlegt.
Die lebend'gen Glieder greifen
Freudig in einander ein,
Und bald muß die Siegsfrucht reifen
Mit dem röthlich goldnen Schein.

Plötzlich da mit Angſt und Beben
Kommt ein Bote hergerannt:
„Deine Braut verhaucht ihr Leben
Unter wilder Feinde Hand!“
Schrecklich hat, wie Sturmesflügel,
Ihn das Unglückswort durchbrauſt,
Und der Feldſchlacht ſtraffe Zügel
Sinken aus der ſtarken Fauſt.

Selbſt hat er das Schwert geſchwungen
Und geſprengt ſein flüchtig Roß,
Wüthend iſt er eingedrungen
In der Feinde dichten Troß.
Schon mit ungezählten Leichen
Hat die Wahlſtatt er erfüllt,
Bis ihn ſelbſt, den Wundenbleichen,
Eine tiefe Nacht umhüllt.

„Soll mein Kind in Kloſterwänden
Härmen ſich ob deiner Schuld?
Willſt du nicht aus meinen Händen,
Nimm ſie von des Himmels Huld!
Erſt verſchmähteſt du Belohnung:
Und Verzeihung nun dich kränkt;
Glücklich, wenn der Götter Schonung
Durch der Liebe Mund ſie ſchenkt!“

„Büßen auch ſollſt du die Sünde:
Myrthe feßle deine Kraft!
Meine Tochter, du verkünde
Ihm die ſtrengſte Kerkerhaft!
Einſam, von den Menſchen ferne,
Soll ein Monat ihm vergehn,
Und ſtatt Sonnenlicht und Sterne
Soll er nur dein Auge ſehn!

Narcissus.

Ihr ew'ges Wanderlied die Quelle ſang,
Der Wald die grünen Blätterflügel ſchwang
Frohlockend ob dem freundlich ſchönen Gaſt,
Der ſeinen Schooß ſich auserſehn zur Raſt —
Narciſſus ſchlief — und jede Creatur
Drängt ſich herbei aus Aether, Wald und Flur
Gleich Schmetterlingen, die das Licht gelockt;
Das Morgenlied der bunten Vögel ſtockt,
Des Baches Nymfe hebt ihr Haupt voll Schaum
Aus feuchten Fluthen; aus dem dunkeln Baum
Lauſcht der Dryade ſtilles Angeſicht
Gleichwie der Mond aus grauen Wolken bricht.
Viel früher ſchien der Morgen heut zu grau'n
Weil dieſen Jüngling ſchlummernd auch zu ſchau'n
Die Sonne ungeduldig war. Sobald
Ihr erſter Strahl entzündete den Wald:
Erglühten doppelt in der Weſen Bruſt
Der Liebe Flammen und des Daſeyns Luſt.
Er aber ſchlief noch; alabaſterrein
War die Geſtalt; ein blaulich blaſſer Schein

Verkündete der Adern ſanften Zug
Der Roſenröthe durch die Wangen trug.
Das lock'ge Haupt ruht auf dem vollen Arm,
Der ſchlanke Hals, die Bruſt ſo voll und warm
Der edle Leib beſchwert das grüne Moos,
Das ungern läßt ſo ſchöne Bürde los.
In ſeines Athems reinem, ſüßem Duft
Berauſchen Bienenſchwärme ſich; die Luft
Umſchließt voll Trunkenheit und immer wieder
Den leichten Umriß dieſer weichen Glieder.

O holder Schlaf, der Schönheit Hüter du!
Welch tiefe Kräfte heget deine Ruh!
Wo fließt der Quell, draus du die Müden tränkſt
Und jedem Tage friſche Jugend ſchenkſt?
Zu ſeiner Mutter, der Natur, gelind
Führſt du zurück das tobend wilde Kind,
Das zügellos am guten Tage ſchwärmt
Und ohne Maaß in ſeinem Leid ſich härmt;
Du lockeſt unter dem gewelkten Flor
Der Knospen friſchen Schöpfungstrieb hervor
Und glätteſt, wie ein folgſames Gewand,
Der Seele Falten mit beſorgter Hand.
Vom klaren Bach, wo er den Durſt geletzt,
Kühn über Buſch und Dickicht praſſend ſetzt
Ein brauner Hirſch in prächtig ſtolzem Lauf
Und weckt durch ſein Geräuſch den Schläfer auf.
Nichts kam an Schönheit ſeinem Schlummer gleich;
Doch dieſer Schlummer wär' nur arm und bleich

Wollt' er ſich meſſen mit der neuen Pracht,
Die um den Jüngling ſtrahlt, ſeit er erwacht.
Der Schlummer hat kein Auge und verhehlt
Das Feuer, das ein Angeſicht beſeelt;
Schön war der Glieder Ruhe; frevelhaft
Erſchien der Wunſch: daß die gebundne Kraft
Geweckt zerſtöre wieder dieſes Bild
So tadellos, ſo friedevoll und mild:
Doch tauſendfach iſt, ſeit der Sonne Kuß
Die ſtarre Schönheit hat erweicht zum Fluß,
Verdoppelt jeder Reiz; ſich ſelbſt getreu
Scheint doch, bewegt, die Schönheit immer neu.
Zurücke fordert jetzt der Schlaf vergebens
Der Anmuth Palmen aus der Hand des Lebens.

Wie ſchön das aufgeſchlagne Auge blitzt!
Die Wangen glühen noch vom Traum erhitzt,
Die Muskeln ſchwellen neugeborne Kraft;
Vom grünen Moos hat er ſich aufgerafft,
Das in gefäll'gen Formen, rein und zart
Noch das Gedächtniß ſeines Gaſts bewahrt.
Er eilt mit flügelleichtem Fuß zum Quell;
Da blinkt der Sand ſo farbig und ſo hell,
Wie Gold von klarem Waſſer rein geſpült,
Vom Strudel immer wieder aufgewühlt.
Das ſchmeichelnde Gewäſſer labend kalt
Die marmorweißen Knöchel ihm umwallt,
Er beugt ſich nieder und die hohle Hand
Beſänftiget der Wang' und Lippe Brand.

Und jetzt gelehnt auf einen ſchlanken Baum
Schaut er hinunter; ſchnell verrauſcht der Schaum
Der Spiegel ebnet zum Cryſtall ſich mild,
In welchen ein ſich prägt des Jünglings Bild:
Die ſcheue Nymfe lauſcht darnach von fern
Und ewig halten möchte ſie es gern,
Die Wellen warnt ſie und gebeut den Fiſchen,
Daß ſie die holden Schatten nicht verwiſchen.
Dem Jüngling ſelbſt iſt wunderbar zu Muth;
Er ſtarrt mit tiefen Sinnen in die Fluth;
Sein Blick, von ſüßem Staunen ganz verwirrt
Vom Bild zu ſich, von ſich zum Bilde irrt;
Geſtalt und Abbild ſcheidet er nur kaum,
Sein Weſen löst ſich ihm zum luſtgen Traum;
Geheimes Sehnen raſch in ihm entbrennt
Nach jenem Bild, das ſich von ihm getrennt.
Abwenden kann er ſeine Blicke nicht;
Ihm treibt die ſüße Schaam ins Angeſicht
Auf Stirne, Hals und Wangen Roſenblut —
Und aus den Wellen ſchaut ein Bild voll Glut.

Er ſprach bei ſich: „wohl nenn' ich mich beglückt,
Daß ſolche Schönheit mich entzückt und ſchmückt,
Nicht auf verworren ungewiſſer Bahn
Nachjag' ich einem zweifelhaften Wahn,
Den bald des eignen Herzens Trieb verkehrt
Und bald des Himmels Eigenſinn uns wehrt,
Wo uns betrübet der Verſagung Schmerz
Und Eiferſucht den Stachel ſenkt ins Herz:

Die Welt hat Schön'res als dieß Bildniß Nichts;
Doch iſt es nur der Schatten meines Lichts;
Nicht furcht' ich Menſchen- und nicht Götterzorn,
Denn ſelber bin ich mir des Glückes Born,
Wie dieſen Bach erſchöpfet, kein Genuß
Vertrocket nie der Schönheit Ueberfluß!
Und doch« — hier ſenkte ſich ein leichter Gram
Der ſeiner Schönheit kein Atom benahm
Auf ſeine Stirne — »dieſes ſtille Glück
Läßt immer Einen Wunſch mir noch zurück;
Das Spiegelbild im Waſſer nenn' ich mein;
Zwei ſind wir und doch Einer möcht' ich ſeyn,
Ich möchte trinken dieſe klare Fluth
Darin mein Bild ſo ſchön und ſeelig ruht,
Vermählen die Geſtalten, die ſich theilen,
Um dieſe Sehnſucht nach mir ſelbſt zu heilen!«

Und wie ein Kind, dem ein geliebtes Spiel
Ins Waſſer plötzlich aus dem Händchen fiel,
Das ſinkende begleitet mit dem Blick
Und ſchluchzend dann beweint ſein Mißgeſchick:
So ſchaut er lange an das Waſſerbild
In ſüßer Traurigkeit; er lächelt mild
Den weſenloſen, ſchönen Bruder an;
Und eine Thräne, heiß, entfällt ihm dann:
Und dieſe Thräne, ſeiner Seele Blut,
Verpfändet und verhaftet ihn der Fluth:
Vergebens ſchmeichelt ihm die goldne Luft
Vergebens ſenden ihnen würz'gen Duft

Waldblumen, und verſchwendet zärtlich bang
Die Nachtigall den ſchmelzendſten Geſang:
Er breitet aus die Arme und voll Luſt
Stürzt er dem ſchönen Schatten an die Bruſt —
Die Wellen ziehn die ſchimmernd weiſſen Glieder
Entzückt in ihres Schooßes Tiefe nieder.

Ihr ew'ges Wanderlied die Quelle ſang,
Der laue Weſtwind durch den Wald ſich ſchwang;
Doch ausgelöſcht war jeder Freude Spur,
Und ſcheu verkroch ſich jede Creatur.
Hoch ſtand die Sonn' am Himmel; doch ihr Strahl
War wie geknickt und ohne Kraft und fahl,
Die Bäume ſchwiegen trauervoll und matt
Ein feuchter Tropfen ſtand auf jedem Blatt
Und die Dryaden in verworrnen Tönen
Befragten um Narciſſus ſich, den Schönen.

Der verſchüttete Bergknappe.

Laut durchtönt das Gerücht die zerſtreuten Hütten der Thalſchlucht:
„Schaut! ſie haben entdeckt einen verſchütteten Mann!“
Eilig ſtrömt auf den Ruf neugierig die Menge zuſammen,
Wo auf erhöheten Pfühl man den Geſundnen gelegt.
Staunend betrachteten Alle die Tracht aus älteren Zeiten;
Aber das Haar war blond, jugendlich war die Geſtalt.
Tückiſch hatte ein Sturz überraſcht den ſtrebenden Knappen,
In der erſtarrten Hand hielt er das Fäuſtel noch feſt.
Wunderbar hatte der Schacht, Egyptens Künſte beſchämend,
Vor der Verweſung Grau'n ſorglich die Leiche verwahrt.

Spurlos ſchwankten der Männer Vermuthungen; aber die Weiber
Weinten dem herben Geſchick reichliche Thränen noch nach.
Mühſam ſchleppte herbei ſich eine gebrechliche Greiſin,
Die im trüben Gemach zitternd die Kunde vernahm.
Und jetzt ſah ſie die Leiche, die Tracht und den Wuchs und die Züge,
Sah am Finger den Ring, der ihn noch locker umſchloß;
Ueber den Leichnam ſtürzte ſie hin; ſo lag ſie bewußtlos,
Doch bald rang ſich der Schmerz aus der Betäubung empor.
»Frido!« ſchwebte das erſte Wort von den Lippen, den blaſſen,
Als der erſchütterte Geiſt wieder Beſinnung gewann;
»Frido! kommſt du zurück? doch ſpäter, als du verheißen!
Siebenzig Jahre zu ſpät zu der verlaſſenen Braut!
O Geliebter! du haſt zwei Menſchenalter verſchlummert,
Und im Rachen des Grabs bliebſt du lebend'ger als ich.
Schamſt du dich jetzt, o du, der noch ein Jüngling geblieben,

Deſſen Locken noch blond, meiner, der Zitternden, nicht?
Ach, im Trotze der Liebe verwegen, hatteſt den Geldring,
Als in die Grube du ſtiegſt, du an den Finger geſteckt.
Und ich warnte vergebens: die Geiſter ertragen das Geld nicht;
Laß das Ringlein zurück, wenn du befähreſt den Schacht!
Kühn entgegneteſt du: dieß Geld — ich hab' es erbeut,
Und nun laß im Triumph ich mit der Beute mich ſeh'n!
Und du ſelbſt, mein Mädchen, du müßteſt ja zürnen dem Bräut'gam,
Der von dem heiligen Pfand ewiger Treue ſich trennt!
Und mich freute dein Muth und die zuverſichtliche Liebe,
Doch nicht wurde das Herz banger Beſorgniſſe los.
Tückiſche Geiſter, erzürnt vom Glanz des erbeuteten Geldes,
Hielten in gräulicher Nacht meinen Verlobten zurück.
Doch du retteteſt dir im Tode die Farbe des Lebens;
Reichen die Zauber der Zeit nicht in die Tiefe des Bergs?

Mich, die Lebende, traf das traurige Loos der Verwandlung;
Kräftiger Jüngling! es trennt uns die entſetzlichſte Kluft!
Dieſe noch friſche Geſtalt — ſie könnte die Seele bereden,
Was ſie niemals des Bachs ſpiegelnder Welle geglaubt:
Daß im Wechſel der Zeit aus der Welt das Weſen verſchwunden,
Das dein freundlicher Mund »meine Sigunde« genannt.
Immer noch meinen die Menſchen, von irrigem Wahne beſtricket,
Daß nur Einmal der Tod raffe das Leben dahin.
Lang nun hab' ich gelebt, und tauſendmal bin ich geſtorben —
Glaubt ihr dem Zeugniſſe nicht dieſes verkümmerten Leibs?
Nicht die Hülle nur welkt; die gealterte Seele bekennet
Selbſt zu der welken Geſtalt als zu der ihrigen ſich.
Und doch ruft aus der Tiefe der Bruſt eine mächtige Stimme:
Glaube! du biſt es noch ſtets, die dieſer Todte geliebt!
Schönheit und Kraft iſt dahin, verwandelt ſind Wunſch und Gedächtniß;

Doch ein beſtändiges bleibt kenntlich, die Treue, zurück.
Ja, ich bin's! Ich fühle, wie meine erloſchene Seele
Süße Erinnerung ſtärkt, Röthe der Jugend entflammt!
Scheltet mich nicht, ihr Männer und Weiber! ein ſeltſames Schickſal
Reißt mich über das Maaß ängſtlicher Sitte hinaus!
Eine Greiſin ſeht ihr und höret ein zärtliches Mädchen;
Zweifel bewegen das Herz, welchem der Sinne ihr glaubt?
Scheltet mich nicht! es bricht der Jugend verſchüttete Liebe,
Wie aus der Aſche die Glut, flammend noch einmal hervor.
In zwei Hälften ſeh' ich mein eigenes Weſen getheilet,
Zwiſchen ehmals und jetzt ſchwankt der zerriſſene Geiſt.
Iſt nicht mein der Todte? Der Ring, der goldne, bezeugt es;
Dieſe verknöcherte Hand trägt den Genoſſen dazu.
Aber die ſchlanke Geſtalt iſt der zitternden Greiſin entfremdet;
Seht, er ſchüttelt das Haupt vor dem gewaltſamen Bund.
Ach! ſo haben dich doch die Geiſter der Tiefe verblendet,

Haben im Herzen das Bild deiner Geliebten zerſtört?
Gebet, o gebet den Jüngling dem Schooße der grünenden Erde,
Welche in gleichen Staub Greiſe und Jünglinge löſt.
Aber der Staub wird wieder von göttlichem Hauche beſeelet,
Und das Leben, verjüngt, wächſt aus Verweſung hervor.
Alter und Jugend verſchmelzen im Leibe der Wiedererſtandnen,
Raſtlos eilende Zeit biegt ſich zum ewigen Ring.«
Leuchtend ſtrahlte die Stirn der Begeiſterten; als ſie geendet,
Sank ſie plötzlich erſchöpft über den Todten dahin.
Staunen und Schauer erfüllten die Herzen; heilige Stille
Schwebte, von Seufzern erſchreckt, über dem trauernden Volk.
Glückliche Bräute bekränzten der Greiſin Sarg mit der Myrthe;
Männer, viel jünger als er, trugen den Jüngling ins Grab.
Friedlich ruhn ſie, geſellt in der ſanft ausgleichenden Erde,
Tröſtlich zu ſchau'n, doch ſelbſt nimmer bedürftig des Troſts.

Aber der lebende Geiſt denkt nie gleichgültige Ruhe;
Leiſeres Lebensgefühl ruft er im Todten noch an.
Und wir ſchelten ihn nicht — den holden, freundlichen Irrthum,
Der mit verſöhnender Hand feindliche Marken verknüpft.

Gerontes.

„Einſt flammten meine Morgenopfer dir,
O leuchtende Beherrſcherin der Himmel!
Noch immer weckſt du die Begeiſtrung mir,
Wenn ich das nächtlich bunte Traumgewimmel
Von meiner Seele abgeſtreift; — und hier
Gerettet von dem wüſten Weltgetümmel
Hier ſchau' ich rein von Dampf und Nebelhüllen
Mit röth'rer Glut ſich deine Scheibe füllen!

Doch nicht zu dir! zum Größern, der dich ſchuf,
Deß Hauch die Nacht des Chaos ſchon durchwehte —
Zu dein- und meinem Gotte tönt mein Ruf —
Ihn ſuchen meine brünſtigen Gebete —
Noch lag vor mir im Dunkeln mein Beruf;
Als kindlich ich zu dir, o Sonne, flehte;
Ich ſchaute dich, und war doch noch der Blinde;
Taub lag der Geiſt noch unter ſeiner Binde.

Mein Gott, mein Gott! du Vater aller Sonnen!
Du ſandteſt mir die frohe Botſchaft zu,
Vor der, was ſonſt ich Licht genannt, zerronnen;
Der Quell des Lichts, der Klarheit biſt nur du!
In dir hab' ich das rechte Wort gewonnen,
Das meine Seele wiegt zur ew'gen Ruh;
Du biſt mein Urſprung, Ziel, wohin ich ſchaue,
Hand, die mich führt, und Fels, auf den ich baue.

Die Welt, die ruchlos ſich von dir gewendet:
Du ließeſt ſie, Barmherziger, nicht los;
Haſt ihr viel Boten, haſt den Sohn geſendet,
Um ſie zu locken aus der Sünde Schooß;
Und blieben Millionen auch verblendet:
Doch iſt die Zahl der Gläubigen ſchon groß;
Die Kunde tönt in Süden ſchon und Norden,
Daß Gott in ſeiner Welt iſt heimiſch worden.

Geheimnißvoll iſt das erhabne Wort,
Und doch hab' ich mich glaubig ihm ergeben;
Die Quelle rinnt und rinnet ewig fort,
Aus bodenloſen Tiefen ſtammt ihr Leben;
Belauſcht hat Niemand ihrer Zeugung Ort,
Es iſt ein Ziel geſteckt des Geiſtes Streben —
Ich weiß, daß mich der heil'ge Quell erquicket,
Deß Schooß ich nie ergründet und erblicket.

Erfülle mich, mein Gott, mit deiner Stärke,
Wenn die Verſuchung meiner Schwachheit naht;
Gieb, daß ich allwärts deine Spuren merke,
Daß ich profetiſch deute deinen Rath;
Daß ich vollbringe deine heil'gen Werke
Mit ſchwachen Händen ſtreuend ew'ge Saat;
Bewahre meinen Schlaf und meine Träume,
Daß nirgends ich mein Prieſterthum verſäume!»

Noch lag der Prieſter lange auf den Knie'n.
Die glühnde Seele noch zu beten ſchien
Als ſchon die Lippe ſchwieg; da plötzlich rauſcht
Es im Gebüſch; ein Mann, der ihn belauſcht,
Tritt raſch hervor; in fremder Landestracht
Iſt er gekleidet, doch mit reicher Pracht;
In fremder Sprache redet er ihn an,
Doch ihn verſteht der vielerfahrne Mann,
Der manches ferne Land und Volk geſchaut,
Mit vieler Kunſt und Wiſſenſchaft vertraut.
Im Walde hat der Fremdling ſich verirrt;
Ihm bietet ſich als Führer und als Wirth
Gerontes an, und gern auf ſeine Bitte
Folgt ihm der Fremde in die kleine Hütte.

Den müden Wandrer labt ein einfach Mahl
Und ſeines Wirthes Rede; bis der Strahl

Der Sonne ſich erkühlt im Abendwind,
Die beiden Männer bei einander ſind.
Der Fremde wußte ein Geſpräch zu würzen
Und unvermerkt die träge Zeit zu kürzen,
Und war erſtaunt in dieſen Felſengründen
So edlen Boden für ſein Wort zu finden.
Als länger ward der Schatten von den Bäumen,
Da mocht' er fürder nicht im Walde ſäumen,
Dem Wirthe wünſcht er dankbar alles Glück
Und läßt ihm ſcheidend eine Schrift zurück.

Der Prieſter eilte nicht wie ſonſt, der Ruh
Sobald die erſten Sterne glänzten, zu;
Er zündet haſtig an ein künſtlich Licht,
Denn ruhen läßt des Fremden Buch ihn nicht;
Er hat darob die ganze lange Nacht
Voll ungeſtümer Bangigkeit gewacht
Und wie des Dunkels falt'ger Mantel ſinkt,
Und neu das Morgenroth am Himmel blinkt,
Da eilt er ſeine Unruh abzuwiſchen
Und im Gebet die Seele zu erfriſchen.
Freiwillig, wie aus Roſen ſich der Duft
In reichen Wellen wirbelt in die Luft:
So ſtrömte ſonſt aus ſeinem freud'gen Geiſt
Das Wort, womit er Gott voll Inbrunſt preiſt;
Doch heut die Sylb' in ſeinem Munde ſtockt;
Die Zunge, die in Hymnen ſonſt frohlockt —

Sie müht ſich heut die ausgebrannten, hohlen
Gebete lallend nur zu wiederholen.
Er klagt ſich an vor ſeinem Gott und weint;
Doch dieſer Schmerz, der ihm nur Reue ſcheint,
Hegt, unbewußt dem Prieſter, insgeheim
Schon einen andern unglückſchwangern Keim.

An ſeinem Buche ſitzt er Tag und Nacht;
Ein Heer von Fragen iſt in ihm erwacht,
Die er ſchon längſt als machtlos hat verſpottet,
Doch deren Wurzel, noch nicht ausgerottet,
Zurück im fruchtbar tiefen Boden blieb
Und jetzt ermuthigt neue Sproſſen trieb.
Er las die Worte: »Willſt du Wahrheit ſchauen:
So darfſt du nicht dem Rauſch der Seele trauen;
Begeiſterung iſt Rauſch; dem reinen Sinn
Bleibt von den Taumelbildern kein Gewinn;
Der Wahn iſt reich, doch ſchwindet ſchnell er ein,
Der Wahrheit Schatz beſteht — doch er iſt klein.
An ſeinem Glauben ingeheim verzagt,
Wer ihn nicht ſtreng und recht zu prüfen wagt!
Ich gebe dir den Prüfſtein in die Hand:
Du ſcheide ſelbſt das Gold von ſchnödem Tand!«

In ſeinen Händen birgt er das Geſicht
Und ſpricht: »die Prüfung kann ich weigern nicht!

Es krönet jede neubeſtandne Probe
Der Wahrheit Stirne nur mit neuem Lobe;
Drum kühn ans Werk! mein Geiſt, geübt und ſtark,
Er dringe vor bis an der Weſen Mark!
Was ſchwärmende Begeiſterung erdichtet
Verglühe, von dem klaren Aug' vernichtet!
Und was ein ſchmeichelnd ſchöner Glaube nur
Mißachtend ew'ge Satzung der Natur
Der kindlich weichen Seele angemuthet:
Ich reiß es aus, ob auch das Herz mir blutet!«
Und wie der Sommervogel, rauh gepackt
Mit groben Händen, farbenlos und nackt,
Wo erſt geglüht das ſchimmernd dunkle Blau,
Nun zeiget ein durchſichtig mattes Grau:
So ward des Glaubens heitre, bunte Welt
Bald, abgefärbt, von fahlem Licht erhellt —
Wo er vordem in arglos froher Rührung
Bewundert und verehrt die heil'ge Führung,
Da ſchaut er jetzt verrückt das alte Ziel
Und blinder Kräfte willenloſes Spiel;
Wie ein Gemiſch von Dichtung, Traum und Lüge
Verſchwammen ihm der Gottheit heil'ge Züge;
Das blaue Tuch des Himmels — ſterndurchſtickt
Iſt nicht der Teppich Gottes; Er erquickt
Nicht mehr den Beter, und des Donners Rollen
Hat nie, ein Herold, ihn verkünden ſollen;
So immer mehr entwurzelt ſchwankt der Glaube
In ſeiner Seele, im verdorrten Laube

Rauſcht ohne Unterlaß des Zweifels Sturm
Und tief im Marke naget fort der Wurm.

So wie der Jäger auf des Wildes Spur
Den Berg erklimmend, nicht der grünen Flur
Und nicht der fruchtereichen Gärten achtet,
Nach Einem Ziele nur begierig trachtet,
Und aufwärts eilt durch Felſen, Eis und Schnee
Bis endlich er auf ſchwindelnd jäher Höh,
Wo Vögel ſpottend ihm vorüberfliegen,
Sich in der Jagd verwegner Haſt verſtiegen:
Da jammert er, vom Leben abgeſchnitten
Bis er den bittern Hungertod erlitten,
Wenn nicht die Gemſe, der er nachgeklettert,
Rückſtürzend in den Abgrund ihn zerſchmettert:
So ſchwingt der Prieſter in verwegnem Lauf
Auf ſeinem Pfad ſich immer höher auf,
Bis unter ihm die heitre Welt verſchwindet
Und aufwärts keinen Pfad ſein Fuß mehr findet:
Da packt der grauſe Schwindel ſein Gemüth,
Die mattgejagte bange Seele glüht;
Der Geiſt geängſtet, zitternd, überwacht,
Verſinkt in wüſter Fieberträume Nacht:
Er ſieht den Dornbuſch auf der Heide brennen,
Hört eine Stimme ſich beim Namen nennen
Und will ſich nähern; doch ein Bleigewicht

Läßt bannend ihn von ſeiner Stelle nicht;
Schwer ringt und müht er ſich und ächzt und keucht;
Von kaltem Schweiß iſt ſeine Stirne feucht —
Und eine andre Stimme ruft voll Spott:
Mach ſchnell! bald iſt im Buſch verbrannt dein Gott!
Da bricht der Geiſt aus ſeines Körpers Haft
Und ſchwimmt in dünner Luft; doch weggerafft
Iſt Buſch und Flamme — einen Dornenkranz
Nur trifft er noch, vom Blute triefend ganz;
Er will ihn faſſen, aber er vergißt,
Daß er ein Geiſt und lauter Luft nur iſt;
Er eilt zurück den Körper nachzuholen,
Doch der iſt unterdeß ſchon weggeſtohlen;
Er klagt, beſtürzt, daß man den Leib ihm nahm
Und weil er nackt iſt, peinigt ihn die Schaam.
Und bald erhebt ſich ein gewalt'ger Wind
Und reißt ihn von der Erde los geſchwind;
Er ſchwebt dahin in ungeheuren Fernen
Hoch über Bergen, Wolken, Mond und Sternen;
Allmälig das Bewußtſeyn ihm verſchwindet —
Sein Blick nicht mehr das Licht der Sterne findet
Und eine Stimme gellt ihm in die Ohren:
Jetzt haſt du dich und Welt und Gott verloren!
Da ſchrickt er auf — doch tröſtlicher iſt kaum
Ihm das Erwachen als der wirre Traum.

Des Geiſtes Unruh treibt ihn fort und fort
Und quält mit Dornen ihn an jedem Ort.
Im ſelig reichen Einklang der Natur
Las überall er ſonſt der Gottheit Spur;
Ein fröhlich Leben in den Sonnenſtrahlen;
Ihm ſchien, es gießen aus cryſtallnen Schaalen
Die reinen Engel auf der Schöpfung Haus
Des Regens wunderbare Ströme aus;
Und jetzt — nur Mißlaut allwärts ihn umtönt,
Der finſtre Rabe krächzt, der Schuhu ſtöhnt,
Die Schwalbe frißt den Schmetterling im Flug,
Der eben auf die ſeidnen Flügel ſchlug;
Den Marder färbt noch friſch der Taube Blut,
Im Neſt verſchmachtet hülflos ihre Brut;
Zwei Geier in den Lüften hoch ſich packen
Und grimmig mit den Schnäbeln ſich zerhacken;
Und eine Spinne ſah er emſig weben
Am Netz, um zu erwürgen drin das Leben.

Die Sonne neigte ſich; des Berges Spitze
Vergoldeten noch ihre letzten Blitze;
Gerentes ſtrebt den Gipfel zu erklimmen;
Da ſchlagen ihm ans Ohr verworrene Stimmen:
Er glaubt zu hören blanker Waffen Hall,
[illegible] und Trommetenſchall;
Die [illegible] beflügelt ihm den Schritt
Und wie des Berges Fläche er betritt:
Da ſchaut er tief im Thal, ſchon halb voll Nacht,
Das letzte Zucken einer großen Schlacht.

In Flucht gejagt ſah er die Volksgenoſſen;
Die Feinde ſetzten nach mit ſchnellen Roſſen —
Der Halbmond ſchimmert funkelnd durch die Nacht
Und mancher Turban glänzt in ſeidner Pracht;
Das Mordgeſchrei verhallt in weiter Ferne —
Am Himmel bangen thränenvoll die Sterne.

Entſetzlich die erſchreckne Nacht durchgellten
Die Klagen und das Wimmern der Gefallten;
Hinunter ſchlich Gerontes. Ihn durchfährt
Der Ton der Schmerzen wie ein kaltes Schwerdt.
Bald hindern Leichenhügel ſeinen Schritt,
Und bald ſein Fuß auf blut'gem Raſen glitt;
Er hört die Dulder, die mit bangem Aechzen
Nach Leben nicht — nach raſchem Tod nur lechzen,
Ein Sterbender den Prieſter noch erkennt
Und bittet röchelnd ihn ums Sacrament —
Doch eh er noch ein Troſteswort vernommen,
Iſt ſeines Lebens Docht ſchon ausgeglommen.
Wer will des Prieſters Tröſtungen noch hören?
Wer läßt ſich gerne beim Entſchlummern ſtören?

Doch Eine Stimme redet laut — er lauſcht
Ein Todteswunder, [illegible],
Hat in der Fiebergluth der Sterbeſtunden
Des Paradieſes Freuden vorempfunden:
Er lallt in ſeiner Sprache: Sey gegrüßt
Der Jungfraun Krone! wunderbar verſüßt

Der würz'ge Ambraduft aus deinem Munde
Den Schmerz, der mich noch brennt von ird'ſcher Wunde.
O wie Rubinen, Perlen und Korallen
Aus deinen Rabenlocken leuchtend fallen!
O Blume, die, in jeder Nacht gepflückt,
Mit friſcher Jugend jeder Morgen ſchmückt!
Du ſchlanke Palme, gönneſt gern dem Matten
Die ſüße Ruh in deiner Schönheit Schatten
Dein Buſen in Unſterblichkeit gebadet,
Ein Wüſtenquell, den durſt'gen Pilger ladet.
Ich fühle mich in Roſenöl getaucht
Und« — jetzt hat er die Seele ausgehaucht.

Ein Andrer ſtöhnt: »Den Himmel ſeh ich offen
Und jeden Wunſch der Seele übertroffen:
Ein weiſſer Engel nimmt vom Purpurthrone
Und ſchwingt entgegen mir die Siegerkrone.
Entnommen bin ich jetzt des Lebens Schule,
Ich ſitze herrſchend auf dem goldnen Stuhle,
Und fröhlich jubelnd meine Siegespſalmen
Seh ich von fern den Dampf der Hölle qualmen!«
Drauf ward es ſtumm — ein Todesröcheln nur
Erfüllte noch mit bangem Ton die Flur.
Der Sterbenden verzückte Worte haben
Sich in Gerontes Seele tief gegraben
Und ſtacheln ihn die ganze lange Nacht,
Die auf des Berges Gipfel er durchwacht.
Ihm ſcheinen ausgeglichen Glauben, Lehre

Und Sitte — Vaterland; des Todes ſchwere,
Eiskalte Hand macht Jeden hier vergeſſen,
Was er geliebt, geglaubt, gethan, beſeſſen.

„Wo ſcheidet ſich des Trugs, der Wahrheit Bahn?
Wo trennt die Hoffnung ſich vom eiteln Wahn?
Iſt ewig, trotzend allen Läuterungen,
Die Sinnenluſt dem Geiſtestrieb verſchlungen,
Daß keiner je das Gold vom Zuſatz ſcheidet
Und am gediegnen Schatz das Auge weidet?
Der Eine brüſtet ſich mit goldnem Stuhle,
Der Andre träumet, wie er üppig buhle
Mit einer Houri — und ins Paradies
Schwärzt jeder ein, was ihm auf Erden ſüß.
Ich höre wohl: dort wachſe erſt die Liebe
Und wuchern der Erkenntniß reinre Triebe.
Doch woher kommt dem Geiſt was er nie lernte?
Und glich nicht ihrer Ausſaat ſtets die Ernte?

Und ach, mein Volk, die treuen, frommen Streiter
Beſiegt, zermalmt vom Schwarm der wilden Reiter!
Das Kreuz, dem Gott verheißen ew'gen Schutz,
Es bebt und beugt ſich vor der Feinde Trutz!
Und ich, da in den Staub mein Volk getreten,
Zum Kampf zu ſchwach und — zu verzagt zum Beten!“

Jetzt packen wilder Jammer und Entſetzen
Den Prieſter — rings mit Flammen und mit Netzen

Von ſchadenfrohen Teufeln, ſieht die Welt
Wie einen Forſt voll Tieger, er umſtellt.
Ihn dünkt die Erde unter ſeinen Sohlen,
Die grüne Trift, beſä't mit glühnden Kohlen;
Dämonen rufen an ſich in den Lüften
Und Mißgeſtalten ſtrecken aus den Schlüften
Das Haupt. Er weiß nicht, wie er heimgekommen.
Ein ſchwerer Schlummer hat ihn übernommen;
Bis in den Traum verfolgen ihn die Schrecken,
Als plötzlich ihn des Königs Boten wecken.
»Geſandt von deinem König kommen wir
Entbieten läßt der fromme Herrſcher dir:
Mich überzieht mit Krieg der Heiden Macht,
Geſchlagen ward mein Volk in einer Schlacht,
Doch bleibt die Hoffnung auf ein beßres Glück
Und auf des Himmels Beiſtand mir zurück.
Doch du verlaß im Wald dein ſtilles Zelt
Und ſcheue nicht den Lärm und Kampf der Welt!
In unſern Streitern fache, frommer Mann!
Wie früher oft, des Muthes Flammen an;
Dem Himmel — offen ſtehet dir ſein Ohr! —
Trag unſre Nöthen im Gebete vor!
Du ſollſt das Volk zum treuen Kampfe mahnen
Und uns zum Siege weihen unſre Fahnen!«

Gerontes hört es und ein heftig Zittern
Befällt bei dieſer Botſchaft ihn, der bittern.

Er ringt die Hände, doch er ſpricht kein Wort
Und ſchweigend führen ihn die Boten fort.
Oft ward er auf der Wanderung verſucht
Von den Begleitern ſich in raſcher Flucht
Zu trennen — in der Wildniß bei den Thieren
Sich aus der Menſchen Kundſchaft zu verlieren.
Er ſpricht bei ſich: „Soll ich dem Ruf mich fügen?
Dem Volk, dem König und mir ſelber lügen,
Und wo mir ſelber Glaube fehlt und Licht,
Vertrauen heucheln, fromme Zuverſicht?
Wie kann der Zweifler weih'n der Gläub'gen Waffen?
Der Wankende dem Bruder Beiſtand ſchaffen?
Wird meine Peſt ſich nicht auf ſie vererben,
Nicht ihr geſundes Blut mein Gift verderben?
Doch wenn ich fliehe wird das Heer verzagen
Der Volkes Schmach als Feigen mich verklagen —
Nicht heute darf ich mein Geheimniß brechen
Und frei, ſo wie es mir ums Herz iſt ſprechen,
So zeig' ich wie ich, meinem Volk ergeben!
Mehr opfern will ich ihm als ſelbſt mein Leben!
Ich trage, ihm zu Lieb, der Lüge Ketten
Und werd' ein Heuchler um es zu erretten!“

Die Königsſtadt betreten ſie bei Nacht;
Da rüſtet Alles ſich zur neuen Schlacht,
So wie in einem Bienenvolk vor'm Schwärmen,
So dröhnet Alles vom verworrnen Lärmen;

Doch nicht zu gründen gilt's ein neues Reich;
Ernſt ſind die Männer und die Frauen bleich,
Weil morgen eine Zukunft wird gewogen,
Ein Völkerloos aus blut'gem Topf gezogen.
Hier flüſtert bei des Mondes bleichem Strahl
Ein fürchtend Paar, vielleicht zum letztenmal.
Noch ungeſchloſſen wird vielleicht getrennt
Der Bund der Herzen. Eine Fackel brennt
Hoch von dem Thurme, aber düſter lohend
Wie das Verderben eines Reiches drohend;
Mit unerſättlichem Genuß und Kummer
Belauſcht ein Vater ſeines Lieblings Schlummer
Und drückt — der Harniſch hehlet nicht den Schmerz —
Die jugendliche Mutter an ſein Herz.
Auf hohen Warten halten Krieger Wacht,
Und deuten ſcheu hinaus oft in die Nacht;
Sie ſchauen wohl der Feinde Lagerfeuer;
Manch gräßlich fabelhaftes Ungeheuer
Aus Nacht und Rauch und Flammen wird gezeugt
Und ſchnell von Angſt und Wahne groß geſaugt;
Es ſcheint die Luft vom Bangen angeſteckt,
Daß kalte Furcht in jeder Bruſt ſie weckt.

Der Prieſter, wie die dumpfe Angſt er merkt,
Fühlt von geheimem Stolze ſich geſtärkt;
Schon hat das Schlimmſte ja ſein Haupt getroffen
Und hinter ihm ſchon liegen Furcht und Hoffen.

Die Andern quält noch die Bekümmerniß
Um künft'ges Unglück, ſein's iſt ſchon gewiß.

Vor Morgenroth mit zitternd ſcheuer Hand
Legt er ſich an ſein prieſterlich Gewand,
Und widerſtrebend mit gewalt'gem Schmerz
Pocht gegen dieſe Lüge an ſein Herz.
Der ſchimmernde Talar iſt ihm ſo fremd;
Viel lieber zög' er an ſein Todtenhemd;
Das goldne Kreuz, das dieſes Prachtkleid ſchmückt,
Wie eine Sündenlaſt die Bruſt ihm drückt.
Wohl Mancher hat zu Spiel und Maſkeraden
Mit ſchwererem Gewichte ſich beladen,
Und Mancher, brütend eine That der Nacht,
Hat ſich vermummt in ſeltſam wilde Tracht
Und athmete doch leichter; und ſo ſchwer,
So tief beklemmt trug keiner noch wie Er.
Und doch war es das Kleid, das hundertmal
Er ſonſt getragen, leicht und ohne Qual;
So gräßlich wie die bleichſte Larve nicht
Erſcheint ihm heut ſein eignes Angeſicht,
Womit das Schickſal ihn verdammt im Grolle
Sich nachzuſpielen ſeine eigne Rolle.

Dem Boten folgt er dann mit irrem Fuß
Und ſenkt das Auge bei des Königs Gruß.
Der ſpricht zu ihm: „Du kommſt, wie ich gehofft,
Du trateſt, Gottgeliebter Mann! ſchon oft

Für unſre Sache bei dem Himmel ein;
Er wird auch heut dir hold und gnädig ſeyn;
Nicht nur das Volk und mich bedrängt die Noth!
Des Glaubens Kleinod ſelber iſt bedroht,
Wenn wir nicht heut der Feinde Fluthen dämmen
Die unſrer Länder Grenzen überſchwemmen.»

Dann führt er ihn hinaus, daß er die Fahne
Ergreife und das Volk zum Streite mahne.
Der Jungfrau'n Chöre fromme Hymnen ſingen,
Zwölf holde Kinder, weiß gekleidet, bringen
Dem Prieſter das Panier, auf weißem Grund
Das rothe Kreuz; da that er auf den Mund —
Raſch auf die Kniee ſinkt das Heer; es klirrt
Nicht Eine Waffe mehr; kein Wort verirrt
Sich in der tiefen Stille — blau und klar
Voll Sonnenſchein der Morgenhimmel war;
So redet er: o treues Volk voll Muth.
Ihr Kämpfer für ein mehr als ird'ſches Gut,
Ihr auserkornen Häupter, ihr Geweihten:
Der Gott der Euch berufen, lehr' Euch ſtreiten!
Er ſchaffe, daß nicht irre das Geſchoß,
Der Fuß nicht wanke, ſtrauchle nicht das Roß,
Daß Euer Mund nicht läſtre und nicht klage,
Der Arm nicht zittre und das Herz nicht zage:
Daß Euch die Kraft der Sonne Glut nicht ſchwäche,
Des Bogens Sehne und der Schild nicht breche,

Daß Teufelskunſt nicht Euer Auge blende,
Daß Uebermuth den Siegerruhm nicht ſchände;
Daß Euer Keinen der Verſucher fange,
Und den der fällt, das Paradies empfange!
Er ſtärke Eure Hand zu ſeiner Ehre!
Er laſſe ſtreiten ſeiner Engel Heere
Für Euch, daß ſie mit diamantnen Waffen
Wie reifes Korn der Feinde Glieder raffen.
Der Israel geführt als Glut und Wolke,
Er iſt auch heute nahe ſeinem Volke;
Wer heute ſtirbt, der ſtirbt mit Gott verſöhnt;
Wer hier verſtümmelt, der wird dort gekrönt!
Der Sieg, mein Volk! er kann uns nicht entrinnen!
Hier oder dort — wir müſſen ihn gewinnen!«

Jetzt brauſt heran der Feinde wild Geſchwader,
Und Kampfluſt ſchwellt das Blut in jeder Ader;
Gerontes ſchwingt die Fahne und voran
Eilt er dem Heer und zeigt ihm ſeine Bahn.
Am ſpäten Abend hat das Kreuz geſiegt;
Der Halbmond glanzlos an der Erde liegt;
Doch ihn, den Prieſter, der mit tiefer Scheue
Die Fahn' ergriffen, doch ſie trug voll Treue,
In deſſen Bruſt ein wilder Kampf getobt,
Als der, worin er ſich als Held erprobt:
Ihn ſtreckt ein Feind vom umgewandten Pferde
Mitleidig mit dem letzten Pfeil zur Erde.
Ein bittres Lächeln überfliegt die Züge
Und mit ins Grab nimmt er hinab die Lüge.

Wer war ſein Mörder? Von dem Wald der Gaſt
Dem jüngſt Gerettes Labung bot und Raſt,
Er der ihn in der Qualen Strudel ſtürzte,
Er war es auch, der ihm ſein Leiden kürzte,
Doch willenlos — von Feinden ſchon bedroht,
Im Fliehen ſandt' er Einem noch den Tod,
Der mehr ihn wohl ob dieſer Sendung pries,
Als für das Gaſtgeſchenk, das er ihm ließ.

Wenn Ruhm im Tod die Seelenpein vergütet,
Die in der Bruſt des Lebenden gewüthet;
Wenn Palmenblatt und Weihewaſſer kühlt,
Die Flammen, die unlöſchbar ihn durchwühlt:
Wenn Prieſterſchlüſſe haben ein Gewicht,
Und aus dem Volk die Stimme Gottes ſpricht:
Dann hat mit ſeinem Tod ſein Glück begonnen
Und unermeßlich er beim Tauſch gewonnen:
Denn keine Ehre mangelt ſeiner Leiche;
Er fiel, ein Hort dem Glauben und dem Reiche;
Den Himmel hat ſein mächt'ges Flehn gerührt,
Das Heer hat Er zum Siege angeführt,
Ein Marmor zieret ſein geweihtes Grab,
Dem Frömmigkeit ſtets friſche Blumen gab,
Und eine Inſchrift giebt mit goldnem Munde
Von des Bewohners Schickſal dieſe Kunde:
Er iſt für ſeinen Glauben hier geſtorben
Und hat die Martyrkrone dort erworben.

Hermes Psychopompos.

Schwärzlich ruhn des Sees Gewäſſer,
Unermeßlich, unbelebt,
Und der Sonne Gluth wird bläſſer,
Wenn ſie dieſen Kreis durchſchwebt;
Und des Himmels Blau iſt trüber
Und kein Vogel fliegt darüber,
Und es flöhen gern die Bäume,
Wenn ſie könnten, dieſe Räume.

Selbſt der unverzagt'ſte Schwimmer,
Dem vor keiner Brandung graut,
Dieſen Waſſern hätt' er nimmer
Sich zum Wiegen anvertraut;
Grauſer als der Sturmnacht Reigen
Iſt das niegebrochne Schweigen,
Das zu dieſen Gramgeſtaden
Scheint den Wahnſinn einzuladen.

Was dieß feuchte Grab verhehle?
Keinem Auge ward es kund;
Unerforſcht, wie einer Seele
Haß und Liebe, iſt ſein Grund.
Keine Waſſerlilien ſchwanken
Mit dem Haupt, dem ſilberblanken;
Nur in grünlichem Geſpinnſte
Tauchen auf verborgne Künſte.

Jener Bach, aus Fels geboren,
Grüner Wieſen Silberzier,
Hat nun Kraft und Glanz verloren,
Seine Leiche modert hier.
Der Najaden Sarg umſchweben
Nur noch Flüchtlinge vom Leben:
Seelen, die vom Leib entbunden,
Und noch nicht ihr Ziel gefunden.

Die in eines Tags Vollendung
Abgeſchieden, harren dort,
Bis der Gott der letzten Sendung
Hin ſie führt zum ew'gen Port;
Bis er mit dem goldnen Stabe,
Was nicht angehört dem Grabe,
Zu der ſtillen Inſel lenket,
Welche keine Rückkehr ſchenket.

Schwankend, neblig ſind die Züge
Ihres fahlen Angeſichts,
Die Geſtalt wird ſelbſt zur Lüge,
Angerührt vom Pfeil des Lichts;
Aber die zerfloßnen, matten
Glieder ſammeln ſich im Schatten
Unter einer Wolke Schilde
Wieder zu des Leibs Gebilde.

Könnten ſie noch Thränen weinen,
Höher ſchwell' empor der See;
Könnt' ihr Leid im Wort erſcheinen,
Stürme zeugt' ihr tiefes Weh.
Ach! im Leib mit bittrem Sehnen
Ließen Lächeln ſie und Thränen,
Schmerzenslaut und Luſtgeflöte,
Liebeskraft und Wangenröthe.

Seit dem grauen Morgen ſammeln
Sich die Schaaren, alt und jung;
Aber kaum ein leiſes Stammeln
Flattert durch die Dämmerung;
Keines ſteht dem andern Rede,
Ausgelöſcht ſind Lieb' und Fehde;
Jedes in ſich ſelbſt verſunken,
Halb vom Lebenswein noch trunken.

Und im ſtolzen Königskleide,
Mit der Sonne letztem Strahl,
Naht der Gott, von ird'ſchem Neide
Glühen ſie zum letztenmal.
Aber Er, mit Götterſchritte
Wandelt durch der Seelen Mitte,
Sie vom Ird'ſchen zu befreien
Und zur Ruhe einzuweihen.

Bilder möchten noch ſich ringen
Aus der Trauer Einerlei;
Doch wie Waſſerblaſen ſpringen
Im Entſtehen ſie entzwei;
Wie die Blum' im Weſt ſich bücket,
Trüb ihr Haupt zum Abſchied nicket,
Aber willenlos dem Zuge
Folgen ſie mit raſchem Fluge.

Und nur aus dem dichten Drange
Flüſtert's manchmal dumpf und hohl,
Wie ein Schatten von Geſange:
»Schöne Erde, lebewohl!«
Doch ſie folgten ihrem Hirten,
Daß ſie nicht vom Pfad verirrten,
Bis ſie hinter ſchwarzen Thoren
Leiſe klagend ſich verloren.

Und mit ungetrübter Wonne,
Von dem Nachtwerk unentſtellt,
Schreitet mit der jungen Sonne
Hermes freudig in die Welt.
Ewig ſchön und ewig heiter,
Führt er die Geſchlechter weiter
Mit dem Stab, den er am Morgen
Unter Blüthen hält verborgen.

Die Todesbotſchaft.

Schmachtend auf dem Sterbebette
Lag der Freund im Fieberbrand;
Einen Ring und eine Kette
Reicht' er mir mit ſchwacher Hand:
„Eile hin in jene Länder,
Wo mir weilt die holde Braut,
Bring' ihr dieſe theuren Pfänder,
Die ſie einſt mir anvertraut!

Mildre du der ſchlimmen Kunde
Unabwendbar bittres Gift;
Sanfter wohl aus deinem Munde
Dieſer Schlag die Theure trifft!
O mein Freund, ich hinterlaſſe
Dir als Erbtheil noch den Schmerz!
Flehend deine Hand ich faſſe:
Schone, ſchon' ihr weiches Herz!“

Stürmiſch von dem friſchen Grabe
Eilt' ich ihrer Heimath zu;
Ich verſchmähte jede Labe,
Gönnte mir nicht Schlaf und Ruh.
Dacht' ich an des Wegs Vollendung —
Stockten mir die Pulſe ſchon;
Ach, es winkte dieſer Sendung
Kein willkommner Botenlohn!

Und ich dachte: »Von dem Todten
Aus dem ſtillen Geiſterland
Wurden ihr gewiß ſchon Boten,
Eh ich komme, zugeſandt!
Säuſeln wird's in allen Bäumen!
Trauerton durchhallt die Luft
Und vor ihrem Aug' in Träumen
That ſich auf die dunkle Gruft!«

Endlich kam ich an am Ziele;
Bleiern lag auf mir die Laſt;
Gäſte grüßte ſie wohl viele
Aber niemals ſolchen Gaſt!
Und doch konnt' ichs kaum erwarten
Abzuſchütteln dieſe Pein;
Zitternd trat ich in den Garten,
Wo ſie wandelte, hinein.

Duftig roth die Nelke glühte,
Die Narciſſe ſanft und bleich:
Doch am herrlichſten wohl blühte
Sie im ganzen Blumenreich!
Eine Thräne ſchien ſo ferne
Dieſem harmlos frohen Kind,
Als dem leuchtendſten der Sterne
Irdiſch ſchwarze Flecken ſind.

Eine Blume ſorglich pflücken
Sah ich ihre weiſſe Hand,
Flüſternd ſie darauf ſich bücken,
Bis ſie ein Orakel fand.
Ihrem liebenden Verlangen
Schmeichelte das Räthſelſpiel;
Wonne röthete die Wangen,
Als das letzte Blättchen fiel.

Hinter dieſen heitern Zügen
Lag der Wahrheit Ahnung nicht!
Dürfen nicht die Blumen lügen,
Wenn das eigne Herz nicht ſpricht?
Wenn das liebſte Herz zerriſſen
Eben zerfiel in Aſch' und Staub:
Wir frohlocken noch! wir wiſſen
Nichts von unſers Himmels Raub!

Sollt' ich dieſe Seele wecken
Aus des Glückes eitlem Traum?
Dieſe Blüthen rauh erſchrecken,
Weil im Mark verdorrt ihr Baum?
Sollt' ich ihr den Strauß, den friſchen,
Rauben, eh' er welkend ſank,
Ihr die bittre Galle miſchen
In den letzten ſüßen Trank?

Schmach dem Geiſt, der mitzufühlen
Jede leiſe Sehnſucht ſchwört,
Und, wenn ſie am Grabe wühlen,
Glock' und Schaufel überhört;
Der noch jubelnd ſich im Tempel
Des vergangnen Glücks entzückt,
Wenn der Tod ſchon ſeinen Stempel
Auf die liebſte Stirn gedrückt!

Und die Botſchaft hat verſchwiegen,
Treulos an dem Freund, mein Mund!
Goldner Ring und Kette liegen
In des Meeres tiefſtem Grund.
Brechen konnt' ich nicht das Siegel,
Und ſie ahnt ihr Schickſal nicht,
Bis des Eiſes falſcher Spiegel
Unter ihr zuſammenbricht!

Almanſor.

Almanſor klagt in der Wüſte, verirrt;
Kein Vogel die brennenden Lüfte durchſchwirrt,
Im Sande verloren iſt jegliche Spur,
Der einzige Quell iſt der Thränenbach nur,
  Der heiß von den Wangen ihm fluthet.

Da nahet dem Betenden eine Geſtalt
Von weißem, glänzendem Mantel umwallt,
Verheißenden, milden, tröſtlichen Blicks
Und glückliche Wendung des droh'nden Geſchicks
  Im Auge, dem ſeligen, tragend.

Dem Hoffenden reicht ſie mit gütiger Hand
Durchwirket mit ſeltſamen Zeichen ein Band:
»Ein herrliches Wunder gönnt Allah dir!
Verbürget iſt mit dem Pfande hier
  Dir des liebſten Gebetes Erhörung!«

Almanſor beugte ſich tief in den Staub;
Doch achtet es ſeine Seele für Raub,
Jetzt gleich zu verſchwenden des Himmels Huld;
Es wuchs ihm die Kraft und die ehrne Geduld;
  Er entkam dem Grab in der Wüſte.

Nach Jahren wurde das Feld ihm verheert
Und das Haus und die Habe vom Feuer verzehrt;
Doch ſicht es den Mann, den verarmten nicht an;
Ihm blieben die Kräfte ja unterthan,
  Die er anzurufen noch zögert.

Dann ſtarb ihm die blühende Gattin dahin;
Er ſah auf die Leiche mit heiterem Sinn:
»Ich kann ja noch immer zu neuem Glück
Aus dem Grabe die Todte rufen zurück!
  Mein biſt du, ſobald ich gebiete!«

Die lieblichen Kinder auch pflükte der Tod;
»Es führt ſammt der Mutter ſie mein Gebot
Dem Leben, dem goldenen wieder zu!«
Er lächelte ſanft und ſchaute mit Ruh
  Die Särge verſenken im Grabe.

Und Monde und Jahre noch zögert der Greis
Und ſparet das mächtige Zaubergeheiß;
Er darf nur wünſchen, ſo kehret das Glück,
Das Leben dem einſamen Hauſe zurück;
  Oft labt ſich ſein Geiſt an dem Bilde!

Die tödliche Krankheit nagt ihm das Mark;
Doch iſt noch immer der Talismann ſtark;
Bald will er beleben nun Kinder und Weib,
Sich ſelber verjüngen den welkenden Leib;
  Die Hoffnung verſcheucht ihm die Schmerzen.

An einem Morgen, da müd' er erwacht,
Verſichert er feſt: heut ſey es vollbracht!
Er ſchlummerte ein und ſchlummerte fort,
Der Tod, der eilende, nahm ihm das Wort
   Von der bleichen lächelnden Lippe.

Die Nachbarn fanden den Alten todt,
Der immer ſo froh war in Armuth und Noth;
Sie ſchmückten den Sarg mit dem ſeltſamen Band,
Und keiner von allen Weiſen im Land
   Vermochte die Zeichen zu deuten

Der Bettlermantel.

In Speyer hebt ſich's aus der Gruft,
Dann eilt es Ströme auf und nieder,
Es kommen die zerſtreuten Glieder
Dahergetragen durch die Luft,
Da hält, nach langem wilden Laufen,
Der Rieſenleib am Hohenſtaufen.

Dort wird die neblige Geſtalt
Vollendet erſt zum Heldenbilde;
Das Haupt voll Kraft und doch voll Milde
Iſt dicht von greiſem Haar umwallt;
Raſch ſteigen aus dem Berg die Geiſter,
Zu dienen ſolchem hohen Meiſter.

Und von der dienſtbereiten Schaar,
Die faſt anbetend ſich ihm bücken,
Begehrt ſein Wink, daß ſie ihn ſchmücken
Mit reichem purpurnen Talar,
Und für die Locken, die ſchon bleichen,
Von ächtem Gold die Krone reichen.

Die Dienerſchaar hat ſich zerſtreut;
Bald kehren ſie in raſchem Jagen,
Und einer, knieend und mit Zagen,
Ihm — einen Bettlermantel beut.
»Die Purpurkleider, Herr, ſind ſelten!
Nicht mich laß dieſe Schmach entgelten!«

»Herr! keine Krone für dich paßt;
An keiner hat das Gold geklungen.
Doch ſieh, was man mir aufgedrungen!
Es dünkt mich eine leichte Laſt.«
So ſprechend, reicht der zweite Knappe
Ihm dar der Franken luſt'ge Kappe.

Da wirft die Kappe weit ins Feld
Der Geiſt, entbrannt von edlem Grimme,
Und laut erhebt er ſo die Stimme,
Daß es durch alle Thäler gellt:
»Bequemt' ich mich dem fremden Tande,
Es tilgte nicht der Rhein die Schande!

»Ich weiß, es iſt dieß Volk verarmt;
Ich will es um den Putz nicht plagen,
Ich will den Bettlermantel tragen,
Weil ſich mein Herz der Noth erbarmt,
Und wenn's an Kronen fehlt, an ächten,
Will ich im bloßen Haupte fechten.

»Sey du mir Zeugin, heil'ge Nacht,
Du ernſte Mutter blauer Tage:
Daß ich den Bettlermantel trage,
Bis ich zu Ehren ihn gebracht,
Und was die Frevler dran verbrochen,
Die Unbill und den Hohn gerochen!

»Erwarten will ich's, daß man mir
Verſchwenderiſch im Siegesrauſche,
Statt dieſes Kleids, zum frohen Tauſche
Einſt darbeut würdigere Zier.
Jetzt ziemt's noch nicht, den Purpur ſchleppen,
Da alles Volk in Trauerkreppen.

»Dann wird nicht mehr der Frevler Hand
Das heil'ge Prachtgewand zerfetzen
Und Lappen bunt zuſammenſetzen:
Ganz erbe weiter Kleid und Land.
Eh' ihr's zerſtückelt mit der Scheere,
Eh' loost drum auf dem Feld der Ehre!

»Dann ſetzt man mir wohl auch auf's Haupt
Die Krone, die ihm würdig ſitzet,
Die nicht vom Blut des Volkes ſchwitzet,
Von friſchen Eichen ſtolz umlaubt;
Nicht aus der Schmiede des Verdruſſes,
Ein goldnes Kind des Ueberfluſſes.«

Es war ein Traum; der Morgen kam,
In tiefem Sinnen ich erwachte,
In Augen und in Wangen fachte
Ein heißes Feuer an die Schaam;
Doch ward ſchon Joſeph drum befehdet,
Daß er bei Tag vom Traum geredet.

Die Bürger.

1830.

Entſproſſen aus der Heil'gen Stamme
Zog einſt umher manch hoher Held
Und heiß von des Olympus Flamme
Trat ſtolz er in die Nacht der Welt;
Da ſchirmten ſie, die Götterkinder,
Der ſchwachen Sterblichen Geſchlecht,
Da wurden ſie, die Mächt'gen Gründer
Der Sitte, durch der Stärke Recht.

Und war nur aus gemeinen Stoffen
Der Kön'ge Purpurkleid gefärbt?
Wer waren ſie, auf die das Hoffen
Der Völker gläubig ſich vererbt?
Auch ihnen ward ein Theil bezahlet
Der Ehrfurcht, die man Göttern weiht;
Von heil'gem Himmelsglanz beſtrahlet
War ihre ird'ſche Herrlichkeit

Gefeiert war des Ritters Name,
Der um des heil'gen Grabes Schmach,
Für Gott und ſeines Herzens Dame
Das Schwert erhob und Lanzen brach.
Gewürdigt war der kühnen Wette
Nur der, dem unentweiht, wie Gold
Durch der Geſchlechter lange Kette
Noch rein das alte Blut durchrollt.

Die Fabelzeiten ſind zerronnen!
Dahin der übermüth'ge Traum!
Die neue Zeit hat ſchon begonnen
Und bricht mit Ungeſtüm ſich Raum.
Im Trauerzuge des Gekrönten
Schlich in ihr Grab die alte Macht.
Schaut ihr, wie die zuvor Gehöhnten
Nun herrlich ſteh'n in Siegespracht?

Des Bürgers Zeit iſt jetzt gekommen,
Der nimmer vor dem Zwingherrn bebt;
Der ſich ſein altes Recht genommen,
Wie's in bewußtem Sinn ihm lebt.
Ergriffen hat er ohne Zagen
Mit ſeiner Hand das höchſte Gut,
Den höchſten Schmuck er darf ihn tragen:
Den Lorbeer um den Bürgerhut.

Er hat mit Königen geſprochen
Mit Kraft und Ernſt von Mund zu Mund;
Kein altes Recht hat er gebrochen,
Geſichert nur den alten Bund.
Die Szepter ſchleudern nicht mehr Blitze;
Ein König hat das goldne Band
Erkämpft nicht mit des Schwertes Spitze —
Er nahm es aus der Bürger Hand.

Hat erſt das freie Wort die Wege
Gefunden zu des Fürſten Ohr,
So dringen auch des Herzens Schläge
Bald voll und rein zum Thron empor.
Der ſtarre Riegel iſt erſchloſſen
Und offen da liegt Freud' und Schmerz;
Hinweg mit jenen tauſend Sproſſen!
Soll ſtürmen man der Kön'ge Herz?

Ihr Fürſten! bangt nicht vor Gefahren,
Vor Schlangen unter Moos verſteckt,
Wenn über freier Völker Schaaren
Ihr euer goldnes Szepter ſtreckt!
Als Brüder ſind ſie euch verbündet,
Als freie Männer unterthan!
Das neue Heil, das ſie gegründet,
Gehört nicht Allen gleich es an?

Wann ſinkt ſie ein, die letzte Scheide,
Die Bürger noch von Bürgern trennt?
Schwer hält es, daß im Eiſenkleide
Der Vater ſeinen Sohn erkennt!
Habt ihr nicht Alle Schwerter ſchwingen,
Auch ſterben Alle wohl gelernt?
Wozu den böſen Schein erzwingen,
Der Bruder noch von Brüdern fernt?

Der Kampfpreis jener großen Tage:
Des Bürgers Werth der Welt enthüllt —
Das hat wie eine goldne Sage
Mit ſtolzer Luſt mein Herz erfüllt.
Getreten bin ich nach dem Strome
Der Zeit, der durch die Menſchheit rauſcht;
Verſinken ſah ich viel Fantome
Und hab' ein großes Wort erlauſcht:

Stets vorwärts geht der Menſchheit Weben;
Im Streite wird der Sinn gereift,
Bis er in immer reinerm Streben
In voller Herrſchaft ſich begreift;
In kampfgeplagten Götterkindern
Hebt erſt der Sieg des Geiſtes an,
Doch mit den höchſten Ueberwindern,
Mit Bürgern ſchließt ſich ſeine Bahn.

Wenn eines Götterſohnes Tage
Sich frühe neigten in die Gruft,
Dann ſchlug die gränzenloſe Klage
Um den Entriſſenen die Luſt.
Denn ſelten rührten nur die Töchter
Von Sterblichen der Seel'gen Herz;
Lang harrten wieder die Geſchlechter
Und unerſetzlich blieb der Schmerz.

Ihr aber weint wohl um die Todten,
Die faſt ein Heil'genſchein umſtrahlt,
Weil fallend auf dem heim'ſchen Boden
Die Freiheit ſie mit Blut bezahlt.
Doch könnt ihr hemmen eure Trauer,
Weil noch der Stamm der Freien währt,
Und ſeliger Verjüngung Schauer
Euch friſch das trunk'ne Herz durchfährt.

Mein Hoffen hat euch feſt umſchlungen!
Nicht einen Fremdling acht' ich mich;
Denn durch die Maſken fremder Zungen
Begrüßen treue Geiſter ſich.
Die Herzen müſſen ſich erkennen,
Sind auch die Leiber ewig fern,
Und wenn uns Land und Schickſal trennen:
So bleibt uns doch der gleiche Stern.

An einen Dichter in der Gefangenschaft.

Im fernen Thurme ſchmachteſt du,
So raunt uns eine Sage zu,
Und mußeſt du den Frevel büßen
Der Freiheit Tag zu früh zu grüßen!

Oft brachte ſchnelle Taubenpoſt
Bedrängten Männern Muth und Troſt,
Wenn täuſchend aller Schützen Lauer
Der Vogel überflog die Mauer.

Nicht Hülfe winket dir von mir,
Nicht Tauben kann ich ſenden dir,
Sie könnten unter weißen Schwingen
Nur meine Klage zu dir bringen.

Doch weht vielleicht ein günſt'ger Sturm
Ein flatternd Blatt zu deinem Thurm
Und läßt den Einſamen dort leſen,
Daß ſein dieß Herz gedenk geweſen.

Zwar einſam, weiß ich, bleibſt du nicht!
Ein jauchzend Heer von Geiſtern bricht,
Dem Wink gehorſam, der Geberde,
Aus Kerkerwand, aus dürrer Erde.

Sie ſtellen freundlich den Verkehr
Mit der verbotnen Welt dir her,
Erſtatten dir in holden Träumen
Was du bei Tage mußt verſäumen.

Wie Wolke, die vorüberzieht,
Erzählt, was in der Welt geſchieht,
Und was die Wächter dir verhehlen,
Das ſingen dir der Vögel Kehlen.

Das Herz, verwaiſet und allein
Blickt tiefer in ſich ſelbſt hinein,
Manch goldner Schatz wird ſo erbeutet,
Von leichten Flammen angedeutet.

Der ſchöpferiſche Geiſt vergißt
Die Stunden, die der Zeiger mißt,
Und zeuget mit den blaſſen Monden
Die Kinder, die unſterblich blonden.

Färbt Kerkerluſt die Wangen bleich:
Es bleibt dein Herz doch friſch und weich!
Dir kann in finſtern Schloſſeshallen
Die Freiheit nicht im Preiſe fallen.

O wenn dein Geiſt ins Ferne greift
Und über Berg' und Länder ſchweift:
Dann denkſt du wohl auch Einer Stunde,
An Reimen reich zum Geiſter-Bunde!

Dem güt'gen Schickſal ſey's vertraut,
Ob je dieß Blatt dein Auge ſchaut;
Kein Falk' iſt, der mir trägt die Brieſe,
Kein Löwe, der mir Boten lieſe.

Bald möge dir der Hoffnung Grün
Hinein ins Kerker-Gitter blühn!
Bald heilen des Gefangnen Plage
Der Freiheit Auferſtehungstage!

Des Griechen Gruſs an den neuen König.

1830.

1.

Seht ihr dort die Segel ſchwellen!
Seht ihr, wie das Waſſer ſchäumt,
Wie in weiß gepeitſchten Wellen
Bergehoch das Meer ſich bäumt!

Laßt dem Himmel ſeinen Willen!
Betet nicht für dieſes Schiff!
Mög' es ſein Geſchick erfüllen
Und zerſchellen an dem Riff!

Weh' es ringt ſich durch die Stürme,
Nahet ſiegend unſerm Port!
Seine Maſten ſteh'n wie Thürme,
Engliſch Volk führt es an Bord.

Dieſe brauchen nicht zu beben
Vor dem ſalz'gen Todestrank,
Denn ſie haben Gut und Leben
Hoch verſichert bei der Bank.

Hört es Brüder! hört die Schande!
  Schamroth hebt ſich ſelbſt das Meer,
Einen Herrſcher unſerm Lande
  Führen dieſe Fremden her!

Armes Land! wann tagt dein Morgen
  Himmelblau und wolkenlos?
Kaum vom Opfertod geborgen
  Wirft man über dich das Loos!

2.

Als der Kaiſer griff zur Wehre,
  Meine Hoffnung Blüthen trieb,
Aber ach! man ſchöpfte Ehre
  In ein bodenloſes Sieb.

Zwar bei Navarin verklärte
  Jene Flaggen lichter Glanz;
Aber heißes Gift verzehrte
  Den bethauten Siegeskranz.

Ja, ihr ſchützt das nackte Leben,
  Aber ihr mißgönnt das Glück;
Was die eine Hand gegeben,
  Nimmt die andre ſchon zurück.

Uebel wird von Hochgebornen
  Hoher Dinge Werth erkannt,
Den zum Knechtesdienſt Erkornen
  Tröſtet nicht das goldne Band.

Bauen woll'n wir unſre Tempel
  Unſre Stadt von eignem Stein!
Wollen nicht nach eurem Stempel
  Ausgeprägte Bilder ſeyn!

Handelt nicht mit uns als Knaben,
  Die der goldne Schein beſticht!
Was für Euch ſo leichte Gaben,
  Bindet Uns zu keiner Pflicht.

War nach Ehre euer Trachten,
  So entſaget nun dem Geld!
Lernet den Gewinn verachten,
  Wenn ihr Großmuth üben wollt!

Wohlfeil iſt es, Gaben reichen
  Bettlern, welche fleh'n am Thor,
Aber wollt ihr Göttern gleichen:
  Hebt ſie frei zu euch empor!

5.

Neuer Fürſt! am Tag der Rache
  Trugeſt du kein griechiſch Kleid!
Fremd dem Ohr iſt unſre Sprache,
  Fremd der Seele unſer Leid.

Leuchten laſſen willſt du gnädig
  Deinen Stern in unſre Nacht;
Aber als kein Thron noch ledig:
  Haſt du auch an uns gedacht?

Nach der Krone wohlgemuthet,
  Keck und gierig greifeſt du;
Doch als unſre Bruſt geblutet:
  Stört' es deiner Träume Ruh?

Nur die Kön'ge will man loben,
  Die des Volkes Väter ſind:
Haſt du ſchon vom Staub erhoben
  Ein verwaiſtes Griechenkind?

Unberührt dem Herrſcherſohne
  Ließ ihr Jammer das Gemüth,
Und es regt erſt auf dem Throne
  Sich das fürſtliche Geblüt.

Nun es ſey! mit ſtolzem Prangen
Steigt der neue Herr an's Land,
Doch es bleichen ſeine Wangen,
Daß ſo öd' und kahl der Strand.

Staunt er wohl, daß kein Gepränge
Seinen ſtolzen Einzug ſchmückt,
Daß kein fröhliches Gedränge
Sich an ſeine Roſſe drückt?

Und ein Herold läßt ſich hören,
Hebt die Stimme keck und voll:
Daß man gleich ihm Treue ſchwören,
Seine Pfade ebnen ſoll!

Laß uns erſt die Hände waſchen,
Die ſich tief in Blut getaucht,
Und verzeih, daß noch in Aſchen
Miſſolunghi's Leichnam raucht.

Störe nicht die ernſte Klage,
Eh' das Trauerjahr erfüllt!
Schamhaft unter'm Flore trage
Deiner Krone Gold verhüllt.

Dem Deſpoten dienet pflichtig
Ein behagliches Geſchlecht;
Aber ſtreng und eiferſüchtig
Wahren Trauernde ihr Recht.

Mit Gewalt und Trotz betrübe
  Dieſes Bodens Weichbild nicht!
Willſt du König ſeyn, ſo übe
  Auch zuvor des Bürgers Pflicht!

Wenn du je von Goldesbeute
  Und von Spiel und Wolluſt träumſt:
Rath' ich dir, daß du noch heute
  Dieſen Boden wieder räumſt.

Eitle Worte! Weiſer Fürſten
  Herrſcherblick iſt ſcharf und hell,
Und wenn ihre Lippen dürſten,
  Muß entſpringen auch der Quell.

Eine Warnung, König! ſchlage
  Nicht zu hart mit deinem Stab
An den Fels! Es geht die Sage,
  Drin bereitet ſey ein Grab!

In berühmter Bürger Boden
  Wirſt du einſt begraben ſeyn!
Schämſt dich nicht ſo niedrer Todten?
  Aber ob nicht ſie ſich dein?

4.

Während dort ein Fürſten-Name
Glänzt in rother Feuer Pracht:
Denken wir mit ſtillem Grame
Derer, die verſchlang die Nacht!

Gruß und Ruhe den Gefallnen!
Wo auch ihr Gebein nun ruht,
Und, entbehrend des metallnen
Sarges, bleicht in Sonnenglut.

Heil, wer vor des Tages Schwüle,
In der Freiheit erſtem Roth,
In der Hoffnung Palmenkühle
Fand im Kampf den Heldentod!

Lärmend wird ein Feſt bereitet
In dem untergrabnen Haus,
Aber früh' am Morgen ſchreitet
Ahnungsvoll ein Gaſt hinaus;

Pilgernd träumt er ſich das Beſte,
Zieht zu ſeiner Vater Stadt
Und erzählet dort vom Feſte,
Das man — nicht gefeiert hat.

An den deutſchen Adel.

Als Thebens unglückſel'ge Fürſten
Im Bruderblut geſtillt ihr Dürſten,
Ein Holzſtoß beider Leib umſchloß;
War doch noch nicht der Haß geheilet,
Und unverſöhnlich noch getheilet
Entzwei der Flamme Gipfel floß!

Wenn Euch vor ſolchem Haſſe grauet:
Wohlan mit ernſtem Blicke ſchauet
Was ſich ſo nahe drängt heran;
Noch jetzt, ich ſag's mit bittern Schmerzen,
Sind abgekehrt verwandte Herzen,
Durch unglückſel'ger Zwietracht Wahn.

Nicht mit dem Schickſal will ich rechten,
Das, ſcharf begränzend, von den Knechten
In grauer Zeit die Edlen ſchied.
Viel Jahre und viel Thränen rollten
Und tauſend Kämpfe hat's gegolten
Bis man der Wahrheit Wort errieth.

O hörtet ihr auf meine Rede,
Die, mit dem neuen Geiſt in Fehde,
Den alten Wahn ihr heilig ſprecht!
Ihr nennt es Frevel, vorwärts ſchreiten!
Und mit der Satzung finſtrer Zeiten
Beweiſt ihr euer klares Recht.

Die ihr euch nennet hochgeboren:
Ging denn die Weisheit euch verloren,
Die dem Jahrhundert Kränze flicht?
Verklaget ihr des Volks Verbrechen,
Das, Unbill alter Zeit zu rächen,
Aus des Feudalthums Schranken bricht?

Von eures Volkes Schmerz und Streben,
Von ſeinem Ruhm und ſeinem Leben
Trennt euch des alten Stolzes Wand!
Eh' reichtet ihr dem Mandarinen,
Der China's Kaiſer darf bedienen,
Als deutſchen Bürgern eure Hand.

Daß Wahrheit, unſrer Tage Leuchte,
Noch nicht den alten Traum verſcheuchte
Von fleiſchlich fortgeerbtem Ruhm!
Ihr rühmt euch altem Stamm entſproſſen:
O theilt nicht mit Arabiens Roſſen
Des Stammbaums Privilegium!

Wenn Adel ihr auf Adler deutet:
Ich bin es nicht, der euch beſtreitet
Das Recht zum kühnſten Sonnenflug;
Doch dünket euch der Raub der beſte,
Den einſt das Elternpaar zum Neſte
Den unbemühten Kindern trug?

Nur Fürſten dürfen Münze ſchlagen;
Doch ſelbſt ſein eignes Wappen tragen,
Soll jeder freie deutſche Mann!
Hier ſey kein Bann und kein Gehege!
Ein Jeder zeige ſein Gepräge,
Der, was es deutet, zahlen kann!

Den Purpur und das ſüße Leben
Hat Codrus für ſein Volk gegeben,
In arm unkenntlichem Gewand
Der Königswürde Glanz verhüllend,
Sank er, den Götterſpruch erfüllend,
Von des Getäuſchten Mörderhand.

Doch ihr — ſollt nicht das Leben haſſen!
Nur höher ſeine Krone faſſen,
Und leben für des Volkes Glück!
O laßt am neuen Heil uns bauen,
Gebt für gediegenes Vertrauen
Des Wahnes falſches Gold zurück.

Der neue Geiſt läßt ſich nicht höhnen!
Nur Opfer können ihn verſöhnen,
Drum opf're, wem es noch erlaubt!
Dann dürft' ihr ſeinem Nah'n nicht beben!
Des Danks der Völker werth, erheben
Dürft ihr das unberaubte Haupt.

Die Poeſie der Freiheit.

1.

Vor der frei gewordnen Völker neuerwählten hohen Rath,
Bittern Vorwurf in den Zügen, kühn ein junger Sänger trat:
»Staunend hört' ich, was ihr eben von erloſchnem Fürſtenrecht,
Von des Volkes höchſter Herrſchaft und von Republiken ſprecht;
Nicht dem kecken Sohn der Muſen ſchließet euer weiſes Ohr!
Denn allein von Dichterwegen bring' ich meine Worte vor;
Ja es dünkt mich trüb und öde und mich faßt ein kaltes Grau'n,
Wenn ich ſoll in eine Zukunft ohne einen König ſchau'n!

Wenn das Bild des höchſten Königs von der Erde wird entfernt,
Und die altvererbte Ehrfurcht das gewohnte Herz verlernt;
Wenn der Völker höchſter Leiter nur ein Mann iſt klug und ſcharf,
Wenn das Recht der Gnade keiner mehr auf Erden üben darf.
Ihr verwandelt die Palläſte zum gemeinen Richterhaus;
Brecht der Kette der Geſchichte ihre Diamanten aus!
Ach, es ſind dem armen Dichter ſeine Schwingen ganz gelähmt,
Wenn der Kön'ge alter Name wird entheiligt und verfehmt.
Halb ſchon iſt der Kranz der Dichtung abgedorret und entlaubt,
Seit der bunte Saal der Götter dem Geſange ward geraubt;
Glaubet mir! die ächte Harfe lehnet ſich an einen Thron!
Und von Königshauch berühret klingt ſie an den höchſten Ton!
Ich, ich habe meine Lieder nie verkauft um ird'ſchen Sold,
Nicht mit ſchmeichleriſchem Danke bin den Königen ich hold!

Doch mich jammert, wenn ſie ſollen auf der niedern Erde ſteh'n,
Oder nur in luft'gen Sagen flüchtig durch das Weltall geh'n;
Sollen ſchattig kühle Haine werden fruchtbar Ackerland?
Und die ſtolzen Pyramiden untergeh'n im öden Sand?
Bringt ihr eure Huldigungen ohn' Entgelt den Fürſten vor?
Steigt nicht, ſchauend ihre Würde, trunken euer Geiſt empor?
Zittert! wenn ſein Bild auf Erden ihr mit kecker Hand entehrt,
Daß er ſelbſt, des Himmels König, ſeine Klarheit von euch kehrt!
Plötzlich zwiſchen Erd' und Himmel klafft ein ungeheurer Riß,
Und nur Angſt und Frevel wohnen in der öden Finſterniß.“

2

Lange ſaßen ſie mit Schweigen in dem feierlichen Rund,
Bis der älteſte der Richter öffnete zum Spruch den Mund:

„Deinen Sinn hab' ich begriffen, faſſe wohl, was dich betrübt,
Weil ich ſelbſt in jüngern Jahren deine heil'ge Kunſt geübt.
Höre mich: aus langem Schlafe iſt Gerechtigkeit erwacht,
Denn der Völker ehrne Stimme drang in ihre Grabesnacht;
Hat ſich mächtig nun gegürtet, zu verſeh'n ihr heilig Amt;
Und ſie gab uns gültig Zeugniß, daß dem Himmel ſie entſtammt;
Jubelnd treten inn're Zeugen ihrem kühnen Spruche bei:
Gebet, Fürſten! die Nationen von der ſchnöden Willkühr frei!
Mündig ſind ſie! nicht bedürftig eurer väterlichen Huld!
Und ich will, daß ihr bezahlet, ſammt den Zinſen, jetzt die Schuld!
Strenger als die Unterthanen bindet Fürſten ihre Pflicht!
Unter lauter Gleichgebornen rede man von Gnade nicht!
Nimmer ſoll man den verachten, den die Ahnen hoch geehrt;
Denn wer ſeiner Zeit genügte, iſt in allen Lobes werth;

Aber auch der Dichter wandle kräftig jetzt die neue Bahn!
Sind ihm denn umſonſt des Geiſtes tiefſte Schätze aufgethan?
Schande jedem, dem die Leyer aus verdroßnen Händen ſinkt,
Weil die neue Welt der Freiheit ihn ein kahler Stoff bedünkt,
Unſre Zeit muß wiederſtrahlen aus dem Spiegel des Gedichts,
Oder tiefre Geiſter achten deine Meiſterſchaft für Nichts!
Fürchte nimmer, daß der Wahrheit ew'ge Sonne uns erliſcht,
Weil ſie nicht mehr mit erborgtem Glanz von Kronen ſich vermiſcht!
Denke, was das Buch, das heil'ge von Melchieſedek uns ſchreibt:
Iſt der König auch entkleidet — unverletzt der Prieſter bleibt!
Und man bringt noch immer Opfer, aber nicht mehr Fleiſch und Blut!
Und in allen Seelen flammet immer noch die heil'ge Glut,
Harmlos an den ſtillen Bächen ruht das fromme Volk vom Streit,
Und dir beugen ſich die Kniee, König der Gerechtigkeit!

Doch hinfort um Kron' und Wappen ſey der Sänger unbeſorgt!
Und ſein reines Aug' vernichte, was von ird'ſchem Prunk geborgt.
Schleudr' er ſelbſt die heil'ge Fackel in des alten Abgrunds Schooß!
Sprenge, wie der edle Römer, an die Kluft das wilde Roß!
Schäumend braust es auf! die Erde wirft zurück der ehrne Huf,
Und den Jüngling hoch im Aether preist des Volks entzückter Ruf.«

Der Baum des Ruhmes.

Aus unerſchöpftem Grunde,
Mit Licht und Luft im Bunde,
Wird in Columbus Welt
Mit friſchen Zeugekräften,
Mit ſchöpferiſchen Säften
Der junge Baum geſchwellt.

Wenn kaum ein Jahr vergangen,
Sieht man ihn herrlich prangen
Mit hoher Zweige Schmuck;
Nicht erſt die Enkel dürfen
Den kühlen Schatten ſchlürfen
Bei heißer Sonne Druck.

Doch wuchs ein Baum noch ſchneller;
Sein Laub, es glänzt noch heller;
Er braucht kaum Tag und Nacht!
Aus hartem Kern entſproſſen,
Ward er mit Blut begoſſen!
Sein Mai die Polenſchlacht!

Der Baum des Ruhms gedeihet,
Auch wenn es ſtürmt und ſchneiet;
Es ſenken dicht herab
Die Kränze, ſchon gewunden,
Auf's Haupt ſich den Geſunden,
Den Todten auf ihr Grab.

Den ſchwerbedrängten Schaaren
In braun- und grauen Haaren
Iſt grün der Helm belaubt;
Und ſchaut! trotz allen Siegen
Will doch kein Kranz ſich ſchmiegen
Um Sabalkansky's Haupt.

Die großen Herren zürnen;
Er krönt Rebellenſtirnen!
Iſt gegen ſie ſo karg!
Sie werden ihn zertrümmern;
Für die Empörer zimmern
Den Galgen und den Sarg!

Siegesgruſs.

Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
Der weiße Adler ſpannt die Flügel
Aus über ein erlöſtes Land;
Daß er von Staub und Blut und Aſche
Den Glanz der Flügel rein ſich waſche,
Enteilet er zum Meeresſtrand.

Wir waren ſchon von Wehmuth trunken,
Wir glaubten ſeine Kraft verſunken,
Und ſchon gebrochen ſeinen Horſt;
Da rauſchen plötzlich Flügelſchläge,
Und über Fluthen, ſumpf'ge Wege
Bricht zornig er aus dunkelm Forſt.

Die Schützen auf ruhmloſer Lauer
Ergriffen Gottes heil'ge Schauer;
Auf ihre Reihen fiel die Schmach;
Die Ordnung plötzlich ſich verkehrte,
Den ſie verfolgt — auf blut'ger Fährte
Jagt kühn jetzt den Zerſprengten nach.

Des Kranzes werth ſind jene Thaten;
Doch wenn, was eurer Kraft gerathen,
Das kühnſte Hoffen überfliegt:
Dann, dann entſagt ihr ſelbſt dem Ruhme,
Dann jauchzet ihr im Heiligthume:
Nicht wir — der Himmel hat geſiegt!«

Und durch Europa hallt es wieder,
Und Tauſend ſinken betend nieder,
Und dankend faltet ſich die Hand.
Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
Der weiße Adler ſpannt die Flügel
Aus über ein erlöſtes Land.

Polen's Schickſal.*)

Trauer hat mein Herz umzogen,
Meine Freuden ſind zerſtört,
Und die Hoffnung iſt verflogen,
Die mich lange hielt bethört.

Suchet nimmer mich zu tröſten,
Die ihr, gut es meinend, ſprecht:
»Deren Bande ſich nicht löſ'ten —
Sie auch finden einſt ihr Recht!

Weil es allzufrüh entglommen,
Drum erſtarb dieß Morgenroth;
Aber ihre Zeit wird kommen,
Da ſich wendet ihre Noth.«

Soll man nicht die Freiheit kaufen,
Wenn um hohen Preis ſie feil?
Iſt ein Kind zu jung zum Taufen?
Iſt ein Greis zu alt zum Heil?

Spricht des Schickſals ächte Stimme
Wohl aus der Kanonen Mund?
Wird in der Koſaken Grimme
Eine heil'ge Fügung kund?

---

*) Im Anfang März.

Offen ſey es euch geſtanden,
Wie die Weisheit mir verhaßt,
Welche Völkern, die in Banden,
Rühmt, wie gut die Kette paßt.

Die für Träume, für Fantome,
Was nach Zukunft dürſtet, nimmt;
Die nur hinterdrein dem Strome
Der gemeinſten Thaten ſchwimmt;

Die ſo ſchmählich infallibel
Auf den Thron erhebt das Jetzt,
Weil ſie über Gut und Uebel
Klüglich das Nothwend'ge ſetzt;

Die der Geiſter friſchem Ahnen
Spottend aus dem Wege geht,
Und, mit unentrollten Fahnen,
In der letzten Reihe ſteht.

Dieß Geſchlecht muß ich beklagen,
Dem das Hoffnungstau zerbricht;
Ob ſie noch, in künft'gen Tagen,
Glücklich werden — weiß ich nicht!

Doch ich weiß: den Potentaten
Kehrt der alte Sinn zurück,
Und die hagern Diplomaten
Wünſchen ſich mit Grinſen Glück.

Preußens Filoſofen ſagen:
Was geſchah, iſt wohlgethan;
Und nur edle Franken klagen
Menſchen, nicht den Himmel an.

Aber, unterwürfig, zeigen
Deutſche nicht der Trauer Spur,
Und die Schwanenfedern neigen
Knechtiſch ſich vor der Cenſur.

Weh' um Euch, verwaiste Schaaren!
Weh' um eure bitt're Noth!
Denen jetzt der Zorn des Zaren,
Wie ein Schwerdt am Faden, droht!

O des Wahnſinns ohne Gränze,
D'rob mein Herz vor Zorn erkrankt:
Daß man auch für ſolche Kränze
Ohne Schaam dem Himmel dankt!

Schwach ſind, die vom Weibe kamen;
Aber wer die eigne Schuld
Stempelte mit Gottes Namen:
Schloß ſich aus von ſeiner Huld!

Den Manen der Polen.*)

Motto: Wer wird die Geig' am Rabenſteine ſtreichen?

Dem Dichter, der nie zahme Worte,
Und nie die Schmeichelei erlernt,
Der türkiſcher und deutſcher Pforte
Mit gradem Rücken ſteht entfernt:
Ihm werdet ihr, verklärte Schatten,
Die ihr nach jenſeits klagend zieht,
Ihm werdet ihr es wohl geſtatten,
Daß er euch ehrt mit ſeinem Lied?

Hätt' ich mit eines Mächt'gen Lobe
Mein reines Saitenſpiel befleckt;
Wenn je an mir die Freyen-Probe
Ein Sclavenbrandmal hätt' entdeckt;
Wär zu durchlauchtigem Entzücken
Mir je der Wahrheit Kunde feil:
Dann müßt' ich meinen Schmerz erdrücken
Und Eurer hätt' ich keinen Theil!

---

*) Im Anfang März 1832.

Jetzt, da, trotz ungeheurem Wagen,
Verloren euer blut'ges Spiel,
Da eure Kraft in Staub geſchlagen
Und gegen euch der Würfel fiel;
Jetzt, da es nichts mehr zu erzählen
Und nichts zu ſeh'n gibt als ein Grab:
Jetzt wenden weichlich viele Seelen
Sich von dem Volk des Jammers ab!

Ich werde nicht von dannen weichen,
Eh' meine Klage euch geehrt,
Eh' ich von den geſchmähten Leichen
Den Schwarm der Lügner abgewehrt;
Eh' ich zum Spenden in die Schaale
Des Herzens Thränen ausgedrückt,
Und jene finſtern Tribunale
Für euch zum Pantheon geſchmückt.

Geadelt ward die Todesbinde,
Der Henkerdienſt ein Marſchallamt,
Als büßend für der Freiheit Sünde
Riego ward zum — Strick verdammt!
Man ahmt in kultivirten Ländern
Dem Sultan nach die rothe Schnur!
Man dreht ja leicht ein Seil aus Bändern!
Es iſt ein größrer Orden nur!

Sey's in des Kampfes wildem Drängen!
Sey's auf dem dürren Hochgericht!
Sey's unter frohen Schlachtgeſängen:
Sey's, daß ein Mönch das Amen ſpricht:
Es mindert nicht den Ruhm der Treue,
Wenn wehrlos man den Leib erwürgt:
Ihr denkt des Tages ohne Reue,
Da ihr für Freiheit euch verbürgt:

Die Weiſen, die in Büchern kramen —
Noch gegen euch ſtimmt ihr Gericht;
Sie finden drin noch nicht den Namen,
Der eure Thaten ſchuldlos ſpricht.
Man mißt Vertheidigung und Klage;
Iſt an Entſcheidungsgründen reich;
Nur prüfte man noch nie die Wage,
Ob ſich die beiden Schaalen gleich?

Doch einſt entreißt den trägen Meiſtern
Die Sprache ſich, und langer Schmach,
Und ſtrebt den jugendlichen Geiſtern,
Die Mündige, mit Kühnheit nach.
Dann wird wohl auch den ſchwachen Seelen
Die Wahrheit mit dem Wort bekannt;
Euch wird man zu den Helden zählen,
Wenn euer Schickſal recht benannt!

Als ſie zum Zeichen der Erkennung
Erbauen wollten Babels Thurm:
Da ſprach der Herr das Wort der Trennung:
Zerſtreut ward das Geſchlecht vom Sturm;
Doch, wenn die freie'n Herzen auf Erden
Zum [illegible] zuſammenſteh'n,
Wird wieder Eine Sprache werden
Und alle Völker ſich verſteh'n!

Ich ahne ſie, die neue Sprache,
Sie zu erleben hoff' ich nicht;
Ihr erſtes Wort vielleicht heißt: Rache!
Dann folgt Gerechtigkeit und Licht.
An dem, was euer Volk erduldet,
Lieſt dann die Jugend ſich nicht ſatt:
Denn euren blut'gen Manen ſchuldet
Die neue Zeit ihr erſtes Blatt.

Ihr wagt, den Berg hinauf zu wälzen
Der Freiheit ſchweren Altarſtein!
Umſonſt! Ihr ruht nun unter'm Felſen
Starr, mit zerſchmettertem Gebein!
Der Pilger hemmt an eurem Grabe,
Um Opfer euch zu weih'n, den Lauf;
Ein Dichter, leg' ich meine Gabe,
Den erſten dunkeln Kranz darauf.

An Guſtav Schwab.

Im Herbſt 1831.

„O daß mit unſerm [illegible] Liede
Der Nacht auch der [illegible] lebe!“

Jetzt klimmen an des Berges Stufen
Empor die Männer braun und friſch,
Jetzt ſtürzt in die zerlechzten Kufen
Der ſüßen Trauben bunt Gemiſch.
Es thaute von der Sonne Strahle
Der böſe Traum von Reif und Froſt,
Und purpurn ſchäumet im Pokale,
Sich ſelbſt ein Wunder, jetzt der Moſt.

Doch ach! was hoffend du verſchildert
Mit dieſer Tage Zecherluſt —
Es iſt dahin — und nun verwildert
Selbſt die Erfüllung der Verluſt!
Verloren iſt, was wir uns freuten
Zu feiern mit dem jungen Wein;
Erlaubt mag nur ein Todtenläuten
Noch den gedämpften Gläſern ſeyn!

So oft uns dieß Gewächs wird tränken,
Laß uns, o Freund! auch jene Zeit,
Der Hoffnung freud'gen Stolz bedenken,
Und was ihn schwarz gefärbt, das Leid.
Mit jedem Becher, mild und labend,
Geh' uns ein Tropfen Wehmuth ein,
Und sey von ihm verklärte Abend
Soll Geisterzahlen offen seyn!

Doch bitt' ich dich, daß du im Keller
Den besten einen Krug versenkst,
Es hebt die Zeit ihn sicher, besser,
Indeß du seiner nicht mehr denkst,
Bis einst an einem großen Tage
Sich nun die Trauerbinde löst,
Und deine Hand beim Festgelage
Vom alten Krug den Deckel stößt.

Daß sich der Geist, gebannt im Leibe,
Erlöst im Duft, zum Munde hebt;
Er bringt vom Becken ein Geschmeide,
Daran unsichtbar die Blume schwebt.
Wobei er dann eben jetzt im Dunkeln
Verstohlen von dem Keller singt,
Denn, wenn die neuen Sterne funkeln,
Voll der festliche Chor erklingt.

Doch wenn wir ſtets vergebens warten,
Der Sehnſucht Hand in Nebel greift,
Wenn in der Menſchheit ödem Garten
Nie die gewünſchte Blume reift:
Dann, ungekoſtet, ſoll verderben
Im Krug der edle Hoffnungswein,
Und wer von uns zuletzt wird ſterben,
Zerſchmettre ihn an einem Stein.

Gruſs an die Polenhelden.

Willkommen edle Trümmer
Von einer ſchönen Welt,
Die nach ſo kurzem Schimmer
In Staub und Nacht zerfällt!
Das Auge dringt, das ſcheue,
Nicht in des Himmels Rath,
Doch preiſen wir die Treue
Und hoch der Männer That!

Euch ward, trotz tauſend Siegen,
Kein frohes Eichenlaub!
Der Ruhm nur iſt geſtiegen;
Die Hoffnung ſank in Staub!
Euch weicht auf Euern Pfaden,
Wer groß und mächtig, aus,
Nur ſchlichte Bürger laden
Mit Wehmuth Euch ins Haus.

Kommt Ihr im Siegerkranze
Vom großen Werk zurück:
Man rühmt' im Feſtesglanze
Die Helden und ihr Glück.
Das Glück hat Euch verlaſſen;
Doch Eures Sternes Schein
Kann darum nicht erblaſſen:
Er ſtrahlt durch ſich allein!

Mythe.

Ein Mährchen giebt es, daß ein Menſchenkind
Die Gabe der Unſterblichkeit beſeſſen,
Doch, in des Wunſches Eifer allzublind,
Sich ew'ge Jugend zu erflehn vergeſſen,
Daß in der Flucht der raſchen Stunden
Zum hagern Greis es eingeſchwunden.

Der Zeit gewalt'ge Geier zehrten wild
An ſeinem Fleiſch, die durſt'gen, nimmerſatten;
Bald ſchwankte das entſetzliche Gebild
Unſicher kaum noch zwiſchen Nichts und Schatten,
Die Stimme nur, ſo ſagt die Sage
Blieb ihm zu ſeines Leides Klage.

Nie wird der Fabel tiefe Weisheit alt!
Es kommt der Tag, wo ſich das Mährchen deutet.
Ein Weſen weiß ich — Fülle und Geſtalt
Hat ihm der Trotz der Feinde abgebeutet:
Vor ſeiner Räuber Geiz und Grimme
Iſt ihm nichts blieben als die Stimme!

Doch dieſe Stimme wird nicht untergehn!
Sie wird in Städten, Dörfern, Wäldern wohnen,
Sie wird als Kriegsruf durch Europa wehn
Und ihrem Donner ſtürzen ein die Thronen,
Und friſchen Leib und goldne Waffen
Wird neu ſie aus dem Nichts ſich ſchaffen.

Lethe.

Herz! vergiß die trübe Kunde
Von dem Kampf der Nationen,
Von den umgeſtürzten Thronen,
Jedes Wort aus Rednermunde!
Komm herab in jene Laube,
Wo der Lärm der Welt verſiegt
Und die farbig ſchöne Taube
Traut ſich an den Gatten ſchmiegt.

Daß in Zeiten du geboren,
Wo die Hoffnung alle Tage
Mutter wird von — einer Klage:
Ach, vergiß, was du verloren
Von den Wolken der Geſchichte,
Die ſich thürmen Grau in Grau,
Blick' empor zum goldnen Lichte
An der Dichtung ſanftem Blau!

Denk' nicht derer, die in Kammern
Von dem hellen Tag geflohen,
Zwiſchen Mauern, himmelhohen,
Ihrer Jugend Traum bejammern!
Tritt heraus in grüne Matten
Wo der Vogel Freiheit ſingt,
Und bemooſter Eichen Schatten
Sich zum kühlen Dach verſchlingt.

Denk' nicht, welches Blut gefloſſen
Und nicht, welche Thränenbäche!
Sorge du nicht: wer es räche
Und warum es ward vergoſſen!
Jeder Kummer der dich kränket,
Reiß' ihn von der Seele los!
Sey auf immer er verſenket
In des Bechers Purpurſchooß!

Laß ſie kriegen, laß ſie haſſen!
Wolle helfend nicht vermitteln,
Nicht den Sand der Weltuhr rütteln;
Nur das Nächſte mußt du faſſen.
Hör' des Mädchens liebend Schelten,
Die ob *deinem* Gram nur klagt,
Und: ob nichts ſie dir darf gelten?
Dich mit ſanftem Vorwurf fragt.

Hier ſey Tempe dir und Lethe!
Raſe rückwärts deine Sorgen!
Um ein allzeit fröhlich »Morgen«
Schick zum Himmel die Gebete!
Schnell entflieht der Gram von Geiſtern,
Wölkchen gleich am Himmelsrand;
Immer friſch! die raſchen Schweſtern
Füllen dir mit Glück die Hand!

Ach! umſonſt, daß im Genuße
Ich die Seele will betäuben!
All die bunten Farben ſtäuben
Weg bei meinem erſten Kuße!
Saitenlos der Freude Zitter!
Aller Vögel Ruf verhallt!
Der Pokal ſo gallenbitter!
Der Geliebten Mund ſo kalt!

Ziehen möcht' ich in die Wüſte,
Wo die Winde weh'n ſo traurig
Und die Brut der Löwin ſchaurig
Wimmert um der Mutter Brüſte;
Wo die Wuth im Schlaf und Wachen
Lechzend Blut und Wolluſt heiſcht,
Und der Tiger ſeinen Rachen
An des Cactus Dorn zerfleiſcht.

Dann vielleicht, wenn übertreffen
Von der Wüſte Mord und Wehe
Ich der Menſchheit Schickſal ſehe,
Könnt' ich noch Verſöhnung hoffen!
Vor der Wildniß Grau'n erbleichte
Mir der Völker Mißgeſchick,
Und die Wuth der Tiger ſcheuchte
Zu den Menſchen mich zurück.

Parallelen.

Wie, das Theuerſte zu retten,
Hellas einſt zuſammenſtand,
Und ſtatt der gedrohten Ketten
Mit dem Lorbeer ſich umwand:
Hat ſich einſt dieß Volk erhoben,
Fechtend für der Freiheit Gut;
Viele Siegesmale loben
Seiner Söhne Heldenmuth.

Weh'! es ändern ſich die Rollen!
Ehre wird vertauſcht mit Schmach!
Jener Zeit, der ruhmesvollen,
Folgen Unglückstage nach!
Deine Zukunft, immer trüber,
Wälzt ſich blutigroth herein;
Perlenzeiten ſind vorüber
Und du wirſt nun Troja ſeyn!

Aus dem wilden rohen Norden
Ohne Sitte, ſklavenhaft,
Stürzen die Barbarenhorden,
Sich herein mit Stromeskraft;
Unter'm Säbel dieſer Würger,
Unter ihrer Roſſe Huf,
Stürzt dahin, was ſtill der Bürger,
Was entzückt der Künſtler ſchuf.

Fünfzig — ſah an ſeinem Throne,
Fünfzig Söhne Priamos;
Dreißig tragen hier die Krone,
Wohnen hier in goldnem Schloß!
Aber ach! von ihnen allen
Wird Caſſandra's Gott verkannt!
Und wer wird wie Hektor fallen
Für das liebe Vaterland?

Winterscene aus Polen.

„O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Würdeſt dich verirren in dem Schnee;
Heulend freche Wölfe nur und Raben
Halten jetzt im Mondſchein ihren Schmaus;
Beutegierige Koſaken graben
Leichen aus dem Schnee heraus.

O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Denn ein Narr ſchweift drauſſen durch den Schnee,
Würde dich erſchrecken und dich fragen,
Dich, du ſcheues Kind, der tolle Mann:
Wie man wohl aus den vergangnen Tagen
Wieder *heute* machen kann?

O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Wenn du dich verirrteſt in dem Schnee —
Haſt ja keinen Vater, der dich ſuche,
Heim dich leite an der treuen Hand;
Schläft er unter'm kalten Leichentuche?
Irrt er um in fremdem Land?

Siehe dort! ein kältezitternd Reh
Flüchtet vor den Wölfen durch den Schnee!
Laß es ein, damit es kann erwarmen!
Ja, barmherzig muß man ſeyn, mein Kind,
Daß die Fremden auch ſo voll Erbarmen
Deinem flücht'gen Vater ſind!«

Neujahrsnacht.

In dieſes Jahres Abſchiedsnacht,
Wenn feindlich tobt der Winter draußen,
Wenn wild der Forſt im Sturme kracht —
Wie iſt's ſo friedlich hier zu hauſen,
Sich in ſich ſelber zu verſenken
Und Welt und Leben zu bedenken!

Die ſich in Sommerluft gewiegt,
Die goldnen Blumen ſind zerfallen;
Doch neu ihr Wohlgeruch durchfliegt
Mit blauem Dampf des Saales Hallen;
Es ſteigen wohl in ſolchen Düften
Die Blumengeiſter aus den Grüften?

Die Bienen fliegen nicht mehr aus
Nach ihrer freien, ſüßen Beute;
Womit ſie angefüllt ihr Haus,
Ihr Wachs — es nährt die Kerzen heute;
Am heitern Sommertag gewonnen,
Glüht es nun auf in Winterſonnen.

Und was, o Seele! haſt denn du
Geſammelt in die Vorrathshütten?
Was ſäumeſt du, in Fried' und Ruh
Es glänzend vor dich hinzuſchütten,
Und an den Schätzen, alt und neuen,
Den wohlerworbnen, dich zu freuen?

Die Lichter brennen nicht mehr friſch.
Wie wird ſo ſeltſam mir zu Muthe?
Ein Schattenſpiel ſteht auf dem Tiſch,
Drin brennt ein Lämpchen, wie mit Blute;
Daneben ein geſpenſtiſch Weſen,
Bedacht die Gläſer auszuleſen.

Und das begann, mit bleicher Hand
Die bunten Tafeln durchzuſchieben,
Und an der fernſten weißen Wand
Ward ſchnell ein weiter Kreis beſchrieben;
Ich ſah allmählig ſich's drin regen
Mit zuckend wechſelndem Bewegen.

Da zogen kampfbereit durch's Thor
Die blanken, muthentglühten Streiter;
Die Fahnen flatterten empor,
Es drängten Roſſe ſich und Reiter:
So zeigten mir die erſten Scheiben
Der Völker jugendfriſches Treiben.

Dann ſah ich Felder purpurroth
Sich mit der Helden Herzblut färben,
Und in Entſetzen, Gram und Noth
Der Zukunft junge Blume ſterben;
Und daß ſie nie ſich ſollt' erneuen,
Die Aſche in die Lüfte ſtreuen.

Getödtet ward ein junger Schwan,
Eh' ihm gewachſen das Gefieder;
Mit Rabenfedern ſchrieb fortan
Ein Sclave die Geſchichte nieder;
Ein Miethling mit verfälſchter Wage
Wog ab der Völker Recht und Klage.

Ein banges Mädchen ſah ich jetzt
Von Land zu Land verzweifelnd wandern,
Erſchöpft von Wunden, hier gehetzt,
Und feig verlaugnet von den andern,
Da ſie doch jüngſt in Seide rauſchte
Und Weihrauch trank und Kronen tauſchte.

Vorüber zogen, Staub im Haar,
Der Männer lange Opferzüge;
Am Kloſter ſtand der Bräute Schaar,
Die Mütter trugen Aſchenkrüge.
Ich ſah das Grab mit offnem Schlunde —
Da ſchlug die zwölfte Glockenſtunde!

Da raſch erhob ſich die Geſtalt
Und ſchien im Nebel zu verſinken,
Und eine andre, grün umwallt,
Begann mir freundlich zuzuwinken:
»Nicht ende ſo mit Angſt und Grauen;
Noch beſſre Bilder ſollſt du ſchauen!«

Um einen lebenden Altar
Zog enger ſich der Kreis zuſammen;
Vorüber zogen Schaar auf Schaar,
Am Herd die Fackeln zu entflammen;
Doch hielten ſie die Gluth verborgen,
Wie Gideons Volk am Schlachtenmorgen.

Und hat denn doch noch in der Welt,
Die Jungfrau ein Aſyl gefunden?
Die jüngſt von Schmerz und Blut entſtellt,
Sah ich im Eichenwald geſunden.
Die Augen ſtrahlten, die beſeelten,
Im engen Kreiſe der Erwählten.

Nicht Diademe theilt ſie aus,
Nur Kränze noch von Eichenlaube;
Kein Adler thront ob ihrem Haus,
Es fliegt nur ab und zu die Taube;
Wird ſie mit freuderaſchen Schwingen
Nicht endlich auch den Oelzweig bringen?

Darf Trauer wohl mit finſtrer Schrift
Unſchuld'ger Tage Blätter ſchwärzen?
Doch Hoffnung reicht im Honig Gift,
Und untergräbt die ſichern Herzen,
Indeſſen ſie mit Farben blendet,
Die ſie dem Morgenroth entwendet.

Zum Neujahr 1833.

Der Thürmer ſteht auf ſeinem Thurm
Das greiſe Haar durchweht vom Sturm;
Er hat in kalter Winternacht
Schon manches im Gemüth bedacht;
Er harrt dem Jahre Zwölf entgegen
Und betet ſtill um Gottes Segen.

Gar bunt geht Alles in der Welt;
Das Kleine ſteigt, das Höchſte fällt!
Trüb ſinnend fragt ſich ſelbſt der Greis:
Iſt gar die Zeit aus ihrem Gleis?
Was wird von unerhörten Dingen
Das neue Jahr der Menſchheit bringen?

Er harrt mit ſorgſam wachem Geiſt
Bis Mitternacht der Zeiger weist;
Und wie er in die Ziffer rückt
Der Alte raſch am Seile zuckt,
Und dumpf ertönt vom mächt'gen Hammer
Von Schlag auf Schlag die Glockenkammer.

Und zwölfmal ſchon der volle Klang
Metallen durch die Lüfte drang:
Doch eh der Greis das Seil in Ruh'
Geſetzt, tritt etwas auf ihn zu;
Ein graues Männchen hört er ſagen:
»Mach fort, mach fort, laß dreizehn ſchlagen!«

Der Thürmer, faſt erſchreckt zum Tod,
Erfüllt bewußtlos das Gebot;
Urplötzlich iſt die Nacht erhellt,
Er ſchaut ein ſchneebedecktes Feld,
Und unter Flammen, Leichen, Trümmern
Steigt auf ein ſchauderhaftes Wimmern.

So ward der Thürmer eingeweiht
Zur Kunde einer fernen Zeit;
Und zum Entſetzen wurde klar,
Als von der Zukunft Bild ein Jahr
Den dunkeln Schleier weggezogen:
Daß jene Nacht ihn nicht betrogen.

Doch — die zurück mit Falkenblick
Ermißt und ſchaut der Welt Geſchick —
Blind iſt nach vorwärts die Vernunft,
Verhöhnt in der Profetenzunft;
Die ſtolze läßt ſich von den Schemen
Des alten Mann's im Thurm beſchämen.

Die Zeit ein ſchmerzlich Spottlied ſingt:
Wie Profezeiung uns gelingt!
Wenn wir das Wort, das Hoffnung ſprach,
Jetzt, nüchtern durch Verdruß und Schmach,
Beſchau'n in der Erfüllung Spiegel,
Drückt Schaam auf unſern Mund ihr Siegel!

Forthin verirre das Gedicht
Sich in der Zukunft Fernen nicht!
Die Schwingen faltet, tief beſchämt,
Der Wunſch, im Lebens-Nerv gelähmt;
Zu oft iſt durch die Ehrenbogen
Des Jubels der Verrath gezogen!

Oft flog ein buntes, luſt'ges Heer
Von Vögeln friedlich übers Meer;
Da ſtürzt der Geier freche Schaar
Blutdürſtig, grimmig auf ſie dar;
Der Pfeil der Jäger trifft die Andern,
Und mancher ſtürzt, erſchöpft vom Wandern.

Der Caravane ſchwächſtem Theil
Beſchieden iſt der Rettung Heil,
Und wer dem Untergang entfloh
Wird kaum des nackten Lebens froh;
Verwaist, verwüſtet das Gefieder,
Empfängt das feſte Land ſie wieder.

Das Bild zu deuten, thut nicht Noth;
Wer klagt nicht um der Vögel Tod?
Und wißt: ſo lang die Wandrung geht,
Der Jäger auf der Lauer ſteht,
Die Welle droht dem luſt'gen Volke
Und finſtre Geier birgt die Wolke.

Drum hemmt der leichten Wünſche Schwarm,
Und ſtatt der Flügel übt den Arm!
Nichts ſey den Lüften mehr vertraut!
Auf Felſen euer Haus gebaut!
Lernt feſt an Willen, ſtark zu Thaten
Der holden Täuſchungen entrathen!

Könnt ihr nicht meiſtern das Geſchick;
Behauptet kühn den Augenblick!
Drückt in das weiche Wachs der Zeit
Das Siegel der Beſtändigkeit,
Und achtet als die höchſte Beute
Das ruhmvoll durchgekämpfte Heute!

Der sterbende Cosmopolit.

So brechet aus, der Seele Klagen!
Und fraget meiner Jugend Gott:
Wie ſoll ich's deuten, wie ertragen?
Iſt's Fügung? iſt's des Schickſals Spott:
Daß man mich aus der Menſchheit Bunde,
Den Einſamen hinausgedrängt?
Daß über meiner letzten Stunde
Nicht Ein geliebtes Auge bängt?

Du grüner Wald, in dem zur Stunde
Ein heißes Leben kühl erliſcht!
Du ſtiller Ort, mit deſſen Grunde
Sich meine Aſche bald vermiſcht!
Ihr Wellen, die ihr, wie mit Klagen,
Vielleicht um mich? hinunter rollt!
Ihr ſollt es doch den Menſchen ſagen,
Daß ich mit ihnen nicht gegrollt!

Ein edler Geiſt entſagt dem Lobe,
Weil heil'ger Sturm die Räder treibt;
Doch ernſt und bitter wird die Probe,
Wenn auch die Liebe auſſen bleibt,
Wenn mit den Stürmen, mit den Klippen,
Die eigne Mannſchaft ſich verſchwört,
Und wenn das Ohr von theuern Lippen
Die Worte der Verdammung hört.

O ſüſſes Bild, das mir die Tage
Der Jugend hell und froh gemacht,
Oft feierte dich meine Klage
Wohl öfter als ich ſelbſt gedacht!
Von Mangeln frei und rein vom Staube —
So ſtand'ſt du glänzend oft vor mir,
Das Herrlichſte, an was ich glaube —
Ich gab es, o Geliebte, dir!

Die Wünſche, die mein Herz erfaßten,
Hatt'ſt du zu ehren nicht gelernt!
Wohl weiß ich, wie du den Fantaſten
Mit leichter Art von dir entfernt!
Ach, zögernd hab' ich dich beſchuldigt!
Man miſſ't den ſchönen Traum mit Schmerz!
Doch dann — nicht länger dir gehuldigt;
Die Wahrheit forderte mein Herz.

Jetzt wußt' ich es; nicht einer Grille
Der Jugendliebe Opfer galt!
Es war der tiefſte heil'ge Wille,
Und theuer hab' ich ihn bezahlt!
Doch wenn die Bruſt in Sehnſucht krankte —
Mehr hatt' ich noch, als ich verlor!
Am ſtolzen Baum der Tugend rankte
Des Geiſtes Rebe ſich empor.

Was war die Thorheit, der man grollte?
Daß ich mein ſelbſtgepflanztes Brod
Von meinem Acker eſſen wollte,
Und nicht erpreßt von Andrer Noth!
Nicht leiſe ſprach, wenn ich vom Haſſe,
Wenn ich von Liebe war beſeelt;
Daß ich die peinlich enge Straße
Entnervter Höflichkeit verfehlt!

Daß ich, was thöricht und was kränklich,
Für klug nicht und geſund erkannt!
Und was ich ſchaute, unbedenklich
Mit ſeinem Namen gleich benannt.
Daß ich den Tadel in dem Munde,
Zuwider altem Recht und Fug,
Und doch in meines Herzens Grunde
Die Hoffnung beſſ'rer Zeiten trug.

So hat der Liebe tiefes Streben
Den Jüngling wahrlich nicht verwöhnt!
Nur immer mehr hat mich das Leben
Mit der Geliebten ausgeſöhnt!
Die ſich dem Dienſt der Menſchheit weihen —
Ich weiß, was man von ihnen ſpricht!
Ich lernte dulden und verzeihen;
Doch widerrufen kann ich nicht!

Ich ſchwang in blutigen Gefechten
Hoch das Panier von Waſhington!
Rang deine Enkel zu entknechten,
Stiefmütterliches Albion!
Vom Polenkampf die heiße Wunde
Verkühlt' ich in Siberiens Schnee;
Aus Coszinsko's bleichem Munde
Hört' ich: «Finis Poloniae.»

Ich ſchaute der Baſtille Trümmer,
Vom Licht der Freiheit roth erhellt;
Begrüßte ſie im Morgenſchimmer
Auf Ayacucho's blut'gem Feld!
Entgegen zog ich Deutſchlands Dränger,
Zu rächen alte tiefe Schmach;
Das Vaterland der alten Sänger
Rief den betagten Fechter wach.

Nicht Kampf und Blut war meine Freude,
Und nicht nach Lorbeern ging mein Geiz!
Gern trennt' ich mich vom Waffenkleide
Und prahlte nicht mit ehrnem Kreuz!
Für meines Volks bedrohte Rechte
Spart' ich die freie Rede nicht;
Ich tröſtete die ſchwarzen Knechte
Durch meines reinern Glaubens Licht.

Ich ruhte nicht bei fremdem Golde
Auf weichem Pfühl behaglich aus,
Ich nährte mich von meinem Solde,
Und grub mein eignes Feld zu Haus.
Der Bach, von dem ich trank — er kehrte
Nicht Nachbarhütten brauſend um;
Das Eiſen, das ich ſchwang, verſehrte
Nicht fremden Glückes Heiligthum.

Mich heilte nicht beſorgte Pflege
Wenn ich für fremde Wohlfahrt litt;
Die Wandrer zogen ihrer Wege
Gleichgültig, mit beeiltem Schritt.
Und dennoch treu und unerkaltet
Schlug für die Menſchheit dieſes Herz,
Denn immer friſch und unveraltet
Sprach zu dem Fühlenden ihr Schmerz.

Und wie man hört von edlen Roſſen,
Daß ſie ſich Adern aufgewühlt,
Und mit dem Blut, der Bruſt entfloſſen,
Des Durſtes heiße Qual gekühlt:
So lockt' ich, wenn in finſtrer Stunde
Das Leben ſeinen Glanz verlor,
Oft aus der Seele tiefem Grunde
Der Dichtung rothen Strahl hervor.

Ihr, die ſo nüchtern und geſchäftig
Dem Sänger ſeine Luſt vergällt,
Wißt: dichtend wird die Seele kräftig,
Und Träume deuten uns die Welt!
Wie in des Lenzes grünem Laube
Die Frucht des Herbſtes ſich verheißt:
So zieht dem Sieg voran der Glaube!
Den Helden zeugt des Dichters Geiſt!

Und wie der Schwalben muntern Schaaren
Von einem ew'gen Frühling träumt;
Obwohl ſchon oft in frühern Jahren
Dem Winter ſie das Feld geräumt:
So ſah ich, oft vom Schnee betroffen,
Der Garten mir begrub und Haus,
Doch ſtets mit ungebeugtem Hoffen
Nach neuer goldner Zeit hinaus.

Von Ungemach in Süd und Norden,
Bei Menſchen, ungeſchlacht und wild,
Sind meine Wangen braun geworden,
Mein Angeſicht erſcheint nicht mild;
Und ſanft doch, wie die erſte Blüthe,
Die ſproſſet aus des Frühlings Grund,
Bin ich im innerſten Gemüthe,
Und Segen wohnt auf meinem Mund.

Geſtalten ziehen bunt vorüber!
Sie winken mir, ſie grüßen mich;
Ich komme bald! mein Blick wird trüber; —
Ha, ſchönes Bild, erkenn' ich dich?
Es ſind die Züge der Geliebten,
Die mich ſo lange nicht verſtand;
Jetzt reicht ſie reuig dem Betrübten,
Geläutert, über's Grab die Hand.

Jetzt drängen all' die Liebesflammen,
Die ich der Menſchheit Dienſt geweiht,
Vor Einem Bilde ſich zuſammen,
Und dennoch bleibt das Herz mir weit!
Ein Leben, das ich, hoch gemuthet,
Verpfändet für der Völker Glück:
Aus den geliebten Augen fluthet
Mir's als Unſterblichkeit zurück.

Den Landſtanden von 1833.

Ein leicht Geſchäft iſt's: ſchütteln
Den Baum, der Früchte voll,
Er ſchenkt beim leiſen Rütteln
Der ſüßen Gaben Zoll;
Zum Spiele wird die Mühe,
Die dankbar ſich vergilt,
In eines Morgens Frühe
Wird ganz der Korb gefüllt.

Wir ſahen jüngſt zum Baume
Hinauf, an Früchten reich;
Wir wähnten, wie im Traume:
Sie müßten fallen gleich;
Gar mancher war gelüſtig
Zu koſten ſeine Frucht;
Und mancher drängte rüſtig
Sich an des Stammes Wucht.

Den Segen zu empfangen
Ward damals nicht erlaubt;
Es wurde dem Verlangen
Sein ſchönſter Tag geraubt,
Die Ernte zu verſpäten —
Das ſchien den Klugen gut,
Die Winde, ſpottend, wehten
Nur Laub uns auf den Hut.

Jetzt, nach ſo langem Säumen
Hat man gelöst den Bann;
Nun bricht den ſchönen Träumen
Wohl die Erfüllung an?
Wornach wir lang geſchmachtet —
Nun endlich iſt es da!
Den Baum hab' ich betrachtet,
Doch merket was ich ſah!

Ich ſah in kahler Krone
Nur Blätter grau vom Staub,
Als ob von goldnem Throne
Den Reichthum ſtieß der Raub,
Ob es der Feind geſtohlen?
Ob es die Zeit verheert?
Es iſt nichts mehr zu holen —
Der Baum iſt abgeleert!

So lang ließ man uns warten
Mit wohlerwogner Liſt,
Bis weg die Frucht im Garten,
Und faul, was übrig iſt!
Und fliegen muth'ge Renner
Jetzt um ein danklos Ziel?
Und ſpielen würd'ge Männer
Um hohle Nüſſ' ein Spiel?

Nein! Wenn die Frucht der Winter,
Die ſichtbar iſt, zerſtört:
Die andre lauſcht dahinter,
Die nicht der Zeit gehört!
Ob er der Frucht entbehre —
Man gibt den Stamm nicht preis!
Es hängt das Recht, die Ehre
Noch an dem nackten Reis!

Laßt euch den Rath nicht kümmern:
Den Stamm auch umzubau'n,
Und mit den armen Trümmern
Zu feuern und zu bau'n!
Euch ziemt es nicht: zu tragen
Ein Bündel Holz nach Haus!
Wenn dieſer Stamm zerſchlagen
Iſt eure Sendung aus!

Den Armen ſanfter betten —
Es iſt ein ernſt Gebot!
Doch unſer Recht zu retten,
Das thut am erſten Noth!
Und ſollt' es aus dem Brauche
Der Welt verſchwunden ſeyn;
Es lebt in Eurem Hauche,
In Eurem letzten Nein!

Das Volk, das all ſein Hoffen
Vermählt mit Eurer Kraft:
Vielleicht daß es betroffen,
Empfängt die Rechenſchaft!
Leicht wähnt es ſich verlaſſen,
Sein Wohl von Euch gekränkt,
Und kann den Geiſt nicht faſſen,
Der Euer Thun gelenkt!

Doch Ihr, des Rechtes Hüter,
Ihr weichet nicht vom Platz,
Tauſcht nicht um ird'ſche Güter
Den unſichtbaren Schatz:
Und bleibt, ſo lang wir leben,
Er von der Nacht bedeckt:
Wenn wir ihm nichts vergeben,
So wird er einſt erweckt!

Iſt auch das Feld durchſchnitten
Zu hemmen Euern Lauf;
Thun unter Euern Schritten
Sich falſche Gruben auf:
Doch bringt Euch nicht zum Weichen
Gewalt und Liſt im Bund!
Ihr wurzelt tief, wie Eichen,
In unſers Rechtes Grund!

Wird auch verkannt die Treue:
Werd' Euer Muth nicht krank!
Der wahre Geiſt erneue
Sich in der Zukunft Dank!
In einem künft'gen Lenze
Wird unſer Baum doch blühn
Und jetzt verfärbte Kränze
Als Gold und Lorbeer glüh'n!

Stille Musik.

Es gibt ein Spiel bei den Kindern
Die ſtille Muſik genannt,
Gut, um den Lärmen zu hindern,
Der allzugreulich entbrannt.

O werdet wieder wie Kinder!
An ſtiller Muſik Euch erfreut,
Weil man den Erwachſ'nen nicht minder
Die laute Muſik verbeut.

Und verſtummen die Hörnerklänge
Auch vor dem geächteten Haus,
Und bleiben die friſchen Geſänge
Der flammenden Jugend dort aus;

Die ſtille Muſik doch rauſchet
Dem Kund'gen durch Nebel und Nacht;
Goldne Töne hab' ich erlauſchet
Als eben der Morgen erwacht.

Mit Schwerdtern kommt und mit Stangen
Gezogen der Knechte Schaar
Die ſtille Muſik zu fangen
Aus den Wolken und Lüften gar.

330

Wer iſt der Muſika Meiſter?
Wer hat ſie genommen in Pflicht?
Sie tönt von den Lippen der Geiſter
Und Könige wehren ihr nicht.

Sonette.

Die Schwierigkeit des Sonetts.

Den Muſen bring' und Opfer bring' dem Glücke,
Feſthekatomben, welche ſchneeweiß glänzen,
Begehrſt du, daß dein Haupt, ſchon reich an Kränzen,
Mit des Sonettes Lorbeer noch ſich ſchmücke.

Denn bald zerſprengt mit mörderiſcher Tücke
Der Maſſe Glut der Form ſo zarte Gränzen;
Bald fühlſt du dich ohnmächtig, zu ergänzen,
Die ein vollkommnes Werk entſtellt, die Lücke.

Doch raſte nicht, bis dir ein Guß gelungen,
Der blank und voll ſich aus der Hülle ſchäle,
Deß Glanz beſchäme jede Läſterungen;

Wo *Schönheit* all die Glieder ohne Fehle
Mit gleichvertheiltem Leben ganz durchdrungen,
Des holden Leibs allgegenwärt'ge Seele.

Die Rettung aus dem Labyrinth.

In dieſen tiefgelehrten Irrgewinden,
Wo ich den Schatz der Weisheit wollte heben,
Doch ohne Fund, verſenkt in Angſt und Beben,
Mich glücklich pries, den Rückweg nur zu finden:

Da warfeſt du, o Muſe! mir, dem Blinden,
Den Faden zu, der noch dem goldnen Leben,
Dem heitern Lichte mich zurückgegeben,
Zu ew'ger Liebe mich dir zu verbinden.

Ach! nicht wie Ariadne den Heroen,
Erlösteſt du mich aus des Irrſals Schauer!
Zu fern bin ich, o Göttin, dir, der Hohen!

Ein flüchtig Mitleid war es, ohne Dauer;
Längſt biſt dem Erdenſohne du entflohen,
Und meine Seele blickt dir nach voll Trauer.

Berenices Haar.

Aus grauer Vorzeit tönt herab die Kunde
Von Berenices wunderſchönen Haaren;
Ein Kaiſer ſelbſt hat ihre Macht erfahren,
Und trug in tiefer Bruſt die Liebeswunde.

Doch mochte wohl nicht zum vollkommnen Bunde
Die Seele mit des Leibes Reiz ſich paaren;
Und nur die Locken, die ihr Schönſtes waren,
Erhob der Dichter Lied zum Sternenrunde.

O möchtet ihr ein treu abwägend Richten,
Das von der Milde nie ſich mag entfernen
Und reines Geld vom Staube weiß zu ſichten,

An der Vergött'rung jener Locken lernen!
Das Mangelhafte muß ſich ſelbſt vernichten,
Doch ungekränkt ſchwebt Schönheit zu den Sternen.

Diamanten und Splitter.

Den Diamanten, die das Aug' ergötzen
Mit ihren bunten, wunderbaren Strahlen,
Vervielfacht ſich der Werth zu tauſendmalen
Nach ſtürmiſch aufwärts eilenden Geſetzen.

Wohl mag's des eitlen Thoren Herz verletzen,
Der liebt mit ſeines Goldes Macht zu prahlen,
Wenn vom Regent er hört, den zu bezahlen
Man nicht vermöchte mit des Nabobs Schätzen.

Wärſt du, o Deutſchland! ſchmählich nicht zerſchlagen:
Der größten Diamanten wärſt du Einer,
Und Niemand dürft' um dich zu markten wagen!

Jetzt liegſt du werthlos faſt in dreißig Splittern;
Du hegſt ein köſtlich Waſſer, wie ſonſt keiner,
Und mußt vor Juden doch und Chriſten zittern!

Partheien.

Zu herrſchen gilt es oder zu befreien;
Nur durch die Maſſe trozt man den Gefahren:
Drum möchten Hader ſie und Mißtrau'n ſparen;
Doch ſteh'n im eignen Lager auf Partheien.

Du ſchreiteſt vor mit zweien oder dreien,
Die bisher Eines Sinnes mit dir waren;
Doch willſt du dein Geheimſtes offenbaren,
So wirſt du mit dem Letzten dich entzweien.

Du willſt im Hauſe Gottes Frieden ſuchen:
Dort hörſt du ſchaudernd von des Prieſters Munde
Am gräßlichſten, wer anders glaubt, verfluchen.

Doch wolle nicht um Gunſt, verläugnend, werben,
Und eh' dein Herz du zwingſt zu falſchem Bunde,
Erwähle dir, als Eremit zu ſterben!

Wünsche.

Stumm lagerten die Heerden auf dem Feld,
Der Mittag war ſo ſonnig und ſo ſchwül,
Mein durſt'ges Auge trank des Himmels Kühl,
Deß reines Blau durchſchimmerte mein Zelt.

Die Sabbathruhe ſchwebte auf der Welt,
Der Leidenſchaft, der Sorgen bunt Gewühl
Verſchwamm mir in ein blaſſes Luſtgefühl;
Auf Ruhe war mein ganzes Herz geſtellt;

Da ſah ich raſtlos an den grünen Hügeln
Den Schmetterling um tauſend Blumen ſchweifen,
Und Kühlung webt' er ſich mit eignen Flügeln;

Da dacht' ich: köſtlicher noch iſt, als Raſten,
Leicht über's goldne Leben hinzuſtreifen
Und göttlich frei zu ſeyn von ſeinen Laſten.

Reife.

Zwar pflücket man die goldne Pomeranze,
Die man in ferne Länder will verſenden,
Eh ganz ſie reif, mit ſorgſam leiſen Händen,
Noch unberaubt vom ſtärkſten Sonnenglanze.

Auch mag ein Krieger, wenn der Liebe Pflanze
Zu langſam keimt und ſchon die Raſten enden,
Den Kuß der ungefäll'gen Lipp' entwenden,
Eh' er verſchlungen wird vom Waffentanze.

Doch überſättigt nur vom Sonnenſtrahle,
Ergießen in Heſperien die Trauben
Ihr dunkelrothes Blut in die Pokale;

Nur vollgereiftes Lied erfreut die Muſen,
Und an der Liebe Gottheit darfſt du glauben,
Nur wenn ſie zu zerſprengen droht den Buſen.

Frauendienſt.

Du dankeſt, Freund, dem zarteren Geſchlechte,
Deß heiterm Dienſt Italien dich geweihet,
Nachdem der Norden nüchtern dich kaſteiet,
Manch holden Rauſch der froh verſchwelgten Nächte.

Du ſagteſt ab der Heimath ſtrengem Rechte
Wie man der Schönheit keine Schuld verzeihet,
Die Grazie nie von Feſſeln ſich befreiet,
Und ſieht mit Hohn auf uns, der Sitte Knechte.

Doch wir beneiden nimmer dich! Verzichtet
Haſt du, zu glauben an des Weibs Verklärung,
Und liebſt vergötternd, heidniſch ihre Mängel:

Doch uns, zum reinen Prieſterdienſt verpflichtet,
Uns ſchwillt, geläutert ſelbſt durch die Verehrung,
Das ſeel'ge Herz von Wort und Blick der Engel.

Der Kranke in Italien.

1.

Was kamſt zu ſchaun du in dieß Land ſo hold?
Willſt du, gehüllt in purpurfarbnen Sammt
Den greiſen Prieſter ſehn beim heil'gen Amt?
Biſt du der Kunſt, der göttlichen, im Sold?

Hat die Granate, der Citrone Gold
Dem bleichen Fremdling ſolchen Wunſch entflammt?
Vernahmſt du, daß man hier nicht ſtreng verdammt
Die Liebesglut von Triſtan und Iſold?

Lockt dich das Bild der Welt beim Carneval?
Der Leichtſinn, gaukelnd auf der Vorzeit Gruft?
Der heiße Wein, umlaubt noch im Pokal?

Pompeji's Fund? Der Tiber roſt'ger Raub?
Die Geiſter, tanzend in des Meeres Duft?
Der friſchen Schönheit Glanz und heil'ger Staub?

2.

O nichts von dieſem! gönnt mir eine Stätte,
Sey es ein Hain, ſey's unter Tempelſäulen,
Wo von Apollos ſcharfen Todespfeilen
Ich, ſchwergeängſtet, meine Jugend rette!

Laßt ruhen mich im Laub und Blumenbette,
Daß ſeine Blicke mir vorübereilen,
Daß Wohlgerüche ſtärken mich und heilen,
Und ich gewinnen mag die theure Wette.

Ich fleh' Euch Götter, Menſchen, Bäume, Roſen!
O laßt nicht weiter den Verfolger ſtreben,
Und mir vergönnet Raſt, dem Athemloſen.

Daß ich, von Eurer Schönheit Wall umgeben
Unangefochten länger noch darf koſen
Mit meinem innigtrauten, ſüßen Leben!

Hic moriar!

Obwohl, mein Vaterland! du deine Dichter
Verfolgſt oft mit proſaiſch rohem Haſſe,
Der edlen Kunſt verweigerſt deine Kaſſe
Und auszulöſchen liebeſt deine Lichter:

Obwohl du aufſtellſt finſtre Höllenrichter,
Die Tod ausgießen aus dem Tintenfaſſe,
Und wie Tarquinius, zum frevlen Spaſſe,
Durchs hohe Mohnfeld wandeln als Vernichter:

Doch will und kann ich niemals dich vertauſchen
Mit jener neuen Welt, die Alle loben;
Ich höre dort noch keinen Lorbeer rauſchen!

Und kann der Dichter vieles auch entbehren:
Nie wird er dem Bedürfniß doch enthoben
Nach Menſchen, die ihm Herz und Ohr gewähren.

Die Ueberreste.

Wenn heimgegangen ſind die bunten Gäſte,
Die lärmenden, vom üppig frohen Mahle,
Dann ſtehen in den Körbchen, im Pokale
Umher noch manche lockend ſüße Reſte.

Da nahet erſt das ſcheue Kind zum Feſte;
Verwundert ſieht ſich's um im leeren Saale,
Und aus der Mutter Hand vom Bacchanale
Empfängt es nun zu ſeinem Theil das Beſte.

Viel muntre Gäſte ſah ich bei mir heute;
Was ich nur hegte in der Seele Tiefen
Gab ich freiwillig ihnen hin zur Beute;

Doch nachher kam, als ſatt des frohen Schmauſes
Wohl längſt die luſtberauſchten Gäſte ſchliefen,
Die Wehmuth, das geliebte Kind des Hauſes.

Todten-Opfer für O. B.

I.

Genommen hatt' ich friſche Seelenweihung,
Den holden Mai als Prieſter zu empfangen;
Vom Oel der Freude ſtrahlten Stirn' und Wangen
Nach trüben Winters ſchmerzlicher Kaſteiung.

Und wie die Blüthen, dürſtend nach Befreiung,
Sich aus den Knoſpen unaufhaltſam rangen,
So war manch Lied mir halb' ſchon aufgegangen,
Gereift, wie eine alte Profezeihung.

Da hört' ich plötzlich eine Trauerkunde —
Und wie in Einer rauhen Nacht die Blüthen,
Erſtarb der Liederflor in Herz und Munde.

Und trübe Oede fühlt' ich im Gemüthe,
Wie in des Berges ungemeßnem Schlunde,
Worin der Flammen rothes Spiel verglühte.

II.

Wir hatten uns Verſchiedenes erkoren,
Weit auseinander lagen unſre Bahnen,
Von fern' nur ſah ich flattern deine Fahnen,
Für dieſes Leben warſt du mir verloren.

Nun du genaht des Todtenreiches Thoren,
Will es mich manchmal tröſtlich faſt gemahnen:
Du ſeyeſt näher meines Geiſtes Ahnen
Und unſer früher Bund ſey neu beſchworen!

Gefallen ſey der Unterſchied des Lebens,
Nun gelte jetzt der reine Zug der Seele,
Die jeden Wechſel mächtig überdaure. —

O eitler Troſt! du ſchmeichelſt mir vergebens!
Die blüh'nde Welt beklagt, daß Er ihr fehle,
Und eines Schattens harr' ich ſtets — und traure.

III.

Ich dachte dich als Führer ſtolzer Schaaren,
In ungelöſchter voller Jugendgluth
Gebändigt unter dir des Roſſes Muth,
Das ſeines Lenkers Kraft und Kunſt erfahren.

Ich wußte, daß du lechzend nach Gefahren
Dich ſtürzen würdeſt in der Schlachten Fluth,
Und nimmermehr das friſche Herzensblut,
Den rothen Born des Lebens, würdeſt ſparen.

Ich freute mich in glücklicher Verblendung!
Der Großmuth Bild erfüllte mich mit Luſt;
Doch ahnt' ich nie ſo ſtürmiſche Verſchwendung.

Nicht konnte ſich das Herz in deiner Bruſt
Gedulden, bis man das Signal gegeben —
Und unerſetzlich ſtrömt' dahin das Leben!

IV.

Seit du, den einſt die Milch der Weisheit tränkte,
Den Friedenskünſten abgejagt, den wilden,
Und ſich dein Sinn zu Roſſen, Schwerdtern, Schilden,
Zur Uebung rauhen Waffenwerkes lenkte:

Geſchah es oft, daß mich die Sorge kränkte:
Wir könnten einſt auf blut'gen Schlachtgefilden
Uns treffen im Partheien-Kampf, dem wilden,
Wenn Blindheit ſich auf unſre Augen ſenkte.

Nun biſt du meiner Angſt zuvorgekommen;
Wir treffen niemals uns im Schlachtgedränge;
Der Zwietracht Fackel iſt für dich verglommen —

Doch hoff' ich auch nicht mehr, daß in der Menge
Dein holder Gruß mich plötzlich überraſche —
Den ich geliebt — er iſt jetzt Staub und Aſche!

V.

Ich wähnte das Geſchick an dich gekettet,
In deinem Auge lag die Zuverſicht:
„Es treffen mich des Todes Schützen nicht!“
Dich hatt' Apoll aus jeder Schlacht gerettet!

Poſeidon dir das wilde Meer geglättet!
Einſt trug dein Herz des Lebens Gleichgewicht,
Den Zug der Glücklichen dein Angeſicht!
Kühn hatt' ich Alles auf dein Haupt gewettet!

So mußteſt du nur ſelbſt den Zauber löſen,
O ſchöner Jüngling! der dein Haupt bewacht,
Und ſelbſt die Bruſt dem blinden Tod entblößen!

Ach! keine Götter hellen nun die Nacht,
In deren Labyrinth dein Fuß geſchritten,
Dazu du ſelbſt den Faden abgeſchnitten.

VI.

Nicht müde ward ich, der Natur zu danken,
Als ich dich ſah in Fülle deiner Kraft!
»All ihre Schätze hat ſie aufgerafft,
Selbſt überſprungen ihrer Großmuth Schranken.

Nie werden dieſe friſchen Sinne kranken!
Dieß Herz iſt größer als die Leidenſchaft;
Dieß Aug' bleibt rein! die Sehnen unerſchlafft;
Nie wird dieß lock'ge Haupt im Sturme wanken!«

So ſprach ich, und dem fröhlichen Vertrauen
Gab' ich zu früh die Seele harmlos hin;
Was ſie vermag, ließ die Natur uns ſchauen!

Doch neidiſch nahm jetzt die Verſchwenderin
Ihr Werk zurück; das Herz erſtarrt in Grauen
Und rechnet nach verlorenem Gewinn.

VII.

Betracht' ich deiner Schrift vertraute Züge,
Die ich bewahrt — ſo ſcheint der Strom der Zeiten
Wie von Magie gelenkt, zurückzugleiten,
Und jene Trauerkunde wird zur Lüge.

Doch eh' ich an dem Wahne mich vergnüge
Und koſte dieſes Traumes Süßigkeiten:
Eilt ſchon der Schmerz, die Täuſchung zu beſtreiten,
Daß nicht ihr holdes Schmeicheln mich betrüge.

Ich fühle meiner Seele Kraft ermatten,
Die ſich im kummervollen Spiel gefällt —
Vergangne Luſt und jetz'ges Leid zu gatten.

Noch Einmal ſtrebt am Abend-Himmelszelt
Die Sonn' empor! umſonſt — es wächſt der Schatten
Und hüllt ins dunkle Trauertuch die Welt.

VIII.

Von jenen ſchönen, frohverſchlungnen Stunden
Ich weiß es, blieb mir das Gedächtniß nur!
Im Wüſtenſand war jede liebe Spur
Die zu Oaſen mich geführt, verſchwunden.

Du hatteſt dich aus meinem Arm gewunden —
Von deines Auges leuchtendem Azur
Hab' ich nur droben an der Sternenflur
Das Ebenbild, doch ſeelenlos, gefunden.

Und doch — als müßt' ich dich von jetzt erſt miſſen,
Hat dieſer Kunde Blitz mein Herz durchzückt,
Und wie ein doppelſchneid'ger Dolch zerriſſen. —

Mich hatte ſtets die Hoffnung noch berückt —
Dem Scheidebrief — jetzt bin ich im Gewiſſen!
Hat friſch der Tod das Siegel aufgedrückt!

IX.

Manchmal hat uns erwärmt gar holde Gluth,
Wenn laut vom Sturm die eiſ'gen Fenſter klirrten,
Schneeflocken ſich in trüber Nacht verwirrten
Und vor uns ſtand der Trauben rothes Blut;

Wir reichten uns das Glas in frohem Muth,
In alle Fernen die Gedanken irrten —
Zum bunten Haag von Roſen, Reben, Myrthen
Trug uns aus Winter's Grau'n die goldne Fluth.

Jetzt haſt aus andrer Schaale du getrunken,
Die Wangen malt ihr Saft mit Lilienbläſſe,
Und ſtürmiſch wühlt der Tod in deinem Herzen.

Mir reichſt du, bleich und ſtumm zurückgeſunken,
Den Kelch; es hängt mein Mund an dem Gefäße
Und ſchlurft die bittre Neige deiner Schmerzen.

X.

Mich treibt mein Herz, das Sichre nur zu faſſen,
Auf feſtem Grunde nur mich anzubauen,
Und ſelbſt den holden Sagen zu mißtrauen,
Die Paradies und Himmel ahnen laſſen.

So muß ich ſelbſt die ſüße Quelle haſſen,
Daraus der milde Troſt mir könnte thauen:
In andern Sfären wieder dich zu ſchauen!
Mich warnt Ixion Wolken zu umfaſſen!

So bleibt mir nur des eignen Buſens Raum
Darin du lebſt, ſo lang ich ſelber lebe;
Trittſt du heraus — ſo biſt du nur ein Traum!

O bleib' in dem Aſyl das ich dir gebe!
Selbſt deinen Namen nennt die Lippe kaum,
Damit dein Bild mir nicht ins Nichts verſchwebe!

XI.

Hätt' ich die bittre Wahrheit ſelbſt geleſen,
Dich ſelbſt geſehn in deinem Todtenkleide:
Dann hätt' ich mich im gegenwärt'gen Leide
Erſättigt ganz — und wäre dann geneſen.

Jetzt gleich' ich jenen unglückſel'gen Weſen,
Die abgeſchieden von des Lebens Freude
Noch bang umirren auf der öden Heide,
Weil unbeerdigt muß ihr Leib verweſen.

Mit Tönen will mein Ohr die Lerche laben,
Ich ſonne mich im goldnen Frühlingslichte,
Das Auge trinkt der Wälder grünen Glanz;

Doch meine Seele horcht dem Schrei der Raben;
Zum Klaggeſang wird Alles was ich dichte
Und jeder Blumenſtrauß zum Todtenkranz.

XII.

Im Innerſten bedrängt von Wehgefühlen,
Erhitzt, ermattet von dem fels'gen Pfade
Verweilt' ich gramvoll an des Stroms Geſtade
Und ſah darin die Fiſche harmlos wühlen.

»Verſuch' auch ich, das heiße Herz zu kühlen!
Vermöchte die mitleidige Najade
Mit ſanftem Anhauch, blauem Wellenbade
Das dumpfe Leid der Seele wegzuſpülen!«

Doch dein ſogleich gedenken mußt' ich wieder,
Da mich umrauſcht der Waſſer freud'ge Fülle;
Erſtarrt und eiskalt ſind nun deine Glieder.

Auch du haſt abgelegt die ſchwere Hülle;
Doch nieder ſtiegſt du in der Erde Schooß;
Sie ſchließt ſich zu — und läßt dich nimmer los!

XIII.

Noch Einen Zug aus dieſem Krug voll Galle!
Noch Einmal tief ins Herz gedrückt den Dorn!
Dann greif' ich nach des Frühlings goldnem Horn
Und ſcheide aus der feuchten Trauerhalle!

Die Qualen hab' ich durchgekoſtet alle!
Ich öffnete der Bruſt geheimen Born,
Wie Moſes einſt den Fels in heil'gem Zorn,
Und labte mich am Blut- und Thränen-Falle.

Ich trockne die Gewänder jetzt, die feuchten,
Und ſchaue zu dem Aetherblau empor,
Ob meine Klagen nicht das Licht verſcheuchten?

Doch iſt die Seele weicher als zuvor;
Ich ſehe Lenz und Sonne wieder leuchten
Und miſche ſtumm mich in des Lebens Chor.

Nachtrag.

I.

Gewähnt ſchon hatt' ich, daß mir neugeboren
Des Lebens friſche Blume wieder blühe;
Doch nun klag' ich mich an: daß ich zu frühe
Die Trauer um den Todten abgeſchworen.

Ein Schatten kam mir aus des Traumes Thoren,
Sein Mund ſprach leiſe Worte nur mit Mühe:
„Vergißt du, daß noch meine Aſche glühe?
Ach! hab' ich dein Gedächtniß ſchon verloren?“

Wie tief der Vorwurf mir ins Herz geſchnitten —
Ich kann es nicht mit Worten wiedergeben;
Die Thränen fühlt' ich aus den Augen ſtürzen.

Nun bin ich taub der heitern Freunde Bitten,
Ich will mir ſelbſt, will meiner Wehmuth leben
Und nicht das heil'ge Recht der Todten kürzen.

II.

Den Tadel hör' ich wohl aus manchem Munde:
„Warum denn immer noch des Leides pflegen?
Kein Tapfrer noch iſt ſolchem Schmerz erlegen;
Es drang der Pfeil nicht zu des Lebens Grunde,

So ſchaffe denn, daß bald dein Muth geſunde!
Du mußt im Leben kräftig dich bewegen!
Unmännlich iſt es, nach der Narbe pflegen
Der ſchmerzenloſen Spur geheilter Wunde!“

Die Wunde heilt; doch ſaht ihr, wie ein Name
Dem Bäumchen eingerizt von einem Kinde,
Verſchwiſtert mit dem Stamm ward groß getrieben?

Dieß Bild — mich dünkt es paßt zu meinem Grame!
Stets ſchwillt er höher — doch nicht in die Rinde,
Er iſt in meines Herzens Herz geſchrieben.

III.

Wenn unerbittlich iſt die That geſchehen,
Giebt doch das Herz ſich nimmermehr zufrieden,
Und was zu wenden ihm nicht mehr beſchieden,
Das will es doch in ſeinem Grund verſtehen.

So treibt mich's, das Verhängniß zu erſpähen,
Das dich ſo rauh zerſchmetterte hienieden;
Warum am Fels, den Tauſende vermieden,
Du, Lebenswürd'ger, mußteſt untergehen?

Was trieb ſo früh dich ins unholde Grab?
War ſchon ein Riß im köſtlichen Juwele,
Der bis zum innern Kerne drang hinab?

Vergeblich iſt's, daß ich's mir ſelbſt verhehle!
Dich tödtete Dein Genius! ach, er gab
Von Stahl den Willen in die weichſte Seele!

IV.

Der fleiß'ge Landmann, müde von den Laſten
Der Woche, ſieht den Sonntag freudig kommen,
Wo er im Tempel betend mit den Frommen,
Vom irdiſch ſauern Tagewerk darf raſten.

Das Feyerkleid ſucht er hervor im Kaſten,
Wenn er das kraft'ge Gotteswort vernommen:
Glüht friſch des Lebens Docht, der matt geglommen
In der Alltäglichkeit zu langen Faſten.

So ſorg' auch ich, daß mir das freche Leben
Das Heilige nicht aus der Seele wiſche,
Nicht untergrabe die gelobte Treue;

In Thränen reinigt ſich Gemüth und Streben,
Wenn in der Trauer einſam-ernſter Niſche
Ich den Erinnrungsſchmerz um dich erneue.

V.

Oft drängt im Schlafe furchtbar ſich die Hyder
Der Angſt an unſer Herz mit grimmen Biſſen;
Von einer Blutſchuld färbt ſich das Gewiſſen,
Entſetzen ſchleicht durchs Mark und lähmt die Glieder.

Die Wucht des Grames beugt die Seele nieder;
Da blitzt es plötzlich in den Finſterniſſen,
Des Traumes Binde hat der Geiſt zerriſſen;
Wir athmen leicht im goldnen Tage wieder.

So iſt mir oft: als könnt' ich mich ermannen,
Mit guter Botſchaft mich zur Freude wecken
Und dieſen Gram ins Fabelreich verbannen;

Doch keine Träume ſind es, die mich ſchrecken;
Lebendig, unzerreißbar, wie die Schlangen
Laokoon, hält mich der Schmerz umfangen.

Gaſelen.

Das Gasel.

Es wandte meine Kunſt ſich zum Gaſele,
Damit ſie alle Formen ſich vermähle.
Ergötzlich iſt ſolch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens mark'ger Kern ihr fehle;
Die Wand'rung ſelbſt bereichert ſchon den Geiſt,
Ob er auch nirgends plundre oder ſtehle.
Hier lernt, wie tönender Muſik zu lieb,
Die Sprache ſich in mancher Krümmung quale,
Und von des Gleichklangs ſtrenger Pflicht beherrſcht,
Seltſame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künſtlers Kunſt und Faſſung leihet oft
Den Werth dem minder koſtbaren Juwele.
Euch fleh' ich an, o Richter! richtet mild,
Weil ich ja ſelbſt die Schwachen nicht verhehle,
Und unter dieſes bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die ächte Chriſtenſeele.

Liebesgeständniſs.

Du ſaheſt oft, in welchen Rauſch ich ſinke,
Wenn ich den Aether deiner Nähe trinke;
Ich nenne mich mit Wonne deinen Sclaven,
Mehr als Provinzen ſind mir deine Winke;
Dein Wort beflügelt jeden meiner Schritte,
Daß gegen mich nur lahm erſcheint der Flinke.
Dein Reiz entbehrt am beſten jedes Schmuckes
Und deine Tugend jeder Tugendſchminke;
Ich weiß es wohl, wie deiner Huld und Güte
Mein Lob in weiter Ferne nach nur hinke.
Wohl Niemand räth, daß mir in deinem Auge
Der ſanfte Stern des höchſten Glückes blinke;
Ich ſchweige, wie das Grab: wenn meine Rechte
Dein Herz berührt, erfährt es nicht die Linke.

Ungnade der Geliebten.

O laß mich, Mädchen! wiſſen, für welche Schuld ich büße?
Warum mich nur ſo kärglich dein holdes Auge grüße?
Wenn du ſo leicht und eilig an mir vorüberſtreifeſt,
So möchten gern dir folgen die ungeduld'gen Füße;
Doch ſteh' ich gleich gebannet von deinen ſtrengen Blicken,
Als ob zur Stund' ich Wurzeln in Boden ſchlagen müſſe.
Ich kann nicht mehr ertragen die rauhe Koſt des Lebens,
Seit ich an deinen Tiſchen genoſſen alles Süße.
Mit deiner Huld verſchwunden iſt über Nacht der Frühling,
Der Herbſt iſt eingezogen im Garten der Genüſſe.
Ich lege weg die Pfeile, die nie das Ziel verfehlten,
Weil du mich nicht befeuerſt, nicht lobſt die Meiſterſchüſſe.
Ich wollte große Thaten zu deinem Preis verrichten,
Nun iſt mein Muth geſunken, entnervt ſind die Entſchlüſſe.
Der Himmel meiner Zukunft iſt ganz geſchwärzt von Wolken;
Aus Wolken ſtrömt der Regen, vom Auge Thränenflüſſe.
O Liebe, ſenke wieder in meine durſt'ge Seele,
Erſtarrt vor deinem Zorne, der Zärtlichkeit Ergüſſe!
Daß roth die Wange wieder und roth die Lippe werde:
O gieb und dulde wieder die langentbehrten Küſſe!

Der Liebesbote.

Theurer Freund! ich bitte, theile meinen Schmerz!
Oder wenn dir's möglich, heile meinen Schmerz!
Ich verdanke jenes jugendlichen, kecken,
Schlimmen Bogenſchützen Pfeile meinen Schmerz.
Willſt du Botendienſte einem Dulder leiſten?
Sieh', ich leg' in dieſe Zeile meinen Schmerz.
Steige ſchnell zu Roſſe, bringe der Geliebten
Buhlend mit des Adlers Eile meinen Schmerz.
Um die Zeit zu ſparen, ſpare nicht die Sporen,
Denke dir bei jeder Meile meinen Schmerz.
Eiferſucht und Sehnſucht beben mir im Buſen,
Reißen auf wie ehrne Keile meinen Schmerz.
Mit geb' ich als Mahner, daß dich mit Geſchwätze
Nicht der luſt'ge Wirth verweile, meinen Schmerz.
Kehre bald mit guter Botſchaft, ſonſt erhöhet
Zur Verzweiflung lange Weile meinen Schmerz.

Liebesnacht.

Hörſt du Pfauenaugen ſchwirren?
Faſt betäubend duften Myrrhen;
In der Liebe Labyrinthen
Ach, wie ſüß iſt's, ſich verirren!
Laß die Hand, die ſtets geſchäft'ge,
Dieſe Locke noch verwirren!
Mädchen! deine Huld und Güte
Könnte einen Löwen kirren!
Ach, nun iſt es Zeit zu ſcheiden —
Bleicher ſchon die Sterne flirren,
Vor der Dämmerung verſtummet
Schon der Tauben zärtlich Girren.
Sieh der Horen Scharlachkleider,
Die des Phöbus Roſſe ſchirren!
Nimm mein Schwerdt, denn auf dem Pflaſter
Würd' es zu verräth'riſch klirren,
Und es ſchleichen durch die Gaſſen
Der Spione viel und Sbirren.

Billet doux.

Du klagſt mich an, mein Kind, dich zu mißhandeln!
Wie könnte ſich der Treue Gold verwandeln?
Du fandeſt unter vielen ſüßen Worten
In meinem Brief auch ein paar bittre Mandeln?
So eil' ich, dir das Mäulchen zu verſüßen
Mit holder Schmeicheleien Zuckerkandeln;
Mit dem Flamingokiel, getaucht in Purpur,
Schreib' ich dieß Blatt und will mit Ambra ſandeln.

Alles schickt sich.

Zum Küſſen, Liebchen, iſt dein Mund ſtets meinem Munde bequem;
Zum Küſſen iſt mir jeder Tag und jede Stunde bequem.
Wenn ich von dir getrennt muß ſeyn, bin ich dir doch nicht fern;
Denn mein Gedanke macht den Weg in einer Sekunde bequem,
Ich hab' dir vieles mitgebracht, ich habe ſchwer gepackt,
Denn wenn's für dich iſt, trag' ich leicht auch viele Pfunde bequem.
Doch ward mir heiß; o ſuche Erdbeeren im Gebüſch,
Es fällt herab des Mondes Licht zu ſolchem Funde bequem.
Wie iſt der grüne dunkle Wald, dieß abgelegne Haus,
Wie iſt die heil'ge Einſamkeit der Liebe Bunde bequem!
Da lag ich träumend oft im Moos mit unbedeckter Bruſt,

Sie ſchien dem liſt'gen Gotte wohl zu einer Wunde bequem;
Das ſüße Gift durchglühet mich; o kühle meine Glut!
Ich leg' in deinen Schooß mein Haupt, daß ich geſunde bequem.
Und jetzt möcht' ich dich feſſeln auch mit einem feſten Band:
Iſt deinem Finger dieſer Ring, der goldne runde bequem?
O welch ein traulicher Verkehr! welch wonnevoller Tauſch!
Mir iſt der Lippen Roſenmarkt und dir der Kunde bequem.

Der Jäger.

Erjagen möcht' ich deines Herzens Reh!
Wer A geſagt, der muß auch ſagen B.
Ich ſah dich Einmal, drum begreifſt du wohl,
Daß ich jetzt ſtets auf deiner Fährte geh'.
Zu finden glaubt' ich einmal eine Spur
Im friſchgefallnen, glänzend weißen Schnee;
Von Sehnſucht angeſpornt, verfolgt' ich ſie —
Vom Schimmer thun mir noch die Augen weh!
Und ach zuletzt, o Mißgeſchick! verlor
Sie ſich an einem tiefen tiefen See.
Und Schaden lief ich gar ein andermal,
Als durch ein ſchönes Feld ich ſprang von Klee,
Und, rohen Hunnen gleich, Vernichtung trug
In eine Pflanzung von noch zartem Thee.
O daß mir doch das zarte, ſcheue Wild
Gebunden brächte eine milde Fee!
Sonſt muß ich ſelbſt, zum Schatten abgehezt,
Hinunterſteigen zur Perſephone.

Seelenwanderung.

Ich weiß nicht, ob auf langem Wanderzug
Schon andre Hüllen meine Seele trug?
Ob als Kalif ich auf dem Throne ſaß?
Ob harmlos ich einmal gelenkt den Pflug?
Ob ich in wilder Schlacht ein Heer geführt,
Und wund gedrückt des mächt'gen Roſſes Bug?
Ob mich vielleicht ein dankbar Volk beweint,
Mich beigeſetzt im goldnen Aſchenkrug?
Ob ich vielleicht am Galgen einmal ſtarb,
Für Räubereien büßend und Betrug?
Von allem dieſem fehlt Erinnrung mir;
Ich bin nicht wie Pythagoras ſo klug.
Doch weiß ich Eins: daß ſelig ſo wie jetzt
Mir niemals noch das Herz im Buſen ſchlug.
An deiner Bruſt, mein Mädchen, iſt mir wohl!
Hier ſchließe ſich die Wanderung mit Fug.
Ich fühle mich von allen Schlacken rein,
Zur dauernden Vollendung reif genug;
Und meine ſtille Seele bebt zurück,
In ihrer Raſt, vor einem fernern Flug.

Alles für Sie!

Hold möcht' ich ſeyn von Außen und von Innen, um
deinetwillen,
Geſchmückt mit Allem, was beglückt die Sinnen, um
deinetwillen;
Obwohl für mich mit Wenigem zufrieden,
Möcht' ich doch gern des Mogols Schatz gewinnen, um
deinetwillen.
Das Hofkleid legt' ich an, wenn dir's gefiele,
Als Bauer hüllt' ich mich in grobe Linnen, um deinetwillen.
Befiehl, ſo tauch' ich in des Meeres Tiefen,
Erſteig' im Sturm der Mauer dräu'nde Zinnen, um
deinetwillen.
Vollbringen will ich Roſtam's Abentheuer,
Am Rocken will ich wie Herakles ſpinnen, um deinetwillen.
Wo du verweilſt, da möcht' ich ewig bleiben,
Doch ohne Murren zieh' ich auch von hinnen, um
deinetwillen.
Für dich wollt' ich des Himmels Feuer ſtehlen,
Im wilden Kampf beſteh'n das Heer der Dſchinnen,
um deinetwillen.

Für andre Schönheit bin ich blind geworden,
Verſchworen hab' ich alles andre Minnen, um deinetwillen.
Ich bin verwandelt; Weisheit ſcheint mir eitel
Und klug das allerthörichtſte Beginnen, um deinetwillen.
Wie Meergras ſind verwirrt mir die Gedanken,
Und meines Herzens Blut fühl' ich gerinnen, um deinetwillen.

Befriedigung.

Mich kümmern nicht der Feinde Ränke,
Wenn ich an die Geliebte denke,
Mich in das tiefe, blaue Meer
Der reinſten Zärtlichkeit verſenke:
Korallen find' ich immerdar
Im tiefen Grund und Perlenbänke.
Iſt's denn ein Wunder, wenn ich ſo
Ob keinerlei Geſchick mich kränke
Und meine Ausſicht, meinen Wunſch
Auf mein beſcheidnes Reich beſchränke?
Ein Kuß, ein Wort, ein Blick von ihr
Wiegt auf des Perſerſchachs Geſchenke.
Es fügt ſich Herz und Herz in Eins,
Wie eine Kette Goldgelenke.
Die Luft ſchon, die wir athmen, hat
Die Tugend alter Liebestränke.
Die Sehnſucht ſpornt der Roſſe Lauf,
Wenn ich am Abend heimwärts lenke,
Und in der Ferne ſchon zum Gruß
Die weißen Straußenfedern ſchwenke.

Lustig gelebt!

Hätt' ich die Nacht nicht feiern und trinken ſollen nicht?
Dem friſchen Gott der Jugend ſein Opfer zollen nicht?
Frei will ich immer ſchweifen und fröhlich durch die Welt,
Doch an ein Haus mich binden und an die Schollen nicht.
Wenn Jemand ich beleidigt — er ſag' es friſch heraus,
Abbitten will ich gerne, nur ſoll er ſchmollen nicht.
Und käme heut' mein Todtfeind zu mir und klagte Durſt:
Ich weigre ihm den Becher, den Nektarvollen, nicht.
Vom frohen Zechgelage jag' ich Zeloten nur,
Doch nicht den blinden Bettler, den Narrn und Tollen nicht.
Die Zeit mir zu verkürzen, bat ich die Freunde her,
In mancher Nacht erprobte; die Thoren wollen nicht.
Ich hab' des Himmels Rache beſchworen auf ihr Haupt;
Der Fluch iſt nur dem Munde, der Bruſt entquollen nicht.
Auch hat er keinen Schaden geleitet auf ihr Haupt,
Denn, die ich angerufen, die Götter grollen nicht.

Glühwein.

Unwohl bin ich heut und ſehr ergrimmt,
Daß der Regen nie ein Ende nimmt,
Und es weh'n ſo feucht' und kalte Winde,
Daß es mir bereits im Leibe grimmt;
Ja fürwahr, ein Glück iſt's, daß die Kohle
In der Pfanne noch lebendig glimmt,
Und ein wenig Wein mir noch im Faſſe,
Eine langgeſparte Neige, ſchwimmt.
Süßen Zucker in den Wein, den heißen,
Schütt' ich und den duftig braunen Zimmt;
Dieſer Trank erheitert alle Sinne,
Und ich fühle mich nicht mehr verſtimmt,
Weil mein Geiſt durch ſchwere, graue Wolken
Fröhlich auf zum reinen Aether klimmt.

Zechgelag.

Heil unſerm Wirth, der rein und unvermiſcht
Der Weine edelſten uns aufgetiſcht!
Wir tranken rüſtig, aber jedes Glas
Hat neu die Luſt zu trinken aufgefriſcht.
Mit hoher Zecherſtrafe ſey bedroht,
Wer mäßig ſeyn will und den Mund ſich wiſcht.
Was kümmert's uns, wenn uns der Kluge ſchilt
Und der Verläumdung gift'ge Natter ziſcht!
Wie von den rothen Lippen einen Kuß,
So nippen wir des rothen Schaumes Giſcht.
Die Fackel iſt ſchon tief herabgebrannt;
Wir trinken fort und wenn ſie auch erliſcht.
Denn jenes Sprüchwort hat noch ſeine Kraft:
Daß man am glücklichſten im Trüben fiſcht.
Ein Thor iſt, wer beim vollen Glaſe ſäumt
Und leeres Stroh mit flinker Zunge driſcht.

Lebensgenuſs.

Es fuhren ſchon hinunter die Horen, die ſchnellen, den Tag,
Den Scheidenden noch grüßen die Glocken, die hellen, den Tag.
Mit ſchleppenden Gebeten, mit dumpfem, mattem Geiſt
Empfangen düſtre Mönche in rauchigen Zellen den Tag;
Ich habe früh bekränzet mit Roſen mir das Haupt
Und luſtig hingedämmert mit guten Geſellen den Tag.
Mit einem Morgenopfer von dunkelrothem Wein
Hieß jubelnd ich willkommen an ſeinen Schwellen den Tag.
Nun das Gelag zu Ende, kühl' ich mir Haupt und Bruſt
Und ſchließe froh im Bade der blauen Wellen den Tag.
Wir machen gern die Sonne zur Zeugin unſrer Luſt;
Nur Miſſethäter ſcheuen und nur Rebellen den Tag.
Die ſind nicht werth des Lichtes, das Allen golden ſcheint,
Die mit griesgrämigem Weſen zur Nacht entſtellen den Tag.

Die Roſe.

Gibt's einen Menſchen, welcher haßt die Roſe,
Weil ſtreng mit Dornen eingefaßt die Roſe?
Behutſam brich zuerſt die Dornen ab,
Umwinde dann mit gelbem Baſt die Roſe.
Und mußt du denn als Räuber kommen ſtets?
Kannſt du beſuchen nicht als Gaſt die Roſe?
Zu ihr hin drängen viele Fremde ſich;
Faſt beuget der Bewohner Laſt die Roſe;
In ihr bewundere der Großmuth Bild:
Den reichſten Götterduft verpraßt die Roſe.
Sie gleicht den Unterſchied der Menſchen aus:
Die Hütte ſchmückt, wie den Pallaſt, die Roſe.
Der Thor ſchlürft ein den ſchweren Bücherſtaub
Im goldnen Frühling und verpaßt die Roſe;
Er ſchleicht mit gelben Wangen erſt ins Feld,
Wenn welk die Lilie und erblaßt die Roſe;
Denn unaufhaltſam ſtürmt das Jahr dahin
Und bald entblättert ſeine Haſt die Roſe.

Kunſtgeheimniſs.

Ich will dir, Freund! die Kunſt entdecken,
Bei Mädchen Liebe zu erwecken:
Mit kleinem Kriege fängſt du an,
Mit ſchmeichleriſchem Spott und Necken;
Es läßt ſich in des Scherzes Kleid
Manch tiefempfundnes Wort verſtecken.
Bald aber einen ſanften Gram
Laß deine ernſte Stirne decken,
Und ſtelle dich, als wolle dir
Nicht Wein, nicht ſüße Speiſe ſchmecken.
Zieh dich zurück! dann ſchweift ihr Blick,
An dich gewöhnt, nach allen Ecken;
Du gönnſt ihr gerne den Triumf,
Dich aus der Träumerei zu ſchrecken,
Und ihr zu Ehren jubelſt du
Wie türkiſche Muſik mit Becken.
Was du am Aug' ihr abgemerkt,
Das eilſt du freudig zu vollſtrecken.
Zu größerer Vertraulichkeit
Darfſt du dich allgemach erkecken;
Durch manche Stuf' erklimmeſt du
Der Liebe bunt gewundne Schnecken,
Und auf die Zinne wirſt zuletzt
Das Banner du des Sieges ſtecken.

Lob der Nacht.

Geprieſen ſey in aller Welt die Nacht,
Ob auch ein Läſtermund anbellt die Nacht.
Der Araber kennt ihre Schönheit nur,
Weil er verbringt im offnen Zelt die Nacht;
Mit wunderthät'gen Säften heilet mild
Der Pfeile Weh, die Phöbos ſchnellt, die Nacht.
Für manches Leid des ſorgenvollen Tags
Gab Gottes Gnade zum Entgelt die Nacht;
Ganz elend iſt nur, wem des Tages Schmerz
Den Traum vergiftet und vergällt die Nacht.
Zwar Mißbrauch ſchändet jedes Huldgeſchenk;
So wählt ſich, wer den Bruder prellt, die Nacht,
Die Miſſethat hängt ihren Mantel um,
Des Räubers Mordſignal durchgellt die Nacht.
Des Böſen Thun ſchwärzt noch die Finſterniß,
Doch des Gerechten Tugend hellt die Nacht.
Sie lobt der Vogel, Mutter iſt des Thau's,
Der auf die matte Pflanze fällt, die Nacht.
Doch ihr Prophet iſt, wem durch Liebeshuld
Das Herz zum Paradies geſchwellt die Nacht.

Grabschrift.

Geſegnet ſey, wer ruhet unter'm Mooſe,
Für den die Zeit ſteht ſtill, die ruheloſe!
Er ſchlummre, wie der goldgeſchuppte Gaſt
Im purpurfarbnen, weichen Kelch der Roſe,
Und wie ein Kind, das, von dem Weinen müd,
Entſchlafen iſt in ſeiner Mutter Schooſe.
Des Lebens Lärm und Frevel ſtöre nicht
Die heilig heimliche Metamorphoſe!
Denn noch empfindlich iſt der Todten Herz
Und zuckt, verletzt, wie Blätter der Mimoſe.
Tief in des Grabes ſchöpferiſcher Nacht
Bereitet vor ſich die Metempſychoſe,
Prophetiſch traumend ſinnt die Seele nach
Dem ſchon erfüllten und dem künft'gen Looſe.

Bekehrung.

Oft wünſcht' ich eine Nachtigall zu ſeyn,
Ein Echo nur, ein leerer Hall zu ſeyn:
Statt jeder Glückeslaune, jeder Welle
Und jedes Sturmes Spiel und Ball zu ſeyn!
Was ſie von Geiſteskraft und Würde reden,
Schien mir oft leerer Worte Schwall zu ſeyn.
Nicht Polſter und nicht Teppich ziemt dem Pilger;
Ihm fiel das Loos, der Zeit Vaſall zu ſeyn.
Der Knabe blüht und wächſt, um ſpäter Zeuge
Von ſeinem eigenen Verfall zu ſeyn.
Durch welchen Zauber wähnſt du dich zu retten,
Und ſicher hinter welchem Wall zu ſeyn?
Das Leben ſchien mir kindiſch, wie das Treiben
Von Larven auf dem Maskenball zu ſeyn.
Doch jetzt iſt ſtolz und freut ſich meine Seele,
Lebendig im belebten All zu ſeyn.
Sie hat entſagt des Wunſches Widerſpruche,
Unſterblich, wie des Bergs Metall, zu ſeyn,
Vergnügt, nur kurze Zeit von Gottes Glanze
Der wiederleuchtende Kryſtall zu ſeyn.

Der Sybarite.

Wer zieht der Arbeit vor die Spiele nicht,
Und Einem Feiertage viele nicht?
Ich drücke meines Mädchens Hand ſo gerne,
Sie aber liebt bei mir die Schwiele nicht,
Und größres Unglück weiß ich nicht zu denken,
Als wenn ich ihr einmal gefiele nicht.
Streut Roſen, Knaben, breitet Teppiche!
Mein Fuß betritt die nackte Diele nicht.
Den Bogen weg! ich bin ein ſchlechter Schütze;
Ich zittre viel zu ſehr und ziele nicht.
Gebt Schreibzeug her, daß ich ein Liedchen ſchreibe,
Doch wählet mir zu harte Kiele nicht!
Bringt Kirſchen auch und ſaft'ge Pomeranzen;
Ach, hätten ſie nur Kern und Stiele nicht!

Unglück.

Ich darf, ſo oft ich nur ein wenig naſche,
Gewiß ſeyn, daß mich Jemand überraſche;
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze ſtricke,
Entwiſcht gewiß mir immer eine Maſche.
Bei Tiſche gieß ich aus die braune Tunke;
Beim Trinkgelag zerbrech' ich Kelch und Flaſche.
Ich habe ſelten Geld, und hab' ich Einmal,
So hat auch ſicherlich ein Loch die Taſche.
Stets färben Tintenſpuren meine Finger,
So oft ich ſie mit Roſenwaſſer waſche.
Verloren hat den Staub und einen Flügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe haſche.
Beim Kartenſpiel bekomm' ich nie die Trümpfe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Paſche.
Ich wollte jüngſt geſchälte Pflaumen dörren:
Da fielen ſie mir leider in die Aſche.

Vorsehung.

Kennſt du die Macht, die ſicher des Fiſches Floſſe lenkt?
Die der Geſtirne Ballen mit gleichem Stoße lenkt?
Nur Einer iſt, der kundig ihr Maß den Weſen ſetzt,
Der an dem Schickſalswagen die ſtürm'ſchen Roſſe lenkt,
Der, wenn die Fluren dürſten, auf eine wohlbedacht
Den Regen, auf die andre die harte Schloße lenkt.
Nicht deiner Kraft vertraue, nicht deiner Liſt! nur Ihm,
Der in der Schlacht die Schwerdter und die Geſchoſſe lenkt.
Beim Sturm die ſchwanke Leiter klimmt auf in Zuverſicht,
Wem er die leichte Sohle von Sproß' zu Sproſſe lenkt.
Er wählt verborgne Wege, wenn er das Spiel zum Ernſt
Und tragiſches Beginnen zur hohlen Poſſe lenkt.
Doch jener Arm iſt gütig, der jedes Pilgers Pfad,
Ob er darob ſich freue, ob ſich erboße, lenkt.
Denn Er, der aus dem Abgrund der Liebe ſchuf die Welt,
Er iſt es, der das Kleine ſo wie das Große lenkt.

Schlimme Zeit.

Iſt es nicht ein trübes Leben unter ſo viel faden Schreiern,
Unter ſo viel hohlen Schädeln und ſo viel verſtimmten Leiern?
Heim geflogen ſind die Tauben, ſind die ſchönen Goldfaſanen,
Und es kreuzen in den Lüften ſich die Raben mit den Geiern.
Heimwärts von des Tempels Pforten wimmelt's von betrübten Frommen,
Die verſcheucht ſind und geplündert von des Heiligthums Entweihern.
Alles trägt die Werktagskleider; auf dem Feſtland, auf dem Meere,
Auf den Inſeln, in den Lüften iſt verwehrt ein Feſt zu feiern.
Aus der Mädchen Himmelsaugen quillt nicht mehr der Strahl der Jugend,
Alle blicken trüb zur Erde, eingehüllt von ſchwarzen Schleiern.

Die ein Kleid von Morgenröthe trug, die vielgeliebte Freude,
Sie verbirgt ſich jetzt und kehret ſtumm den Rücken ihren Freiern.
Eingedorrt, im Kern vernichtet iſt die Schöpferkraft des Lebens;
Die Geduld, die ſanfte, brütet krank ſich über hohlen Eiern.
Grau, von Qualm und Dampf verdunkelt, iſt das Angeſicht der Sonne,
Und der Zeit erlahmter Fittig rauſcht um's Haupt mir ſchwer und bleiern.

Eiferſucht.

Wer, von Eiferſucht geſtachelt, immer auf der Lauer iſt,
Deſſen Leben eine Kette, trau'n! von Qual und Trauer iſt!
Nimmer geht er außer'm Hauſe fröhlich ſeiner Arbeit nach,
Wenn verſchloſſen nicht die Gattin hinter Thurm und Mauer iſt.
Tauſendmal läßt er ſie ſchwören; tauſendmal noch kehrt er um,
Prüfend, ob auch recht vergittert noch der Vogelbauer iſt.
Manchmal nur auf eine Weile ſchwindet aus der Bruſt der Wahn,
Aber leider das Behagen nur von kurzer Dauer iſt.
Einen Neuvermählten neulich ſah ich mit Bedauern gehn,
Deſſen Haar, vor Kurzem braun noch, ſeit der Zeit ſchon grauer iſt.
O wie quälen ſich die Thoren, um des Zuckers kargen Reſt
Noch zu nehmen einem Leben, das ſchon allzu ſauer iſt!

Leichtlich, ſelbſt am frühen Abend glaubt man ein Geſpenſt zu ſehn,
Wenn zum voraus ſchon die Seele krank von Wahn und Schauer iſt.
Iſt es wohl zum Wundernehmen, wenn der Frauen heißes Herz
Bald, vom Eiſe des Verdachtes rings umſchüttet, lauer iſt?
Uebel iſt der Mann berathen, wenn es je zum Wettſtreit kommt:
Wer, das andre zu betrügen, glücklicher und ſchlauer iſt.
Einem eiferſücht'gen Manne ſind vergiftet Schlaf und Wein,
Und der Himmel ſeines Lebens nimmermehr ein blauer iſt.

Alte Liebe rostet nicht.

Verlieren konnt' ich, doch vergeſſen nicht;
Die Sehnſucht blieb, ob ich auch that Verzicht.
Nicht meine Lippe redet mehr zu ihr,
Doch ganz von ihr nur blühet mein Gedicht.
Von ferne ſchau' ich jetzt die Roſe an
Und weiß nichts von dem Dorn, womit ſie ſticht.
Ich male in die ſtille dunkle Nacht
Und in des Himmels Blau ihr Angeſicht.
Noch immer gehen Fluth und Ebbe fort,
Noch iſt die Seele nicht im Gleichgewicht;
Melodiſcher dünkt mich der Stimme Ton,
Seit ſie zu mir nicht mehr ein Wörtchen ſpricht.
Wohl iſt die Freiheit ſüß, doch wehe dem,
Der auch die leichten Blumenfeſſeln bricht!
Aus Scherben ſchlürf' ich mühſam jetzt den Wein,
Weil mir zum Schöpfen der Pokal gebricht.

Zwang und Freiheit.

Wohl keinem ward es je ſo gut, ſtets ſeines Herzens Drang zu folgen,
Drum früh gewöhne ſich das Herz, des Schickſals dunklem Gang zu folgen.
Wir mühen oft uns fruchtlos ab mit ungeſtümem Kampf und Lauf,
Und wenn ein Geiſt von Schätzen ſpricht, ſo iſt das Herz zu bang zu folgen.
O bliebe doch ſo lenkſam ſtets das unverdorbene Gemüth,
Wie leichter Sand, auf Glas geſtreut, der Melodie, dem Klang zu folgen!
Doch früh verhärtet ſich der Sinn und früh gewöhnet ſich das Kind,
Dem ſtrengeren Befehle nur und nur dem rauhen Zwang zu folgen.
Vergeblich iſt der heiße Wunſch, womit der Trauernde ſich trägt,
Gleich den Geliebten, die der Tod ins Schattenreich verſchlang, zu folgen.
O glücklich, wer es nicht verlernt im Leben voller Ungemach

Und in dem harten Dienſt der Pflicht, der Seele Götterdrang zu folgen!
Beſchränkung lehrt das Leben bald; gereift begehrt der Geiſt nicht mehr,
Wohin der Jugend kecker Wunſch ſich wie ein Adler ſchwang, zu folgen.
Ich nenne ſelig, wer im Streit die heitre Ruhe ſich erkämpft:
Dem Gang des Schickſals froh und rein mit feierndem Geſang zu folgen.

Empor!

Wie nach Waſſer lechzt ein trockner Schwamm,
Wie nach ſeiner Mutter blöckt das Lamm,
Wie die Braut mit ahnungsvollem Herzen
Ausſchaut nach dem fernen Bräutigam:
Alſo ſehnt ſich dorthin meine Seele,
Wo ſie einſt im Meer des Lichtes ſchwamm,
Eh' ſie ſchuldbefleckt herabgewieſen,
Einverleibt ward einem ſünd'gen Stamm.
Doch ſie ringt empor ſich aus den Sünden,
Wie Nymphaen aus des Sumpfes Schlamm,
Und entgegen ſträubt umſonſt der Drache
Ihr den rothen, giftgeſchwollnen Kamm;
Mit der Tugend göttlichem Verlangen
Strebt zu brechen ſie des Lebens Damm.
Die Befreite nimm mit ſtarken Armen
Auf in deinen Schooß, o Abraham!

Verſtohlenes Glück.

Sieh wie das Kätzlein über Dächer ſchleicht,
Und in die duft'gen Schatzgemächer ſchleicht!
O es gemahnt mich wie zum Liebchen ſtill
Ein vielbeneideter Verbrecher ſchleicht,
Wenn gleich er Morgens mit geſenktem Blick
Heim wie ein übernacht'ger Zecher ſchleicht.
Er kehrt zurück, ob auch ein Tröpfchen Schuld
In ſeinen ſüßen Wonnebecher ſchleicht.
Es ficht den Vorwärtsſchauenden nicht an,
Ob auch zur Seite ihm der Rächer ſchleicht,
Nur ſchöner glüht das Mädchen, wenn vor Schaam
Die Thräne nieder hinter'm Fächer ſchleicht.
Genieß die Tugend ſorgenlos und keck,
Weil bald der Sand im Glaſe ſchwächer ſchleicht!
Der Held geht wagend dem Geſchick voran,
Indeß dem Henker nach der Schächer ſchleicht.

Die Geneſene.

O holdes Mädchen, du biſt krank geweſen!
Arzneien, bittre, ſind dein Trank geweſen!
Es ſind um dich, die bleichen Wangen klagen's,
Das Leben und der Tod im Zank geweſen.
Wenn dieſe Blume uns der Lenz entriſſen,
Was wäre nach ſein Ruhm und Dank geweſen?
Ich wär' ein Bettler, troſtlos wie der König,
Dem tief ins Meer ſein Reich verſank, geweſen.
Du lebſt; doch biſt ganz ätherhaft geworden,
Und biſt zuvor ſchon zart und ſchlank geweſen.

Die Auserkorene.

Manch tapfrer Kämpfer ficht vor dir,
Manch fert'ger Redner ſpricht vor dir;
Manch ſüßer Ton beſchleicht dein Ohr,
Und manche Lanze bricht vor dir;
Doch Ritter, Redner insgeſammt
Sie finden Gnade nicht vor dir.
Die Waffen ſcheut dein ſchüchtern Aug';
Ihr Wort hat kein Gewicht vor dir.
Ich bin dein Streiter und dein Held!
Es gilt nur mein Gedicht vor dir!
Und huldigend werf' ich mich hin,
O meines Lebens Licht, vor dir!
Ich leiſt' auf jede andre Gunſt,
Wenn du mich liebſt, Verzicht vor dir!
Mein Blut iſt dein — ich ſterbe gern
Im Dienſte meiner Pflicht vor dir.

Großmuth der Geliebten.

Seit du mein Herz in Pacht genommen
Haſt du dem Schmerz die Macht genommen;
Du haſt von dem verwünſchten Haupt
Den Bannfluch und die Acht genommen!
Du haſt des Haſſes Zahn ſein Gift,
Die Furchtbarkeit der Nacht genommen,
Dem Büßer ab die Sündenlaſt
Und ſeine Trauertracht genommen.
Vom Engel, der die Tugend bringt,
Haſt du die ganze Fracht genommen.
Dein Auge hatt' aus Muley's Herz
Den ſchwärzeſten Verdacht genommen,
Dein Palmenwuchs dem Salomos
Den Stolz auf ſeine Pracht genommen.
O Großmuth, daß ſolch Himmelsbild
Mich Armen hat in Acht genommen!

Die Linde.

Als ich dich, entwachſen kaum dem Kinde,
Traf zuerſt bei jener blühnden Linde:
Fühlt ich gleich: daß deines Weſens Bildniß
Nimmermehr aus meiner Seele ſchwinde;
Und des Tages heiliges Gedächtniß
Schnitt ſogleich ich in des Baumes Rinde.
Zwar du ſtandeſt damals mir nicht Rede,
Du enteilteſt ſchüchtern, gleich dem Winde;
Aber doch hat dir das Herz im Buſen
Wohl der Gott verwundet ſchon, der blinde!
Und ich ſog im Duft der Lindenblüthe
Ein den Zauber, den ich noch empfinde.
Drum ſo oft ich ein Geſchenk dir bringe
Schmückt ein Lindenblatt das Angebinde,
Um dein ſanftes Herz an das zu mahnen,
Was zu ſagen ich nicht Worte finde.

Jugendgenuſs.

Genieß die Jugend, niemals kehrt des Lebens Fluß zurück,
Und weiſe voll Bedenklichkeit nie den Genuß zurück!
Nicht wende von dem Raſenplan, wo Tanz und Jubel winken
Das Auge weg und ziehe nie davon den Fuß zurück!
Entkleide nicht das Leben ſelbſt des zarten Blüthenſtaubes,
Denn aller Weiſen Weisheit ſteht vor einem Kuß zurück.
Mit tiefer Sehnſucht ſehn wir einſt nach unſrer Jugend Freuden,
Doch nimmermehr mit Reu' und Gram und mit Verdruß zurück.
Verſäume nicht die Roſenzeit, die Zeit der Nachtigallen,
Den überſeh'nen Augenblick ruft kein Entſchluß zurück
Leſ' aus den Früchten ſorgſam dir die ſaftigen und ſüßen
Und wirf den kranken Apfel gleich, die taube Nuß zurück!
Nicht ſchmälre dir durch eigne Wahl, was dir die Tage bieten

An Luſt und Reiz, es bleibet noch manch herbes Muß zurück!
Durchglühe recht dein innres Herz mit jugendlichem Feuer,
So bleibt dir etwas mehr davon als nur der Ruß zurück.

Mein Glück.

Der Vogel freut ſich, wenn er fliegen darf,
Der Held, wenn ſtreiten er und ſiegen darf;
Doch mir genügts, wenn ich mit Blumenketten
Gebunden dir zu Füßen liegen darf;
Mein Troſt iſt, daß ich zärtlich dich umfangen,
Wenn du vom ſtolzen Thron geſtiegen, darf.
O Wonne, wenn ich mit den Fingern tändeln,
Sie öffnen, küſſen, ſchließen, biegen darf!
Und ſelig bin ich, wenn die Hand, die leichte,
Um deinen ſchlanken Wuchs ſich ſchmiegen darf;
Ich fühl' ein Gott mich, wenn mein Haupt voll Ruhe
An deiner Bruſt ſich lächelnd wiegen darf;
Wenn meine Kühnheit deiner ſcheuen Bitten
Ohnmächt'gen Widerſtand beſiegen darf.
O wäre doch verbürgt mir, daß die Quelle
Der Wonne nimmer mir verſiegen darf!
Einſt kommt der Tag noch, wo ich ſtolz bekennen,
Das Glück, das ich ſo lang verſchwiegen, darf.

Allmacht der Geliebten.

Grüner ſproßt das Gras von deinen Tritten,
Stolzer wird, wen ſiegreich du beſtritten;
Muth'ger bäumet ſich das Roß empor,
Das als Amazone du geritten;
Weißer wird und glänzender der Schnee,
Wenn darüber hingeeilt dein Schlitten,
Friſcher, üpp'ger ſchwillt die Roſe auf,
Welche du vom Strauche abgeſchnitten.
Wie der Oſtwind reinigt dumpfe Luft,
Sänftigt deine Nähe rohe Sitten;
Wem dein holdes Auge freundlich lacht,
Der vergißt, daß jemals er gelitten;
Deine Hoffnung winkt das Glück herbei
Und die Allmacht wohnt in deinen Bitten;
Himmel bringſt du und das Paradies
In des Elends und der Sünde Mitten.

Die Unentfliehbare.

Dir konnt' ich mich nicht widerſetzen,
Entrinnen nicht den goldnen Netzen!
Wo fände meine Seele Ruh,
Die deine Reize raſtlos hetzen?
An einem Bache kniet' ich hin
Die dürren Lippen zu benetzen;
Da wichen mir die Wellen aus,
Verweigernd meinen Durſt zu letzen;
Den Mantel riſſen Dorne mir
Der Selbſtgenügſamkeit in Fetzen.
Von fern ſeh ich die Jägerin
Das blanke, breite Meſſer wetzen.
Die weitre Flucht verſperrt der Strom
Und meinen Fuß lähmt das Entſetzen;
Entſchloſſen liefr' ich mich dir aus,
Und du — du wirſt mich nicht verletzen.

Lebensbeſtimmung.

Meinem Streben gabeſt du eine neue Wendung;
Liebe, fühl' ich, iſt des Seyns Krone und Vollendung.
Falſche Lehrer äfften mich, bis ich dich geſehen,
Und mein ganzes Dichten war Thorheit und Verblendung.
Ueber Büchern ſaß ich ſtets; Müßiggang und Freude
Schalt ich, als der ernſten Pflicht frevelhafte Schändung.
Anders iſt es jetzt mit mir: du nur biſt mein Himmel;
Deiner ſanften Seele gilt meiner Opfer Spendung.
Nicht um Ehre, Würden, Gold quäl' ich mich und Andre;
Nur dein Herzchen für mein Glück fleh' ich um Verwendung,
Leitſtern meiner Pilgerfahrt iſt dein lichtes Auge;
Dich zu lieben iſt mein Ruhm, Küſſen meine Sendung.
Meines Weſens tiefſte Kraft ſtrömt zu dir hinüber,
Denn der höchſte Selbſtgenuß iſt des Selbſts Verſchwendung.

Wunſch und Widerruf.

Käm' jede Würdigkeit zu ihrem Lohne;
Mein Kind, du ſäßeſt längſt auf einem Throne;
Wie wär' das Königreich ſo wohl beſtellt!
Den Sclaven würde zum Genuß die Frohne;
Dem Elend gäbſt du einen Schlummertrank
Aus Lethe's Fluth gemiſcht mit holdem Mohne.
Ja wahrlich, ſehen möcht' ich einmal dich
Im Purpurmantel mit der goldnen Krone!
Als Richt'rin mit dem Stab von Elfenbein,
Als kampfbereite, kühne Amazone!
Doch nein, o nein! dann müßte ja auch ich
Umwünſchen mich zu einem Fürſtenſohne,
Sonſt wieſe mich der frechen Schranzen Schaar
Aus deiner Nähe weg mit bitterm Hohne;
Und gerne bleib' ich wer ich bin, obgleich
Nicht fürſtlich das Gemach iſt, wo ich wohne;
Doch iſt mein Himmel blau; mein Gartenhaus
Umrankt die Rebe und die Königsbohne.
Jetzt blüh' ich roſenreich; doch Gram und Neid
Die färbten bald mich gelb wie die Citrone;

Und wie, o Mädchen, trüge ſolche Laſt
Dein Köpfchen, ſchlank wie eine Anemone!
Drum flehe Gott, gewiß erhört er dich,
Daß er mit ſolchem Jammer uns verſchone!

Unüberwindlichkeit.

Zärtlichkeit wächst kräftig unter Nöthen,
Sturm und Donner tönen ihr wie Flöten;
Liebe, fühlst du auch, daß Menſchenhände
Nicht den Keim der Treue können tödten?
Glut und Hammer trennen nicht die Herzen,
Weil ſie lieber ſie zuſammenlöthen.
Wollte uns der Haß der Feinde ſcheiden;
Engel liebend uns die Hände böten!
Dann verſchwände raſch die arme Erde
Wie ein dunkles Traumbild der Erhöhten,
Und es würde uns die näh're Sonne
Feuriger nur Wang' und Lippe röthen.

Die Retterin.

Oftmals will mein kühner Geiſt ſeine Schranken überſpringen
Und in der verworrnen Welt innerſtes Geheimniß dringen;
Sinnend quält ſich der Verſtand mit geheimnißvollen Fragen,
Und es ſpannt die Fantaſie aus zum Flug die breiten Schwingen;
Oft gelüſtete mich's ſchon ſchwarze Geiſter zu citiren
Und dem lippenloſen Mund ein Geheimniß abzuringen:
Aber wenn ich hoffnungslos durch des Geiſtes Wüſten ſchweife
Und der finſtre Zweifel mich in den Abgrund will verſchlingen:
Dann erſcheinſt o Liebchen du! leuchtend in dem Kranz des Lebens
Und es löſet deine Hand mir die zugezognen Schlingen.
Sprich, wer lehrte dich das Lied, das den Meerſturm ſtillen könnte,
Da es meine Seele kann, wie ein Kind zur Ruhe ſingen?

Ja ſo tödlich iſt kein Gift, aus dem ſchlimmſten Kraut gezogen,
Deſſen ſichre Heilung nicht deinem Kuſſe muß gelingen!
Dem Verirrten wirfſt du hin einen ſtarken ſeidnen Faden,
Welcher aus dem Labyrinth mich ins Paradies muß bringen.
Niemand der dich lächeln ſieht, deine leichten, ſüßen Spiele,
Ahnte wohl, daß deine Macht kann den ſchlimmſten Dämon zwingen.

Genügſamkeit.

Dem froſtgewohnten Bettler iſt Ein Gewand genug,
Dem Schiffer, der geſcheitert, der öde Strand genug;
Doch einem Geizhals wäre nicht Salomonis Schatz
Und nicht, in Geld verwandelt, des Meeres Sand genug.
Mich gerne zu beſcheiden mit ſpärlichem Beſitz
Gab mir dein holdes Lächeln, o Kind, Verſtand genug.
In einem Blumengarten, an einem ſchmalen Feld
Steht meine ganze Habe; doch hab' ich Land genug,
Nicht hab' ich ſtolze Roſſe, mich tragt der eigne Fuß;
Breit iſt für mich zum Wandeln der Straße Rand genug.
Mich feſt an dich zu binden braucht's goldne Ketten nicht —
Stark iſt dazu von Seide das rothe Band genug.
Wenn in des Herzens Tiefe die ächte Freude wohnt:
Sie auf die Stirn zu locken iſt jeder Tand genug.
Fern, ſagt man, iſt der Himmel: mir aber iſt er nah;
Ihn zu umfaſſen iſt mir die bloße Hand genug.

Lied beim Weintrinken.

Wir theilen mit einander Bös und Gut;
Doch Eins mein Liebchen immer leid mir thut:
Daß du nicht mit mir theileſt meine Luſt,
Wenn mich belebt des Weines edle Fluth.
Kaum nippeſt du ein Tröpfchen; biſt für mich,
Daß er mir ja nicht ſchade, auf der Hut.
O keine Angſt, Geliebte, thut nicht Noth!
Kein tück'ſcher Geiſt bewohnt der Traube Blut.
Die Lebensgeiſter blühen auf vom Wein,
Doch nicht erweckt er mir Orlando's Wuth.
Die Erde grünt, der Himmel hellt ſich auf;
Aus dieſem Born quillt hoher Thatenmuth.
Fühlſt du nicht auch des Gottes mächt'gen Hauch,
Wenn meine Lippe heiß auf deiner ruht,
In deiner Seele reinen Marmorſaal
Hinüberwirft die heil'ge Lebensglut?

Die Gefangne.

Du hältſt die Seele mir in Haft
Und ketteſt ſie mit Leidenſchaft,
Getroffen wurde ſie im Kampf;
Tief fuhr hinein des Pfeiles Schaft;
Du band'ſt mit einer Locke ſie
Eh wieder ſie ſich aufgerafft.
Die Wunde ſahſt du lächelnd an,
So fürchterlich ſie auch geklafft.
Ach die Gefangne hat's jetzt gut,
Du kleideſt ſie in Sammt und Taft;
Doch heimlich flößeſt du ihr ein
Verrätheriſchen Zauberſaft,
Davon die Wunde niemals heilt
Und jeder Nerv' in ihm erſchlafft,
Daß ſie in weichem Sclavendienſt
Verſchwört die Freiheit und die Kraft,
Und ihren Feind ſchilt, wer für ſie
Am Werke der Befreiung ſchafft.

Ermuthigung.

Fürchte doch der Menſchen Tücken nicht!
Endige noch mein Entzücken nicht!
Lange, lange möcht' ich ſchlürfen, trinken —
Mir genügt an leichten Schlücken nicht!
Scheue dich vor der Verleumdung Natter,
Vor des Tadels gift'gen Mücken nicht!
Gieb dich ganz mir hin und frag nach Reden,
Mädchen, hinter deinem Rücken, nicht!
Gold und Perlen nimm von Haupt und Stirne,
Denn ſie taugen, dich zu ſchmücken, nicht.
Flügel ſind gewachſen meiner Seele,
Wege brauch' ich mehr und Brücken nicht!
Und ich bin ſo ſtolz auf meine Liebe;
Vor dem Schach würd' ich mich bücken nicht.
Fürchte nicht dein Herzchen zu beſchweren,
Denn der Liebe Sünden drücken nicht.
Klein erſt iſt mein Sträußchen; Holde, wehre
Süßre Blumen mir zu pflücken, nicht!

Im Winter.

Der Berge Häupter deckt von Schnee die Haube;
Doch wie ergrimmt der wüſte Nordwind ſchnaube:
Feſt ſteht, daß meiner Liebe Paradies
Noch reich an Grün und Früchten ſey, mein Glaube.
Zu dir, mein freundlich Mädchen, in der Noth
Des Winters ſandt' ich aus die weiße Taube,
Und ſiehe da, ſie kehret mir zurück.
Ihr rothes Füßchen trägt die Spur vom Staube;
Ja, ſommerlich noch muß es ſeyn um dich,
Ich leſ' es aus dem ſaftig friſchen Laube;
Auch ſchreibſt du: »komm', hier wartet Alles dein!
Die Dattel reift, es färbt ſich ſchon die Traube.«
Ja, kommen will ich! doch mein Herz verlangt
O Kind nach einem noch viel ſüßern Raube!

Das Traumbild.

Du, der ich tauſend Reize lieh,
Biſt nur ein Kind der Fantaſie!
Doch biſt du meinem Herzen werth,
Du Bild der Fantasmagorie!
Um dich zu ſchmücken leert' ich aus
Das Schatzgemach der Poeſie!
Ich ſchaue deine Huldgeſtalt,
Im leichten Traum umfaſſ' ich ſie,
Die mächtig dir das Daſeyn gab,
Sie bleibet kräftig — die Magie,
Ob mancher Ungeweihte auch
Das liebliche Geſpenſt beſchrie.
Ich ſehe locken Wang' und Stirn
Und ſinke ſüß berauſcht aufs Knie;
Doch über deinen Wimpern hängt
Der Nebel der Melancholie,
Das Auge, ach! das Himmelsthor
Der Seele, öffneteſt du nie;
Und fleh' ich dringend dich drum an:
Entfliehſt du mir — ich weiß nicht wie?

Vergänglichkeit.

Bedenke, daß der Erde Tand vergeht,
Wie kühles Eis in warmer Hand vergeht!
Ach! nicht allein des Leichtſinns eitle Spiele,
Des Ernſtes Walten und Verſtand vergeht.
Hinwelkt das Gras, und auch die heitre Roſe,
Der Liebe ſüßes Unterpfand vergeht.
Die Spuren des gewalt'gen Geiſtes ſchwinden,
Wie eine Schrift im leichten Sand vergeht.
Was in der Jugend wonnetrunknen Tagen
Ein feuriges Gemüth empfand, vergeht.
Vorüber ſchwebt das Larvenſpiel des Lebens,
Wie Schattenſpiel auf einer Wand vergeht.
Doch wiſſe, daß die reine Seele nimmer
Mit ihrem irdiſchen Gewand vergeht,
Wenn auch entfeſſelt wird das alte Feuer,
Und dieſe ſchöne Welt im Brand vergeht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

	Seite
An die Zeit	1
Abend und Morgen	5
Der blühende Cactus	8
Jahreszeiten	10
Die Hyacinthe	26
Herbſtlieder	28
Der nächſte Wein	39
Eins von Dreien	41
Die Roſenlieder	43
Geſpräch	46
Das Pfand	48
Edle Tropfen	51
Das letzte Lied	52
Das Räthſel	55
Die zwei Brunnen	57
Geſtörter Abſchiedsſchmerz	58
Die Seele	60
Treue	63
Die Abſchiedsſtunde	64
Das Finden	65
Geiſterſtunde	67
Eile und Zögerung	69
Der Garten am Kirchhof	71
Neue Welten	73
Leben im Stein	75
Natur und Kunſt	78

Seite
Des Lebens Unruhe 80
Der Phönix 83
Die Macht der Zeit 87
Der Pest gegenüber 89
Bekenntniß 91
Einsames Leben 93
Das Geheimniß 94
Die Sphären der Geschichte 97
Zwiegespräch 103
Deutschland 105
[illegible] für immer! 107
Des Dichters Quälgeister 110
Der jüngste Tag 113
Am Johannis-Feuer 119
[illegible] Jahresfeier 124
An meine Mutter 129
[illegible] 131
Die Tafel-Runde 132
Der Wirthshaustisch 157
Der Junggesell 160
Der fromme Knappe 162
Der [illegible] 165
[illegible] 168
Der [illegible] 174
Der [illegible] 177
Der [illegible] 181
Der [illegible] 183
Der [illegible] 189
Der [illegible] 193
[illegible] und [illegible] 199
Der [illegible] 203
[illegible] 209
Der verschüttete Bergknappe 215
[illegible] 222
[illegible] 241
Die [illegible] 246
[illegible] 250
Der Bettlermantel 253
Die [illegible] 1830 257
An einen Dichter in der Gefangenschaft 262
Der Griechen Gruß an den neuen König 1830 . . . 265
An den deutschen Adel 271

Seite
Die Poeſie der Freiheit 276
Der Baum des Ruhmes 282
Siegesgruß 284
Polens Schickſal 286
Den Manen der Polen 289
An Guſtav Schwab 293
Gruß an die Polenhelden 296
Weihe 298
Lethe 300
Parallelen 304
Winterſcene aus Polen 306
Neujahrsnacht 308
Zum Neujahr 1833 313
Der ſterbende Cosmopolit 317
Den Landſtänden von 1833 324
Stille Muſik 329

Sonette.

Die Schwierigkeit des Sonetts 331
Die Rettung aus dem Labyrinth 332
Berenices Haar 333
Diamanten und Splitter 334
Parteien 335
Wünſche 336
Reiſe 337
Frauendienſt 338
Der Kranke in Italien 339
Io moriar! 341
Die Ueberreſte 342
Todten-Opfer für O. B. 343

Gaſelen.

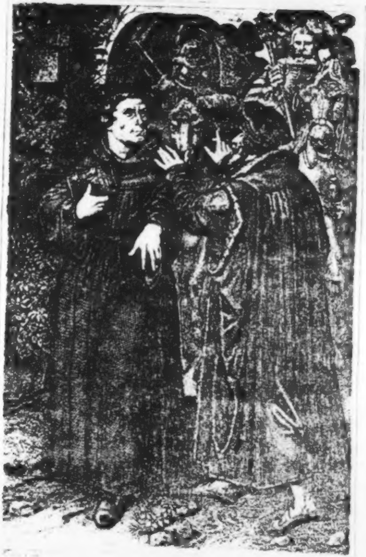
Das Gaſel 356
Liebesgeſtändniß 357
Ungnade der Geliebten 358
Der Liebesbote 359
Liebesnacht 360
Billet doux 361
Alles ſchickt ſich 362
Der Jäger 363
Seelenwanderung 364

Seite
Alles für Sie! 366
Befriedigung 368
Lydia geliebt! 369
Glühwein 370
Zacharias 371
Liebesgenuß 372
Die Reue 373
Kindesgeheimniß 374
Lob der Nacht 375
Grabschrift 376
Bekehrung 377
Der Favorite 378
Unmuth 379
[illegible] 380
Schlimme Zeit 381
Gewitter 383
Alte Liebe rostet nicht 385
Armuth und Freiheit 386
Opfer 388
Verdientes Glück 389
Die Genesene 390
Die Auserkorene 391
Denkmale der Geliebten 392
Die Linde 393
Sehnsucht 394
Mein Glück 396
Allmacht der Geliebten 397
Die Undankbare 398
Lebensstimmung 399
Wunsch und Widerruf 400
Unzertrennlichkeit 402
Die Retterin 404
Genügsamkeit 405
Lied beim Weintrinken 406
Die Gefangene 407
Ermuthigung 408
Im Winter 409
Das Traumbild 410
Vergangenheit 411

Martin Luther's Leben.

Von

Guſtav Pfizer.



Luther auf dem Wege nach Worms

Martin Luther's Leben.

Von

Gustav Pfizer.

Mit Königl. Würtemberg. Privilegium.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Einleitung.

Große Männer haben, abgeſehen von dem, was ſie durch ihre Thaten und Beſtrebungen für die Mit- und Nachwelt wirken, auch die Beſtimmung: die geiſtigen Sammelplätze, die Erkennungsworte für ihre Nation, die Mittelpunkte zu ſeyn, in welchen ſich die Gefühle des Volkes begegnen, vereinigen und mit neuer Kraft ſtärken. Glücklich iſt das Volk, das ſolcher Männer Viele beſitzt, deren Name eine freiwillige aber unüberwindliche Herrſchaft über die Gemüther ausübt, in den Herzen der verſchiedenſten Menſchen ein, wenn auch dem Grade nach verſchiedenes, doch weſentlich gleiches Gefühl erweckt; und wie des franzöſiſchen Heinrichs IV. weißer Federbuſch in der Schlacht als Merkzeichen für ſein Heer, die Getrennten zuſammenführt. Geſchieht es auch, daß Geſchichte und Sage einen Mann, einen Charakter über die Wirklichkeit hinaus verſchönern und, die Spuren der ſichern Thatſachen und der hiſtoriſchen Kritik verlaſſend, ihn gleichſam zu einem Symbol gewiſſer Beſtrebungen oder Tugenden verklären: ſo hat man auch in ſolchen Fällen nicht über die Verfälſchung der geſchichtlichen Wahrheit zu klagen, vielmehr muß man ſich des in einem Volke waltenden Geiſtes freuen, der ſolche Muſterbilder erſchafft, an ſolche, in ſeinem Schooß erzeugte

Tugenden glaubt, und aus der unvollkommnern Wirklichkeit das Bild einer als Idee wirkſamen Vollkommenheit entwickelt.

Ueber uns Deutſchen waltet in dieſer Beziehung ein ſchmerzliches Geſchick, das uns auch dieſe Art von friedlicher und herzerhebender Einigung zu mißgönnen ſcheint. Nicht daß es Deutſchland an großen Männern fehlte, deren Namen die Geſchichte verherrlichen; aber ein Anderes iſt die geſchriebene Geſchichte, ein Anderes das in den Herzen der Völker lebendige und von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbende Andenken; und in dieſer Beziehung müſſen wir Deutſche geſtehen, gegen andre Völker im Nachtheil zu ſeyn. Die Urſachen davon ſind freilich nicht ſchwer zu errathen. Die erſte Stelle unter den im Gedächtniß der Nationen Gefeyerten nehmen gewöhnlich die politiſch-gewichtigen und berühmten Männer, Regenten, Geſetzgeber, Helden ein. Kein Volk vielleicht hat ſo viele große Männer an ſeiner Spitze gehabt, wie diejenigen, welche Deutſchlands durch freie Wahl vergebene und gewiß oft dem Würdigſten zu Theil gewordene Krone getragen haben; wir dürfen nur an die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Fürſtengeſchlecht und die noch größern ſchwäbiſchen Hohenſtaufen erinnern; aber von dieſen deutſchen Kaiſern ſind wir durch eine Kluft von Ereigniſſen abgeſchnitten, welche die politiſche Geſtalt Deutſchlands völlig umwandelten, durch welche wir gleichſam des Erbes jener großen Erinnerungen verluſtig gehen, und jene gewaltigen Namen der Schiedsrichter Europa's klingen wie ein Vorwurf auf unſern jetzigen Zuſtand. Klopſtock's

Oden haben Heinrich dem Vogelſteller, dem heldenmüthigen Ueberwinder der Ungarn, doch nicht den volksthümlichen Klang gewonnen, und die tragiſchen Geſtalten der Hohenſtaufen werden noch eher von Dichtern heraufbeſchworen, als die Theilnahme dafür bei der großen Maſſe der Deutſchen geweckt werden. Wie iſt es mit andern Deutſchen Kriegshelden? Haben wir einen Bayard, einen ſchwarzen Prinzen? Wallenſtein, der eherne Kriegsfürſt, hat ſeinen wohlgekannten Namen mit Eiſen, Blut und Brand tief in das zerrißne Land eingeätzt; die Erinnerung des Volks an ihn iſt die des Schauers und Abſcheu's; er hat Deutſchland verwüſtet, und Guſtav Adolph, der fremde König, iſt bei den Proteſtanten ein weit nationalerer Name, als Wallenſtein ſelbſt bei den Katholiken. Einer der dem Volke bekannten Helden iſt Prinz Eugen, ein Franzoſe, aber durch eigne Wahl kaiſerlicher General, der Sieger der Franzoſen und beſonders der damals noch gefürchteten Türken; aber ſein Name ſchwindet aus dem Gedächtniß in dem Grade, als jene Furcht ſelbſt abnimmt oder vielmehr ganz verſchwunden iſt. — Der einzige Friedrich? — Das halbe oder drei Viertheile von Deutſchland kriegten gegen ihn; der für ihn ſo glorreiche ſiebenjährige Krieg, Preuſſens Feuer- und Bluttaufe, hat die Nichtigkeit und Schmach des Deutſchen Reichs auf's Anſchaulichſte gezeigt; wir andern Deutſchen dürfen die Preuſſen mehr nur um dieſen großen König beneiden, als wir den Stolz des Andenkens an ihn theilen. Vielleicht Blücher hätte ein wahrhaft nationaler Name werden können; aber die politiſchen

Spaltungen, welche unter uns herrſchen, und die Verkümmerung der gehofften Früchte ſeiner Siege werfen auch auf ſein Andenken einen Schleier um den andern. — So hätten wir, ſcheint es, auf andern Gebieten unſre großen Namen, die Funkenwecker der Begeiſterung zu ſuchen, die Träger des allgemeinen National-Ruhmes und Stolzes. Neben den Königen wohnen, ſo ſagt man, die Dichter auf den Höhen der Menſchheit. Vielleicht Schiller allein iſt populär im höhern Sinne — denn Göthe iſt ſchon das Loſungswort für Parteien geworden — aber vielleicht iſt doch auch Schiller zu ſpät geboren, um einer Popularität theilhaftig zu werden, wie ſie uns vorſchwebt, einer ſolchen, deren Hauch und Kraft an den Heerd des geringſten Bürgers, in die Hütte des Landmanns dränge. Schon war die Bildung, das Volksleben zu ſehr geſchieden und zerriſſen, und die Kluft einer allzu ungleichen Geiſtescultur läßt auch die einfachſten Worte dieſes ächt deutſchen Dichters nicht die ganze Nation erreichen. — Sollen wir uns auf unſre großen Erfinder berufen? Zwei Männer, wiewohl von ungleicher Geltung und ganz verſchiedenen Gebieten angehörig, treten vor den Uebrigen hervor, die beiden Männer, deren Erfindungen den unberechenbarſten Einfluß auf die Geſtaltung Europa's und der Geſchichte überhaupt ausübten: Schwarz, der (angebliche) Erfinder des Schießpulvers, und Guttenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunſt. Die Wichtigkeit der erſtgenannten Erfindung, (deren nähere Umſtände jedoch im Dunkel liegen,) wird Niemand, wohl aber ihre Verdienſtlichkeit Viele bezweifeln; was aber die andre betrifft, deren Werth ein unendlicher, und deren Verbreitung und Benützung nur engherzigen, lichtſcheuen Feinden und Unterdrückern der Geiſtesfreiheit und des Geiſtes überhaupt, ein Stein des Anſtoſes und Quelle immer nagender Beſorgniſſe iſt: ſo muß doch Guttenberg's Verdienſt erſt idealiſirt werden, um in dem ſcharfſinnigen, glücklichen Mechaniker einen Heroen der Humanität, einen Lichtbringer Prometheus zu erblicken.

Ein Name, Ein Mann iſt in der deutſchen Geſchichte, der, freilich nur von der Hälfte Deutſchlands anerkannt, doch bei dieſer Hälfte, mit Ausnahme weniger abſichtlicher Sonderlinge oder gefühlloſer Zweifler, von allen Uebrigen ohne Unterſchied des Standes und der Bildung als ein Wohlthäter und Retter mit Verehrung und Bewunderung genannt und gefeiert wird, der Reformator Martin Luther. Ja der neu gegründeten Walhalla freilich, wo die groſen Geiſter und Heroen deutſcher Nation ſich verſammeln ſollen, iſt für den Glaubenshelden Luther kein Raum; wir verhehlen uns nicht, was die Billigkeit zur Entſchuldigung einer ſolchen Ausſchlieſung anführen kann; aber wir wiſſen auch, daß die Könige, ſo viel ihnen in Ausſpendung und Verſagung weltlicher Auszeichnungen und zeitlicher Güter Gewalt zuſteht, doch die Kränze des ächten Ruhms und gediegener Volksverehrung nicht zu vergeben, und die Plätze in einem geiſtigen Pantheon nicht anzuweiſen haben. Schmerzlicher als dieſe Ausſchlieſung, deren Schicklichkeit in einem gewiſſen Sinne wir ſogar bereit ſind vollkommen anzuerkennen, iſt allerdings die Betrachtung, daß

Luther von der Hälfte des deutſchen Volkes nicht anerkannt oder ſogar angefeindet und gehaßt wird! Aber verdient er wirklich in irgend einer Beziehung die Abneigung und den Haß derjenigen, welche der von ihm bewirkten Reformation fremd geblieben ſind? Wir wollen nur kurz daran erinnern, daß ſehr viele der jetzt katholiſchen Völkerſchaften Deutſchlands in Folge gewaltſamer Unterdrückung und Bekehrung, durch welche ihre nach der reinen evangeliſchen Lehre dürſtenden Voreltern in der alten Kirche zurückgehalten oder zu ihr zurückgeführt wurden, Luthers Grundſätzen entgegenſtehen, und daß, wenn Deutſchland zu Luther's Zeit nicht durch fremde Einflüſſe beherrſcht geweſen wäre, ohne Zweifel der von ihm gegebene Anſtoß die ganze Maſſe der Nation mit fortgeriſſen haben würde. Aber für die Hälfte Deutſchlands, welche die Früchte von Luther's Beſtrebungen beſitzt, bleibt er ein geiſtiger Held, deſſen Andenken ihr weder durch Angriffe der Gegner entriſſen, noch durch die Geringſchätzung und die Bedenklichkeiten der Abtrünnigen und Krittler in ihrer eigenen Mitte wird verkümmert werden.

Luther iſt eine Erſcheinung in der Geſchichte, der keine andere ähnliche kann an die Seite geſetzt werden. Im Alterthum darf ohnehin kein Gegenbild zu ihm geſucht werden; ſolche geiſtige Kämpfe, wie der von ihm durchgefochtene, ſind der Vorbehalt der neuen Zeit; aber auch keine andere Nation der neuern Zeit hat Seinesgleichen aufzuweiſen und Deutſchland ſelbſt hat keinen Zweiten. Wahr iſt es: gelehrte, fromme, bis zum Tod muthige Männer, durchdrungen von der Einſicht deſſen, was noth thue, gab es auch außer, vor und nach ihm Manche; aber Keiner war dieß Alles zuſammen in dem Grade wie Luther, oder wenigſtens keiner hat mit dem, was vielleicht in ihm lag, ſo der Menſchheit gewuchert, wie Luther. Das bekannte Wort: „Es iſt nicht genug, ein großer Mann zu ſeyn; man muß auch zur rechten Zeit geboren werden,“ ſpricht ohne Zweifel eine tiefe Wahrheit aus, wie bedenklich auch alle Ausſprüche über das, was hätte geſchehen können, alle hypothetiſchen Urtheile über die Geſchichte ſeyn mögen. Man hat vielfach die franzöſiſche Revolution mit der deutſchen Reformation verglichen, aber hat jene einen Mann, der mit Luther zu vergleichen wäre? Alle Männer der Revolution drängte endlich Napoleon in den Hintergrund — Luther ließ ſich nie in den Hintergrund drängen; wenn aber Napoleon ſelbſt mit Luther wollte zuſammengeſtellt werden, ſo wäre dieß eine Vergleichung ſo ganz und im Innerſten ungleichartiger Männer, daß das Charakteriſtiſche und Perſönliche Beider ganz aufgeopfert werden müßte und nur ihre Bedeutung für die Geſchichte, gleichſam ihre *Größen* verglichen werden könnten. Die andern Reformatoren aber, Zwingli und Calvin, haben nie die hiſtoriſche Bedeutung gewonnen wie Luther. — Wollte man vielleicht glänzende Namen der Literatur und Humanität mit ihm meſſen? Dürfen der in ſich ſelbſt zerriſſene Rouſſeau und der Alles zerreißende und auflöſende Voltaire wegen ihres ungeheuren Einfluſſes auf ihre Zeit, als Vorbereiter der Revolution und einer neuen Epoche der Geiſtesbildung neben ihn geſtellt werden? Aber wie viel wird von dieſen Männern nach drei Jahrhunderten noch erhalten ſeyn, und darf überhaupt eine ſo negative Wirkſamkeit, wie die ihrige großentheils war, den begeiſternden und belebenden Einflüſſen, die von Luther ausgiengen, mit Recht ſich vergleichen? Luther iſt auf eine ſolche Weiſe mit dem Andenken der Deutſchen, die ſich noch hinſichtlich ihrer Confeſſion nach ihm benennen, vereinigt und verſchmelzen, daß die ungeheuern Veränderungen in Geſchichte, Bildung, Anſichten und Meinungen ſeinen Namen und ſein Andenken nicht im Munde und im Herzen ſeines Volkes haben entwurzeln können. Um von Vielem nur Eines zu nennen: das Buch, das wohl in wenigen Häuſern des proteſtantiſchen Deutſchlands fehlt, wenn es auch in vielen das einzige ſeyn mag; das für den Deutſchen iſt, was für den Griechen Homer, und noch viel mehr als Homer, in dem das Kind leſen lernt und aus deſſen vergriffenen Blättern der Greis den letzten Troſt des Lebens ſammelt, die Bibel, von Luther ſo verdeutſcht, daß jede andere Ueberſetzung verſchmäht würde, verewigt ſeinen Namen, ſein Gedächtniß. Was dieſen Mann ſo außerordentlich macht, iſt eben dieß, daß das Können und die Durchführung ſeinem Wollen ſo entſprach — mag man dieß Zufall, Glück oder Vorſehung nennen — und ſo hat Er, der die Religion, den Glauben wieder auf die Reinheit der Schrift zurückführte, auch ſelbſt die Schrift zum Forſchen und Prüfen in die Hand des Volks gegeben.

Die Früchte von Luthers Unternehmen ſind geblieben, ja man kann in gewiſſem Sinne ſagen, daß die von ihm ausgeſtreute Saat immer noch und immer mehr aufgehe, wiewohl, dieß auszuführen, hier nicht der Ort iſt; aber unbeſchadet dieſer Anerkennung ſeiner durch drei Jahrhunderte ſegensreich ſich hindurchziehenden Wirkſamkeit, welche in Vielem unverändert blieb, wird man doch zugeben müſſen, daß Luther ſelbſt in verſchiedenen Zeitaltern verſchieden wird aufgefaßt, und von abweichenden Standpunkten aus wird betrachtet werden, ohne daß deßhalb irgend eine der mannichfachen Betrachtungsweiſen geradezu unwahr und falſch ſeyn müßte. Es liegt dieß in der Nothwendigkeit der Geſchichte ſelbſt; jedes Zeitalter trägt unwillkürlich in ein früheres die Intereſſen hinein, von welchen es ſelbſt ergriffen und bewegt iſt und unwillkürlich verändert jede Darſtellung durch Hervorheben und Zurückſtellen den Ton und die Beleuchtung eines geſchilderten Zeitabſchnitts, wenn auch die Geſtalten im Ganzen dieſelben bleiben. Auch Luther iſt vielfach geſchildert und die Geſchichte ſeiner Zeit oder ſeines Lebens, ganz oder ſtückweiſe beſchrieben worden, von ſeiner Zeit an bis in die neuſten Tage. Wenn beſonders in den ältern Geſchichten und Lebensbeſchreibungen Schätze von wichtigen Thatſachen, Charakterzügen und allerlei Einzelnheiten enthalten ſind, die immer wieder zuſammengeſtellt und vermehrt wurden, wodurch ſich ein reichlicher Stoff anhäufte, dem es nur an gefälliger Anordnung und Darſtellung fehlte: ſo haben dagegen beſonders Schriftſteller der neueſten Zeit das Eingreifen Luthers in die Weltverhältniſſe und ſeine Bedeutung für den Gang der Entwicklung der Menſchheit zu ſchildern und nachzuweiſen unternommen. Die älteren Hiſtorien verfielen meiſt in die, ihnen freilich nicht ſehr zu verargende Einſeitigkeit, daß ſie Luther gar zu ausſchließlich nur als Theologen betrachteten, wogegen manche Neuere, weil die Religion nicht mehr ſo ſehr der die Menſchheit und ihre Geſchichte bewegende Hebel iſt, mit einer viel unentſchuldbarern Willkür ſich mehr oder weniger davon abzuſehen erlaubten, daß Luthers Unternehmen weſentlich der Religion galt, daß er einen ſehr beſtimmten Glaubensinhalt der katholiſchen Dogmatik entgegenſtellte, daß er weit entfernt war, unter dem Namen des Reformators den Revolutionär zu verbergen und durch ſeine glücklichen Angriffe auf die Hierarchie und Tradition, der Glaubensanarchie und der ungläubigen Verwerfung jeder Autorität die Bahn brechen zu wollen. Es iſt in den jüngſten Zeiten Ton geworden, ſich auf einen angeblich ausnehmend hohen Standpunkt der Geſchichtsbetrachtung zu ſtellen, was zur Folge hat, daß die wichtigſten und tiefſten Unterſchiede, als in ſolcher Höhe und Ferne verſchwindend und geringfügig, nicht beachtet, die in ihrem Weſen verſchiedenſten Erſcheinungen und Thatſachen einer flüchtigen Aehnlichkeit zu lieb zuſammengeſtellt und paralleliſirt, flugs die Geſtalten und Beſtandtheile der Geſchichte nach den ſonderbarſten Launen und Grillen ſchematiſirt und wie in architektoniſch-chromatiſche Figuren willkürlich zuſammengelegt werden — als ein vielfach mißhandelter Stoff für eine oft geiſtreiche, oft armſelige und abgeſchmackte, aber immer der Wahrheit nachtheilige Reflexion. Bei einer ſolchen angeblich erhabenen, großartigen und tiefſinnigen, in der That aber frivolen Behandlungsweiſe der Geſchichte, gelten die Perſonen nur noch als Träger oder Symbole gewiſſer, willkürlich in ſie gelegten Anſichten, verlieren ihre Eigenthümlichkeit und allen Charakter, ſo wie auch der auf ſolche Weiſe verwöhnte und gekitzelte Geſchmack die derbere oder nahrhafte Koſt der wirklichen, markigen, nicht nach Belieben ausgedeuteten und abgezogenen Geſchichte nach und nach verſchmäht.

Auch um Luther hat dieſe generaliſirende Behandlungsweiſe ſchon ihr Netz geſponnen und er hat ſich als ein kritiſcher Geiſt (den organiſch-ſchaffenden entgegengeſetzt), mit Voltaire, ja mit Robespierre und Marat in eine Claſſe ſetzen laſſen müſſen, während man die Reformation in einem Sinne deutete, vor dem ſich das Herz der frommen, glaubigen Reformatoren würde entſetzt haben. Es dürfte an der Zeit ſeyn, durch eine unbefangene, treue Darſtellung von Luthers Leben jenen Einſeitigkeiten zu begegnen und dadurch diejenigen, welche ſeinen Namen dankbar verehren, in den Stand zu ſetzen, ſelbſt zu beurtheilen: welchen Glauben und Beifall die zuletzt bezeichneten Darſtellungen verdienen, und: ob diejenigen, welche Luther ausſchließlich als Theologen ſchilderten, Alles erſchöpft haben, was in dieſem großen Manne lag. Luthers Größe iſt nicht ganz nur davon abhängig, was man von dem Werke der Glaubensreinigung und Kirchenverbeſſerung urtheilt; auch dem Katholiken, auch demjenigen, der die Reformation als politiſches Ereigniß wegen ihrer Folgen für Deutſchland beklagt, ſollte man ſo viel Unbefangenheit zutrauen und zumuthen können, dieſen Mann, abgeſehen von den Reſultaten ſeiner Wirkſamkeit, zu bewundern. Wirklich hat auch ein (convertirter) Katholik, Friedrich Schlegel, trotz ſeines Unwillens über den Reformator, die rieſenhafte Kraft Luthers nachdrücklich anerkannt und dieſe Anerkenntniß bei andern Schilderungen und Beurtheilungen Luthers vermißt. Diejenigen, welche Luthers große Erfolge der Gunſt und dem Willen der Verſehung zuzuſchreiben geneigt ſind, werden durch genauere Verfolgung ſeines Lebens und Charakters ſich überzeugen: daß Luther ſelbſt, und freilich durch eine, jede weitere Forſchung abſchneidende Fügung des Himmels, mit einer geiſtigen Macht begabt war, welche ſchon die Bürgſchaft großer Leiſtungen in ſich ſchloß; wodurch ſie jedoch in keiner Weiſe ſich veranlaßt ſehen werden, von ihrer Betrachtungsweiſe abzugehen. Diejenigen dagegen, welche in ihm den Herold und Vorkämpfer der die Feſſeln jeder Autorität abwerfenden und zerbrechenden Denkfreiheit erblicken, werden ſich zu dem Anerkenntniß genöthigt ſehen: daß Luther ſelbſt eine beſtimmte Grenze ſetzte, innerhalb welcher er ſich mit ſeiner Forderung der Gewiſſensfreiheit hielt. Es mag ſeyn, daß Manche, die ſich gerne auf ſeinen Namen, als des Verfechters der Geiſtesfreiheit im weiteſten Sinne, berufen möchten, ſich getäuſcht und mißmuthig abwenden von dem Bilde des Mannes, den ſie doch als noch theilhaftig der Finſterniß ſeines Zeitalters bedauern, und von dem ſie ſich vielleicht früher, nach einzelnen abgeriſſenen Zügen und Aeußerungen, eine ganz andere Vorſtellung gebildet hatten; Manche werden unzufrieden ſeyn, wenn von dem großen Manne, von welchem nur das Rühmlichſte zu berichten, ſchon die Klugheit und die Rückſicht auf die Gegner der proteſtantiſchen Kirche zur Pflicht mache, auch Züge der Schwäche und Menſchlichkeit angeführt werden, die ſie gern verſchwiegen geſehen hätten: aber der Unbefangene wird weder an dem Letztern ſich ſtoßen, noch ſich darüber beklagen, daß Luther, der Erleuchter ſeiner Zeit, nicht auch für die Streitfragen unſerer Tage überall eine erwünſchte Autorität darbietet.

Luther iſt nicht wie eine halbausgearbeitete Figur, die nur die Vorderſeite dem Beſchauer darbeut, ſondern eine vollendete, ganz frei in der Geſchichte hervortretende, gediegene Geſtalt, die man von allen Seiten betrachten und beleuchten mag. Wenn er, wie nach Melanchthons Bericht ſein Vorſatz war, ſein Leben ſelbſt beſchrieben hätte, ſo würde er gewiß nichts von ſich abſichtlich und wiſſentlich verſchwiegen haben; in ſeinem Sinne iſt es, wenn man nichts von ihm verhehlt und verſteckt. Immer trug er ſein Herz auf der Zunge und ſeine Schriften und Briefe ſind die reichlichſten und zuverläſſigſten Quellen für die Geſchichte ſeines Lebens. Ob diejenigen, welche das ſcheinbar minder Vortheilhafte verſchwiegen oder verſteckten, ſich um ſein Andenken Verdienſte erworben haben, ſteht dahin; gar häufig war dieſe ängſtliche Vorſicht mit kleinlicher Engherzigkeit gepaart, die dann auch das Große, Gewaltige und Erhabene mißverſtand und beſchnitt. Am ehrendſten für Luther iſt gewiß eine ſolche

Darſtellung ſeines Lebens, welche mit möglichſter Treue Alles und Jedes aufnimmt, ſo weit die Fülle des Stoffes es geſtattet, und getroſt dem Eindruck entgegenſieht, den das Ganze auf empfängliche Gemüther machen muß. Wenn, wie hier ausdrücklich bekannt wird, in dieſer Lebensbeſchreibung Manches, beſonders manche derbe Redensarten wegbleiben, die ihm von ſeinen Gegnern ſehr hoch angerechnet wurden als Beweiſe von Unſauberkeit und Rohheit, ſo geſchieht dieß nicht, um das Urtheil der Leſer über Luther zu beſtechen, ſondern nur um nicht einen etwaigen feineren Geſchmack zu verletzen.

Was eine allgemein anſprechende und verſtändliche Lebensbeſchreibung Luthers einigermaßen erſchwert, iſt dieß: die rechte Mitte zu halten zwiſchen einer nur äuſſern Geſchichtserzählung, wobei die eigentlichen Triebfedern, Streitpunkte, Glaubensdifferenzen u. ſ. w. nicht in ihrer Bedeutung und ihrem Einfluß hervor gehoben und erklärt würden, was doch in ſofern unumgänglich nothwendig iſt, als davon die Bedeutung abhängt, die man dem Unternehmen Luthers beizulegen hat, und auf der andern Seite zwiſchen einer für nicht wiſſenſchaftlich und theologiſch gebildete Leſer unverſtändlichen, gelehrten Erörterung der theologiſchen und kirchlichen Streitfragen. Mit Recht kann man zwar darauf hindeuten, wie auch in der Zeit der Reformation das Volk für und wider Parthei genommen habe, das doch auch nicht die gelehrte Bildung könne gehabt haben, um über theologiſche Fragen zu entſcheiden, und das alſo doch von einem praktiſchen Intereſſe müſſe geleitet worden ſeyn; dieß iſt im Allgemeinen ganz richtig;

aber doch gab es manche Punkte, die eigentlich rein theoretiſcher Art waren und trotz dem groſe Folgen hatten, z. B. die Streitigkeiten mit den Zwinglianern über das Abendmahl, und wo die groſe Maſſe eben durch ihr Vertrauen auf Autoritäten ſich beſtimmen ließ, ohne eines eigenen Urtheils fähig zu ſeyn. Der Entſcheidung der Leſer muß es anheim geſtellt werden, ob es dieſer Lebensbeſchreibung gelungen ſey, jene beiden Klippen zu vermeiden und mit gehöriger, gedrängter Andeutung und Würdigung der dogmatiſchen und kirchlichen Streitfragen, Faßlichkeit und Anſchaulichkeit zu verbinden. Die Wahrheit und Folgerichtigkeit der von Luther aufgeſtellten Lehren und Behauptungen im Einzelnen und im Ganzen zu beweiſen, liegt nicht im Zwecke dieſer Schrift, wohl aber wird die Conſequenz in Luthers Charakter und Handlungsweiſe in ein klares Licht geſtellt werden.

Auch auf die gegen Luther gerichteten Vorwürfe und Beſchuldigungen wird nicht ausdrückliche Rückſicht genommen werden. Die meiſten, ſeiner Perſon geltenden Anklagen werden ſich durch eine ungeſchminkte, ſchlichte Darſtellung ſeines Lebens von ſelbſt erledigen, andre fallen in ihrer eigenen Ungereimtheit zuſammen; aber faſt überboten werden die Beſchuldigungen, womit man ſeine Perſon angegriffen hat, durch die auf ſein Werk, die Reformation, gehäuften Anklagen, welche von Gegnern des Proteſtantismus aufgebracht und von Bekennern deſſelben nicht ſelten unterſtützt oder doch zugegeben, im Weſentlichen darauf hinauslaufen: die Reformation erſt habe Deutſchland im Innerſten entzweit, es in blutige, verwüſtende Kriege verwickelt, für Schweden und Franzoſen das Reich als Kriegstheater aufgeſchloſſen und ſo auf Jahrhunderte hinein Deutſchlands Schmach und Zerriſſenheit herbeigeführt.

Aber ſehr zu bezweifeln iſt, ob die Reformation die Schuld jener unſeligen Ereigniſſe allein zu tragen, oder auch nur großentheils zu tragen habe? Durch das Ausbleiben oder den Aufſchub der Reformation wären wohl die tiefen Mängel der Reichsverfaſſung vielleicht noch eine Weile verhehlt geblieben, aber gewiß nicht geheilt worden; wie ſich aber die Zukunft Deutſchlands weiter würde entwickelt haben — darüber verzichten wir auf jede verwegene Vermuthung. War aber, kann man immerhin fragen, das Joch des Pabſts und der Italiäner viel weniger ſchmählich, als die übermüthigen Eingriffe und Anmaßungen der Franzoſen im dreißigjährigen Krieg und nach demſelben? Doch, in wie ungünſtigem Lichte auch die Reformation in einer Geſchichte Deutſchlands erſcheinen möchte: die Biographie Luthers hat auf dieſe Vorwürfe keine Antwort und Rechenſchaft zu geben; ſie ſchildert den Mann ſelbſt, wie er war, lebte, dachte und handelte, wie er die Fügungen des Schickſals ertrug, und ſo viel an ihm war, durch ſeinen Willen und ſeine Kraft lenkte — aber wie das Geſchick die von ihm angeknüpften Fäden weiter ausgeſponnen, mit den von ihm geſammelten Schätzen hausgehalten habe — dafür lehnt ſie die Verantwortlichkeit ab. Dieß iſt überhaupt das Verhältniß der Biographie und der Geſchichte; in jener erſcheint der Menſch als ſelbſtſtändiger Urheber ſeiner Beſtrebungen und Handlungen, die zuſammen ein Ganzes bilden, und als frei; aber in dieſer muß ſich jeder Einzelne, auch der am mächtigſten und willkürlichſten Eingreifende, den Geſetzen der Nothwendigkeit unterwerfen, und ſtatt als bewußter Urheber erſcheint er mehr oder weniger als dienendes Werkzeug eines höhern Planes.

Eine Biographie Luthers muß auf manche Reihe und Ausſchmückungen verzichten, welche in der Lebensgeſchichte andrer berühmter Männer, wie Helden und Könige, ſich darbieten; die Schilderungen weltlicher Pracht und Größe, die belebten Bilder glänzender, großer Thaten, die Schilderungen feſtlicher Höfe — alles jenes Beiwerk, womit häufig das Streben und Handeln des Geiſtes umkleidet, wovon es oft gehemmt wird und was durch Abwechſelung auch den höhergebildeten Sinn erfreut und ergötzt: Alles dieß iſt ausgeſchloſſen von der Lebensgeſchichte eines Mannes, der, ein ſchlichter und nüchterner Mönch, dem ſtolzen Prunk weltlicher Päbſte den Krieg ankündigte, der die in Ueppigkeit und Weltluſt verſunkene Geiſtlichkeit des angemaßten Purpurs und der eiteln Ehren zu entkleiden ſtrebte, deſſen Heldenthum in kühnem, freimüthigem Bekenntniß der Wahrheit und unerſchütterlicher Standhaftigkeit beſtand, deſſen Schwert das Wort, deſſen Rüſtung ſein Gottvertrauen, deſſen Stolz ſeine Armuth war. Er kann nicht der Mann derjenigen ſeyn, welche über irdiſcher Herrlichkeit die geiſtige Macht, über äußerlich ſichtbaren Erfolgen die innere Größe, über dem Schein die Wahrheit zu überſehen gewohnt ſind und ſich gelangweilt und verdrießlich abwenden, wo es ſich um Intereſſen handelt, die nicht augenfällig und handgreiflich ſind.

Dagegen aber hat das Leben Luthers von dem andrer groſſer Männer das unbeſtreitbar voraus, daß, während uns die äuſſere Gröſſe und Macht, worein wir oft ſolche Männer gehüllt ſehen, gleichſam mährchenhaft gemahnt und, wenn auch der Einbildungskraft gefällig, doch das Gemüth ihnen einigermaßen entfremdet, daß Luthers einfaches, ſchmuckloſes Leben uns ihm vertraulich befreundet und die Betrachtung deſſelben uns ſtärkt und erhebt, weil wir uns bewußt werden: die Geſinnung, welche ihn auszeichnete, wenigſtens annähernd auch uns aneignen zu können; während die Betrachtung äuſſerlicher Gröſſe uns mehr oder weniger innerlich kränken oder demüthigen kann, weil jene Gaben und Auszeichnungen des Glücks und Zufalls uns verſagt ſind. Glanzlos im Aeuſſern iſt Martin Luthers Leben verfloſſen; aber dafür darf ihm auch das Urtheil der Nachwelt nicht erſt, wie ſo vielen andern berühmten Männern, die ſchimmernden, blendenden Flitter abſtreifen, um ſeine wahre Geſtalt, ſein ächtes Selbſt zu erkennen; und ſo lange die Tiefe der Frömmigkeit, das freie Bekenntniß und ſtandhafte Feſthalten der Ueberzeugung und die Treue der Geſinnung Freunde und Bewunderer haben wird: ſo lange werden die mit Luthers Namen ihre Confeſſion bezeichnenden Deutſchen und wohl auch von andern Confeſſionen die Vorurtheilsfreien und Unpartheiiſchen mit Dankbarkeit ſein Gedächtniß ehren und mit edlem Stolz ſich freuen, daß er ein Deutſcher war.

Martin Luthers Leben.

Luther's Jugendjahre.

Am 10ten November des Jahres 1483, Nachts um 11 Uhr, wurde dem Bauer Hans Luther aus dem Dorfe Möhra, von ſeiner Eheſrau Margarethe in Eisleben, wo ſie eben des Jahrmarktes wegen (nach andern Berichten auf längere Zeit) ſich befanden, ein Knabe geboren, welcher am folgenden Tag, nach dem Heiligen des Calenders, den Namen Martinus in der Taufe erhielt. Der Vater war zuerſt ein Bauer, nach der eigenen Ausſage des Sohnes: ſein Vater, Großvater und Ahnherr ſeyen Bauern geweſen; aber bald nach Martins Geburt zog Hans Luther in das Städtchen Mansfeld und wurde daſelbſt Bergmann. Durch das Vertrauen ſeiner neuen Mitbürger wurde er an dieſem Orte ſpäter zur Theilnahme an dem Regiment der Stadt berufen und erfreute ſich großer, allgemeiner Achtung. Die Mutter war ebenfalls ausgezeichnet durch frommen und ehrbaren Wandel; beide durch ein arbeitſames, von wenig Genuß erheitertes Leben an Strenge der Geſinnung und Grundſätze gewöhnt. Ihre Vermögensumſtände müſſen im Anfang ihrer Ehe ſehr dürftig geweſen ſeyn; Martin Luther hat ſich darüber ſo ausgeſprochen: „Meine Eltern ſind erſtlich arm geweſen; mein Vater war ein armer Hauer (Bergwerksarbeiter) und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit ſie uns Kinder erzogen haben. Sie haben ſich's blutſauer werden laſſen; jetzt thäten es die Leute fürwahr nimmer.“ Aber nach dem Umzug nach Mansfeld muß ihnen ihr Fleiß gute Früchte getragen haben, alſo daß Hans Luther daſelbſt zwei Schmelzöfen als Eigenthum erwarb. Wie viele Kinder die Luther'ſchen Eheleute gehabt haben, weiß man nicht mit Beſtimmtheit anzugeben; es ſcheint aber, daß deren ziemlich viele geweſen, denn man weiß von einem jüngern Bruder Martin Luther's, Jakob, der ihn überlebte, und von zwei andern Brüdern, vermuthlich älter als er, die an der Peſt ſtarben; auch ſind die Namen von vier Töchtern aufbehalten und von andern, deren Gatten bekannt ſind, weiß man die Namen nicht. Eine davon ſcheint die Gattin des Mansfeldiſchen Kanzlers Rübel geweſen zu ſeyn, welchen Luther als ſeinen Schwager anredete.

Von der früheren Jugend Martin Luther's iſt ſoviel bekannt: daß ihn ſeine Eltern ſehr frühe zur Schule anhielten und ein Freund des Hauſes ihn manchmal als kleinen Knaben dahin trug. Man lieſt davon: „Der Vater Lutheri war ein überaus großer Liebhaber der Gottesfurcht und der Wiſſenſchaften. Er führte ſeinen zarten, erſt ſiebenjährigen Sohn Martin in die Trivialſchule in Mansfeld, daß er darin die Anfangsgründe der Buchſtaben erlernte. Der Vater hat oft laut und inbrünſtig Gott angerufen vor dem Bette des Kindes, daß Gott der Herr dieſem ſeinem Kinde die Gnade verleihen wolle, daß er auch ſelbſt ſeines Namens eingedenk, die Fortpflanzung der reinen Lehre helfen möchte und ſie befördern. Um deßwillen pflegte der Vater Lutheri mit den Dienern des göttlichen Worts und den Schulkollegen allezeit gute Freundſchaft, und weil er gleichſam durch einen Liebestrunk der Muſen trunken, gelehrte Leute ſonderlich liebte, ſo lud er die Prediger und Schuldiener im Jahr etlichemale um ſeines Sohnes willen in ſein Haus zu Gaſte, welche überaus ſehr durch die beſondere Gottſeligkeit, unglaubliche Leutſeligkeit des Mannes und ſeine wohlanſtändigen Sitten eingenommen worden." Daß ſich der Vater Luther in Geſellſchaft gelehrter Männer gar wohl geſchickt und gefunden habe, ſieht man unter Anderm daraus, daß er auch, mit ſeiner Ehefrau, zur Hochzeit Philipp Melanchthon's geladen ward und ſich dabei einfand. Er war, Allem nach, einer von jenen innerlich kräftigen, geiſtig-ſtrebſamen Menſchen, von denen man oft, ſonderbarer Weiſe, bedauern hört, daß ſie nicht einem andern, höhern Stande angehören: als ob ſolche höher begabte Naturen nicht jedem Stande wohl anſtänden!

Wenn es aber auch die Eltern Luthers, wie aus dem Angeführten erhellt, nicht an Eifer für die Bildung des Knaben und an aufrichtiger Liebe fehlen ließen und auch durch ihr Beiſpiel in Ehrbarkeit und Frömmigkeit einen wohlthätigen und nie verlöſchenden Eindruck auf ihn machten: ſo war doch ſeine Jugenderziehung nicht ganz ſeinem Weſen und ſeiner Gemüthsart angemeſſen. Man behandelte ihn zu Hauſe ſowohl als in der Schule allzuſtreng, wie er ſelbſt in ſpätern Jahren, gewiß mit vollkommener Glaubwürdigkeit, verſichert. Martin Luther war fürwahr nicht der Mann, der einer allzugroßen Weichheit und Milde in der Erziehung das Wort redete; aber ſo ſehr er die Tugenden und die gute Meinung ſeiner Eltern anerkannte, und ihnen bis an ihr Ende mit der innigſten Liebe und Dankbarkeit zugethan blieb — eine Geſinnung, die beſonders nachdem er die Ketten und Binden des Mönchthums abgeſchüttelt, mit neuer Wärme und Friſche in ihm ſcheint aufgelebt zu haben —: mißbilligte er doch die herbe Strenge, womit ſie kleine Vergehen ſtraften, und die übertriebene Härte, wodurch ſie ihn ſchüchtern und ſcheu machten. „Meine Eltern,“ ſagte Luther ſpäter, „haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar ſchüchtern wurde, hernach in ein Kloſter lief und ein Mönch ward; ſie meinten es zwar herzlich gut, aber ſie wußten die Ingenia nicht zu unterſcheiden, nach welchen die Strafen einzurichten.“ Und ſonſt: „Meiner Mutter ernſt und geſtreng Leben das verurſachete mich, daß ich in ein Kloſter lief.“ In der That iſt es wohl begreiflich, wie eine ſtrenge Erziehung, verbunden mit einer nachherigen kümmerlichen Lebensweiſe, bei einem empfänglichen, die Eindrücke tief bewahrenden Gemüth lange nachwirken konnte. Bis zum 14ten Jahre blieb Luther in ſeinem elterlichen Hauſe; dann ſchickte ihn ſein Vater, durch die günſtigen Zeugniſſe der Lehrer aufgemuntert, den Knaben ſtudiren zu laſſen, mit ſeinem Schulfreunde Johann Reineck nach Magdeburg. Hier war eine ſogenannte Currendſchule, wo unbemittelte Knaben unentgeldlich angenommen und unterrichtet wurden, aber dagegen mancherlei Verrichtungen, beſonders beim Gottesdienſt übernehmen, in den Kirchen und vor den Häuſern ſingen, und ſo durch eignen Erwerb zu den Einkünften und der Erhaltung der Anſtalt beitragen mußten. Kümmerlich genug mochte dieß Leben ſeyn! und als Grund, warum Luther ſchon nach einem Jahre wieder Magdeburg verließ, wird angegeben: daß er dort keine Nahrung gefunden. Nach Eiſenach verſetzt, wo die Verwandtſchaft ſeiner Mutter war, fand er ſich auch hier auf dieſelbe ſaure Weiſe, ſein tägliches Brod zu gewinnen, angewieſen. Später einmal, als von den Currendſchülern die Rede war, ſagte er: „Verachte mir nicht die Geſellen, die vor der Thüre panem propter Deum (Brod für Gotteslohn) ſuchen und den Brodreigen ſingen; ich bin auch ein ſolcher Parthekenhengſt geweſen und habe das Brod von den Häuſern genommen, ſonderlich zu Eiſenach, meiner lieben Stadt.“ Hier aber wurde auch, nachdem Martin manche kränkende Abweiſung erfahren, das Herz einer gottſeligen Frau, mit Namen Cotta, durch ſein Weſen und ſeine Stimme (er hatte einen ſchönen Alt) gerührt, daß ſie ihn in ihr Haus aufnahm, wo er, der drückenden Nahrungsſorgen enthoben, dem Studiren mit ungetheiltem Eifer obliegen konnte. Uebrigens ſah man in jenen Tagen nichts Unwürdiges oder Beſchämendes in einer ſolchen Art ſich fortzuhelfen, und manches ehrlichen und wohlhabenden Mannes Kind mußte dieſe Schule durchmachen. Die Menge der Bettelmönche benahm wohl dem Betteln auch Vieles von dem Beſchämenden, was nach den Begriffen der jetzigen Zeit darin liegt, und an dem ſich jetzt noch Viele ſtoßen würden, die gar mancher, am Ende auf denſelben Zweck hinauslaufender und nicht ehrenvollerer Mittel ſich im geringſten nicht ſchämen.

Luther's Studien betreffend, ſo legte er ſich, außer den religiöſen und den Gedächtniß-Uebungen, vornemlich auf die Grammatik, das heißt: die deutſche und beſonders die lateiniſche Sprache; er zeichnete ſich vor ſeinen Mitſchülern durch Fleiß und leichte Faſſung und durch eigene Fruchtbarkeit des Geiſtes an Aufſätzen und lateiniſchen Verſen aus und bereitete ſich nach den damaligen Verhältniſſen für die Univerſität wohl vor. Er hatte große Freude an der Muſik und erlernte die Flöte zu blaſen und die Laute zu ſpielen.

Für das Verſtändniß eines Geiſtes und Charakters wie Martin Luther ſind keinerlei Beiträge und Aufſchlüſſe abzuweiſen, und ſo iſt vielleicht nicht unpaſſend, die durch den Mangel reichlicherer Nachrichten über die Jugend Luther's entſtehende Lücke durch einige Betrachtungen auszufüllen, welche das Verſtändniß einer uns durch drei dazwiſchenliegende Jahrhunderte entfremdeten

Zeit fördern, und die feineren geiſtigen Fäden der lebendigen, einſichtsvollen Theilnahme an jener Periode anknüpfen ſollen. Die bis auf die neuern Zeiten ziemlich allgemeine Gewohnheit: nur die Geſchichte der Fürſten, ſtatt die der Völker zu ſchreiben, hat die Kenntniß der tiefern Verhältniſſe, der Bildung, des bürgerlichen und Volkslebens überhaupt niedergehalten und Mancher, der für wohlunterrichtet gilt, weiß viele Thatſachen aus der Regenten- und Kriegsgeſchichte, ohne von dem Volkszuſtand in den ihm hiſtoriſch bekannten Zeitabſchnitten irgend anſchauliche Kunde zu beſitzen. Aber die Bildung und Sittlichkeit der Großen giebt in erſterer Beziehung öfters vielleicht einen zu günſtigen, in letzterer einen zu ungünſtigen und im Ganzen einen durchaus unzuverläſſigen Maaßſtab für den geiſtigen Zuſtand der großen Maſſe des Volks. Daher thut es noth, den Blick mehr auf das Leben und Treiben der Geſammtheit, als nur Einzelner zu richten. Schon die wenigen Nachrichten über Luther's Jugend ſetzen jeden Unbefangenen in Stand, die oft übertriebenen Schilderungen und Vorausſetzungen über die Barbarei, Rohheit und Dunkelheit des der Reformation zunächſt vorangehenden Zeitalters zu würdigen und zu beſchränken. Wenn Luthers Eltern, unbemittelte Leute ohne höhere Bildung, doch ihren Sohn fleißig zur Religion anhielten und ihn in die Schule ſchickten: ſo zeugen dieſe Nachrichten ſonnenklar theils dafür, daß ächte Frömmigkeit und nicht bloßes Formelweſen und Aberglauben, wenigſtens im Schooße mancher Familien einheimiſch geweſen, theils dafür, daß die Ueberzeugung von dem Nutzen früher Bildung der Kinder in ſchlichten Bürgern lebendig und für Befriedigung dieſes Bedürfniſſes doch auch damals ſchon, wenn auch ſehr unvollſtändig, geſorgt geweſen ſey. Dieſe Umſtände verſchweigen oder überſehen, heißt zwar die Reformation mit dem Schein eines Wunders umhüllen; aber es heißt nicht, der Wahrheit, im Sinne der Reformatoren, die Ehre geben. Luther's Verdienſt um die Menſchheit bleibt immer groß genug, wenn man auch anerkennt, daß er an vieles ſchon vorhandene Gute habe anknüpfen können und daß er die ſchon wachen und nach Befreiung dürſtenden Seelen mit ſeinem kräftigen Arm aus dem Kerker geführt habe. Die Reformation hat nicht auf einmal aus Nacht Tag gemacht: die Morgendämmerung des Geiſtes iſt ihr ſchon vorausgegangen; Luther hat ſeinen Samen in die Furchen eines zum Theil ſchon zugerichteten Ackers werfen können. Wenn er ſpäter ſeine beſondere Liebe und Aufmerkſamkeit den Schulen zuwandte, ſo trug er damit eine Schuld der Dankbarkeit gegen eine Einrichtung ab, die ſeinen jugendlichen Geiſt, wenn auch unvollkommen und nicht in rechter Art, genährt hatte; und wenn er die Heiligkeit der Ehe auch der Geiſtlichen gegen die päbſtliche Forderung des Cölibats vertheidigte: ſo kam gewiß der aus der Schrift geſchöpften Ueberzeugung die Erinnerung an die fromme Ehe ſeiner Eltern mächtig zu Hülfe; und weder die Kutte des Mönchs, noch der Verkehr mit Fürſten konnten aus ſeinem ganzen Weſen das Gepräge des Deutſchen verwiſchen, der in einem ſtillen, ehrbaren Bürgerhauſe ſeinen Charakter zuerſt ausgebildet hatte. Die Städte, die Wohnſitze der Bürger, hatten damals eine ihrer ſchönſten Perioden. Gewerbefleiß, ausgebreiteter Handel und Wohlhabenheit einerſeits, Theilnahme an der Verwaltung und im Nothfall an der Vertheidigung der Stadt andrerſeits, erzeugten das Bedürfniß und die Mittel einer tüchtigen Bildung, praktiſchen Sinn und Selbſtgefühl, wovon auch die niederen Klaſſen nicht ausgeſchloſſen blieben. So waren namentlich die Reichsſtädte, deren es damals ſehr viele waren, Hauptſtützen und bisweilen die Freiſtätten der Reformation; aber auch die andern fürſtlichen Städte handelten und traten auf als freiere und ſelbſtſtändigere Corporationen — es fühlte ſich damals der Bürger als denjenigen: „der ſeine Burg zu ſchützen weiß.“

Zu einer zweiten Bemerkung giebt die Strenge Anlaß, womit Martin Luther zu Hauſe und in der Schule gehalten wurde. Wohl mochte die Härte, worüber er ſich ſelbſt beklagte, das gewöhnliche Maaß überſchreiten: aber es lag überhaupt in der ganzen Art jenes Zeitalters eine unſern Begriffen und Gewohnheiten ziemlich fremd gewordene Derbheit, von der im Verlaufe dieſer Lebensbeſchreibung noch manche Züge und Proben vorkommen werden. Ohne dieſer Derbheit und Härte, die wohl auch leicht in Brutalität und Grauſamkeit übergieng, das Wort zu reden, kann man doch behaupten: daß hauptſächlich durch ſie jene entſchiedenen, kräftigen und kernhaften Geſtalten, jene im Böſen wie im Guten beharrlichen und kecken Gemüther erzogen und gebildet wurden, an welchen die damalige Zeit, verglichen mit ſpätern ſchlaffen und halben Zeitaltern, ſo reich iſt. So verläugnete auch Luther die kräftige Derbheit, die eigenſinnige und hartnäckige Strenge ſeines Zeitalters und ſeiner Erziehung in ſeinem ſpätern Wirken nicht; und wenn dieſe ungebrochene Kraft ſich im Dienſte der heiligſten Sache meiſt als unerſchütterlicher Starkmuth offenbarte, wird man doch auch begreiflich finden, daß bisweilen die Energie ſeines Geiſtes und Charakters auf eine nach unſern Begriffen und Gefühlen allzu heftige und ungeziemende Weiſe hervortrat.

Es giebt, und gab noch mehr in frühern Zeiten, Menſchen, welche glauben, aus dem Stand der Sterne, wie er in der Stunde der Geburt eines Kindes gerade beobachtet oder berechnet wurde, die künftigen Schickſale deſſelben, den Verlauf ſeines Lebens, ſeine Todesart u. ſ. w. leſen und errathen zu können. In dem Obigen wurde dagegen verſucht, die Geiſtes- und Gemüthsentwicklung Martin Luther's wenigſtens theilweiſe aus den Verhältniſſen und Umſtänden zu erklären, in welchen er ſeine erſten Zeiten verlebte, obwohl man ſich immer beſcheiden muß, daß dergleichen nur nebenbei in Betracht komme und daß das Auftreten ſolcher Geiſter und die Art ihrer Wirkſamkeit von einer höhern Hand angelegt und gelenkt werde. Auch das, daß Martin Luther als der Sohn eines Bergmannes aufwuchs, iſt gewiß an ſich etwas Gleichgültiges; aber es erweckt uns ein Bild, an dem ſich vielleicht die Freunde der durch Luther errungenen Wahrheiten erfreuen mögen: daß nämlich Martin Luther den Beruf ſeines Vaters, nützliche und edle Metalle aus dem dunkeln Schooß der Berge zu fördern, verließ, um als ein geiſtlicher Knappe und Ritter den verſchütteten, von gewaltigen Mächten bewachten edlen Schatz der evangeliſchen Wahrheit wieder zu heben — nicht zu eigenem Gewinn, ſondern zum Heile der Menſchheit.

Weil hier des Berufs von Luther's Vater gedacht worden, ſo mag hieran auch das ſich anſchließen: daß M. Luther noch ſpäter immer eine Zuneigung für dieſen Beruf und Stand bewahrt und geäußert. Nebendem, daß er den Bergleuten mancherlei Gunſt erzeigte, wird auch folgendes von ihm erzählt: Als Luther bewirkt hatte, daß die katholiſchen Gebräuche und Feyer der Faſtnacht in Wittenberg abgeſchafft würden, wollte er doch ehrbare Beluſtigung und vergnügliche Kurzweil nicht wehren, wiewohl er für ſeine Perſon eine an ihn ergangene Einladung des Raths zu Wittenberg zur Theilnahme an einem fröhlichen Abend ablehnte. Mehrere vermummte und verkleidete Perſonen wurden vor Luther's Haus abgewieſen; aber eine in Bergleute verkleidete Truppe, die ohne Leichtfertigkeit höfliche Kurzweil trieben, begehrte Einlaß bei ihm und erhielt denſelben; Luther ſagte: „Die laßt mir herein, das ſind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlägelgeſellen; den Leuten, weil ſie die ganze Woche unter dem Boden ſtecken, in böſem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen ihre ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulaſſen.“ Darauf trat die Geſellſchaft vor des Doctors Tiſch und ſetzte ihr Schachſpiel auf und der Doctor, als ein geübter Schachſpieler, nahm's mit ihnen auf, wobei er bemerkte: daß, wer in dieſem Spiel und in den Schachten der Berge nicht Schaden nehmen wolle, ſeine Augen nicht in die Taſche ſtecken dürfe, denn es an beiden Orten Aufſehens gelte. Luther mattete ſeinen Schachgeſellen, der ließ ihm das Schachſpiel, und blieben bei ihm, in Züchten und Ehren fröhlich, ſangen und ſprangen, wie denn der Doctor von Natur gerne zur Gelegenheit fröhlich war und ſahe nicht ungerne, daß junge Leute bei ihm in ziemlicher und mäßiger Leichtſinnigkeit fröhlich und luſtig waren.

Bezeichnend für die Bildung jener Zeit iſt endlich ſowohl, daß ſeine erbitterten Gegner über Martin Luther allerlei Gerüchte ausſprengten: er ſey kein rechter Menſch, ſondern der Sohn des Teufels oder eines Incubus, ein Wechſelbalg und dergleichen, als auch, und faſt noch mehr, die Mühe, welcher ſich ſeine Freunde glaubten unterziehen zu müſſen, um die Unwahrheit ſolcher Nachſagen klärlich darzuthun.

Luther's Kloſterjahre.

In ſeinem 18ten Jahre, 1501, gieng Martin Luther auf die hohe Schule nach Erfurt, um dort zuvörderſt die Weltweisheit zu ſtudiren, und dann nach ſeines Vaters Willen ſich der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen. Hatten die Eltern Luther's ihren Sohn während ſeiner frühern Jahre mehr ſich ſelbſt und ſeinem guten Glück überlaſſen, ſey es nun, weil ſie in ihren Vermögensumſtänden noch beengter waren, oder weil ſie einigen Kampf mit den Schwierigkeiten und Bitterkeiten des Lebens für eine taugliche Zugabe einer tüchtigen Erziehung hielten: ſo that jetzt, wo es galt, den Studien ununterbrochen obzuliegen und durch keine andern Sorgen davon abgezogen zu werden, der alte Luther Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſeinen Sohn während ſeiner Studienjahre zu fördern und zu unterſtützen. Er erhielt ihn vom Segen ihres löblichen Bergguts. Martin Luther hat das dankbar gerühmt: „Mein lieber Vater hat mich mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt gehalten und durch ſeinen ſauren Schweiß und Arbeit mir dahin geholfen, wohin ich gekommen bin.“ Mit großem Fleiß, daneben mit brünſtigem Gebete, erlernte er hier die ſogenannten ſieben freien Künſte — was man heutzutage als die philoſophiſchen Wiſſenſchaften bezeichnet — und fieng auch an, die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudiren. Von ſeinen Lehrern ſuchte er nicht nur in den Vorleſungen, ſondern auch durch Umgang und Fragen zu gewinnen, und verſäumte keine Mittel, ſeine brennende Wißbegierde zu befriedigen. Während ſein treffliches Gedächtniß eine Menge Stoff aufnahm und behielt, wußte ſein klarer Verſtand Allem und Jedem die rechte Stelle anzuweiſen, alſo daß das viele und verſchiedene Wiſſen nicht in eine trübe und verworrene Maſſe zuſammenfloß; und ſein geſundes und ſcharfes Urtheil bewahrte ihn, daß er nicht, wie ein unkundiger Bergknappe, einem falſchen und tauben Gang trügeriſcher Lehren nachgieng, ſondern ſoviel unter den damaligen Umſtänden möglich, das Gediegenſte und Beſte ſich aneignete. Gerne und viel verweilte er in der Bibliothek zu Erfurt, wo ihm, zum erſtenmale in ſeinem Leben, in ſeinem 20ſten Jahre eine lateiniſche Bibel in die Hände kam und er zu ſeinem Erſtaunen erfuhr, daß die heilige Schrift außer den Evangelien und Epiſteln noch gar Vieles enthalte. Sein Auge fiel zuerſt auf die Geſchichte von Hanna und ihrem Sohn Samuel, die er mit herzlicher Luſt durchlas, und von Stund' an hegte er den innigſten Wunſch: Gott möchte ihm einmal ein ſolches Buch zum Eigenthum beſcheeren. Vermuthen läßt ſich, daß dieſer Fund nicht wenig zu ſeinem Entſchluſſe beitrug, die Rechtsgelehrſamkeit zu verlaſſen; ſeine kräftige Seele ſehnte ſich nach der Beſchäftigung mit dem Höchſten und Tiefſten und mochte nur wenig Gefallen an etwas finden, was den Verſtand in Anſpruch nahm, ohne dem Gemüth Nahrung zu geben. Trotz ſeines Hungers aber nach erquickender und ſtärkender Geiſtesnahrung, verſchmähte er es doch nicht, mit dem eiſernſten Fleiße und der ſchärfſten Verſtandesanſtrengung ſich in ſolche Gebiete des Wiſſens einzuarbeiten, auf welchen man damals faſt ausſchließlich den Ruhm der Gelehrſamkeit und des Scharfſinns ernten zu können glaubte: er warf ſich unter der Anleitung des damals namhaften Jodokus Trautvetter auf das Studium der ſogenannten ſcholaſtiſchen Theologie. Es iſt freilich ſchwer, hievon einen allgemein genügenden Begriff zu geben; wie ſie in den Zeiten ihrer Blüthe über Gebühr erhoben und geprieſen wurde, ſo iſt ſie ſpäter vielfältig zu tief herabgeſetzt und verachtet worden. Die ſcholaſtiſche Theologie oder Philoſophie — denn beide waren verſchmolzen — war entſtanden durch die Verbindung und Anwendung der, wiewohl unvollſtändig und einſeitig aufgefaßten und nicht einmal aus den Quellen geſchöpften griechiſchen, beſonders der Ariſtoteliſchen Philoſophie auf die chriſtlichen Lehren. Wiewohl auch die Anſichten anderer griechiſchen Philoſophen mithereingezogen wurden, gewann doch keiner ein ſo überwiegendes Anſehen, wie der für beinah unfehlbar gehaltene Ariſtoteles. Die chriſtlichen Glaubensſätze wurden nun von den Scholaſtikern, denen zum Theil ſehr glänzende Namen beigelegt wurden und deren Berühmteſte wahre Heere von Schülern um ſich verſammelten, oft zwar mit großem Aufwand von Gelehrſamkeit, (ſo weit es damals angieng,) und mit außerordentlichem Scharfſinn, aber meiſt auch mit ebenſo großer Trockenheit und Kälte aufgeſtellt und bewieſen aus der Schrift, (jedoch meiſt nur nach der lateiniſchen Ueberſetzung,) aus den Kirchenlehrern, aus den Concilienſchlüſſen, den Decreten der Päbſte, aus der Vernunft und aus Ariſtoteles. Durch die Macht der Kirche und des Pabſts wurde eine ſtrenge Schranke für die Freiheit der Unterſuchung gezogen, die Hülfsmittel fehlten, der unbedingte Glaube an große Namen ſchlug die Selbſtſtändigkeit der Geiſter nieder, die Wärme des gemüthlichen Glaubens entwich unter der kalten Behandlung, und die größten Talente, der ausdauerndſte und ſubtilſte Scharfſinn wurden oft an Vertheidigung und Bekämpfung von Behauptungen verſchwendet, bei denen der Vorwurf der Abgeſchmacktheit und Verkehrtheit nicht entweder auf die Vertheidiger oder die Beſtreiter, ſondern gleicherweiſe auf Beide und Jeden fällt, der ſich damit befaſſen mochte. Wahre Wortungeheuer ließen auf eine der natürlichen Vorſtellungs- und Denkweiſe ganz entfremdete Geſtaltung der Wiſſenſchaftlichkeit ſchließen; aber dieſe Seltſamkeiten übten doch einen großen Reiz; und die Schwierigkeit, in dieſen Irrgängen der Gedanken einen Schritt weiter vorzudringen und durch neue, noch ſubtilere Unterſcheidungen und Begriffsbeſtimmungen die Vorgänger zu überbieten, ſowie der äußere Glanz, welcher den größten Meiſtern wurde, zogen eine Menge junger Leute an. Die Unfruchtbarkeit und Dürre dieſer Art von Theologie und Philoſophie hatte ihren Grund in der groſſen Barbarei, welche ſeit der Völkerwanderung im Abendlande geherrſcht hatte; des gelehrten Stoffes war nur wenig, der wiſſenſchaftliche Geiſt noch nicht herangereift und ſo ſuchte man mit den vorhandenen dürftigen Materialien ein Gebäude aufzuführen, dem man wenigſtens das Lob des Fleiſſes und Scharfſinnes nicht verſagen kann. Uebrigens war die Blüthezeit der Scholaſtik ſchon vorüber; ſie fiel in's 12 — 14te Jahrhundert. Nunmehr aber war das Studium des claſſiſchen Alterthums wieder erwacht und viele Quellen edlerer Bildung und ächter Gelehrſamkeit waren wieder zugänglich geworden, wozu die Kreuzzüge und die Verbindung mit Conſtantinopel nicht wenig beigetragen. Doch aber war es für den Gelehrten vom Fach noch unerläßliche Bedingung, in der Scholaſtik bewandert zu ſeyn und auch Luther unterwarf ſich ihr. Die geringe Ausbeute, die er bei einem ungeheuren raſtloſen Fleiße machte, als er die berühmteſten dieſer Scholaſtiker ſtudirte, zuſammengehalten mit der Fülle von fruchtbaren Wahrheiten, welche ihm aus der eigentlich *entdeckten* Bibel entgegenſtrömten, mochte jene Abneigung gegen die ſcholaſtiſchen Lehren in ihm großentheils erzeugen, die er ſpäter ausſprach, wozu noch deren Unterwürfigkeit gegen die Kirchenſatzungen und der Mißbrauch kam, den man mit der Berufung auf die Scholaſtiker als ſichere Gewährsmänner, vielfach trieb. Doch war auch dieſes wenig lohnende Studium für Luther nicht ganz verloren; auch aus dieſer veralteten Rüſtkammer holte er Waffen zum Kampf mit ſeinen Gegnern, ſo daß er dieſen auch ſeinerſeits mit den Waffen gerüſtet, die ſie für die beſten hielten, entgegenzutreten vermochte, und ſie ihm wenigſtens nicht mit Recht auch nur in dieſem Stück Unwiſſenheit vorwerfen konnten. Von nicht geringem Nutzen mochte ihm aber dieß Studium auch inſofern ſeyn, als es ihm eine fortgehende Geiſtesanſtrengung, wie ſie zu jenen unfruchtbaren Spitzfindigkeiten gefordert ward, zur Gewohnheit machte. Luther ſelbſt, ſo wenig er im Ganzen der Scholaſtik hold war, anerkannte doch gerne die Verdienſte jener Männer für ihre Zeit; ſo ſagte er von einem der Angeſehenſten, Petrus Lombardus: „er ſey ein ſehr fleißiger Mann und eines feinen Verſtands geweſen und habe viel Treffliches geſchrieben. Er wäre fürwahr ein großer vornehmer Lehrer der Kirche geweſen, wenn er ſich hätte ganz und gar mit Ernſt auf die Schrift geworfen; aber er hat ſein Buch mit vielen unnützen Fragſtücken verwirret und Alles wüſt in einander geſchlandert und gemengt; doch ſind es feine Köpfe geweſen und haben nicht ſolche Zeit gehabt, wie wir jetzt haben.“

Aber ein ſolches Studium, wenn auch mit Eifer und Anſtrengung betrieben, konnte ein ſo reiches Gemüth wie Luther nicht befriedigen; es ließ die Sehnſucht und den Hunger ſeines Geiſtes ungeſättigt. Daß ihn die raſtloſeſte Hingebung an daſſelbe zu keinem erquicklicheren Ziele führen konnte, daß es bei der Erwerbung ſo vieler Gelehrſamkeit in ſeinem Herzen öde blieb — das mochte es hauptſächlich ſeyn, was den tieffühlenden jungen Mann in eine ſchwermüthige Stimmung verſetzte und ihm das Leben verbitterte. Vielleicht trug auch ſein durch unmäßiges Arbeiten geſchwächter Körper dazu bei, ihn zu verſtimmen; bald nachdem er von der Univerſität die (unterſte) Würde des Baccalaureus der Philoſophie erhalten, 1503, verfiel er in eine ſchwere und gefährliche Krankheit. Während dieſer beſuchte ihn ein alter Prieſter und tröſtete ihn mit Worten, welche Luthern immer merkwürdig und theuer blieben: „Seyd getroſt! Ihr werdet dieſes Lagers nicht ſterben, unſer Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viel Leute wieder tröſten wird; denn Wen Gott lieb hat, dem legt er zeitlich das heilige Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen.“ Aber mit der Geneſung von dieſer Krankheit kam doch noch keine Ruhe in Luther's Herz. Er fuhr fort in ſeinem fleißigen Studiren, ſo daß er im Jahre 1505 die Würde des Doctors der Philoſophie, als der zweite unter ſiebzehn, erlangte. Hierauf fieng er an, über verſchiedene Theile der Weltweisheit, über die Phyſik und Sittenlehre des Ariſtoteles Vorleſungen zu halten. Sonderbare und ſchreckliche Ereigniſſe, über deren eigentliche Beſchaffenheit man nicht im Klaren iſt, gaben ſeinem Leben plötzlich eine neue Wendung. Sein vertrauteſter Freund, Alexius, wurde nach der einen Nachricht am Tage vor Mariä Heimſuchung an Luther's Seite vom Blitz getödtet, nach der andern in einer Gewitternacht meuchelmörderiſch erſtochen. Der Schrecken betäubte ihn, der Kummer nagte an ihm, und zuvor ſchon trüb geſtimmt, entſchloß er ſich jetzt zu einem raſchen Schritt. Am Tage Alexii, dem 17ten Julius, lud er einige gute Freunde zu ſich, mit welchen er den Abend heiter zubrachte, ohne daß dieſe etwas Auffallendes an ihm bemerkt hatten. Aber in der Nacht gieng er in das Kloſter der Auguſtiner Eremiten, wo er in Folge früher getroffener Verabredung ſofort aufgenommen wurde. Seine Bücher ließ er alle auf ſeinem Zimmer zurück, und nahm nur die beiden lateiniſchen Dichter Virgil und Plautus mit ſich. Am folgenden Tage nahm er ſchriftlich von ſeinen Freunden Abſchied und ſchickte ſeinen Magiſterring und Magiſterhabit heraus. Erſchrocken eilten dieſe in's Kloſter, um ihn auf andre Gedanken zu bringen, aber ſie wurden nicht vorgelaſſen und einen ganzen Monat lang war er nicht zu ſehen und zu ſprechen. Auch ſeinen Eltern zeigte er ſchriftlich ſeinen gethanen Schritt an, welche darüber ſehr betrübt und ungehalten wurden. Sein Vater, der ihn zuvor, ſeiner Magiſterwürde zu Ehren, mit Ihr angeredet, nannte ihn in ſeinem Antwortſchreiben Du und ſagte ihm alle väterliche Gunſt und Willen ab. Er ſoll ſogar ſelbſt nach Erfurt gereist ſeyn und dem Sohne Vorſtellungen gemacht haben.

Auch in dieſem Schritt, der vielleicht mit Recht übereilt genannt wird, kündigte ſich ſchon die ungeheure Willenskraft des jungen Mannes an, der durch die Mißbilligung ſeiner Freunde, durch den Zorn ſeiner Eltern ſich nicht abhalten ließ, zu thun, was ihm nach ſeiner damaligen Ueberzeugung als eine Pflicht und höhere Nothwendigkeit erſchien. Und nicht nur gegen jene Rückſichten hatte er zu kämpfen, ſondern auch in ſeinem eigenen Innern muß eine abmahnende Stimme ihn gewarnt haben; aber dieſe erſchien ihm damals nur als ein Widerſtreben der weltlichen Geſinnung, des Fleiſches, und ihre Unterdrückung als ein glorreicher und verdienſtlicher Sieg des Geiſtes: „Ich ward je nicht gerne und willig ein Mönch, vielweniger um Mäſtung und des Bauchs willen, ſondern als ich mit Schrecken und Angſt des Todes eilend umgeben, gelobte ich einen gezwungenen und gedrungenen Eid und Gelübde,“ erklärte er etwa 16 Jahre ſpäter, und es wird ſich Gelegenheit ergeben, zu zeigen, mit welchem Auge der ältere Luther dieſen Schritt ſeiner Jugend und deſſen Folgen betrachtete.

Das Inſtitut der Mönche und der Klöſter, eigentlich aſiatiſchen Urſprungs, wie denn ein beſchauliches, arbeitsloſes Leben weit mehr im Weſen der Orientalen als des rührigen, rüſtigen Abendländers liegt, hatte gleichwohl im Abendlande, faſt im ganzen chriſtlichen Europa, außerordentlichen Beifall gefunden und wurde, wie es an Umfang unglaublich wuchs, ſo auch immer mehr künſtlich gegliedert und ausgebildet. Die Zahl der Orden mit ihren verſchiedenen Regeln und Ordenstrachten mehrte ſich, obgleich ſelbſt die Päbſte öfters eine Beſchränkung derſelben für dienlich hielten, dennoch unaufhaltſam; die früheſten waren die gelehrten und fleißigen Benedictiner, im 6ten Jahrhundert geſtiftet, welche ſich ſehr viel Ruhm und Verdienſt erwarben. Einen neuen Aufſchwung erhielt das Mönchsweſen durch Stiftung der beiden Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner im Anfang des 13ten Jahrhunderts, deren Klöſter jedoch auch, wie die Uebrigen, nach und nach Reichthümer anſammelten und von welchen beſonders die erſtgenannten einen ungemeinen Einfluß auf das Volk ausübten, weil ſie neben der Führung des Bettelſacks ſich mit vorzüglichem Eifer auf das Predigen legten. Neben dem, daß die Mönche immer mehr in das Gebiet und in den Wirkungskreis der Weltgeiſtlichen, unter Begünſtigung des Pabſtes, eingriffen und dieſe zurückdrängten, hatten ſich die Klöſter auch ein ungeheures Vermögen durch Schenkungen, Erbſchaften u. ſ. w. erworben und den Beſitz der Laien ungemein geſchmälert. Die Aebte und beſonders die Ordensgenerale waren große Herren und die Mönche, weit mehr noch als die durch manche Rückſichten gebundenen Weltgeiſtlichen, bildeten die faſt unbedingt ergebene, durch Zahl und Einfluß furchtbare Miliz der Päbſte.

Die Klöſter laſſen ſich unter gar verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten, und durch dieſe ihre Vielſeitigkeit erklärt ſich auch zum Theil der große Zulauf, den ſie hatten und wodurch der Abgang immer wieder reichlich erſetzt wurde. Immerhin mochten ſchon viele durch religiöſe Beweggründe dahin geführt werden, ſey es nun daß ſie von Natur zu religiöſer Beſchaulichkeit geſtimmt waren, oder erſt nachdem ſie das ſtürmiſche Leben der

Welt mitgemacht hatten, am Abend ihrer Tage und nach Erſchöpfung ihrer Kräfte, die Sünden, wozu in jenen wilden Zeiten der Anläſſe ſo viele waren, im ſtillen Schooße des Kloſters abbüßen wollten; Viele große Herren, Krieger und Fürſten, ja Könige und Kaiſer beſchloſſen ihre Tage im Kloſter, um ein mehr oder weniger unheiliges Leben zuletzt noch in die Fluthen der Heiligkeit zu tauchen. In einem kräftigen, vollblütigen Zeitalter, wo das Gefühl ſogleich zur That ausſchlug, während es in einem verweichlichten und abgeſchliffenen nach und nach, ohne ſichtbare Aeuſſerung erkaltet und verſchwindet, war oft Eine heftige Gemüthsbewegung hinreichend, zu einem unwiderruflichen Schritt, wie der Eintritt in's Kloſterleben, zu veranlaſſen. Manchen galten die Klöſter als Freiſtätten der Bildung, der Wiſſenſchaften und Künſte und die Verdienſte der Mönche in dieſer Beziehung ſind von der Nachwelt dankbar anzuerkennen. Mönche waren die Hauptgeſchichtſchreiber des Mittelalters und ihr unermüdeter Fleiß hat manches koſtbare Denkmal der Literatur erhalten und vervielfältigt. Für ältere, gebrechliche Leute war das Kloſter eine Art Spital, für Brodloſe eine Verſorgung, für Heimathloſe eine Heimath, für Geplagte und Unterdrückte eine Zuflucht, deren Entbehrungen und Laſten immer noch milder waren als ſie in ihrem frühern Zuſtand erduldeten, für Arbeitsſcheue eine bequeme Entſchuldigung — und bei Allen, wenn ſie auch durch minder edle Beweggründe in's Kloſter geführt wurden, kam doch der Glaube an die beſondere Heiligkeit und Verdienſtlichkeit des

Mönchslebens mit ſeinen Gelübden, zu den andern Empfehlungen hinzu und waren wohl in den ſeltenſten Fällen auch die unwürdigſten und unſittlichſten Mitglieder, im eigentlichſten und ſtrengſten Sinne, bewußte Heuchler. Auch wurde, ſobald einmal das Mönchsleben Eingang gefunden und Wurzeln geſchlagen hatte, die Neigung dazu gleichſam anſteckend; der freiwillige Eintritt war durch ſo viele Vorgänge erleichtert und nicht wenige Familien glaubten für das Wohl ihrer Kinder und zugleich ihr eigenes Seelenheil nicht beſſer ſorgen zu können, als wenn ſie dieſelben dem Kloſter widmeten. — Die Ausartung der Klöſter und Mönchsorden zu ſchildern, gehört nicht hieher; im Verlauf dieſer Lebensgeſchichte wird hin und wieder davon die Rede ſeyn. Es war natürlich, daß, beſonders ſeitdem die Periode der ſchwärmeriſchen Begeiſterung vorüber war, die Klöſter nicht mehr Wohnungen ascetiſcher Strenge, geſchweige denn himmliſcher Reinheit waren; die weltlichen Leidenſchaften ließen ſich nicht mit dem weltlichen Habit abſtreifen, ſie brannten und gährten unter der Mönchskutte oft eben ſo gewaltig fort, außerdem daß dieſe Lebensweiſe noch manche eigenthümliche Untugenden begünſtigte und hegte. Freilich waren Sitte, Ton, Zucht und Bildung in den Klöſtern verſchiednen Ordens und dann auch wieder bei den gleichnamigen, je nach der Perſönlichkeit der Obern und andern einwirkenden Umſtänden, ſehr verſchieden, und gerade der Orden, in welchen Luther eintrat, zeichnete ſich vor andern durch Zucht und Ordnung aus.

Luthers Gedanke und inbrünſtiger Wunſch bei'm Eintritt in das Kloſter war wohl: durch Mönchsgelübde und geiſtliche Uebungen den Frieden mit Gott zu erringen. Er ſelbſt getraute ſich in ſpäterer Zeit indeß kaum, mit Beſtimmtheit anzugeben, wie er dazu gekommen: „Hätte ich bei Ablegung meiner Gelübde geſehen, daß durch ſolche Gelübde, ſo ſie nicht mit völliger Freiheit übernommen werden, eher geſündigt wird als Gott ein Gefallen gethan, ſo hätte ich nicht gelobt; obwohl ich nicht im Gewiſſen bin, in welchem Gemüthszuſtand ich gelobt habe; ich bin mehr hineingeriſſen worden als hineingezogen.“ Aus ſeinem Religionsunterricht hatte er Gott und Chriſtum nur als zornige Richter der Menſchen kennen gelernt und ſeine Frömmigkeit war voll Furcht und Zittern. Studieren und Beten hatten ihn von der auf ihm laſtenden Bangigkeit nicht befreit und ſo wollte er das Letzte verſuchen, worauf ihn der göttliche Zorn hinzuweiſen ſchien. Wie heiliger Ernſt es ihm geweſen, geht daraus hervor, daß er ſich durch die oft widrigen Dienſtleiſtungen, die ihm als Novizen aufgetragen wurden, und die ihn im Studium und Gebet unterbrachen, nicht von ſeinem Vorſatz abſchrecken ließ. Denn ſchlimm waren ſeine erſten Zeiten im Kloſter für ihn; die Mönche, eiferſüchtig auf ſeine Gelehrſamkeit ſowohl als ſeine fromme Gewiſſenhaftigkeit, machten es ſich zur Aufgabe, ihn durch Ausſchicken zum Betteln und andern Aufträgen zu ſtören und ſeinen Geiſt niederzudrücken; aber vielleicht waren die kleinlichen Quälereien, wie übelwollend und kränkend auch, minder nachtheilig und vielleicht wohlthätig für Luthers Gemüth, weil ſie ihn aus den Qualen, die er ſich ſelbſt durch eine angſtvolle, immer ſteigende Gewiſſenhaftigkeit oder Gewiſſens-Reizbarkeit bereitete, gewaltſam und gebieteriſch herausriſſen. „Wahr iſts," ſagt er von ſich ſelbſt; „ein frommer Mönch bin ich geweſen und habe meinen Orden ſo ſtreng gehalten, daß ich's nicht ausſagen kann. Iſt je ein Mönch in Himmel kommen durch Möncherei, ſo wollt' ich auch hineinkommen ſeyn, das müſſen mir bezeugen alle Kloſtergeſellen, die mich gekannt haben." Und anderswo: „Ich habe mich ſelbſt auf's Allerhöchſte befliſſen, ſolche (Päbſtliche) Satzung zu halten und meinen Leib mit Faſten, Wachen, Beten und andern Uebungen vielmehr zermartert und geplagt, denn alle die, ſo jetzund meine ärgſten Feinde und Verfolger ſind. Ich legte meinem eigenen Leibe mehr auf, denn er ohne Verletzung der Geſundheit wohl ertragen konnte. Aber unſre Widerſacher, die da eitel gute, ſichre Leute, des ſanften Pfaffen- und Kloſterlebens wohl gewohnt ſind und niemals ihr Lebelang keine rechte geiſtliche Anfechtung geſchmeckt haben, glauben gar nicht, daß ich oder Andre ſolche Dinge jemals erfahren haben, da wir es uns ſo herzlich und mörderlich haben ſauer werden laſſen, daß wir nur unſere Herzen und Gewiſſen vor Gott zur Ruhe und Frieden bringen möchten, und aber doch denſelben Frieden in ſolcher gräulichen Finſterniß nirgends finden konnten." Ehe er förmlich Profeß that, gab man ihm auf ſeine Bitte eine lateiniſche Bibel, ein köſtliches Labſal für ſein kummervolles, zerriſſenes Gemüth, ließ ſie ihm aber nachher nicht, ſondern verwies ihn auf die Scholaſtiker und Kirchenväter. Sein förmlicher Eintritt geſchah im Jahr 1506. Zu der Feyerlichkeit ſeiner erſten Meſſe lud er Johann Braun in Eiſenach mit folgendem Schreiben ein: „Da der herrliche und in all ſeinen Werken heilige Gott mich elenden, ja in alle Wege unwürdigen Sünder ſo überſchwenglich zu erhöhen und zu ſeinem erhabenen Dienſt, aus lauterer überſtrömender Barmherzigkeit bewogen, zu berufen hat werth geachtet, ſo muß ich, ſolcher hohen Erweiſung göttlicher Gütigkeit dankbar zu ſeyn, (als ich Staub vermag,) das mir anvertraute Amt allerdings erfüllen.“ Dann bittet er ihn um ſeine Fürbitte, „daß das Opfer angenehm ſey in den Augen des Herrn.“ Auch ſein Vater kam zu dieſer Feyerlichkeit, nachdem er ſich einigermaßen mit dem Sohne ausgeſöhnt hatte; Martin Luther erzählt ſelbſt hierüber folgendes: der Vater war, wie ſchon erzählt, anfangs gar übel zufrieden, „wollte toll werden“ und es dem Sohn nicht geſtatten, der doch des Vaters Einwilligung wünſchte. „Da kam eine Peſtilenz, daß ihm zwei Söhne ſtarben und kriegte Botſchaft, ich ſollte auch geſtorben ſeyn, lebe aber noch, ſo lange Gott will. Darnach hielten und trieben ſie meinen Vater an, er ſollte auch was Heiliges in ſeine Ehre opfern, daß ich in heiligen Orden trete und ein Mönch würde. Der Vater hatte viel Bedenken, wollte nicht, bis ſo lange er überredet war, und gab endlich drein einen unwilligen, traurigen Willen. Sprach: Es gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerathe. Gleichwohl verwilligte er's nicht gerne von freiem und fröhlichem Herzen. Es fehlte an einem ganzen Willen. Nun da ich meine erſte Meſſe ſollte halten und ihm geſchrieben, zu meiner und Gottes Ehre zu erſcheinen, da kommt er geritten mit zwanzig Pferden in's Kloſter und ſchenkte mir zwanzig Gulden.“ Als nun bei Tiſch der Sohn glaubte, jetzt vom Vater eine volle Zuſtimmung herausſchlagen zu können, da hob der Alte vor allen Doktoren, Magiſtern und andern Herrn an: Ihr Gelehrten, habt Ihr nicht geleſen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren ſoll? und „da ich das hörete“ erzählt Martin Luther, „erſchrack ich, daß ich verſtummte, daß ich nichts darauf antworten konnte. Da nun Andre darein redeten, ſagte er weiter: Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgeſpenſt wäre.“ Auch äuſſerte er: „Ich muß allhier ſeyn, eſſen und trinken, wollte aber lieber davon ſeyn.“

Noch ein paar Jahre verweilte Luther als Mönch im Kloſter von Erfurt, ſeine Zeit, ſo viel ihm Andachts- und Buß-Uebungen übrig ließen, mit eifrigem Studium ausfüllend. Neben den Scholaſtikern und Kirchenvätern las er auch fleißig die Schriften des tiefſinnigen, geiſtreichen, glühenden Auguſtinus, dem er in ſeiner ſpäteren Anſicht vielfach folgte. Die Univerſität hatte ſich für ihn, als ihr Mitglied, verwendet, daß man ihn nicht ſo ſehr mit unwürdigen Dienſtleiſtungen überlade. Fortdauernde innere Anfechtungen ſeines krankhaften Gewiſſens, übertriebene Strenge gegen ſich ſelbſt in Erfüllung ſeiner Kloſterpflichten, Vernachläßigung der

Nahrung, brachten ſeinen von Natur kräftigen Körper gar ſehr herunter. Von ſeinen Kämpfen und Anfechtungen hatten die allermeiſten Kloſterbrüder auch nicht den entfernteſten Begriff, und ſelbſt ſein Gönner Staupitz, der Generalvikar des Ordens in Deutſchland, verſtand ihn nicht ganz; er redete ihm in beſter Abſicht, wohlwollend und ſeine Schwermuth bedauernd, und ihn gutmüthig verſpottend, zu: „Du willſt ohne Sünde ſeyn und haſt doch keine rechte Sünde. Du mußt ein Regiſter haben, drein rechtſchaffene Sünden ſtehen; ſoll Chriſtus dir helfen, mußt du nicht mit ſolchem Humpelwerk und Puppenſünden umgehen.“ Sein Beichtvater ſagte ihm einmal, als er lauter närriſche Sünden vor ihn brachte: „Du biſt ein Narr! Gott zürnet nicht mit dir, ſondern du zürneſt mit Gott!“ In die Düſterheit ſeiner, gleichſam wie Jakob mit Gott ringenden Seele, goß ein alter Mönch, dem er beichtete, ein tröſtliches Wort und legte damit den Grund zu Luthers nachmaliger Hauptüberzeugung; er verwies den bekümmerten Jüngling von den Bußübungen und Kaſteiungen, womit er ſeine Sünden büßen wollte, und wobei er doch keinen Troſt fand, auf den Glauben: daß Chriſtus aller Sünden Verſöhner ſey. Dieſes Mönchs gedachte Luther oft mit herzlicher Dankbarkeit für ſeine tröſtlichen Worte. Von ſeinem Zuſtand kann man ſich einen Begriff machen, wenn man lieſt: daß er ſich einmal, von Schwermuth übermannt, einige Tage eingeſchloſſen und Niemand zu ſich gelaſſen habe. Als man endlich an ſeine Zelle pochte und die Thüre, wie er nicht öffnete, erbrach, fand man ihn in tiefer Ohnmacht, aus der man ihn mit Hülfe von Muſik, die er ſehr liebte, und die ſeine einzige Erquickung war, wieder zu ſich brachte. Luther hat dieſe ſchweren Stürme und Kämpfe überſtanden; ſie waren die Vorſchule zu ſeinem, von ihm mit Freudigkeit durchgeführten Kampf mit der Welt und er durfte ſie ſich in ſofern **nicht** reuen laſſen; aber wie mancher hohe und edle Geiſt mag auf ähnliche Weiſe in den Klöſtern untergegangen und verkümmert ſeyn; und auch deßhalb gehört das, daß er Viele von dem Kloſterleben theils befreit, theils zurückgezogen hat, zu Luthers unſterblichen Verdienſten um die Menſchheit.

Luther an der Univerſität in Wittenberg.

Im Jahre 1502 hatte der Churfürſt von Sachſen, Friedrich, die Univerſität Wittenberg gegründet und freigebig ausgeſtattet. Dieſe mit tüchtigen Lehrern zu beſetzen war ihm ein ſehr wichtiges Anliegen und er war in ſeinen Wahlen meiſt glücklich. Staupitz, General-Vikar der Auguſtiner in Deutſchland, Doktor der Gottesgelahrtheit und erſter Dekan der theologiſchen Facultät in Wittenberg, welcher den Auftrag hatte, vorzügliche Lehrer zu ſuchen, empfahl dem Churfürſten den jungen Mönch, Martin Luther, (ſein Kloſtername war eigentlich Auguſtin,) von deſſen trefflichen Anlagen und Kenntniſſen er ſich durch perſönliche Bekanntſchaft überzeugt hatte. Wirklich wurde dieſer Vorſchlag von dem Fürſten genehmigt und Luther im Jahr 1508 nach Wittenberg berufen, um eine philoſophiſche Profeſſur zu übernehmen. Dieſe Berufung und Verſetzung gieng ſehr raſch vor ſich, ſo daß Luther nicht einmal ordentlich Abſchied nehmen konnte, und er wurde mehr in Kraft ſeines klöſterlichen Gehorſams dazu beordert, als daß ſeine freie Neigung darüber wäre befragt worden. „Mein Abſchied,“ ſchrieb er nachher an einen Bekannten, „war ſo eilig, daß faſt meine vertrauteſten Freunde nichts davon wußten.“ Uebrigens ſchied Luther in ſeiner neuen Eigenſchaft keineswegs aus dem Kloſterverband, ſondern er nahm jetzt ſeinen Wohnſitz im gleichnamigen Kloſter in Wittenberg. An den ihm übertragenen Lehrfächern, Phyſik, und Sittenlehre, ſcheint Luther keine ſonderliche Freude gehabt zu haben. Er ſchrieb 1509: „Ich befinde mich durch Gottes Gnade recht wohl, auſſer daß mir das Studiren, inſonderheit die Philoſophie, ſchwer eingeht, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauſchen wollen — *der* Theologie meine ich, welche in den Kern der Nuß, in das Innere des Waizens, in das Mark der Gebeine eindringt.“ Aber ſeinen Vorleſungen ſcheint man von dieſer geringen Neigung zu den genannten Fächern nichts angefühlt zu haben, da ſie ſehr beſucht und beliebt waren, und es iſt freilich nicht anders zu vermuthen, als daß der Reichthum und die Lebendigkeit ſeines Geiſtes Allem, worauf er ſich, wenn auch mit minderer eigener Neigung, warf, Reitz und Intereſſe in hohem Maaß verliehen habe. Für ihn ſelbſt konnte der Verkehr mit einer lernbegierigen, ſtrebſamen Jugend nicht anders als wohlthätig ſeyn. Das Wort, das von den Seelen empfänglicher Zuhörer aufgefaßt wird, kehrt gleichſam als ein verdoppeltes Eigenthum, ein geiſtiges Kapital mit Zinſen zu dem Lehrer zurück und giebt ihm doppelte Luſt und größere Zuverſicht. Bald wurde er vom Rath in Wittenberg zum Prediger berufen. Seine Schüchternheit und das Mißtrauen in ſeine Kräfte ließen ihn ſehr ſchwer dazu kommen, dieſer Aufforderung zu ſolgen. Staupitz drang in ihn, ſich derſelben nicht zu entziehen; aber Luther wußte eine Menge Entſchuldigungen, dieſen Beruf abzulehnen, der eine ſo ſchwere Verantwortlichkeit mit ſich bringe, da es nicht eine ſchlechte Sache ſey, an Gottes Statt mit den Leuten reden und ihnen predigen: Staupitz ließ ihm nichts gelten und widerlegte alle ſeine Entſchuldigungen, und als endlich Luther aufs Aeuſſerſte gebracht ihm ſagte: „Herr Doktor, Jhr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben,“ erwiederte er ihm: „Wohlan in Gottes Namen, dem ſey gleich alſo! wie ſoll man ihm thun! Unſer Herr Gott hat große Geſchäfte und bedarf droben auch kluger Leute.“ Luther predigte zuerſt, wie es ſcheint, zur Uebung, im Kloſter und dann öffentlich vor der Gemeinde in der Schloß- und in der Stadtkirche. Seine Scheue und Beſorgniſſe zeigten ſich als ungegründet; ſeine reiche, herzliche und ungekünſtelte Predigt fand ungemeinen Beifall, beſonders dadurch, daß er ſo ganz auf die, von manchen andern Predigern beinahe vergeſſene Schrift ſich ſtützte, und ehe er entfernt an eine Reformation dachte, ſtreute er ſchon mit vollen Händen den Samen, nicht des Widerſpruchs und der Feindſeligkeit, ſondern der evangeliſchen Wahrheit aus, und es läßt ſich denken, daß die Lehren, die er an heiliger Stätte, gleichſam an Gottes Statt mit der begeiſterten Wärme und Weihe des Redners einer andächtigen Gemeinde vortrug, noch ohne Arg und ohne Gedanken eines Widerſpruchs gegen die römiſche Kirche, durch den Beifall, den ſie gewonnen und den Segen, den ſie ſtifteten, gleichſam ihre Bewährung als ächte Lehre des Chriſtenthums erhielten; daß ſie ſich ihm weit weniger als die Privatüberzeugungen eines Einzelnen darſtellten, wie etwa bei ſolchen Anſichten eher der Fall ſein mag, auf welche der Gelehrte und Denker in ſeinem Studierzimmer kommt; daß er ſie, als von einer Gemeinde gebilligte und bekräftigte Wahrheiten, auch dann feſthalten und getroſt verfechten konnte, als ſie von Gegnern angegriffen wurden. Nicht lange aber ſtand es an, ſo erwarb ſich Luther die Würde eines Baccalaureus der Theologie und damit das Recht, auch theologiſche Vorleſungen zu halten. Jetzt war er erſt an ſeinem rechten Platze, jetzt mit ganzer Seele bei ſeinem Beruf, und jetzt ſchüttete er ſein unter inneren Kämpfen doch immer reicher und am Ende ruhiger gewordenes Herz zugleich mit den Schätzen der Gelehrſamkeit vor den ganz von ihm begeiſterten Zuhörern aus. Seinem Namen und ſeiner Lehr-Thätigkeit vorzüglich verdankte die junge Univerſität ihr raſches Aufblühen, und dieß vornemlich ſprach in ſpäterer Zeit ſo mächtig für ihn bei dem Churfürſten. Er hielt jetzt Vorleſungen über das alte und neue Teſtament, aber nicht nach dem Grundtext, ſondern nach der lateiniſchen Ueberſetzung. Seine Thätigkeit in dieſer Zeit muß unglaublich geweſen ſeyn und nur erklärlich durch ſeine außerordentliche Mäßigkeit im Schlaf ſowohl als im Genuß von Nahrung. Erholung ſcheint er ſich faſt gar keine gegönnt zu haben. Ueber ſeine Leiſtungen ſprach ſich ein vielſeitig gelehrter Mann, Doktor

Mellerſtadt, lux mundi (Licht der Welt) genannt, ſchon in den erſten Zeiten alſo aus: „Der Mönch wird alle Doktores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römiſche Kirche reformiren, denn er legt ſich auf der Propheten und Apoſtel Schrift und ſtehet auf Jeſu Chriſti Wort; das kann keiner, weder mit Philoſophei noch Sophiſterei umſtoßen und widerfechten.“

Unterbrochen wurde dieſe Thätigkeit durch eine ihm aufgetragene Reiſe nach Rom, welcher ein eigner Abſchnitt gewidmet werden wird. Zur Anerkennung theils ſeiner Verdienſte als Lehrer, theils auch, wie es ſcheint, ſeiner geſchickten Vollziehung ſeines Auftrags in Rom wurde ihm auf Betreiben von Staupitz die Doktor-Würde der Gottesgelahrtheit zuerkannt. Der Churfürſt gab gern ſeine Einwilligung und auch das zur Doktor-Promotion nöthige Geld, denn Luther ſelbſt hatte nichts, nahm von ſeinen Zuhörern nichts an, und war ſogar um ſeine Kleidung ſo unbekümmert, daß der Churfürſt ſelbſt ihm von Zeit zu Zeit eine neue Kutte ſchenkte. Unter einem Baume im Kloſter eröffnete Staupitz Luther'n ſein Vorhaben. Dieſer ſträubte ſich dagegen: er ſey ein ſchwacher, kranker Bruder, der nicht lange zu leben habe; man ſolle ſich nach tüchtigen und geſunden umſehen. Wieder mußte ihn Staupitz faſt mit Gewalt zur Einwilligung nöthigen. Die ihm verwilligten Gelder mußte er ſelbſt in Leipzig abholen, und hatte, bis ſie ihm eingehändigt wurden, allerlei Verdruß auszuſtehen. Am 18ten October 1512 wurde er, um keine Stufe zu überſpringen, zum Licentiaten, am 19ten zum

Doktor der Theologie oder der heiligen Schrift durch Andreas Bodenſtein (Carlſtadt) mit großer Feierlichkeit creirt und promovirt. Bei dieſer Gelegenheit mußte er ausdrücklich ſchwören: die heilige Schrift ſein Lebenlang zu ſtudiren und zu predigen; und dieſe ihm feierlich übertragene und von ihm übernommene Verpflichtung hat ihn ſowohl nach zuverläſſigen Berichten von Andern, als nach ſeinen eignen Worten oft in den Nöthen und Kämpfen ſeines Lebens getröſtet und aufgerichtet, wenn ihm Teufel und Welt haben Angſt und Banz machen wollen, wer ihm befohlen und wie er es verantworten wolle, daß er ein ſolches Weſen in der Chriſtenheit anrichte? Seine Gewiſſenhaftigkeit und ſein Eifer im Studium der heil. Schrift, neben welcher er jedoch auch die Kirchenväter fleißig las, ſo wie andre Bücher, z. B. Tauler, wurde durch ſeine neue Verpflichtung aufs höchſte geſteigert und er ſetzte ſeine Vorleſungen in demſelben Geiſte mit feſter Berufung auf das Wort Gottes fort, wobei er beſonders auch die übertriebene Ehrfurcht vor Ariſtoteles und deſſen großes Anſehen bekämpfte. Schon jetzt zog ihm indeß theils ſein Zufeldeziehen gegen die Scholaſtik, theils ſeine ausſchließliche Vorliebe für die heilige Schrift, gegen welche die Kirchenlehre weit zurück ſtehen mußte, manche Anklage und Vorwürfe zu; vielleicht lag auch dem Mißvergnügen der Univerſität Erfurt darüber, daß Luther in Wittenberg Doktor geworden war, worin ſie eine Treuloſigkeit und Eidverletzung zu finden meinte, ein geheimer Widerwille zu Grunde. Luther äußerte ſich indeß darüber ſehr bündig: wenn die Erfurter nicht wollten, daß er in Wittenberg Doktor werde, ſo hätten ſie ihn nur ſelbſt dazu machen ſollen; jetzt ſey die Sache nicht mehr zu ändern. Denjenigen, welche die Geringſchätzung des Ariſtoteles und der Scholaſtiker ungern ſahen und ſich derſelben annahmen, zeigte Luther, daß weder Thomas von Aquino, noch ſie ſelbſt auch nur den Ariſtoteles recht verſtänden. In einem damals viel Aufſehen machenden Streit zwiſchen den gebildeten und aufgeklärten Gelehrten (Reuchlin u. A.), welche die von den Dominikanern in Cölln vorgeſchlagene Verbrennung jüdiſcher Schriften aus dem Grunde nicht zugaben, weil ſie zum Studium der hebräiſchen Sprache und alſo zum Verſtändniß der Schrift nützlich und nothwendig ſeyen, erklärte ſich auch Luther gegen die Dominikaner, welche durch die gegen ſie lautende Entſcheidung des Papſts äußerſt erbittert wurden. Auch eine im Jahre 1516 zu Dresden vor Herzog Georg, welcher von Staupitz einen guten Prediger verlangt hatte, abgelegte Predigt, gab Anlaß zu manchen Anfechtungen und Verdrüßlichkeiten, theils weil man darin, mit Unrecht, perſönliche Anſpielungen auf Perſonen des Hofs fand, theils weil ſie den ſcholaſtiſchen Theologen mißfiel. Vielleicht wurde ſchon damals Herzog Georg ungünſtig gegen Luther geſtimmt, wiewohl er ſeiner Predigt und ſeiner Lehre viel Aufmerkſamkeit und Nachdenken widmete. In Wittenberg ſelbſt aber wuchs immer mehr Luthers Beliebtheit und Anſehen. Man hört bisweilen die Anſicht ausſprechen: Luther ſey erſt durch den Ablaßſtreit zu Ausübung einer von der römiſchen abweichenden Glaubensweiſe veranlaßt worden; aber hiebei iſt wohl zu beachten, daß Luther ſich ſeine dogmatiſche Ueberzeugung doch großentheils ſchon vor jenem Streite ausgebildet hatte, ohne daß er ſich jedoch des Widerſpruchs gegen die Kirchenlehre bewußt geworden war; zugeben kann man, daß ſich im Verlauf des Kampfes Vieles erſt recht hervorthat, ausbildete und befeſtigte.

Das Vertrauen, das ſich Luther in ſeiner Amtserfüllung und durch die Reinheit ſeines Lebens erwarb, veranlaßte auch den Generalvikar Staupitz, während einer längeren Abweſenheit ihm die Aufſicht und Viſitation von vierzig ihm untergebenen Klöſtern zu übertragen. Dieß wurde nun zwar für Luther eine Quelle vielfacher neuer Geſchäfte. Zugleich aber verſchaffte es ihm eine genauere, vielſeitige Anſchauung der Gebrechen und Uebelſtände des klöſterlichen Lebens, gab ihm Gelegenheit, manche werthvolle Bekanntſchaft anzuknüpfen und den Mönchen das Leſen und Studiren der Schrift, ſo wie die Sorge für den Volksunterricht zu empfehlen. Luthers Amtsgewalt war ziemlich ausgedehnt; er durfte Prioren ein- und abſetzen. So ernannte er Johann Lange in Erfurt zum Prior des dortigen Kloſters. Mit welcher Milde, Schonung und Beſcheidenheit er ſolche Schritte, wo ſie ihm nöthig ſchienen, that, erſieht man aus einem Briefe von ihm an die Mönche in Neuſtadt, eine ſolche Sache betreffend: „Ich höre mit Leidweſen, wie Ihr ohne Frieden und Einigkeit lebt und obwohl

Ihr unter Einem Dache beiſammen, doch nicht gleiches Herzens ſeyd — das iſt ein jämmerlich und unnützes Leben und kommt entweder von der Unlauterkeit Eurer Demuth her, weil wo Demuth, da Liebe iſt, oder von meiner Nachläſſigkeit, gewißlich aber von Eurer und meiner Schuld. Deßhalb bin ich gedrungen als Abweſender zu thun, was ich nicht wollte als Anweſender. Der vornehmſte Grund Eurer Verſtörung iſt: daß Ihr mit dem Prior nicht einträchtig ſeyd. Deßhalb befehle ich, in Kraft meines Amts, dir, Bruder Michael Dreſſel, dein Amt und Siegel niederzulegen. — Aber beklage dich nicht, daß ich dich ungehört verurtheile und deine Entſchuldigung nicht vernommen habe. Ich glaube ganz und gar, daß du Alles mit beſter Abſicht gethan, was du gehandelt haſt — du haſt ſo viel gethan, als dir Gnade zu Theil ward; dafür ſage ich dir Dank, und mißfallen mir alle deine Brüder, wenn ſie dir nicht auch Dank ſagen. Aber damit mußt du dich tröſten: daß es nicht genug iſt, nur ein frommer und redlicher Mann ſeyn für ſich ſelbſt, ſondern daß Einer auch in Friede ſeyn muß und in Eintracht mit Andern. Und oft werden mißbilligt und mit Recht verworfen die beſten Werke, damit der Friede erhalten werde.“

So vereinigte ſich Alles, Luther'n zu ſeinem nachherigen Berufe auszuſtatten und vorzubereiten. Von der Menge ſeiner Geſchäfte aber kann man ſich aus ſeiner eignen Beſchreibung eine Vorſtellung machen: er ſchrieb im Jahre 1516 an einen Freund, er brauche beinahe zwei Schreiber oder Kanzelliſten, den Tag über thue er faſt nichts, als Briefe ſchreiben, er ſey Prediger des Kloſters, Prediger bei Tiſch und täglich begehre man ſein, in der Parochie zu predigen, er ſey Aufſeher des Studiums, ſey Vikarius, das heißt zehnfacher Prior, erkläre die Pauliniſchen Schriften und den Pſalter und habe überdieß noch mit den ökonomiſchen Geſchäften des Kloſters zu thun. Dieſe unglaubliche Thätigkeit, mochte ſie auch in ihrem Uebermaaß für ſeine körperlichen Kräfte bisweilen erſchöpfend ſeyn, wirkte doch wohlthätig auf ſeinen Gemüthszuſtand, ſie zog ihn von der Selbſtquälerei ſeiner Kloſterjahre ab, beſtärkte in ihm, ohne ſeiner Demuth Gott gegenüber, Eintrag zu thun, das Gefühl ſeiner Kraft, gewöhnte ihn an den Verkehr jeder Art mit den Menſchen, auch an Widerwärtigkeiten und Anfeindungen, und ſeine theologiſchen Forſchungen waffneten ihn mit einer ſo gründlichen Ueberzeugung, daß ihn der nachher ausbrechende Streit gar nicht beſſer vorbereitet hätte finden können. Als Beweiſe theils ſeines ſchon damals gegen Menſchenfurcht feſten Gemüthes, theils ſeiner frommen Ergebung und Standhaftigkeit mögen ein paar Stellen aus ſeinen Briefen dienen. An den berühmten und gelehrten Georg Spalatin, den Prediger und geiſtlichen und weltlichen Rath des Churfürſten, mit welchem Luther ſehr gut ſtand und der von großem Einfluß war, ſchrieb er im Jahre 1516: „Eurem Churfürſten Friedrich gefällt viel und glänzet ſchön, was Gott mißfällig und zuwider iſt; ich läugne nicht, daß der Mann in weltlichen Sachen überaus klug ſey, aber ich erkenne ihn faſt für ſiebenfach blind in den Dingen, die Gott und der Seelen Wohlfahrt angehen; eben wie Euer Pfeffinger. Ich will dieß nicht im Winkel als ein Verläumder geredet haben; verlange auch nicht, daß Ihr es heimlich halten ſollet, bin vielmehr bereit, es beiden, wenn ich irgend Gelegenheit finden ſollte, ins Angeſicht zu ſagen.“ Im ſelben Jahre ſchrieb er an Lange bei'm Ausbruch einer Peſt in Wittenberg: „Was ſoll ich ſagen? die Peſt iſt da und fänget ſich hart und plötzlich an, abſonderlich bei der lieben Jugend. Ihr rathet mir und M. Barthel'n, daß ich mit Euch ſollte fliehen. Ich hoffe, die Welt ſoll nicht einfallen, wenn gleich Bruder Martin ſtirbt. Nimmt die Peſt überhand, ſo will ich die Brüder in alle Welt zerſtreuen; ich bin hieher geſetzt. Wegen meines Gehorſams darf ich nicht fliehen, bis mir es der Gehorſam, der mich hieher berufen, wiederum befiehlt. Nicht daß ich mich vor dem Tode nicht fürchtete, denn ich bin nicht der Apoſtel Paulus, ſondern nur ein Erklärer deſſelben, aber ich hoffe, der Herr wird mich von meiner Furcht befreien.“

Was Luthers Stellung zur Kirche und zum Pabſt betrifft, ſo war er noch weit entfernt, an eine Auflehnung oder gar Losreißung von Beiden zu denken. In der Vorrede zu ſeinen Werken bekennt er ſelbſt: „der Leſer ſoll wiſſen, daß ich damals, als ich dieſe Sache (den Ablaß) angriff, ein Mönch und der unſinnigſten Papiſten einer geweſen bin, ſo trunken, ja erſoffen in den Lehren des Pabſts, daß ich ſchier bereit geweſen, Alle, wenn ich gekonnt hätte, zu tödten, oder denen die da tödteten, zu helfen und darein zu willigen, welche dem Pabſt auch nur mit Einer Sylbe den Gehorſam verweigerten.“ So tief gewurzelt war die Ehrfurcht vor dem Pabſt in ihm, daß ſelbſt eine Reiſe nach Rom, wo er doch gewiß mit ſeinem klaren Blicke den Zuſtand der Dinge und das herrſchende Verderben wohl in Acht nahm, ſeine Geſinnungen nicht verändern, ſeinen Glauben nicht erſchüttern konnte, ſondern erſt ſpäter dasjenige, was er wie in einem Traume geſehen hatte, ihm als nackte Wirklichkeit wieder vor die Seele trat.

Luthers Reiſe nach Rom.

Ueber die Veranlaſſung der Sendung Luthers nach Rom iſt man nicht ganz im Gewiſſen, ja nicht einmal darüber, ob er einmal, oder, wie auch behauptet wird, zweimal dort geweſen. Indeß iſt es auch von keinem großen Intereſſe, dieß ausgemacht zu wiſſen. Die unzweifelhafte Reiſe fällt in das Jahr 1510 und der Gegenſtand der Sendung waren nach Einigen: Streitigkeiten, die in ſeinem Orden ausgebrochen waren, nach Andern die Auswirkung einer Erlaubniß für kranke Brüder, in höchſter Leibesſchwachheit Fleiſch zu eſſen. Er reiste in Geſellſchaft eines andern Bruders und bekam 10 Dukaten mit, um damit in Rom einen Fürſprecher auf ſeine Seite zu bringen. Die Nachrichten über die Reiſe ſind ſehr dürftig und unzuverläſſig. In Oberitalien ſoll ihm von einigen Mönchen, welchen er wegen Verletzung der Faſtengeſetze Vorſtellungen machte, nach dem Leben getrachtet worden ſeyn; er wurde aber gewarnt und entzog ſich ſo ihren Anſchlägen. Auch hatte er unterwegs, in Bologna, von einem heftigen Krankheitsanfall zu leiden und fand große Tröſtung und Stärkung in dem Spruche: „der Gerechte wird ſeines Glaubens leben.“ — Vielleicht redet er aus Erfahrungen, die er bei Gelegenheit dieſer Reiſe gemacht hatte, wenn er Schwaben und Bayern ſpäter das Zeugniß gab: „Wenn ich viel reiſen ſollte, wollt' ich nirgend lieber denn durch Schwaben und Bayern ziehen, denn ſie ſind freundlich und gutwillig, herbergen gern, gehen Fremden und Wanderleuten entgegen und thun den Leuten gütliche Ausrichtung um ihr Geld.“ Auch von Luthers Aufenthalt in Rom iſt wenig auf uns gekommen; man zeigt indeß noch das Gebäude (damals ein Kloſter), gleich bei der Porta del Popolo, wo er ſeinen Aufenthalt nahm. Man iſt zu der Annahme berechtigt, daß ein ſo aufmerkſamer und lernbegieriger Mann wie Luther, in ſeiner Reiſe nach Rom und ſeinem Aufenthalt daſelbſt eine verſtärkte Aufforderung gefunden, ſich mit der Geſchichte der Päbſte bekannt zu machen, wozu ihn ohnehin ſchon ſeine Studien geführt hatten. Aber freilich, wenn gleich ihm auch bei ſeinem damaligen guten Glauben, Vieles an dem Pabſt und dem Zuſtand der Kirche und Hierarchie anſtößig und ärgerlich ſeyn mußte, ſah er das Ganze noch mit ſo argloſem Auge an, daß er hievon nicht würde Veranlaſſung zu ſeiner Reformation genommen haben, denn noch ſieben Jahre nachher verhielt er ſich ruhig. Eine beherzigenswerthe Beſtätigung für die Wahrheit, daß das Vorurtheil für eine Einrichtung oder einen Grundſatz nachſichtig macht gegen die Mißbräuche und Uebelſtände, die man, ſo lange nur die gute Meinung für das Ganze bleibt, als unweſentliche, zufällige Auswüchſe entſchuldigt: während man, ſobald jener Glaube in ſeiner Wurzel erſchüttert oder zerſtört wird, alle einzelnen Fehler und Mißbräuche als nothwendig faule Früchte eines faulen Baumes anſieht. Dieß hängt aber nicht ſowohl von dem Maaße der Einſicht, als von der unwillkürlichen Anſchauung ab, über welche der Menſch ſelbſt nicht volle Gewalt hat; und dieß erklärt einigermaßen, wie zwei in ihren Anſichten getrennte Perſonen oder Parteien — in welchem Lebensgebiet es auch ſey — einander gegenſeitig, mit voller Ueberzeugung, der Ungerechtigkeit und Blindheit anklagen. Luther ſelbſt war einmal auf dem Standpunkte geſtanden, welchen die beharrlichen Anhänger des Pabſts auch ſpäter nicht verlaſſen konnten, und erſt nachdem er das innerſte Weſen des Pabſtthums für verwerflich erkannt hatte, erſchienen ihm auch die einzelnen Ausflüſſe jener Einrichtung in ſo grellem Lichte, in ſo abſcheulicher Geſtalt.

Es dürfte wohl hier der paſſendſte Ort ſeyn, über das Pabſtthum und die Kirche ſo viel zu bemerken, als zum Verſtändniß des von Luther dagegen erhobenen Kampfes nothwendig ſcheint. Als im Anfang des vierten Jahrhunderts durch Konſtantin die chriſtliche Religion zur Staatsreligion des großen römiſchen Reichs erhoben ward, wurden die Biſchöfe, die an der Spitze der größern Gemeinden ſtehenden Aufſeher, deren Anſehen ſich zuvor lediglich auf ihren religiös-ſittlichen Wirkungskreis und ihre perſönliche Würdigkeit gründete, nach und nach auch politiſch bedeutende Männer, beſonders dadurch, daß ſich die Kaiſer ſelbſt mit ſo großem Eifer in die theologiſchen Streitigkeiten miſchten. Beſonderes Anſehen und großen Einfluß gewannen namentlich die Biſchöfe in den großen Städten des Reichs; indeß gehörte der römiſche Biſchof urſprünglich nicht einmal zu den Angeſehenſten. Die Romaniſten wußten viel von einer Länderſchenkung Konſtantin's an den römiſchen Biſchof zu erzählen, wovon aber die Geſchichte ſchweigt und deren Grundloſigkeit der treffliche Ulrich von Hutten in helles Licht ſetzte. Durch viele Umſtände begünſtigt errangen jedoch die römiſchen Biſchöfe ein zuerſt noch beſtrittenes, endlich aber mehr oder weniger zugeſtandenes Uebergewicht über alle abendländiſchen Biſchöfe — eine Gunſt der Umſtände, welche die Romaniſten durch Berufung darauf, daß ihre Kirche von dem Apoſtel Petrus, dem erſten der Apoſtel, dem Fels der Gemeinde, geſtiftet und als erſtern Biſchof geleitet worden ſey, und daß deſſen Nachfolger auch die dem Petrus übertragene erſte Stelle und die Leitung der Kirche in ununterbrochener Reihe geerbt haben, für ein wohlbegründetes, durch Chriſti eignes Wort geheiligtes Recht ausgaben. Die Behauptungen der Päbſte, wie ſich die römiſchen Biſchöfe ſpäter nannten, hielten lange ziemlich gleichen Schritt mit dem wirklichen Wachsthum ihrer Macht, und erſt als dieſe ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, verſuchten ſie dasjenige, was ihnen bisher mehr als ein freiwilliges Geſchenk des Schickſals zugefallen war, durch beſchleunigende Thätigkeit, durch kluge, beharrliche Kühnheit zu erobern. Epoche machte in der Geſchichte des Pabſtthums die Schenkung Carls des Großen an den Pabſt Leo III., wodurch er ein weltlicher Fürſt wurde, und die Krönung Carls zum römiſchen Kaiſer durch den Pabſt, deſſen Nachfolger die von nun an übliche Krönung der deutſchen Könige zu römiſchen Kaiſern in einem für ihre Machtfülle ſehr günſtigen Sinne deuteten, wornach die Kaiſer gewiſſermaßen ihre Untergebne und Belehnte ſeyn ſollten — uneingedenk, in welcher Abhängigkeit ſelbſt der Pabſt Leo III. von Carl geweſen war. Die gewaltigen langwierigen Kämpfe der deutſchen Kaiſer mit den in ihren Anmaßungen immer weiter gehenden Päbſten, die am Ende auch über alle weltliche Dinge entſcheiden und gebieten wollten, endigten durch die kluge und folgerechte Politik der letztern, unter welchen manche ausgezeichnete Geiſter waren, im Ganzen zu ihren Gunſten, und ihr höchſter Triumph war die Demüthigung des vierten Heinrichs, der in Canoſſa im Bußhemd beim Pabſt Gregor VII. (Hildebrand) um Aufhebung des Banns flehte. Die mächtigen Hohenſtaufen erlagen in dieſem Kampf, wohl hauptſächlich deßwegen, weil die Päbſte mehr die Vertreter des damaligen Zeitgeiſtes waren, als ſie, die ihrer Zeit voraneilten. In die Zeiten des höchſten Glanzes fallen die von den Päbſten veranlaßten und begünſtigten Kreuzzüge ſeit dem Ende des 11ten Jahrhunderts — wahre Auswanderungen der kräftigſten Männer, aber auch von Weibern und Kindern, in den Orient, wodurch aber die Päbſte ſich ſelbſt, nach dem Urtheile einſichtsvoller Geſchichtsforſcher, die Nerven ihrer Kraft abſchnitten. Ein franzöſiſcher König war es, der durch Liſt und Gewalt, aber nicht im Kampfe um die höchſten Prinzipien, welche die Deutſchen verfochten, der Macht und dem Anſehen der Päbſte den erſten Schlag beibrachte; ſehr nachtheilig dafür war das 70jährige Exil in Avignon, noch nachtheiliger das ärgerliche Schisma, während deſſen zwei und am Ende drei Päbſte ſich die Nachfolge Petri anmaßten, und dem endlich durch das Conſtanzer Concilium ein Ende gemacht werden mußte; aber doch verſchmerzte der nunmehr tiefgewurzelte, gewaltige Stamm dieſe Wunden, und ſelbſt noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts führten die Päbſte ſo ziemlich die alte hochmüthige Sprache, wenn gleich ſie derſelben weniger Nachdruck zu geben vermochten. Ihren ungeheuern Einfluß verdankten die Päbſte theils dem Alter des Inſtituts und der Jahrhunderte alten Gewöhnung, theils ihren Verdienſten um Bekehrung heidniſcher Völker, theils der zahlreichen, durch alle chriſtlichen Länder zerſtreuten, mehr oder weniger von ihnen abhängigen Geiſtlichkeit. Die Welt- und die Ordensgeiſtlichen, wenn auch oft uneinig unter ſich, beugten ſich doch gleicherweiſe vor dem heiligen Vater in Rom, und wie die Päbſte durch das Verbot der Inveſtitur der Geiſtlichen durch Laien, jene von den Fürſten losgeriſſen hatten, ſo wußten ſie dieſelben durch die gewaltſame Einführung des Cölibats der bürgerlichen Geſellſchaft in hohem Grade zu entfremden. Derſelbe Gregor VII., welcher Heinrich IV. ſo gedemüthigt hatte, ſetzte die

Allgemeinheit des Cölibats, der vorher nur angeprieſen und bei den höhern Geiſtlichen gefordert worden war, auch bei den niedern Geiſtlichen durch, ſo ſehr ſich beſonders die Deutſchen dagegen ſträubten. Dieſe Maaßregel war auch deßhalb ſo wichtig, weil ſie den geiſtlichen Stand in den Augen des Volks mit dem Schein einer größern Heiligkeit umgab und die hierarchiſche Anſicht unterſtützte, wornach im Grunde die Prieſter allein die Kirche ausmachten, von der die Laien nur die loſer zuſammenhängenden Glieder waren — eine Anſicht, die auch im Gottesdienſt ſinnlich ausgedrückt wurde, indem die Prieſter in der Kirche ihren eignen geweihteren Ort hatten, als Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen, für die Andern in der Meſſe den Leib Chriſti opferten und vom Genuß des Kelchs die Laien ausſchloſſen.

Seine Gewalt zu befeſtigen und den Widerſtand zu beſiegen, ſtanden dem Pabſt ſehr viele und kräftige Mittel zu Gebote. Hier ſind beſonders zu nennen die Kirchengeſetze, welche am Ende ihre Sanktion nur vom Pabſte erhielten, wie ſie auch hauptſächlich ihn als den Inbegriff der Kirchengewalt betrachteten. Ein von den Päbſten der Chriſtenheit in den Zeiten der Unwiſſenheit und Finſterniß mit Liſt und Gewalt aufgedrungenes, dem Biſchof Iſidor von Sevilla zugeſchriebenes, aber erweislich falſches Buch diente, alle Anmaßungen und Anſprüche der Päbſte, welche in frühern Zeiten auch nur zu berühren ihnen nicht einfallen konnte, als längſt anerkannte, wohlgegründete und unbeſtreitbare Rechte darzuſtellen und zu behaupten. Darauf begründete ſich großen Theils der Beweis für die Machtfülle des Pabſts. Neben dieſen iſidoriſchen Dekretalen kam noch eine Geſetzesſammlung, das kanoniſche Geſetzbuch, zu Stande, welches aus päpſtlichen Verordnungen zuſammengetragen iſt und ſein Anſehen bis zur Reformation ungetheilt, von dieſer Zeit an aber noch in der katholiſchen Chriſtenheit mehr oder weniger behauptet hat. Die Waffen der Päbſte waren: der Bann gegen die Einzelnen, das furchtbare, die Religion und den Cultus ſuspendirende Interdikt gegen ganze Länder, die Inquiſition und Scheiterhaufen gegen Ketzer; die Schätze der Völker ſtanden zu ihrer Verfügung und die Mittel, dieſelben nach Rom zu leiten, wurden mit erfinderiſchem Geiſte vervielfältigt. Aber eben zu der Zeit, wovon hier die Rede iſt, waren dieſe Zuflüſſe einigermaßen ins Stocken gekommen und die Verſuche, ſie wieder fließen zu machen, gaben den nächſten Anlaß zur Reformation.

Nur eine grobe, ganz unhiſtoriſche Betrachtungsweiſe vermöchte jetzt noch in dem, durch ein Jahrtauſend fortgeſchrittenen Wachsthum der Hierarchie und des Pabſtthums, und in der von Königen und Völkern geduldeten Herrſchaft der römiſchen Biſchöfe blos eine kecke, übermüthige Anmaßung, einen durch eine Reihe von ſo vielen Päbſten vererbten, ſchlauen Plan zur Ueberliſtung und Verfinſterung der Menſchheit zu erblicken. Schon das iſt zu berückſichtigen, daß von Anfang her das Uebergewicht des römiſchen Biſchofs nicht läſtig empfunden, ſondern von vielen Seiten gerne anerkannt und, als wohlthätig, ſogar freiwillig verſtärkt ward. Weniger die Päbſte ſelbſt, als die ganze europäiſche Chriſtenheit des Mittelalters würde durch eine Behauptung, wie die obige, entehrt, wodurch die neben dem Kaiſerthum großartigſte Einrichtung und Idee des Mittelalters in den Staub gezogen werden ſoll. Daß das Geiſtige oder Geiſtliche herrſchen ſolle über das Weltliche — das war der den beſten Päbſten der frühern Zeit vor der groben Entartung vorſchwebende und mehr oder weniger deutlich ausgeſprochene Gedanke — deſſen Reinheit ſich aber freilich, wie es in den menſchlichen Dingen geſchieht, immer trübende Elemente anhiengen. Es iſt keine Schmach, vielmehr eine Ehre für die Menſchheit, daß die Ausführung eines ſolchen Gedankens verſucht werden konnte; es iſt ein glänzendes Beiſpiel für die Gewalt des Geiſtes, daß die Worte eines vergleichungsweiſe machtloſen Prieſters die Heere und den Länderbeſitz der gewaltigſten Fürſten aufwogen und es läßt ſich wenigſtens denken, daß unter dem Einfluß von erleuchteten und großartigen Päbſten ſich eine ganz andere, ſittlichere Politik hatte geſtalten können, als ſie noch heut zu Tage unter chriſtlichen Fürſten und Völkern beſteht. — Daß die ſogenannten Statthalter Chriſti insgeſammt anmaßende Heuchler geweſen, wird zwar vielfach behauptet, hat aber Wenig für ſich. Das ganze Mittelalter, mit wenigen Ausnahmen, hat an die göttliche Sendung der Päbſte geglaubt — ſollten nur ſie ſelbſt nicht daran geglaubt haben? Freilich fällt es uns heut zu Tage, bei ſolcher Zeitferne und einer ſo gänzlich veränderten Denkweiſe ſchwer, uns in einen ſolchen hochgeſtellten Prieſter hineinzudenken, der für Chriſti und Gottes Statthalter auf Erden galt, an deſſen Unfehlbarkeit zu zweifeln ein Verbrechen war, der die Pforten des Himmels öffnete und ſchloß, — und der nicht ein Heuchler geweſen ſeyn ſoll! Aber iſt denn die Annahme beifallswerth, daß einem ſo unbegrenzten Glauben an die faſt göttliche Machtfülle des Pabſts von Seiten der Völker, durchaus keine lebendige Ueberzeugung von Seiten des ſo hoch Erhabenen entſprochen hätte? Hätten wohl in einer ſo langen Reihe von Jahrhunderten die römiſchen Kirchenfürſten die Völker in ſolchem Gehorſam und ſolcher Verehrung zu erhalten vermocht, wenn für ſie ſelbſt ihre Würde nur eine künſtliche Rolle und nie Wahrheit war? Wir leben in einer nüchternen Zeit — und doch können wir die thatſächlichen Aeußerungen einer trunknen Schwärmerei, wie die Kreuzzüge waren, nicht läugnen; darf man aber die Möglichkeit einer weitgehenden Selbſttäuſchung, wie bei den Päbſten, in Abrede ziehen, zumal wenn ſie durch ſo viele äußere Umſtände unterſtützt wurde? Aber freilich wäre es thöricht, für die ſpätern Päbſte alle, in den Zeiten der groben Entartung, noch jenen Glauben an ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen zu wollen. Die Geſchichte des Pabſtthums, etwa vom Schisma an, iſt großentheils eine Kette von Abſcheulichkeit und Ruchloſigkeit, ſo daß man ſich nur wundern muß, wie eine ſo geſchändete

Würde ſich noch im Anſehen erhalten konnte; was übrigens weniger galt von den frivolen Italiänern, welche die ärgerlichen Auftritte gar zu ſehr in der Nähe hatten, als von den argloſen Deutſchen, deren treuherziger Glauben eigentlich die beſte Stütze des Pabſtthums geweſen war. Denn nicht nur mißbrauchten ſie ihre Gewalt zu Handlungen und Anordnungen, welche mit dem Geiſte des Chriſtenthums im grellſten Widerſpruch ſtanden, ſondern ſie unterließen auch in ihrem Privatleben nichts, was den päpſtlichen Namen zu einem Spott und Fluch hätte machen ſollen. Einer der berüchtigtſten Päbſte iſt Alexander **VI.**, **1492 — 1503**, einer der treuloſeſten und nichtswürdigſten Regenten und ein Wüſtling, deſſen Sittenloſigkeit und ärgerliches Leben allen Glauben überſteigt; von ihm urtheilt ein italiäniſcher Geſchichtſchreiber: er habe durch ſeine ſchändlichen Laſter, Grauſamkeit, Treuloſigkeit, Wolluſt und unerhörte Habſucht gleich einer giftigen Schlange die ganze Welt verpeſtet. Von dieſem war durch einen nur **16** Tage regierenden Pabſt getrennt Julius **II.**, der nicht nur als großer Politiker Bündniſſe veranlaßte und ſchloß, welche Eroberungen zum Zweck hatten, ſondern ſich auch in eigner Perſon an die Spitze ſeiner Heere ſtellte, **1503 — 1513.** Auf ihn folgte Leo **X.**, ein Gönner und Kenner der Künſte und Wiſſenſchaften, der, wohl nicht ganz mit Unrecht, für einen Freigeiſt galt. Um ihn vorläufig einigermaßen zu charakteriſiren, ſey hier das Urtheil erwähnt, das er anfänglich über Luther's Theſen fällte: ein voller, trunkner

Deutſcher habe ſie geſchrieben; wenn er wieder nüchtern, werde er ſchon anders geſinnt ſeyn.

Luther ſelbſt erkannte nachher gar wohl, von welcher Wichtigkeit und welchem Einfluß ſeine Reiſe nach Rom für ihn geweſen. „Weil mich unſer Herrgott in den häßlichen Handel und Spiel gebracht hat, wollt' ich nicht hunderttauſend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom geſehen hätte, ich müßte mich ſonſt immer beſorgen, ich thäte dem Papſt Gewalt und Unrecht, aber was wir ſehen, das reden wir.“ — „Da ich Rom zuerſt ſah,“ erzählt er, „fiel ich auf die Erde, hob meine Hände auf und ſprach: ſey mir gegrüßt, du heiliges Rom, ja rechtſchaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihrem Blut, das da vergoſſen iſt.“ Die weltliche Hoffarth und Pracht des Pabſts hatte er, der einfache Mönch, ſelbſt mit angeſehen und ſchildert ſie ſo: „Rom hat jetzund ſein Gepräng, der Pabſt triumphirt mit hübſchen geſchmückten Hengſten, die vor ihm her ziehen und er führet das Sacrament auf einem hübſchen weißen Hengſt.“ Ueber die Päbſte ſeiner Zeit erzählte Luther folgendes, was wenigſtens einen Begriff giebt davon, was man den Päbſten zutraute: „Der Pabſt Alexander war ein getaufter Jude, der gar nichts glaubte; dieſem war Pabſt Julius, der an ſeine Stelle kam, ſo feind, daß er alle Thüren und Fenſter, darauf ſeine Wappen waren, ausbrechen und abthun ließ. Pabſt Leo ward von den Barfüßern beſtochen mit 80,000 Dukaten, daß er ſie nicht wollte reformiren; da er nun das Geld auf dem Tiſch liegen ſah, ſprach er: Wer wollte ſo vielen Gewaffneten (dem Gepräge der Dukaten) widerſtehen.“ Am berüchtigtſten war die Aufführung Alexanders VI., und ſeiner zwei Söhne, wovon Einer den Andern umbringen ließ. Von dieſem erzählt Luther: „der Pabſt Alexander ſammt ſeinem Sohn hatten alle Cardinäle der Colonneſer zu Gaſt, und wollten ihnen vergeben mit Gift, das in einer ſonderlichen Flaſche zugericht war, aus welcher von ungefähr dem Pabſt und ſeinem Sohn eingeſchenkt und gegeben ward. Der Vater ſtarb davon, aber der Sohn ſoff Baumöl, ließ ſich an den Beinen aufhängen und brachte das Gift alſo wieder von ſich.“ Auch unter der niedern Geiſtlichkeit fand Luther große Frivolität und Leichtſinn. Die Meſſe laſen ſie ſo haſtig, daß ſie damit fertig waren, ehe Luther recht angefangen, und dann ſchalten ſie ſeine Langſamkeit. Er hörte erzählen, wie ſich Einer über das Sacrament des Altars luſtig gemacht und geſagt habe: Brod biſt du und Brod bleibſt du; Wein biſt du und Wein bleibſt du — er ſah den liederlichen Lebenswandel der hohen Geiſtlichen — (denen man durch förmliche Beſchlüſſe die Zahl der Buhlerinnen beſchränkte!) — der freilich auch bei den Deutſchen nicht viel beſſer war; aber trotz dem blieb ihm Rom ein gar heiliger Ort. „Es geſchah mir zu Rom, daß ich auch ſo ein toller Heiliger war, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte Alles, was daſelbſt erlogen und erſtunken iſt. Ich habe auch wohl eine Meſſe oder zehn zu Rom gethan und war mir dazumal ſchier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten; denn ich hätte ſie gern aus dem Fegfeuer erlöſet mit meinen Meſſen und andern trefflichen Werken und Gebeten mehr. Es iſt zu Rom ein Spruch: Selig iſt die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis eine Meſſe hält. Wie gern hätte ich da meine Mutter ſelig gemacht! Aber es war zu drange und konnte nicht hinzu kommen.“ Er brachte einen unerſchütterten Glauben an den Pabſt mit zurück. „Ein ſolcher Saulus bin ich geweſen, wie jetzt noch Viele ſind. Ich war nicht ſolches Eis und Froſt wie ein Eck und Seinesgleichen in Vertheidigung des Pabſts, von welchen mich dünkt, daß ſie mehr um des Bauchs willen den Pabſt vertheidigt, als daß es ihnen Ernſt war; ja ich meine noch auf den heutigen Tag, daß ſie ſelbſt des Pabſts lachen, wie die Epikuräer. Ich handelte die Sache mit Ernſt, fürchtete ja mit Entſetzen den jüngſten Tag und begehrte von Grund meines Herzens ſelig zu werden. So findet man in meinen frühern Schriften, wie Vieles und Großes ich dem Pabſt demüthigſt zugeſtanden, das ich in ſpäterer Zeit für höchſte Gotteslästerung und Gräuel halten und verfluchen muß.“ —

Der Ablaſs.

Hatte Luther bis zum Jahre 1517 als Lehrer und Prediger zur Belehrung und Erbauung vieler Geiſter und Gemüther, im Ganzen unangefochten und friedlich gewirkt, ſo wurde er in dem genannten Jahre durch einen Unfug, der ihm nicht zu ſchweigen geſtattete, zu einer Handlung aufgefordert, die als der erſte Stein zum Gebäude der Reformation angeſehen werden kann, obgleich Luther ſelbſt von den ungeheuren Folgen ſeines Schritts noch keine Ahnung hatte.

Wie übel am päbſtlichen Hofe gewirthſchaftet wurde, iſt ſchon erwähnt worden, und dieſes lecke Faß zu füllen genügten die ordentlichen Einkünfte des päbſtlichen Stuhls (ſo drückend für die Länder und ſo mißbräuchlich auch viele davon waren) nachgerade um ſo weniger, als die Könige von Frankreich und England die unaufhörlichen Geldabflüſſe aus ihren Ländern mit Widerwillen ſahen und am Ende eiferſüchtig bewachten, ja ausdrücklich beſchränkten. Neue Geldquellen ſollte der Ablaß eröffnen. Damit verhielt es ſich ſo: zur Vergebung der begangenen Sünden waren nach damaliger Kirchenlehre außer der Beichte und innerlichen

Reue und Buße auch eine äußere, werkthätige Buße oder Genugthuung erforderlich — wie Faſten, Kaſteiungen, Wallfahrten u. ſ. w. Dieſe Genugthuung konnte durch den abſolvirenden Prieſter und in letzter Inſtanz durch den Pabſt in eine Geldleiſtung zu wohlthätigen Zwecken verwandelt werden. Mit dieſer Lehre wurde die in der Kirche allmählig ausgebildete Lehre vom Fegfeuer in enge Verbindung gebracht; dort müßten, ſo lehrte man, die Seelen derer, welche die äußere Buße nicht auf irgend eine Weiſe geleiſtet, läuternde und reinigende Qualen erſtehen, welche durch Abtragung der Genugthuung während dieſes Lebens vermieden, oder für die Todten durch die Leiſtungen der Lebenden abgekürzt werden können, wenn dieſe ſich jener durch Uebernahme der Buße oder durch Stiftung von Seelmeſſen annähmen. Dem Pabſt aber wurde die Macht und Schlüſſel des Fegfeuers und Einfluß auf das Schickſal der Todten zugeſchrieben. Um dieſe Vorſtellungsweiſe und Lehre nicht allzuhart zu beurtheilen, muß man erwägen, daß es ſich urſprünglich nicht von Abkaufung der Sünde, ſondern nur von Verwandlung der dem reuigen Sünder auferlegten äußern Bußübungen in eine Geldſumme handelte; aber daran knüpfte ſich mit der Zeit der doppelte Uebelſtand: daß an die Stelle aller wohlthätigen Zwecke die päbſtliche Schatzkammer trat und daß die roheren Gemüther die Reue als Neben- und die Gelderlegung als Hauptſache anſahen, in welchem Wahn ſie von ſtumpfſinnigen Prieſtern gelaſſen, von gewiſſenloſen, gewinnſüchtigen Betrügern abſichtlich beſtärkt wurden. Die Habgier und das Streben, das Anſehen der päbſtlichen Machtfülle zu vergrößern, vereinigten ſich von Seiten der Hierarchie mit der Rohheit und der — Frömmigkeit des Volks (wenn man die für jenes Zeitalter bezeichnende Sorge um die künftige Seeligkeit ſo nennen darf), um dem Ablaß Beliebtheit und dem Handel damit einen großen Markt zu verſchaffen. Mit der Zeit kam man zu der Einſicht, daß der billige Preis des Ablaſſes den Abſatz um ſo allgemeiner und ergiebiger mache. Wenn nun mit dem Ablaß die Dispenſationen, oder die Befreiung von gewiſſen minder weſentlichen Geboten, von Faſten u. dergl. ſich ſehr leicht vermengten, ſo gewann jener natürlich immer mehr das Anſehen: eine bequeme Auskunft und Erlaubniß zum Sündigen an die Hand zu geben, und war der letzte Schritt: die Ablaßzettel als Vollmachtbriefe zu Begehung künftiger Sünden anzuſehen und anzupreiſen, leicht gethan. Bis zu dieſer Höhe des frevelhaften Unſinns trieb wenigſtens den Handel — denn ſo muß man das pomphafte Ausbieten des Ablaſſes nennen — der Dominikaner Johann Tetzel, der Beauftragte des geiſtlichen Churfürſten Albrecht von Mainz. Dieſer Fürſt hatte mit dem Pabſt Leo X. über die Theilung des Gewinns aus dieſem Handel einen Vertrag geſchloſſen, gleichwie ſchon im Jahre 1500 ein mit der Ablaßpredigt nach Deutſchland geſchickter Legat ein Drittheil des Gewinns dem Reichsregiment hatte abtreten müſſen. Das Ausſenden ſolcher Prediger war für die Deutſchen gleichſam ein Erſatz für das Jubeljahr in Rom, an deſſen großen Segnungen ſie nicht theilnehmen konnten, und der Pabſt war dazu dießmal, außer ſeiner verſchwenderiſchen Hofhaltung, durch den unermeßlich koſtſpieligen Bau der Peterskirche veranlaßt, an welchem koloſſalen Werke ſich das Pabſtthum gleichſam ruinirt[*] hat. Die Ablaßkrämer führten eine ſehr weitläuftige Inſtruktion von Albrecht von Mainz bei ſich, worin Alles ſehr genau, am genaueſten der Betrag, die Einkaſſirung und Sicherung des Geldes, ſodann die Art der Verkündigung und die äußerlichen Feierlichkeiten beſtimmt waren, und worin auch ausdrücklich geſagt wurde, daß, um die Ablaßgnade für ſich und für Todte im Fegfeuer zu erlangen, nicht eben immer auch Reue und Zerknirſchung erforderlich ſeyen. Der Unfug Tetzels, welcher nach Jüterbock, in der Nähe Wittenbergs, kam, jagte Luther in Harniſch. Es geſchah, daß Beichtkinder von ihm, welche Ablaßzettel gelöſt hatten, gegen ſeine Ermahnung zur Buße gleichgültig ſich zeigten oder wohl gar ſie ablehnten; da weigerte ſich Luther ſie zu abſolviren. Dieß wurde Tetzel'n wieder hinterbracht, und dieſer wüthete und tobte über dieſe Herabſetzung der Ablaßgnade und zündete ſogar Feuer auf dem Markte an, damit die Ketzer bedrohend, welche ſich dem Pabſt und ſeinem Ablaß widerſetzten. Luther ſchrieb an einige Biſchöfe und forderte ſie auf, dem Unweſen zu ſteuern, aber erhielt keine befriedigende Antwort. Jetzt fieng Luther an, gegen den Unfug des Ablaſſes zuerſt in der Schloßkirche, dann in der Stadtkirche zu Wittenberg zu predigen und am 4ten September 1517 gab er einen Sermon gegen den Ablaß heraus. Schon griff er hier die katholiſche Lehre von der Buße im Ganzen als nicht ſchriftgemäß an und ſagte unter Anderem: „Das ſage ich, daß man aus keiner Schrift bewähren kann, daß göttliche Gerechtigkeit eine andre Pein oder Genugthuung begehre oder fordere von dem Sünder, denn allein ſeine herzliche und wahre Reue und Bekehrung, mit Fürſatz fürder das Kreuz Chriſti zu tragen und die obgenannten Werke zu üben.“ — „Ob die Seelen aus dem Fegfeuer gezogen werden durch den Ablaß, weiß ich nicht und glaube das auch noch nicht, wiewohl das etliche neue Doktores ſagen, aber iſt ihnen unmöglich zu bewähren, auch hat es die Kirche noch nicht beſchloſſen.“ — Daß er aber auch unter einen Beſchluß der Kirche ſeine aus der Schrift geſchöpfte Ueberzeugung nicht würde gefangen gegeben haben, giebt er in demſelben Sermon ſchon deutlich zu verſtehen.

Aber wichtiger war ein weiterer Schritt. Am Tage vor Allerheiligen, am 31. Oktober 1517, ſchlug er an der Schloßkirche von Wittenberg 95 Theſes oder Sätze gegen Tetzel's Lehre vom Ablaß an, Jedermann zum Diſputiren darüber, ſey es mündlich oder ſchriftlich, einladend. Am gleichen Tage ſchickte er dieſelben auch an den Erzbiſchof von Mainz, begleitet von einem beſcheidenen, ehrerbietigen, aber doch feſten Schreiben: „Euer Ch. Fürſtl. Gn. halten mir gnädiglich zu gut, daß ich unter andern Menſchen der geringſte und unwertheſte ſo vermeſſen bin, daß ich mich unterwinden darf, einen Brief an E. Hochwürden zu dichten, will ſchweigen zu ſchreiben. Dazu hat mich jetzt fürnemlich bewegt mein treuer Dienſt, den ich, Hochwürdigſter Vater in Gott, E. Ch. F. G. zu leiſten mich ſchuldig erkenne." — „Es wird im Lande herum geführt der Päbſtliche Ablaß unter E. Ch. F. G. Namen und Titel, zum Bau von St. Peters Münſter in Rom. Daran ich nicht ſo faſt ſtrafe und beſchuldige der Ablaßprediger groß Geſchrei, das ich nicht gehört habe, als den falſchen Verſtand, welchen das arme, einfältige, grobe Volk daraus ſchöpft und doch allenthalben rühmt." „Ach lieber Gott! ſolchergeſtalt werden die armen Seelen unter Euer Hochwürden Sprengel und Sorge, lieber frommer Vater! zum Tode, nicht zum Leben unterweiſet und wird von Euch eine gar ſtrenge und ſchwere Rechenſchaft, die immer wächſt und größer wird, für dieſe Seelen alle gefordert werden." — „Welche Gefahr und Schrecken muß nun ein Biſchof gewarten, der nichts Anderes denn den Ablaß mit großem Gepräng geſtattet unter das Volk auszubreiten." Darum bitte er den Erzbiſchof, der Sache ſich ſchleunig anzunehmen: „daß nicht vielleicht dermaleins ſich einer herfür thue, und beide den Ablaßpredigern und dem Büchlein widerſpreche, und es verlege zur höchſten Schmach Euer durchlauchtigſten Hoheit, dafür mich wahrlich ſehr grauet und doch beſorge, daß geſchehen möchte, wo der Sache nicht eilend gerathen würde." Seine Theſen legt er dem Erzbiſchof bei, damit derſelbe daraus vernehme:

„Wie der Wahn vom Ablaß gar ein ungewiß Ding iſt, den doch die Ablaßprediger für ganz gewiß halten und ausrufen.“

In den Theſen unterſcheidet Luther zwiſchen dem Päbſtlichen Ablaß und der Predigt der Krämer mit demſelben: Th. 71 u. 72. „Wer wider die Wahrheit des Päbſtlichen Ablaſſes redet, der ſey ein Fluch und vermaledeyet; Wer aber wider des Ablaßpredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt, oder ſich bekümmert, der ſey gebenedeyet.“ Dagegen wird die Bedeutung des Päbſtlichen Ablaſſes ſelbſt dahin eingeſchränkt: daß er nicht die geringſte tägliche Sünde könne hinwegnehmen, ſoviel die Schuld anbelangt, Theſ. 76. Theſ. 52.: „durch Ablaßbriefe vertrauen ſelig zu werden, iſt nichtig und erlogen Ding, obgleich der Commiſſarius (oder Ablaßvogt), ja der Pabſt ſelbſt ſeine Seele dafür zum Pfande ſetzen wollte.“ Theſ. 36.: „Ein jeder Chriſt, ſo wahre Reue und Leid hat über ſeine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört.“ Das Entbehrliche des Ablaſſes und ſeine Unverträglichkeit mit der Predigt von der Kraft der Reue wird Theſ. 39 angedeutet: „Es iſt aus der Maaßen ſchwer, auch den allergelehrteſten Theologen, zugleich den großen Reichthum des Ablaſſes und dagegen die wahre Reue und Leid für dem Volk zu rühmen.“ Gegen die Gewalt des Pabſts über das Fegfeuer erklärte er ſich ausdrücklich, Theſ. 20: „der Pabſt meint mit dem Wort vollkommene Vergebung aller Pein die Pein allein, die er ſelbſt hat aufgelegt.“ Theſ. 35.: „denn die Ablaßgnade ſiehet allein auf die Pein der Genugthuung, welche von Menſchen auferlegt iſt worden.“ Theſ. 25.: „Gleiche Gewalt, wie der Pabſt über das Fegfeuer durchaus und insgemein, ſo haben auch ein jeder Biſchof und Seelſorger in ſeinem Bisthum und Pfarre, inſonderheit aber bei den Seinen.“ — Dieß ſind die hauptſächlichſten, weiter führenden Sätze; die Kirchenlehre wird als im Ganzen wahr vorausgeſetzt, aber das ganze Dogma als ein ſchwieriges, vielen Mißverſtändniſſen ausgeſetztes und daher genauerer Beſtimmungen bedürftiges behandelt. Der Ablaß ward zwar nicht gerade beſtritten, aber durch die Beſchränkung ſeiner Bedeutung, durch Hintanſetzung deſſelben, verglichen mit der Reue, mit Werken der Barmherzigkeit und Liebe, ja durch Nachſetzung deſſelben gegen Erfüllung der bürgerlichen und Familienpflichten im Grunde auf Nichts zurückgeführt. Uebrigens iſt gegen den Pabſt durchaus nichts Feindſeliges in dieſen Theſen, noch auch das ſpätere Loſungswort Luther's: der Glaube, darin genannt, wohl aber werden die Predigt und das Wort Gottes dringend anempfohlen und geprieſen.

Dieß war der erſte kräftige Flügelſchlag des von dem ſterbenden Huß geweiſſagten Schwans und er wurde vernommen durch ganz Deutſchland, und klang wie die Vorbedeutung gewaltiger Ereigniſſe. „Ehe vierzehn Tage vergiengen,“ berichtet ein Zeitgenoſſe, „waren dieſe Sätze durch ganz Deutſchland und in vier Wochen ſchier die ganze Chriſtenheit durchlaufen, als wären die Engel ſelbſt Botenläufer und trügen's vor aller Menſchen Augen. Es glaubt's kein Menſch, was für ein Gerücht davon wurde; bald wurden ſie (urſprünglich lateiniſch) in's Deutſche überſetzt und es gefiel dieſer Handel Jedermann ſehr wohl, ausgenommen den Predigermönchen und dem Biſchof zu Halle; auch etlichen, die des Pabſtes täglich genoſſen und die Schätze der Erde, die er erhoben hatte, weidlich gebrauchten.“ Ahnungslos des großen Kampfes, der daraus entſtehen ſollte, hatte Luther dieſe Aufforderung zu einem theologiſchen Kampfe erlaſſen; aber daß doch auch hiezu ſchon ein mehr als gewöhnlicher Muth gehörte und daß der Inſtinct der Deutſchen die ſchickſalsſchwere Bedeutung dieſer Sätze fühlte, bezeugen Luthers eigene naive Aeußerungen und die allgemeine Empfänglichkeit und Zuſtimmung, womit dieſer Hahnenruf der Geiſtesfreiheit aufgenommen wurde. „Zu der Zeit“ erzählte nachher Luther, „war ich Prediger allhier im Kloſter, ein junger Doctor, neulich aus der Eſſe kommen, hitzig und luſtig in der heiligen Schrift. Als nun viel Volks von Wittenberg lief, dem Ablaß nach gen Jüterbock und ich (ſo wahr mich mein Herr Chriſtus erlöst hat) nicht wußte, was der Ablaß war, wie es denn kein Menſch wußte, fieng ich ſäuberlich an zu predigen, man könne wohl Beſſeres thun, das gewiſſer wäre, denn Ablaß löſen.“ Und anderswo: „Ich verſtand nicht einmal, was der Ablaß ſey, wie es denn auch alle Papiſten auf einen Haufen nicht wußten. Deßhalb diſputirte ich davon, nicht in der Meinung, als wollte ich ihn verwerfen, ſondern wollte ſeine Kraft und Weſen erlernen.“ — „Weil alle Biſchöfe und Doctoren ſtille ſchwiegen und Niemand der Katze die Schellen umbinden wollte, ſo ward der Luther ein Doctor gerühmt, daß doch einmal Einer kommen wäre, der drein griffe.“

Dem für Luther ſelbſt unerwarteten Eindruck der 95 Theſen glaubte Tetzel durch ſeine zu Frankfurt an der Oder gegen ihn erlaſſenen 106 Gegen-Sätze begegnen zu müſſen, die er, ſelbſt kein großer Theolog, mit Beiſtand Konrad Wimpina's verfaßte und deren Hauptinhalt darauf hinauslief: die Machtvollkommenheit des Pabſts und der von ihm ermächtigten Geiſtlichen zu wirklicher Vergebung der Sünden (im Gegenſatz zu der bloßen Erklärung oder Ankündigung) zu behaupten. Die Sätze Luther's wurden buchſtäblich wiederholt und als Irrthümer bezeichnet, und gelehrt: „des Pabſtes Macht und Gewalt ſey ganz gleich der des Apoſtels Petrus.“ Darauf folgten noch 50 andere Gegen-Sätze, welche gleich damit anfiengen, dem Pabſt eine über alle Concilien, über alle Pur-Menſchen und alle Lehrer, die ihre Meinung aus der heiligen Schrift ſchöpften, erhabene, in Sachen des Glaubens und im geiſtlichen Gericht untrügliche Weisheit und Autorität beizulegen. Die Theſen Luthers wurden nicht als einzelne Lehrmeinungen, welche Gegenſtand einer Diſputation ſeyn ſollten, geprüft und bekämpft, ſondern die Aufſtellung derſelben an und für ſich als ein Angriff gegen die Majeſtät des Pabſts und als fluchwürdige Ketzerei im Bauſch und Bogen verdammt und ihnen ſomit ein

Sinn und eine Abſicht aufgedrungen, welche noch gar nicht darin lag. Man muß geſtehen, daß dieſe Wendung, welche Luther's Gegner der Sache dadurch gaben, daß ſie den Streit auf das Anſehen und die Gewalt des Pabſts hinlenkten, nicht übel berechnet war, Luthern in's Gedränge zu bringen und ſeine Anhänger ſcheu zu machen. In letzterer Beziehung erreichten ſie theilweiſe ihren Zweck. Der Enthuſiasmus, welchen Luther's erſter Schritt hervorgerufen, wurde freilich einigermaßen, wenigſtens bei den ängſtlicheren Gemüthern, gedämpft, als der Streit dieſe Wendung bekam. Luther ſelbſt erzählt, ſein Prior und Superior ſeyen von dem Zetergeſchrei beweget zu ihm gekommen und haben ihn dringend gebeten, den Orden nicht in Schanden zu führen, da ſchon die Dominikaner jubelten, daß auch die Auguſtiner jetzt etwas abbekommen würden; aber er antwortete ihnen: „Lieben Väter, iſt es nicht in Gottes Namen angefangen, ſo iſt es bald gefallen; iſt es aber in ſeinem Namen angefangen, ſo laſſet denſelben walten.“ In Luther's Perſon und Character aber hatten ſich die Gegner ganz und gar verrechnet und damit dem Pabſte ſelbſt das ſchlimmſte Spiel angerichtet. Außer jenen Gegenſätzen hatte Tetzel auch den Sermon vom Ablaß bekämpft, wogegen Luther eine Vertheidigung deſſelben herausgab, in deren kräftigem Schluß folgendes vorkommt: „Sollte nicht einen Chriſtenmenſchen verdrießen, daß man mit leiblichem Feuer und Tod allererſt ſo kindiſch und ſpöttiſch fürnimmt die Leute zu ſchrecken, ſo es doch alſo ein ſchrecklich und ernſt Ding iſt, in der Schrift Auslegung zu irren und Leute zu verführen, daß es denſelben Schriftläſterern das hölliſche Feuer und ewigen Tod gilt.“ — „Doch wiewohl dieſe Materie nicht antrifft Glauben, Seligkeit, Noth und Gebot und ſie ſo gottſüchtig und liebeſiech ſind, auch in ſolchen unnöthigen und unketzerlichen Sachen Ketzer zu verbrennen, ſo verzeihe mir's mein gnädiger Gott und Vater, daß ich zu Spott aller Ehre, die nicht dein iſt, auch eins trotzen möge gegen meine Baaliten. Hier bin ich zu Wittenberg Doctor Martinus Luther, und iſt etwa ein Ketzermeiſter, der ſich Eiſen zu freſſen und Felſen zu reißen verdünke, den laſſe ich wiſſen, daß er habe ſicher Geleit, offne Thor, frei Herberg und Koſt darinnen, durch gnädige Zuſagung der löblichen und chriſtlichen Fürſten Herzog Friedrich u. ſ. w.“ — „Auch zu mehrerem Schein ſeines Fürnehmens will er mich dringen, mein Sermonen zu erbieten auf Erkenntniß päbſtlicher Heiligkeit. Sage ich: ich darf keiner Nießewurz, habe auch nicht ſo große Schnuppen, daß ich das nicht röche. Doch ſoll es nicht lange währen, ich will meine Materie erbieten, vielleicht mehr denn ihnen lieb ſeyn ſoll.“ — „Ich vermiß mich nicht, über die hohen Tannen zu fliegen, verzweifel' auch nicht, ich möge über das dürre Gras kriechen.“ Der in den obigen Worten erwähnten Procedur mit Verbrennen der Lutheriſchen Theſen, wurde von den Wittenbergiſchen Studenten durch Verbrennung der Tetzel'ſchen Gegenſätze geantwortet, worüber Luther ſelbſt ſeinem Freund Johann Lange in Erfurt folgendes meldet: „Die Studenten, wie ſie denn des alten ſophiſtiſchen Krams aus der Maaßen überdrüſſig ſind, und dagegen begierig auf die heilige Schrift, vielleicht auch aus Gunſt gegen mich beweget, als ſie vernommen, daß ein Mann ſey kommen von Halle, geſandt von Tetzel'n, dem Verfaſſer der Gegenſätze, gehen ſie ſofort zu ihm, machen dem Menſchen bang, daß er dergleichen ſich unterfienge hieherzubringen, kaufen auch einige, Andere aber nehmen ihm mit Gewalt, verbrannten alle zuſammen, beiläufig 800; ließen auch zuvor eine Ankündigung und Einladung ergehen, wer da wolle anweſend ſeyn bei Verbrennung und Leiche der Tetzel'ſchen Sätze, wolle auf den Markt kommen um zwei Uhr; wußten Fürſt, Senat, Rector, noch wir Alle nichts davon. Fürwahr, es mißfällt mir und Allen die ſchwere Mißhandlung, ſo jenem Menſchen von den Unſrigen widerfahren. Ich bin außer Schuld, beſorge dennoch, das Ganze wird mir zugerechnet werden. Aus der Sache entſteht allenthalben ein gewaltig Geſchrei und noch größerer, nicht unbilliger Unwillen. Was geſchehen wird, weiß ich nicht, ohne daß meine Gefahr dadurch noch gefährlicher wird.“ In eben dieſem Schreiben erwähnt Luther des Vorhabens, ſich nach Heidelberg zu begeben, wohin zu Anfang des Jahres 1518 eine Verſammlung der Auguſtiner ausgeſchrieben und auch er berufen war. Trotz der Abmahnungen ſeiner beſorgten Freunde, welche Nachſtellungen gegen ſein Leben fürchteten, führte er ſeinen Vorſatz aus und machte den Weg großentheils allein und zu Fuß; er traf in Heidelberg ſeine Freunde Staupitz und Lange, ſeinen Lehrer Jodocus, der aber an den Neuerungen ſeines Schülers wenig Gefallen trug, und viele nachher namhaft gewordenen Männer, z. B. Bucer. Unter großem Zulauf und Beifall diſputirte Luther in Heidelberg über 28 theologiſche und 12 philoſophiſche Theſen, worin er die Reſultate ſeiner Schriftforſchung gegen die hergebrachten Kirchenlehren geltend machte, gegen fünf heidelbergiſche Doctoren, von welchen der jüngſte, als er nicht recht gegen Luther aufkommen konnte, endlich ſagte: „Wenn das die Bauern hörten, würden ſie uns ſteinigen!“ was ein großes Gelächter erregte. Luther war ſowohl mit dem Benehmen der Theologen, als mit der Aufnahme in Heidelberg ſehr wohl zufrieden, und kam ſehr vergnügt von dieſer Reiſe zurück; ſeine Bekannten fanden ihn ſtärker als zuvor; gewiß hatte dieſe Reiſe viel beigetragen, ſeine Perſönlichkeit und ſeine Lehre zu empfehlen.

Nach Wittenberg zurückgekehrt, fand er wieder alle Hände voll zu thun. Gegen die Tetzel'ſchen Gegenſätze ſchrieb er ſogenannte Reſolutiones oder Erläuterungen der von ihm aufgeſtellten Sätze. Er verwahrte ſich darin gegen den Vorwurf der Ketzerei und verſicherte, an der heiligen Schrift, den Concilienſchlüſſen und päbſtlichen Dekreten zu halten, doch erklärte er ſich nicht geneigt, dieſen oder jenen Scholaſtiker für durchaus untrüglich anzuerkennen. Er beſtimmte das Weſen der Buße näher, dadurch, daß er zeigte, wie darunter die innerliche und nicht die ſacramentliche, durch Mitwirkung und Dienſt des Prieſters bedingte zu verſtehen ſey.

Die Buße der Kirche thut nur für die Kirchenſtrafen genug, aber der göttlichen Gerechtigkeit wird durch Reue und Leid genug gethan. Schon iſt auch hier der Satz aufgeſtellt, daß kein Menſch könne gerechtfertigt werden außer durch den Glauben. Vom Fegfeuer enthält ſich Luther etwas Beſtimmtes auszuſprechen und will es nicht läugnen, achtet aber, daß die Furcht und Schrecken des geängſteten Gewiſſens genug ſeyen, des Fegfeuers Pein und Qual anzurichten. Beſtritten wird der von der katholiſchen Kirche vorausgeſetzte Ablaßſchatz der Kirche, der durch das überſtrömende Verdienſt Chriſti geſtiftet und durch die Werke der Heiligen gemehrt, dem Pabſt zur Verfügung ſtehen ſoll. Dagegen finden ſich Zugeſtändniſſe wie folgendes: „Ich rede hier abermals, man muß der Gewalt der Schlüſſel in Demuth weichen und etwas zu Gefallen thun und ſich nicht leichtlich dawider ſetzen. Denn es iſt Gottes Gewalt, vor der man ſich, ſie mag nun recht gebraucht oder gemißbraucht werden, fürchten ſoll, gleichwie vor allen andern Werken, die aus Gott ſind: mehr aber vor dieſer Gewalt.“ Mit großer Ehrfurcht wird darin von dem damaligen Pabſt Leo X. geſprochen und derſelbe ein liebreicher, angenehmer Herr genannt, viel zu gut für dieſe Zeiten, die einen Alexander VI. oder Julius II. verdienten. Dieſe Schrift ſchickte er dem Pabſte ſelbſt nebſt einem ſehr demüthigen Schreiben zu, unter dem 30ſten Mai 1518. Er beklagte ſich, daß er vor dem Pabſte übel berüchtigt und verketzert werde, und erzählte den Verlauf der Sache, wie der Ablaß

Handel ſo ſchändlich getrieben, der Name des Pabſts dabei mißbraucht und die Guten dadurch eingeſchüchtert worden ſeyen; er habe, damit Licht in dieſen Handel käme, ſeine Theſes zum Behuf einer Diſputation geſtellt und wolle ſie nicht als ſtreng ausgeſprochene Behauptungen angeſehen wiſſen, ſie ſeyen nach der Gewohnheit bei Diſputationen abſichtlich etwas dunkel geſtellt. „Was ſoll ich nun thun? Widerrufen kann ich nicht und ſehe doch, daß ich mir großen Haß durch jene Verbreitung zugezogen habe. Ungern komme ich auf den Plan hervor, da ich wider mich hören muß ſchier aller Menſchen fährlich und vielfältig Urtheil, ſonderlich weil ich ungelehrt, unerfahren und ſolcher hohen Sachen zu gering bin. Und eben zu dieſer güldenen Zeit, da nun ſehr viel feine und gelehrte Leute ſind; welcher täglich mehr werden. Alſo daß auch Cicero, wenn er jetzt lebte, ſchier ſich in einen Winkel verbergen ſollte. Aber die hohe Noth zwingt mich, daß ich Gans unter den Schwanen ſchnattern muß. Derhalben, auf daß ich auch meine Widerſacher zum Theil verſöhne und Vieler Begehr und Verlangen erfülle, ſo gebe ich an Tag meine Gedanken, darinnen man ſiehet die Erklärung meiner Sprüche vom Ablaß.“ — „Derohalben, heiligſter Vater, falle ich Euer Hoheit zu Füßen, und ergebe mich ihr ſammt Allem, was ich bin und habe. Eure Hoheit handle mit mir ihres Gefallens; bei Eurer Hoheit ſtehet es, meiner Sache ab- oder zuzufallen, mir Recht oder Unrecht zu geben, mir das Leben zu geben oder zu nehmen. Es gerathe nun wie es wolle, ſo will ich nicht anders wiſſen, denn daß Euer Hoheit Stimme Chriſti Stimme ſey, der durch ſie handle und rede. Habe ich den Tod verſchuldet, ſo weigere ich mich nicht zu ſterben. Denn die Erde iſt des Herrn und was darinnen iſt. Er ſey hochgelobet in Ewigkeit. Amen!“ Die Beſorgung dieſes Schreibens übertrug er dem Doctor Staupitz in einem ebenfalls bemerkenswerthen Schreiben. Er erinnert ihn darin, daß er, Luther, zuerſt von Staupitz auf die Erkenntniß des Weſens der Buße ſey hingeleitet worden, wodurch er Veranlaſſung bekommen zu ſeinen weitern Forſchungen. Jetzt, da er gegen ſeinen Willen auf den Plan ſey gezogen worden, da er doch lieber in einem Winkel verborgen und ein Zuſchauer des trefflichen Spiels der Geiſter in ſeinem Jahrhundert geblieben wäre, bitte er ihn, dieſe Schriften an den Pabſt zu beſtellen. „Uebrigens habe ich meinen dräuenden Feinden nichts zu antworten, als jenes Wort von Reuchlin: „Wer arm iſt, der fürchtet nichts, denn er kann nichts verlieren.“ Ich habe nicht Gut und Geld, begehre auch keines. Hab' ich gut Gerücht und Ehre gehabt, ſo macht dieſelben jetzt ohne Unterlaß zu nichte, der es angefangen hat. Der einige armſelige Leib, durch viele und ſtete Gefahr und Unglück geſchwächt, iſt noch übrig; richten ſie denſelben hin mit Liſt oder Gewalt, Gott zum Dienſt, ſo machen ſie mich nur um eine oder zwo Stunden ärmer. Ich laſſe mir genügen an meinem ſüßen Erlöſer und Verſöhner, meinem Herrn Jeſus Chriſtus, dem ich ſingen will, ſo lange ich lebe. So aber Jemand nicht mit mir ſingen will, was geht's mich an? Beliebt es ihm, ſo heule er bei ſich ſelbſt allein!"

Ueber die zugleich überſandte Schrift ſtehe hier Luther's eignes Urtheil aus ſpätern Zeiten: „durch dieſelben Propoſitionen wird öffentlich angezeiget meine Schande, das iſt, meine große Schwachheit und Unwiſſenheit, welche mich im Anfange drungen, dieſe Sache mit großer Furcht und Zittern anzufahen. Ich war allein und aus Unfürſichtigkeit in dieſen Handel gerathen und weil ich nicht konnte zurückweichen, räumte ich dem Pabſt in vielen und hohen Artikeln nicht allein viel ein, ſondern betete ihn auch mit rechtem Ernſt williglich an." — „Was und auf welche Weiſe mein Herz daſſelbe erſte und andere Jahr erlitten und ausgeſtanden habe, und in waserlei Demuth, die nicht falſcher, noch erdichteter, ſondern rechter Art war, wollte ſchier ſagen Verzweiflung, ich da ſchwebete, ach da wiſſen die ſichern Geiſter wenig von, die hernach des Pabſts Majeſtät mit großem Stolz und Vermeſſenheit angriffen. Ich aber, weil ſie mir zuſchauten und allein in der Gefahr ließen ſtecken, war nicht ſo fröhlich getroſt und der Sache gewiß, denn ich wußte viel nicht, welches ich Gottlob nun weiß."

Es trat aber nun ein Gegner um den andern gegen Luther auf. Jakob Hochſtraten, ein Dominikaner und Ketzermeiſter, rieth in einer Schrift gegen Luther, dieſen den Flammen zu übergeben. Dieſen fertigte Luther mit einer ſehr derben Schrift ab, worin er ſein wüthendes, grauſames Toben ihm vorwirft und ihm Ehren-Namen wie grober Eſel und Bluthund ertheilt. Johann Eck, ein gelehrter Mann, Procanzellarius der Univerſität Ingolſtadt, gab eine Schrift „Obelisken“ betitelt heraus, in welcher er Luthern einen Böhmen, Ketzer, aufrühriſchen, frechen Menſchen nannte. Auf Zureden ſeiner Freunde antwortete Luther, der anfangs nichts dagegen thun wollte, demſelben mit einer Schrift: „Aſterisken.“

Endlich ſchrieb auch gegen ihn Sylveſter Prierias zu Rom, Magiſter Palatii, und erhob in ſeiner Schrift das Anſehen des Pabſts mit unerhörter Keckheit. Dieſem antwortete Luther in zwei harten Schriften. Natürlich mußte er in der Zeit dieſer Streithändel viel mit den Gedanken über das Verhältniß des Pabſts zur Kirche und deſſen Macht und Rechte ſich beſchäftigen, und um ſo mehr, als die Gegner in ihrer Berufung auf ſeine Gewalt alles Maaß überſchritten und durch ihre unſinnigen und frevelhaften Behauptungen einen Mann wie Luther, ſtatt ihn, nach ihrer Berechnung, zu übertäuben und niederzuſchmettern, nur zu einer um ſo ſtrengeren Prüfung und gerechterem Mißtrauen reitzten. Zwar griff er auch jetzt noch nicht den Pabſt geradezu an; aber die Betrachtung, daß Schriften wie die des Prierias in Rom verbreitet und vielleicht gutgeheißen, wenigſtens nicht ſofort verdammt würden, veranlaßte ihn doch zu bedingten Angriffen gegen den Pabſt: „Hält und lehrt man öffentlich dermalen zu Rom mit Wiſſen und

Verhängniß des Pabſts und der Kardinäle (als ich nicht hoffe), ſo ſage und bekenne ich öffentlich mit dieſer Schrift, daß der wahrhaftige Antichriſt ſitze im Tempel Gottes und regiere zu Rom, in der rechten Babylon, bekleidet mit Scharlacken und Roſenfarb, und daß der römiſche Hof des Satans Synagog und Schule ſey.“ — „Wiewohl ich nicht ungern, ſondern ganz willig dem elenden Sylveſter zulaſſe, daß die Schrift, wie er läſtert, ihre Kraft vom Pabſt nehme. Denn dieſes iſt ein richtiger Weg, die päbſtliche Tyrannei mit allem Recht zu verläugnen und auf einmal zu Grund und Boden zu ſtürzen. Und ich für meine Perſon will mit dieſer Schrift bekannt und bezeugt haben: Wo der Pabſt und die Kardinäle dieß unverſchämte Läſtermaul des Satans nicht ſchweigen und zu einem Widerruf bringen: daß ich's hinfort mit der römiſchen Kirche nicht halten will, ſammt Pabſt und Kardinälen als dem Gräuel der Verwüſtung, der da ſtehet an der heiligen Stätte.“ Bei'm Schluß vergißt er die bedingte Redeweiſe und bricht in die heftigen Worte aus: „Nun fahre hin, du unſeliges, verdammtes und läſterliches Rom! Der Zorn Gottes iſt endlich über dich gekommen, wie du verdient haſt, weil du durch ſoviel Gebete, die ſo lange Zeit für dich geſchehen ſind, ohne Unterlaß getrachtet haſt, nur ärger zu werden. Wir haben Babel geheilet, aber ſie will ihr nicht helfen laſſen; ſo laßt ſie fahren, daß ſie eine Behauſung der Drachen und ein Behältniß aller unreinen Geiſter, und aller feindſeliger Vögel, Straußen, Geyer, Eulen, ein

Behältniß der Marder, Feldteufel, Kobolde, Igel und ihrem Namen nach eine ewige Verwirrung ſey und bleibe, voller geitziger Götzen, Meineidigen, Apoſtaten, Mörder u. ſ. w. Gehab dich wohl, lieber Leſer und verzeihe mir, daß ich ſo heftig und hochbetrübten Herzens rede, ja vielmehr habe Mitleid mit meinem großen Leid und Schmerzen.“

Durch eine unter des Pabſts Augen verfaßte Schrift voll der maßloſeſten Behauptungen von deſſen Machtfülle, mußte Luther nothwendig zum Widerſpruch und zum Angriff gegen dieſen ſelbſt gereitzt werden und mußten in ſeiner Seele die Erinnerungen an das Verderben in Rom, wovon er Augenzeuge geweſen, ſich neu beleben; in ſeiner lebendigen Phantaſie wurzelte jetzt immer tiefer jene Vorſtellung, welche die Ruchloſigkeit des römiſchen Hofs treffend zu bezeichnen, und zugleich als eine bibliſche den Stempel der göttlichen Wahrheit gewiſſermaßen an ſich zu tragen ſchien. Die Anwendung apokalyptiſcher Bilder auf Rom und den Pabſt war nicht neu; ſchon Kaiſer Friedrich II. hatte ſie gemacht. Hatte aber Luther zuerſt nach einem treffenden bildlichen Ausdruck zu Bezeichnung ſeines Widerwillens und Abſcheu's gegen die römiſche Ruchloſigkeit geſucht, ſo wirkte nunmehr das mit aller Heftigkeit ſeines Gemüths ergriffene und feſtgehaltene Bild auch auf ſeine Anſicht gewiſſermaßen zurück, dergeſtalt daß er die Ausdrücke: Antichriſt, Werkzeug des Teufels u. ſ. w. nicht bildlich, ſondern im wörtlichen Verſtande gebrauchte, was aber nur diente, ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit zu ſteigern. In einem zweiten Aufruf, ebenfalls in Erwiederung auf die Schrift des Prierias, führte er ganz die unumwundene Sprache der vollen Zuverſicht; in kurzer Zeit machte ſeine Einſicht und Kühnheit Rieſenſchritte, indem er mit ſeiner Hauptwaffe: Berufung auf das Wort Gottes, jedes neue Bollwerk, hinter dem ſich ſeine Gegner ſicher glaubten, ſtreitluſtig und ſiegesgewiß angriff und ſo immer mehr Boden gewann. Auſſer dem Punkte der päbſtlichen Gewalt lag ihm beſonders das Weſen der Buße am Herzen, worüber er auch einen Sermon ſchrieb. Auch kam in ihm jetzt ſchon die Wahrheit zum Bewußtſeyn, daß alle Chriſten prieſterlichen Standes, und die Behauptungen von den beſonderen unterſcheidenden Vorzügen der Prieſter in der katholiſchen Kirche ungegründet ſeyen.

Einen ſo raſchen Verlauf hatten dieſe Angelegenheiten, auf welche die Augen und Herzen von ganz Deutſchland, günſtig oder ungünſtig, fürchtend oder hoffend, gerichtet waren, daß ſchon drei Vierteljahre nach dem erſten Beginn der Kaiſer Maximilian auf dem Reichstage zu Augsburg im Auguſt 1518 in einem Schreiben an den Pabſt deſſen Einſchreiten in Anſpruch nahm, da jener Urheber des ihm mißfälligen und ärgerlichen Handels viele Patrone und Vertheidiger ſeiner Anſicht bekommen, unter welchen auch Gewaltige und eines großen Anſehens Leute ſeyen. Deßhalb ſolle man nicht mit ſchlummerigen Augen zuſehen. Was der Pabſt in dieſem Handel ſchließe, darüber wolle Er, der Kaiſer, ernſtlich halten, und verſchaffen, daß es von Jedermann im Reiche gehalten werde.

Leo X., ein prächtiger, kunſtliebender aber gegen die Religion ziemlich gleichgültiger Herr, urtheilte anfänglich von Luther: derſelbe ſey ein trefflicher Kopf und die Sache ſey nichts als ein Mönchshader; dem überhandnehmenden Geſchrei jedoch konnte und wollte er nicht Widerſtand leiſten. Durch den Kardinal Raphael von Rovero ließ er dem Churfürſten von Sachſen bedeuten, er möchte ſich Luthers nicht weiter annehmen. Dieſer erwiederte klug: er verſtehe nichts von Luthers Lehre und ſey weit entfernt, dieſelbe vertheidigen zu wollen; Luther ſelbſt aber weigere ſich, ſo viel er wiſſe, nicht, unpartheiiſchen, chriſtlichen Richtern Rede zu ſtehen, wenn man ihm nur freies Geleit gebe. Er ſchlug zu dieſem Behufe den Erzbiſchof Churfürſten von Trier vor. Nun aber erließ unterm 23. Auguſt 1518 der Pabſt Leo ſelbſt ein Schreiben an den Churfürſten von Sachſen, worin es hieß: „Wir hören und gelangt von allen Seiten an uns, daß Einer, Bruder Martinus Luther, Eremiten-Ordens St. Auguſtin der Verbrüderung in Deutſchland, als ein Kind der Bosheit, Gottes Verächter, ſeines Habits und Ordens vergeſſen, welcher in Demuth und Gehorſam beſteht, in der Kirchen Gottes ſich rühme, daß er als durch deiner Hoheit Schutz und Schirm verſichert, keiner Menſchen Autorität noch Strafe fürchte!“ Dieß glaube nun zwar der Pabſt nicht von dem Churfürſten, erſuche ihn aber zur Bewährung ſeines Gehorſams gegen den römiſchen Stuhl, dem Cardinal Legaten Thomas Cajetanus, des Titels St. Sixti, den ketzeriſchen Mönch zu überantworten, welchem bereits angezeigt ſey, wie er mit dem genannten Mönch verfahren ſolle. Wenn Luther unſchuldig ſeyn ſollte, ſo werde er unverſehrt zurückgeſchickt werden. Unter demſelben Datum wurde die Inſtruktion für den Cardinal Thomas Cajetanus ausgefertigt des Inhalts: der Cardinal ſolle Luther, der für einen ausgemachten Ketzer anzuſehen, ſofort vor ſich berufen und zu erſcheinen zwingen und dazu aller weltlichen Gewalt Beiſtand, wofern es nöthig, anrufen. Wenn er angekommen, ſolle er ihn wohl verwahren, bis auf weitern Befehl ihn vor der apoſtoliſchen Stuhl zu ſtellen. Wenn derſelbe in ſich ſchlagen und wahre Zeichen der Buße vor dem Kardinal geben würde und ungenöthigt von ſelbſt um Verzeihung bäte, ſey der Kardinal ermächtigt, ihn wieder in den Schoos der Kirche aufzunehmen. Wenn er aber in ſeiner Halsſtarrigkeit beharre und der Legat ſeiner nicht mächtig werden könne, ſo ſey er beauftragt, denſelben und Alle, die ihm anhangen und folgen, für Ketzer, Verbannte, Verfluchte und Maledeyte zu erklären. Allen Reichsgliedern aber wird unter Androhung von Bann und Interdikt geboten, dem Legaten zu Erreichung ſeines Auftrags hülfreiche Hand zu leiſten.

Luther hatte ſich auf ſeinen Brief an den Pabſt einer gnädigen Antwort verſehen, fand ſich aber ſehr getäuſcht. Es verbreitete ſich bald das Gerücht, daß er nach Rom ſollte geladen werden, wo ſeiner freilich ſichres Verderben wartete. Zu der Zeit, wo man einer Vorladung nach Rom entgegenſah, riethen ihm ſeine Freunde, um dieſer Gefahr ſich nicht auszuſetzen, ſolle er die Verweigerung freien Geleits bei'm Churfürſten auswirken. Ueber das wirkliche Eintreffen der Vorladung äuſſerte er ſich ſo: „Da ich des Segens erwartete, da kam Blitz und Donner über mich. Ich mußte das Schaf ſeyn, das dem Wolf das Waſſer trübe gemacht. Sie giengen mit mir Armen ſo fein päbſtiſch um, daß ich zu Rom wohl 16 Tage verdammt war, ehe die Citation zu mir kam.“ Die Luther'n anberaumte Friſt von 60 Tagen wäre am 7. Oktober verfloſſen geweſen, aber der Biſchof von Askalon verdammte Luther'n, lange ehe die Friſt der Citation verlaufen war.

Gegen die Vorladung nach Rom geſchah jedoch von vielen Seiten Ein- und Fürſprache. Luther ſelbſt weigerte ſich deſſen, erbot ſich aber mit genugſamer Verſicherung und freiem Geleit, vor frommen, unpartheiiſchen und gelehrten Richtern in Deutſchland zu erſcheinen, ſeine Sache zu vertheidigen, und ſo er aus göttlicher Schrift eines Beſſern belehrt würde, ſich weiſen zu laſſen und zu folgen. Die Univerſität Wittenberg, welche ſich beim Pabſt für ihn verwendete, entſchuldigte ſeine Weigerung mit ſeines Leibes Schwachheit und gefährlicher Reiſe, daß es ihm ſchwer, ja unmöglich ſey, Gehorſam zu leiſten, gab ihm übrigens das beſte Zeugniß der Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit. Spalatin empfahl die Sache einem kaiſerlichen Diener und bat ihn, den Kaiſer zu beſtimmen, daß er die Ladung nach Rom hintertreibe und Luther's Sache vor deutſchen Biſchöfen oder Univerſitäten, mit Ausnahme dreier, nicht unpartheiiſchen, verhandeln zu laſſen: „denn Doktori

Martino wird aus vielen Urſachen in keinem Wege zu thun ſeyn, dazu ihm auch unmöglich, in eigner Perſon in Rom zu erſcheinen." Auch an den päbſtlichen Kämmerer Carl von Miltitz erließ die Univerſität ein Schreiben gleichen Inhalts.

Die Vorladung nach Rom wurde denn bald in eine Vorladung nach Augsburg verwandelt, wozu Luther ſich bereit finden ließ. Der Bann ſelbſt hatte ihn nicht erſchreckt; er faßte dieß Schreckgeſpenſt vielmehr keck in's Auge und beleuchtete daſſelbe auch in einem Sermon in einer Weiſe, welche der Furchtbarkeit und Gewalt deſſelben nicht wenig Abbruch that und bei Hohen und Niedrigen großes Aufſehen erregte: „Ich habe," ſchrieb er im Juli 1518 an Wenzeslaus Link, „neulich eine Predigt an das Volk, von der Kraft des Bannes gehalten, und darin nur obenhin die Tyrannei und den Unverſtand der ſchädlichen Leute, ſo man Officiales, Commiſſarios und Vikarios zu nennen pflegt, gemißbilligt. Es verwundern ſich Alle, daß ſie dergleichen ſonſt nie gehört haben. Wir warten alle, was für ein Uebel mir bevorſtehe; ich habe ein neues Feuer angezündet; aber ſo macht das Wort der Wahrheit ein Zeichen, dem widerſprochen wird. Ich wollte darüber öffentlich diſputiren, aber der Ruf kommt mir zuvor, und beweget viel große Magnaten ſo ſehr, daß mein Biſchof von Brandenburg durch einen großen Abgeordneten forderte, ich ſollte dieſe Diſputation verſchieben, welches ich auch gethan habe und noch thue, auf Rath guter

Freunde. Siehe was ich für ein ungeheurer Menſch bin, deſſen Vornehmen auch unerträglich iſt.“

Der Graf Albrecht von Mansfeld ließ Luther'n warnen, Wittenberg nicht zu verlaſſen; er würde unterwegs ermordet oder erſäuft werden. Darüber ſchrieb er: „je mehr ſie drohen, je mehr getroſt bin ich. Mein Weib und meine Kinder ſind verſorgt, Acker, Haus, Vermögen iſt beſtellt; Ehre und Namen werden ſchon zerriſſen; es iſt noch übrig der ſchwache und gebrechliche Leib. Die Seele aber werden ſie mir nicht nehmen. Das Wort Chriſti iſt mit dem Tode erkauft, mit dem Tod iſt es gepredigt, durch den Tod iſt es erhalten worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden.“ So machte er ſich auch gutes Muths auf den Weg nach Augsburg, wo er am 8. Oktober anlangte. Der Domherr Konrad Adelmann ſchrieb darüber an Spalatin, nachdem er ihm ſeine Freude bezeugt, Luther kennen gelernt zu haben: „Du wolleſt mir's zu gut halten; er war nicht wohl verwahrt von Euch abgeſchieden, und ſonderlich damit nicht verſorget, das er am meiſten bedürft hätte. Aber wie dem Allem, ſo haben ihn die kaiſerlichen Räthe in ihr Geleit genommen, darauf Ihr zum erſten ſolltet gedacht haben.“

Luther ſelbſt ſagt von ſeiner Reiſe: „Wie ich auf Befehl Herzog Friedrichs hinauszog, war ich ſehr arm, hatte nicht einen Heller. Dazu thäte (lieh) mir Wenzeslaus Link ſeine Kutte, gieng zu Fuß, bis drei Meilen von Augsburg; da ſatzte ich mich auf einen Wagen und fuhr hinein in das Auguſtinerkloſter zur Herberge.

Und hatte Herzog Friedrich mich an den Rath allda verſchrieben, daß ſie gute Achtung auf mich haben ſollten, auf daß mir nichts widerführe, das thaten ſie auch treulich.“ Die Rathsherrn hielten für nöthig, ihn mit Geleit zu verſehen, eh' er ſich vor den Kardinal ſtellte; weil aber der Kaiſer auf der Jagd war, verzögerte es ſich einige Tage, während welcher der Legat, dem Luther ſeine Ankunft hatte anzeigen laſſen, ihn wiederholt zu bewegen ſuchte, ſich ſofort vor ihm zu ſtellen. Auf den Rath ſeiner Freunde lehnte er es ab; ja einer von den Leuten des Kardinals ſelbſt ſoll ihn gewarnt haben. Der Unterhändler des Legaten (nach andern Nachrichten der Legat ſelbſt) fragte ihn: ob er meine, der Herzog Friedrich werde um ſeinetwillen ſein Land auf's Spiel ſetzen? Luther erwiederte, das ſey ſein Wille nicht; und als der Orator darauf fragte, wo dann er (Luther) bleiben wolle? verſetzte er: Unter dem weiten Himmel.

Dreimal erſchien Luther vor dem Kardinal Cajetanus, das erſtemal am 12. Oktober. Dieſer war ſchon über die Zögerung und deren Grund empfindlich und war überhaupt geſonnen, ſich mit Luther nicht in Diſputationen einzulaſſen, ſondern ihn oben herab zu behandeln und ihn mit gewichtigem Anſehen zurechtzuweiſen; Luther warf ſich, den erhaltenen Anweiſungen gemäß, vor dem Kardinal nieder, kniete dann und redete demüthig und beſcheiden. Der Kardinal ſeinerſeits benahm ſich ebenfalls freundlich, rühmte Luther's Gelehrſamkeit, ſagte ihm aber, wenn er ein Glied der Kirche bleiben wolle, müſſe er ſeine Irrthümer widerrufen, in alle Zukunft von denſelben abſtehen, und Alles meiden, was die Kirche verwirren könnte. Zwei Behauptungen Luther's wurden beſonders als ketzeriſch bezeichnet, daß der Schatz des Ablaſſes nicht ſey das Verdienſt Chriſti, und daß ein Menſch, der das Abendmahl empfangen wolle, den eigentlichen Glauben haben müſſe. Luther lehnte den Widerruf ab, erklärte ſich aber bereit zu ſchweigen, wenn ſeinen Gegnern daſſelbe auferlegt würde; und als man ihm dieß nicht zugeſtand, verweigerte er es auch. Trotz ſeines Vorſatzes, mit Luther nicht diſputiren zu wollen, konnte der Kardinal dieß nicht ganz abwenden und wurde, wie es ſcheint, durch Luthers Gelehrſamkeit und Scharfſinn ziemlich in die Enge getrieben, wobei er ſich durch Lachen und vornehmes Fallenlaſſen des Gegenſtandes herauszuhelfen ſuchte. Mehrere Theologen, der Prior des St. Annenkloſters, Wenzeslaus Link und einige Brüder, wie auch ein paar von des Kardinals Umgebung waren hiebei anweſend. Am 13. Oktober begab ſich Luther wieder, in Begleitung von Staupitz, von drei kaiſerlichen Räthen, von Notarien und Zeugen zu dem Legaten, und erklärte ſich bereit, in einer Diſputation, öffentlich oder heimlich von ſeiner Lehre Rechenſchaft abzulegen, dem Legaten ſchriftlich zu antworten, und ſich dem Urtheil von vier Univerſitäten, die er nannte, zu unterwerfen. Der Kardinal war dießmal weniger freundlich, und Luther ward ebenfalls hitzig, er nannte jenen ohne weitern Titel Ihr, und ſagte: „ich kann nicht widerrufen, es lehre mich denn Einer etwas Beſſeres; ich kann von der Schrift nicht weichen.“ Darauf rief der Legat in welſcher Sprache: „Bruder! Bruder! geſtern warſt du ſo gut und heute biſt du ſo arg verkehrt!“ Doch geſtattete dießmal der Legat, daß Luther ſeine Sätze und deren Vertheidigung ſchriftlich verfaßte und ihm bringen ſollte, was am folgenden Tag geſchah; der Legat aber warf den Zettel mit Unwillen und Verachtung weg und verlangte geradezu einen Widerruf. Luther wollte auch einigemal zu reden anfangen, aber der Legat „donnerte und ſchnurrte allewege, regierte und herrſchete allein.“ Luther fieng auch an zu ſchreien und zuletzt gebot ihm der Legat: Gehe hin und komme nicht wieder, du wolleſt denn widerrufen! Dieß Wort faßte Luther, wie er ſelbſt ſagt, zu Herzen und hielt ſeine mündlichen Verhandlungen mit dem Kardinal für geſchloſſen; doch wurden die Unterhandlungen noch nicht aufgegeben. Cajetan wandte ſich jetzt an Staupitz und Link, und trug ihnen auf, Luther'n zu einem Widerrufe zu bewegen, was aber natürlich nicht gelang; Staupitz erklärte: Luther ſey ihm zu ſtark. In den Beſprechungen mit Staupitz ſoll der Legat das Wort haben fallen laſſen: „Ich will nicht mehr mit dieſer Beſtie mich beſprechen! er hat tiefe Augen und wunderbarliche Speculationen in ſeinem Kopf.“ Luther aber, um auch das Seinige zur gütlichen Ausgleichung zu thun, ſchrieb an den Legaten noch zwei Briefe, am 17. und 18. Oktober, auf die ihm keine Antwort wurde. Er erbot ſich wieder zu ſchweigen, wenn auch ſeinen Gegnern Schweigen auferlegt würde, entſchuldigte ſeine zu große Heftigkeit gegen den oberſten Biſchof und ſprach rühmend von der väterlichen Güte des Legaten. Der Legat erklärte indeß, weiterer Befehle von Rom gewärtig zu ſeyn, von denen man ſich nichts Gutes verſprach. Auch Link und Staupitz ſchienen einigermaßen bedroht, ſo daß ſie ſich,. auf verſchiedenen Wegen, von Augsburg fortmachten. Luther ſelbſt blieb noch einige Tage länger und ſetzte eine Appellation in beſter Form auf, welche nach ſeiner Abreiſe dem Legaten ſollte zugeſtellt werden. Ihr Inhalt war: die Bitte, ihm ordentliche Vertheidigung und förmliche Unterſuchung zu gewähren, ihn aber nicht mit Gewalt zum Widerruf zu drängen. Wegen ſeiner Weigerung, nach Rom zu kommen, entſchuldigte er ſich mit ſeiner ſchwachen Geſundheit, den Gefahren der Reiſe und eines Aufenthalts in Rom für ihn, den von ſo Vielen Gehaßten und Angefeindeten. Dann entſchloß er ſich zur Abreiſe; „Doktor Staupitz hatte mir ein Pferd verſchafft,“ erzählte er, „und gab mir den Rath, einen alten Ausreuter zu nehmen, der die Wege wußte, und half mir Langemantel (ein Augsburger Rathsherr) des Nachts durch ein klein Pförtlein aus der Stadt, da eilte ich ohne Hoſen, Stiefel, Sporn und Schwert und kam bis gen Wittenberg. Den erſten Tag ritte ich acht Meilen, und wie ich des Abends in die Herberge kam, war ich ſo müde, ſtieg im Stalle ab, konnte nicht ſtehen, fiel ſtracks in die Streue.“ Weiter berichtet er noch, wie der Graf von Mansfeld ſeiner Reiterei gelacht, wie der Kardinal (nach ſeiner Meinung) ihn gern nach Rom geſchickt hätte; aber „ſo hat er den Aal bei'm Schwanz.“ Zu Nürnberg bekam

Luther erſt das päbſtliche Breve mit den Vollmachten an den Legaten zu Geſicht, woraus er die Größe der Gefahr, worin er geſchwebt, ermeſſen konnte. Merkwürdig iſt, wie er ſchon jetzt ſeine Sache mit der des Huß in Verbindung brachte: „Gott hat länger die Tyrannei des Pabſts nicht leiden können, ſonderlich die er wider Johann Huß geübt, da er die Aſche und die Erde hat laſſen drei Ellen tief ausgraben und in den Rhein ſchütten, darauf der liebe Johann Huß iſt verbrannt worden. Aber Gott, der ein Herr der Todten und Lebendigen iſt, rächet jetzt an dem Pabſt das unſchuldige Blut Johann Huſſens, welches Blut ſie noch wird erwürgen.“

Ueber die ſchnelle Abreiſe Luthers beklagte ſich der Legat ſehr bitter bei'm Churfürſten, rühmte ſeine Freundlichkeit und Langmuth gegen denſelben, forderte den Churfürſten auf, Luther'n entweder nach Rom zu ſchicken oder aus ſeinem Lande zu verbannen, und drohte mit kräftigen Maaßregeln von Rom. Luther wurde auf dieſes hin zur Rechtfertigung aufgefordert, die ihm nicht ſchwer wurde. Er that dar, daß man ihn nicht mit gültigen Beweiſen widerlegt, ſondern ihn habe geradezu zum Widerſpruch drängen wollen; daß man ihm eine freie Diſputation verſage und ihn ohne Weiteres als überwieſenen Ketzer behandle; über ſeine Unſchuld in dieſer Beziehung gab er dem Churfürſten die ſtärkſten Verſicherungen, beſchwor denſelben, ihn nicht nach Rom zu ſchicken, wo er gewiß zu Grunde gehen müßte, bedauerte, daß man den Fürſten in den Handel hinein ziehen wolle, und ſchrieb hierüber: „daß der Hochwürdige Herr Legat E. Ch. F. G. ermahnet, daß, wo ſie mich nicht wieder gen Rom ſchicken, oder aus ihren Landen nicht verjagen, ſie zu Rom den Prozeß in dieſen Sachen wider mich vollziehen würden: ich wegere mich zwar nicht ſehr, in's Elend zu gehen, als dem die Widerſacher allenthalben nachſtellen und faſt nirgends könnte ſicher leben, denn was ſoll ich armer verachteter Menſch hoffen? derohalben daß E. Ch. F. G. von meinetwegen nicht etwas Böſes begegne, ſiehe ſo verlaſſe ich in Gottes Namen Ihrer Ch. F. G. Lande, will ziehen, wohin mich der ewige, barmherzige Gott haben will. Will derohalben, durchlauchtigſter Churfürſt, E. Ch. F. G. mit aller Ehrerbietung gegrüßt und geſegnet, und ſchlecht und recht dem ewigen, barmherzigen Gott befehlen, auch für alle ihre Wohlthat mir bewieſen, in aller Demuth unterthäniglich bedanket haben. Will auch E. Ch. F. G. in Ewigkeit nicht vergeſſen, ſondern allzeit mit rechtem Ernſt und Dankbarkeit für Ihre Ch. F. Durchlauchtigkeit und der Ihrigen Heil und Wohlfarth von Herzen bitten.“ — „Ich bin noch zur Zeit von Herzen fröhlich und danke Gott, daß mich armen Sünder ſein lieber Sohn Jeſus Chriſtus für würdig achtet, daß ich in dieſer guten heiligen Sache Trübſal und Verfolgung leiden ſoll.“ An Spalatin ſchrieb er am Tage ſeiner Zurückkunft nach Wittenberg: er wiſſe nicht, wie lang er bleiben werde, ſeine Sache ſtehe ſo, daß er fürchte und hoffe. Er habe von dem übelberichteten an den beſſer zu berichtenden Pabſt appellirt, rüſte ſich aber jetzt zu einer zweiten Appellation an ein künftiges Concil, worin er ſich den Pariſern anſchlöſſe, für den Fall daß der Pabſt die erſte Appellation zurückweiſe. „Ich bin voller Freude und Friede, ſo daß ich mich wundere, wie vielen und großen Leuten meine Verſuchung als etwas Großes vorkommt.“ Vom Legaten ſagt er: „Er hat Alles väterlich, ja auf's Väterlichſte zu thun ſich erboten, und hätte es zweifelsohne gethan, wo ich nur hätte das Meinige widerrufen wollen.“ An Staupitz ſchrieb er, der Churfürſt habe abgemahnt, die Verhandlungen von Augsburg drucken zu laſſen, es aber doch nachher geſtattet. Derſelbe ſey um ſeinetwillen bekümmert, wünſchte aber doch ihn anderswo zu wiſſen und habe durch Spalatin mit ihm darüber verhandeln laſſen; er habe verſprochen, wenn der Bann käme, nicht zu bleiben. Doch habe man ihm abgerathen, nicht ſo ſchnell nach Frankreich zu gehen; dahin hatte nämlich Luther eine Zeitlang im Sinn ſich zu wenden, weil er durch den von der Pariſer Univerſität gegen den Pabſt erhobenen Widerſpruch ſich zu dem Glauben verleiten ließ, daß er dort werde eine Freiſtätte finden, worüber er freilich nicht lange nachher ſollte enttäuſcht werden. An Spalatin ſchrieb er: „Ich erwarte täglich den Fluch von Rom; deßhalb mache ich Alles in Ordnung, daß wenn er kommt, ich gerüſtet und gegürtet bin dahinzuziehen mit Abraham, weiß nicht wohin? doch aber ja auf's Allergewiſſeſte, weil Gott überall iſt. Aber doch will ich eine Abſchiedsepiſtel zurücklaſſen. Und ſiehe du zu, daß du den Muth faſſeſt, zu leſen die Epiſtel eines Verdammten und Vermaledeiten;“

und ein paar Tage ſpäter, am 2. December: „Wäre nicht geſtern dein Brief gekommen, ſo war ich ſchon zum Aufbruch gerüſtet; aber auch jetzt noch bin ich es und auf jeden Fall vorbereitet. Wunderbar angefochten ſind unſre Leute um mich und mehr als ich ſelbſt dulden mag; etliche haben gar dringend zugeredet, ich ſolle mich unſerm Fürſten in Gefangenſchaft geben, daß er mich irgendwo bewahrete und dem Legaten ſchriebe, ich ſey gefangen und an ſicherm Ort aufzubehalten, um Red' und Antwort zu geben. Von waſerlei Art dieſer Rath ſey, ſtelle ich deiner Klugheit heim.“ Er erwähnt dann der allgemeinen Anſicht, daß der Fürſt ihn ſchütze und begünſtige, was ihm ganz und gar unlieb ſey. „Den Beifall der Univerſität wünſchte ich freilich, damit man ſich mehr fürchtete. Aber der Verdacht, den man auf den Fürſten wirft, wird mich dringen zu weichen, wenn zu weichen iſt, obwohl der Fürſt in ſeinen Schriften vorwenden kann: er könne als Laie nicht urtheilen über ſo große Sachen und um ſo weniger, da er jetzt ſieht, daß die Univerſität, ſo von der Kirche anerkannt, nicht wider mich iſt. Aber das ſind Nebenſachen. Wenn ich hier bleibe, wird mir viel Freiheit zu ſprechen und zu ſchreiben mangeln: wenn ich weggehe, ſo kann ich Alles loslaſſen und mein Leben Chriſto opfern.“ Die Beſorgniß, ſich gehemmt zu ſehen, war nicht ungegründet; die Ausgabe der Augsburger Verhandlungen wurde unterſagt, aber es war ſchon zu ſpät. Luther ließ jetzt auch ſeine Appellation an ein künftiges Concil drucken (was allein ſchon vor dem

Pabſt als großes Verbrechen erſchien), jedoch ſollte ſie erſt ausgegeben werden, wenn Luther den rechten Zeitpunkt gekommen glaubte; aber der Drucker kam ihm zu ſeinem Mißfallen zuvor. Die Abreiſe Luther's ſoll ſchon ſo nahe geſtanden haben, daß er bereits ein Valetmahl mit ſeinen Freunden hielt und ſogar, wie behauptet wird, noch vom Churfürſten zur Eile gemahnt wurde, worüber er in die Worte ausbrach: „Vater und Mutter haben mich verlaſſen, aber der Herr ſteht mir bei!“ Aber ebenſo ſchnell trat auch wieder eine Umſtimmung ein, theils durch die Verwendung der Univerſität, deren Zierde Luther war, theils ſcheint es, durch die Ausſicht, mit dem erwarteten Carl von Miltitz eine gütliche Uebereinkunft treffen zu können. Am 8ten December lehnte der Churfürſt des Kardinals Anſinnen ab. Luther's getroſten Muth und Entſchloſſenheit kann man aus dem Angeführten beurtheilen; eine merkwürdige Stelle aus einem Brief von jener Zeit beſtätigt daſſelbe: „Meine Feder geht ſchon mit viel Größerem ſchwanger; ich weiß ſelbſt nicht, woher mir jener Gedanken kommen; die Sache hat noch nicht einmal ihren rechten Anfang genommen, meines Bedünkens; ſo viel fehlt dazu, daß meine römiſchen großen Herrn ſchon das Ende hoffen dürften! Ich will dir meine Einfälle ſchicken, damit du ſiehſt, ob ich recht prophezeihe: daß der ächte Antichriſt nach Paulus in der römiſchen Curie herrſchet und ſchlimmer iſt als der Türke. Das getrau' ich mir beweiſen zu können!“

Miltiz und Eck.

Auf die Verhandlungen mit dem Legaten Cajetanus erfolgte von Rom aus kein entſcheidender Schritt. Es wurde nur ein Dekret erlaſſen, unter dem 9ten November und am 13ten December vom Legaten publicirt, worin die kirchliche Lehre vom Ablaß feſt geſtellt und bei Straſe des Banns anders zu lehren unterſagt wurde. Dieß Decret gieng ſpurlos vorüber. Dagegen verſuchte man jezt durch einen neuen Agenten die Sache beizulegen und dieſer war Carl von Miltiz, päbſtlicher Nunzius und geheimer Kämmerer, ein geborener Sachſe, der ſich ſogar, als ein eitler Mann, für einen Verwandten des Churfürſten ſoll ausgegeben haben. Er wurde ſchon gegen das Ende des Jahrs 1518 erwartet; über die Art ſeines Auftrags aber war man ungewiß und Luther hörte von glaubwürdigem Munde, wie er ſchreibt, er komme, mit päbſtlichen Breven verſehen, um ihn feſtzunehmen und dem Pabſt zu überliefern. Wirklich kam Miltiz noch im Jahre 1518 in Sachſen an; es ſcheint, ſeine Vollmacht ſey ziemlich ausgedehnt und er nur im Allgemeinen angewieſen geweſen, vorzunehmen was ihm tauglich ſchiene, um den

Handel beizulegen. Einen Vorwand ſeiner Reiſe nach Sachſen ſollte die Ueberbringung der goldnen Roſe an den Churfürſten Friedrich ſeyn, welche der Pabſt jährlich an eines der hohen Häupter der Chriſtenheit zu vergeben pflegte, „welche am Sonntag Lätare mit dem heiligen Chryſam geſalbt und dem wohlriechenden Muſkat beſtreut, auch mit apoſtoliſcher Benediktion nach altem Gebrauch und andern Ceremonien geweihet wird, ein hochwerthes und gar geheimnißvolles Geſchenk, welches von dem Pabſt alleine einem der vornehmſten chriſtlichen Könige oder Fürſten, ſo ſich um den heiligen apoſtoliſchen Stuhl wohl verdient gemacht, pflegt überſchickt und verehrt zu werden.“ Schon im Jahre 1515 hatte ſich der Churfürſt darum beworben, aber erſt im Jahre 1518 wollte man ſeinem Wunſche entſprechen, worüber die treffende Bemerkung gemacht worden iſt: „Wenn ſie 1515 wäre angekommen, dürfte ſie von einem angenehmern Geruch geweſen ſeyn; da ſie aber ſo langſam ankam, hatte ſie allen Geruch verloren.“ Dennoch hielt man in Rom noch gar viel auf die Kraft dieſer Roſe, und es ſoll ſogar ſchon ein Schreiben aufgeſetzt geweſen ſeyn, worin von dem Churfürſten als Gegengefälligkeit für das Geſchenk, die Auslieferung Luther's verlangt wurde, welches jedoch ein klügerer Kardinal noch unter die Hände bekam und vernichtete. Miltitz brachte die Roſe noch nicht mit, vielleicht um Anlaß zu längerem Aufenthalt zu haben, ſondern erkundigte ſich nur nach dem Stand der Dinge. Er mußte ſich bald überzeugen, daß man in Rom ganz unrichtige Vorſtellungen davon hegte und den Handel viel zu gering angeſchlagen habe, und daß er deßhalb auf andre Weiſe würde zu Werke gehen müſſen, als er wohl eigentlich den Auftrag und die Abſicht gehabt haben mochte, und als in den, zu Anfang des Jahres 1519 an die churfürſtlichen Diener Spalatin und Pfeffinger erlaßnen päbſtlichen Schreiben vorausgeſetzt wurde. Er ſah wohl ein, wie Tetzel durch ſeinen ärgerlichen Ablaßverkauf und ſein trotziges Benehmen am meiſten Schuld daran habe, daß es ſo weit gekommen und berief denſelben von Leipzig nach Altenburg; aber Tetzel entſchuldigte ſich, daß er nicht kommen könne. Sodann erkannte aber Miltitz auch, daß die Luther'ſche Sache überall mit ſehr großem Intereſſe betrachtet werde und vielen Beifall finde. Er ſah die Nothwendigkeit ein, den Ton zu ändern und wünſchte eine Zuſammenkunft mit Luther in Altenburg. Der Churfürſt bewilligte es und Luther fand ſich auf ſeinen Befehl ein. Luther's Perſönlichkeit muß auf den Nunzius einen ſehr günſtigen und überraſchenden Eindruck gemacht haben, denn er ſagte zu ihm: „O Martine, ich hatte geglaubt, du ſeyſt ein alter Theologus, der etwa hinter dem Ofen ſitzend alſo mit ſich ſelbſt disputire. Und jetzt ſehe ich, daß du noch ein rüſtiger Mann an Alter und Kräften. Wenn ich 25,000 Bewaffnete hätte, getraute ich mir nicht, dich nach Rom zu führen; denn ich habe auf meinem ganzen Wege geforſcht in der Leute Herzen, was ſie von dir dächten, und ſiehe da, bis ich Einen fand auf des Pabſts Seiten, waren drei auf deiner

Seiten.“ Durch ſolche Offenheit glaubte Miltitz Luther'n am eheſten gewinnen und beſchwichtigen zu können; Luther beharrte indeß in ſeinem Mißtrauen gegen ſeine Geſinnung und Abſicht, und berichtet über ihr Zuſammentreffen: „Wir ſchieden freundlich, ſogar mit einem Kuſſe, (des Judas); unter dem Zureden hat er gar Thränen vergoſſen, und ich ſtellte mich an, als verſtände ich dieſe Krokodilsthränen nicht.“ Deſſen ungeachtet ließ er ſich bereit finden, in die gütlichen Vorſchläge des Miltitz einzugehen. Auf das Anſinnen des Widerrufs erwiederte er zuerſt: „Man ſchreibe mir die Art deſſelben vor, und nenne den Grund des Irrthums, aber einen ſolchen, der den Gelehrten und Ungelehrten einleuchtend ſey, daß nicht ein grundloſer Widerruf nur größern Haß gegen Rom erwecke.“ Das endliche Reſultat ihrer Unterhandlung aber meldet er dem Churfürſten folgendermaßen: „Ich thue E. Ch. F. G. unterthänig zu wiſſen, wie daß Herr Carol von Miltitz und ich endlich übereingekommen, haben beſchloſſen den Handel auf zwei Artikel. Zum erſten, daß eine allgemeine Inhibition beider Partheien geſchehe, und verboten werde beiden Theilen, weiter von der Materie zu predigen, zu ſchreiben und zu handeln. Zum andern will Herr Carol dem heiligſten Vater Pabſt kürzlich ſchreiben, aller Sachen, wie er erfunden, Gelegenheit, und darnach ſehen, daß päbſtliche Heiligkeit herausbefehle, etwa einem gelehrten Biſchof, die Sache zu führen und Artikel anzeigen, welche irrig und von mir widerrufen werden ſollen. Und alsdann, ſo ich den

Irrthum gelehret werde, ſoll und will ich denſelben gern widerrufen, und der heiligen römiſchen Kirchen ihre Ehre und Gewalt nicht ſchwächen.“ Die Biſchöfe, über welche ſie übereingekommen, waren die von Trier, Naumburg, Salzburg. Auf dieſe Verhandlung hin hielt der Churfürſt, welcher zuvor an den Pabſt wegen Luther's hatte ſchreiben wollen und ſchon den Entwurf nach einem angegebenen Bedenken hatte fertigen laſſen, dieſen Schritt nunmehr für überflüſſig, um ſo mehr als er der Sache ſo viel möglich fern und fremd zu bleiben wünſchte, und erklärte auch Miltitz dieſe ſeine neue Entſchließung. Miltitz hatte ſich von Tetzel's Schuld und Uebermuth auf's gründlichſte überzeugt, reiſete nach Leipzig, rief Tetzel vor ſich und ſchalt ihn, zumal da auch ſeine Unterſchleife an den Tag gekommen waren, ſo heftig, daß er aus Verdruß und Kummer darüber krank ward und ſtarb. Luthern that dieß leid, ja er ſchrieb demſelben ſogar noch freundlich und hieß ihn wegen ſeiner gutes Muths ſeyn. Er ließ ſich auch durch Miltitz veranlaſſen, einen „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von ſeinen Abgönnern aufgelegt und zugemeſſen werden“, im Februar 1519 herauszugeben, wozu er dadurch veranlaßt worden, daß man ihn in etlichen Artikeln verdächtig mache und auf ſeinen Namen hin Manche ſchimpflich reden von der lieben Heiligen Fürbitte, vom Fegfeuer, von guten Werken, Faſten, Beten, von der römiſchen Kirche Gewalt, als ſollte das Alles nicht ſeyn. Ueber dieſe Punkte ſprach er ſich ſehr nachgiebig und gemäßigt aus, z. B. von der römiſchen

Kirche: „Daß die römiſche Kirche von Gott für allen andern geehrt ſey, iſt kein Zweifel. Ob es nun leider zu Rom alſo ſtehet, daß wohl beſſer taugte, ſo iſt doch die und keine Urſach ſo groß, noch werden mag, daß man ſich von derſelben Kirchen reißen oder ſcheiden ſoll; ja, je übler es da zugehet, je mehr man zulaufen und anhangen ſoll; denn durch Abreißen oder Verachten wird es nicht beſſer. Auch ſoll man Gott um's Teufels willen nicht laſſen, noch die übrigen Frommen um des böſen Haufens willen meiden. Ja um keinerlei Sünde oder Uebel, das man gedenken oder nennen mag, die Liebe zertrennen und die geiſtliche Einheit theilen." Ja Luther willigte auch in das Verlangen des Nunzius, an den Pabſt Leo zu ſchreiben, und that dieß in folgender Weiſe: „Allerheiligſter Vater, es zwinget mich abermal die Noth, daß ich der unwertheſte und verachtetſte Menſch und Staub auf Erden, an Eure Heiligkeit und hohe Majeſtät ſchreiben muß, derohalben wolle Eure Heiligkeit Ihre väterlichen Ohren, ſo an Chriſtus ſtatt, dieß mein Antragen hören, mir ihrem armen Schäflein ganz gnädiglich darreichen, und dieß mein Blöcken gnädiglich vernehmen." Dann erzählt er Miltitz Beſchwerden, die ihm ſehr leid geweſen und unerwartet, da er doch eben jenen Dienſt (den Angriff des Ablaſſes) vorgenommen habe zu leiſten, die Ehre und Würde der römiſchen Kirche dadurch zu vertheidigen. „Aber," fährt er fort, „was ſoll ich thun, heiligſter Vater! Ich weiß weiter gar keinen Rath mehr zu dieſer Sache, die Macht des Zorns Eurer Heiligkeit vermag ich nicht zu tragen; und weiß doch nicht, durch was Mittel ich davon erledigt werde. Man fordert von mir, ich ſoll meine Diſputation widerrufen. So mein Widerruf das ausrichten könnte, das dadurch geſucht wird, wollte ich ohne einigen Verzug ſolchem Befehl Folge thun. Weil aber meine Schriften durch Widerſtand und Unterdrückung der Widerſacher weiter ausgekommen ſind, denn ich hätte dürfen hoffen, und in vielen Herzen tiefer eingewurzelt, denn daß ſie widerrufen werden könnten: ja weil jetzt unſre deutſche Nation in der Blüthe ſtehet, und feinere, gelehrtere und geſchicktere Leute hat, und täglich derſelben Zahl mehr und größer wird, ſo dieſe Sache wohl verſtehen, fein davon reden und urtheilen können, muß ich mich deß am meiſten fleißigen, daß ich in keinem Wege etwas widerrufe, ſo ich anders die römiſche Kirche will hoch und in Ehren halten; denn ſolcher Widerruf würde nichts Andres ſchaffen, denn daß dadurch die römiſche Kirche je länger je mehr in ein böſes Geſchrei käme; auch würde Jedermann den Mund aufgethan über ſie zu klagen. Die, o heiligſter Vater, eben die haben leider der römiſchen Kirche den größten Schaden und Gewalt gethan und ihr bei uns in Deutſchland ein bös Gerücht und Namen gemacht, welchen ich widerſtanden habe.“ — „Nun heiligſter Vater, ich bezeuge für Gott und ſeinen Creaturen, daß ich nie Willens geweßt, noch heutiges Tages bin, daß ich mir mit Ernſt hätte fürgeſetzt, der römiſchen Kirchen und Eurer Heiligkeit Gewalt auf einigerlei Weiſe anzugreifen oder mit irgend einer Liſt etwas abzubrechen. Ja ich bekenne frei, daß dieſer Kirchen Gewalt über Alles ſey und ihr nichts, weder im Himmel noch auf Erden könne fürgezogen werden, denn allein Jeſus Chriſtus, der Herr über Alles. Derohalben wolle Eure Heiligkeit böſen falſchen Läſtermäulern nicht Glauben ſchenken, die von Luther anders ſagen oder ihm auflegen.“ Er verſprach die Materie vom Ablaß ganz ruhen zu laſſen, nur ſollten die Gegner auch ſchweigen; das Volk wolle er vermahnen, die römiſche Kirche mit rechtem Ernſt zu ehren; „auch meiner Schärfe nicht folgen, die ich wider die römiſche Kirche gebraucht, ja gemißbraucht habe und ihm zuviel gethan, daß ich die unnützen Wäſcher zu hart angetaſtet.“ So ſchien ſich die Sache ziemlich zum Frieden anzulaſſen und gewiß ſprach in Luther ſelbſt gar Vieles für denſelben; nur wollte er ihn nicht mit zu großen Opfern und Nachgiebigkeit erkaufen. Dieſe Ausſichten trübten ſich aber bald wieder, und es iſt befremdend, daß von Seiten Miltiz's gar keine Verſuche gemacht wurden, die aufſteigenden Wolken zu verjagen. Schon als Luther in Augsburg war, hatte ſich auch Doktor Eck, der Verfaſſer der Obelisken, dort eingefunden, mit Luther'n freundlich verkehrt, trotz jener gewechſelten, etwas derben Streitſchriften, (denn in dieſem Punkte ſcheint man damals nachſichtiger geweſen zu ſeyn als jetzt,) und ſich erboten, mit Carlſtadt eine theologiſche Streitigkeit in einer Diſputation auszufechten. Die Theſes, welche Eck für dieſe Diſputation ſchrieb, hatte Luther ſchon im Januar 1519 zu Geſicht bekommen und daraus die Abſicht Ecks erkannt, ihn hauptſächlich in den Streit hineinzuziehen, was er auch in mehreren

Briefen ausſprach. Es waren die letzten von ſeinen 13 Theſen ausdrücklich gegen Luther's Behauptungen vom Ablaß gerichtet und die Dreizehnte lautete: „Wir läugnen, daß die römiſche Kirche vor den Zeiten Sylveſtri nicht das Oberhaupt über andre Kirchen geweſen ſey, ſondern wir haben Denjenigen, der den Stuhl des heiligen Petri beſeſſen und deſſen Glauben gehabt, allezeit für den Nachfolger Petri und Statthalter Chriſti erkannt.“ Luther ſetzte dieſen Theſen dreizehn andre entgegen, deren Letzte ſo lautete: „daß die römiſche Kirche das Oberhaupt von allen andern Kirchen ſey, das wird aus den ſehr kalten Dekreten der römiſchen Päbſte, welche ſeit 400 Jahren her gemacht worden ſind, bewieſen, denen aber die bewährten Geſchichten von 1100 Jahren, der Text der göttlichen Schrift und der Schluß des allerheiligſten Niceniſchen Concils entgegen ſind.“ Unter dem 13. März ſetzte er den Churfürſten von der Veranlaſſung der Diſputation durch Eck in Kenntniß: „Durchlauchtigſter Fürſt! Es iſt mir zugeſchickt durch Euer Ch. G. Capellan, Herrn Magiſter Spalatin, etliche Punkt, ſo der ehrwürdige Herr Carolus von Miltitz an E. Ch. G. mich belangend, hat geſonnen, nämlich daß ich hinfürder ſtille ſtehen ſollte, und nichts Neues anfahen. Wie wir denn zu Altenburg beſchloſſen. Nun weiß Gott, daß mein ganzer Ernſt geweſen und froh war, daß das Spiel alſo ſollte ein Ende haben, als viel an mir gelegen und ich mich deſſelben Pakts ſo ſteif gehalten, daß ich Herr Sylveſter Prieratis Replikam habe laſſen fahren, wiewohl ich darin große Urſache, dazu vieler meiner Widerſacher trotzigen Spott verachtet, auch wider meiner Freunde Rath geſchwiegen habe: So doch unſer Beſchluß, wie Herr Carolus wohl weiß, alſo geſtanden iſt, daß ich ſchweigen wollte, ſo ferne mein Widerpart auch ſchwiege. Nun aber Doktor Eck unverwarneter Sache mich alſo angreift, daß er nicht mein, ſondern der ganzen E. Ch. G. Univerſität Wittenberg Schand und Unehre zu ſuchen vermerket wird, und viel tapfre Leute achten, er ſey zu der Sache erkauft: hat mir, ſolche wetterwendiſche, hinterliſtige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in ſolchen Spott ſtecken zu laſſen. Denn ſollte man mir das Maul zubinden und einem jeglichen Andern aufthun: kann E. Ch. G. wohlermeſſen, daß dann auch der wohl an mich fallen würde, der ſonſt vielleicht mich nicht anſehen dürfte. Nun bin ich noch von Herzen geneigt, E. Ch. G. treuem Rath gehorſamlich zu folgen und allerweg ſtill zu ſtehen, ſo ſie auch ſtille ſtehen; denn ich wohl mehr zu ſchaffen habe und meine Luſt darin nicht geſucht wird. Wo aber nicht, bitte ich E. Ch. G. gar unterthäniglich, wollte mir's nicht verungnaden, denn ich's auch im Gewiſſen nicht weiß zu tragen, die Wahrheit zu laſſen. Denn wiewohl die Poſition päbſtliche Heiligkeit antrifft, hab' ich doch müſſen, der Diſputation Weiſe nachzufolgen, das Widerſpiel halten, allzeit mit Fürbehalt aller Unterthänigkeit und Gehorſam des römiſchen Stuhls." Luther'n beſchäftigte die Vorbereitung zu dieſer, unter dem Namen der Leipziger ſo berühmt gewordnen Diſputation, ausnehmend. Er ſchrieb im

Anfang des Jahrs an Spalatin: „Der ungeſalzene Querkopf, um ſeinen längſt gegen mich gefaßten Haß zu büßen, wüthet gegen mich und meine Schriften; einen Andern ruft er auf als Kämpfer, und einen Andern packt er an. Ich trage Mißfallen an des Menſchen elender Sykophantie; deßhalb habe auch ich Gegenſätze gegen ihn ausgehen laſſen. Vielleicht wird Eck eine Gelegenheit, daß die Sache, ſo bisher wie im Spiel iſt betrieben worden, einmal ernſtlich gehandelt wird und der römiſchen Tyranney übel gerathen.“ An Staupitz: „Eck der Schalk zieht mich in neue Händel hinein, wie Du hier ſiehſt; ſo gar ſorgt der Herr dafür, daß ich nicht müßig ſey; aber es wird dieſe Diſputation, ſo Chriſtus will, übel ausſchlagen für die römiſchen Rechte und Herkommen, auf welche Stecken ſich Eck ſtützt.“ In demſelben Brief verſichert er auch, die Leipziger haben ihn von der Diſputation ausſchließen wollen und nun auf das beſtimmte Verlangen und Dringen Herzog Georgs ihm die Theilnahme geſtattet, und er hatte Eck im Verdacht, in der Vorausſicht dieſer Weigerung der Leipziger, die Theſen gegen ihn, mit Umgehung des eigentlichen Gegners, Carlſtadt, geſtellt zu haben. An Spalatin ſchrieb er auch: „wie er gegen Eck zu Werke gehen werde, könne er ihm jetzt noch nicht mittheilen, weil ſonſt ſein Plan zu nichte werden würde, da Gott nicht leiden könne, daß man ſeine Wege zuvor ausſpüre.“ Ueber die Ergebniſſe ſeines Studirens und Nachdenkens hinſichtlich der päbſtlichen Macht, findet ſich in ſeinen Briefen Vieles, z. B. an Spalatin: „Ich lejetzt viel in den Dekreten der Päbſte für meine Diſputation, und (ich ſage dir's in's Ohr) ich weiß nur nicht, ob der Pabſt iſt der Antichriſt ſelbſt oder ſein Apoſtel. So jämmerlich wird Chriſtus, d. i. die Wahrheit, von ihm in den Dekreten geſchändet und gekreuzigt.“ Sehr ſtark ſprach er ſich auch in der Zueignung ſeines Commentars über den Galaterbrief an Radhemius und Carlſtadt aus, wovon einige Stellen hier ſtehen mögen: „Durch dieſer erleuchteten Männer erleuchtete Amtsführung iſt geſchehen, daß jene neue und verwunderſame Freiheit der Chriſten jetzt herrſcht, wo jetzt Alles andre ungeſtraft hingeht und nur noch Ein Geſetz übrig iſt, wogegen man heut zu Tag ſündigen kann: das iſt, die Gewalt des Pabſts und die Privilegien der römiſchen Kirche.“ — „Daß ich im Ernſte rede, ich gönne dem römiſchen Biſchof und ſeinen Dekreten die höchſte Ehre, über die hinaus keine iſt, und nehme Niemand aus, als den Fürſten dieſes Statthalters, Jeſus Chriſtus, ſeinen Herrn und unſer aller, deſſen Wort ziehe ich dermaaßen vor ſeines Statthalters Wort, daß ich nicht anſtehe, darnach alle des Statthalters Worte und Werke zu prüfen; denn ich will, daß auch er unterworfen ſey jener unverbrüchlichen Regel des Apoſtels: prüfet Alles und das Gute behaltet.“ Daſelbſt lobt er auch gar ſehr, daß die deutſchen Reichsſtände endlich, wiewohl ſpät, die Unterſcheidung gefunden zwiſchen der römiſchen Kirche und der römiſchen Curie, kraft welcher Unterſcheidung ſie eine vom Pabſt angeſonnene Geldleiſtung, als nicht die *Kirche* betreffend, ablehnten. „Und ſo unterſcheide auch ich nach dieſer Layen trefflichem Vorgang auf's ſtrengſte, weiteſte und tiefſte zwiſchen der römiſchen Kirche und der römiſchen Curie; von jener iſt mir wohl bewußt, daß ſie iſt die reine Hochzeitkammer Chriſti, die Mutter der Kirchen, die Herrin der Welt, aber im Geiſte, d. h. der Laſter und Sünden und nicht der weltlichen Güter, die Braut Chriſti, die Tochter Gottes. Dieſe aber wird aus ihren Früchten erkannt. In keinem Wege iſt erlaubt, ſich der römiſchen Kirche zu widerſetzen, aber der römiſchen Curie würden mit viel größerer Gottſeligkeit widerſtehen Könige, Fürſten, und Wer da Macht hat, als ſelbſt dem Türken." Wenn Luther ſich auf ſolche Weiſe zu der Diſputation vorbereitete, ſo kann man ſich leicht denken, daß dieſe nicht eben friedlich ablief.

Dieſe Diſputation fing am 27ſten Junius an und dauerte bis zum 13ten Julius. Welche Aufregung der Gemüther während derſelben herrſchte, zeigen die Berichte der Augenzeugen. Luther, Carlſtadt, Melanchthon und der Rector von Wittenberg, ein Herzog von Pommern, zogen in Leipzig ein, geleitet von einer ziemlichen Anzahl (150—200) bewehrter Wittenberger Studenten; Eck will in dieſer Schaar viele Ketzer und Böhmen geſehen haben. Aber an dem Tage des Einzugs ließ der Kanzler der Leipziger Univerſität, der Biſchof von Merſeburg, an den Kirchthüren in Leipzig ein Mandat anſchlagen, worin bei Strafe des Banns die Abhaltung der Diſputation unterſagt war. Aber der Rath von Leipzig, durch den Herzog Georg beſtärkt, ließ das

Mandat abreißen; Herzog Georg gab ſelbſt ſein Schloß für die Diſputation her und ſie wurde mit einer feierlichen Rede, mit Geſang und Muſik eröffnet. Vorher ſuchte man ſich auch noch über die Geſetze der Diſputation zu verſtändigen; Eck wollte ohne Notarien (welche alles aufſchrieben) diſputirt wiſſen, was Carlſtadt nicht zugab; aber darein mußte er willigen, daß die Akten derſelben nicht veröffentlicht würden, ehe von etlichen Richtern darüber geſprochen wäre, die man nach der Diſputation beſtimmen wolle. Luther verwahrte ſich vor der Entſcheidung des Pabſts und einiger ihm nicht unpartheiiſch ſcheinenden Univerſitäten. Acht Tage diſputirten nun Eck und Carlſtadt über den freien Willen; Carlſtadt nahm Bücher mit ſich, um ſeinen Gegner durch die Worte derſelben zu überführen und deſſen willkührliche und ungenaue Beweiſe ſo zu entkräften; aber es wurde geſprochen, daß Carlſtadt die Bücher zu Hauſe laſſen müſſe. In der zweiten Woche diſputirte Eck mit Luther über den Primat des Pabſtes; Luther wollte dem Pabſt ſeine Würde und Gewalt nur nach menſchlichem, Eck nach göttlichem Recht zugeſprochen wiſſen. Eck berief ſich auf das Konſtanzer Concilium, die Verdammung von Huß Lehren und beſchuldigte Luthern der Huſſiſchen Ketzereien, was Luther damals noch ſehr übel aufnahm und darüber ſich äußerte: „Eck iſt ein thumkühner, frevler Sophiſt.“ Luther berief ſich auf die Zeugniſſe der Geſchichte gegen den Primat der Päbſte in allen Zeiten, und als die Diſputation auf die Concilien kam, behauptete Luther, daß auf dem Concilium zu Conſtanz einige Artikel mit Unrecht ſeyen verworfen worden. In der dritten Woche, wo Eck wieder mit Luther diſputirte, kam man auf Buße, Fegfeuer, Ablaß und die Gewalt jedes Prieſters, zu abſolviren; der Ablaß fiel gar zu Grund und Eck gab faſt in Allem Luther nach. Aus dem Schutz und der Vertheidigung des Ablaſſes, der nach Luther's Meinung der Hauptgegenſtand hätte ſeyn ſollen, ward ein Gelächter und Spott. Zum Schluß diſputirte Eck noch drei Tage mit Carlſtadt. Luther beſchuldigt den Eck, der mehrmalen öffentlich predigte, er habe dabei eine ganz andere Sprache geführt, als in der Diſputation. Luther ſelbſt aber durfte nur in dem Diſputationsſaale predigen. Während dieſer Zeit kamen die Wittenberger und Leipziger Studenten oft hart aneinander, ſo daß in den Herbergen Bewaffnete ſeyn mußten, um Ordnung zu halten; eine Bürgerwache zog alle Tage vor dem Schloß auf. Ein Leipziger Magiſter ſoll ſo gegen Luther ergrimmt geweſen ſeyn, daß er davon ſtarb. Der Herzog Georg ſelbſt nahm großen Antheil an der Diſputation, und wohnte derſelben mit großer Aufmerkſamkeit lange Zeit bei, rief auch einmal bei einer ihm ſehr bedenklichen Aeußerung über die päbſtliche Gewalt überlaut aus: „Das walt die Sucht!“ Im Ganzen aber neigte er ſich mehr auf die Seite Eck's hin, wiewohl er alle drei Diſputanten zum Eſſen lud, freundlich mit Allen ſprach und auch einmal Luther allein zu ſich kommen ließ und lange mit ihm redete über ſeine Bücher. Luther meinte damals, derſelbe habe ſich nur zu viel einflüſtern laſſen: „es war mir leid, daß der fromme Fürſt ſich alſo durch fremde Bewegungen leiten und führen ließ, welchen ich ſahe und hatte erfahren, daß wenn er ſeine eigene Worte redete, fürſtlich genug redete.“

Luther war theils mit der Diſputation ſelbſt, theils mit ſeiner und der Seinigen Behandlung in Leipzig übel zufrieden. „Es iſt ſchier gar nichts in dieſer Diſputation gehandelt, das etwas werth zu achten, denn ausgenommen meine dreizehnte Propoſition von des Pabſts Gewalt. Aber nichts deſto weniger frohlockt, triumphirt und herrſcht Eck, aber nicht länger, als bis wir unſre Meinung ausgeben laſſen. Denn weil man untreulich diſputirt hat, will ich meine Erklärung und Auslegung von Neuem ausgehen laſſen. Die Leipziger haben uns weder gegrüßt noch beſucht, ſondern uns als ihre größten Feinde gehalten: an Ecken haben ſie ſtetigs gehangen, ſind mit ihm gangen, geſſen und getrunken, ihm einen Rock geſchenkt und ſpatzieren geritten u. ſ. w. Kürzlich Alles, das ſie haben uns zuwider und Injurien mögen erdenken, das haben ſie ſich unterſtanden. Eines haben ſie uns erzeigt, daß ſie uns nach Gewohnheit mit einem Geſchenk von Wein verehrt haben. Das haben ſie vielleicht auch nicht dürfen unterlaſſen. Aber Alle, die uns Gutes gönnten, beſuchten uns heimlich.“ — „Summa Summarum: ich hab' zuweilen den Neid und Haß erkannt, aber keinen unverſchämteren und gröbern Neid nie. Weil denn Eck und die Leipziger durch dieſe Diſputation ihre eigne Ehre und Ruhm und nicht die Wahrheit geſucht haben, ſo iſt es nicht Wunder, daß ſie übel angefangen, ärger ausgangen und vollendet iſt. Und wiewohl ich etlichermaßen an mich halte, gleichwohl kann ich meinen Mißfallen nicht ganz ablegen; denn ich bin auch ein Menſch, der Fleiſch und Blut hat wie ein Andrer. So iſt der Neid viel zu unverſchämt geweſt, und eine häſſige Ungerechtigkeit, Unbilligkeit und Ungleichheit in einem ſo heiligen und göttlichen Handel.“

Ueber die Hauptperſonen der Diſputation iſt noch Einiges zu bemerken. Nikolaus Amsdorf, ein vertrauter Freund Luther's, berichtete an Spalatin, Eck ſey in der heiligen Schrift ganz ungelehrt, wiſſe aber auch in der Sophiſterei, worin er als ein ſo prahleriſcher Diſputator beſonders bewandert ſeyn ſollte, nicht allzuviel, „aber das iſt wahr, Eck übertrifft Doctor Carlſtadt weit mit dem Gedächtniß und Ausſprechen, alſo daß es mir leid war, daß die Sache angefangen war; nicht daß der Eck gewonnen, obgelegen und geſieget hätte; ſondern wo der Handel nicht in die Federn wäre geben worden, ſo wäre der unſre mit ſehr großer Beſchämung davon gezogen. Die Zuhörer halten allein den für den Obſieger, der am ſehrſten ſchreiet und das letzte Wort behält. Weil denn Eck allzeit das letzte Wort gehabt und am ſehrſten geſchrieen, wird er derhalben auch heutiges Tages von den Leipzigern für den Obſieger geehret und gehalten. Ecken kann ich gegen Dr. Martin weder in der Lehre noch Kunſt, weder im Ausſprechen noch Gedächtniß vergleichen, ich wollte denn Stein oder mehr, Unflath und Koth mit dem allerſchönſten und reinſten Gold vergleichen. Doch in dieſem allein übertrifft Eck Dr. Martinum, daß Eck ſehrer ſchreit denn Dr. Martin.“

Ueber die Perſönlichkeit der drei genannten Männer ſprach ſich ein Augenzeuge, Petrus Moſellanus, welcher zuvor die ganze Diſputation als eine Poſſe betrachtet hatte, wo die Auguſtiner und Dominikaner ſich zanken würden, und wobei zehn Demokriti würden zu lachen bekommen, nachher folgendermaßen aus: „Martinus iſt von mittelmäßiger Statur, von Leib wegen vielen Studirens ſo mager, daß man ihm faſt alle Knochen zählen kann, in dem rechten Alter, von heller und klarer Stimme. Seine Gelehrſamkeit aber und Verſtand in heiliger Schrift iſt unvergleichlich, ſo daß er faſt Alles im Griff hat. Griechiſch und Hebräiſch verſteht er ſo fern, daß er von denen Erklärungen urtheilen kann. Es fehlet ihm nicht an Materie zu reden, und hat er einen großen Vorrath von Sachen und Worten; vielleicht möchte man an ihm das Judicium, die Sachen anzubringen, vermiſſen. Im Leben und Umgang iſt er höflich und freundlich, hat nichts Stoiſches noch Stolzes an ſich, ja er ſchickt ſich für Jedermann. In Compagnieen führt er einen fröhlichen und angenehmen Discurs, iſt fröhlich und ſicher, ſiehet immer munter aus, wie hart ihm auch ſeine Widerſacher drohen, daß man wohl glauben muß, er gehe nicht ohne Gottes Beiſtand mit ſo großen Sachen um. Dieſes wird ihm faſt von Jedermann übel ausgelegt, daß er in Beſtrafung Anderer unfürſichtiger und ſtachlichter ſey, als einem, der in der Theologie was Neues vorbringt, ſicher, oder einem Theologo anſtändig ſey, welche Untugend er vielleicht mit allen Spöttlingen gemein hat. Die meiſten dieſer Stücke finden ſich bei Carlſtadt in geringerem Grad, darzu iſt er kleiner von Perſon, ſiehet ſchwarz und verbrannt aus, hat eine unangenehme, tumpere Stimme, ſchwächeres Gedächtniß, und iſt zum Zorne geneigter. Eck aber iſt von großem, vierſchrötigem Leib, hat eine ſtarke und recht deutſche Stimme, darzu ſtarke Lenden, daß er nicht nur auf's Theatrum taugte, ſondern auch einen Herold abgäbe, doch iſt ſie mehr grob, als vernehmlich; ſo gar weit fehlet es ihm an der Annehmlichkeit, die Fabius und Cicero loben; das Maul, Augen und das ganze Geſicht präſentirt eher einen Fleiſcher oder Soldaten, als einen Theologum. Seinen Kopf belangend, ſo hat er ein treffliches Gedächtniß, und wenn der Verſtand auch ſo gut wäre, ſo wäre der Mann vollkommen.“

Zu Richtern über die Diſputation wurden die Univerſitäten Paris und Erfurt vorgeſchlagen und angenommen; Eck wollte die Auguſtiner in Erfurt ausgeſchloſſen wiſſen und Luther verlangte, es ſollte nicht bloß die theologiſche Facultät, ſondern auch die andern, Juriſten, Mediciner und Philoſophen mitſprechen; es wurde beſchloſſen, dieß dem Herzog anheimzuſtellen. Jedoch behielt ſich Luther die Appellation von dem Spruch der Univerſitäten an ein Concil vor. Das Verlangen Luther's iſt ſehr bezeichnend für die Entwicklung ſeiner Anſichten, indem er die Religion mehr und mehr zu einem Gemeingut aller Menſchen machen und die Theologen und Geiſtlichen ihrer angemaßten Alleinherrſchaft berauben wollte.

An Vorwürfen, Beſchuldigungen und Anklagen vor und während und nach der Diſputation fehlte es nicht. So beſchuldigte Carlſtadt den Dr. Eck: ein Dominikaner habe demſelben während der Diſputation einen Zettel zugeſchickt und ihm damit „die Bolzen gegen Lutherum gefiedert,“ Eck habe ihn vor ſich hingelegt und vermöge ſeines ſcharfen Geſichts abgeleſen. Darauf antwortete Eck: in jenem Zettel ſey er ermahnt worden, zu verlangen, daß Luther ein Büchschen, das er am Finger getragen und darin er einen dienſtbaren Geiſt (Spiritum familiarem) habe, weglege; er aber habe ſolches nicht gerne gethan und ſich auf Gottes Beiſtand verlaſſen. Daneben ſey er auch vor Gift, womit ihm die Wittenberger nachſtellten, gewarnt worden. In einem Schreiben an den Churfürſten von Sachſen, worin Luther und Carlſtadt hart beſchuldigt wurden, ſagte Eck: „Ob Doctor Luther einen Teufel in einer Büchſen oder ſeiner Kutten hatte, weiß ich nicht; es hat auch Niemand gehört, daß ich ihn deß geziehen; aber das iſt wahr: an einem Fädlein und ſilbernen Ringlein trug er etwas an einem Finger; geſchahe viel Reden darum.“ Zu einem ähnlichen Verdachte gab auch ein Blumenſtrauß Veranlaſſung, welchen Luther in der Hand hatte.

Bald erſchienen nun auch die Verhandlungen im Druck, was zwar dem Pact zuwider war, aber damit entſchuldigt wurde, daß Jedermann frei habe nachſchreiben können und ſchon viele Exemplare im Umlauf wären.

Luther wunderte und entſchuldigte ſich ſpäter ſelbſt, daß er dem Pabſt noch ſo viel habe zugeſtehen können, wie er auf der Leipziger Diſputation gethan, wo er ihn doch als Herrn der Kirche nach menſchlichem Recht habe gelten laſſen. „Nun ſiehe und lerne doch, chriſtlicher Leſer, an meinem Fall, wie ſchwer es ſey, aus ſolchen Irrthümern ſich zu wickeln oder zu erretten, welche die ganze Welt mit ihrem Exempel beſtätigt und durch langwierige Gewohnheit gleich als in die Natur verwandelt ſind. Ich hatte damals die heilige Schrift nun in das ſiebente Jahr daheim mit großem Fleiß geleſen und öffentlich gelehret, alſo daß ich faſt Alles auswendig konnte, hatte auch über dieß Alles die Erſtlinge der Erkenntniſſe und Glaubens meines Herrn Chriſti, nämlich daß wir nicht durch unſre Werke, ſondern durch Glauben an den Herrn Chriſtum gerecht und ſelig werden, ja ich vertheidigte auch dieß öffentlich, davon ich jetzund rede, daß der Pabſt von göttlichem Recht nicht wäre das Haupt der chriſtlichen Kirchen. Noch gleichwohl konnte ich noch nicht erſehen, was aus dieſem ferner folgt, daß nämlich nothwendig und gewißlich der Pabſt aus dem Teufel ſeyn müſſe, denn was nicht aus Gott iſt, das iſt gewißlich und nothwendig aus dem Teufel.“

Aber ſchon das, was Luther damals öffentlich behauptete, war genug, um den Haß und Zorn der Gegner zu nähren und zu ſchärfen, und Eck lag dem Churfürſten von Sachſen hart in den Ohren mit ſeinen Klagen und Anſchuldigungen über Luther's Ketzereien. Dieß veranlaßte eine Gegenerklärung Luther's und Carlſtadt's, die, wie Eck's Brief, ſehr leidenſchaftlich ausfiel. Ferner gab Luther Erklärungen ſeiner Sätze und über den 13ten Satz eine eigene Schrift heraus. Auch jetzt ſcheint wieder von einer Entfernung Luther's die Rede geweſen zu ſeyn, und Luther mochte dieſelbe in gewiſſem Betracht wünſchenswerth finden, um ſeiner Feder freieren Lauf laſſen zu können; aber theils Miltiz's Rath, der daſſelbe fürchtete, was Luther hoffte, theils ein für Luther'n ſehr günſtiger Brief des berühmten und angeſehenen Erasmus, wovon noch die Rede ſeyn wird, verhinderten es. Luther hatte in dieſem Jahre auch einen Strauß mit den Franciskanern zu beſtehen, welche auf einem Convent zu Jüterbock ein Schreiben an den Biſchof von Brandenburg erließen, worin ſie gegen Luther loszogen und ihm 15 ketzeriſche Sätze aufbürdeten. Luther antwortete ihnen dermaßen, daß ſie ihn baten, ſeine Schrift gegen ſie zurückzuhalten, wozu es aber ſchon zu ſpät war. Dagegen hatte ſich Luther auch vielen Beifalls und Freundſchaft zu erfreuen, wozu die Leipziger Diſputation viel beitrug. Er vernahm, daß ſeine Schriften in Italien und Frankreich außerordentlichen Abgang fänden, und die Böhmen ſchrieben ihm und wünſchten ihm Glück und ermahnten ihn, fortzufahren. Aber auch dieß mußte Luther'n neue Händel zuziehen. Hieronymus Emſer erließ eine Schrift, worin er theils die Böhmen an Luther'n irre zu machen, theils aber doch auf Luther den Schein der böhmiſchen Ketzerei zu werfen ſuchte. Luther warf ihm dieß Verfahren als tückiſch vor, und gab ihm einen Judaskuß ſchuld. Mit größtem Eifer aber warf ſich Luther jetzt wieder auf ſeine Studien und ſein raſtloſer Geiſt brachte eine gewichtige Schrift nach der andern hervor, unter welchen beſonders der Sermon von dem hochwürdigen Sacrament des heiligen wahren Leichnams Chriſti und von den Brüderſchaften, zu bemerken iſt. Die katholiſche Kirche hatte im Verlauf der Jahrhunderte dieß Sacrament auf eine Weiſe geſtaltet, woran ſchon vor Luther Manche, beſonders aber Huß ſich geſtoßen hatte, der namentlich den Kelch für die Laien zurückverlangte; Luther unterſuchte die Bedeutung dieſes Sacraments genauer, ſetzte hauptſächlich in's Licht, wie es beſtimmt ſey, die Vereinigung aller Chriſten unter ſich und mit ihrem Haupt Chriſtus zu ſtärken, und daß es allein durch den Glauben ſegensreich wirke; im Gegenſatz zu der Lehre und dem Gebrauch in der römiſchen Kirche, wornach die bloße Feier und der Dienſt des Miniſtranten, abgeſehen von der Geſinnung des Communikanten, als heilſam galt. Darüber ſchrieb der Herzog Georg von Sachſen an den Churfürſten einen ſehr ſorglichen Brief, worin er ſeine Furcht ausſpricht, es möchte dieſe Schrift mit ihrem bedenklichen Titelkupfer der böhmiſchen Ketzerei (dem Laienkelch) Vorſchub thun; ja er berichtet, es ſeyen in Böhmen ſelbſt durch dieſe Schrift die Ketzer um 6000 angewachſen. Friedrich antwortete ihm ausweichend: „daß er ſich nicht unterſtehe, in dieſe

Händel ſich zu miſchen, welche jetzt gerade auf Erkenntniß ſtänden.“ Luther aber erklärte ſich über einige Artikel weiter dahin: „er wolle nicht, und habe nicht verlangt, daß die Biſchöfe aus eigner Gewalt das Sacrament unter beider Geſtalt reichen; aber er halte es für keine Ketzerei, wie es ja auch den Böhmen ſelbſt ſey ausdrücklich zugeſtanden worden, und es ſcheine ihm allerdings wünſchenswerth, in der Art, wie Chriſtus das Abendmahl eingeſetzt, es auch zu feyern.“ — Ein heftiges Ausſchreiben wider Luther's Sermon erließ der Biſchof von Meiſſen; er gebot darin, jene Schrift allenthalben zuſammenzubringen und aufzuhalten, zu lehren, daß der ganze Chriſtus in der Einen Geſtalt vorhanden und daß eine Empfahung unter beiden Geſtalten freventlich, vermeßlich, ärgerlich und eine Einführung der ewigen Verdammniß ſey. Weil dieß Ausſchreiben nur unter des Offizials Siegel ausgieng, obwohl im Namen des Biſchofs, griff Luther den erſten deſto heftiger und rückſichtsloſer an, nennt ihn den Zettelmeiſter, hat ihn, ein andermal bei nüchternem Muth zu ſchreiben, und zieht die Unwiſſenheit oder Dreiſtheit des Ausſchreibers derb durch. Darüber war man auch am Churfürſtlichen Hofe beſorgt und Spalatin äußerte dieß gegen Luther: aber dieſer wollte von dieſen Ermahnungen nichts hören: „Ich beſchwöre dich, wenn du vom Evangelium die rechte Einſicht haſt, ſo darfſt du nicht glauben, daß ſeine Sache könne ohne Lärmen, Aergerniß, Aufruhr geführt werden. Du wirſt aus dem Schwerdt keine Flaumfeder machen, noch aus dem Krieg Frieden; das

Wort Gottes iſt ein Schwerdt, Krieg, Verderben, Aergerniß, Ruin, Gift und (wie Amos ſagt) gleich einem Bären auf dem Weg und einer Löwin im Wald, ſo kommt es entgegen den Söhnen Ephraim. Sie ſchreiben mit größerer Fährlichkeit als ich, da ſie des Evangelii, des Rechts, der natürlichen Vernunft und alles Verſtandes ſo ganz und gar vergeſſen.“ — „Doch kann ich nicht läugnen, daß ich heftiger ſey, denn von nöthen iſt; das wiſſen jene wohl und ſollten deßwegen den Hund nicht reitzen. Du kannſt nach dir ſelbſt ermeſſen, wie ſchwer es iſt, die Hitze und Schreibart mäßigen. Darum iſt es auch, daß ich immer widerwillig war, auf den Plan herauszugehen, und je mehr ich widerwillig bin, deſto mehr werd' ich gegen meinen Wunſch hineingezogen, und das durch die allergreulichſten Beſchuldigungen, gegen mich und Gottes Wort ausgeſtoßen; dadurch geſchieht, daß wo ich auch nicht durch die Hitze und den Styl hingeriſſen würde, doch durch die Schändlichkeit des Verfahrens ſelbſt ein ſteinern Gemüth konnte gerührt werden, wie mehr ich, der ich hitzig bin und keine ſtumpfe Feder führe. Durch dieſe Ungebühren werd' ich über das Maaß der Beſcheidenheit hinausgeführt.“ — „Was dünkt dich von Chriſto? War er ein Läſterer? wenn er die Juden nannte eine ehebrecheriſche Art, und verkehrtes Schlangengezücht, Heuchler, Kinder des Teufels? Und Paulus Hunde, Verführer Act. 23., warum ſchmeichelt da nicht Paulus, daß er den falſchen Propheten bekehre, ſondern donnert alſo?“

Doch nicht bloß zu donnernden, ſondern auch zu mild wehenden Schriften fand Luther um dieſe Zeit Anlaß; unter die der letzteren Art gehört ein geiſtlicher Krankentroſt, welchen er für ſeinen Churfürſten verfaßte und mit einer ſehr herzlichen Zueignung überſandte; es heißt darin: „Da ich Euer Churfürſtlichen Gnaden von einer ſchweren Krankheit befallen ſehe und zugleich, daß auch Chriſtus in Euer Durchlauchtigkeit krank iſt, achtete ich es meine Pflicht zu ſeyn, mit einer Schrift Euer Churfürſtlichen Gnaden heimzuſuchen. Denn ich kann mir nicht verbergen, als hörte ich nicht Chriſti Stimme aus Eurer Durchlauchtigkeit Leib und Fleiſch mir zurufen und ſagen: Siehe hier, ich bin krank.“

Indeß hatte Miltitz, trotz der widrigen Unterbrechungen durch die Leipziger Diſputation, ſeinen Verſuchen zu einer göttlichen Beilegung und der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs keineswegs entſagt. Er war nach ſeiner Zuſammenkunft mit Luther nach Trier gereiſt, wo auch Cajetan war und hatte den Churfürſten veranlaßt, Luther vor ſich zum Verhör zu fordern. Dieſer that es auch, aber der Churfürſt von Sachſen beſprach ſich mit ihm und ſie vereinigten ſich dahin, daß die Sache auf den nächſten Reichstag ſollte verſchoben werden. Am 26ſten September 1519 überbrachte endlich Miltitz die goldene Roſe, von welcher Luther ſchrieb, es ſollte dadurch der Churfürſt verſucht werden, aber aus der feierlichen Uebergabe wurde nichts, und der Fürſt ließ ſie an ſeinen Miniſter abgeben. Im October dieſes Jahrs hatte er wieder eine Zuſammenkunft mit Luther in Liebenwerd, wobei ſich der letztere wiederholt bereit erklärte, ſich vor dem Churfürſten von Trier zu ſtellen. Als aber Miltitz ſpäter dieſe Reiſe verlangte, berief ſich Luther theils auf die Fruchtloſigkeit derſelben, ehe die Genehmigung des Pabſts da ſey, theils auf viele andere Gründe, welche ſie unrathſam und unmöglich machen. Miltitz ſcheint ſich mancher Winkelzüge bedient zu haben, vielleicht weil er ſelbſt nicht mit ſich im Reinen war, wie er zu verfahren hätte, und doch um jeden Preis gern das Verdienſt ſich erworben hätte, eine dem römiſchen Stuhl ſo beſchwerliche Sache beizulegen. Es iſt ein Schreiben des Pabſts Leo X. an Luther aufbehalten, das aber nicht an Luther übergeben worden und welches gegen das Ende des Jahres 1519 muß geſchrieben ſeyn. Daſſelbe beginnt: „Geliebter Sohn! Heil dir und apoſtoliſchen Segen!“ Dann iſt das Wohlgefallen des Pabſts darüber ausgeſprochen, daß Luther alle ſeine Behauptungen widerrufen, ſeinen Irrthum anzeigen und ſich künftighin von Aehnlichem enthalten wolle. Seine Entſchuldigungen werden mit väterlicher Zärtlichkeit aufgenommen und er nach Rom geladen, um ſicher und frei den Widerruf zu thun; dann ſolle Luther den Haß und die Leidenſchaften ablegen und, nur noch vom heiligen Geiſt erfüllt, ſeinen Pflichten obliegen. Wenn dieß Schreiben wirklich ächt iſt, ſo ſieht man daraus, daß Miltitz Luther'n und den Pabſt getäuſcht, hauptſächlich dadurch, daß er dem Letztern von Luther's Anerbietungen falſch berichtete, wiewohl ſeine Abſicht dabei geweſen ſeyn mag, die Beilegung zu erleichtern. Gegen Ende des Jahrs 1520, als ſchon die Bannbulle drohte, machte Miltitz die letzten Verſuche bei Luther ſelbſt, nachdem er ſich bei'm Churfürſten über deſſen fortwährend dem Pabſt feindſelige Schriften beſchwert hatte. Gegen Ende des Auguſts 1520 hatten die Auguſtiner ein Generalkapitel in Eisleben; dort fand ſich auch Miltitz ein und vermochte ſie, Abgeordnete an Luther zu ſchicken und ihn zu bereden, er möchte von Neuem an den Pabſt ſchreiben und ſich demſelben unterwerfen. Luther willigte ein, und als er nachher ſein Vorhaben wieder aufgeben wollte, vermochte ihn Miltitz bei einer neuen Zuſammenkunft in Lichtenberg doch wieder dazu und es geſchah auch, wie unten wird erzählt werden. Miltitz's Thätigkeit in der Luther'ſchen Sache hatte hiemit ein Ende; Eck überwog. Dieſe beiden Agenten des Pabſts, welche aber einander entgegenarbeiteten, indem der eine die Flamme zu löſchen ſuchte, an der der andre ſchürte, entſprechen zugleich äußerlich den zwei ſich bekämpfenden Neigungen in Luther's Gemüth. Er wollte und wünſchte den Frieden aufrichtig und ließ ſich immer wiederwillig finden, auf Miltitz's Vorſchläge und Erbietungen zu hören; aber zugleich ſchlug er auch den Streit und Kampf nicht aus, wo die Wahrheit ihn zu fordern ſchien und war auch damit zufrieden, daß der feindſelige Gegner Eck die Friedensverſuche vereitelte und den Kampf der Geiſter zum vollen Ausbruch brachte.

Der Bann.

Im Anfang des Jahrs 1520 war Eck ſelbſt nach Rom gereist, um Bericht abzuſtatten; ſeine Stimmung gegen Luther konnte natürlich nicht ſehr freundlich und mild ſeyn, denn es waren zu bittere Worte und Vorwürfe gewechſelt worden. Luther hatte ſogar noch Carlſtadt's Grimm Einhalt thun müſſen, der eine Schrift gegen Eck herausgeben wollte unter dem Titel: „Wider den viehiſchſten Eſel und angemaßtes Doctorlein u. ſ. w.“ Eck betrieb in Rom mit vielem Eifer die Verdammung Luther's, bewarb ſich um die Gunſt der Kardinäle, hatte Unterredungen mit dem Pabſt und meldete ſchon im Mai, daß der Entwurf zur päbſtlichen Bannbulle fertig ſey. Er ſchrieb, es ſey gut, daß er nach Rom gekommen, ſonſt hätten wenige Kardinäle von Luther's Ketzereien gewußt. Ueber den Zuſtand Rom's äußerte er ſich ſo: „Von Rom habe ich Aergeres gehört, denn ich nun ſehe und erfahre. So aber etwas Böſes hier geſchieht, hat's daher ein größer Anſehen, daß aus allen Orten, ſoweit die Chriſtenheit reicht, die Grundſuppe alles Laſters und Stanks der ärgſten Buben ſich hieher findet. Es gehet am römiſchen Hofe doch viel greulicher und ſchrecklicher zu; wie man jetzt auch ſiehet, daß es an der Biſchöfe in Deutſchland, auch vieler Fürſten Höfen pfleget zuzugehen.“ Luther ſchrieb einige, im Ganzen unbedeutende Randbemerkungen zu dieſem Brief. Er gab ſich zwar Mühe, durch verſöhnende Schritte dem Haß entgegen zu arbeiten, reizte aber denſelben immer wieder durch ſeine Schriften, in welchen er ſeinem Streben nach Wahrheit rückſichtslos folgte.

In einer Proteſtation oder Erbieten gegen Jedermann, verwahrte er ſich ſehr ernſtlich gegen den Vorwurf, etwas Anderes als chriſtliche und evangeliſche Wahrheit gelehrt, oder abſichtlich Haß und Zwietracht geſtiftet zu haben, und erklärte ſich bereit, von Jedermann ſich belehren und weiſen zu laſſen, ſo wie von ſeinem Fürnehmen, das allein der Ehre Gottes gegolten, abzuſtehen, wenn man ihn aus der Schrift widerlege. An Albrecht von Mainz ſchrieb er zum zweitenmal, bat ihn, ſeinen Verläumdern keinen Glauben zu ſchenken, beklagte ſich, daß man ihn gar nicht widerlege, ſondern ohne weiteres verdamme, und wiederholte auch gegen ihn das Anerbieten, ſich belehren und weiſen zu laſſen. Der Churfürſt antwortete ihm: er habe noch nicht Zeit und Muße gefunden, Luther's Schriften, mit denen ſich jetzt viele tragen, zu leſen oder auch nur obenhin anzuſehen, und könne er alſo darüber nicht urtheilen; ſehr wohl gefalle ihm aber Luther's Anerbieten, ſich eines Beſſern belehren zu laſſen. Dann empfiehlt er ihm Beſcheidenheit und ſpricht den Wunſch aus, daß man ſolche ärgerliche Streitfragen ruhen ließe.

Ein etwa gleichlautendes Schreiben an den Biſchof von Merſeburg fand eine ähnliche Aufnahme. Der Biſchof bedauerte, daß Luther durch ſeine Schriften das Volk aufrege, und gab ihm ſein Mißfallen über ſeine Angriffe gegen den Pabſt zu erkennen. Er meinte, Luther hätte ohne Zweifel nach ſeiner großen Geſchicklichkeit etwas gemeiner Liebe und Heil Nützlicheres ſchreiben können. Eine gute Wirkung hatte ſich Luther von einem Brief an Kaiſer Carl V. verſprochen. Dieſer, König von Spanien und Erbe der habsburgiſchen Länder, war nach Maximilians am 12. Januar 1519 erfolgtem Tode, hauptſächlich durch die Bemühungen des Reichsverweſers Churfürſten Friedrich von Sachſen, am 28. Juni 1519 zum deutſchen Kaiſer gewählt worden und deßwegen dem Churfürſten ſehr verpflichtet. Als den jungen Kaiſer die päbſtlichen Geſandten gegen Luther einzunehmen ſuchten, wies er ſie mit der Aeuſſerung zurück: er müße darüber ſeinen Vater Friedrich hören. Dieß gab Luther'n gute Hoffnungen und er ſchrieb unterm 15. Januar 1520 an ihn. Er entſchuldigte ſeine Kühnheit, als ein geringer verachteter Menſch die kaiſerliche Majeſtät anzuſprechen. „Doch wird ein Jeder, der die Größe dieſer hochwichtigen Sachen fleißig bedenkt und verſtehet, daß ſie die göttliche Wahrheit belanget, ſich ſo groß nicht verwundern. Denn ſo ſie würdig iſt, vor den Thron himmliſcher, göttlicher Majeſtät zu treten, vielmehr iſt ſie würdig, daß ſie auch einen irdiſchen und ſterblichen Fürſten anſpreche. Derhalben komme ich armer und elender Menſch, falle zu Füßen Euer Durchlauchtigſten kaiſerlichen Majeſtät, als der Allerunwertheſte, der doch die allerwichtigſte und würdigſte Sache fürbringet.“ Er erzählt, wie man ihn ungehört verdammen wolle und ſagt dann: „Werde ich als ein Gottloſer und Ketzer erfunden, begehre ich keines Schutzes. Eines bitte ich: daß weder die Wahrheit noch Lügen unverhöret noch unüberwunden verdammt werde. Denn dieß ſteht Eurem Königlichen und Kaiſerlichen Thron wohl an, zieret Ihrer Majeſtät Kaiſerthum und giebt Urſach allen Nachkommen, daß ſie die jetzige Zeit Ihres Regiments werden für und für loben und preiſen: nämlich ſo Euer Majeſtät nicht geſtattet, daß der Gottloſe verſchlinget den, der frömmer denn er iſt.“ Luther erhielt jedoch auf dieß Schreiben keine Antwort und man hörte von mehreren Seiten, daß der Kaiſer gar ſehr von den Romaniſten umgarnt werde. In dieſem Jahr ſchrieb er auch die Abhandlung von den guten Werken, die er dem Herzog Johann von Sachſen zueignete, worin er den Glauben gegen die Werke erhob, als durch welchen allein der Menſch gerechtfertigt werde, eine Auslegung des Vaterunſers und das Schriftchen: von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen. In dieſer enthielt ſich Luther des eigentlichen Streitens und Angreifens, und ließ ſein tiefes chriſtliches Gefühl in einen Strom fromm begeiſterter Rede ausbrechen. Hier iſt der Kern ſeiner chriſtlichen, von den Auswüchſen der Ueberlieferung und Willkür gereinigten Ueberzeugung in den ſchönſten und zugleich milden Worten ausgeſprochen, und er faßt ſein Thema in beiden vorangeſtellten Sätzen zuſammen: 1) Ein Chriſtenmenſch iſt ein freier Herr über alle Dinge und Niemand über ihm; 2) ein Chriſtenmenſch iſt ein dienſtbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan; „Wer mag ausdenken die Ehre und Höhe eines Chriſtenmenſchen;“ ruft er aus, „durch ſein Königreich iſt er aller Dinge mächtig, durch ſein Prieſterthum iſt er Gottes mächtig!“ — „Dieſe hohe Würde kommt durch den Glauben, der gleichſam eine Vermählung iſt mit Chriſtus; alle Chriſten ſind Brüder Chriſti und Prieſter. Aber daneben ſoll der Chriſt, von der Liebe bewegt, ſich ganz dem Dienſte des Nächſten widmen, und nicht das Seinige ſuchen und die guten Werke thun, nicht um ſich damit ein Verdienſt zu erwerben, ſondern Andern zum Muſter und Vorbild.“ — Dieß war die Schrift, mit welcher Luther ſeinen oben erwähnten, dritten Brief an den Pabſt Leo X. begleitete. Aber die inzwiſchen eingetretenen Umſtände waren von der Art, daß der Brief nicht verſöhnend ausfallen konnte. Die Bannbulle war ſchon von Eck nach Deutſchland gebracht worden, und obwohl Luther auf Miltitz's Zureden doch noch den letzten Schritt zum Frieden thun wollte, und ſeinen Brief an den Pabſt auf den 6. September zurückdatirte, um des Banns noch nicht erwähnen zu müſſen, ergoß ſich eine ziemliche Bitterkeit in ſein Schreiben, das allerdings, nach der Lage der Sachen, jetzt kaum mehr von Erfolg ſeyn konnte. Er ſagt darin: „Wiewohl ich von etlichen deiner*) unchriſtlichen Schmeichler, welche ohne alle Urſache auf mich erhitzt ſind, gedrungen bin, mich auf ein frei chriſtlich Concil zu berufen: ſo habe ich doch mein Gemüth noch nie alſo von dir entfremdet, daß ich nicht aus allen meinen Kräften dir und dem römiſchen Stuhl allzeit das Beſte gewünſcht, und mit fleißigem, herzlichem Gebet bei Gott geſucht habe.“ — „Ich bitte, heiliger Vater Leo, du wolleſt meine Entſchuldigung dir gefallen laſſen, und mich gewiß für den halten, der wider deine Perſon nie nichts Böſes fürgenommen, und der alſo geſinnt ſey, der dir wünſche und gönne das Allerbeſte. In allen Dingen will ich gern Jedermann weichen; das Wort Gottes will ich und mag ich auch nicht verlaſſen noch verläugnen.“ — „Das iſt aber wahr, ich habe friſch angetaſtet den römiſchen Stuhl, den man nennt römiſchen Hof, welchen auch Du ſelbſt, noch Niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er ſey ärger und ſchändlicher, denn je kein Sodoma, Gomorrha oder Babylon geweſen iſt. Und ſo viel ich merke, iſt ſeiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Welches Alles öffentlich am Tage Jedermann bewußt iſt, dadurch die römiſche Kirche, vor Zeiten die allerheiligſte, nun worden iſt eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuſer, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und Verdammniß. Indeß ſitzeſt Du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, und gleichwie Daniel unter den Löwen, und wie Ezechiel unter den Skorpionen; was kannſt du Einiger wider ſo viele Ungeheuer? Und ob dir ſchon drei oder vier gelehrte und fromme Cardinäle zufielen, was wäre das unter ſolchem Haufen? Ihr müßtet ehe durch Gift umkommen, eh' Ihr fürnähmet der Sache zu helfen. Es iſt aus mit dem römiſchen Stuhl. Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören. Er iſt feind den allgemeinen Conciliis, er will ſich nicht weiſen noch reformiren laſſen; und vermag doch ſein wüthendes, unchriſtliches Weſen nicht zu hindern, damit er erfüllet, das geſagt iſt von ſeiner Mutter, der alten Babylon, Jerem. 51. Wir haben viel geheilet an Babylon, noch iſt ſie nicht geſund worden; wir wollen ſie fahren laſſen. Das iſt die Urſache, warum es mir allezeit iſt leid geweſen, Du frommer Leo, daß Du Pabſt worden biſt in dieſer Zeit, der Du wohl würdig wäreſt, in beſſern Zeiten Pabſt zu ſeyn. Der römiſche Stuhl iſt Deiner und Deinesgleichen nicht werth; der böſe Geiſt ſollte Pabſt ſeyn, der auch gewißlich mehr denn Du in Babylon regieret.“ Dann klagt er bitter über Cajetan, der unbeſcheiden, unrichtig und untreulich mit ihm gehandelt, über Eck, der durch Ruhmſucht und Sophiſterei das Feuer geſchürt habe, und jetzt, da die Sache ſo weit gekommen, habe Miltitz ihn noch bewogen, den Pabſt zu ehren und ihm zu ſchreiben. „Alſo komme ich nun, heiliger Vater Leo, und zu deinen Füßen liegend bitte ich, wenn es möglich, wolleſt deine

---

*) Der Brief iſt lateiniſch geſchrieben, daher hier wie in andern das Du.

Hände dran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde ſind, und doch Friede vorgeben, einen Zaum einlegen; daß ich aber ſollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus, darfs ihm auch Niemand fürnehmen, er wollte denn die Sache noch in ein größer Gewirre treiben. Dazu mag ich nicht leiden Regel und Maaß, die Schrift auszulegen; dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht ſoll noch muß gefangen ſeyn. Wo mir dieſe zwei Stück bleiben, ſo ſoll mir ſonſt nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen noch reitzen; ich will aber ungereizt ſeyn. Werde ich aber gereizt; will ich, ob Gott will, nicht ſchriftlos noch ſprachlos ſeyn.“ — „Am Ende, daß ich nicht leer komme für deine Heiligkeit, ſo bringe ich mit mir ein Büchlein, unter deinem Namen ausgegangen, zu einem guten Wunſch und Anfange des Friedens und guter Hoffnung, daraus deine Heiligkeit ſchmecken mag, mit was Geſchäften ich gerne wollte und auch fruchtbarlich möchte umgehen, wenn mir's für deinen unchriſtlichen Schmeichlern möglich wäre.“

Weder abwenden konnte dieſer Brief den päbſtlichen Bannfluch, denn unter dem 24. Juni war ſchon die Bannbulle gegen Luther erlaſſen worden, noch auch die Zurücknahme deſſelben veranlaſſen, da Luther ausdrücklich die Bedingung der Wiederaufnahme: den Widerruf ſeiner Lehren, abgelehnt und den päbſtlichen Stuhl, wiewohl mit Schonung der Perſon Leo's, dergeſtalt behandelt hatte, daß der Pabſt davon wenig erbaut ſeyn konnte. So hatte denn die Sache ihren Lauf, und Eck, der triumphirende Ueberbringer der Bulle in Deutſchland, glaubte jetzt ganz gewiß den Gegner zu beſiegen, den er im Kampfe des Geiſtes nicht zu überwältigen vermochte. Nach einem pomphaften Eingang, worin Chriſtus ſelbſt, Petrus, Paulus und alle Heilige zum Schutz der angefochtenen Kirche ſich zu erheben angerufen werden, beklagt die Bulle die neuen Ketzereien, die verwandt ſeyen mit denen des Huß, Wicleff und Hieronymus von Prag; 41 Sätze aus Luthers Schriften werden als ketzeriſch aufgezählt und verdammt. Sie zu lehren und anzunehmen wurde verboten bei Strafe des höchſten Bannes, des Verluſtes aller Würden, Aemter, Benefizien, des geweihten Begräbniſſes, der Acht und Aberacht u. ſ. w. Alle Schriften Luther's, worin ſich ſolche Sätze fänden, ſollen verbraunt werden. Luther ſelbſt und ſeine Anhänger werden dringend aufgefordert, ſich wieder der Kirche zuzuwenden und ſich von allen ihren Irrthümern gänzlich zu enthalten. Binnen 60 Tagen ſollten ſie ſich entweder in Perſon in Rom zum Widerruf ſtellen, oder denſelben in gehöriger Form einſchicken; wo ſie ſich dieſem nicht unterwerfen, ſollten ſie von jener Friſt an als erklärte Ketzer verdammt, allen Weltlichen und Geiſtlichen der Umgang und Gemeinſchaft mit ihnen verboten, und dieſelben verpflichtet ſeyn, Luther und ſeine Anhänger zu fahen, feſtzuſetzen und auf Verlangen nach Rom zu liefern. Mit dem Interdikt wurden bedroht alle Orte, wo Er und die Seinigen ſich aufhalten würden.

Mit einem beſondern Breve begleitete der Pabſt dieſe Bulle, als er ſie an den Churfürſten von Sachſen ſchickte und gab ſich darin argliſtig den Schein vorauszuſetzen: der Churfürſt habe, weit entfernt Luther'n Vorſchub zu leiſten, ihm vielmehr immer gewehrt, worüber er höchlich gelobt und aufgefordert wird, auch jetzt dem päbſtlichen Stuhl ſeine wohlbekannte Treue und Gehorſam zu erproben.

Im September fieng Eck an die Bulle zu publiciren, aber er machte damit wenig Glück. Herzog Georg ließ ihn zwar beſchenken, aber die Leipziger Studenten ſchlugen an 10 Orten Drohbriefe gegen ihn an, ſo daß er ſich nicht mehr auszugehen getraute. Man ſang Spottlieder auf ihn. Viele Biſchöfe verweigerten die Publikation oder ſchoben ſie hinaus, in Erfurt umgaben die Studenten den Doktor, zerriſſen die gedruckten Bullen und warfen ſie ins Waſſer, und überhaupt hatten Luther's Predigten und Traktate von der Kraft des Banns ihm ſchon viel von ſeiner Furchtbarkeit entzogen, wozu noch kam, daß man ſich an dem Ueberbringer der Bulle, dem perſönlichen Gegner Luthers ärgerte.

Luther ſtellte jetzt eine neue Appellation von dem Pabſt an ein Concilium, „zum erſten, als von einem freveln Gewalt, vermeſſenen, ungerechten Richtern, zum andern, als von einem verſteckten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen, zum dritten, als von einem Feind, Widerſacher, Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift, zum vierten, als von einem Verächter, Läſterer und Schwächer der heiligen chriſtlichen Kirche und des freien Concils.“ In der Schrift, von der neuen Eckiſchen Bullen und Lüge, hatte er ſich das Anſehen gegeben, nicht daran glauben zu können, daß die Bulle ächt ſey; er nannte ſie ein Machwerk Eck's, dem ſie ganz gleiche; dieſe Maske warf er aber in der Schrift: wider die Bullen des Antichriſts, weg und ließ ſeinem Zorn den Zügel ſchießen: „Was wäre es nun Wunder, ob Fürſten, Adel und Laien den Pabſt, Biſchöfe, Pfaffen und Mönche über die Köpfe ſchlügen und zum Land hinausjagten?“ Auch in andern Schriften noch beleuchtete er die Bulle. An Spalatin ſchrieb er: „ich verachte ſelbige und greiſe ſie allbereit, als eine gottloſe, lügenhafte und vollkommen Eckiſche Bulle an. Ihr ſehet, daß darin Chriſtus iſt verdammet, keine Urſache angeführet, und ich endlich nicht zur Verhör, ſondern zu einem Widerruf geruſen werde, daß man greiſen muß, ſie ſeyen ganz raſend, toll und blind, ſehen und denken nichts. Ich will jedoch des Pabſts nicht gedenken, ſondern mit ihr als einer erdichteten, erlogenen Bullen handeln, obwohl ich glaube, ſie ſey ihre ächte Brut. O wollte Gott, daß ſich Kaiſer Carolus als ein Mann erwieſe, und um Chriſti willen dieſe Teufel angriffe. Ich für mich fürchte nichts; des Herrn Wille geſchehe. Weiß auch nicht, was der Churfürſt thun ſollte; meinte allein es wäre am Beſten, wo er ſie gar nicht achtete.“ — „Ich bin nun viel freier und gewiß gemacht, daß der Pabſt der Antichriſt iſt und man des Teufels Stuhl gefunden. Gott erhalte nur die Seinigen, damit ſie nicht durch den gottloſen Schein verführt werden. Erasmus ſchreibet, der kaiſerliche Hof ſey von den Betteltyrannen eingenommen, daß man ſich von Carolo keine Hoffnung machen dürfe, welches kein Wunder.“ Als man nun aber an einigen Orten die Schriften Luthers wirklich zu verbrennen anfieng, da that Luther einen entſcheidenden Schritt, ſeine Losſagung vom Pabſt und Pabſtgewalt zu bewähren und zu beſiegeln. Am 10. December ſchlug er am ſchwarzen Brett eine Einladung an alle Wittenberger Studenten an, des Inhalts, der Verbrennung der antichriſtlichen Decretale beizuwohnen. Um 9 Uhr Vormittags zog er von einer nahmhaften Anzahl Doktoren, Magiſter und Studenten begleitet vor das Elſterthor; ein angeſehener Magiſter richtete die Brandſtätte zu und zündete den Hauſen an, der aus dem Canoniſchen Recht, Emſer's und Eck's Schriften, der Summa angelica und andern Büchern beſtand. Luther ſelbſt aber warf die Bannbulle mit den Worten in die Flamme: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“ Dieſer Schritt, von den Aengſtlichen mißbilligt, entzündete die kühneren, heftigeren Gemüther noch mehr; Luther ſelbſt aber warnte ſeine Schüler, nicht zu glauben, daß jetzt Alles abgethan ſey; ſie ſollten vielmehr alle in jenen gottloſen Büchern enthaltenen Lehren jetzt auch aus ihren Herzen verbannen. Er ließ ſofort eine Schrift ausgehen, worin er ſeinen gethanen Schritt anzeigte und deſſen Beweggründe angab. Sie beginnt: „Ich Martinus Luther genannt, Doktor der heiligen Schrift, Auguſtiner zu Wittenberg, füge männiglich zu wiſſen, daß durch meinen Willen, Rath und Zuthat auf Montag nach St. Nicolai im Jahr 1520 verbrennet ſind die Bücher des Pabſt's von Rom und etlicher ſeiner Jünger. So ſich Jemand deß verwundern ſollte, wie ich mir wohl verſehe, und fragen würde, aus was Urſach und Befehl ich das gethan habe, der laſſe ihm hiemit geantwortet ſeyn. Zum erſten iſt's ein alt-herkommender Gebrauch, giftige böſe Bücher zu verbrennen" u. ſ. w. Es werden dann 30 Sätze aus den verbrannten Büchern aufgeführt, welche darauf hinauslaufen, zu behaupten, daß „der Pabſt ein Gott auf Erden, über alle Himmliſche, Irdiſche, Geiſtliche und Weltliche, und iſt Alles ſein Eigen. Denn Niemand darf ſagen: was thuſt du?" — „Der Artikel ſey dießmal genug. Iſt aber Jemand des Pabſt's Verwandter und luſtig, der unterwinde ſich, dieſelben zu ſchützen und zu verfechten, ſo will ich ſie ihm wohl klärer ausſtreichen und derſelben viel mehr bringen. Es ſollen dieſe ein Anfang des Ernſts ſeyn, denn ich bisher doch nur geſcherzet und geſpielet habe mit des Pabſt's Sache."

Ueberhaupt übte die Bannbulle auf Luther einen belebenden und ſtärkenden Einfluß. Der Knoten, an welchem er bisher doch nicht allzu unſanft zerren wollte, war jetzt gleichſam zerhauen mit dem Schwert, und die Bulle, die ihn zum Geächteten machen ſollte, machte ihn ganz zum freien Mann. Jetzt war er ſo vieler läſtigen Rückſichten überhoben, welche bisher der Entſchiedenheit in den Weg getreten waren und die Rolle eines offenen und ganzen Gegners, welche von freien Stücken anzunehmen ihn die noch fortwirkende Macht der alten Autorität abgehalten hatte, wurde ihm jetzt aufgedrungen. Nicht daß er die Gefahren, welche ihn bedrohten, verkannt hätte; die Möglichkeit, um dieſer Sache willen gefangen geſetzt und getödtet zu werden, ſtellte ſich ſeiner Seele ſehr nahe und klar dar, aber ſein Gemüth war ſo feſt gewurzelt in dem Bewußtſeyn, das Recht und die göttliche Wahrheit auf ſeiner Seite zu haben, daß er ſelbſt der Todesgefahr zuverſichtlich und fröhlich entgegen ſah; ſeine Lebens- und Geiſteskraft war gleichſam erhöht, mit unermüdlicher Thätigkeit ließ er Schriften auf Schriften ausgehen, in welchen nicht das Angſtgeſchrei des Unterdrückten, ſondern der begeiſterte Muth eines dem Tod ſich weihenden Helden wehte. „Mich ſchreckt“ ſchrieb er zu dieſer Zeit, „jene Verfolgung ſo gar nicht, daß ich mein Herz unglaublich gleich einem Segel anſchwellen fühle, und ich jetzt begreife, warum in der Schrift die Geiſter mit Winden verglichen werden.“ Man würde ſich aber täuſchen, wenn man glaubte, durch dieſe ſchweren und weitſchichtigen Händel ſey Luther ganz und gar in Anſpruch genommen geweſen. Er ſetzte daneben ſeine Vorleſungen an der Univerſität und ſeine Predigten fort, und nahm ſich, wie man aus ſeinen Briefen erſieht, mit voller Gemüthsruhe, ja mit lebhaftem Intereſſe fremdartiger Gegenſtände, wie z. B. der perſönlichen Angelegenheiten Andrer an; mit beſonderm Eifer aber ſorgte er immer für das Beſte der Univerſität; er ſchlug Veränderungen in den Vorleſungen, zweckmäßigere Austheilungen der Fächer vor, machte auf Lehrer aufmerkſam, die zu berufen wären, legte Spalatin oft an's Herz, dem Melanchthon einen beſſern Gehalt auszuwirken, damit man nicht zuletzt dieſe Zierde der Univerſität verliere, und that auch in Beziehung auf die Univerſität die Aeuſſerung: wenn man die Studenten um der Magiſtri willen zu Vorleſungen anhalten wolle, ſo werde aus der hohen Schule ein Spital. Uebrigens lebte er noch immer als Mönch im Kloſter, ganz mit Studiren und Schreiben beſchäftigt. Er wurde häufig eingeladen und ſchreibt darüber an Spalatin: „Ich verliere viel Zeit durch Gaſtladungen in der Stadt; ich weiß nicht, welcher Satan mir das anrichtet; abſchlagen kann man es nicht und doch bringt es Schaden.“ Ueber ſeine Habe und ſeine Haushaltung urtheile man aus folgender Stelle eines Briefs an Spalatin: „Ich bitte dich, daß du in meinem Namen dankeſt dem Markus Schart für jene zehn Gulden; aber auf ſolche Art ein reicher Mann geworden, bin ich am ſelben Tage ärmer worden als zuvor, durch das Bedürfniß einiger Menſchen, welchen ich borgen muß. Es verdrießt mich an das Volk Chriſti, daß ſo gar keine Liebe mehr da iſt, und ſie nicht einmal mehr 20 Gulden aufbringen können, um einander beizuſpringen. Ich meine, daß mir beſagte Gulden zu dem Zweck geſchenkt worden, weil der Herr wollte, daß durch mich jenen geholfen werde, und doch reicht es nicht einmal. Darum klopfe auch du bei'm allergnädigſten Fürſten für die Armuth an. Für mich bin ich, durch die Gnade Gottes, nicht in Sorgen.“ Ein in dieſes Jahr gehöriger Vorfall wird folgendermaßen berichtet: im Jahr 1520 iſt Einer gen Wittenberg kommen, der ſich für den Kanzler des verſtorbenen Kaiſers Maximilian ausgegeben. Als Luther nach ſeiner Lektion aus dem Collegio gegangen und in das Kloſter gewollt, hat jener dem Doktor die Hand geboten und begehret ſich mit ihm zu unterreden. Dieſen hat der Doktor auch freundlich empfangen und ihn auf ſeine Stube geführt. Da hat er geſagt: mein lieber Doktor, mich wundert, wie Ihr möget ſo kühn ſeyn, und Jedermann ſo leichtlich die Hand bieten; es könnte Einer eine Büchſe im Aermel haben und eine Kugel in Euch ſchießen; ich bin jetzt allein bei Euch. Darauf der Doktor geantwortet: Wie wollte Einer davon kommen, der Solches thäte? Er müßte dennoch ſeinen Leib auch dran ſetzen und ſterben! Da hat derſelbige Mann geſprochen: wenn ich Euch erwürgete, und gleich darüber auch umkäme, ſo machte mich doch der Pabſt zum Heiligen, und Euch zu einem Ketzer, den er übergäbe dem Teufel. Da ſolches der Doktor gehöret, hat er ſich etwas für ihm entſetzt und gefürchtet, und ſeinen Diener Wolfen gerufen. Aber derſelbige Mann war balde von dem Doktor weggegangen und ſich auch aus der Stadt davon gemacht. Dieſen hat der Doktor für einen Verräther und Mörder gehalten, daß er abgefertigt ſey, ihn umzubringen, aber Gott habe ihm den Muth genommen, daß er nichts hat können ausrichten. — Mehr als einmal wurde Luther vor Gift gewarnt, das allerdings in jenen Zeiten öfters angewendet wurde, dem man aber auch wohl manchen natürlichen Todesfall zuſchrieb.

Die Stimmung in Deutſchland.

Der Uebergang des Mittelalters in die neue Zeit, deren Geiſt von dem des Mittelalters überhaupt weſentlich verſchieden iſt, hat ſich am entſchiedenſten in Deutſchland durch die Reformation ausgeſprochen. Die Religion, das Lebensprincip des Mittelalters, war auch in dieſer Uebergangs-Periode der Gegenſtand des Intereſſes und des Kampfes; die Forderung der Religions-Freiheit war die Vorläuferin des Strebens nach bürgerlicher Freiheit, deren Erkämpfung zugleich mit jener durchzuſetzen auch ſchon zur Zeit der Reformation einzelne Verſuche gemacht wurden. Die nach den gegebenen Umſtänden nothwendige Entwicklung des menſchlichen Geiſtes zu größerer Selbſtſtändigkeit und Freiheit nach einer langen Periode lähmender Abhängigkeit, warf ſich auf dasjenige Intereſſe, welches das allgemeinſte und erregbarſte war. Die Zeit der Reformation bietet eine ſonderbare Miſchung von Religioſität und Rohheit dar, welche für ein Zeitalter, in dem die Unſittlichkeit und Brutalität meiſt im Gefolge der Frivolität und Freigeiſterei auftritt, oder, wenn ſie mit der Religion verkehrt, ſofort die Anklage der Heuchelei auf ſich zieht, ſchwer begreiflich ſeyn mag. Aber doch giebt es auch jetzt noch, wenn auch weniger in Deutſchland, ſo doch z. B. in Spanien und Italien rohe und wilde Menſchen, welche ein zügelloſes unſittliches Leben und Gewerbe mit der Zuthat einer freilich nicht ſehr unbequemen, aber doch wohl ernſtlich gemeinten Religioſität einigermaßen zu heiligen wähnen. So ungefähr war es damals in Deutſchland in den höchſten Claſſen der Geſellſchaft. Die welſche Practik, das Syſtem der Unredlichkeit, der Lüge, des Betrugs, und die roheſte Brutalität vertrugen ſich mit einer nicht eben geheuchelten Frömmigkeit, deren Hauptanliegen in dem Ausdruck: das Heil der Seele, ausgeſprochen war. So wenig ein zartes Gewiſſen zur Eigenthümlichkeit jener Zeit gehörte, ſo wenig ſich mancher Fürſt und Herr durch ungerechten Krieg, grauſamen Mord u. ſ. w. ſonderlich beſchwert und gedruckt fühlte: ſo war doch jene mit der Religion zuſammenhängende Sorge, ſo ſehr ſie häufig das ſinnliche Gepräge einer ängſtlichen Selbſtſucht tragen mochte, oft ein nicht unmächtiger Zügel, ein kräftiges Mittel zur Demüthigung des Stolzes und Uebermuthes. In dieſer Hinſicht fühlte ſich der Höchſte und Gewaltigſte dem Aermſten und Niedrigſten gleich und weigerte ſich auch nicht, durch äußere Zeichen dieß anzuerkennen. Auf die Allgemeinheit und Innigkeit dieſer Sorge für das Seelenheil war der Ablaß gegründet, und ſelbſt dieſer ſchändliche Mißbrauch und die Größe des Gewinns daraus zeugt für die Stärke dieſes Intereſſe's. Kaiſer Karl V. beſchloß ſein Leben im Kloſter St. Juſt, damit ſeine Seele ſich im Stande höherer Heiligkeit auf die Ewigkeit vorbereite; von den Tauſenden grauſam hingerichteter Ketzer fühlte ſich ſein Gewiſſen nicht beſchwert, wohl aber beunruhigte er ſich darüber, daß er Luther'n in Worms das freie Geleite gehalten. Deutſche Ritter zogen bisweilen, ehe ſie in die Schlacht giengen, über den blanken Harniſch die Mönchskutte an, um in dieſem heiligen Gewande der Seligkeit würdiger zu ſeyn. Das ewige Heil führten Hohe und Niedere immer im Munde; die Briefe der ſächſiſchen Fürſten untereinander ſind voll davon. In der That iſt dieß Intereſſe ein ſolches, das alle Gemüther in Anſpruch nehmen kann — was nicht leicht von irgend einem andern zu ſagen iſt. Durch die römiſche Hierarchie und die Ausartung der Geiſtlichkeit und durch unpaſſende Formen war das religiöſe Leben in den Gemüthern zurückgehalten und beinahe erſtickt worden, ſo daß es von Neuem hervorzubrechen bereit war, wenn es von außen begünſtigt wurde; namentlich war dieß der Fall bei denjenigen Claſſen, welche ſich zu einer höhern Bildung emporgearbeitet hatten. Zu dieſem religiöſen Intereſſe kam aber noch das kränkende Gefühl der Unterdrückung, der geiſtigen und politiſchen Mißhandlung durch den Pabſt, um die Gemüther für Luther's Unternehmen empfänglich zu machen und zu begeiſtern. Außer der Einſicht in die Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung, in die Wahrheit von Luther's Behauptungen und der Macht ſeiner Perſönlichkeit, wirkte natürlich bei Manchen der Reiz der Neuerung. Daß aber wirklich Luther eines außerordentlichen Beifalls von Seiten des Volks genoß, daß ſeine Sprache und ſein Benehmen die Gemüther mächtig ergriff und entzündete, das zeigte ſich theils in dem zahlreichen Beſuch der Univerſität Wittenberg, theils in der Begierde, womit ſeine Predigten gehört, ſeine Schriften in und auch auſſer Deutſchland geleſen wurden, theils dadurch, daß die Kunſt, die Phantaſie, der Witz des Volks ſich der neuen Bewegung anſchloſſen und in Bildern, Gedichten und Spottliedern das Ihrige beitrugen.

Die Hauptbedingung des Gelingens der Reformation war nun freilich die Empfänglichkeit der Geiſter für dieſelbe, aber auch die äußern Umſtände, die politiſchen Verhältniſſe mußten ſie begünſtigen. In dieſer Beziehung war ſehr förderlich, daß Luther's Gönner und Beſchützer gerade der angeſehenſte Fürſt Deutſchlands war. Der Kaiſer Maximilian, in deſſen letzte Regierungsjahre die Luther'ſchen Händel fielen, obwohl perſönlich ein tapfrer Mann und Ritter, war doch ohne kaiſerliche Würde und ſehr ohnmächtig; er ſtarb im Jahr 1519 und nun wurde Friedrich von Sachſen Reichsverweſer; ja es hätte bei ihm geſtanden, ſelbſt Kaiſer zu werden, was vielleicht für die Reformation das günſtigſte Ereigniß geweſen wäre; aber er lehnte, als ein älterer Mann, die Kaiſerkrone ab und verpflichtete ſich den jungen Karl von Spanien gar ſehr durch ſeine Verwendung für deſſen Wahl. Dieſe geſchah im Sommer 1519 und im folgenden Jahr wurde er in Aachen gekrönt. Ueber den Zuſtand des Kaiſerthums und des Reichs wird anderswo noch das Nöthige bemerkt werden. Hier ſey nur das angedeutet, daß die Vielherrſchaft in Deutſchland die Reformation, welche von den höchſten Gewalten angefeindet wurde, ungemein begünſtigte. Der Fürſten, Herrn und Städte waren unzählige und überdieß durchkreuzten ſich wieder weltliche und geiſtliche Gewalt, ſo daß die gegen Luther und ſein Werk beabſichtigen Schritte auf unendlich viele Hinderniſſe und Hemmungen ſtießen.

Luther wünſchte nicht, ſeinen Churfürſten in gefährliche Händel hineinzuziehen, billigte, daß derſelbe ſich ſo viel möglich ſeiner Sache fern und fremd erklärte, verlangte nur, daß er ihn nicht ungehört mit Gewalt unterdrücken und wegführen laſſe und war immer bereit, deſſen Lande zu räumen. Aber er konnte es ſich nicht verbergen, daß für die Sache der Wahrheit ſehr wünſchenswerth und förderlich ſeyn müſſe, wenn die weltliche Macht ſie ſchütze, und deßhalb wendete er ſich auch mit jenem Briefe an Kaiſer Karl, von dem er anfänglich viel Gutes hoffte und für den er, wenn er gleich bald von ſeinen Hoffnungen zurückkam, doch immer einige Neigung behalten zu haben ſcheint. Auf ſeinen Brief erhielt er keine Antwort und blieb auch über die Geſinnungen des jungen Kaiſers nicht lange ungewiß. Das mochte ihm die Hoffnung auf den Beiſtand der Fürſten ſchwächen; Er ſchrieb an Spalatin: „Wenn das Evangelium alſo beſchaffen wäre, daß es die Potentaten fortpflanzen oder erhalten ſollten, ſo hätte es Gott nicht Fiſchern anvertraut. Es ſtehet nicht bei den Fürſten und Prälaten dieſer Zeit, Gottes Wort zu ſchützen; ich begehre auch dieſer Sache wegen ihren Schutz nicht.“ Während aber der Kaiſer Luther'n ungünſtig und die Feſtigkeit des Churfürſten zweifelhaft war, wurden Luther'n von einer andern Seite her Verſprechungen und Zuſicherungen von Schutz und Beiſtand gemacht: von Seiten des Adels. Im Jahre 1520 ſchrieb Luther an Spalatin: „Vor einigen Tagen habe ich Botſchaft erhalten von Sylveſter von Schauenburg, einem Fränkiſchen von Adel, der auch ſeinen Sohn unſrem Philippo empfohlen und mir ſichern Schutz verheißt, wenn auf irgend eine Weiſe der Fürſt meinetwegen in Fährlichkeit käme. Das will ich nicht verachten, doch auf keinen Schirmer rechnen, denn auf Chriſtus, der ihm vielleicht auch dieß eingegeben.“ Und in einem andern Schreiben: „Ich ſchicke den Brief des Fränkiſchen Ritters Sylveſter von Schauenburg, und mir wäre lieb, ſo dieß der Churfürſt dem Kardinal wollte anzeigen laſſen, damit ſie ſehen, ob ſie mich auch aus Wittenberg vertrieben mit ihrem Wüthen, würden ſie nichts ſchaffen als Uebel ärger machen, ſintemal es nun nicht nur in Böhmen, ſondern mitten in Deutſchland Leute giebt, die den Verſtoßnen ſchirmen wollen und können, trotz ihren Blitzen. Da ſie denn zu befahren haben, daß ich, unter ſolchen Beſchützern ſicher, grimmiger auf die Romaniſten losziehen werde, als wenn ich unter des Fürſten Herrſchaft im öffentlichen Lehramt ſtritte, den Fürſten, den ich zeither, obſchon heftig erbittert, immer noch geſcheut habe, dürfte ich dann nicht mehr ſcheuen. Darum ſollen ſie wiſſen, was ich ihnen noch nicht angethan, ſey nicht meiner Beſcheidenheit oder ihrer Tyrannei und Verdienſten, ſondern dem Namen und der Autorität des Fürſten und der gemeinſamen Sache der Wittenberg'ſchen Studenten zuzuſchreiben. Denn ich ſelbſt, nachdem das Spiel einmal angegangen, verachte ſowohl die römiſche Ungnade als Gnade, ich mag nicht mehr mit ihnen verſöhnet werden, noch etwas mit ihnen zu thun haben, auf immer, ſie mögen das Meine verdammen oder verbrennen. Ich werde hinwiederum, wenn ich kein Feuer haben kann, das ganze päbſtliche Recht verdammen, ſonſt aber verbrennen, und die bisher erzeigte Demuth, die mir ſchlecht von Statten gegangen, ſoll ein Ende haben."

Der Brief des Schauenburg oder Schaumburg begann alſo: „Meine unbekannten Dienſte und Freundſchaft zuvor, Hochgelahrter, beſonderer lieber Herr und Freund! Mich hat angelanget von vielen Perſonen, die dennoch auch gelahrt und der Lernung angehanget haben, daß Eure Lehre und Meinung auf die heilige göttliche Schrift gegründet ſeyn ſoll; dagegen Ihr doch abgünſtige und neidiſche Perſonen, beläſtigt mit Geizigkeit, welche zu Abgötterei dienſtlich iſt, zuwider haben ſollet." Er habe vernommen, wie Luther, trotz ſeiner Bereitwilligkeit, ſich vor unpartheiiſchen Richtern zu ſtellen, doch in Gefahr ſchwebe, und im Begriff ſtehe ſich zu den Böhmen zu wenden. Dieß möchte er doch ja nicht thun: „denn ich und ſonſt meines Verſehens hundert von Adel, die ich (ob Gott will,) aufbringen will, Euch redlich zuhalten und gegen Eure Widerwärtige vor Gefahr ſchützen wollen.“

In demſelben Sommer, wo man der Bannbulle entgegen ſah, erhielt Luther einen Brief von Ulrich von Hutten: „Wache auf du edle Freiheit!“ Dieß war die Ueberſchrift deſſelben. „Wenn Euch in dem, was Ihr jetzund, wie ich ſehe und ſpüre, mit großem Ernſt und andächtigem Gemüth fürhabt und handelt, etwa eine Hinderniß fürfiele, wäre mir wahrlich eine kleine Freude. Wir haben dennoch hie etwas ausgerichtet und fortgeſetzt; der Herr ſey fürder auf unſrer Seiten und ſtärke uns, um deſſenwillen wir uns jetzund hart bemühen, ſeine Sache zu fördern und ſeine heilſame, göttliche, reine Lehre, ſo durch der Päbſte Statuten, Menſchengeſetze und Lehren bisher verfinſtert und verunreinigt, wiederum lauter und unverfälſcht herfür bringen und an Tag geben. Solches treibet Ihr gewaltig und unverhindert; ich aber nach meinem Vermögen ſo viel ich kann. Wollte Gott, daß es Alle verſtänden und merkten, und ſich ſelbſt ohne unſer Zuthun und Ermahnen erkennten und wieder zur rechten Bahn kehrten. Es iſt die Sage, daß Ihr excommunicirt und in Bann gethan ſeyd. O wie ſeyd Ihr ſo ſelig, Luther! wie ein ſeliger Mann, ſage ich, ſeyd Ihr! Denn von Euch werden alle frommen und gottesfürchtigen Herzen ſingen und ſagen: Sie rüſten ſich wider die Seele des Gerechten und verdammen unſchuldig Blut; aber der Herr wird ihnen ihr Unrecht vergelten und ſie um ihrer Bosheit willen vertilgen. Der Herr unſer Gott wird ſolches thun, das iſt unſre Hoffnung und Zuverſicht. Aber doch ſehet Euch wohl für, vertrauet ihnen nicht, ſondern habet Acht auf ſie mit Augen und Herzen. Denn was meint Ihr wohl, daß für ein Unglück, Herzeleid und Nachtheil der ganzen Chriſtenheit bringen würde, wenn ihr jetzund wegfielet? Doch was Euch anlangt, weiß ich gewiß, daß Ihr der Meinung ſeyd, viel lieber zu ſterben, denn daß Ihr ſolltet zu ihnen tretten und mit ihnen eins ſeyn. Mir iſt auch wohl bewußt, daß ſie mir ſehr heftig nachſtellen; darum will ich mich auch wohl fürſehen und hüten, auf's Beſte ich kann.“ — „Der Eck hat mich auch angegeben, als hielte ich's mit Euch; daran er zwar nicht die Unwahrheit ſaget, denn ich's in Allem, was ich verſtanden, mit Euch gehalten habe. Daß wir aber zuvor Gemeinſchaft mit einander, wie er ſaget, und uns zuſammen geſchworen haben, iſt nicht wahr.“ — „Seyd nur keck und beherzt, und nehmet gewaltig zu und wanket nicht. Aber was ermahne ich einen ſolchen, der es nicht faſt bedarf? Ich will Euch in Allem, es gehe wie es wolle, getroſt und treulich beiſtehen; derohalben dürſt Ihr mir forthin ohne alle Furcht alle eure Anſchläge kühnlich offenbaren und vertrauen. Wir wollen durch Gottes Hülfe unſer Aller Freiheit ſchützen und erhalten, und unſer Vaterland von allem dem, damit es bisher unterdrücket und beſchwert geweſen, getroſt erretten. Ihr werdet ſehen, Gott wird uns beiſtehen. So denn Gott mit uns, wer iſt wider uns?“

Ferner ließ auch Franz von Sickingen durch Hutten Luther'n ſeine Burgen als Zufluchtsſtätte anbieten, wie der Letztere ſeinen Freunden meldet mit der Bemerkung, daß er dadurch von der Furcht vor den Menſchen entledigt ſey. Es iſt nöthig von dieſen Männern Einiges zu ſagen, weil ſie von großem Einfluß auf jene Zeit geweſen ſind, und mehr oder weniger Mitarbeiter am Werke der Reformation. Einer der geiſtesgewaltigſten Männer jener Zeit war der Ritter Ulrich von Hutten, des Schwerdts und der Feder mächtig, ein begeiſterter und begeiſternder Streiter für Deutſchlands politiſche und religiöſe Freiheit. Er war ein hochgebildeter, mit dem Alterthum und den Wiſſenſchaften vertrauter Mann und gekrönter Dichter, aber er opferte alle Erzeugniſſe ſeines glänzenden reichen Geiſtes auf dem Altar ſeines vielfach entweihten unterdrückten Vaterlands. Die Tyrannei der Päbſte, welche Deutſchland ſchmählich niederhielten und plünderten und ſelbſt in Leichtſinn und Ueppigkeit lebten, war das Hauptziel ſeiner, feurigen Pfeilen gleichenden Schriften. Auf dem Reichstag zu Augsburg ermahnte er in einer feurigen Rede die Fürſten zum Türkenkrieg, ſagte aber darin auch: daß eigentlich noch dringender Noth thue, gegen den Pabſt und Clerus zu Felde zu ziehen. Bald bewies der Zorn des Pabſtes gegen den kühnen Ritter, daß ſeine Pfeile ihr Ziel wohl getroffen hatten;

er forderte den Erzbiſchof Albrecht von Mainz, bei dem Hutten in Dienſten und ſehr beliebt war, ja ſogar den Kaiſer auf, ihm denſelben auszuliefern. Albrecht ſah es wenigſtens gern, daß der Ritter ſich von ſeinem Hof entfernte, und zögerte dann nicht mehr nach dem Willen des Pabſt's gegen ſeine Schriften zu verfahren. Aber gerade um dieſe Zeit, 1519, hatte Hutten, der ſich von ſeiner Familie großherzig losgemacht hatte und jede Verbindung mit derſelben aufgab, um ſie nicht in ſein Schickſal zu verflechten, das wohl einen tragiſchen Ausgang nehmen konnte, einen ihm gleichgeſinnten Freund und Beſchützer in dem großmüthigen, ritterlichen, unternehmenden Franz von Sickingen gefunden; der war der Mann, wie ihn ſeine Seele wünſchte, von dem er Deutſchlands Befreiung von unwürdigen Banden erwartete. Hutten äuſſert ſich über ihn in einem Brief an Erasmus: „Ein Mann, dergleichen Deutſchland lange Zeit nicht mehr gehabt hat, und der verdient, auch durch dich der Nachwelt empfohlen zu werden. Ich hoffe gewiß, daß Franz von Sickingen unſrer Nation große Ehre bringen wird. Nichts bewundern wir an den Helden des Alterthums, was er nicht nachzuahmen ſich beſtrebt. Er iſt weiſe, beredt, thatkräftig, und Alles was er ſpricht und thut, iſt edel und groß. Gott ſegne die Unternehmungen dieſes teutſchen Helden!“ Und ein andermal: „Wahrlich eine größere Seele giebt es nicht in Deutſchland. Ich wollte, daß ich nicht ſo viele Wohlthaten von ihm empfangen hätte, damit ich deſto unverdächtiger ſein Lob ausbreiten könnte.“ An Luther ſchrieb Hutten über Sickingen: „Der Einzige, welcher mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit ſich unſer annimmt, iſt Franz von Sickingen, und auch dieſen hätte man neulich bald zum Wanken gebracht, indem man ihm einige ungeheure Dinge zeigte, welche du ſollteſt geſchrieben haben. Um die ungünſtigen Eindrücke zu vertilgen, welche man auf Franzens Gemüth gemacht, begann ich ihm deine Schriften vorzuleſen, welche er bis dahin nur kaum gekoſtet hatte. Er fand bald Geſchmack an dieſer Leſung, und weil er allmählig ahnete, welch ein Gebäude und auf welchem Grunde du es ausgeführt, ſo fragte er ganz verwundrungsvoll: Iſt denn wirklich Jemand kühn genug, alles Bisherige einzureiſſen? und wenn er den Muth hat, beſitzt er auch hinreichende Kraft dazu? — Ich aber habe allmählig ihn ſo begeiſtert, daß jetzt faſt kein Abendeſſen vorüber geht, bei welchen er ſich nicht etwas aus deinen oder meinen Schriften vorleſen ließe. Als einige ſeiner Bekannten und Freunde ihn neulich ermahnten, eine ſo bedenkliche Sache zu verlaſſen, antwortete er: die Sache, welche ich vertheidige, iſt gar nicht bedenklich oder zweifelhaft, ſondern die Sache Chriſti und die Wahrheit. Auch verlangt es das Wohl unſers Vaterlandes, daß Luther's und Hutten's Rathſchläge gehört und der wahre Glaube vertheidigt werde.“ Treffliche Anlagen, Empfänglichkeit des Geiſtes für die höchſten Intereſſen, Geradheit und Redlichkeit des Charakters, eine mächtige Perſönlichkeit — dieß Alles machte Franz von Sickingen zu einem Mann, der eine große Rolle ſpielen konnte.

Zwar war er ein bloßer Edelmann, aber ſtolz auf das Alter ſeines Geſchlechts und Adels ſchlug er die ihm angebotene Erhebung in den Reichsgrafenſtand aus und begnügte ſich mit dem wirklichen Beſitz einer Macht, die ihn mächtigen Reichsfürſten gleich ſtellte. Bei ſeinen Kriegszügen hatte er in ſeinem Gefolge eine Menge Adelige, die weit höhern Standes waren als er. Er galt für das Haupt der deutſchen Ritterſchaft; ſehr viel Geld ſtand ihm zu Gebot, und er beſaß ſelbſt Silberbergwerke. Seine Beſitzungen waren ausgedehnt und ſeine Schlöſſer galten für uneinnehmbar. Eine dieſer Burgen war die Ebernburg, wo nach Hutten's Beſchreibung „Streitroß und Waffen gewerthet, Müſſiggang und Feigheit verachtet ſind; wo die Männer im ganzen Sinn des Worts als Männer ſich zeigen, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt wird; wo für die Gottheit Verehrung, für die Menſchen Sorgfalt und Liebe heimiſch, wo alle Tugenden ihren Preis erhalten; wo Habſucht nicht geduldet, Ehrgeitz geächtet, Meineid und Laſter weit entfernt ſind; wo Männer von reiner Glut der Freiheit erfüllt, verweilen, wo die Leute das gemeine Gold verſchmähen und nur nach Großartigem ſtreben; wo die, welche mit Abſcheu vor dem Unrecht fliehen, ſtets nur dem ſtrengen Recht folgen; wo man Verträge hält, Treue ehrt, den Glauben hegt, die Unſchuld ſchirmt, wo Redlichkeit aufblüht, geſchworne Eide gelten. Dieß iſt jene Herberge der Gerechtigkeit.“ In dieſer Herberge der Gerechtigkeit fanden Verfolgte wie Bucer und Oekolampadius u. A. eine ſichere Zuflucht, dahin ward auch Luther eingeladen; dort war eine Druckerei, in welcher Hutten's Zorn- und Freiheitglühende Schriften gedruckt wurden. Von den Planen und dem Schickſale dieſer kühnen großartigen Männer wird ſpäter noch die Rede ſeyn; daß vor der Hand ihre Anerbietungen für Luther tröſtlich und ermunternd waren, erſieht man aus den oben angeführten Aeuſſerungen deſſelben. Doch hatten die Entwürfe des brauſenden Hutten, deſſen Eifer und Hitze ſelbſt ſein Freund Sickingen zügeln mußte, ſofern ſie auf Gewalt-Maaßregeln giengen, nicht Luthers Beifall, wie er im Jahr 1521 an Spalatin ſchrieb: „Was Hutten begehre, ſeht Ihr. Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte, und alſo hab' ich ihm auch geantwortet. Durch das Wort iſt die Welt überwunden worden; durch das Wort iſt die Kirche erhalten, durch das Wort wird ſie auch wieder in Stand kommen und der Antichriſt, wie er Seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen.“ Die Druckfreiheit in jenem Aſyl und die Entledigung von den ihm oft ſo läſtigen Rückſichtnahmen auf den Churfürſten, von dem er nicht gern ein Opfer fordern oder annehmen mochte, mußte für Luther'n viel Anziehendes haben; wahrſcheinlich war es die Theilnahme am Gedeihen der Univerſität, der Vorſatz, den Feinden nicht durch eine zu frühe Flucht, Muth und Anlaß zum Triumphgeſchrei zu geben, und endlich die Beſorgniß, in ein ſeinen Abſichten fernliegendes Treiben verwickelt zu werden, was für das

Bleiben in Wittenberg entſchied; doch blieb Luther im Verkehr mit jenen Männern und ihrem wohlwollenden, ermuthigenden Entgegenkommen hat man wahrſcheinlich die herrliche Schrift zu verdanken, welche Luthers Feder im Sommer 1520 entſtrömte und von der der nächſte Abſchnitt Auszüge enthält.

Doktor Martin Luther's Schrift

an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation:

Von des chriſtlichen Standes Beſſerung.

Unter dieſem Titel ſchrieb Luther in der Mitte des Jahrs 1520 eine, dem chriſtlichen Adel deutſcher Nation gewidmete Schrift, in mancher Beziehung eine der wichtigſten und merkwürdigſten, ſofern er darin einen Vorſchlag macht zur umfaſſenden Reformation der Kirche, und mehr als in andern Schriften ein zuſammenhängendes, lebendiges Bild von den Mißbräuchen in der Kirchenverfaſſung und Regierung entwirft, während die von ihm ſonſt bekämpften Lehren hier mehr zurücktreten, wie es angemeſſen war in Betracht des Publikums, für welches er hier ſchrieb. Aber Lehre und Kirchen-Einrichtung hiengen ſo eng und unzertrennlich zuſammen, daß mit Abſtellung der Mißbräuche in letzterer, auch jene gereinigt und ihrer Feſſeln entledigt werden mußte.

Schon die Zuſchrift an Nikolaus von Amsdorf, ſeinen Freund und Collegen, iſt bezeichnend und anziehend. Sie beginnt mit den Worten: „Die Zeit des Schweigens iſt vergangen, und die Zeit des Redens iſt kommen! Ich habe zuſammengetragen etliche Stücke, chriſtlichen Standes Beſſerung belangend, dem chriſtlichen Adel deutſcher Nation vorzulegen, ob Gott wollte doch durch den Laienſtand ſeiner Kirchen helfen; ſintemal der geiſtliche Stand, dem es billiger gebührt, iſt ganz unachtſam worden. Ich bedenke wohl, daß mir's nicht wird unverwieſen bleiben, als vermeſſe ich mich zu hoch, daß ich verachteter begebner Menſch ſolche hohe und große Stände darf anreden, in ſo trefflichen und großen Sachen, als wäre ſonſt Niemand in der Welt, denn Doktor Luther, der ſich des chriſtlichen Standes annehmen und ſo hoch verſtändigen Leuten Rath gebe. Ich laſſe meine Entſchuldigung anſtehen, verweiſe mir's, wer da will; ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Thorheit ſchuldig; die habe ich mir jetzt fürgenommen, ſo mir's gelingen mag, endlich zu bezahlen und auch einmal Hofnarr zu werden. Gelinget mir's nicht, ſo hab' ich doch einen Vortheil; darf mir Niemand eine Kappen kaufen noch den Kamm beſcheren. Es gilt aber, wer dem Andern die Schellen anknüpft.“ So wußte die herrliche, reiche Natur dieſes Mannes auch die ihm ernſteſten Angelegenheiten mit einer heiteren Laune zu behandeln, aber ſelbſt unter dieſem Scherzen leuchtet die fromme Demuth hervor. Denn ſo heißt es weiter: „Auch dieweil ich nicht allein ein Narr, ſondern auch ein geſchworner Doktor der heiligen Schrift, bin ich froh, daß ſich mir die Gelegenheit giebt, meinem Eid eben in derſelben Narren-Weiſe genug zu thun. Ich bitte, wollet mich entſchuldigen bei den mäßig Verſtändigen, denn der überhoch Verſtändigen Gunſt und Gnade weiß ich nicht zu verdienen. — Gott helfe uns, daß wir nicht unſre, ſondern allein ſeine Ehre ſuchen. Amen.“

In manchen Fällen haben Narren, welche die Fürſten ehemals an ihren Höfen zur Kurzweil zu halten beliebten und die wohl oft keinem der Höflinge an Verſtand wichen, ihre Gebieter mit freimüthigen Wahrheiten bedient, welche kein Höfling auszuſprechen ſich getraut hätte; das mochte Luther'n vorſchweben bei dieſer Zuſchrift, daß er ſich ſelbſt mit einem Hofnarren verglich. Aber in der Schrift ſelbſt hat er ſeine Sache nicht mit verdeckten Scherzen und beluſtigenden Späſſen geführt, ſondern mit einem Ernſt und einer Würde, mit einer ſchonungsloſen Aufrichtigkeit und mit einem unverſtellten Gefühl, dergeſtalt, daß Deutſchland einen beredteren und edleren Vertreter und Dolmetſcher ſeiner Noth und Schmach, ſeiner Bedürfniſſe und Wünſche nicht hätte finden mögen, als dieſen für ſeine Perſon ſo demüthigen, aber im Vertrauen auf Gott ſo ſtarken und getroſten Mönch. „Es iſt nicht aus Fürwitz noch Frevel geſchehen,“ ſo beginnt er: „daß ich einiger armer Menſch mich unterſtanden, für Euren hohen Würden zu reden. Die Noth und Beſchwerung, die alle Stände der Chriſtenheit, zuvor Deutſchland, druckt, hat mich jetzt gezwungen zu ſchreien und rufen, ob Gott Jemand den Geiſt geben wollte, die Hand zu reichen der elenden Nation.“ Aber vor Allem ermahnet er, die Sache nicht mit Vertrauen auf eigne Macht, ſondern mit Gott anzugreifen. „Aus dem Grunde, ſorge ich, ſey es vor Zeiten kommen, daß die theuren Fürſten, Kaiſer Friedrich der erſte und der andere, und viel mehr deutſcher Kaiſer ſo jämmerlich ſind von den Päbſten mit Füßen getreten und verdruckt, vor welchen ſich doch die Welt fürchtete. Sie haben ſich vielleicht verlaſſen auf ihre Macht, mehr denn auf Gott, darum haben ſie müſſen fallen.“ — „Drei Mauern haben die Romaniſten um ſich gezogen, damit ſie ſich bisher beſchützet, daß ſie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Chriſtenheit greulich gefallen iſt. Zum erſten haben ſie geſetzt und geſagt: Weltliche Gewalt habe nicht Recht über ſie, ſondern wiederum, die geiſtliche ſey über die weltliche. Zum andern ſetzen ſie: es gebühre die Schrift Niemand auszulegen, denn dem Pabſt. Zum dritten erdichten ſie: es möge Niemand ein Concilium berufen, denn der Pabſt.“ Dieſe drei papierenen Mauern reißt Luther mit ſiegreicher Beredſamkeit, auf das Zeugniß der Schrift und der Geſchichte ſich ſtützend, zuſammen. Er zeigt, in Beziehung auf das erſte: wie alle Chriſten geiſtlichen Standes und Prieſter ſeyen, und kein Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Weltlichen ſey, denn des Amts halber allein; darum kommt dem Geiſtlichen kein beſonderer Vorzug zu; nicht größere Heiligkeit, nicht eigne Jurisdiktion, nicht Strafloſigkeit der weltlichen Obrigkeit gegenüber, noch härtere Beſtrafung des gegen Geiſtliche begangenen Unrechts. Ebenſo wird die zweite Behauptung klärlich widerlegt, die dem Pabſt die Auslegung der h. Schrift vorbehält, da der Pabſt nicht höheren Stands iſt in geiſtlichen Dingen, denn jeder Chriſt, und er eben ſo gut irren kann, weßhalb ein Concilium über ihm ſtehen muß, das zu berufen nicht ihm, ſondern Jedem, der es vermag, am ſchicklichſten dem Kaiſer gebühre. Mit kräftigen Zügen zeichnete Luther einem zu haltenden Concilium die Hauptgegenſtände ſeiner Thätigkeit vor, als da ſind: Einſchränkung der weltlichen, ärgerlichen Pracht und Hoffart des Pabſts, Herabſetzung der Kardinäle, die eine Plage für Deutſchland, weil ihre Dotationen alle Kirchengüter in Deutſchland ausſaugen. Ermäßigung des päbſtlichen Hofhalts, Abſchaffung der urſprünglich zum Türkenkrieg erhobnen, nachher ſchändlich vergeudeten und verſchleuderten Annaten, des Mißbrauchs, daß der Pabſt die Pfründen vergebe, wie der Palliumgelder, der Biſchofseide, wodurch ein Biſchof ſich in ſklaviſche Abhängigkeit von Rom verſetze. Der erblichen Pfründen, der Simonie, der unwürdigen Kunſtgriffe von pectoralis reservatio, des proprius motus, der Unio et incorporatio, des Pfründenhandels und Verkaufs von Diſpenſationen jeder Art; (ſolcher Handel ſey ſogar an Fugger in Augsburg übertragen,) ſo wie noch andere ſchändliche und ſchädliche Mißbräuche und Praktiken, welche die geizigen Römer gegen die von ihnen verachteten, vollen tollen Deutſchen ausüben. Nun aber räth Luther, all dem Unweſen mit folgenden Anordnungen ein Ende zu ſetzen:

Die Annaten, die mißbraucht werden, ſollen von allen Fürſten, Adeligen, Städten dem Pabſt verweigert werden, weil die weltliche Gewalt ſchuldig, die Unſchuldigen zu ſchützen; in allen jenen römiſchen Praktiken, wodurch der Pabſt Lehen und Pfründen an ſich reißt, den Deutſchen entzieht und Fremden, „groben ungelehrten Eſeln und Buben zu Rom,“ zuwendet, ſoll der chriſtliche Adel ſich ihm widerſetzen; es ſolle verboten werden Einholung des Palliums und der Beſtätigung der Biſchöfe von Rom, damit der Pabſt ſich nicht eine unbillige Gewalt über dieſelben anmaße und in alle Sachen eingreife, da ihm doch nur gebühre, ſchwierige, ſtreitige Fälle zwiſchen Primaten und Erzbiſchöfen zu ſchlichten und auszurichten; verboten ſolle werden, weltliche Sachen nach Rom zu ziehen und die „Schinderei“ der Offizialen; alle Prieſter ſollen ermächtigt ſeyn, für alle Sünden die Abſolution zu ertheilen; die unverſchämten Anſprüche des Pabſts auf Huldigung von Seiten des Kaiſers ſollen, als frevelhaft, aufhören; ebenſo die weltliche Herrſchaft des Pabſts, die zu ſeinem geiſtlichen Amt und Beruf nicht ſtimme; die Wallfahrten, die Jubeljahre, die Bettelklöſter, die Theilungen Eines und deſſelben Ordens abgethan, Klöſter und Stifte reformirt, die Gelübde für unverbindlich erklärt, den Prieſtern der ſchriftwidrige und verderbliche Cölibat erlaſſen, die Jahrtage, Begängniſſe, Seelmeſſen wenigſtens vermindert, das ſinnloſe Interdikt nicht mehr verhängt, die Strafen des geiſtlichen Rechts 10 Ellen tief in die Erde begraben werden; man ſolle allein die Feier des Sonntags und weniger Feſttage behalten, weil die vielen Feiertage nur dem Leib und der Seele ſchaden, die Faſten und Speiſeverbote aufgeben, die wilden Kapellen und Feldkirchen, d. h. die neuen Wallfahrtsorte zerſtören, vom Pabſt nicht mehr Diſpenſationen und Indulgenzen kaufen, die Bettelorden, die auf Koſten der fleißigen Leute faul und üppig lebten, einſchränken oder aufheben, die geſtifteten Meſſen eingehen laſſen, nicht geſtatten, daß Einer mehr als Eine Pfründe habe, die päbſtlichen Nuntien verjagen, da man von ihnen nichts als Böſes lerne: „ſie nehmen Geld und machen unrecht Gut gut, löſen auf die Eide, Gelübde und Bund, zerreißen und lernen zerreißen Treue und Glauben, unter einander zugeſagt; ſprechen: der Pabſt hab's Gewalt. Das heißt ſie der böſe Geiſt reden und verkaufen uns ſo teufeliſche Lehre, nehmen Geld darum, daß ſie uns Sünden lehren und zur Hölle führen. — Hörſt du es, Pabſt, nicht der Allerheiligſte, ſondern der Allerſündigſte, daß Gott deinen Stuhl vom Himmel auf's ſchierſte zerſtöre und in Abgrund der Hölle ſenke; wer hat dir Gewalt geben, dich zu erheben über deinen Gott, das zu brechen und zu löſen, das er geboten hat, und die Chriſten, ſonderlich deutſche Nation, die von edler Natur, beſtändig und treu in allen Hiſtorien gelobt ſind, zu lehren unbeſtändig, meineidig, Verräther, Böſewichter, treulos zu ſeyn? — Der fromme Kaiſer Siegmund hatte kein Glück mehr nach dem Concilium Constantiense, darin er brechen ließ die Buben das Geleit, ſo Johann Huß und Hieronymus gegeben war und iſt aller Jammer zwiſchen Böhmen und uns daraus erfolget;“ und dann ging er über auf die Sache der Böhmen: „es iſt hohe Zeit, daß wir auch einmal ernſtlich und mit Wahrheit der Böhmen Sache vornehmen, ſie mit uns, und uns mit ihnen zu vereinigen, daß einmal aufhören die greulichen Läſterungen, Haß und Neid auf beiden Seiten. Zum erſten müſſen wir wahrlich die Wahrheit bekennen und uns rechtfertigen laſſen, den Böhmen etwas zu geben, nämlich daß Johannes Huß und Hieronymus von Prag zu Koſtnitz wider päbſtlich, chriſtlich, kaiſerlich Geleit und Eid ſind verbrannt, damit wider Gottes Gebot geſchehen, und die Böhmen hoch zu Bitterkeit verurſachet ſind. Es wird Niemand daran zweifeln, daß der heilige Geiſt nicht wider Gottes Gebot handelt; ſo iſt Niemand ſo unwiſſend, daß Geleit und Treu brechen ſey wider Gottes Gebot, ob ſie gleich dem Teufel ſelbſt, ſchweige einem Ketzer, wäre zugeſagt. Geleit halten hat Gott geboten; das ſollte man halten, obgleich die Welt ſollt untergehen, ſchweige denn einem Ketzer los werden. So ſollte man die Ketzer mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden, wie die alten Väter gethan haben. Wenn es Kunſt wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, ſo wären die Henker die gelehrteſten Doctoren auf Erden.“ — Man ſollte etliche fromme und verſtändige Biſchöfe und Gelehrte, bei Leibe keinen Kardinal oder Ketzermeiſter nach Böhmen ſchicken, um die Gemeinſchaft wieder herzuſtellen; der Pabſt ſolle ſich, um der Seelen willen, eine Zeit lang ſeiner Oberkeit äußern und einen Erzbiſchof aus den Böhmen ſelbſt wählen laſſen; man ſollte ſie nicht zwingen, dem Genuß des Sacraments in beiderlei Geſtalt zu entſagen, weil es nicht unchriſtlich noch ketzeriſch. Auch die Univerſitäten bedürfen einer ſtarken Reformation; Ariſtoteles ſollte man nicht mehr ſo abgöttiſch wie bisher treiben, das geiſtliche Recht vom erſten Buchſtaben bis zum letzten von Grund aus vertilgen und das weltliche Recht, das auch eine Wildniß geworden, doch in Vergleich mit dem geiſtlichen noch gut und redlich ſey, weil es zu weitläuftig geworden, beſchränken, das Studium der heiligen Schrift aber vor Allem treiben und hegen. Die Klöſter ſollen ihrer urſprünglichen Beſtimmung des Unterrichts und der Erziehung zurückgegeben und Pflanzſchulen der Zucht und Sittlichkeit werden. Auch auf das römiſche Kaiſerthum kommt Luther zu ſprechen; „der Pabſt habe das römiſche Reich dem griechiſchen Kaiſer genommen und an die Deutſchen gebracht, für welche Ehre und Wohlthat er billig Unterthänigkeit, Dank und alles Gute an den Deutſchen verdient und erlangt haben ſoll. Aus dieſem Grund haben ſie bisher manchen theuren Kaiſer ſo muthwillig und übermüthig verfolgt und verdruckt, daß es ein Jammer iſt zu ſagen, und mit derſelben Behendigkeit ſich ſelbſt zu Oberherrn gemacht aller weltlichen Gewalt und Oberkeit wider das heilige Evangelium.“ Eine unheilvolle Gabe ſey den Deutſchen damit zu Theil geworden; „es hat nun der römiſche Stuhl Rom eingenommen, den deutſchen Kaiſer herausgetrieben und mit Eiden verpflichtet, nicht immer zu Rom zu wohnen. Soll Römiſcher Kaiſer ſeyn und dennoch Rom nicht innen haben; dazu allzeit in's Pabſts und der Seinen Muthwillen hangen und weben, daß wir den Namen haben und ſie das Land und die Städte. Denn ſie haben allezeit unſre Einfältigkeit mißbraucht, zu ihrem Uebermuth und Tyrannei, und heißen uns tolle Deutſche, die ſich äffen und narren laſſen, wie ſie wollen." — „Aber wiewohl der Pabſt mit Unrecht und Gewalt das römiſche Reich den Deutſchen zugewendet, um ſelbſt Herr und Meiſter zu ſeyn und die Deutſchen dieſe Ehre theuer bezahlt haben, ſolle man doch, „dieweil durch Gottes Geſchick und böſer Menſchen Geſuch, ohne unſre Schuld das Reich uns gegeben iſt, daſſelbe nicht fahren laſſen, ſondern in Gottesfurcht, ſo lang es ihm gefällt, redlich regieren. Haben's die Päbſte unredlich Andern genommen, ſo haben wir's doch nicht unredlich gewonnen. Der Pabſt und die Seinen mögen ſich nicht rühmen, daß ſie Deutſcher Nation haben groß Gutes gethan, mit Verleihen dieſes römiſchen Reichs. Sie haben unſre Einfältigkeit mißbraucht; da wir vermeinet Herren zu werden, ſind wir der allerliſtigſten Tyrannen Knechte geworden; haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiſerthums, aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit deſſelben hat der Pabſt; ſo frißt der Pabſt den Kern, ſo ſpielen wir mit den ledigen Schalen. So helf' uns Gott, daß wir auch dem Namen, Titel und Wappen Folge thun und unſere Freiheit erretten, die Römer einmal laſſen ſehen, was wir durch ſie von Gott empfangen haben. Rühmen ſie ſich, ſie haben uns ein Kaiſerthum zugewendet: wohlan, ſo ſey es alſo! laß ja ſeyn! ſo geb' der Pabſt her Rom und Alles, was er hat vom Kaiſerthum, laſſe unſer Land frei von ſeinem unerträglichen Schätzen und Schinden, und laſſe ein Kaiſerthum ſeyn, wie einem Kaiſerthum gebührt. Es folgt nicht, daß der Pabſt ſollt' über dem Kaiſer ſeyn, darum daß er ihn krönet und macht. Darum laßt den Deutſchen Kaiſer recht und frei Kaiſer ſeyn und ſeine Gewalt noch Schwerdt nicht niederdrücken.“

Hiemit ſchließt Luther ſeine Anzeige geiſtlicher Gebrechen, aber auch die weltlichen will er nicht ungerügt laſſen. Hochnoth wäre, ſchreibt er, ein gemein Gebot und Bewilligung Deutſcher Nation wider den überſchwenglichen Ueberfluß und Koſt der Kleidung, dadurch ſo viel Adel und reiches Volk verarme. Er warnt vor Sammt und Seide und Specerei und wucheriſchem Zinsnehmen und vor dem Handel. — Auch Freſſen und Saufen ſey eingeriſſen unter den Deutſchen, woraus die andern Laſter folgen; dieſem allem zu ſteuern, ermahnet er die Obrigkeit und entſchuldigt zum Schluß ſeine Freimüthigkeit mit dem Drang ſeines Gewiſſens, da ihm lieber ſey, die Welt zürne mit ihm als Gott.

So ſchrieb Luther zu der Zeit, wo er den völligen Bruch mit dem Pabſt und der alten Kirche noch nicht für nothwendig erachtete, wo er noch Vertrauen oder Hoffnung hatte auf die Möglichkeit einer durchgreifenden Reformation. Er mochte es ſelbſt wohl ahnen, daß diejenigen, welche es aufforderte, ſich zu dieſem Werke zu vereinigen, nicht Alle bereitwillig ſeyn würden; er konnte es ſich ſelbſt ſchwerlich verbergen, daß der Pabſt in eine ſolche Beſchränkung ſeiner Macht und Gewalt nimmermehr willigen würde: aber er hatte das Seinige gethan, er hatte Vorſchläge gemacht, nicht nur die Kirche in ihrer Einheit zu erhalten, ſondern auch die von ihr getrennten Böhmen wieder mit ihr auszuſöhnen und zu vereinigen, er hat damit gezeigt, daß er nicht zerreißen wollte, ſondern heilen. Religioſität und ſittlicher Ernſt, Vaterlandsliebe und tiefes Nationalgefühl vereinigten ſich, ſolche Worte auf ſeine Zunge zu legen; ſein Auge, auf das Höchſte gerichtet, ließ auch das Kleine, Unbedeutendere ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgehen; die Ehre Gottes, die ihn beſeelte und entflammte, machte ihn nicht gleichgültig gegen die Ehre ſeines Volks, die ſchamloſen Erpreſſungen, unter welchen die Nation verarmte, giengen dem Mönche, der keine Habe beſaß, an's Herz; die Mißhandlungen und der Hohn, welche große Kaiſer von den Päbſten erduldet, empörten das Gefühl eines Mannes, der, ſeiner Beſcheidenheit ungeachtet, ſoviel Hochſinn beſaß, daß er im Namen und aus der Seele der deutſchen Nation zuverſichtlich redete, und ſo redete, daß dieſe ſeiner Worte ſich nicht zu ſchämen hatte. Gewiß, man kann ihm nicht vorwerfen, er habe ganz Deutſchland in ſeine perſönliche Angelegenheit hineinziehen und durch Ausſtreuung der Saat der Feindſchaft ſich Schutz und Sicherheit verſchaffen wollen! Das ſind nicht die Worte eines Mannes, der ſich zu verſtecken und zu bergen trachtet in feiger Angſt; es ſind die beſchwörenden, gewaltigen Sprüche eines mächtig ergriffenen, über perſönliche Rückſichten und Wünſche erhabenen Mannes, der den Blinden die Augen öffnen, die Lahmen aufrütteln, die Mattherzigen befeuern möchte, und der nur in dem klaren Bewußtſeyn, daß das Höchſte auf dem Spiele ſtand, an die Ehre und das Pflichtgefühl einer großen edeln Nation appellirte. Mit dieſer Schrift hat Luther ſich ein Denkmal geſtiftet, das ihn billig ſchützen ſollte vor allen Anklagen, die ihm Schuld geben: Deutſchland zerriſſen und zertheilt zu haben; wenn Einer, ſo hatte er Sinn dafür, daß es einig, groß, mächtig und frei ſey von ſchändlichem Joche; daß ſeine Vorſchläge und Räthe zeitgemäß und klug waren, haben auch diejenigen, welche ſich ihm nicht anſchloßen, früher oder ſpäter durch die That, durch theilweiſe Aufhebung der von ihm gerügten Mißbräuche, anerkannt; daß die deutſchen Fürſten, daß der Kaiſer ſelbſt nicht ſein Werk unterſtützten und gemeinſam handelten, war ſeine Schuld nicht.

Luther's andere Schriften aus dieſer Zeit.

Die zahlreichen Schriften Luther's alle aufzuführen und von ihrem Inhalt genauere Rechenſchaft abzulegen, kann die Abſicht dieſer Lebensbeſchreibung nicht ſeyn; einerſeits wäre es ermüdend für den Leſer und andrerſeits läßt ſich die Fülle der Luther'ſchen Sprache durch Auszüge immer nur unvollſtändig darſtellen. Aber doch gehört eben auch dieſe Fruchtbarkeit an Schriften zu der Eigenthümlichkeit des großen Mannes, und ſeine eigenen Worte vermögen es wohl am ſicherſten, das Bild und den Geiſt jener Zeiten in den Seelen der Leſer herauf zu beſchwören. Es folgen deßhalb hier einige Bruchſtücke und Proben aus ſeinen verſchiedenen Schriften von dieſer Periode, welche theils über ſeine Stellung zur Kirche und zum Pabſt und über ſeine Fortſchritte in Geiſtesfreiheit, Erkenntniß und Zuverſicht Licht verbreiten, theils ſeine Freudigkeit, ſeine mächtige Sprache und ſeinen Geiſtesreichthum veranſchaulichen mögen. In der ſchon genannten Schrift: „Von den neuen Eckiſchen Bullen und Lügen" ſpricht er ſich über

Huß alſo aus: „Ich hatte leider zu Leipzig in der Diſputation noch nicht geleſen Johann Huß; ich wollte ſonſt nicht etliche, ſondern alle Artikel zu Coſtnitz verdammt, gehalten haben; wie ich ſie denn noch jetzt halte, nachdem ich deſſelbigen Johann Huß, hochverſtändigen, edles chriſtliches Büchlein, deßgleichen in vierhundert Jahren nicht iſt geſchrieben, habe geleſen; welches auch nun durch göttlichen Rath im Druck ausgegangen, die Wahrheit zu bezeugen und alle die in öffentliche Schande zu ſetzen, die es verdammt haben. Es ſind nicht Johannes Huß' Artikel, ſondern Chriſti, Pauli, Auguſtini, auf's allerſtärkſte gegründet und unwiderſtößlich bewähret, wie das Alle müſſen bekennen, die daſſelbige leſen. Ach wollte Gott, ich wäre ſein würdig, auch um ſolcher Artikel willen verbrennt, zerriſſen, zertrieben zu werden, auf's Allerſchmählichſte; wie es Doktor Lügner ſelbſt erdenken könnte, und daß mir's tauſend Hälſe koſtete, ſie müßten Alle heran. Nicht daß ich damit Johannem Huß erhebe und Märtyrer ausſchreien will; denn ich bin nicht ſo frevel, Heilige zu erheben wie der Pabſt mit ſeinen blinden Papiſten.“ Bemerkenswerth iſt hier, daß Luther neben dem Pabſt auch das Concilium von Conſtanz verwirſt und damit andeutet, daß er ſelbſt, wenn er nicht überzeugt würde, dem Spruch eines Conciliums, an das er doch appellirt hatte, nicht ſich würde unterworfen haben.

Auch in der Schrift: „Grund und Urſach der durch die römiſche Bulle unrechtlich verdammten Artikel“ kommt er wieder auf Huß zu ſprechen, bei'm Beweis ſeines Satzes, daß, die Ketzer verbrennen, wider den Willen des heiligen Geiſtes ſey. Er beweist dieſen Satz erſtens aus der Geſchichte: „Bisher vom Anfang hat die Kirche noch nie keinen Ketzer verbrannt und wird's auch nimmermehr thun, ſo doch vor Zeiten ſo mancherlei und viel Ketzer waren.“ — „Sagen ſie aber, Johannes Huß und Hieronymus von Prag ſind zu Coſtnitz verbrennt, antworte ich, daß ich von Ketzern habe geredet. Johannes Huß und Hieronymus, fromme Chriſten, ſind verbrannt von Ketzern, Abtrünnigen und Endechriſten, den Papiſten, um des heiligen Evangelii willen.“ Aus derſelben Schrift heben wir folgende Stelle aus: „Ich ſage nicht, daß ich ein Prophet ſey; ich ſage aber, daß ihnen (den Papiſten) ſo viel mehr zu fürchten iſt, ich ſey einer, ſo viel mehr ſie mich verachten und ſich ſelbſt achten. Gott iſt wunderlich in ſeinen Werken und Gerichten, der nicht achtet hohe Menge, große Kunſt oder Gewalt. Bin ich nicht ein Prophet, ſo bin ich doch je gewiß für mich ſelbſt, daß das Wort Gottes bei mir und nicht bei ihnen iſt, denn ich je die Schrift für mich habe und ſie allein ihre eigne Lehre. Daſſelbe mir auch den Muth giebt, mich ſo wenig zu fürchten für ihnen, ſo viel ſie mich verachten und verfolgen. Es waren gar viel Eſel in der Welt zu Bileam's Zeiten; noch redete Gott durch keinen, denn allein durch deſſelben Bileams Eſel. Sie ſagen auch, ich bringe neue Dinge auf und ſey nicht zu vermuthen, daß alle Andere ſo lang geirrt haben. Das mußten auch die alten Propheten hören.

Wenn der Zeiten Länge ſollte genugſam ſeyn zur Ausrede, hätten die Juden die allerbeſte Sache wider Chriſtum gehabt, deß Lehre anders war, denn ſie in tauſend Jahren gehört hatten."

Nachdem Luther und ſeine Schriften verdammt worden, erlaubten ſich manche Beichtväter im Beichtſtuhl Nachforſchungen über die verbotenen Schriften Luthers anzuſtellen. Dieß veranlaßte dieſen, einen: Unterricht der Beichtkinder über ſeine verbotene Bücher zu ſchreiben, in welchem ein ſehr freier, von allem Aeuſſerlichen unabhängiger Geiſt weht. Sie beginnt: „Es iſt für mich kommen, wie etliche Beichtväter, nicht begnügt, daß das arme Volk mit öffentlichem Verbieten irre gemacht wird, meiner Bücher halben, ſondern auch in Gottes Gericht fallen und die Gewiſſen auszuforſchen ſich vermeſſen, deß ſie keine Gewalt haben, ſo ihnen nicht mehr gebührt, denn die Abſolution, ſo von ihnen begehrt wird, zu reichen. Derhalben mich chriſtlicher Treue Sorge treibt, Rath und Unterricht zu geben, damit ich das Meine thue und Niemand etwas ſchuldig bleibe, ſeiner Seelen zu helfen. So das Jemand verachtet, der ſoll wiſſen, ich will an ihm für Gott entſchuldigt ſeyn, damit Gott befohlen. Amen." — „Wird nun der Beichtvater Jemand forſchen, ob er meine Büchlein habe oder leſe? und damit ſeine Blödigkeit anſtoßen, ſoll er ihm antworten mit demüthigen Worten alſo: Lieber Herr, ich bitte, wollt mich nicht in die Stricke und Gefährlichkeit jagen; ich bin nicht gekommen zur Beichte, daß Ihr mich beſtricken, ſondern löſen ſollet. Sage weiter, ſo es Noth iſt, lieber Herr, Ihr ſeyd ein Beichtvater und nicht ein Stockmeiſter; mir gebühret zu beichten, was mich mein Gewiſſen treibt; Euch gebühret nicht zu treiben, euch gebühret nicht zu forſchen meine Heimlichkeit; Ihr möchtet wohl forſchen, wie viel Pfennig ich im Beutel hätte. — Deſſelben gleichen bitte auch ich, die Beichtväter wollten ſich enthalten und nicht in Gottes Gericht greifen, dem allein Heimlichkeit der Herzen behalten iſt. Es iſt nicht Noth, daß man Jemand zwinge zu öffnen ſein Gewiſſen; und wie man ſagt: Niemand ſoll zum Glauben gezwungen, ſondern nur berufen werden. — Wo der Beichtvater nicht ablaſſen wollte, und die Bulle fürhielte; ſoll er ſagen alſo: lieber Vater, die Bulle iſt nicht geachtet von vielen frommen Leuten, ſo wiſſet Ihr, wie des Pabſts Urtheil pfleget zu wanken; heute ſetzt er etwas, morgen zerſtöret er es wieder. Wo er noch nicht wollte ablaſſen, wollte ich ihm ſeine Abſolution laſſen, und ehe von ihm gehen, als von dem, der ſich mit dem Lucifer anmaßt, über ſeinen Stand und Amt in Gottes Gericht zu fallen, und Heimlichkeit der Herzen zu forſchen, deß er nicht Gewalt hat, und ſoll ſich nichts darum bekümmern. Wo der Menſch nicht abſolviret, da abſolviret Gott. Alſo ob der Beichtvater nicht wollte abſolviren, ſoll er doch fröhlich und ſicher ſeyn der Abſolution, dieweil er gebeichtet und ſie begehret und geſucht hat. In ſolchem Fall muß man den Beichtvater achten als einen Räuber und Dieb, der da uns nimmt und fürhält das Unſere, und wir mögen uns fröhlich rühmen, wir ſeyen abſolvirt von Gott, auch das Sakrament darauf empfahen ohn alles Scheuen. Will aber auch der Prieſter das Sacrament des Altars verſagen, als dem, der nicht abſolvirt ſey, ſoll man aber demüthig darum bitten, daß er's gebe. Denn man muß gegen dem Teufel und ſeinen Werken allzeit mit Demuth handeln, und doch einen trotzigen Glauben behalten. Und wenn das nicht will helfen, ſo laß fahren Sacrament, Altar, Pfaff, Kirchen. Denn das göttliche Wort in der Bulle verdammt, iſt mehr denn alle Dinge; welches die Seele nicht mag entbehren, mag aber wohl des Sacraments entbehren; ſo wird dich der rechte Biſchof ſelber ſpeiſen, geiſtlich mit demſelben Sacrament. Laß dir nicht ſeltſam ſeyn, ob du daſſelbe Jahr nicht zum Sacrament gehſt. Es iſt deine Schuld nicht, du wollteſt gerne und wirſt verhindert und des Deinen beraubt. Und der Kirchen Gebot ſoll dich nicht anfechten; dieweil ſie dich damit treiben wider Gottes Wort und dein Gewiſſen, wider welches kein Gebot gemacht mag werden, noch beſtehen, wenn's ſchon gemacht iſt, wie ſie alle ſelbſt lehren. Darum hüte dich und laß je kein Ding ſo groß ſeyn auf Erden, ob es auch Engel vom Himmel wären, das dich wider dein Gewiſſen treibe von der Lehre, die du göttlich erkennſt und achteſt.“ Ueber die Beichte überhaupt ſchrieb Luther ein eigenes Büchlein, lateiniſch, welches er dem Herzog Johann widmete. Es war nach und nach zum feſtſtehenden Grundſatz in der Kirche geworden, daß man vor der Abſolution dem Prieſter alle und jede Sünde einzeln und auf's Genauſie beichten mußte. Damit wurden einestheils die Gewiſſen ſehr gequält und geängſtet, weil jedem auferlegt ward, alle ſein ſündhaften Gefühle und Gedanken zu beobachten und im Gedächtniß zu behalten, ſofern er nur durch vollſtändige Beichte vollſtändige Abſolution verlangen konnte. Unvermeidlich war, daß oft der Beichtende mehr vor dem Beichthörenden Prieſter als vor Gott ſeine Sünden zu bekennen wähnte, wodurch die rechte Geſinnung leicht verloren gieng. Daneben trat aber auch der Uebelſtand ein, daß die Beichtväter, nicht eben lauter heilige Männer, eine oft mißbrauchte Macht über die Gewiſſen und Handlungen, ja ſogar über das Schickſal der Laien erhielten und viel Unheil anrichteten. Gegen die Aengſtigung der Gewiſſen und die Willkühr der Prieſter kämpfte Luther, und ſuchte dem religiöſen Akt ſeine Reinheit und Bedeutung wieder zu geben. „Ehe der Menſch ſeine Beichte dem Prieſter, als dem Statthalter thut, iſt vonnöthen daß er zuvor Gott als dem Fürſten ſelbſt beichte, und allda muß man dieſe Sache mit Ernſt handeln; denn eben als den göttlichen Augen alle Dinge unverborgen ſind, alſo mögen ſie nicht betrogen und geblendet werden: Es muß ein Menſch in dieſem Stück ganz frei ſeyn und bei ihm ſelbſt von ihm ſelber ein Urtheil ſprechen und reden, wie er ſich geſchickt findet, als wollt' er ſprechen und reden, wenn keine Pein und Strafe, kein Gott und kein Gebot wäre, und als wollte er es einem heimlichen Freunde heimlich in ein Ohr ſagen, als vor dem er ſich nicht ſchämet, ihm alle ſeine Sachen zu eröffnen. — Ob aber die heimlichen Sünden des Herzens und alſo die allein Gott und dem Menſchen, der ſie gethan, bekennt, zu der ſakramentlichen Beicht gehören, iſt über meinen Verſtand. Sehr gerne wollt' ich ſprechen, daß ſie nicht zu der Beicht gehören; denn man kann es in keine Wege mit keiner Schrift noch Urſach beweiſen. Ich ſage: man muß nicht alle, weder thätliche noch tägliche Sünde beichten, ſondern der Menſch ſoll wiſſen, daß er über allen ſeinen vorgewandten Fleiß dennoch den mindſten Theil ſeiner Sünden gebeichtet habe. Ja, es ſoll der Menſch, der beichten will, den großen Haufen der gewöhnlichen gemeinen Unterſchiede ganz abſchneiden. Einer der beichten will (nach der bisherigen Weiſe), hat damit ſo viel zu thun, daß er auf das Allervornehmſte keine Gedanken und Achtung haben kann, nämlich auf den Fleiß eines guten Vorſatzes, indem er ſein Gedächtniß mit einer ſo großen Laſt und ſein Herz mit Aengſtlichkeit, wie er ſeine Sünde recht anzeigen und beichten möge, zu überladen gezwungen wird. Und dieweil er die vergeſſenen Sünden zu beichten ſucht, verlieret er gänzlich die Beſchwerde ſeines gegenwärtigen Gewiſſens und den ganzen Nutz und Frucht der heilſamen Beicht. — Ich hab' ihrer viel geſehen und gekannt, die ſo ſorgfältig und ernſthaft in ihren Beichten geweſen, daß ſie auch bald von Sinnen gekommen ſind. Wenn ſie aber einen heimlichen Neid oder Haß in ihrem Herzen hatten, vor oder nach der Meß den Leuten übel nachredeten, verleumdeten und greulich fluchten, darum bekümmerten ſie ſich nicht ſehr.“ Luther ermahnt hier auch, ſich der bei der Beichte üblichen Gelöbniſſe oder Gelübde zu enthalten, und warnt vor der Tyrannei der Prieſter, die hier gerne ihre Willkür üben. In dem Büchlein von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche wird hauptſächlich von der Natur, Zahl und Nutz der Sacramente gehandelt. „Von dem Ablaß habe ich vor zwei Jahren geſchrieben, aber alſo, daß mich jetzt aus der Maßen reuet, daß daſſelbe Büchlein ausgegangen. Denn ich zu derſelben Zeit zweifelhaftig war, aus großem Aberglauben gegen die römiſche Tyrannei.“ — „Nach dieſem haben Eck und Emſer ſammt ihren Geſchwornen von dem Primat und Hoheit des Pabſts mich zu unterrichten angefangen: deßwegen ich allhier bekenne, daß ich durch ihr Schreiben ſehr zugenommen, denn als ich läugnete, daß das Pabſtthum göttliches, habe ich doch zugelaſſen, daß es menſchlichen Rechtes wäre. Als ich aber gehört und geleſen die ſubtilſten Subtilitäten dieſer Troßler, damit ſie ihren Abgott aufrichteten, weiß ich jetzt und bin's gewiß, daß das Pabſtthum iſt das Reich Babyloniens und die Gewalt Nimrod's des ſtarken Jägers.“ — „Ich muß verneinen, daß ſieben Sacramente ſeyen, und zu dieſer Zeit nur drei ſetzen: die Taufe, die Buße, das Brod. Und dieſe alle ſind uns durch den römiſchen Hof in eine elende Gefängniß geführt, und iſt die Kirche aller ihrer Freiheit beraubt. Wiewohl, wenn ich nach dem Brauch der Schrift rede, ich nicht mehr denn Ein Sacrament habe und drei ſacramentirliche Zeichen.“ Dann geht er alle Sacramente durch. Beim Abendmahl fordert er den Kelch für die Laien zurück und beſtreitet die in erſt ſpätern Zeiten von der Kirche angenommene Lehre der Verwandlung des Brods und Weins in Fleiſch und Blut Chriſti, (Transſubſtantiation), jedoch mehr nur der philoſophiſchen Kunſtausdrücke wegen. „Fürwahr wenn ich nicht kann erreichen, wie das Brod mag ſeyn der Leib Chriſti, will ich doch meinen Verſtand gefangen nehmen unter den Gehorſam Chriſti, und bleibe einfältig und bloß bei ſeinen Worten, glaube auch feſtiglich, daß nicht allein der Leib Chriſti ſey in dem Brod, ſondern auch daß das Brod ſey der Leib Chriſti. Was liegt daran, ob die Philoſophie das nicht verſtehet? Der heilige Geiſt iſt mehr denn Ariſtoteles.“ — „Die dritte Gefängniß des obgenannten Sacraments iſt der ſehr gottloſe Mißbrauch, dadurch geſchehen iſt, daß heute in der Kirche nichts ſo angenommen und daß Jedermann noch glaube, denn daß die Meſſe ſey ein Werk und ein Opfer. Welcher Mißbrauch hat aufgeſchwemmet andre unzählige Mißbräuche, bis es endlich dazu gekommen, daß der Glaube des Sacraments ganz erloſchen, und haben aus dem göttlichen Sacrament lauter Jahrmärkte, Krätſchmerei und gewinnſüchtige Händel gemacht.“ — „Daß wir zu der wahren und freien Wiſſenſchaft dieſes Sacraments ſicher und glücklich kommen mögen, iſt vor allen Dingen zu verſchaffen, daß alles dasjenige beiſeit geſetzt werde, was zu der erſten und ſchlichten Stiftung dieſes Sacraments aus menſchlicher Andacht und Eifer dazu gethan iſt; als da ſind die Meßgewande, Zierrathen, Geſänge, Gebete, Orgalen, Lichter und der ganze Pracht der ſichtbarlichen Dinge, wir allein zu der reinen Stiftung Chriſti unſre Augen und Gemüth kehren und uns nichts Anderes fürſetzen, denn das Wort Chriſti, dadurch er das Sacrament eingeſetzt, vollbracht und uns anbefohlen.“ Hauptſächlich rügt er, daß die Worte der Verheiſſung von dem Prieſter leiſe geſprochen werden und dadurch der Glaube gehindert, deſſen Weſen hier auseinandergeſetzt wird: „Der Glaube iſt kein Werk, ſondern eine Meiſterin und das Leben der Werke.“ Das Sacrament der Taufe ſey rein geblieben, doch habe man den rechten Verſtand davon verloren. Bei der Buße kommen die ſchon früher behandelten Streitpunkte: Ablaß und Beichte und Genugthuung, zur Sprache. Die Firmelung ſey kein eignes Sacrament, wiewohl ſonſt eine nützliche Einrichtung. Der Ehe fehlen die Merkmale des Sacraments. „Was wollen wir aber ſagen von den gottloſen Geſetzen der Menſchen, durch welche dieſe von Gott eingeſetzte Weiſe zu leben, verwickelt und hin- und hergezogen iſt? O gütiger Gott, mir grauet anzuſehen den Frevel der römiſchen Tyrannen, welche nur nach ihrem Gefallen die Ehe ſcheiden und wieder ſtiften. Ey Lieber, ſind ihnen denn die Menſchen erſchaffen, ſie alſo nach ihrer Luſt zu verſpotten, und um des ſchnöden Gelds willen allen Muthwillen an ihnen auszuüben?“ — „Die Prieſterweihe kennet die Kirche Chriſti nicht und iſt ein Gedicht der päbſtlichen Kirchen.“ Auch die letzte Oelung wird als Sacrament verworfen, und hiebei ſprach ſich Luther über den Brief des Jakobus, auf welchen ſie ſich gründet, in einer Weiſe aus, welche ihm ſehr übel angerechnet wurde. Der Schluß lautet: „ich will, daß dieß Büchlein ſey ein Theil meines künftigen Widerrufs, auf daß ſie nicht umſonſt ſich ihrer aufgeblaſenen Tyrannei beklagen. Will auch in kurzem einen ſolchen Widerruf machen mit der Hülfe Chriſti, desgleichen bisher der römiſche Stuhl nicht gehört und geſehen, noch damit meinen Gehorſam genugſam beweiſen in dem Namen meines Herrn, Jeſu Chriſti.“ Eine beachtenswerthe Schrift iſt endlich auch die: von dem Pabſtthum zu Rom, deren Inhalt ſo angegeben wird: „Hier wird von der chriſtlichen Gemeine gelehrt, was ſie ſey und worinnen ſie beſtehe; daß ſie auch nicht an Stätte oder Perſonen gebunden; Wer ihr Haupt ſey, welches ihre Zeichen ſind!“ Gerichtet war ſie gegen eine Schmähſchrift des Franziskaners Auguſtinus von Aleſeld in Leipzig. „Es iſt dieß die Sache,“ heißt es in der Schrift, „ob das Pabſtthum zu Rom, wie es in beruhiger Beſitzung der Gewalt iſt, über die ganze Chriſtenheit, wie ſie ſagen, herkommen ſey von göttlicher oder menſchlicher Ordnung. Und wo dem ſo wäre, ob man chriſtlich ſagen könnte, daß alle andern Chriſten in der ganzen Welt Ketzer und Abtrünnige ſeyen, ob ſie gleich dieſelbe Taufe, Sacrament, Evangelium und alle Artikel des Glaubens mit uns einträchtig halten, ausgenommen daß ſie ihre Prieſter und Biſchöfe nicht von Rom aus beſtätigen laſſen oder, wie jetzt, mit Geld kaufen, und wie die Deutſchen ſich äffen und narren laſſen, als da ſind die Moskowiten, weiſſen Ruſſen, die Griechen, Böhmen und viel andre große Länder in der Welt. Denn dieſe alle glauben wie wir, taufen wie wir, leben wie wir, halten auch den Pabſt in ſeinen Ehren, ohne daß ſie nicht Geld geben für ihre Biſchöfe und Prieſter, die zu beſtätigen, wollen ſich auch mit Ablaß, Bullen, Blei, Pergamen und was der römiſchen Waaren mehr ſind, nicht laſſen ſchinden und ſchänden, wie die trunknen vollen Deutſchen thun; ſind auch bereit das Evangelium zu hören von dem Pabſt oder Pabſt's Botſchaftern, und mag ihnen doch nicht widerfahren. Iſt nun die Frage, ob dieſe alle billig Ketzer geſcholten werden von uns Chriſten, oder ob wir billiger Ketzer und Abtrünnige ſind, daß wir ſolche Chriſten allein um Gelds willen Ketzer ſchelten." Dann wird gezeigt, wie es dem Pabſt allein um das deutſche Geld zu thun ſey und er ſich des Worts und Glaubens nicht annehme. „Daß er ſagt: es muß eine jegliche Gemeine auf Erden ein einiges leibliches Haupt haben unter Chriſto; iſt doch das nicht wahr. Wie viel findet man Fürſtenthümer, Städte, Schlöſſer, Häuſer, da zwei Brüder oder Herren gleicher Gewalt regieren. Hat ſich doch das römiſche Reich lange Zeit und viele andre Reiche in der Welt ohn ein einiges Haupt auf's beſte regiert. Wie regieren jetzt die Eidgenoſſen? So ich aber gleich zuließe dem Träumer ſeinen Traum wahr ſeyn: wie will das folgen, daß es auch in der Chriſtenheit alſo ſeyn müſſe? Die Schrift redet von der Chriſtenheit gar einfältiglich und nur auf eine Weiſe, über welche ſie haben zwo andre in den

Brauch gebracht. Die rechte Weiſe nach der Schrift iſt, daß die Chriſtenheit heiſſet eine Verſammlung aller Chriſtgläubigen auf Erden. Dieſe Gemeine oder Verſamlung heiſſet aller derer, die im rechten Glauben, Liebe und Hoffnung leben, alſo daß der Chriſtenheit Weſen, Leben und Natur ſey nicht leibliche Verſammlung, ſondern eine Verſammlung der Herzen in Einem Glauben. Hiebei müſſen wir nur Chriſti Wort hören, der für Pilato von ſeinem Königreich gefraget, antwortet alſo: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Das iſt ja ein klarer Spruch, damit die Chriſtenheit wird ausgezogen von allen weltlichen Gemeinen, daß ſie nicht leiblich ſey.“ Treffend wird dann gezeigt, wie der Pabſt die Einheit der römiſchen Kirche der chriſtlichen Einheit im Glauben untergeſchoben, und das päbſtliche Intereſſe für das Geſetz Chriſti ausgegeben habe. Ferner beweiſt er: „Daß die erſte Chriſtenheit, die allein iſt die wahrhaftige Kirche, mag und kann kein Haupt auf Erden haben, und ſie von Niemand auf Erden, weder Biſchof noch Pabſt regiert mag werden; ſondern allein Chriſtus im Himmel iſt hie das Haupt und regieret allein.“ In ein helles Licht werden die päbſtlichen Anmaſſungen der Schlüſſelgewalt u. ſ. w. geſetzt, die Sprüche, auf welche man ſich dafür beruft, erklärt, auf die Geſchichte des Pabſtthums eingegangen. „So iſt meine Meinung von dem Pabſtthum alſo gethan: dieweil wir ſehen, daß der Pabſt über alle unſre Biſchöfe in voller Gewalt, dahin er ohne göttlichen Rath nicht iſt kommen (wiewohl ich's nicht achte, daß er aus gnädigem, ſondern mehr aus zornigem Rath Gottes dazu kommen ſey, der zur Plage der Welt zuläſſet, daß ſich Menſchen erheben und Andre unterdrücken), ſo will ich nicht, daß Jemand dem Pabſt widerſtrebe, ſondern göttlichen Rath fürchte, dieſelbe Gewalt in Ehren habe und trage mit aller Geduld, gleich als wenn der Türke über uns wäre, ſo kann ſie ohne Schaden ſeyn.“ Nur warnt er, keine neue Glaubensſatzungen anzunehmen, und ermahnt, Alles, was der Pabſt mache und thue, nach der heiligen Schrift zu urtheilen.

Wie man von den Thaten eines Eroberers einen unvollſtändigen oder beinahe gar keinen Begriff hat, wenn man nichts von der Ausdehnung und Beſchaffenheit der Länder weiß, welche er bekriegte und gewann: ſo müßte auch die Vorſtellung von Luther's Kampf und Werk eine gar zu mangelhafte bleiben, wenn man ganz verſchmähen wollte, von den Lehren und Anſichten, die er bekämpfte und die er aufſtellte, etwas genauere Kunde zu nehmen. Die Angaben: daß er die Wiederherſtellung der reinen Lehre des Evangeliums, die Beſchränkung der päbſtlichen Anmaßungen und Tyrannei, die Herſtellung der Gewiſſensfreiheit ſich zur Aufgabe gemacht, ſind allerdings wahr, geben aber, in ſolcher unbeſtimmter Allgemeinheit aufgeſtellt, doch keine ſo klare und ſcharfabgegrenzte Anſchauung, daß ſich nicht bei den nicht genauer Unterrichteten manche Vorſtellungen einſchleichen könnten, die mehr das Gepräge unſrer Zeit tragen, als Luther's Geiſtesrichtung und Zeitalter entſprechen. Manche der aufgenommenen

Stellen werden aber auch als bedeutungsvolle Charakterzüge gelten können, und andre dadurch einiges Intereſſe erwecken, als ſie einen Maaßſtab zur Vergleichung von Luther's Denkweiſe in verſchiedenen Perioden ſeines Lebens darbieten. Ein auffallender Satz iſt gewiß der, daß man das Pabſtthum als ein durch den zornigen Rath Gottes beſtimmtes Uebel in Geduld tragen müſſe, und der Aehnlichkeit wegen ſey hier daran erinnert, daß einer der verdammten Sätze Luther's der war: Wider die Türken ſtreiten iſt nichts Anderes, denn wider Gott ſtreben, der durch den Türken unſre Sünde ſtraft. Wie er ſich über das Sacrament des Altars ausſpricht, iſt ſehr bemerkenswerth, zumal da in ſpäteren Zeiten hierüber unter den Reformatoren ſelbſt Zwieſpalt entſtand. Auch was er vom Beſtrafen der Ketzer ſagt, wird ſpäter wieder in Betracht kommen. An ſich ſchon aber verdient die herzliche und kräftige Sprache, das treueſte Abbild eines geſunden und tüchtigen Gemüths, Beachtung und Aufmerkſamkeit, und die Gemüthlichkeit ſelbſt im Zorn, die Treuherzigkeit in der Bitterkeit geben ſeinen Worten etwas wunderbar Einſchmeichelndes, daß ſein Schelten und Grollen ſogar nicht unangenehm in's Ohr und in die Seele fällt.

Der Reichstag in Worms.

Nunmehr ſchien der Zeitpunkt ſich zu nähern, wo in der Religionsſache entſcheidende Schritte gethan werden, und die weltlichen Mächte kräftiger einſchreiten ſollten. Der im Jahr 1519 gewählte junge Kaiſer Carl V. erſchien erſt gegen Ende des folgenden Jahres in Deutſchland, um ſich in Aachen krönen zu laſſen. Auf ſeine Hülfe hatte es der Pabſt vorzüglich abgeſehen und er ſuchte ihn durch zwei Geſandte, Marino Caraccioli und Hieronymus Aleander für ſich und gegen Luther einzunehmen, aber auch den Churfürſten ließ er durch ſie angeben, und bei einer Verhandlung zu Cöln im November 1520 begehrten ſie von ihm: er möchte dafür ſorgen, daß die Bulle vollzogen und Doktor Martinus Bücher verbrannt werden, und ferner, er möchte Luther ſtrafen, oder gefänglich annehmen und dem Pabſt überſchicken. Der Churfürſt ließ ihnen erklären, er habe ſich in keine Wege eines ſolchen Anſinnens von Seiten des Pabſt's verſehen. Er erfahre, wie Eck, während ſeiner Abweſenheit aus dem Churfürſtenthum, ſich erlaubt, der päbſtlichen Bulle zuwider, auch andre Perſonen auſſer Luther, zu nennen und zu beſchweren. Er habe das

Seinige gethan, die Sache beizulegen, habe Luther'n dem Legaten in Augsburg und Miltitz zur Verhandlung geſtellt; er deutete an, daß Luther durch ſeine Gegner herausgefordert worden, doch wolle er ſich ſeiner Sache nicht annehmen; ſobald er durch irgend Jemand überzeugt würde, daß Luther Unrecht lehre, wolle er ſich als gehorſamen Sohn der Kirche bezeigen. — Die päbſtlichen Geſandten ſuchten aber auſſer der weltlichen Macht auch geiſtige Streiter gegen Luther aufzubieten, und wandten ſich an den in Cöln anweſenden hochgefeierten und einflußreichen Erasmus von Rotterdam, mit großen Anerbietungen, wenn er gegen Luther auftreten und ſchreiben wollte. Aber auch dieſe Werbung mißlang. Weder mit ſeiner Neigung und ſeinem Wohlgefallen an dem kühnen Auftreten Luther's, noch mit ſeiner Klugheit vertrug es ſich, ihm als Feind gegenüber zu ſtehen. Der Churfürſt von Sachſen ließ ihn in Cöln zu ſich berufen, wie er denn ſchon zuvor mit ihm in Verbindung ſtand und ihn durch Spalatin fragen, ob er dafür hielte, daß Doktor Martinus Luther bisher in ſeiner Lehre, Predigten und Schriften geirret hätte. „Da“ erzählt Spalatin, „ſchnalzte erſtlich Roterodamus, eh' er eine Antwort gab. Da ſperrete auch wahrlich mein gnädigſter Herr Herzog zu Sachſen ſeine Augen nur wohl auf, wie denn ſeine Weiſe war, wenn er mit Leuten redete, von welchen er beſtändige Antwort haben wollte. Da hub Erasmus Roterodamus an und ſagte rund dieſe Worte: Luther hat in zwei Stücken unrecht gethan, erſtlich daß er des Pabſtes Kron und zum andern, daß er der Mönche Bäuche angegriffen hat.“

Der erſte Reichstag, welchen der neue Kaiſer halten ſollte, war vor der Thüre, und es ſchien zweckmäßig, die ſchon bedeutend gewordene Sache auf demſelben vorzubringen. Der Pabſt aber wünſchte dieß ganz und gar nicht; es ward dadurch dem Handel eine größere Wichtigkeit gegeben, da er doch immer noch glaubte, durch ſeine Briefe und Befehle an die Fürſten ihn abmachen zu können. Wahrſcheinlich auch deßhalb, um Luthers Berufung vor den Reichstag zu erſchweren, wurde am 3ten Januar 1521 der Bann wiederholt, ſo daß an die Stelle des bisher bedingt ausgeſprochenen Bannes die plane unbedingte Verhängung trat. Aber Carl V., obgleich ſtreng in den Grundſätzen der Kirche erzogen und darin befangen, hatte doch gar kein beſonderes Intereſſe, dem Pabſt ſich gefällig zu erzeigen: er fragte noch im Jahr 1520 bei dem Churfürſten an, ob er geneigt ſey, Luther mit auf den Reichstag in Worms (in Nürnberg herrſchte die Peſt) zu bringen? er wolle ihn daſelbſt von gelehrten und hochverſtändigen Leuten verhören und ihm kein Leid geſchehen laſſen. Der Churfürſt hielt es nach dem, was inzwiſchen vorgekommen war, (die Verbrennung der Bulle,) nicht für rathſam und ſicher für Luther, ſich in Worms einzufinden, und antwortete dem Kaiſer in dieſem Sinne. Doch ließ er vorläufig Luther fragen, was er davon halte, und dieſer antwortete: „Wenn ich berufen werde, will ich, ſo viel an mir, mich eh krank hinführen laſſen, falls ich nicht geſund kommen könnte, denn es iſt nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, ſo mich der Kaiſer berufe; wollen ſie die Sache mit Gewalt handeln, wie es ſcheint, ſo iſt die Sache Gott zu befehlen, Der lebet und herrſchet noch, welcher die drei Männer im feurigen Ofen erhalten. Will er mich aber nicht erhalten, ſo iſt's um meinen Kopf eine gar ſchlechte Sache, wenn er gegen Chriſtum gehalten wird, der mit höchſter Schmach, Jedermanns Aergerniß und Vieler Untergang getödtet worden. Denn hier muß man auf keine Gefahr noch Wohlſtand ſehen, vielmehr darauf achten, daß wir das Evangelium, welches wir einmal angenommen, den Gottloſen zur Verſpottung nicht laſſen ſtecken und alſo den Widerſachern nicht Gelegenheit geben, ſich wider uns zu rühmen, daß wir nicht dürften bekennen, was wir lehren, und uns ſcheuen, unſer Blut dafür zu vergießen, welche unſere Schmach und ihren ſtolzen Ruhm der barmherzige Heiland abwende. Amen. Ob es nun wohl alſo ſeyn muß, daß die Könige im Lande ſich auflehnen und die Herren mit einander rathſchlagen und mit den Heiden und Völkern toben wider den Herrn und ſeinen Geſalbten, ſo lehret doch auch dieſer Pſalm, daß Allen wohl ſey, die auf ihn trauen, und nicht nur dieſes, ſondern auch, daß er ſie verlache und verſpotte. Wir können ja nicht wiſſen, ob durch unſer Leben oder Tod dem Evangelio und gemeinen Wohlſtand mehr oder weniger Gefahr zuwachſen möge. Ihr wiſſet, daß die göttliche Wahrheit ein Fels des Aergerniſſes iſt, geſetzt zu einem Fall und Aufſtehen Vieler in Israel. — Unſrer Sorge kommet allein zu, Gott anzuflehen, daß der Anfang des Kaiſerthums Caroli weder mit meinem noch irgend eines Menſchen Blut zu Vertheidigung der Gottloſigkeit befleckt werde; ich wollte auch lieber, wie ich oft geſagt, allein durch die Romaniſten umkommen, als daß der Kaiſer mit den Seinen in die Sache verwickelt würde. Ihr wiſſet, was für Ungemach Kaiſer Siegismund nach Hinrichtung Johann Huſſens erlitten, daß er kein Glück gehabt, ohne Erben verſchieden, daß auch ſein Enkel Ladislaus umgekommen und alſo ſein Geſchlecht in einem Glied untergegangen; ſeine Gemahlin Barbara aber iſt ein Schandflecken allen Königinnen geworden, nebſt Anderem, welches Ihr wohl werdet wiſſen. Wenn es aber ja ſeyn ſoll, daß ich nicht nur den Hoheprieſtern, ſondern auch den Heiden ſoll überantwortet werden, ſo geſchehe des Herrn Wille. Hier habt ihr meinen Rath und Meinung: Verſehet euch zu mir Alles, nur nicht daß ich fliehen oder widerrufen werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen aber viel weniger, ſo wahr mich mein Herr Jeſus ſtärket, denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottſeligkeit und Vieler Seligkeit thun.“

Mit dieſer Erklärung Luther's reiste der Churfürſt ab. Aber unterwegs kam ihm wieder ein Schreiben Carl's zu, des Inhalts, daß er Luther'n, falls er ſich des Widerrufs weigere, gar zu Hauſe laſſen, wenn er aber ſich dazu verſtände, doch nur bis Frankfurt reiſen laſſen ſollte, um dort weitere Verhaltungsbefehle abzuwarten; denn er ſey glaublich berichtet worden, daß Luther bereits in des Pabſts höchſten Bann gefallen ſey. Es war dieß ein augenblicklicher Sieg der päbſtlich Geſinnten, welche ſich mit allen Kräften dagegen ſetzten, den bereits Gebannten auf den Reichstag kommen zu laſſen. Der vom Kaiſer geltend gemachte Grund ließ ſich allerdings hören, denn der etwas ſpäter wirklich ausgeſprochene Bannfluch lautete ſchrecklich genug: Es würden Luther und Alle, die ihm anhiengen, deren aller Name, Zuname und Stand, wenn ſie auch noch ſo hoch und anſehnlich wären, hierdurch ausdrücklich ſo gut als genannt ſind, eben als ob der Name ſelbſt daſtände, für verbannte und verfluchte Leute erklärt, die des ewigen Fluchs und Interdikts ſchuldig, ſie und ihre Abkömmlinge aller Ehren, Würden und Güter verluſtig, des Laſters der beleidigten Majeſtät theilhaft. Es ſollen an allen Orten, wo dieſe ſchreckliche Ketzerei ſich eingeniſtet, alle Prieſter binnen drei Tagen Luther und ſeine Anhänger für Ketzer, Verbannte und Verfluchte erklären und an Sonn- und Feſttagen mit der Kreuzesfahne, Läutung der Glocken, Anzündung und Auslöſchung, auch Hinwerfung der Lichter auf die Erde den Bann publiciren und unerſchrocken gegen die Ketzer predigen. Die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere Prälaten ſollten ſich zu einer Mauer aufwerfen und nicht ſchweigen wie ſtumme Hunde, die nicht bellen können, ſondern unaufhörlich ſchreien u. ſ. w. Aber die Kraft des Banns war durch Luthers Wort gelähmt, ſo daß dieſe Blitze nicht mehr zündeten. Dem Churfürſten dünkte nach ſeiner Ankunft in Worms das Erſcheinen Luther's auf dem Reichstage, vielleicht in Folge der Stimmung, die er bei vielen Reichsſtänden gegen den Pabſt wahrnahm, als etwas Wünſchenswerthes, in eben dem Maaße, als die päbſtlichen Legaten dagegen waren, und er fragte nochmals Luther'n, ob er einer kaiſerlichen Ladung folgen wolle. Luther zeigte ſich ſehr bereitwillig: „Was Römiſcher Kaiſerlicher und Hiſpaniſcher Königlicher Majeſtät, meines allergnädigſten Herrn, Bedenken und Meinung in meiner Sache iſt, habe ich allenthalben mit gar demüthigem Dank und Gefallen vernommen, welcher Gnaden gegen Kaiſerliche Majeſtät und Eure Churfürſtliche Gnaden ich mich auf's unterthänigſte bedanke. Und bin von Herzen erfreut, daß Kaiſerliche Majeſtät die Sache, die, ob Gott will, Gottes, gemeiner Chriſtenheit und der ganzen Deutſchen Nation und nicht eines einigen Menſchen, vielweniger mein eigen iſt, zu ſeiner Kaiſerlichen Majeſtät nehmen will. Darum bin ich nochmals wie bisher allerwege unterthäniglich erbötig, alles das zu thun und zu laſſen, das ich mit chriſtlichen Ehren thun mag, oder zu thun und zu laſſen mit ehrbaren, chriſtlichen und genugſamen Urſachen der heiligen göttlichen Schrift geweiſet werde.“ Er erbat ſich genugſame Verſicherung und freies ſicheres Geleit vor aller Gewalt, der er ſich merklich zu beſorgen habe, und daß man die Sache frommen, gelehrten, unverdächtigen, chriſtlichen Männern, die in der Bibel wohlgegründet, befehlen möge, und ihn wegen etwa nöthiger Gegenwehr entſchuldigen.

„Denn ich bin in demüthigem Gehorſam bereit, ſo ich genugſam Verſicherung und ein frei Geleit auf und abe wieder in meinen Gewahrſam erlange, auf nächſtkünftigen Reichstag zu Worms für gleichen, gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern fürzukommen und mit Hülfe des Allmächtigen mich dermaßen erzeigen und verantworten, daß männiglich in der Wahrheit erfahren ſoll, daß ich bisher nichts aus frevelm, unbedächtigem, ungeordnetem Willen und um zeitlicher und weltlicher Ehre und Nutzung willen, ſondern Alles, das ich geſchrieben und gelehrt habe, meinem Gewiſſen, Eid und Pflicht nach als ein armer Lehrer der heiligen Schrift, Gott zu Lobe, zu Heil und Seligkeit gemeiner Chriſtenheit, der ganzen Deutſchen Nation zu gut, zu Ausrottung der fährlichen Mißbräuche und Aberglauben und zu einer Ledigung der ganzen heiligen Chriſtenheit aus ſo viel unendlichen, unzähligen, unchriſtlichen und verdammlichen tyranniſchen Verkleinerung und Beſchwerung und Gottesläſterung fürgewandt und gethan habe.“

Auf die Nachricht, die Luther'n von Spalatin zukam, daß er wirklich ſolle nach Worms berufen werden, aber nur um gewiſſe Artikel zu widerrufen, gab er die Antwort: „Ich habe die Artikel, lieber Spalatin, ſo ich widerrufen ſoll, und Andres mehr, ſo mir fürgeſchrieben iſt, darnach ich mich zu richten und zu halten, empfangen. Aber gedenke nur nicht, daß ich Etwas widerrufen werde, weil ich ſehe und merke, daß die Papiſten keinen andern Grund und Behelf wider mich haben, darauf ſie fußen, denn daß ich wider der Kirchen (die ſie ihnen erdichten und träumen)

Mißbräuche und Ceremonieen geſchrieben habe. Will derhalben Kaiſer Carol antworten: So ich allein des Widerrufs halben erſcheinen ſoll, wolle ich nicht kommen; ſintemal es eben das Anſehen hätte, als wäre ich bereits drauſſen geweſen und nun wieder herein kommen; denn ich könnte auch hier widerrufen, wenn es allein darum zu thun wäre. Will aber Seine Kaiſerliche Majeſtät mich über das fordern, daß ich ſoll umbracht werden und von wegen dieſer meiner Antwort mich für des Reichs Feind halten, will ich mich erbieten zu kommen. Denn ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Wort in Gefahr ſtehen zu laſſen, ſondern es bekennen bis in den Tod, ſofern mir Chriſtus gnädig iſt und beiſtehet! Ich bin aber gewiß, daß die Bluthunde nicht eher ruhen werden, bis ſie mich hingerichtet haben. Gern wollte ich, wenn es bei mir ſtände, daß Niemand ſich an meinem Blute vergriffe, denn allein die Papiſten. Ach wir ſind ganz und gar zu Heiden geworden, wie wir vor Chriſti Zeit geweſen: ſo gewaltig hat der liſtige Antichriſt die Reiche der Welt, nun ſo viel hundert Jahren, in ſeiner Gewalt gefangen. Des Herrn Wille geſchehe. Indeß rathe, wem zu rathen iſt, daß er ſich nicht theilhaftig mache des ſchändlichen Raths der Boshaftigen.“ Die Vorladung Kaiſer Carl's aber, vom 6ten März 1521 datirt, war ſo abgefaßt, daß Luther kein Bedenken trug, ihr zu folgen. Die Aufſchrift hieß: „Dem Ehrſamen, unſerem Lieben, Andächtigen, Dr. Martin Luther'n, Auguſtiner-Ordens;“ und die Ladung ſelbſt war folgendermaßen abgefaßt: „Ehrſamer, Lieber, Andächtiger! nachdem wir und des heiligen Reichs Stände, jetzo hier verſammelt, fürgenommen und entſchloſſen, der Lehre und Bücher halben, ſo eine Zeit her von dir ausgegangen, Erkundigung zu empfahen, haben wir dir, herzukommen und von dannen wiederum an dein ſicher Gewahrſam, unſer und des Reichs frei geſtrackt Sicherheit und Geleit geben, das wir dir hierneben zuſenden. Und iſt unſer ernſtlich Begehr, du wolleſt dich förderlich erheben, alſo daß du inwendig 21 Tagen in ſolchem unſerem Geleit beſtimmt, gewißlich hier bei uns ſeyſt, und ja nicht außenbleiben wolleſt, dich auch keines Gewalts oder Unrechts beſorgen. Denn wir dich bei dem gemeldten unſerem Geleit feſtiglich handhaben wollen, uns auch auf ſolche deine Zukunft endlich verlaſſen. Und du thuſt daran unſre ernſtliche Meinung.“ Mit dieſer Ladung wurde Luther'n zugleich der kaiſerliche Geleitsbrief zugeſtellt, ſo wie Einer vom Herzog Georg und vom Churfürſten Friedrich von Sachſen. Ein kaiſerlicher Herold, Caſpar Sturm, war gekommen, um Luther'n perſönlich zu geleiten. Der Magiſtrat von Wittenberg, welchem der Churfürſt Luther'n empfohlen, gab dieſem einen Wagen zur Reiſe und Herzog Johann Reiſegeld. Ehe wir ihn aber auf ſeiner Reiſe begleiten, iſt es nothwendig, einen Blick auf die ſeiner Vorladung und Ankunft vorangegangenen Verhandlungen auf dem Reichstage zu Worms zu werfen.

Es war der erſte Reichstag des jungen Kaiſers und wie jedes neue Regiment neue Erwartungen und

Hoffnungen erregt und den Intereſſen, Kräften und Beſtrebungen einen neuen Schwung zu geben pflegt, ſo begte man auch von vielen Seiten die Hoffnung, daß dieſer Wormſer Reichstag zu manchen wichtigen Reſultaten führen, manche Uebelſtände beſeitigen, manchem Zweifelhaften durch feſte Beſtimmung und Entſcheidung ein Ende ſetzen würde; nur waren freilich die Wünſche in verſchiedenen Gemüthern auch ſehr verſchieden, und jede Parthei ſuchte und hoffte den Kaiſer in ihr Intereſſe zu ziehen, die obſchwebenden Streitfragen in ihrem Sinne erledigt zu ſehen.

Die Perſönlichkeit Carl's V., um deſſen Gunſt und Beitritt ſich die verſchiedenen Partheien bewarben, iſt ein noch immer nicht ganz aufgelöstes Räthſel; da beinahe die ganze Thätigkeit Luther's in die Zeit ſeines Kaiſerthums fällt, kann es nicht umgangen werden, eine Schilderung dieſes merkwürdigen Monarchen zu geben. Den Vorwurf berechnender, ſchleichender Argliſt, welche nach Einigen der Grundzug ſeines Charakters ſoll geweſen ſeyn und mit welcher er namentlich die Luther'ſchen Angelegenheiten behandelt haben ſoll, kann man wohl nicht zugeben; wahr iſt es, daß ſeine Gemüthsart etwas Verſchloſſenes und Zurückhaltendes hatte, und ebenſowahr, daß ſeine Handlungsweiſe in manchen Fällen, beſonders in ſpätern Zeiten, die Farbe der damaligen Politik, der welſchen Praktik, nicht verläugnete; aber handelten der König von Frankreich und der Pabſt offener und redlicher gegen ihn? Eben ſo wahr iſt auf der andern Seite, daß ſeine Geſinnung und Handlungsweiſe oft etwas Großartiges und Edelmüthiges hatte, wofür nur an ſeine Züge gegen die Raubſtaaten erinnert werden darf, wenn gleich die Klugheit gegen die zweite Expedition mit Recht Vieles einwenden mochte und der Erfolg ſehr unglücklich war. Als deutſcher Kaiſer zeigte er viele Würde und bewies, daß er Sinn habe für die hohe Bedeutung der ihm übertragenen Krone. Man hat ihm beſonders übel genommen, daß er feindſelig gegen Luther geſinnt war und der Reformation entgegentrat. Freilich iſt es zu beklagen, daß er nicht die ſich darbietende Gelegenheit, die ganze Kirche zu reformiren und ganz Deutſchland vom Pfaffenjoch zu befreien, ergriff, daß er durch ſeinen Widerſtand die Reformation zwang, ſo viele Kraft im Kampf zu verſchwenden, ſtatt ſich innerlich zu ſtärken, daß er den unſeligen ſchmalkaldiſchen Krieg veranlaßte und die Empörung des ſächſiſchen Moritz hervorrief; um ihn jedoch wegen alles dieſes verdammen zu können, müßten wir eine ſichrere Einſicht in die ihn leitenden Beweggründe und Anſichten haben, als die vorhandenen Zeugniſſe gewähren.

Es läßt ſich bezweifeln, ob er wirklich ſo viel Geiſtesfreiheit beſaß, um das Wohlthätige und Zeitgemäße einer Reformation zu erkennen; man kann fragen, ob er nicht zu ſehr in den kirchlichen Vorurtheilen auferzogen und damit genährt war, um in dem kühnen Mönche etwas anders als einen unruhigen Schwärmer und vermeſſenen Neuerer zu erblicken. Will man unpartheiiſch ſeyn, ſo muß man wenigſtens die Langmuth bewundern, mit welcher der Kaiſer die weitſchweifigen Verhandlungen über dieſe Religionsangelegenheiten ertrug und der Bereitwilligkeit Gerechtigkeit widerfahren laſſen, womit er zu verſöhnenden Maaßregeln, wenn gleich mit ſichtbarer Vorliebe für die eine Parthei, die Hand bot. Während er als Landesherr gewaltſame Maaßregeln gegen die Anhänger der neuen Lehre glaubte anordnen zu müſſen, ſcheute er ſich doch als Kaiſer, Rechte zu kränken und zu verletzen, und ſchien einen gewißen Ruhm darein zu ſetzen, in väterlicher Weiſe und Würde als ein milder Vermittler und Lenker aufzutreten, wiewohl ihm die höhere Kraft fehlte, dasjenige, was er ſcheinen wollte, wirklich zu ſeyn. In der That war auch die Stellung eines deutſchen Kaiſers unter den damaligen Umſtänden nichts weniger als leicht und angenehm, und wie unbehaglich ihm bei dem erſten Verſuch geworden, zeigte Carl V. dadurch zur Genüge, daß er acht Jahre lang nicht mehr nach Deutſchland kam. Er war, nach dem Umfange ſeiner Länder, einer der mächtigſten Monarchen; auſſer den habsburgiſchen Beſitzungen gebot er über das damals auf dem Gipfel der Macht und Blüthe ſtehende Spanien, und das Gold der neuen Welt floß zum großen Theil ihm zu; er konnte ſich rühmen, daß in ſeinen Staaten die Sonne nicht untergehe. Seine, auf den erſten Anſchein unermeßliche Macht, vor der auch die deutſchen Fürſten bei ſeiner Wahl Beſorgniſſe hegten, war jedoch in Wahrheit nicht ſo furchtbar; die Völker waren nicht durchaus zum blinden Gehorſam gewöhnt; die weite Ausdehnung der Länder vermehrte die Zahl der oft feindſeligen Grenznachbarn; die damals ſo furchtbaren Türken nahmen viele Geldmittel und Soldaten in Anſpruch, die Verwaltung, beſonders der Finanzen, war noch nicht ſo geregelt, daher die Geldzuflüſſe oft ſtockend und ungewiß; das Syſtem der Heere war nicht zu der hohen (freilich die Völker erdrückenden) Vollkommenheit gebracht, und die Abweſenheit des Monarchen ſchwächte die Kraft des Regiments. So kam es, daß der mächtige Monarch ſich von einem Augsburger Bürger große Geldſummen leihen laſſen mußte und ſich ſchenken laſſen mochte; daß er in Deutſchland, wo er am ohnmächtigſten war, in Nothfällen wie bei Türkenkriegen, die erforderliche Hülfe beinahe erbetteln oder mit Zugeſtändniſſen und Verwilligungen erkaufen mußte. Die Stellung eines deutſchen Kaiſers hatte ſich im Lauf der Jahrhunderte ganz verändert. In frühern Zeiten hatte die Maſſe der wahrhaft freien Männer den Kaiſer gewählt, der die höchſte Gewalt ausübte, ſo weit ſie nur mit der Freiheit des Volkes vereinbar war. Die Herzoge und Grafen waren von ihm ernannte Beamte, ihre Gewalt eine übertragene. Aber nach und nach wurde die übertragene Gewalt zu einer erblichen, die Fürſten ſahen ſich als Landesherren an, und der, nach der goldnen Bulle von 7 Churfürſten zu wählende Kaiſer ward durch läſtige Bedingungen gehemmt, frei und kräftig zu handeln. Er war eigentlich ganz abhängig von dem Willen der Fürſten, und ſeine Gewalt erſtreckte ſich faſt nur auf formelle Gegenſtände, wie Ausſchreiben von Reichstagen u. dgl. Auf den Reichstagen hatten auſſer den größern Fürſten auch die kleinern, Herzoge, Markgrafen, Ritter, und die Geſandten der Reichsſtädte, Biſchöfe und Aebte Sitz und Stimme; aber die größern Fürſten, beſonders die Churfürſten, verdrängten ebenſo nach unten die minder Mächtigen von Ausübung mancher Rechte, wie ſie nach oben den Kaiſer lähmten, was auch eine weiter unten zu erwähnende Bewegung des niederen Adels gegen ſie zur Folge hatte. Eine Verſammlung der deutſchen Reichsſtände, darunter ſo viele mächtige und beinahe unabhängige Fürſten, unter dem Vorſitz und Regiment eines gewählten Kaiſers, bot gewiß einen imponirenden großartigen Anblick dar, und kein andres Volk hatte ein gleiches Schauſpiel aufzuweiſen: aber dieſer Glanz des deutſchen Reichs wurde theuer bezahlt durch den Mangel an innerer Kraft. Es hielt bei der Beſchränkung der kaiſerlichen Macht und der Verſchiedenheit der Intereſſen unter den Ständen, ungemein ſchwer, einen nur einigermaßen wichtigen Beſchluß zu faſſen; Monate lang ſaß man oft beiſammen, unter ermüdenden und ſchleppenden Verhandlungen, deren Länge ihren Grund hatte theils in der Bedächtlichkeit und Zauderhaftigkeit der Anweſenden, theils in der Unvollſtändigkeit der Vollmachten für die Geſandten; und die zum Theil nicht wohl beſtellten Kaſſen der Fürſten und Herren litten dabei nicht wenig. Wenn die Reformation unter den gegebenen Umſtänden von der Schwerfälligkeit und Mangelhaftigkeit der deutſchen Reichsverfaſſung allerdings Nutzen zog, ſo darf man ſie doch nicht anklagen, die Auflöſung der Einheit des Reichs herbeigeführt zu haben, welche ſie freilich klärlich gezeigt und vielleicht auch noch beſchleunigt hat.

Der zu Anfang des Jahrs 1521 in Worms verſammelte Reichstag war ziemlich zahlreich von Fürſten beſucht. Das Hauptintereſſe machte, mit Verdunklung der politiſchen Gegenſtände, die Religionsfrage aus, deren Beilegung man von dieſem Reichstag hoffte. Der Pabſt war durch zwei Legaten, Marius Caraccioli und Hieronymus Aleander vertreten. Dieſen lag Alles daran, daß die Sache, welche der Pabſt als eine abgeurtheilte und verdammte eigentlich ſchon für abgethan gehalten wiſſen wollte, nicht wieder hervorgezogen und erörtert würde; eine weitere Verhandlung abzuſchneiden, war der Zweck der neuen, am 3. Januar erlaſſenen Bannbulle gegen Luther und ſeine Anhänger geweſen, worin die leidenſchaftlichſte Sprache des Fluchs geführt wird, und ebendahin zielte auch eine dreiſtündige Rede, welche Aleander vor der Reichsverſammlung hielt, und worin er Luther's Ketzereien als ſo groß ſchilderte, daß wohl 100,000 Ketzer ihretwegen verbrannt zu werden verdienten. Luther ſey theilhaftig der Ketzereien des Wicleff und Huß, er lehre, der Chriſt ſey der Obrigkeit zu gehorchen nicht verbunden; er läugne das Fegfeuer, und ſündige hiermit gegen die unterirdiſchen Geiſter, ſo wie gegen die himmliſchen Geiſter, indem er herabſetzend und unehrerbietig von den Engeln geſchrieben. Er ſündige gegen den Clerus, weil er alle Chriſten für Prieſter ausgebe, gegen die Heiligen, gegen die Welt, gegen die Concilien, namentlich das von Conſtanz. Er wider legte die Behauptung: man ſolle Luther's Bücher nicht verbrennen, weil viel Gutes darin ſey, und erklärte den anſcheinend frommen und reinen Lebenswandel Luther's für eine Teufelslarve, wie man oft bei den ärgſten Ketzern finde. Kräftig widerſetzte er ſich der Anſicht: man müſſe Luther'n mit freiem Geleite kommen laſſen und hören. Luther werde ſich von Niemand, auch nicht von einem Engel vom Himmel weiſen laſſen; er ſey auch vom Pabſt ſchon mit Verheiſſung ſicheren Geleits citirt worden, aber nicht erſchienen, und habe an ein Concilium appellirt. Er bitte die Kaiſerliche Majeſtät, ſich nicht ſelbſt dieſen Schimpf anzuthun; die Sache gehöre nicht vor ſie. Den Laien gebühre nicht hierüber zu urtheilen, ja die Geiſtlichen ſelbſt dürfen nicht ohne päbſtliche Erlaubniß ſich mit Ketzern in eine Diſputation einlaſſen. Man möchte doch das Aergerniß und den Vorwurf vermeiden: die Chriſten diſputiren über ihren Glauben, und gerade die Deutſchen, die man vor Andern für fromm halte. Er bitte, daß deſſen Bücher durch ein öffentliches Edikt zu verbrennen, und ſie ferner nicht aufzulegen oder zu verkaufen, geboten werde. Wo nicht, ſo werde der Kaiſer und die Biſchöfe zu Mainz, Kölln und Lüttich Schimpf davon haben, weil ſie die Bücher verbrennen laſſen, wann nicht ein Gleiches in ganz Deutſchland geſchehe." Alcander hatte Grund genug, Allem aufzubieten, um die Verſammelten für den Pabſt günſtig zu ſtimmen, und es wird behauptet, daß ihm zu dieſem Behuf auch Gelder von Rom angewieſen worden ſeyen, denn die Stimmung gegen den päbſtlichen

Stuhl war auch bei den Gegnern Luther's ziemlich lau, wo nicht bitter. So gab der oftgenannte Herzog Georg von Sachſen, dem Religion und Kirche ſehr am Herzen lagen, zwölf Beſchwerden gegen kirchliche Mißbräuche ein, durch welche die armen Chriſten geplündert, verführt und geärgert wurden, namentlich beklagt er ſich ſehr hart über den Ablaß und das anſtößige Leben der Geiſtlichen: „Die größte Verdammniß der armen Seelen,“ lautet der zwölfte Punkt, „kommt von dem Aergerniß her, ſo die Cleriſei giebt. Dahero nöthig iſt eine allgemeine Reformation anzuſtellen, welche nicht füglicher, als in einem allgemeinen Concilio zu erhalten; darum bitten wir alle in geziemender Unterthänigkeit, ſelbiges mit höchſtem Fleiß zu befördern.“ Unter ſolchen Umſtänden mußte der Legate noch froh ſeyn, daß man Luther'n nicht zu einer Diſputation berief, ſondern nur zu dem Behuf, ihn zu befragen: ob er auf den Artikeln wider den heiligen chriſtlichen Glauben beharren, oder ſie widerrufen wolle? Wenn er widerrufe, ſo könne er auch über andre Sachen gehört, und ſolle darin die Billigkeit verfügt werden. Dahin lautete die Antwort der Reichsſtände auf ein ihnen mitgetheiltes Mandat des Kaiſers, alle Bücher Luther's der Obrigkeit einzuhändigen. Die Stände meinten aber, es werde von Publicirung dieſes Befehls geringer Nutzen zu hoffen ſeyn, denn Luther's Lehre ſey bereits durch ganz Deutſchland ausgebreitet, und habe vielerlei Gedanken und Bedenken erweckt, denen nicht abzuhelfen, wo er nicht gehört werde.

Als nun beſchloſſen ward, Luther kommen zu laſſen, wollte der Kaiſer die Ausſtellung eines ſichern Geleits Luther's Landesherrn, dem Churfürſten von Sachſen, überlaſſen, der es aber ablehnte, worauf der Kaiſer ſich doch genöthigt ſah, ſelbſt den Geleitsbrief zu erlaſſen. Nach ſolchen Vorgängen und Verhandlungen ward Luther berufen.

Privatim hatte der Franziskaner Glapio, Beichtvater des Kaiſers, ein ſehr feiner Mann, deſſen Charakter aber zweideutig erſcheint, mit dem Kanzler Brück (Pontanus), Beſprechungen gehabt, und ſich bemüht, eine Audienz bei deſſen Herrn, dem Churfürſten von Sachſen, zu erlangen. Dieſer aber ließ ſich nicht perſönlich mit ihm ein, ſondern gab ſeinem Kanzler den Auftrag, die Vorſchläge jenes Mannes anzuhören. Sie giengen im Weſentlichen darauf hinaus: Luther ſolle nur das, nach Glapio's Meinung anſtößige oder allein anſtößige Buch von der babyloniſchen Gefängniß widerrufen, ſo werde ſich Alles wohl in's Reine bringen laſſen. Zu gelegner Zeit ſolle man dann die gelehrteſten, frömmſten, gerechteſten, Lehre und Lebens halber untadelhafte Männer erwählen und ihnen die Sache zu unterſuchen geben, denen der Pabſt und Luther das Urtheil anheim ſtellen ſollten.

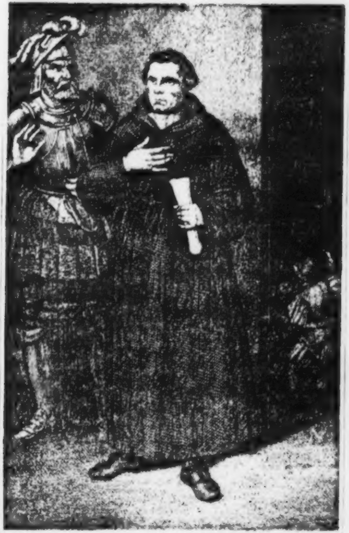
Was nun auch Glapio's Abſicht geweſen ſeyn mag, ob er nun die Wünſche des Kaiſers ausſprach oder mehr im Intereſſe des Pabſts handelte, für welch letzteres man ſich deßhalb entſcheiden möchte, weil er offenbar die Sache Luther's einer größern Oeffentlichkeit zu entziehen bemüht war; mochte es ihm hauptſächlich darum zu thun ſeyn, die Sache hinauszuſchieben, und durch den von Luther verlangten Widerruf Einer Schrift, deſſen feſten Boden zu untergraben: merkwürdig bleibt immerhin die Weiſe, wie er ſich über Luther erklärte. Im Anfange des über dieſe Sache mit Brück gehaltenen Geſprächs äußerte er: Er habe ſich von Herzen und ſehr hoch erfreuet, da er die erſten Schriften Luther's geſehen, weil er bemerket, daß in dem Herzen Luther's ein edel und neues Gewächſe aufgehe, welches ſchon Zweige geſchoben und zu erwünſchten und der Kirche erbaulichen Früchten Hoffnung gemacht. Es haben zwar auch Andere, was Lutherus erinnert, wohl wahrgenommen, keiner aber den Geiſt erlanget, daß er die Wahrheit an Tag zu bringen ſich unterſtanden. Erſt das Buch von der babyloniſchen Gefängniß habe ihm einen ſehr widrigen Eindruck gemacht, und habe er darin Luther'n nicht erkennen können; wenn es aber ja das ſeine ſey, ſo müſſe er durch die Bulle zu ſo großem Zorn und Unwillen gebracht worden ſeyn; doch ſey nichts ſo böſe, es leide ein Mittel! Die Nothwendigkeit einer Reformation gab er ſehr gerne zu, meinte der Bann, der mehr der Hartnäckigkeit Luther's, als ſeiner Perſon gälte, würde ſich leicht aufheben laſſen, war ganz dafür, daß Luther von gelehrten und trefflichen Leuten gehört werde, und rieth, derſelbe ſollte unter dem Schutze des Churfürſten bleiben. Der Churfürſt lehnte aber alle Einladungen und Anträge ab, da er ſich in Luther's Sache nicht zu miſchen geſonnen ſey, und von demſelben

„keine Commiſſion“ habe. Auch andre Vermittlungsvorſchläge wurden gemacht, dahin gehend, daß die höchſten Häupter der Chriſtenheit unpartheiiſche Männer zu Richtern wählen möchten, deren Entſcheidung ſodann gelten ſollte, da es nicht rathſam und wünſchenswerth ſey, die Sache ganz der Entſcheidung des Pabſts anheimzuſtellen; aber auch dieſe Vorſchläge führten zu keinem Ziele. — Aus allem dieſem iſt aber abzunehmen, daß man nachgerade die Bedeutung der lutheriſchen Sache und ihre gefährlichen Folgen für das Pabſtthum mehr und mehr begriffen, ſo wie auch, daß man in Betracht der in Deutſchland herrſchenden Stimmung Bedenken getragen habe, über die päbſtliche Machtvollkommenheit die ausſchweifenden Begriffe geltend zu machen, wie in frühern Zeiten üblich war. In dieſer Hinſicht verdient auch noch hier angeführt zu werden, daß auf dieſem Reichstage 101 Beſchwerden deutſcher Nation zuſammengeſtellt und übergeben wurden, größtentheils gegen die Gelderpreſſungen und Anmaßungen des römiſchen Hofes gerichtet.

Luther in Worms

Luther hatte nicht gezögert, ſobald ihm die Ladung zukam, die verhängnißvolle Reiſe anzutreten, deren Wichtigkeit er ebenſowohl als ihre Gefahr erkannte. Zwar hatte er das kaiſerliche Wort in Händen, das ihm Sicherheit zuſagte; aber doch war es denkbar, daß verwegene Leute, dem Pabſt zu Gefallen, ſich unterwegs an ihm vergriffen und vor ſeiner Seele ſtand das Schickſal des Huß, der, kaiſerlicher Zuſage zum Trotz, hundert Jahre früher zu Conſtanz unter ähnlichen Umſtänden verbrannt worden war, obgleich das damals verſammelte Concilium das Bedürfniß einer Reformation lebhaft empfand und anerkannte. Aber Luther hatte ſich mit dem Gedanken an das Martyrthum bereits ſo vertraut gemacht, daß ihn auch dieſe Ausſicht nicht abſchrecken konnte. Er trat in den erſten Tagen des April 1521 die Reiſe an, in Geſellſchaft von Juſtus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Peter Suaven und Hieronymus Schurf, einem Rechtsgelehrten, der ihm gewiſſermaßen als Advokat dienen ſollte, und der kaiſerliche Herold geleitete ſie. Einige Andre ſchloſſen ſich unterwegs noch an. Ueberall erregte ſeine Ankunft das größte Aufſehen; Freunde und Feinde wunderten ſich über den kühnen Muth des Mannes; am unerwartetſten und unwillkommenſten war die Nachricht ſeines Anzugs ſeinen Gegnern in Worms ſelbſt, die ihm dieſen Muth kaum zugetraut hatten, und eine nachtheilige Wendung der Sache für ſich befürchteten. In Weimar und Erfurt mußte ſich Luther dazu verſtehen zu predigen. In Erfurt wurde er auf's feyerlichſte vom Rektor der Univerſität und vierzig zu Pferd auf zwei Meilen Entfernung eingeholt; auch an andern Orten war der Zudrang des Volks groß, das den chriſtlichen Sachſen ſehen wollte. Er widerſtand ebenſo ſtandhaft den Beſorgniſſen der Wohlgeſinnten als den Drohungen der feindlich Geſinnten, wodurch er von Fortſetzung ſeiner Reiſe ſollte abgehalten werden. Ein frommer Prieſter von Naumburg, der ſich ſein Lebenlang auf Alterthümer gelegt, ſandte ihm des frommen, chriſtlichen Savanarolä (der im Jahr 1498 als Ketzer verbrannt worden war) Bildniß, vermahnete ihn aber dabei, er wolle bei der erkannten Wahrheit mit breitem Fuß aushalten; denn ſein Gott werde wieder mit ihm ſeyn, und feſt bei ihm ſtehen und halten. Als man ihm prophezeite, er werde eben wie Huß zu Pulver verbrannt werden, antwortete er: „wenn ſie gleich ein Feuer machten zwiſchen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erſcheinen und dem Behemoth in ſein Maul zwiſchen die großen Zähne treten und Chriſtum bekennen, und denſelbigen walten laſſen.“ Wahrſcheinlich darauf berechnet, ihn zu ſchrecken, war es wohl auch, daß das kaiſerliche Mandat, Luther's Schriften auszuliefern und zu verbrennen, trotz dem Widerrathen der Stände, dennoch verbreitet und angeſchlagen wurde, was eigentlich ſchon eine Verdammung Luther's und ſeiner Lehre in ſich ſchloß. Sogar der kaiſerliche Herold, hierüber betroffen, fragte Luther'n: „Herr Doktor, wollt Ihr fortziehen?“ worauf dieſer verſetzte: „Ja, unangeſehen daß man mich in den Bann gethan und das in allen Städten publicirt, will ich doch fortziehen und mich an das kaiſerliche Geleit halten.“ Auch krank wurde er unterwegs, ſo daß man ihm Blut ablaſſen mußte; doch erholte er ſich ſchnell wieder, um die Reiſe fortzuſetzen. Von Frankfurt aus ſchrieb er an Spalatin: „Wir kommen, mein Spalatin, obgleich der Satan mit mehr als Einer Krankheit mich zu hindern geſucht, denn den ganzen Weg von Eiſenach bis hieher bin ich unpaß geweſen, und auch jetzt noch, auf eine mir zuvor unbekannte Weiſe. Ich ſehe auch, daß das Mandat Caroli mir zum Schrecken iſt verbreitet worden. Aber Chriſtus lebet noch, derohalben wollen wir hinein in Worms zu Trotz allen hölliſchen Pforten und denen, die in der Luft herrſchen. Andre Briefe hab' ich nicht wollen ſchreiben, ich habe denn zuvor geſehen, was zu thun iſt, daß wir nicht den Satan aufblähen, welchen ich mir vielmehr fürgenommen zu ſchrecken und zu verachten. Mache alſo die Herberge zurecht.“ Luther wurde auch aufgefordert, ſtatt geradewegs nach Worms zu gehen, vorher ſich auf die Sickingen zugehörige Ebernburg zu begeben, um ſich mit dem kaiſerlichen Beichtvater Glapio daſelbſt zu beſprechen. Sickingen ließ Luther durch Bucer einladen, und ihm die Gefahren vorſtellen, welchen er ſich in Worms ausſetze. Was auch Glapio's Abſicht oder Auftrag geweſen ſeyn mag: die Geſinnung des Ritters Sickingen bürgt dafür, daß Er nichts Schlimmes gegen Luther beabſichtigen konnte; er hatte vielleicht den Wunſch, ſich mit Luther perſönlich und ausführlich zu beſprechen; oder vielleicht hatte ihn der Churfürſt von Mainz, mit dem er in genauer Verbindung ſtand, in der Abſicht dazu veranlaßt, wenigſtens ſah Luther in dem Vorſchlage eine Praktik dieſes Fürſten, darauf berechnet, ihn hinzuhalten, bis die Friſt des ſichern Geleites erloſchen ſey; er antwortete alſo ablehnend: „Nicht nach der Ebernburg, ſondern nach Worms ſey er beſchieden, und dort ſey er zu ſprechen.“ Und als ihm der ſorgliche Spalatin bei Oppenheim entgegenſchickte, um ihn abzumahnen, nach Worms zu kommen, gab er die Antwort: „*Und wenn ſo viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein!*“ — „Denn,“ ſo erzählte er ſelbſt kurz vor ſeinem Tode: „ich war unerſchrocken und fürchtete mich nicht. Gott kann einen wohl ſo tolle machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt auch ſo freudig wäre.“

Seine Ankunft und Einzug in Worms wird folgendermaßen beſchrieben: „Heute (am 16ten April) kam Doktor Martinus auf einem ſächſiſchen Rollwagen gefahren hier an, in Begleitung Dreier, nämlich eines Bruders, L. Amsdorfen und eines Däniſchen von Adel, Suavenii. Vor dem Wagen ritt der kaiſerliche Herold in ſeinem Habit mit dem Adlerswappen und ſein Knecht. Dem Wagen folgte L. Juſtus Jonas von Northhauſen mit ſeinem Famulo. Viele von Adel ſind ihm entgegengegangen und zwar von Sächſiſchen Bernhard von Hirſchfeld u. ſ. w. und viel andere fürſtliche Hofleute. Um den Mittag 10 Uhr kam er in die Stadt, doch begleiteten ihn mehr als zweitauſend Menſchen in ſein Quartier, welches er mit denen ſächſiſchen Räthen Friedrich Thunau und Philipp Feilitſch, wie auch Ulrich Pappenheim, Reichsmarſchall, gemein hat. Man ſagt, die Papiſten ſeyen durch ſeine Ankunft nicht wenig erſchreckt worden, denn ſie hatten gehofft, er werde nicht kommen, und ſie alſo Gelegenheit haben, mit ihm deſto ſchärfer zu verfahren.“ Einfach erzählt Luther ſelbſt: „Ich fuhr in einem offenen Wägelein in einer Kutten in Worms ein, da kamen alle Leute auf die Gaſſe und wollten den Mönch Dr. Martin ſehen, und fuhr alſo in Herzog Friedrich's Herberg, und war auch Herzog Friedrich dabei bange geweſen, daß ich gen Worms kam.“ Daſelbſt hatte er von Abend an bis in die ſpäte Nacht von vielen Grafen, Freiherrn, Rittern und vom Adel geiſtlichen und weltlichen Standes, Zuſpruch, die ſeinen unerſchrockenen Muth und Fröhlichkeit bewunderten. Gleich am folgenden Tage, dem 17ten April, wurde er vor die Reichsverſammlung geladen und der Reichsmarſchall Ulrich von Pappenheim holte ihn ſelbſt dahin ab. Eh' er dahin gieng, ſtärkte er ſich durch ein uns aufbehaltenes Gebet, welches hier ſeine Stelle finden mag: „Allmächtiger, ewiger Gott! wie iſt es nur ein Ding um die Welt! wie ſperren ſie den Leuten die Mäuler auf, wie klein und gering iſt das Vertrauen der Menſchen auf Gott! Wie iſt das Fleiſch ſo zart und ſchwach und der Teufel ſo gewaltig und geſchäftig durch ſeine Apoſtel und Weltweiſen! Wie ziehet ſie ſobald die Hand ab und ſchnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Höllen zu, da die Gottloſen hingehören. Und ſiehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig iſt, und ein Anſehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden ſoll, ſo iſt's mit mir aus; die Glocke iſt ſchon gegoſſen und das Urtheil ſchon gefällt. Ach Gott, ach Gott! o du mein Gott! du mein Gott! ſtehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! thue du es, du mußt es thun, du allein! iſt es doch nicht meine, ſondern deine Sache, hab' ich doch für meine Perſon allhier nichts zu ſchaffen und mit dieſen großen Herrn der Welt zu thun, wollt' ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren ſeyn! Aber dein iſt die Sache, Herr, die gerecht und ewig iſt, ſtehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! ich verlaſſe mich auf keinen Menſchen. Es iſt umſonſt und vergebens, es hinket Alles, was Fleiſch iſt und Fleiſch ſchmecket. O Gott, o Gott! höreſt du nicht, mein Gott? Biſt du todt? Nein, du kannſt nicht ſterben, du verbirgſt dich allein; haſt du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß, ey ſo wollt' es Gott; denn ich mein Lebenlang nicht wider ſolche große Herren gedacht zu



Luther vor ſeinem Eintritt in den Saal
zu Worms.

ſeyn, habe es auch mir nicht vorgenommen; ey, Gott, ſo ſtehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jeſu Chriſti, der mein Schutz und Schirm ſeyn ſoll, ja meine feſte Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geiſtes. Herr, wo bleibeſt du? Du mein Gott, wo biſt du? Komm', komm', ich bin bereit, auch mein Leben darum zu laſſen wie ein Lämmlein. Denn gerecht iſt die Sache und dein, ſo will ich mich von dir nicht abſondern ewiglich. Das ſey beſchloſſen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewiſſen wohl ungezwungen laſſen. Und wenn ſie noch voller Teufel wär' und ſollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geſchöpf iſt, zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort mir gut iſt und iſt auch nur um den Leib zu thun, die Seele iſt dein und gehöret dir zu und bleibt auch bei dir ewig, Amen, Gott helfe mir, Amen!“ — Um vier Uhr begab er ſich, von dem Reichsmarſchall und dem kaiſerlichen Herold geleitet, vor die Reichsverſammlung; aber ſie konnten wegen des zudrängenden Volks, das Luther'n ſehen wollte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege dahin gelangen, ſondern mußten durch Gärten und Häuſer gehen; aber Viele ſtiegen, um zu ſeinem Anblick zu gelangen, ſogar auf Häuſer und Dächer. Als er in den Saal des Rathhauſes, wo die Verſammlung war, treten wollte, klopfte ihm der berühmte deutſche Feldhauptmann Georg von Freundsberg auf die Schulter, mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehſt jetzt einen Gang, einen ſolchen

Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in unſerer allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſey nur getroſt! Gott wird dich nicht verlaſſen.“ Im Saale ſelbſt richteten manche von den Reichsgliedern tröſtende und ermuthigende Worte an ihn und namentlich rief ihm Einer die Worte Chriſti zu: „Wenn ſie euch überantworten werden, ſo ſorget nicht, Was oder Wie ihr reden wollet, denn es wird euch zu derſelbigen Stunde gegeben werden, was ihr reden ſollet.“ — Andere riefen ihm zu, ſich nicht zu fürchten vor denen, die nur den Leib tödten können. Der Reichsmarſchall aber erinnerte ihn, daß er ſich darauf beſchränken müſſe, nur auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Johann von Eck, Offizial von Trier, begann die Verhandlung mit der an Luther gerichteten Frage: „Ob er die aufgehäuft daliegenden Schriften für die ſeinigen erkenne und ob er deren Inhalt widerrufen wolle?“ Die erſte Frage hätte Luther, in heldenmüthiger Entſchloſſenheit unvorſichtig, ſofort bejaht, wenn nicht ſein Beiſtand, der Rechtsgelehrte Schurf, dazwiſchen gerufen hätte, man ſolle die Titel der Bücher einzeln verleſen; dieß geſchah und Luther bekannte ſich zu allen den vorliegenden Schriften. Auf die zweite Frage aber, den Widerruf betreffend, antwortete Luther: „Weil dieß eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit iſt, und Gottes Wort belanget, welches der größte Schatz im Himmel und auf Erden iſt und wir billig allzumal in Ehren halten ſollen, ſo wäre es vermeſſentlich und gefährlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen, ſintemal ich weniger, denn es die Sache erfordert, oder mehr denn es der Sachen gemäß wäre, unbeſonnen oder unbedacht behaupten und für gewiß ſagen könnte, welches beides mich in das Urtheil bringen würde, das Chriſtus gefällt hat, da er ſagt: Wer mich vor den Menſchen verläugnen wird, den will ich auch verläugnen vor meinem himmliſchen Vater — derohalben bitte ich von kaiſerlicher Majeſtät auf's allerunterthänigſte und demüthigſte Bedenkzeit, auf daß ich ohne Nachtheil Gottes Worts und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit, auf die fürgehaltene Fragſtücke richtig antworten möge.“ Auf dieſe Bitte wurde ihm vom Kaiſer, jedoch mit der rügenden Bemerkung, daß er zum Beſinnen Zeit genug gehabt hätte, noch ein Tag Bedenkzeit verwilligt, Luther entlaſſen und die Verſammlung aufgehoben.

Gegen fünftauſend Menſchen ſollen im Saal, in den Gängen und um die Fenſter herum verſammelt geweſen ſeyn; Luther wurde unter beifälligem Zurufen der Menge nach Hauſe geleitet und man hörte eine Stimme: Selig iſt der Leib, der dich getragen! — Manche möchten es befremdend finden, daß Luther hier noch mit einer entſchiedenen Antwort zögerte, und ſeine Feinde haben nicht ermangelt, darin den Beweis von Zweifel und Muthloſigkeit, oder wenigſtens davon zu finden, daß er nicht zu den ächten Jüngern und Zeugen Jeſu gehöre, welchen das, was ſie zu antworten haben, gemäß jener

Verheiſſung, zur rechten Zeit ſolle eingegeben werden. Man bedenke für's erſte, daß auch auf das ſtärkſte Gemüth die Ueberraſchung durch neue, ungewohnte Umgebung und die Befangenheit in einer ſeltſamen Lage, für den Augenblick einen mächtigeren Eindruck machen kann, als die gewiſſe und nackte Gefahr. Die Reichsverſammlung war ſo groß und glänzend, daß Luther, dem dergleichen fremd, wohl einigermaßen durch dieſen Anblick hätte bewegt werden mögen; aber die oben gegebene Antwort zeigt nicht einmal die Spuren von Schüchternheit und Befangenheit. Wahrſcheinlicher iſt wohl dieß: Luther war gewiß mit einem feſten Entſchluß nach Worms gekommen, aber ſchwerlich hatte er ſich gedacht, daß es mit ſeiner Vernehmung ſo raſch gehen werde, als der Fall war, und was vielleicht abſichtlich von ſeinen Gegnern eingeleitet wurde, um ihn zu überraſchen: in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts hatte er, bei dem großen Zulauf, kaum die Zeit zu gehöriger Sammlung finden können, und ſo wenig er über das Was ſeiner Antwort einen Augenblick im Zweifel ſeyn konnte, war es doch ſehr natürlich, daß er über das Wie, über die Form, in der er ſie zu geben hätte, ſich noch länger zu bedenken wünſchte, um ſo mehr, als ſich ihm in dieſem Augenblicke, in dieſen Umgebungen die unendliche Wichtigkeit der Sache für ſo viele Seelen, lebhafter als je aufdrängte. Es ſcheint auch nicht, daß irgend Einer der ihm Wohlgeſinnten mit ſeiner Antwort unzufrieden geweſen ſey, oder die Gegner darüber zu triumphiren wagten, und in jedem Falle hätte ſein Benehmen am folgenden Tage jede Beſorgniß jener zerſtreuen und jeden Jubel dieſer beſchämen müſſen. Am 18. April wurde er wieder um vier Uhr abgeholt, mußte aber, unter einer großen Menge Volks, außen warten bis um ſechs Uhr, wo im Saale ſchon alle Fackeln angezündet waren. Als er in den Saal getreten, fieng der Offizial Johann von Eck wieder an zu reden: „Geſtern Abend hat kaiſerliche Majeſtät Dir, Martin Luther, dieſe Stunde ernennet, ſintemal Du die Bücher, ſo wir geſtern erzählet, für die deinen öffentlich erkannt und angenommen haſt. Weil Du aber auf die Frage, ob Du etliche von denſelben für nichtig gehalten, oder Alles, dazu Du Dich bekenneſt, für recht halten und billigen wollteſt, Bedenkzeit gebeten haſt, welche nun aus iſt, wiewohl Du hätteſt von Rechtswegen nicht ſollen länger Bedenkzeit erlangen, weil Du eine ſo lange Zeit wohl gewußt haſt, wozu Du erfordert biſt worden, und des Glaubens Sachen Allen und Jeden ſo gewiß, und ein Jeglicher darin dermaßen berichtet ſeyn ſollte, daß er, zu welcher Zeit es von ihm geſucht und begehret wird, deſſelben gewiſſen und beſtändigen Grund, Urſach und Rechenſchaft geben könnte, geſchweige denn Du, der Du ein ſolcher großer und geübter Doktor der heiligen Schrift biſt. Wohlan ſo gieb endliche Antwort auf der kaiſerlichen Majeſtät Suchen, welcher milde Güte Du in der erlangten Bedenkzeit erfahren haſt: Willſt Du deine erkannte Bücher allzumal vertheidigen, oder aber etwas widerrufen?“ Dieß ſagte der Offizial lateiniſch und deutſch. Hierauf hob Luther an zu reden, und zwar, wie ein Bericht lautet:

„auf's allerunterthänigſte und demüthigſte, ſchrie nicht ſehr noch heftig, ſondern redete fein ſittig, züchtig und beſcheiden, doch mit großer chriſtlicher Freudigkeit und Beſtändigkeit, und alſo daß die Widerſacher wünſchten und begehrten, er hätte verzagter und kleinmüthiger geredet, als die ſich mehr verſehen und gehofft hatten, nachdem er Bedenkzeit gebeten, er würde widerrufen haben.“ Luther begann mit folgenden Worten: „Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter Kaiſer, durchlauchtigſte Fürſten, gnädigſte und gnädige Herren! Auf den Termin und Bedenkzeit, mir des geſtrigen Abends angeſtellt und ernennt, erſcheine ich als der Gehorſame, und bitte durch die Barmherzigkeit Gottes, Eure kaiſerliche Majeſtät und Gnaden geruhen, als ich hoffe, die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit gnädiglich anzuhören. Und ſo ich von wegen meiner Unerfahrung Jemand entweder ſeinen gebührlichen Titel nicht geben würde, oder aber mit einigen Geberden und Weiſe wider die höfliche Sitte handeln, mir Solches gnädiglichen und zu verzeihen, als Einem der nicht an fürſtlichen Höfen erzogen, ſondern in Mönchs-Winkeln aufkommen und erwachſen. Welcher ich von mir nichts Andres anzeigen kann, denn daß ich bisher mit ſolcher Einfalt des Gemüths geſchrieben und gelehrt habe, daß ich auf Erden nichts Andres denn Gottes Ehre und die unverkümmerte Unterweiſung der Chriſtglaubigen geſucht habe.“ Von den zwei ihm vorgelegten Fragen habe er geſtern ſchon auf die erſte eine bejahende Antwort gegeben, bei welcher er auch feſt bleibe und ewiglich beſtehen wolle, daß nämlich die angezeigten Bücher ſein ſeyen, es wäre denn, daß durch den Betrug Mißgünſtiger etwas darin verändert oder verkehrt ausgezogen wäre, wozu er ſich nicht bekennen könnte. Was aber den andern Theil der Frage betreffe, ſo bitte er kaiſerliche Majeſtät, ſie wolle ein „fleißig Aufachten haben, daß ſeine Bücher nicht alle einerlei Art ſeyen.“ Er macht mehrere Unterſcheidungen: in etlichen ſey der Glaube und die Sittenlehre ſo evangeliſch und ſchlicht gehandelt, daß auch ſeine Widerwärtigen ſie für nützlich und unſchädlich anerkennen müſſen, und für allenthalben würdig, von chriſtlichen Leuten geleſen zu werden. Erkläre ja ſogar die ſo heftige Bulle etliche ſeiner Bücher für unſchädlich, wiewohl ſie ſie durch ein widernatürlich Urtheil verdamme. Dieſe könnte er nicht widerrufen, ohne der chriſtlichen Wahrheit abzuſagen. Ein andrer Theil ſeiner Schriften ſey gegen das Pabſtthum, ſeine Einrichtungen und Satzungen gerichtet, als wider die, ſo mit ihren böſen Lehren und Exempeln die chriſtliche Welt an Leib und Seele verwüſtet habe, denn das könne Niemand leugnen, daß dadurch die Gewiſſen der Chriſtgläubigen auf's allerinnigſte gefangen, beſchwert, gemartert und gepeinigt, auch Hab' und Gut der hochberühmten deutſchen Nation durch unglaubige Tyrannei verſchlunden und erſäuft werde. Widerrufe er dieſe Schriften, ſo würde er nur dieſe Tyrannei ſtärken und beſtätigen, und der Gottloſigkeit und Bosheit Thür und Thor öffnen. „Mein lieber Gott! wie ein großer Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würde ich ſeyn!“ Die dritte Art ſeiner Bücher ſeyen die gegen Privatperſonen geſchriebenen, die ſich unterſtanden, die römiſche Tyrannei zu vertheidigen, und die von ihm gelehrte gottſelige Lehre zu dämpfen. Wider dieſelben bekenne er, heftiger und ſchärfer geweſen zu ſeyn, denn dem chriſtlichen Weſen und Stande gezieme. Denn er mache ſich ſelbſt nicht zu einem Heiligen, und diſputire nicht von ſeinem Leben, ſondern von der Lehre Chriſti: „Doch wie dem, weil ich ein Menſch, nicht Gott bin, ſo mag ich meine Büchlein durch keine andere Handhabung erhalten, denn mein Herr Jeſus Chriſtus ſeine Lehre unterhalten hat, welcher, als er von Hannas von ſeiner Lehre gefragt und vom Diener auf einen Backen geſchlagen ward, ſagte er: Habe ich Uebel geredet, ſo beweiſe es, daß es böſe ſey. So nun der Herr ſelbſt ſich nicht gewegert hat, anzuhören Gezeugniß gegen ſeine Lehre, auch von dem allerſchnödeſten Knecht, wie viel mehr ſollen die, die nichts anders vermögen, denn irren, wie ich, begehren und erwarten, ob mir Jemand Zeugniß wollte geben wider meine Lehre.“ So fordere er denn Alle und Jede Höchſte und Niedrigſte auf, ihn aus evangeliſchen oder prophetiſchen Schriften ſeines Irrthums zu überweiſen. Und ſo er überwieſen werde, ſey er willig und bereit, alle Irrthümer zu widerrufen, und wolle ſelbſt der erſte ſeyn, ſeine Bücher in's Feuer zu werfen. „Aus welchem Allen ich meine, daß offenbar werde, wie ich genugſam bedacht, erwogen und ermeſſen habe, die Gefahr beſorglicher Zwietracht, Aufruhr und Empörung, von meiner Lehre in der Welt erwachſen, daran ich geſtern ernſtlich und feſtiglich bin erinnert worden. Wahrlich mir iſt das

das Allerluſtigſte, zu ſehen, daß von wegen des göttlichen Worts Partheiung, Mißhelligkeit und Uneinigkeit werden. Denn das iſt der Lauf und Ausgang des göttlichen Worts, wie der Herr ſelbſt ſagt: ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern das Schwerdt.“ Dann warnte er vor dem Unheil, das aus leichtſinnigem und ungöttlichem Handeln in dieſer Sache hervorgehen könnte, und ſchloß: „Ich ſage das nicht darum, daß ſo großen Häuptern meine Lehre und Unterweiſung von nöthen ſey, ſondern daß ich meinem deutſchen Heimathlande meinen Dienſt nicht habe ſollen und wollen entziehen. Und hiemit Euer kaiſerlichen Majeſtät und Gnaden ich mich unterthänigſt befehle, in Demuth bittend, ſie wollen durch meiner Abgünſtigen üble Meinung mich nicht verunglimpfen und in Ungnade bringen laſſen.“ Als Luther dieſe ſeine ziemlich ausführliche Antwort in deutſcher Sprache gegeben hatte, verlangte man von ihm, er ſolle ſie noch einmal lateiniſch wiederholen. „Aber,“ erzählt er ſelbſt, „ich ſchwitzte ſehr, und war mir des Getümmels wegen, ſehr heiß, und daß ich gar unter den Fürſten ſtunde. Doch ſagte Herr Friedrich von Thunau zu mir: Könnet Ihr es nicht thun, ſo iſt's genug, Herr Doktor. Aber ich wiederholete alle meine Worte lateiniſch, das gefiel Herzog Friedrich dem Churfürſten überaus wohl.“ Mit dieſer ausführlichen Antwort waren aber der Kaiſer und andre Stände nicht zufrieden; er habe, erwiederte ihm der kaiſerliche Orator, nicht zur Sache geredet, zum diſputiren ſey hier nicht der Ort, es werde von ihm eine ſchlichte, einfältige Antwort begehrt, ob er widerrufen wolle oder nicht. Darauf antwortete Luther: „Weil denn Euer kaiſerliche Majeſtät und Gnaden eine ſchlichte Antwort begehren, ſo will ich eine geben, ſo weder Hörner noch Zähne haben ſoll, nämlich alſo: Es ſey denn, daß ich durch Zeugniß der Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überweiſet werde, (denn ich glaube weder dem Pabſt noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tag und offenbar iſt, daß ſie oft geirrt haben, und ihnen ſelbſt ſind widerwärtig geweſt), und ich alſo mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführet ſind, überzeuget, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen ſey, ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Der Offizial antwortete nur kurz, man könne nicht beweiſen, daß die Concilien geirrt haben, aber Luther erbot ſich zu dieſem Beweiſe. Hierauf trennte ſich die Verſammlung, in welcher Luther gegen zwei Stunden geredet hatte. Als er nach Hauſe gieng, verlachten ihn die Spanier. Aber der alte Herzog Erich von Braunſchweig ſchickte ihm eine ſilberne Kanne mit Eimbecker-Bier, und hieß ihn ſich damit erquicken. Luther fragte, was fur ein Fürſt ſeiner alſo in Gnaden gedenke? und da er vernahm, daß ihn ein päbſtlicher Herr damit beſchenke, der ſelbſt zuvor aus dieſer Kanne getrunken, daß er ſich nichts Böſes deßhalb zu verſehen habe, trank er auch, und ſprach: „Wie heute Herzog

Erich meiner gedacht, alſo gedenke ſeiner unſer Herr Chriſtus in ſeinem letzten Kampf.“

Dieſer Worte, lautet ein Bericht, gedachte beſagter Herzog in ſeiner letzten Stunde und begehrte von einem bei dem Bett ſtehenden Edelknaben, er ſollte ihn mit evangeliſchem Troſt erquicken. Ueberhaupt konnte der Eindruck, welchen Luther durch ſein Benehmen hervorbrachte, bei den nicht allzu ſehr gegen ihn Eingenommenen nur günſtig ſeyn, und die am ſchlimmſten auf ihn zu ſprechen waren, warfen ihm „bäuriſche Grobheit“ vor, weil er ſich in Worten und Geberden nicht habe ſo weit verſtellen können, daß man nicht alſobald gemerkt hätte, wer er wäre; aber die Ausſtellungen dieſer Ceremonienmeiſter, wie ſie ein proteſtantiſcher Schriftſteller treffend nennt, können nur Lächeln erregen. Der Kaiſer ſelbſt, der bei dem erſten Auftritt Luther's geäuſſert, daß ihn dieſer ſchwerlich zum Ketzer machen könnte, ſoll doch bei dem Schluß von Luther's Rede geſagt haben: der Mönch redet unerſchrocken und mit getroſtem Muth. Diejenigen aber, welche Luther'n zuvor ſchon günſtig geweſen, wurden gar ſehr durch ſeine Worte erbaut und gewonnen und bedachten ſich auch nicht, ihn perſönlich ihrer Theilnahme und ihrer beſten Wünſche zu verſichern. „Es iſt gewißlich wahr,“ erzählt Spalatin, „daß Gott den Doktor Martinus auf dem Reichstag zu Worms alſo ehrete, daß er viel mehr Zuſehen und Anſehen hatte, denn alle Fürſten und Herren. So voller Volks war es ein und alle Tage in ſeiner Herberge, ſo lang er zu Worms war. So hab' ich über andern Grafen und Herren ſelbſt bei ihm in ſeiner Herberge geſehen Landgrafen Philipp von Heſſen, (Luther ſelbſt erzählt die muntern und treuherzigen Reden dieſes damals noch ſehr jungen Fürſten, der noch nicht auf ſeiner Seite war,) Herzog Wilhelm zu Braunſchweig und Grafen Wilhelm zu Henneberg.“ Durch ſolche Theilnahme haben die Großen Luther'n, aber auch ſich ſelbſt geehrt, und bewieſen, daß die Fürſten der damaligen Zeit nicht ihren Ruhm darein ſetzten, unter den abgemeſſenen und peinlichen Formen einer ängſtlich und kleinlich bewachten und zur Schau getragenen äuſſern Würde, die ächten und warmen Empfindungen eines erregbaren Gefühls zu verbergen, und ſich nicht ſchämten, ein aufrichtiges Intereſſe für etwas Anderes als ihren Vortheil zu haben und zu äuſſern. Churfürſt Friedrich hatte ſich beſorgt, Luther möchte verzagt werden, wenn er vor dem Kaiſer und Ständen ſollte antworten; nachdem er aber Zeuge ſeiner Standhaftigkeit geweſen, ließ er Spalatin, der bei Luther'n geweſen, noch ſpät Abends zu ſich holen, nahm ihn mit ſich in ſeine Schlafkammer und ſagte voll Verwunderung: „O wie ſchön hat Pater Martinus vor dem Kaiſer und Ständen deutſch und lateiniſch geredet! er iſt genug, oder zu viel herzhaft geweſen,“ und hieß dann Spalatin wieder zu Luther zurückkehren. — Der Kaiſer ſchickte gleich folgenden Tages in den Reichsrath einen Zettel des Inhalts: Weil Luther nicht widerrufen wolle, ſo wolle er nach dem Exempel ſeiner Vorfahren den alten Glauben ſchützen, dem römiſchen Stuhl Hülfe leiſten, Lutherum nebſt ſeinen Anhängern in Bann und Acht thun, und in andre Wege verfolgen und vertilgen, doch aber das freie Geleite halten. Aber er hatte hiebei nicht die üblichen Formen beobachtet, wonach zuvor das Gutachten der Fürſten einzuholen nöthig war, ſo daß hiedurch nur längere Berathungen entſtanden. Auch willigte der Kaiſer ſelbſt auf Zureden einiger Stände ein, das ſichere Geleit für Luther noch um einige Tage zu verlängern, damit man weitere Verhandlungen mit ihm verſuchen könnte. Zur Sprache kam während dieſer Friſt nun auch die Frage, ob man wirklich verpflichtet ſey, Luther'n das Geleit zu halten, oder ob man nicht mit ihm, wie mit Huß in Conſtanz, verfahren ſollte. Ganz entſchieden iſt aber nicht, ob dieß in der Verſammlung der Reichsſtände oder nur in Privatgeſprächen verhandelt worden. So befremdend und betrübend es iſt, daß auch nur der geringſte Zweifel hierüber ſich ausſprechen durfte und daß der Rath eines ſolchen Treubruchs unter deutſchen Fürſten Vertheidiger finden konnte, ſo iſt dabei doch erfreulich, daß ſich die edlere Geſinnung Andrer bei dieſer Gelegenheit kräftig ausſprach. Der treffliche Churfürſt am Rhein, Pfalzgraf Ludwig, ſagte: es ſey noch zur Zeit unvergeſſen, daß man dem Johann Huß nicht Wort gehalten, darum dieſelben, ſo darein gewilligt, hernachmals eben wenig Sieg und Glück mehr bekommen hätten. Dieſer Fürſt ſoll ſich nach Luther's eigner Erzählung, im Streit mit dem Churfürſten von Brandenburg, der andrer Meinung war, ſo erhitzt haben, daß beide zu den

Meſſern griffen. Der, Luther'n perſönlich abgeneigte, Herzog Georg von Sachſen erklärte frei: „Die deutſchen Fürſten werden dieſe Schande, daß man das Geleit ſollte brechen, zumal auf dem erſten Reichstag des Kaiſers, nimmermehr zulaſſen; es komme ſolches mit der alten deutſchen Redlichkeit nicht überein; was man verſprochen, müſſe man auch halten!“ — welches ſchön und fürſtlich geredet, und billig auch an dem ſonſt heftigen Feind zu loben iſt. Und Kaiſer Karl ſelbſt ſoll erklärt haben: „Wenn Treu und Glauben nirgends mehr gelitten würden, ſo ſollten ſie doch an fürſtlichen Höfen ihre Zuflucht finden!“ Karl ſoll in ſpätern Zeiten im Kloſter es als ein Unrecht angeſehen und bereut haben, daß er dem Ketzer, der einen Größern beleidigt hatte, als ihn, nämlich Gott ſelbſt, das Geleit hielt. Wenn in den dumpfen Mauern des trübſinnigen Kloſters ſich ſolche Vorſtellungen in ſeiner Seele feſtſetzen konnten, ſo iſt dagegen erfreulich, daß die Kaiſerkrone auf ſeinem Haupte, ihn vor ſolchem bigotten Wahnſinn ſchützte, und eine freiere, edlere Geſinnung, obwohl von ihm ſelbſt nachmals verdammt, ihm ein Verbrechen erſparte. — Vielleicht aber wäre es auch nicht einmal gefahrlos geweſen, gewaltſam gegen Luther zu verfahren. Der kühne, entſchloſſene Franz von Sickingen und der eifernde Hutten, der Luther'n durch feurige Briefe ſtärkte, beobachteten ſcharf den Verlauf der Dinge zu Worms; ein feindſeliger Schritt gegen Luther wäre von jenen Helden ſchwerlich ungerächt geblieben. Ein in Worms angeſchlagenes Blatt, mit der verfänglichen Unterſchrift:

„Bundſchuh! Bundſchuh!“ zeigte an, daß mehrere hundert Bewaffnete in der Nähe bereit ſeyen, jedes Luther angethane Leid zu rächen, und ſowohl dieſe, als die Schriften Huttens ſollen in Worms große Gährung verurſacht haben. Es bleibt ungewiß, ob es mit jener Drohung ernſtlich gemeint, oder ob es nur eine Liſt war, um Luther's Feinde zu ſchrecken, oder ob der Anſchlag gar von dieſen ſelbſt ausgieng, um Neid und Haß gegen Luther zu entzünden. Doch ſchrieb Hutten, der die Sache zwar von ſich und ſeinen Freunden ablehnte, über Sickingens Geſinnung in jener Zeit: „Franz hat feierlich geſchworen, daß er für die Sache der Wahrheit Alles wagen und thun wolle. Du weißſt, daß eine ſolche Verheiſſung aus ſeinem Munde ſo unverbrüchlich wie ein Götterſpruch iſt.“ Der Kaiſer ſelbſt hielt den Anſchlag für eine eitle Drohung; immerhin aber gewann dadurch Luther's Sache an Bedeutung und Gewicht.

Die Luther'n noch zugegebene Friſt von einigen Tagen verſtrich unter fruchtloſen Verhandlungen zu gütlicher Beilegung der Sache. Der Churfürſt von Trier, der Luther'n frundlich begegnete, nahm ſich der Sache beſonders an, und Er, Markgraf Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachſen, die Biſchöfe von Brandenburg und Augsburg beriefen Luther auf den 24. April vor ſich, nicht zu einer Diſputation, ſondern um ihn, wie der das Wort führende badiſche Kanzler Behus ſich ausdrückte, aus chriſtlicher Liebe und Gnade gnädiglich und brüderlich zu ermahnen. Er machte ihn beſonders auch auf die Gefahren aufmerkſam, die aus ſeinen Lehren der bürgerlichen Ruhe und Ordnung drohten, und den Mißbrauch, den das Volk aus Mißverſtand, z. B. von der Lehre von der chriſtlichen Freiheit, treiben würde; vertheidigte auch die Concilien, und behauptete ihre Uebereinſtimmung unter ſich. Luther erklärte ſich zu Allem bereit, was man von ihm verlange, nur daß er nicht gezwungen würde, Gottes Wort zu verläugnen. Darauf ſtellte der badiſche Kanzler das Anſinnen an ihn: er ſolle ſeine Bücher und Schriften kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich, darüber zu urtheilen, unterwerfen. Luther erklärte, daß er dieſes Urtheil durchaus nicht fliehe und verwerfe, nur aber ſolle ſolches durch Gottes Wort und heilige Schrift geſchehen. In mehrern Beſprechungen blieb er bei dieſem Entſchluß, wie er denn immer feſter und entſchiedener ſich allein auf das Wort Gottes gründete. Auch den weitern Vorſchlag: ſeine Sache auf Erkenntniß eines künftigen Conciliums zu ſtellen, nahm er nur unter der Bedingung an, daß über ſeine Behauptungen aus der heiligen Schrift geſprochen und geurtheilt und das Widerſpiel mit denſelben Zeugniſſen bewieſen würde. Darauf handelte noch der Erzbiſchof von Trier in Perſon auf's allergnädigſte mit Luther, wo Luther ihm nichts verhielt und frei ſagte: es würde in keinem Wege zu thun ſeyn, eine ſo große und wichtige Sache denen zu vertrauen und zu untergeben, die in öffentlichem, ſtehendem Geleit ihn mit neuen Mandaten angetaſtet, ſeine Bücher verdammt und des Pabſts Bulle gebilligt und beſtätigt hätten. Aufgefordert von dem

Erzbiſchofe, ſelbſt anzugeben, wie der Sache könne gerathen und geholfen werden, antwortete Luther: „Kein beſſer Rath noch Hülfe iſt, denn ſo Gamaliel gegeben, wie St. Lucas zeuget Ap.Geſch. 5. Iſt der Rath oder das Werk aus Menſchen, ſo wird's untergehen, iſt's aber aus Gott, ſo werdet Ihr's nicht dämpfen können. Eh' will ich Leib und Leben, Stumpf und Stiel darüber fahren laſſen, denn Gottes klar und wahr Wort übergeben.“ Bald darauf zeigte ihm der Trieriſche Offizial in ſeiner Herberge an, daß, da alle Vermahnungen an ihm vergeblich wären, der Kaiſer als Vogt des katholiſchen Glaubens procediren müſſe. Kaiſerliche Majeſtät befehle, daß er binnen 21 Tagen von dannen wieder in ſein Gewahrſam mit freiem Geleit kommen möchte, doch ſolle er unterwegs das Volk nicht mit Predigen oder Schreiben erregen. Luther dankte demüthig und beſcheiden für gnädige Anhörung und Haltung des Geleits und verſicherte die Reinheit ſeines Willens. Dann am andern Tage, den 26. April, nachdem er ſeine Herren und Freunde, deren ſehr viele zu ihm gekommen, geſegnet, und ein Süpplein und Frühſtück genommen hatte, zog er davon, um zehn Uhr vor Mittage mit denen, die ihn geleitet hatten. Aber Caſpar Sturm, der Ehrenhold, folgte ihm nach etlichen Stunden, fand ihn zu Oppenheim, und geleitete ihn aus mündlichem Befehl Kaiſer Carls.

Dieß iſt die Geſchichte von Luther's Auftritt vor dem Reichstag zu Worms, — die ſchönſten Tage ſeines

Lebens, ſeine Ritter- und Feuer-Probe. Der tapfere Ritter, der ihn bei'm Eintritt in den Saal gleichſam zum Streit einſegnete, hat aus der Seele des Zeitalters geſprochen. Der nunmehr beginnende, nicht mehr zu unterdrückende Kampf mit den Waffen des Geiſtes ward in ſeiner Wichtigkeit auch von dem eiſernen Ritter wenigſtens geahnt, wenn auch nicht vollſtändig begriffen, und dem edeln Muth, mit dem der wehrloſe Mönch ſo getroſt vor der glänzenden Verſammlung erſchien, um ſeine oder Gottes Sache zu führen, fehlte nicht die Anerkennung des gewaltigen Kriegshelden, der ſich auf den Kampf mit Worten nicht verſtand, aber doch vor der Ueberlegenheit des Geiſtes ſich beugte. Ohne Zweifel hieng damals noch das Fortſchreiten des Reformations-Werkes großentheils an Luther's Perſon; hätte er die Haltung und den Muth verloren, ſo gieng wohl auch für dießmal die Reformation zurück. Aber wie er nicht willkürlich den Streit und die Neuerung erhoben hatte, ſondern durch die Macht der Umſtände oder durch göttliches Verhängniß zum Werke war gedrungen worden: ſo verließ ihn auch in dieſen entſcheidenden Tagen nicht das Bewußtſeyn, daß er als ein berufenes Werkzeug der Vorſehung handle, und verlieh ihm einen getroſten Muth, der ihn ſeiner eignen Perſon ganz vergeſſen machte. Aber gewiß trug auch die Freiheit und Unabhängigkeit ſeiner Stellung nicht wenig dazu bei, ihn ſo freudig und kühn zu erhalten; noch ſtand er im Grund ganz für ſich; zwar hatte er viele Freunde und Gönner; aber dieſe hatten ſich ſeiner noch nicht ſo entſchieden angenommen, hatten ſeine Sache noch nicht ſo beſtimme zu der ihrigen gemacht, daß ſie nicht hätten zurück treten und ihn ſeinem Schickſal überlaſſen können; er hatte noch Niemand in ſeine Gefahr mit hineingezogen; er focht fur ſich, für und mit Gott, und war bereit, im Nothfall auch mit ſeinem Leben zu bezahlen. Den Verfechter auch der beſten Sache drückt und ängſtigt leicht das Gefühl, Andre in Gefahr und Leiden zu verwickeln; dieß Gefühl kannte Luther damals noch nicht, und gern hätte er ſich immer davon fern gehalten, aber das war ihm nicht vergönnt. Nicht in Einem oder ein paar Kämpfen auf Leben und Tod ſollte er den Preis des Sieges davon tragen; ſein ganzes Leben ſollte eine Kette von oft ermüdenden und niederſchlagenden Kämpfen werden, um nichts erfreulicher, weil ſie minder gefahrvoll waren, und eine Reihe von Verdrüßlichkeiten, zu welchen ſeine Freunde oft nicht weniger als ſeine Feinde beitrugen. Wenn Luther in den Tagen zu Worms als ein Held erſcheint, ſo iſt man im Verlauf ſeines ſpätern Lebens oft verſucht, ihn als einen Märtyrer zu betrachten, und wenn die Sage von vielen Blutzeugen des Chriſtenthums erzählt, daß ſie lächelnd unter Martern geſtorben, ſo hat man an Luther gewiß nicht minder zu bewundern, daß er in ſeinem mühevollen Leben ſich ſo kräftig die Heiterkeit und Freudigkeit des Geiſtes bewahrte.

Rückreiſe und Aufhebung Luthers.

Die feindſelige Geſinnung von Kaiſer und Pabſt gegen Luther, welche das unten zu beſprechende Wormſer Edikt zu Tag förderte, vermochte doch nicht den unſichtbaren Siegeskranz von der Stirne des ſchnell aus Worms weggedrängten Luther's verſchwinden zu machen, oder die begeiſterte Theilnahme des Volks an dem Rückkehrenden zu erſticken. Luther widerſtand dem mehrfachen, dringenden Wunſche des Volks, ihn predigen zu hören, nicht, trotz dem daß man ihm eingeſchärft hatte, unterwegs nicht zu predigen oder zu ſchreiben; in ſeinem Bericht an den Grafen von Mannsfeld berief er ſich in dieſer Beziehung auf ſeine in Worms eingelegte Verwahrung: Er wolle zwar Alles thun, was kaiſerlicher Majeſtät gefällig ſey, aber das Wort Gottes müſſe ungebunden bleiben, und ſomit habe er die Bedingungen des Geleits nicht verletzt. So predigte er in Hirſchfeld, in Eiſenach und wahrſcheinlich auch in Möhra. Beſonders rühmt Luther ſelbſt den Empfang, der ihm bei dem Abt von Hirſchfeld zu Theil wurde: „Er hatte uns ſeinen Kanzler und Amtmann eine gute Meile entgegengeſchickt, dann empfing er uns ſelbſt an ſeinem Schloß mit einem großen reiſigen Gefolge, und gab uns das Geleite in die Stadt; der

Rath begrüßte uns unter den Thoren; dann hat er uns in ſeinem Kloſter köſtlich bewirthet und mich in ſeinem Bett ſchlafen laſſen. Morgens um fünf Uhr drangen ſie mich, zu predigen, und ich weigerte mich vergeblich, fürchtend er möchte ſeine Regalien verlieren.“ Der Abt begleitete ihn perſönlich, und ſandte ſeinen Kanzler noch weiter mit ihm; in Eiſenach wurde er ebenfalls auf's freundlichſte empfangen. Hier proteſtirte der Pfarrer mit Zuziehung von Notar und Zeugen dagegen, daß Luther predigte, jedoch nur um den Schein zu retten, wie er Luther'n ſelbſt, ſich entſchuldigend, geſtand. Von hier aus reiste er, nur noch in Geſellſchaft von Amsdorf, weiter zu ſeiner in dieſer Gegend lebenden Verwandtſchaft; die andern Reiſegefährten ſchlugen den geraden Weg nach Wittenberg ein. Der kaiſerliche Herold hatte ſich in Friedberg von ihm getrennt, und Luther ihm ein Schreiben an den Kaiſer und ein anderes an die Reichsſtände mitgegeben, beide ungefähr gleichen Inhalts. Er faßte darin den Hergang der Verhandlungen zu Worms kurz zuſammen, erinnerte daran, daß man vorgreiflich der Entſcheidung ſchon ſeine Schriften verdammt habe, er ſich aber demungeachtet eingeſtellt, und zu Allem gehorſam und bereit geweſen, nur nicht gegen ſein Gewiſſen zu widerrufen. „Wiewohl ich nun,“ ſchreibt er an den Kaiſer, „durch keinerlei Wege habe erlangen können, daß meine Büchlein durch die heilige Schrift widerlegt würden, und ich gezwungen bin, unüberwunden davon zu ziehen, und der ganze Handel, wie geſagt, auf dem geſtanden und beruhet, daß man die irrigen Artikel, die in meinen Büchlein ſollen ſeyn, wie ſie davon reden, mit der heiligen Schrift nicht hat wollen noch können beweiſen oder verlegen, auch nicht vertröſten noch verheiſſen, daß etwa meine Büchlein ſollten nach Gottes Wort examinirt und geörtert werden: gleichwohl bedanke ich mich gegen Euer kaiſerliche Majeſtät auf's allerdemüthigſte, daß dieſelbe mir das öffentliche Geleit zu Worms unverbrüchlich gehalten und weiter zu halten zugeſagt, bis ich ſicher in mein Gewahrſam käme. Und bitte Euer kaiſerliche Majeſtät noch einmal um Chriſti willen auf's allerunterthänigſte, ſie wolle mich von den Widerſachern nicht unterdrücken, noch Gewalt leiden und verdammen laſſen, weil ich mich nun ſo oft erboten habe, wie einem Chriſten und Gehorſamen gebührt und geziemt.“ Dann erbietet er ſich wieder, ſich vor unverdächtigen, gelehrten, freien, unpartheiiſchen Richtern zu ſtellen, und betheuert, daß die Wohlfarth des Reichs und der deutſchen Nation ihm am dringendſten am Herzen liege. Die Stände bat er in ſeinem übrigens gleichlautenden Briefe, ſich beim Kaiſer dahin zu verwenden, daß ihm keine Gewalt geſchehe und ſein Wunſch, von unpartheiiſchen Richtern gehört zu werden, gewährt würde.

Unter demſelben Datum ſchrieb er auch einen kurzen Brief an den berühmten, ihm befreundeten Maler Lukas Kranach, in Wittenberg, welcher durch ſeine Kunſt ebenfalls der Reformation Vorſchub that: er fertigte nämlich Holzſchnitte unter dem Titel: das Paſſional Chriſti und des Antichriſts, wozu Melanchton die Unterſchriften ſetzte. Der Brief lautet alſo: „Meinen Dienſt, lieber Gevatter Lukas! Ich ſegne und befehle Euch Gott! ich laſſe mich einthun und verbergen, weiß ſelbſt noch nicht wo? Und wiewohl ich lieber hätte von der Tyrannen, ſonderlich von des wüthenden Herzog Georgen zu Sachſen, Händen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rath nicht verachten bis zu ſeiner Zeit. — Man hat ſich meiner Zukunft zu Worms nicht verſehen, und wie mir das Geleit iſt gehalten, wißt ihr alle wohl aus dem Verbot, das mir entgegen gekommen. Ich meinte, kaiſerliche Majeſtät ſollte ein Doktor fünfzig haben verſammelt und den Mönch endlich überwunden, ſo iſt nicht mehr hier verhandelt, denn ſo viel: Sind die Bücher dein? — Ja. — Willſt Du ſie widerrufen oder nicht? — Nein! — So hebe dich! — O wir blinden Deutſchen, wie kindiſch handeln wir und laſſen uns ſo jämmerlich die Romaniſten äffen und narren.

Sagt meiner Gevatterin, Eurem lieben Weibe, meinen Gruß, und daß ſie ſich dieweil wohlgehabe. Es müſſen die Juden einmal ſingen: Jo, Jo, Jo, der Oſtertag wird uns auch kommen, ſo wollen wir dann ſingen Alleluja. Es muß eine kleine Zeit geſchwiegen und gelitten ſeyn; ein wenig ſehet ihr mich nicht, und aber ein wenig, ſo ſehet ihr mich, ſpricht Chriſtus. Ich hoffe, es ſoll jetzt auch ſo gehen. Doch Gottes Wille, als der allerbeſte, geſchehe hierinnen, wie im Himmel und Erden. Amen.

Grüſſet mir Meiſter Chriſtian und ſein Weib; wollet auch dem Rath meinen großen Dank ſagen für die Fuhre. Iſt Euch der Licentiat Feldkirch nicht genugſam, möget Ihr Herrn Amsdorf zum Prediger erſuchen, er wird's gerne thun. Ade, hiemit alleſammt Gott befohlen, der behüte Euer aller Verſtand und Glauben in Chriſto für den römiſchen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang.“

Aus dieſem Schreiben kann man abnehmen, wie viel ungefähr Luther von dem Plan, den man mit ihm hatte, wußte. Der Churfürſt von Sachſen, ebenſo klug und vorſichtig, als für Luther beſorgt, hatte ſich äuſſerlich ſeiner weniger als andre Fürſten angenommen (ſo daß er in einer ſatiriſch-humoriſtiſchen Schilderung des Hergangs der Sache in Woms, unter dem Namen: der Sachſe, mit dem verläugnenden Petrus verglichen wurde), aber ſein Auge und ſeine ſchirmende Obhut nie von ihm entfernt, und namentlich bei den Privatbeſprechungen und Verhandlungen der Fürſten mit Luther durch Beigebung von Räthen Sorge getragen, daß er nicht durch Liſt überrumpelt würde. Aus der gegen Luther zu Worms vorherrſchenden Stimmung wußte er ſchon abzunehmen, was weiter erfolgen würde; und ſtatt ſich ſelbſt durch offnen Widerſpruch auszuſetzen, zog er es vor, Luther gegen die zu erwartenden Fährlichkeiten insgeheim in Sicherheit zu bringen, und den erſten Sturm gegen ihn vertoben zu laſſen. Durch wenige Vertraute wurde Luther'n der Vorſchlag gemacht, ſich irgend wo verſtecken zu laſſen, und er willigte ein, wiewohl mit der Aeuſſerung: er wollte lieber friſch dran gegangen ſeyn.

Ueber den Ort, der ihm zum Verſteck dienen ſollte, und über die Art der Entführung ſcheint Luther ſelbſt, deſſen Offenherzigkeit man vielleicht fürchtete, nicht unterrichtet geweſen zu ſeyn. Als er nach dem Beſuch bei ſeinen Verwandten in Möra weiter reiſte in Geſellſchaft Amsdorfs und ſeines Bruders Jakob, wurden ſie in der Nähe der Orte Altenſtein und Waltershauſen von vermummten Reitern überfallen; Luther's Bruder, Jakob, machte ſich ohne Abſchied auf die Füße und entfloh, Amsdorf ließen die Reiter ruhig weiter reiſen, Luther aber hoben ſie aus dem Wagen auf ein Pferd, führten ihn einige Stunden im Wald herum, und brachten ihn erſt Nachts um eilf Uhr auf das Schloß Wartburg bei Eiſenach, wo ehmals die Landgrafen von Thüringen reſidirt hatten, und wo nach der Sage der wunderbare Sängerkrieg Statt fand. Seine Entführer brachten ihn als einen Gefangenen auf die Burg, aber ſo gut und ehrlich hielt man gleich dieſen Gefangenen, daß ſich auch der Kellner darüber verwunderte. Um ſeine Rolle ganz durchzuführen, mußte Luther Haare und Bart wachſen laſſen, Ritterwaffen anlegen und den Namen eines Junkers Georg annehmen. Bevor aber erzählt wird, wie es Luther'n während ſeiner Verbannung ergangen, iſt noch anzugeben, was auf dem Reichstage zu Worms ſchließlich in Luther's Sache gehandelt wurde.

Daß der Kaiſer damals es nicht ſo gar ſchlimm mit Luther meinte, erſieht man ſchon aus der Standhaftigkeit, womit er auf der Haltung des ſichern Geleits beharrte, und es iſt von Manchen angenommen worden, Carl habe ſelbſt um den Anſchlag der Entführung Luthers gewußt und denſelben genehmigt. Dagegen ließ er aber bei Ausfertigung des gegen ihn gerichteten Edikts dem päbſtlichen Legaten Aleander, der vor Wuth brannte, daß man den Ketzer ungekränkt ziehen ließ, freie Hand, um wenigſtens hierin ſich dem Pabſt gefällig zu erzeigen. Wundern darf man ſich nicht, wenn unter der Hand eines ſolchen Urhebers, dem zweifelsohne noch viele andere Luther'n Aufſätzige in's Ohr flüſterten, ein Machwerk zu Stande kam, wie das Wormſer Edikt, aus dem folgende Proben hier ſtehen mögen: „Sonderlich verachtet er (Luther) auch der heiligen Väter Autoritäten, die von der Kirchen angenommen ſind, und nimmt gänzlich hinweg den Gehorſam und Regierung, und ſchreibt beiläufig gar nichts Anderes, das nicht zu Aufruhr, Zertrennung, Krieg, Todtſchlag, Räuberei, Brand und zu ganzem Abfall des chriſtlichen Glaubens reicht und dient. Denn wie er lehret ein frei eigenwillig Leben, das von allem Geſetz ausgeſchloſſen und ganz viehiſch, alſo iſt er ein frei eigenwillig Menſch, der alle Geſetze verdammt und verdrückt; wie er denn die Dekreta und geiſtliche Geſetz öffentlich zu verbrennen kein Entſetzung oder Scheu gehabt hat. Und wo er das weltliche Schwert nicht mehr, denn des Pabſts Bann und Pöne gefurcht, ſo hätte er den weltlichen Rechten viel Böſeres gethan.“ — „Und damit alle andern des Luther's unzählbare Bosheiten, um Kürze willen, unerzählt bleiben, ſo hat dieſer einiger, nicht ein Menſch, ſondern als der böſe Feind in Geſtalt eines Menſchen mit angenommener Mönchskutten, mancher Ketzer auf's höchſte verdammte Ketzereien, die lange Zeit verborgen blieben ſind, in eine ſtinkende Pfütze zuſammen verſammelt und ſelbſt etliche von Neuem erdacht, damit er den wahren und rechten Glauben zerſtöre und unter dem Namen und Schein der evangeliſchen Lehre, allen evangeliſchen Fried und Liebe, auch aller guten Dinge Ordnung und die allerzierlichſte chriſtliche Geſtalt umkehre und niederdrücke." Nachdem beſchrieben iſt, wie man doch noch ſo langmüthig, aber vergeblich ihn habe zum Widerruf ſeiner ſchändlichen Ketzereien zu bewegen geſucht, heißt es weiter: „Am erſten zu Lob dem Allmächtigen und Beſchirmung des chriſtlichen Glaubens, auch des römiſchen Biſchofs und Stuhls gebührlicher Ehr', in Kraft des Amts unſerer kaiſerlichen Würdigkeit, Hoheit und Auctorität, dazu mit einhelligem Rath und Willen unſerer und des heiligen Reichs Churfürſten, Fürſten und Stände jetzt hier verſammelt, haben wir zu ewiger Gedächtniß des Handels, zu Vollſtreckung des Dekrets, Sentenz und Verdammniß, laut der Bullen, ſo unſer heiliger Vater Pabſt, als dieſer Sachen ordentlicher Richter, hat ausgehen laſſen, den gedachten Martin Luther als von Gottes Kirchen abgeſondertes Glied und einen verſtockten Zertrenner (Schismatiker) und offenbaren Ketzer von uns und euch allen und jeden inſonderheit zu achten und zu halten, erkieret und erkläret. Und thun das zu wiſſen in Kraft dieſes Briefes und gebieten Euch

Allen ernſtlich mit dieſem Brief — — und wollen, daß ihr den vorgemeldten Martin Luther nicht hauſet, höſet, ätzet, tränket noch enthaltet u. ſ. w.“ So werden auch ſeine Schriften insgeſammt als bös, argwöhnig und verdächtig, ſtrenge zu kaufen, zu vervielfältigen, zu haben verboten, „unangeſehen, ob darinne etwas Gutes, den einfältigen Menſchen damit zu betrügen, eingeführt wäre.“ Vollkommen würdig des Geiſtes, aus dem dieſes Machwerk hervorgieng, iſt dann auch die weitere Verordnung: „Damit auch ſolches Alles und andre Urſachen künftiger Irrſal abgeſchnitten und die Gift derer, ſo ſolche Schriften dichten und machen, ferner nicht ausgebreitet und die hochberühmte Kunſt der Druckerei allein in guten und löblichen Sachen gebraucht und geübt werde: ſo haben wir weiter aus Kaiſerlicher und Königlicher Oberheit und rechtem Wiſſen, auch mit einhelligem Rath unſer und des Reichs Churfürſten und Stände, bei unſerer und des Reichs Acht und Aberacht und andern vorberührten Pönen geboten, gebieten auch ſolches wiſſentlich in Kraft dieſes unſeres Edikts, das wir hiemit für ein unverbrüchlich Geſetz zu halten erkennen: daß hinfort kein Buchdrucker oder Jemand anderes, er ſey Wer oder wo er wolle, in dem heiligen römiſchen Reich, auch in unſern Erbkönigreichen, Fürſtenthümern und Landen keine Bücher noch andere Schriften, in denen etwas begriffen iſt, das den chriſtlichen Glauben wenig oder viel anrühret, zum erſten drucke, nachdrucke, ohne Wiſſen und Willen der Ordinarien deſſelben Orts, oder ſeines Subſtituten und

Verordneten, mit Zulaſſung der Fakultät in der heiligen Geſchrift einer der nächſt gelegenen Univerſität. Aber andre Bücher, ſie ſeyen in welcher Fakultät, und begreifen, was ſie wollen, die ſollen mit Wiſſen und Willen der Ordinarien, und außerhalb deſſelben keineswegs gedruckt, verkauft, noch zu drucken oder zu verkaufen unterſtanden, verſchaffet noch geſtattet werden, in keiner Weiſe.“ Welch eine treffliche Erfindung, die unverſieglich ſtrömenden Quellen der Wahrheit zu verſtopfen! würdig eines Aleander, der nach Luthers Blute gedürſtet hatte und von dem ſich die Worte erhalten haben: „Wenn gleich ihr Deutſche, die ihr am wenigſten der päbſtlichen Kammer liefert, das römiſche Joch abwerfen werdet, ſo wollen wir doch machen, daß ihr euch unter einander ſelbſt aufreiben und in eurem Blut erſticken ſollet!“

Mit dem Edikt hatte es jedoch ſeine eigene Bewandtniß und die mehrmals angezogene Beiſtimmung der ſämmtlichen Stände iſt nichts weniger als gegründet, auch iſt daſſelbe gar nicht in den Reichstags-Abſchied aufgenommen; aus welchem Grunde? ob, weil allzuwenige Stände bei Beſchließung des Edikts anweſend waren? (die Verhandlung hatte in den Zimmern des Kaiſers ſtatt) oder, weil die päbſtlichen Geſandten paſſender fanden, die kirchlichen Angelegenheiten von den politiſchen getrennt zu halten, oder aus Rückſicht für den Churfürſten von Sachſen? bleibt unentſchieden; aber eine Unredlichkeit fand Statt bei der Publikation dieſes Edikts: es wurde nämlich erſt am 26ſten Mai beſchloſſen, aber dennoch demſelben der 8te Mai als Datum vorgeſetzt, um den Schein zu erſchleichen, als wären alle damals noch in Worms verſammelten Stände demſelben beigetreten. Dagegen verwahrte ſich aber der Churfürſt von der Pfalz ausdrücklich und ebenſo war auch der Churfürſt von Sachſen am 26ſten Mai ſchon von Worms abgereiſt, angeblich wegen Unpäßlichkeit, in der That vielleicht aber um der Unannehmlichkeit der Verhandlungen über dieſe Sachen zu entgehen. Er hatte eine ſchwierige Stellung, um einerſeits ſeinen Ueberzeugungen nichts zu vergeben, andrerſeits nicht in offenen Widerſpruch mit Kaiſer und Pabſt zu treten. Er war während dieſes Reichstags im Briefwechſel mit ſeinem Bruder Johann, einem eifrigen Gönner Luther's, und ſchrieb demſelben am 23ſten April, nach Luther's Verhör: „Wenn es bei mir ſtände, ſo wäre ich willig, Martino in rechtmäßigen Dingen beizuſtehen. Euer Liebden glaube mir, daß ich dermaßen und von dergleichen deßhalben angerennet werde, daß ſie ihre Wunder hören werden. Es ſcheint, man gehe mit nichts Anderem um, als ihn in's Elend zu jagen. Wer auf einige Weiſe ſich merken läßt, daß er ihm gut ſey, wird für einen Ketzer gehalten. Gott wende es zum Beſten, der auch die gerechte Sache wahrlich nicht verlaſſen wird.“ Am 5ten Mai, wo Luther ſchon gefangen war, ſchrieb er: „Martin's Sache ſtehet alſo: er muß in das Elend, darwider iſt kein Mittel; doch ſtehet die Sache bei Gott. Wenn ich mit Gottes Hülfe zu Euer Liebden komme, werden ſie Wunder hören;

es iſt Gottes und nicht Menſchenwerk. Euer Liebden glaube, daß nicht nur Hannas und Kaiphas, ſondern auch Herodes und Pilatus Luthero zuwider ſeyn.“ Auf den Bericht des Herzogs Johann, es gebe die Sage von Luther's Gefangenſchaft, antwortete der Churfürſt am 21ſten Mai: „Von Lutheri Gefangenſchaft wird hier auch unterſchiedlich geredet und hören Solches Viele, wie ich vernehme, ungern. Der Pabſt hat einen neuen Bann wider ihn publiciret und hier arbeitet man an heftigen Befehlen. Gott gebe, daß man thue, was recht iſt!“ Unterwegs ſchrieb er noch: er wiſſe von Luther nichts Gewiſſes zu melden. Es wäre denkbar, daß Friedrich, wenn gleich er die Entführung Luther's veranſtaltete, ſelbſt nicht genau wußte und wiſſen wollte, auf welche Weiſe ſie vor ſich gieng, um ſich im Nothfalle, der Wahrheit unbeſchadet, die Ausflucht der Unwiſſenheit vorzubehalten. —

Nach Beendigung des Reichstags reiſete der Kaiſer aus Deutſchland ab und Kriege mit Frankreich begannen. Die Entfernung des Kaiſers, an deſſen Stelle ein künſtlich zuſammengeſetztes, aber ohnmächtiges Reichsregiment trat, trug wohl nicht wenig dazu bei, daß dem Edikt von Worms faſt nirgends nachdrückliche Folge gegeben ward. Viel größere Bewegung der Gemüther verurſachte das plötzliche Verſchwinden Luther's, von dem ſich das Gerücht bald durch Deutſchland verbreitete, und worüber die Freunde heftig erſchracken, die Feinde triumphirten, bis der Verſchwundene wieder Lebenszeichen gab und die Ahnung der wirklichen

Sachlage nach und nach zur Gewißheit wurde. Als bekannt ward, daß er noch lebe, trachteten Freunde und Feinde mit großem Eifer, ſeinen Aufenthaltsort zu erfahren und der Pabſt ſoll ſogar Zauberer darum befragt haben. Als Probe des Eindrucks und der Beſtürzung, welche die Nachricht von der Gefangennehmung Luther's auf die ihm wohl Geſinnten hervorbrachte, geben wir nachſtehende Stelle aus dem Tagebuch des großen Malers Albrecht Dürer, der damals auf einer Reiſe in die Niederlande begriffen war: „Am Freitag vor Pfingſten kam mir Mähre gen Antorf, daß man Martin Luther ſo verrätherlich gefangen hätte, denn da ihm des Kaiſer Karols Herold mit dem Kaiſerlichen Gleit war zugeben, dem ward vertraut, aber ſobald ihn der Herold brachte bei Eiſenach in ein unfreundlich Ort, ſaget, er dürfe ſein nicht mehr, und ritt von ihm. Alsbald waren 10 Pferd da, die führten verrätherlich den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geiſt erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger des wahren chriſtlichen Glaubens, und lebt er noch, oder haben ſie ihn gemördert, das ich nicht weiß, ſo hat er das gelitten um der chriſtlichen Wahrheit willen und um daß er geſtraft hat das unchriſtliche Pabſtthum, das da ſtrebt wider Chriſtus Freilaſſung, mit ſeiner großen Beſchwerung der menſchlichen Geſetz und auch darum, daß was unſers Blut und Schweiß alſo beraubt und ausgezogen werden, und daſſelb ſo ſchändlich von müßiggehendem Volk läſterlich verzehrt wird und die durſtigen kranken Menſchen darum

Hungers ſterben, und ſonderlich iſt mir noch das Schwereſt, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falſchen blinden Lehr will laſſen bleiben, die durch die Menſchen, die ſie Väter nennen, erdicht und aufgeſetzt haben, dadurch uns das köſtliche Wort an viel Enden fälſchlich ausgelegt wird, oder gar nichts fürgehalten." — „So wie dieſem Mann, der da klärer geſchrieben hat, dann nie Keiner in 140 Jahren gelebt, dem Du ein ſolchen evangeliſchen Geiſt gegeben haſt, bitten wir Dich, o himmliſcher Vater! daß Du Deinen heiligen Geiſt wiederum gebeſt Einem, der da Deine heilige chriſtliche Kirch allenthalben wieder verſammel', auf daß wir allein und chriſtlich wieder leben, daß aus unſern guten Werken alle Unglaubigen, als Türken, Heiden, Calacuten, zu uns ſelbſt begehren und chriſtlichen Glauben annehmen. Aber, Herr, Du wilt, ehe Du richteſt, wie Dein Sohn Jeſus Chriſtus von den Prieſtern ſterben muß und vom Tod erſtehen und darnach gen Himmel fahren, daß es auch alſo gleichförmig ergeht Deinem Nachfolger Martino Luthero, den der Pabſt mit ſeinem Geld verrätherlich wider Gott um ſein Leben bringt, den wirſt Du erquicken; und wie Du darnach, mein Herr, verhängeſt, daß Jeruſalem darum zerſtört ward, alſo wirſt Du auch dieſen eigenen angenommenen Gewalt des römiſchen Stuhls zerſtören. Ach Herr, gieb uns darnach das neu geziert Jeruſalem, das vom Himmel herabſteigt, davon Apokalypſis ſchreibt, das heilig klar Evangelium, das nicht mit menſchlicher Lehr verdunkelt ſey. Darum ſehe ein Jeder, der da Martin

Luther's Bücher lieſt, wie ſeine Lehre ſo klar durchſichtig iſt, ſo er das heilig Evangelium führt, darum ſind ſie in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen, es wär' dann, daß man ſein Widerpart, die allzeit der Wahrheit widerfechten, in's Feuer würf mit allen ihren Opinionen, die da aus Menſchen Götter machen wollen. Aber doch, daß man wieder neuer lutheriſcher Bücher Druck hätte. O Gott, iſt Luther todt, wer wird uns hinfort das heilig Evangelium ſo klar fürtragen! Ach Gott, was hätt' er uns noch in 10 oder 20 Jahren ſchreiben mögen! O ihr alle fromme Chriſtenmenſchen, helſt mir fleißig beweinen dieſen gottgeiſtigen Menſchen und ihn bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann ſend'! O Erasme Rotterdame, wo willſt du bleiben? Sieh', was vermag der Ungerechten Tyrannei, der Weltlichen Gewalt, die Macht der Finſterniß? Hör' du, Ritter Chriſti, reit' hervor neben den Herrn Chriſtus, beſchütz' die Wahrheit, erlang' der Märtyrer Kron', du biſt doch ſchon ein alt Männchen. Ich hab' von dir gehört, daß du dir ſelbſt noch zwei Jahr zugeben haſt, die du noch taugeſt etwas zu thun; dieſelben leg' wohl an, dem Evangelio und dem wahren chriſtlichen Glauben zu gut und laß dich dann hören, ſo werden der Höllen Pforten, der Römiſch Stuhl, wie Chriſtus ſagt, nichts wider dich vermögen, und ob du hie gleichförmig deinem Meiſter Chriſto würdeſt und Schand von den Lügnern in dieſer Zeit leideſt und darum ein klein Zeit deſto eher ſtürbeſt, ſo wirſt du eher aus dem Tod in's Leben kommen u. ſ. w.“

Gewiß höchſt merkwürdige Worte eines Layen, die er aus innerem Herzensdrang ohne Abſicht der Mittheilung niederſchrieb; ein Beweis, wie lebhaft damals das religiöſe Intereſſe, wie hochgeachtet Luther war, und zugleich ein beachtenswerthes Urtheil eines unbefangenen Zeitgenoſſen über Erasmus, von dem der fromme Maler ſo große Erwartungen hegte.

Luther's Aufenthalt auf der Wartburg.

Luther's gezwungenes Stillleben auf der einſamen, hoch und in einer wilden Gegend gelegenen Wartburg bietet ausnehmend viel Merkwürdiges, für den Charakter und das ganze Weſen dieſes Mannes Bezeichnendes dar. Getrennt von ſeinen Freunden, mit welchen er ſich ſonſt über das Vorkommende mündlich beſprach, legte er um ſo mehr ſeine Empfindungen, Stimmungen und Ausſichten in reichlichen Brieſen nieder, welche das treueſte und anſchaulichſte Bild ſeines Zuſtands in dieſem Zeitraum geben. Das Gefühl der Zufriedenheit und Freude über ſeine Rettung und Sicherung vor drohender Gefahr blieb ihm ganz und gar fremd; nach der lebhaften begeiſterten Aufregung, in welcher er die letztverfloſſene Zeit in Worms und auf der Reiſe gelebt hatte, getroſt ja verlangend dem Schickſal eines Märtyrers entgegenſehend: war ihm jetzt die plötzliche Abgeſchloſſenheit, Einſamkeit und Thatloſigkeit, wozu er ſich verurtheilt ſah, höchſt verdrießlich und es bemächtigte ſich ſeiner ein quälender Unmuth, der zunächſt den Rückblick, die Erinnerung an das, was in Worms geſchehen war, trübte und ihn ſein eigenes Benehmen mißbilligen ließ. So ſchrieb er an Spalatin: „Ich fürchte mich gar ſehr und werde geplagt in meinem Gewiſſen, darum, daß ich auf deinen und der Freunde Rath weichend, in Worms meinen Geiſt gedämpft habe und jenen Götzen nicht den Elias gezeigt. Sie ſollten etwas Andres zu hören bekommen, wenn ich wieder vor ihnen ſtände.“ Oft habe ihn, äußerte er, ſeine Demuth und Ehrerbietung gereut, daß er ſein Bekenntniß vor den Tyrannen nicht kräftiger abgelegt. An Melanchthon ſchrieb er: „Ich wollte lieber um der Ehre des göttlichen Worts willen und ſowohl Andrer, als meiner eigenen Bekräftigung wegen auf glühenden Kohlen liegen, als allein halb lebend und leider faſt todt, ſtinken.“ — An einer andern Stelle an denſelben: „Beteſt du nicht für mich, daß meine Flucht, die ich ungern zuließ, zu größerer Verherrlichung Gottes ausſchlage? und ich wünſche gar ſehr zu erfahren, wie ſie dir gefalle. Ich beſorgte, es möchte ſcheinen, als verließe ich das Schlachtfeld; doch war kein Ausweg, den Rathenden und Zuredenden zu widerſtehen. Ich wünſche mir nichts Beſſeres, als der Wuth der Feinde mit verhängten Zügeln mich entgegen zu werfen.“ Daß man ihn gaſtfrei hielt und bewirthete und ihn durch Spaziergänge (wo er am Schloßberg Erdbeeren ſammelte) und Jagd zu zerſtreuen ſuchte, galt einem Manne, wie ihm, nichts. Im Gegentheil klagte er darüber, daß man ihn im Eſſen und Trinken zu gut halte: „Ich ſitze hier den ganzen Tag da müßig und trunken;“ (wie dieß zu verſtehen, erhellt aus den unmittelbar folgenden Worten: „ich leſe die hebräiſche und griechiſche Bibel“ — eine Beſchäftigung, die nicht alle ſeine Geiſteskräfte in Anſpruch nahm, galt ihm ſchon für Müſſiggang). Anderswo: „Ich bin hier der müſſigſte und der geſchäftigſte Menſch; ich lerne hebräiſch und griechiſch, und ſchreibe ohne Unterlaß. Der Gebieter des Ortes behandelt mich weit über mein Verdienſt.“ Wie zart Luther auch in Kleinigkeiten empfand, von welchen man vermuthen könnte, daß er gar nicht darauf Rückſicht genommen hätte, ſieht man aus folgenden Aeuſſerungen über ſeinen Wirth: „Wegen der langen Dauer meiner Verbannung,“ ſchrieb er an Spalatin, „kümmere dich nicht. Mir macht's nichts aus, wo ich auch ſeyn mag; wenn ich nur dieſen Leuten nicht beſchwerlich und zur Laſt falle. Denn ich wollte nicht, daß irgend wer durch mich beläſtigt würde. Ich glaube aber ganz und gar, daß ich hier lebe auf unſers Churfürſten Koſten und Rechnung; ſonſt bliebe ich nicht eine Stunde länger hier, wo ich wüßte, daß ich das Gut dieſes Mannes aufzehre, wiewohl er mir gern und freudig Alles leiſtet. Denn du weißſt, daß wenn Jemands Hab' und Gut ſoll durchgebracht werden, es am eheſten des Fürſten Gut ſeyn mag, weil nicht oder faſt nicht möglich, daß ein Fürſt nicht auch zum Theil ein Räuber ſey, ja je größerer Fürſt, deſto größerer Räuber. Du wirſt wohl thun, mir darüber ſichere Auskunft zu geben, denn von dieſem freigebigen Mann kann ich nichts erfahren, als daß er mich aus einem fürſtlichen

Beutel unterhalte. Aber ſo iſt meine Geſinnung, daß ich fürchte, überläſtig zu werden, auch wo ich vielleicht nicht überläſtig bin, und auch dieſe Beſorgniß muß ein wohlgeſinntes Gemüth haben.“ Im Verlauf deſſelben Briefs erzählt er, wie es ihm auf der Jagd ergangen: „Ich bin letzten Dienſtag auf der Jagd geweſen, zwei Tage, um auch jenes bitterſüße Vergnügen der Helden kennen zu lernen; wir haben gefangen zwei Haſen und einige Rebhühner; fürwahr eine gar paſſende Beſchäftigung für müßige Menſchen! Ich aber machte mir auch unter den Hunden und Netzen theologiſche Gedanken, und ſoviel Luſtbarkeit mir jenes Schauſpiel verſchaffte, ſo viel mengte das dahinter verborgene Myſterium Mitleid und Schmerz darunter. Denn was Anderes bedeutet jenes Bild, als daß der Teufel hinterliſtig durch ſeine Gottloſen, Meiſter und Hunde, das iſt: die Biſchöfe und Theologen, nachjagt den unſchuldigen Thierchen! Nur gar zu ſehr trat vor meine Seele das betrübte Myſterium von den einfältigen und gläubigen Seelen. Und dazu kam noch ein ſchrecklicheres Bild und Zeichen. Denn da wir auf mein Verwenden ein Häschen lebendig erhalten hatten, und ich es in die Aermel meines Rockes eingewickelt hatte und eine Weile weggieng: da tödteten derweil die Hunde den armen aufgefundenen Haſen, biſſen ihm durch den Rock durch das rechte Bein ab, und erwürgten ihn. Ja ſo wüthet der Pabſt und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt und meine Mühe vereitelt. Ich bin ſatt dieſer Art Jagd, und ſchmeckt mir die andre

Art ſüßer, wo mit Wurfſpießen und Pfeilen, Bären, Wölfe, Eber, Füchſe und andre gottloſe Lehrer erlegt werden u. ſ. w.“ Viel und heftig ward er von Krankheit geplagt, beſonders von hartnäckiger Verſtopfung, an der er ſterben zu müſſen meinte. Spalatin verſah ihn mit Arzneien, welche gute Wirkung thaten; er hatte im Sinne gehabt, wenn das Uebel nicht nachlieſſe, die Aerzte in Erfurt zu Rathe zu ziehen. Theils die Krankheit ſelbſt, theils die dadurch herbeigeführte Unfähigkeit zu arbeiten, hatte den ſchlimmſten Einfluß auf Luther's Gemüthszuſtand, den er ſelbſt in einem Brief an Melanchthon alſo ſchildert: „Dein Brief hat mir aus zweifachem Grund mißfallen, erſtlich weil ich ſehe, wie Du mit zu wenig Geduld das Kreuz trägſt, und zu viel den Bekümmerniſſen dich hingiebſt und ſchwach biſt auf deine Weiſe; zum andern weil du mich allzuhoch erhebſt, und über die Maaßen irreſt, und mir ſo Großes zuſchreibſt, als wäre ich ernſtlich angefochten für die Sache Gottes. Mich verwirrt und quälet deine ſo treffliche Meinung von mir, da ich unſinniger und verhärteter Menſch doch müßig hier ſitze, leider Gottes wenig betend, und noch weniger ſeufzend für die Kirche Gottes und von heftigen Feuern meines ungebändigten Fleiſches brenne; in Summa, der ich glühen ſollte vom Geiſte, glühe ich vom Fleiſch, Gelüſten, Trägheit, Müßiggang, Schläfrigkeit; ich weiß nicht, ob, weil ihr nicht für mich betet, Gott ſich von mir abgewendet hat? Du trittſt jetzt ein an meinen Platz, reicher an Gaben von Gott, und ihm angenehmer.

Schon ſind es acht Tage, daß ich nicht ſchreibe, nicht bete, nicht ſtudire, theils von Anfechtungen des Fleiſches, theils durch andre Beſchwerung geplagt. Wo die Sache nicht beſſer wird, muß ich in alle Wege öffentlich nach Erfurt hinein; dort wirſt du mich ſehen oder ich dich, denn ich muß die Aerzte oder Chirurgen um Rath fragen. Ich kann nicht länger dieß Uebel aushalten, und wollte lieber zehn große Wunden haben, als dieſe geringe Spur einer Verletzung. Vielleicht ſucht mich auch der Herr deßwegen heim, daß er mich aus der Wüſtung wieder an's Licht ziehe.“ — „Es ſteht Alles gut, nur daß die Verdroſſenheit des Gemüths noch nicht von mir gewichen iſt; und die bisherige Schwachheit des Geiſtes und Glaubens dauert fort.“ — Ein andermal ſchrieb er die nicht ganz klaren Worte: „Es ſind viele ſchlimme und verſchmitzte Teufel da, die mich um die Zeit bringen, wie man ſagt, aber auf beſchwerliche Weiſe. Bete, daß Chriſtus mich nicht verlaſſe.“ — „Glaube,“ ſchrieb er an Gerbel, „ich bin in dieſer müßigen Einöde tauſend Satanaſſen preis gegeben. Um ſo viel iſt es leichter gegen den eingefleiſchten Teufel, d. i. gegen Menſchen, als gegen die geiſtliche Bosheit in göttlichen Dingen zu ſtreiten. Ich falle oft, aber es richtet mich wieder auf die Rechte des Höchſten.“ — Ein andermal: „Betet doch für mich! Ich verſinke in Sünden in dieſer Einſamkeit.“ Zwar knüpfen ſich an den Aufenthalt Luther's auf der Wartburg auch noch andre Sagen, wie er vom Teufel in leiblicher Geſtalt und Erſcheinung ſoll beunruhigt worden ſeyn; da aber ſeine Briefe, dieſe reichhaltige Quelle für dieſen Zeitabſchnitt davon nichts enthalten, ſo mögen dieſe Erzählungen auf ſich beruhen und die Andeutung genügen, daß Luther bei der Lebhaftigkeit ſeiner Anſchauungsweiſe und Einbildungskraft, in der ſichtbaren Welt ſowohl als in geiſtigen Beziehungen, Widerwärtiges und Ungünſtiges auf den Teufel zurückführte, wie er namentlich auch die Kundbarwerdung des Geheimniſſes ſeines Aufenthalts dem böswilligen Teufel zuſchrieb, ſo leicht ſich dieß auch auf andre Weiſe erklären ließ. In einer Anwandlung großer Bekümmerniß um den Zuſtand der Kirche ſchrieb er an Melanchthon: „Ich ſitze hier den ganzen Tag, ſtelle mir die Geſtalt der Kirchen vor Augen und ſpreche aus dem 39. Pſalm: Warum willſt Du Menſchen umſonſt geſchaffen haben? Herr Gott! welch ein ſchrecklicher Spiegel göttlichen Zorns iſt das verdammte Reich des römiſchen Antichriſts, und ich verfluche meine Herzenshärtigkeit, daß ich nicht ganz in Thränen zerfließe und meine Augen nicht Thränenquellen ſind, zu beweinen die Erſchlagnen meines Volks. Aber da iſt Niemand, der ſich aufmache und Gott halte, der ſich zur Mauer mache für das Haus Iſrael, in dieſen letzten Tagen des göttlichen Zorns. — Darum harre Du als Diener des Worts indeſſen aus, und befeſtige die Mauern und Thürme Jeruſalems, bis ſie auch Dich anfahen. Du erkennſt Deine Berufung und Deine Gaben. Ich bitte einzig und allein für Dich, wenn anders, woran ich nicht zweifle, mein Gebet etwas vermag. Du thue das Gleiche für mich; ſo wollen wir gemeinſchaftlich jene Laſt tragen. Wir ſtehen allein noch auf dem Plan; Dich werden ſie nach mir ſuchen.“ Aus dieſem Briefe ſieht man auch, im Vorbeigehen geſagt, wie innig das Verhältniß der beiden Männer, von dem ſpäter noch beſonders die Rede ſeyn wird, ſchon damals war.

Im Obigen iſt Alles zuſammengeſtellt, was die trübe Seite des Aufenthalts Luther's auf der Wartburg, die er bald ſein Patmos, bald ſeine Wüſtung oder auch Region der Vögel nennt, ausmacht; aber bald erhob ſich ſein kräftiger und freudiger Geiſt über alle dieſe Unannehmlichkeiten und Störungen, und die Menge ſeiner wichtigen Arbeiten während zehn Monaten, machen es faſt unglaublich, daß ihm Müßiggang oder Krankheit auch nur einen Tag oder eine Stunde ſollten geraubt haben. Er hielt ſeinem Wirth und deſſen Freunden alle Sonntage, (nach andern Nachrichten alle Tage) eine Predigt; er ſchrieb ein Büchlein von der Beichte, das er Franz von Sickingen widmete, ferner eine Kirchenpoſtille oder Erklärungen der ſonntäglichen Evangelien und Epiſteln, die er ſelbſt ſein liebſtes Buch nennt; eine Erklärung des 22. Pſalm; eine Anweiſung zum Taufen; mehrere Streitſchriften wider das Pabſtthum; eine ſcherzhafte und derbe Abfertigung der von Melanchthon widerlegten Pariſer Theologen, (Luther nennt ſie Pariſer Eſel); gegen Ambroſius Catharinus ſchrieb er eine Offenbarung des Antichriſts. Sehr derb und launig fertigte er den Leipziger Theologen Emſer in vier Schriften ab, (er nannte ihn gemeinhin Bock Emſer), und ſchrieb mehrere andre kleine Schriften. Neue Gegenſtände kamen eben nicht zur Sprache, die frühern Streitpunkte wurden weiter ausgeführt und beleuchtet. — Auf die Univerſität Paris hatte Luther, wegen ihres früher bewieſenen Unabhängigkeitsgeiſtes, große Stücke gehalten, und auch im Sinne gehabt, wenn er Deutſchland meiden müßte, ſich dorthin zu wenden. Aber er hatte ſich ganz und gar getäuſcht; ſo wenig die Pariſer dem Pabſt hold waren, ſo wenig waren ſie auch gemeint, den kecken deutſchen Mönch zu unterſtützen. Sie entſchieden nach den ihnen vorgelegten Akten der Leipziger Diſputation gegen Luther, und verdammten viele Sätze aus ſeinen Schriften. Natürlich legte Luther, nach dem Standpunkt, den er jetzt erreicht hatte, keinen Werth mehr auf dergleichen Entſcheidungen. Aber das Urtheil war in den gröbſten Ausdrücken abgefaßt, aus welchen die beleidigte Eitelkeit des Fakultätsdünkels deutlich hervorblickt. Bemerkenswerth iſt, und Luther hat ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht, daß ſie die Mißachtung des Pabſts nirgends, ſondern immer nur die Mißachtung der Kirche, der Kirchenväter und Concilien als Luther's Verbrechen bezeichnen. Er wurde aller Ketzereien ſchuldig erklärt, und ſein Buch von der babyloniſchen Gefängniß mit dem Koran verglichen. Dagegen ließ ſich nun Luther in ſeiner Nachrede zu ihren Beſchlüſſen alſo vernehmen: „Obgleich mein lieber Philippus ihnen wohl meiſterlich geantwortet hat, hat er ſie doch zu ſanft angerühret und mit dem leichten Hobel überfahren. Ich ſehe wohl, ich muß mit der Bauernart über die groden Blöcke kommen und ſie waldrechten. — Ich will mit den Buben unverworren ſeyn, die ihren Herrn verlaſſen in Nöthen, nicht um Gottes willen.“ Die Bulle Coena Domini, worin der Bannfluch gegen alle Ketzer ausgeſprochen iſt, ſo daß Luther treffend davon ſagt: alle Buchſtaben in ihr wüthen und toben wider chriſtliche Liebe, Hoffnung und Glauben, parodirte er in ſcherzhafter Weiſe eines Neujahrsglückwunſches an den Pabſt. Eine kleine Schrift: Wider den falſch genannten geiſtlichen Stand des Pabſts und der Biſchöfe, beginnt folgendermaßen. „Martin Luther von Gottes Gnaden, Ekkleſiaſt zu Wittenberg. Wohlan, weil es gilt, die Hörner aufrichten und mit lauter Gewalt fahren, muß ich meine Hörner auch aufſetzen und meinen Kopf für meinen Herrn wagen. — Durch päbſtliche und kaiſerliche Ungnade bin ich meiner Titel beraubt, und mir der Beſtien-Charakter mit ſo viel Bullen abgewaſchen, daß ich nimmer Doktor der heiligen Schrift noch etwas päbſtlicher Creatur heiſſen muß; daß ich wohl ſo faſt erſchrocken bin, als wenn dem Eſel der Sack entfällt, denn ſolche Larve meine höchſte Schande vor Gott geweſen iſt, und ich auch weiland in Irrthum ein Lügner, Betrüger, Verführer und Läſterer war, wie Ihr jetzt ſeyd, wider Gottes reine Lehre.“ Seine Lehre, ſagt er hier, unterwerfe er von nun an keinem Richterſtuhl mehr, denn ſie ſey Gottes und nicht ſein, darum ſey ſein Gericht auch Gottes und nicht ſein. Sein Recht, die hohen Geiſtlichen zu ſtrafen, behauptet er mit Stellen der Schrift. Die geiſtlichen Großen aber, lehrt er, ſeyen gar nicht von Gott, ſondern haben ſich ſelbſt aufgeworfen, und zudem ſey die geiſtliche Obrigkeit viel gefährlicher als die weltliche, ja Wölfe und Seelenmörder, und vor einem Biſchof, der Gottes Wort nicht lehrte, iſt ſich nicht weniger zu hüten, als vor dem Teufel ſelbſt. Sagen ſie aber, es ſey zu fürchten ein Aufruhr wider die geiſtliche Obrigkeit — Antwort: Soll darum Gottes Wort nachbleiben und alle Welt verderben? Es wäre beſſer, daß alle Biſchöfe ermordet, alle Stifter und Klöſter ausgewurzelt würden, denn daß eine Seele verderben ſollte, ſchweig denn, daß alle Seelen ſollten verloren werden um der unnützen Petzen und Götzen willen. Sie fürchten leiblichen Aufruhr und verachten geiſtlich Verderben. — Die Biſchöfe werden als habgierige, rohe, unwiſſende, ſittenloſe Verführer und Lüſtlinge mit den ſtärkſten Farben abgeſchildert, und er bricht in folgenden Aufruf aus: „Nun höret zu Ihr Biſchöfe, ja Teufelslarven: Doktor Luther will Euch auch eine Bulle und Reformation leſen, die Euch nicht wohl lauten wird:

Doktor Luther's Bulle und Reformation.

Alle die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran ſetzen, daß das Biſthum verſtört und der Biſchöfe Regiment vertilgt werde, das ſind liebe Gotteskinder und rechte Geiſter, halten über Gottes Gebot und ſtreiten wider des Teufels Ordnung. Wiederum Alle, die da halten über der Biſchöfe Regiment und ſind ihnen unterthan mit willigem Gehorſam, die ſind des Teufels eigne Diener, und ſtreiten wider Gottes eigne Ordnung und Geſetze. Den Biſchöfen ſprach er nach den Worten der Schrift ganz und gar die Befugniß ab, weltliche Herren zu ſeyn. „Wer hat die Biſchöfe zu Fürſten gemacht? Chriſtus hat ihnen verboten, ſie ſollen nicht Fürſten ſeyn, da er ſie von den Fürſten ſondert und ſagt: die weltlichen Fürſten ſind Herren u. ſ. w., ihr nicht alſo!“ Aber, fragt er, wie ſollten die Fürſten und Adelichen Kinder und Freunde verſorgen, wenn nicht die Bisthümer und Stifter wären? Aber dadurch weihen ſie dieſelben nur einem unſeligen und verdammten Stande. Man frage: wie wollen wir denn der Sache thun? Die Güter leiden nicht gleiche Austheilung! Antwort: „Warum thut man nicht, was im Volk Iſrael geſchah, da nur Einer immer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas, und ließ ſie den Andern im Volk gleich ſeyn; muſſen denn Alle Fürſten und edel bleiben, die Fürſten und edel geboren ſind? Was ſchadete es, ein Fürſt nähme eine Bürgerin, und lieſſe ihm begnügen an eines ziemlichen Bürgers Gut? Es wird doch die Länge nicht tragen, eitel Adel mit Adel heirathen.“ Hieraus ſieht man zugleich, wie Luther ſich veranlaßt fand, auch auf politiſche und bürgerliche Verhältniſſe einzugehen, wozu die Aufforderungen ſpäter noch dringender wurden.

Zu mehrern ſeiner Schriften auf der Wartburg ſah er ſich veranlaßt durch die beſtändigen Anfragen ſeiner Wittenberger Freunde. Zu Wittenberg hatten die Lehren Luther's ſchon ſo kräftige Wurzel geſchlagen und ſo eifrige Anhänger gefunden, daß auch die Entfernung des Meiſters den Fortſchritt nicht aufhielt. Aber gerade die vertrauteſten Freunde Luther's wagten am wenigſten etwas ohne ſeinen Rath zu thun, während Andere kecker und raſcher zugriffen als Luther ſelbſt es würde gethan haben. Dadurch entſtanden für Melanchthon und die ihm Gleichgeſinnten, und beſonders auch für den Churfürſten, viel Noth und Verlegenheit, wobei man immer ſeine Zuflucht zu dem Verbannten auf der Wartburg nahm. So ſehr Luther in demuthsvoller Beſcheidenheit ſich dagegen verwahrte, daß man ihn für unentbehrlich hielt in Wittenberg, war er doch immer zu Rath und Auskunft erbötig. „Ihr ſeyd nunmehr geſättigt," ſchrieb er an Melanchthon, „Ihr herrſchet ohne mich, und ich ſehe nicht ein, warum Ihr ſo gar heftig meiner begehret oder warum Ihr meiner Dienſte ſo gar benöthigt ſeyd? Mir ſcheint, du macheſt dir darüber unnöthige Gedanken, da es doch beſſer ſteht, wenn ich fern, als wenn ich bei Euch bin. Du lieſeſt, Amsdorf lieſt, Jonas lieſt. Ich beſchwöre Euch, wollt Ihr denn, daß Euch allein das Reich Gottes verkündigt werde? Soll das Evangelium nicht auch zu Andern kommen? — Ich ſage dir, obwohl ich gar gerne bei Euch wäre, würde ich doch nicht darüber murren, weil Ihr ja ſchon reich ſeyd, nach Erfurt oder Kölln, oder ſonſt wohin zu gehen, wo mich der Herr zum Dienſt des Worts brauchen wollte. Ach Gott! wie groß iſt überall die Ernte und keine Arbeiter! Ihr aber ſeyd alle Arbeiter. Nicht auf uns, ſondern auf unſre Brüder, die überall zerſtreut ſind, laſſet uns ſehen, damit wir nicht uns ſelbſt leben, d. h. dem Teufel, ſondern Chriſto.“ In demſelben Brief: „Mir ſchreibt Spalatin, es ſey nicht diſputirt worden über einen Theil der Sätze von der Beichte, auf des Fürſten Befehl. Das hat mir über die Maaßen mißfallen. Um Gottes willen, kommet fürder ſolchen Befehlen und Räthen des Hofs zuvor, und achtet ihrer nicht, gleichwie ich es auch bisher gehalten habe; die Hälfte wäre ungeſchehen geblieben, wenn ich an jene Befehle mich gebunden hätte. Es ſind eben auch Menſchen dort, wie wir. Ich will darob rechten mit Spalatin; das blähet den Widerſachern den Kamm auf und zeihet uns der Feigheit.“ Dieſer Brief enthielt eine Antwort auf Melanchthon's Anfragen, wegen der weltlichen Gewalt oder „des Rechts des Schwerdtes.“ Luther ſchrieb ihm: „Von dem Recht des Schwerdtes denke ich wie früher; mich dünkt, Du verlangeſt ein Gebot oder einen Rathſchlag aus dem Evangelium über dieſe Sache, und darin ſtimme ich dir ganz und gar bei, daß ſich dieß Recht nicht als ein Gebot noch als Rathſchlag im Evangelium finde, auch ſchickte es ſich nicht wohl, ſintemal das Evangelium iſt ein Geſetz der Willigen und Freien, die nichts mit dem Schwerdt und Recht des Schwerdtes zu ſchaffen haben. Doch iſt dieß Recht nicht verboten, vielmehr beſtätiget und belobt.“ — „Deine Meinung wäre gar ſchön und gut, wenn Alle dem Evangelium unterthan wären. Aber wo das Schwerdt weggenommen würde, wie lange würde die Kirche Gottes in dieſer Zeit beſtehen, da doch immer der Böſen Mehrere ſind, und Keiner vor der Frechheit der Gottloſen ſeines Lebens und ſeines Gutes brauchen und ſich freuen könnte; aber du willſt nicht mit menſchlichen Gründen und Unbequemlichkeiten überwieſen werden, ſondern mit der Schrift Zeugniſſen.“ Hierauf werden ſolche Stellen angeführt, woraus erhelle, daß Chriſtus und die Apoſtel die weltliche Herrſchaft und Gewalt anerkannt und beſtätigt haben. Wohl zu beachten iſt die Aufwerfung und Beantwortung dieſer Frage, als ein Zeichen, wie gar nicht fern dem Melanchthon wenigſtens eine Anſicht von Einrichtung der chriſtlichen Lebensverhältniſſe gelegen habe, welche, von überſpannten Menſchen lebhaft ergriffen, ſoviel Unheil herbeiführte. Luther erſcheint hier praktiſcher als ſein Freund, der Zeugniſſe der Schrift verlangte, während Luther ſelbſt ſchon an den einleuchtenden ſchlimmen Folgen genug hatte, um eine Aufhebung der bisherigen Ordnung der Dinge in dieſer Beziehung nicht zu wünſchen. — Noch über viele andre Angelegenheiten wurde Luther zu Rath gezogen, und kaum ſonſt je erſcheint er weiſer und ehrwürdiger als in ſeinen Antworten auf ſolche Anfragen, wo er mit ebenſoviel gewiſſenhafter und redlicher Erwägung aller Punkte, als mit verſtändiger Milde und Rückſicht auf die Ueberzeugung eines Jeden und auf die Schwachen ſein Gutachten abgab. Auf der Höhe ſeiner einſamen Burg ſchien er auch geiſtig einen freiern Standpunkt gewonnen zu haben, und über die Bewegungen der Leidenſchaften ſich mit ſicherer Klarheit zu erheben. Einer der Punkte, worüber Luther Veranlaſſung bekam, mehr und mehr nachzudenken, weil er von unmittelbar wichtigen Folgen war, waren die Gelübde und die Eheloſigkeit der Prieſter. Mehrere Verheirathungen der Prieſter, worunter Feldkirch, der Probſt zu Lemberg, und der Pfarrer zu Hirſchfeld, machten es dringlich, über die Sache in's Reine zu kommen, und ſchon wurde die Materie lebhaft verhandelt. Karlſtadt hatte über den Cölibat geſchrieben, und deſſen Abſchaffung als ſchriftgemäß darzuthun geſucht, mit Gründen jedoch, die für Luther nicht überzeugend waren, ſo daß er die gezwungnen und geſuchten Auslegungen jenes Theologen tadelt, obgleich ihm die Abſicht ſelbſt nicht mißfiel. „Ich glaube allerdings,“ ſchrieb er, „daß eine Auflöſung aller jener Sachen gar leicht ſeyn mag, aber die Art derſelben uns noch nicht erſchienen iſt. Denn wo Chriſtus leibhaftig unter uns wäre, zweifle ich nicht, daß er würde alle jene Lächerlichkeiten auflöſen und alle Gelübde würde nichtig erklären und nicht dulden, daß Jemand wider Willen belaſtet und gedrückt würde, von der Bürde der Gelübde, da er ja iſt ein Heiland und Biſchof der Seelen, daß mir beinahe ſcheinen will, man ſolle hie brauchen der Freiheit des Geiſtes und zerbrechen, was dem Heil der Seelen im Wege ſteht, denn er ſelbſt hat durch keinen Spruch, oder Zeichen oder Zeugniß angezeigt, daß er dieß Gelübde auf ſich genommen habe, und möchte doch eine gefährliche Sache ſeyn, dem nachfolgen, was ungewiß iſt, ob er es ſo eingerichtet, vornehmlich wir ſo viele Seelen wider Willen und mit Noth verderben ſehen, denen ſonſt wohl wäre zu rathen geweſen, wenn nicht dieß Gelübde mit ſeinem zweifelhaften Verdienſt wäre. Heißt das nicht laufen auf's Ungewiſſe, und mit der Fauſt in die Luft ſchlagen?“ — „Ich habe Gelübde, vor dem zwanzigſten Jahre gethan, ohne Bedenklichkeit ſonſt wohl aufgelöst, und wollte ſie noch auflöſen, weil jeder mit Augen ſehen muß, daß ſolche ohne Verſtand und Einſicht ſind abgelegt worden, doch nur bei ſolchen, die den Stand und Lebensweiſe noch nicht gewechſelt hatten, denn bei denen, die ſchon zu Prieſtern ſind geweiht worden in den Klöſtern, wenn ſie auch vor dem zwanzigſten Jahre gelobt haben, hab' ich noch nicht daran rütteln wollen; ich weiß nicht, welches Gewölk menſchlichen Gepränges und Meinung mich hier noch plagt und quält. Unſer Herr Jeſus Chriſtus unterweiſe und befreie uns durch ſeine Barmherzigkeit zu unſrer Freiheit. Fürwahr, wir ſind doch ein Volk, dem kein Geſetz ſoll aufgebürdet werden, ſonderlich keins für das ganze Leben, ſondern Alles freigelaſſen. Was anders geſchieht, da iſt zu beſorgen, daß es nicht aus gutem Geiſt geſchieht.“ Von denſelben Schriften Carlſtadt's ſchrieb er an Spalatin: „Die Sache, die er unternimmt, iſt wichtig und ſein Verſuch gar löblich, aber ich wünſchte auch einen vorzüglich geſchickten und glücklichen Verfechter dazu. Wir, die wir das Schauſpiel der Welt ſind, müſſen uns ſonderlich angelegen ſeyn laſſen, daß unſer Wort untadelhaft ſey. Was iſt gefährlicher, als einen ſo groſſen Schwarm zum Heirathen aufrufen, bei ſo unzuverläßiger und zweifelhafter Schrift, daß ſie nachher von unabläßiger Pein der Gewiſſen und ſchlimmer als jetzt gequält werden! Auch ich wollte gerne, daß die Eheloſigkeit frei würde, wie das Evangelium verlangt, aber wie ich das zu Wege bringe, weiß ich ſelbſt noch nicht.“ An Melanchthon ſchrieb er über denſelben Gegenſtand: „Deine Art, wie Du zu Werk geheſt, gefället mir faſt wohl. Was kann meine Armuth hier Deinem Reichthum rathen? Fahre fort und herrſche; ich wollte gerne bei Dir ſeyn, daß wir über die Gelübde in's Reine kämen. Das Diſputiren in Briefen geht übel von ſtatten. Wenn ich kann, will ich ſchaffen, daß wir uns einmal an einem Ort heimlich ſprechen, denn jene Sache ficht mich viel an. Du ſchreibſt, Du ſeyeſt an dem zu glauben, daß man das Gelübde löſen ſolle, wofern man nicht verhüten könne, daß nicht das Gelübde mit Sünden beſtehe. Aber ſiehe doch, ob Du hier nicht auf's Allerdunkelſte redeſt! ſprichſt Du da nicht ſo, als wollteſt Du deßhalb das Gelübde nicht beſtehen laſſen, weil unmöglich ſey, daſſelbe zu erfüllen? Mit dieſem Grunde müßteſt Du auch zugeben, daß man die göttlichen Gebote löſen müſſe. Denn ſollte das einen Unterſchied machen, daß die Gebote uns auferlegt ſind, das Gelübde aber freiwillig übernommen? Das hieße aber: nicht deßwegen ſolle es gelöſt werden, weil es zu erfüllen unmöglich, ſondern weil es freiwillig übernommen. Aber was freiwillig übernommen, iſt ja doch zu einem göttlichen Gebot geworden, weil die Schrift ſagt: gelobet und bezahlet eure Gelübde! Siehe Du hier nicht auf die Vernunſt, ſondern auf die Schrift, und mache das Gelübde von vorn herein und nicht von hinten zu nichte, das iſt, indem Du das Gebot des Gelübdes und ſeine Weiſe widerlegeſt; daran arbeite und ſchwitze ich; ob aber es erfüllt werden könne oder nicht, macht mir keine Bedenklichkeit, ſondern ob es gelten ſoll oder nicht, das iſt der Punkt.“ Seine Meinung läuft darauf hinaus: Diejenigen, welche durch Gelübde (beſonders der Eheloſigkeit), das Wohlgefallen und die Gnade Gottes zu verdienen meinen, die ſind im Irrthum, weil ſie ihren Werken ein Verdienſt beilegen, das dieſelben nie haben, weil die Rechtfertigung nur aus dem Glauben kommt, und Gelübde in dieſem Sinn abgelegt und gehalten, ſind ſündhaft und ſollen gelöst werden; ſolche Gelübde aber, die mit Freiheit gethan werden, und nicht um ein Verdienſt dadurch zu erlangen, ſondern als eigene Uebung, die müſſen beſtehen und bleiben wie jedes Verſprechen. Aber es ſey ſchwer zu entſcheiden, mit welcher Geſinnung Einer gelobt habe, und müſſe dem Gewiſſen eines Jeden anheimgeſtellt werden. Aber in einem ſpätern Brief an Denſelben iſt er ſchon auch über dieſe Anſicht hinausgekommen. „Es iſt nicht darüber zu diſputiren, ob Einer mit frommer oder gottloſer Geſinnung gelobt hat, wenn gewiß iſt, daß er gottloſe Dinge gelobt. So muß man denn ganz dem Evangelium trauen und jene Gelübde, in welchem Fall, mit welchem Gemüth und zu welcher Zeit ſie auch mögen gethan ſeyn, mit vollem Vertrauen aufgeben und zur Freiheit des Chriſtenglaubens zurückkehren, das iſt meine feſte und unzweifelhafte Meinung, für welche ich ſegne und danke unſerm gütigen Erlöſer und Herrn Jeſu Chriſto." Dem Rechtsgelehrten Gerbel wünſchte er Glück zu ſeiner jüngſtgeſchloſſenen Ehe und ſagt: „Dulde getroſt, was dieſe von Gott eingeſetzte Lebensweiſe Schlimmes mit ſich bringt und ſey deinem Gott wohlgefällig. Der unglückſelige Cölibat von Jünglingen und Jungfrauen offenbart mir täglich ſo Greuliches, daß nichts meinem Ohr verhaßter tönt, als der Name einer Nonne, eines Mönchs oder Prieſters, und mir der Eheſtand auch in großer Dürftigkeit wie ein Paradies dünkt." Trotz dem aber war Luther für ſeine Perſon, wie er ſelbſt es auch ausſpricht, noch weit entfernt von dem Gedanken, aus dem eheloſen Leben zu treten und verwahrte ſich ausdrücklich gegen ſolche Zumuthungen. Dieß Alles ſetzt hinreichend in Stand, die Meinung derer zu beurtheilen, welche die ganze Reformation aus der Abneigung Luther's gegen den Cölibat ableiten möchten, und worüber jedes weitere Wort verloren wäre. —

Die Ergebniſſe ſeiner gewiſſenhaften Forſchung über die Gelübde und das Mönchsweſen, legte er in mehrern auf der Wartburg verfaßten Schriften nieder: Schlußreden von den Gelübden und geiſtlichem Leben des Kloſters, ein Bedenken und Unterricht von den Klöſtern und allerlei geiſtlichen Gelübden; endlich: ein Urtheil von den geiſtlichen und Kloſtergelübden, welcher letztern Schrift er eine ſehr anziehende Zueignung „an ſeinen lieben Vater Hans Luther zu Mansfeld" vorangeſetzt, aus der Einiges hier ſeine Stelle finden mag: „Und daß ich damit anſahe, will ich Euch nicht bergen, daß Euer Sohn ſo weit nun gekommen iſt, daß er nun deß ganz gewiß iſt, daß nichts heiliger, nichts fürnehmer, nichts geiſtlicher ſey zu halten, denn das Gebot und Wort Gottes. Aber hier werdet Ihr nun ſprechen: Hilf Gott der Unſeligkeit! Haſt Du denn je daran gezweifelt oder das nun erſt gelernt? Ich ſage aber, daß ich nicht allein hieran gezweifelt, ſondern gar nicht gewußt, daß dieß alſo wäre. Und das mehr iſt: ſo Ihr es leidet, bin ich bereit Euch anzuzeigen, daß Ihr in ſolcher Unwiſſenheit gleich als ich geweſen.“

„Es geht jetzt faſt in das ſechzehnte Jahr meiner Möncherei, darein ich mich ohne Euer Wiſſen und Willen begeben. Ihr hattet wohl Sorge und Furcht meiner Schwachheit, darum daß ich war ein jung Blut bei zwei und zwanzig Jahren, das iſt, es war noch eitel heiſſe Jugend mit mir, und daß Ihr an vielen Exempeln gelernt, daß Möncherei Vielen unſeliglich gelungen. Ihr waret auch wohl Willens, mir reich und ehelich zu freien, und mich alſo zu binden. Und dieſe Eure Furcht, dieſe Sorge, dieſer Unwillen auf mich war eine Weile ganz unverſöhnlich, und war aller Freunde Rath umſonſt. — — Dennoch zuletzt habt Ihr gewichen und Euren Willen Gott heimgegeben, aber dennoch nicht weggelegt Eure Furcht und Sorge um mich. Denn ich denke noch allzuwohl, da es wieder unter uns gut ward, und Ihr mit mir redetet, und da ich Euch ſagte, daß ich mit erſchrecklicher Erſcheinung vom Himmel gerufen wäre; denn ich ward ja nicht gern und willig ein Mönch, viel weniger um Mäſtung oder des Bauches willen; ſondern da ich mit Schrecken und Angſt des Todes eilend umgeben war, gelobte ich ein gezwungen und gerungen Gelübde. Und gleich daſelbſt ſagtet Ihr: Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teufliſch Geſpenſt ſey; das Wort, gleich als hätte es Gott durch Euren Mund geredet, durchdrang und ſenkte ſich bald in Grund meiner Seele. Aber ich verſtopfete und verſperrete mein Herz ſo viel ich konnte, wider Euch und Eure Worte. Dazu redetet Ihr noch ein ander Wort. Da ich Euch als ein Sohn aus kindlicher Zuverſicht gegen ſeinen Vater vorwarf Euren Zorn, bald trafet und ſtießet Ihr mich wieder ſo eben und am rechten Ort, daß ich mein Lebenlang kaum von einem Menſchen ein Wort gehört habe, das kräftiger mir eingegangen und behaftet, denn dieß waren Eure Worte: Ey haſt du nicht auch gehört, daß man Eltern ſoll gehorſam ſeyn? Aber ich, verſtocket in meiner eigenen Frömmigkeit, hörete und verachtete Euch ganz als einen Menſchen. Aber dennoch, von Herzen konnt' ich das Wort nicht verachten. Hier ſetzet nun: ob Euch nicht verborgen geweſt, daß man Gottes Gebot müßte allem andern vorziehen? Denn iſt's nicht alſo? Hättet Ihr gewußt, daß ich auf die Zeit noch in Eurer Hand wäre, hättet Ihr mich nicht, aus väterlicher Gewalt, aus der Mönchskutten geriſſen? Denn wahrlich, wo ich's gewußt, hätte ich ohne Euren Willen und Wiſſen ſolches nicht angefangen, und ob ich auch tauſend Tode hätte leiden ſollen. Denn eigentlich war mein Gelübde nicht einer Schlehe werth, denn ich zog mich damit aus der Gewalt und Willen der Eltern, die mir von Gott geboten waren. Und was mehr: es war ganz ungöttlich, denn es nicht von Herzen und williglich gethan war. Aber Gott hat aus ſolchen Irrthümern und Sünden allen wunderviel größre Güter geſchaffet. Sehet, wolltet Ihr nicht lieber hundert Söhne verloren, denn ſolch groß Gut nicht geſehen haben? Es hat aber Gott gewollt, wie ich nun ſehe, daß ich der hohen Schule Weisheit und der Klöſter Heiligkeit aus eigner und gewiſſer Erfahrung, das iſt, aus vielen Sünden und gottloſen Werken erführe, daß das gottloſe Volk nicht wider mich ihren künftigen Widerpart zu prangen hätte, als der unbekannte Dinge verdammt. Darum bin ich ein Mönch geweſen und noch, aber nicht ohne Sünde, doch ohne Schuld oder Vorwurf. — Nun wohlan! Was denkt Ihr aber nun? Wollt Ihr mich noch aus der Möncherei reiſſen? Denn Ihr ſeyd je noch Vater, ſo bin ich noch Sohn und alle Gelübde ſind gewiß nichts! Aber damit Ihr nicht dürft rühmen, iſt Euch Gott zuvorgekommen und hat mich ſelbſt herausgenommen; denn was thut's dazu, ob ich eine Kappe oder Platten trage oder ablege? Mein Gewiſſen iſt frei und erlöſet, das denn die höchſte und größte vollkommne Freiheit iſt. Darum bin ich nun ein Mönch und doch nicht Mönch, und eine neue Creatur, nicht des Pabſtes, ſondern Chriſti. Der mich aus der Möncherei genommen, hat mehr Recht über mich denn Euer Recht iſt; derſelbe hat mich geſetzt nicht in den loſen, erdichteten, gleisneriſchen Gottesdienſt der Möncherei, ſondern in einen wahrhaften Gottesdienſt. Denn daß ich ſey im Dienſte des Worts Gottes, kann je Niemand läugnen oder zweifeln; das iſt aber der rechte Gottesdienſt, dem weichen ſoll der Eltern Gewalt. — Darum hätte ich Euch bei Gefahr meiner Seele und Gewiſſens auch nicht können ungehorſam ſeyn, wo ich nicht hernach aus einem Mönche ein Diener des göttlichen Worts geworden wäre. Und ſehet, das iſt wie geſagt: daß noch Ihr noch ich ſelbſt vor gewußt haben, daß Gottes Gebot Allem müſſe vorgehen. Darum ſchicke ich Euch dieß Buch, in welchem Ihr erkennet, mit was Zeichen, Kräften und Wunderwerken Chriſtus mich aus dem Gelübde der Möncherei erlöſt hat, und mit ſo großer Freiheit begnadet, daß ich, wiewohl er mich zu aller Menſchen Knecht gemacht hat, dennoch Niemand unterworfen denn ihm allein. Denn er iſt, wie ſie es nennen, allein ohne Mittel mein Biſchof, Abt, Prior, Herr, Vater, Meiſter, ſonſt weiß ich keinen mehr.“ Dann ſpricht er noch ſeinen getroſten Muth aus, der vor der Wuth des Pabſts nicht zittre, und den Tod nicht ſcheue, ja beinah den Zorn ſeiner Feinde fröhlich und trotzig herausfordert, und ſchließt mit freundlichen Grüßen an alle die Seinen.

In der Schrift ſelbſt unterſuchte er, was wahrhafte Gelübde ſeyen und was unächte? Als unächte werden ſolche bezeichnet, die nicht in Gottes Wort begründet ſind, was auch die ächten Mönche anerkannt haben. Die Haupteinwendung gegen die Gelübde iſt: daß das

Vertrauen zu Gelübden und Werken den Glauben auslöſcht. Die drei Hauptgelübde aber ſind lauter Dichtung und Trug: der Gehorſam, ſtatt allen Menſchen dienſtfertig zu ſeyn, wird nur dem Prior geleiſtet, die Armuth hat eine Menge Güter und Schätze an ſich gebracht und die Keuſchheit iſt zum Spott worden durch die menſchliche Schwachheit. Die Gelübde ſind ohne das Wort Gottes und wider den Glauben, wider die chriſtliche Freiheit, die Liebe und die Vernunft, das iſt, nach Luther's Erklärung, welcher der menſchlichen Vernunft nicht viel Ehre widerfahren läßt: ſchon gegen das dunkle und grobe Licht der Natur. Was der Vernunft, die doch ſchwach und blöde, zuwider iſt, das muß noch vielmehr der göttlichen Wahrheit zuwider ſeyn. Die Mönche ſelbſt halten einige Gelübde für beweglich und diſpenſabel, andre für unbeweglich und indiſpenſabel, ohne für dieſe Unterſcheidung einen gültigen Grund anführen zu können; daraus folgert er: „So beſtehet dieſer Beſchluß, daß Kloſtergelübde nicht ſollen noch können ewig ſeyn, darum ſind alle Gelübde zeitlich, und nicht ewig, darum mag man ſie laſſen und verändern.“ Es iſt wahrhaft rührend zu ſehen, wie Luther, nachdem er die Verbindlichkeit der Gelübde in ihrer Nichtigkeit erkannt hatte, mit ſolcher kindlichen Freudigkeit ſich erſt wieder recht als freien und ganzen Menſchen, als Sohn und Glied der Familie fühlt.

Nächſt der Auflöſung der Gelübde und des Mönchslebens, beſchäftigte Luther'n in dieſer Zeit auch die Frage über die Zuläſſigkeit oder Verwerflichkeit der Meſſe, an deren Feyer er ſchon lange Anſtoß genommen hatte, ſoferne ſie als ein, Gott durch den Prieſter dargebrachtes Opfer angeſehen wurde. Er ſchrieb an Spalatin: „Auf dem Schloß hier iſt ein Prieſterlein, der täglich Meſſe hält, ich ſorge mit großem Götzendienſt, wo nicht noch Schlimmeres dazu kommt. Wenn doch dieſe und alle Privatmeſſen wenigſtens vermindert würden, dafern ſie nicht auf einmal ganz können abgeſchafft werden. Das Unrecht an der Meſſe iſt, daß ſie Privatmeſſe iſt, da doch ihr Name auf Verſammlung und Gemeinſchaft hinweiſt." — Die Auguſtiner in Wittenberg, von Luther's Geiſt durchdrungen, gaben die Winkelmeſſen auf, und Luther, damit ſehr zufrieden, ſchrieb ſein, den Auguſtinern von Wittenberg gewidmetes Buch vom Mißbrauch der Meſſe. Der weitre Verlauf der Sache in Wittenberg wird unten erzählt werden; aus Luther's Schrift, die aber, weil Spalatin aus Aengſtlichkeit ſie gleich andern zurückhielt, erſt ſpäter im Druck erſchien, mögen einige Stellen angeführt werden: „Es iſt mir mündlich und ſchriftlich kund worden, lieben Brüder, daß Ihr vor Allen die Erſten ſeyd, die in ihrer Sammlung den Mißbrauch der Meſſen habt angefangen abzuthun. Und wiewohl mich's doch erfreut hat, als ein Werk, daran ich ſpüre, daß das Wort Chriſti in Euch wirket und es umſonſt nicht empfangen habt: jedoch hab' ich daneben aus chriſtlicher Liebe, die nichts unterläßt, große Sorge, daß Ihr nicht alle gleicher Beſtändigkeit und guten Gewiſſens ein ſolch groß merklich Ding habt angefangen. — Was wird aber geſchehen, ſo Ihr in der ganzen Welt von allen Menſchen, auch von den frommen, klugen, heiligen und weiſen, alle Hohn, Schmach, Laſter und Unehr leiden werdet, und als Gotteslaſterer geachtet werdet, darum daß Ihr allein und Eurer ſo wenig, alle geiſtliche und menſchliche Ordnung wider aller Menſchen Vernunft zu verändern Euch habt unterſtanden. Denn es iſt gar ein merklich groß Ding, einer ſolchen langen Gewohnheit und aller Menſchen Sinn zu widerſtreben, ihre Scheltwort, Urtheil und Verdammen geduldiglich leiden, und ſolchen Sturmwinden und Wellen unbeweglich ſtille zu ſtehen. Ich empfinde täglich bei mir, wie gar ſchwer es iſt, langwährige Gewiſſen und mit menſchlichen Satzungen gefangen, abzulegen. O mit wie viel großer Mühe und Arbeit, auch durch gegründete heilige Schrift, habe ich mein eigen Gewiſſen kaum können rechtfertigen, daß ich Einer allein wider den Pabſt hab' dürfen auftreten und ihn für den Antichriſt halten, die Biſchöfe für ſeine Apoſtel, die hohen Schulen für ſeine Hurenhäuſer. Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich geſtraft und mir vorgeworfen ihr einig ſtärkeſt Argument: Du biſt allein klug? Sollten die Andern alle irren und ſo eine lange Zeit geirrt haben? Wie wenn Du irreſt und ſoviel Leut in Irrthum verführeſt, welche Alle ewiglich verdammt würden: Bis ſo lang, daß mich Chriſtus mit ſeinem eigenen gewiſſen Wort befeſtigt und beſtätigt hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, ſondern ſich wider dieſe Argumente der Papiſten, als ein ſteinern Ufer wider die Wellen auflehnet und ihr Dräuen und Stürmen verachtet.“ — „Ich ſehe wohl, daß meine Bücher, die ich vorhin von der Meſſe geſchrieben habe, noch nicht genug bewegen, darum daß die Biſchöfe dawider ſtreben, auf daß ſo oft das Wort der Wahrheit verneuert, erhaben und wiederholet werde, ſo oft die Papierhenker daſſelbe verdammen und unterdrücken.“ Die Schrift beſchäftigt ſich dann hauptſächlich damit, zu zeigen, daß die Meſſe kein Opfer, ſondern dieſe Art der Feier eine grundloſe Anmaßung der Prieſter iſt, und „daß man für keinen Andern kann Meſſe halten“ (die Todten- oder Seel-Meſſen). „Ein Jeglicher muß ſeinen eignen Glauben zu der Verheißung haben, daß er in ſeinem Herzen dafür halte, es werde ihm widerfahren, wie Gott verheiſſen und verſprochen hat; welches für keinen Andern geſchehen kann. Ich kann nicht für Dich glauben, alſo Du auch für mich nicht. Aber die ſchändlichen Meßpfaffen, welche Brüderſchaft aufrichten um Gelds willen, für die Lebendigen und Todten Meſſe halten, thun nichts Anderes, denn daß ſie das närriſche Volk betrügen.“ — Luther erzählt ſpäter, er ſelbſt habe vom Teufel viele Anfechtungen erdulden müſſen, darum daß er fünfzehn Jahre lang Meſſe gehalten, die ihm ſpäter als förmliche Abgötterei erſchien.

Der Rolle eines Gefangenen, Geächteten und Gebannten entſagte aber Luther ganz und gar gegenüber von dem Churfürſten und Erzbiſchof von Mainz. Dieſer geiſtliche Fürſt, deſſen ſchon früher bei dem Ablaßhandel Erwähnung geſchah, glaubte mit Luther's Entfernung auch den Hauptanſtand gegen die Fortſetzung des für ihn gar einträglichen Ablaßhandels gehoben und ließ denſelben in Halle wieder aufleben, mißhandelte auch einen Prieſter, der geheirathet hatte, und zwang ihn, ſeine Frau zu verſtoßen. Durch das Wormſer Edikt glaubte er ſich wahrſcheinlich auf immer des läſtigen und kecken Beobachters und Gegners entledigt. Die Kunde davon kam Luther'n zu, der, nicht gemeint dieß zu dulden, an den Churfürſten einen Brief erließ, deſſen ſtarke und zuverſichtliche, obwohl noch in den Schranken des Anſtands (nach damaligen Zeitbegriffen und verglichen mit Luther's ſonſtiger Ausdrucksweiſe) ſich haltende Sprache ein Erſtaunen erregt, das nur durch die Verwunderung über die Antwort des geiſtlichen Fürſten überboten wird. „Es hat ohne allen Zweifel Euer Churfürſtlichen Gnaden in gutem friſchem Gedächtniß, wie ich an Eure Churfürſtliche Gnaden zweimal lateiniſch geſchrieben, das erſt im Anfang des lügenhaftigen Ablaß, ſo unter Euer Churfürſtlichen Gnaden Namen ausgieng, darin ich Eure Churfürſtliche Gnaden treulich warnete, mich aus chriſtlicher Liebe entgegenſetzte den wüſten, verführiſchen, geldſüchtigen Predigern und den ketzeriſchen, abgläubigen Büchern. Und wiewohl ich hätte mögen den ganzen Sturm, wo mir Unbeſcheidenheit gefallen, auf Euer Churfürſtliche Gnaden treiben, als auf den, der ſolches unter ſeinem Namen und Wiſſen handhabet, mit ausgedrücktem Titel auf den ketzeriſchen Büchern geſchrieben: habe ich doch Euer Churfürſtlichen Gnaden und des Hauſes zu Brandenburg verſchonet, gedacht Euer Churfürſtlichen Gnaden thät ſolches aus Unverſtand und Unerfahrung, durch andre falſche Ohrenbläſer verführt, an welche ich mich allein gehängt; wie mit mancher Mühe und Gefahr, iſt Euer Churfürſtlichen Gnaden wohl bekannt. Es hat aber ſolche meine treue Vermahnung Spott, und bei Euer Churfürſtlichen Gnaden Undank für Dank erlanget. Habe ich zum andernmal auf's unterthänigſte geſchrieben, mich erboten, Unterricht von Euer Churfürſtlichen Gnaden zu nehmen, iſt mir eine harte, unartige, unbiſchöfliche und unchriſtliche Antwort geworden. So denn nun die zwo Schriften nichts geholfen, laſſe ich dennoch nicht abe, will dem Evangelio nach auch die dritte Warnung an Euer Churfürſtliche Gnaden auf deutſch thun, ob's helfen wollt, ſo überflüſſiges unverpflichtetes Warnen und Flehen. — Es hat jetzt Euer Churfürſtliche Gnaden zu Halle wieder aufgericht den Abgott, damit ſei öffentlich bekannt, wie alle ungeſchickte Taddel, durch den Tetzel geſchehen, nicht ſein allein, ſondern des Biſchofs von Mainz Muthwill geweſen ſind, der auch, unangeſehen mein Verſchonen, ihm das allein zumeſſen will. Es denkt vielleicht Euer Churfürſtlichen Gnaden, ich ſey nun von dem Plan, will nun für mir ſicher ſeyn und durch die Kaiſerliche Majeſtät den Mönch wohl dämpfen. Das laſſe ich geſchehen. Aber noch ſoll Euer Churfürſtlichen Gnaden wiſſen, daß ich will thun, was chriſtliche Liebe fordert, nicht angeſehen auch die hölliſchen Pforten, ſchweige denn Ungelahrte, Päbſte, Cardinal und Biſchöfe. Ich will's weder leiden noch ſchweigen, daß der Biſchof von Mainz ſollte fürgeben, er wiſſe nicht, oder ihm gebühre nicht, Unterricht zu thun, wenn ein arm Menſch von ihm begehrt; und wolle doch wohl darum wiſſen und frechlich für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen ſoll. Mir nicht des Schimpfes! man muß anders davon ſingen und hören! — Iſt derhalb an Euer Churfürſtliche Gnaden meine unterthänige Bitte, Euer Churfürſtliche Gnaden wollte das arme Volk unverführet und unberaubet laſſen, ſich einen Biſchof, nicht einen Wolf erzeigen. Es iſt lautbar gnug worden, wie Ablaß lauter Büberei und Trügerei ſey und allein Chriſtus dem Volk ſoll gepredigt werden, daß Euer Churfürſtliche Gnaden nicht mag durch Unwiſſenheit entſchuldigt werden. Euer Churfürſtliche Gnaden wollte eingedenk ſeyn des Anfangs, welch' ein gräulich Feuer aus dem kleinen verachten Fünklein worden iſt, da alle Welt ſo ſicher vor war, und meinete, der einige arme Bettler wäre dem Pabſt unmäßlich zu gering, und nähme unmöglich Ding für. Noch hat Gott das Urtheil troffen, dem Pabſt mit all den Seinen übrig genug zu ſchaffen gegeben, wider und über aller Welt Meinung, das Spiel dahin geführt, daß dem Pabſt ſchwerlich wieder zu bringen iſt; wird auch täglich ärger mit ihm, daß man Gottes Werk hierin greifen mag. Derſelbige Gott lebet noch; da zweifle nur Niemand an; kann auch die Kunſt, daß er einem Cardinal von Mainz widerſtehe, wenn gleich viel Kaiſer ob ihm hielten. Er hat auch ſondre Luſt, die hohen Cedern zu brechen und die hochmüthigen verſtockten Pharaones zu demüthigen. Denſelbigen, bitte ich, wollten Eure Churfürſtliche Gnaden nicht verſuchen noch verachten, ſeiner Kunſt und Gewalt iſt keine Maaß. Euer Churfürſtliche Gnaden denke nur nicht, daß Luther todt iſt. Er wird auf den Gott, der den Pabſt gedemüthigt hat, ſo frei und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Cardinal von Mainz anfahen, deß ſich nicht viel verſehen. Thut lieben Biſchöfe zuſammen, Junghern möget Ihr bleiben; dieſen Geiſt ſollet Ihr noch nicht ſchweigen noch täuben. Darum ſey Euer Churfürſtlichen Gnaden redlich und ſchriftlich angeſagt: wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und chriſtlicher Seligkeit zu gut, mir das laſſen eine nöthige, dringende und unvermeidliche Urſache ſeyn, Euer Churfürſtliche Gnaden wie den Pabſt öffentlich anzutaſten, ſolchem Fürnehmen fröhlich einzureden, allen vorigen Gräuel des Tetzel auf den Biſchof zu Mainz treiben und aller Welt anzeigen Unterſchied zwiſchen einem Biſchof und Wolf. Da mag ſich Euer Churfürſtliche Gnaden nach wiſſen zu richten und zu halten. Zum andern bitte ich, Euer Churfürſtliche Gnaden wollten ſich enthalten, und die Prieſter mit Frieden laſſen, die ſich, Unkeuſchheit zu meiden, in den ehelichen Stand begeben haben oder wollen, nicht ſie berauben, das ihnen Gott geben hat; ſintemal Euer Churfürſtliche Gnaden deß keinen Fug, Grund noch Recht mag anzeigen und lauter muthwilliger Frevel einem Biſchof nicht geziemt. Was hilft doch Euch Biſchöfe, daß Ihr ſo frech mit Gewalt fahret und die Herzen über Euch erbittert, und wollet noch möget weder Urſach noch Recht Eures Thuns beweiſen, was laſſet Ihr Euch dünken! Wiſſet Ihr nicht, Ihr armen Leute, daß Frevel, Tyrannei, dieweil ſie nimmer Schein hat, das gemein Gebet verleurt, nicht mag lange beſteh'n. Wie eilet Ihr zu Eurem Unfall, als die Unſinnigen, der Euch ſelbſt allzufrüh kommen wird! Euer Churfürſtliche Gnaden ſehe darauf: wird Solches nicht abgeſtellt, wird ein Geſchrei ſich aus dem Evangelio erheben und ſagen, wie fein es den Biſchöfen anſtünde, daß ſie ihre Balken zuvor aus den Augen riſſen, und billig wäre, daß die Biſchöfe zuerſt ihre Huren von ſich trieben, ehe ſie fromme Ehemänner von ihren Eheweibern ſcheideten. Ich bitte, Euer Churfürſtliche Gnaden wollten ſich ſelbſt behüten, mir Grund und Raum laſſen zu ſchweigen. Mir iſt nicht Lieb noch Luſt in Euer Churfürſtlichen Gnaden Schande und Unehre; aber doch, wo nicht Aufhören iſt, Gott zu ſchänden und ſeine Wahrheit zu unehren, bin ich und alle Chriſten ſchuldig, an Gottes Ehre zu halten, ob gleich alle Welt, ſchweige denn ein armer Menſch, ein Cardinal, darob müßte zu Schanden werden. — Hierauf bitte und warte ich Euer Churfürſtlichen Gnaden richtige und ſchleunige Antwort inwendig vierzehn Tagen. Denn nach beſtimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort. Und ob dieſe Schrift würde durch Euer Churfürſtlichen Gnaden Räthe unternommen (unterſchlagen), daß ſie nicht zu Handen käme, will ich mich das nicht laſſen aufhalten. Rathleute ſollen treu ſeyn, ſo ſoll ein Biſchof ſeinen Hof ordnen, daß für ihn komme, was für ihn kommen ſoll. Gott gebe Euer Churfürſtlichen Gnaden ſeine Gnade zu rechtem Sinn und Willen. Euer Churfürſtlichen Gnaden williger und unterthäniger Martinus Luther.“

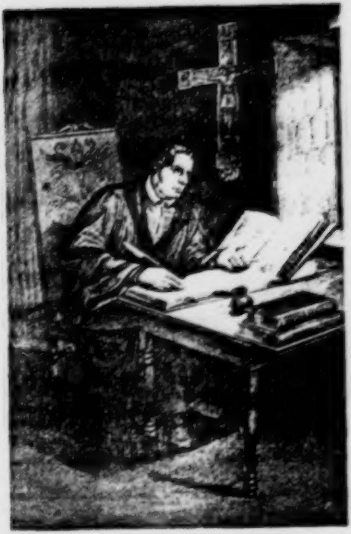
Darauf antwortete der Erzbiſchof dem Gebannten und Geächteten: „Lieber Herr Doktor! ich hab' Euren Brief, welches Datum ſtehet am Tag Katharinä, empfangen und verleſen, und zu Gnaden und allem Guten angenommen; verſehe mich aber gänzlich, die Urſach ſey längſt abgeſtellt, ſo Euch zu ſolchem Schreiben beweget hat. Und will mich, ob Gott will, dergeſtalt halten und erzeigen, als einem frommen Geiſtlichen und chriſtlichen Fürſten zuſtehet, als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet, darum ich auch treulich bitte und laſſen bitten will. Denn ich von mir ſelbſt nichts vermag und bekenne mich, daß ich bin nöthig der Gnade Gottes; wie ich denn ein armer ſündiger Menſch bin, der ſündigen und irren kann und täglich ſündiget und irret, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Gutes an mir iſt, und ſowohl ein unnützer ſtinkender Koth bin, als irgend ein Anderer, wo nicht mehr.

Das habe ich auf Euer Schreiben gnädiger Wohlmeinung nicht wollen bergen. Denn Euch Gnade und Guts um Chriſti willen zu erzeigen, bin ich williger denn willig. Brüderliche und chriſtliche Strafe kann ich wohl leiden; hoffe, der barmherzige gütige Gott werde hierin fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, ſeines Willens in dem und Andrem zu leben.“

Was könnte ſchlagender bezeugen, welche gefürchtete Macht Luther's Wort gewonnen hatte, zu welcher Ohnmacht dagegen die Bannflüche des Pabſts heruntergeſunken waren, wenn die Drohung von Jenem den mächtigſten geiſtlichen Fürſten Deutſchlands zu ſolchen Zugeſtändniſſen, zu einer ſo demüthigen Sprache nöthigt! Die Schrift, mit deren Veröffentlichung Luther drohte, war auch wirklich ſchon geſchrieben und an Spalatin zum Druck geſandt, der aber nicht für gut hielt, ſie in den Druck zu befördern, worüber Luther ſehr zornig wurde. Um jedoch das Benehmen Albrechts von Mainz erklärlicher zu finden, muß man ſich einiger beſondrer Verhältniſſe erinnern. Albrecht, ſchwach von Charakter, aber ſchlau und lebhaft, von koſtſpieligen Neigungen beherrſcht, ein Freund und Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften, mehr der weltlichen Politik als der Religion zugewendet, hatte den Ablaßhandel nicht als treuergebener Papiſte, ſondern als geldbedürftiger Fürſt getrieben und um die religiöſe Seite des dadurch erweckten Streits ſich ſo wenig bekümmert, daß er Luther'n geſtand, noch keine Zeit zu Leſung von deſſen Schriften darüber gefunden zu haben. Hutten war in ſeinen Dienſten und von ihm geſchätzt geweſen, bis deſſen allzukühne Freimüthigkeit die Verfolgung des Pabſts gegen ihn hervorgerufen hatte, wogegen Albrecht ihn zu ſchützen weder Luſt noch Muth beſaß. Damals aber hatte er den als Reformator in Strasburg bekannt gewordenen Wolfgang Fabricius Capito als Prediger und Rath bei ſich, einen Freund Luther's, der auf ſeinen Herrn ziemlich viel Einfluß ſcheint ausgeübt zu haben. Was aber das wichtigſte iſt: Albrecht ſtand in Zuſammenhang mit dem unternehmenden Ritter Franz von Sickingen und war ohne Zweifel in deſſen Plane, wovon noch die Rede ſeyn wird, eingeweiht. Sickingen ſtand aber auch mit Luther in Verbindung, hielt viel auf die Sache der Reformation und wollte ohne Zweifel auch ſie als einen mächtigen Hebel bei der in Deutſchland herbeizuführenden politiſchen Veränderung wirken laſſen. Deßwegen durfte der rückſichtsvolle Churfürſt von Mainz es nicht ganz mit Luther und der Reformation verderben, der ſich anzuſchließen er vielleicht auch in den Fall kommen konnte und wohl auch nicht abgeneigt war, wenn er größere Vortheile davon zu ernten hoffen konnte als von dem Feſthalten am Pabſt. Auch Luther'n, wie man ſich aus ſeinem Brief überzeugen kann, war es nicht eben darum zu thun, die Sache auf's Aeuſſerſte zu treiben und er wollte dem Fürſten noch Raum laſſen; aber ſoweit gab er den Rückſichten der Politik nicht nach, daß er darüber der Reinheit der Lehre vergeben oder einen ſolchen Unfug geduldet hätte. Nachgiebiger als er mag Capito gedacht und in dieſem Sinne ſeinen Fürſten behandelt haben; aber Luther war mit dem Briefe Capito's, der den des Churfürſten begleitete und worin er ihm ſeine Weiſe, das Evangelium zu fördern, vortrug, gar übel zufrieden und ſchrieb ihm zurück: „So hoch mich Deines Cardinals Schrift erfreut hat, ſo doch hat mich Dein Schreiben, mein lieber Fabrici, betrübet. Vielleicht betrübet Dich der traurige und unfreundliche Anfang dieſes meines Briefes auch. Es iſt aber Deine eigene Schuld, daß Du durch Deine unzeitige Rhetorica des Cardinals Schrift glaublos und nichtig machſt. Solches zu denken hat mich neben Anderm auch dieß beweget, daß Du ſchreibeſt, Du habeſt eine andere Weiſe erfunden, das Evangelium auszubreiten und zu fördern. Was iſt das anders, als daß entweder Deine Meinung oder meine unrecht iſt, ſo doch des Geiſts Amt nicht im Geringſten ihm entgegen ſeyn muß. Ich hätte meiner Gunſt halben zu Dir dieß Wort gerne gelindert, wenn Du mich's durch Deine eigne Deutung nicht ſelbſt ſo zu verſtehen zwängeſt, wie Du ſageſt: das Evangelium würde dadurch fortgeſetzt, wenn man großen Herren etwas zu gut hielte, durch die Finger ſähe, ihrer verſchonete, ihre Thaten entſchuldigte und uns dermaßen hielten, daß wir mit harter Strafen und Scheltworten nicht einen Krieg erregten. Dieſe Deine Meinung iſt meines Erachtens eine rechte Heuchelei und Verläugnung chriſtlicher Wahrheit. Ich wollte meinen Feinden nicht wünſchen, daß ſie dieſe Deine Meinung ihnen gefallen ließen, will geſchweigen, daß ich dem Evangelio wünſchen ſollte, daß es durch ſolche Weiſe gefördert ſollte werden. Summa, mir iſt nichts heftiger entgegen, denn eben dieſe Meinung. — Du begehreſt Sanftmüthigkeit und Gütigkeit; das verſtehe ich wohl. Was für Gemeinſchaft aber kann ein Chriſt mit einem Heuchler haben? Das Chriſtenthum iſt ein öffentlich aufrichtig Ding, ſiehet die Sachen an und bekennet ſie, wie ſie an ſich ſelbſt ſind. Wir wollen aber unſere Meinung Dir auch anzeigen und dieſelbe getroſt Dir und der ganzen Welt darthun, und ohne alle Scheu, unangeſehen daß Du ſchreibeſt, das gemeine Volk ärgere ſich daran, wenn man ſo heftig um ſich beiſſe. Denn Wen ärgerte Chriſtus nicht und Wen ſtrafte er nicht? Auch ſtraft der Geiſt der Wahrheit und ſchmeichelt nicht; er ſtrafet aber nicht allein etliche Perſonen, ſondern die ganze Welt. Derhalben iſt dieſes unſere Meinung, daß man ſtracks Alles ſoll herum ziehen, ſtrafen, zu Schanden machen, nichts verſchonen, nicht durch die Finger ſehen, nichts entſchuldigen, auf daß die Wahrheit klar und öffentlich auf freiem Plan ſtehe." — „Wenn er, Dein Cardinal, den Brief von Herzen geſchrieben hätte: lieber Gott, wie fröhlich, wie demüthig wollten wir ihm für die Füße fallen und nicht würdig achten, daß wir den Staub ſeiner Füße küſſeten! Sind wir nicht auch Staub und eine unflätige Sündgrube? Er nehme nur das Wort an, ſo wollen wir ihm dienen als Knechte. Aber zu denen, welche die Lehre und Amt des Worts verachten, liſtiglich verfolgen und verdammen, haben wir weder Gnade, Liebe noch Gunſt. So Du nun (wie ich mich laß dünken) Deinen Cardinal dermaßen unterweiſet haſt, daß er ein ſolcher feiner Gleißner iſt worden, ſo ſieheſt Du ſelbſt wohl, daß wir uns durch ihn gar nicht ſollen bewegen laſſen, doch werdet Ihr uns nicht betrügen können, ſintemal wir auch des Teufels Gedanken wiſſen und einen Jeden aus ſeinen Worten rechtfertigen und verdammen können. Dein Cardinal ſchreibet: er wolle mit Gottes Hülfe thun, was einem frommen, geiſtlichen und chriſtlichen Prälaten zuſteht. Saget er ſolches auf guten Glauben und Du haſt ihn ſolches nicht unterweiſet, ſo iſt wahrlich ſein Herz dermaßen geſinnet, daß er die Cardinaliſche Larven und biſchöfliche Pracht ablegen und zum Amt des Worts ſich begeben will. Wer will uns aber überreden, daß wir ſolches glauben?“ — „Sucheſt Du einen ſolchen Mann an Luther, der Euch zu alle dem, ſo Ihr fürgehabt, durch die Finger ſehe, wenn er allein mit einem Schmeichelbriefe beſtrichen wird? Weil Ihr doch in ſo unſäglich böſem Fürnehmen ſeyd und Euch nicht genügen laſſet, daß wir bereit ſind, Euch zu vergeben und von Liebe wegen Geduld mit Euch zu haben: warum fordert Ihr auch, daß wir Euch rechtfertigen, das iſt, ſo gottlos ſeyen, daß wir die Lehre verläugnen. Ihr verſuchet mich, mein Fabrici, ſehr gnug und mehr denn gnug. Ich antworte Euch auch freundlich gnug und mehr denn gnug; ſo Ihr doch wohl eine ſchärfere Antwort verdient hättet, weil Ihr in Eurem Thun immer fortfahret und dazu ſpottet und lachet, beſchönet's auch, wie Ihr Euch dünken laſſet, mit ſehr gleiſſenden Farben, aber meines Bedünkens mit ſehr tölpiſchen Farben.“ — „Summa, dabei ſoll's bleiben. Meine Liebe iſt bereit für Euch zu ſterben. Wer aber an den Glauben rühret, der taſtet unſern Augapfel an. Hier ſtehet die Liebe, die mögt Ihr verſpotten oder ehren wie Ihr wollt; den Glauben aber oder das Wort ſollt Ihr anbeten und für das Allerheiligſte halten. Das wollen wir von Euch haben. Zu unſerer Liebe verſehet Euch Alles, was Ihr wollt; unſern Glauben aber fürchtet in allen Dingen. Ich habe Deinem Cardinal nicht wollen antworten, weil ich die Mittelſtraße nicht ſicher habe gehen können, nicht loben noch ſchelten ſeine Gleißnerei oder Aufrichtigkeit. Von Dir aber wird er des Luther's Geiſt vernehmen. Und ich, ſo ich erfahren werde, daß er aufrichtig handelt, will mich alsbald ganz für ihm ausſchütten und ihm für die Füße fallen. Bewahre Dich Gott, mein lieber Fabrici, und zweifle nicht, daß mein Herz rechtſchaffen gegen Dir iſt. Du ſieheſt ſelbſt, daß die Sache groß und heilig iſt; darnach müſſen wir uns richten, auf daß wir unſre Brüder und Schweſtern nicht lieber haben denn Chriſtum."

Wie verdrießlich die Hemmung ſeiner Schrift gegen den Abgott zu Halle Luther'n war, bezeugt ſein Brief an Spalatin: „Einen leidigern Brief habe ich kaum je geleſen, als Deinen letzten, alſo daß ich's nicht blos anſtehen ließ, ſondern gar beſchloſſen hatte, Euch nicht zu antworten. Werde es erſtlich nicht dulden, was Du ſchreibſt, der Fürſt wolle nicht zugeben, daß gegen den Mainzer geſchrieben werde, auch darum nicht, weil dadurch der öffentliche Friede gefährdet werde; eh' wollte ich, daß Du und der Fürſt und alle Creatur zu Grund gienge. Soll das Weltliche erhalten werden auf Koſten des Geiſtlichen?"

Großes und Kleines beſchäftigte Luther's vielumfaſſenden Geiſt. Er folgte, ſo viel ihm möglich war, dem Gang der Ereigniſſe und der Entwicklung des aufgeregten Geiſtes in Deutſchland; mißbilligend ſchrieb er über Unruhen in Erfurt: „Man ſehe daraus, daß ſie nicht reif ſeyen zum Dienſt Gottes und der Satan ihrer Bemühungen ſpotte." — Er ſprach ſeine Anſicht von Kaiſer Carl's Regierung aus: „daß Carl bekrieget wird, iſt kein Wunder. Er wird auch nimmermehr kein Glück haben und fremder Bosheit Strafe leiden müſſen; ein unglücklicher Jüngling, der zu Worms die Wahrheit, durch böſe Räthe verführt, offenbar verworfen. Er wird auch Deutſchland in ſein Unglück verwickeln, weil es ſeiner Gottloſigkeit beigeſtimmt; der Herr aber wird die Seinen kennen." — „Es iſt Zeit, wider den Satan zu beten mit höchſten Kräften; ſo gar nimmt er ſich vor eine heilloſe Tragödie gegen Deutſchland; und ich fürchte, der Herr läßt es ihm zu." Mit beſonderer Aufmerkſamkeit nahm er ſich Wittenberg's an und zugleich mit der ſchönſten Selbſtverläugnung: „Mich freut, daß Wittenberg zunimmt, vornemlich darum, weil ſie in meiner Abweſenheit wächſet — daß es der Gottloſe ſieht und knirſcht und ſein Verlangen zu Schanden wird." Ein dringender Wunſch von ihm war, Melanchthon, obgleich kein Geiſtlicher, möge ſich bereden laſſen, deutſche Predigten oder Vorträge für Laien zu halten, theils



Luther überſetzt die heilige Schrift

weil er auf Melanchthon Alles hielt, theils um die alte chriſtliche Freiheit auch in dieſer Beziehung wieder einzuführen. Und dabei hatte er doch auch für unbedeutende Gegenſtände ſo viel Aufmerkſamkeit, daß er ſchrieb, was man einer Wöchnerin und ihrem Kinde für Geſchenke von ihm geben ſollte.

Und endlich iſt noch jene große, verdienſtvolle, ſegensreiche Arbeit Luther's zu nennen, die er auf der Wartburg zwar nicht vollendete, aber mit großem Eifer und Fleiß begann: die Ueberſetzung der Bibel. Wirklich wurde er auch in ſeinem Patmos mit der Uebertragung des neuen Teſtaments fertig. Ueber dieſe für die Reformation ſo wichtige Arbeit iſt noch beſonders zu ſprechen; hier mußte ſie wenigſtens genannt werden, da einmal ziemlich allgemeine Vorausſetzung iſt: die Bibelüberſetzung ſey die Frucht von Luther's Gefangenſchaft, und ſo die deutſche Bibel und Wartburg in dem Gedanken des Volks nothwendig zuſammengehören. In der That iſt es merkwürdig, daß die Wartburg, der Schauplatz des berühmten Sängerkriegs, der jedenfalls eine für die deutſche Poeſie wichtige Epoche bezeichnet, auch die Wiege eines Werks iſt, das als das Fundament der jetzigen deutſchen Proſa betrachtet werden kann.

Die Rückkehr nach Wittenberg.

Der Aufenthalt auf der einſamen Burg, wozu er ſich gleich Anfangs nur ungern verſtanden hatte, ward Luther'n nachgerade mehr und mehr zuwider und eine Qual für ſeinen raſtloſen kühnen Geiſt. Vergebens, daß er in Begleitung eines umſichtigen Ritters, der ihn vor Unbedachtſamkeiten warnte, die ihn hätten verrathen können, manche Ausflüge in die umliegenden Orte machte und daß er ſogar einmal, wenn anders der Bericht zuverläſſig iſt, insgeheim einige Tage in Wittenberg bei Amsdorf zubrachte, um ſich von dem Zuſtande der Dinge genauer zu unterrichten: jede neue Kunde von günſtigen oder ungünſtigen Vorfällen weckte in ihm das dringende Verlangen, ſich in Perſon wieder auf den Plan zu begeben und an dem Werk mitzuarbeiten, wozu er den Grund gelegt hatte. Die nächſte Veranlaſſung aber, die ihn ſo gewaltig nach Wittenberg zog, daß er nicht mehr widerſtehen konnte, waren die aus einem Uebermaß und einer Entartung des von ihm entzündeten evangeliſchen Freiheitsgeiſtes entſtandenen Bewegungen und Unruhen theils in

Wittenberg, theils an andern Orten. Unvermeidlich war es, daß die von Luther aufgeſtellten Sätze von evangeliſcher Freiheit auch von manchen trüben oder hitzigen Köpfen mißverſtanden und auf die Spitze getrieben wurden, daß, was er ganz in religiöſem Sinne unternommen hatte, von Andern weltlich und politiſch gedeutet und hier und dort, nachdem das drückende Joch abgeſchüttelt war, ſofort zu dem andern Extrem einer wilden Zügelloſigkeit übergeſprungen wurde. In der Stadt Zwickau waren ſchon 1521 Leute aufgeſtanden, welchen Luther nicht weit genug zu gehen, nicht gründlich genug zu reformiren ſchien. Sie verwarfen die Kindertaufe, und weil ſie ſich unmittelbarer göttlicher Offenbarungen rühmten, nannte man ſie, oder ſie ſich ſelbſt, die neuen Propheten. Es waren theils gelehrte, theils auch ungelehrte Leute. Drei davon kamen, als man ſie wegen erregter Unruhen von Zwickau auswies, nach Wittenberg, und von dieſen nahm ſogar Melanchthon Einen, Marx Stübner, zu ſich in ſein Haus auf. Als ſie Aufſehen zu machen begannen, mochte Melanchthon ſelbſt nicht mehr wohl bei der Sache zu Muthe ſeyn und er ſchrieb Ende des Jahrs 1521 an den Churfürſten: „Ich habe ſie ſelbſt vernommen, ſie geben Wunderdinge von ſich aus, nämlich ſie ſeyen mit heller Stimme von Gott zu lehren geſandt, haben ganz vertrauliche Geſpräche mit Gott, ſehen zukünftige Dinge und kurz ſie ſeyen prophetiſche und apoſtoliſche Männer. Wie ſehr mich ſolches bewege, kann ich nicht wohl beſchreiben. Ich habe in Wahrheit wichtige

Urſachen, daß ich ſie nicht verachten ſoll, dann daß in ihnen Geiſter ſeyen, erſcheinet aus vielen Gründen, wovon aber Niemand leichtlich ein Urtheil fällen kann, als Martinus. Wenn nun das Evangelium und der Kirchen Ehre und Friede in Gefahr ſtehet, ſo iſt auf alle Weiſe dahin zu trachten, daß dieſe Leute mit Martino zu reden kommen, da ſie ſich zumal auf ihn berufen.“ Der Churfürſt aber wollte die Sache in religiöſer Beziehung minder wichtig finden, als ſie ihm in politiſchem Betracht anſtößig war und er meinte, man habe ſich nur wohl zu hüten, daß nicht auch in Wittenberg gleicher Tumult entſtehe wie in Zwickau. Luther aber könne man wegen der großen Gefahr jetzt nicht zurück rufen und ſey genug, daß ihn der Churfürſt ſofern ſchütze, daß er nicht unverhöret leiden müſſe; im Uebrigen liege ihm ob, dem Kaiſer als ſeinem Herrn zu gehorſamen. Doch ſetzte er hinzu: „wenn ich die Sachen recht verſtände: eh' ich wollte mit Wiſſen wider Gott handeln, eh' wollt' ich einen Stab in meine Hand nehmen und davon gehen.“ — Melanchthon aber zog über die Sache Luther zu Rath. Dieſer ließ ſich darüber ſo vernehmen: „Für's erſte billige ich nicht Deine Schüchternheit, ſintemal Du am Geiſt ſowohl als an Gelehrſamkeit mehr vermagſt als ich. Wenn nun die Propheten von ſich ſelbſt Zeugniß ablegen, ſo muß man ihnen nicht ſofort das Ohr leihen, ſondern nach dem Rath des Johannes die Geiſter prüfen. Ihr habt den Rath des Gamaliel, noch zuzuſehen, denn noch hab' ich nicht gehört, daß ſie etwas geredet oder gethan hätten, das nicht auch der Satan leiſten und ihnen gleich thun könnte. Du aber forſche an meiner Statt nach, ob ſie ihre Berufung können beweiſen. Denn Gott hat nie Keinen geſandt, ohne daß er entweder von einem Menſchen berufen oder durch Zeichen wäre beſtätigt geweſen, nicht einmal den Sohn. Auch die Propheten haben vor Zeiten nach Geſetz und Ordnung ihr Prophetenamt überkommen. Ich wollte gänzlich nicht, daß man ſie annähme, wo ſie verſichern, daß ſie durch bloße Offenbarung berufen ſeyen. Das gehört zum öffentlichen Lehramt. Aber Du prüfe auch privatim ihren Geiſt und forſche, ob ſie erfahren haben jene geiſtlichen Beängſtigungen und göttliche Wiedergeburt, Tod und Hölle. Wenn Du lauter Anmuthiges, Ruhiges, Liebreiches und Gottſeliges von ihnen zu hören bekommſt, ſo miß ihnen keinen Glauben bei, ob ſie ſich gleich in den dritten Himmel erhöben. Es redet nicht alſo unmittelbar (wie ſie es nennen) die göttliche Majeſtät, daß der Menſch ſie ſehe, ja es heißt: es wird mich kein Menſch ſehen und leben. Nicht einen kleinen Funken von ſeiner Rede kann unſre Natur ertragen. Deßhalb redet er durch Menſchen, weil wir Alle nicht könnten ſeine Rede hören.“ — An Spalatin aber ſchrieb er: „Siehe auch zu, daß nicht unſer Herr ſeine Hände beflecke mit dem Blut der neuen Zwickauer Propheten!“ An Amsdorf ſchrieb er: „Durch die Zwickauer Propheten laßt Euch nicht ſo ſchnell bewegen! Ihr habt ja Zeugniſſe der Schrift, die Euch ſicher machen, daß Ihr nicht ſündiget, ſo Ihr ſie hinausſchiebet und zuerſt die Geiſter prüfet, ob ſie aus Gott ſind. Inzwiſchen wird Gott an die Hand geben, was zu thun iſt. Mir wahrlich iſt das dem erſten Anblick nach gar verdächtig, daß ſie ſich der Geſpräche mit der göttlichen Majeſtät rühmen.“ Und doch verkannte Luther keineswegs die Gefahr, welche ſeinem Werke von dieſer Seite her drohte. Er habe immer erwartet, äußerte er, daß der Satan den Punkt der Taufe benützen werde, Tumult zu erregen. Nun geſchehe dieß nicht durch die Papiſten, ſondern in ihrer eigenen Mitte thue ſich dieß gefährliche Schisma hervor; doch werde Chriſtus bald den Satan unter ihre Füße bändigen. Schlimm war es, daß dieſe neuen Propheten Luther's alten Freund und Collegen Carlſtadt mit ſich fortriſſen, einen excentriſchen, leidenſchaftlichen Kopf, deſſen Eifer und Gelehrſamkeit Luther ſehr anerkannte, aber gegen deſſen unklares Weſen er ſich öfters ausgeſprochen hatte. Neuerlich hatte Carlſtadt geheirathet (jedoch mit unnöthigem Aufſehen und Schauſtellung), Luther dieſen Schritt gebilligt und ſein Hochzeitgeſchenk nachzutragen verſprochen. Aber nun begann Carlſtadt allerlei Unordnungen, gewaltſame Aenderungen des Gottesdienſtes, drängte ſich in die Schloßkirche, an der er nicht angeſtellt war, ließ die Leute ohne Beichte und unvorbereitet zum Nachtmahl gehen, warf die Bilder aus den Kirchen und machte, wie ein Bericht ſagt, lauter unnöthige Dinge hieraus, ohne ein Auge auf die Schwachen zu haben oder die Leute zuvor gründlich zu unterrichten. Dieß Verfahren hätte die Gemüther dem Reformationswerk ganz entfremden müſſen und Luther konnte es nun nicht mehr in ſeinem Gewahrſam aushalten. Am 17ten Januar 1522 ſchrieb er: „ich höre täglich ärgere Dinge. Ich werde allerdings hiernächſt, wenn Gott will, zurückkehren, und wo nicht zu Wittenberg, doch anderswo mich aufhalten und wandern, denn dieß erheiſchet der Sache Nothdurft. Der Churfürſt darf ſich meinethalben nicht bekümmern, wiewohl ich wünſchte, daß entweder er meinen Glauben oder ich ſeine Macht hätte.“ Gedrungen von den ſehnſüchtigen Wünſchen ſeiner Freunde nach ſeiner Rückkehr und ſelbſt entzündet von Eifer, dem überhandnehmenden Unfug zu ſteuern, machte er ſich, unbekümmert um den Willen ſeines Fürſten, am dritten März 1522 von ſeinem Gewahrſam auf, entſchloſſen, frei und offen auf den Plan zu treten, was auch für ihn daraus entſtehen möge. Er ſetzte auch den Churfürſten, jedoch erſt unterwegs, von Borna aus, von dem gethanen Schritt in Kenntniß, durch einen Brief, der, wiewohl er eigentlich ein Entſchuldigungsſchreiben ſeyn ſollte, doch einen ſo gewaltigen Schwung bekam, daß darin nicht mehr die Sprache eines ſich entſchuldigenden Unterthanen, ſondern eines Mannes weht, der alle Rückſichten der Welt überwunden hat und nur ſich und ſeinem Gott Rechenſchaft ſeiner Thaten ſchuldig iſt. „Durchlauchtigſter Hochgeborner Churfürſt, Gnädigſter Herr! Euer Churfürſtlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken iſt mir zukommen auf Freitag zu Abend, als ich auf morgen, Sonnabend, wollt' ausreiten. Und daß es Euer Churfürſtlichen

Gnaden auf's allerbeſte meine, darf freilich bei mir weder Bekenntniß noch Zeugniß, denn ich mich deß, ſoviel menſchliche Erkundigung giebt, gewiß achte. Wiederum aber, da ich's auch gut meine, dünkt mich, ich wiſſe es aus höherer, denn aus menſchlicher Erkundigung; damit aber iſt nichts gethan. Was ich geſchrieben habe, iſt aus Sorgen geſchehen, daß ich Eure Churfürſtliche Gnaden wollte tröſten, nicht meiner Sach halben, davon ich zumal keinen Gedanken hatte, ſondern des ungeſchickten Handels halben, nämlich zu Wittenberg, zu großer Schmach des Evangelii durch die Unſern entſtanden. Mich hat der Jammer alſo zertrieben, daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns iſt, hätte ich verzagt an der Sache. Alles, was bisher mir zu Leide gethan iſt in dieſer Sache, iſt Schimpf und nichts geweſen. Ich wollt's auch, wenn's hätte ſeyn können, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es iſt alſo gehandelt, daß wir's weder vor Gott, noch vor der Welt verantworten können und liegt doch mir auf dem Halſe und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir von Herzen wehe." — „Von dieſer Sache, gnädigſter Herr, antworte ich alſo: Euer Churfürſtliche Gnaden weiß, oder, weiß ſie es nicht, ſo laß ſie es ihr hiemit kund ſeyn: daß ich das Evangelium nicht von Menſchen, ſondern allein vom Himmel durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum habe, deß ich mich wohl hätte mögen, (wie ich denn hinfort thun will,) einen Knecht und Evangeliſten rühmen und ſchreiben. Daß ich mich aber zu Verhör und

Gericht erboten habe, iſt geſchehen, nicht daß ich daran zweifelte, ſondern aus übriger Demuth, die Andern zu locken. Nun ich aber ſehe, daß meine zu viele Demuth gelangen will zur Niedrigung des Evangelii und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Handbreit räume, muß ich aus Noth meines Gewiſſens anders dazu thun. Ich habe Eurer Churfürſtlichen Gnaden genug gethan, daß ich dieſes Jahr gewichen bin, Euer Churfürſtlichen Gnaden zu Dienſt. Denn der Teufel weiß faſt wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan hab. Er ſahe mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß ſoviel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern ſind, wäre ich dennoch unter ſie geſprungen mit Freuden. Nun iſt Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und ſintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durch's Evangelium hat gemacht freudige Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben den Reichthum der Zuverſicht, daß wir dürfen zu ihm ſagen: Herzliebſter Vater! kann Euer Churfürſtliche Gnaden leicht ermeſſen, daß es ſolchem Vater die höchſte Schmach iſt, ſo wir nicht ſowohl ihm vertrauen ſollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgens Zorn ſeyen. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn dieſe Sache zu Leipzig alſo ſtände, ſo wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich (Euer Churfürſtlichen Gnaden verzeih' mir mein närriſch Reden) neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein Jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieſer iſt. Er hält meinen Herrn Chriſtum für einen Mann, aus Stroh geflochten, das kann mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber Euer Churfürſtlichen Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georgen habe nicht nur einmal gebeten und geweinet, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal beten und weinen, darnach nimmermehr. Und bitte, Euer Churfürſtliche Gnaden wolle auch helfen bitten und bitten laſſen, ob wir das Urtheil könnten von ihm wenden, das, ach Herr Gott, auf ihn dringet ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georgen ſchnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit wäre ausgericht. Solches ſey Euer Churfürſtlichen Gnaden geſchrieben, der Meinung, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden wiſſe, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Churfürſten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Euer Churfürſtlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wollte Euer Churfürſtlichen Gnaden mehr ſchützen, denn ſie mich ſchützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Euer Churfürſtliche Gnaden könnte und wollte ſchützen, ſo wollt' ich nicht kommen. Dieſer Sachen ſoll noch kann kein Schwerdt rathen oder helfen; Gott muß allhie allein ſchaffen, ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen. Dieweil ich denn nun ſpüre, daß Euer Churfürſtliche Gnaden noch gar ſchwach iſt im Glauben, kann ich keinerleiwege Euer Churfürſtliche Gnaden für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte. Daß nun auch Euer Churfürſtliche Gnaden begehrt zu wiſſen, was ſie thun ſolle in dieſer Sachen, ſintemal ſie es achte, ſie hab' viel zu wenig gethan? antwort' ich unterthäniglich: Euer Churfürſtlichen Gnaden hat ſchon allzuviel gethan und ſollte gar nichts thun! Denn Gott will und kann nicht leiden Euer Churfürſtlichen Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelaſſen haben, deß und kein anders; da mag ſich Euer Churfürſtliche Gnaden nach richten. Glaubt Euer Churfürſtliche-Gnaden dieß, ſo wird ſie ſicher ſeyn und Friede haben; glaubt ſie nicht, ſo glaube doch ich und muß Euer Churfürſtlichen Gnaden Unglauben laſſen ſeine Qual in Sorgen haben, wie ſich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will Euer Churfürſtlichen Gnaden folgen, ſo iſt Euer Churfürſtliche Gnaden vor Gott entſchuldigt, ſo ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menſchen ſoll Euer Churfürſtliche Gnaden ſich alſo halten: nämlich der Oberkeit, als ein Churfürſt gehorſam ſeyn und Kaiſerliche Majeſtät laſſen walten in Eurer Churfürſtlichen Gnaden Städten und Ländern, an Leib und Gut, wie ſich's gebührt nach Reichsordnung, und ja nicht wehren noch widerſetzen, noch Widerſatz oder irgend ein Hinderniß begehren der Gewalt, ſo ſie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt ſoll Niemand brechen noch widerſtehen, denn alleine der, der ſie eingeſetzt hat: ſonſt iſt's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, ſie werden der Vernunft gebrauchen, daß ſie Euer Churfürſtlichen Gnaden erkennen werden, als in einer höhern

Wiegen geboren, denn daß ſie ſelbſt ſollte Stockmeiſter über mich werden. Wenn Euer Churfürſtliche Gnaden die Thore offen läßt und das freie churfürſtliche Geleit hält, wenn ſie ſelbſt kämen mich zu holen oder ihre Geſandten, ſo hat Euer Churfürſtliche Gnaden dem Gehorſam genug gethan. Sie können ja nichts Höheres von Euer Churfürſtlichen Gnaden fordern, denn daß ſie den Luther wollen bei Euer Churfürſtlichen Gnaden wiſſen. Und das ſoll geſchehen ohne Euer Churfürſtlichen Gnaden Sorgen, Thun und einiger Gefahr. Denn Chriſtus hat mich nicht gelehrt, mit eines Andern Schaden ein Chriſt ſeyn. Werden ſie aber ja ſo unvernünftig ſeyn und gebieten, daß Euer Churfürſtliche Gnaden ſelbſt die Hand an mich lege, ſo will ich Euer Churfürſtlichen Gnaden alsdann ſchon ſagen, was zu thun iſt. Ich will Euer Churfürſtliche Gnaden vor Schaden und Gefahr ſicher halten an Leib, Gut und Seele, meiner Sachen halben, es glaub's Euer Churfürſtliche Gnaden oder glaub's nicht. Hiemit befehle ich Euer Churfürſtliche Gnaden in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir auf's ſchierſte reden, ſo es noth iſt. Denn dieſe Schrift hab' ich eilend abgefertigt, daß nicht Euer Churfürſtlichen Gnaden Betrübniß erführe von dem Gehöre meiner Ankunft: denn ich ſoll und muß Jedermann tröſtlich und nicht ſchädlich ſeyn, will ich ein rechter Chriſt ſeyn. Es iſt ein anderer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich faſt wohl und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Euer Churfürſtliche Gnaden glaubte, ſo würde ſie Gottes Herrlichkeit ſehen. Weil ſie aber noch nicht glaubt, hat ſie auch noch nichts geſehen. Gott ſey Lieb' und Lob in Ewigkeit. Amen.“

Wie aber Luther auch in dieſer ernſten Zeit ſeine freudige Stimmung behalten, davon zeugt ein erhaltener Bericht des Reformators von St. Gallen, Keßler, welchen, damals einen Jüngling, wie er eben in Geſellſchaft eines Freundes auf die Univerſität Wittenberg reiſen wollte, ein günſtiges Geſchick mit Luther in Jena zuſammenführte. Sie kamen bei üblem Wetter in der Faſtnacht daſelbſt an, wurden in allen Herbergen abgewieſen und fanden endlich in einem Wirthshaus vor dem Thore, im ſchwarzen Bären, ein Unterkommen. Da fanden ſie einen Mann bei dem Tiſche allein ſitzend und ein Büchlein vor ihm liegend, der grüßte ſie freundlich, hieß ſie hervor zu ihm an den Tiſch ſitzen (ſie hatten ſich wegen ihrer verunreinigten Kleider im Hintergrund gehalten), bot ihnen zu trinken, daß ſie es ihm nicht abſchlagen konnten. Nachdem ſie ſeine Freundlichkeit vernommen, ſetzten ſie ſich zu ihm und beſtellten auch eine Maaß Wein und boten ihm auch wieder einen Trunk, meinten aber nicht anders, als er wäre ein Ritter, da er nach Landes-Gewohnheit daſaß in einem rothen „Schlepli“, in bloßen Hoſen und Wamms, ein Schwerdt an der Seiten, mit der rechten Hand auf des Schwerdtes Knauf, mit der andern das Heft umfangend. Bald fieng er an zu fragen nach ihrer Heimath und ſagte ihnen, ſie treffen in Wittenberg Landsleute. Darauf fragten ſie ihn um Luther und ſeinen dermaligen

Aufenthalt. Er antwortete: „Ich hab' gewiſſe Kundſchaft, daß der Luther jetzmal nicht zu Wittenberg iſt. er ſoll aber bald dahin kommen;“ rühmte ihnen dann die Gelehrſamkeit und Vorleſungen des Melanchthon. Die beiden erklärten ihren Entſchluß, nicht ruhen zu wollen, bis ſie Luthern geſehen und gehört, da ſie ſeinetwegen die Fahrt unternommen von Baſel her. Nun erkundigte ſich Luther angelegentlich, wie es dort ſtehe und was Erasmus mache. Sie gaben ihm Auskunft, wunderten ſich aber gar ſehr, daß er von Melanchthon, Erasmus, von Griechiſcher und Hebräiſcher Sprache redete und wollte ſie bedünken, er wäre eine andere Perſon, denn ein gemeiner Reiter. Darauf erkundigte ſich der Unbekannte: was man im Schweizerland von dem Luther halte? „Es ſind“ erwiederten ſie, „mancherlei Meinungen; einige können ihn nicht genugſam erheben und Gott danken, daß er ſeine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, Etliche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer und vor allem die Geiſtlichen.“ Sprach er: „Ich verſehe mich wohl, das ſeyen die Pfaffen.“ Die beiden fanden ſofort auch, daß das Büchlein ein hebräiſcher Pſalter war, ſprachen ihren Wunſch aus, dieſer Sprache kundig zu ſeyn, und er ermunterte ſie, nur Fleiß anzuwenden, ſo werde es gehen, auch er begehre darin weiter zu kommen und übe ſich täglich. — Der Wirth hatte das Verlangen der beiden Reiſenden nach Luther vernommen, trat an den Tiſch und ſagte: „Liebe Geſellen, Euch wäre es gelungen, wo Ihr vor zwei Tagen hier wäret geweſen, denn hier iſt er an dem Tiſch geſeſſen und an dem Ort!“ Sie ärgerten ſich, daß ſie, wegen der ſchlechten Wege, dieß verſäumt hatten, doch ſprachen ſie ihre Freude darüber aus, wenigſtens in dem Haus zu ſeyn, wo er geweſen war. Der Wirth gieng lachend weg, rief nach einer Weile den Keßler hinaus, und vertraute ihm, weil er in ihm einen Treuen erkannt habe, das ſey der Luther, der bei ihnen ſitze. Aber dieſer meinte, der Wirth treibe ſeinen Spaß mit ſeinem Verlangen, den großen Mann zu ſehen, worauf der Wirth es betheuerte, doch ihn bat, nicht dergleichen zu thun, als kennte er ihn. Heimlich raunte es Keßler ſeinem Freunde zu, aber der meinte, er habe Luther ſtatt Hutten verſtanden und auch jener ließ ſich von ihm bereden.

Mittlerweile kamen zwei Kaufleute, die auch da übernachteten und hatte der eine ein uneingebundenes Buch. Luther fragte, was es wäre; die Antwort war: „Doktor Luther's Auslegung etlicher Evangelien und Epiſteln, erſt neu gedruckt und ausgangen; habt Ihr die noch nicht geſehen?“ Luther verſetzte: „Sie ſollen mir auch bald werden.“ — Als der Wirth die Geſellſchaft zum Eſſen lud, baten die beiden, wohl ziemlich ſparſam mit Geld verſehenen Schweizer, ihnen etwas Beſonderes zu geben. Aber der Wirth ſprach: „Lieben Geſellen, ſetzet Euch nur zu den Herren an den Tiſch, ich will Euch ziemlich halten.“ Und Luther, als er es hörte, ſprach er: „Kommet herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen.“ — Unter dem

Eſſen that er viel freundliche gottſelige Reden, ſo daß die Kaufleute und die Schweizer nur ſtaunten, mehr ſeiner Worte, denn aller Speiſen wahrnehmend. Unter anderm beklagte ſich Luther, wie jetzt die Fürſten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg von wegen Gottes Worts, dieſer ſchwebenden Händel und Beſchwerung deutſcher Nation halben verſammelt wären, aber nicht mehr auszurichten geneigt, denn gute Zeit mit köſtlichem Turnier, Schlitten, Unzuchten und Hoffarth zu verzehren, ſo doch bevor Gottes-Furcht und ernſtliche Bitte zu Gott dazu dienete. „Aber das ſind unſre chriſtlichen Fürſten!“ Von den Kaufleuten aber ſprach der Eine: „Ich bin ein einfältiger ſchlichter Laie, verſtehe mich auf die Händel nicht beſonders, das ſprech' ich aber, wie mich die Sache anſieht: ſo muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle ſeyn. Ich hab' auch Muth, noch zehn Gulden ihm zulieb zu verzehren, daß ich ihm beichte, denn ich glaube, er möchte und könnte mein Gewiſſen wohl unterrichten.“ „Indem kam“ fährt die Erzählung fort, „der Wirth neben uns, ſprach heimlich: Habt nicht Sorge um die Zehrung; Martinus hat das Nachtmahl für Euch ausgerichtet. Das freute uns ſehr, nicht des Gelds und Genieß wegen, ſondern daß uns dieſer Mann gaſtfrei gehalten hatte.“ Als die Kaufleute hinausgiengen, dankten ſie ihm und ließen ſich merken, daß ſie ihn für Hutten hielten, was er aber verneinte. Lächelnd erzählte er dem Wirth, daß man ihn in dieſer Nacht zum Edelmann machen wolle, nämlich zum Ritter Ulrich von Hutten. Der Wirth ſagte: „Ihr ſeyd es nicht, aber Martinus Luther!“ — Da lächelte er mit ſolchem Scherz: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, ich ſollte wohl bald Markolfus werden!“ Darauf trank er ihnen aus einem Bierglas zu, bot ihnen aber dann ein Weinglas, weil ihnen das Bier ungewohnt ſey, nahm Abſchied, bot ihnen die Hand und trug ihnen Grüße nach Wittenberg auf. Sie erkundigten ſich, von wem ſie die Grüße ausrichten ſollten, darauf ſprach er: Saget nicht mehr denn: der kommen ſoll, läßt Euch grüßen, ſo verſtehen ſie die Worte bald. — Die Kaufleute erfuhren auch, daß der Gaſt Luther ſey, bedauerten, daß ſie ſich ungeſchickt geäuſſert über ihn und baten ihn am andern Morgen, ihnen nicht zu zürnen. Er erwiederte: wenn ſie, ihrem Vorſatz getreu, nach Wittenberg kämen, dem Luther zu beichten, würden ſie ſehen, ob er der Martinus Luther ſey, und darauf ritt er, ohne ſich weiter zu erkennen zu geben, nach Wittenberg zu.

Der Churfürſt ließ geſchehen, was er nicht ändern konnte, zumal da Luther's Zurückkunft in Wittenberg große Freude und Frohlocken erregte, und wenigſtens unmittelbar zur Herſtellung der Ruhe wirkte. Doch ſchickte er den Juriſten Hieronymus Schurf an ihn ab, dem er auftrug, neben Vermeldung ſeines gnädigen Grußes, mit ihm zu reden und handeln, daß er an ihn, den Churfürſten, ein Schreiben richte und darin anzeige, aus was Urſach und Bedenken er ſich wieder gen Wittenberg gethan und daß ſolches ohne fürſtliche Zulaſſung geſchehen, mit Anzeige, daß er Niemand zur Beſchwerung ſeyn wolle. Die Schrift möchte ſo geſtellt werden, daß man ſie öffentlich zeigen könne und die ganze Sache ſolle Schurf geheim halten. Auch ſolle Luther, aus etlichen bewegenden Urſachen, in der Schloßkirche nicht predigen. Schurf berichtete bald dem Churfürſten, daß er mit dem würdigen Martino Luther, zu dieſer Zeit wahrhaftigem Apoſtel und Evangeliſten Chriſti, gehandelt und von ihm die begehrte Schrift erhalten habe, worin er ſeine allerdings wohl gegründeten Urſachen zur Rückkehr namhaft mache. Aus dem Brief Luther's hier einige Stellen: „Ich habe faſt wohl bedacht, daß es möchte Euer Churfürſtlichen Gnaden billig beſchwerlich ſeyn, ſo ich ohne Euer Churfürſtlichen Gnaden Willen und Zulaſſen mich wiederum gen Wittenberg wenden würde; ſintemal es ein ſcheinlich Anſehen hat, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden und allem Land und Volk eine große Fahr entſtehen möchte; zuvor aber mir ſelbſt, als dem, der durch päbſtlich und kaiſerlich Gewalt verbannet und verdammt alle Stunden des Todes gewarten müßte. Wie ſoll ich ihm aber thun? Urſach dringt und Gott zwingt und ruft: es muß und will alſo ſeyn; ſo ſey es alſo im Namen Jeſu Chriſti, des Herrn über Leben und Tod.“ Er thue es nicht aus Verachtung Kaiſerlicher Majeſtät Gewalt oder des Churfürſten oder irgend einer Oberkeit, ſondern 1) weil er ſchriftlich berufen worden mit großem Flehen und Bitten von der gemeinen Kirche zu Wittenberg. 2) Weil zu Wittenberg in ſeiner Abweſenheit der Teufel ihm in ſeine Hürden gefallen und etliche Stücke zugericht, die er mit keiner Schrift habe ſtillen können. 3) „Daß ich mir übel fürchte und ſorge, ich ſey deß leider nur allzugewiß für einer großen Empörung in deutſchen Landen, damit Gott deutſche Nation ſtrafen wird. Denn wir ſehen, daß dieß Evangelium fällt in den gemeinen Mann trefflich, und ſie nehmen fleiſchlich auf, ſehen, daß es wahr iſt und wollens doch nicht brauchen.“ — „Ich muß jetzt thun, was ich ſehe und weiß zu thun. Denn das ſoll E. Ch. F. G. wiſſen und gewiß ſich darauf verlaſſen: es iſt viel anders im Himmel, denn zu Nürnberg beſchloſſen; und werden leider ſehen, daß die, ſo jetzt meinen, ſie haben's Evangelium gefreſſen, wie ſie noch nicht haben das benedicite geſprochen.“ — „Ich hoffe, mein Herr Chriſtus ſey unſerer Feinde mächtig, und werde mich vor ihnen wohl ſchützen können, ſo er will. Will er aber nicht, ſo geſchehe ſein lieber Wille; es ſoll doch an mir E. Ch. F. G. kein Fahr noch Leid geſchehen, das weiß ich fürwahr.“

Dieſem legte Luther einen Zettel bei, worin er bittet, wenn dem Churfürſten dieſe Form nicht gefalle, ihm ſelbſt eine beliebige ſtellen zu laſſen; er habe aber auch nichts dagegen, wenn ſein letzter Brief bekannt werde, weil er nichts handle, das er nicht am Tag möchte leiden und anſehen laſſen. Der Churfürſt war mit dem Schreiben Luther's im Ganzen zufrieden; nur mußte die Stelle: daß es im Himmel anders beſchloſſen ſey als zu Nürnberg, dahin abgeändert werden: als auf Erden; die Erwähnung der Aufforderung der Kirche zu Wittenberg an Luther'n wegbleiben und dem Kaiſer das Prädicat Allergnädigſter gegeben werden.

Luther ließ es ſich gefallen, doch konnte er folgende Aeußerungen an Spalatin nicht unterdrücken: „Ich ſchicke hiermit den Brief an den Churfürſten; wie nun derſelbe viele Kennzeichen ſeines zaghaften Unglaubens darinnen an den Tag gegeben, mit welcher Schwachheit Geduld zu haben iſt, ſo verdreußt mich das einige Wort, daß ich den Kaiſer meinen allergnädigſten Herrn nennen muß, da die ganze Welt weiß, daß er mir höchſt ungnädig iſt und über dieſen offenbaren Betrug wird Jedermann lachen. Ich will aber doch lieber verlachet und eines Betrugs beſchuldigt werden, als der Schwachheit des Churfürſten widerſtehen; mein Gewiſſen aber befriedige ich alſo, daß es der Gebrauch ſey, den Kaiſer als mit ſeinem ordentlichen Titel alſo zu nennen, wenn er gleich Einem ganz ungnädig und gram iſt. Denn ich haſſe über die Maßen den Betrug und habe bisher genug nachgegeben; es will einmal Zeit ſeyn, Freimündigkeit zu gebrauchen.“

Acht Tage hintereinander predigte Luther in Wittenberg mit Macht gegen die gewaltthätige Bilderſtürmerei und unbeſonnene Neuerungsſucht, wozu die Zwickauer und Carlſtadt angereizt hatten, und es verdienen manche Stellen aus dieſen Predigten, die im Ganzen doch gemäßigt und der Abſicht, Frieden zu ſtiften, angemeſſen waren, hier angeführt zu werden. In den beiden Stücken, daß alle Menſchen Kinder des Zorns ſeyen, und daß die Erlöſung in Rechtfertigung durch den Glauben komme, in dieſen beiden Stücken ſpüre er bey den Wittenbergern keinen Mangel und ſie ſeyen lauter und rein gepredigt worden. „Zum dritten müſſen wir auch die Liebe haben und durch die Liebe einander thun, wie uns Gott gethan hat durch den Glauben, ohne welche Liebe der Glaube nichts iſt. Allhier, lieben Freunde, an dieſem Stück iſt es faſt gefehlet und ſpüre an Keinem irgend eine Liebe, und merke faſt wohl, daß ihr Gott ſeyd undankbar geweſen. Ich ſehe und merke, daß Ihr wohl könnet und wiſſet zu reden von der Lehre, die Euch gepredigt iſt, welches nun kein Wunder iſt, ob ihr gleich viel davon könnet reden. Kann man doch ſchier einen Eſel lehren ſingen; ſolltet Ihr denn nicht auch ſo viel lernen, daß Ihr die Wörtlein und Lehre ſolltet nachreden! Aber Gottes Reich ſtehet nicht in der Rede oder in den Worten, ſondern in der Kraft und in der That. — Zum Vierten iſt uns auch Noth die Geduld. Allhier, lieben Freunde, muß nicht ein jeglicher thun, was er Recht hat, ſondern muß ſich auch ſeines Rechtes verzeihen und ſehen, was ſeinem Bruder nützlich und förderlich iſt. In den Worten Pauli (1. Cor. 9, 19—23) iſt uns fürgeſchrieben, wie wir, die wir nun den Glauben von Gott empfangen haben, uns gegen Jedermann halten ſollen, nemlich uns nach unſers Nächſten Schwachheit lenken. Denn wir ſind nicht alle gleich ſtark im Glauben. Ich habe einen ſtärkern Glauben denn etliche unter euch. Etliche unter Euch haben einen ſtärkern Glauben denn ich. Darum müſſen wir nicht auf uns und unſern Glauben allein ſehen, ſondern ſollen auf unſern Nächſten ſehen, daß wir uns nach ihm richten und ihn mit unſerer Freiheit nicht beleidigen. — Ich hätte es nicht ſo weit getrieben als geſchehen iſt, wenn ich hier geweſen wäre. Die Sache iſt wohl gut an ihr ſelber, aber das Eilen iſt zu ſchnelle, denn auf jener Seite ſind auch noch Brüder und Schweſtern die zu uns gehören, die müſſen noch herzugebracht werden.“ — „Es haben alle die geirret, die dazu geholfen und bewilligt haben, die Meſſe abzuthun, nicht daß es nicht gut wäre geweſen, ſondern daß ſie nicht ordentlich abgethan iſt; du ſprichſt: es iſt recht aus der Schrift; ich ſage es auch, aber wo bleibt die Ordnung? Denn es iſt in einem Frevel geſchehen, ohne alle Ordnung, mit Aergerniß des Nächſten. Darum habt Ihr Unrecht gethan, daß Ihr ſolch ein Spiel ohne mein Geheiß und Zuthun habt angefangen und mich nicht auch zuvor darum gefragt. — Macht mir nicht aus dem Frey ſeyn ein Muß ſeyn, wie Ihr jetzt gethan habt, auf daß Ihr nicht vor diejenigen, ſo Ihr durch Eure liebloſe Freiheit verleitet habt, Rechenſchaft müßt geben.“ — „Man muß der Leute Herz zum erſten fahen, welches dann geſchieht, wenn ich Gottes Wort treibe, predige das Evangelium, verkundige den Leuten ihren Irrthum — wenn man ihm alſo thäte, ſo fiele heute dem das Wort ins Herz, morgen einem Andern und wirkete alſo viel, daß ſich Einer nun müßte gefangen geben und ſchuldig achten, daß er hierinne geirrt hätte und gienge hin und fiele von ihm ſelbſt von der Meſſe. Das Wort hat Himmel und Erden und alle Dinge geſchaffen, daſſelbige Wort muß es hier auch thun und nicht wir armen Sünder. Summa Summarum, predigen will ich's, ſagen will ich's, ſchreiben will ich's; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich Niemand; denn der Glaube will willig und ungenöthiget ſeyn und ohne Zwang angenommen werden. Nehmet ein Exempel an mir. Ich bin dem Pabſt, dem Ablaß und allen Papiſten entgegengeſtanden, aber mit keiner Gewalt, mit keinem Frevel, mit keinem Stürmen, ſondern Gottes Wort habe ich allein getrieben, geprediget und geſchrieben; ſonſt habe ich gar nichts dazu gethan. Daſſelbige Wort, wenn ich geſchlafen habe oder bin guter Dinge geweſen, hat ſo viel zu wege gebracht, daß das Pabſtthum ſo ſchwach und ohnmächtig worden iſt, daß ihm noch nie kein Fürſt und Kaiſer ſo viel hat können abbrechen. Ich habe es nicht gethan; das einzige Wort von mir geprediget und geſchrieben hat ſolches Alles ausgerichtet. Wenn ich auch hätte mit Gewalt und Ungemach hierinnen gefahren, ich ſollte wohl ein ſolch Spiel angefangen haben, daß Deutſchland dadurch wäre in groß Blutvergießen kommen. Aber was wäre es? Ein Narrenſpiel wäre es geweſen und ein Verderbniß an Leib und Seele. Ich bin ſtille geſeſſen und habe das Wort laſſen handeln.“ — „Ihr habt gehört, daß man Keinen mit den Haaren dazu oder davon ziehen ſoll, ſondern das Wort frei predigen und wirken laſſen, ohne unſer Zuthun, was es ſoll und will. Denn ich kann keinen gen Himmel treiben oder mit Knitteln zuſchlagen. Das iſt, meine ich, grob genug davon geſagt; ich halte auch, Ihr habt's zu guten Maßen auch wohl verſtanden, hoffe auch, Ihr werdet darnach thun.“ — „Ehlich werden, Bilder abthun, Mönche und Nonnen werden, Mönche und Nonnen aus den Klöſtern gehen, Fleiſch eſſen und nicht eſſen am Freitag und was dergleichen Stück mehr ſind: alle dieſe Dinge ſind frei und müſſen von Niemand verboten werden; werden ſie aber verboten, ſo iſt es unrecht. Kannſt du ſolche Dinge halten ohne Beſchwerung deines Gewiſſens, ſo halte ſie immerdar; kannſt du aber nicht, ſo laß es anſtehen, auf daß du nicht in größere Beſchwerung falleſt. Es iſt nicht genug, daß du ſprechen kannſt: der oder der hat's gethan, mein Nachbar iſſet Fleiſch am Freitag, darum habe ich auch geſſen. Es muß ein jeglicher in dieſem Falle für ſich ſelbſt ſtehen.“ — „So iſt nun das die Summa davon: Was Gott frei gemacht hat, das ſoll frei bleiben; darum muß ſich ein jeglicher halten, daß er ſeinen Nächſten nicht ärgere und er auch wider ſeinen Glauben und Gewiſſen nicht handle.“ — „Um die Bilder iſt es auch ſo gethan, daß ſie unnöthig ſind; ſondern es iſt frei gelaſſen, ſie zu haben oder nicht zu haben. Wiewohl es beſſer wäre, wir hätten derſelbigen Bilder gar keine, um des leidigen vermaledeiten Mißbrauchs willen.“ — „Aber die Bilder zu zerbrechen und abzuthun (wo Mißbrauch getrieben wird,) ſoll man der Obrigkeit zu thun befehlen;“ — „Ihr ſollt merken, daß kein äußerlich Ding dem Glauben ſchaden mag, noch irgend ein Nachtheil zufügen könne; alleine darauf muß man Achtung haben, daß das Herz nicht an äußerlichen Dingen hange." — „Wenn wir Alles wollten verwerfen, deß man mißbraucht — was würden wir für ein Spiel zurichten? Es ſind viel Leute, die die Sonne, den Mond und das Geſtirn anbeten, wollen wir darum zufahen und die Sterne vom Himmel werfen, die Sonne und den Mond herabſtürzen? Ja wir werden es wohl laſſen! Der Wein und die Weiber bringen manchen in Herzeleid, machen viel zu Narren und wahnſinnige Leute; wollen wir darum den Wein wegſchütten und die Weiber umbringen? Ja wenn wir unſern nächſten Feind vertreiben wollten, der uns am allerſchädlichſten iſt, ſo müßten wir uns ſelbſt vertreiben und tödten. Denn wir haben keinen ſchädlicheren Feind, denn unſer eigenes Herz." — „Es iſt gewißlich der Teufel vorhanden; aber wir ſehen es nicht. Es muß einer gar eine gute Kohle haben, wenn man den Teufel will ſchwarz machen, denn er will auch gern ſchön ſeyn, wenn er auf die Kirchmeſſe geladen wird." — Ebenſo ſolle man ſich hinſichtlich der Speiſen halten, nur eſſen, was man mit voller Ueberzeugung eſſen könne, daß es erlaubt ſey, doch der im Glauben Schwächeren ſchonen. Ueber die mit der Meſſe und Nachtmahl vorgenommenen Veränderungen ſprach er ſich kräftig aus: „Ihr habt euch in dieſem Stücke grob vergriffen und an dieſem köſtlichen Schatz allzu frevelich gehandelt, daß auch nicht Wunder wäre, daß der Donner und Blitz hätte Euch in die Erde geſchlagen. Das Andere hätte Gott alles können leiden; aber mit dieſem Stück ſo frevelich zu handeln, das kann und mag er nicht leiden, indem daß Ihr einen Zwang und gemeine Ordnung habt gemacht, daß ein jeglicher zufahren ſoll und das Sacrament, den Leib und Blut Chriſti ſelbſt mit den Händen ſo thürſtiglich und ſo frevelich angreifen. Und werdet Ihr von dieſem Stück nicht abſtehen, ſo darf mich kein Kaiſer noch König noch ſonſt Jemand von hinnen jagen; ich will wohl ungetrieben ſelbſt von Euch laufen. Ich darf wohl und frei ſagen, daß mir meiner Feinde keiner, wiewohl ſie mir viel Böſes beigebracht, ſo viel Leide gethan hat, als eben Ihr meine Freunde, mit dieſem einzigen Stücke. Ihr habt mich hierinne recht getroffen." — „Wiewohl ich's gewiß dafür halte, das es von Nöthen ſey, dieß Sacrament zu nehmen unter beiderlei Geſtalten, nach der Einſetzung Chriſti unſers lieben Herrn, wie es die drei Evangeliſten und St. Paulus klärlich beſchrieben: dennoch ſoll man ſobald und plötzlich keinen Zwang daraus machen, bis daß Jedermann zuvor wohl unterrichtet ſey, auf daß ſich die Schwachgläubigen hierin auch nicht ärgern, ſondern das Wort ſoll man treiben, üben und predigen, darnach aber die Folge dem Wort heimſtellen."

Sehr weislich hatte Luther ſich in dieſen Predigten enthalten, einen Namen, z. B. Carlſtadt, zu nennen, ſondern ſich ganz an die Sache gehalten. Daher, wie er täglich predigte, wurde Alles ſtille und die ihn hörten, bewunderten ſeine beſondere Gabe, die vorgefallenen Sachen zu erklären, ſeine kräftigen Vorträge, und ſeine Tugend und Herzhaftigkeit und ſcheueten ſein Anſehen. So groß war ſeine Macht über die Gemüther, daß ihm, was gewiß ein ſeltner Fall iſt, gelang, die ſchon geſteigerten und erhitzten Geiſter wieder auf die Seite der Mäßigung herüberzuziehen und der minder weit gehenden Anſicht den Sieg zu verſchaffen, da ſonſt in den meiſten ähnlichen Fällen die keckſte und zügelloſeſte Anſicht die gemäßigtere zu verdrängen pflegt. Luther beſprach ſich auch perſönlich mit den Zwickauer Propheten (oder Schwarmgeiſtern), die mit ihm zuſammen zu kommen gewünſcht hatten, ganz ſanftmüthig in Anweſenheit Melanchthons, aber mit wenigem Erfolg und ohne daß Luther eine günſtigere Meinung von ihnen bekommen hätte: „Ich habe den Propheten Marx (Stübner) und die Zwickauer Propheten ermahnet und zurechtgewieſen, und ſie ſind im Unwillen geſchieden, und einer von ihnen hat ſich ganz wüthend geberdet, daß ich nie keinen wüthenderen Menſchen geſehen habe. So gar nicht hat können ihr Geiſt freundliche und brüderliche Ermahnung leiden. Aber dem Satan ſind wir offenbar auf die Spur gekommen.“ Didymus, ein Wittenberger, ließ ſich zurechtbringen, aber der heftige Carlſtadt wollte ſich nicht ganz zufrieden geben, doch verhielt er ſich zunächſt ruhig. Carlſtadt wollte eine Schrift gegen Luther herausgeben, Luther bat ihn privatim aufs dringendſte, es nicht zu thun, damit er nicht, gegen ſeinen Willen, genöthigt würde ihm feindſelig zu antworten. Carlſtadt betheuerte, er ſchreibe nichts gegen Luther, aber eine Schrift von ihm wurde vom Rector der Univerſität zurückbehalten und wie es ſcheint, der Druck nicht geſtattet. Luther verſicherte, daß er dieß nicht verlange, und Carlſtadt nicht fürchte. Wie er ſelbſt über ſeine damalige Lage dachte, erhellt am beſten aus einigen Briefen, wovon der eine an Johann Lange, worin er ſich entſchuldigt, daß er nicht nach Erfurt kommen könne; dann aus einem andern an Nikolaus Gerbel: „der Satan wüthet und die Nachbarn toben allenthalben und drohen mit weiß nicht wie vielen Tod und Höllen und nun hat ſogar meine Hürde alles faſt gar in Grund verderbt. Daher ich mich jetzt lebendig mitten in des Kaiſers und Pabſtes Grimm habe hineinwerfen müſſen, ob ich den Wolf aus dem Schaafſtall vertreiben möchte, bin alſo nun mit keinem Schutz als dem von oben verſehen, ſondern lebe mitten unter den Feinden, welchen von den Menſchen Macht gegeben iſt, mich zu jeder Stunde zu erwürgen. Ich tröſte mich aber alſo, daß ich weiß, Chriſtus ſey ein Herr über Alles, dem der Vater Alles unter ſeine Füße gethan, ohne Zweifel auch des Kaiſers Zorn und alle Teufel, welche nicht von den Schaafen ſind, die der Vater dem Sohn untergeben. Will er mich nun laſſen tödten, ſo tödte er in ſeinem Namen; will er aber nicht, Wer will mich erwürgen? Sehet Ihr nur zu, daß Ihr mit den Euern dem Evangelio mit Gebet beiſtehet. Denn ich ſehe, daß der Satan damit umgehe, daß er nicht allein das Evangelium vertilge, ſondern auch ganz Deutſchland mit ſeinem eigenen Blut überſchwemme.

Ach mit was für ſchrecklichen Dingen gehet er um! welche auch, wo ich mich nicht betrüge, nur allzugewiß bevorſtehen.“ — „Betet demnach, laſſet die Euern beten, ja laßt uns alle beten, denn es iſt Ernſt vorhanden, und der Teufel legt es auf uns an mit vnglaublicher Verſchlagenheit und äußerſten Kräften.“ Am ausführlichſten ſprach er ſich gegen Link aus: „der Satan iſt eingebrochen in meine Hürde hier und hat gelehrt die geiſtliche Freiheit anzuwenden auf's Fleiſch, und laſſen die Knechtſchaft der Liebe und mit hartnäckigen Spaltungen Alles zu verwirren. Carlſtadt und Gabriel ſind Urheber dieſer Ungethüme geweſen und Gabriel zwar gehet jetzt in ſich und iſt zu einem andern Menſchen geworden; Was der Andere werden oder thun wird, weiß ich nicht.“ — „Ich fürchte heftig, wenn die Fürſten fortfahren dem Tollkopf von Herzog Georg ihr Ohr zu leihen, es dürfte zu einem Aufruhr kommen, der in ganz Deutſchland alle Fürſten und Obrigkeiten verderbte und zugleich den ganzen Clerus mit hineinzöge; denn ſo halte ich von jener Sache. Das Volk iſt allerorten aufgebracht und hat die Augen offen; will nicht und kann nicht mit Gewalt hinuntergedruckt werden; der Herr iſt's, der das thut und dieſe Drohungen und hereinbrechenden Gefahren verbirgt vor den Augen der Fürſten, ja durch ihre Blindheit und Gewaltthätigkeit wird er das Maaß voll machen, ſo daß ich meine, Deutſchland ſchon in Blut ſchwimmen zu ſehen. Es ſtehet eine ernſte Sache bevor, und jener Tollkopf in Dresden fragt nicht nach der Wohlfahrt der Völker, wenn er nur ſeinen Wahnſinn und eingewurzelten Haß erſättiget. Und wenn du etwas vermagſt, wohlan ſo ſchaffe, daß durch Eure Rathsherrn die Fürſten beweget werden, glimpflich und ohne Gewalt zu beſchließen und zu handeln, daß ſie bedenken, wie die Völker nicht mehr ebenſo ſind, wie ſie bisher geweſen ſind; und ſie ſollen wiſſen, daß das Schwert zu Hauſe ganz gewißlich über ihrem Haupte hänge. Sie trachten darnach, wie ſie den Luther umbringen, aber der Luther trachtet wahrhaftig, wie ſie könnten erhalten werden. Nicht dem Luther, ſondern ihnen droht das Verderben, womit ſie umgeben; ſo gar nicht fürchte ich ſie. Und dieß achte ich fürwahr im Geiſte zu reden. Iſt's aber ja im Himmel beſchloſſen, daß ſolches weder mit Gebet noch Rath verhindert werden könne, ſo werden wir doch erhalten, daß unſer Joſias (darunter verſtand Luther den Churfürſten,) im Frieden zuvor zur Ruhe kommen und die Welt in ihrem verirrten Babel gelaſſen werde. Was Chriſtus im Sinne hat, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich in dieſer Sache noch nie einen ſo kühnen und ſtolzen Geiſt gehabt habe, als gerade jetzt. Und obgleich ich zu jeder Stunde mitten unter den Feinden preis gegeben bin der Gefahr des Todes, ohne allen menſchlichen Schutz: hab' ich doch in meinem Leben nie etwas ſo verachtet, wie die tollen Drohungen Herzog Georgs und Seinesgleichen. Und dieſer Geiſt, daran zweifle nicht, wird Herr ſeyn über Herzog Georgen und Alle, die gleicher Thorheit ſind. Ich ſchreibe dieſes früh, nüchtern, voll gottſeliger herzlicher Zuverſicht.

Mein Herr Chriſtus lebet und herrſchet und ich werde auch leben und herrſchen.“

Es konnte nicht anders ſeyn, als daß Luthers Bedeutung und Anſehen theils durch ſein feſtes, würdiges Benehmen in Worms, theils durch die ihm ſo glücklich gelungene Wiederherſtellung der Ordnung und des Friedens in Wittenberg, wo man ſich ſchon auf das Schlimmſte gefaßt gemacht hatte, auſſerordentlich wuchs, und er, ohne durch Amt oder Titel dazu berechtigt zu ſeyn, doch eine beinah entſcheidende und auch nie zu übergehende Stimme in Sachen der Religion und des Gottesdienſtes führte — eine Bedeutung, die ſich lediglich auf ſeine Geiſteskraft und Perſönlichkeit gründete und die eine Zeitlang ohne Widerſpruch anerkannt wurde. Die Grundſätze die er bei ſeiner Zurückkunft öffentlich ausſprach, von der Nothwendigkeit die Schwachen zu ſchonen, die Mißbräuche nicht mit Gewalt zu zerſtören, ſondern durch Unterweiſung und Ueberzeugung in den Gemüthern zu entwurzeln, das Aeußerliche im Gottesdienſt nicht zu hoch anzuſchlagen, ſondern auf Belehrung und Beſſerung durch das Wort hinzuarbeiten, waren vortrefflich und ſeine Anordnungen waren denſelben entſprechend. Die Meſſe, welche die Auguſtiner auf einem Capitel in Wittenberg reformirt hatten, geſtaltete er mit Mäßigung und Klugheit um, ſo daß ſie ihren urſprünglichen Zweck und Bedeutung wieder erhielt. Die Winkelmeſſen wurden von den Auguſtinern, wie ſchon erzählt, zur großen Freude Luther's abgeſchafft, aber wenig Freude hatte daran der Churfürſtliche Hof, der den Canzler

Brück nach Wittenberg ſandte, um die Sache zu unterſuchen. Der Prior des Kloſters und wenige Andere wollten die alte Weiſe beibehalten wiſſen, aber die meiſten Ordensbrüder widerſetzten ſich ihm, und eine Deputation der Univerſität, die ſich wie die ganze Stadt für die Sache intereſſirte, bat den Churfürſten, ſolchen Mißbrauch der Meſſe überall abzuſchaffen. Aber das Domkapitel widerſetzte ſich, beſonders weil dadurch die Einkünfte der Kirche nicht wenig geſchmälert wurden. Es wurde viel hin- und hergeſtritten, der Churfürſt mochte nicht gegen die Einen oder die Andern entſchieden ſich ausſprechen, fürchtete allzuweit um ſich greifende Neuerung, wollte aber nicht wehren, darüber zu disputiren, daß die Wahrheit an den Tag komme. Luther gab endlich dieſem Theil des Gottesdienſtes ſeine beſtimmte Form durch die Schrift: Weiſe, chriſtliche Meſſe zu halten. So kam in Wittenberg ſelbſt nach und nach Alles ins Geleis; aber der Geiſt der Unruhe und Uebertreibung, den Luther ſo glücklich beſchworen hatte, brach an vielen andern Orten noch gewaltiger und furchtbarer aus; Luther hatte von nun an nicht allein mit den Papiſten zu kämpfen, die immer noch, beſonders auf dem Reichstage und durch den Beiſtand des Kaiſers, das Uebergewicht der Macht behaupteten, ſondern er mußte ſeine Waffen auch gegen ſolche kehren, die ein und daſſelbe Ziel mit ihm zu verfolgen vorgaben, aber ſich rühmten, die evangeliſche Freiheit in ihrem vollen Umfang begriffen zu haben und ins Leben einführen zu wollen, während Luther, vom Geiſte verlaſſen, oder demſelben untreu, auf halbem Wege ſtehen geblieben ſey. Und endlich gerieth Luther in Widerſpruch mit einer ſehr großen und achtbaren Parthei, die im Weſentlichen ganz mit ihm einverſtanden, nur in Einem Punkte der Lehre von ihm abwich — eine Streitigkeit, die, an ſich ſchon zu bedauern, weil ſie ſo viele edle Kräfte verzehrte, auch politiſch die nachtheiligſten Folgen hatte, und deren Ausgleichung ſich am hartnäckigſten widerſetzt zu haben, Luther'n mit allem Rechte zum Vorwurf gemacht werden kann. In dieſer dreifachen Beziehung iſt Luther's Leben und Thätigkeit während des Zeitraums von ſeiner Rückkehr nach Wittenberg bis zum Reichstag in Augsburg im Jahr 1530 zu betrachten: ſeine antipapiſtiſche Reformationsthätigkeit; ſein Verhältniß zu den religiös-politiſchen Bewegungen der Zeit; ſeine Stellung zu den Sacramentirern oder den ſchweizeriſchen, zwingli'ſchen Theologen. So ſehr dieſe verwickelten Verhältniſſe Luther'n Gelegenheit und Aufforderung zu vielfacher Thätigkeit gaben und ſo bewundernswerth die Geiſteskraft iſt, die ſich ſo mannigfaltigen Anforderungen und Kämpfen gewachſen zeigte, kann man ſich doch nicht verhehlen, daß Luther, gleichſam nach verſchiedenen Richtungen gezogen, nicht mehr überall jene freudige und getroſte Zuverſicht zeigte, die er, ſo lang er es nur mit einem entſchiedenen Feinde zu thun hatte, ſo glänzend bewährte.

Allgemeine Ueberſicht der Ereigniſſe.

Statt daß die Reformation durch das Wormſer Edikt wäre unterdrückt worden, griff ſie gerade ſeit dieſer Zeit nur entſchiedener und mächtiger um ſich; die Umſtände geſtalteten ſich ſo, daß ſie, obgleich immer feindſelig angeſehen und bedroht, doch nicht kräftig angegriffen wurde und unter den auf ihre Erſtickung abgeſehenen Maaßregeln immer mehr Kräfte gewann. Freilich nicht bloß die Umſtände waren es, ſondern die Lebenskraft des neu erwachten Geiſtes ſelbſt, welche die Ungunſt der Macht überwand und unaufhaltſam vorſchritt. Wittenberg, wo der Churfürſt Friedrich, wiewohl mit Beſorgniß, der Sache den Lauf ließ, blieb der Mittelpunkt, und Luther, obgleich anfangs abweſend, die Seele der Reformation. Einige bedeutende Schritte jedoch, Aufhebung der Meſſe, die Einführung der Prieſter- und Mönchsehe, die doppelte Geſtalt im Abendmahl, giengen zunächſt nicht von Luther ſelbſt aus, ſondern erhielten, als freilich ſeiner Anſicht gemäß, nachher ſeine Billigung und Beſtätigung. Von der Wartburg zurückgekehrt, ergriff er wieder die Zügel, und ſelbſt die erklärteſten

Gegner der Reformation gewöhnten ſich nach und nach daran, es in der Ordnung zu finden, daß Luther, gegen den das Wormſer Edikt doch hauptſächlich gerichtet war, in Wittenberg lehrte, ſchrieb und predigte; jenes Edikt gerieth beinahe in Vergeſſenheit und wurde durch ſpätere Reichstags-Beſchlüſſe ſo gut wie außer Wirkung geſetzt. Werfen wir einen kurzen Blick auf den Verlauf der Dinge bis zum Augsburger Reichstag im Jahr 1530. Leo X. war am 1ſten December 1521 geſtorben und ein wohlgeſinnter Mann, ein Niederländer, als Hadrian VI., auf den päbſtlichen Stuhl gekommen. Dieſer konnte ſelbſt ſein Auge nicht gegen die Mißbräuche und das Verderben in der Kirche verſchließen, war aber deßhalb um nichts günſtiger gegen Luther und ſeine Sache geſinnt, ſondern erblickte in ſeinem Treiben nur freche und ketzeriſche Anmaßung, die man in keiner Weiſe dulden dürfe. Auf den Reichstag zu Nürnberg im November 1522 ſchickte er einen Nuntius mit Anweiſungen, welche von einem Pabſte gegeben zu ſehen, wirklich überraſchen und in Erſtaunen ſetzen mußte, die aber ebenſo ſehr als ein Beweis der Schwäche als des guten Willens ausgelegt werden konnten und von den Ständen auch wirklich mehr in jenem als in dieſem Sinne beantwortet wurden. Der Legat hatte ein wahres Sündenregiſter abzulegen und im Namen des Pabſts das Geſtändniß auszuſprechen, daß Alles in der Kirche, vom Haupt bis zu den Gliedern verdorben und voll der gröbſten Mißbräuche ſey; und habe ſich der neue Pabſt, der ſeine Würde nur ungern und aus Gehorſam gegen den göttlichen Willen angenommen, zur Aufgabe gemacht, eine Reformation der Kirche, welche unabänderlich noth thue, zu betreiben und bei ſeinem Hof den Anfang zu machen. Im Voraus jedoch machte er darauf aufmerkſam, daß es mit einer ſolchen Reformation nicht allzugeſchwind gehen könne und dürfe. Daneben aber ließ er auch den Ständen heftige Vorwürfe machen, wegen Nichtvollziehung der päbſtlichen Bullen und des Wormſer Edikts gegen die neue Lehre, und forderte ihre Vorſchläge, wie man derſelben am wirkſamſten begegnen könne. Jene Zugeſtändniſſe wurden von den Ständen, welche durch die Abweſenheit des Kaiſers um ſo freiere Hand hatten, begierig ergriffen und hundert Beſchwerden der deutſchen Nation gegenüber von dem päbſtlichen Stuhl zu Beſtätigung derſelben vorgebracht; die lutheriſche Lehre wurde zwar mißbilligt, aber die Nichtbefolgung des Wormſer Edikts eben mit jenen Mißbräuchen entſchuldigt und angeführt, daß man nicht ohne Gefahr von Aufſtänden der neuen Lehre habe wehren können. Das beſte Mittel, um dieſe Sache beizulegen, ſcheine, ein freies chriſtliches Concilium in Deutſchland zu berufen. Inzwiſchen wollten der kaiſerliche Statthalter und die Stände verſchaffen, daß der Tumult geſtillt würde, auch bei Churfürſt Friedrich zu Stande bringen, daß Luther nichts weiteres herausgebe, und die Prediger in ganz Deutſchland nichts als das wahre, reine und lautere Evangelium vortrügen und alles, was dem gemeinen Mann nicht zu wiſſen gut ſey, fahren ließen. Auch ſprach man ſich mit Schärfe gegen die verheiratheten Prieſter, ausgeſprungene Mönche und die Buchdrucker, die Alles ohne Unterſchied drucken, aus. — Luther's Wiedererſcheinen auf dem Schauplatz wollten zwar einige heftigere Gegner zu gewaltſamen Maaßregeln benützen, doch wurde dieß von der gemäßigten Mehrzahl hintertrieben, der Churfürſt ſelbſt aber wurde vom dem Pabſt unkluger weiſe durch tadelnde Briefe gereizt und beleidigt. Luther legte den Reichstagsbeſchluß ſehr günſtig aus in einem Sendſchreiben an den Statthalter und das Reichsregiment, und äußerte nur über die den beweibten Prieſtern und ausgetretenen Mönchen angedrohte Strenge ſein Bedauern; er glaubte darin auch zu finden, daß er bei dem bevorſtehenden Concilium des Banns und der Acht entledigt ſey; doch gelte ihm das gleich. — Vor der Hand war wenigſtens die ihm und dem Churfürſten drohende Gefahr beſeitigt. Der Pabſt aber, wie er in Deutſchland mit ſeinen Reformationsverſprechungen wenig Dank geerntet hatte, erntete bei den Römern, denen ſeine dem Legaten mitgegebene Inſtruktion bekannt wurde, den bitterſten Haß, ſo daß ſein ſehr bald, im September 1523, erfolgter Tod, häufig als Wirkung von Gift angeſehen wurde. Clemens VII., der franzöſiſchen Parthei ergeben, war ſein Nachfolger, was der Reformation in ſofern zu Statten kam, als er die Thätigkeit und Streitkräfte des Kaiſers in den erſten Jahren in Anſpruch nahm, durch ſeinen Bund mit Franz I. und den Venetianern gegen Carl V. Im Jahre 1524 waren die Stände wieder auf einen

Reichstag in Nürnberg verſammelt, wo es ziemlich verwirrt zugieng, wie dem Churfürſten von Sachſen, nach ſeinem frühzeitigen Abgang, deſſen Bevollmächtigter meldete, und wurde über den Türkenkrieg, die Beſchwerden, ein Concilium und die Religionsſachen in Deutſchland gehandelt. In dem Receß wurde, jedoch ohne daß Luther's Name genannt wurde, von den Ständen ausgeſprochen, daß ſie dem Wormſer Edikt, ſo viel ihnen möglich, nachkommen wollten und die Nothwendigkeit eines Concilium wiederholt anerkannt. Der Pabſt war mit dem Beſchluß nicht zufrieden und beklagte ſich beim Kaiſer, der von Spanien aus ein ſcharfes Mandat gegen die ihre Befugniſſe überſchreitende Anmaßung der Stände erließ. Aber eben ſo wenig war Luther mit dieſem neuen Beſchluß zufrieden und äußerte ſeinen Unwillen in einer ſpäter zu erwähnenden Schrift. In den Jahren 1524 und 1525 brach aus und wüthete in Deutſchland der Bauernkrieg, der die Sorge und Thätigkeit der papiſtiſchen Fürſten wie der der Reformation geneigten in Anſpruch nahm. Der Kaiſer kriegte inzwiſchen mit Franz I. von Frankreich und nahm ihn 1525 bei Pavia gefangen. Ende des Jahrs 1525 wurde ein Reichstag, als deſſen Zweck der Kaiſer in einem harten Ausſchreiben Ausrottung der lutheriſchen Ketzerei und Vollziehung des Wormſer Edikts bezeichnet hatte, in Augsburg angefangen und im Jahr 1526 in Speier fortgeſetzt. Der heftige Ton in dem Ausſchreiben veranlaßte die evangeliſchen Fürſten, ſich auch mehr zuſammenzuthun, und auf dem Reichstag kräftige

Vorſtellungen über die Unausführbarkeit jenes Edikts zu machen, ſo wie auf die Gefahren hinzuweiſen, welche aus harten Maaßregeln entſpringen könnten. Dieß hatte die Folge, daß man in Augsburg nur das Nürnberger Decret wiederholte und den Ständen wurde empfohlen, dahin zu trachten, daß in ihren Landen das Evangelium und Wort Gottes nach dem wahren Verſtand und Auslegung der von allgemeiner chriſtlicher Kirche angenommenen Lehre, ohne Aufruhr und Aergerniß gelehrt würde. Bis zum Reichstag in Speier wurde indeß von mehrern Fürſten ein Bündniß zu Torgau wider die Machinationen der geiſtlichen Stände geſchloſſen, worin ſie ſich verbindlich machten, einander, wenn ſie angegriffen würden, auf's treulichſte beizuſtehen und zu Magdeburg wurden noch weitere Glieder aufgenommen. Die Katholiſchen aber hatten ſich ſchon früher zu Regensburg vereinigt und die Haltung des Wormſer Edikts in ihren Ländern einander zugeſagt. Auf dem Reichstag in Speier vermochte die feſte Haltung der reformatoriſch geſinnten Stände ſo viel, daß in dem Reichstagsreceß das Kaiſerliche Begehren von Vollziehung des Wormſer Edikts abgelehnt, dagegen beſchloſſen wurde, eine Geſandtſchaft an den Kaiſer zu ſchicken, und ihn zu bitten, nach Deutſchland zu kommen und ein Concilium zu berufen. Mittlerweile aber ſolle ſich jeder Stand ſo verhalten in der Religionsſache, wie er es gegen Gott und den Kaiſer verantworten könne. Damit war nun freilich den Fürſten ziemlich freie Hand gelaſſen, aber die Unterthanen ganz und gar deren Willkür preis gegeben, und wie wenig guter Wille und Nachgiebigkeit von Seite der Katholiſchen hier mitgewirkt hatten, ſah man aus den ſpätern, geheimen und öffentlichen Anſtrengungen dieſer Stände. Unter jene iſt zu zählen die Verabredung eines Bundes gegen die der neuen Lehre geneigten Fürſten, zu Breslau, bekannt geworden unter dem Namen des Packiſchen Bundes. Im Jahr 1527 fand dieſe Zuſammenkunft ſtatt, von der wohl glaublich iſt, daß nichts Gutes gegen die Evangeliſchen im Schilde geführt wurde, wenn auch ungewiß und unwahrſcheinlich bleibt, daß der Bund ſchon ſo weit ſoll organiſirt geweſen ſeyn, als ein verrätheriſcher Beamter des Herzogs Georg von Sachſen, Otto v. Pack, der ſich zum Landgrafen von Heſſen begab, ausſagte und durch Documente zu beweiſen ſuchte. Der Zweck dieſes angeblich zwiſchen dem König Ferdinand und andern weltlichen und geiſtlichen Fürſten geſchloſſenen Bundes ſoll geweſen ſeyn, die Beſchützer der Reformation plötzlich zu überfallen. Die Exiſtenz deſſelben wurde nicht erwieſen, aber doch geglaubt, und die bedrohten Fürſten machten ernſtliche Kriegsrüſtungen, was ihnen vom Kaiſer ſtrenge Verweiſe zuzog. Mehr und mehr ſtellten ſich jetzt die beiden feindlichen Anſichten einander gegenüber und ſuchten ſich Feſtigkeit und Einheit zu geben; die Evangeliſchen beſonders hielten viele Zuſammenkünfte und Beſprechungen, namentlich ſeit dem Reichstag von Speier im Jahr 1529. Es wurde hier durch Stimmenmehrzahl beſchloſſen, daß der Kaiſer nochmals erſucht werden ſollte, binnen einem

Jahre entweder ein allgemeines Concilium oder eine Nationalſynode auszuſchreiben und ſelbſt dabei anweſend zu ſeyn. Bis dahin ſollten diejenigen Stände, die bisher bei dem Wormſer Edikt geblieben, auch dabei beharren und ihre Unterthanen dazu anhalten, bei den andern aber, bei welchen nicht ohne große Gefahr die neue Lehre zu heben, ſolle man fortan alle weitere Neuerung bis auf das Concilium, ſo viel möglich und menſchlich, verhüten. Die Lehre, ſo wider das heilige Sacrament des Leibes und Bluts Chriſti ſtreite, ſolle nicht angenommen oder öffentlich zu lehren verſtattet ſeyn. Die Aemter der Meſſe ſollen nicht abgethan und an den Orten, wo die neue Lehre überhand genommen, Niemand Meſſe zu halten oder zu hören verboten werden. Gegen die Wiedertäufer ſolle ein neues Kaiſerl. Mandat publicirt werden und in Beziehung auf die Prediger und Buchdrucker die früheren Beſchlüſſe gelten. Dieſem Beſchluß weigerten ſich die Anhänger der neuen Lehre beizutreten und führten an, daß dieſe Sache Gottes Ehre und unſre Seligkeit betreffe und ſich nicht ſo durch Stimmenmehrheit abmachen laſſe; daß man ihnen billigerweiſe nicht auferlegen könne, bis zu einem Concilium ihre Lehre abzuſchaffen; ſie können es nicht auf ihr Gewiſſen nehmen, daß Jemand an das Wormſer Edikt ſollte gebunden ſeyn. Unbillig ſey, daß ſie die Fortſetzung der Meſſe dulden ſollten, der Gegentheil aber die chriſtliche Nachtmahlsmeſſe nicht zugeben wolle; endlich ſey überhaupt das Wormſer Edikt nicht dienlich, Frieden und Ruhe zu erhalten. Sie verlangten daher, es ſolle bei dem letzten Speierer Reichstagsbeſchluß ſein Bewenden haben, oder möge man noch eine Erläuterung hinzufügen. Als ſie hiemit nicht durchdrangen, und der von einem Ausſchuß geſtellte Antrag durch Stimmenmehrheit zum Beſchluß erhoben wurde, legten ſie am 19. April 1529 eine förmliche Proteſtation ein, von welcher ſie den Unterſcheidungsnamen Proteſtanten erhielten. Sie erklärten darin außer dem ſchon Angeführten: der Gegentheil gebe ſelbſt zu, daß die evangeliſche Lehre in vielen Stücken billig ſey, daher Jeder leichtlich ermeſſen könne, daß ſie wider ihr Gewiſſen die rechte Lehre zu verwerfen, nicht einwilligen, noch ihre, ja auch nicht die chriſtlichen Gemüther des Gegentheils, mit ſo großem Aergerniß beſchweren können. Sie proteſtiren alſo öffentlich vor Gott, dem Erſchaffer, Erhalter, Erlöſer und Seligmacher und vor allen Menſchen und Creaturen, daß ſie für ſich, die Ihrigen und Allermänniglichshalben, in alle Handlungen und vermeint Abſchied, ſo in gemeldter und andern Sachen wider Gott und ſein heiliges Wort, aller Seelen Heil und gut Gewiſſen, auch wider den vorigen Speieriſchen Reichstag vorgenommen, beſchloſſen und gemacht worden, nicht hellen und willigen, ſondern aus angezeigten und andern redlichen Gründen für nichtig und unbündig halten, Kaiſerl. Maj. davon gründlichen Bericht thun, anbei aber ſich nach vorigem Speieriſchen Abſchied halten wollen. Dieſe Proteſtation unterſchrieben der Churfürſt Johann von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg, zwei Herzoge von Lüneburg, Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſt Wolfgang von Anhalt und 14 Reichsſtädte. Vermittlungsverſuche ſchlugen fehl und ſo wurde die Proteſtation in feſter Form aufgeſetzt und publicirt. Es iſt unverkennbar, wie auf dieſem Reichstage der neuen Religionspartheі der Muth und die Zuverſicht gewachſen und ſie ſich mit dem nicht mehr begnügten, womit ſie früher wohl vorlieb genommen hätten. — Auf dieſem Reichstag wurde auch eine Türkenhülfe beſchloſſen, denn ganz Ungarn war von denſelben überzogen und ſogar Wien belagert. Der Kaiſer aber war in Italien, und die Proteſtanten beſchloſſen, dahin eine Geſandtſchaft an ihn zu ſchicken. Sein Heer hatte im Jahr 1527 unter dem Connetable von Frankreich, Carl von Bourbon, Rom eingenommen und geplündert, und man erzählt, daß hier nicht die Deutſchen, ſondern ſpaniſche und italieniſche Soldaten im Uebermuth des Siegs beim Gelage Luthern als Pabſt ausgerufen. Auf dieſen Handſtreich, der ohne Vorwiſſen des Kaiſers ausgeführt worden, verſöhnte ſich der Pabſt mit Carl V., was natürlich den Proteſtanten höchſt unangenehm ſeyn mußte. Der Kaiſer ließ ſich im Jahr 1529 in Bologna vom Pabſt krönen und ſchrieb für das nächſte Jahr einen Reichstag nach Augsburg aus, wovon weitläufiger die Rede ſeyn wird.

Luther's Reformationswerk in Sachſen.

Unter beſtändiger Verſicherung ſeiner Theilnahmloſigkeit und ſeiner Unkunde in Beziehung auf die Religionsſachen, die er den Anfragen und Vorwürfen von Außen entgegenſtellte, ließ der Churfürſt Friedrich Luther'n ziemlich ungehindert gewähren, nur daß er von Zeit zu Zeit Mäßigung empfahl. Nach Wittenberg ſtrömte die Jugend aus allen Ländern zuſammen, um Luther und die ihm gleichgeſinnten ausgezeichneten Lehrer, beſonders auch Melanchthon, zu hören und den Samen der neuen evangeliſchen Lehre überall weiter auszuſtreuen. Bald war beſonders das Churfürſtenthum Sachſen ſo ziemlich davon durchdrungen. Dennoch mochte der alte Churfürſt zu entſchiedenen Schritten gegen das alte Kirchenthum ſich nicht entſchließen und noch ziemlich lange dauerten Luther's Klagen über die Meſſe in der Stiftskirche zu Wittenberg und Altenburg, und wiewohl er lange Geduld empfahl, meinte er doch nach etlichen Jahren, daß man jetzt mit den Schwachen genug Nachſicht gehabt, und daß jetzt nur noch die Hartnäckigen widerſtehen könnten, und durch die Schrift vom Greuel der Stillmeſſe müßten auch die Blödeſten überzeugt worden ſeyn. Der Churfürſt widerſetzte ſich auch einer Viſitation der Prediger durch die Biſchöfe nicht, welche den Zweck hatte, der neuen Lehre zu ſteuern. Aber die katholiſchen Biſchöfe mußten auf dieſer Viſitation, im Jahr 1522, durch die bitterſten und unabweislichſten Erfahrungen lernen, daß ſie ſich den Wirkungen von Luthers Predigten und Schriften und dem neuerwachten Geiſt überhaupt nicht mehr erfolgreich widerſetzen konnten. Aller Orten fanden ſie Geiſtliche, welche geheirathet hatten, die im evangeliſchen Geiſte der neuen Lehre predigten, die ſich weigerten, davon abzuſtehen und zur alten Einrichtung zurückzukehren, Männer, die ſie an theologiſcher Einſicht weit übertrafen und gegen welche die armen Biſchöfe um ſo weniger ausrichteten, als der Churfürſt ihnen ſeinen Beiſtand zu gewaltthätigen Maaßregeln verſagte, während ſie an dem Herzog Georg von Sachſen einen eifrigen Rückenhalter hatten. Im Jahr 1523 wurde vom Pabſt Hadrian VI. Benno, vor Zeiten Biſchof von Meiſſen, kanoniſirt, gleichſam um zu beweiſen, daß die Kraft, Heilige zu machen, noch nicht vom Pabſt gewichen ſey: aber auch dieſe Krafterweiſung hatte ihren Zauber verloren und gab nur dem Spott und der Verachtung neue Nahrung. Kräftige Worte ſprach darüber Luther in ſeiner Schrift: von dem neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meiſſen ſoll erhoben werden. — „Der Ruhm wäre wohl Schweigens werth geweſen und ſollten ſich nicht allein Meiſter Adrian Pabſt, ſondern Alle, die ſo faſt treiben und eilen mit des Benno Erhebung, ſich in ihr Herz ſchämen, wenn ein Funke chriſtlichen Verſtands in ihnen wäre, daß ſie daher beide in Büchern ſchreiben und in den Bullen erzählen, und öffentlich vor aller Welt anſchlagen die edle Tugend und Exempel des Benno, wie er ſich hat zum Pabſt Gregor VII. geſchlagen wider den Kaiſer Heinrich IV. und den Markgrafen von Meiſſen, ſammt dem Kaiſer verbannet, und darnach zum Pabſt entronnen — ich wollte ſagen Wallfarth gegangen. Hui das iſt eine ritterliche That; er ſollte billig nicht allein ein heiliger Biſchof, ſondern auch ein heiliger Ritter heißen, und mit eitel güldenen Hacken und Schaufeln erhoben werden. Ich will ſchweigen der Hiſtorien, die da mächtig zeigen, wie derſelbe Pabſt Gregorius VII. an dem Kaiſer Heinrich IV. gehandelt hat, als ein Verräther und Böſewicht, auch nach der Vernunft zu reden, und hetzete den Sohn wider den Vater und entſetzte ihn vom Kaiſerthum, ließ ihn ſo jämmerlich im Bann ſterben, und das alles nur um zeitlichen Guts, Pracht und Gewalt willen. Zu ſolchem Pabſt hat ſich der Benno geſchlagen, wie die Bulle von ihm rühmet, und den Pabſt in ſeiner Büberei geſtärkt. Und war nicht ſo viel Geiſtes in dem heiligen Mann, daß er hätte mögen erkennen, wie der Pabſt Unrecht thue, das Kind wider den Vater zu hetzen, dem Gott geboten hat, Ehre und Dienſt zu beweiſen.“ Anlaß zu Schriften gaben Luther'n die Hinrichtungen und Verfolgungen von Anhängern der neuen Lehre an manchen Orten, namentlich in den

Niederlanden; den Tod von zweien hat er in einer deutſchen Hymne gefeiert, ſodann die Verkündigung eines Ablaßjahres in Rom für 1525. Er ſchrieb eine Anleitung, die Taufe in deutſcher Sprache zu verrichten, weil ihn erbarmte, daß in vielen Fällen die Anweſenden gar nichts von der heiligen Handlung verſtehen ſollten. Im Jahr 1525 brachte es Luther zu Stande, daß in der Schloßkirche zu Wittenberg die neue einfache Weiſe des Gottesdienſtes eingeführt wurde, unter dem in dieſem Jahr zur Regierung gelangten Churfürſten Johann. Unter dieſem neuen Regenten war überhaupt ſein Einfluß bedeutend größer geworden. Ein chriſtliches Geſangbuch voll kräftiger deutſcher Lieder und Geſänge war ſchon im Jahr 1524 durch Luther's Bemühungen in Wittenberg erſchienen. Seine Schriften und Predigten über die Nichtigkeit der Mönchsgelübde und die Eheloſigkeit verfehlten ihre Wirkung nicht; ſein eignes Kloſter wurde von allen Mönchen verlaſſen, ſo daß nur der Prior und Luther zurückblieben, letzterer um nicht Anlaß zu der Verläumdung zu geben, er ſey aus dem Kloſter verjagt worden. Auch an vielen andern Orten wurden die Klöſter von Mönchen und Nonnen verlaſſen, worüber ſich Luther zwar ſehr freute, weil er die Gefahren des Kloſterlebens und den Wahn der beſondern Verdienſtlichkeit einer ſolchen Lebensweiſe ſehr hoch anſchlug und die Austretenden wie gerettete Seelen anzuſehen geneigt war; auf der andern Seite aber verhehlte er ſich auch nicht, daß gar Viele mit nicht beſſerer und lobenswürdigerer Geſinnung aus dem Kloſter giengen, als ſie hineingegangen waren, die etwa aus Trägheit und Faulheit das Mönchsleben gewählt hatten und nun aus Langeweile daſſelbe gern wieder verlieſſen. Wittenberg wurde überſchwemmt und er ſelbſt überlaufen von ſolchen entſprungenen Mönchen, die ihren Austritt ſchon als ein, Anſprüche auf Verſorgung begründendes Verdienſt angeſehen wiſſen wollten, die zu heirathen verlangten und doch, wie Luther ſelbſt klagte, zu gar nichts zu brauchen waren. Das waren nun freilich unerwünſchte Folgen von der Bekämpfung des Kloſterlebens durch Luther; aber dergleichen Mißbrauch und Mißverſtändniß hängt ſich überall dem Guten und Nützlichen an und Luther tröſtete ſich damit, daß es immerhin beſſer ſey, wenn ſolche Leute außerhalb der Klöſter ſeyen als darin. Im Jahr 1523 meldete er dem Spalatin die Entweichung einiger Nonnen aus ihrem Kloſter: „Es ſind zu mir gekommen jene neun abgefallenen Nonnen — ein armes Volk! ſie ſind von ehrſamen Torgauer Bürgern hergeführt worden, nämlich von Leonhard Koppe und deſſen Schwager und Wolf Tomitzſch, ſo daß kein übler Verdacht auf ihnen haftet. Mich erbarmt derſelben über die Maſſen, eben ſo ſehr aber auch der andern, die überall in ſo großer Menge zu Grund gehen durch jene verfluchte und unzüchtige Keuſchheit. Das Geſchlecht, für ſich ſo ſchwach und dem Manne durch die Natur, ja durch Gottes Willen verbunden, wird mit ſo großer Grauſamkeit abgeſondert und zu Grund gerichtet. O die Tyrannen! o die grauſamen Eltern und Verwandten in Deutſchland!

Aber dich, Pabſt und Euch Biſchöfe, wer vermöchte Euch nach Verdienſt zu verfluchen? Wer kann genug verwünſchen Eure Blindheit und Wütherei, welche dergleichen lehrt und begehrt? Doch dafür iſt hier kein Ort. Du fragſt, was ich mit ſelbigen anfange? Zuerſt will ich ihren Verwandten Kunde geben, daß ſie dieſelben aufnehmen. Wollen die nicht, ſo will ich ſorgen, daß ſie ſonſt unterkommen, denn es iſt mir von Einigen ſchon ein Verſprechen gegeben worden, und etliche will ich auch verheirathen, wenn ich kann.“ — Er nennt hierauf ihre Namen und darunter Catharina von Bora. — „Dieſe ſind es, welchen wahrhaft Barmherzigkeit noth thut, womit Chriſto gedient wird. Sie ſind aber gar wunderbarlich entkommen. Ich bitte dich nun, daß auch du ein Werk der Liebe thun wolleſt und für mich bei deinen Hofleuten ein wenig Geld bettleſt, daß ich ſie damit acht oder vierzehn Tage erhalte, bis ich ſie bequem ihren Verwandten oder meinen Verheißungsleuten übergeben kann. Denn meine Capernaiter (die Wittenberger) machen bei dem großen Reichthum des Worts, das ihnen täglich gepredigt wird, ſo große Fortſchritte, daß ich neulich auf meine eigene Perſon nicht zehn Gulden lehnweis erhalten konnte für einen armen Bürger.“ Im J. 1527 und 1528 wurde beſonders auf ſein Betreiben das höchſt nothwendige und erfolgreiche Werk einer Kirchenviſitation in den churfürſtlichen Landen vorgenommen, dem er ſich ſelbſt auch zum Theil unterzog. Zuvor hatte er vorgeſchlagen, um nichts zum Frieden Dienliches zu verſäumen, den betreffenden Biſchöfen den Antrag zu einer ſolchen Unterſuchung zu machen, zu der ſie ihr Amt verpflichte; dann aber, als dieß ohne Folge blieb, ſchrieb Melanchthon einen: Unterricht der Viſitatoren an die Pfarrherrn im Churfürſtenthum Sachſen; Luther ſah die Schrift durch, änderte Weniges daran und ſchrieb eine Vorrede dazu. Den Viſitatoren wurde in ihrer Inſtruktion von Seite des Fürſten zur Pflicht gemacht, denen von Adel, Stadträthen, Pfarrern, Diakonis, Schulmeiſtern und Ausſchuß des gemeinen Mannes vorzuhalten, welch' große Wohlthat Gott in dieſen letzten Zeiten dem Lande erzeigt, indem er das Licht ſeines heiligen Wortes angezündet. Zu beklagen ſey, daß Viele der Predigt des reinen Worts Gottes und dem rechten Gebrauch der heiligen Sacramente nicht ſtatt geben, ſondern die alten Mißbräuche mit Verachtung Gottes und ſeines heiligen Wortes beibehalten, ferner, daß unter denen, die daſſelbe angenommen, dennoch viele Gott ſchlechten Dank erweiſen und ihren Pfarrern und Predigern den verdienten Unterhalt nicht reichen, ſo daß zu beſorgen, Gott möchte um ſolches Undanks willen ſein Wort wieder wegnehmen. Die Viſitatoren ſollten ſich nach der Pfarrer Lehre und Leben erkundigen, dieſelben, wenn ſie in papiſtiſcher Finſterniß befangen und zu unwiſſend und untüchtig ſeyen, als daß man ihnen mit gutem Gewiſſen eine Pfarre anvertrauen könnte, und ſonſt ſich nicht ſelbſt ernähren könnten, mit hinlänglichem Unterhalt abſchaffen, an ihre Stelle aber fromme und gelehrte Männer ſetzen. Wenn ſie ſolche fänden, die Böſes lehreten, ſollen ſie ſie geradezu abſchaffen und nach Geſtalt der Sachen ſtrafen; und ebenſo diejenigen, die zwar recht lehren, aber ein gottloſes Leben führen; diejenigen aber, welche Beſſerung verſprechen, dulden oder verſetzen, Alle aber ernſtlich und treulich zur Reinheit des Wandels und der Lehre ermahnen. Die Prediger ſchädlicher Meinungen ſollten des Landes verwieſen werden, und „wo einige vom gemeinen Volk unrechte Meinung vom Glauben hegen, ſolle man ſelbige unterrichten, und wenn man ſie nicht zurecht bringen könnte, ihnen eine gewiſſe Zeit beſtimmen, binnen welcher ſie das Ihrige verkaufen und ſich anderswohin begeben könnten, mit Vorbehalt gebührender Strafe gegen die Widerſpenſtigen.“

Die Zahl der Pfarrer und Schulmeiſter ſolle, wo es die Nothdurft erfordere, gemehrt werden und außerdem wurden noch verſchiedene disciplinariſche und ökonomiſche Vorſchriften ertheilt.

Der Zweck des Unterrichts der Viſitatoren an die Pfarrherrn war: „ſie zu reizen, daß ſie ſelbſt in der Schrift forſchten. Sonſt würde ein groß Buch zu ſchreiben ſeyn und den Zänkiſchen Gelegenheit zum Diſputiren gegeben werden.“ Deßwegen wollte Luther ſtreitige Punkte und beſonders kanoniſche Geſetze von verbotenen Verwandſchaftsgraden bei der Ehe u. drgl. daraus weggelaſſen wiſſen. „Wie aber der Teufel kein göttlich und heilſam Werk ungeſchändet laſſe, ſo habe er auch bei dieſem gethan, ſo daß ſich die Feinde bereits rühmen, als fangen die Lutheriſchen ſchon an zu widerrufen, daher er beſchloſſen, dieſen Unterricht der Viſitatoren, wie er mit Fleiß von den dazu Deputirten zuſammengebracht worden, in Druck zu geben, wiewohl nicht der Meinung, als ſollte man damit neue Gebote ſtellen, oder neue Dekretales machen wollen, ſondern als eine Geſchichte und Bekenntniß unſers Glaubens, in Hoffnung, fromme und friedſame Pfarrer werden ſolchen Fleiß des Churfürſten und ihre Liebe und Wohlmeinung nicht ſtolz undankbarlich verachten, ſondern ohne Zwang aus Liebe ſich dieſer Viſitation unterwerfen, bis daß Gott der heilige Geiſt etwas Beſſeres geben werde. Die aber ſich muthwillig widerſetzen und ohne Grund ein ſonderliches machen wollen, dieſelben müſſe man wie Spreuen von der Tenne ſondern und um ihretwillen das Werk nicht ruhen laſſen.“ Luther ſelbſt viſitirte mit mehreren Gehülfen, geiſtlichen und weltlichen Standes, im Churkreis und Meiſſen; es waren der Viſitatoren im Ganzen über dreißig; alle ihre Berichte wurden in große Aktenbündel geſammelt; die Viſitationen dauerten über ein Jahr und der Churfürſt trug die ſämmtlichen Koſten. Man verfuhr gelinde auch gegen ſolche, die ſich nicht zum beſten anließen, und duldete die Mittelmäßigen. Unter hundert Pfarrern im Altenburgiſchen, wird berichtet, fanden ſich nur noch vier, die Meſſe nach katholiſchem Ritus hielten; aber bei zwanzig waren (wegen Unwiſſenheit) untauglich; viele aber hatten Concubinen und waren dem Trunke ergeben. Doch wurden nur wenige abgeſchafft; diejenigen, welche in Leben und Lehre

Beſſerung gelobten, behielten ihre Pfarren, mußten aber ihre Concubinen fortſchicken oder heirathen. Luther ſelbſt klagte in Briefen bitter über die Erfahrungen, die er bei ſeinen Viſitationen zu machen hatte: „Die Viſitation gewinnt Fortgang,“ ſchrieb er an Spalatin, „was müſſen wir da für Elend anſehen, und eben ſo arg oder noch ärger werden wir es bei dem ungeſchlachten Volk im Vogtland antreffen!“ An Amsdorf ſchrieb er: „Wir ſind Viſitatoren, d. h. Biſchöfe, und finden aller Orten Armuth und Mangel; möge der Herr Arbeiter ſenden in ſeine Erndte!“ Man mußte, theils aus Mitleiden, theils aus Mangel an tüchtigen Geiſtlichen, ſogar ſolche Pfarrer belaſſen, welche ihre Predigten nur aus der Poſtille ablaſen. Ohne Zweifel war es der Anblick dieſer geiſtlichen Bedürftigkeit, was Luther'n bewog, zum Nutzen der Schwachen ſeine Catechismen zu ſchreiben, die durch ihre Zweckmäßigkeit, Kürze, Einfachheit und Wärme ſo großen Ruhm erlangt und ſo viel Gutes gewirkt, nicht in Deutſchland allein, ſondern bei vielen andern Völkern, in deren Sprache ſie überſetzt wurden. Er hat darin, dieß Urtheil ſpricht gewiß den Geiſt ſeiner Schriften treffend aus, den Kern und Saft der göttlichen Wahrheit für die Einfältigen herrlich ausgedruckt, ſolche auch weder mit ſcholaſtiſchen Grillen noch ſchwulſtigen Redensarten der Myſtiker oder elenden Fabeln beflecket. — Weil für den Unterricht der Kinder beſtimmt, blieben die Catechismen rein von Bekämpfung abweichender Lehren. Die Vorreden zu den beiden

Catechismen enthalten treffliche, Luthern ganz bezeichnende Worte, deßwegen hier einige Proben. „Dieſen Catechismum oder chriſtliche Lehre, in ſolche kleine, ſchlichte, einfältige Form zu ſtellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche elende Noth, ſo ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Viſitator war. Hilf lieber Gott! wie manchen Jammer hab' ich geſehen, daß der gemeine Mann doch ſo gar nichts weiß von der chriſtlichen Lehre, ſonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherrn faſt ungeſchickt und untüchtig ſind zu lehren, und ſollen doch alle Chriſten heißen, getauft ſeyn und der heiligen Sacramente genießen; können weder Vater unſer, noch den Glauben, noch die zehen Gebot, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nun das Evangelium kommen iſt, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meiſterlich zu mißbrauchen. Darum bitte ich um Gottes willen euch Alle, meine lieben Herrn und Brüder, ſo Pfarrer oder Prediger ſind, wollet euch eures Amts von Herzen annehmen, und euch erbarmen über euer Volk, das euch befohlen iſt, und das helfen, den Catechismum in die Leute, ſonderlich in das junge Volk bringen, und welche es nicht beſſer vermögen, dieſe Tafeln und Formen für ſich nehmen und dem Volk von Wort zu Wort fürbilden, nämlich alſo: Auf's erſte, daß der Prediger vor allen Dingen ſich hüte und meide mancherlei oder anderlei Text und Form der zehn Gebote, Vater unſer, Glauben und Sacramente; ſondern nehme einerlei Form für ſich, darauf er bleibe und dieſelbige immer treibe, ein Jahr wie das andre; denn das junge und alberne Volk muß man mit einerlei Text und Formen lehren, ſonſt werden ſie gar leicht irre, wenn man heut ſo und über ein Jahr ſo lehret, als wollt man's beſſern und wird damit alle Mühe und Arbeit verloren. Darum erwähle dir, welche Form du willt, und bleib' dabei ewiglich. Wenn du aber bei den Gelehrten und Verſtändigen predigeſt, da magſt du deine Kunſt beweiſen und dieſe Stücke ſo bunt und kraus machen und ſo meiſterlich drehen, als du kannſt. Zum andern, wenn ſie den Text wohl können, ſo lehre ſie denn hernach auch den Verſtand, daß ſie wiſſen, was es geſagt ſey, und nimm abermal für dich dieſer Tafeln Weiſe oder ſonſt eine kurze einige Weiſe, welche du willt und bleibe dabei und verrücke ſie mit keiner Sylbe nicht und nimm dir die Weile dazu, denn es iſt nicht noth, daß du alle Stücke auf einmal fürnehmeſt, ſondern eins nach dem andern. Zum dritten wenn du nun ſolchen kurzen Catechiſmum gelehrt haſt, alsdann nimm den großen Catechismum vor dich und gieb ihnen auch reicheren und weiteren Verſtand; daſelbſt ſtreich' ein jeglich Gebot, Bitte, Stücke aus mit ſeinen mancherlei Werken, Nutz, Frommen, Fahr und Schaden, wie du das Alles reichlich findeſt in ſo viel Büchern davon gemacht. Und inſonderheit treibe das Gebot und Stück am meiſten, das bei deinem Volk am meiſten nothleidet. Inſonderheit treibe auch die Obrigkeit und Eltern, daß ſie wohl regieren und die Kinder zur Schule ziehen, mit Anzeige, wie ſie ſolches zu thun ſchuldig ſind und wo ſie es nicht thun, welch' eine verfluchte Sünde ſie thun, denn ſie ſtürzen und verwüſten damit beide Gottes und der Welt Reich." — „Die Fragen mag man nehmen aus den Zetteln, darauf der Catechismus kurz und ſchlecht gedruckt iſt, oder ſelbſt anders machen, bis daß man die ganze Summa des chriſtlichen Verſtands in zwei Stücke als in zwei Säcklein faſſe im Herzen, welche ſind Glaube und Liebe. Des Glaubens Säcklein habe zwei Beutlein; in das eine Beutlein ſtecke das Stück, daß wir glauben, wie wir durch Adams Sünde allzumal verderbt, Sünder und verdammt ſind. In's andre ſtecke das Stücklein, daß wir Alle durch Jeſum Chriſt von ſolchem verderbten, ſündlichen, verdammten Weſen erlöſet ſind. Der Liebe Säcklein habe auch zwei Beutlein; in das eine ſtecke dieß Stück, daß wir Jedermann ſollen dienen und wohlthun, wie uns Chriſtus gethan hat. In's andere ſtecke das Stücklein, daß wir allerlei Böſes gerne leiden und dulden ſollen. Wenn nun ein Kind beginnet ſolches zu begreifen, daß man's gewöhne, aus den Predigten Sprüche der Schrift mit ſich zu bringen und die Sprüche in die Säcklein und Beutlein zu ſtecken, wie man die Pfennige, Groſchen, Gülden in die Taſche ſteckt. Des Glaubens Säcklein ſey das gülden Säcklein, in das erſte Beutlein gehe der Spruch Röm. 5: An eines Einigen Sünde u. ſ. w. und der Pſalm 51., das ſind zween rheiniſche Gülden in das Beutlein. In das andre Beutlein gehen die ungariſchen Gulden, als der Spruch Röm. 4.: Chriſtus iſt um unſerer

Sünde u. ſ. w. und Joh. 4.: Siehe, das iſt Gottes Lamm u. ſ. w. Das wären zween gute ungariſche Gülden in's Beutlein. Und laſſe ſich hie Niemand zu klug dünken und verachte ſolch Kinderſpiel. Chriſtus da er Menſchen ziehen wollte, mußte er Menſch werden; ſollen wir Kinder ziehen, ſo müſſen wir auch mit ihnen Kinder werden.“ In der Vorrede zum großen Catechismus heißt es: „daß wir den Catechismum ſo faſt treiben und zu treiben begehren und bitten, haben wir nicht geringe Urſachen, dieweil wir ſehen, daß leider viel Pfarrherren und Prediger hierin ſehr ſäumig ſind, und verachten ihr Amt und dieſe Lehre; etliche aus großer hoher Kunſt, etliche aber aus lauter Faulheit und Bauchſorge. Ueber das ſchlägt mir zu das ſchändliche Laſter und heimliche böſe Geſchmeiß der Sicherheit und Ueberdruß, daß viel meinen, der Catechismus ſey eine ſchlechte geringe Lehre, welche ſie mit einem Male überleſen und dann alsbald können das Buch in den Winkel werfen und gleich ſich ſchämen, mehr darinnen zu leſen. Ja, man findet wohl etliche Rülze und Filze unter dem Adel, die fürgeben, man bedürfe hinfort weder Pfarrer noch Prediger, man hab's in Büchern und könne es von ihm ſelber wohl lernen, und laſſen auch die Pfarren getroſt fallen und verwüſten, dazu Beide, Pfarrherr und Prediger, weidlich Noth und Hunger leiden; wie ſich denn gebührt zu thun den tollen Deutſchen; denn wir Deutſchen haben ſolch' ſchändlich Volk und müſſen's leiden. Das ſag' ich aber für mich: ich bin auch ein Doktor und Prediger, ja ſo gelehrt und erfahren, als die Alle ſeyn mögen, die ſolche Vermeſſenheit und Sicherheit haben; doch thue ich wie ein Kind, das man den Catechismum lehret, und leſe und ſpreche auch von Wort zu Wort des Morgens und wenn ich Zeit habe die zehn Gebot, Vater-Unſer, Glauben, Pſalmen u. ſ. w. Und muß noch täglich dazu leſen und ſtudiren und kann dennoch nicht beſtehen, wie ich gern wollte und muß ein Kind und Schüler des Catechismi bleiben und bleib's auch gerne. Und dieſe zarten eckeln Geſellen wollen mit einem Ueberleſen flugs Doktor über alle Doktor ſeyn, alles können und nichts mehr bedürfen. Wohlan, ſolches iſt auch ein gewiß Anzeigen, daß ſie beide, ihr Amt und des Volks Seelen, ja dazu Gott und ſein Wort verachten, und dürfen nicht fallen, ſondern ſind ſchon allzugräulich gefallen; derhalben bitte ich ſolche faule Wänſte und vermeſſene Heiligen, ſie wollten ſich um Gottes willen bereden laſſen, und glauben, daß ſie wahrlich, wahrlich nicht ſo gelehrt und ſo hohe Doktores ſind, als ſie ſich laſſen dünken, und nimmermehr gedenken, daß ſie dieſes Stück ausgelernt haben." Zu einer beſondern Zuſchrift ermahnte Luther auch die Obrigkeiten in den Städten, für Einrichtung guter chriſtlicher Schulen Sorge zu tragen.

Luther iſt groß in ſeinem Gefahr und Tod verachtenden Kampfe gegen die Macht des Pabſts und Kaiſers und den Zorn aller Feinde; aber nicht minder groß iſt er, wenn er ſich mit ſeinem hohen und erleuchteten Geiſt zu dem Verſtändniß der Schwachen mild und erbarmend herabläßt und die Ergebniſſe ſeiner tiefſten Forſchungen in ſchlichteſter Form zu Nutz und Frommen der Einfältigen ausſpricht. Wenn er das Größte leiſtete, ſo wollte er deßhalb nicht das ſcheinbar geringe Andern zu thun überlaſſen; dieſelbe Hand, welche die päbſtlichen Schriften in's Feuer warf, ſchrieb die einfachen Fragen und Erklärungen des Catechismus; die Seele, die in Zorngluth entbrannte gegen die Verkehrer der chriſtlichen und evangeliſchen Wahrheit, entbrannte auch von Mitleid gegen jedes verwahrloſte Kind, deſſen unſterbliche Seele zu retten ihm mehr als aller Ruhm und Glanz der Welt galt. Das was er im Kleinen und Einzelnen that, und die herzliche menſchenfreundliche Art, womit er es that, muß als die unzweifelhafteſte Probe angeſehen werden von der Lauterkeit ſeines Strebens und ſeiner Geſinnung bei ſeinem Werk im Ganzen und Großen.

Gegen die entgegenkommende Bereitwilligkeit, deren ſich Luther im Churfürſtenthum Sachſen beſonders ſeit der Regierung Johann's zu erfreuen hatte, bildet einen ſcharfen Gegenſatz der heftige Eifer, womit der ſchon öfters genannte Herzog Georg von Sachſen in ſeinen Ländern überall der neuen Lehre feindſelig entgegentrat. Man iſt übrigens nach Allem wohl zu der Annahme berechtigt, daß er in gutem Glauben und aus feſter Ueberzeugung handelte, da er ſowohl für Religion viel Sinn hatte, als auch eine Reformation der Kirche wegen der von ihm eingeſehenen Mißbräuche eifrig und nachdrücklich wünſchte; aber für unrecht, unerlaubt und gefährlich mochte er es halten, daß eine ſolche von Einzelnen, durch ihre Stellung nicht dazu Berufenen tumultuariſch herbeigeführt werde und manche Punkte in Luther's Lehre ihm als unbegründete Neuerung erſcheinen. Er war es, der zu Nürnberg, als Luther's Rückkehr von der Wartburg bekannt wurde, auf Vollſtreckung des Wormſer Edikts antrug und ſeine Vettern auf's angelegentlichſte ermahnte, dem Ketzer doch nicht ferner Schutz zu gewähren und ihren Namen, ja ihr Fürſtenthum auf's Spiel zu ſetzen. Wie Luther ſeinerſeits den Herzog anſah, iſt ſchon erwähnt worden; er betrachtete ihn als ſeinen grimmigſten und wüthendſten Feind und dieß Verhältniß zwiſchen Beiden wurde immer ſchlimmer. Der Herzog verfolgte die neue Lehre in ſeinen Ländern, verbot beſonders die Luther'ſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments und verlangte deren Auslieferung, auf welche Befehle Luther in ſeiner Schrift, wie weit man der Obrigkeit Gehorſam ſchuldig ſey, Rückſicht nahm und ſich nicht eben ſchonend ausdrückte. Böſes Blut machte dann beſonders wieder ein Sendbrief Luther's an den frommen Ritter Hartmuth von Kronberg, einen Freund Sickingens, welcher nach dem Reichstag von Worms, empört über die Beſchlüſſe deſſelben, dem Kaiſer ſeinen 200 Dukaten ertragenden Dienſt aufſagte und ſehr freimüthige, kühne Schriften an und gegen den Pabſt erließ. Ueber dieſen Sendbrief wurde Luther von dem Herzog in einem Schreiben zur Rede geſtellt, ob er denſelben für den ſeinigen erkenne. Luther gab ihm darauf eine Antwort, „die ihm nicht gefallen ſollte,“ und worin er ihm erklärt, es ſey ihm gleichgültig, ob er den Brief für ſein Werk halte oder nicht. Neuen Anlaß zum Zorn gab Luther dem Herzog dadurch, daß er zur Flucht von dreizehn Nonnen aus ihrem Kloſter in den herzoglichen Landen behülflich war.

Nach dieſen Vorgängen mag es allerdings befremden, daß Luther im Jahre 1525 noch einen Verſuch machte, den Herzog durch gute Worte zu gewinnen; erklärt wird dieſer Schritt aber dadurch, daß der Landgraf Philipp von Heſſen, Georg's Schwiegerſohn, ſeit einiger Zeit ein entſchiedener Freund der lutheriſchen Lehre, gar ſehr wünſchte, auch ſeinen Schwiegervater auf ihrer Seite zu ſehen, und daß er deßhalb Luthern beredete, es noch einmal mit dem Herzog zu verſuchen. Luther willigte darein, wiewohl er ſich nicht viel Gutes davon ſcheint verſprochen zu haben. Er geſtand, den Herzog in manchen Schriften hart angetaſtet zu haben. Doch nicht in arger Meinung und Geſinnung, ſondern gleichwie die heilige Schrift auch oft hart laute und dann wieder ſanft rede. „So ich aber merke, daß Euer Fürſtliche Gnaden ſich gar nichts von der Ungnade wendet, ſondern immer fortfähret, bin ich zu Rathe worden, Euer Fürſtliche Gnaden noch einmal demüthig und freundlich zu erſuchen, mit dieſer Schrift; vielleicht zuletzt, denn mich's faſt anſiehet, als wollt' Gott unſer HErr, gar balde unſer ein Theil von hinnen nehmen, und die Sorge darauf ſtehet: Herzog Georg und der Luther müßten auch mit.“ Er verſichert, auch in ſeinen härteſten Schriften es beſſer mit ihm gemeint zu haben, als ſeine Schmeichler und Lobpreiſer. „So komme ich nun und falle mit Herzen Euer Fürſtlichen Gnaden zu Füßen und bitte auf's allerdemüthigſte, Euer Fürſtliche Gnaden wolle doch noch ablaſſen von dem ungnädigen Fürnehmen, meine Lehre zu verfolgen. Nicht daß mir viel Schaden möchte geſchehen, durch Euer Fürſtlichen Gnaden Verfolgung; ich habe nicht mehr zu verlieren, denn dieſen armen Madenſack, der doch nun täglich zu Grabe eilet. Und wenn ich ſollte meinen Nutz ſuchen, ſo kann mir nicht baß geſchehen, denn daß ich hart verfolgt werde. Denn wie trefflich mir die Verfolgung bisher genützt hat, kann ich nicht erzählen, daß ich billig meinen Feinden darum danken ſollt', und wenn mir Euer Fürſtlichen Gnaden Unglück lieb wäre, wollt' ich Euer Fürſtliche Gnaden weiter reizen und wünſchen, mich immer mehr zu verfolgen. Aber das iſt genug geweſen; nun iſt's Zeit, anders zu thun. Euer Fürſtliche Gnaden wolle nicht anſehen meine geringe Perſon, denn Gott hat auch einmal durch eine Eſelin geredet. Es wird doch weder Euer Fürſtliche Gnaden noch kein Menſch meine Lehre dämpfen noch hindern, ſie muß fort und ſoll fort, wie ſie denn auch bisher gethan hat, denn ſie iſt nicht mein. Allein iſt mir leid, daß ich ſehen ſoll, wie Euer Fürſtliche Gnaden ſo gräulich anläuft wider den Eckſtein Chriſtum, ſo doch Gott Euer Fürſtlichen Gnaden viel guter Tugend und Art in andern Sachen gegeben hat. Gott der Allmächtige gebe, daß ich zur guten Stunde komme und meine Schrift eine gnädige Statt finde in Euer Fürſtlichen Gnaden Herzen. Will aber hiemit für Gott und Euer Fürſtliche Gnaden mein Gewiſſen entſchuldiget haben, daß ich das meine gethan habe und alles noch zu thun und zu laſſen willig und bereit bin, was ich wüßte, daß Euer Fürſtlichen Gnaden wohlgefiele, ausgenommen meine Lehre; dieſelbe kann ich nicht laſſen für meinem Gewiſſen. Sonſt bitte ich und unterwerfe mich und ſuche Gnade, worin ich mich verwahrloset habe an Euer Fürſtlichen Gnaden mit Schriften oder Worten. Vergebe auch von Herzen Alles, was Euer Fürſtliche Gnaden wider mich gehandelt hat. — Und möchte vielleicht Euer Fürſtliche Gnaden inne werden, daß nicht ein gleich Ding ſey, wider den Münzer und wider den Luther ſtreiten. Es wäre mir aber lieber, Euer Fürſtliche Gnaden müßten das nicht erfahren. Ich halte mein Gebet ſtärker denn den Teufel ſelbſt; und wo das nicht wäre, ſollte es längſt anders um den Luther ſtehen; wiewohl man das große Wunder Gottes an mir nicht ſiehet noch merket. — Gott gebe, daß mir Euer Fürſtliche Gnaden gnädiglich und chriſtlich, mehr mit lebendiger That, denn mit todten Buchſtaben antworte.“ Es wurde ihm aber hierauf keine freundliche Antwort. „Wir wollen uns für das erſte bedingt haben, wiſſen uns auch bei Gott, unſerem Erlöſer, in unſerem Gewiſſen frei, dieweil wir jetzt von Dir mit Schriften gereizet, daß wir unſere Antwort nicht thun aus häſſigem Gemüthe, ſondern aus begierlichem Gemüthe, dich zu Erkenntniß Dein ſelbſt zu bringen, ohne einige Heuchelei. — Für das andre, ſo bedingen wir uns auch, daß wir, als ein Laie, mit Dir in Diſputation der Schrift gehen ſollen, daß wir deß nicht geſinnt ſind; alſo gedenken wir uns allein deß in dieſer Schrift zu gebrauchen, deß wir gewohnt, damit wir erzogen und umgangen, und auch nicht unchriſtlich und unrecht iſt. — Daß Du uns härtiglich wider die Ordnung göttlichen und evangeliſchen Geſetzes angetaſtet, daran iſt keine Unwahrheit; denn Du weißſt, wie Dir Gott geſagt hat, daß Du handeln ſollſt, wenn Du was wider Deinen Nächſten haſt. Du haſt uns aber ohne Wahrheit mit Namen, auch im Rücken als einen Tyrannen und Abgeſagten des Evangelii, mit ſchmählicher Zunamung unſerer Perſon, mit Verſprechung unſeres Leibes und Gemüthes, mit vielen leichtfertigen ſpitzfindigen Worten, welche Du in der Schrift, der Du ſolch' Dein Schelten vergleichſt, nicht funden, angeben. — Was iſt Dich Noth angangen, daß Du uns einen Lügner geſcholten, ſo Du doch Dein Tage keine Lüge von uns gehört! — Es iſt nicht weniger, ſolche Beläſtigung von Dir als einem begebenen, verurtheilten, erklärten Mann zu dulden iſt uns ſchwer gewest, und hält es nicht dafür, daß wir des alten Adams ſo wenig bei uns gefühlet, wo wir nicht gedacht, daß Gott denen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, ſondre Gnade verheißen und wir ihm deß hätten ergeben, wir wollten längſt dem Kind einen andern Vater gemacht haben, deß ſollteſt Du Dich mit all Deinen Apoſtaten nicht erwehret haben.“ Er könne einem Mann, der den Kaiſer ſo ſchmählich ſchelte und läſtere, nicht gnädig ſeyn. Wittenberg habe Luther zu einer Freiſtätte für alle Mönche und Nonnen gemacht, die aus ſeinen Landen entflohen und geſtohlene Güter mitgenommen. „Wir wollen Dir nicht bergen, daß wir Deiner Schriften erſtlich da ſie ausgangen, zum Theil guten Gefallen gehabt, haben auch nicht ungern gehört, daß die Diſputation zu Leipzig geſchehen, denn wir haben gehofft was Beſſerung der Mißbräuche unter den Chriſten. Wir ſind auch dabei geweſen, daß Du von Dr. Eck beſchuldiget als ein Patron der böhmiſchen Sekten. Das haſt Du die Zeit mit großer Ungeſtümigkeit heftig widerfochten; wiewohl Du Dich hören läſſeſt, einige des Huſſen Artikeln, darinne er verdammt, wären auf's chriſtlichſte. Es ſind auch bald darnach Schriften von Dir ausgangen, in welchen Du allen Irrthum Huſſens, Wicleff's und aller andern Pikharden lobſt und beſtätigeſt und alle unſere Vorfahren des heiligen Concilii zu Coſtnitz lächerlich verſchmäheſt. Sint deß ſind wir Deiner Meinung nie hold geweſen. — Aus Deinen Lehren und Deiner Jünger werden alle alten verworfenen Ketzereien wieder erneuet, aller ehrliche Gottesdienſt zerſtört. Wenn ſind mehr Sacrilegia geſchehen begebener Perſon, denn ſeit Deinem herfürgebrachten Evangelio? Wenn ſind mehr Empörungen wider die Obrigkeit geſchehen, denn aus Deinem Evangelio? Wenn ſind mehr Beraubungen armer geiſtlicher Häuſer geſchehen? Wenn ſind mehr

Dieberei und Räuberei geſchehen? Wenn ſind mehr verlaufene Mönche und Nonnen zu Wittenberg, denn jetzt gewest? Wenn hat man dem Ehemann die Weiber genommen und Andern gegeben, denn jetzt findet man es in Deinem Evangelium? Wenn ſind mehr Ehebruch geſchehen, denn ſeit Du geſchrieben? Dieß hat Dein Evangelium bracht, das Du unter der Bank herfürgezogen, und giebſt ihm wahrlich damit den rechten Namen, es ſollte wohl gut ſeyn, es läge noch darunter. Denn bringſt Du noch ein ſolches herfür, ſo werden wir keinen Bauer behalten. — Du erinnerſt uns des Todes, deß wir gewiß ſind; wie wollt' es gehen, wenn wir Dein Evangelium annähmen und ſtürben? Wir geben auch nicht viel auf das Gebet Dein und Deiner Verſammlungen; und fürchten auch nicht faſt Euer Fluchen. Denn wir wiſſen, daß Gott haſſet die Verſammlungen Deiner Apoſtaten. Daß Gott Münzer um ſeine Bosheit durch uns geſtrafet, das kann er Luther'n auch wohl thun, und wollten wir uns gern dazu brauchen laſſen.“ Dann folgen Ermahnungen zur Rückkehr in den Schoos der Kirche, die ihren Schoos nicht verſchließe den Wiederkommenden. „Hat Dich verführt der leidige Geitz der Ehre und Guts: verlaß es mit Matthäo und ſey denn ein Apoſtel und Evangeliſt. Hat Dich betrogen Dein Feind und Stachel des Fleiſches; warum beteſt Du nicht mit Paulo und Gott hätte Dir Gnade gegeben. Hat Dich betrogen die ſchöne Geſtalt Evä (Luther hatte in dieſem Jahre geheirathet,) laß noch abe; dieweil Du aber ein gut Weibsherz haſt, ſo halte Dich an die edle Büſſerin, da Gott ſieben böſe Geiſter von ihr trieb, falle mit der vor die Füße Chriſti, vermahne Deine Eva auch dazu, alsdann wird durch die Gnade Gottes der Mönch von der Nonnen kommen.“ Wenn er dieſen Anweiſungen nachkomme, wolle ſich der Herzog auch beim Kaiſer für ihn verwenden und dürfe ſich Luther von ihm kein Arges, ſondern lauter Guts verſehen. Dieſer mit ſo vielen Vorwürfen, Anklagen und Bitterkeiten gewürzte Brief, der zugleich als ein Beweis gelten kann, in welches falſche Licht man Luther'n und ſein Werk zu ſetzen wußte und alle zufälligen Ereigniſſe in die gehäſſigſte Verbindung brachte, mußte wohl Luther'n die Luſt zu weitern Friedensſchritten benehmen. Er ſchrieb darüber an einen Freund: „Ich hatte wohl gehofft, es ſollte mein Schreiben, an Herzog Georgen gethan, großen Nutzen geſchafft haben; aber habe meine Demuth übel angelegt, ja gar verloren; gedenke ihm derhalben keine Antwort zu geben; es bekümmern mich ſeine Lügen und Scheltworte nichts überall.“ Zu neuem Ausbruch kam die gegenſeitige Erbitterung aus Veranlaſſung des ſchon erwähnten Packiſchen (Mainziſchen) Bündniſſes. Die angeblich dabei betheiligten Fürſten, namentlich Herzog Georg, erklärten öffentlich die Ausſagen und Dokumente des Otto von Pack für erdichtet und verfälſcht; aber ſie vermochten den Glauben an die Stiftung eines ſolchen Bundes nicht aus den Gemüthern zu vertilgen; Luther wollte eine nicht gelinde Schrift über das Mainziſche Bündniß drucken laſſen, aber auf churfürſtlichen Befehl wurde es verhindert. Die Entſchuldigungen und Rechtfertigungen der Fürſten hielt er für nicht ſtichhaltig und erklärte, daß ſie keinen Glauben bei ihm fänden. Beſonders ſtark ließ er ſich in einem Brief an Wenceslaus Link in Nürnberg heraus: „Was der Bund der gottloſen Fürſten, den ſie läugnen, für einen großen Tumult gemacht hat, weißt Du; aber ich nehme die eiskalte Entſchuldigung des Herzogs Georg faſt für ein Geſtändniß, Gott wird dieſen Thörichtſten der Thoren, der ſich wie Moab mehr unterfängt als er hinausführen kann, und über ſeine Kräfte ſich brüſtet, zu Schanden machen. Wir wollen beten gegen dieſe Mörder. — Es mag ihnen bis hieher vergeben ſeyn; wenn ſie aber von Neuem etwas unternehmen, ſo wollen wir zu Gott bitten und die Fürſten ermahnen, daß ſie ohne Barmherzigkeit verderbet werden, weil doch die unerſättlichen Blutſauger keine Ruhe haben wollen, als bis ſie Deutſchland im Blut ſchwimmen ſehen.“ Durch Unvorſichtigkeit Link's kam eine Abſchrift dieſes Briefs in die Hände des Herzogs, der Luther'n durch einen Expreſſen die ſchriftliche Frage vorlegte, ob er ein der beigelegten Abſchrift gleichlautendes Schreiben an Link erlaſſen habe. Darauf antwortete Luther ziemlich barſch: es komme ihm vor, als wenn der Herzog mit ihm als einem ſeiner geringſten Unterthanen oder einem Gefangenen verfahre. Er habe vom Herzog Vieles geduldig ertragen; ſo deſſen harte Antwort auf ſein demüthiges Schreiben. Er bitte aber jetzt ganz unterthäniglich, der Herzog wolle ſeine Geduld nicht mit ſolchen Abſchriften verſuchen. „Denn Euer Fürſtliche Gnaden wird gar leicht auch ohne Hülfe Lutheri von denen erfahren können, welche dieſe Copie überbracht haben, weſſen der Brief ſey. Im Uebrigen wäre ich willig, die Anfechtung Euer Fürſtlichen Gnaden mit Barmherzigkeit zu überſehen und für dieſelben zu Chriſto andächtig und fleißig zu beten, wie es Euer Gnaden leiden könnte.“ Der Herzog ſchickte einen ſeiner Beamten nach Nürnberg, welchem es gelang, das Original des Briefs zu Geſicht zu bekommen, doch mußte er ihn zurückgeben und Link verbrannte ihn dann ſogleich. Der Herzog beklagte ſich bei dem Churfürſten über Luther's unverſchämte Antwort und die Beleidigungen; Luther verantwortete ſich in allgemeinen Ausdrücken, und zugleich wurde dem Herzog eine, jedoch gemilderte, Abſchrift des Briefs zugeſtellt, womit der Handel geſchloſſen ſchien. Aber von Neuem wurde der Herzog gereizt durch eine Schrift Luther's: Von beiderlei Geſtalt des heiligen Abendmahls — worin auch wieder des Mainziſchen Bündniſſes mit harten Ausdrücken gedacht war. Der Herzog ließ hierauf eine weitläuftigere Rechtfertigung drucken, worin er Luther und ſeine Lehre ſchalt; Luther aber bekam noch vor der Ausgabe eines von den 8000 gedruckten Exemplaren und meldete Linken, daß er gleichzeitig damit auch eine Schrift ausgeben laſſen werde, „welche wider ſein Vermuthen zugleich wird herauskommen. Vielleicht wird die Furie zerberſten und der elende Tollkopf ſterben. Ich bitte auch, daß Ihr mit Eurer Kirche wider dieſen unſinnigen und blutgierigen Mörder, als der ganz und gar von einem Teufel beſeſſen, und von nichts als Mord und Drohen ſchnaubet, daß Chriſtus ihn entweder erhalte wie Paulum, oder hinwegnehme; denn was ſoll dieſes ſchädliche und unruhige Werkzeug des Satans Himmel und Erde beunruhigen?“ Die Schrift war: Von heimlich geſtohlenen Briefen ſammt Auslegung des ſiebenten Pſalms wider Herzog Georgen u. ſ. w. Auch hier war wieder neben manchem ſcharfen Wörtlein gegen Herzog Georg, des mainziſchen Bündniſſes in zweifelhaftem Tone gedacht. Zum Schluß jedoch bat er ihn und ſeinen Anhang, einmal aufzuhören und „unſere Lehre mit Frieden zu laſſen, ſonderlich weil ſie wiſſen, daß uns zugelaſſen iſt auf dem ſpeieriſchen Reichstag, zu glauben, wie wir's trauen gegen Gott und Kaiſerliche Majeſtät zu verantworten und wollten ſich ſelbſt nicht über und wider des ganzen Reichs Dekret ſetzen; ſo wollen wir, wie wir bisher gethan, wiederum in aller Stille und Frieden ihnen dienen, herzlich für ſie gegen Gott bitten, helfen, rathen, tragen und heben nach alle unſrem Vermögen. — Iſt das nicht genug, wohlan ſo laßt das Recht gehen; mein gnädiger Herr ſetze nach Altenburg oder Eilenburg zween aus dem Churfürſtenthum, zween aus Herzog Georgen Fürſtenthum, zween aus der Pfalz, zween aus der Mark und zween aus dem Stift Mainz, oder wie viel man will, und Herzog Georg laſſe mich auf's beſte verklagen, ſo er immer kann, ich will leiden mein Recht.“ Darüber führte der Herzog Klage beim Churfürſten, der zwar Luther's Betragen nicht billigte, aber meinte, der Herzog habe auch zu raſch und leidenſchaftlich gehandelt. Es entſpann ſich ein Briefwechſel, dem endlich der Churfürſt ein Ende machte mit der Bitte, ihn nicht weiter in dieſer Sache zu behelligen. Die beiden heftigen Gemüther aber trafen ſpäter noch, wie vorkommen wird, feindlich zuſammen.

Luther und die Fürſten.

Die Reformation gewann in dem Zeitraum bis **1530** in Deutſchland ſehr viele Freunde, beſonders befeſtigte ſie ſich in vielen aufgeklärten und wohlhabenden Reichsſtädten. Mehrere kleinere Fürſten erklärten ſich entſchieden für ſie; im Jahr **1525** ſchrieb Luther von dem durch Kraft des Geiſtes ausgezeichneten und mächtigen Landgrafen Philipp von Heſſen: „Der heſſiſche Fürſt, für Chriſtum gewonnen, brennt für das Evangelium und liegt auch dem Herzog Georg hart an.“ Von den Böhmen kamen Anfragen und Briefe an Luther, der mit ihnen in Verkehr trat, wie auch mit vielen Andern, z. B. den Antwerpenern in den Niederlanden. In Schweden wurde die Reformation eingeführt, und der wegen ſeines grauſamen Regiments entthronte König Chriſtiern von Dänemark nahm mit ſeiner Gemahlin, einer Schweſter des Kaiſers, die neue Lehre eifrig an; merkwürdig iſt, was Luther über dieſe beiden Perſonen ſchreibt: „Jene königliche Frau und wahrhaftige Königin Eliſabeth, des Dänenkönigs

Weib, iſt abgeſchieden aus der Zahl der Lebendigen, wie mir der König Chriſtiern ſelbſt geſchrieben hat; aber ſie iſt mit großem Glauben geſtorben und hat zuvor das Nachtmahl des Herrn empfangen nach der ordentlichen Einſetzung Chriſti und hat ſich nicht laſſen bereden, obgleich ſie heftiglich verſucht von den Vornehmen, daß ſie zum Glauben des Pabſts zurückkehre. Denn Chriſtus will auch zu Zeiten einmal eine Königin in den Himmel erheben." — „Es mangelt ſehr an Ueberbringern von Briefen," ſchrieb er an Spalatin, „ſonſt hätte ich Dir ſchon lange dieſe höchſt kläglichen Briefe des Königs Chriſtiern geſchickt, der jezt der allerunglücklichſte Menſch iſt und allein in Chriſto wunderbarlich lebt. Gott wird auch etwa einmal Wildpret, das heißt: einen König und eine Königin, zum Himmel berufen und zwar den König, von dem der menſchliche Verſtand es am letzten gehofft hätte."

Wichtig und folgenreich, auch in politiſcher Beziehung war der Schritt, den der Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, im Jahr 1524 und den folgenden that. Es hatten ſeine Räthe ſchon früher Verkehr mit Luther; ihm ſelbſt hatten deſſen Grundſätze gefallen, und als er auf einer Reiſe durch Deutſchland denſelben perſönlich ſprach, hatte ihm dieſer den Rath gegeben, die tolle und verkehrte Regel (den Orden) fahren zu laſſen, zu heirathen und Preuſſen zu einem weltlichen, erblichen Fürſtenthum zu machen. Der Hochmeiſter erklärte ſich nicht ſogleich über dieſen Rath, aber er leuchtete ihm ein; im Stillen wurden die Einleitungen getroffen und im Jahr 1524 ließ er evangeliſche Geiſtliche nach Preußen kommen, um den Gottesdienſt neu zu ordnen. Mit Polen, welches in faſt beſtändigem Krieg mit dem Orden gelegen hatte, wurde Friede geſchloſſen unter der Bedingung, daß Albrecht das erbliche Herzogthum Preußen als Lehen von Polen beſitzen ſollte und die Landſtände nahmen mit Freuden dieſe Veränderung an. Der Biſchof von Samland legte ſeine weltliche Herrſchaft, die ihm als einem Geiſtlichen nicht gebühre, in die Hände des neuen Herzogs nieder und nur ein einziger von den Ordensleuten verweigerte eine Zeitlang ſeine Zuſtimmung. Der Herzog heirathete eine däniſche Fürſtin und gegen die heftigen Einſprüche von Seite der Katholiſchen, ja ſogar gegen die Acht des Kaiſers ſicherte ihn theils die Entlegenheit ſeines Landes, theils der Schutz des Königs von Polen. — So hat die Reformation auf die politiſche Geſtaltung Deutſchlands auch in dieſem Betracht einen unberechenbar wichtigen Einfluß ausgeübt. — Das glückliche Gelingen dieſes Plans machte Luther'n Muth, auch anderswo zur Nachahmung dieſes Beiſpiels zu ermahnen. Im Anfang des Jahrs 1525, als der Bauern-Aufſtand in vollem Wachsthum war, ſchien es beſonders mit den geiſtlichen Herrſchaften gar bedenklich zu ſtehen, weil ſich die Erbitterung der Bauern gegen dieſe am heftigſten ausſprach. In dieſem Lichte, als eine Strafe Gottes wegen des unchriſtlichen Zuſtandes und der weltlichen Herrſchaften der Geiſtlichkeit, ſah Luther gemäß ſeiner ganzen Stimmung und Geſinnung die Sache an. Er ſchrieb an den oft erwähnten Churfürſten von Mainz: in ſeiner Hand ſtehe es jetzt, gar kräftig zu Unterdrückung dieſer Unruhen zu helfen „und iſt kürzlich die Meinung, daß Euer Churfürſtliche Gnaden ſich in den ehelichen Stand begeben und das Bisthum zu einem weltlichen Fürſtenthum machen und den falſchen Namen und Schein geiſtlichen Standes fahren und fallen laſſen.“ Die Gründe dafür ſeyen: daß der geiſtliche Stand öffentlich wider Gott und ſeine Ehre ſey, und auch der gemeine Mann dieſe Ueberzeugung habe. Der Vorgang des Churfürſten würde noch viel wichtiger und heilſamer ſeyn als ſelbſt der des Hochmeiſters, ſeines Vetters, weil ſeine Lande mitten in Deutſchland ſeyen, und beſonders ſollte ihn auch bewegen die Pflicht jedes Mannes, in die Ehe zu treten, worüber er ſich ſehr kräftig ſo ausſpricht: „ich kann nicht einſehen, wie ein Mann ohne Gottes Zorn und Ungnade allein und ohne Weib bleiben mag. Und ſchrecklich iſt's, ſo er ohne Weib gefunden ſollte werden im Tode, zum wenigſten, daß er doch ernſtlicher Meinung und Willens wäre, in die Ehe zu kommen. Denn was will er antworten, wenn Gott fragen wird: ich habe dich zum Manne gemacht, der nicht allein ſeyn, ſondern ein Weib haben ſoll; wo iſt dein Weib? — Dazu gebe ſich Euer Churfürſtliche Gnaden als ein treu fleißig Zeug ihrem Schöpfer, daß ſolch Werk deſto eher und ſtattlicher gefördert werde.“ Der Churfürſt war nicht abgeneigt, wie er überhaupt unternehmend war und ſchon als geheimer Verbündeter Sickingen's ähnliche Plane mochte gehegt haben; doch fragte er, warum denn Luther ſelbſt nicht heirathe, worauf dieſer in einem Brief an den Doktor Rühel ſchrieb: „Und ob ſeine Ch. F. G. abermal würde ſagen, warum ich nicht auch (eine Frau) nähme, der ich Jedermann dazu reize, ſollet Ihr antworten: daß ich noch immer gefürchtet, ich ſey nicht tüchtig genug. Doch wo meine Ehe Seiner Ch. F. G. eine Stärkung ſeyn möchte, wollte ich gern bald bereit ſeyn, Seiner Ch. F. G. zum Exempel vorher zu traben, nachdem ich doch ſonſt im Sinne bin, eh' ich aus dieſem Leben ſcheide, mich in dem Ehſtand finden zu laſſen, welchen ich von Gott gefordert achte, und ſollte es nicht weiter denn eine verlobte Joſephs-Ehe ſeyn.“ Aber mit der raſchen Beendigung des Bauernkriegs verſchwand dem Churfürſten wieder die Luſt zu jenem Plane und mochte er für ſichrer halten, es bei'm Alten zu laſſen. Anfänglich blieb Luther noch in ziemlich gutem Vernehmen mit ihm, aber ſpäter trat offene, bittere Feindſchaft ein.

In einen ſonderbaren und merkwürdigen Streit gerieth der kühne, unerſchrockene Mann, mit einem dem Stande nach ſehr hohen, aber an Geiſt, Einſicht und Tugenden ihm weit nicht gewachſenen Gegner, dem König Heinrich VIII. von England. Dieſer, ein Fürſt von ſonderbaren Neigungen und großer Eitelkeit, die, neben ſeiner grauſamen und wollüſtigen Gemüthsart, ihn zu eben ſo thörichten als gräßlichen Handlungen verleiteten, (von ſechs Gemahlinnen wurden zwei enthauptet und drei von ihm geſchieden,) warf Luther'n den Fehde-

Handſchuh hin in einer Schrift, worin er ſich zum Ritter der Kirche aufwarf und Luther's Buch von der babyloniſchen Gefangenſchaft angriff. Damals nämlich gieng ſeine Eitelkeit darauf aus, ſich vom Pabſt einen Titel herauszuſchlagen, dergleichen die Könige von Spanien und Frankreich hatten, und er erreichte glücklich ſeine Abſicht dem Pabſt gegenüber, von welchem er mit dem Titel eines „Vertheidigers des Glaubens“ geſchmückt wurde. Aber er konnte das Heilpflaſter dieſes Ehrennamens gar wohl brauchen gegen viele andere, weit weniger ſchmeichelhafte Benennungen, womit Luther in ſeiner heftigen Gegenſchrift ihn überhäufte; denn dieſer ließ ſich auch von einem König den Mund nicht ſtopfen, und mochte denken, eben gegenüber von einem Gegner, der ſich auf ſeine hohe Würde etwas zu gut thue, dürfe man um ſo weniger ſchonend verfahren. Er ſchrieb ſeine Antwort deutſch und lateiniſch, doch ſind beide nicht ganz gleichlautend. „Ich hab' vor zweien Jahren ein Büchlein ausgehen laſſen, mit Namen: die babyloniſche Gefängniß, das hat die Papiſten unſinnig gemacht, und haben ſich darüber verlogen und verhaſſet, daß mich ihrer erbarmt. Jedermann hätte es gerne verſchlungen; aber der Angel iſt ihnen zu hart und zu ſcharf geweſen. Zuletzt hat Herr Henricus von Gottes Ungnaden, König von Engelland, lateiniſch dawider geſchrieben. Das iſt nun auch verdeutſcht zu Meiſſen, und ſie meinen nun, dem Luther ſey gerathen. — Es meinen Viele, König Heinrich habe das Büchlein nicht ſelbſt gemacht. Da liegt mir nichts an, es hab's König Heinz oder Kunz, Teufel oder die Hölle ſelbſt gemacht. Wer lügt, der iſt ein Lügner, darum fürcht' ich ihn nicht. Mich dünkt wohl, König Heinrich habe eine Elle grobes Tuch oder zwo dazu geben, und der giftige Bube Leus, der wider Erasmum geſchrieben hat, oder ſeines Gleichen, habe die Kappen geſchnitten und mit Futter unterzogen; aber ich will ſie ihnen ausſtreichen und Schellen daran ſchürzen, ob Gott will." Luther unterſcheidet zwei Claſſen von Lehrſtücken, deren eine in der Schrift gegründet, dem Chriſten zu wiſſen noth iſt, darin auch die Seligkeit liege; das, was er von dieſen gelehrt habe, habe der König bei Seite liegen laſſen, und ſich nur an die andre Klaſſe vom Pabſtthum, Concilien, Meſſen, neuen Sacramenten u. ſ. w. gehalten, lauter Stücke, „die auſſer der Schrift ſind, wie Unkraut auf dem chriſtlichen Acker, durch den Teufel und ſeinen Götzen zu Rom geſäet." — „Nun fuhr ich mit dem verfluchten Greuel im Anfang faſt ſanft und leiſe und ſchön, hätte gar gerne das Pabſtthum laſſen und helfen etwas ſeyn," — „daher iſt's kommen, daß ich meine erſten Bücher habe müſſen durch die letzten ſtrafen und widerrufen, in ſolchen Sachen, die auſſer der Schrift ſind, daß ich dem Pabſtthum hatte zu viel Ehre geben, und widerruf' ſie auch noch. Weiter ſage ich, daß ich auch in dem Buch, das der Lügenkönig anficht, zu wenig gethan habe, und ſollte nicht geſagt haben, daß das Pabſtthum ein ſtarker Raub des Nimrod's ſey; welches ſeine ungnädige Majeſtät faſt zu viel dünkt. Denn faſt alle Königreiche der Art ſind aus Gottes Ordnung, wie Nimrod's; ohne des jetzigen Lügenkönigs von England, der ſein Königreich ſchier ſo redlich inne hat, als der Pabſt das Pabſtthum; ſondern alſo ſollt' ich geſagt haben: das Pabſtthum iſt des oberſten Teufels giftigſter Greuel, der auf Erden kommen iſt. Noch weiter ſage ich: Leid iſt mir's, daß ich mich zu Worms für dem Kaiſer ſo weit unterließ, daß ich wollte Richter leiden über meine Lehre und hören, wo Jemand mir ein Irrthum erweiſete. Denn ich ſollte nicht ſolche närriſche Demuth haben fürgewandt, dieweil ich's gewiß war und für den Tyrannen doch nichts half. Man muß der Sachen alſo gewiß ſeyn, daß, ob auch alle Welt dawider wäre, dennoch Jedermann darauf bleibe. Das ſey davon genug. Nun wollen wir zu des Königs Lügen und Alfenzen antworten." Das ganze Königsbuch laſſe ſich auf drei Punkte zurückführen. „Der erſte Grund des Königs: er ſchuldiget mich, wie ich wider mich ſelbſt geſchrieben habe; darum möge meine Lehre nicht recht ſeyn, als die mit ihr ſelbſt nicht einig ſey. Dieß Stück treibt er faſt hoch, zeucht's immer an, und machet ſich unnütz genug, daß mich dünkt, er hätte gern ein groß Buch gemacht, und gebrach ihm an Kunſt und Worten; darum geiffert er immer einerlei Geiffer, daß das Papier nicht leer bleibe. Aber ich antworte: Auf's erſte wenn der König will, daß ich wider mich ſelbſt geſchrieben habe, in den Stücken, die ein chriſtliches Leben und die heilige Schrift betreffen, ſo leugt er, nicht als ein fromm redlich Mann, ſchweig' als ein Fürſt oder König. Er ſoll mir's auch nicht beibringen, deß biete ich ihm Trotz und Recht; ſondern ich will dieſe Lüge ihm beibringen mit allen meinen Büchern und Lehren in der Welt. Darf ein König von Engelland ſeine Lügen unverſchämt ausſpeien, ſo darf ich ſie ihm fröhlich wieder in ſeinen Hals ſtoßen. Denn damit läſtert er alle meine chriſtliche Lehre, und ſchmieret ſeinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren, nämlich Chriſti, deß Lehre ich habe. Darum ſoll's ihn nicht wundern, ob ich den Dreck von meines Herrn Krone an ſeine ſchmiere, und ſage für aller Welt, daß der König von Engelland ein Lügner iſt und ein Unbiedermann. — Er hat vielleicht gedacht, der Luther iſt nun vertrieben, daß er mir nicht antworten kann;*) ſo ſind ſeine Bücher verbrannt, daß mich Niemand Lügen ſtrafen kann; ſo bin ich ein großer König, man wird glauben, es ſey wahr, was ich ſage; darum will ich getroſt Lügen auf den Mönch laden, und ſagen, was mich gelüſtet und den Ruhm im ledigen Feld erjagen. Ja, lieber Junker, ſage was Dich gelüſtet! aber Du ſollſt auch wieder hören, was Dich nicht lüſtet: ich will Dir den Lügenkitzel wohl vertreiben. Der andere Grund des Königs: Er ſchilt mich, ich habe aus Haß und Neid wider den Pabſt geſchrieben, und ſey beißig und ſchelte, und ſey hoffärtig und wolle allein klug ſeyn, und deß viel. Wenn ich nun fragete: lieber Junker, was dienet das zur Sache, daß ich beißig, häſſig und hoffärtig bin? Iſt das Pabſtthum darum recht, daß ich böſe bin und ſchelte es? So müßte der König von Engelland auch ein weiſer Mann ſeyn, darum daß ich ihn für einen Narren halte. Aber das iſt noch feiner, daß der liebe König, dem Beiſſen und Schelten ſo feind iſt, mich mehr und giftiger ſchilt in dieſem einigen Buch, denn ich in allen meinen Büchern geſcholten habe. Doch vielleicht muß man die Sache nach den Perſonen nehmen; ein König mag einen armen Mönch ſchelten; aber dem Pabſt ſoll man nur heucheln. Der zarte König nahm ihm für, meine Lehre zu ſtrafen, und der Schwindelgeiſt führte ihn, daß er mein Leben ſtrafte, das ich ſelbſt noch nie hab' für heilig ausgeben und allzeit ſelbſt geſtraft. Wiewohl ich achte, wenn der König ſein Leben ſollt' auch anſehen, er würde ehe zum Tempel hinauslaufen, eh' er mich ſteinigte. So gar ſind die großen Herren gewohnt, daß man ihnen heuchle und ſchmeichle, daß ſie auch fürgeben, der chriſtliche Glaube ſey aus, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt, und ſalzt ihre garſtige Wunden und Maden. — Der dritte Grund des Königs, das iſt ſein Hauptſtück, nämlich der lange Spieß, daß er auf die ganze Sache, durch's ganze Buch nicht mehr denn einen einigen Spruch führet aus der Bibel, dazu den noch fälſchlich, ſondern alle ſeine Bewahrung liegt darinnen: ich gläube, es ſey alſo recht! Item: ſo lange hat man's gehalten. Item: ſo viele Leute mögen nicht irren. Item: etliche heilige Väter haben dieß und das geſagt. Alſo viel Hirn iſt in dieſes Königs Kopf nicht, daß er in ſich ſchlüge und gedächte: das weiß Luther wohl, daß ſo lange gehalten iſt. Ich kann mit keiner Schrift die raſenden Papiſten dahin bringen, daß ſie doch wüßten, wovon ſie reden oder worüber ich mit ihnen ſtreite. Ich frage ſie nicht, wie lange und wie Viele alſo gehalten haben, ſondern ob's recht gehalten ſey. Ich frage aber eine jegliche Vernunft, wenn das genug iſt, daß unſer Glaube recht ſey, daß er ſo lange und von ſo Vielen gehalten iſt: womit wollen wir der Juden oder des Türken Glauben verlegen? Und warum ſind denn wir Deutſche Chriſten geworden, ſo vorhin unſre Vorfahren in deutſchen Landen alleſammt Abgötter verehret haben? Darum will ich hie abermal den Papiſten an dem Könige antworten. Wahr iſt das Sprichwort: was hundert Jahre unrecht geweſen iſt, wird nie keine Stunde recht. Und wenn die Jahre recht macheten, wäre ja der Teufel der Allergerechteſte auf Erden, der nun über fünftauſend Jahre alt iſt.“ Er geht dann mehrere der Behauptungen und Anklagen des Königs durch, widerlegt ihn auf's derbſte, und ſagt gegen den Schluß in Beziehung auf Glauben und gute Werke: „Mich aber wundert nicht, daß König Heintz alſo fähret, der hiemit zeigt, daß er weniger weiß was Glauben und gute Werke ſind, denn ein grober Block, der doch natürlich Gott fühlet. Auch muß König Heintz das Sprichwort helfen wahr machen, daß keine größere Narren ſind, denn Könige und Fürſten. Sondern des Teufels wundre ich mich, der alſo vor mir gaukelt durch ſeinen Heintzen, und doch wohl weiß, das es für mich nichts iſt. Gottes Werk iſt's, der ihn blendet und zum Narren macht, darum läßt er auch noch nicht ihn reden und ſtreiten, ohne durch ruſterige Hirn und grobe tölpiſche Köpfe, die ſelbſt nicht wiſſen, was ſie oder ich reden.“ — „Darum will ich's jetzt auf ein Eile hie laſſen. Denn es liegt mir die Bibel zu verdeutſchen auf dem Hals, neben andern Geſchäften, daß ich jetzt nicht länger in König Heintzen Dreck mähren kann. Ich will aber, will's Gott, mir die Zeit einmal nehmen, und dem giftigen Lügenmaul und Läſterer-König Heintz vollends ausantworten. — Ich achte aber er hat dieß Buch aus ſolcher Andacht für ſich genommen, daß ihm ſein Gewiſſen zappelt. Denn er weiß wohl, mit was Gewiſſen er das Königreich von Engelland beſitzet, nachdem der königliche Stamm ermordet und das königliche Blut vertilget iſt. Er fürcht ſeiner Haut, das königliche Blut möchte an ihm gerochen werden. Darum gedenket er ſich an den Pabſt zu hängen und ihm zu heucheln, auf daß er feſt ſitzen möge. So hieng er ſich auch weiland jetzt an den Kaiſer, jetzt an den König von Frankreich; wie denn pflegen die tyranniſchen und böſen Gewiſſen zu thun. Sie ſind recht zuſammen, Pabſt und Heinz von Engelland. Jener hat ſein Pabſtthum wohl mit ſo gutem Gewiſſen als dieſer ſein Königreich erobert. Darum jucket einer den andern, wie die Mauleſel ſich unter einander jucken. — Wird mir aber Jemand ſchuld geben, daß ich Königlicher Majeſtät nicht verſchont habe, und allzu hart angetaſtet, der ſoll wiſſen, daß ich's darum gethan habe, weil er ſein ſelbſt nicht verſchonet hat. Leugt er doch ſo öffentlich und unverſchämt aus

---

*) Der Schriftenwechſel fällt in das Jahr 1522.

Fürſatz, als die Buben, ſo ſchilt er ſo bitter, giftig und ohne Unterlaß, als keine öffentliche zornige Hure ſchelten mag, daß man wohl ſiehet, wie keine königliche Ader an ihm iſt. Könige pflegen nicht ſo bübiſch zu lügen, noch ſo weibiſch zu toben. Dazu treibt er ſolche Lügen und Schelten wider Gottes Schrift, und ſchändet mir meinen König und Herrn, daß er's wohl beſſer verdient hätte. Wenn er nur redlich geſcholten hätte und frei und fröhlich auf mich gehauen, wollt' ich's gern haben. Aber ſo wehmuthige und weibiſche Urſachen ſuchen wider Gottes Wort, ſtehet ſie nicht fein einem Manne, ſchweig einem Könige. Ich hab' auch um mich gehauen, aber es kann mich Keiner Lügen ſtrafen. Hat er's aber einen Andern thun laſſen, ſo habe er es ihm. Warum läßt er's unter ſeinem Namen ausgehen?"

Der heftige Ton in dieſer Schrift machte viel Aufſehen, gab Luther's Gegnern eine willkommene Waffe in die Hand, (wie denn auch der Herzog Georg dem Reich mit der Rache Heinrichs bange machen wollte,) und beunruhigte oder verletzte ſelbſt viele Freunde des Reformators. Der König ſelbſt ſchrieb an den Churfürſten und deſſen Bruder Johann, und verklagte Luther'n, der zwar Anfangs etliches nicht ganz übel geſchrieben, aber jetzt im Argen fortſchreite, und mit Vorauſtreichung des Königs den Gift deſto kaufwürdiger mache. Er, der König, habe nach dem Beiſpiele David's, der nackt vor der Bundeslade mit Jedermann getanzt, auch Niemand für zu gering gehalten, mit ihm zu handeln; aber Luther habe nur mit Scheltworten und unſinnigem Toben geantwortet. Jhn habe das nicht bewegt, was Luther gegen ihn geſchrieben, aber verdroſſen, was er gegen den Kaiſer und die deutſchen Fürſten ſchimpfe, und wundre ihn, wenn man das leide. „Es iſt nie keine aufrühriſche, vergiftete, übelthätige Sekte geweſen, die alſo allen Gottesdienſt aufzuheben, alle Geſetze zu dämpfen, alle gute Sitten zu ſtören und alles Gemeinweſen umzukehren ſich unterſtanden hat, als jetzt dieſe lutheriſche Sekte, die alle heiligen Dinge verunreinigt, und alle weltlichen Dinge befleckt, die Chriſtum alſo predigt, daß ſie ſeine Sacramente zertritt, die Gottes Gnad' alſo preiſet, daß ſie die Freiheit des Willens zerſtört, die den Glauben alſo erhebt, daß ſie die guten Werke verkleinert und die Freiheit zu ſündigen einführt, die alſo die Barmherzigkeit erhöhet, daß ſie die Gerechtigkeit niederdrückt, und die unvermeidliche Urſach aller Uebel nicht einem Teufel, als die Manichäer erdachten, ſondern dem einigen, wahrhaftigen Guten zuſchreibt.“ — „Da ich dieſen Brief verſiegeln wollte, fiel mir ein, daß er in ſeinen Tandreden wider mich ſich entſchuldigt, daß er auf die andern Artikel nicht auch Antwort gebe, würde er verhindert durch die Ueberſetzung der Bibel. Derhalben hab' ich für gut geachtet, daß ich Euch erinnerte, daß Jhr vor allen Dingen darob ſeyn wollet, daß ihm das nicht geſtattet werde. Denn eben als ich's nicht verneine gut zu ſeyn, daß die h. Schrift in allen Sprachen geleſen werde, alſo iſt es wahrlich fährlich, in des Luther's Ueberſetzung geleſen zu werden: deß böſer Glaube macht allen Menſchen den Wahn, daß er ſich befleiſſe gute Schrift mit verkehrter Dolmetſchung zu verkehren, daß das gemeine Volk nicht möcht' dafür halten, es leſe das in dem heiligen Geiſt, was dieſer verfluchte Mann von den verfluchten Ketzern geſchöpft hat.“ Die Fürſten beantworteten dieſen Brief höflich, dankten dem König für die gute Meinung und Geſinnung, die er gegen ſie ausſpreche, bedauerten, wenn dem Könige etwas Widerwärtiges oder Nachtheiliges begegnen ſollte, „aus dem Grunde, daß die Engelländer und Sachſen, nach Anzeige glaubwürdiger engliſcher und ſächſiſcher Hiſtorien und Chroniken aneinander geborner Freundſchaft halben, viele hundert Jahre verwandt ſind,“ lehnten aber ab, ſich in dieſe Sache zu miſchen, deren ſie nicht in ſolchem Grade wie der Königliche Briefſteller kundig ſeyen, tröſteten ihn, daß das Schelten eines Unſinnigen, wofür er den Luther ſelbſt erkläre, ihm nichts ſchaden könne, und ſprachen ihre herzlichen Wünſche und Hoffnungen für Friede, Ordnung, Einigkeit und Beilegung aller Mißhelligkeiten und Glaubensſtreitigkeiten aus.

Da Luther's vielfach angefochtne und getadelte Heftigkeit und Grobheit gegen ſeine Gegner in dieſem Falle beſonders tadelnswerth befunden wurde, ſo iſt wohl hier auch ein geeigneter Ort, einiges darüber zu ſagen. Den Vorwurf ſelbſt, daß Luther ſich oft heftiger und derber ausgedrückt, als nöthig und vielleicht anſtändig war, kann man immerhin zugeben, und auch durch die Berufung auf den Ton jener Zeit keineswegs ganz beſeitigen, wenn ſchon einigermaßen mildern; denn ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt, Freunde und Feinde, waren es, die es empfanden und ausſprachen, und er hat auch Proben gegeben, wie er wohl kräftig zu ſchreiben wußte, ohne ſolche derbe Formen und Ausdrücke zu wählen. Auch wird man nicht behaupten können, daß gerade eine ſolche Sprache nöthig und erſprießlich geweſen ſey, um die Sache der Reformation ſiegreich durchzuführen; denn ſie hat wohl mehr erbittert, als überzeugt und gewonnen. Trotz dem aber ſcheint es doch ungerecht, Luther'n aus ſeiner Heftigkeit ein großes Verbrechen machen zu wollen, und überflüßig, ihn auf gar künſtliche Weiſe deßhalb zu entſchuldigen, ſo wie es ein beinah lächerlicher Streit iſt: ob die Heftigkeit und der Eifer Luther's zu ſeinen natürlichen oder zu den ihm von Gott beſonders verliehenen Gaben zu rechnen ſey. Hören wir ihn ſelbſt, wie er ſich über die ihm gemachten Vorwürfe äußert: „Ihr werdet," ſchrieb er an Spalatin, „aus dem Schwerdt keine Flaumfedern, und aus dem Kriege keinen Frieden machen. Das Wort Gottes iſt ein Schwert, Krieg, Sturm, Aergerniß, Verderbung, Gift und wie Amos ſpricht: wie ein Bär auf dem Wege und eine Löwin im Walde. Ich kann nicht läugnen, daß ich ſchärfer bin, als ich ſollte. Weil ſie aber das wiſſen, ſollten ſie mich nicht aufbringen. Wie ſchwer es ſey, die Hitze und die Feder zu mäßigen, könnt Ihr bei Euch ſelbſt abnehmen. — Ich ſehe wohl, daß Jedermann von mir Beſcheidenheit begehret, beſonders meine Feinde, welche doch ſolche am allerwenigſten ausüben. Bin ich unbeſcheiden, ſo bin ich doch redlich und deutſch und halte dafür, daß ich es hierin meinen Feinden zuvorthue, die auf das Allerliſtigſte ſchreiben." An Link: „Es iſt mir nicht darum zu thun, daß ich mit meinen Schriften und Büchlein Lob und Ruhm ſuchte. Schier Jedermann verdammt mich wegen meiner Biſſigkeit; aber ich halte, daß Gott vielleicht auf dieſe Weiſe der Menſchen Taugwerk offenbare. Denn ich ſehe, wie in unſrer Zeit, das was ſänftlich behandelt wird, bald in Vergeſſenheit fällt und Niemand ſich darum kümmert." Zuweilen ſah Luther ein, daß er ſeine Heftigkeit übertrieben, und bedauerte: daß ſeine Schriften ſo rauſchten wie der Platzregen, und wünſchte ſich, daß er ſo fein ſachte und lieblich könnte regnen wie Melanchthon und Brenz. Aber in andern Fällen erklärt er auch, daß er mit gutem Bedacht und Abſicht ſo und nicht anders ſchreibe, weil auf einen groben Klotz ein derber Keil gehöre. Eben in unſerm Falle ſchrieb er an einen Freund über ſeine heftige Sprache gegenüber von dem König von England: „Daß Ihr begehret Urſach', warum ich ſo hart dem König von Engelland geantwortet habe, damit Ihr meinen Widerſachern könnet begegnen: laß ich Euch wiſſen, daß ich's gar aus wohlbedachtem Muth gethan habe, und will auch fürder die Läſterer und Lügenmäuler mit keiner Sänfte mehr handeln, denn mein Predigen und Schreiben iſt auf's Höchſte und an's Ende kommen. Ihr wiſſet, daß Chriſtus, Petrus und Paulus auch nicht immerdar ſanft geweſen ſind. Wie oft nennt er die Juden Otterngezüchte, Mörder, Teufelskinder, Narren? Ich habe auch manch fein Büchlein ohne Schärfe freundlich und ſanfte geſchrieben, dazu mich auf's allerdemüthigſte erboten, und ihrer Lügen und Läſterung über die Maaßen viel ertragen. Aber je mehr ich mich gedemüthigt habe, je mehr ſie toben, mich und meine Lehre läſtern, bis daß ſie verſtockt ſind, weder hören noch ſehen können. Wer nun des Sinnes iſt, daß er ſolche meine viele Geduld und Erbieten nicht anſiehet, — was ſoll mich's bewegen, ſo er ſich an meinem Schelten ärgert? Wer meine Lehre mit rechtem Herzen fähet, wird ſich an meinem Schelten nicht ärgern. — Summa, warum ich ſo hart bin, ſoll zu ſeiner Zeit wohl klar werden. Wer nicht will glauben daß es aus gutem Herzen und wohl gethan iſt, der mag's laſſen; er wird's doch wohl bekennen müſſen dermaleinſt. Es hat mich wohl auch mein gnädigſter Herr ſchriftlich und viele andre dergleichen ermahnet; aber meine Antwort iſt immer geweſen, daß ich's nicht laſſen will noch ſoll. Mein Handel iſt nicht ein Mittelhandel, der etwas weichen oder nachgeben, oder ſich herunterlaſſen ſoll, wie ich Narr bisher gethan habe.“

Wo Luther nur Uebelwollen und Bosheit ſah oder zu ſehen glaubte, da legte er auch ſeinem Eifer keine Zügel an, und die Schnelligkeit, mit welcher ſeine gewaltige Feder die Ergüſſe ſeines Zorns hervorſtrömte, und die Raſtloſigkeit ſeines Geiſtes lieſſen ihn nicht lange zwiſchen Worten und Ausdrücken wählen. Er trug ſein Herz auf der Zunge — und wie ſollte man ihm verargen, wenn dieſes Herz eben auch menſchlichen Schwächen, dem Zorn und der Leidenſchaftlichkeit zugänglich war, zumal da der Gegenſtand ſeines Streitens und Kämpfens, und die Innigkeit ſeiner Ueberzeugung auch das an ſich minder zu Billigende doch wieder veredelte. Diejenigen freilich ſehen ſich durch ſeine maßloſe Sprache ſehr in Verlegenheit geſetzt, welche ihn ganz nur unter dem Geſichtspunkt eines Heiligen glauben auffaſſen zu müſſen; aber wie ſehr dieß Luther's eigenem Bewußtſeyn und Gefühl widerſpricht, braucht kaum erwähnt zu werden. Mehr aber noch als ſeine Grobheit hat man Luthern zum Vorwurf gemacht ſeine übertriebene Demuth und Höflichkeit gegenüber von demſelben König Heinrich in einem Schreiben, das er im Jahr 1525 an ihn richtete. Heinrich war in Mißhelligkeiten mit dem Pabſt gekommen und ſchien mit Reformationsgedanken umzugehen. Sein Beitritt wäre für die Sache der deutſchen Reformation natürlich von großem Nutzen geweſen, und hauptſächlich auf Zureden des vertriebenen Königs Chriſtiern entſchloß ſich Luther, deſſen aufrichtiges Gemüth nicht nachtrug und Vergangenes leicht vergaß, das Seinige zu thun, um die Hinderniſſe eines Beitritts des Königs aus dem Wege zu räumen. Am erſten September ſchrieb er ſeinen Brief, aus dem einiges hier eingeſchaltet wird: „Durchlauchtigſter König und Fürſt! Wiewohl ich an Ew. Königl. Würde und Majeſtät zu ſchreiben billig eine Scheu ſollte gehabt haben, darum daß ich mir bewußt, daß ich dieſelbe höchlich erzürnt und beleidigt hatte, mit meinem Büchlein wider Ew. Majeſtät, nicht von mir ſelbſt, ſondern von denen dazu veranlaßt, die es mit Ew. Majeſtät nicht gut meinen, unbedächtig und eilend in Druck verfertiget: ſo macht mir doch nicht allein Ew. Majeſtät angeborne Gütigkeit, wie denn dieſelbe mir ſchriftlich und mündlich von Tag zu Tag — je länger je mehr von Vielen gerühmt wird, ſolche Zuverſicht und Muth, daß ich's dafür halte, daß Ew. Majeſtät, weil ſie erkennet daß ſie ſterblich iſt, nicht ewigen Zorn und Feindſchaft halten werde, ſondern auch das, daß ich von glaubwürdigen Leuten berichtet bin, daß das Büchlein, unter königlicher Würde zu Engelland Namen wider mich ausgangen, nicht Ew. Majeſtät Schrift iſt, wie es doch die argliſtigen Sophiſten dafür ausgeben dürften, Ew. Majeſtät Titels und Namen mißbrauchend, nicht gemerkt in was Gefahr ſie ſich ſelbſt durch königlichen Namens Schmach und Unehre ſteckten, ſonderlich und für allen das ungeheure Thier, dem Gott und Menſchen feind ſind, der Cardinal von Eborak, eine recht ſchädliche Plage und Verwüſtung Ew. Majeſtät Königreichs! Alſo daß ich jetzt für großer Schaam meine Augen gegen Ew. Majeſtät nicht aufheben darf, daß ich mich ſo leichtfertig von boshaften Leuten hab' laſſen bewegen, wider einen ſo hohen Potentaten und mächtigen König, der ich ein unwerther verachteter Menſch, ja Wurm bin, den man allein durch Verachtung, oder als nicht werth, dem man antworte, überwunden ſollt' haben. Weiter, wie gering und verachtet ich immer bin, hat mich doch an Ew. Majeſtät zu ſchreiben höchlich beweget, daß ich in Erfahrung kommen, daß Ew. Majeſtät dem Evangelio wohl gewogen ſey, welche Zeitung meinem Herzen ein rechtes Evangelium, das iſt eine fröhliche Botſchaft geweſen iſt. Derhalben ich in und mit dieſer Schrift Ew. Majeſtät zu Füßen falle, auf's demüthigſte, ſo ich immer kann und mag, um des Leidens Chriſti und ſeiner Ehre willen bittend und flehend, Ew. Majeſtät wollen ſich mir zu verzeihen und vergeben gnädiglich finden laſſen, worin ich jemals Ew. Majeſtät beleidigt habe; wie denn Chriſtus ſelbſt uns geboten hat, einander die Schuld und Fehle zu vergeben. Zum andern, wo Ew. Königl. Majeſtät nicht entgegen wäre, derſelben Ew. Königl. Majeſtät einen Widerſpruch zu thun, und Ihrer Majeſtät Namen durch öffentliche Büchlein wiederum zu ehren, wollt' Sie mir ſolches gnädiglich zu verſtehen geben, will ich's ohne allen Verzug willig und gern thun. Denn ob ich gleich gegen Ew. Majeſtät zu rechnen, ein verachteter, nichtiger Menſch bin, ſo wäre dennoch nicht geringer Nutz und Frommen dem Evangelio und der Ehre Gottes daher zu hoffen, ſo mir vergönnt würde, an Königliche Würde zu Engelland von des Evangelii Sachen zu ſchreiben.“ — „Es ſtehet Ew. Königl. Majeſtät ungezweifelt wohl, was für große Fürſten in Deutſchland, was für Commun, Städte, dazu viel hochverſtändige Leute es mit mir halten, und Gottlob! leiden könnten, daß man mich nicht verdammte. Unter welcher Zahl, wollte Gott, daß der Herr Chriſtus auch Ew. Königl. Majeſtät ſchriebe und von den Seelemördern abſonderte. O wie wünſchte ich aus allen meinen Kräften, daß ich über ſolchem Wunderwerk an Ew. Königl. Majeſtät mich herzlich freuen und darob frohlocken möchte! Und der Herr, für deß Augen und nach deß Willen ich dieß ſchreibe, wolle meine Worte kräftig und thätig machen, daß der König in Engelland in Kurzem ein vollkommener Jünger des Herrn Chriſti und ein Bekenner des Evangelii, dazu des Luther's gnädigſter Herr werde. Wo es Ew. Majeſtät gefällig wäre, warte ich auf eine gnädige und gütige Antwort.“ Dieſer Brief verfehlte ſeine Wirkung ganz und gar. Der unedle König frohlockte, daß ſich ſein gehaßter Gegner ſo demuthsvoll herunter gegeben, ließ oder ließ machen eine böswillige Schrift, dieſer den Brief Luther's beidrucken und unter dem Titel eines heimlichen Widerruf's vom Luther verbreiten. Darauf verfaßte aber Luther eine: Antwort auf des Königs von Engelland Heinrichs VIII. Läſterſchrift. Für den Verfaſſer der Schrift hielten Viele den Erasmus, und Luther ſelbſt ſchreibt davon, daß Viele den König für die Larve des Erasmus achteten. Luther's Gegenſchrift zeigt wohl am beſten den Standpunkt, auf welchen man ſich ſtellen muß, um ſein demüthiges Schreiben an den König nicht falſch und unbillig zu beurtheilen. „Es iſt,“ beginnt die Schrift, „wider mich armen Sünder ein Büchlein jetzt ausgegangen zu dieſem neuen Jahre, unter dem Namen des Königs zu Engelland, ſammt meinem Briefe, welchen ich ſo gar demüthiglich an denſelben König hatte geſchrieben, dazu ich nicht ohne Urſach, auch nicht durch geringe Leute ward beweget. Nun iſt das gewiß und leidet keinen Zweifel, daß ſolch' Büchlein der König ſelbſt nicht hat gemacht, doch alſo, daß man den Meiſter greifen ſolle in ſeinen Worten, wer er ſey. Er taſtet auch an mit Schmachworten mein Büchlein wider den freien Willen geſchrieben, welches doch Erasmus Rotterdamus, deſſelbigen Königs beſter Freunde Einer hat müſſen ungebiſſen, und auch noch ſoll ungebiſſen laſſen; wiewohl er mehr Kunſt und Vernunft in einem Finger hat, denn der König in Engelland mit allen ſeinen Klüglingen.“ — „Wohlan ich wollte zu dem Büchlein aus großem Hochmuth wohl ſtille ſchweigen, und wie ich über ſolchen giftigen Büchern pflege, einen guten und fröhlichen Muth haben, wo mir nicht durch dies Büchlein mein Brief, weiß nicht durch wen es geſchehen, dahin gedeutet würde, als hätte ich meine Lehre widerrufen. Das iſt mir gar in keinem Weg zu leiden. Denn das gehet nicht an meine Perſon (welche ſoll leiden und ſchweigen), ſondern meine Lehre, (welche ſoll ſchreien und ſchmeißen). Hie gebe mir Gott nur keine Geduld und Sanftmuth. Hie ſage ich Nein, Nein, Nein! weil ich eine Ader regen kann, es verdrieße König, Kaiſer, Fürſten, Teufel, und wen es will. Hilf Gott, wie genau und mit geſchwinden Griffen ſucht man mich! Bin ich nicht ein theurer, edler Mann! Ja freilich, in tauſend Jahren iſt kaum ein edler Blut geweſen denn Luther. Wie ſo? Rechne du ſelbſt! Es ſind nun drei Päbſte geweſen, ſo viel Kardinäle, Könige, Fürſten, Biſchöfe, Pfaffen, Mönche, große Hanſen, Gelehrte und die ganze Welt, die allzumal an des Luther's Blut Verräther, Mörder, Henker ſind, oder je gerne wollten ſeyn, und der Teufel auch mit den Seinen. Pfu dich! ich bin ſelbſt meinem Blute feind, wenn ich daran denke, daß ich ſolche herrliche, köſtliche Henker und Mörder haben ſoll. Dem türkiſchen Kaiſer ſollte ſolche Ehre widerfahren, nicht ſolchem armen Bettler als ich bin. Aber weil ſie es je ſeyn wollen, muß ich ſolche Ehre leiden, und aus ihrem Zorn und Wüthen meines Herzens Freude und Spiel machen. Dieſe Faſtnacht würde mir vielleicht ſonſt nicht freudenreich genug ſeyn, ich hätte denn ſolche mächtige, hochgeborene, gelehrte Larven und Narren, die mir hofierten. Weiß ihnen auch fürwahr auf dießmal aus großer Armuth kein ander Trinkgeld zu geben, denn daß ich bitte, ſie wollten's nur mehr machen. Demnach gönn' ich zwar dem Könige zu Engelland, dazu dem Teufel faſt wohl, daß ſie ſolche arme elende Bettler über mir werden und ſich ſo flicken müſſen, auf daß ſie an mir die löbliche Ehre erjagen, das iſt, daß ich ſie als meine Stocknarren und Gauckler halte. Sie wollen's nicht anders haben. Denn, ſo wahr Gott lebt, welcher König oder Fürſt meinet, daß ſich der Luther für ihm demüthige, der Meinung, als reue ihn ſeine Lehre, und habe Unrecht gelehret und ſuche Gnade, der betreugt ſich ſelbſt weidlich und machet ihm ſelbſt einen güldnen Traum, da er eitel Dreck finden wird, ſobald er aufwacht. Der Lehre halben iſt mir Niemand ſo groß, ich halte ihn für eine Waſſerblaſe und noch geringer, da wird nichts andres aus. Erſtlich aber iſt das die Meinung, daß ich bitte alle fromme Herrn und Freunde in Chriſto, denen vielleicht das Narrenbuch des Königs zu Engelland fürkommt mit meinem Brief, ſie wollten ſich ja nicht kehren an den Titel, den ſie mit großem Muthwillen darauf gedruckt haben und nun rufen und jauchzen: der Luther habe widerrufen! So toll bin ich, Gottlob! nicht geweſen, daß ich verhofft hätte, meine Briefe ſollten heimlich bleiben bei dem Könige allein, darauf ſie ſich doch ganz verlaſſen und meinen, ſie haben's troffen. Darum ich mit allem Fleiß das verkommen habe in demſelbigen Briefe, daß ich mit meiner Demuth nichts habe wollen meiner Lehre vergeben." „Ich ſchrieb einmal Herzog Georg auch einen demüthigen Brief; aber das Stücklein mußte gleichwohl darinnen ſeyn, daß ich meiner Lehre halben mich nicht ſo demüthige. Mir nicht viel Widerrufens oder Demüthigens der Lehre halben! "Das andre Stück, mein Leben und perſönlich Weſen weiß ich zu guter Maaßen ſelbſt wohl, daß es ſündlich und keines Trotzens iſt; ich bin ein armer Sünder und laſſe meine Feinde eitel Heilige und Engel ſeyn. Wohl ihnen, ſo ſie es können erhalten! Nicht daß ich für der Welt und den Unchriſten ſolches ſeyn will, ſondern für Gott und ſeinen lieben Chriſten. Für der Welt will ich auch fromm ſeyn, und bin's ſo ſehr," daß ſie nicht werth ſollen ſeyn, mir die Schuhriemen aufzulöſen. Meines Lebens halben aber bin ich auch jedem Kinde demüthig und unterworfen. Wer das nicht gewußt hat, der höre es jetzt. Demnach, da ich mich bereden ließ, der König zu Engelland wäre umkehrt und dem Evangelio geneigt worden, fuhr ich zu, und wollte meine Perſon gegen ſeine Perſon entſchuldigen. Wie denn ein jeder Chriſt ſeiner Perſon und Werke halben ſich für dem Andern demüthigen und um Gnade bitten ſoll. Ich hätte ſonſt weder dieſen, noch keinen andern König angeſehen. Ich wollte mich der Lehre Pauli halten, mich demüthigen und um Gnade bitten; dacht' auch, er würde wiederum gegen mir alſo thun und chriſtliche Demuth an mir erzeigen; aber da iſt kein andrer Gedanken, denn: ich bin König, ſo iſt der Mönch ein Bettler. Alſo hab' ich die Demuth dazumal verloren und bin betrogen, doch mir ohne Schaden. Er ſitzt droben, der die Bettler mit denſelben Augen anſiehet, damit er Könige anſiehet, und Er darf wohl ſo keck ſeyn, daß er einen König nicht anſehe und ſehe einen Bettler an. Es gehet mir aber wahrlich recht, und wäre unrecht, wo mir's anders gienge (wenn ich menſchlichen Anſchlägen folge,) denn dem Krebsgang nach. — Mein gnädigſter Herr Chriſtiern, König von Dänemark, machte mich guter Hoffnung ſo voll, des Königs zu Engelland halber, ſchenkte mir ſo viel guter Wort ein, ich ſollte nur demüthiglich ſchreiben, es würde Nutz ſchaffen u. ſ. w., bis ich davon trunken ward und taumelte bei mir ſelbſt alſo: Wer weiß denn? Es ſind des Tages zwölf Stunden; wenn du eine gute Stunde treffen könnteſt in Gottes Namen, und den König zu Engelland gewinnen, wäreſt du es ja ſchuldig zu thun und wo es an dir ſollt' fehlen, thäteſt du Sünde. Ich armer Trunkenbold ſpeiete alſo den demüthigen, verlorenen Brief heraus; den freſſen nun die Säu' und zerreißen mich und ich meinete doch, es wären eitel Heilige. Ich habe leider die Vermahnung Chriſti nicht gehalten, daß ich die Perlen nicht für die Säue würfe." Weiter erzählt er, wie er ſich habe ſchon oft bereden laſſen „mit großen Fudern voll Vertröſtung," ſich demüthig zu erweiſen, um die Leute zu gewinnen, ſo gegen den Herzog Georg, gegen Cajetanus, zu Worms, — aber nie habe etwas genützt. „Was ſuche ich unſeliger Aſchenbrödel zu Königs und Fürſten-Höfen, da ich doch weiß, daß der Teufel eben am Hof und ſein höchſter Thron iſt! Ich bin ein Schaf, und bleibe ein Schaf, daß ich ſo leichtlich glaube, mich ſo führen und leiten laſſe, ſolchen Junkern zu hofiren, und nicht vielmehr meinem Sinn folge, daß, wo ich einem Tyrannen oder Hochgelehrten einen Stich geben hätte und ſie darum zürneten, ich dreißig Stiche die nachgebe zu Reue und Buße, ſo wüßten ſie, wie ich willentlich mein Leben, ſintemal ich doch weiß, daß die Tyrannen nichts, denn den armen Madenſack, meinen Leib, und die Hochgelehrten meine Ehre nehmen können, welche doch ſonſt keinen Augenblick mein ſind. Aber doch, was ich deß gethan habe, reuet mich nicht, weil ich's dem Evangelio zu Dienſt gethan habe, welchem ich wohl mehr zu Dienſt thue und thun will, von Gottes Gnade, und freue mich über die Maaßen ſehr, daß ſo herzlich guter einfältiger Meinung von mir geſchehen iſt, und ſo ſchändlich und läſterlich von der Welt wird angenommen." — „Das will ich aber thun: Meines Leibes und Lebens halben will ich mich demüthigen für Jedermann, auch für einem Kinde, Gnade und Gunſt bitten, ſo fern ſie dem Evangelio nicht feind ſind: denn für mein Leben gebührt mir nichts, denn der Höllen Abgrund, das weiß ich gewißlich, ſo geſtrenge gerichtet wird. Aber meines Amts und Lehre halben, und ſofern mein Leben derſelbigen gleich iſt, warte nur Niemand keiner Geduld, noch Demuth, ſonderlich die Tyrannen und Verfolger des Evangelii. Denn da ſollen ſie mich für einen lebendigen Heiligen halten, da ſoll nichts anders aus werden.“ — „Wohlan, allzuſammen, wie ihr zuſammen ſeyd und zuſammen gehöret, Teufel, Papiſten und Schwärmer auf einen Haufen, nur friſch an den Luther! ihr Papiſten von vornen her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getroſt, ihr habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther liegt, ſo ſeyd ihr geneſen und habt gewonnen. Ich ſehe doch wohl, daß Alles verloren iſt, es hilft kein Schelten, kein Lehren, kein Vermahnen, kein Dräuen, kein Verheiſſen, kein Bitten, kein Flehen, keine Geduld, keine Demuth, kein Heucheln, kein Locken, wie ich's verſuche, wende und kehre, ſo gilt's nicht. Wohlan ſo gelte der Trotz in Gottes Namen! Wen es gereut hat, der laſſe ab! Wer ſich fürchtet, der fliehe! Mein Rückhalter iſt mir ſtark und gewiß genug, das weiß ich. Ob mir gleich die ganze Welt anhienge und wieder abfiele, das iſt mir eben gleich und denke: iſt ſie mir doch zuvor auch nicht angehangen, da ich allein war; wer nicht will, der laſſe es; wer nicht bleibt, der fahre immer hin! Wer hält hie den Andern, ſprach Roſt am Halseiſen. Ich kann deſto fröhlicher leben und ſterben, weil ich mit ſolchem Gewiſſen lebe und ſterbe, daß ich ja mit allem Fleiß habe der Welt zu ihrem Beſten gedient, und die heilige Schrift und Gottes Wort alſo an den Tag bracht, als in tauſend Jahren nicht geweſen iſt. Ich habe das Meine gethan, euer Blut ſey auf eurem eigenen Kopf und nicht in meinen Händen.“ Dieſe Rechenſchaft, die Luther ſelbſt von den Beweggründen abgelegt, welche ihn getrieben, jenen demüthigen Brief zu ſchreiben, wird jeden Unbefangenen vor einer Mißdeutung jenes Schrittes bewahren, und wenn man bedenkt, daß Luther durchaus durch keine perſönliche Rückſichten dazu vermocht wurde, ſondern nur durch ſeinen Eifer für die Sache des Evangeliums und ſeinen guten Glauben an eine edelmüthigere Geſinnung des Königs, ſo wird man in den, nach dem Gefühle der Meiſten doch wohl allzudemüthigen Ausdrücken, worin er von ſich ſelbſt ſpricht, eher eine weit gehende Selbſtverläugnung als Wegwerfung finden, und Luther mochte glauben, der durch ſeine frühere Hitze vielleicht vernachtheiligten Sache des Evangeliums dieſes Opfer und Buße der Eitelkeit ſchuldig zu ſeyn. Das Einzige, was vielleicht als Anſtoß zurückbleibt, möchte ſeyn, daß er in ſeinem Brief die Verurſachung der Schrift gegen den König auf Andere von ſich abwälzte, doch ohne einen Namen zu nennen.

Luther und die religiös-politiſchen Bewegungen in Deutſchland.

Gleichzeitig mit der durch Luther unternommenen Befreiung der Geiſter vom Joche des Pabſtthums und Reinigung der mit Menſchenſatzungen überladenen Lehre, waren mehrere Verſuche, den politiſchen Zuſtand Deutſchlands umzugeſtalten. War auch der Geiſt, der in dieſen Unternehmungen waltete, ein anderer als derjenige, welcher Luther'n beſeelte, und von dieſem auch förmlich als ihm fremd abgelehnt, ſo hat er doch in der Wurzel ſowohl, der Sehnſucht nach Verbeſſerung, als auch in der Berufung auf religiöſe Intereſſen, Manches mit ihm gemein, und es läßt ſich die Gleichheit des, beiden gemeinſchaftlichen Zeitalters nicht verkennen. Wenn man, wie geſchehen iſt, Luther als den Urſacher auch der politiſchen Bewegungen, der Adels-Unternehmung, der Bauernkriege und ſpäter des Unweſens in der Stadt Münſter anſieht und ihn dafür verantwortlich macht, ſo räumt man ihm damit ein: die ganze Stimmung und Geſinnung ſeines Zeitalters erſt hervorgebracht und beinahe ausſchließlich gelenkt zu haben. Aber dieſe Vorausſetzung iſt, wie hoch man auch ſeinen Einfluß und ſeine geiſtige Macht über die Gemüther mit Recht anſchlagen mag, übertrieben und vergißt die Wahrheit, daß auch der gewaltigſte Beherrſcher der öffentlichen Meinung und des Volksgeiſtes doch ſelbſt nur durch den Einfluß ſeiner Zeit, gleichſam durch die geiſtige Atmoſphäre, welche er einathmet, ſo geworden iſt; daß er nicht erſt neue Bedürfniſſe weckt, ſondern ſchon mehr oder minder empfundene befriedigt, und was unklare Sehnſucht und Trieb war, mit Kraft und Bewußtſeyn ausſpricht. Mit Urkunden und Beweiſen kann man etwa das Maaß des abſichtlichen und gewollten Einfluſſes Luther's auf dieſe Bewegungen abgrenzen; wie weit aber ſeine bewußtloſe Mitthätigkeit, ſeine unabſichtliche Urheberſchaft durch Schrift und Wort ſich erſtreckt habe, liegt außer dem Bereich einer genauen Berechnung, und iſt, wenn es in der Abſicht unternommen wird, den Reformator von aller Schuld in moraliſchem Sinne frei zu machen, überflüſſig, weil der vernünftige und unbefangene Beobachter der Geſchichte dieſe Schuld nicht mehr dem einzelnen Manne, ſondern nur der Macht der Geſchicke zuſchreiben kann. — Jene Verſuche waren mannigfach und ihre öftere Wiederholung zeugt von der Stärke des Bedürfniſſes, während ihre Vereitlung dem Mangel an Einheit und wohl auch an Reife der Vorbereitung zuzuſchreiben iſt. Auch waren freilich die Intereſſen bei den verſchiedenen Bewegungen verſchieden und vielleicht mehr in einzelnen zufälligen Berührungs-Punkten ſich ähnlich, als im innerſten Kern verwandt. Die erſte Bewegung gieng vom

Adel, namentlich in Franken und Schwaben aus. An der Spitze derſelben ſtand der ritterliche Franz von Sickingen, deſſen ſchon früher Erwähnung geſchah als eines edelmüthigen, für Wahrheit und Recht empfänglichen, Luther'n eifrig zugethanen Ritters, der ihm auch ſeine Schlöſſer als Aſyl angeboten hatte. Deſſen vertrauteſter Freund und die Seele der Unternehmung war der kühne, geiſtreiche Ulrich von Hutten, der das Pabſtthum zuerſt und noch vor Luther mit den ſcharfen Waffen des Wortes angegriffen hatte, gekrönter Dichter und unverſöhnlicher Feind der Pfaffen; Hartmuth von Cronberg trat als begeiſterter populärer Schriftſteller in mehrern energiſchen Aufforderungen, z. B. an die Bettelorden auf. Dieſe Ritter waren ganz gleicher Geſinnung mit Luther hinſichtlich ſeiner Bekämpfung der papiſtiſchen und Wiederherſtellung der reinen evangeliſchen Lehre; aber ſie giengen weiter als er darin, daß ſie eine Vertilgung der weltlichen Macht und Tyrannei der Geiſtlichkeit wirklich im Sinne hatten und dieß mit den Waffen auszuführen geſonnen waren. Luther aber wollte, daß man nur mit dem Worte ſtreite, wodurch ja auch die Welt überwunden worden ſey, wiewohl er ſich hie und da über die weltlichen Biſchöfe in einer Weiſe geäußert hatte, wodurch die Anwendung gewaltſamer Maaßregeln in gewiſſer Art gebilligt ſcheinen konnte. Ueber die politiſche Seite des Plans von Sickingen iſt man aber nicht im Klaren und hat nur Vermuthungen darüber. Die großen Fürſten hatten in Deutſchland die Uebermacht an ſich geriſſen und hatten ſowohl die kleineren Herren, den Reichsadel, der ſich ihnen doch ebenbürtig achtete, zurückgedrängt, als die kaiſerliche Macht gelähmt, ſo daß das Reich als ſolches immer mehr zerfiel und ohnmächtig der Verachtung und Vernichtung entgegen gieng. Das Mißtrauen war eigentlich das Lebensprincip des deutſchen Reichs geworden; That- und Ruhmloſigkeit war die theils ſchon eingetretene, theils zu befürchtende Folge hievon. Religiöſe, patriotiſche und Standes-Intereſſen wirkten ohne Zweifel in der Seele Sickingens und Huttens zuſammen und erzeugten einen Plan, der, wenn er gelang, die Unwiſſenheit, Barbarei und Tyrannei der Pfaffen zu verjagen, das Reich zu reformiren, den Kaiſerthron mit neuer Macht und Herrlichkeit zu umgeben, ſcheint berechnet geweſen zu ſeyn. Ob Sickingen ſelbſt, etwa für gewiſſe Fälle, zum deutſchen Kaiſer beſtimmt war, iſt ungewiß. Die näheren Beſtimmungen des Plans ſind nicht bekannt; doch darf man daraus, daß Sickingen in ein gutes Vernehmen mit den Stätten zu treten ſuchte und er als der Held des Volkes gefeiert wurde, abnehmen, daß nicht blos an eine Umgeſtaltung der hohen und höchſten Stände und ihrer Verhältniſſe gedacht wurde. Sickingen war im Beſitz einer Macht, welche es ihm möglich machte, ſich mit Fürſten zu meſſen. Aber ſein Kriegszug gegen den geiſtlichen Churfürſten von Trier hatte zur Folge, daß er vom Kaiſer in die Acht erklärt wurde; er war zu ſchwach, den vereinigten Fürſten von Trier, Pfalz und Heſſen Widerſtand zu leiſten, wurde in ſeinem feſten Schloſſe Landſtuhl belagert, verwundet, mußte ſich ergeben, und ſtarb gleich nach der Uebergabe. Mit ihm wurde auch ſeine Sache, deren Haupt er war, unterdrückt, im Jahr 1523.- Der große Eindruck, den dieß Ereigniß in Deutſchland hervorbrachte, läßt abnehmen, was die Einen von ihm gehofft, die Andern von ihm gefürchtet hatten. Luther rief, als er die Nachricht erhielt: „Der Herr iſt gerecht, aber wunderbar; er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwerdte helfen;“ eine wohl zu beachtende Aeuſſerung, welche zugleich einestheils die Anerkennung des Strebens von Sickingen enthält, andrerſeits zeigt, wie Luther in dem unglücklichen Ausgang ein Gottesurtheil ſah. Von den zu Sickingen's Tod ſich glückwünſchenden Papiſten aber hörte man ſagen: „Nun iſt der Aſterkaiſer todt! Gott gebe, daß auch der Aſterpabſt ein ſolches Ende finde!“ Von den letzten Schickſalen des hochherzigen Hutten wird an einem andern Orte die Rede ſeyn.

Schon bei dieſem gewaltſamen politiſchen Reformationsverſuche wollten Manche Luther der Mitſchuld oder wenigſtens der Mitwiſſenſchaft zeihen; aber lauter und ſchwerer als dieſer grundloſe Verdacht wurden die Anklagen gegen ihn aus Veranlaſſung der in den Jahren 1524 und 1525 ausbrechenden Bauernaufſtände. Durch die ungemeſſenen immer ſteigenden Auflagen und Erpreſſungen unter verſchiedenem Titel, welche der überhandnehmende Aufwand der vielen Fürſten und Herrn in Deutſchland mit ſich brachte, durch Frohnen, Schatzungen, Strafen jeder Art war die alte deutſche Freiheit des gemeinen Mannes nachgerade, wie ſich ein Hiſtoriker ausdrückt, ſehr in die Enge getrieben worden, und ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts war da und dort den hartgedrückten Bauern die Geduld ausgegangen und hatten, nach dem Beiſpiele der ſiegreichen Schweizer, beſonders die ſchwäbiſchen Bauern Aufſtände gemacht, die aber bald wieder geſtillt wurden. Im Jahr 1524 aber loderte die Flamme hell empor, beſonders in Schwaben und im Bamberg'ſchen, und hier gaben theils läſtige Bedrückungen mit Abgaben, wie Einziehung des Leibfalls, theils Verwehrung der Predigt des Evangeliums, den nächſten Anlaß. Bis zum Jahr 1525 wuchs der Aufſtand und griff immer mehr um ſich. Die Gegend um den Bodenſee war einer der Hauptplätze: es bildeten ſich aus den in großen Schwärmen zuſammenſtrömenden Bauern drei Lager, und wurden von ihnen zwölf Artikel aufgeſetzt, worin ſie ihre Forderungen zuſammenfaßten, und ſich ausdrücklich auf Luther'n beriefen. Der Inhalt dieſer 12 Artikel war folgender: Nachdem das Evangelium von dem Vorwurfe, es begünſtige die Empörung, zu reinigen verſucht worden, durch die Verweiſung darauf, daß die Bauern in ihren Forderungen ſich als Freunde des Evangeliums zeigen, ein Beweis, der ziemlich übel zuſammenhängt, wie dieß auch von Luther gerügt wurde, enthält der erſte Artikel „die demüthige Bitte und Begehr auch Aller Willen und Meinung, daß wir hinfort Gewalt und Macht haben wollen, eine ganze Gemeinde ſolle einen Pfarrherrn ſelbſt erkieſen und wählen, auch Gewalt haben, denſelben wieder zu entſetzen, wenn er ſich ungebührlich hielte. Dieſer aber ſolle das Evangelium lauter und klar, ohne menſchlichen Zuſatz predigen.“ Im zweiten Artikel erklären ſie ſich bereit, den rechten Kornzehnten zu leiſten, aber er ſolle zur Unterhaltung des Geiſtlichen, der Armen und zu gemeinen Bedürfniſſen verwendet werden. Den kleinen Zehnten aber wollten ſie nicht mehr entrichten. Im dritten Artikel heißt es: „Es iſt der Brauch bisher geweſen, daß man uns für eigene Leute gehalten hat, welches zu erbarmen iſt, angeſehen daß uns Chriſtus Alle mit ſeinem koſtbarlichen Blutvergießen erlöſet und erkaufet hat, den Hirten gleich als wohl als den Höchſten, keinen ausgenommen. Darum erfindet ſich's mit der Schrift, daß wir frei ſind und wollen ſeyn. Nicht daß wir ganz frei ſeyen; daß wir gar keine Obrigkeit haben ſollen, lehret Gott nicht.“ — „Wir wollen auch gern unſerer erwählten und geſetzten Obrigkeit, ſo uns von Gott geſetzt, in allen ziemlichen und chriſtlichen Sachen gerne gehorſam ſeyn.“ Der vierte Artikel ſchildert ſehr beweglich die Tyrannei und Bedrückung mit Jagd und Fiſchfang, deren Freigebung ſie verlangen. Der fünfte begehrt Theilnahme am Genuß der von den Herrn ganz in Beſitz genommenen Waldungen. Der 6te, 7te und 8te handeln von Ermäßigung der Frohnen, Zinſe und Steuern. Der 9te verlangt Verbeſſerung der Gerechtigkeitspflege, weil man bisher ungebührlich und willkürlich um Geld geſtraft habe. Der 10te handelt von den Gemeindegütern, der 11te fordert Abſchaffung des Sterbfalls und im 12ten erbieten ſie ſich Belehrung aus der h. Schrift über ihre Forderungen anzunehmen, behalten ſich aber auch vor, wenn ſie noch weitere Beſchwerden nach Maßgabe der Schrift geltend zu machen wüßten, dieſelben vorzubringen. — Ein Theil dieſer Bauern wurde in der Umgegend von Ulm vom ſchwäbiſchen Bund geſchlagen, mit einem andern aber der ſogenannte Allgäuer Vertrag geſchloſſen, worin billige Abhülfe der Beſchwerden verſprochen wurde und die Bauern, die aber damit nur hinter's Licht geführt wurden, auseinander zu gehen ſich anheiſchig machten. Man ſieht auch hieraus, wie aus den geſtellten Artikeln, daß es den Bauern wirklich um Erleichterung eines unerträglichen Zuſtandes und nicht um Anarchie zu thun war. — Einen ſchlimmern Charakter aber nahm der Bauernkrieg in Schwaben am Neckar und Main an; eine Schaar der durch Grauſamkeit von der andern Seite gereizten Bauern ermordete unbarmherzig etwa 70 in Weinsberg gefangene Adelige, ſengte und plünderte, erzwang den Beitritt mehrerer Städte und vieler Herrſchaften, und nur mit Mühe wurde dieſe Schaar, welche ihre Kräfte bei der Belagerung von Würzburg verſchwendete, überwältigt. Die Angriffe und der Zorn der Bauern waren anfänglich beſonders gegen die geiſtlichen Herrſchaften gerichtet; doch verfuhren ſie auch hier zuerſt noch mit einiger Mäßigung; ſpäter aber, als ſie das freie, wilde Leben geſchmeckt hatten, ließen ſich Beutegier und Blutdurſt nicht mehr zähmen und bändigen. Sowohl die Wuth der Bauern, als ihre gewaltige Anzahl, verſchafften ihnen gegen geringere Fürſten und Städte die Oberhand, aber vor geordneten Heeren konnten ſie nicht wohl beſtehen.

Die von den Fürſten über die Bauern errungenen Siege wurden aber auf's grauſamſte und ſchändlichſte benutzt, und was die Bauern verübt hatten, ihnen zehnfach vergolten. Statt ihren Zuſtand zu erleichtern, wurden ihre Verſuche zum Vorwand noch härterer Bedrückung der Unglücklichen benutzt, welche nicht in den blutigen Schlachten erſtochen, oder nachher von den in ihrem Land umherziehenden fürſtlichen Henkern hingerichtet wurden.

Auch in Thüringen brach ein Aufſtand der Bauern aus, wo der ſchwärmeriſche, ſeine Anhänger mit Wunderverheiſſungen täuſchende Thomas Münzer an der Spitze ſtand, der ſchon früher in Zwickau und Allſtädt Unruhen veranlaßt hatte, und dann in Mühlhauſen ſeinen Sitz aufſchlug. Auch er wurde mit ſeinen Bauern bei Frankenhauſen durch die ſächſiſchen und heſſiſchen Truppen geſchlagen, ſelbſt hingerichtet und die Aufrührer hart beſtraft. Mit Münzer hatte Luther ſchon früher zu ſchaffen gehabt, und demſelben genugſam zu erkennen gegeben, daß er von deſſen Vorgebungen von himmliſchen Offenbarungen nichts hielt. Er hatte ſich gegen ihn erklärt, als er in Zwickau und Allſtädt ſein Weſen trieb, warnte Mühlhauſen, wo er fanatiſche Predigten hielt, ausdrücklich vor ihm, und ſchrieb im Auguſt 1524 einen Brief an die ſächſiſchen Fürſten, von dem aufrühreriſchen Geiſte, wo er ſich auf's entſchiedenſte gegen Münzer und deſſen Beſtrebungen ausſprach. In jener Schrift hieß es: „Ich bitte, Ihr wollet gar fleißig Euch fürſehen vor dem falſchen Geiſt und Propheten, der in Schafskleidern dahergehet, und iſt inwendig ein reiſſender

Wolf. Denn er hat nun an viel Orten, ſonderlich in Zwickau und nun in Allſtädt wohl beweiſſet, was er für ein Baum iſt, weil er keine andre Früchte trägt, denn Mord und Aufruhr und Blutvergießen anzurichten, dazu er denn zu Allſtädt öffentlich gepredigt, geſchrieben und geſungen hat.“ — „Wollen Euch aber meine Reden nicht bewegen, ſo thut doch alſo und verziehet die Sach’ mit einem Aufſchub, bis Ihr daß erfahret, was es für Kinder ſind. Denn es iſt angangen; es wird nicht lange im Finſtern bleiben. Treulich meine ich’s mit Euch, das weiß Gott, und wollte Eurer Gefahr und Schaden gern zuvorkommen.“ An die Fürſten ſchrieb er: „das Glück hat allewege das heilige Wort Gottes, wenn’s aufgehet, daß ſich der Satan dawider ſetzt mit aller ſeiner Macht, erſtlich mit der Fauſt und frevler Gewalt; wo das nicht hilft, greift er’s mit falſchen Zungen, mit irrigen Geiſtern und Lehrern an, auf daß, wo er’s mit Gewalt nicht kann dämpfen, doch mit Liſt und Lügen unterdrücke.“ — „Nun iſt mir das eine ſondere Freude, daß nicht die Unſern ſolch Weſen anſahen, und ſie auch ſelbſt wollen gerühmet ſeyn, daß ſie unſers Theils nicht ſind, nicht von uns gelehret noch empfangen haben, ſondern vom Himmel kommen ſie und hören Gott ſelbſt mit ihnen reden, wie mit den Engeln, und iſt ein ſchlecht Ding, daß man zu Wittenberg den Glauben, Liebe und Kreuz Chriſti lehret.“ — „Ich habe dieſen Brief an Euer Churfürſtlichen Gnaden allein aus der Urſache geben, daß ich vernommen und auch aus ihrer Schrift verſtanden habe, als wollte derſelbe Geiſt die Sachen nicht bei'm Wort laſſen bleiben, ſondern gedenke ſich mit der Fauſt darein zu begeben, und wolle ſich mit Gewalt ſetzen wider die Obrigkeit, und ſtracks daher eine leibliche Aufruhr anrichten.“ Wiewohl er nun wiſſe, daß die Fürſten hier ihrer Pflicht und Befugniß wohl bewußt ſeyen, erlaube er ſich doch auch an ſeinem Theile, ſie zur Stillung des Aufruhrs zu ermahnen, denn dazu haben die Fürſten Schwerdt und Gewalt, daß ſie den Frieden erhalten. „Euer Fürſtliche Gnaden wollen ſich nicht ſcheuen und ſäumen vor dieſem Geiſt, und mit ernſtlichem Befehl dazu thun, daß ſie die Fauſt inne halten, und ihr Klöſter und Kirchen brechen und Heiligen brennen, laſſen anſtehen; ſondern, wollen ſie ihren Geiſt beweiſen, daß ſie das thun, wie ſich's gebührt, und laſſen ſich zuvor verſuchen, es ſey für uns oder für den Papiſten. Denn ſie halten, Gott Lob! uns doch für ärgre Feinde denn die Papiſten.“ — „Wo ſie wollen mehr thun, denn mit dem Worte fechten, wollen auch brechen und ſchlagen mit der Fauſt, da ſollen Euer Fürſtliche Gnaden zugreifen, es ſeyen wir oder ſie, und ſtracks das Land verboten, und geſagt: Wir wollen gerne leiden und zuſehen, daß ihr mit dem Worte fechtet, aber die Fauſt haltet ſtille, das iſt unſer Amt, oder hebet euch zum Lande aus.“ Der Brief ſchließt ſo: „Hierbei will ich's dießmal laſſen bleiben, und Euer Fürſtlichen Gnaden unterthäniglich gebeten haben, daß Sie mit Ernſt zu ſolchen Stürmen und Schwärmen thun, auf daß alleine mit dem Wort Gottes in dieſer Sachen gehandelt werde, wie den Chriſten gebührt, und Urſach der Aufruhr, dazu ſonſt Herr Omnes mehr denn zu viel geneigt iſt, verhütet werde. Denn es ſind nicht Chriſten, die über das Wort auch mit darvon wollen und nicht vielmehr Alles zu leiden bereit ſind, wenn ſie ſich gleich zehn heiligen Geiſte voll und voll berühmeten.“ Als Münzer in ſeiner Gefangenſchaft unterſucht wurde, ſagte er ſich ganz von Luther los, wie er auch zuvor gethan hatte, und Luther und Melanchthon gaben Beſchreibungen von ſeinem Unternehmen und Ausgang, zum abſchreckenden Beiſpiel für Alle, heraus. Ihn und ſeinen Anhang zu bekämpfen, hatten ſich papiſtiſche und Luther'n geneigte Fürſten vereinigt; Münzer gab auch an, in Schwaben geweſen zu ſeyn, wo er aber kein geneigtes Ohr für ſeine Lehren gefunden, was daraus zu erklären iſt, daß dort die Bauern, einzelne wüthende Rotten abgerechnet, im Ganzen doch beſonnener waren, nicht auf Vernichtung der Obrigkeit und geſellſchaftlichen Ordnung dachten, ſondern nur Erleichterung ihres Zuſtandes verlangten. Auch beriefen ſie ſich, wie ſchon erwähnt, namentlich auf Luther, deſſen Zuſtimmung ſie alſo gehofft zu haben ſcheinen, und dadurch ward Luther veranlaßt, ſich über ihre zwölf Artikel und über den Aufſtand überhaupt auszuſprechen. Es erſchien ſeine Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerſchaft in Schwaben. Sie beginnt alſo: „Es hat die Bauerſchaft, ſo ſich jetzt in Schwabenland zuſammengeworfen, 12 Artikel von ihren unerträglichen Beſchwerungen gegen die Oberkeit geſtellet, und mit etlichen

Sprüchen der Schrift fürgenommen, zu gründen, und durch den Druck laſſen ausgehen. In welchen mir das auf's Beſte gefallen hat, daß ſie im zwölften Artikel ſich erbieten, beſſern Unterricht, wo es mangelt und von Nöthen wäre, gern und williglich anzunehmen und ſich wollen weiſen laſſen, ſofern daſſelbe durch die Schrift geſchehe; wo das nun ihr Ernſt und einfältige Meinung iſt, als mir nicht anders will zu deuten gebühren, weil ſie ſich mit denſelben Artikeln frei an den Tag geben und das Licht nicht ſcheuen wollen, iſt noch gute Hoffnung da, es ſolle gut werden. Und mir, als der ja auch einer iſt, gerechnet unter denen, die göttliche Schrift jetzt auf Erden handeln, ſonderlich aber, ſo ſie mich mit Namen in einem andern Zettel nennen und berufen, deſto größern Muth und Zuverſicht giebt, meinen Unterricht, freundlicher chriſtlicher Meinung nach brüderlicher Liebe Pflicht auch an den Tag öffentlich zu geben, damit nicht durch mein Schweigen mir auch zugetheilet und aufgelegt werde, für Gott und der Welt, ſo ſich etwas Unraths und Unfalls daraus entſpänne. Weil denn dieſe Sache groß und fährlich iſt, als die beide Gottes Reich und der Welt Reich betrifft: denn wo dieſer Aufruhr ſollt' fort dringen und überhand nehmen, würden beide Reiche untergehen, daß weder weltlich Regiment noch göttlich Wort, ſondern eine ewige Verſtörung ganzen deutſchen Landes folgen würde: ſo iſt von Nöthen, daß wir frei davon reden und rathen, Niemands angeſehen; wiederum daß wir auch billiglich hören und uns einmal ſagen laſſen, auf daß nicht unſre

Herzen verſtockt und Ohren verſtopft, wie bisher geſchehen iſt, Gottes Zorn ſeinen vollen Gang und Schwang gewinnen.“ Zuerſt wendet er ſich mit ſeiner Ermahnung an die Fürſten und Herrn: „Erſtlich mögen wir Niemand auf Erden danken ſolchen Unraths und Aufruhrs, denn Euch Fürſten und Herrn, ſonderlich Euch blinden Biſchöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die Ihr noch heute verſtockt, nicht aufhöret zu toben und wüthen wider das heilige Evangelium, ob Ihr gleich wiſſet, daß es recht iſt, und auch nicht widerlegen könnt. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß Ihr ſchindet und ſchatzet, Euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen. Das Schwerdt iſt Euch auf dem Halſe, noch meinet Ihr, Ihr ſitzet ſo feſte im Sattel, man werde Euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verſtockte Vermeſſenheit wird Euch den Hals brechen, das werdet Ihr ſehen.“ — „Das ſollt Ihr wiſſen, lieben Herren, Gott ſchafft's alſo, daß man nicht kann, noch will, noch ſoll Eure Wütherei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut Ihr's nicht durch freundliche, willige Weiſe, ſo müßt Ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweiſe. Thun's die Bauern nicht, ſo müſſen's Andre thun. Und ob Ihr ſie alle ſchlüget, ſo ſind ſie noch ungeſchlagen; Gott wird Andre erwecken. Denn er will Euch ſchlagen und wird Euch ſchlagen. Es ſind nicht Bauern, liebe Herren, die ſich wider Euch ſetzen, Gott iſt's ſelber, der ſetzt ſich wider Euch, heimzuſuchen Eure

Wütherei. Es ſind Etliche unter Euch, die haben geſagt, ſie wollen Land und Leute daran ſetzen, die lutheriſche Lehre auszurotten. Wie dünket Euch, wenn Ihr Eure eignen Propheten wäret geweſen, und wäre ſchon Land und Leute hinangeſetzt!“ „Etliche von Euch geben dem Evangelio die Schuld und ſprechen: Das ſey die Frucht meiner Lehre. Nu, nu, läſtert flugs, lieben Herrn! Ich wollt' nicht wiſſen, was ich gelehrt habe, und was das Evangelium ſey. Er iſt aber für der Thür, der es Euch lehren wird gar bald, beſſert Ihr Euch nicht. Ihr und Jedermann muß mir Zeugniß geben, daß ich mit aller Stille gelehret habe, heftig wider Aufruhr geſtritten und zu Gehorſam und Ehre auch Eurer tyranniſchen Oberkeit die Unterthanen gehalten und vermahnt mit höchſtem Fleiß, daß dieſer Aufruhr nicht kann aus mir kommen, ſondern die Mordpropheten, welche mir ja ſo feind ſind als Euch, ſind unter dieſen Pöbel kommen, damit ſie nun länger denn drei Jahre um ſind gangen, und Niemand ſo faſt gewehret und widerſtanden, als ich alleine. Wenn ich Luſt hätte, mich an Euch zu rächen, ſo möcht' ich jetzt in die Fauſt lachen und den Bauern zuſehen, oder mich auch zu ihnen ſchlagen und die Sachen helfen ärger machen. Aber da ſoll mich mein Gott für behüten, wie bisher. Darum, meine lieben Herrn, Ihr ſeyd Freunde oder Feinde, bitte ich unterthäniglich, verachtet meine treue Warnung nicht, ob ich wohl ein armer Menſch bin. Verachtet dieſen Aufruhr nicht, das bitte ich. Nicht daß ich achte oder fürchte, daß ſie Euch zu mächtig ſeyn ſollten, will auch nicht, daß Ihr Euch derhalben für ihnen fürchten ſollet; ſondern Gott fürchtet, deß Zorn ſehet an! Will Euch der ſtrafen, wie Ihr verdient habt, als ich ſorge, ſo ſtrafet er Euch, und ob der Bauern hundertmal weniger wären; er kann wohl Steine zu Bauern machen, und wiederum, und durch einen Bauern hundert von den Euern erwürgen, daß Euch alle Euer Harniſch und Stärke zu wenig wird. Iſt Euch nun noch zu rathen, meine lieben Herren, ſo weichet ein wenig um Gottes willen dem Zorn. Einem trunknen Mann ſoll ein Fuder Heu weichen; wie viel mehr ſollt Ihr das Toben und ſtörrige Tyrannei laſſen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunknen oder Irrigen. Fahet nicht Streit mit ihnen an, denn Ihr wiſſet nicht, wo das Ende bleiben wird. Sucht's zuvor gütlich, weil Ihr nicht wiſſet, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funken angehe, und ganz Deutſchland anzünde, daß Niemand löſchen könnte. Verlieret Ihr doch mit der Güte nichts, und ob Ihr etwas daran verlöret, kann es Euch hernach im Frieden zehnfältig wieder werden, da Ihr mit Streit vielleicht Gut und Leben verliert. Warum wollt Ihr Euch in die Gefahr begeben, ſo Ihr wohl mit andrer guter Weiſe möchtet mehr Nutzen ſchaffen? Sie haben zwölf Artikel geſtellt, unter welchen etliche ſo billig und recht ſind, daß ſie Euch für Gott und der Welt den Glimpf nehmen, und den 107. Pſalm wahr machen, daß ſie Verachtung ſchütten über Fürſten. Doch ſind ſie faſt alle auf ihren Nutzen und ihnen zu Gut geſtellt und nicht auf ihr Beſtes ausgeſtrichen. Ich hätte wohl andre Artikel wider Euch zu ſtellen, die gemein Deutſchland und Regiment betreffen, wie ich gethan hab' im Buch an den deutſchen Adel, da wohl mehr an gelegen wäre. Aber weil Ihr die habt in den Wind geſchlagen, müßt Ihr nun ſolche eigennütze Artikel hören und leiden, und geſchieht Euch eben recht, als denen nichts zu ſagen iſt. Den erſten Artikel, da ſie begehren das Evangelium zu hören, und Recht einen Pfarrherrn zu erwählen, könnt Ihr nicht abſchlagen mit einigem Schein, wiewohl der eigne Nutz mit unterläuft, daß ſie fürgeben, ſolchen Pfarrherrn mit dem Zehnten zu erhalten, der nicht ihr iſt. So iſt doch das die Summa, man ſolle ihnen das Evangelium laſſen predigen. Dawider kann und ſoll keine Oberkeit. Die andern Artikel, ſo leibliche Beſchwerungen anzeigen, als mit dem Leibfall, Auſſätze u. dgl. ſind ja auch billig und recht. Denn die Oberkeit nicht darum eingeſetzt iſt, daß ſie ihren Nutz und Muthwillen an den Unterthanen ſuche, ſondern Nutz und das Beſte anſchaffe bei den Unterthanen. Nun iſt's ja nicht die Länge träglich, ſo zu ſchatzen und ſchinden, Was hülfe es, ſo eines Bauern Acker ſo viel Gulden als Halmen und Körner trüge, ſo die Oberkeit nur deſto mehr nähme und ihren Pracht darob immer größer machte, und das Gut ſo hinſchlauderte mit Kleidern, Freſſen, Saufen, Bauen u. dgl., als wär' es Spreu. Man müßte ja den Pracht einziehen und die Ausgaben ſtopfen, daß ein arm Mann auch was behalten könnte. Weitern Unterricht habt Ihr aus ihren Zetteln wohl vernommen, da ſie ihre Beſchwerungen genugſam darbringen.“ Dann wendet er ſich an die Bauerſchaft: „Ihr habt bisher vernommen, lieben Freunde, nicht anders denn daß ich bekenne, es ſey leider allzu wahr und gewiß, daß die Fürſten und Herrn, ſo das Evangelium zu predigen verbieten, und die Leute ſo unträglich beſchweren, werth ſind und wohl verdienet haben, daß Gott ſie vom Stuhl ſtürze, als die wider Gott und Menſchen ſich höchlich verſündigen; ſie haben auch keine Entſchuldigung. Nichts deſtoweniger iſt Euch auch wohl fürzuſehen, daß Ihr Eure Sachen mit gutem Gewiſſen und Recht fürnehmet. Denn wo Ihr gut Gewiſſen habt, ſo iſt bei Euch das tröſtliche Vortheil, daß Euch Gott wird beiſtehen und hindurch helfen. Und ob Ihr gleich eine Zeitlang unterläget, oder darüber den Tod littet, ſo gewännet Ihr doch zuletzt und würde die Seele mit allen Heiligen erhalten. Habt Ihr aber nicht Recht, noch gut Gewiſſen, ſo müſſet Ihr unterliegen, und ob Ihr wohl zeitlich gewännet und alle Fürſten erſchlüget, doch zuletzt ewiglich an Leib und Seele verloren werden.“ Er warnt ſie, den Einflüſterungen wilder Rottengeiſter nicht ihr Ohr zu leihen, und vielmehr auf ſeinen getreuen, gutgemeinten Rath zu achten. Dann verweiſt er ihnen, daß ſie ſich rühmen, nach göttlichem Recht und im Sinne des Evangeliums zu fahren und zu handeln, denn dieß heiße den Namen Gottes mißbrauchen, da ſie ja gerade dem Willen Gottes entgegen handeln; wer das Schwert nimmt, der ſoll durch's Schwert umkommen, und eine jegliche Seele ſoll der

Oberkeit unterthan ſeyn mit Furcht und Ehren. „Ja, ſprecht Ihr, die Oberkeit iſt zu böſe und unleidlich, denn ſie das Evangelium uns nicht laſſen wollen, und drücken uns allzuhart in zeitlicher Güter Beſchwerung, und verderben uns alſo an Leib und Seele. Antworte ich: daß die Oberkeit böſe und unrecht iſt, entſchuldiget keine Rotterei und Aufruhr. Denn die Bosheit zu ſtrafen, das gebühret nicht einem jeglichen, ſondern der weltlichen Oberkeit, die das Schwerdt führet. So gibt's auch das natürliche und aller Welt Recht, daß Niemand möge ſein eigner Richter ſeyn noch ſelbſt rächen. Nun möget Ihr ja nicht läugnen, daß Euer Aufruhr ſich dermaaßen hält, daß Ihr Euch ſelbſt zu Richtern macht, und Euch ſelbſt rächen und kein Unrecht leiden wollt. Sollt Ihr nun beſtehen mit Eurem Fürnehmen, und habt doch beide göttlich und chriſtlich Recht im alten und neuen Teſtament, auch das natürliche Recht wider Euch, ſo müßt Ihr einen neuen ſonderlichen Befehl von Gott aufbringen, mit Zeichen und Wundern beſtätiget, der Euch ſolches zu thun Macht gebe und heiße. Sonſt wird Gott ſein Wort und Ordnung nicht ſo laſſen durch Euren eignen Frevel brechen. Ich ſetze Euch ſelbſt hin zu Richtern und ſtelle es in Euer Urtheil, welcher Räuber der ärgſte ſey, ob es der ſey, der einem Andern ein groß Stück Gut nimmt und läßt ihm doch etwas, oder derjenige, der Einem Alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die Oberkeit nimmt Euch unbillig Euer Gut, das iſt, ein Stück. Wiederum nehmet Ihr derſelben ihre Gewalt, darinne alle ihr

Gut, Leib und Leben ſtehet. Darum ſeyd Ihr viel größre Räuber denn ſie, und habt's ärger für, denn ſie gethan haben. Könnet Ihr nicht denken oder nicht rechnen, lieben Freunde, daß, wenn Euer Fürnehmen ſollte recht ſeyn, ſo würde ein Jeglicher wider den Andern Richter werden und keine Gewalt noch Oberkeit, Ordnung noch Recht bleiben in der Welt, ſondern eitel Mord und Blutvergießen. Und wie wollt Ihr thun? Wenn in Eurer Rotte ſich anfienge ſolcher Frevel, daß ſich ein Jeglicher wider den Andern ſetzte, und ſelbſt rächte an ſeinem Beleidiger, wollt Ihr's auch leiden? Wollt Ihr nicht ſagen, er ſoll Andre laſſen richten und rächen, die von Euch geſetzt wären?" — Dieß ſey das natürliche Recht; aber noch ganz anders verhalte es ſich nach dem chriſtlichen und evangeliſchen Rechte; da heiße es: „Ihr ſollt dem Uebel nicht widerſtehen, ſondern wer dich zwingt eine Meile Wegs, mit dem gehe zwo Meilen, und wer dich auf den einen Backen ſchlägt, dem halte den andern auch dar. Höret Ihr's, ihr chriſtlichen Sammlungen? Wie reimet ſich Euer Fürnehmen mit dieſem Recht? Ihr wollet nicht leiden, daß man Euch übel und unrecht thue, ſondern frei ſeyn und nur eitel Gut und Recht leiden, und Chriſtus ſpricht: man ſolle keinem Uebel und Unrecht widerſtehen, ſondern immer weichen, leiden und nehmen laſſen. Wollt Ihr ſolch Recht nicht tragen, ſo thut auch den chriſtlichen Namen von Euch, und rühmt Euch eines andern!" Unter andern ſtellt er ſich ihnen auch ſelbſt als Beiſpiel dar, wie er trotz des Tobens und Wüthens von Pabſt und Kaiſer nie kein Schwert gezuckt noch Rache begehret, keine Rotterei noch Aufruhr angefangen, ſondern der weltlichen Oberkeit, auch der ihm feindſeligen, Gewalt und Ehre haben vertheidigen helfen.

„Darum ſage ich abermal: ich laſſe Eure Sache ſeyn, wie gut und recht ſie ſeyn kann; weil Ihr ſie aber ſelbſt wollt vertheidigen und nicht Gewalt und Unrecht leiden, möget Ihr thun und laſſen, was Euch Gott nicht wehret. Aber den chriſtlichen Namen, ſage ich, den laßt ſtehen und macht den nicht zum Schanddeckel Eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchriſtlichen Fürnehmens, den will ich Euch nicht laſſen noch gönnen. Nicht daß ich damit die Oberkeit in ihrem unerträglichen Unrecht, ſo Ihr leidet, rechtfertigen oder vertheidigen wollte, (ſie ſind und thun greulich Unrecht, das bekenne ich,) ſondern das will ich thun: Wo Ihr Euch beides Theils nicht wollet laſſen weiſen, und an einander ſetzet und treffet, daß da auf keinen Theil Chriſten genannt werden ſollen, ſondern wie ſonſt, der Welt Lauf nach, ein Volk mit dem andern ſtreitet, und daß Gott einen Buben mit dem andern ſtraft.“ — „Ich will Euch auch nicht bergen, was ich dazu thun will. Ich will Gott die Sache heimſtellen, den Hals daran wagen mit Gottes Gnaden, und mich trotzlich auf ihn verlaſſen, und für Euch bitten, daß er Euch erleuchte, und wider Euer Fürnehmen ſtehe, daß er's nicht laſſe gerathen. Denn ich ſehe das wohl, daß der Teufel, ſo er mich bisher nicht hat mögen überwinden durch den Pabſt, ſucht e. mich durch die blutdürſtigen

Mordpropheten und Rottengeiſter zu vertilgen und aufzufreſſen. Nun er freſſe mich; es ſolle ihm der Bauch enge genug davon werden, das weiß ich. Und ob Ihr gewinnet, ſollet Ihr's doch auch nicht-viel genießen.“ — „Hieraus iſt nun leichtlich auf alle Eure Artikel geantwortet. Denn ob ſie gleich alle natürlich Recht und billig wären, ſo habt Ihr doch das chriſtliche Recht vergeſſen, daß Ihr ſie nicht mit Geduld und Gebet gegen Gott, wie chriſtlichen Leuten geziemt, erobert und ausgeführt habt, ſondern mit eigener Ungeduld und Frevel fürgenommen, der Obrigkeit abzudringen und mit Gewalt zu erzwingen, welches auch wider Landrecht und natürliche Billigkeit iſt. Und Derjenige, der Eure Artikel geſtellet hat, iſt kein fromm redlich Mann. Denn er hat viel Capitel aus der Schrift an den Rand gezeichnet, als da die Artikel ſollen gegründet ſeyn und behält doch den Brei im Maule und läßt die Sprüche außen, damit er ſeiner Bosheit und Eurem Fürnehmen einen Schein mache, Euch zu verführen, zu hetzen und in Gefahr zu ſetzen. Denn ſolche angezeigte Capitel, ſo man ſie durchlieſet, ſagen nicht viel von Eurem Fürnehmen, ſondern vielmehr das Widerſpiel, daß man chriſtlich fahren und handeln ſoll.“ Dann geht Luther auch mit den Bauern ihre 12 Artikel durch, aber ſo, daß er ihnen nicht viel Gutes daran läßt. Der erſte Artikel, abgeſehen von dem Zehnten, ſey recht und billig, doch ſolle man zuerſt einen Pfarrer von der Obrigkeit erbitten, und wenn dieſe keinen tüchtigen gewähre, dann erſt einen ſolchen wählen, ihn aber von den eignen Gütern nähren, und wenn die Obrigkeit ihn vertreibe, „fliehe mit ihm wer da will, das heißt chriſtlich und evangeliſch einen Pfarrherrn wählen und haben. Wer anders thut, der handelt unchriſtlich als ein Räuber und Frecher.“ — Der zweite Artikel wird für eitel Raub und Strauchdieberei erklärt, denn das heiſſe der Obrigkeit entreiſſen, was ihr gehöre. In Bezug auf den dritten Artikel, von der Leibeigenſchaft, ſchrieb Luther: „Es ſoll kein Leibeigener ſeyn, weil Chriſtus uns alle hat befreiet — was iſt das! Das heißt chriſtliche Freiheit ganz fleiſchlich machen. Dieſer Artikel iſt ſtracks wider das Evangelium und räuberiſch, damit ein Jeglicher ſeinen Leib, ſo eigen worden iſt, ſeinem Herrn nimmt. Denn ein Leibeigner kann wohl ein Chriſt ſeyn und chriſtliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker ein Chriſt und doch nicht frei iſt. Es will dieſer Artikel alle Menſchen gleich machen, und aus dem geiſtlichen Reich Chriſti ein weltlich äußerlich Reich machen, welches unmöglich iſt. Die anderen Artikel, von Freiheit des Wildpräts, Vögel, Fiſch, Holz, Wälde, von Dienſten, Zinſen, Aufſätzen, Todfällen u. ſ. w., befehle ich den Rechtsverſtändigen. Denn mir als einem Evangeliſten nicht gebührt, hierinne zu richten oder zu urtheilen.“ — „Sehet, liebe Herren und Freunde, das iſt mein Unterricht, ſo Ihr von mir begehrt habt in einem andern Zettel, und bitte, wollet Eurer Erbietung gedenken, daß Ihr Euch gerne wollet mit Schrift laſſen weiſen. Wenn nun dieß zu Euch kommt, ſo ſchreiet nicht ſo bald: der Luther heuchelt den Fürſten, er redet wider das Evangelium. Leſet zuvor und ſehet meinen Grund aus der Schrift, denn es gilt Euch. Ich bin entſchuldiget für Gott und der Welt." Die Schrift ſchließt mit einer Vermahnung an Oberkeit und Bauerſchaft: „Weil nun, lieben Herren, auf beiden Seiten nichts Chriſtliches iſt, auch keine geiſtliche Sache zwiſchen Euch ſchwebt, ſondern beide, Herrn und Bauernſchaft, um heidniſch oder weltlich Recht und Unrecht und zeitlich Gut zu thun habt, dazu auf beiden Seiten wider Gott handelt und unter ſeinem Zorn ſtehet: ſo laſſet Euch um Gottes willen ſagen und rathen, und greifet die Sachen an, wie ſolche Sachen anzugreifen ſind, das iſt mit Recht, und nicht mit Gewalt und Streit, auf daß Ihr nicht ein unendlich Blutvergieſſen anrichtet in deutſchen Landen. Ihr Herren habt wider Euch die Schrift und Geſchichte, wie die Tyrannen ſind geſtraft worden, daß auch die heidniſchen Poeten ſchreiben, wie die Tyrannen ſelten eines trocknen Todes ſterben, ſondern gemeiniglich erwürgt worden ſind und im Blut umkommen. Ihr Bauern habt auch wider Euch Schrift und Erfahrung, daß nie keine Rotterei hat ein gut Ende genommen und Gott hat allewege ſtreng über dieſem Worte gehalten: wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen. Kurzum beiden, Tyrannen und Rotten iſt Gott feind. Darum hetzet er ſie aneinander, daß ſie beides Theils ſchändlich umkommen und alſo ſein Zorn und Urtheil über die Gottloſen vollbracht werde. Mir iſt das am allerleideſten und hoch zu erbarmen, und wollt's gern mit meinem

Leben und Sterben abkaufen, daß auf beiden Seiten zween unüberwindliche Schaden folgen. Denn weil kein Theil mit gutem Gewiſſen ſtreitet, ſo muß zum erſten folgen, daß welche da erſchlagen werden, mit Leib und Seele ewiglich verloren ſind. Der andre Schaden, daß Deutſchland wird verwüſtet werden, und wo einmal ſolch' Blutvergieſſen angehet, wird es ſchwerlich aufhören, es ſey denn Alles verderbet. Denn es iſt Streit bald angefangen, es ſtehet aber nicht in unſerer Macht aufzuhören, wo wir wollen. Darum wäre mein treuer Rath, daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herrn, aus den Städten etliche Rathsherrn erwählte, und die Sachen ließe freundlicher Weiſe handeln und ſtillen. Daß Ihr Herren Euern ſteifen Muth herunterließet, welchen ihr zuletzt doch müßt laſſen, Ihr wollet oder wollet nicht, und wichet ein wenig von Eurer Tyrannei und Unterdrückung, daß der arme Mann auch Luft und Raum gewänne zu leben. Wiederum die Bauern ſich auch weiſen ließen und etliche Artikel, die zu viel und hoch greifen, übergeben und fahren ließen, auf daß alſo die Sache, ob ſie nicht mag in chriſtlicher Weiſe gehandelt werden, doch nach menſchlichem Rechte und Vertrage geſtillet würde.“ — Hätte Luther aus Veranlaſſung des Bauernkrieges bloß dieß geſchrieben, ſo könnte man nur die Weisheit ſeiner Rathſchläge anerkennen und loben, und die menſchenfreundlichſte ſo wie die politiſch-klügſte und einſichtsvollſte Geſinnung darin finden. Auch kann man nicht ſagen, daß er die eine Parthei vor der andern begünſtigte, denn er gab ja beiden auf's entſchiedenſte Unrecht. Eine übermäßige Bedrückung der Bauern war unläugbar, und in dieſer Hinſicht hob Luther, ſeiner Geſinnung gemäß, als das größte und frevelhafteſte Unrecht die Unterdrückung und Verkümmerung des Evangeliums hervor, während freilich in Wahrheit die Bedrückung an Leib und Gut der wichtigſte Beſchwerdegrund bei den meiſten Bauern ſeyn mochte; an den Bauern aber verdammte er, geſtützt allerdings auf ſehr klare Stellen der Schrift, die dem Sinn und den Geboten des Chriſtenthums zuwiderlaufende Selbſthülfe. Ueber die Anſichten Luther's, welche ſeinen Behauptungen hier zu Grunde lagen, wird noch beſonders geſprochen werden. Mag man von jenen denken, wie man will, ſo wird doch das anerkannt werden müſſen, daß er ſich eben ſo patriotiſch als kräftig, eben ſo friedliebend als unpartheiiſch in dieſer Schrift ausſprach, und daß Deutſchland nicht beſſer hätte können gerathen werden, als durch ſeine, jedoch im Sturme der Leidenſchaften verhallende Stimme geſchah. Sein hoher Geiſt ſchwebte frei über den weltlichen Intereſſen, um die es ſich hier hauptſächlich handelte, und wenn ſein menſchenfreundliches Herz gern auch dem Aermſten und Geringſten die milde Behandlung von Jedermann wünſchte, die er ſelbſt Keinem verſagte, und wenn er auch für den Bauern Luft und Raum verlangte, um zu leben, ſo erſchienen doch die irdiſchen Güter ſeinem auf das Himmliſche gerichteten Sinn ſo unbedeutend, daß er für höchſt frevelhaft hielt, um ihretwillen einen das Heil der

Seelen gefährdenden Aufruhr zu beginnen. Durch ſein Benehmen hatte der kühne, die Gefahren zu Worms verachtende Mann, freilich das Recht ſich erworben, denjenigen, welche mit gewaffneter Hand dem Unrecht begegnen und ſich rächen wollten, ſich ſelbſt als Beiſpiel gelaſſenen Leidens entgegen zu ſtellen; aber hier bedachte er wohl nicht, welch' ein Unterſchied ſtatt findet zwiſchen einem begeiſterten Verkündiger und Zeugen der Wahrheit, der in ſeinem Bewußtſeyn ſelbſt eine unverſiegliche Quelle der Kraft zum Dulden findet, und zwiſchen einem mühſeligen, ſein Leben hindurch geplagten und geſchundenen Bauern, der Bedrückungen und Mißhandlungen aller Art nicht um ſeiner Ueberzeugung und ſeines Glaubens willen, nicht als ein Märtyrer, ſondern nur nach altem Herkommen und Mißbrauch erduldet, und kein genügendes geiſtiges Gegengewicht gegen die leibliche Bedrängniß in die Wagſchale zu legen hat. Wenn endlich Luther in der Prüfung der 12 Artikel, den Bauern gegenüber, ihre Verwerfung der Leibeigenſchaft nicht gelten läßt, als nicht begründet durch die heilige Schrift, und ſie der fleiſchlichen Auffaſſung zeiht, ſo iſt daran zu erinnern, daß er gegenüber von den Herren doch die Begehren im Allgemeinen für billig erkannte und er ſomit wohl auch jene Forderung, wenn gleich er ſie durch die Schrift nicht gerechtfertigt fand, im Grund ſeines Herzens nicht mißbilligte.

Den zwiſchen dem ſchwäbiſchen Bund und den Bauern geſchloſſenen Allgäuer Vertrag gab Luther mit einer Vorrede und Ermahnung an die (thüringiſchen) Bauern heraus: „Dieſen Vertrag zwiſchen dem löblichen Bund zu Schwaben und den Bauern am Bodenſee und im Allgäu habe ich mit großen Freuden als eine beſondere Gnade Gottes empfangen, in dieſer wüſten, greulichen Zeit, und habe denſelben wiederum laſſen drucken, ob vielleicht Gott ſeine Gnade auch in unſern Landen geben wollte, daß demſelbigen Exempel nach des Teufels Werk begegnet und ſeinen blutgierigen Fürnehmen möge gewehret werden und auch unſere Bauern von ihrem fährlichen Fürnehmen abſtehen und zum Frieden und freundlichen Vertrag ſich begeben möchten, ehe denn Gott ſelbſt komme, und ihr greuliches Toben mit unbarmherzigem Ernſt heimſuche.“ Die zum Schluß beigefügte Ermahnung enthält unter anderem Folgendes: „Das kann Niemand läugnen, daß unſere Bauerſchaft gar keine rechte Sache hat, ſondern mit trefflichen ſchweren Sünden ſich beladen, und Gottes ſchrecklichen und unträglichen Zorn wider ſich erwecken, damit daß ſie Treu, Hulde, Eid und Pflicht, ſo ſie ihrer Oberkeit gethan und geſchworen haben, brechen und in Ungehorſam fallen, ſich wider die Gewalt, von Gott geordnet, frevelich ſetzen, ſich ſelbſt rächen und das Schwert nehmen mit eigenem Frevel und Thurſt.“ — „O weh und aber weh Euch verdammten falſchen Propheten, die Ihr das arme Volk zu ſolchem Verderben ihrer Seelen und vielleicht auch Verluſt ihres Leibes und Gutes verführt!“ — „Darum, liebe Bauern, laßt ab, höret und laßt Euch ſagen: Ihr ſeyd nach der

Seelen für Gott ſchon verdammt; wer weiß, wie es Euch noch an Leib und Gut gehen wird. Endlich, Ihr gewinnet oder verlieret, ſo muß es über Euch ausgehen, Euer Unrecht iſt zu groß und zu hoch. Gott kann es nicht die Länge leiden!“ Hier iſt ſchon ein leidenſchaftlicherer Ton und nur von dem Unrecht und Frevel der Bauern, nicht von den erlittenen Bedrückungen die Rede; aber ſchon dieß, daß Luther an dem abgeſchloſſenen Vertrag ſeine Freude hatte, beweiſt, daß er nicht mit der äußerſten Strenge die Anſicht von der Unrechtmäßigkeit jener Auflehnung feſthielt; denn dann hätte er bedauern müſſen, daß der ſchwäbiſche Bund der Herrenmacht ſo viel vergeben konnte, durch Eingehung eines Vertrags, der doch immer nur zwiſchen zwei gewiſſermaßen ſich gleichſtehenden abgeſchloſſen werden kann, ſich etwas abtrotzen zu laſſen, und hätte müſſen über Verletzung und Schmälerung der unbedingten Fürſtengewalt ein Wehgeſchrei erheben. Das that er aber nicht und ohne Zweifel erwartete er auch, daß der Vertrag von Seiten der Herren redlicher gemeint ſey, als er nachher gehalten wurde. — Als jedoch der Krieg mit ſeinen Greueln fortdauerte, als die blutigen Scenen bei Weinsberg vorfielen: da entbrannte Luthers Zorn gegen die Empörer aufs gewaltigſte und von einer ſolchen Stimmung zeugt die Schrift: **Wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern.** „Im vorigen Büchlein“ heißt es, „durft' ich die Bauern nicht urtheilen, weil ſie ſich zu Recht und beſſerem Unterricht erboten; aber ehe denn ich mich umſehe, fahren ſie fort und greifen mit der Fauſt drein, mit Vergeſſen ihres Erbietens, rauben und toben und thun wie die raſenden Hunde, dabei man nun wohl ſiehet, was ſie in ihrem falſchen Sinn gehabt haben und daß eitel erlogen Ding ſind geweſen, was ſie unter dem Namen des Evangelium in den 12 Artikeln haben fürgewendet. Kurzum, eitel Teufelswerk treiben ſie und inſonderheit iſt's der Erzteufel, der zu Mühlhauſen regieret und nichts denn Raub, Mord, Blutvergieſſen anrichtet. Nun weil ſich ſolche Bauern und elende Leute anführen laſſen und anders thun, denn ſie geredet haben, muß ich auch anders von ihnen ſchreiben und erſtlich ihre Sünde für ihre Augen ſtellen, ob ſie Etliche erkennen wollten, und darnach der weltlichen Obrigkeit Gewiſſen, wie ſie ſich hierin halten ſoll, unterrichten.“

„Dreierlei greuliche Sünden laden die Bauern auf ſich, daran ſie den Tod verdient haben, an Leib und Seele manchfältiglich. Zum erſten, daß ſie ihrer Oberkeit Treue und Huld geſchworen haben, unterthänig und gehorſam zu ſeyn; wie ſolches Gott gebeut, da er ſpricht: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Weil ſie aber dieſen Gehorſam brechen, muthwilliglich und mit Frevel und dazu ſich wider ihre Herren ſetzen, haben ſie damit verwirkt Leib und Seele, als die treuloſen, meineidigen, lügenhaftigen, ungehorſamen Buben und Böſewicht pflegen zu thun. Zum andern, daß ſie Aufruhr anrichten, rauben und plündern mit Frevel Klöſter und Schlöſſer, die nicht ihr ſind, damit ſie als die öffentlichen Straßenräuber und Mörder, alleine wohl zwiefältig den Tod an Leib und Seele verſchulden, auch ein aufrühriſcher Menſch, den man deß bezeugen kann, ſchon in Gottes und kaiſerlicher Acht iſt, daß wer am erſten kann und mag, denſelben zu erwürgen, recht und wohl thut. Denn Aufruhr iſt nicht ein ſchlechter Mord, ſondern wie ein groß Feuer, das ein Land anzündet und verwüſtet; alſo bringt Aufruhr mit ſich ein Land voll Mords, Blutvergießen und macht Wittwen und Waiſen und verſtöret alles. Darum ſoll ſie zuſchmeiſſen, würgen und ſtechen, heimlich oder öffentlich wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, ſchädlicheres, teufliſcheres ſeyn kann, denn ein aufrühriſcher Menſch. Gleich als wie man einen tollen Hund todſchlagen muß; ſchlägſt du nicht, ſo ſchlägt er dich und ein ganz Land mit dir. — Zum dritten, daß ſie ſolche ſchreckliche und greuliche Sünde mit dem Evangelio decken, nennen ſich chriſtliche Brüder, nehmen Eid und Huld und zwingen die Leute, zu ſolchen Greueln mit ihnen zu halten. Damit ſie die allergröbſten Gotteslaſterer und Schänder heiligen Namens werden und ehren und dienen alſo dem Teufel unter dem Schein des Evangelii, daran ſie wohl zehnmal den Tod verdienen an Leib und Seele, daß ich häßlichere Sünde nie gehört habe. — Es hilft auch die Bauern nicht, daß ſie fürgeben, 1. Moſe 1. 2. ſeyen alle Dinge frei und gleich geſchaffen und daß wir alle gleich getauft ſind. Denn im neuen Teſtament hält und gilt Moſes nicht; ſondern da ſtehet unſer Meiſter Chriſtus und wirft uns mit Leib und Gut unter den Kaiſer und weltlich Recht. Und die Taufe macht nicht

Leib und Gut frei, ſondern die Seelen. Auch macht das Evangelium die Güter nicht gemein, ohne allein welche ſolches williglich und von ſelbſt thun wollen, wie die Apoſtel und Jünger thäten. Aber unſre Bauern wollen die andern fremden Güter gemein haben und ihre eigne für ſich behalten; das ſind mir feine Chriſten! Ich meine, daß kein Teufel mehr in der Höllen ſey, ſondern allzumal in die Bauern ſey gefahren, es iſt überaus und alle Maßen das Wüthen.“

„Wenn denn nun die Bauern auf ſich laden beide Gott und Menſchen und ſo manchfältiglich ſchon des Todes an Leib und Seele ſchuldig ſind und keines Rechtens geſtehen noch warten, ſondern immer fort toben, muß ich hie die weltliche Obrigkeit unterrichten, wie ſie hierin mit gutem Gewiſſen fahren ſollen. Erſtlich der Oberkeit, ſo da kann und will ohne vorhergehend Erbieten zum Recht und Billigkeit ſolche Bauern ſchlagen und ſtrafen, will ich nicht wehren, ob ſie gleich das Evangelium nicht leidet, denn ſie hat deß gut Recht. Sintemal die Bauern nun nicht mehr um das Evangelium fechten, ſondern ſind öffentlich worden treuloſe, meineidige, ungehorſame Mörder, Räuber, Gottesläſterer. Aber die Obrigkeit, ſo chriſtlich iſt und das Evangelium leidet, derhalben auch die Bauern keinen Schein wider ſie haben, ſoll hie mit Furchten handeln. Und zum erſten die Sachen Gott heimgeben und bekennen, daß wir Solches wohl verdient haben, da zu beſorgen, daß Gott vielleicht den Teufel alſo errege zu gemeiner Straf Deutſchlands, darnach demüthiglich bitten wider den Teufel um Hülfe. Wenn nun das Herz ſo gegen Gott gerichtet iſt, daß man ſeinen göttlichen Willen läſſet walten, ob er uns wolle oder nicht wolle zu Fürſten und Herren haben, ſoll man ſich gegen die tollen Bauern zum Ueberfluß (ob ſie es wohl nicht werth ſind) zu Recht und Gleichem erbieten. Darnach wo das nicht helfen will, flugs zum Schwerdt greifen. Denn ein Fürſt und Herr muß hie denken, wie er Gottes Amtmann und ſeines Zorns Diener iſt. Wo er kann und ſtraft nicht, da iſt er ſchuldig des Mords und Blutvergießens, das ſolche Buben begehen. Darum iſt hie nicht zu ſchlafen, ſo gilt auch nicht hie Geduld und Barmherzigkeit; es iſt des Schwerdts und Zorns Zeit hie und nicht der Gnaden Zeit. So ſoll nun die Oberkeit hie getroſt fortdringen und mit gutem Gewiſſen drein ſchlagen, weil ſie eine Ader regen kann. Denn hie iſt das Vortheil, daß die Bauern böſe Gewiſſen und unrechte Sach haben, aber die Oberkeit hat ein gut Gewiſſen und gute Sach, und kann zu Gott alſo ſagen mit aller Sicherheit des Herzens: ſiehe, mein Gott, du haſt mich zum Fürſten und Herrn geſetzt, daran ich nicht kann zweifeln und haſt mir das Schwerdt gegeben über die Uebelthäter. Alſo kann's denn geſchehen, daß wer auf der Oberkeit Seiten erſchlagen wird, ein rechter Märtyrer für Gott ſey, ſo er mit ſolchem Gewiſſen ſtreitet, wie geſagt iſt. Denn er gehet in göttlichem Wort und Gehorſam. Wiederum was auf der Bauern Seiten umkommt, ein ewiger Höllenbrand iſt. Denn er führet das Schwerdt wider Gottes

Wort und Gehorſam und iſt ein Teufelsglied. Solche wunderliche Zeiten ſind jetzt, daß ein Fürſt den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, baß denn ein Anderer mit Beten.“ — Er machte jedoch die Obrigkeit auch darauf aufmerkſam, daß die Bauern viele fromme, aber ſchwache Leute zwingen und dringen, ihnen beizutreten und dieſelben ihrer Bosheit und Verdammniß theilhaftig machen. Solcher Gefangenen ſollte ſich die Obrigkeit erbarmen, aber ſchon um dieſes Frevels willen das Schwerdt getroſt gegen die Bauern gehen laſſen, daß man ſolche arme Seelen errette und ihnen helfe. „Darum, lieben Herren, löſet hie, rettet hie, helfet hie, erbarmet euch der armen Leute, ſteche, ſchlage, würge hie, wer da kann. Bleibſt du darüber todt: wohl dir! ſeligeren Tod kannſt du nimmermehr überkommen! So bitte ich nun, fliehe von den Bauern wer da kann, als vor dem Teufel ſelbſt. Die aber nicht fliehen, bitte ich, Gott wolle ſie erleuchten und bekehren. Welche aber nicht zu bekehren ſind, da gebe Gott, daß ſie kein Glück noch Gelingen haben mögen. Hie ſpreche ein jeglicher frommer Chriſt Amen! Denn das Gebet iſt recht und gut und gefället Gott wohl, das weiß ich. Dünkt das Jemand zu hart, der denke, daß unträglich iſt Aufruhr und alle Stunde der Welt Vertilgung zu warten ſey.“

Dieſe Schrift war geſchrieben, als der Aufſtand noch drohend und ungedämpft war; als aber die Bauern unterlagen, die Gefahr verſchwand und ſich die Fürſten und Herren die muthwilligſten und ſchändlichſten Grauſamkeiten erlaubten, da gewann freilich in den beſſeren

Gemüthern das Mitleid mit den Unglücklichen die Oberhand und Luthers Schrift, beſonders wenn man ſie nicht ganz im Zuſammenhang, ſondern nur etwa die härteſten Stellen las, mußte jetzt in einem andern Licht erſcheinen, als zur Zeit des noch unentſchiednen Kampfes, der drohenden Gefahr; ſo kann man ſich leicht erklären, wie außer den, Luther'n Feindſeligen, welche ohnehin jeden Anlaß, ihn zu verklagen und zu ſchmähen, begierig ergriffen, auch viele Weichherzigere und Mildere die Härte jener Schrift nicht billigten. Eine Menge von Klagen und Vorwürfen über die in jener Schrift gepredigte Unbarmherzigkeit kam Luther'n zu Ohren und veranlaßte ihn zu einem: Sendbrief an den Mansfeldiſchen Kanzler Caſpar Müller von dem harten Büchlein wider die Bauern, eine Schrift, die eben nicht geeignet war, jene Vorwürfe ganz zum Schweigen zu bringen: „Auf Eure Schrift habe ich müſſen durch den Druck antworten, weil des Klagens und Fragens über mein Büchlein wider die aufrühriſchen Bauern ausgangen, ſo viel wird, als ſollt es unchriſtlich und hart ſeyn. Wiewohl ich mir fürgenommen hatte, meine Ohren zu verſtopfen und die blinden, undankbaren Herzen, die nun Urſache ſuchen ſich zu ärgern an mir, in ſolchem Aergerniß ſtecken zu laſſen, daß ſie darinnen verfaulen müſſen. Sie rufen und rühmen: da ſieht man des Luthers Geiſt, daß er Blutvergieſſen ohne alle Barmherzigkeit lehret! Der Teufel muß aus ihm reden. Wohlan, wenn ich's nicht gewohnt wäre, daß ich gerichtet und verdammt werde, möchte mich dieß bewegen. Aber ich weiß keine größere

Hoffarth in mir, denn daß mein Thun und Lehre zuerſt muß herhalten und ſich kreuzigen laſſen. Es gälte Niemand nichts, er könnte denn den Luther urtheilen; der Luther iſt das Mal und Ziel des Widerſprechens, an dem muß ſich Jedermann verſuchen, ob er möchte Ritter werden und das Kleinod gewinnen. Jedermann hat in ſolchen Fällen einen höhern Geiſt denn ich; ich aber muß ganz fleiſchlich ſeyn." — „Zum erſten ſoll man die warnen, die mein Büchlein tadeln, daß ſie das Maul zuhalten und ſich fürſehen; denn gewißlich ſind ſie auch aufrühriſch im Herzen; auf daß ſie es nicht verſehen und einmal auch hinter dem Kopfe weggehen, wie Salomo ſpricht: Mein Kind, fürchte den Herrn und den König und menge dich nicht unter die Aufrühriſchen! Die aber mengen ſich unter die Aufrühriſchen, die ſich derſelben annehmen, klagen, rechtfertigen und erbarmen, welcher ſich Gott nicht erbarmt, ſondern geſtraft und verderbt will haben. Denn wer ſich alſo der Aufrühriſchen annimmt, giebt genugſam zu verſtehen, daß wo er Raum und Zeit hätte, auch Unglück anrichtete, wie er's im Herzen beſchloſſen hatte. Darum ſoll die Obrigkeit ſolchen auf die Hauben greifen, daß ſie das Maul zuhalten und merken, daß Ernſt ſey. Dünkt ſie ſolche Antwort zu hart und geben für, es ſey mit Gewalt geredet und das Maul geſtopft: ſage ich, das iſt Recht. Denn ein Aufrühriſcher iſt nicht werth, daß man ihm mit Vernunft antwortet, denn er nimmt's nicht an; mit der Fauſt muß man ſolchen Mäulern antworten, daß der Schweiß zur Naſen ausgehe. Die Bauern wollten auch nicht hören, ließen ihnen gar nichts ſagen, da mußt man ihnen die Ohren aufknäufeln mit Büchſenſteinen, daß die Köpfe in die Luft ſprangen. Zu ſolchen Schülern gehört eine ſolche Ruthe. Wer Gottes Wort nicht will hören mit der Güte, der muß den Henker hören mit der Schärfe. Sagt man, ich ſey gar ungütig und unbarmherzig hierin, antworte ich: barmherzig hin, barmherzig her! wir reden jetzt von Gottes Wort, der will den König geehrt und die Aufrührer verderbt haben und iſt doch wohl ſo barmherzig als wir ſind. Ich will hie nichts hören noch wiſſen von Barmherzigkeit, ſondern acht haben, was Gottes Wort will. Darum ſoll mein Büchlein recht ſeyn und bleiben, und wenn alle Welt ſich daran ärgerte. Solche Antwort wäre genug alle denen, die ſich an meinem Büchlein ärgern und unnütz machen. Doch auf daß der fromme Gott für ſolchen Richtern bleiben möge und ſein Urtheil recht und rein erfunden werde, wollen wir ſein Wort wider ſolche frevle Mäuler vertreten und Urſache anzeigen ſeines göttlichen Willens, auf daß wir auch dem Teufel zwo Kerzen aufſtecken." — „Weil du aber ſo giftig biſt, daß du das eine Stück allein faſſeſt, da ich ſchreibe, man ſolle diejenigen, ſo ſich nicht ergeben und hören wollen, flugs ohne alle Barmherzigkeit hinwürgen, und läſſeſt das andre ſtehen, da ich ſchreibe, man ſolle diejenigen, die ſich ergeben, zu Gnaden annehmen, ſo ſiehet man wohl, daß du eine Spinne biſt, die Gift aus der Roſen ſauget und nicht wahr iſt, daß du dem Bauern Unrecht gebeſt oder Barmherzigkeit liebeſt, ſondern wollteſt gern eine freie ungeſtrafte Bosheit haben, und daß das weltliche Schwerdt zu nichte würde.“ — „Ja, ſagen ſie, wir reden nicht von den halsſtarrigen Bauern, die ſich nicht ergeben wollen, ſondern von denen die überwunden ſind, oder ſich ergeben haben, mit dieſen ſollte man ja Barmherzigkeit haben und nicht ſo greulich mit ihnen umgehen. Antworte ich: ſo mußt du auch ja nicht fromm ſeyn, daß du mein Büchlein alſo läſterſt, als rede ich von ſolchen überwundnen ergebnen Bauern; ſo ich doch ſo klärlich darinnen rede von denen, die man zuerſt freundlich erſucht, ſie aber nicht wollten. Es gehen ja alle meine Worte wider die halsſtarrigen, verblendeten, verſtockten Bauern, die weder ſehen noch hören wollen. Und du ſprichſt, ich lehre die elenden, gefangnen Bauern ohne alle Barmherzigkeit würgen. Wenn du ſo willt Bücher leſen und deuten nach deinem Muthwillen, welch Buch wird für dir bleiben? Darum, wie ich dazumal geſchrieben habe, ſo ſchreibe ich noch.“ Den Einwurf, daß die Bauern ja doch ſelbſt Niemand erwürgten, und man ſie jetzt erwürgen ſolle, widerlegt er damit, daß die Bauern doch allen, die ihnen nicht ihren Willen gethan, damit gedroht haben und als Aufrührer jedenfalls den Tod verdient haben. — „Zum dritten ſagen ſie, die Herren mißbrauchen ihres Schwerdts und würgen ja ſo greulich. Antwort' ich: was gehet das mein Büchlein an? Was legſt du fremde Schuld auf mich? Mißbrauchen ſie der Gewalt, ſo haben ſie es von mir nicht gelernt und werden ihren Theil wohl finden. Mein Büchlein ſagt nicht, was die Herren verdienen, ſondern was die Bauern verdienen und wie man ſie ſtrafen ſoll; damit habe ich Niemand geheuchelt. Gibt's die Zeit und Sache, ſo werde ich die Herren auch wohl angreifen. Denn ſo viel es mein Amt des Lehrens antrifft, gilt mir ein Fürſt ebenſoviel als ein Bauer. So habe ich mich zwar bereits alſo um ſie verdient, daß ſie mir nicht allzu hold ſind; da liegt mir auch nicht viel an. Hätte man aber meinem Rath am erſten gefolgt, da dieſer Aufruhr anfieng, und flugs einen Bauern oder hundert daran gewagt und auf die Köpfe geſchlagen, daß ſich die Andern daran geſtoßen hätten, und hätte ſie ſo nicht überhand nehmen laſſen, ſo hätte man damit viel Tauſend erhalten, die nun haben müſſen ſterben und wären wohl daheime blieben. Das wäre eine nöthige Barmherzigkeit geweſen mit geringem Zorn, da man nun hat müſſen ſo großen Ernſt brauchen, ſo Vielen zu ſteuern. Aber es iſt Gottes Wille alſo geſchehen, uns auf beiden Seiten zu witzigen. Erſtlich die Bauern, daß ſie lerneten, wie ihnen zu wohl geweſt iſt und gute Tage im Frieden nicht mögen erleiden, daß ſie hinfürder Gott lernten danken, wenn ſie eine Kuh müſſen geben, auf daß ſie der andern mit Freuden genießen mögen. Die Bauern wußten nicht, wie köſtlich Ding es ſey um Fried und Sicherheit, daß einer mag ſeinen Biſſen und Trunk fröhlich und ſicher genießen und dankten Gott nicht darum; das mußt' er ſie jetzt auf dieſe Weiſe lehren, daß ihnen der Kitzel vergienge. Den Herren war ſolches auch nütze, daß ſie erführen, was hinter dem Pöbel ſteckte und wie ihm zu vertrauen wäre, auf daß ſie hinfort lernten recht regieren, Land und Straßen beſtellen. War doch kein Regiment noch Ordnung mehr, es ſtand Alles offen und müßig. So war auch keine Furcht noch Scheu mehr im Volk, ein Jeglicher that ſchier, was er wollte. Niemand wollt Nichts geben und doch praſſen, ſaufen, kleiden und müſſig gehen, als wären ſie allzumal Herren. Der Eſel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt regiert ſeyn; das wußte Gott wohl; darum gab er der Oberkeit nicht einen Fuchsſchwanz, ſondern ein Schwerdt in die Hand.“ Auch das, daß viele gezwungen oder unwiſſend mitgezogen ſeyen, entſchuldige dieſe nicht; denn zum Sündigen könne man Niemand zwingen und die Unwiſſenheit ſey eben auch zum Theil verſchuldet, oder in jedem Fall müße bei ſolchen Gelegenheiten der Unſchuldige oft mit dem Schuldigen leiden und ſey nicht zu ändern. „Siehe nun, ob ich billig und recht habe in meinem Büchlein geſchrieben, man ſollte ohne alle Barmherzigkeit in die Aufrühriſchen ſtechen. Damit habe ich aber nicht gelehrt, daß man den Gefangnen und Ergebnen nicht ſolle Barmherzigkeit erweiſen, wie man mir Schuld gibt und mein Büchlein wohl anders zeigt. So will ich auch hiemit die wüthigen Tyrannen nicht geſtärkt, noch ihr Toben gelobt haben. Denn ich höre, daß etliche meiner Junkerlein über die Maaß grauſam fahren mit den armen Leuten und ſind faſt keck und trotzig, als hätten ſie gewonnen und ſäßen feſte. Wohlan, dieſelbigen ſuchen nicht Strafe und Beſſerung des Aufruhrs, ſondern büßen ihren grimmigen Muthwillen und kühlen ihr Müthlein, den ſie vielleicht lang getragen haben, meinen, ſie haben nun einmal Raum und Fug dazu gewonnen. Sonderlich aber ſetzen ſie ſich nun getroſt wider das Evangelium, wollen Stift und Klöſter wieder aufrichten und dem Pabſt die Krone erhalten, mengen unſer Sache unter die Aufrühriſchen. Aber ſie werden bald auch ernten, was ſie jetzt ſäen.“ — „Ich ſage noch einmal und zum drittenmale, daß ich alleine der Obrigkeit geſchrieben habe, die da chriſtlich oder ſonſt redlich fahren wollten, daß dieſelbigen ihre Gewiſſen in ſolchem Fall möchten unterrichten, nemlich daß ſie flugs in den Haufen der Aufrühriſchen ſchlagen ſollen, unangeſehen ſie treffen Schuldige oder Unſchuldige. Hernach aber, wenn ſie gewonnen haben, daß ſie dann Gnade erzeigen, nicht allein den Unſchuldigen (wie ſie es halten), ſondern auch den Schuldigen. Aber die wüthigen, raſenden und unſinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Bluts ſatt werden und in ihrem ganzen Leben nicht viel fragen nach Chriſto, habe ich mir nicht fürgenommen zu unterrichten. Denn ſolchen Bluthunden gilt es gleich viel, ſie würgen ſchuldig oder unſchuldig, es gefalle Gott oder dem Teufel, die haben das Schwerdt, alleine ihre Luſt und Muthwillen zu büßen, die laſſe ich ihren Meiſter den Teufel führen, wie er ſie führt. Ich habe es leider beſorgt: würden die Bauern Herren, ſo würde der Teufel Abt werden, würden aber ſolche Tyrannen Herren, ſo würde ſeine Mutter Aebtiſſin werden. Derhalben hätte ich die

Bauern gern geſtillet und fromme Oberkeit unterrichtet; nun aber die Bauern nicht wollten, haben ſie ihren Lohn dahin; dieſe aber wollen auch nicht hören; wohlan, ſie werden ihren Lohn auch haben.“ — „Hat aber Jemand noch nicht genug daran (an dieſer Schrift), der ſey immerhin weiſe und klug, fromm und heilig, in Gottes Namen, und laſſe mich einen Narren und Sünder bleiben. Wiewohl ich wollte, man ließe mich mit Frieden, man wird mir doch nichts angewinnen und ſoll recht bleiben, was ich lehre und ſchreibe, und ſollte auch die Welt darüber berſten.“

Es iſt nicht zu verkennen, aber auch nicht zu verwundern, daß Luther in dieſer Sache das rechte Maaß verloren hatte und in trüber und heftiger Stimmung ſchrieb, und vielleicht gerade ein geheimes, halb bewußtloſes Gefühl des Unrechts vermehrte noch die Härte und Heftigkeit, womit er bei ſeiner einmal ausgeſprochenen Anſicht verharrte. Ganz klar iſt jedoch nicht, wie eigentlich Luther die Bauern behandelt wiſſen wollte; wenn er nur verlangte und billigte, daß man ſich der bewaffneten Bauern auch mit gewaffneter Hand erwehrte, ſie zu beſiegen ſuchte und auf dem Schlachtfeld tödtete, ſo konnte ihm dieß wohl keineswegs zum Vorwurf gemacht werden, und wenn er in einer angeführten Stelle für die Beſiegten und Gefangenen Barmherzigkeit und Schonung verlangt, ſo ſcheint wirklich jenes ſeine Meinung geweſen zu ſeyn; aber daneben ſpricht er auch wieder davon, daß wer nicht gute Worte hören wolle, dem Henker anheimfalle, und dieß deutet doch wohl auf Exekutionen nach der Schlacht, woran ſich mehrere ſiegreichen Fürſten und Herren zum Theil ergötzten, welchen doch dann Luther ſo heftige Scheltworte zuruft. Wenn Luther die Barmherzigkeit verwirft, ſo muß man hier beinahe nothwendig an die Bezwungenen und Gefangenen als Gegenſtände derſelben denken, und doch ſpricht er ſie dann wieder ausdrücklich für dieſe an. In der Leidenſchaft mag er ſelbſt es ſich nicht immer ganz beſtimmt vorgeſtellt haben, welche Perſonen und in welchem Zuſtand er vorausſetze; ſein tiefgewurzelter Abſcheu gegen Aufruhr und Empörungen riß ihn zu den herbſten Aeußerungen hin, bei welchen er die Grenzlinie der Billigkeit mehrfach überſchritt. Denn anders als hart und unbillig kann man es nicht finden, wenn er auf einmal, gleichſam deſſen vergeſſend, was er ſelbſt von der Tyrannei und Erpreſſung der Fürſten und Herren ſcheltend geſagt hatte, den Aufſtand als das Werk bloßen, frevlen Muthwillens und Kitzels, als das Werk von Leuten ſchildert, welchen es zu wohl geweſen ſey. Und wenn er ſogar in ſeinem Eifer bis zur Verdächtigung und Achtung aller derjenigen fortgieng, welche zur Barmherzigkeit riethen, ſo ſcheint er hierin freilich einer Aufwallung nachgegeben zu haben, welche, zum feſtſtehenden Grundſatz erhoben, zu entſetzlichen Verfahrungsweiſen und Folgerungen, zur härteſten Unterdrückung der Rede- und Denk-Freiheit, ja zur Inquiſition führt. Aber dieſe Gewaltthätigkeit, welche keine abweichende Meinung neben ſich duldete, und ſolche nicht als einen bloßen Irrthum anſehen konnte, welche ſich berechtigt glaubte, die Andersdenkenden als bewußte Heuchler zu betrachten und zu behandeln, hieng eben auf's engſte zuſammen mit der felſenfeſten Ueberzeugung, daß er ſelbſt die Wahrheit beſitze und daß eine von der ſeinigen abweichende Anſicht, mit Redlichkeit und Gottesfurcht gar nicht beſtehen könne. Energiſch genug ſpricht er es ja ſelbſt aus, daß ſein Büchlein Recht behalten müſſe, ob auch die Welt darüber berſte. Die Duldſamkeit gegen fremde abweichende Anſicht iſt nicht ſelten die Frucht entweder der Gleichgültigkeit oder der Unentſchiedenheit; die Unduldſamkeit führt zur Härte, zum Deſpotismus, iſt aber häufig die Folge der eignen Entſchiedenheit und Friſche der Geſinnung. Die Behauptung, allein gegen alle Andere Recht zu haben, kann freilich oft als Eigenſinn und Hochmuth erſcheinen; dieß war es aber bei Luther keineswegs; denn er war weit davon entfernt, ſeiner Einſicht als einer durch eigne Geiſteskraft erworbenen ſich zu rühmen und zu überheben, ſondern er meinte, das, was er in dieſer Sache aufſtellte und behauptete, ſey ſo klar und einleuchtend, daß die Verweigerung der Zuſtimmung nur dem böſen Willen der Menſchen zugeſchrieben werden könne. Die Erbitterung Luther's iſt übrigens erklärlich, wenn man bedenkt, in wie mannigfachem Betracht ihm dieſe Aufſtände verhaßt ſeyn mußten; erſtens galt ihm, wie die obigen Stellen zeigen, Aufruhr und Empörung als das größte denkbare Verbrechen, mehr als Mord und Räuberei, weil dadurch die Ordnung ſelbſt aufgehoben werde. Zweitens bedachte er die Gefahr, die für ganz

Deutſchland bei Ueberhandnehmen dieſer Kriege hereinzubrechen und Alles zu verwüſten drohte, und endlich glaubte er auch die Sache des Evangeliums gefährdet und geſchändet, wenn ſolche Menſchen ſich auf daſſelbe beriefen und wohl gar ſeinen Namen ihrem Thun voranſtellten.

Uebrigens war Luther's Benehmen in dieſen Sachen, ſo weit er perſönlich wirken konnte, über jeden Vorwurf erhaben; er reiste ſelbſt in die Gegenden der ſächſiſchen Lande, wo die Unterthanen ſchwierig geworden waren, predigte an mehreren Orten, in Weimar, Jena und anderen, und brachte durch ſein Anſehen, ſeine eindringlichen Worte und auch durch Briefe die aufgeregten Gemüther zur Ruhe. Ueberhaupt wurden die Länder des Churfürſten weniger von dem Aufſtande heimgeſucht und der Churkreis blieb ganz verſchont — ein Beweis, welchen Samen Luther in ſeiner nächſten Umgebung ausgeſtreut hatte.

Gegen die Heftigkeit Luther's in der Bauernſache, die ſich beſonders auch in einigen Briefen an ſeinen Schwager Rühel ausſprach, bildet einen merkwürdigen Gegenſatz die Milde des damals ſeinem Tode nahen Churfürſten von Sachſen in einigen Briefen an ſeinen Bruder Johann, woraus einiges zur genauern Kenntniß dieſes Fürſten dienliches, hier ſtehen mag: „Euer Liebden wollte ich von Herzen gern mein Bedenken anzeigen, was den Fürſten zu Antwort ſollte gegeben werden, aber Euer Liebden wiſſen meine Schwachheit. So iſt das ein großer Handel, ſo man mit Gewalt handeln ſoll. Vielleicht hat man den armen Leuten zu ſolchem Aufruhr Anlaß gegeben und ſonderlich mit Verbietung des Worts Gottes; ſo werden die Armen in viele Wege von uns weltlichen und geiſtlichen Oberkeiten beſchweret. Gott wende ſeinen Zorn von uns! Will es Gott alſo haben, ſo wird es alſo hinaus gehen, daß der gemeine Mann regieren ſoll. Iſt es aber ſein göttlicher Wille nicht, ſo wird es bald anders werden. Laſſet uns Gott bitten um Vergebung unſerer Sünden und es ihm heimſetzen. Er wird Alles ſein nach ſeinem Willen und Lobe ſchicken. Der Bund zu Schwaben wird die Bauern wohl zum Gehorſam bringen; ſie wollten doch ſonſt alle Welt zwingen. Gott ſchickt ihnen zu ſchaffen, damit ſie auch ſehen, daß Gott der rechte Bundherr iſt und ſonſt nichts beſtändig. Denn Gott iſt aller Hoffarth entgegen.“ — „Euer Liebden Schreiben, darinnen ſie mir alle Gelegenheit anzeigen, wie es dieſer Zeit mit den erſchrecklichen Aufrühren und Empörungen in Euer Liebden und meinem Fürſtenthum Thüringen Gelegenheit hat, und weß ſich das gemeine Bauervolk hin und her an Klöſtern, derer von Adel Häuſern, und ſonſt mit Gewalt unterſtanden, habe ich verleſen und daß ſich die Dinge in Euer Liebden und meinem Armuth mit der Schwierigkeit anlaſſen, darob Euer Liebden ohne Zweifel nicht wenig Beſchwerung empfahen, deß trage ich mit Euer Liebden als meinem lieben Bruder, herzliches und freundliches Mitleiden. Und weil es der allmächtige Gott um unſerer Sünde willen alſo ordnet, ſo wollen Euer Liebden das und Anderes ſeinem göttlichen Willen anheim geben, der wird es ſonder Zweifel zu unſerem

Beſten wohl zu ſchicken wiſſen. Wo Euer Liebden zu Franken mit dem zehnten Pfennig, den Euer Liebden abgethan, unter dem Volk etwas eine Stillung und gehorſamen Willen machen könnten, ſo wäre es an dem und anderen Orten nicht übel gethan. Unſer Herr Gott wird es Euer Liebden und mir ohne Zweifel in andre Wege wiederum reichlich und gnädiglich erſtatten."

Luther's Streitigkeiten mit Karlſtadt und den Sakramentirern.

In Zeiten der Aufregung, wenn neue Anſichten und Begriffe eine große Macht über die Geiſter ausüben, werden ſich immer Solche finden, welche nicht Kraft genug haben, ſich der neuen Ideen zu bemeiſtern, ſondern vielmehr von ihnen bemeiſtert und fortgeriſſen werden. So war es zur Zeit der Reformation mit Andreas Bodenſtein, gewöhnlich Karlſtadt genannt, der, einer der früheſten und eifrigſten Anhänger und Freunde Luther's, ſein Genoſſe auf der Leipziger Diſputation, an der Univerſität mit Beifall und auch zu Luther's Zufriedenheit lehrte. Aber während Luther's Abweſenheit auf der Wartburg faßten die überſpannten Lehren der Zwickauer Propheten in ſeinem Kopfe Wurzel; er ſtellte ſich an die Spitze der Bilderſtürmer und wollte tumultuariſch eine Veränderung des Gottesdienſtes und der kirchlichen Gebräuche und beſonders eine neue unordentliche Art der Nachtmahls-Feyer erzwingen. Luther, wie ſchon erzählt, machte jenem ſtürmiſchen Verfahren ein Ende und beſchwichtigte die Gemüther; Karlſtadt aber war mehr gelähmt als überzeugt, mehr erbittert als begütigt, und wenn er gleich ſich ziemlich ruhig verhielt, war er doch weit entfernt, wieder ganz in's alte Geleis zu kommen. Sein Unmuth wurde unter anderm dadurch beſtärkt, daß eine Schrift von ihm durch den Rektor, wie er wähnte auf Luther's Betreiben, dem Druck vorenthalten wurde. Luther hatte indeß dieſe Maaßregel nicht hervorgerufen, ſondern nur den Karlſtadt inſtändig gebeten, nicht gegen ihn zu ſchreiben, damit er ihn nicht wieder angreifen müßte, und dadurch ein Aergerniß gegeben würde. Indeß lobte Luther, noch während dieſer Zeit, deſſen ſehr beſuchte Vorleſungen. Aber auf einmal verließ Karlſtadt ſeine Profeſſur in Wittenberg, begab ſich nach Orlamünde, wohin ihn die dortige Gemeinde zum Prediger berufen hatte, leiſtete der Aufforderung der Univerſität, zurückzukommen, keine Folge, und verbreitete hier ſeine eifrig angenommenen, ſchwärmeriſchen Anſichten nicht nur mit Worten, ſondern auch mit der That, durch Bilderſtürmen u. dgl., und dehnte die von Luther wieder an den Tag gebrachte Lehre von der Gleichheit aller Chriſten ſo weit aus, daß er im grauen Rock und Filzhut, wie ein Handwerker, einhergieng, ſich Nachbar Andres nennen ließ, und dem Richter zu Orlamünde unterworfen ſeyn wollte. Zu den Abweichungen in der Lehre gehörte hauptſächlich, daß er die wirkliche leibliche Gegenwart Chriſti im Brod und Wein des Abendmahls nicht anerkannte, was nachher zu ſo weitläuftigen Streitigkeiten und Zerwürfniſſen Anlaß gab. Luther'n wurde zu der Zeit, wo Karlſtadt in Orlamünde war, aufgetragen, nach Jena zu reiſen, und dem ſich regenden unruhigen, unordentlichen Geiſt durch Predigen entgegen zu arbeiten, was er im Auguſt 1524 that. Er predigte in Jena gegen den aufrühreriſchen Geiſt von Zwickau und Allſtädt, deſſen Früchte Aufruhr, Mord, Bilderſtürmen, Verwerſung und Geringſchätzung der Sacramente und der heiligen Schrift ſeyen; wie es kein guter Geiſt ſey, der ſich deſſen unterfange, ſondern der Teufel ſelbſt. Hierüber, ſo wie über die zunächſt zu erzählenden Auftritte iſt ein Bericht des Predigers Martin Reinhard vorhanden, der gleich nachher erſchien und deſſen Verfaſſer von ſeiner Stelle entfernt wurde. Ueber dieſen Bericht urtheilte Luther: die Abſicht ſey, ihm ſeinen guten Namen und Ruf zu nehmen, und weil das Büchlein ohne Namen herausgekommen und Lügen und Wahrheit darin gemiſcht ſeyen, müſſe man es in Geduld tragen. — Wahrſcheinlich fand Luther in dem Ton etwas Uebelwollendes, Gehäſſiges, und ein widriges Licht auf ihn Werfendes, ohne daß die Thatſachen geradezu falſch berichtet worden wären. — Jener Predigt hatte Karlſtadt, der, ungewiß ob zufällig oder abſichtlich, gerade nach Jena gekommen, beigewohnt; er beherzigte die Worte derſelben, fand ſich etlicher Sachen halben getroffen, ſchrieb einen Brief an Doktor Luther, den Etliche in der Herberge zum ſchwarzen Bären über der Mittagsmahlzeit geleſen, und begehrte, wo es Luther'n nicht entgegen wäre, wollte er mit ihm reden. Darauf Doktor Luther den Geſandten Karlſtadts mündliche Antwort gab: So Doktor Karlſtadt kommen wollte zu ihm, möchte er's wohl leiden, wo nicht, möchte er's wohl laſſen. Hiernach ſchickte Doktor Karlſtadt noch einmal an Doktor Luther: wenn es ihm gelegen, ſo wollte er kommen. Antwortet Luther: Er komme, wenn er will, im Namen Gottes, ſo bin ich bereit. Da ſolches Doktor Karlſtadt kund gethan worden, kam er und Doktor Gerhard Weſterburg mit ihm. Es waren auch viele fremde kaiſerliche und markgräfliche Boten, auch ſehr viele Jenaiſche in der Herberge, die ſolcher Unterredung zuhörten, und großen Wohlgefallen, etliche Kleinmüthige ein Erſchrecken, Viele aber große Verwunderung darob hatten. Karlſtadt aber ließ durch einen Diener Doktor Martino anſagen, daß er da wäre und mit ihm reden wollte. Antwortet Doktor Martinus: er ſoll hereingehen und frei öffentlich mit ihm handeln. Alſo gieng Karlſtadt in die Stuben, ſetzt ſich aus Geheiß Doktor Martinus auf eine Siedel gegen ihm über und den andern Mitgenoſſen zu Tiſch, und fing an zu reden. Er beſchwerte ſich nun gegen Luther, daß er ihn in ſeiner Predigt hoch angetaſtet und mit den aufrühriſchen und mörderiſchen Geiſtern in Eine Zahl und Werk eingeflochten habe. Zu ſeiner auch von Luther berührten Anſicht vom Sacrament, bekenne er ſich frei, als zu der einzig wahren und ſchriftgemäßen. Luther erwiederte ihm: da er in ſeiner Predigt Karlſtadt nicht genannt habe, und derſelbe ſich doch getroffen fühle, ſey dieß ein Beweis, daß Karlſtadt nicht unſchuldig ſey. „Ich habe heut wider die Geiſter gepredigt, und will's jetzt wieder thun. Habe ich Euch denn troffen, ſo hab' ich Euch troffen.“ Die Unterredung dauerte ziemlich lange und war von beiden Seiten reich an allerlei Vorwürfen.

Luther warf Karlſtadt vor, daß er doch es mit den neuen Propheten halte, ihn zuerſt geſtochen, daß er unberufen gepredigt habe — Karlſtadt dagegen beklagte ſich, daß Luther gegen ihn gleich ſo heftig geweſen ſey, ſich ſeines Einfluſſes zu Karlſtadts Schaden mißbraucht, ihm das Schreiben und Predigen verwehrt, „ihm Hände und Füße gebunden, und dann ihn geſchlagen habe.“ Der Schluß des Geſprächs wird alſo berichtet: **Luther.** Schreibet wider mich öffentlich und nicht heimlich; **Karlſtadt.** Wenn ich denn wüßte, daß Euch ſo gach darnach wäre, es ſollt' Euch wahrlich zu Theile werden. **Luther.** So thut es. **Karlſtadt.** Wohlan. **Luther.** Thut's! ich will Euch einen Gulden dazu ſchenken. **Karlſtadt.** Einen Gulden? **Luther.** Wenn ich's nicht thu', ſey ich ein Schalk. **Karlſtadt.** Gebet Ihr ihn mir denn, ſo nehme ich ihn wahrlich an. Da griff Doktor Luther in ſeine Taſchen, und zog einen Goldgulden heraus und gab ihn dem Karlſtadt und ſprach: Nehmet ihn, und greifet mich nur tapfer an, friſch auf mich! Karlſtadt nahm den Gulden, zeigete ihn allen Beiſitzern und ſprach: Lieben Brüder, das iſt Arrabo, ein Zeichen, daß ich Macht hab' wider Doktor Luther zu ſchreiben, und bitte Euch Alle, Ihr wollet mir's bekenntlich und Zeugen ſeyn. **Luther.** Es darf's nicht. Und Karlſtadt krümmete ihn und legte ihn in ſeinen Beutel, gab Doktor Luther'n die Hand darauf, und Doktor Luther trank ihm einen Trunk drauf zu und Karlſtadt that ihm Beſcheid. Und zuletzt gaben ſie einander die Hände und Karlſtadt gieng zu Hauſe und Martinus predigte, fuhr darnach gen Kahla.

Während Luther in Jena war, kam der Stadtſchreiber von Orlamünde mit einem Brief an ihn vom Rath und der Gemeinde zu Orlamünde, worin ſie ihn aufforderten, ſich in Perſon zu ihnen zu begeben, und ſie gütlich zu unterweiſen. Er antwortete dem Boten mündlich: er werde in Kürze daſelbſt eintreffen. In dem Briefe hieß es: Karlſtadt, ihr Prediger und Seelſorger, habe von Wittenberg neuerlich die Nachricht mitgebracht, daß Luther auf der Kanzel ſie (die Orlamünder) für Ketzer, irrige und ſchwärmeriſche Geiſter unverſchämt ausſchreie, da er doch ihre Geiſter nie geprüft, nicht erforſcht und ſich nie mit ihnen beredet habe. Daſſelbe ſey aus ſeinen Schriften nachzuweiſen. „Daß Du uns aber, als Glieder Chriſti, durch den Vater eingepflanzt, unverhört und unüberweiſet ſo öffentlich ſchiltſt und läſterſt, das zeigt an, daß Du dieſes wahrhaftigen Chriſti und Sohns Gottes ſelbſt kein Glied biſt, dieweil du frevelige Scheltworte und nicht chriſtliche und brüderliche Strafe gegen uns fürnimmſt: So Du nun ſo unverſonnen und hitziger Stirn geweſt, werden wir aus chriſtlicher und brüderlicher Liebe Dir zu ſchreiben verurſachet, mit Bitte, Du wolleſt Gott die Seinen, durch ſeinen einigen Sohn Chriſtum erworben, nicht ſo thürſtig beſudeln und verſprechen.“ Auf dieſe Einladung hin, in welcher milde und ſtarke Worte ſonderbar durcheinander gemengt waren, kam Luther nach einigen Tagen nach Orlamünde. Der

Bürgermeiſter und etliche vom Rath, die man ſchnell von der Erndte vom Feld herein geholt hatte, begrüßten ihn mit den Worten: Ehrbarer, Hochgelehrter, Günſtiger Herr Doktor, ſeyd uns allen Gott willkommen! — Was Luther darauf erwiedert, weiß jener Berichterſtatter nicht eigentlich, er behielt aber ſein rothzipflichtes Barret auf dem Haupte und ehrete ſie nicht wiederum. Er wurde erſucht zu predigen, deſſen er ſich aber weigerte; er müſſe bald wieder fort und wolle nur im Hauſe mit ihnen reden. Unterdeß hat man eine Zeit mit ihm getrunken, und die Einwohner ſammelten ſich: der Rath bat ihn nochmals zu predigen, weil er ſie in etlichen Artikeln verdächtig hielte, die ſollte er ihnen an den Tag geben, und wo ſie irreten, chriſtlich unterweiſen. Dagegen wollten ſie ihren Verſtand und Meinung auch eröffnen. Darauf Doktor Martinus ſeinen Kopf geſchüttelt und geſagt: er ſey nicht deßhalb zu ihnen gekommen, zog aber den Brief heraus, fragte ſie, ob ſie ihn für den ihrigen erkennten und fing auf ihre Verſicherung, daß ſie ſelbſt dieſen Brief verfaßt und Karlſtadt demſelben ganz fremd ſey, an, denſelben vorzuleſen, und über jeden Satz deſſelben inſonderheit zu reden. Er ſagte, ſie haben ihm einen Feindesbrief geſchrieben, und ihm nicht einmal ſeinen Titel gegeben, den ihm doch Fürſten und Herren, die ſeine Feinde ſeyen, laſſen. Er kam dann beſonders auf das Bilderſtürmen zu reden, und während deſſen kam Karlſtadt zur Thüre herein. Luther drang aber darauf, daß Karlſtadt, ſein Feind, dem er auf dieſe Feindſchaft einen Gulden gegeben, ſich entferne, und dieß mit ſolchem Eifer, daß er drohte, ſogleich abzureiſen, wenn jener nicht gehe; damit die Unterredung ihren Fortgang habe, gieng Karlſtadt hinaus. Es wurde nun über die Bilder und ihre Zuläßigkeit oder Verwerflichkeit hin und her, zum Theil von ungebildeten Leuten mit ſeltſamen Redensarten, über die ſich Luther nicht genug verwundern konnte, geſtritten, und als Luther den Sinn von Bildern in der Schrift erläuterte, daß darunter abgöttiſche Bilder zu verſtehen ſeyen, erhob der Bürgermeiſter ſeine Stimme: Höret, lieben Herren, höret! Da ward ein groß Stillſchweigen. Da ſagte er weiter: Lieben Herren, höret! Wir halten uns ſtracks nach dem Worte Gottes, denn es ſtehet geſchrieben, du ſollſt weder dazu ſetzen, noch davon nehmen! Darauf ſagte Luther: Ihr habt mich verdammt, und eilte weg. — Nicht jener Bericht, aber Luther ſelbſt meldet als den Schluß der „Orlamünder Tragödie,“ daß er mit Scheltworten und Steinwürfen verfolgt worden, und kaum unverletzt davon gekommen ſey. Ueber Karlſtadt ſchrieb er: derſelbe ſey nunmehr ganz verworfen und verſtockt, ſo daß er an deſſen Wiederkehr verzweifle. Derſelbe ſey immer fern geweſen vom Ruhme Chriſti und werde es vielleicht auf ewig bleiben. „Dahin hat ihn die tolle Sucht nach Ruhm und Lob gebracht; er iſt mir, ja uns Allen ein ärgerer Feind, als wir bisher je gehabt haben, ſo daß ich glaube, der jämmerliche Menſch iſt nicht nur von Einem Teufel beſeſſen; Gott erbarme ſich ſeiner Sünde, damit er zum Tod ſündiget.“ — In einem andern Brief: „Karlſtadt thut recht daran, daß er, der vorlängſt dem Satan ſich ergeben, jetzt die Geheimniſſe ſeines Gottes an den Tag giebt.“ Karlſtadt wurde wieder von der Univerſität zurück gerufen, und als er ſich hartnäckig weigerte, aus den Churfürſtlichen Landen verbannt. Er ſchrieb noch zwei Briefe an die Männer und Weiber in Orlamünde, welche in der Kirche, unter Geläute der Glocken und allgemeinem Weinen vorgeleſen wurden, und deren Unterſchrift war: Andreas Bodenſtein, unverhört und unüberwunden, vertrieben durch Martin Luther. „Du ſiehſt,“ ſchrieb Luther an Amsdorf, dem er dieß meldet, „wie ich, der ich hätte ſelbſt ſollen ein Märtyrer werden, jetzt dahin gekommen bin, daß ich Andere zu Märtyrern mache.“ In demſelben Brief ſchreibt er, Karlſtadts Abendmahlslehre habe ſchon ſehr weit um ſich gegriffen. Landflüchtig zog Karlſtadt umher, ſetzte ſich zu Rottenburg an der Tauber, und begehrte freies Geleit, um in Wittenberg über ſeine Lehre zu diſputiren, aber es wurde ihm abgeſchlagen, und dieß von Luther gebilligt; „es reut mich,“ ſchrieb er aus dieſem Anlaß, „daß ich jemals mit dem Menſchen, der voll Truges und Hinterliſt iſt, Verkehr und Umgang gehabt habe. Und wann werde ich doch endlich einmal klug werden, der ich mit meiner Einfalt Allen zum Spiel, Gelächter, Argliſt, Trug und Hohn preisgegeben bin! Doch ſie betrügen nicht mich, ſondern ſich ſelbſt!“ Um übrigens Alles zu thun, was den Frieden herſtellen konnte, ließ ſich Luther doch nachher bereit finden, den Fürſprecher um ein freies Geleit zu einer Diſputation für Karlſtadt zu machen, oder auch ſelbſt irgendwohin ihm entgegen zu reiſen. Aber es wurde daraus nichts. Mittlerweile war Karlſtadt in die Bauernſache einigermaßen verwickelt worden und ſah ſich in Gefahr. In dieſer Noth wandte er ſich an Luther, mit der Bitte, bei dem Churfürſten Johann ihm die Aufhebung der Verbannung und die Erlaubniß auszuwirken, irgendwo in Sachſen zu leben; er ſey bereit, ſich zur Unterſuchung zu ſtellen und ſeine Unſchuld an dem Bauernaufſtande zu beweiſen. Luther verwendete ſich ernſtlich für ihn bei dem Churfürſten von Sachſen: „Doktor Karlſtadt erbeut ſich zur Verhör, ſich des Aufruhrs zu entſchuldigen, und hat mir daneben einen Widerſpruch geſchickt, ſeines Irrthums, welche ich auch will laſſen ausgehen; wiewohl ich's nun nicht zu rathen weiß, daß er um Orlamünde ſeyn ſoll, achte ich's doch billig, daß er zur Verhör kommen ſoll. Wenn's nun Euer Churfürſtliche Gnaden zu thun wäre, achte ich, er möchte zu Wittenberg verhört werden, und wo er unſchuldig funden und ſein Widerſpruch genugſam, daß ihn Euer Churfürſtlichen Gnaden zu Kemberg oder auf einem andern Dorf in der Nähe bleiben lieſſe, weil er doch ohnedem vorgenommen hat, ſein Lebetag nimmer zu predigen noch zu ſchreiben, ſondern ewiglich zu ſchweigen und ſich ſeiner Arbeit zu nähren; wo er aber aus andern Ländern Aufruhrs überwunden würde, wäre ihm viel gefährlicher, daß er allhier könnte angetroffen werden. Das ſchreibe ich darum, daß mich des armen Mannes trefflich jammert, und Euer Churfürſtliche Gnaden auch weiß, daß den Elenden und ſonderlich den Unſchuldigen, ſey Barmherzigkeit zu erweiſen. M. Philipp und ich haben auch das Bedenken, daß ſein Stillſchweigen mit ſolcher Gunſt und Gnade zu kaufen wäre, auf daß er nicht anderswo mehr Jammer, entweder aus Rache oder aus endlicher Verzweiflung anrichte. So hülfe das gar mächtiglich wider Alle, die ſeinen Irrthum gehaſſet haben, denſelbigen zu dämpfen, daß er allhier, nicht ferne von uns, aus unſer Meinung und Gnade gelebt." An Alle Chriſten aber erließ er ein Schreiben, worin er berichtet, daß Karlſtadt ihm ein Büchlein zugefertiget, worin er ſich wegen der Anklage des Aufruhrs entſchuldige, mit der Bitte, daſſelbe zu Rettung ſeines Namens und daß er nicht ſo jämmerlich unverhöret und unüberzeugt verurtheilt würde, drucken zu laſſen, „nachdem jetzt das Geſchrei geht, als ſollte man mit viel armen Leuten zu geſchwinde fahren, und aus lauter Zorn dahin richten beide Schuldige und Unſchuldige unverhörter und unüberwundener Sachen. Als ich denn wohl beſorge, daß die zaghaftigen Tyrannen, die ſich vorhin fur einem rauſchenden Blatt fürchteten, jetzt alſo kühne worden ſind, bis ſie ihren Muthwillen vollbringen, daß ſie Gott auch zu ſeiner Zeit ſtürze zu Boden. Wiewohl aber Doktor Karlſtadt mein höchſter Feind iſt der Lehre halben, und darüber wir beide ſo hart an einander geſetzt haben, daß keine Hoffnung da iſt blieben, einiges Vertrags oder ferner Gemeinſchaft: doch weil er in ſeinem Anliegen und Anfechtungen ſich ſolcher Treue zu mir verſiehet, mehr auch denn zu ſeinen Freunden, die ihn auf mich gehetzt haben; will ich ihn dieſelbige Treue bei mir finden laſſen, und ihm den Dienſt und andre mehr erzeigen. Und thue das auch um ſo lieber, daß ich hoffe, es ſolle Gott Gnade geben, daß dieſem guten Anfang noch Beſſeres folge, und er ſich zuletzt erkenne und von ſeinem Irrthum im Sacrament falle, und zur rechten Wahrheit ſammt vielen Andern wieder komme.“ Er verwahrt ſich übrigens feierlich dagegen, als vergebe er durch dieſen Schritt ſeiner bisher gelehrten Meinung vom Abendmahl etwas, vielmehr bleibe er feſt dabei und wolle Karlſtadts Lehre in keiner Weiſe bekräftigt haben. Er ermahnt alſo Jedermann, denſelben unangefochten zu laſſen, da er ſich ſelbſt zum Verhör erbiete. Einige kräftige Wörtlein über die Urſachen des Bauernkriegs ließ er hier auch einfließen: „Wo man die Wahrheit ſagen ſoll und die Sache eben bei'm rechten Licht anſiehet, ſo iſt dieſer Jammer und Aufruhr nicht alleine der Bauern, ſondern vielmehr der tollen Fürſten und thörichten Biſchöfe Schuld. Denn da der gemeine Mann rechtſchaffne Prediger hatte, das konnten unſre Junker nicht leiden, verjagten ohn' alle Urſach die frommen Prediger, und ſetzten über das Volk grobe Eſelsköpfe, die nichts konnten und hetzten das Volk muthwilliglich wider ſich. Darum ſchafft's Gott, daß aufrühriſche Prediger unter das Volk kamen und fingen ſolchen Jammer an, dadurch nur ſolcher Unwille unter den gemeinen Mann kommen iſt, daß freilich kein Aufhören ſeyn wird, bis die Tyrannen auch im Dreck aufſteh'n. Aber unſre Junker und

Götzen wollen ſolches nicht hören, ſondern zufahren und dem Evangelio Schuld geben, was ſie verdienen, und der Narren Reimen dieweil führen, der da heiſſet: Ich acht' ſein nicht, bis daß Einer komme, der einen andern Reimen führet und ſpreche: Es iſt mein Ernſt, daß weder Fürſt noch Biſchof unter dem Himmel bleibe.“ Bald darauf erließ er wieder eine Schrift und zeigte darin an, daß Karlſtadt von neuem an ihn geſchrieben, und ſich über ſeine, das Sacrament betreffenden Schriften dahin erklärt habe: er wolle ſeine Lehre nicht als für eine gewiſſe und treffliche Wahrheit gehalten haben, ſondern habe ſeine Meinung und Sinn fragweiſe an den Tag gegeben, zu hören und zu erfahren, wo man die Wahrheit möge gründlich und ſtattlich erweiſen und bekräftigen. Und Luther ſelbſt bezeugt, er erinnere ſich wohl, daß die Titel ſeiner Bücher in der That dermaaßen lauter geſtellt ſeyen, daß er gleichſam einen Wahn oder eine Diſputation fürgebe, und nichts Endliches ſchließe. Aber nur ſeyen ſeine Worte und Ausdrücke ſo hart und heftig geweſen, daß man wohl habe meinen können, er wolle feſte Behauptungen aufſtellen. „Und wiewohl es fährlich iſt, in Sachen und Artikeln des Glaubens wanken, zweifeln oder allererſt diſputiren, ſo Jemand endlich darinnen beharrt: ſo ſind wir, ſo da doch gewiß ſind, doch ſchuldig, denſelben wankenden und fragenden Herzen zu helfen und in ſolcher Fährlichkeit die Hand zu reichen, und Forſchung, Urſachen und Bewegungen freundlich zu hören und mit der Schrift zu verlegen und ihnen herauszuhelfen.“ —

„Weil nun Doktor Karlſtadt und auch alle Andere, ſo dieſen Artikel handeln, aus einem Wahn und Fragen davon reden, wie ſie ſelbſt bekennen, iſt gewiß, daß ſie den Geiſt in dieſem Stück noch nicht haben, auch aus menſchlichem Dünkel und nicht aus Geiſt alſo reden. Darum ſich ein Jeglicher für ihrer Meinung alſo hüten und halten ſoll, daß er nicht darauf falle und daran hange; ſondern, ſo er auch mit ihnen zweifelt und wähnet, harren und verziehen, bis er auch gewiß und ſicher werde; oder wird ſeine Seele in Fährlichkeit geben.“ Luther's Verwendung hatte den Erfolg, daß Karlſtadt im November 1525 erlaubt wurde, wieder in das Land zu kommen; er hielt ſich in der Nähe von Wittenberg auf und unterſchrieb eine von der Univerſität ihm vorgelegte Widerrufsformel. Im Jahr 1526 ſchrieb Luther von ihm: Karlſtadt lebt bei uns in der Nähe von Wittenberg und führet ein Bauersleben in Bergwitz, eine Meile von unſrer Stadt;“ und in einem andern Brief: „Geſtern haben wir dem Karlſtadt ein Söhnlein getauft oder vielmehr umgetauft. Die Gevattern ſind: Jonas, Philippus, meine Käthe; ich und Andre waren als Gäſte dabei. Dieß iſt geſchehen zu Segrena, jenſeits der Elbe, wo Karlſtadt wohnt. Wer hätte gedacht vor einem Jahre, daß dieß ſo kommen werde, daß die, ſo die Taufe ein Hundebad genannt haben, jetzt ſelbe von ihren Feinden verlangen! Ob ſie das aus aufrichtigem Gemüthe thun, bleibe Gott vorbehalten; das Wunder iſt doch groß genug, wenn man anſiehet, wie die Werke Gottes ſo entgegen ſind den Werken der Menſchen!“ Nachher lebte Karlſtadt, wie es ſcheint, in dürftigen, kümmerlichen Umſtänden in Kemberg, gedrückt, wie man leicht ſich vorſtellen mag, von dem Gefühl ſeiner ungeſchickten Lage, und gedemüthigt dadurch, daß er ſeine Exiſtenz gleichſam der Gnade ſeines Gegners verdanke, und dieſelbe durch ſein Stillſchweigen erkaufen müſſe. Im Jahr 1527 ſchrieb Luther von ihm: „den Karlſtadt pflegen wir bisher treubefliſſen in unſerm Schoos, in der guten Hoffnung, daß er zum Leben wiederkehren werde; aber der unſelige Menſch wird von Tag zu Tag verſtockter, und muß doch ſchweigen vor Kleinmuth und hält auch noch immer feſt an ſeiner Auslegung, obwohl dieſe von den Seinigen ſelbſt verworfen iſt.“ Karlſtadt vermochte ſich nicht zu halten und zu ſchweigen; eine ihm angebotne Diſputation mit Luther nahm er anfänglich an, ſchlug ſie aber ſpäter aus; Luther ſchrieb ihm einen weitläufigen Brief über die Nachtmahlsſtreitigkeit; dieſen Brief und andre Schriften Luther's zog Karlſtadt in einem Schreiben an Schwenkfeld und Krautwalt übel durch, beſchwerte ſich über die Unbarmherzigkeit der Wittenberger und ſprach von Schriften, die er zu ſchreiben vorhabe. Dieſer Brief kam Luther'n in die Hände, der über Karlſtadt's Betragen und Treuloſigkeit erbittert, ihm ſagen ließ, er wolle nichts mehr mit ihm zu thun haben. Karlſtadt beſchwerte ſich jetzt bei'm Churfürſten über Luther'n; dieſer wurde deßhalb befragt, und machte nunmehr darauf aufmerkſam, wie wenig Karlſtadt ſein Angelöbniß gehalten, trug auch darauf an, ihm eine neue

Verpflichtung abzunehmen und wohl im Auge zu behalten. Andre riethen noch Härteres; aber Karlſtadt, wahrſcheinlich davon unterrichtet, verließ Kemberg und gieng in die Schweiz, 1528, wo er in Baſel eine Profeſſur und Predigerſtelle bekam und in der Stille fortlebt.

Gegenüber von dieſem Manne, deſſen ſonderbares Weſen ſchwer ſeyn dürfte, nach dem was von ihm bekannt geworden, ganz richtig und vollſtändig aufzufaſſen, zeigte ſich Luthers Heftigkeit ſowohl als ſeine Gutherzigkeit recht auffallend; nachdem er lange in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit ihm geſtanden, gibt er ihn wegen einiger ihm mißfälligen Schritte und Anſichten ſo auf, daß er ihn als einen Verlornen und vom Teufel Beſeſſenen betrachtet; und dann, von demſelben mit Vertrauen angegangen, verwendet er ſich für ihn und geht freundſchaftlich zur Taufe ſeiner Kinder. Aber deſſen Benehmen erbittert ihn wieder ſo, daß er den Umgang völlig abbricht. Dieß iſt jedoch nicht als Unbeſtändigkeit zu beurtheilen, ſondern iſt Folge der ſtarken Empfänglichkeit für Eindrücke und offenes Ausſprechen der jeweiligen Empfidung; und die widerſprechenden Urtheile, die er über dieſelben Menſchen zu verſchiednen Zeiten gefällt haben mag, beweiſen gewiß nicht ſeinen Mangel an Menſchenkenntniß, ſondern giengen hervor aus der Raſchheit ſeines Gefühls. In der Kunſt der Unterſcheidung und Trennung der verſchiednen Eigenſchaften und Bezüge, wornach ein Menſch Lob und Tadel verdient, in der Unpartheilichkeit, die vor lauter

Bedenklichkeit und Aengſtlichkeit, um ja die Wage recht genau zu ſtellen, am Ende zu keinem Urtheil kommt, war Luther und wollte er nie Meiſter ſeyn; er ſprach ſein Herz, den Eindruck, den er gerade von Einem hatte, unbeſorgt aus, wobei er freilich nicht ſelten dieſem und jenem zuviel that. Indeß darf man auch nicht vergeſſen, daß ſein Maaßſtab für Beurtheilung der Perſonen meiſt nicht deren Verhältniß zu ſeiner Perſon, ſondern zu ſeiner Sache, die er als die Sache Gottes anſah, und daß er gegen perſönliche Beleidigungen weniger empfindlich war. Einer der ſchönſten Züge von Luthers Charakter iſt ſeine Geneigtheit, erlittene Kränkungen zu verzeihen oder zu vergeſſen; freilich waren diejenigen, mit welchen er zu verkehren hatte, nicht immer gleich edelmüthig und hielten das Unrecht, das ihnen widerfahren war, oft mit viel zäherem Gedächtniß feſt.

Der durch Karlſtadt begonnene Sacramentsſtreit hatte übrigens mit dem Verſtummen ſeines erſten Urhebers kein Ende, ſondern wurde im Gegentheil immer heſtiger und hatte auf die ganze kirchliche und politiſche Geſtaltung der Reformation den größten Einfluß. Es iſt nicht zu umgehen, etwas genauere Nachricht über den Gegenſtand deſſelben zu geben. Die ſeit dem 13ten Jahrhundert, ſeit dem erſten Lateranenſiſchen Concil 1215 in der katholiſchen Kirche feſtgehaltene Lehre, daß das Brod und der Wein in den Leib und das Blut Chriſti durch die prieſterliche Weihung beim Abendmahl, (oder bei der Meſſe,) verwandelt (transſubſtanzirt) werden, hatte Luther in dieſer Beziehung nur dahin abgeändert, daß er jenen *Ausdruck* vermied, aber lehrte, daß im Brod und im Wein der Leib und das Blut Chriſti im eigentlichen Sinne empfangen und genoſſen werden, gemäß den Worten der Einſetzung: *dieß iſt mein Leib* u. ſ. w. Karlſtadt glaubte, daß dieß noch zu ſehr nach der papiſtiſchen Lehre ſchmecke, und ſeine Auslegung jener Worte gieng darauf hinaus, die wirkliche Gegenwart und den Genuß des Leibes Chriſti beim Abendmahl zu läugnen; dieß that er durch die, freilich harte, gezwungne Erklärung: Chriſtus habe jene Worte nicht mit Beziehung auf das Brod geſagt, ſondern dabei auf ſeinen Leib gedeutet; dieſe Anſicht erſchien aber Luther'n als eine Entweihung und Schändung des Sacramentes und er erklärte ſich in den heftigſten Schriften dagegen. So in der Schrift wider die himmliſchen Propheten 1525: „Doktor Karlſtadt iſt von uns abgefallen, dazu unſer ärgſter Feind worden. Chriſtus wollte ja nicht erſchrecken und uns ſeinen Sinn und Muth geben, daß wir ja nicht irren noch verzagen für dem Satan, der da fürgibt, er wolle das Sacrament rechtfertigen, aber gar ein viel Anderes im Sinn hat, nemlich die ganze Lehre des Evangelii, ſo er bisher mit Gewalt nicht hat mögen teuſchen, mit liſtiger Handlung der Schrift zu verderben.“ — „Wiewohl mir dieſe Aergerniſſe auch leid thun, iſt mir doch lieb, daß der Teufel an Tag kommt und zu Schanden wird durch dieſe ſeine himmliſchen Propheten, die nun lange gemucket haben und noch nie herfür gewollt, bis ich ſie mit einem Gülden heraus gelocket habe; der iſt von

Gottes Gnaden wohl angelegt und reuet mich nicht. Es iſt auch noch nicht der rechte Teufel heraus; denn er hat noch andres was im Sinn, das ich längſt wohl gerochen habe. Das kommt auch herfür, wenn Gott will. Es iſt, Gott Lob, ſo weit gekommen, daß man mein nicht ſonderlich bedarf; es ſind Leute gnug, die ſolchem Geiſt antworten können, ohne daß ich, weil ich lebe, auch mit im Spiel ſeyn muß. Ich weiß auch wohl, daß Doktor Karlſtadt dieſen Brei längſt hat in ſeinem Herzen gekocht, und nie konnt' anrichten." — „Da er nun will beweiſen, daß Chriſti Fleiſch und Blut nicht ſey im Sacrament, bekennet er zwar ſelbſt, daß ihn bewege die Predigt, ſo man bisher geſagt hat: Chriſti natürlicher Leichnam ſey ſo groß, weit und lang im Sacrament, als da er am Kreuze hieng, und ſpricht, er könne es nicht glauben. Das hat ihn Gott gezwungen (wie Caiphas) von ſich ſelbſt zu reden, damit Jedermann ſehe, daß er ſeine Meinung nicht aus der Schrift geholet hat, ſondern hineingetragen, und Willens geweſen ſey, mit ſolchem Wahn zu der Schrift laufen und dieſelbige reiſſen, beugen, martern auf ſolchen ſeinen Dünkel und nicht ſeinen tollen Sinn brechen oder richten nach Gottes Wort und Schrift. Nun iſt es wahr, ſolche Rede und Dünkel höret der Pöbel und Vernunft gern und wäre fürwahr keine Noth, daß ſie ſich der himmliſchen Stimme und ſo trefflichen hohen Geiſtes rühmten. Es iſt keine Vernunft ſo geringe, die nicht dazu geneigt ſey und lieber glaubte, daß ſchlecht Brod und Wein da wäre, denn daß Chriſti

Fleiſch und Blut da verborgen ſey. Man darf dazu keines Geiſtes, einem Jeglichen iſt es leicht zu glauben. Und dem tollen Pöbel iſt nichts mehr hie Noth, denn daß nur Einer, der ein klein Anſehen habe, ſo kühn ſey und predige es, ſo hat er ſchon Schüler genug. — Aber wenn man alſo mit unſerem Glauben will umgehen, daß wir unſern Dünkel zuvor in die Schrift tragen und darnach dieſelbige nach unſerem Sinn lenken und allein darauf ſehen, was dem Pöbel und gemeinem Dünkel eben iſt, ſo wird kein Artikel des Glaubens bleiben. Denn es iſt keiner, der nicht über Vernunft ſey von Gott geſtellet in der Schrift.“ — „So iſt das unſer Grund: wo die heilige Schrift etwas gründet zu glauben, da ſoll man nicht weichen von den Worten, wie ſie lauten, noch von der Ordnung, wie ſie da ſtehet, es zwinge denn ein ausgedrückter Artikel des Glaubens die Worte anders zu deuten oder zu ordnen.“ „Weil aber hie kein Artikel zwingt, daß dieß Stücklein ſey abzuſondern und heraus zu zwacken, oder das Brod nicht Chriſti Leib ſey, ſoll man ſchlechthin die Worte nehmen, wie ſie lauten, und mit nichten ändern, und laſſen das Brod Chriſti Leib ſeyn.“ — „Hinfürder lehret er uns, was Frau Hulde, die natürliche Vernunft zu dieſen Dingen ſagt; gerade als wüßten wir nicht, daß die Vernunft des Teufels Hure iſt, und nichts kann denn läſtern und ſchänden, was Gott redet und thut.“ — Es handelt in dieſer Schrift ein eigner Abſchnitt: von Frau Hulde, der klugen Vernunft Doktor Karlſtadt's in dieſem Sacrament, worin dieſe

12

ſehr übel mitgenommen wird. Angeführt muß hier auch noch werden eine Stelle aus Luther's Schreiben an die Straßburger, worin er dieſe vor der Karlſtadtiſchen Irrlehre warnt: „Das bekenne ich, wo Doktor Karlſtadt oder Jemand anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sacrament nichts denn Brod und Wein ſey, der hätte mir einen großen Dienſt gethan. Ich hab wohl ſo harte Anfechtung da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne heraus geweſen wäre, weil ich wohl ſah, daß ich damit dem Pabſtthum den größten Stoß können geben. Ich hab auch zween gehabt, die geſchickter davon zu mir geſchrieben haben, denn Doktor Karlſtadt, und nicht die Worte alſo zermartert nach eignem Dünkel. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text iſt zu gewaltig da und will ſich mit Worten nicht laſſen aus dem Sinn reiſſen. Ja wenn noch heutiges Tages möchte geſchehen, daß Jemand mit beſtändigem Grund beweiſete, daß ſchlecht Brod und Wein da wären; man dürft mich nicht ſo antaſten mit Grimm. Ich bin leider allzu geneigt dazu, ſo viel ich einen Adam ſpüre. Aber wie Doktor Karlſtadt davon ſchwärmt, ficht mich ſo wenig an, daß meine Meinung nur deſto ſtärker dadurch wird. Und wenn ich's vorhin nicht hätte geglaubt, würde ich durch ſolche loſe, lahme Poſſen, ohne alle Schrift, allein aus Vernunft und Dünkel geſetzt, allererſt glauben, daß ſeine Meinung nichts ſey. Ich glaube auch kaum, daß es ſein Ernſt ſey; Gott muß ihn verſtockt und verblendet haben."

Zu Luther's größtem Erſtaunen und Verdruß faßten andre gelehrte und fromme Männer die Behauptung Karlſtadt's auf, nur daß ſie bei der Schriftauslegung auf andre Weiſe zu Werke giengen, und entweder ſo erklärten: in den Worten, das iſt mein Leib — ſey das Wörtchen iſt ſo viel als bedeutet, oder: mein Leib, ſey ſo viel als Zeichen meines Leibs. Wie mannigfaltig auch die Erklärungsweiſen waren, ſie ſtimmten darin alle zuſammen, daß ſie ſtatt einer leiblichen Gegenwart Chriſti im Abendmahl nur deſſen geiſtige Gegenwart oder Wirkſamkeit dabei annahmen. Luther ſah das Umſichgreifen dieſer Anſicht mit unſäglichem Herzleid und Zorn; einer um den andern von den Männern, auf die er Alles gehalten, fiel der neuen Anſicht bei, oder, was ſchon genug war Luther'n zu reitzen, fand dieſelbe wenigſtens nicht ſo verwerflich und abſcheulich, wie er ſelbſt, der darin die frevelhafte Herabſetzung und Schändung des Sacraments erblickte. In ſeinen Schriften und Briefen äuſſerte er ſich darüber auf's heftigſte; er nennt ſie ſeine Abſolome, Sacramentszaubrer, gegen deren Wahnſinn er die Papiſten noch mild und zahm nennen müſſe, und durch die ihn der Satan verſuche. „Die ſacramentariſche Peſt wüthet und nimmt immer noch an Kraft und Wuth zu.“ Ihren Hauptſitz hatte die neue Anſicht in der Schweiz und einigen Reichsſtädten, ihre gewichtigſten Vertheidiger an Zwingli und Oekolampadius. Ueber jenen ſchrieb Luther: „Zwingli hat an mich eine Auslegung ſammt einem Brief geſchrieben, voll Stolz und Frechweit. „Da iſt kein Verbrechen und Grauſamkeit, deren er mich nicht zeihe, ſo daß nicht einmal meine Feinde die Papiſten mich ſo zerriſſen, wie jene Freunde, die vor uns nichts waren und nicht wagten zu ſchwanken, und jetzt aufgeblaſen durch unſern Sieg gegen uns den Stachel kehren. Das heißt dankbar ſeyn! ſo iſt's, wenn man ſich um die Leute verdient macht." Sehr bedauerte er, daß der ſonſt von ihm hochgeſchätzte Bucer, welcher Luther's Poſtille in's Deutſche überſetzte, auch von dieſem Geiſt angeſteckt ſey, und ſagt in einem Briefe: er habe alle dieſe Auslegungen, ehe ſie wirklich behauptet worden, widerlegt und den Karlſtadt ſo überwunden, daß Niemand etwas dagegen aufbringen können, „glaube, daß dieſe Geiſter die Wahrheit lehren, wen da gelüſtet [illegible]! Denn ſie haben mit offenbarer Lüge dieſe Lehre gefaßt, mit Lügen behaupten ſie ſie, und mit Treuloſigkeit, fremde Bücher entſtellend, pflanzen ſie ſie fort." — „So iſt jener Geiſt geſinnt: der Glaube werde nicht verloren, wenn auch Chriſtus als ein Lügner in ſeinen Worten geläſtert werde, und zeigt klärlich mit dieſem Satze, wie hoch er Chriſtum mit ſeinem ganzen Reiche anſchlägt. Denn, weil auf der einen Seite und auf der andern behauptet wird, daß Chriſtus ſo und ſo ſpreche und beides einander zuwider iſt, müſſen nothwendig wir oder jene Chriſto eine Lüge und Falſchheit aufbürden. Wenn aber Chriſtum zum Lügner machen, nicht heißt Chriſtum läugnen und ſeinen Glauben läſtern, was heißt dann Chriſtum läſtern? So ſcharf ſiehet jener Geiſt, daß er die ſo hochwichtige

Sache will für leicht und unſchädlich geachtet haben; und das iſt's, was ich immer geſagt, daß die Sacramentsketzer mit Chriſto ihr Spiel haben und er nie im Ernſte von ihnen iſt erkannt und gelehrt worden. Der Fromme ſucht nicht ſo die Ehre Gottes, daß er nicht wüßte, wie Chriſtus geläſtert wird oder es für eine leichte Sache hält.“ Ueber Zwingli war er ſo erbittert, daß, als er deſſen Sieg in einer Diſputation mit den Papiſten meldete, er hinzuſetzte: „der ruhmprangende Triumphator und Imperator, deſſen Ende bald kommen wird mit Verderben und Schande!“ und ſo verblendet von Leidenſchaft waren die Gemüther, daß als Zwingli im Jahr 1531 in der Schlacht bei Kappel umkam, die Lutheriſchen darin eine Erfüllung von Luthers Prophezeihung finden konnten! In ſeiner Abneigung und ſeinem Mißtrauen wurde Luther beſtärkt durch die Mehrheit der Erklärungen, wie man aus ſeinem Warnungsbrief an die Reutlinger ſieht: „Hier ſehe man doch und greife den groben Teufel, wie unvorſichtig er handelt, durch Gottes Gewalt gehindert; dieſe Sekte hat ſchon drei Köpfe, denn darinnen kommen ſie überein, daß im Sacrament ſchlecht Brod und Wein ſey; aber warum und aus was Grund das ſo ſeyn müſſe, ſind ſie gar uneins,“ und nachher weiß er ſchon von fünf oder ſechs verſchiednen Anſichten.

In Predigten und Schriften beſchäftigte ſich Luther von 1525 an viel mit den Sacramentirern oder Schwarmgeiſtern, und wenn er eben meinte genug gethan zu haben, ſah er ſich auf's neue zum Streit veranlaßt. Er bot in dieſem Streite ſeinen Scharfſinn und ſeine Gelehrſamkeit ebenſo ſehr auf, als er der Gewalt ſeiner Ueberzeugung und zu Zeiten ſeiner Heftigkeit freien Lauf ließ, und es finden ſich treffliche Worte in den hieher bezüglichen Schriften; ſo z. B. hält er denjenigen, welche ihm die Unmöglichkeit der leiblichen Gegenwart Chriſti im Abendmahl vorrückten, Anderes entgegen, was auch wunderbar und doch unzweifelhaft ſey: „Nimm ein Exempel eben von dem Wort, das ich rede; das iſt eine arme elende Stimme und ſo zu rechnen die geringſte Creatur, nichts mehr denn ein Wind; ſobald der Mund aufhöret, ſo iſt es aus und nichts mehr, daß kein ſchwächer, vergänglicher Ding ſeyn kann; doch iſt es ſo mächtig, daß ich mit der Stimme ein ganzes Land regieren könnte. Wo kömmt nur das her, daß ich mit Worten ſo viele Herzen fange? Ich habe eine kleine Stimme, ſo ſind da etliche hundert und tauſend Ohren; doch faſſet ein jedes die ganze und vollkommne Stimme. Solches ſehen ſie und haltens für kein Wunder; ja wenn wir's nie geſehen hätten, wäre es das größte Wunderwerk.“ Die Gründe der ſogenannten Schwarmgeiſter faßt er überhaupt in die zwei zuſammen: daß die leibliche Gegenwart Chriſti für die Vernunft unbegreiflich, und daß ſie unnöthig ſey; welche beide er mit großer Fülle und Beredtſamkeit beleuchtete. In der Vorrede zu einer Schrift von ſchwäbiſchen Geiſtlichen heißt es: „der Teufel wird's dabei nicht laſſen bleiben, ſondern fähet am Geringſten an mit den Sacramenten, wiewohl er bereits in demſelbigen Stück die Schrift ſchier in zehen Löcher und Ausflüchte zerriſſen hat, daß ich nie ſchändlichere Ketzerei geleſen habe, die im Anſahen unter ſich ſelbſt ſo viel Köpfe, ſo viel Rotten und Uneinigkeit habe, ob ſie gleich in der Hauptſache, Chriſtum zu verfolgen, einträchtig ſind.“ Er wollte auch den Gegnern anſehen und anfühlen, daß es ihnen kein rechter Ernſt ſey: „Sie handeln auch mit ſo blöden, verzagten Gewiſſen, daß mich dünkt, ſie wollten, es wäre das Bier wieder im Faſſe. Und hätten ſie es nicht angefangen, halt ich, ſie ſolltens nun laſſen anſtehen.“ Die Gegenparthei war, beſonders Anfangs, weit weniger heftig als Luther und verlangte, daß auch Luther ſie nicht ſo hart behandle; darüber äuſſerte er ſich ſo: „Ich will ſie gar freundlich gebeten haben, ſie wollten nicht darum zürnen, daß ich ihre Lehre verdamme und dem Teufel zuſchreibe; ich kann's nicht anders machen noch nennen, denn wie ich's im Herzen glaube. Weil ſie denn uns als die Unchriſten halten, und als die der Geiſt Gottes verlaſſen hat, ſollten ſie billig ihrem Geiſt und Ruhm nach auch geduldig ſeyn und mit der That beweiſen die Geduld, von der ſie ſo viel Bücher voll kleckſen. Weil denn aber wir Unchriſten und ungeduldige Heiden müſſen ſo greuliche Läſterung und ſchändliche Schmach von ihnen leiden, ſollen ja billig wiederum auch ſie etwas leiden, als die heiligen Chriſten. Denn ſie haben zu bedenken, daß unſerm Gewiſſen und Glauben um Gottes Wort ja ſo ernſt iſt, als ihnen ſeyn kann um ihren Glauben; ich ſehe nicht faſt auf ſie, ſondern auf den, der durch ſie redet, den Teufel meine ich; gleichwie auch ſie mich halten voller Teufel.“ Auf das Verlangen der Gegenparthei, daß man im Uebrigen chriſtliche Einigkeit, Liebe und Friede nicht zerreiſſe, antwortete er: die Gegner haben ja den Streit angefangen, und geberden ſich wie der Wolf, dem das weiter unten ſtehende Schaaf ſollte das Waſſer getrübt haben, „ich wollte aber dennoch gerne, wenn ſolche Schwärmer Gott ja nicht fürchten wollen, daß ſie ſich doch für den Leuten ein wenig ſchämten und nicht unverſchämte Lügen ſchreiben. Sie ſagen, daß man ſolle Frieden haben und hören ſelbſt nicht auf, ſolchen Unfrieden zu mehren; iſt auch ihre Freude, je weiter es gehet. Es iſt aber in der Wahrheit nicht anders, denn daß unſer der leidige Teufel durch ſie noch dazu ſpottet, als wollt' er ſagen: ich will mit der That alles Unglück und Uneinigkeit anrichten und darnach das Maul wiſchen und ſagen: ich ſuche und begehre Liebe und Einigkeit. Wohlan, weil ſie denn ſo gar verrucht ſind und alle Welt ſpotten, will ich eine lutheriſche Warnung dazu thun und ſagen alſo: Verflucht ſey ſolche Liebe und Einigkeit in Abgrund der Hölle, darum daß ſolche Einigkeit nicht allein die Chriſtenheit jämmerlich zertrennt, ſondern ſie nach teufliſcher Art noch zu ſolchem ihrem Jammer ſpottet und närret. Nun ich will's nicht ſo arg auslegen, daß ſie es aus Bosheit thun, ſondern daß ſie durch den Satan verblendet ſind, und machen vielleicht bei ſich ein ſolch Gewiſſen, daß ſie beiſſet, nämlich wir haben wahrlich ein groß Aergerniß angericht und Feuer angezündet, ſo wollen wir's nun mit Worten kleiſtern und zuſtreichen. Nein, mir nicht, liebe Herren des Friedens und der Liebe! das iſt ja öffentlich am Tage, daß wir über den Worten Chriſti vom Abendmahl hadern, und iſt von beiden Theilen bekennet, daß es Chriſti oder Gottes Worte ſind, das iſt eins. So ſagen wir nur auf unſerm Theil, daß lauts der Worte Chriſti wahrhaftiger Leib und Blut da ſey, wenn er ſpricht: nehmet, eſſet, das iſt mein Leib u. ſ. w. Glauben und lehren wir in dem Unrecht, rathe, was thun wir? Wir lügen Gott an und predigen, was er nicht geſagt, ſondern das Widerſpiel geſagt hat; ſo ſind wir gewißlich Gottesläſterer und Lügner wider den heiligen Geiſt, Verräther Chriſti und Mörder und Verführer der Welt. Unſer Widertheil ſagt, daß eitel Brod und Wein da ſey und nicht Leib und Blut des Herrn. Glauben ſie und lehren darin unrecht, ſo läſtern ſie Gott und lügenſtrafen den heiligen Geiſt, verrathen Chriſtum und verführen die Welt. Ein Theil muß des Teufels und Gottes Feind ſeyn, da iſt kein Mittel! Nun ſehe ein jeglicher frommer Chriſt, ob dieſe Sache gering ſey, wie ſie ſagen, oder ob mit Gottes Wort zu ſcherzen ſey!“ Als eine Probe des gereizten Tons zugleich und der halb dichteriſchen Anſchauungsweiſe und Sprache, womit Luther die Frage von der Allgegenwart des Leibs Chriſti auffaßt, mag folgende Stelle gelten: „Nun werden andre Schwärmer kommen und fürgeben: iſt denn Chriſti Leib an allen Enden, ey ſo will ich ihn freſſen und ſaufen in allen Weinhäuſern, aus allen Schüſſeln, Gläſern und Kannen; ſo iſt kein Unterſchied zwiſchen meinem Tiſch und des Herrn Tiſch! O wie wollen wir ihn zerfreſſen! — Denn ſolche ſchändliche Säue ſind wir heilloſe Deutſche, das mehrer Theil, daß wir weder Zucht noch Vernunft haben, und wenn wir von Gott hören, achten wir's gleich ſo viel, als wären's der Gaukler Mährlein. Und weiß Gott, ich ſchreibe ſolche hohe Dinge ſehr ungern, weil es muß unter ſolche Hunde und Säue kommen! aber wie ſoll ich ihm thun? Die Schwärmer müſſen's verantworten, die mich dazu zwingen. Hörſt du es nun, du Sau, Hund oder Schwärmer, wer du unvernünftiger Eſel biſt, wenn gleich Chriſti Leib an allen Enden iſt, ſo wirſt du ihn darum ſobald nicht freſſen, ſaufen noch greifen; auch ſo rede ich mit dir nicht von ſolchen Sachen; geh in deinen Säuſtall oder in deinen Koth." — „Droben habe ich geſagt, daß die Rechte Gottes an allen Enden iſt, über und auſſer allen Creaturen. Es iſt ein Unterſchied unter ſeiner Gegenwärtigkeit und deinem Greifen; er iſt frei und ungebunden allenthalben, wo er iſt, und muß nicht daſtehen als ein Bube am Halseiſen oder Pranger geſchmiedet. Siehe die Glänze der Sonne ſind dir ſo nahe, daß ſie dich gleich in die Augen oder auf die Haut ſtechen, daß du es fühleſt; aber doch vermagſt du es nicht, daß du ſie greifeſt und in ein Käſtlein legeſt, wenn du gleich ewiglich darnach tappeſt. Hindern kannſt du ſie wohl, daß ſie nicht ſcheine zum Fenſter herein; aber tappen und greifen kannſt du ſie nicht. Alſo auch Chriſtus, ob er gleich allenthalben da iſt, läßt er ſich nicht ſo greifen und tappen; er kann ſich wohl ausſchälen, daß du die Schale davon kriegeſt, und den Kern nicht ergreifeſt. Warum das? Darum daß ein andres iſt, wenn Gott da iſt, und wenn er *dir* da iſt. Dann aber iſt er dir da, wenn er ſein Wort dazu thut und bindet ſich damit an und ſpricht: hie ſollſt du mich finden! Wenn du nun das Wort haſt, ſo kannſt du ihn gewißlich greifen und haben und ſagen: Hie hab' ich dich, wie du ſageſt. Gleich als ich von der Rechten Gottes ſage: wiewohl dieſelbige allenthalben iſt, wie wir nicht läugnen mögen, doch weil ſie auch nirgend iſt, wie geſagt iſt, kannſt du ſie wahrlich nirgend ergreifen, ſie binde ſich denn dir zu gut und beſcheide dich an einen Ort. Das thut ſie aber, da ſie ſich in die Menſchheit Chriſti begiebt und wohnet; da findeſt du ſie gewiß. Sonſt ſollſt du wohl alle Creatur durch und durch laufen, hie tappen und da tappen und doch nimmermehr finden, ob ſie gleich da iſt wahrhaftig, denn ſie iſt *dir* nicht da."

Im Jahr 1528 ſchrieb Luther ſein *Bekenntniß vom Abendmahl Chriſti*, wider die Schwärmer, wo er in drei Abſchnitten zuerſt zeigt, wie der Schwärmergeiſt auf ſeine Gründe gar nicht geantwortet habe, zweitens die Sprüche behandelt, die vom h. Sacrament lehren, und drittens „alle Artikel ſeines Glaubens wider dieſe und alle andre neue Ketzerei bekennt, damit ſie nicht dermaleinſt oder nach ſeinem Tode rühmen möchten, der Luther hätte es mit ihnen gehalten, wie ſie ſchon in etlichen Stücken gethan haben.“ Hier ſpricht er ſeinen Gegnern ganz die zu ſolchen Forſchungen nöthige Kraft und geiſtliche Einſicht ab: „Es iſt hoch Ding, ſprichſt du, und ich verſtehe ſein nicht. Ja das klage ich auch, daß dieſe fleiſchlichen Geiſter, ſo kaum auf Erden kriechen können, im Glauben unverſucht, in geiſtlichen Sachen unerfahren, wollen in der Höhe über den Wolken fliegen, und ſolche hohe, heimliche, unbegreifliche Sachen nicht nach Gottes Worten, ſondern nach ihrem Kriechen und Schreiten auf Erden meſſen und richten. So geht's ihnen denn, wie die Poeten von dem Ikaro ſagen: denn ſie haben auch fremde Federn, das iſt, Sprüche der Schrift geſtohlen und Wachs angeklebt, das iſt, mit der Vernunft ihren Sinn eben gemacht und fliegen alſo in die Höhe. Aber das Wachs zerſchmilzt, und ſie fallen in das Meer und erſaufen in allerlei Irrthum.“ Auch wenn es blos auf Vernunftgründe ankomme, getraue er ſich ſeinen Gegnern die Stirne zu bieten: „Gilt Denken und iſt genug, ſo will ich auch denken, beſſer denn ſie, und alſo ſagen: Wenn Chriſti Leib gleich an einem Ort wäre, wie ſie gaukeln, im Himmel, ſo mögen dennoch alle Creaturen für ihm und um ihn her ſeyn wie eine helle durchſichtige Luft, denn wie geſagt iſt, ein Geiſt ſiehet, höret und fähret durch eine eiſerne Mauer ſo hell und leichte, als ich durch die Luft oder Glas ſehe und höre, und was unſerm Geſicht dick und finſter iſt, als Holz, Stein und Erz, das iſt einem Geiſt wie ein Glas, ja wie eine helle Luft. Nun hab' ich wohl Cryſtallen oder Edelſteine geſehen, da inwendig etwa ein Fünklein oder Flamme als im Opal iſt, oder ein Wölklein oder ſonſt ein Bläslein, und doch daſſelbige Wölklein oder Bläslein ſcheinet, als ſey es an allen Enden des Steines; denn wo man den Stein hin kehret oder wendet, ſo ſiehet man das Bläslein, als ſey es vorn am Stein, ſo es doch mitten inne iſt. Ich rede jetzt nicht aus der Schrift;, es gilt Denkens oder laß gleich Schwärmens gelten. Wenn nun Chriſtus auch alſo im Mittel aller Creatur ſäße, gleich an einem Ort, wie das Bläslein oder Fünklein am Cryſtall, und mir würde ein Ort der Creaturen fürgeſtellet, als dieß Brod und Wein durch's Wort mir wird fürgelegt, gleich wie mir ein Ort des Cryſtalls für die Augen geſtellt würde, ſollt' ich nicht ſagen können: ſiehe da iſt Chriſtus Leib wahrhaftig im Brod, gleich wie ich ſage: ſiehe da iſt das Fünklein gleich vorn im Cryſtall? Nicht denke ich, daß ſolches gewiß ſey, ſondern daß Gott ſolches nicht unmöglich ſey, auf daß ich den Schwärmern damit etwas zu ſpotten und fälſchlich zu deuten gebe, wie ihre Art iſt."

Der Vorwurf, daß Luther aus bloßem hartnäckigem Eigenſinn an ſeiner Abendmahlslehre ſo feſt gehalten habe, widerlegt ſich ſchon durch die Sorgfalt und den Fleiß, womit er gegen die Andersdenkenden ſchrieb und woraus man erkennt, daß er der Sache immer auf's ernſteſte nachdachte, und die innigſte Ueberzeugung von der Richtigkeit ſeiner Anſicht hegte. Die Stärke ſeiner Abneigung gegen die Sacramentsſchwärmer, (die jedoch die nüchternere und kältere Anſicht hatten) erklärt ſich aus folgendem: Für's erſte war es Karlſtadt, der Genoſſe der himmliſchen Propheten und Bilderſtürmer, geweſen, welcher zuerſt die ihm widerwärtige Lehre, und zwar auf ſehr wenig einleuchtende Gründe und Auslegungen geſtützt, vorbrachte. Leicht denkbar iſt, daß ſein Widerwille gegen die Perſon des Urhebers auch auf die Lehre deſſelben, die ſchon an ſich ihm ſich wenig empfahl, übergieng; und wenn er, wie wir geſehen haben, früher ſchon ſelbſt auch über dieſe Deutung nachgedacht hatte und ſie ihm, als dem fleiſchlichen Adam zuſagend, willkommen geweſen wäre auch in ſofern, als ſich damit das Papſtthum tüchtig angreifen ließ: ſo brachte ſie jetzt dieſer Vertreter um alle Geltung bei ihm. Als andere Männer mit einer im Weſentlichen gleichen Anſicht auftraten, ſah Luther in ihnen nur die Nachtreter und Erben der Karlſtadt'ſchen Ketzerei, und was ihn noch mißtrauiſcher gegen ſie machte, war die Spaltung unter ihnen in dem Beweiſe der ihnen gemeinſchaftlichen Behauptung, daß Chriſti Leib nicht wirklich im Abendmahl vorhanden ſey und genoſſen werde. Darin meinte er das ſicherſte Zeichen der Verwerflichkeit ihrer Sache zu finden, außerdem, daß er ſelbſt von ſeiner Lehre felſenfeſt überzeugt war, und, ſich allerdings der Standhaftigkeit bewußt, mit welcher er für ſeinen Glauben allen Gefahren getrotzt hatte, wohl auch ſeine Glaubensanſichten für bewährter und unfehlbarer als die der Andern anſehen mochte, die keine ſo harte und gefahrvolle Schule durchgemacht und in geiſtlichen Dingen nicht ſo viel Erfahrung hatten. Von dieſem Standpunkt aus beurtheilte Luther ſeine Gegner hart, wie ſie ſich auch anſtellen mochten. Führten ſie eine mildere, verſöhnende Sprache, baten ſie, den Frieden wegen dieſer Uneinigkeit in Einem Punkte nicht zu brechen, verlangten ſie chriſtliche Liebe: ſo ſah er in jener Milde ein Zeichen und Zugeſtändniß der Schwäche und Unſicherheit, und in ihren Friedensanträgen Heuchelei und Gleichgültigkeit gegen den Glauben; denn oben iſt eine Stelle angeführt worden, wo er den Streitpunkt ſo auf die Spitze ſtellte, daß der eine oder andre Theil verdammt ſeyn müſſe, und bei dieſer Anſicht ließ ſich freilich nicht wohl von Frieden und Liebe ſprechen. Traten ſie aber, gereizt und erbittert durch ſeine Heftigkeit, auch ſtärker auf, ſo ſchalt er den Uebermuth dieſer fleiſchlichen, ungeprüften Leute gegen ihn, der dem Evangelium Bahn gebrochen und jetzt verachtet und geſchmäht werde. Hauptſächlich aber ſtimmte ihn gegen die Sacramentirer das ſo feindſelig, daß er in ihnen die Sachführer der menſchlichen Vernunft gegen den Glauben und das Wort Gottes erblickte. „Ich will ihren rechten Grund, der ſie zu ſolchem Irrthum bewegt, beſſer rühmen und melden, und will darauf wetten um mein Leib und Seel (die ich auch nicht gern verlöre,) daß ich nicht fehlen will; denn ich armer Sünder kenne auch ein wenig vom Geiſt und ein groß Stück vom alten Schalk, der in uns tobet, ich meine das Fleiſch. Das einige Stück beweget ſie am allerhöchſten, daß es für der Vernunft aus der Maaßen närriſch iſt zu glauben, daß wir Chriſti Leib und Blut ſollen im Abendmahl leiblich eſſen und trinken. Und weiß fürwahr, wo ſie gewönnen, ſollte die endliche Frohlockung ſeyn: Ja ich dacht's wohl, es müßte nicht recht ſeyn, es hat mir nie wollen eingehen." — „Es iſt der Groll und Eckel natürlicher Vernunft; die will und mag dieſes Artikels nicht."

Luther ſah in der Karlſtadtiſch-Schweizeriſchen Auffaſſung der Abendmahlslehre das Beſtreben der Vernunft, ein unbegreifliches Geheimniß begreiflich zu machen, was aber nach ſeiner Anſicht auf Koſten der Würde und Bedeutung dieſes Sacraments geſchah, und die erſte folgenreiche Auflehnung gegen das Wort Gottes, der erſte Schritt zur Empörung des menſchlichen Dünkels und Wahnes gegen den Glauben war. Gewiß hatte er vollkommen Recht, wenn er in jener Anſicht die Hinneigung zum Begreiflichen erkannte und dieß als den mächtigſten Beweggrund zur Aufſtellung derſelben bezeichnete, wiewohl die Vertheidiger derſelben ſelbſt dieß nicht ſo offen zu geſtehen wagten; eine andre Frage aber, die hier nicht entſchieden werden kann, iſt: ob er auch mit ſeiner Verdammung jener Hinneigung zum Begreiflichen Recht hatte? Uebrigens ſtand Luther in einem Zeitalter, wo man vor dem Wunder auch in ſeiner größten Ausdehnung keine Scheu hatte und keinen Anſtoß daran nahm, mit ſeiner Behauptung von der leiblichen Gegenwart Chriſti im Abendmahl ganz auf dem Boden der ziemlich allgemeinen Anſicht, die noch vom Katholicismus her den Gemüthern geläufig war, er hatte an den Stellen der Schrift allerdings einen tüchtigen Anhalt, und er wußte auch ſeine Ueberzeugung mit ſo viel Scharfſinn und Beredtſamkeit zu vertheidigen, daß er ſeinen Gegnern glaubte vorwerfen zu können, ihre Anſicht werde von ihnen dürftig und armſelig vertheidigt und die ſeinige gar nicht gründlich widerlegt. Daß ſeine Gegner, wenigſtens von Anfang an, minder heftig waren und immer die Hand zum Frieden bieten wollten, läßt ſich aus dem Verhältniß der Streitenden wohl erklären. Luther's Anſicht konnte den Schweizern zwar als ungereimt und widerſinnig erſcheinen, aber nicht, wie ihm die ihrige, als gottlos und gefährlich,* und ſie konnten ſich daher begnügen, wenn er ſie nur in Ruhe ließ und ſonſt in gutem Vernehmen mit ihnen blieb, während er durchaus verlangen mußte, daß ſie ihrer frevelhaften Ketzerei entſagen ſollten.

Hier iſt wohl auch ein paſſender Ort, davon zu reden, welche Anſicht Luther von der menſchlichen Vernunft hegte. Man hat in neuern Zeiten hin und wieder, mit Beziehung auf einzelne Aeuſſerungen, Luther'n eine günſtige Meinung von der menſchlichen Vernunft aufdringen wollen, und ihn dadurch zu ehren geglaubt, wenn man ihn an die Spitze einer in neuern Zeiten ſich geltend machenden Geiſtesrichtung ſtellte; man hätte aber beſſer gethan, die volle Wahrheit zu bekennen, daß Luther's Anſichten in dieſem Stück von den heutzutage verbreiteten ſehr abweichend waren. Es laſſen ſich freilich viele Ausſprüche Luther's anführen, welche, für ſich genommen, die Vernunft gar ſehr anzuerkennen und zu verherrlichen ſcheinen: z. B. daß die Vernunft eine gar herrliche Gabe Gottes ſey, ein ſehr edles und nützliches Geſchenk, ſo Gott dem Menſchen zu ſeinem Beſten verliehen; aber in dieſen und ähnlichen Stellen iſt die Vernunft genommen als die den Menſchen vom Thiere unterſcheidende Eigenthümlichkeit ſeiner Anlagen und Fähigkeiten; in den allermeiſten Stellen aber, wo er ſonſt auf ſie zu ſprechen kommt, wird ſie entweder nur in einem ſehr beſchränkten Kreiſe anerkannt und geduldet, oder ſofern ſie nicht durch die Wiedergeburt erleuchtet iſt, ganz und gar geſchmäht und für unnütz, ja böſe erklärt. Dieſe Anſicht von der menſchlichen Vernunft hieng bei ihm zuſammen mit ſeiner Anſicht von der Erbſünde, durch welche nach ihm ſeit Adam die menſchliche Natur in ihrem tiefſten Grunde verderbt und zerrüttet, das urſprüngliche Licht der Erkenntniß in ihr ausgelöſcht, und ſie beinahe ganz von Gott abgeſchnitten worden wäre. An dieſem Verderben hat die menſchliche Vernunft Theil genommen, und iſt nach einer zweifachen Betrachtungsweiſe, theils aus Schwäche und Blindheit unfähig, das Wahre und Göttliche zu erkennen und zu thun, theils aus Bosheit und Feindſeligkeit dem Göttlichen geradezu abgeneigt und widerſtrebend. Es iſt leicht begreiflich, daß dieſe beiden Eigenſchaften: die Schwäche und die wirkliche Bosheit, wenn auch an ſich noch ſehr verſchieden, doch leicht in Eines zuſammenſchmolzen, weil das Ergebniß immer daſſelbe blieb. In bürgerlichen, weltlichen Dingen mochte nun die

Vernunft nach Luther das Nützliche und Ziemliche wohl noch erkennen und thun, wenn gleich ſie auch hier und in Erkenntniß der natürlichen Dinge gewaltig irrt und etwas wahrhaft Gutes und Gottgefälliges nicht zu vollbringen vermag, aber in geiſtigen Dingen iſt ſie, ohne die Gnade und Erleuchtung von oben, verkehrt und blind. — Es läßt ſich wohl einigermaaßen begreiflich machen, woher Luther'n dieſe ſich immer ſteigernde Abneigung und Erbitterung gegen die Vernunft kam; die ariſtoteliſche Philoſophie, welche den Zeddel der ſcholaſtiſchen Theologie bildete, war, wie dieſe, Luther'n in der tiefſten Seele verhaßt, und ſeine früheſten Angriffe gegen ſie gerichtet; er ſah ſie als das Gift des wahren Chriſtenthums an, und jene Philoſophie galt ihm eben als das Werk der Vernunft; doch nicht nur jene, ſondern auch überhaupt alle heidniſche Philoſophie, ja alle heidniſchen Religionen, ſammt den innerhalb des Chriſtenthums aufgekommenen Ketzereien. Mit dieſer Bürde von Schuld beladen ſtellte ſich freilich die Vernunft in einem ſehr ſchlimmen Lichte dar, und das Gute, das ſich ihr allenfalls nachſagen ließ, kam gar nicht in Betracht. Im geradeſten ſtrengſten Widerſpruche mit dem Ausſpruch eines alten Kirchenlehrers: daß die Seele eine geborene Chriſtin ſey, hatte Luther die Anſicht, daß die menſchliche Vernunft, ohne die Wiedergeburt und vor ihr, im Grund teufliſcher Art ſey. Wenn er alles Falſche und Ketzeriſche auf ihre Rechnung ſchrieb, mußte er natürlich immer argwöhniſcher und hartnäckiger gegen die Eingebungen dieſer Erzfeindin werden.

Was hätte ihn, einmal ſo geſtimmt, ärger empören können, als die Behauptung einiger Antwerpenſchen Propheten, wovon er an Spalatin ſchrieb: der heilige Geiſt ſey nichts Anderes als der natürliche Verſtand und Vernunft. „Wie wüthet der Satan überall gegen das Wort!“ ſetzte er hinzu. Wollten dieſe den heiligen Geiſt und die Vernunft zum ſelben machen, ſo ſtellte Luther dagegen beide als die feindſeligſten Gegenſätze hin. Eine ſcharfe Abgrenzung und Beſtimmung des Gebiets aber, in welchem der Vernunft zu urtheilen und zu richten zukomme, und wo ſie blind und unfähig oder böſe und feindſelig ſey, findet man bei Luther'n nicht; und es würde auch nichts nützen, denn es bliebe dann ja immer auch noch zu entſcheiden, was Vernunft und was Licht der Gnade ſey? oder müßten dann auch wieder zum Behuf dieſer Unterſcheidung beſtimmte Merkmale gegeben werden. Nur je im vorkommenden Falle werden die unbefugten Anmaaßungen der Vernunft, in dem was nicht ihres Amts iſt, mitzuſprechen, abgewieſen. In dem Buch von den Kloſtergelübden ſcheint zwar wirklich eine feſte Regel über die Ausdehnung der Befugniß der Vernunft gegeben zu ſeyn: „Wir wollen die Kloſtergelübden auch halten gegen die natürliche Vernunft, das iſt, gegen das dunkle und grobe Licht der Natur. Denn wiewohl dieſelbe das Licht und die Werke Gottes nicht verſtehen, noch aus ſich erreichen kann, alſo daß ſie, wenn ſie etwas bejahen ſoll (in affirmativis), ganz grob und ungewiß richtet, ſo iſt doch darüber, was ein Ding nicht ſey (in negativis), ihr Urtheil und Verſtand gewiß. Denn die Vernunft begreift nicht, was Gott iſt; doch begreift ſie auf's allergewiſſeſte, was nicht Gott iſt. Was nun der Vernunft entgegen iſt, iſt gewiß, daß es Gott vielmehr entgegen. Denn wie ſollte das nicht wider die göttliche Wahrheit ſeyn, was wider Vernunft und menſchliche Wahrheit iſt?“ Dieß wäre aber eine Regel, gegen deren Anwendung Luther in unendlich vielen Fällen ſich würde verwahrt haben. Denn wie oft behauptete er, daß, was der Vernunft zuwider ſey, eben deßhalb dem Glauben angehöre; nur dann etwa konnte er bei jener Regel bleiben, wenn er ſie auf das ſittliche Handeln einſchränkte: daß, was die Vernunft für verwerflich erkenne, es noch viel mehr vor Gott ſeyn müſſe. Aber in Beziehung auf Erkenntnißgegenſtände gilt jene Regel gar nicht; die Geheimniſſe, welche der hochmüthigen Vernunft ein Aergerniß ſind, ſind eben der Schatz und die Kleinodien des Glaubens oder des Geiſtes. Am fatalſten trat die Vernunft mit ihren Anſprüchen Luther'n in der Abendmahlslehre entgegen. Schon an ſich war er weder der neuen Anſicht, noch der Vernunft hold, und nun wurde er durch das Zuſammentreten beider in ſeinem Haß gegen die eine wie gegen die andre noch beſtärkt. Eine Lehre, deren ſich die Vernunft ſo eifrig annahm, konnte nach ihm nur eine verwerfliche und gottloſe ſeyn, und die Vernunft hatte ſich dadurch, daß ſie die Erfindung des ſchwärmeriſchen Karlſtadt aufnahm und vertheidigte, bei ihm noch mehr in Mißachtung geſetzt. So war dieſe Streitigkeit gerade die

Spitze ſeines Vernunfthaſſes; aber es bedarf kaum der Bemerkung, daß er deßwegen nicht das Vernünftige haßte, weil er mit der Bezeichnung Vernunft ungünſtige Begriffe verband; jemehr er das Gebiet der Vernunft einſchränkte, deſto mehr mußte er das des Geiſtes oder des göttlichen Wirkens ausdehnen und in vielen Beziehungen, wenn gleich keineswegs in allen, liegt der Unterſchied von Luther's Denkweiſe und der der heutigen Zeit in Worten. Man kann denjenigen ihre Freude gönnen, welche von der vermeintlichen Höhe ihrer Bildung auf den großen Reformator, in dieſem Stücke, bedauernd oder höhniſch glauben herabſehen zu dürfen; er bedarf weder der Rechtfertigung, noch ſchadet ihm die Anklage; mit den Zeiten wechſelt der Sinn und Bedeutung der Worte, aber die Erweiſe und Thaten des Geiſtes dauern.

Nach einigen fruchtloſen Vermittlungsverſuchen von Privatperſonen, bemühte ſich endlich im Jahre 1529 der Landgraf Philipp von Heſſen, auch durch politiſche Gründe bewogen, die beiden Partheien zu verſöhnen, und hielt ein Religionsgeſpräch zu Marburg dazu geeignet. Weder Luther noch Zwingli hatten große Luſt dazu; doch ließen ſich endlich beide bewegen; erſterer ſchrieb darüber dem Landgrafen: „Wiewohl ich eine ſchlechte Hoffnung habe zu ſolchem Frieden, ſo iſt doch ja Euer Fürſtlichen Gnaden Fleiß und Sorge hierinne hoch und ſehr zu loben, und ich für mich willig bin, ſolchen verlorenen, vielleicht auch uns gefährlichen Dienſt Euer Fürſtlichen Gnaden mit allem Fleiß zu beweiſen, und

Euer Fürſtlichen Gnaden Willen und Fürnehmen nach, mich begeben, wohin ich ſoll, denn ich den Ruhm mit Wahrheit dem Widertheil nicht laſſen will, daß ſie mehr zum Frieden und Einigkeit geneigt wären, denn ich. Aber da bitte ich für, gnädiger Fürſt und Herr, daß Euer Fürſtliche Gnaden wollten gnädiglich bedenken oder auch erforſchen, ob jener Theil auch geneigt wäre, etwas zu weichen von ihrer Meinung, damit endlich Uebel nicht ärger werde und eben das Widerſpiel deß gerathe, das jetzt Euer Fürſtlichen Gnaden ſo herzlich und ernſtlich ſucht. Denn was hülfe es zuſammenkommen und unterreden, ſo beider Theil mit Fürſatz kommt, nichts überall zu weichen?“ Er äuſſerte die Meinung, ſeine Gegner haben dem Landgrafen den Rath gegeben, und wollen ſich hinter ihn ſtecken, um auf ſeine, Luther's, Sache, ein ungünſtiges Licht fallen zu machen, als wollte er den Frieden nicht. „Wo es nicht ein falſcher Tück, ſondern rechter Ernſt wäre bei ihnen, Frieden zu ſuchen, dürften ſie ſolche prächtige Weiſe, durch große mächtige Fürſten nicht vornehmen. Denn wir von Gottes Gnaden ſo wüſte und wilde nicht ſind. Sie hätten uns mit Schriften ihren demüthigen Fleiß zum Frieden, wie ſie rühmen, wohl längſt und noch können anbieten. Denn ich weiß das wohl, daß ich ihnen ſchlecht nicht weichen werde; kann auch nicht, weil ich ſo ganz für mich gewiß bin, daß ſie irren, dazu ſelbſt ungewiß ſind ihrer Meinung. — Das iſt gewiß, wo ſie nicht weichen, ſo ſcheiden wir von einander ohne Frucht und ſind vergeblich zuſammen gekommen. Und iſt Euer Fürſtlichen Gnaden Koſt und Mühe verloren. — Daß aber Euer Fürſtlichen Gnaden beſorget, aus ſolcher Uneinigkeit möchte Blutvergießen folgen, weiß auch Euer Fürſtlichen Gnaden, was deß folgen werde, daß wir deß Alles unſchuldig ſind. Und Gott wird unſre Unſchuld wohl an den Tag bringen. Ob der Rottengeiſt Blutvergießen anrichtet, ſo thut er's nach ſeiner Art; wie er zuvor an Franz von Sickingen, Karlſtadt und Münzer auch gethan hat, da wir dennoch von Gottes Gnaden unſchuldig und der Gegentheil ſchuldig blieben iſt.“ — Von beiden Seiten ſtellten ſich die tüchtigſten und gelehrteſten Wortführer ein, und der Landgraf hielt ſie ſehr fürſtlich. Luther diſputirte zuerſt mit Oekolampadius privatim, dann mit Zwingli und Oekolampadius öffentlich. Obgleich die Sächſiſchen Theologen auch in andern Stücken auſſer der Abendmahlslehre mit den Schweizern nicht ganz zufrieden waren, und Luther die Beſorgniß ausſprach, daß ſie nicht viel vom Evangelio wiſſen möchten, zeigten ſie ſich doch ſehr nachgiebig, ſo daß man ſich in Allem verglich; aber über den wichtigſten Streitpunkt wurde man nicht einig, Luther hatte die Worte: das iſt mein Leib, vor ſich auf den Tiſch geſchrieben, um damit ſeinen unabänderlichen Entſchluß, dabei zu bleiben, auszudrücken. Aber auch die Schweizer, ſo ſehr ihre Beſcheidenheit und Freundlichkeit gegen Luther's entſchloſſene Hartnäckigkeit abſtach, und obgleich Zwingli mit Thränen im Auge Luther um brüderliche Liebe und Gemeinſchaft bat, was aber dieſer mit den Worten abwies: „Ihr habt einen andern

Geiſt als wir!“ auch die Schweizer blieben feſt auf ihrer Anſicht. Da wurde endlich beſchloſſen einige Artikel zu ſtellen, welche durch den Druck verbreitet wurden, und worin ſich die Schweizer nach Luther bequemten, ausgenommen die Lehre vom Abendmahl, wovon der 14te Artikel ſo lautete: „Wir halten und glauben alle von dem Abendmahl unſers lieben Herrn Jeſu Chriſti, daß man beide Geſtalt nach der Einſetzung brauchen ſoll; daß auch die Meſſe nicht ein Werk iſt, damit einer dem andern, todt oder lebendig, Gnade erlanget; daß auch das Sacrament des Altars ſey ein Sacrament des wahren Leibs und Bluts Jeſu Chriſti, und die geiſtliche Nieſſung deſſelben Leibs und Bluts einem jeglichen Chriſten fürnehmlich von Nöthen. Und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Chriſti leiblich im Brod und Wein ſey, dieſe Zeit nicht verglichen haben, ſo ſoll doch ein Theil gegen den andern chriſtliche Liebe, ſoferne jedes Gewiſſen immer leiden kann, erzeigen und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch ſeinen Geiſt in dem rechten Verſtand beſtätigen wolle.“ Die 14 Artikel wurden von 10 Theologen beider Partheien unterſchrieben: auch wurde feſtgeſetzt, daß man mit Streitſchriften inne halten wolle.

Was die Diſputation ſelbſt anlangt, ſo ſchrieben ſich beide Theile den Sieg zu; von den Schweizern ſchrieb dieß Luther im folgenden Jahre von Koburg aus in einem Brief, worin er ſagt: „Sie thun dieß ihrer Art nach, denn ſie ſind nicht allein Lügner, ſondern die

Lügen ſelbſt," und worin er überhaupt ihr Benehmen, ihre unglaubliche Demuth und Freundlichkeit als bloße Verſtellung und Heuchelei betrachtet. — Gleich nach der Unterredung aber berichtete er ſeiner Frau, daß die Gegner ſchlechte Argumente gehabt und er glaube, daß Gott ſie verblendet habe. „Im Uebrigen haben ſie nachgegeben, aber im Stücke vom Abendmahl haben ſie wegen ihrer Gemeinden nicht gedurft, und haben alſo aus Menſchenfurcht die Wahrheit verläugnet und nicht bekennen dürfen." Doch ſprach Luther in ſeiner erſten Predigt zu Wittenberg nach ſeiner Zurückkunft ſeine Hoffnung aus, daß aus der freundlichen Eintracht, ſo ſie alle fleißig beten würden, wohl auch noch eine brüderliche werden könne.

Luther's Politik.

Manchem mag es befremdlich ſcheinen, von Luther's Politik ſprechen zu hören — was hatte der Mann, der ſeine Beſtrebungen ſo kräftig auf das Religiöſe und Geiſtige richtete, viel mit den weltlichen Händeln, den bürgerlichen und ſtaatlichen Verhältniſſen der Völker und der Regenten, Krieg u. dgl. zu ſchaffen? Aber doch hat der Reformator, dem freilich vor Allem und über Alles die Sache Gottes am Herzen lag, die Erfahrung machen müſſen, daß wer einmal es unternommen hat, auf die Gemüther der Menſchen einzuwirken, wenn gleich ſein Sinn und Streben nur auf die geiſtigſten und höchſten Gegenſtände geht, doch auch hineingezogen wird in die weltlichen Verwicklungen und Umſtände, und ohne daß Luther auch nur für ſich ſelbſt ein feſtes Syſtem der Politik aufgeſtellt oder gar ein ſolches gelehrt hätte, mußte er ſich doch gewiſſe politiſche Grundſätze bilden, und da er ſelbſt eine politiſche Perſon wurde, eine gewiſſe politiſche Handlungweiſe befolgen. Es waren aber ſeine Anſichten hierüber nicht in ein ſtreng zuſammenhängendes Ganzes geordnet, ſondern er ſchöpfte ſeine Grundſätze, ſtatt ſie aus einem höchſten Prinzip abzuleiten, aus ſeinem Charakter und ſeiner Geſinnung, und unterſtützte ſie hauptſächlich mit Beweiſen aus der Schrift, welcher er in Allem die letzte und höchſte Entſcheidung übertrug. Das Zutrauen, welches er von vielen Großen genoß und der Einfluß, welcher der Religion von manchen gewiſſenhaften, frommen Fürſten jener Zeit auf ihre politiſche Handlungsweiſe eingeräumt wurde, ſetzten Luther in den Fall, über minder wichtige, wie über die höchſten Fragen des Rechts und der Politik ſeine Stimme abgeben zu müſſen, welche von Manchen auch wie ein Orakel gehalten und befolgt wurde. Er ſelbſt that ſich auf ſeine politiſche Einſicht und Weisheit nichts zu Gute, aber er war überzeugt, daß die genaue Kenntniß der Schrift ihn in Stand ſetzte, hierüber nach dem Sinne Gottes mitzureden, und ſolche Entſcheidungen, welche mehr von beſtehenden Geſetzen und Ordnungen abhängig waren, überließ er den Rechtsgelehrten. Die geringe Meinung, welche er von menſchlicher Klugheit, Vorausſicht und Berechnung hegte und immer wiederholte, und ſein unbedingtes Vertrauen zur göttlichen Allmacht und Vorſehung machten ihn gleichgültiger gegen die Anſichten, Gründe und Einwendungen des Verſtandes, der nach ſeiner Anſicht vor dem, was die Schrift als das Gottgefälligſte und Sicherſte für das Gewiſſen empfahl, unbedingt verſtummen mußte. Was er im Auge hatte, war nicht der Vortheil im

Zeitlichen, ſondern die Beruhigung und Sicherung des Gewiſſens, wiewohl er, wenn es ohne Verletzung irgend einer religiöſen Bedenklichkeit geſchehen konnte, auch nicht wehrte, das Nützliche zu berückſichtigen. In manchen Fällen, wenn die nächſten Folgerungen aus ſeinen Grundſätzen von dem abwichen, was ihm ſein unbefangenes Gefühl als Recht angab, ſtanden ihm auch wohl ſehr ſcharfſinnige Unterſcheidungen zu Gebot, die er mit großer Unbefangenheit geltend machte. Im Ganzen wird man ſich auch in dieſer Beziehung durch ſeine ſcharfe Auffaſſung und Anſchauung der Verhältniſſe, durch ſeine glücklichen und natürlichen Ausdrücke und ſeine treffenden Entſcheidungen oft überraſcht und angeſprochen finden, wenn man auch weder den Grundſätzen noch den Ergebniſſen aus denſelben überall beizutreten geneigt ſeyn möchte.

Wir geben hier zuerſt Luther's Anſichten über weltliches Reich, Obrigkeit, Recht u. dgl. noch ohne Anwendung auf einzelne Fälle. — Luther's Anſicht von der weltlichen Obrigkeit und dem weltlichen Reich hieng genau zuſammen mit ſeiner Reformation des Kirchenthums. Die katholiſche oder pabſtliche Lehre hätte gern die weltliche Gewalt als der geiſtlichen unterworfen angeſehen und behandelt, und in der That war eine Zeit geweſen, wo das Pabſtthum dieß Ziel wirklich erreicht zu haben ſchien; der deutſche Kaiſer, das höchſte Haupt der Chriſtenheit, erkannte ſeine Abhängigkeit vom Pabſt. Doch war dieſe Zeit des Glanzes nunmehr längſt vorüber. Aber Luther gieng darauf aus, weil er in der

Verweltlichung der Geiſtlichkeit einen Hauptgrund des Verderbens in der Religion und Kirche ſah, weltliche und geiſtliche Gewalt genauer zu ſondern, und jeder das ihr gebührende Gebiet anzuweiſen. Die Geiſtlichen, welche weltliche Herren waren, ſollten das eine oder das andere zu ſeyn aufhören; dazu entſchloß ſich wirklich, wie oben erzählt worden, der Großmeiſter des deutſchen Ordens, der ſeinen geiſtlichen Charakter aufgab, und daſſelbe rieth Luther dem Churfürſten von Mainz. Der Grund aber, warum Luther auf dieſe Scheidung beider Gewalten drang, war nicht, daß er vom weltlichen Regiment eine geringe Meinung hatte, ſondern weil Einer nicht beiden Obliegenheiten genügen konnte, ohne die eine oder andre zu verſäumen, und weil das Vorbild Chriſti und der Apoſtel der weltlichen Gewalt der Geiſtlichen widerſprach, deren Amt nur ſey zu lehren, zu predigen und über die Seelen zu wachen. Dagegen wollte Luther die weltliche Obrigkeit, unabhängig von der geiſtlichen Gewalt, recht feſt gründen und ihr Anſehen ſchützen. Zwar gab er zu, daß wenn die Menſchen alleſammt rechtſchaffne Chriſten wären, man keine Obrigkeit mehr bedürfte; aber da dieß nicht der Fall ſey, könne man auch derſelben nicht entbehren; die Obrigkeit ſey, wegen der vielen Wohlthaten, die von ihr ausgehen, als eine große Gabe und Geſchenk Gottes anzuſehen, kurz alle Obrigkeit ſey von Gott eingeſetzt. Sie iſt eingeſetzt, zwar um der Böſen willen, zum Vortheil der Guten, und iſt ihr das Schwert in die Hand gegeben, um Kriege (zur Vertheidigung) zu führen, die Unterthanen zu ſchützen, die Uebelthäter zu ſtrafen und der Grauſamkeit und Unrecht jeder Art zu ſteuern. Das Amt der Obrigkeit, als von Gott ſelbſt geordnet, iſt, obwohl ſie viel widerliche und unluſtige Geſchäfte hat, mit Strafen, Tödten u. ſ. w., doch ein unanſtößiges und heiliges, ſo daß Jeder daſſelbe ohne Beſchwerung ſeines Gewiſſens annehmen und führen kann, wenn er ſich nur darin nach den Geboten und dem Willen Gottes hält. — Die Einſicht Luthers, daß an ſich kein Stand und Beruf einen beſondern Vorzug oder einen Nachtheil mit ſich bringt, iſt als ein weiterer Fortſchritt und Folge von der Erkenntniß anzuſehen, daß das Mönchsleben keinen Vorzug vor Gott begründe. — Jener Satz, daß die Obrigkeit von Gott ſey, ſtand Luther'n ſo feſt, daß er ſich durch keine Einwürfe darin irre machen ließ. Auch eine unchriſtliche, heidniſche Obrigkeit hat jene Einſetzung für ſich und iſt noch ein Gut, wofür man Gott zu danken hat, weil es ohne Obrigkeit noch viel ſchlimmer wäre. Auch auf die Einwendung: daß ja Viele auf unrechtmäßige Weiſe zur obrigkeitlichen Gewalt gelangt ſeyen und gelangen, hatte er ſeine Antwort bereit: obſchon die Perſon, die der (von Gott eingeſetzten) Ordnung mißbraucht, Unrecht thut, ſo iſt doch die Ordnung, dadurch Friede und Recht erhalten wird, ein göttlich Geſchöpf. —

Man kann es nicht anders von Luther erwarten, als daß er über die Pflichten der Obrigkeit körnigte und einſichtsvolle Worte werde geredet und geſchrieben haben; Wachſamkeit, Treue, kluge Anwendung der Strenge und der Milde, der Schärfe und der Barmherzigkeit, Schonung u. ſ. w. empfahl er allen Obrigkeiten auf's eindringlichſte und erinnerte ſie an die große Verantwortlichkeit, welche auf ihnen, als den von Gott Eingeſetzten, laſte, wo ſie ihre Pflichten verſäumten. Beſonders ſchärfte er der Obrigkeit ein, die Unterthanen nicht zu ſehr zu beſchweren, ihnen auch etwas zu laſſen und nur das ihr Gebührende anzuſprechen. Dieß Alles war einleuchtend und es bedarf hierüber keiner ausführlichen Nachweiſung, aber mehr Schwierigkeiten bot die Frage dar, wie ſich die Obrigkeit gegen die Unterthanen, wenn dieſe irrglaubig und ketzeriſch ſind, verhalten ſoll? Das verſteht ſich von ſelbſt, daß Luther den Fürſten und Obrigkeiten zur Pflicht machte, die göttliche Wahrheit und reine Lehre anzunehmen und zu ſchützen; aber wenn ſich nun Manche der Unterthanen dagegen ſperrten? „Es fragt ſich, weil die Obrigkeiten ſollen Gottes Wort und Predigen fördern, ob ſie auch den widerwärtigen Lehrern oder Ketzereien ſollen wehren und ſie ſtrafen, weil man Niemand ſoll noch kann zum Glauben zwingen?“ Hier unterſcheidet er verſchiedne Klaſſen von Ketzern: erſtens ſolche, welche durch ihre Lehren die geſellſchaftliche Ordnung umzuſtürzen ſuchen, dieſe ſind nicht als Ketzer, ſondern als Aufrührer zu beſtrafen. Zweitens: „wo etliche wollten lehren wider einen öffentlichen Artikel des Glaubens, der klärlich in der Schrift gegründet und in aller Welt geglaubt iſt von der ganzen Chriſtenheit, als wo Jemand lehren wollte, daß Chriſtus nicht Gott ſey, ſondern ein ſchlichter Menſch — die ſoll man auch nicht leiden, ſondern als die öffentlichen Läſterer ſtrafen. Denn hiemit wird Niemand zum Glauben gedrungen, denn er kann dennoch wohl glauben was er will. Allein das Lehren und Läſtern wird ihm verboten, damit er will Gott und den Chriſten ihre Lehre und Wort nehmen und will dennoch Solches unter derſelben eigenem Schutz und Gemeinſchaft thun. Er gehe dahin, da nicht Chriſten ſind, und thue es daſelbſt. Denn wie ich mehr geſagt: wer bei Bürgern ſich nähren will, der ſoll das Stadtrecht halten und daſſelbe nicht ſchänden und ſchmähen, oder ſoll ſich trollen.“ Wenn aber an einem Orte zwei Religionspartheien gegen einander lehren und keiner will oder kann weichen, da ſolle die Obrigkeit beide Theile verhören, und weſſen Sache nicht mit der Schrift beſtehe, dem ſolle man Stillſchweigen gebieten. „Denn es iſt nicht gut, daß man in einer Pfarre oder Kirchſpiel widerwärtige Predigt in das Volk läſſet gehen, denn es entſpringen daraus Rotten, Unfriede, Haß und Neid auch in andern weltlichen Sachen.“ — „Was ich aber ſage von öffentlichen Predigten, das ſage ich vielmehr von Winkelpredigten und heimlichen Cerimonien; denn dieſelbigen ſind aller Dinge nicht zu leiden; ſonſt mag Einer bei ſich ſelbſt leſen und glauben, was er will.“ — „Vielleicht wird Einer wider mich klügeln und fürgeben: daß ich mit ſolchem Unterricht die Tyrannen, ſo das Evangelium verfolgen, getroſt ſtärke, Fenſter und Thüre aufthue. Denn weil ſie unſer Evangelium für Ketzerei und Läſterung halten, werden ſie ſich nun erſt ſchmücken und fürgeben, ihr Gewiſſen und Amt zwinge ſie, uns als die Läſterer zu ſtrafen. Antwort: Was frage ich darnach? Wenn wir nöthigen Unterricht um der Tyrannen willen ſollten laſſen, hätten wir längſt auch das ganze Evangelium laſſen müſſen. Thun ſie recht, das werden ſie wohl finden, da laß ich ſie für ſorgen. Brauchen ſie doch ihre Gewalt auch in weltlichen Dingen auf's allermuthwilligſte, Andern zu Schaden und Hinderniß: was iſt es denn Wunder, wenn ſie uns Unrecht thun? Alſo tödteten die Könige Jsrael die rechten Propheten; dennoch mußte man das Gebot nicht aufheben oder verbergen, von den falſchen Propheten zu ſteinigen. Aber fromme Obrigkeit wird keinen ſtrafen, ſie ſehe denn, höre, erfahre und wiſſe gewiß, daß es Läſterer ſind.“ Doch geſtattete Luther immer nur die Vertreibung, nicht aber die Tödtung der Ketzer. Man wird nicht umhin können, dieſe Grundſätze, wenn ſie auch von den heutzutag geltenden namhaft abweichen, in Vergleichung mit den Grundſätzen und der Praxis der katholiſchen Kirche, ſehr human und mild zu finden; zugleich dient die obige Stelle zur Berichtigung der Meinung, als hätte die Reformation ſofort eine unbeſchränkte Gewiſſens- und Lehr-Freiheit zur Abſicht und Folge gehabt. —

Weiter iſt nun auch anzugeben, was Luther von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit im Allgemeinen lehrte. Hier ſtand der Grundſatz voran, daß man der Obrigkeit gehorchen müſſe, die nach göttlichem Willen vorhanden ſey und herrſche und durch keinen Mißbrauch ihrer Gewalt, welcher den Perſonen zuzuſchreiben ſey, das Gepräge der göttlichen Einſetzung verliere. Dieſe Pflicht ſey man auch der tyranniſchen und unrechtmäßigen Obrigkeit zu leiſten ſchuldig, und eine Ausnahme machen nur die Fälle, wo man ſich durch Gehorſam gegen die Obrigkeit, gegen Gott verſündigen würde; hier gelte der Spruch: man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Leiden aber müſſe man von der Obrigkeit Alles. Luther rühmte von ſeiner Lehre gar ſehr, daß ſie ſo nachdrücklich den Gehorſam gegen die Obrigkeit einſchärfe, wodurch ſie ſich weſentlich unterſchied und losſagte von den fanatiſchen Predigern des Bauernkriegs. Für welch' ſchreckliche Sünde er den Aufruhr hielt, iſt aus ſeinen Schriften gegen die Bauern zu erſehen, wo er denſelben für den ärgſten Frevel erklärte, weil er nicht gegen einzelne Geſetze ſich verſündige, wie andere Verbrechen, ſondern die beſtehende geſetzliche Ordnung ſelbſt angreife und die Einrichtung Gottes umſtürzen wolle. Einige Stellen aus Luther's Schrift: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorſam ſchuldig ſey? welche er im Jahr 1523 aus der Veranlaſſung geſchrieben hatte, daß viele Fürſten ihren Unterthanen geboten, die Schriften Luther's und ſeine Bibelüberſetzung auszuliefern, werden ſeine Anſicht am beſten ſchildern. Die Schrift iſt dem Herzog Johann von Sachſen gewidmet, und in dem Vorwort als Zweck angegeben: die Fürſten und weltliche Obrigkeit alſo zu unterrichten, daß ſie Chriſten, und Chriſtus ein Herr bleiben ſollten. — Sein Büchlein an den deutſchen Adel, was ihm zu thun obliege, ſey unbeachtet geblieben; auch für dieſes, worin er ihnen ſage, was ſie laſſen ſollen, wage er kein beſſeres Schickſal zu hoffen. „Sie werden ſich eben darnach richten, wie ſie ſich nach jenem gerichtet haben, daß ſie ja Fürſten bleiben und nimmer Chriſten werden. Denn Gott der Allmächtige unſere Fürſten tolle gemacht hat, daß ſie nicht anders meinen, denn ſie mögen thun und gebieten ihren Unterthanen, was ſie nur wollen; und die Unterthanen auch irren und glauben, ſie ſeyen ſchuldig dem allen zu folgen, alſo ganz und gar, daß ſie nun angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von ſich zu thun, zu glauben und zu halten, was ſie fürgeben, ſich vermeſſen die Gewiſſen und Glauben zu meiſtern, und nach ihrem tollen Gehirn den heiligen Geiſt in die Schule zu führen. Sie ſchreiben und laſſen Zettel ausgehen, der Kaiſer habe es geboten, und wollen chriſtliche gehorſame Fürſten ſeyn, gerade als wäre es ihr Ernſt, und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merkete. Denn wir ſollten wohl ſehen, wenn ihnen der Kaiſer ein Schloß oder Stadt nähme, oder ſonſt etwas Unrechts geböte, wie fein ſie finden ſollten, daß ſie dem Kaiſer widerſtänden und nicht gehorſam ſeyn müßten. Nun es aber gilt den armen Mann ſchinden und den Muthwillen an Gottes Wort büßen, muß es kaiſerlichen Gebots Gehorſam heiſſen. Solche Leute hieß man vor Zeiten Buben; jetzt muß man ſie chriſtliche gehorſame Fürſten heiſſen. Das ſind jetzt die Fürſten, die das Kaiſerthum in deutſchen Landen regieren; darum es auch muß ſo ſein zugehen in allen Landen, wie wir denn ſehen. Weil denn ſolcher Narren Wüthen langet zu Vertilgung chriſtlichen Glaubens, Verläugnung göttlichen Worts und zu Läſterung göttlicher Majeſtät, will und kann ich meinen ungnädigen Herren und zornigen Junkern nicht länger zuſehen, muß ihnen zum wenigſten mit Worten widerſtehen.“ Zuerſt wird feſtgeſtellt: Weltliche Obrigkeit iſt Gottes Ordnung und hier kommen die oben angeführten Grundſätze vor. Da heißt es: Fragſt du, ob denn auch ein Chriſt möge das weltliche Schwert führen, und die Böſen ſtrafen, weil Chriſti Worte ſo hart und helle lauten: du ſollſt dem Uebel nicht widerſtehen! Antwort: du haſt jetzt zwei Stücke gehört: Eins, daß unter den Chriſten das Schwert nicht ſeyn kann; darum kannſt du es über und unter den Chriſten nicht führen, die ſein nicht bedürfen. Darum mußt du mit der Frage hinaus auf den andern Haufen, die nicht Chriſten ſind, ob du ſein daſelbſt chriſtlich brauchen mögeſt! Da iſt das andere Stück, daß du dem Schwert zu dienen ſchuldig biſt, und fördern ſollſt womit du kannſt, es ſey mit Leib, Gut, Ehre und Seele. Denn es iſt ein Werk, das du nicht bedarfſt, aber ganz nütze und noth aller Welt und deinem Nächſten. Darum wenn du ſiehſt, daß an Henker, Büttel, Richter, Herren und Fürſten mangelt, und du dich geſchickt findeſt, ſolleſt du dich dazu erbieten und darum werben, auf daß ja die nöthige Gewalt nicht verachtet und matt würde oder untergienge; denn die Welt kann und mag ihr nicht entrathen.“ — „Alſo gehet denn beides fein miteinander, daß du zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug thueſt, äußerlich und innerlich; zugleich Uebel und Unrecht leideſt und doch Uebel und Unrecht ſtrafeſt, zugleich dem Uebel nicht widerſteheſt und doch widerſteheſt; denn mit dem einen ſieheſt du auf dich und das Deine, mit dem andern auf den Nächſten und auf das Seine.“ — „Weil St. Paulus ſagt: die Gewalt ſey Gottes Dienerin, muß man ſie laſſen nicht allein den Heiden, ſondern allen Menſchen bräuchlich ſeyn. Darum ſollſt du das Schwert oder die Gewalt ſchätzen, gleichwie den ehlichen Stand, oder Ackerwerk oder ſonſt ein Handwerk, die auch Gott eingeſetzt hat.“ — „Ob Chriſtus ſchon nicht das Schwert geführet noch gelehret hat, ſo iſt's doch genug daß er's nicht verboten noch aufgehoben, ſondern beſtätiget hat.“ — „Frageſt du, ob denn auch die Büttel, Henker, Juriſten, Fürſprecher und was des Geſinds iſt, Chriſten ſeyn mögen und einen ſeligen Stand haben, Antwort: Wenn die Gewalt und das Schwert ein Gottesdienſt iſt, ſo muß auch das alles Gottesdienſt ſeyn, das der Gewalt noth iſt das Schwert zu führen.“ Auf die Frage, ob man nicht auch für ſich ſelbſt des Schwertes brauchen dürfe, in der Abſicht, nicht das Seine zu ſuchen, ſondern um das Uebel zu ſtrafen, erwiedert er: „Solch' Wunder iſt nicht unmöglich, aber gar ſeltſam und fährlich.“ Der zweite Theil handelt davon: Wie weit ſich weltliche Obrigkeit erſtrecke? „Nachdem wir gelehret haben, daß die weltliche Oberkeit ſeyn muß auf Erden und wie man derſelben chriſtlich und ſeliglich brauchen ſolle, müſſen wir nun lehren wie lang ihr Arm und wie fern ihre Hand reiche, daß ſie ſich nicht zu weit ſtrecke und Gott in ſein Reich und Regiment greife. Und das iſt faſt noth zu wiſſen, denn unträglich und greulich Schaden daraus folget, wo man ihm zu weit Raum giebt und auch nicht ohne Schaden iſt, wo ſie zu enge geſpannet iſt.“ — „Das weltliche Regiment hat Geſetze, die ſich nicht weiter erſtrecken, denn über Leib und Gut und was äußerlich iſt auf Erden. Denn über die Seele kann und will Gott Niemand laſſen regieren, denn ſich ſelbſt alleine. Darum wo weltliche Gewalt ſich vermiſſet, den Seelen Geſetz zu geben, da greift ſie Gott in ſein Regiment und verführt und verderbt nur die Seelen.“ — „Item wenn ſie gleich grobe Narren ſind, ſo müſſen ſie je das bekennen, daß ſie keine Gewalt über die Seele haben. Denn es kann je kein Menſch eine Seele tödten oder lebendig machen, gen Himmel oder Hölle führen. Nun ſage mir, wie viel Witz muß der Kopf wohl haben, der an dem Ort Gebot legt, da er gar keine Gewalt hat? Wer wollte den nicht für unſinnig halten, der dem Mond geböte, er ſolle erſcheinen, wenn er wollte? Nun ſage mir, wie kann ein Menſch die Herzen ſehen, erkennen, richten, urtheilen und ändern? Der Seelen Gedanken und Sinn können Niemand denn Gott offenbar ſeyn, darum es umſonſt und unmöglich iſt, Jemand zu gebieten oder zu zwingen mit Gewalt, ſo oder ſo zu glauben. Auch ſo liegt einem jeglichen ſeine eigene Fahr daran, wie er glaubt und muß für ſich ſelbſt ſehen, daß er recht glaube: Denn ſo wenig als ein Anderer für mich in die Hölle oder in Himmel fahren kann, ſo wenig kann er auch für mich glauben oder nicht glauben. Dazu ſehen die blinden elenden Leute nicht, wie gar vergeblich und unmöglich Ding ſie fürnehmen.“ — „Wenn nun dein Fürſt oder weltlicher Herr dir gebeut, mit dem Pabſte zu halten, ſo oder ſo zu glauben, oder gebeut die Bücher von dir zu thun, ſollſt du alſo ſagen: Es gebühret Lucifer nicht, neben Gott zu ſitzen; Lieber Herr, ich bin ſchuldig Euch zu gehorchen mit Leib und Gut, gebietet mir nach Eurer Gewalt Maaß auf Erden, ſo will ich folgen. Heißt ihr aber mich glauben und Bücher von mir thun, ſo will ich nicht gehorchen, denn da ſeyd Ihr ein Tyrann und greift zu hoch, gebietet, da Ihr weder Recht noch Macht dazu habt. Nimmt er dir darüber dein Gut und ſtraft ſolchen Ungehorſam: ſelig biſt du und danke Gott, daß du würdig biſt, um göttlichen Worts willen zu leiden. Laß ihn nur toben den Narren, er wird ſeinen Richter ſchon finden. Denn ich ſage dir, wo du ihm nicht widerſprichſt und giebſt ihm Raum, daß er dir den Glauben oder die Bücher nimmt: ſo haſt du wahrlich Gott verläugnet. In Meiſſen, Baiern, in der Mark und andern Orten haben die Tyrannen ein Gebot laſſen ausgehen, man ſolle die neuen Teſtamente in die Aemter hin und her überantworten. Hie ſollen die Unterthanen alſo thun: nicht ein Blättlein, nicht einen Buchſtaben ſollen ſie überantworten, bei Verluſt ihrer Seeligkeit. Sondern das ſollen ſie leiden, ob man ihnen durch die Häuſer laufen und nehmen heißt mit Gewalt, es ſey Bücher oder Güter. Frevel ſoll man nicht widerſtehen, ſondern leiden, man ſoll ihn aber nicht billigen noch dazu dienen oder folgen oder gehorchen, mit einem Fußtritt oder mit einem Finger. Denn ſolche Tyrannen handeln, wie weltliche Fürſten ſollen; es ſind weltliche Fürſten, die Welt aber iſt Gottes Feind. Darum laß' dich's nicht wundern, ob ſie wider das Evangelium toben und wüthen; ſie müſſen ihrem Titel und Namen genug thun. Und ſollſt wiſſen, daß von Anbeginn der Welt gar ein ſeltſam Vogel iſt um einen klugen Fürſten, noch viel ſeltſamer um einen frommen Fürſten. Sie ſind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgſten Buben auf Erden, darum man ſich allezeit vor ihnen des Aergſten verſehen und wenig Guts von ihnen gewarten muß; ſonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. Denn es ſind Gottes Stockmeiſter und Henker, und ſein göttlicher Zorn gebraucht ihrer, zu ſtrafen die Böſen und äuſſerlichen Frieden zu halten. Es iſt ein großer Herr unſer Gott, darum muß er auch ſolche edle, hochgeborne, reiche Henker und Büttel haben, und will daß ſie Reichthum, Ehre und Furcht von Jedermann, die Größe und die Menge haben ſollen. Es gefället ſeinem göttlichen Willen, daß wir ſeine Henker gnädige Herren heißen, ihnen zu Füßen fallen und mit aller Demuth unterthan ſeyen, ſo fern ſie ihr Handwerk nicht zu weit ſtrecken, daß ſie Hirten aus Henkern werden wollten. Geräth aber ein Fürſt, daß er klug, fromm oder ein Chriſt iſt, das iſt der großen Wunder eins, und das allertheuerſte Zeichen göttlicher Gnade über daſſelbe Land. Denn nach gemeinem Lauf gehet es nach dem Spruch Jeſ. 3. Ich will ihnen Kinder zu Fürſten geben und Maulaffen ſollen ihre Herren ſeyn. Die Welt iſt zu böſe und nicht werth, daß ſie viel kluger und frommer Fürſten haben ſollte; Fröſch müſſen Störch haben.“

Dann kommt er auf die Ketzer zu reden: „Ketzerei kann man nimmermehr mit Gewalt nehmen, es gehört ein andrer Griff dazu und iſt ein anderer Streit und Handel denn mit dem Schwert. Ketzerei iſt ein geiſtlich Ding, das kann man mit keinem Eiſen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Waſſer ertränken.“ — „Willſt du Ketzerei vertreiben, ſo mußt du den Griff treffen. Daß du ſie vor allen Dingen aus den Herzen reiſſeſt und gründlich mit Willen abwendeſt; das wirſt du mit Gewalt nicht enden, ſondern nur ſtärken.“ Daher aber komme das Verderben, daß die Geiſtlichen weltlich und die weltlichen Fürſten auch geiſtlich regieren wollen. Aber dieß Unweſen könne nicht dauern: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht Eure Tyrannei und Muthwillen die Länge leiden. Lieben Fürſten und Freunde: da wiſſet Euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es iſt jetzt nicht mehr eine Welt wie vor Zeiten, da Ihr die Leute wie das Wild jaget und treibet. Darum laßt Eure Frevel und Gewalt, und denkt, daß Ihr mit Recht handelt, und laßt Gottes Wort ſeinen Gang haben, den es doch haben will, muß und ſoll, und Ihr's nicht wehren werdet.“ Im dritten Theil entwirft Luther das Bild eines klugen und frommen Fürſten. „Ein Fürſt muß mit Furcht fahren; und ſich weder auf todte Bücher, noch auf lebendige Köpfe verlaſſen, ſondern ſich bloß an Gott halten, ihm in den Ohren liegen, und bitten um rechten Verſtand über alle Bücher und Meiſter, ſeine Unterthanen weislich zu regieren. Darum weiß ich kein Recht einem Fürſten fürzuſchreiben, ſondern will nur ſein Herz unterrichten, wie das ſoll geſinnt und geſchickt ſeyn in allen Rechten, Räthen, Urtheilen und Händeln. Auf's erſte muß er anſehen ſeine Unterthanen und ſein Herz recht ſchicken, das thut er aber denn, wenn er alle ſeine Sinne dahin richtet, daß er denſelben nützlich und dienſtlich ſey, und nicht alſo denke: Land und Leute ſind mein, ich will's machen wie mir's gefällt, ſondern alſo: ich bin des Lands und der Leute, ich ſoll's machen, wie es ihnen nützlich und gut iſt; nicht ſoll ich ſuchen, wie ich hoch fahre und herrſche, ſondern wie ſie mit gutem Frieden beſchützt und vertheidigt werden. Und wie Chriſtus gekommen iſt, und mir gedienet hat, alſo will ich auch thun, nicht an meinen Unterthanen das Meine ſuchen, ſondern das Ihre, und will ihnen auch alſo dienen mit meinem Amte, ſie ſchützen, verhören und vertheidigen, und allein dahin regieren, daß ſie Gut und Nutz davon haben und nicht ich. — So ſprichſt Du denn: Wer wollte dann Fürſt ſeyn? Mit dem würde der Fürſtenſtand der elendeſte ſeyn auf Erden, da viel Mühe, Arbeit und Unluſt innen iſt. Wo wollten dann die fürſtlichen Ergötzungen bleiben, mit Tanzen, Jagen, Rennen, Spielen und was dergleichen weltlicher Freuden ſind? Antworte ich: Wir lehren jetzt nicht, wie ein weltlicher Fürſt leben ſollte, ſondern wie ein weltlicher Fürſt ein Chriſt ſeyn ſolle, daß er auch gen Himmel komme. Wer weiß das nicht, daß ein Fürſt Wildpret im Himmel iſt. — Auf's andere, daß er Acht habe auf die großen Hanſen, auf ſeine Räthe, und halte ſich gegen ſie alſo, daß er Keinen verachte, auch Keinem vertraue, Alles auf ihnen zu verlaſſen; denn Gott kann der Beiden keines leiden. Das iſt der größte Schaden an Herrenhöfen, wo ein Fürſt ſeinen Sinn gefangen giebt den großen Hanſen und Schmeichlern, und ſein Zuſehen läßt anſtehen. Sintemal es nicht einen Menſchen betrifft, wenn ein Fürſt feilet und narret, ſondern Land und Leute muß ſolch Narren tragen. Darum ſoll ein Fürſt alſo ſeinen Gewaltigen vertrauen und ſie laſſen ſchaffen, daß er doch den Zaum in der Fauſt behalte und nicht ſicher ſey noch ſchlafe.“ — „Das will auch Gott ſo haben, daß die Herren gezwungen werden aus Noth, ihres Amtes ſelbſt zu warten, wie ein Jeglicher ſeines Berufs und alle Creatur ihres Werks pflegen muß; ſonſt werden Maſtſäu und unnütze Leut aus den Herren, die Niemand denn ihnen ſelbſt nütze ſind.“ — In dieſer Schrift kam Luther auch auf die geſchriebnen Geſetze und Recht zu ſprechen, und es iſt merkwürdig, ſeine Anſicht hierüber kennen zu lernen. Er ſtellte die Nützlichkeit ja Nothwendigkeit derſelben keineswegs in

Abrede, und verſchmähte auch die von den Heiden ſtammenden Geſetze nicht; aber er war weit entfernt von einer blinden und gleichſam abgöttiſchen Verehrung derſelben! „Ich will hie nichts ſagen von weltlichen Händeln und Geſetzen der Obrigkeit, denn das iſt ein weitläufig Ding, und ſind Rechtsbücher allzuviel da. Wiewohl, wo nicht ein Fürſt ſelbſt klüger iſt, denn ſeine Juriſten, und nicht weiter verſtehet, denn in Rechtsbüchern liegt, der wird gewißlich regieren nach dem Spruch: Ein Fürſt, dem es an Klugheit fehlet, der wird Viele unrecht unterdrücken. — Denn wie gut und billig die Rechte ſind, ſo haben ſie doch alleſammt einen Auszug, daß ſie wider die Noth nicht treiben können. Darum muß ein Fürſt das Recht ja ſo feſt in ſeiner Hand haben, als das Schwerdt, und mit eigener Vernunft meſſen, wann und wo das Recht der Strenge nach zu brauchen oder zu lindern ſey, alſo daß allezeit über alles Recht regiere und das oberſte Recht und Meiſter alles Rechten bleibe die Vernunft.“ — „Wo Du der Liebe nach urtheileſt, wirſt Du gar leicht alle Sachen ſcheiden und entrichten, ohne alle Rechtsbücher. Wo Du aber der Liebe und Natur Recht aus den Augen thuſt, wirſt Du es nimmermehr treffen, daß es Gott gefalle, wenn Du auch alle Rechtsbücher und Juriſten gefreſſen hätteſt. Ein recht gut Urtheil das muß und kann nicht aus Büchern geſprochen werden, ſondern aus freiem Sinn daher, als wäre kein Buch. Aber ſolch frei Urtheil giebt die Liebe und das natürliche Recht, deß alle Vernunft voll iſt; aus den Büchern kommen geſponnene und wankende Urtheile.“ Er giebt nun ein Beiſpiel, wie der Herzog Karl von Burgund unabhängig von geſchriebnen Geſetzen ein gar treffliches Urtheil geſprochen, und ſagt darüber: „Siehe ein ſolch Urtheil hätt' ihm kein Pabſt, kein Juriſt noch kein Buch geben mögen, ſondern es iſt aus freier Vernunft über aller Bücher Recht geſprungen, ſo fein, daß es Jedermann billigen muß und bei ſich ſelbſt findet im Herzen geſchrieben, daß alſo Recht ſey. Darum ſollt' man geſchriebene Rechte unter der Vernunft halten, daraus ſie doch gequollen ſind, und nicht den Brunnen an ſeine Flüßlein binden, und die Vernunft mit Buchſtaben gefangen führen.“ Auch ſprach ſich Luther in dieſer Schrift und noch weitläufiger in einer andern über das Recht der Obrigkeit, Krieg zu führen, und die Verpflichtung der Unterthanen, ihr in den Krieg zu folgen, aus. Dieſe andre Schrift iſt ein Bedenken an den Ritter Aſſa von Kram: Ob Kriegsleute auch in einem ſeligen Stand ſeyn können? Als Zweck davon giebt er ſelbſt in der Zuſchrift an: „Auf daß ſo viel an uns iſt, den ſchwachen, blöden und zweifelnden Gewiſſen gerathen werde, und die Ruchloſen beſſern Unterricht überkommen, hab' ich Eure Bitte bewilliget und dieß Büchlein zugeſagt. Denn wer mit gutem, wohlberichtetem Gewiſſen ſtreitet, der kann auch wohl ſtreiten, ſintemal es nicht fehlen kann, wo gut Gewiſſen, da iſt auch ein großer Muth und keckes Herz. Wo aber das Herz keck und der Muth getroſt iſt, da iſt die Fauſt auch deſto mächtiger, und beide, Roß und

Mann friſcher, und gelingen alle Dinge beſſer, und ſchicken ſich auch alle Fälle und Sachen deſto feiner zum Siege, welchen denn auch Gott giebt. Wiederum, wo das Gewiſſen blöde und unſicher iſt, da kann auch das Herz nicht recht keck ſeyn. Was aber rohe, ruchloſe Gewiſſen ſind im Haufen, welche tollkühne Waghälſe heiſſen, mit denen gehet alles plumpweiſe zu, ſie gewinnen oder verlieren. Denn wie es denen geht, die gute oder böſe Gewiſſen haben, ſo gehet es ſolchem rohem Vieh mit, weil ſie im Haufen ſind.“

„Auf's erſte iſt der Unterſchied fürzunehmen, daß ein ander Ding iſt, Amt und Perſon, oder Werk und Thäter, denn es kann wohl Amt oder Werk gut und recht ſeyn an ihm ſelber, das doch böſe und unrecht iſt, wenn die Perſon oder Thäter nicht gut und recht iſt, oder treibts nicht recht. So iſt's mit dem Kriegsſtand, Amt oder Werk, das an ihm ſelbſt recht und göttlich iſt; aber darauf iſt zu ſehen, daß die Perſon auch ſey, die dazu gehöre und rechtſchaffen ſey. Auf's andre beding ich hie, daß ich auf dießmal nicht rede von der Gerechtigkeit, die für Gott fromme Perſonen macht; denn daſſelbige thut allein der Glaube an Jeſum Chriſtum. Auf's dritte von dem Kriegsamt und Werk, wie das an ihm ſelbſt recht und göttlich ſey, gedenke ich hie auch nicht in die Länge zu ſchreiben, weil ich davon im Büchlein von weltlicher Obrigkeit reichlich habe geſchrieben. Denn ich mich ſchier rühmen möchte, daß ſeit der Apoſtel Zeit das weltliche Schwerdt und Obrigkeit nie ſo klärlich beſchrieben und herrlich gepreiſet iſt, wie auch meine Feinde müſſen bekennen, als durch mich, dafür ich doch den ehrlichen Dank habe zu Lohn verdient, daß meine Lehre aufrühriſch und als die wider die Obrigkeit ſtrebe, geſcholten und verdammt wird.“

„Weil es nun des Amts und Standes halber an ihm ſelber keinen Zweifel hat, daß alles recht und göttlich Ding iſt, wollen wir nun von den Perſonen und Brauch deſſelben Stands handeln. Denn da liegt am meiſten an, daß man weiß, wer und wie man dieſes Amts brauchen ſoll. Und hie hebt ſich's auch, daß wenn man gewiſſe Regel und Recht ſtellen will, ſo viel Fälle und Auszüge ſich begeben, daß gar ſchwerlich iſt, oder auch unmöglich, Alles ſo genau und eben zu faſſen. Und wo man nicht den Auszug lieſſe gehen, ſondern folgete ſtracks den Rechten nach, ſo wäre es das allergrößeſte Unrecht, wie der Heide Terentius ſagt: das ſtrengſte Recht iſt das allergrößte Unrecht.“ — „Wir ſagen nun vom Kriegsrecht oder vom Brauch des Kriegswerks der Perſonen halber erſtlich, daß Krieg mag geſchehen durch dreierlei Perſonen: als, daß ein Gleicher wider ſeinen Gleichen ſtreitet. Das iſt, da der beiden Perſonen keine der andern geſchworen oder unterthan iſt, obgleich die eine Perſon nicht ſo groß, herrlich und mächtig ſey als die andre; item, wenn die Oberperſon wider die Unterperſon kriegt, item, wenn die Unterperſon wider die Oberperſon ſtreitet. Nun das dritte nehmen wir zuerſt für uns. Hier ſtehet das Recht und ſpricht: daß Niemand ſolle wider ſeinen Oberherrn fechten und ſtreiten, denn der Obrigkeit iſt man Gehorſam, Ehr' und Furcht ſchuldig. Das iſt kurzum das Recht an ihm ſelbſt, welches Gott ſelbſt eingeſetzt und von Menſchen angenommen iſt. Denn es reimet ſich nicht, gehorſam zu ſeyn und doch widerſtreiten, unterthänig zu ſeyn und den Herrn nicht wollen leiden. Nun wir aber jetzt geſagt haben, daß die Billigkeit ſolle der Rechte Meiſterin ſeyn, und wo es die Zufälle fordern, das Recht lenken, heiſſen und laſſen dawider thun: darum fragt ſich's hie, ob es auch billig könne ſeyn, das iſt, ob auch ein Fall ſich etwa möge zutragen, daß man wider dieß Recht möge der Obrigkeit ungehorſam ſeyn, wider ſie ſtreiten, ſie abſetzen oder binden?" — Bei den Heiden, fährt Luther fort, galt es als erlaubt, ja ſogar als eine Tugend, die Obrigkeit, wenn ſie ihrer Gewalt mißbrauchte, zu vertreiben oder zu tödten; aber dem Chriſtenthum ſey es zuwider. Auch die Bauern haben nicht das Recht auf ihrer Seite gehabt; es gelte der Spruch: Verfolgen ſie Euch in einer Stadt, ſo fliehet in die andre. Nun fährt er ſo fort: „Das iſt wohl billig, wo etwa ein Fürſt, König oder Herr wahnſinnig würde, daß man denſelbigen abſetzt und verwahret, denn der iſt nun fort nicht mehr für einen Menſchen zu halten, weil die Vernunft dahin iſt. Ja, ſprichſt Du, ein wüthiger Tyrann iſt freilich auch wohl wahnſinnig, oder wohl noch ärger zu achten, denn ein Unſinniger, denn er thut viel mehr Schaden. Hie will ſich's klemmen mit der Antwort. Denn es hat ſolche Rede einen mächtigen Schein und will eine Billigkeit heraus zwingen. Aber doch ſage ich meine Meinung darauf, daß nicht gleich iſt mit einem Wahnſinnigen und einem Tyrannen. Denn der Wahnſinnige kann nichts Vernünftigers thun noch leiden, es iſt auch keine Hoffnung da, weil der Vernunft Licht weg iſt; aber ein Tyrann thut dennoch viel dazu, ſo weiß er wo er Unrecht thut, und iſt Gewiſſen und Erkenntniß noch bei ihm und Hoffnung auch, daß er ſich möge beſſern. Ueber das iſt noch dahinten eine böſe Folge oder Exempel, daß wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder verjagen, reißt es balde ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen ſchilt, die nicht Tyrannen ſind, und ſie auch ermordet, wie es dem Pöbel in Sinn kommt.“ — „Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet ſonſt gerne, und iſt billiger demſelben zehn Ellen abbrechen, denn eine Hand breit, ja eines Fingers breit zugeben in dieſem Fall, und beſſer daß die Tyrannen hundertmal ihnen Unrecht, denn daß ſie den Tyrannen einmal Unrecht thun. Denn ſo ja Unrecht ſoll gelitten ſeyn, ſo iſt's zu erwählen von der Obrigkeit zu leiden, denn daß die Obrigkeit von den Unterthanen leide. Denn der Pöbel hat und weiß keine Maaße, und ſteckt in einem Jeglichen mehr denn fünf Tyrannen.“ Die Beiſpiele der Schweizer und Dänen befriedigten Luther nicht: „Die Schweizer haben es wahrlich mit viel Blut theuer bezahlet, bezahlen auch noch immer; wie es hinaus gehen wird, kann man leichtlich abnehmen. Die Dänen ſind auch noch nicht hindurch. Zuletzt hat ſich's dennoch immer gefunden im Auskehricht.“ Er macht ſich ſelbſt den Einwurf: „Ja wie iſt's doch alles zu leiden von den Tyrannen? Du giebſt ihnen zu viel und wird ihre Bosheit durch ſolche Lehre nur ſtärker und größer; ſoll man denn leiden, daß alſo Jedermanns Weib und Kind, Leib und Gut in der Gefahr und Schande ſtehe? Wer will etwas Redliches anfahen, wo man ſo leben ſoll?“ Aber er beantwortet ſich dieſen Einwurf dahin, daß ja erſtlich die Obrigkeit, wenn ſie auch Gut, Leib, Weib und Kind verderbe, doch der Seele nicht ſchaden könne, und ſich vielmehr ſelbſt in's Verderben ſtürze; womit ihr Frevel hoch genug gerächt ſey. Für's zweite ſolle man ſich den Fall denken, daß wenn ein Krieg wäre, man das Gleiche leiden müßte und würde, ohne Murren gegen die Obrigkeit. Nun aber ſey immer noch ein böſer Tyrann leidlicher denn ein böſer Krieg. „Zum dritten, iſt die Obrigkeit böſe, wohlan ſo iſt Gott da, der hat Feuer, Waſſer, Eiſen, Stein und unzählige Weiſe zu tödten; wie bald hat er einen Tyrannen erwürget!“ — „Zum vierten, ſo ſtehen die Tyrannen in der Gefahr, daß durch Gottes Verhängen die Unterthanen ſich aufmachen, wie geſagt iſt, und erwürgen oder verjagen ſie. Denn wir lehren hie die, ſo recht thun wollen, welcher faſt wenig ſind; daneben bleibt gleichwohl der große Hauſe Heiden, Gottloſe und Unchriſten, welche, ſo Gott verhänget, ſich wider die Obrigkeit mit Unrecht ſetzen, ſo daß die Tyrannen durch meine Lehre nicht befeſtigt oder in Sicherheit gewiegt werden können, weil immer nur Wenige darauf hören und ihr folgen werden. „Fünftens könne Gott auch eine

Obrigkeit durch eine andre beſtrafen, „daß alſo allenthalben Rache, Strafe und Gefahr genug iſt über die Tyrannen und Obrigkeit, und Gott ſie nicht läſſet mit Freuden und Frieden bös ſeyn, er iſt kurz hinter ihnen, ja um ſie her, und hat ſie zwiſchen den Sporen und im Zaume.“ Er erzählt dann ein paar Fabeln, von der Wittwe, welche für langes Leben ihres tyranniſchen Fürſten betete, weil immer ein ärgerer nachgekommen; und eine andre verwandten Sinnes, und folgert daraus: „Obrigkeit ändern und Obrigkeit beſſern ſind zwei Dinge, ſo weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leicht geſchehen; beſſern iſt mißlich und gefährlich — warum? Es ſtehet nicht in unſerm Willen und Vermögen, ſondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es beſſer werde, ſondern daß nur anders werde. Wenn es denn ärger wird, ſo will er aber ein Andres haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen und zuletzt Horniſſen für Hummeln.“

„Ja ſprichſt Du, wie aber, wenn ein König oder Herr ſich mit Eiden ſeinen Unterthanen verpflichtet, nach fürgeſtellten Artikeln zu regieren, und hält ſie nicht, und damit ſchuldig ſeyn will, auch das Regiment zu laſſen; wie man ſagt, daß der König zu Frankreich nach den Parlamenten ſeines Reichs regieren müſſe, und der König zu Dänemark auch ſchwören müſſe auf ſonderliche Artikel? Hie antworte ich: es iſt fein und billig, daß die Obrigkeit nach Geſetzen regiere und dieſelbigen handhabe, und nicht nach eigenem Muthwillen. Aber thue das noch hinzu, daß ein König nicht allein ſein Landrecht oder Artikel gelobt zu halten, ſondern Gott ſelbſt gebeut ihm auch, er ſoll fromm ſeyn und er gelobts auch zu thun: wohlan, wenn nun ſolcher König deren keines hält, weder Gottes Recht noch ſein Landrecht, ſollſt Du ihn darum angreifen, ſolches richten und rächen? Es müßte ja hie zwiſchen Euch eine andre Obrigkeit kommen, die Euch beide verhörte, und den Schuldigen verurtheilte, ſonſt wirſt Du dem Urtheil Gottes nicht entlaufen, da er ſpricht: die Rache iſt mein! Und weil es hie eben trifft das Exempel mit dem König zu Dänemark, den die von Lübeck und die Seeſtädte ſammt den Dänen vertrieben haben, will ich auch meine Antwort dazu ſagen, um derer willen, die vielleicht ein falſch Gewiſſen hierin haben, ob etliche ſich möchten baß beſinnen und erkennen. Wohlan, es ſey allerdings ſo: der König iſt ungerecht für Gott und der Welt, und das Recht ſtehet ganz und gar auf der Dänen und Lübecker Seite, das iſt ein Stück für ſich. Ueber dieſes iſt nun das andre Stück, daß die Dänen und Lübecker ſind zugefahren, als Richter und Oberherren des Königs, und haben ſolch Unrecht geſtraft und gerochen, damit ſich des Gerichts und der Rache unterwunden. Hie gehet nun Frage und Gewiſſen an. Wenn die Sache für Gott kommt, ſo wird er nicht fragen, ob der König ungerecht, oder ſie gerecht ſind, denn ſolches iſt offenbar worden; ſondern ſo wird er fragen: Ihr Herren zu Dänemark und zu Lübeck, wer hat ſolche Rache und Strafe Euch befohlen zu thun? Hab' ich's Euch befohlen, oder der Kaiſer oder Oberherr? So leget Briefe und Siegel auf, und beweiſet es! Können ſie das thun, ſo ſtehen ſie wohl, wo nicht, ſo wird Gott alſo urtheilen: Ihr aufrühriſchen Gottesdiebe, die Ihr mir in mein Amt greiſt und aus Frevel Euch der göttlichen Rache unterwunden habt, ſeyd ſchuldig göttlicher Majeſtät Beleidigung!“ — „Zwar die Lübecker möchten ſich hiemit behelfen, daß ſie nicht des Königs Unterthanen, ſondern als Feind mit Feind und Gleiche mit Gleichem gefahren hätten. Aber die armen Dänen, als Unterthanen, haben wider ihre Obrigkeit ohne Gottes Gebot gehandelt, und die Lübecker haben dazu gerathen und geholfen, und ſich mit denſelben fremder Sünde beladen.“ Was er von dieſem Verhältniß und Pflicht der Unterthanen geſchrieben, bemerkt Luther, gelte aber nicht blos den Bauern, ſondern auch allen Edeln, Herren, Grafen und Fürſten, die noch unter einem Höheren ſtehen. „Denn dieſe alle haben auch Oberherrn und ſind Unterperſonen eines Andern. Und wie man einem aufrühriſchen Bauern den Kopf abſchlägt, ſo ſoll man einem aufrühriſchen Edelmann, Grafen, Fürſten auch den Kopf abſchlagen, Einem wie dem Andern, ſo geſchieht Niemand Unrecht.“

Den zweiten Fall, den Krieg Gleicher gegen Gleiche betreffend, verwahrt er ſich zuvörderſt dagegen, als billigte er je einen Angriffskrieg: „Wer Krieg anfähet, der iſt unrecht, und iſt billig, daß der geſchlagen oder doch zuletzt geſtraft werde, der am erſten das Meſſer zuckt. Laß dir das geſagt ſeyn, daß Du weit von einander ſcheideſt Wollen und Müſſen, Luſt und Noth zu kriegen.“ — „Laßt Euch ſagen, liebe Herren, hütet Euch für Krieg, es ſey denn, daß Ihr wehren und ſchützen müßt, und Euer aufgelegtes Amt Euch zwinget zu kriegen. Alsdenn ſo laßt's gehen und hauet drein, ſeyd denn Männer und beweiſet Euren Harniſch, da gilt's denn nicht mit Gedanken kriegen. Urſach iſt die: ein jeglicher Herr und Fürſt iſt ſchuldig die Seinen zu ſchützen und ihnen Friede zu ſchaffen. Das iſt ſein Amt, dazu hat er ſein Schwerdt.“ — „Unvernünftige Fürſten fangen aus Muthwillen um einer tauben Nuß willen Krieg an, aber ein vernünftiger Fürſt ſiehet nicht ſich ſelbſt an, er hat genug, wenn ſeine Unterthanen gehorſam ſind.“ — „Ob ſeine Feinde und Nachbarn ſcharren und zechen, viel böſer Worte fahren laſſen, ſo denket er: Narren waſchen allzeit mehr denn Weiſe; es gehen viel Worte in einen Sack und mit Schweigen wird viel verantwortet. Darum fraget er nicht viel darnach, bis er ſiehet, daß man ſeine Unterthanen angreift oder findet das Meſſer gezuckt mit der That, ſo wehret er denn, ſo viel er kann, ſoll und muß.“ — „Ein Kriegsmann aber ſoll vor Gott demüthig und verzagt ſeyn, wider die Menſchen aber keck, frei und trotzig. Im dritten Fall darf die Oberperſon die Widerſpenſtigen und Aufrühriſchen bekriegen.“ — Endlich ſpricht ſich Luther noch aus über die Verpflichtung der Unterthanen, dem Herrn in den Krieg zu folgen, über die Rechtmäßigkeit des Soldes, über den Aberglauben unter dem Kriegsvolk u. dgl. Nur dann ſolle man dem Herrn nicht in den Krieg folgen, wenn man gewiß wiſſe, daß ſeine Sache unrecht ſey. — Von dieſem Büchlein, wird berichtet, ſey auch ein Exemplar, aber ohne Luther's Namen, dem Herzog Georg in die Hand gekommen; dieſer habe es gegen den Maler Lukas Kranach über die Maaßen gelobt und geſagt: das iſt ſo gut und beſſer als es der Luther nimmermehr machen könnt. Aber der Maler beſah es und ſagte: Gnädiger Herr, das Büchlein hat der Luther gemacht, und zeigte ihm ſein Exemplar mit Luther's vorgedrucktem Namen. Der Herzog ward darüber zornig, fluchte und ſagte: Iſt's doch ſchade, daß ein ſolcher heilloſer Mönch ſo ein gutes Büchlein hat machen ſollen!

An dieß mag ſich anſchließen, was Luther über den Krieg mit den Türken ſchrieb und rieth. Dieſe ſtanden eben damals in der Blüthe ihrer Macht unter gewaltigen und kriegeriſchen Sultanen. Hart bedrängten ſie Ungarn, deſſen König Ludwig im Auguſt 1526, während man zu Speier über die Türkenhülfe berieth, von denſelben bei Mohacz geſchlagen und getödtet wurde. Hierauf kam die Krone von Ungarn an Ferdinand, den Bruder des Kaiſers, dem aber damit eine ſchwere Laſt von Kämpfen und Unruhen zuwuchs. Jedoch lag in ſeiner Verwandtſchaft mit dem Kaiſer auch ein Grund, die deutſchen Stände nachdrücklicher zum Beiſtand aufzufordern. Im Jahr 1529 überzog Soliman, welcher das letztemal freiwillig umgekehrt war, Ungarn von neuem, unterwarf es ſich, drang in Oeſtreich vor, und ſtand im September vor Wien. Im Oktober jedoch gab er, mehr vom Hunger als von den ſaumſetigen Deutſchen genöthigt, die Belagerung der tapfer vertheidigten Stadt auf.

Die von den Türken drohende Gefahr war damals in der That nicht gering. Das kräftige, kampfluſtige, durch beſtändige Kriegszüge geübte Volk war den mühſam zuſammengebrachten Heeren, bei welchen gerade das Ritterthum nach und nach ausgieng, ohne daß eine höhere Taktik dieſen Mangel vergütet hätte, in allem Uebrigen wohl ſo ziemlich gewachſen, und an Zahl ungeheuer überlegen. Mehr die Planloſigkeit der Türken, als die Klugheit und Tapferkeit der Deutſchen rettete die Letzteren. Alles zitterte vor ihnen, und auch Luther ſah ſich veranlaßt, ſich über dieſelben und die gegen ſie zu ergreifenden Maaßregeln auszuſprechen. Früher hatte er ſeine Meinung dahin abgegeben: man dürfe denſelben, als einer Strafe Gottes, nicht widerſtehen. Dieſer Satz Luther's war ſeinen Feinden gar willkommen geweſen als ein ſolcher, deſſen Falſchheit Jedem einleuchten müſſe, und es hatte der Pabſt Leo auch nicht ermangelt, denſelben förmlich mit dem andern als ketzeriſch bezeichneten, zu verdammen. Um ſeine Anſicht genauer zu entwickeln, ſchrieb er im Jahr 1528 eine Schrift vom Krieg wider die Türken, welche er dem Landgrafen Philipp widmete. In der Zuſchrift erwähnt er: ſchon vor fünf Jahren ſey er aufgefordert worden, davon zu ſchreiben, und jetzt finde er ſich um ſo mehr dazu bewogen, als etliche ungeſchickte Prediger dem Pöbel einbilden, man ſolle und müſſe nicht wider den Türken kriegen, etliche auch, es zieme keinem Chriſten, das weltliche Schwert zu führen oder zu regieren. „Dazu, wie unſer deutſch Volk ein wüſt, wild Volk iſt, ja ſchier halb Teufel halb Menſchen ſind, begehren etliche der Türken Zukunft und Regiment!“ — „Und ſolches Irrthums und Bosheit im Volk wird dem Luther alles Schuld gegeben und muß Frucht meines Evangelii heiſſen.“

In der Schrift ſelbſt erklärt er ſich über jenen vom Pabſt verdammten Satz: „Ich bekenne noch frei, daß ſolcher Artikel mein ſey und der Zeit von mir geſetzt und vertheidigt. Und wo es jetzt in der Welt ſtände, wie es dazumal ſtand, ſo wollt' und müßte ich denſelben noch jetzt ſetzen und vertheidigen.“ Er ſetzt nun auseinander, wie es damals geſtanden, daß nämlich die weltliche Obrigkeit gar keinen rechten Begriff von ihrem Amt und Beruf gehabt, dieſen für nichts und für keinen Gottesdienſt geachtet, ſo daß der Churfürſt Friedrich ganz froh geweſen, als Luther zuerſt von weltlicher Obrigkeit geſchrieben, und das Büchlein habe abſchreiben und ſonderlich einbinden laſſen, und ſehr lieb gehabt, daß er auch möchte ſehen, was ſein Stand wäre vor Gott. Der Pabſt aber ſey damals Alles in Allem geweſen, wie ein Gott in der Welt. Nun wollte der Pabſt gleichwohl Chriſt ſeyn mit ſeinem Haufen, und gab vor zu kriegen wider den Türken. „Weil ſie denn Chriſten, ja die beſten Chriſten ſeyn wollten, und gleichwohl wider den Türken ſtreiten, kein Uebels tragen, noch Gewalt und Unrecht leiden, hielt ich mit dieſem Spruch Chriſti wider, daß Chriſten ſollen dem Uebel nicht widerſtehen, ſondern Alles leiden und gehen laſſen. Darauf ſetzt ich den Artikel, den der Papſt Leo verdammt hat. Und that ſolches deſto lieber, daß ich der römiſchen Büberei den Schalkdeckel nähme, denn die Päbſte hatten's nie mit Ernſt im Sinn, daß ſie wider den Türken kriegen wollten, ſondern brauchten des türkiſchen Kriegs zum Hütlein, darunter ſie ſpieleten, und das Geld mit Ablaß aus deutſchen Landen raubten. Alſo behaupten ſie meinen Artikel nicht darum, daß er dem türkiſchen Krieg wehret, ſondern daß er ſolch Hehlkäpplein abriß und dem Geld gen Rom die Straße verlegt. Wäre einfältiger Meinung ein ernſter Krieg vorhanden geweſen: ich hätte meinen Artikel wohl beſſer und unterſchiedlicher können herausblitzen. So gefiel mir das auch nicht, daß man ſo treibt, hetzt und reitzet die Chriſten und Fürſten, den Türken anzugreifen, ehe denn wir uns ſelbſt beſſerten und als die rechten Chriſten lebten. Welche alle beiden Stücke und ein jedes inſonderheit genugſam Urſach iſt allen Krieg zu widerrathen, denn das will ich keinem Heiden noch Türken, geſchweige einem Chriſten rathen, daß ſie Krieg anfahen und angreiſen. Aber über Alles bewegte mich, daß man unter chriſtlichem Namen wider den Türken zu ſtreiten vornahm, lehrte und reitzte, gerade als ſollte unſer Volk ein Heer der Chriſten heiſſen wider die Türken, als wider Chriſti Feinde, welches iſt ſtracks wider Chriſti Lehre und Namen.“ — „Man frage die Erfahrung, wie wohl uns bisher gelungen mit dem Türkenkrieg, ſo wir als Chriſten und unter Chriſti Namen geſtritten haben, bis daß wir zuletzt ganz Rhodis und ſchier ganz Ungarn und viel vom deutſchen Land dazu verloren haben. Und auf daß man ſpüren und greifen möchte, daß Gott nicht bei uns ſey, wider die Türken zu ſtreiten, hat er unſern Fürſten nie ſo viel Muths oder Geiſt's in Sinn gegeben, daß ſie einmal mit Ernſt hätten mögen vom Türkenkrieg handeln, obwohl faſt viel oder ſchier alle Reichstage um ſolcher Sachen willen ſind ausgerufen und gehalten worden: es will ſich nirgends ſchließen noch ſchicken, daß es ſcheinet, als ſpotte Gott unſrer Reichstage, und laſſe den Teufel dieſelbigen hindern und meiſtern, bis der Türke mit guter Weile herzu graſe, und alſo Deutſchland ohne Mühe und ohne Widerſtand verderbe. Warum geſchieht das? Freilich darum, daß mein Artikel, den Pabſt Leo verdammt hat, unverdammt, ſondern kräftig bleibe! Und weil denſelben die Papiſten ohne Schrift aus Muthwillen verworfen, muß der Türk ſich deß annehmen, und denſelbigen mit der Fauſt und That beſtätigen." Immer habe es Schaden gebracht und ſey übel abgelaufen, wenn ſich die Biſchöfe und Geiſtlichen des Kriegs angenommen und denſelben zur Sache Chriſti haben machen wollen; wenn er als Kriegsmann ein Pfaffen- oder Kreuzpanier ſähe, ſo würde er davon laufen wie vom Teufel gejagt; aber „wenn Kaiſer Karl's oder eines Fürſten Panier zu Felde iſt, da laufe ein Jeglicher friſch und fröhlich unter ſein Panier, da er unter geſchworen hat."

„Ehe ich nun vermahne oder reize wider den Türken zu ſtreiten, ſo höre mir doch zu um Gottes Willen, ich will Dir zuvor lehren mit rechtem Gewiſſen kriegen, denn wiewohl ich möchte, wo ich den Adam wollt laſſen gehen, ſtillſchweigen und zuſehen, wie mich der Türk wider die Tyrannen rächete und ſie bezahlete, ſo will ich doch nicht alſo thun, ſondern beiden, Freunden und Feinden dienen. Aufs erſte, weil das gewiß iſt, daß der Türk gar kein Recht noch Befehl hat, Streit anzufahen, und die Länder anzugreifen, die nicht ſein ſind, iſt freilich ſein Kriegen ein lauter Frevel und Räuberei, dadurch Gott die Welt ſtraft. Denn er ſtreitet nicht aus Noth, oder ſein Land im Frieden zu ſchützen, als eine ordentliche Obrigkeit thut, ſondern er ſuchet ander Land zu rauben und zu beſchädigen, wie ein Meer- oder Straßenräuber. Er iſt Gottes Ruthe und des Teufels Diener, das hat keinen Zweifel. Zum andern muß man wiſſen, wer der Mann ſeyn ſoll, der wider den Türken kriegen ſoll, auf daß derſelbige gewiß ſey, daß er's Befehl habe von Gott und recht daran thue, nicht hinein plumpe, ſich ſelbſt zu rächen, oder ſonſt eine tolle Meinung und Urſachen habe, auf daß, ob er ſchlüge oder geſchlagen würde, in ſeeligem Stande und göttlichem Amt befunden werde. Derſelbigen Männer ſind zween und ſollen auch allein zween ſeyn, einer heißt Chriſtianus, der andere Kaiſer Karolus.“ Dann wird erklärt, was unter dem Chriſtianus zu verſtehen; es iſt der frommen, heiligen, lieben Chriſten Hauſe. Die Chriſten müſſen ein wirklich chriſtliches Leben führen, Buße thun, beten und ſich ſo wohl vorbereiten und ſtärken gegen die Türken, von deren ſchändlichen Lehren und Leben er ein Bild entwirft. Durch ſolche geiſtliche Vorbereitung müſſe man den Feind, den Teufel, zuvor ſchlagen. Unter ſeiner gräßlichen Schilderung der Türken findet ſich aber doch folgendes: „Daß man aber ſagt, wie die Türken unter einander treu und freundlich ſind, und die Wahrheit zu ſagen ſich befleißigen, das will ich gerne glauben, und halte, daß ſie wohl noch mehr guter, feiner Tugend an ſich haben. Es iſt kein Menſch ſo arg, er hat etwas Gutes an ſich. Es hat zuweilen ein Freiweib ſolche gute Art an ſich, als ſonſt kaum zehen ehrliche Matronen haben. So will der Teufel auch einen Deckel haben und ein ſchöner Engel ſeyn.“ — „Dieſer Mann (Chriſtianus) ſoll nicht leiblich mit den Türken ſtreiten, wie der Pabſt und die Seinen lehren, noch ihm mit der Fauſt widerſtreben, ſondern den Türken erkennen für Gottes Ruthen und Zorn, welche den Chriſten entweder zu leiden iſt, ſo Gott ihre Sünde heimſucht, oder allein mit Buße, Weinen und Gebet wider ihn fechten und verjagen müſſen. Wer dieſen Rath verachtet, der verachte immerhin; ich will zuſehen, was er dem Türken wolle abbrechen.“

„Der andere Mann, ſo wider die Türken zu ſtreiten gebühret, iſt Kaiſer Karolus, oder wer Kaiſer iſt; denn der Türke greift ſeine Unterthanen und ſein Kaiſerthum an; welcher ſchuldig iſt, die Seinen zu vertheidigen, als eine ordentliche Obrigkeit von Gott geſetzt.“ Die einzelnen Fürſten und Könige ſeyen zu ſchwach; darum ſollen ſich Alle unter des Kaiſers Panier ſammeln. Da könne jeglicher ſein Gewiſſen ſichern, daß er gewißlich im Gehorſam göttlicher Obrigkeit gehe, und ſeelig ſterben. Aber der Kaiſer dürfe nichts anderes ſuchen, als das Werk und Schuldigkeit ſeines Amts, ſeine Unterthanen zu ſchützen, nicht Ruhm und Schätze, Mehrung des Lands oder Befriedigung ſeiner Rachgier. Keineswegs dürfe er den Krieg unternehmen, in der Eigenſchaft, als Haupt der Chriſtenheit oder Beſchirmer des Evangeliums, was er ja nicht ſey, oder in der Abſicht, die Unglaubigen zu vertilgen, denn da müßte er mit dem Pabſt und den Biſchöfen anfangen. Niemand habe bisher ſich mit rechtem Ernſt der Sache angenommen und ſich ſeiner Pflicht erinnert. „Ihr haltet,“ redet er die Herren an, „Euer Amt für einen Scherz und Schimpf, gerade als wäre es eine Mummerei von Faſtnacht. Denn da laſſet Ihr Eure Unterthanen, ſo Euch von Gott befohlen ſind, vom Türken ſo jämmerlich plagen, wegführen, ſchänden, plündern, würgen und verkaufen. Meinet Ihr nicht, Gott werde von Euern Händen fordern alle Eure Unterthanen, die Ihr ſo ſchändlich verlaſſen und Ihr dieweil getanzt, gepraſſet, gepranget und geſpielt habt? Denn wo Ihr's mit Ernſt glaubtet, daß Ihr von Gott geſetzt und geordnet wäret zu Kaiſer und Fürſten, Ihr würdet des Bankettens und Haderns um das hohe Sitzen und andre unnütze Pracht eine Weile laſſen und treulich rathſchlagen, wie Ihr Euer Gewiſſen errettet von alle dem Blut und Jammer Eurer Unterthanen, ſo der Türk an ihnen begehet. Denn wie kann Gott oder ein gottſeeliges Herz anders von Euch denken, denn daß Ihr freilich Euern Unterthanen feind ſeyd, oder ſelbſt mit dem Türken einen heimlichen Bund habet, oder je zum wenigſten Euch ſelbſt weder für Kaiſer noch für Fürſten, ſondern für eitel Tocken und Puppen haltet, da die Kinder mit ſpielen? Es wäre ſonſt unmöglich, daß Euer Gewiſſen Euch ſollte Ruhe laſſen.“ — „Ich hab' oben geſagt, Carolus oder der Kaiſer ſollt der Mann ſeyn, wider den Türken zu ſtreiten und unter ſeinem Panier ſollt es gehen. O! ſolches iſt ſo leicht, daß es Jedermann längſt an den Schuhen zerriſſen hat, und der Luther hiemit nichts neues lehret, ſondern lauter faul, alt Ding. Ja Lieber! der Kaiſer müßte ſich ſelbſt wahrlich mit andern Augen anſehen, denn bisher geſchehen iſt, und du müßteſt ſein Panier auch mit andern Augen anſehen! Ich rede wohl von ſelbigem Kaiſer und Panier, da du von redeſt, aber du redeſt von den Augen nicht, da ich von rede. Gottes Gebot ſollt man im Panier anſehen, das da ſpricht: ſchütze die Frommen, ſtrafe die Böſen! Sage mir, wie viel ſind derer, die ſolches in's Kaiſers Panier leſen können, oder mit Ernſt glauben? Meineſt du nicht, ihr Gewiſſen würde ſie erſchrecken, wenn ſie das Panier anſähen, als die ſich höchlich vor Gott ſchuldig erkennen müßten des verſäumten Schutzes und Hülfe an ihren getreuen Unterthanen? Lieber, es iſt nicht ſchlecht ſeiden Tuch ein Pannier, es ſtehen Buchſtaben daran; wer die leſen wird, dem ſoll der Kitzel und das Banketieren wohl vergehen. Daß man's aber bisher für ſchlecht Seidentuch habe angeſehen, beweiſet ſich ſelbſt in der That wohl;

denn hätte es der Kaiſer längſt aufgeworfen, ſo hätten die Fürſten gefolget und wäre der Türk nicht ſo mächtig geworden. Aber da es die Fürſten mit dem Maul des Kaiſers Panier nannten, und doch mit der Fauſt ungehorſam waren und mit der That für ein bloß ſeiden Tuch hielten, iſt's gegangen, wie es jetzt vor Augen ſteht.“ — „Am Ende will ich gar freundlich und treulich gerathen haben, wenn's dahin kommt, daß man wider den Türken ſtreiten will, ſo wollte man ſich ja ſo rüſten und drein ſchicken, daß wir den Türken nicht zu gering halten, und ſtellen uns, wie wir Deutſchen pflegen zu thun, kommen daher mit zwanzig oder dreißigtauſend Mann gerüſtet. Und ob uns gleich ein Glück beſcheert würde, daß wir gewinnen, haben wir keinen Nachdruck, ſetzen uns wiederum nieder und zechen einmal, bis wieder Noth wird. Und wiewohl ſolche Stücke zu lehren ich ungeſchickt bin, und ſie ſelbſt freilich beſſer wiſſen, oder je wiſſen ſollten; weil ich aber ſehe, daß man ſich ſo kindiſch dazu ſtellt, muß ich denken, daß entweder die Fürſten unſere Deutſchen, des Türken Macht und Gewalt weder wiſſen noch glauben, oder kein Ernſt ſey, wider den Türken zu ſtreiten. Darum iſt mein Rath, daß man die Rüſtungen nicht ſo gering anſchlage und unſere arme Deutſche nicht auf die Fleiſchbank opfere. Will man nicht einen ſtattlichen redlichen Widerſtand thun, der einen Nachdruck habe, ſo wäre viel beſſer, den Streit gar nicht angefangen und den Türken ohne vergeblich Blutvergießen zeitlich eingeräumt Land und Leute, denn daß er mit ſolcher leichter Schlacht und ſchändlich Blutvergießen doch gewinnen ſoll, wie es geſchah in Hungarn mit König Ludwigen, denn wider den Türken kriegen iſt nicht als wider den König von Frankreich, Venediger oder Pabſt kriegen; er iſt ein andrer Kriegsmann. Er hat Volks und Gelds die Menge; er hat den Soldan zweimal nacheinander geſchlagen, da hat Volk zugehört. Lieber, ſein Volk ſitzt täglich in der Rüſtung, daß er bei drei oder vierhunderttauſend Mann kann bald zuſammenbringen; wenn man ihm ein hunderttauſend Mann abſchläget, ſo iſt er bald wieder da mit ſoviel Mann und hat doch den Nachdruck. Das ſage ich nicht darum, daß ich wollt die Könige und Fürſten abſchrecken vom Streit wider den Türken, ſondern daß ich ſie vermahne, weislich und mit Ernſt ſich dazu rüſten und nicht ſo kindiſch und ſchläfrig die Sachen angreifen. Dieſer Ernſt wäre aber der, wenn unſere Könige und Fürſten ihre Sachen dieweil auf ein Knäuel wänden und hierin beide Kopf und Herz, Hände und Füße zuſammen thäten, daß ein einiger Leib wäre eines mächtigen Haufens, aus welchem man, ob eine Schlacht verloren würde, nachzuſetzen hätte und nicht, wie bisher geſchehen, einzelne Könige und Fürſten hinan laſſen ziehen; geſtern den König von Hungarn, heute den König zu Pohlen, morgen den König zu Böheim, bis ſie der Türke einen nach dem andern auffreſſe und nichts damit ausgericht würde, denn daß man unſer Volk verräth und auf die Fleiſchbank opfert und unnützlich Blut vergeußt. Denn wo unſre Könige und Fürſten einträchtiglich einander beiſtänden und hälfen, dazu der Chriſtenmann auch für ſie betet, wollt ich unverzagt und großer Hoffnung ſeyn, der Türke ſollte ſein Toben laſſen und einen Mann an Kaiſer Carl finden, der ihm gewachſen wäre. Wo aber nicht, ſondern ſollte alſo gehen und ſtehen, wie es jetzt gehet und ſtehet, daß keiner mit dem andern eins, noch untereinander treu, ein Jeglicher für ſich ein Mann ſeyn will, oder mit einem Bettelsreuterdienſt zu Felde zeucht, muß ich's geſchehen laſſen; will auch zwar gern helfen beten, aber ein ſchwach Gebet wirds ſeyn, denn ich zumal wenig Glaubens drinnen haben kann, daß erhört werde, weil man ſo kindiſch, vermeſſentlich und unvorſichtig ſolche große Sachen vornimmt.“

Im Jahre 1529 erließ Luther ſeine Heerpredigt wider den Türken. Zwar habe er in der frühern Schrift genugſamen Unterricht darüber gegeben, aber „er habe bei ſeinen lieben Deutſchen die Gnade, daß ſie ihm weder glauben noch zuhören, bis daß ſie zu lange harren und der Glaube ihnen in die Hand komme, und weder Hülfe noch Rath ſey.“ — „Niemand wollte glauben was ich vom Türken ſchrieb, bis daß wir's nun mit ſo großem Jammer erfahren und ſo viel tauſend Menſchen in ſo wenig Tagen erwürget und weggeführt geſehen haben, das wollten wir haben. Und hätte Gott nicht ſo wunderlich und ſo unverſehens uns geholfen, ſo ſollten wir erſt einen rechten Jammer in deutſchen Landen erfahren haben. Und kenne ich recht meine lieben Deutſchen, die vollen Säu, ſo ſollen ſie wohl ihrer Weiſe nach ſich wiederum niederſetzen und mit gutem

Muth in aller Sicherheit zechen und wohlleben und denken: ho, der Türk iſt nun weg und geflohen; was wollen wir viel ſorgen und unnütze Koſten daran wenden? er kommt vielleicht nimmermehr wieder.“ Er habe in dieſer Schrift die zwei Stücke vor, erſtlich die Gewiſſen zu unterrichten, darnach die Fauſt zu ermahnen. In jener Beziehung deutet er die Weiſſagungen der Schrift von böſen künftigen Feinden auf die Türken, der der letzte und ärgſte Zorn des Teufels wider Chriſtum ſey, damit er dem Faß den Boden ausſtoße und ſeinen Grimm ganz ausſchütte wider Chriſti Reich. Der jüngſte Tag ſey nach allen Anzeigen nahe. Aber weil der Türke der Feind ſey, welcher gegen Chriſtum kämpfe, ſolle ein Jeglicher gegen ihn nicht ſtreiten als ein Chriſt, ſondern als ſolcher Alles leiden; vielmehr ſeiner weltlichen Obrigkeit Panier in den Krieg folgen, zu ſchützen und ſchirmen Land und Leute, Weib und Kind. Zu kühnem Muth und Todesverachtung fordert er auf: „du weißt ja wohl, daß du dennoch einmal ſterben mußt, und keinen Tag noch Stunde des Todes ſicher biſt. Wie, wenn denn ſolcher Streit wider den Türken eben dein Stündlein ſeyn ſollt, und von Gott alſo verordnet wäre: ſollteſt du nicht lieber, ja mit Freuden dich allda Gott ergeben, in einen ſolchen ehrlichen, heiligen Tod, da du vielleicht in einem Augenblick aus allem Jammer kommſt und gen Himmel zu Chriſto auffliegeſt, denn daß du auf dem Bette müßteſt liegen, und dich lange mit deinen Sünden, mit dem Tod und Teufel reiſſen, beiſſen, kämpfen und ringen in allerlei Fahr und Noth?

Hier ſtirbſt du allein für dich ſelbſt und friſſet dich eine ohnmächtige Drüſe oder Peſtilenz dahin, dort ſterben viele Heilige mit dir und haſt göttliche, liebliche Geſellſchaft, die mit dir fahren. Summa, wer kann allerlei Fahr des Todes erzählen, darinnen wir täglich ſchweben zu Waſſer, zu Feuer, zu Feld, zu Hauſe, in der Luft, auf Erden! So viele Todte müſſen wir täglich gewarten und wagen's etliche mit Freuden, da doch keine redliche Urſache noch göttlich Befehl iſt, dazu die Hinfarth fährlich und mißlich iſt, wie man dort ankomme. Und ſollten uns hie ſo faul und verzagt ſtellen, da wir gewiſſen Gottes Befehl oder Gefallen haben, unſrer Obrigkeit zu gehorchen mit Leib und Gut, dazu, ſo wir Chriſten erfunden werden, gewiß das ewige Leben mit den Heiligen haben.“ So ermahnet er denn Alle, ſich dem Dienſte nicht zu entziehen, ſondern Gut und Leben daran zu ſtrecken, dem gemeinſamen Feind zu wehren: „Ich wollt wünſchen, daß alle Deutſchen ſo geſinnet wären, daß ſich kein Flecklein noch Dörflein plündern noch wegführen ließe vom Türken; ſondern wenn's zu ſolchem Ernſt und Noth käme, daß ſich wehrte, was ſich wehren könnte, Jung und Alt, Mann und Weib, Knecht und Magd, bis daß ſie alle erwürget würden, dazu ſelbſt Haus und Hof abbrennen und Alles verderben, daß die Türken nichts fänden, denn junge Kindlein, welche ſie doch ohnedieß ſpießen und zerhacken. Es wäre ja beſſer, daß man dem Türken ein leer Land ließe, denn ein volles. Und wer weiß, was ſolche Thurſt ſchaffen würde bei den Türken?

Schreiben doch die Römer ſelbſt von den deutſchen Weibern, daß ſie vor Zeiten ebenſo wohl als die Männer zu Felde gezogen und geſtritten haben. — Ich achte kein Häuslein zu geringe, wo man ſich daraus wehren wollte, die Feinde müßten Haar darüber laſſen. Doch ſolches alles wiſſen die Kriegsleute beſſer denn ich, der ich mich auf ſolche Gelegenheit und Läufte nicht verſtehe." Ferner ermahnt und tröſtet er die, welche in Gefangenſchaft fallen, daß ſie nicht abtrünnig würden, dabei aber ihren Herren, ſo weit es nicht gegen den Glauben ſey, getreu dienen ſollten. Am Ende ſtehe es ja in Deutſchland ſelbſt unter des Pabſts Regiment auch nicht beſſer. „Summa, wo wir hinkommen, da iſt der rechte Wirth, der Teufel daheime. Kommen wir zum Türken, ſo fahren wir zum Teufel, bleiben wir unter dem Pabſt, ſo fahren wir zur Hölle. Eitel Teufel auf beiden Seiten und allenthalben." — „Aber Gott der Vater aller Gnaden und Weisheit wolle uns dieſe Zeit gnädiglich verkürzen und uns mit Weisheit und Stärke begaben und bereiten, daß wir dieweil weislich und mannhaftig wandeln und der Zukunft unſers lieben Herrn Jeſu Chriſti fröhlich warten, und von dieſem Jammerthal ſeliglich ſcheiden mögen."

So wenig Luther an wüſter Rauferei und übermüthiger Kriegsluſt ſein Gefallen haben konnte, wie er denn auch Elend und Jammer, die im Gefolge des Kriegs ſind, mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte, war er doch dem weidlichen Waffenhandwerk, wenn es in ehrlicher Weiſe geübt wurde, nicht abhold, theils weil ſein klarer Verſtand es einmal als nothwendig einſah, daß in dieſer Welt Kriege ſeyen, theils auch wohl, darf man annehmen, gemäß ſeinem tüchtigen und kräftigen Naturell, das ihn ſelbſt zum Helden machte, und ihn gleichſam ſeinen Kopf in den Rachen des Löwen ſtecken ließ. An mannhaften Rittern und kühnen Helden hatte er eine Freude, als ein ihnen Geiſtesverwandter; und ſeine Ermahnungen und Anweiſungen zum Türkenkriege gemahnen einen, als kämen ſie von einem Mann, der, in ſolchen Sachen mitzuſprechen, Recht und Beruf hatte. Den ritterlichen Sinn wenigſtens an Luther, hat der Kaiſer Maximilian richtig erkannt, wenn er, wie man von ihm erzählt, den Wunſch äuſſerte, den kecken Mönch unter ſeinen Kriegsleuten zu haben. Ein entſchloſſener Sinn leuchtet auch aus ſeinen Aeuſſerungen über Nothwehr hervor, die hier, als verwandt, ihre Stelle finden mögen. „Ob mich Jemand in meinem Hauſe übereilet, und mir und den Meinen Gewalt thun und ſie beſchädigen wollte, bin ich als ein Wirth und Hausvater ſchuldig, mich zu wehren und ſie zu vertheidigen, viel mehr auf dem Wege oder Landſtraße. Ich bin oft von unſerm gnädigſten Herrn erfordert worden, da ich wohl auf der Straßen wäre zu greifen geweſen. Wenn mich Straßenräuber und Mörder hätten wollen beſchädigen, ſo wollt' ich mich von wegen des Fürſtenamts, als ein Unterthan und Diener ihrer gewehrt und Widerſtand gethan haben; denn ſie greifen mich nicht des Evangelii wegen an, ſondern als des Fürſten und der Obrigkeit Glied; da ſoll ich dem Fürſten helfen ſein Land rein halten; kann ich ihn erwürgen, ſoll ich das Meſſer auf ihn legen, und frei das Sacrament empfahen. Würde ich aber angegriffen um Gottes Wort willen, und als ein Prediger, da ſoll ich leiden und die Rache und Strafe Gott befehlen. Darum nehme ich kein Meſſer mit auf die Kanzel, ſondern allein auf dem Weg, wenn ich wandre und über Feld ziehe. Die Wiedertäufer ſind verzweifelte böſe Buben, tragen keine Wehre und rühmen ſich großer Geduld." Ob aber Gegenwehr gegen die Obrigkeit, namentlich Gegenwehr der Fürſten gegen den Kaiſer erlaubt ſey, dieß war eine ſchwierige Frage für Luther, und wird davon erzählt werden, wenn zuvor angegeben iſt, in welchem Verhältniß Luther zu den ſeiner Lehre gewogenen Fürſten ſtand.

Längere Zeit nahm ſich von den größern Fürſten allein Friedrich von Sachſen Luther's an, und auch dieſer nicht ſo, daß er deſſen Lehre entſchieden billigte und ihm zufiel, ſondern daß er ihn als ſeinen Unterthanen und Lehrer an ſeiner Univerſität ſchützte, immer ſeine Unkenntniß der Sachen vorwendend, und nur Gerechtigkeit für Luther verlangend. Die Veränderungen im Gottesdienſt giengen beinah gegen den Willen desſelben vor ſich; aber als ein wirklich frommer Fürſt, der früher ſeine Frömmigkeit durch Reliquienſammeln und Meſſen-Stiftungen bewieſen hatte, konnte er doch der neuen, gereinigten Lehre ſeine innere Zuſtimmung nicht verſagen. In einen perſönlichen Verkehr mit Luther trat er nicht, dieſer hat ihn nur ein einzigesmal auf dem Reichstag in Worms geſehen, aber öfters an ihn geſchrieben. Wenn gleich Luther gelegentlich über die Kälte und ängſtliche Vorſicht dieſes Herrn klagte, ſo war doch ſeine Stellung, während er regierte, eine günſtige, da er im Ganzen ungehindert war und freie Hand hatte. Der Churfürſt Friedrich genoß auch bei'm Kaiſer und den Ständen ein treffliches Anſehen, zumal jener war ihm hoch verpflichtet für ſeine Bemühungen bei der Kaiſerwahl; in ſeiner Leichenpredigt nennt ihn Luther einen friedſamen Herrn und Regenten, der ſeinen Namen gar mit Recht geführt habe, und ein ſtilles Haupt. Weſentlich veränderte ſich Luther's Stellung unter Johann, dem Bekenner, der von 1525 — 1532 regierte, dem Bruder des Churfürſten Friedrich. Mit Luther war dieſer ſchon zuvor ſehr vertraut, und ein eifriger Anhänger ſeiner Lehre und des reinen Evangeliums geweſen; die Religion war ihm wirklich hochwichtige Herzensſache, und ſo groß ſein Eifer, daß er die Predigten auf einem Täfelchen nachſchrieb, ſich auch von ſeinen Edelknaben täglich mehrere Stunden aus der Bibel vorleſen ließ. Seine Beſtändigkeit im Bekenntniß des Evangelium, (er ſtand an der Spitze der proteſtirenden Stände in Speier), ward von Luther höchlich gelobt. Bei dieſem Fürſten galt Luther's Rath ſehr viel, und er that nicht leicht einen wichtigen Schritt, ſelbſt wenn die Religion nicht dabei im Spiele war, ohne Luther's Gutachten eingeholt zu haben. Im Reformationswerk hatte Luther freie Hand, und genoß vielen Vorſchub von dieſem frommen Herrn, deſſen gleichgeſinnter Sohn und Erbprinz Luther'n nicht minder hochſchätzte und begünſtigte. Auſſer dieſem waren noch andre Fürſten Luther'n ſehr gewogen, wie der Markgraf Georg von Brandenburg und der durch Thatkraft und politiſche Einſicht, wie auch durch ſeine Macht ausgezeichnete Landgraf Philipp von Heſſen. Der letztere hatte ſich ſeit 1525 offen für die evangeliſche Lehre erklärt, und die Reformation mit Umſicht und Mäßigung in ſeinen Landen eingeführt. — Es iſt Luther'n ſchon zum Vorwurf gemacht worden, daß er ſich ſo ſehr an die Fürſten angeſchloſſen und die Reformation ſo gar zur Sache der Fürſten gemacht, und ihnen am Ende die meiſten Vortheile derſelben zugewendet habe. Aber gewiß iſt, daß Luther's heiſſeſter Wunſch war, die Reformation in ganz Deutſchland eingeführt zu ſehen, zum Frommen und Heil aller Stände, was aber durch den Kaiſer und geiſtliche und weltliche Fürſten gehindert wurde. Diejenigen Fürſten, welche ſie begünſtigten, wurden nicht von Luther darum angegangen, ſondern ſie ſuchten ihn auf, und natürlich war es, daß er ſie nicht abwies, da ſie doch der bedrängten Lehre einen Anhalt geben konnten. Daß aber von den Fürſten der Schutz derſelben ausgehen mußte, das lag in den Verhältniſſen Deutſchlands, die man deßhalb anklagen mag, nicht in Luther's Vorliebe für die Herren. Und an wen hätte Luther ſich anſchließen und halten ſollen, als an ſeine Landesherren, die ihn gewähren ließen und nach ſeinem Sinn handelten? Mit dem Adel oder mit den Bauern gemeine Sache zu machen, verboten ihm ſeine religiös-politiſchen Ueberzeugungen, in welchen er ſich durch den unglücklichen Ausgang jener Verſuche noch beſtärkt fand. Ob Luther die Fürſten durch Vortheile, die aus der Reformation ihnen erwuchſen, habe gewinnen wollen, wird man ſpäter zu beurtheilen Gelegenheit finden. Das aber darf man als ausgemachte Sache betrachten, daß Luther nicht aus demüthiger Unterwürfigkeit und angebornem Reſpekt vor den Hochgebornen ſich den Fürſten anſchloß, ihren Intereſſen ſchmeichelte und ihre Wünſche erfüllte; er ließ ſie, wo es Gelegenheit gab, die volle Sprache der Wahrheit hören, und eher dürfte die Annahme Grund haben, daß er durch die Bereitwilligkeit, womit manche der Fürſten auf ſeine Stimme horchten, nachgerade etwas verwöhnt, und in einer Gewaltthätigkeit der Anſichten befeſtigt wurde, welche ohnehin in ſeinem Naturell und Temperament gegründet war. Der unbeugſame Reformator hat nie darein gewilligt, einem Fürſten zu lieb auch nur den kleinſten Artikel ſeiner religiöſen Ueberzeugungen aufzuopfern oder umzuformen.*)

Die wichtigſte immer wiederkehrende, und bis zum Ende von Luther's Leben noch nicht erledigte politiſche Frage war die: wie ſich die Fürſten gegen den Kaiſer zu verhalten hätten, hinſichtlich der Religionsſache? und ob ſie ſich im Nothfall gegen ihn wehren dürfen?

Die Eigenthümlichkeit der deutſchen Reichsverfaſſung erſchwerte die Anwendung von Grundſätzen, welche in Luther's Seele, als auf die Schrift gegründet, unerſchütterlich feſt ſtanden: daß man nämlich der Obrigkeit nicht widerſtreben dürfe, ſondern Alles von ihr leiden, nur aber nichts gegen Gottes Gebot handeln müſſe. Unbeſtreitbar ſtand einerſeits der Kaiſer als Oberherr über den Fürſten, trotz dem, daß die kaiſerliche Macht im Verlauf der Zeit gar ſehr geſchmälert und durch Verträge eingeſchränkt, ja beinahe auf den bloßen äußern Pomp und Namen zurückgeführt war; aber gerade wegen dieſer Beſchränkungen, in Folge deren die Fürſten nicht mehr ernannte Bevollmächtigte, Beamte und Lehenträger des Reichs, ſondern erbliche Regenten, beinah unabhängige Herren geworden waren, ließ ſich doch das Verhältniß von Unterthanen auf ſie nicht mehr gut anwenden. Luther jedoch hielt, wenigſtens während der hier betrachteten Periode, noch an der letztern Anſicht mehr feſt, und dieſe beherrſchte denn auch im Ganzen ſeine Bedenken und Gutachten. Schon im Jahr 1523 erklärte Luther, als der Churfürſt ein Gutachten begehrte, ob ein Fürſt ſeine Unterthanen gegen des Kaiſers oder anderer Fürſten Verfolgungen um des Glaubens willen, mit Krieg ſchützen dürfe: Der Churfürſt, der ſich bisher für partheilos und der Sache unkundig erklärt habe, könne wegen der Religionsſache keinen Krieg auf ſich nehmen. Er ſey ſchuldig der kaiſerlichen Majeſtät zu weichen. Wolle er aber zur Rettung der Sache einen Krieg führen, ſo müſſe er zuerſt öffentlich bekennen, daß er ſich entſchieden zu dieſer Sache bekenne; dann den Krieg in der Meinung führen, als käme er wie ein fremder Fürſt ſeinen Unterthanen zu Hülfe, und drittens, müſſe er ſolches aus

---

*) Ein Fall anſcheinender Nachgiebigkeit wird ſpäter beleuchtet werden.

Berufung eines ſonderlichen Geiſtes und Glaubens thun. Sonſt ſolle er lieber den Obern Statt und Raum geben, und mit den Chriſten, zu denen er ſich bekenne, ſterben. — Als gegen das Jahr 1526 ſich wegen der drohenden, harten Mandate des Kaiſers, worin von Vertilgung der Lutheriſchen Lehre die Rede war, die Beſorgniſſe ſteigerten, dachte der Landgraf ernſtlich auf Stiftung eines Bündniſſes zwiſchen den Gleichgeſinnten. Wirklich kam es auch zu Stande am 4. Mai, zu Torgau, zwiſchen dem Fürſten von Sachſen und von Heſſen, worin ſie ſich, dafern einer oder der andere angegriffen würde, einander auf's treulichſte beizuſtehen zuſagten. Zu Magdeburg am 12. Juni wurde der Bund erneuert und durch den Beitritt mehrerer Fürſten, auch der Stadt Magdeburg, erweitert, und das Bewußtſeyn der hiedurch gewonnenen Stärke gab den Evangeliſchen auf dem Speierer Reichstag von 1526 ausnehmend viel Zuverſicht. Indeß blieben die Lutheriſchen Fürſten eine Zeitlang unangefochten; aber im Jahr 1527 bekam Philipp die Kunde von dem Breslauer Bund, (durch Pack); eilends begab ſich der Landgraf zu dem Churfürſten, mit dem er einen Gegenbund ſchloß, dem zufolge ſie ſich für verpflichtet erkannten, weil Gott ihnen das Schwerdt gegeben, ihre Lande zu ſchützen, einander gegenſeitig mit ſtattlicher Hülfe beizuſpringen. Auch wollte man mehrere andere Fürſten zum Beiſtand auffordern. Aber der Landgraf wollte auch dem erwarteten Angriff der Gegner mit einem raſchen Streich zuvorkommen, wozu jedoch der bedächtigere Churfürſt ſeine Zuſtimmung nicht gab. Hier war es Luther, der dem Ausbruch der Feindſeligkeiten nach Kräften wehrte. Er ſchrieb an den Churfürſtlichen Kanzler Brück über jenes Mainziſche (oder Breslauiſche) Bündniß, auf die Anfrage, wie er ſich verhalten ſolle, folgendes: „daß mein gnädigſter Herr ein ſicher gut Gewiſſen habe, gegen der widerwärtigen Fürſten Frevel, wo es Noth ſeyn würde, ſich zu wehren, iſt das zu bedenken, daß Seine Churfürſtliche Gnaden keinen Oberherrn hat auf Erden, der ihn zu ſtrafen oder urtheilen Recht und Macht hätte, ohne allein Kaiſerliche Majeſtät ſelbſt. — Zum andern iſt Seine Churfürſtliche Gnaden ſchuldig, ihre Unterthanen wider ſolche Fürſten zu ſchützen. Zum dritten, wo dieſelbigen Mordfürſten, oder Feinde als aus Kaiſerlicher Majeſtät Befehl fürgeben, ſeine Churfürſtlichen Gnaden anzugreifen, haben Seine Churfürſtliche Gnaden das Gewiſſen abermal ſo zu richten, auf's erſte damit, daß Seine Churfürſtlichen Gnaden ſolchen Befehl nicht ſchuldig iſt zu glauben noch anzunehmen, ſondern als eine falſche, unrechte und aufrühriſche Tücke zu deuten, darum daß Kaiſerliche Majeſtät hat verheiſſen, Seiner Churfürſtlichen Gnaden gnädiger Herr zu ſeyn, und nichts wider Seine Churfürſtliche Gnaden vorzunehmen, ohne vorgehende Einreden. Auf ſolcher Kaiſerlichen Majeſtät Verheiſſung ſoll und muß Seine Churfürſtliche Gnad ſtehen und durch keinen Befehl davon ſich kehren laſſen, bis Kaiſerliche Majeſtät ſelbſt ſolche Verheiſſung widerrufen.“ Ferner wird angeführt, daß ja dieſer Anſchlag ohne

Wiſſen und Willen des Kaiſers gemacht worden ſeyn müſſe, und alſo alle treue und fromme Glieder des Reichs billig dawider handeln ſollen. Das Wormſer Edikt, auf welches ſich die Feinde gründen, ſey nicht durch die Reichsſtände verwilligt, ſondern ein Machwerk der Pfaffen, „derhalben mit gutem Gewiſſen für Gott und der Welt aller Befehl, der auf ſolch nichtig Mandat mag ausbracht werden, ſoll für unrecht, und als den Kaiſerliche Majeſtät nicht thun könne noch wolle, ohne alles Zweifeln gehalten werden, und was die Rottenfürſten darauf fürnehmen, als eine rechte Aufruhr und Rotterei wider das Reich und Kaiſerliche Majeſtät zu achten, dem für Gott und der Welt nicht allein kein Gehorſam, ſondern auch allerlei Widerſtand zu erzeigen. Angreifen aber und mit Krieg ſolchem Rath der Fürſten zuvor kommen wollen, iſt in keinem Weg zu rathen, ſondern auf's allerhöchſte zu meiden. Denn damit würden öffentlich geſtraft, ja freventlich angegriffen, die doch noch nichts öffentlich gethan hätten, noch überzeugt wären, und gewännen damit allererſt nicht allein den feinſten Schein, ſondern auch aller Dinge Recht, ſich als aus Noth zu wehren, wider die ſo ohne Kaiſerlichen Befehl aufrühriſcher Weiſe die Unſchuldigen angreifen. Denn Gott kann ihren heidniſchen Rath wohl noch hindern; aber wo ſie würden angegriffen, könnte ſich's nicht mehr hindern und würde alsdann erſt recht angehen. O behüte Gott für dem Greuel! Das hieße freilich recht für dem Hamen fiſchen, und Gewalt für Recht gebraucht. Keine größere Schande than' dem Evangelio geſchehen, denn hieraus würde nicht ein Bauern-Aufruhr, ſondern ein Fürſten-Aufruhr, der Deutſchland zu Boden verderben würde. Wo aber mein gnädiger Herre, der Landgraf, nicht wollt' folgen ſondern fortfahren, iſt mein gnädigſter Herr nicht ſchuldig zu halten das Verbündniß, denn man muß Gott gehorſam ſeyn mehr denn den Menſchen.“ Und in einem andern Bedenken von Luther, Bugenhagen und Melanchthon heißt es: „Es gefället uns faſt wohl, daß der Angriff von dieſer Seite nachbleibe, denn damit ſind unſre Gewiſſen deſto ſicherer, als die wir nicht angefangen, noch Urſache ſind, Blut zu vergießen; auch der Glimpf bei der Welt deſto größer, daß man des Angriffs gewartet, und allerlei Geduld erlitten, und Wege geſucht Friede zu halten.“ Ein Mandat vom Reichsregiment, welches allen Ständen Frieden gebot, ergriff Luther begierig, um daraus dem Churfürſten ſeine Verpflichtung nachzuweiſen, die Waffen ruhen zu laſſen. „Und da Gott für ſey, wenn es ja ſollte in ſolchen böſen Gewiſſen und Ungehorſam vorgenommen und vollzogen werden, ſo ſollte uns doch ewiglich jammern, daß wir alsdann müßten und gezwungen würden wider Euer Churfürſtlichen Gnaden als unſern allerliebſten Herrn, von dem wir ſo väterlich bisher ernähret, beſchirmet und mit trefflichen großen Wohlthaten und Gnaden überſchüttet geweſen, reden, und zeugen dazu, wie ich Martinus, von Euer Churfürſtlichen Gnaden zu Altenburg bedingt, daß wir Euer Churfürſtlichen Gnaden Land meiden, und uns wegthun müßten um des Evangelii willen, auf daß nicht auf daſſelbige unſchuldige Wort Gottes aller ſolcher Unglimpf mit gutem Schein falle. Was könnte doch unſern Herzen immer mehr Leides geſchehen, denn daß wir von ſolchem Vater und Patron müßten geſchieden ſeyn, und mit uns vielleicht viel andre ſeiner Leute! — Derohalben wäre unſer unterthäniges Bedenken, daß man eine ſtattliche Botſchaft an das Regiment ſchickte, welche daſelbſt anzeigte Euer Churfürſtlichen Gnaden und meines gnädigſten Herren des Landgrafen Gehorſam, und die Bundesfürſten beklagte.[a] Die Sache wurde beigelegt, aber der Kaiſer ließ ſich in Schreiben an beide Fürſten ungnädig vernehmen.

Nach dem Speierer Reichstag von 1529, wo die Evangeliſchen proteſtirt hatten, ſchickten ſie eine Deputation an den Kaiſer, mit einer Rechtfertigung der von ihnen gethanen Schritte; ahnend jedoch, daß dieſe Geſandtſchaft, welche den Kaiſer in Italien aufſuchte, einen übeln Empfang finden möchte, welche Beſorgniß nur zu ſehr gerechtfertigt wurde, machten ſie Vorbereitungen zu einem ausgedehnteren und feſteren Bund. Es war ſchon Vieles verabredet mit mehreren anſehnlichen Reichsſtädten, und ein Tag zur Zuſammenkunft in Rotach, im Koburgiſchen, feſtgeſetzt, als ſich große Bedenklichkeiten hervorthaten, welche beſonders von Luther erhoben und genährt wurden, und ſich darauf gründeten: ob man mit denjenigen, welche in der Abendmahlslehre ſchweizeriſch dachten, gemeine Sache machen könnte. Doch war dieß bei Luther nicht der einzige Anſtoß, ſondern ihm mißfiel die ganze Weiſe, ſich mit den Waffen zu rüſten und in der Sache der Religion das Schwerdt zu ziehen.

Luther ſtellte in ſeinem und ſeiner Collegen Namen dem Churfürſten ein Bedenken über die Frage, ob die im Artikel vom Abendmahl Diſſentirenden in das Religionsbündniß aufgenommen werden könnten, folgenden Inhalts: „Weil dieß Verbündniß ſoll den Namen haben und der Meinung geſchehen, daß die Lehre des Evangelii dadurch bei uns erhalten und geſchützt werde, ſo iſt's aufs erſte unmöglich und umſonſt. Urſache: denn ſolch Verbündniß muß ohne Zweifel ſich gründen, und ſtehen auf dem Gewiſſen und Glauben derer, ſo ſich verbünden, als daß ſie wollen einträchtig glauben. Nun iſt ſolcher Glaube bei den Andern uns unbewußt und ungewiß, und freilich zu beſorgen bei gar Wenigen. Wenn denn nun der Kaiſer etwa angriffe, ſo würden ſich gar wenig finden, die beſtehen, und würden die Andern alle abfallen; da würde man denn allererſt und zu ſpät erfahren, wie die Städte ihrer ſelbſt nicht mächtig ſind, und würde das Bündniß mit großer Schande und Schaden zu nichte werden. Deß haben wir Exempel genug; alſo iſt zu fürchten, daß auch mit Ulm, Straßburg und andern ergehen werde. Zum andern iſt's gefährlich, des Landgrafen halber, weil er ein unruhiger Mann iſt, möcht' er abermal, wie er jenes Mal that, etwas anfahen, Stifte, Klöſter ſtürmen ohne unſern Willen, ſo müßten wir hintennach und mitthun oder mitgethan haben, was er thut. Weil nun der Landgraf uns in ſolche Sache möcht' bringen, ſo thun wir wider Gott, ſo wir uns in ſolche Gefahr begeben. Zum dritten iſt's verdächtig und ärgerlich. Denn wer kann ſo viel Leute dafür halten, daß ſie hierin nicht ſuchen mehr Troſtes und Trotzes auf menſchliche Hülfe, denn auf Gott; ja gar Wenige würden ſo reines Glaubens ſeyn, die nicht ſolchen Bund ließen ihren Abgott ſeyn; das wäre denn erſchrecklich. Zum vierten iſt's unchriſtlich, der Ketzerei halben wider das Sacrament, denn wie ſie nicht können ihren Bund haben, wir müſſen ſolche Ketzerei mit helfen ſtärken und vertheidigen, und wenn ſie vertheidigt würden, ſollten ſie wohl ärger werden denn vorhin; denn weil ſie das Stück nicht beſſern, iſt nicht Hoffnung, daß ſie in den andern Stücken recht und feſt bleiben werden. — Ob Jemand wollt fürgeben, die Städte ſind doch in allen Stücken, bis auf das einzige, mit uns eins, und ſoll je an dem einigen um der andern alle willen nicht ſo viel gelegen ſeyn? Antwort: Es iſt allzuviel an dem einigen, denn dadurch werden die andern alle auch unrein; der iſt nicht weniger ein Unchriſt, wer Einen Artikel leugnet, denn Arius oder deren einer. Spricht man abermals: dieſer Bund betreffe nicht die Lehre, ſondern ſoll wider äußere Gewalt, die man wider Recht fürnimmt, dieweil jene ſich auf Erkenntniß erbieten. — Antwort: das hält nicht, denn man weiß, daß uns der Widertheil um keiner Urſachen willen angreifen will, denn um der Lehre willen; darum läßt ſich nicht glauben, daß wir wider unrechte Gewalt ſolchen Bund machen; und daß ſie ſich auf Erkenntniß erbieten, hilft uns nichts, denn wir wiſſen und halten, daß ſie Unrecht haben, und mögen ſolches nicht mit ihnen in Zweifel oder Erkenntniß ſetzen, darum wir nicht mit gutem Gewiſſen können mit ihnen handeln."

Ungefähr gleichlautend mit dieſem Bedenken war ein früherer Privat-Brief Luthers an den Churfürſten Johann; die Nachricht, die er durch Melanchthon erhalten, von einem neuen zu errichtenden Bund, habe ihn nicht wenig bewegt, da er vor einem Jahre froh geweſen, als Gott durch wunderliche Gnade ſie aus dem gefährlichen Bündniß erlöſt habe. „Chriſtus unſer Herr wirds geben durch unſer Gebet, daß ob der Landgraf gleich zu fortführe (davor Gott auch gnädiglich ſeyn wolle) mit ſeinem Bundmachen, daß doch Euer Churfürſtlichen Gnaden ſich nicht mit darein flechten und binden laſſen, denn was Unraths daraus folgen will, können wir nicht Alle denken." Ein ſolches Bündniß ſey nicht aus Gott, ſondern nur menſchlicher Witz. Ferner ſey es unnöthig, weil die Papiſten weder die Macht noch den Muth haben anzugreifen, und Gott die Evangeliſchen mit guten Mauern ſeiner Macht verwahrt habe. Auch werde nur der Gegentheil durch ſolch Bündniß gereizt und aufmerkſam gemacht. Leicht könnte der Landgraf, als ein junger unruhiger Fürſt, wieder angriffsweiſe verfahren wollen, „wills nicht anders ſeyn, ſo helfe Gott, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden den Landgrafen laſſe, und ſey abgeſondert, wie ich höre, daß mein gnädiger Herr Markgraf Georg ſagt und thut. Unſer Herr Chriſtus, der bisher Euer Churfürſtlichen Gnaden ohne den Landgrafen, ja wider den Landgrafen wunderlich geholfen hat, wird wohl weiter helfen und rathen. Dem Landgrafen, der ſchon einmal ſchwer gefehlt hat, will nicht ſo zu trauen ſeyn, ſonderlich weil deſſelben bisher keine Aenderung noch einige Reu oder Leid deshalb geſpürt worden iſt.“ Das Aergſte ſey, daß in das Bündniß ſollen zum großen Theil die Sacramentirer, muthwillige Feinde Gottes und ſeines Worts, aufgenommen werden, wodurch das Evangelium wahrhaft geſchändet würde. „Es hat Gott allezeit ſolch Bündniß menſchlicher Hülfe verdammt, als Jeſ. 7. und ſpricht: Wenn Ihr ſtille bleibet und trauet, ſo ſoll Euch geholfen werden; denn wir ſollen Kinder des Glaubens ſeyn zu Gott, in rechter Zuverſicht. Sollen wir aber Bündniß haben, die wird er uns ohne unſer Sorgen und Suchen zuſchicken.“ Dieſe Warnungen machten auf den Churfürſten ſo großen Eindruck, daß er ſeinem Geſandten auf dem Convent zu Rotach aufgab, wenn es ſich thun laſſe, den Bund wieder rückgängig zu machen, jedenfalls aber ſich mit den Schweizeriſchgeſinnten nicht einzulaſſen. Da jenes nicht mehr angieng, ſo wurde wenigſtens die Faſſung des Vertrags ſo vorſichtig wie möglich geſtellt, als auf bloße Vertheidigung berechnet und der Kaiſer ganz und gar ausgenommen. Der vollſtändige Abſchluß aber wurde noch aufgeſchoben. Inzwiſchen ſuchte der Landgraf durch Briefe den Churfürſten umzuſtimmen und beſonders ihm ſeine Abneigung gegen ein Bündniß mit den Zwingliſch-Geſinnten zu benehmen: Es ſey nicht nöthig, daß ſie ſich ſo liederlich von einander trennen, obſchon die Gelehrten um leichter oder ſonſt diſputirlicher Sachen willen, daran doch Glaube und Seeligkeit nicht gelegen, zweihellig ſeyen. Wenn das wäre, ſo gäbe es jedes Jahr neuen Zwieſpalt, denn die Gelehrten haben immer etwas zu ſtreiten. Er machte ſehr dringend auf das Unpolitiſche einer ſolchen Abweiſung mächtiger Bundesgenoſſen aufmerkſam und ließ den Churfürſten bemerken, daß Luther auch den Herzog Georg, ſeinen Schwiegervater, ungebührlicher Weiſe vielfach ſo hart behandelt habe. — Der Churfürſt ließ ſich jedoch nicht erſchüttern. Aber die Kunde von der zwiſchen Kaiſer und Pabſt geſchloſſenen, der neuen Lehre Verderben drohenden Freundſchaft veranlaßte den Landgrafen, das Bündniß doch mit allem möglichen Eifer zu betreiben, und die demſelben im Weg ſtehenden Schwierigkeiten wegzuräumen. Dazu hielt er eine Beſprechung der Theologen über das Abendmahl geeignet, wovon ſchon oben geredet worden. Luther's Brief an den Landgrafen wurde dort erwähnt; in einem Bedenken über denſelben Vorſchlag, erklärte er: mit Zwingli zu handeln ſey ganz unfruchtbar; eher noch mit Oecolampadius. Aber er halte wenig darauf; bei den meiſten Sacramentirern würde es auf eine Diſputation hin nur noch ärger werden. „Item iſt es nicht gut, daß der Landgraf viel mit den Zwinglern zu thun habe; er hat ohnehin mehr Luſt zu ihnen, als ich ſorge, denn gut iſt; denn die Sache iſt dermaßen, daß ſie ſpitzige Leute, dafür ich den Landgrafen auch halte, ſehr anſicht, und fället die Vernunft leichtlich auf das, das ſie begreift, ſonderlich wenn gelehrte Leute dazu ſtimmen, die der Sache aus der Schrift eine Geſtalt machen, als denn viele gelehrte Leute itzund dem Zwingeln anhangen. Aber mir iſt die Sache alſo angelegen, und habe mich, ſo viel als möglich, darum erkundet, und beruhe darauf, daß ich's mit den Straßburgern nicht halten will mein Lebenlang, und weiß, daß Zwingel und ſeine Geſellen unrecht vom Sacrament ſchreiben."

Wenn er nun auch mit dieſer Geſinnung ſich nach Marburg begab, kann man ſich doch leicht denken, daß er durch die Ausſicht, im Fall einer Nachgiebigkeit, das Bündniß zu Stande kommen zu ſehen, wenig gelockt und bewogen werden konnte, weil ihm ja auch ſchon das Bündniß an ſich zuwider war. Mehrere Zuſammenkünfte der Fürſten und Städte fanden ſtatt, und auf einer derſelben, zu Schmalkalden, wurde feſtgeſetzt, daß wer die ſiebzehn Schwabacher Artikel (von Luther aufgeſetzt und gegen die Zwingliſche Anſicht ſich erklärend) annehmen wolle, ſich im Januar 1530 nach Nürnberg einfinden ſolle. Der Landgraf hatte in der Einladung nach Schmalkalden die inzwiſchen kund gewordne feindſelige Geſinnung des Kaiſers dem Churfürſten zu Gemüth geführt, und einen Grund zu entſchloſſenen Maaßregeln daher genommen: „Mich bedünkt, Gott hat uns allen Gnad und Glück bewieſen, daß Kaiſers Majeſtät ihr Gemüth alſo entblößt hat; es iſt viel beſſer, denn daß er uns einen halben gnädigen Beſcheid gegeben hätte, und doch Böſeres im Sinn; der Sache iſt, ob Gott will, wohl Rath zu finden, ſo wir nur bei einander halten wollen und es nicht verachten.“ Auch die weltlichen Räthe ſprachen nachdrücklich zu; aber Luther ſchrieb an den Churfürſten im November 1529 eine Schrift, die Gegenwehr belangend, worin er ihm ernſtlich von dem Bündniß abrieth: „Ich bitte, Euer Churfürſtliche Gnaden wollen ſolches Bedenken gnädiger Meinung von uns vernehmen, denn wir in unſerm Gewiſſen ſolch Verbündniß nicht mögen billigen noch rathen, angeſehen wo es fortgienge und etwa ein Blutvergießen oder ſonſt ein Unglück daraus erfolgete, daß, ob wir alsdenn gern heraus wollten ſeyn, nicht könnten kommen, alles ſolches Unfalls eine unleidliche Beſchwerung tragen müßten, daß wir lieber zehnmal möchten todt ſeyn, denn ſolch Gewiſſen haben, daß unſer Evangelium ſollte eine Urſache geweſen ſeyn, einiges Bluts oder Schadens, ſo von unſertwegen geſchehen; weil wir ſollen die ſeyn, die da leiden und wie der Prophet ſagt, wie die Schlachtſchafe gerechnet ſeyn und nicht uns ſelbſt rächen oder vertheidigen, ſondern dem Zorn Gottes Raum laſſen. Daß aber Euer Churfürſtliche Gnaden darüber muß in Gefahr ſeyn, ſchadet nicht; unſer Herr Chriſtus iſt mächtig genug, kann wohl Mittel und Wege finden, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden ſolche Gefahr nichts thun wird; er kann die Gedanken der gottloſen Fürſten wohl zu nichte machen. Denn wir's auch dafür achten, daß ſolch des Kaiſers Fürnehmen ein lautes Dräuen des Teufels ſey, das ohne Kraft ſeyn wird und endlich dem Widertheil zum Verderben gedeihen. Es muß ja Chriſti Kreuz getragen ſeyn, die Welt wills nicht tragen, ſondern auflegen; ſo müſſen's freilich wir Chriſten tragen, auf daß es nicht ledig da liege oder nichts ſey. Euer Churfürſtlichen Gnaden haben bisher redlich daran getragen, beide wider die Aufruhr und auch wider große Anfechtung, Neid, Haß und viel böſer Tücke von Freunden und Feinden; doch hat Gott gnädiglich immerdar ausgeholfen und Euer Churfürſtlichen Gnaden feſten Muth gegeben und nicht ohne Troſt leiblich und geiſtlich gelaſſen, ſondern wunderbarlich alle böſe Tücke und Stricke des Teufels aufgedeckt, zerriſſen und zu Schanden gemacht. Deßhalben bitte und vermahne ich unterthäniglich, Euer Churfürſtlichen Gnaden ſeyen getroſt und unerſchrocken in ſolcher Gefahr! Wir wollen, ob Gott will, mit Beten und Flehen gegen Gott mehr anrichten, denn ſie mit allem ihrem Trotzen, und wo es dazu käme, als ich nicht meine, daß der Kaiſer fortdränge und mich oder die Andern forderte, ſo wollen wir von uns ſelbſt mit Gottes Hülfe erſcheinen, Euer Churfürſtlichen Gnaden unſerthalb in keine Gefahr zu ſetzen. Denn Euer Churfürſtlichen Gnaden ſoll weder meinen noch eines Andern Glauben vertheidigen, kann's auch nicht thun, ſondern ein jeglicher ſoll ſelbſt ſeinen Glauben vertheidigen, und nicht auf eines Andern, ſondern auf ſeine Gefahr glauben; wenn es ſo weit kommt, daß unſer Oberherr, der Kaiſer an uns will. Indeß verläuft viel Waſſer und wird Gott wohl Rath finden, daß nicht ſo gehen wird, wie ſie gedenken.“

In Nürnberg blieben, wie zu erwarten war, die Geſandten der durch Aufſtellung der Schwabacher Artikel eigentlich ausgeſchloßnen Städte wirklich aus, und diejenigen, welche ſich einfanden, beſchloſſen nach manchen beſprochenen und wieder aufgegebenen Vorſchlägen und vielem Hin- und Herreden über die Rechtmäßigkeit des Widerſtands gegen den Kaiſer, wenn er einen Stand der Religion wegen angreiſe — nichts, weil man ſich überzeugte, daß die gefürchtete Gefahr nicht ſo nahe ſey. Nun wurde über jene Frage von Luther ein Gutachten verlangt, der es unter dem 6ten März 1530 ſtellte: „Auf Euer Churfürſtlichen Gnaden Begehr des Falls halben, ob man ſich möge wehren gegen Kaiſerliche Majeſtät, wo ſie mit Gewalt Jemand wollt' überziehen um des Evangeliums willen, hab' ich mich mit meinen lieben Herren und Freunden, D. Jonas, Johann Pommer und M. Philipp befragt und berathſchlagt, und befinden, daß vielleicht nach kaiſerlichen und weltlichen Rechten etliche möchten ſchließen, daß man in ſolchem Fall möchte wider Kaiſerliche Majeſtät ſich zur Gegenwehr ſtellen, ſonderlich weil Kaiſerliche Majeſtät ſich verpflichtet und vereidet, Niemand mit Gewalt anzugreifen, ſondern bei aller vorigen Freiheit zu laſſen. Aber nach der Schrift will ſich's in keinem Weg ziemen, daß Jemand, der ein Chriſt ſeyn will, ſich gegen ſeine Obrigkeit ſetze, Gott gebe, ſie thun Recht oder Unrecht, ſondern ein Chriſt ſoll Gewalt und Unrecht leiden, ſonderlich von ſeiner Obrigkeit. Denn obgleich Kaiſerliche Majeſtät hierin Unrecht thut und ihre Pflicht und Eid übertritt, iſt damit ſein Kaiſerliche Obrigkeit und ſeiner Unterthanen Gehorſam nicht aufgehebt, weil das Reich und die Unterthanen ihn für Kaiſer halten und nicht abſetzen. Thut doch wohl ein Kaiſer oder Fürſt wider alle Gottes Gebot, und bleibet dennoch Kaiſer und Fürſt, und iſt doch Gott viel höher vereidet und verpflichtet, als den Menſchen. Sollt es nun genug ſeyn, daß man ſich wider Kaiſerliche Majeſtät ſetzet, ſo ſie Unrecht thut: ſo möcht' man in allen Stücken, ſo oft er wider Gott thut, ſich wider ihn ſetzen, und bliebe mit der Weiſe wohl gar keine Obrigkeit noch Gehorſam in der Welt. Aber weil Kaiſer Kaiſer, Fürſt Fürſt bleibt, wenn er gleich alle Gebote Gottes überträte, ja ob er gleich ein Heide wäre, ſo ſoll er's auch ſeyn, ob er gleich ſeinen Eid und Pflicht nicht hält, bis daß er abgeſetzt, oder nimmer Kaiſer ſey. Und ſoll der Spruch Chriſti feſt ſtehen: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Denn wir nicht allein den gütigen und frommen, ſondern auch den böſen und unſchlachtigen Herren ſollen mit aller Furcht unterthan ſeyn. Und Summa: Sünde hebet Obrigkeit und Gehorſam nicht auf; aber die Strafe hebet ſie auf, das iſt, wenn das Reich und die Churfürſten einträchtiglich den Kaiſer abſetzen, daß er nimmer Kaiſer wäre. Sonſt, ſo lang er ungeſtraft und Kaiſer bleibt, ſoll ihm auch Niemand Gehorſam entziehen oder wider ihn ſtreben; denn das iſt Rotterei und Aufruhr, und Zwietracht anfangen. Darum dieſe Rechtsſprüche: man möge Gewalt mit Gewalt ſteuern, helfen hie nichts, denn ſie gelten wider die Obrigkeit nichts, ja ſie taugten auch nicht gegen Gleiche, ohne wo es ihm Noth wäre, oder Schutz forderte der Andern oder der Unterthanen. Denn dagegen ſtehen auch andre Rechtsſprüche: Niemand ſoll ſein eigner Richter ſeyn; item: wer wieder ſchlägt, der iſt unrecht. So ſind ja aller Fürſten Unterthanen auch des Kaiſers Unterthanen, ja mehr denn der Fürſten, und ſchickt ſich nicht, daß Jemand des Kaiſers Unterthanen mit Gewalt wider den Kaiſer, ihren Herrn, wollt ſchützen. Gleichwie ſich's nicht ziemt, daß der Bürgermeiſter zu Torgau wollt die Bürger zu Torgau wider den Fürſten zu Sachſen mit Gewalt ſchützen, ſo lang er Fürſt zu Sachſen iſt.“

„Wie ſoll man denn thun? Alſo ſoll man thun: Will Kaiſerliche Majeſtät wider uns, daß uns kein Fürſt noch Herr wider ihn ſchütze, ſondern laſſe dem Kaiſer Land und Leute offen ſtehen, als die Seinen, und befehle die Sache Gott, und ſoll auch Niemand anderes von ſeinem Fürſten und Herrn begehren, ſondern ein Jeglicher ſoll alsdenn für ſich ſelbſt ſtehen und ſeinen Glauben erhalten mit Darſtreckung ſeines Leibes und Lebens, und nicht die Fürſten mit in die Fahr ziehen, oder mit Schutzſuchen beſchweren, ſondern den Kaiſer laſſen ſchaffen mit den Seinen wie er will, ſo lang er Kaiſer iſt.“ Dem Kaiſer ihren Arm zu Verfolgung ihrer Unterthanen zu leihen, ſeyen jedoch die Fürſten nicht verpflichtet. „Indeß, wo wir uns alſo ſchicken, und Gott die Sache alſo befehlen, mit ganzem Vertrauen beten, und um ſeinetwillen uns in ſolche Fahr wagen, ſo iſt er treu und wird uns nicht laſſen, und wird auch wohl Mittel finden, uns zu helfen und ſein Wort zu erhalten. Darum achte ich, es ſey vor dem Garn gefiſcht, ſo man um Vertheidigung des Evangelii willen ſich wider die Obrigkeit legt, und gewißlich ein rechter Mißglaube, der Gott nicht vertraut, daß er uns ohne unſern Witz und Macht wohl mehr weiſe zu ſchützen und zu helfen wiſſe. Denn ſeiner Weisheit und Macht iſt weder Zahl noch Ende. — So iſt auch das zu bedenken, wenn es ſchon recht wäre, ſich wider den Kaiſer alſo ſetzen, und gieng an, ſo müßten wir fort und den Kaiſer verjagen, und ſelbſt Kaiſer werden. Denn der Kaiſer würde ſich wehren, und würde da kein Aufhören ſeyn, bis ein Theil läge; und iſt doch dort der große Hauſe. Und wenn wir gleich gewännen, müßten wir abermal die ſchlagen, ſo uns geholfen hätten: denn es ſollt wohl uns Niemand zum Kaiſer haben wollen, und in ſolchem wüſten Getümmel Jedermann Kaiſer ſeyn wollt. Welch ein unausſprechlich Morden und Jammer da werden ſollt, daß ein Fürſt lieber ſollt drei Fürſtenthum verlieren, ja lieber dreimal todt ſeyn, denn ſolches Jammers Urſach ſeyn oder darzu helfen oder bewilligen, denn wie könnt's ein Gewiſſen ertragen?“

Aus dem bisher angeführten, namentlich den eigenen Worten Luther's erkennt man, wie er dieſe Sachen nicht obenhin angeſehen, ſondern ſehr gründlich und von vielen Seiten überlegt hat, jedoch zu einer ganz feſten Meinung noch nicht hat kommen können. Noch immer war der Drang der Umſtände nicht auf's Aeuſſerſte gekommen, daß man ſich hätte ganz beſtimmt entſchlieſſen müſſen, und ſo lange dieß nicht war, ſchien ihm jede Gewalts-Maaßregel gefährlich, weil herausfordernd gegen den Kaiſer. Zudem waren bei ihm die Verweiſungen auf den Beiſtand und die Vorſehung Gottes nicht leere Vertröſtungen und Hinausſchiebungen, ſondern ganz ernſtlich gemeint, ſo daß er in der glaubigen Zuverſicht ſeines frommen Gemüths in der That viel größeres Vertrauen zu dem, durch Gebet zu erflehenden Schutz des Himmels, als zu den politiſch-klügſten Bündniſſen hegte. Auch wird man ſich überzeugt haben, daß ihm großer Scharfſinn zu Gebote ſtand, um den Fragen eine Seite abzugewinnen, wie ſie zu ſeinen Anſichten paßte, und ſeine aufgeſtellte Meinung zu vertheidigen. Vermiſſen aber möchte man, vielleicht eben in Folge der Vielſeitigkeit ſeiner Beleuchtung der Sache, eine bündige Zuſammendrängung der Frage in Einen, kurz und gut zu entſcheidenden Satz, welchem er aber beſtändig durch Zertheilung und gewiſſermaaßen Umgebung auszuweichen wußte. Man wird indeß ſpäter ſehen, daß er bis zu dem hier feſtgeſteckten Zeitpunkt ſelbſt noch nicht mit ſich in's Reine und zum Abſchluß gekommen war, und wie er in Beziehung auf das Verhältniß des Kaiſers zu den Churfürſten ſpäter einen ganz andern Geſichtspunkt einnahm.

Um das Bild von Luther's politiſchen Anſichten zu vervollſtändigen, ſey hier noch eines Gutachtens gedacht, das er, jedoch nach dem Reichstag von Augsburg, im Herbſt 1530 dem Churfürſten Johann ſtellte, die Wahl eines römiſchen Königs betreffend. Der Kaiſer wünſchte ſeinen Bruder Ferdinand ſchon jetzt vorläufig zu ſeinem Nachfolger gewählt zu ſehen, und lud daher die ſieben Churfürſten auf den December nach Cölln. Zu wiſſen iſt noch, daß der Kaiſer Anſtände erhoben hatte, dem Herzog Johann von Sachſen ſeine Churwürde zu beſtätigen.. So groß war das Zutrauen dieſes Fürſten zu Luther, daß er auch in dieſer, die Religion nicht berührenden Sache, deſſen Rath wünſchte. Man ſieht in dem Gutachten zugleich Luther's Klugheit und Beſcheidenheit: „Es hat mein lieber Herr und Freund, Doktor Brück, Canzler, als aus Euer Churfürſtlichen Gnaden Befehl, mit mir in geheim geredet, und begehrt, was mein Gutdünken ſeyn wollt' in der Sachen, ſo jetzt fürfällt, einen römiſchen König zu erwählen, nachdem Kaiſerliche Majeſtät auch Euer Churfürſtlichen Gnaden darum als einen Churfürſten hat erſuchen laſſen. Wiewohl aber mir, als im geringen Stande für der Welt, in ſolchen hohen Sachen, ſolche große Stände betreffend, nicht viel zu rathen noch zu wiſſen ſeyn kann; denn mir ſolche Händel, mancherlei Umſtände und Anſehen verborgen ſind; doch ſo viel ich's von fern und auſſen anſehe, will ich meine Gedanken darauf unterthäniglich anzeigen. Erſtlich wollt ich wünſchen, wenn ſie ja wollen einen König wählen, und ſolchem Fürnehmen nicht zu wehren ſeyn wollt, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden im Namen Gottes immerhin mit hülfe wählen. Und iſt das mein Bewegen, für's erſt, daß ich beſorge, man ſuche mit dieſer Wahl Urſache zu Euer Churfürſtlichen Gnaden, daß, wo ſich Euer Churfürſtlichen Gnaden deſſen würde wegern, ſie deſto mehr Euer Churfürſtlichen Gnaden Glimpf hätten die Chur zu nehmen. Sonſt, wo Euer Churfürſtlichen Gnaden mit hülfe wählen, wäre damit Euer Churfürſtlichen Gnaden Leben und Chur beſtätiget mit der That, und wäre auch alſo hiermit ihr liſtiger Anſchlag, Euer Churfürſtlichen Gnaden um die Ehre zu bringen, verhindert. So wiſſen Euer Churfürſtlichen Gnaden, daß keine Sünde iſt, einen Feind weltlicher Weiſe des Evangeliums zu erwählen, weil Euer Churfürſtlichen Gnaden allein ſolches nicht hindern kann, und ohne das doch geſchiehet. Denn muß Euer Churfürſtlichen Gnaden doch ohne das Kaiſerlicher Majeſtät gehorchen, welche doch das Evangelium verdammt. Das andere, wo Euer Churfürſtlichen Gnaden jetzt die Wahl wegert, würde ſie vielleicht Herzog Georgen oder Andern geliehen. Hie dünkt mich nun faſt fährlich Ding zukünftig ſeyn, wo der Titel einmal einem Andern gegeben würde; denn denſelbigen wollte denn ein Jeglicher auf ſeine Nachkommen erben, und müßte folgen ein ewiger Neid, Zank und Zwietracht, darum wäre beſſer auf Gott die Wahl gewaget, der zukünftige Dinge wohl weiß anders zu ſchicken, denn wir ſorgen oder denken, weder daß man ohne Noth ſich in ſolche gewiſſe gegenwärtige Gefahr, ohne Urſache des Gewiſſens ſteckte. Das dritte, wo Euer Churfürſtlichen Gnaden der Wahl ſich wegert, ſo iſt das Reich ſchon zerriſſen und Deutſchland getrennet, daraus denn Krieg und aller Jammer folgen muß. Denn kein Theil dem andern weichen will, und doch ohne Krieg keins das andre bezwingen kann. Es ſind ſchwere Sachen, das weiß Gott! aber Gott helfe uns, daß wir ſie nicht viel ſchwerer machen, ebendamit, da wir ſie leichter mit machen wollen. Es ſtehen doch zukünftige Sachen nicht in Menſchen Wiſſen noch Gewalt, wie das alle Hiſtorien uns lehren, und wo nicht Gott oder Noth fordert, da geräth es doch allewege anders denn man gedenkt, daß man ſagen muß: Ich hätt's wahrlich nicht gemeinet. — Ach Herr Gott, ich bin ſolchen Weltſachen zu kindiſch. Ich bitte, daß Gott Euer Churfürſtlichen Gnaden gnädiglich behüte und führe, wie es bisher geſchehen; oder ſoll je etwas werden, das ich nicht gern ſehe, daß er doch mit Gnaden uns nicht verlaſſe, und ein gnädiges Mittel und Ende gebe. Amen. Euer Churfürſtliche Gnaden wollten mir mein unvernünftiges Geſchwätz gnädiglich zu Gute halten; ich rede wie ich's verſtehe; weiß aber gar wohl, daß ich Euer Churfürſtlichen Gnaden Gewiſſen gar herzlich gern ſicher und frei haben wollte, und mir das höchſte Leid wäre, wo ich ſollt' ſehen daſſelbe in Beſchwerung und Fahr kommen."

Luther und Erasmus.

Eine Zuſammenſtellung dieſer beiden berühmten Zeitgenoſſen wird theils auf die Eigenthümlichkeit beider Männer ein helles Licht werfen, theils iſt ſie auch veranlaßt durch die Berührungen, in welche beide mit einander kamen. Deſiderius Erasmus von Rotterdam, im Jahr 1467 geboren, in ſeiner Jugend wie Luther, aber gegen ſeinen Willen und Neigung Mönch, und daher erfahrner Kenner dieſes Standes, ſpäter vom Pabſt ſeiner Gelübde entbunden, durch viele Reiſen in Italien, Frankreich, England gebildet, von den größten Fürſten mit Anerbietungen, Gnaden und Ehren überhäuft, vom Pabſt geſchmeichelt, wohl der gelehrteſte Deutſche ſeiner Zeit, einer der Wiedererwecker der claſſiſchen Literatur, fruchtbarer und geſchmackvoller Schriftſteller — war er einer der einflußreichſten und bedeutendſten Männer jener Zeit. Es konnte nicht fehlen, daß er auch in irgend ein Verhältniß zum Reformationswerke Luther's trat, und in dieſer Beziehung darf ihm vorerſt das Lob nicht verſagt werden, daß er demſelben, wiewohl unbewußt, kräftig und erfolgreich vorgearbeitet hatte, theils durch ſeine eignen Studien in der alten Litteratur, wodurch er auch Andre anregte, und für eine neue Behandlung der Theologie, in einer von der Scholaſtik abweichenden Form, tüchtigen Grund legte, theils durch ſeine theologiſchen Arbeiten, wo beſonders ſeine vom Pabſt Leo belobte Ausgabe und lateiniſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments zu nennen iſt, theils und vornämlich durch ſeine glücklichen, witzigen und tief einſchneidenden Angriffe auf das Verderben, die Unwiſſenheit und Rohheit der Mönche. Sieht man nur auf den Haß, welchen die niedre Geiſtlichkeit und beſonders die Mönche gegen ihn hegten und auf einzelne Ausſprüche: wie z. B. Erasmus habe das Ey gelegt und Luther es ausgebrütet, ſo könnte man ſich verſucht fühlen, ihm einen viel größern Theil an der Reformation zuzuſchreiben, als ihm wirklich gebührt. Freilich meinten Manche, er habe mit ſeinen bittern Spöttereien und Witzen mehr der Kirche geſchadet, als Luther mit ſeinem Eifer; aber die Wirkung von jenen wäre doch wohl eine vorübergehende geblieben, wie ſchmerzlich ſie auch trafen. Unterſucht man genauer, gegen welche Seite des Mönchsweſens die Feindſeligkeit des Erasmus hauptſächlich gerichtet war, ſo muß man geſtehen, daß ihn weniger der Mangel an ächter Religioſität und Sittlichkeit, wiewohl er auch darüber klagt, als die tiefe Unwiſſenheit und die Rohheit der Sitten aufbrachte, und auch die Art ſeiner Bekämpfung, mit den Waffen des Witzes, zeugt davon, daß es ihm nicht ſo ſehr Anliegen des Gemüths, als ſeinem Verſtand und Geiſt ein Aergerniß war. Sein Freund Hutten führte zwar auch dieſe Waffen, aber dieſer loderte auch oft in einen flammenden Zorn edler Begeiſterung auf, wovon Erasmus bei ſeiner kälteren Natur nicht ergriffen wurde. Obgleich nichts weniger als unempfänglich für den Beifall, die Gnaden und Ehrenbezeugungen der Großen, war Erasmus doch zu ſehr ein Freund der Unabhängigkeit, als daß er ſich hätte je durch Annahme von Aemtern und Dienſten binden laſſen mögen; nur für kürzere Zeiten übernahm er, ſo lange es ihm ſeine Vermögensumſtände geboten, den Unterricht oder Anleitung reicher und vornehmer junger Männer u. dgl. Als ihm aber ſeine Penſionen, die er von verſchiedenen Seiten bezog, und die Früchte ſeines Fleißes ein hinlängliches Einkommen ſicherten, lebte er ganz ſeinen litterariſchen Neigungen, und lehnte auch die freigebigen Anerbietungen des Pabſtes ab. Aber ebenſo wie er ſich nicht in den Dienſt der Fürſten begeben mochte, ſo fühlte er ſich auch abgeneigt, in der Art wie Luther, ſich völlig in den Dienſt der Wahrheit zu begeben, und einer Ueberzeugung alle ſeine Kräfte zu weihen und zu opfern; auch in Beziehung auf die Reformation wollte er unabhängig und ungebunden bleiben, obgleich er ihr eine freundliche und ermunternde Begrüßung nicht verſagen konnte. Im Jahr 1518 geſtand er ſelbſt, daß er Luther'n anfangs zu wenig Gerechtigkeit habe widerfahren laſſen, und äuſſerte ſich ſpäter mit Wohlgefallen über deſſen Beginnen, wobei er nur die allzu heftige Weiſe und die Feindſeligkeit gegen den Pabſt mißbilligte. In einem Schreiben an den Churfürſten Albrecht von Mainz, worin er ſich für einen goldnen Becher bedankte, ſprach er ſich auch über Luther aus; er kenne Luther'n und ſeine Schriften und Lehren nicht, ſehe aber, daß die rechtſchaffenſten Leute am wenigſten dawider eingenommen ſeyen. Er gehöre nicht zu ſeinen Anhängern und halte für ſchwierig, ein Urtheil über ihn zu fällen. „Er iſt immerhin ein Mann, aus dem helle Funken einer evangeliſchen Frömmigkeit hervorleuchten, der daher, wenn er auf die rechte Bahn geleitet wird, vieles für Chriſti Lehre thun kann.“ Die Sätze Luthers findet er nicht ſo bedenklich oder gar verdammenswerth, und der Zorn und die Wuth der abergläubiſchen und unwiſſenden Gegner Luthers ſey nur deßhalb ſo groß, weil ſolche Männer zur Wiedererweckung der ſchönen Wiſſenſchaften mitwirken. — Dieſen Brief jedoch, welchen Hutten übergeben ſollte, ließ dieſer im Druck erſcheinen, und ſetzte ſtatt Luther „unſer Luther,“ in der Meinung, dadurch den Erasmus zum entſchiedenen Uebertritt zu nöthigen. Dieſer gewaltthätige Schritt ſchadete zwar dem Erasmus ungemein, bewog ihn aber nicht ſich Luther'n mehr zu nähern, ſondern gab ihm nur Anlaß, immer und überall ſeine Rechtfertigung vor den Papiſten zu verſuchen, und ſich vom Verdacht der Theilnahme an Luthers Sache zu reinigen. Dennoch war das Urtheil, das Erasmus ſchriftlich und mündlich über Luther'n gegen den Churfürſten von Sachſen fällte, ſehr gewichtig und nützlich für den Reformator. In einem Schreiben im Jahr 1519 klagte er über die Anfechtungen, welche Luther erleiden müſſe. Derſelbe ſey ihm fremd und er habe ſeine Schriften nur ſtückweiſe geleſen, könne ſie daher weder verwerfen noch vertheidigen. „Das iſt aber ohne Zweifel wahr, wer um ſein Leben und Wandel weiß, wirds nicht leichtlich tadeln. Denn er vor allem Argwohn des Geitzes und Ehrgeitzigkeit wohl ſicher iſt, und ſeiner Unſchuld halben auch bei den Heiden wohl Gunſt fände. Der beſten und fürnehmſten Stücke eines chriſtlichen Lebens iſt das eines, ſolchen Wandel und Leben führen, daß man's nicht leichtlich ſchelten noch tadeln kann. So das bei Einem gefunden wird, der kann nicht leichtlich einiger Ketzerei halben verdächtig ſeyn.“ Dieſer Schluß von der Unbeſcholtenheit eines Mannes, auf die Richtigkeit von Beſchuldigung der Ketzerei iſt für Erasmus charakteriſtiſch; Luther hätte ihn wohl nicht gemacht.

Mündlich aber legte er vor demſelben Fürſten im Jahre 1520 zu Cölln das berühmte Zeugniß über Luther ab, daß er nur die zwei Verbrechen begangen habe, dem Pabſt an die Krone und den Mönchen an den Bauch zu greifen. Dieſem fügte er hinzu, daß Luther den Ablaß und andre Mißbräuche mit Recht angegriffen habe, und auch zu loben ſey, daß er der Scholaſtik entgegentrete. Doch ſey er zu hitzig und heftig im Streit, denn die Sache des Evangeliums müſſe auch im Geiſt deſſelben getrieben werden. Es ſey jetzt kein andres Mittel mehr übrig, als die Sache ſobald als möglich durch einige kluge, angeſehene und unverdächtige Männer beizulegen. Auf Spalatins Bitten ſetzte er ſeine Meinung auch ſchriftlich auf: nicht Luthers Sätze, wohl aber die harte Bulle des Pabſts habe die frömmſten und beſten Menſchen verletzt, Luther ſey zwar verdammt, aber nicht widerlegt; dem Pabſt ſey mehr an ſeinem als an Chriſti Ruhm gelegen, und der Kaiſer ſollte den Antritt ſeiner Regierung nicht durch harte Maaßregeln beflecken. — Als er dieſe Schrift übergeben, befiel ihn hernach große Angſt wegen der möglichen Folgen; er forderte ſie zurück, aber dennoch erſchien ſie nach kurzer Zeit im Druck. Nicht lange vorher hatte er ſich gegen den Pabſt zu rechtfertigen geſucht und erklärt, daß er Luthers Lehrſätze nicht vertheidige, ſie aber auch noch nicht widerlegt habe, theils weil er Luthers Schriften vieler anderer Arbeiten wegen nicht geleſen, theils weil es ihm an Gelehrſamkeit und Scharfſinn fehle, theils um den theologiſchen Fakultäten nicht vorzugreifen, und endlich weil ihn auch noch Niemand dazu aufgefordert. Doch erklärte er, daß ihm Luther zur Bibelerklärung nach der Weiſe der Alten Fähigkeiten zu beſitzen ſcheine und daß ihm das bisherige Verfahren gegen denſelben nicht gefalle, weil es auf die Theologen kein gutes Licht werfe. Der Pabſt gab ſich mit dieſer Entſchuldigung zufrieden, und munterte ihn auf, ſeine Talente zur Bekämpfung der lutheriſchen Lehre zu benützen. — Der Eifer und die Entſchloſſenheit Luthers und der raſche Gang, den ſein Werk nahm, übermannten aber bald den vorſichtigeren Erasmus ſo ſehr, daß er ausrief: ein böſe

Dämon hat ſich Luthers bemächtigt! Wer kann ferner mit ihm ſeyn? und, wie er ſich hiemit von ihm losſagte, ſo auch auf die Hoffnung, Frieden zu ſtiften, verzichtete.

Haben wir ſo die anfänglichen Geſinnungen des Erasmus gegen Luther erfahren, ſo ſind nun auch die Geſinnungen Luthers gegen Erasmus zu betrachten und dann ihre perſönlichen freundlichen und feindlichen Berührungen.

Im Jahr 1516 bezeichnete er in einem Schreiben an Spalatin einige Anſtände, welche er über Erklärungen des Erasmus vom Römerbrief hatte, und bat jenen, den Erasmus davon in Kenntniß zu ſetzen, wie die Pflicht eines Freundes und Chriſten ſey; dabei ſprach er die Hoffnung und den Wunſch aus, daß des Erasmus Anſehen recht groß werden möchte. Im folgenden Jahr ſchrieb er an Johann Lange: Ich leſe unſern Erasmus, aber von Tag zu Tag entfällt mir mehr mein Vertrauen zu ihm; zwar gefällt mir wohl, daß er ſowohl Mönche als Prieſter eben ſo ſtandhaft als gelehrt zurechtweist und ſie einer eingewurzelten und ſchlafſüchtigen Unwiſſenheit beſchuldigt; aber ich fürchte, er treibe Chriſtum und die Gnade Gottes zu wenig, in welcher er gar unwiſſend iſt. Das Menſchliche iſt in ihm gewaltiger als das Göttliche. Obgleich ich ungern ihn urtheile, thue ich es doch, damit ich Dich warne, damit Du nicht alles leſeſt, ja aufnehmeſt ohne Urtheil. Denn es ſind jetzt fährliche Zeiten und ich ſehe wohl, daß Einer deßhalb noch kein wahrhaft weiſer Chriſt iſt, weil er ein Grieche oder Hebräer iſt. Doch halte ich dieß Urtheil mit Eifer geheim, damit ich nicht die Meinung ſeiner Neider beſtärke. Vielleicht giebt ihm der Herr ſeiner Zeit auch das Verſtändniß.“ Ehe er ſeine Erklärung des Briefs an die Galater herausgab, ſchrieb er: er wollte gern vorher den Commentar des Erasmus abwarten, des gründlichſten Theologen, der über alle Anfechtungen triumphire; er werde es doch nicht ewig anſtehen laſſen. Als Erasmus aber in dem Grad kühler und zurückhaltender wurde, als Luthers Eifer ſich entzündete, mußte freilich ein geſpanntes Verhältniß eintreten, und Luther ſprach ſich in ſeiner Art ziemlich heftig über den Erasmus aus; doch wünſchte er, wie man unten ſehen wird, keinen öffentlichen Streit mit demſelben. Aber dieſer brach endlich, nach vielen vorausgegangnen Reizungen und Neckereien auf beiden Seiten doch aus; Briefe Luthers über Erasmus waren gedruckt worden, und Luther ſelbſt hatte in ſeiner Schrift gegen den König von England ſeinen Verdacht geäußert, Erasmus möchte wohl der Verfaſſer des königlichen Machwerks ſeyn. Als ein Vorzeichen des nahen Ausbruchs kann man einen Brief Luthers an Hausmann betrachten, wenn er ſchreibt: „Was du übrigens von mir begehrſt, ich ſolle mich nicht gegen den Erasmus ereifern, iſt gewährt, eh es verlangt worden iſt. Mir iſt unlieb geweſen, daß Hutten den Streit angefangen, aber noch unlieber, wie Erasmus ſich entſchuldigt. Wenn das heißen ſoll mit dem Schwamm abwiſchen, ſo frage ich, was heißt läſtern und ſchimpfen? Erasmus hofft vergebens, mit ſeiner Rhetorik alle Geiſter zu bethören.“

Er erwähnt dann mit Verdruß der Veröffentlichung von Briefen über Eraſmus, obgleich ihn kein Wort reue, was er darin über denſelben geſagt. „Gleichwie mir das Schreiben des Eraſmus nichts ſchadet, wenn er mein Feind iſt, ſo habe ich auch keine größere Zuverſicht, wenn er mir günſtig iſt. Ich habe Einen, der meine Sache vertheidigt, wenn auch die ganze Welt wider mich Einigen wüthet; das heißt Eraſmus meine Hitze und Frechheit im Behaupten. Aber weil ich ſehe, wie ſo gar ferne der Menſch iſt vom Verſtändniß des chriſtlichen Weſens (was ich bisher nicht geglaubt, obſchon hin und wieder vermuthet hatte), dulde ich es leichtlich, daß er mich nenne mit welchem Namen er will, nur ſoll er die Sache treiben." Wegen ſeines Lebens und Wandels wolle er ſich nicht vertheidigen, Ruhm für ſeine Perſon ſuche er nicht und möchte nicht die Ehre des Eraſmus haben. „Ja es wird mir gar angſt und bange, wenn man mich lobt, und macht mir Freude, wenn man mich läſtert und ſchilt. Wenn das dem Eraſmus wunderlich vorkommt, ſo wundert mich's nicht. Er lerne Chriſtum kennen und gebe der weltlichen Klugheit ihren Abſchied. Gott erleuchte ihn und mache einen andern Mann aus dem Eraſmus." Die Schrift gegen Hutten bezog ſich darauf, daß, als im Jahr 1522 nach Sickingens fehlgeſchlagenen Planen der Ritter flüchtig nach Baſel kam, und die Rechte der alten Freundſchaft bei Eraſmus geltend machen wollte, ihn dieſer kaltſinnig abwies, ſeinen Beſuch ablehnte mit furchtſamen Entſchuldigungen, wegen der Unannehmlichkeiten, welchen er ſich dadurch ausſetzen würde. Seine eignen Erklärungen über ſein Benehmen in einem Brief an Melanchthon ſind ebenfalls im Tone eines widrigen Hohnes und Hochmuths gegen den mittelloſen und kranken Flüchtling abgefaßt. — Der Ritter, erbittert über das unedelmüthige Benehmen dieſes Mannes, der ihn ehemals ſo hoch geprieſen hatte, verfaßte eine leidenſchaftliche Schrift gegen Erasmus, dem er ſein unredliches, heuchleriſches Benehmen theils gegen ihn, theils gegen die Reformation im Ganzen lebhaft vorrückte. Darauf antwortete Erasmus in der, oben bezeichneten Schrift, die der ſeines Gegners an Herbe nichts nachgab, die aber Hutten, welcher im folgenden Jahr ſtarb, nicht mehr ſah. Er tadelte darin die Hitze, womit die Reformatoren mehr verderben als gut machen, und die auffallenden Sätze, welche dem Volk den Kopf verrückten, wie Längnung des freien Willens, Behauptung der allgemeinen Prieſterſchaft aller Chriſten u. ſ. w.

Mit Erasmus hatte ſich Luther im Jahr 1519 durch einen ſehr anerkennenden Brief in Verkehr zu ſetzen geſucht, der ſeine hohe Meinung von dieſem Manne beurkundet: „Ich ſpreche ſo oft mit Euch und Ihr ſprecht ſo oft mit mir, mein Herr Erasmus, unſre Ehre und unſre Hoffnung, und wir kennen einander doch noch nicht. Iſt das nicht ein wunderlich und ſeltſam Ding? Mit nichten iſt es ſeltſam, weil es ſich täglich zuträgt, denn wer iſt wohl, deſſen Innerſtes Erasmus nicht ganz und gar einnimmt, dem Erasmus nicht Unterricht giebt, in welchem Erasmus nicht die Oberhand hat?

Ich rede von ſolchen, welche die Wiſſenſchaft gehörig zu ſchätzen wiſſen, denn ich bin ſehr erfreut, daß Ihr unter andern Gnadengaben Chriſti auch dieſe habt, daß Ihr vielen nicht gefallet, woran ich die Gabe des gnädigen Gottes, von den Gaben des erzürnten Gottes zu unterſcheiden pflege. Ich handle aber recht thörlich, daß ich der Unbekannte den Unbekannten, Euch als einen ſo großen Mann mit ſo ungewaſchnen Händen ohne alle achtungsvolle und ehrerbietige Vorrede wie einen meiner vertrauteſten Freunde angehe. Allein Ihr werdet dieſes nach Eurer Leutſeligkeit, entweder meiner Liebe oder meiner Unerfahrenheit zu gute halten, maßen ich, der ich meine Zeit unter den Sophiſten habe zubringen müſſen, nicht ſo viel gelernt, daß ich hätte können mit einem gelehrten Mann einen Briefwechſel anfangen, ſonſt würde ich Euch ſchon längſt mit ich weiß nicht wie viel Briefen beſchwert und nicht geſtattet haben, daß Ihr immerhin nur allein in meiner Kammer das Wort führet. Da ich nun ſowohl von dem lieben Herrn Fabricio Capitone verſtanden habe, mein Name wäre durch den unnützen Ablaßhandel Euch bekannt geworden, als auch aus der neueſten Vorrede zu Eurem Handbuch erſehen, daß Euch mein Geſchwätze nicht nur bekannt geworden, ſondern auch ganz angenehm geweſen ſey, ſo muß ich in dieſem, obwohl in ſchlechtem Latein geſchriebenen Brief Euren trefflichen Geiſt als ſolchen, der meine und aller Andern Erkenntniß mehret, anerkennen, und wiewohl ich weiß, daß Ihr Euch wenig daraus machen werdet, wenn ich ſchriftlich meine Liebe und

Dankbarkeit Euch darlege, als dem es ſchon genug iſt, wenn nur das Herz insgeheim von Dankbarkeit gegen Gott und von Liebe gegen Euch entbrannt iſt, ſo leidet es doch weder die Schaam noch das Gewiſſen, daß ich Euch nicht auch mit Worten ſollte danken, vornehmlich weil auch mein Name bekannt zu werden angefangen hat, damit nicht Jemand mein Stillſchweigen übel auslege und denke, es ſtecke nichts Gutes dahinter. Dennoch, lieber Herr Erasme, nehmet, wo es Euch anders alſo gefället, einen Bruder in Chriſto in Eure Freundſchaft auf, der Euch ergeben iſt und Euch herzlich liebt; übrigens aber nach ſeiner Unwiſſenheit nichts anders verdiente, als daß er im Winkel verborgen und Niemand unter der Sonnen bekannt wäre, welches ich allzeit, als meiner Schwachheit wohl bewußt, gewünſcht. Ich weiß aber nicht, durch welch Verhängniß die Sache ganz anders gelaufen, daß ich nunmehr zu meiner großen Beſchämung muß meine Schande und fatale Unwiſſenheit auch vor den gelehrteſten Leuten aufgedeckt ſehen — — der Herr Jeſus ſelbſt erhalte Euch, beſter Herr Erasme, in Ewigkeit, Amen. Ich hab faſt viele Worte gemacht, allein ich denke, man müßte nicht immerfort gelehrte Briefe leſen, ſondern zuweilen auch mit den Schwachen ſchwach ſeyn und Geduld tragen.“

Auf dieſes überaus beſcheidene Schreiben antwortete Erasmus freundlich und mittheilend, erklärte aber zugleich, daß er ſich nicht mit in den Streit hineinſtürzen wolle und giebt den Rath, mit beſonnener Mäßigung zu verfahren, durch welche mehr als durch leidenſchaftliche Hitze gefördert werde, und lieber diejenigen, welche die päbſtliche Hoheit mißbrauchen, als den Pabſt ſelbſt anzugreifen. Der Brief beginnt ſo: „Geliebter Bruder in Chriſto! Euer Brief war mir ſehr angenehm, denn er zeugte ſowohl für die Schärfe Eures Verſtandes, als für Euren chriſtlichen Sinn. Ich kann nicht beſchreiben, wie großen Lärmen hier Eure Schriften erregt haben, und noch bis jetzt kann ich den Leuten den ſo grundfalſchen Verdacht nicht benehmen, als habe ich Euch dazu hülfreiche Hand geleiſtet, und gewiſſermaßen den Fahnenträger für Eure Parthei gemacht.“ Dann berichtet er von den Kämpfen, die er mit den Theologen in Löwen, wo er ſich damals aufhielt, habe, von ihrem Haß gegen ihn und von den Anhängern und Freunden, welche Luther an verſchiedenen Orten, auch in England, gewinne.

Eine ganz andere Sprache aber führte im Jahr 1524, der indeſſen an Selbſtgefühl mächtig geſtärkte und durch ſo viele Kämpfe geſtählte, kühne Reformator gegenüber von dem ängſtlichen, zurückhaltenden Gelehrten: „Ich habe nun lange genug ſtille geſeſſen, mein lieber Herr Erasme, und ob ich wohl gewartet habe, bis Ihr als der Größere und Aeltere zuerſt dem Stillſchweigen ein Ende machet, ſo dringt mich doch endlich nach langem vergeblichem Warten die Liebe, den Anfang im Schreiben zu machen. Aufs erſte hab ich nichts dagegen einzuwenden, daß Ihr Euch fremde gegen uns angeſtellet, damit Euer Handel gegen meine Feinde, die Papiſten, gut bleibe. So hab ich auch dieſes ſo gar übel nicht empfunden, daß Ihr hie und da entweder ihnen zu gefallen, oder ihre Wuth zu ſtillen, habt Büchlein ausgehen laſſen, darinnen Ihr auf uns mit vieler Bitterkeit beiſſet und ſtichelt. Denn weil wir ſehen, daß Euch vom Herrn eine ſolche Standhaftigkeit und ein ſolcher Muth und Sinn noch nicht gegeben ſey, daß Ihr dieſem unſerm Ungeheuer willig und getroſt neben uns entgegen gehet, ſo ſind wir auch diejenigen nicht, die ſich erkühnen wollen, dasjenige von Euch zu verlangen, was auch über das Maaß meiner Kräfte iſt. Vielmehr haben wir unſre Schwachheit an Euch mit Geduld ertragen.“ Er, Luther, wollte lieber, Erasmus hätte ſich, da es ihm an Herzhaftigkeit fehle, gar nicht in den Handel gemiſcht und ſich auf ſeine gelehrten Studien beſchränkt: „ich beſorgte nur dieſes einige, Ihr möchtet Euch durch die Widerſacher dahin verleiten laſſen, daß Ihr in Euren Schriften über unſre Lehre herfahret, und wir Euch aus dringender Noth ins Angeſicht widerſprechen müßten. Wir haben fürwahr ſchon etliche zurückgehalten, die Euch durch Schriften haben zum Streit herausfordern wollen.“ — „Ich habe bisher meine Feder im Zaum gehalten, Ihr möget mich noch ſo ſehr angeſtochen haben, und habe auch in Briefen an gute Freunde, die Ihr ſelbſt geleſen, geſchrieben, ich wollte zurückhalten, bis Ihr öffentlich wider mich ſchriebet, denn ob Ihr wohl es mit uns nicht haltet und die meiſten Punkte der Gottſeligkeit entweder gottloſerweiſe verwerfet, oder aus Verſtellung davon nicht urtheilen wollet, ſo kann und will ich Euch doch keiner Halsſtarrigkeit beſchuldigen. Was ſoll ich aber nunmehr anfangen?“ Er wünſcht Mittler ſein zu können und die Gegner zu überzeugen, daß „für uns wenig Gefahr zu befürchten iſt, wenn gleich Eraſmus mit aller Gewalt wider uns ſtritte, viel weniger, wenn er uns etwan einmal nur ſchimpft und ſchmähet.“ Sie ſollten ihn als einen unſchädlichen, betagten Mann mit Frieden im Herrn entſchlafen laſſen. Aber auch Eraſmus möge die Schwachheit derer ſchonen, welche immer noch im Wahne ſtehen, daß, von ihm gebiſſen zu werden, ärger ſey als von allen Papiſten zermalmt werden. „Das ſey von mir, hochgelehrter Herr Eraſme, geſagt, zum Zeugniß meiner Aufrichtigkeit gegen Euch, als der da herzlich wünſcht, daß der Herr Euch einen Eurem Anſehen gemäßen Sinn verleihen wolle; und wenn er damit verzeucht, ſo bitte ich Euch unterdeſſen, daß, wenn Ihr anders nichts thun könnt, Ihr nur einen Zuſchauer unſrer Tragödie abgebet, keineswegs aber mit unſern Widerſachern Euch vereinigt, am allerwenigſten mich in Schriften angreift, wie denn auch ich wider Euch nichts herausgeben will. Es iſt nun einmal genug gebiſſen; wir müſſen nun zuſehen, daß wir uns nicht untereinander verzehren und aufreiben. Welches ein deſto erbärmlicheres Spektakel wäre, je gewiſſer es iſt, daß kein Theil von beiden der Gottſeligkeit von Herzen feind ſey, und ohne ſeine Hartnäckigkeit Jedermann gefallen wolle. Haltet mir meine kindiſche Einfalt zu gut und gehabt Euch wohl in dem Herrn!“ Dieſe Sprache der mitleidigen Ueberlegenheit mußte wohl die Eitelkeit eines

Eraſmus aufbringen und erbittern, der ſo gewohnt war, ebenherunter zu reden und deſſen Demuth und Beſcheidenheit ſelbſt, wie Luther richtig bemerkte, mehr ein Schautragen ſolcher Eigenſchaft als ſie ſelbſt war.

In ſeiner Antwort erklärte er Luther'n, daß einige Thoren, die für denſelben ſchrieben, jetzt es ſo weit gebracht haben, daß er, Eraſmus, nicht mehr bloßer Zuſchauer der Tragödie bleiben könne. Lange ſchon von Pabſt, Königen und Fürſten aufgefordert, Luther'n mit Schriften zu bekämpfen, widerſtand er nun dieſen Ermahnungen, beſonders des Königs von England, nicht länger, und ließ eine Schrift gegen Luther erſcheinen, deſſen Schriften er jetzt erſt, nach Einholung der päbſtlichen Erlaubniß, eifrig und ſorgfältig geleſen hatte. Die Freude der Gegner der Reformation über ſeinen Entſchluß war außerordentlich groß, und ſie meinten, wenn er ſich nur zeige, ſey ihm der Sieg gewiß. Da er, ein einſichtsvoller Mann, das viele Gute der Reformation nicht verkannte, und dieſem in den Weg zu treten verſchmähte, ſo machte er ſich nur an Eine Lehre Luther's, um in Betreff dieſer durch Schriften und Gegenſchriften die Wahrheit zu finden. Dieſe Lehre betraf den menſchlichen Willen. Dieſer Gegenſtand, als nicht ſo ausſchließlich dem Chriſtenthum eigen, ſondern einer allgemeinern und freiern Unterſuchung zugänglich, ſagte ſeiner Geiſtesrichtung beſonders zu, und ſchien ihm manche Blößen an Luther darzubieten. Dieſer nemlich, an den alten Kirchenlehrer Auguſtinus ſich anſchließend, geſtützt auf die Ausſprüche der Schrift von der Uebermacht der Sünde und der Wirkſamkeit der göttlichen Gnade, empört auch gegen die in der katholiſchen Kirche herrſchende hohe Schätzung der menſchlichen Werke und eigner Heiligkeit, läugnete, daß der Menſch durch ſeinen Willen in göttlichen Dingen das Gute thun könne; frei ſey der Wille nur in den weltlichen und bürgerlichen Dingen. Das wahrhaft Gute wirke nur die göttliche Gnade. — Dieſe Behauptungen ſchienen dem Erasmus ungegründet und bedenklich, und gegen ſie richtete er ſeine Angriffe. Er habe, ſchrieb er, nie auf Luthers Worte geſchworen, halte es auch für kein Verbrechen, ſondern durch Luther's Vorgang ſelbſt gerechtfertigt, des gefeierten Luther's Anſicht zu prüfen, gegen welchen Erasmus Manchen wie eine Mücke gegen einen Elephanten erſcheine. Mißbilligend ſprach er ſich aus über die Heftigkeit, womit Luther ſeine Streitigkeiten zu führen pflegte, weil durch ſolches Schimpfen und Geifern nichts ausgerichtet werde, ſondern allein durch ruhige Prüfung Er finde ſich von Luthers Behauptungen über den unfreien Willen nicht befriedigt, und wolle trotz ſeiner Kleinheit gegen den Rieſen Luther ſich verſuchen. Erasmus, obgleich ſelbſtändiger Denker, verläugnete doch in dieſer Schrift ſeine Anhänglichkeit an Autoritäten nicht, wenn er es ſo gar gefährlich findet, dem, was die Concilien, Biſchöfe und Kirchenlehrer gelehrt, untreu zu werden, auf deren Uebereinſtimmung und große Zahl er viel Gewicht legte. Dann machte er auf die Gefahren aufmerkſam, welche eine leichtſinnige

Auffaſſung von Luther's Behauptungen bei dem großen Haufen nach ſich ziehen müße. Wenn man ſage: Gott wirke, mit Ausſchließung der eigenen Freiheit, alles Gute und alles Böſe im Menſchen, ſo werden viele leichtſinnige Menſchen davon Anlaß nehmen, ſich der Sünde in die Arme zu werfen, weil der Widerſtand durch den Willen ja doch vergeblich ſey. Er rügte an Luther, daß er durch die Behauptung: im Geiſte zu reden, ſich eine ausſchließliche Untrüglichkeit anmaße, die er nicht beweiſen könne. Er geht die Stellen der Schrift durch, welche für die Freiheit des Willens ſprechen, und ſucht die andern, ſcheinbar widerſtreitenden, damit zu vereinigen; der Schluß lautet ſo: „Wenn offenbar iſt, wie viel Unſtatthaftes, um nicht zu ſagen Widerſinniges folgen müßte, wenn einmal der freie Wille von Grund aus abgeläugnet wird; wenn klar gemacht iſt, daß durch Annahme der von mir angedeuteten Anſicht nichts von dem untergeht, was Luther gottesfürchtig und chriſtlich gelehrt hat, von der unbegränzten Liebe zu Gott, vom aufzugebenden Vertrauen auf Verdienſt der eigenen Werke und Kräfte, und wie man alles Vertrauen ſoll auf Gott und ſeine eigene Verheißung ſetzen: ſo möge jetzt der Leſer bei ſich erwägen, ob es ihn billig dünke, daß die Meinungen ſo vieler Lehrer der Kirche, beſtätigt durch den Beifall ſo vieler Jahrhunderte und Nationen, jetzt verworfen, und einige ſeltſame Sätze angenommen werden, derenhalb die Chriſtenheit jetzt in Allarm geſetzt wird. Und ſollte es ſich ſo verhalten, ſo bekenne ich frei meines Geiſtes langſame Faſſung, daß ich's nicht verſtehen kann, da ich doch weiß, daß ich der Wahrheit nicht widerſtrebe und von Herzen hold bin der ächt evangeliſchen Freiheit, und verabſcheue, was dem Evangelium zuwider iſt. Auch ſpiele ich hier nicht die Rolle des Richters, ſondern des Streiters, und doch kann ich mit Wahrheit verſichern, daß ich in meinem Disputiren diejenige Gewiſſenhaftigkeit beobachtet habe, die man ſonſt in peinlichen Sachen von den geſchwornen Richtern verlangt. Auch weigre oder ſchäme ich, ob gleich ein alter Mann, mich nicht, von einem Jüngern zu lernen, ſo er mich mit evangeliſcher Milde Einleuchtendes lehrt. Da werde ich freilich zu hören bekommen: Erasmus lerne Chriſtum beſſer kennen und gebe der menſchlichen Klugheit den Abſchied. — Das verſteht keiner, als wer den Geiſt Gottes hat." — „Wenn ich jetzt noch nicht weiß, was Chriſtus iſt, ſo iſt bisher weit vom Ziel abgeirret worden, und gerne möchte ich erfahren, welchen Geiſt denn gehabt haben ſo viele chriſtliche Lehrer und Völker, denn es iſt wahrſcheinlich, daß das Volk ebenſo dachte, wie die Biſchöfe lehrten, ſchon ſeit 1300 Jahren, die doch jenes nicht einſahen. Ich habe das Meinige gethan. Anderer iſt das Urtheil." Die Papiſten jubelten über dieſe Schrift; der Pabſt ließ ihm ſeine Zufriedenheit zu erkennen geben, der Kaiſer wünſchte ihm Glück, daß er bewirkt habe, was bisher Kaiſer, Päbſte, Fürſten und die gelehrteſten Männer nicht vermocht haben. Einer meinte: Luther ſey dadurch nicht nur widerlegt, ſondern beſchämt und vernichtet; derſelbe, der Fürſt von Carpi, ſchrieb ihm: der einzige Vorwurf, den man ihm machen könnte, ſey die Sanftmuth gegen einen raſenden und verſtockten Ketzer; dieſe erſcheine unzweckmäßig, lächerlich und furchtſam. Man könne weder Anfang noch Ende des Buches billigen, weil es ſcheine, als wolle Erasmus dem Gegner ſchmeicheln. Nach Luthers gegründeter Bemerkung jedoch würden die Papiſten über das Buch wenig erfreut geweſen ſeyn, und es heftig angefochten haben, wenn es nicht gegen den verhaßteſten Feind gerichtet geweſen wäre; denn Erasmus ſprach ſich über manche Glaubensſätze der katholiſchen Kirche ziemlich lau und gleichgültig aus.

Von Luther wurde das Buch nicht ſo aufgenommen wie Erasmus erwartete, welcher beſonders auf ein Schreiben des Melanchthon hin, worin dieſer ihm meldete, Luther ſey nicht übel damit zufrieden, und werde gemäßigt antworten, etwas ganz Anderes hoffte, als er zu ſeinem Aerger und Verdruß zu leſen bekam. Luther ſchrieb an Spalatin über jenes Buch: „es iſt unglaublich, wie ſehr mich das Buch vom freien Willen anekelt, und doch habe ich erſt einen kleinen Theil geleſen; es iſt läſtig, auf ein ſo ungelehrtes Buch eines ſo gelehrten Mannes antworten zu müſſen.“ Er that dieß nach einem Jahre in der lateiniſchen Schrift: vom unfreien (knechtiſchen) Willen.“ In der Sprache iſt das Beſtreben ſichtbar, dem gewandteſten und geleckteſten Schriftſteller gegenüber ſich auch als einen nicht ganz unkundigen Philologen und Styliſten zu erweiſen; doch reicht er ganz entſchieden dem Erasmus die Palme der ſchönſten Diktion und Darſtellungsweiſe, des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit, dem er ſich weit nicht durch eigene Kraft und Einſicht, wohl aber durch die ihm zur Seite ſtehende Kraft der Wahrheit gemeſſen dünkt, und beruft ſich darauf, daß ja auch Cicero von weit unter ihm ſtehenden Rednern vor Gericht überwunden wurde. „Aber“ heißt es, „ich habe mich doch müſſen deinethalben ſchämen, und ein Mitleiden mit dir tragen, daß du deine große Gabe, Lehre, Wohlredenheit und Kunſt zu einer ſolchen unreinen, unfläthigen Sache brauchſt, nicht anders als wenn Einer in ſilbernen und goldnen Schüſſeln wollte Miſt und Unflath auftragen.“ Ueberhaupt nimmt er gegen ſeinen Gegner, den er doch mitunter einen theuern, großen Mann nennt, und mit: Lieber Erasme, anredet, den Ton der zuverſichtlichen Ueberlegenheit an, und verſichert, ihn wegen ſeiner ſonſtigen unläugbaren Verdienſte und weil er ihm lieb und werth ſey, ſchonen zu wollen. Deſſen Schreibart ſchildert er ſo: „Was du doch für eine ſonderliche Art und Kunſt brauchſt in all deinem Schreiben! nemlich daß du ſchlüpfriger biſt, denn ein Aal, ungewiß und fährlich allenthalben zu faſſen, willſt auf den Eiern gehen und doch keins zertreten, du willſt ſagen und doch nicht ſagen, ſchließen und doch nicht ſchließen. Ein ſolcher Mann iſt wie der Poeten ungewiſſer Proteus, der Einem unter den Händen anders wird, den man nirgends kann gewiß haben, man binde und knüpfe ihn denn mit ſondern Künſten.“ Er geſteht, er hatte nahezu des Erasmus

Buch aus Verachtung unbeantwortet gelaſſen, hätten ihm nicht fromme Freunde vorgeſtellt, daß dann Erasmus durch ſeinen großen Namen viele Schwache irre machen und verführen könnte, als unwiderlegt. Sehr hart wirft er ihm vor, daß er gegen die chriſtlichen Glaubenswahrheiten überhaupt gleichgültig ſey, rede, als wenn Gott und Ewigkeit nur Fabeln wären, daß er dem Lucian und Epikur ähnle, und am liebſten den Zweifler ſpiele, wogegen er geltend macht, daß ein Chriſt vor Allem ſeiner Sache gewiß ſeyn müſſe. Die Klarheit und Verſtändlichkeit der Schrift vertheidigt er gegen des Erasmus Anklage der Dunkelheit und behauptet, weit entfernt etwas nachzugeben, ſeine bisherige Meinung von der Unfreiheit des Willens, mit dem Tone der zweifelloſen Gewißheit, ohne ſelbſt die größten Härten zu ſcheuen. Dieſe Entſchiedenheit und Zuverſicht war es auch, die ihm das Uebergewicht über ſeinen feinen, vorſichtigen und zurückhaltenden Gegner gab, der den Gegenſtand mehr als eine wiſſenſchaftliche Aufgabe behandelte und ſich vor feſter Entſcheidung hütete, während Luther darin eine Glaubenswahrheit vertheidigte. Wenn auch vielleicht die Schrift und Anſicht des Erasmus die Billigung des natürlichen Menſchenverſtandes für ſich haben mochte, ſo konnte ſie doch die Anhänger Luthers, der mit ſolchem Feuer der religiöſen Ueberzeugung ſprach und ſchrieb, nicht gewinnen; wie denn ein Skeptiker etwa eine Schule gründen, aber keine Parthei entflammen und begeiſtern kann. Die Streitfrage ſelbſt aber iſt ſehr zarter und delikater Natur. Luther, im Hinblick auf die Sprüche der Schriſt von der alles wirkenden Gnade und von der Sünde und Schwachheit des Menſchen, welche durch die eigne innre Erfahrung bezeugt wird, läugnete, daß der unwiedergeborne Menſch freien Willen habe, indem er auch das Gute an dem natürlichen Menſchen nicht als wahrhaft gut im geiſtlichen Sinn gelten ließ, das wirklich Gute aber alles der Wirkung der göttlichen Gnade zuſchrieb. Erſt durch die Gnade werde der Wille von den Banden der Sünde entfeſſelt und frei. Aber das Wort frei nahm er eigentlich in der Bedeutung: frei von der Sünde oder heilig, gelegentlich auch für allwirkſam, und entfernt ſich dadurch ganz von dem Begriffe, welchen Erasmus mit dem Worte verband, der damit die Möglichkeit bezeichnete, von verſchiednen Handlungsweiſen die eine oder andre zu wählen und einzuſchlagen, und vom Standpunkt der natürlichen innern Erfahrung aus behauptete, der Menſch habe einen freien, das heißt, durch keine fremde Macht oder Vorherbeſtimmung genöthigten Willen. Es war ſchwierig, die Streitfrage ganz genau zu ſtellen, und die dabei vorkommenden Begriffe recht ſcharf feſtzuhalten, ſo daß eine leiſe Verrückung der Worte oft auf einen ganz andern Geſichtspunkt führte, und die beiden Gegner oft viele mächtige Streiche führen konnten, ohne die Meinung des andern recht zu treffen. Die Streiche trafen dafür die Perſonen, und ſo wuchs bei beiden Kämpfern Zorn und Erbitterung über die Hartnäckigkeit des Gegners.

Luthers Gegenſchriſt traf den Erasmus ſehr ſchmerzlich. Er bekannte, daß ſie mit ſehr viel Fleiß und Gelehrſamkeit verfaßt ſey und behauptete, alle Wittenberger Gelehrten haben darin ihre Kunſt zuſammengetragen. Die gefeiltere Schreibart ließ ihn ſogar argwöhnen, daß der ihm befreundete Melanchthon dem heftigen Reformator ſeine Feder geliehen habe, wogegen ſich jener förmlich verwahren mußte; gegen keinen Gegner, meinte er, habe ſich noch Luther ſo bitter und feindſelig geäußert. Er beklagte ſich ſogar in einem Brief an den Churfürſten von Sachſen über Luther, aber dieſe Klage blieb, weil gelehrte Streitigkeiten betreffend, unberückſichtigt. Um ſich ſelbſt zu rächen, verfaßte er in den Jahren 1526 und 1527 zwei neue Schriften gegen Luther, worin er deſſen Ton noch zu überbieten ſuchte und erreichte wenigſtens ſeine Abſicht, dem Gegner empfindlich wehe zu thun. In dieſen neuen Schriften, welche den Namen Hyperaſpiſtes führen, wird Luther mit vielen Vorwürfen wegen unnützer Weitſchweifigkeit und Geſchwätzigkeit, ungerechten Tadels, Verdrehungen, Entſtellungen und Gemeinplätzen überhäuft, was zum Theil auf Rechnung fremder Einflüſterungen komme. Er wundert ſich, wie es komme, daß Luther, der wie ein Atlas immer eine ſo ungeheure Laſt von Geſchäften auf ſich habe, an Erasmus ſo viel Zeit und Mühe wende! Er erklärt ſein Verhältniß zu Luthers Sache: „Ich bin von ſo vielen Gelehrten, von ſo vielen Hohen der Kirche, ſo viel Monarchen der Chriſtenheit aufgefordert worden, dazu noch von einigen mit beigefügten Drohungen, daß ich mit aller Macht der Beredſamkeit gegen Dich donnern und blinen ſollte, wo ich nicht als ein Verräther der Kirche und als Begünſtiger Deiner Genoſſenſchaft wollte angeſehen werden, und habe mich doch entſchuldigt, nicht daß ich Deine Lehre gebilligt hätte, die ich, wie Du wahrhaft ſchreibſt, nicht verſtand, ſondern theils daß ich nicht unvorſichtig einer Sache zu nahe träte, der zuerſt beinahe die ganze Chriſtenheit Beifall zollte, theils auch weil ich erkannte, daß die Arbeit über meine Kräfte ſey, und ſo beſorgte ich, ich möchte gleich unerfahrenen Aerzten durch ungeſchickte Behandlung das Uebel verſchlimmern. Und endlich dachte ich bei mir: wie, wenn es Gott gefallen hätte, der großen Verderbtheit dieſer Zeiten einen ſo ungeſtümen Arzt zu geben, der mit Schneiden und Brennen heilte, weil es nicht gieng mit Tränken und gelinden Mitteln?“ Er geſteht, ſeine Diatribe jenen Aufforderungen zu lieb geſchrieben zu haben, macht aber auf ſeinen ſanften Ton darin aufmerkſam, wegen deſſen er ſich auch eine mildere Antwort verſprochen habe. Er habe immer ſich gewünſcht, allein zu ſtehen, und ſey ihm nichts verhaßter als Partheileute und geſchworene Anhänger. Da wo er den Melanchthon der Theilnahme bezüchtigt, ſagt er von Luther: „Ich kenne wohl den Ungeſtümm Deiner Rede, jenen Waldſtrom, der mit ungeſtümem Krachen vom Berg herabſtürzt und Felſen und Trümmer mit ſich führt.“ Bitter rückt er ihm den Widerſpruch vor zwiſchen den freundlichen und ehrenden Anreden und Benennungen und den Vorwürfen des Epicuräismus und Atheismus; und was wohl für Luther das empfindlichſte war, er giebt ihm geradezu Schuld, die Aufſtände der Bauern veranlaßt, und dann gegen die durch ihn Verführten die Rache der Fürſten aufgerufen und entflammt zu haben. — Von da an war entſchiedene Feindſchaft zwiſchen beiden Männern. Luther antwortete jedoch nicht mehr, weil er überzeugt war, Erasmus habe nichts Stichhaltiges gegen ſeine Behauptungen vorgebracht. Dagegen finden ſich ſehr viele Aeußerungen über jenen Mann in ſeinen Briefen und beſonders in der Sammlung ſeiner Tiſchreden, welche letztere freilich nicht überall ganz zuverläſſig ſeyn möchten. Im Jahre 152[illegible] ſchrieb er von ihm an Hausmann: „Mich freut es, daß Dir der unfreie Wille gefällt; aber von jenem erwarte ich nichts Beſſeres, ja Schlimmeres als vom Herzog Georg; die Schlange wird ſpüren, daß man auf ſie losgeht und ihr an die Kehle greift, und durch meine Sanftmuth nicht bewegt werden; Gott gebe, daß ich mich täuſche, aber ich kenne des Menſchen Geiſt und Werkzeug des Satan wohl, wenn Gott ihn nicht beſſert.“ An Spalatin: „Es ſchreibt von Neuem gegen mich die gereizte Schlange, Erasmus; wie wird das eitle Thier ſeine Ruhmredigkeit üben, um den Luther zu ſtürzen!“ Dann wieder: „der ſchlangenartige Erasmus hat zwei Bücher gegen mich zur Welt gebracht, faſt ſchlangengiftig und noch ärger.“ Dem Juſtus Jonas wünſcht er Glück, „daß er ſeine Meinung von Erasmus nach Durchleſung von deſſen neuen Schriften geändert und den vorher hochgeprieſenen Mann jetzt für eine mit tödtlichen Stacheln bedeckte Schlange halte.“

„Wie ich dieſen Theil Deines Briefs meiner Hausfrau vorgeleſen, hat ſie ſogleich geſagt: Iſt nicht der theure Mann zur Kröten worden? Siehe da! und freut ſich auch, daß Du jetzt über den Erasmus gleichen Sinnes mit mir biſt.“ Nachdem Luther, der ſich ſeiner entſchiedenen Geſinnung nach und weil er ganz er ſelbſt war, nicht in andre Charaktere hineindenken konnte, einmal den Erasmus für einen heuchleriſchen und gegen die Religion gleichgültigen Menſchen hielt, verſtärkte ſich ſein Abſcheu vor ihm immer mehr und ſprach er die härteſten Urtheile über ihn aus. Als er einmal deſſen Bildniß ſah, ſprach er: „Erasmus, wie die Geſtalt ſeines Angeſichts zeigt, wird ein liſtiger tückiſcher Mann ſeyn, der beide, Gott und Religion, geſpottet hat. Er braucht wohl feine Worte, aber in der Wahrheit hält er's für ſehr kalt Ding.“ Er bat alle, denen Chriſti Ehre und das Evangelium ein Ernſt ſey, dem Erasmus feind zu ſeyn, der ein Verwüſter der Religion ſey. Am liebſten ſtellte er ihn mit dem heidniſchen Religionsſpötter Lucian und mit Epikur zuſammen; er wunderte ſich, daß ein Menſch ſo tief fallen könne von der Erkenntniß Gottes, wie Erasmus. Denn Erasmus ſey ſo gewiß, daß kein Gott und zukünftig Leben ſey, als ein Andrer gewiß ſey, zu ſehen. Auf einen Zettel ſchrieb er: „Erasmus iſt ein Feind aller Religion und ein ſonderlicher Feind und Widerſacher Chriſti, ein vollkommen Conterfeit und Ebenbild des Epikuri und Luciani. Dieß hab' ich M. Luther mit meiner eigenen Hand geſchrieben, Dir mein lieber Sohn

Johannes, und durch dich allen meinen Kindern und der heiligen chriſtlichen Kirche.“ Seine Schriften ſeyen in ſolchen Wankelworten geſchrieben, daß auch Türken ſie leſen könnten. Nach deſſen Tode urtheilte er ſo über ſein Leben und ſeine Verdienſte: „Erasmus Rotterdamus hat in freien Künſten viel treffliches Dinges geſchrieben, denn er hat Verſtand, Zeit und ein müßig Leben geführt, ohne alle Mühe und Beſchwerden, hat nicht gepredigt noch öffentlich geleſen, iſt kein Hausvater geweßt, und iſt in einem Stande ohne Gott, hat in aller Sicherheit gelebt, wie er denn auch geſtorben iſt; am Todtbette hat er keinen Kirchendiener begehrt, noch das Sacrament, und dieſe Worte, ſo er am Ende ſoll geredet haben: Du Sohn Gottes, erbarme Dich meiner! ſind vielleicht erdichtet. Aber der Menſch hat ſolches zu Rom gelernt. — Davon man jetzt ſchweigen muß um ſeiner Autorität und Bücher willen, die er geſchrieben hat.“

Erasmus ſeinerſeits konnte gegen Luther auch nicht gut geſinnt bleiben, da er deſſen Aeusſerungen über ihn wohl erfuhr, und beſonders ein heftiger Brief Luther's an Amsdorf öffentlich erſchien, wodurch Erasmus auch zu einer Gegenſchrift gegen Luther's, „nicht in nüchternem Muth geſchriebenen“ Brief veranlaßt wurde. An dem Ernſt und der Aufrichtigkeit Luther's konnte er freilich nicht zweifeln, aber dafür griff er ſeine aufbrauſende Heftigkeit, ſeine einem Chriſten nicht geziemende Härte und Bitterkeit, die ſchlimmen Folgen der Reformation an, und machte ſich namentlich über ſeine Heirath luſtig, denn als gleichzeitig mehrere Reformatoren heiratheten, äuſſerte Erasmus: die Tragödie werde jetzt zu einer Komödie, und ermangelte nicht, einige beiſſende Bemerkungen über ihn und ſeine Ehefrau zu machen. Indeß ſuchte er immer noch wo möglich den Kranz des Friedensſtifters und Vermittlers zu erringen, und man traute ihm auch in dieſer Beziehung viel zu, indem man ihn ſehr dringend auf den Reichstag nach Augsburg einlud, wohin zu kommen er jedoch ablehnte. Allerdings war er in gewiſſer Art unpartheiiſch; er erkannte viele der Mängel und Gebrechen auf beiden Seiten ſehr klar, aber dieſe Unpartheilichkeit war eben die Folge einer gewiſſen Kälte der Geſinnung, die ihn bei den hitzigen Gemüthern beider Partheien nicht empfehlen konnte. Er gab ſich jedoch viele Mühe, bei einflußreichen Perſonen ſeine Räthe zum Frieden und zu milden, verſöhnenden Maaßregeln geltend zu machen, und ſchrieb eine beſondere Schrift über die liebliche Eintracht in der Kirche. Er ſtarb im Jahr 1536, und behielt bis an ſein Ende einen gefaßten, ja ſcherzhaften Sinn; als kurz vor ſeinem Tode drei Freunde ihn beſuchten, verglich er ſie mit den Freunden Hiob's, und fragte ſie, warum ſie ihre Kleider nicht zerriſſen und keine Aſche auf den Häuptern hätten.

Man wird ſagen können, daß Erasmus gegen Luther weniger ungerecht war als umgekehrt; betrachtet man aber das ganze Weſen beider Männer, ſo wird man dem Reformator doch deßhalb jenem gegenüber nicht ungünſtig ſeyn und zürnen wollen, denn auch dieſe Ungerechtigkeit hat ihren Grund in der tüchtigen Entſchiedenheit ſeiner Geſinnung. An Luther, gegenüber von Erasmus, ſieht man, wie durch die Thatkraft des Willens und den entſchloßnen Muth, auch die Einſicht entfeſſelt, durch die Conſequenz des Handelns auch die volle Erkenntniß der Wahrheit herbeigeführt wird; denn die Mängel der Kirche zu entdecken, war auch des Erasmus Auge ſcharf genug, aber erſt der thatkräftige, muthige Luther konnte denſelben die Larve abreißen und der Welt ganz enthüllen. Als ein ſeltſamer Widerſpruch mag es erſcheinen, daß Luther, welcher in jener Streitigkeit die Freiheit des menſchlichen Willens läugnete, doch mit ſolcher heldenmüthigen Entſchloſſenheit die hemmenden und tödtenden Feſſeln des alten Kirchenthums und entſtellter Lehre zerbrach und als Freier handelte, während Erasmus, der die Freiheit verfocht, nicht vermochte die Rückſichten und Bedenklichkeiten zu überwinden, welche ihn von der Reformation trennten, und ſo immer in einer gewiſſen Unfreiheit und Abhängigkeit blieb; aber ſolche Widerſprüche kommen in den menſchlichen Dingen nicht ſelten vor. Als eine Gunſt der Vorſehung aber darf betrachtet werden, daß Erasmus, vermöge ſeiner Geſinnung und Perſönlichkeit ſpäter den Fortſchritten der Reformation abhold, ohne ſeinen Willen und Abſicht doch in frühern Zeiten zum Siege derſelben durch ſeine Schriften beigetragen hatte.

Luther's Privatleben.

Nachdem wir Luther's Thätigkeit und Kämpfe im öffentlichen Leben betrachtet, iſt es eine willkommne Abwechſelung, unſern Blick nun auch auf ſein Privatleben zu richten, wodurch ſich uns erſt ſein Bild ergänzt. — Im Jahr 1524 hatten alle Mönche das Kloſter verlaſſen, bis auf den Prior und Luther, auf welchem jetzt die widrige Mühe der Verwaltung der Kloſtereinkünfte u. dgl. laſtete, und da er ſich in die Länge nicht mit dem Zinseinfordern und andern ſolchen läſtigen Geſchäften plagen mochte, übergab er das Kloſter dem Churfürſten, als dem jüngſten Erben. Zugleich legte er auch die bisher beibehaltene Mönchskutte ab, und kam am 9ten Oktober zum erſtenmal in einem ſchwarzen Prediger-Rock in die Kirche; der Churfürſt hatte ihm zu dieſem das Tuch geſchenkt, und ihm ſagen laſſen, er ſolle ſich daraus einen Predigerrock oder eine Mönchskutte oder ein ſpaniſches Habit machen laſſen. Jedoch blieb auch jetzt noch Luther in dem Kloſter, dachte auch noch nicht daran, ſich zu verehelichen, ſondern antwortete auf die Aufforderung dazu, er habe dermalen ganz keine ſolche Gedanken, ſondern hoffe bald zu ſterben. Nur lächeln konnte der nüchterne und fleißige Mann, als ein Bote oder Kundſchafter des Königs Ferdinand nach Wittenberg kam, um ſich vom Grund oder Ungrund des Gerüchts zu überzeugen, wornach Luther mit bewaffneten Haufen in der Stadt herumziehen und ein ausgelaſſenes, liederliches Leben führen ſollte. Indeß auch während ſeines Aufenthalts zu Worms hatte man ſolche Verläumdungen gegen ihn verbreitet, daß er trinke und mit Würfeln ſpiele. Im Jahr 1525 entſchloß er ſich plötzlich, in den Stand der Ehe zu treten, und zwar mit einer der aus dem Kloſter Nimptſchen entſprungenen Nonnen, Katharina von Bora. Mehrere andre derſelben hatte Luther verheirathet und er wünſchte auch für dieſe einen Ehemann zu finden; er ſchrieb im Jahr 1524 an einen jungen Theologen, Hieronymus Baumgärtner: „Wenn Du deine Käthe von Bora heimführen willſt, ſo mach ſchnell, denn es iſt ein Andrer bei der Hand, dem ſie gegeben werden mag. Sie hat die Neigung zu Dir noch nicht überwunden. Mich ſollte fürwahr dieſe Heirath um beider Theile halben freuen.“ Doch zerſchlug ſich dieß, und zu einem andern ihr vorgeſchlagenen Ehemann, D. Glatz, hatte die Jungfrau keine Neigung, was ſie dem Amsdorf geradezu geſtand und hinzuſetzte, daß ſie wohl bereit wäre, ihm oder Luther'n ſelbſt ihre Hand zu geben. Im Jahr 1525, Anfang Mai's, ſchrieb er an Rühl, als gerade der Bauernaufſtand in Thüringen tobte: „Kann ich's ſchicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich ſterbe, wo ich höre, daß ſie fortfahren. Ich hoffe, ſie ſollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen.“ Unter anderm ſoll ihn auch das Wort des Hieronymus Schurf beſtärkt haben: „Wenn dieſer Mönch ein Weib nähme, ſo würde die ganze Welt und der Teufel ſelber lachen, und er alle ſeine Sache damit verderben.“ Ueberraſchend ſchnell, vielleicht um alle Einreden abzuſchneiden, verlobte er ſich in des Stadtſchreiber Reichenbachs Hauſe in Beiſeyn einiger vertrauten Freunde mit ihr, ließ ſich, wie es ſcheint am 13ten Junius, trauen, und richtete am 27ſten ein Hochzeitmahl aus, wozu er mehrere Freunde einlud. Aus den Anzeigeſchreiben und Einladungsbriefen iſt einiges anzuführen; an Michael Stiefel ſchrieb er: „Bittet für mich, mein lieber Herr, daß Gott der Herr meinen neuangefangenen Orden (den Ehſtand) wolle gnädiglich ſegnen und heiligen. Denn die Weltweiſen, auch unter den Unſern, ſind heftig erzürnt darüber. Sie müſſen bekennen, daß der Ehſtand Gottes Geſchöpf und Werk iſt. Aber die Larve meiner und der Jungfrau Perſon macht ſie thöricht und treibt ſie wider Gott zu denken und zu reden. Iſt mein Ehſtand Gottes Werk, was iſt's Wunder, daß ſich die Welt daran ärgert? Wir haben die Renten und Zinſe unſers Kloſtereinkommens dem Landesfürſten übergeben. Ich lebe nun fort wie ein anderer Hausvater und bleibe im Kloſter, ſo lang Chriſtus will.

Denn ich habe nicht darum ein Weib genommen, als gedächte ich lange zu leben, ſondern (nachdem ich denke, daß ſchier mit mir am Ende ſeyn will, weil ich ſehe, daß Jedermann, Hohe und Niedrige wider mich wüthen und toben,) daß ich meine Lehre mit meinem eignen Exempel beſtätigt, den ſchwachen Gewiſſen zu Troſt hinter mir ließe.“ An ſeine Mannsfeldiſchen Freunde ſchrieb er: „Weil ſie denn toll und thöricht ſind, will ich mich auch ſchicken, daß ich für meinem Ende, im Stande von Gott erſchaffen, gefunden werde und nichts meines vorigen papiſtiſchen Lebens an mir behalte, ſo viel ich kann, und ſie noch toller und thörichter machen und das Alles zu guter Letzt und Ade. Denn es mir ſelbſt ahnet, Gott werde mir einmal zu ſeiner Gnade helfen; ſo hab' ich auch nun, aus Begehren meines lieben Vaters, mich verehlicht, und um böſer Mäuler willen, daß nicht verhindert würde, mit Eile vollzogen, bin Willens auf Dienſtag über acht Tage eine kleine Freude und Heimfarth zu machen. Solches habe ich Euch als guten Freunden und Herren nicht wollen bergen, und bitte, daß Ihr den Segen helft darüber ſprechen. Und dieweil die Läufte alſo ſtehen und gehen in den Landen, hab' ich nicht dürfen Euch dazu bitten, und fordern zu erſcheinen. Wo Ihr aber von gutem Willen ſelbſt wollet oder könntet ſammt meinem lieben Vater und Mutter kommen, möget Ihr ſelbſt wohl ermeſſen, daß mir's eine beſondere Freude wäre, und was Ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armuth, wäre mir lieb. Ich hätte auch meinen gnädigen Herren Graf Gebharden und Adelbrecht davon geſchrieben, hab's aber nicht dürfen wagen, weil Ihr Gnaden anders denn mit mir zu thun haben. Iſt aber vonnöthen, was darinnen zu thun und Euch gut dünkt, bitte ich Euer Bedenken mir zu eröffnen.“ An Spalatin ſchrieb er: „Ich habe denen das Maul geſtopft, die mich mit meiner vertrauten Jungfrau Katharina von Bora austragen und berichtigen. Giebt Gott daß es fortgeht, daß ich Hochzeit mache, meinen angefangenen Eheſtand damit öffentlich zu bezeugen, ſo mußſt Du nicht allein dabei ſeyn, ſondern auch mir rathen, ſonderlich wo es uns an Wildpret ermangeln würde. Ich bin in großen Abfall und Verachtung kommen durch dieſe meine Heirath, daß ich hoffe es ſollen ſich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen. Die Welt mit ihren Kluglingen kennet noch verſtehet dieß Werk nicht, daß es göttlich und heilig ſey, ja machen's an meiner Perſon gottlos und teufliſch.“ Dem Doktor Link ſchrieb er: „Gott hat mich unverſehens, da ich viel andre Gedanken hatte, mit der tugendſamen Jungfrau Kethen von Bora, die vordem eine Kloſterjungfrau geweſen, wunderbarlich in den Eheſtand geworfen, und bin bedacht, Dienſtags nach Johannis das hochzeitliche Mahl zu geben. Ich will aber nicht, daß Du Dich mit einigem Unkoſten beladen ſolleſt, ſondern anſtatt und dafür, daß ich Dich wollte zur Hochzeit gebeten haben, magſt Du Dich des Bechers halben, laut Deiner Zuſage, mit Verwilligung meiner Vertrauten löſen. Doch ſo Du auf die Hochzeit kommen willſt, will ich nicht, daß Du einen Becher oder etwas mitbringeſt und ſchenkeſt. Allein bitte ich, Du wolleſt mir Glück und Gottes Seegen wünſchen und für mich beten.“ Auch den Beförderer der Flucht der Bora, Leonhard Koppe, von Torgau, lud Luther zur Hochzeit ein, welche fröhlich, doch in Ehren und Sittſamkeit gefeiert wurde. Der Stadtrath zu Wittenberg überſchickte auch ein Hochzeitgeſchenk, beſtehend aus vierzehn Maaß verſchiedener Weine, namentlich ein Stübchen Malvaſier, ein Stübchen Rheinwein und ſechs Maaß Frankenweine. Es ſind noch vorhanden zwei kunſtreich gearbeitete Trauringe, deren einer einen Rubin, der andere einen Rubin und Diamant hat und die Inſchrift: Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Auch über die Hausfrau, welche ſich Luther wählte, iſt Einiges zu ſagen. Sie war damals ſechs und zwanzig Jahre alt, (Luther zwei und vierzig) und ſoll von angenehmer Geſtalt und Geſichtsbildung geweſen ſeyn, wobei jedoch manche Verehrer Luther's glaubten, ſorgfältig dem Verdachte begegnen zu müſſen, als habe Luther, durch ihre Schönheit angezogen, ſie erwählt, weßwegen ſie ihr nur ein beſcheidenes Maaß von Reizen zugeſtehen; ſie war von adelicher Abkunft, aber ohne Vermögen, und Luther hatte auch Nichts. Ueber ihren Geiſt und ihre Gemüthsart urtheilt man wohl am ſicherſten aus dem Verlauf ihrer Ehe, da die ſonſtigen Nachrichten theils dürftig, theils widerſprechend ſind, indem die einen behaupten, ſie ſey verſchwenderiſch geweſen, und andre, ſie habe zu ſehr auf's Geld geſehen. Die Feinde Luther's nahmen natürlich von ſeiner Verheirathung Stoff und Anlaß zu den gehäſſigſten Anklagen und Läſterungen, und es wurde unter andern auch an die Sage erinnert: daß von einem Mönch und einer Nonne der Antichriſt erzeugt werden ſolle, worüber jedoch der witzige Erasmus bemerkte, daß dann die Welt ſchon Tauſende von Antichriſten haben müßte. Zum Vorwurfe wurde ihm auch gemacht, daß er mitten unter dem Jammer Deutſchlands in Folge des Bauernkriegs dieſen Schritt gethan habe; aber das, was oben von ihm angeführt worden iſt, zeigt deutlich, wie er nicht in ſorgloſem Leichtſinn in die Ehe getreten, ſondern mit der Erwartung des ihm nahe bevorſtehenden Todes. Melanchthon will zwar bemerkt haben, daß Luther in ſeinem veränderten Stande Betrübniß und Niedergeſchlagenheit blicken laſſe; aber leicht mochte Melanchthon, der dieſen Schritt ungern geſehen hatte, und wegen ſeiner Schüchternheit auch nicht war bei der Hochzeit eingeladen worden, ſich jenes nur einbilden, da in Luther's Schriften und Briefen durchaus keine Verſtimmung ſich zeigt.

Luther bewährte ſich darin als einen ächten Deutſchen, mit einem Gemüth voll Herzlichkeit, daß er das Bedürfniß nach dem Familienleben empfand und ihm Genüge that, und zeigte ſeinen, von den Meinungen der Menſchen unabhängigen Muth, indem er den Nimbus, welchen nach der Anſicht mancher ſeiner Freunde die Eheloſigkeit über ihn hätte verbreiten können, ſo wie die Läſterungen ſeiner Feinde über ſeinen Schritt verachtete. Hie und da iſt es ſchon bedauert worden, daß Luther von der Höhe ſeines Heldenthums, wie es in Worms in höchſtem Glanz erſchien, in die Alltäglichkeit des bürgerlichen ehlichen Lebens herabgeſtiegen ſey, und ſich ſo die erhabne Vorſtellung, die man ſich nach jenen Heldentagen von ihm machen konnte, allmälig verdunkle und verliere; aber die wiſſen nicht was ſie wollen, die ſo ſprechen. Luther wollte nie ein Heiliger, und noch viel weniger ein Schauſpieler oder eine tragiſche Geſtalt ſeyn, und hätte in der Unbefangenheit ſeines Herzens die Forderung nie verſtanden: etwas, das er für recht und gottgefällig erkannte, darum zu unterlaſſen, weil eine ſolche Unterlaſſung in den Augen mancher Menſchen ihm eine höhere Glorie, den Schein von übermenſchlicher Kraft und Bedürfnißloſigkeit verleihen würde. Das große Anſehen, deſſen ſich Luther erfreute, raubte ihm nie, was ſo häufig iſt, die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit. Er wurde nie der Sklave ſeines Ruhms.

Die Briefe Luther's in ſeinem Eheſtande verrathen eine heitere und vergnügte Stimmung: „Ich bin," ſchrieb er, „nicht von unmäßiger Liebesbrunſt entflammt, ſondern halte mein Weib lieb und werth." Man hat von ihm die Aeuſſerung aufbehalten: „Im erſten Jahr des Eheſtandes hat Einer ſeltſame Gedanken; wenn er über Tiſch ſitzt, ſo gedenkt er: vorhin warſt du allein, und biſt jetzt ſelbander. Alſo ſaß meine Käthe im erſten Jahr bei mir, wenn ich ſtudirte, und da ſie nicht wußte, was ſie reden ſollte fieng ſie an, und fragte mich: Herr Doktor, iſt der Hochmeiſter in Preußen des Markgrafen Bruder?" Es war aber eine und dieſelbe Perſon. Ferner: „Käthe, Du haſt einen frommen Mann, der Dich lieb hat; Du biſt eine Kaiſerin! ich danke Gott, aber zu einem ſolchen Stande gehöret eine fromme und gottesfürchtige Perſon.“ Er würde, ſagte er, ſeine Ehefrau nicht gegen das Königreich Frankreich, noch gegen die Schätze der Venediger vertauſchen, wegen dreier Urſachen: weil ſie ihm von Gott gegeben worden, da er ihn vorher um ein gutes Eheweib herzlich angerufen; weil, wenn ſie gleich Fehler habe, ſie doch kleiner bei ihr als bei andern ſeyen und weil ſie ihm treu ergeben ſey. Von der ihm beſonders werthen Epiſtel an die Galater ſagte er: „die iſt meine Epiſtel, mit der ich mich verlobt habe. Sie iſt meine Katharina von Bora.“ Die Aufſchrift ſeiner Briefe lautete: meiner freundlichen lieben Käthen Lutherin in Wittenberg zu Handen. Nach der Geburt ſeines erſten Sohnes ſchrieb er an Spalatin: „Gnade und Frieden! Ich ſage Dir Dank im Herrn, mein Spalatin, daß Du ſo aus vollem Gemüth Glück wünſcheſt, (möge Gott es gedeihen laſſen!) mir glücklichem Ehemann, als dem mein beſtes Eheweib und vielgeliebte Hausfrau ein Söhnchen, Johannes Lutherchen, durch Gottes Segen geſchenkt hat, und bin ſo Vater geworden durch Gottes wunderbare Gnade. Das Gleiche wünſche und erflehe ich für Dich und mit um ſo glücklicherem und größerem Segen, je mehr Du beſſer biſt und größer denn ich. Bitte aber Du, daß mir Chriſtus das Kind erhält gegen den Satan, der, wie ich wohl weiß, nichts verſäumen wird, mich in meinem Sohne zu verwunden, ſo Gott es ihm zuläßt.

Denn ſchon hat das Kind allerlei, ich weiß nicht was für, Krankheitsleiden. Mir thut leid, daß dem M. Eberhard ſeine Freude entriſſen iſt; aber der Wille Gottes iſt gut, obgleich von ſehr geheimnißvoller Güte, alſo daß man nichts grauſamer empfindet. Wann aber kommſt Du einmal zu uns, um auch einmal die alten Maale der vertraulichen Freundſchaft anzuſehen? Ich hab' einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gebaut, und beides mit Glück. Komm, ſo ſollſt Du mit Lilien und Roſen bekrönt werden.“ An Stiefel ſchrieb er: „Es grüßt Dich Käthe, meine Rippe, und dankt Dir, daß Du ſie mit Deinem anmuthigen Briefe geehrt haſt. Sie befindet ſich wohl, durch Gottes Gnade, und iſt mir folgſam und in allem zu Willen und unterthänig, mehr als ich zu hoffen gewagt hätte, ſo daß ich meine Armuth nicht möchte mit den Schätzen des Kröſus vertauſchen.“ Daß er ſeiner Frau Briefe vorlas oder mittheilte, kam ſchon oben vor, wie man auch geſehen hat, daß ſie an dem, was ihn beſchäftigte, ein Intereſſe nahm. Im Jahr 1527 gebar ihm ſeine Frau ein Töchterchen, Eliſabeth, welches aber bald wieder ſtarb, was er ſeinem Freund Hausmann mit den Worten ſchrieb: „Es iſt mir mein Töchterchen Eliſabethchen geſtorben, und hat mir ein gar wundes, beinah weibiſches Gemüth zurückgelaſſen; ſo gar bin ich bewegt von Wehmuth um ſie. Ich hätte das zuvor nie geglaubt, daß die Herzen der Väter ſo gar weich werden über ihren Kindern. Bete Du für mich zum Herrn.“ Ueber eine Krankheit ſeines Söhnchens ſchrieb er dem

Juſtus Jonas: „Mein kleiner Johannes kann Dich nicht grüßen, wegen Krankheit, aber er bittet um Dein Gebet für ihn; heute ſind es zwölf Tage, daß er nichts ißt und ſich nur vom Trinken genährt hat; jetzt fängt er wieder ein wenig zu eſſen an. Das arme Kind möchte gar gern nach ſeiner Art munter ſeyn und ſtark, aber er kann's nicht, vor Schwäche.“ Später bedankte er ſich bei Hausmann für dem Kinde geſchenkte Spielſachen. Dem Spalatin zeigte er an, daß ſein Kind zahne, und ſchrieb ihm Grüße ſeiner Frau, welche ihm einen kleinen Spalatin wünſche, damit er von demſelben lerne, was ſie von ihrem Johannes gelernt habe: nämlich die Frucht und Freude des Eheſtandes, deſſen der Pabſt mit ſeiner Welt nicht werth geweſen.

Als er einmal im Jahr 1530 verreiſt war, (wahrſcheinlich von Koburg aus,) ſchrieb er an ſein vierjähriges Söhnchen einen Brief in kindlicher Weiſe: „Ich ſehe gern, daß Du wohl lerneſt und fleißig ſeyeſt. Thu alſo, mein Söhnchen, und fahre fort, wenn ich heim komme, will ich dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen, luſtigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldne Röcklein an, und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirſchen, Spilling und Pflaumen; ſpringen, ſingen und ſind fröhlich; haben auch ſchöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten iſt, weß die Kinder wären? Da ſprach er: es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm ſind. Da ſprach ich:

lieber Mann, ich hab' auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er ſolche ſchöne Aepfel und Birn eſſen möchte, und ſolche feine Pferdlein reiten und mit dieſen Kindern ſpielen u. ſ. w."

Luther war ſehr gaſtfrei und hatte in ſeinem geräumigen Hauſe (dem Kloſter, das ihm vom Churfürſten geſchenkt wurde,) oft viele Fremde, auch Kranke. An einer muntern geiſtreichen Geſellſchaft hatte er ſeine Freude, und liebte es, ſeinen Gäſten auch gute Speiſe und Trank vorzuſetzen, ſo mäßig und nüchtern er für ſich war. Die Menge von Geſchäften, die auf ihm lag, geſtattete ihm freilich nicht, den Freuden der Geſelligkeit viele Zeit zu widmen. Aber wenn er an fröhlichen Mahlen Theil nahm, ſo würzte er ſie auch mit ſeinen kräftigen, ſinnigen und geſunden Geſprächen und Reden. Vielleicht ſtimmen manche Aeuſſerungen, die man, als bei ſolchen Gelegenheiten von ihm gehört, aufbehalten hat, ſo wie manche Stellen in ſeinen Briefen nicht zu dem Bilde, das ſich gar zu ernſthafte und bedenkliche Gemüther von ihm machen, als von einem der Welt abgeſtorbnen, ſtrengen und aſcetiſchen Mann; aber ſie werden den nicht ſtören oder verletzen, der in Luther eine geſunde, kernhafte Natur erkennt, einen Mann, der, obgleich mit ganzer Seele dem Göttlichen zugethan, keineswegs mit ängſtlicher Scheue ſich von der Welt fern hielt, und eben weil er ſich ſeiner geiſtigen Kraft und der Reinheit ſeiner Geſinnung bewußt war, ſich nicht durch Kleinigkeiten zu beflecken fürchtete, die auf ihn eben keinen Eindruck machten, und an ſeinem geſunden Gemüth ſpurlos vorübergiengen.

Luther's Vermögensumſtände waren nicht glänzend; ſeine Beſoldung war gering, und hätte für ſein Hausweſen nicht zugereicht, auch abgeſehen von ſeiner Wohlthätigkeit und Freigebigkeit. Wahrſcheinlich kam ihm der Churfürſt mit auſſerordentlichen Geſchenken zu Hülfe, auch andre Fürſten machten ihm Verehrungen, und es ſoll ihm auch eine bedeutende Summe vermacht worden ſeyn von einem Adeligen, aber man weiß nicht, daß ſie ihm wäre ausbezahlt worden. Für ſeine Vorleſungen und Schriften aber ließ er ſich nichts bezahlen, obgleich man ihm große Anerbietungen machte. Auch der Gnade ſeines Fürſten, der ihm gern gab, ſuchte er eher Einhalt zu thun, als von derſelben für ſich Gebrauch zu machen, und in dieſer Beziehung iſt folgender Brief anziehend: „Ich habe lange verzogen, Euer Churfürſtlichen Gnaden unterthäniglich zu danken für die überſchickten geſchenkten Kleider und Gewande. Aber ich will Euer Churfürſtlichen Gnaden unterthäniglich bitten, nicht zu glauben denen, die mich angeben, als habe ich Mangel. Ich habe leider! mehr, ſonderlich von Euer Churfürſtlichen Gnaden, denn ich im Gewiſſen vertragen kann. Mir gebühret auch nicht, als einem Prediger, Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht. Darum ich auch Euer Churfürſtlichen Gnaden milde und gnädige Gunſt alſo ſpüre, daß ich mich gleich fürchte. Denn ich ja nicht gerne hier im Leben wollte mit denen erfunden werden, zu welchen Chriſtus ſpricht: Wehe euch Reichen! ihr habt euern Lohn dahin. Zudem auch, weltlich zu reden, ich will nicht gerne Euer Churfürſtlichen Gnaden beſchwerlich ſeyn, als der ich weiß, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden des Gebens ſo viel hat, daß Sie freilich zu ſolchem Stande nichts übrigs haben mögen. Denn zuviel zerreißt den Sack. Demnach, wiewohl es zuviel wäre geweſen an dem leberfarbnen Tuch, auf daß ich aber Euer Churfürſtlichen Gnaden dankbar ſey, ſo will ich auch, Euer Churfürſtlichen Gnaden zu Ehren, den ſchwarzen Rock tragen, wiewohl er mir doch ja zu köſtlich iſt, und wo es nicht Euer Churfürſtlichen Gnaden Geſchenk wäre, ich nimmermehr ſolchen Rock tragen könnte. Bitte derohalben, Euer Churfürſtlichen Gnaden wollten harren, bis ich ſelber klage und bitte, auf daß ich durch ſolch Zuvorkommen nicht ſcheu werde, für Andre zu bitten, die ſolcher Gnade viel würdiger ſind. Denn Euer Churfürſtlichen Gnaden thun mir ohne dies zu viel. Chriſtus ſoll und wird es gnädiglich und reichlich erſtatten. Das bitte ich von Herzen. Amen.“ Auf einem Zettel von ſeiner Hand, wahrſcheinlich an den Rath von Wittenberg, ſtanden die Worte: „Liebe Herren! es muß aber dieſer arme Geſell auch Hungers wegen davon. Nun hat er keine Zehrung, wie die Andern, und muß reiſen; weil er aber ein frommer und gelehrter Mann iſt, muß man ihm helfen. So wiſſet Ihr, daß meines Gebens ohne dieß viel und täglich iſt, daß ich nicht Alles kann erſchwingen, bitte derohalben, Ihr wollet ihm 30 Groſchen geben. Wo nicht ſo viel, ſo gebet ihm 20, ſo will ich 10 geben. Wo nicht, ſo gebet die Hälfte, ſo will ich die andre Hälfte geben. Gott wird's wohl wieder geben.“ Oft mußte es kommen, daß ſein Vermögen zu geben hinter dem guten Willen zurück blieb, weil er ſo vielfach in Anſpruch genommen wurde und er ſich nicht angelegen ſeyn ließ, etwas zu erwerben. Einmal, als ſeine Frau im Kindbette war und er um eine Gabe angeſprochen wurde, gieng er ihr, weil nichts Anderes im Hauſe war, über das Pathengeld, und tröſtete ſie dann freundlich deßhalb. Aufmerkſam auf jede Gelegenheit, zu erfreuen, gab er gerne ſchöne, kunſtreiche und ſinnige Geſchenke an Hochzeiten u. dgl. So verehrte er auf einer Hochzeit in Koburg den Brautleuten ein Salzfäßlein von Zinn, in Geſtalt eines Kindes, füllte es mit Salz, und legte ein Goldſtücklein von einem Dukaten darauf, mit beigefügter ſchriftlicher Erklärung, daß in der Ehe drei beſondere Stücke anzutreffen ſeyen: Arbeit und Mühe, Verdruß und Widerwärtigkeit, und endlich Freude und Gottes Segen. Aber es kam auch vor, daß er ſich entſchuldigen mußte, er habe aus Armuth nichts zu ſchenken. Dem Spalatin, ſeinem theuren Freunde, dem er gar ſehr zugeredet hatte zu heirathen, wünſchte er zu ſeiner Vermählung Glück: „Gnade und Friede im Herrn und Freude von Deinem holdſeligen Frauchen, auch vom Herrn. So unangenehm Dein Eheſtand Deinen baalitiſchen Brüdern iſt, ſo angenehm iſt er mir. Iſt doch auch dieß eine nicht kleine Frucht des Evangeliums. Wie leid mir aber gethan, daß ich gefehlet, und aus welchen Gründen ich nicht gekommen zu Deiner mir ſo werthen Hochzeit, wird M. Eberhard berichten.“ (Luther glaubte vor dem Zorn und der Rache einiger Edelleute auf der Reiſe nicht ſicher zu ſeyn.) „Ich wünſche Dir große Fröhlichkeit und Nachkommenſchaft, durch den Segen Chriſti; wahrlich es frohlockt mein Herz über Deinem Eheſtande, Du darfſt es mir glauben, nicht minder als über meinem eigenen. Ich armer Mann hätte Dir wahrhaftig jenen goldnen Portugaleſen geſchickt, welchen Du meinem Weibe geſchenkt hatteſt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, es könnte Dich beleidigen. So ſchicke ich Dir ein andres Stück, das mir noch übrig iſt, und weiß nicht, ob es auch einmal Dein war. Aus der kleinen und geringen Gabe aber erkenne die allergrößte Freundſchaft meines Gemüths. Aber was braucht's der Worte! Ich weiß wohl daß Du mich beſſer kenneſt, als daß es meiner Verſicherung bedürfte.“ Gar häufig wandte er ſich verwendend an Spalatin oder auch an den Churfürſten ſelbſt, theils wegen Unterſtützung der Armen, theils wegen Begnadigung von Verurtheilten; ſo bat er öfters für Diebe, bis er durch manche Erfahrung gewitzigt, endlich urtheilte, daß der beſte Ort für Diebe der Galgen ſey. Für ſich oder Freunde bat er wohl auch um Lieferung von Wildpret zu geſelligen Mahlen, oder weil er eine Freude an Münzen hatte, um neugeſchlagene Stücke. Er bedankte ſich einmal bei Spalatin für eine goldne Münze, ſchrieb ihm aber bald nachher: „Meine Mannsfelder haben mir ſie abgebettelt und ich will keine neue haben, ſie würden ſie mir auch wieder abbetteln; ich ſoll nichts Eigenes haben.“ Große Freude bezeugte er über eine ihm geſchenkte eiſerne Uhr, wofür er dem ihm perſönlich unbekannten Geber freundlich dankte: „es iſt mir ein gar angenehmes Geſchenk und bin jetzt genöthigt, der Schüler unſerer Mathematiker zu werden, bis ich alle die Formen und Regeln einer Uhr verſtehe, denn zuvor habe ich keine ſolche geſehen und beobachtet, als unerfahren in dieſen Stücken der Mathematik.“ Zu ſeiner Erholung trieb er gerne mit ſeinen Freunden und Schülern Muſik, in welcher er ſchöne Einſichten hatte und ſie vornemlich als eine gar kräftige Waffe gegen den Satan betrachtete, der ſie als ein Trauergeiſt nicht leiden könne und davor fliehe. Ja er ließ in der Würde die Muſik gleich auf die Theologie folgen. „Wer die Muſikam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Muſika iſt eine Gabe und Geſchenk Gottes, nicht ein Menſchengeſchenk. So vertreibet ſie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich und vergiſſet man dabei alles Zornes, Unkeuſchheit, Hoffarth und andere Laſter. Ich gebe nach der Theologia der Muſika den nächſten Platz und höchſte Ehre. Und man ſiehet wie David und alle Heiligen ihre gottſelige Gedanken in Vers, Reimen und Geſang gebracht haben.“ — „Es gefallen mir die zwo Uebung und Kurzweil am allerbeſten, nämlich die Muſika und Ritterſpiel, mit Fechten, Ringen u. ſ. w. Unter welchen die erſte die Sorgen des Herzens und melancholiſche Gedanken vertreibet, das andre macht feine geſchickte Gliedmaß am Leibe und erhält bei Geſundheit.“ Ueber das Tanzen ſprach er ſich folgendergeſtalt aus: „Es fraget ſich, ob das Tanzen unter die Sünden zu rechnen? Ob bei den Juden das Tanzen im Gebrauch geweſen, weiß ich zwar nicht; weil es aber bei uns bräuchlich iſt, Gäſte zu bitten, ſich zu putzen, zu eſſen und fröhlich zu ſeyn, alſo auch zu tanzen, ſo ſehe ich nicht, auf was Weiſe dieſe Gewohnheit könne verworfen werden. Doch muß man den Mißbrauch meiden. Daß Sünden und Böſes begangen wird, iſt nicht den Tänzen zuzuſchreiben. Wenn Alles ehrlich zugeht, wirſt du mit den übrigen Gäſten wohl tanzen können. Glaube und Liebe wird durch's Tanzen nicht vertrieben, ſonſten würde den Kindern der Gebrauch des Tanzens nicht können erlaubt werden.“ — Der Verwandtſchaft des Gegenſtands wegen mag hier auch angezeigt werden, was Luther urtheilte, als man ihn um ſeine Meinung darüber fragte, daß ein Schullehrer in Schleſien von ſeinen Knaben eine Komödie des Terenz aufführen ließ. „Komödien zu ſpielen,“ antwortete er, „ſoll man um der Knaben willen in der Schule nicht wehren, ſondern geſtatten und zulaſſen, erſtlich daß ſie ſich üben in der lateiniſchen Sprache; zum andern, daß in Komödien fein künſtlich erdichtet, abgemalet und fürgeſtellt werden ſolche Perſonen, dadurch die Leute unterrichtet und ein Jeglicher ſeines Amts und Standes erinnert und vermahnet werden, was einem Knecht, Herrn, jungen Geſellen und Alten gebühret, wohl anſtehe und was er thun ſoll; ja es wird darin fürgehalten und für die Augen geſtellt, aller

Dignitäten Gnade, Aemter und Gebühr, wie ſich ein Jeglicher in ſeinem Stande halten ſoll, im äußerlichen Wandel, als in einem Spiegel. Zudem werden darinnen beſchrieben und angezeiget die liſtigen Anſchläge und Betrug der böſen Bälge, deßgleichen was der Eltern und jungen Knaben Amt ſey; wie ſie ihre Kinder und jungen Leute zum Eheſtand ziehen und halten, wenn es Zeit mit ihnen und wie die Kinder den Eltern gehorſam ſeyn und freien ſollen. Solches wird in Komödien fürgehalten, welches denn ſehr nütz und wohl zu wiſſen iſt, denn zum Regiment kann man nicht kommen, mag auch daſſelbige nicht erhalten, denn durch den Eheſtand. Und Chriſten ſollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Zoten und Büberei darin ſind, da man doch um derſelben willen auch die Bibel nicht dürfte leſen. Darum iſt's nichts, daß ſie ſolches fürwenden, und um der Urſach verbieten wollen, daß ein Chriſt nicht ſolle Comödien leſen und ſpielen.“

Theils zur Leibes-Bewegung, theils aus einem andern Grunde übte ſich Luther in der Drechsler-Kunſt; er ſchrieb an Link in Nürnberg: „Weil bei uns Barbaren keine Kunſt und kluge Einſicht iſt und ich und Wolfgang, mein Gehülfe, die Dreherkunſt angefangen haben zu treiben, ſchicken wir hier einen Goldgulden mit der Bitte, Du wolleſt einige Handwerkszeuge zum Bohren und zum Drehen uns mit der Zeit ſchicken und zugleich ein paar Schrauben, wie Dir leicht jeder Dreher ſagen und unterrichten kann; wir haben hier Handwerkszeug, aber wir möchten gern auch feinere von Eurer Nürnberger Arbeit. Beſorge dieß und wenn Du mehr auslegſt, ſoll Dir's erſtattet werden, falls es Dir nicht beſchwerlich iſt. Ich denke, bei Euch iſt das Alles wohlfeiler zu haben. So lernen wir uns mit eigner Hand unſern Unterhalt erwerben, wenn allenfalls die Welt uns um des Worts willen nicht mehr ernähren und erhalten mag, und dienen dann den Unwürdigen und Undankbaren nach dem Bild unſers Vaters im Himmel.“ Aus Neigung aber und Freude an der Natur, in welcher ſich ihm Gott auch herrlich offenbarte, obwohl er beklagte, daß dieſelbe durch den Sündenfall gar ſehr verſchlimmert und verſtellt worden und ihre meiſte Holdſeligkeit verloren habe, beſchäftigte er ſich mit dem Anbau ſeines Gartens; in demſelben Brief heißt es: „Angenehm iſt mir, daß Du mir auf das Frühjahr Geſäme verſprichſt, ſchicke mir ja, ſoviel Du kannſt; denn ich wünſche und erwarte ſie; wenn ich Dir auch wieder etwas thun kann, befehle und verlaß Dich darauf, daß es geſchieht. Denn wenn der Satan mit ſeinen Gliedern tobt und wüthet, ſo verlache ich ihn inzwiſchen und betrachte die Gärten, das iſt die Segnungen des Schöpfers und genieße ſie ihm zum Lob.“ Ueber die Creaturen Gottes ſprach er gar gern und erbaulich. Er verwunderte ſich einmal über die Maaßen ſehr, da er ſah, daß die Bäume ſo voll Obſt waren, und ſprach: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, ſo hätten wir alle Creaturen alſo angeſehen, ein jeglicher Baum und Halm wäre ordentlicher und edler gehalten werden, denn wenn er gülden oder ſilbern wäre geweſen. Denn nach Art der Ding, wenn man es recht bedenken will, ſo iſt ein jeglicher grüner Baum viel herrlicher, denn ſo es ein güldener oder ſilberner Baum wäre. Aber die Welt nach dem Fall Adams kennet weder Gott ihren Schöpfer, noch ſeine Creaturen; lebet dahin ärger denn ein Vieh, ehret und rühmet Gott nicht. Ach wie würde ein Menſch, wenn Adam nicht geſündigt hätte, Gott in allen Creaturen erkannt, gelobt, geliebt und gepreiſet haben! Alſo daß er auch in den kleinſten Blümlein Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und geſehen hätte. Denn wahrlich, wer kann das ausdenken, wie Gott aus dürrem Erdreich ſchaffet ſo mancherlei Blümlein von ſo ſchöner Farbe und lieblichem Geruch, daß kein Maler noch Apotheker alſo machen könnte! Doch kann Gott grüne, gelbe, rothe, blaue, braune und allerlei Farben aus der Erde bringen.“ Als einmal ſeine Kinder mit allem Fleiß auf das Obſt ſahen, das auf dem Tiſch ſtand, ſagte er: „Wer da ſehen will ein Bild deſſen, der ſich mit Hoffnung freuet, der hat hie ein rechtes Conterfeit, ach, daß wir den jüngſten Tag ſo fröhlich in Hoffnung könnten anſehen!“ Darnach ſagte er von der Kraft der Pfirſchen, daß es ſo ein köſtlich Obſt wäre, nahe dem Saft vom Wein. „Es ſind große Weinbeeren in Perſien und Welſchland, da müſſen auch große Pfirſchen ſeyn, daß dieſe in unſern Landen wie die Schlehen dagegen ſind. Wer kann die Natur, Art und Kraft der Creaturen recht erkennen.

Adam und Eva werden ſolch' Obſt, ja viel beſſeres gehabt haben; unſeres ſind eitel Holzäpfel dagegen, wie alle Creaturen und Thiere dagegen ſind.“ Er urtheilte aber günſtig von der wieder zunehmenden Erkenntniß der Natur: „Wir ſind jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederum zu erlangen das Erkenntniß der Creaturen, das wir verloren haben durch Adams Fall. Jetzt ſehen wir die Creaturen gar recht an, mehr denn im Pabſtthum etwan. Erasmus aber fraget nichts darnach, bekümmert ſich wenig, wie die Frucht im Mutterleibe formiret und zugericht wird, ſo achtet er auch nicht den Eheſtand, wie herrlich der ſey. Wir aber beginnen, von Gottes Gnaden, ſeine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen. In ſeinen Creaturen erkennen wir die Macht ſeines Worts, wie gewaltig das ſey. Da er ſagte und ſprach, da ſtand es da! Auch in einem Pfirſichkern; derſelbige, obwohl ſeine Schale ſehr hart iſt, doch muß ſie ſich zu ſeiner Zeit aufthun, durch den ſehr weichen Kern, der drinnen iſt. Dieß übergehet Erasmus fein und achtet's nicht; ſiehet die Creaturen an, wie die Kühe ein neu Thor.“

Nur die gewiſſenhafteſte Benützung ſeiner Zeit machte es dem raſtloſen Manne möglich, ſo vieles und ſo vielerlei zu leiſten, was ihm oblag. Außer ſeinen Vorleſungen predigte er ſehr oft, bisweilen viermal des Tags, und widmete ſich mit unermüdlichem Eifer der Fortſetzung der Uebertragung des alten Teſtaments, was ihm unſägliche Mühe machte; mit Recht konnte er davon ſagen: die Bibel ſey ein großer ſchöner Wald und er habe an jeden Baum darin geklopft und ihn geprüft. Die freundſchaftlichen Verbindungen, worin er mit ſo vielen Perſonen ſtand, und das Vertrauen, das man in ihn ſetzte, legten ihm die Verbindlichkeit auf, unendlich viele Briefe zu leſen und zu beantworten, Gutachten und Bedenken über die verſchiedenartigſten Fragen und Fälle abzugeben, zu tröſten und zu ermahnen. Daneben hielten ihn ſeine Gegner, theils die Papiſten, theils in neuern Zeiten beſonders die Sacramentirer beſtändig in Athem. Als Beweiſe des Vertrauens, das man in ihn ſetzte, mögen zwei Fälle dienen: der eine, daß ihm ein Menſch in der Beichte eine veruntreute Summe Geldes übergab, um ſie dem Fürſten wieder zuzuſtellen; der andre, daß der berüchtigt gewordene Räuber und Mordbrenner Kohlhaas, der, urſprünglich ein wackerer, unbeſcholtener Bürger, durch Rechtsverweigerung in Wuth und Verzweiflung geſetzt, ſogar die Fürſten beunruhigte, ſich zu ihm begab und bei ihm kommunizirte. „Ich werde“ ſchrieb er, „mit Briefen von allen Seiten überhäuft; alle und jede meinen, nur ihre Anliegen ſeyen es, die der müßige Luther zu beſorgen habe, und können nicht warten, und meinen, es müſſe gleich ein Brief wieder da ſeyn, ſobald ſie nur den ihrigen abgegeben haben. Ich kann ja doch wahrhaftig nicht als ein Einziger alle Anliegen Aller, allein und plötzlich und zugleich ausrichten.“ Seiner Schriften waren ſo viele, daß er ſchrieb, er wiſſe die Zahl und den Namen derſelben nicht genau. Nicht leicht ſiel auch etwas Merkwürdiges vor, ohne daß Luther ſchriftlich darüber ſich äußerte; die Hinrichtung zweier Märtyrer in den Niederlanden feierte er durch ein großes Gedicht und beſchrieb das Ende des in Baiern, trotz vieler Verwendungen auch von Fürſten, verbrannten Leonhard Kaiſer, welchen er gar ſelig pries wegen ſeines Märtyrerthums, ja faſt darum beneidete. Er las und ſchrieb nicht ſelten ſogar unter dem Eſſen, wiewohl er dem Melanchthon, als dieſer einmal auch bei Tiſche ſchrieb, die Feder mit einem freundlichen Vorwurf aus der Hand nahm.

Oefters war Luther von Krankheiten, theils vorübergehenden, theils hartnäckigeren heimgeſucht; beſonders von Schwindel, Ohrenſauſen und Beſchwerden des Unterleibes. Der heftigſte Anfall fiel zuſammen mit ſeinen geiſtlichen Anfechtungen, daher von beidem zuſammen wird erzählt werden. Während einer ziemlich heftigen Peſt in Wittenberg hielt er getreulich aus, obgleich man die Univerſität nach Jena verlegte und die Meiſten ihrer Angehörigen ſich aus Wittenberg entfernten; er hatte Kranke in ſeinem eignen Hauſe, widerſtand aber ſelbſt dem Zuſpruch des Churfürſten, nicht da zu bleiben. Er ſchrieb an Amsdorf: „mein Haus fängt an, ein Spital zu werden. Hanna, des Auguſtinus Ehefrau, hat die Peſt innerlich gehabt, aber ſie erſteht wieder; Margaretha Mochinna hat uns wegen einer Beule und anderer Anzeichen Schrecken gemacht, obwohl ſie auch wieder geſund wird. Ich fürchte gar ſehr wegen meiner Käthe, die der Geburt nahe iſt, und mein Söhnchen iſt drei Tage krank und ißt nicht. So iſt auswendig Streit, inwendig Furcht; Chriſtus ſucht uns hart heim. Der einzige Troſt, den wir dem grimmigen Satan entgegen ſetzen, iſt, daß wir Gottes Wort haben zu Erhaltung der Seelen; die Leiber mag er hinraffen, wie er will. Derowegen werdet Ihr für uns beten, daß wir die Hand Gottes beherzt ertragen und des Satans Gewalt und Betrug überwinden, es ſey durch den Tod oder durch's Leben.“ Als eine Frucht des Gebets ſah er an, daß von ſo vielen Kranken nur wenige geſtorben waren. Dieſe Lebensgefahr erinnert an andere, welche Luther'n bedrohten. Schon früher wurde von einem Mordanſchlag gegen Luther erzählt; im Jahr 1520 wurde er beſonders von Hutten vor Giſt gewarnt. Auch von einem Arzte erhielt er Nachricht, daß polniſche Biſchöfe einen Juden gegen ihn gedungen hätten, ihn mit Giſt zu vergeben. Einmal kam ein Fremder, der Verdacht erregte und ſich, gewarnt, aus dem Staube machte. Im Jahr 1525 ſchrieb Luther an Amsdorf, es ſey der Jude gekommen, vor dem er gewarnt worden ſey, und er habe denſelben verhaften laſſen. Dieſer gab ſich für einen Aſtrologus aus, wollte auch viele Sprachen wiſſen, und hatte alle Wahrzeichen an ihm, ſo die von Breslau von dem Franzisko aus Polen geſchrieben hatten; nur waren ſeine Haare braun. Luther dachte, er hätte ſich die Haare nur gefärbt, ließ ihn alſo einziehen und ihm die Haare mit ſcharfer Lauge waſchen; aber ſie hielten dieſe Probe und ſo ließ man ihn wieder frei ziehen. Erſt mehrere Jahre ſpäter ſoll wirklich der für 2000 Goldſtücke gedungene Meuchelmörder aus Polen nach Wittenberg gekommen ſeyn; bei Melanchthon nahm er ſeine Wohnung, weil er deſſen Neigung zur Aſtrologie kannte, darin er wohl bewandert war, und nahm durch ſein gefälliges und geſchicktes Benehmen und die vielen Kenntniſſe, die er zeigte, die Leute gar ſehr ein; er war von ſo lieblichem und luſtigem Geſpräch, daß ihm Jedermann mit Vergnügen zuhörte und Luther ſelbſt ein groß Gefallen an ihm trug. Aber auf einmal beſann ſich Luther auf die ihm zugangene Warnung, (durch Eingebung der Engel, wie er ſelbſt meinte) die angegebenen Kennzeichen trafen zu und überdieß ſtellte der Fremde allerlei Nachforſchungen in Luther's Hauſe an; der Verdacht war dringend, und der Stadthauptmann ließ den Fremden vor ſich kommen, der ſeine Unſchuld höchlich betheuerte, ſich aber doch ſchnell fortmachte. Luther meinte, er habe oft Gift getrunken und es habe ihm nicht ſchaden müſſen. Der Zufall in Worms, daß ihm das Glas, ehe er trank, zerſprang, gab natürlich zu verſchiedenen Gerüchten Anlaß. Luther aber erklärte es aus natürlichen Urſachen.

Luther's Gemüthsſtimmung war, wie leicht begreiflich iſt, bei dem mannigfachen Wechſel der Ereigniſſe und Zeitumſtände, nicht immer gleich; bald überwog ſein kräftiger Muth und ſeine freudige Zuverſicht; bald vermochte er ſich der Beſorgniſſe und Bekümmerniſſe über viele Widerwärtigkeiten und trübe Erfahrungen jeder Art, nicht zu erwehren. Er beſaß aber große

Gewalt über ſich ſelbſt, ſo daß man es ihm nicht gleich anſah, wenn ihm auch das Herz ſchwer war, wie man dieß aus ſeinen unten anzuführenden Reden erſieht. Beſonders merkwürdig iſt eine Anfechtung Luther's, die er im Jahr 1527 erfuhr und die mehrere Monate andauerte. Dieſe ſtand theils im Zuſammenhang mit körperlichen Leiden und daraus hervorgehender Verſtimmung, theils war er von geiſtlichen Bekümmerniſſen, Zweifeln u. dgl. geplagt. Seine Freunde Juſtus Jonas und Bugenhagen haben einen ausführlichen Bericht darüber aufgeſetzt, aus welchem Mehreres angeführt zu werden verdient. Bugenhagen berichtet davon: „Am Sonnabend der Heimſuchung Mariä (1527) hat Dr. Martinus Luther, unſer lieber Vater, eine ſehr ſchwere geiſtliche Anfechtung gehabt, denen gleich, welcher oft in den Pſalmen gedacht wird; er hat zwar zuvor wohl mehr ſolche Anfechtungen erlitten, aber nie ſo heftig, wie auf dießmal, wie er am folgenden Tage Dr. Jonä, Dr. Chriſtiano und mir bekannte und ſagte: ſie wäre viel härter und gefährlicher geweſen, denn die leibliche Schwachheit, die ihn deſſelben Sonnabends auf den Abend um 5 Uhr angeſtoßen hatte, die doch ſo geſchwinde war, daß wir beſorgten, er würde darüber bleiben, wiewohl er den Sonntag hernach ſich hören ließ, es ſey auch dieſe leibliche Schwachheit nicht natürlich geweſen, ſondern vielleicht dergleichen Leiden, wie Sct. Paulus erlitten hat vom Satan. Denn er ſagt, daß ſeine Schwachheit und Leiden erſtlich bei dem linken Ohr ſo hätte angefangen: Ihn hätte nicht anders gedäucht, denn als brauſet's ihm mit großem Ungeſtümm für dem linken Ohr und ganzem linken Backen, wie rauſchende Meereswellen, doch nicht inwendig des Hauptes, ſondern auswendig. Solches, ſagte er, könne nicht natürlich zugehen, ſondern wäre ſo ein unträglich Leiden und Marter, daß wo es nicht ein kurzer Uebergang wäre und nur eine kleine Zeit währete, könnte es der Menſch nicht ertragen, ſondern müßte bald ſterben. — Ich ward um ſechs Uhr auf den Abend zu ihm gerufen und fand ihn im Bette liegend; da hörte ihn mit klaren Worten, jetzt lateiniſch, darnach deutſch, jetzt Gott den Vater, darnach Chriſtum den Herrn anrufen, fürnemlich aber befahl er mit großem Ernſt Gott das Amt des heiligen Evangelii, das er ihm bisher anvertraut hatte. Ich bin nicht würdig geweſt, ſprach er weiter, daß ich um Chriſti willen mein Blut vergoſſen hätte, wie Viele aus meinen Brüdern um's Bekenntniß des heiligen Evangelii gethan haben. Aber die Ehre iſt auch St. Johannes dem Evangeliſten nicht widerfahren, der doch viel ein ärger Buch wider das Pabſtthum geſchrieben hat, dergleichen ich nimmermehr ſchreiben werde noch kann. Da ich aber für ihm ſtunde, ſehr erſchrocken für Angſt meines Herzens, redete ich ihn endlich alſo an: „Lieber Herr Doctor, bittet auch Ihr ſammt uns, daß Ihr möget länger bei uns bleiben, uns Elenden und Andern vielen zum Troſt. Antwortet er: zwar für meine Perſon, wäre ſterben mein Gewinn. Aber länger im Fleiſch leben, wäre nöthig um Vieler willen. Lieber Gott, dein Wille geſchehe. Darnach wandte er ſich zu mir und Dr. Jona und ſprach: Weil die Welt Freud' und Luſt zu lügen hat, werden Viele ſagen, ich habe meine Lehre vor meinem Ende widerrufen, begehre derhalben ernſtlich, daß Ihr wollet Zeugen ſeyn meines Glaubens Bekenntniß. Ich ſage mit gutem Gewiſſen, daß ich aus Gottes Wort recht gelehret habe nach Gottes Befehl, dazu er mich auch ohne meinen Willen gezogen und gedrungen hat, ja, ſage ich, recht und heilſam habe ich gelehrt vom Glauben, Liebe, Kreuz, Sacramenten und andern Artikeln in chriſtlicher Lehre. Dann ſagte er, man habe ihm ſeine Härte oft vorgeworfen, was er anerkannte, doch habe es ihn nie gereuet. Ich ſey, ſagte er, heftig oder mäßig geweſen, ſo hab' ich ja Keines Schaden, viel weniger ſeiner Seelen Verluſt geſucht, ſondern Jedermanns, auch meiner Feinde Beſtes und Seligkeit. Darauf hat er, fährt Bugenhagen fort, mit großem Ernſt zu uns geredet (Gott immer mit eingemenget, ach Gott u. ſ. w.) wider die Sacramentsſchwärmer, und mit Thränen geklagt, daß jetzt viel Rotten und Sekten entſtanden wären, die Gottes Wort fälſchen und verkehren und ſeiner Heerde, die er durch ſein Blut erworben, nicht verſchonen würden. Mich Unwürdigen, ſprach er, hat Gott mit vielen ſchönen Gaben begnadet, die er ſonſt viel tauſend Menſchen nicht gegeben hat, der ich gerne länger brauchen wollt ihm zu Ehren, auch zu Nutz und Troſt der Gottſeligen, wenn's ſein Wille wäre. Ihr aber werdet ſo viel Schwärmern, die jetzt allenthalben einreißen, ungleich und zu ſchwach ſeyn, doch tröſte ich mich deß, daß Chriſtus ſtärker iſt, denn der leidige Satan mit allen ſeinen Schuppen, denn er iſt ein Herr. — Er betete gar herzlich und inbrünſtig und ſagte dann zu ſeiner Hausfrau: meine allerliebſte Käthe, ich bitte Dich, will mich unſer lieber Gott auf dießmal zu ſich nehmen, daß Du Dich in ſeinen gnädigen Willen ergebeſt; Du biſt mein ehlich Weib, dafür ſollſt Du es für gewiß halten und gar keinen Zweifel daran haben; laß die blinde, gottloſe Welt dawider ſagen, was ſie will. Richte Du Dich nach Gottes Wort und halte feſt daran, ſo haſt Du einen gewiſſen beſtändigen Troſt wider den Teufel und alle ſeine Läſtermäuler. — Als man ihm warme Tücher und Kiſſen auflegte, den erkalteten Leib wieder zu erwärmen, da fragte er nach ſeinem Söhnlein: wo iſt denn mein allerliebſtes Hänschen? Da das Kind gebracht ward, lacht's den Vater an, da ſprach er: o du guts armes Kindlein! nun, ich befehle meine allerliebſte Käthe und Dich armes Waislein meinem lieben, frommen, treuen Gott; Ihr habt nichts, Gott aber, der ein Vater der Waiſen und Richter der Wittwen iſt, wird Euch wohl ernähren und verſorgen. Darauf redete er weiter mit ſeiner Hausfrauen von den ſilbernen Bechern, „die ausgenommen, weißt Du, daß wir nicht haben.“ Ueber dieſen und anderen Reden ihres Herrn war die Doctorin hoch erſchrocken und betrübet, ließ ſich jedoch nichts merken, daß ihr ſo groß Leid geſchah, ſondern ſtellte ſich ſo getroſt und ſprach: mein liebſter Herr Doctor, iſt's Gottes Wille, ſo will ich Euch bei unſerem lieben Herr Gott lieber denn bei mir wiſſen; es iſt nicht allein um mich und mein Kind zu thun, ſondern um viel frommer, chriſtlicher Leute, die Euer noch bedürfen; wollet Euch, mein allerliebſter Herr, meinetwegen nicht bekümmern; ich hoffe und traue zu Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten. Darnach ließ man ihn allein und ruhen und verfiel in einen Schweiß, daß er am andern Tag wieder beſſer war und aufſtand; von dem Tage ſagte er ſelbſt, er ſey in einem heiſſen Schwitzbade geſeſſen; der Herr führet in die Hölle und wieder heraus.“ — Von der vorangegangenen geiſtlichen Anfechtung aber erzählt Bugenhagen Folgendes: „Da dieſelbige des Sonnabends früh vorüber war, beſorget der fromme Hiob, wo die Hand Gottes ſo ſtark wiederkäme, würde er ſie nicht ertragen können, hatte vielleicht auch eine Beiſorge, es wäre nun an dem, daß ihn unſer Herr Jeſus Chriſtus wollte von hinnen rufen; ſchickt derhalb ſeinen Diener Wolf zu mir, ließ mir durch ihn ſagen: ich wollte eilend zu ihm kommen; da er das ſagt, entſatzt' ich mich etwas darüber, fand doch den Doktor in gewöhnlicher Geſtalt bei ſeiner Hausfrauen ſtehen, wie er denn konnte mit ſtillem, eingezogenem Gemüthe Gott Alles hingeben und befehlen. Denn er pflegte ſeine Anliegen nicht Menſchen zu klagen, die ihm nicht helfen könnten, welchen er mit ſeinem Klagen nicht kann nützlich ſeyn, ſondern er pfleget ſich alſo gegen die Leute zu ſtellen, wie ſie ihn begehren zu haben, die bei ihm Troſt ſuchen. Thut er ihm unterweilen über Tiſch mit Fröhlichſeyn zu viel, hat er ſelbſt keinen Gefallen daran, und kann ſolche keinem gottſeligen Menſchen übel gefallen, viel weniger ihn ärgern. Denn er iſt ein leutſeliger Menſch und aller Gleißnerei und Heuchelei feind. Da ich den Doctor fragte, warum er mich hätte rufen laſſen, antwortet er: um keiner böſen Sache willen. Da wir nun hinauf gegangen waren und beiſeits traten an einen ſonderlichen Ort, befahl er ſich und Alles, was er hatte, mit großem Ernſt Gott, hub an zu beichten und zu bekennen ſeine Sünden, und der Meiſter begehrete vom Schüler Troſt aus göttlichem Wort, item eine Abſolution und Entbindung von allen ſeinen Sünden, ermahnete mich auch, ich ſollte fleißig für ihn bitten, welches ich deßgleichen von ihm begehrte. Weiter begehrte er, ich ſollte ihm erlauben, daß er möchte des nächſten Sonntags empfahen das heilige Sacrament des Leibs und Bluts Chriſti. Dieſes Stücke aber, das wohl werth iſt, daß man's wiſſe, muß ich nicht vergeſſen. Da er gebeichtet hatte und hernach geredet von der geiſtlichen Anfechtung, die er deſſelben Morgens mit ſolchem Schrecken und Zagen gefühlt hatte, daß er's nicht ausreden konnte, ſprach er weiter: Viele denken, weil ich mich unterweilen in meinem äußerlichen Wandel fröhlich ſtelle, ich gehe auf eitel Roſen; aber Gott weiß, wie es um mich ſtehet meines Lebens halben. Ich habe mir oft fürgenommen, ich wollte der Welt zu Dienſt mich etwas ernſtlicher und heiliger (weiß nicht, wie ich's nennen ſoll,) ſtellen; aber Gott hat mir ſolches zu thun nicht gegeben. Die Welt findet, Gott Lob, kein Laſter an mir, das ſie mir mit Wahrheit könnte aufrücken, gleichwohl ärgert ſie ſich an mir: vielleicht will Gott die blinde, undankbare Welt über mir zur Närrin machen, daß ſie durch ihre Verachtung verderbe und nicht werth ſey, daß ſie ſehe die ſchönen Gaben, die er ſonſt viel tauſend Menſchen verſagt, damit er mich begnadet hat, daß ich damit dienen ſoll, die er wohl kennet, auf daß, weil die Welt nicht groß hält vom Worte des Heils, das ihr Gott durch mich, ſein ſchwach, gering Geſchöpf, anbeut, ſie an mir finde, daran ſie ſich ärgere und falle. — Da ich ſo allein mit ihm handelte, war es nun ſchier an der Zeit, daß man das Mittagsmahl halten ſollte; und weil wir von Etlichen vom Adel gebeten waren, mit ihnen zu eſſen, erinnert' ich ihn, daß er den Gäſten wollte zu Willen ſeyn und ja nicht ausbleiben. Er aber ſchlug's ab; da ermahnte ich ſein Gemahl, ſie wollte dran ſeyn, daß er käme und nicht allein daheim bleibe ſitzen; hoffte, es ſollt' ihm gut ſeyn, wenn er bei Leuten wäre und mit ihnen von allerlei redete. Da kam er zur Mahlzeit, aß und trank zwar, aber ſehr wenig, welches ich unter Allen am Tiſch allein merkte. Gleichwohl, wie ſeine Weiſe iſt, war er guter Dinge mit den Gäſten, machte ſie fröhlich, ſo viel ſich's leiden wollte, denn er hatte noch nicht vergeſſen, in was großer Fahr er kurz zuvor geweſen war. Um die zwölfte Stunde aber ſtand er vom Tiſch auf, gieng in Dr. Jonas Gärtlein hinter ſeinem Hauſe.“ — Wir laſſen hier den Dr. Jonas weiter berichten: „Nach der Mahlzeit gieng er in mein Gärtlein, auszuſchlagen ſeine Schwermuth und Traurigkeit und ſich etwas zu erluſtigen; ſaß allda, redete mit mir von mancherlei Sachen bei zwo Stunden. Da er aber aus meinem Hauſe trat, ſagte er zu mir und meinem Weibe, wir ſollten auf den Abend mit ihm eſſen. Da es nun um 5 Uhr kam, giengen wir hinauf in's Kloſter, da ſagt die Frau Doctorin, Er hätte ſich zu Bette gelegt, daß er ruhen und ſich wieder erholen möchte, denn er wäre ſchwach heimgekommen und bate, ich ſollte mir indeß die Weile nicht lang werden laſſen und ſo ſich's ein wenig verzöge, ſollt' ich's ſeiner Schwachheit zurechnen. Da ich eine Weile geharret, ſtund der Doctor aus dem Bett auf, der Meinung, daß er wollt' die Abend-Mahlzeit mit uns halten, klagete aber über ein groß, verdrießlich ungewöhnlich Brauſen und Klingen des linken Ohrs, welches, wie die Aerzte ſagen, der Ohnmacht pfleget vorherzugehen. Weil aber daſſelbige immer größer und heftiger ward, ſagt er: Er könnte für Schwachheit bei uns am Tiſche nicht bleiben, gieng derhalben wieder hinauf in ſeine Schlafkammer, daß er ſich wieder in's Bett legte. Ich allein folgete ihm bald auf dem Fuß nach, weiß nicht, was die Doctorin unten an der Treppe den Mägden befiehlet, ehe ſie hernach kam. Da er über die Schwelle der Schlafkammer trat, gieng ihm eine Ohnmacht zu; ſpricht haſtig zu mir: o Herr Doctor Jona, mir wird übel! Waſſer her oder was Ihr habt oder ich vergehe! — Alſo erwiſchet ich, faſt erſchrocken und behend einen Topf mit kaltem Waſſer, das goß ich ihm eines Theils unter's Angeſicht, eins Theils im Rücken, wie ich konnte. Indeß fähet er an zu beten: mein allerliebſter Gott, wenn Du es ſo haben willt, daß das die Stunde ſey, die Du mir verſehen haſt, ſo geſchehe Dein gnädiger Wille! — Weiter betet er, hube ſeine Augen empor, mit großer Brunſt ſeines Herzens, das Vaterunſer und den ſechsten Pſalm gar aus. Indem kommt auch die Doctorin hinauf, da ſie nun ſahe, daß er ſo hinfällig und ſchier todt war, entſetzte ſie ſich ſehr, ruft laut den Mägden. Er klagte, er wäre ſehr matt, fühlte gar keine Kraft mehr. Wir rieben und kühleten ihn, gaben ihm Labſal und thaten, was wir konnten, bis der Arzt kam." —

Während eines längern Zeitraums klagte er beſtändig über ſeine Anfechtungen, und bat ſeine Freunde, für ihn zu beten. So ſchrieb er: „Ich trage den Zorn Gottes, weil ich ihm geſündigt habe, Pabſt und Kaiſer, Fürſten, Biſchöfe und die ganze Welt haſſen und verfolgen mich, und das iſt noch nicht genug, wo mich nicht auch meine Brüder plagen. Ja, meine Sünden, Tod und Satan mit ſeinen Engeln wüthen ohne Unterlaß. Und was ſoll mich auch tröſten und mir dienen, wenn ſogar Chriſtus mich verläßt, um deſſen willen jene mich doch haſſen? Doch wird er am Ende nicht verlaſſen den elendeſten Sünder, denn ich halte dafür, daß ich der letzte aller Menſchen bin. O wollte Gott und abermal wollte Gott, daß Erasmus und die Sacramentirer nur eine Viertelſtunde meines Herzens Qual erfahren könnten, wie ſicher wollt ich dann prophezeihen, daß ſie aufrichtig würden bekehrt und geheilt werden. Jetzt aber ſind meine Feinde ſelbſt gar feſt und leben und häuſen mir noch Schmerzen auf Schmerzen, und verfolgen, den Gott geſchlagen hat. Doch genug dieß, daß ich nicht winſele und ungeduldig ſey gegen die Züchtigung Gottes, der da ſchlägt und wieder heilt, der tödtet und lebendig macht.“

Die ſo häufig vorkommenden Anfechtungen Luther’s ganz zu erklären, möchte ſchwer, ja unmöglich ſeyn, denn wer vermäße in die Tieſe ſeines innern gemüthlichen und religiöſen Lebens hinabzuſteigen und mit Klarheit anzuſchauen, was darin vorgieng, da man ja ſchon bei gewöhnlichen Menſchen auf eine ſolche erſchöpfende und durchdringende Erklärung ihres innern Lebens verzichten muß? Wie ſeine ganze geiſtige Natur eine auſſerordentliche war, ſo waren auch die Kämpfe derſelben heftiger, als ſie bei Andern zu ſeyn pflegen, und wohl auch in dem Maaß eigenthümlich, als er, kaum einem Andern ſeines Geſchlechts ähnlich, daſteht. Nur einige Bemerkungen mögen geſtattet ſeyn: daß ſeine geiſtlichen Anfechtungen mit körperlicher Schwachheit und Krankheit zuſammenhiengen, ſcheint unbeſtreitbar, und iſt auch nach der Erfahrung ſehr einleuchtend; nur muß man hiemit nicht Alles erklärt zu haben wähnen. Ferner dürfen und können ſeine Gegner in der Lehre dieſelben nicht als Waffe gegen ihn gebrauchen, als ſey er ſelbſt an ſeiner Lehre verzagt; die angeführte Stelle ſeines Briefs zeigt im Gegentheil, daß in ſolchen Stunden der Pein ſeine Lehre noch ſein Troſt war. Sodann, wenn er von ſeinen Sünden ſpricht, ſo wird jeder Unbefangne darin nicht beſtimmte beſondre Sünden, ſondern das lebendige Gefühl der menſchlichen Unvollkommenheit überhaupt angedeutet finden. Wenn er die Anfechtungen bald Gott, als eine Prüfung und Züchtigung, bald dem ihm übelwollenden Satan zuſchrieb, ſo hat man ſich an die Erzählung von Hiob zu erinnern, welchen der Satan aber aus Zulaſſung Gottes heimgeſucht, ſo daß Luther bald das eine, bald das andre, ohne Widerſpruch ſagen konnte. Jeder Unbefangne wird aber bekennen, daß auch die Betrachtung Luther's in den Stunden der körperlichen Schwachheit und des geiſtigen Leidens im mindeſten nicht das Gefühl der Bewunderung und Verehrung für den großen Mann zu ſchwächen im Stande iſt, und daß ſeine Art zu dulden vollkommen würdig war ſeines Handelns.

Der Augsburger Reichstag und Luther in Koburg.

Im Jahre 1530 wurde der ſo berühmte und wichtige Reichstag in Augsburg gehalten, auf welchem zum erſtenmal nach einer achtjährigen Abweſenheit der Kaiſer Karl V. ſelbſt wieder anweſend war. Obgleich Luther auf dieſem Reichstag nicht perſönlich auftrat, muß doch deſſelben ausführlicher Erwähnung geſchehen, theils weil er in der Geſchichte des von Luther begonnenen Werkes Epoche macht, theils weil Luther, wenn ſchon nicht ſelbſt anweſend, doch durch ſeinen Rath die Verfahrungsweiſe der Proteſtanten lenkte, und gleichſam als der aus der Ferne wirkende Geiſt mitthätig war.

Die Stellung der Partheien in Deutſchland war kurz vorher ziemlich feindſelig, der Ton des Kaiſers in ſeinen Erlaſſen, hart und drohend gegen die Proteſtanten geweſen, und beſonders beunruhigend für dieſe war, daß derſelbe mit ſeinen Feinden nunmehr Friede geſchloſſen hatte, ſo daß er ſeine Kräfte auf Deutſchland ſchien verwenden zu können, und namentlich daß er mit dem Pabſt in ein freundſchaftliches Bundesverhältniß getreten war, und demſelben zugeſagt hatte, auf die Unterdrückung der neuen Lehre in Deutſchland hinzuwirken. Er war dafür von Clemens VII. mit der lombardiſchen und mit der Kaiſerkrone gekrönt worden. Aber mit dem Herannahen des Reichtags wurden die Ausſichten wieder friedlicher und die dringenden Beſorgniſſe gemildert; das Ausſchreiben des Kaiſers war in einem verſöhnlichen und milden Ton abgefaßt, der ſehr gegen die früheren Erlaſſe abſtach: „Daß Ihro Kaiſerliche Majeſtät geſonnen, auf den achten April einen Reichstag in Augsburg zu halten, die Zwietracht, im heiligen Glauben entſtanden, hinzulegen, Widerwillen zu laſſen, vergangne Irrſal Chriſto unſerm Seligmacher zu ergeben, und Fleiß anzuwenden, alle eines Jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung zwiſchen uns ſelbſt in Liebe und Gütlichkeit zu hören, zu verſtehen und zu erwägen, die zu einer einigen chriſtlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, Alles, ſo zu beiden Theilen nicht recht iſt ausgelegt oder gehandelt, abzuthun, durch uns alle eine einige und wahre Religion anzunehmen und zu halten; und wie wir alle unter einem Chriſto ſeyn und ſtreiten, alſo alle in einer Gemeinſchaft, Kirche und Einigkeit zu leben, und beſchließlich alſo gute Einigkeit und Friede zu beſchließen, zu machen, aufzurichten und zu halten.“ In einem andern Ausſchreiben, worin der Reichstag auf den erſten Mai verſchoben wurde, waren dieſelben Anſichten in noch gnädigerer Sprache wiederholt, wodurch gewiſſermaaßen die Räthe der Theologen, welche von Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer nichts wiſſen wollten, und erwarteten, es werde ſich Alles friedlich abmachen, gerechtfertigt wurden. Zugleich wurden die Stände aufgefordert, auf dem Reichstag wo möglich in Perſon zu erſcheinen, und beſonders dem Churfürſten von Sachſen dieß dringend zur Pflicht gemacht. Dieſer hatte zwar anfänglich im Sinne gehabt, ſich nicht ſelbſt einzufinden, entſchloß ſich aber nun doch dazu und ſetzte den Kaiſer von ſeinem Entſchluß in Kenntniß. Um aber auf einem ſichern und feſten Grund der Lehre zu ſtehen, verlangte er von ſeinen Theologen eine kurze Zuſammenſtellung der Hauptpunkte der evangeliſchen Lehre, „damit man gründlich ſich entſchließen könne, ob, welchergeſtalt, auch wie weit mit Gott, Gewiſſen und gutem Fug, auch ohne beſchwerliche Aergerniß die Evangeliſchen ſich in eine Handlung einlaſſen mögen und können.“ Es wurden ihm auf dieß Begehren die 17 Artikel übergeben, welche im Jahr zuvor bei Gelegenheit des Schwabacher Konvents von Luther waren aufgeſetzt worden, und welche die Grundlage der Augsburger Konfeſſion bildeten. Dieſe 17 Artikel kamen unter dem Titel: D. Martin Luther's Bekenntniß chriſtlicher Lehre und Glaubens, ohne ſein Vorwiſſen im Druck aus, und mehrere Papiſten, welche ſie für die dem Reichstag vorzulegenden Artikel hielten, verfaßten dagegen einen: Kurzen und chriſtlichen Unterricht, dem Churfürſten von Brandenburg gewidmet, worin ſie Luther'n vorwarfen, daß er hier viele Artikel aus ſeinem: großen Bekenntniß, wobei er bis in den Tod zu bleiben ſich betheuert habe, auslaſſe, desgleichen viel hundert ketzeriſche Behauptungen, hin und wieder in ſeinen Schriften zerſtreut, wegen deren man ihn doch nicht ungeſtraft laſſen könne, wenn auch die neuen Artikel alle unſträflich wären, was ſie doch nicht ſeyen. Doch wußten ſie an den meiſten derſelben nicht eben viel Weſentliches auszuſetzen, und am ſtärkſten wird der fünfzehnte angefochten, (von Geiſtlichen, Gelübden, Eheloſigkeit u. dgl.), welcher als ganz Wikleſitiſch und voll Unwahrheit und Läſterung verdammt wird. — Luther war über die Bekantmachung der Artikel unzufrieden, und gab dieß in ſeiner Gegenſchrift deutlich zu erkennen, welche betitelt iſt: Antwort auf das Schreien etlicher Papiſten. Es heißt darin: „Es ſind neulich 17 Artikel unter meinem Namen gedruckt ausgegangen, mit dem Titel, als wollte ich dieſelben auf dem jetzigen Reichstag einlegen, davon ich doch nie keine Gedanken gehabt habe. Wahr iſt's, daß ich ſolche Artikel habe ſtellen helfen, (denn ſie ſind nicht von mir allein geſtellet,) nicht um der Papiſten willen, noch auf dieſem Reichstag einzulegen. Die wiſſen aber wohl darum, um welcher willen ſie geſtellt ſind. Hätte mich auch nicht verſehen, daß ſie ſollten an Tag kommen, viel weniger daß ſie mit ſolchem Titel unter meinem Namen ſollten ausgehen. Und wer es gethan hat, hätte mir's lieber gelaſſen, weil er wohl gewußt, daß er von mir deß keinen Befehl noch Bewilligung gehabt hat. Nicht daß ich das Licht ſcheue, oder ſolche Artikel nicht recht hielte; ſie ſind alle zu gut und viel zu köſtlich, dazu, daß ich mit den Papiſten drüber handeln ſollte. Denn was fragen ſie nach ſolchen ſchönen, hohen und göttlichen Artikeln? Was ſollen der Saue Muskaten? — Darum bitte ich die Drucker, daß ſie nicht ſo zufahren und mit ihrem unzeitigen Drucken mir Unluſt und den Andern einen Affenſchwanz machen. — Da laſſet uns jetzt aufſehen, daß wir mit allem Fleiß und Ernſt beten und Gott anrufen, daß er ſeine Gnade wollte geben auf dem jetzigen Reichstage, und dem frommen, guten Kaiſer Karol, der wie ein unſchuldiges Lämmlein zwiſchen viel ſolchen Säuen und Hunden, ja zwiſchen viel Teufeln ſitzet, ſeinen heiligen Geiſt mit Kraft verleihen, Frieden und gutes Regiment anzurichten in deutſchen Landen.“

Von Torgau aus, wo die Artikel dem Churfürſten eingehändigt worden waren, reiste der Churfürſt am dritten April mit Luther'n, Spalatin, Jonas und Melanchthon ab; der erſte, welchen der Fürſt anfänglich auch mit nach Augsburg zu nehmen beabſichtigt hatte, wurde in Koburg zurückgelaſſen, ſey es nun, weil man dem Kaiſer die Anweſenheit eines Geächteten erſparen wollte, oder weil man ſich nicht getraute, ihn ohne ein ausdrückliches ſicheres Geleit mitzunehmen. Am zweiten Mai kam der Churfürſt in Augsburg, als der erſte unter den Fürſten an, und dieſe ſeine Zuverſicht erregte viel Staunen in Deutſchland und gab den Evangeliſchen großes Vertrauen. Auf das Verlangen der Augsburger ließ er ſeine mitgebrachten Theologen daſelbſt predigen, und daſſelbe that der am 12ten Mai eingetroffene Landgraf von Heſſen. Man dachte jedoch hiebei ſchon an die Möglichkeit, daß dieß dem Kaiſer mißfallen dürfte, und holte die Gutachten der Theologen ein; dieſe Beſorgniß war gegründet, und der Kaiſer ließ, noch ehe er ankam, vorläufig anzeigen, daß er das Predigen der Proteſtanten ungern ſehe; die Theologen meinten: man müſſe zwar dem Kaiſer gehorchen, aber da er das Aufhören der Predigten nur begehrt, aber noch nicht geboten habe, könnte man noch fortfahren. Doch meinte namentlich der darüber befragte Luther, wäre zu wünſchen, daß Kaiſerliche Majeſtät das Predigen nicht ſo unverhört verböte, ſondern zuvor Jemand zuhören lieſſe, wie man predige. — Die Sache wurde zuletzt dahin vermittelt, daß keine Parthei in Augsburg während des Reichstag ſollte predigen laſſen.

Allmählig ſammelten ſich die Fürſten, aber der Kaiſer rückte langſam von Italien über Tyrol herein und pflog mit den in Augsburg befindlichen Ständen allerlei Unterhandlungen. Drei Fürſten, Gegner der Reformation, der Churfürſt von Brandenburg, Herzog Georg von Sachſen und Herzog Wilhelm von Baiern, zogen ihm nach Inſpruck entgegen, ſuchten ihm Verdacht gegen den Churfürſten Johann, wegen ſeiner frühen Ankunft und ſtarken Begleitung einzuflößen, und boten dem Kaiſer, der ſelbſt nur 1400 Mann bei ſich hatte, 6000 Reiter an. Der Kaiſer kam auf den Gedanken, auch den Churfürſten von Sachſen zu ſich nach Inſpruck zu beſcheiden, was jedoch durch den ſächſiſchen

Abgeordneten abgewendet wurde. Es ergieng aber eine Einladung an denſelben, er ſelbſt oder der Churprinz möchte dem Kaiſer entgegenreiſen, was der Letztere, Johann Friedrich, wirklich that, und ſeinen Vater entſchuldigte, als welcher dieß unterlaſſe, um die Nachreden und Gerüchte von Seiten der andern Stände zu verhüten.

Bis zur Ankunft des Kaiſers beſchäftigten ſich die Evangeliſchen mit dem Entwurf ihrer Bekenntnißſchrift, welche vor dem Reichstag ſollte übergeben werden. Das Geſchäft der Abfaſſung derſelben wurde dem Melanchthon übergeben, der ſich mit großem Eifer und ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit demſelben unterzog und die Schrift, mit Zugrundlegung der obenerwähnten Artikel, ſo ſchnell fertigte, daß ſie am 11. Mai ſchon Luther'n zugeſchickt werden konnte. Dieſer ſchrieb zurück: „Ich habe M. Philipp's Apologia überleſen; dieſelbe gefällt mir faſt wohl, und weiß nichts daran zu beſſern noch zu ändern, würde ſich auch nicht ſchicken, denn ich ſo ſanft und leiſe nicht treten kann. Chriſtus unſer Herr helfe, daß ſie viele und große Frucht ſchaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen.“ Da ſich aber die Ankunft des Kaiſers noch länger hinauszog, benutzte Melanchthon dieſe Friſt, um immer noch zu beſſern und zu ändern. Man hatte mittlerweile auch den Landgrafen von Heſſen zu bearbeiten, der als ein ſtaatskluger und berechnender Fürſt, noch immer ſeinen Wunſch nicht aufgeben konnte, gemeinſchaftliche Sache mit den in der Lehre vom Abendmahl abweichenden Städten zu machen, und deſshalb mit ſeinem Beitritt zögerte, weſshalb Luther von Melanchthon aufgefordert wurde, demſelben zu ſchreiben, was er auch that und ihm unter anderm folgendes ſchrieb: „Wiewohl ich tröſtlicher Zuverſicht hoffe, daß unſer lieber Herr Chriſtus bei Euer Fürſtlichen Gnaden im rechten, reinen Glauben wohne, und ſonderlich die Sacramentlehre feſt in Euer Fürſtlichen Gnaden Herz erhalte, daß meinethalben ohne Noth wäre, an Euer Fürſtlichen Gnaden davon zu ſchreiben; weil ich aber vernommen, auch von mir ſelbſt wohl denken kann, daß unſer Widertheil gar fleißig und unruhig ſind mit Anregen und Bemühen, daß ſie Euer Fürſtlichen Gnaden zu ihrem Haufen ziehen möchten, und obſchon ihr Anregen und Anklopfen Euer Fürſtlichen Gnaden unſchädlich ſeyn mag, ſo weiß ich doch wohl, welch ein Gewaltiger und Tauſendkünſtler der böſe Geiſt iſt, mit allerlei liſtigen Gedanken einzugeben; und wenn das Alles nicht wäre, als freilich nicht gar mag nichts ſeyn, ſo iſt doch da Gottes Gebot, das uns gebeut, eins für das andere zu ſorgen und zu beten, eins das andre zu tröſten, warnen, vermahnen, beſuchen, ſtärken und kurzum mit Hülfe und Rath beiſtehen. Dem Gebot nach will ich mich mit gutem Gewiſſen wohl rühmen, daß ich zum wenigſten der Fürnehmſten je Einer bin, der für Euer Fürſtlichen Gnaden herzlich ſorget und bittet, mit hoher Begierde, Gott den Vater aller Gnaden anrufend, daß er wolle Euer Fürſtlichen Gnaden als mitten unter den Wölfen, auch ohne Zweifel nicht gar frei von böſen Geiſtern, ſonderlich in dieſen wüſten, fährlichen Zeiten barmherziglich erhalten in ſeinem Erkenntniß und reinen Wort, dazu behüten für allem böſem Werk, ſondern ſeinen Geiſt ſenden und Euer Fürſtlichen Gnaden zu ſeinem angenehmen Werkzeug zubereiten. — Neben ſolchem Gebet komme ich auch nun hie mit meinem Vermahnen und Warnen, unterthäniger guter Meinung, und bitte Euer Fürſtlichen Gnaden treulich und herzlich, Sie wollten mir's gnädiglich zu Gute halten, denn ich es ja ſchuldig bin und herzlich meine, auf daß Euer Fürſtlichen Gnaden ſich die ſüßen und guten Worte des Gegentheils nicht bewegen laſſen, oder vielmehr der liſtigen Einfälle und Gedanken des Teufels ſich nicht annehmen.“ Ungern entſchloß ſich der Landgraf, ſich von den Städten zu trennen, welche nun ſich ſelbſt überlaſſen blieben.

Endlich am 15. Junius Abends, den Tag vor dem Frohnleichnamsfeſte hielt der Kaiſer ſeinen feierlichen und prächtigen Einzug in die Stadt. Dieſer Tag ſchien abſichtlich gewählt zu ſeyn, um gleich bei der Feierlichkeit des folgenden Tags die Proteſtanten auf die Probe zu ſtellen, in welcher Vorausſicht man denn auch vorläufig die Theologen zu Rathe zog, welche dafür entſchieden, daß man die Theilnahme an der Proceſſion ablehnen müſſe, weil dadurch ein ungegründeter Mißbrauch würde beſtätigt werden. Das Erwartete traf auch ein; die Churfürſten und Fürſten holten den Kaiſer ein; der mit demſelben ziehende Kardinal Campegius ſprach den Segen über die ſich begegnenden; die katholiſchen Fürſten ſämmtlich knieten nieder, aber die evangeliſchen blieben ſtehen, was das erſte Zeichen ihrer Standhaftigkeit war. Als man in der kaiſerlichen Pfalz angekommen, wurden die katholiſchen Fürſten beurlaubt, den evangeliſchen aber durch den Bruder des Kaiſers angekündigt, daß ſie das Predigen einſtellen und am folgenden Tage der Frohnleichnams-Proceſſion nach altem Gebrauch beiwohnen ſollten. Dieß ſchlugen aber die Proteſtanten ab, und der das Wort führende Markgraf Georg erklärte, daß er, eh' er Gott und das Evangelium verläugnete, lieber vor Kaiſerlicher Majeſtät niederknieen und ſich den Kopf abhauen laſſen wollte; wogegen jedoch der Kaiſer ſelbſt ganz gnädig proteſtirte. Es wurde ihnen Bedenkzeit bis zum andern Morgen gegeben, wo ſie aber auf ihrem Sinne blieben, und dieß dem Kaiſer erklärten. Wie die Sache wegen des Predigens beigelegt worden, iſt ſchon angegeben.

Am 20. Junius ſollte die Reichstagshandlung eröffnet werden und wurden die Fürſten zum Kaiſer entboten, wobei die evangeliſchen Fürſten ſich aber verwahrten, daß die bei dieſer Gelegenheit gehaltne Meſſe ſie nichts angehe. Der päbſtliche Legat Vincentius Pimpinellus hielt eine Rede, die theils vom Türkenkrieg, theils von den Religionsſtreitigkeiten handelte, und der man vorwarf, daß er darin die Heiden pries und ſie den Chriſten als Muſter vorhielt. Hierauf begann die Reichstagsverhandlung, der vier Churfürſten und zwei und vierzig Fürſten in Perſon anwohnten. In dem vom Pfalzgrafen gehaltnen Vortrag wurde zuerſt der Türkenkrieg und dann die Religionsſache beſprochen. In letzter Beziehung wurde beklagt, daß das mit Bewilligung der Churfürſten und Fürſten ergangene Wormſer Edikt nicht gehalten worden ſey; doch wurde Luthers Name nicht genannt. Dann wurde weiter die Abſicht zu erkennen gegeben, die Streitigkeiten beizulegen, aber die Ausdrücke waren kälter als im Ausſchreiben. Auf dieß Ausſchreiben beriefen ſich auch die Proteſtanten, als die Katholiſchen die Abſicht zu erkennen gaben, ihrerſeits keine Darſtellung ihrer Glaubenslehre zu übergeben, weil ſie ſich ja nach dem Wormſer Edikte gehalten hätten; das Ausſchreiben aber lautete dahin, daß beider Theile Meinung ſolle gehört werden. Als der Kaiſer die Evangeliſchen auffordern ließ, ihre Glaubensartikel am 24. Juni zu übergeben, waren ſie Anfangs der Meinung, die Katholiſchen hätten denſelben Befehl erhalten, wurden jedoch bald enttäuſcht. Am angeſetzten Tage war Reichsverſammlung, wo der Cardinal Campegius eine zierliche und wohlgeſetzte Rede hielt, nach deren Beendigung die Proteſtanten ſich durch den churſächſiſchen Kanzler Brück bereit erklärten, ihre Artikel verleſen zu laſſen. Der Kaiſer wollte erſt darein nicht willigen, ſondern verlangte, daß man ihm die Schrift zuſtelle, aber den dringenden Bitten und Vorſtellungen der Evangeliſchen, wie die vielen Verläumdungen und Anklagen über ſie ihnen dieſe Vorleſung nothwendig machen, gab er endlich nach und wurde der folgende Tag zur Vorleſung beſtimmt. Sie geſchah nicht auf dem Rathhaus, ſondern im Kaiſerlichen Pallaſt, der weniger Menſchen faßte, und wurde auch Allen, die nicht Stände oder Abgeordnete waren, befohlen abzutreten. Aber dieſe abſichtliche Verminderung der Zahl der Anweſenden wurde wieder gut gemacht durch die gewaltige Stimme des Dr. Chriſtian Beier, ſächſiſchen Kanzlers, der ſo laut las, daß man auch im Schloßhof jedes Wort vernahm. Der Kaiſer hatte zuerſt das lateiniſche Exemplar, welches der Kanzler Brück in Händen hatte, wollen vorleſen laſſen, erlaubte aber auf die Vorſtellung des Churfürſten, daß man auf deutſchem Grund und Boden ſey, die Leſung des deutſchen, welche zwei Stunden währte. Nach der Vorleſung wurden die beiden Exemplare überliefert, der Kaiſer ſelbſt griff nach dem lateiniſchen und gab dem Churfürſten von Mainz das deutſche; der Kaiſer verlangte, daß ohne ſeinen Willen und Wiſſen kein Abdruck veranſtaltet und geſtattet würde, was die Evangeliſchen verſprachen. Dieſes Bekenntniß war unterſchrieben vom Churfürſten Johann von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernſt von Lüneburg, Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſt Wolfgang von Anhalt und den zwei Städten Nürnberg und Reutlingen; es hatten ſich die Theologen gegen den Churfürſten erboten, wenn er nicht bei ihnen zu ſtehen geſonnen wäre, wollten ſie allein vor den Kaiſer treten; aber der fromme und ſtandhafte Fürſt antwortete ihnen: „Das wolle Gott nicht, daß Ihr mich ausſchlieſſet, ich will Chriſtum auch mit bekennen; und ſeinen Räthen trug er auf, jenen zu ſagen: ſie ſollten thun was recht ſey, und ihn oder ſein Land und Leute nicht anſehen. Und der Fürſt von Anhalt äuſſerte bei der Unterſchrift: „Ich habe manchen ſchönen Ritt Andern zu Gefallen gethan; warum ſollt ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöſer Jeſu Chriſto zu Ehren und Gehorſam mein Pferd ſatteln, und mit Dranſetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in's himmliſche Leben eilen?“ Bei der Vorleſung wollten die Fürſten und Abgeordneten aufſtehen, was aber der Kaiſer nicht zugab.

Der Eindruck, welchen dieſes Bekenntniß machte, war ſehr vortheilhaft; denn Viele, welche mit den Religionsſtreitigkeiten ſich nicht befaßt hatten, waren im Wahne geſtanden, daß Luther's Lehren ganz abſcheulich ſeyen, und die päbſtlichen Creaturen beſonders hatten ihn als einen Gottesläugner und Ruchloſen ausgeſchrieen; das Bekenntniß aber enthielt, wenn es auch in Einzelnem der katholiſchen Kirchenlehre entgegenſtand, doch offenbar die weſentlichſten Sätze des Chriſtenthums auf würdige Weiſe aufgefaßt und dargeſtellt, und wurden ſomit jene Verunglimpfungen in ihrer Schwäche und Nichtigkeit enthüllt.

Der Kaiſer zog ſofort die Katholiſchen zu Rath, was zu thun ſey, und wiewohl ſich hier auch ſehr heftige Rathſchläge hören ließen, wurde doch nur beſchloſſen, vor allen Dingen die Konfeſſion den Theologen zur Prüfung zu übergeben, und ſie darauf antworten zu laſſen. Es waren mehrere der heftigſten Gegner Luther's mit nach Augsburg gekommen, welche auch an der Commiſſion Theil nahmen, der die Widerlegung aufgetragen wurde. Dieſe fand nun, als ſie ſich an's Werk machte, daß in die Konfeſſion bei weitem nicht alle die Stücke aufgenommen worden waren, über welche Luther das Pabſtthum angegriffen hatte, und in Folge deſſen ließ der Kaiſer die Proteſtanten befragen, ob ſie es bei den eingereichten Artikeln wollten bewenden laſſen, oder ob ſie noch weitere zu ſtellen hätten? Die Proteſtanten antworteten: Man habe in Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung nicht alle Mißbräuche namhaft gemacht, ſondern nur diejenigen, wodurch die Gewiſſen am meiſten beſchwert geweſen, und habe Weitläuftigkeit gemieden, ſey aber bereit, wenn der Widertheil die Konfeſſion anfechte, auch aus Gottes Wort weiter Bericht zu thun. Die am 13ten Juli gefertigte Widerlegungsſchrift war, wie von den Perſonen der Verfaſſer zu erwarten geweſen, in ſo bitterem und leidenſchaftlichem Ton geſchrieben, daß der Kaiſer, der eine gütliche Beilegung wünſchte, ſie unbrauchbar fand und eine Umarbeitung gebot. Dieſe wurde bis zum 3ten Auguſt fertig, auf welchen Tag die Stände wieder zur Verſammlung beim Kaiſer beſchieden wurden. Die Schrift wurde vorgeleſen, den Proteſtanten erklärt, Kaiſerliche Majeſtät habe die verleſene Schrift dermaaßen bei ſich erwogen, und befunden, wie ſelbige chriſtlich, daß ſie nicht möge widerlegt noch abgelehnt werden, ſo wäre nochmals ihr gnädiges und ganz ernſtliches Begehren, daß ſich der Churfürſt mit ſeinen Anhängern, ſammt ihren Predigern derſelben gleich und einhellig halten ſollte. Auch ſogar eine Abſchrift wurde den Proteſtanten verweigert, und endlich unter der Bedingung angeboten, daß ſie dieſelbe Niemand geben und nicht abſchreiben ſollten; worauf ſie lieber ganz darauf verzichteten, und ſich an ein unvollkommnes von ihnen nachgeſchriebnes Manuſkript hielten. Melanchthon machte ſich auch gleich an eine ausführliche Widerlegung, welche in unſern ſymboliſchen Büchern mit aufgenommen iſt.

Als die Verſuche des Kaiſers, den Churfürſten durch Einſchüchterungen und die Drohung, ihm die Ertheilung der Chur zu verweigern, an der Standhaftigkeit Johanns geſcheitert waren, der ihm die Unſtatthaftigkeit jener Drohungen vom rechtlichen Standpunkt nachwies, und in Beziehung auf die Religion erklärte: daß er in Sachen, die Gottes Wort und Ehre, das Gewiſſen und der Seelen Seligkeit belangen, ohne erſchreckliche Verletzung ſeines Gewiſſens und ohne die größte Gottesläſterung von der erkannten Wahrheit nicht abſtehen könne; als am 8ten Auguſt der Landgraf von Heſſen plötzlich und ohne Abſchied abreiſte, worin manche, beſonders die fränkiſchen Biſchöfe das Anzeichen einer Kriegsrüſtung ſahen; als der Kaiſer merkte, wie die katholiſchen Fürſten, trotz ihrer Ueberzahl doch nicht ſehr viel Eifer für das Pabſtthum zeigten, und eher gegen die kaiſerliche Macht eiferſüchtig waren: da ließ er es gern geſchehen, daß man von beiden Seiten in Unterhandlungen trat. Von katholiſcher Seite hatte ſich ein Ausſchuß von ſechzehn Mitgliedern ernannt, die aber in ihren erſten Berathungen ſchon auf's härteſte hinter einander kamen und über ihrem Zank beinah den Zweck ihres Beiſammenſeyns vergaßen.

Die Unterhandlungen zwiſchen dieſem Ausſchuß und den Proteſtanten führten, ſo viele Mühe ſich auch beſonders der Churfürſt Joachim von Brandenburg gab, zu keinem Reſultat; die Proteſtanten wurden ſummariſch aufgefordert, ihren offenbar falſchen Meinungen zu entſagen, und um Unheil, Zwietracht und Blutvergießen zu vermeiden, wieder zur Kirche zurückzukehren. Die Proteſtanten antworteten darauf mit der Berufung auf ihre Ueberzeugung, welche ſie nicht aufopfern dürften, und mit dem Begehren eines allgemeinen Conciliums. Hierauf kam man überein, einen engern Ausſchuß niederzuſetzen aus beiden Partheien, um auf die Grundlage der eingereichten Confeſſion hin von den ſtreitigen Artikeln in Güte zu handeln und eine Ausgleichung zu verſuchen. Dazu ſtellte jede Parthei zwei Fürſten, zwei Juriſten und drei Theologen. Von Seite der Proteſtanten waren dabei Melanchthon, Brenz und Schnepf.

Es dürfte hier der paſſende Ort ſeyn, den Inhalt der Augsburgiſchen Confeſſion, welche ja das Ergebniß der Forſchungen und Kämpfe Luther's enthielt, in der Kürze zu erörtern, um eine Ueberſicht des Verhältniſſes der neuen Lehre zu der alten Kirchenlehre zu bekommen. Wohl zu beachten iſt, daß der friedliebende Melanchthon überall die ſchonendſten Ausdrücke wählte, die Uebereinſtimmung hervorzuheben ſuchte und nur das Auffallendſte in den Mißbräuchen rügte.

Die Confeſſion zerfällt in zwei Theile, wovon der erſte in 21 Artikeln von den Hauptſtücken des chriſtlichen Glaubens, der andre in ſieben Artikeln von den

Mißbräuchen in der katholiſchen Kirche handelt. In den erſten 21 Artikeln iſt, wenn man nicht auf ſehr ſubtile Unterſcheidungen und Abweichungen ein groſes Gewicht legen will, der Unterſchied zwiſchen beiden Lehren geringfügig, und es heißt am Schluß derſelben: dieß iſt faſt die Summa der Lehren, welche in unſern Kirchen zu rechtem, chriſtlichem Unterricht und Troſt der Gewiſſen, auch zu Beſſerung der Glaubigen gepredigt und gelehret iſt. — So denn dieſelben in heiliger Schrift klar gegründet, und dazu auch gemeiner chriſtlicher, ja auch römiſcher Kirche, ſo viel aus der Väter Schriften zu vermerken, nicht zuwider noch entgegen iſt, ſo achten wir, auch unſere Widerſacher können in oben angezeigten Artikeln nicht uneinig mit uns ſeyn. Derhalben handeln diejenigen ganz unfreundlich, geſchwind und wider alle chriſtliche Einigkeit und Liebe, ſo die Unſern derhalben als Ketzer abzuſondern, zu verwerfen und zu meiden fürnehmen." Es wurde in jenen Artikeln der Glaube, welchem Luther im Gegenſatz zu den Papiſten die Rechtfertigung ausſchließlich zuſchrieb, mit den Werken als ſeinen nothwendigen Früchten in Verbindung geſetzt und ſo jene ſchroffere Anſicht gemildert. Der Artikel von der Kirche wurde, obgleich die katholiſchen Begriffe von der Hierarchie wegblieben, doch nicht eben feindſelig geſtellt, wiewohl die Nothwendigkeit gleichförmiger Ceremonien geläugnet. Im Artikel vom Abendmahl blieb das Wort, welches die Verwandlung anzeigt, weg; die von den Katholiken ſogenannten weitern Sacramente wurden hier nicht berührt. Betrefſend das Kirchenregiment wurde aufgeſtellt, daß Niemand öffentlich lehren, predigen oder Sacramente reichen ſolle, ohne ordentlichen Beruf, (gegen die Mönche.) Von Kirchenordnungen ſolle man diejenigen halten, die man ohne Sünde halten könne; dabei wird die Nichtigkeit von Kloſtergelübden, Faſten und dergl. behauptet, ſofern man dadurch das Wohlgefallen Gottes verdienen wolle. Die Anbetung der Heiligen wird verworfen, aber das Andenken derſelben zu ehren geſtattet. Die Beichte wurde zugegeben, nur gelehrt, daß alle einzelnen Sünden zu beichten unnöthig und unmöglich ſey. Mehr trat die Differenz heraus in den Artikeln, wo von den bisherigen Mißbräuchen der katholiſchen Kirche gehandelt wird, von der Kelchentziehung, von der Eheloſigkeit der Prieſter, von der Meſſe und Beichte, Unterſchied der Speiſen, Kloſtergelübden und Gewalt der Biſchöfe. Der letzte Punkt wurde beſonders in den ſpätern Verhandlungen weitläuftig erörtert, weßhalb hier das wichtigſte aus dem Bekenntniß mag mitgetheilt werden: „Etliche haben geiſtliche und weltliche Gewalt ſehr ungeſchickt durch einander gemengt, haben gelehrt, daß der Pabſt aus Chriſti Befehl ein Monarch und Herr ſeyn ſoll aller weltlichen Königreiche, Güter und Herrſchaften, der Könige zu ſetzen und zu entſetzen das Recht habe. — Derhalben auch die Unſern verurſacht werden, die Gewiſſen von beiderlei Gewalt, weltlicher und geiſtlicher zu unterrichten und Unterſchied anzuzeigen, der allen Chriſten merklich, nütz und noth iſt zu wiſſen, und haben allezeit gelehrt, daß beide Gewalt die höchſten und beſten Gaben ſeyen auf Erden. Darum man ſie beide in höchſter Demuth und Dankbarkeit ehren ſoll. Und iſt der Biſchöfe Gewalt laut des Evangelii ein Befehl Gottes, das Evangelium zu predigen, Sünden ſtrafen und binden, Sünde vergeben und die Sacrament reichen. Und dieſe Gewalt wird allein durch's Wort und Sacrament ausgeübet. Denn das Evangelium bringt uns nicht ein leiblich Reich, ſondern ewige Güter, den heiligen Geiſt, ewige Gerechtigkeit und ewiges Leben. So nun die geiſtliche Gewalt ewige Güter der Seele anbeut und allein durch's Wort und Sacrament geübt wird, iſt ſie fern unterſchieden von weltlicher Gewalt, die leibliche Güter giebt und erhält und wird mit leiblichem Zwange geübt, ſchützet den Leib, Haus und Hof wider äußerliche und öffentliche Beleidigung und wehret dieſelbe, nicht mit Worten allein, ſondern mit leiblicher Straf, damit Friede und äußerliche Zucht erhalten werde. Darum hindert oder irret auch geiſtliche Gewalt die weltliche Oberkeit ganz nicht. Denn das Evangelium ſchützet die Seele, weltliche Gewalt den Leib. Derhalben ſoll man geiſtliche und weltliche Gewalt recht wiſſen zu unterſcheiden, daß ſich geiſtliche Gewalt nicht unterſtehe weltlicher Aemter, als gehöre ſie zu ihrem Amt aus Chriſti Befehl. Geiſtliche Gewalt hat Befehl, das Evangelium zu predigen und Sacrament zu reichen; hat nicht Befehl von Chriſto, daß ſie ſich zum Herrn ſetze aller Güter und Königreiche in der Welt. — Haben aber Biſchöfe weltliche Gewalt, ſo haben ſie dieſelbe nicht, daß Chriſtus befohlen hätte, daß das geiſtliche Amt weltlich herrſchen ſoll, ſondern ſie haben ſolche Gewalt geſchenkt von Kaiſern, Königen und Fürſten, zu Erhaltung ihrer Güter nach weltlichen Rechten. Dieſe weltliche Gewalt iſt ein ander Amt denn das geiſtliche und gehet das geiſtliche nichts an, wie St. Paulus Handwerk ſein Predigtamt nicht angehöret. Wenn man nun von der Biſchöfe Juriſdiction redet, ſoll ihre weltliche Gewalt vom geiſtlichen Amt und geiſtlichen Juriſdiction unterſchieden werden und gebühret den Biſchöfen als Biſchöfen keine andere Juriſdiction aus göttlichem Recht und dem Evangelium, denn Sünde vergeben, die Lehre, ſo dem Evangelio zuwider, verwerfen, und andre öffentliche Sünde mit dem Bann ſtrafen, ohne leibliche Gewalt, ſondern mit dem Wort." Der Ausſchuß ging an ſein Vergleichs-Geſchäft und machte darin Anfangs ſo gute Fortſchritte, daß man am erſten Tag über eilf Artikel einig wurde. Am folgenden Tage verglich man ſich über die andern der 21 Artikel. Größere Schwierigkeit aber boten die Mißbräuche dar, und doch wurden auch hier von beiden Seiten Zugeſtändniſſe gemacht, welche nach der bisher genährten Erbitterung überraſchen mußten. Der Kelch ſollte den Proteſtanten, wie früher den Böhmen, gelaſſen, die Ehen der ſchon verheiratheten Geiſtlichen geduldet, jedoch weitere Ehen derſelben bis zum Concil, das über die Frage entſcheiden ſollte, nicht geſtattet werden. Die Katholiſchen gaben zu, daß in der Meſſe nur ein ſinnbildliches Opfer Chriſti ſtattfinde und die Proteſtanten wollten dieſelbe, ſo erklärt, beibehalten. Ueber die

Faſttage, verbotenen Speiſen u. drgl. wurde man einig, weil man in dergleichen um der Liebe und des Friedens willen ſich nach einander bequemen müſſe. Ihre Behauptungen von den Gelübden gaben die Proteſtanten zwar nicht auf, gaben aber zu, daß die Klöſter, welche noch von Mönchen und Nonnen bewohnt ſeyen, bleiben und ungeſtört ſeyn ſollten; ſelbſt in die verlaſſenen wolle man die Ausgetretenen wieder aufnehmen oder ſie verköſtigen und die Einkünfte derſelben unberührt laſſen, bis durch ein Concil darüber entſchieden würde. Endlich gaben auch die Proteſtanten in dem Punct von der Gewalt und Jurisdiction der Biſchöfe beinah Alles zu, was gefordert wurde, bedingten aber die Abſchaffung der Mißbräuche des Banns u. ſ. w., und verlangten beſſere und treuere Aufſicht. Sogar der Pabſt ſollte geduldet werden und Melanchthon ſchrieb an den Cardinal Campegius einen Brief, worin es hieß: „Wir haben keine von der römiſchen Kirche verſchiedene Lehre; wir ſind auch bereit, derſelben zu gehorchen, wenn ſie nur nach ihrer Gnade, welche ſie ſtets gegen alle Menſchen gebraucht hat, einiges Wenige entweder überſieht oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römiſchen Pabſt und die ganze Kirchen-Verfaſſung, wenn nur der Pabſt uns nicht verwirft. Es iſt eine unbedeutende Verſchiedenheit in den Gebräuchen, die der Ausſöhnung entgegenzuſtehen ſcheint.“

In der Hoffnung, die noch unerledigten Punkte auch beilegen zu können, ſetzte man einen noch kleinern

Ausſchuß von nur ſechs Perſonen nieder, welche vom 24. bis 31. Auguſt ſich beſprachen, aber die noch übrigen Anſtände, beſonders die Ehe der Geiſtlichen, die Klöſter und biſchöfliche Gewalt betreffend, doch nicht in's Reine zu bringen vermochten.

Man kann ſich allerdings wundern über die ſo weit gehende Nachgiebigkeit der Proteſtanten in den Unterhandlungen; denn das iſt klar, daß ſie mehr als die Katholiſchen einräumten; man kann und muß fragen: was die Beweggründe der Nachgiebigkeit von beiden Seiten geweſen, und ob die Beauftragten auch wirklich im Sinne derjenigen handelten, deren Sache ſie führten und vertraten?

Melanchthon war von Seite der Proteſtanten der Hauptwortführer; dieſer aber, ſo redlich ſein Eifer für evangeliſche Wahrheit war, hatte doch nicht die Schule und die Erfahrungen Luther's durchgemacht, wie er auch nicht von deſſen heißem Gemüth war; er war nicht ſo tief eingedrungen in das Verſtändniß des Verderbens in der römiſchen Kirche und faßte die Streitpunkte mehr vom wiſſenſchaftlichen als vom ſittlichen Standpunkte aus. Ueber Alles wünſchenswerth aber ſchien ihm die Wiederherſtellung der Eintracht in der Kirche, ſowohl um der Einſtimmigkeit in der Lehre willen, als auch darum, daß die Ordnung in der Kirche wieder hergeſtellt würde, welche durch die Reformation in einen ſchwankenden, unbeſtimmten Zuſtand gerathen war; denn wenn früher die Geiſtlichen ihre Gewalt ungebührlich auf Weltliches ausgedehnt hatten, ſo ſchien jetzt die

Gefahr zu drohen, daß die weltliche Obrigkeit zu viel in Beziehung auf Religion und Kirche ſich anmaße und die Erbſchaft der Biſchöfe, Kirchengüter und Klöſter eigenmächtig an ſich reiße. Er ſchrieb in einem Brief an einen Freund: „Um zu ſagen, was ich denke, ſo möchte ich wünſchen nicht ſowohl die biſchöfliche Gewalt zu befeſtigen, als die biſchöfliche Verwaltung herzuſtellen; denn ich ſehe, was für eine Kirche wir haben werden nach Auflöſung der kirchlichen Verfaſſung; ich ſehe, wie nachher eine weit unerträglichere Tyrannei einreißen wird, als vorher geweſen iſt.“ So betrachtete Melanchthon die Wiederherſtellung der Eintracht als eine Nothwendigkeit, der man wohl Opfer bringen dürfe, ſofern man nur dem Gewiſſen und der Ueberzeugung nichts vergebe, und war ſeine Geſinnung gewiß redlich und aufrichtig auf den Frieden gerichtet; aber auch dem Gegentheil mochte um eine gütliche Beilegung zu thun ſeyn; denn einmal mußte es als ein nicht geringes Verdienſt gelten, dieſen verdrüßlichen, dem päbſtlichen Anſehen ſo nachtheiligen Händeln ein Ende zu machen, und dann gewann das alte Kirchenthum, deſſen Kraft ſchon ſtockte, bei einer Beilegung und Vermittlung weit mehr, als die neue Lehre, welche eben mit aller Begeiſterung verbreitet und bekannt wurde. Ob die Papiſten eigentlich einen billigen Vergleich beabſichtigten, oder ob ſie nur einen für ſie günſtigeren Waffenſtillſtand wünſchten, um ſpäter, etwa durch das Concil, die Proteſtanten ganz zu unterdrücken, mag dahin geſtellt bleiben. Wenn man aber, dieß Bedenken ſtößt

Jedem auf, in den Unterhandlungen einander ſo nahe kam, erſcheint dann nicht die Reformation in einem ungünſtigen Lichte? Verlohnte es ſich um ſo unbedeutender Abweichungen willen ſolche große Bewegungen zu veranlaſſen? In dieſer Hinſicht muß man erwägen, wie ſehr ſich doch die Verhältniſſe ſchon geändert hatten, und eben in Folge von Luther's Unternehmen, daß die Römiſche Kirche ſich dazu verſtand, als eine Parthei mit einer andern zu unterhandeln und ihrerſeits Zugeſtändniſſe, wenn auch vielleicht nicht ganz redlich gemeinte, zu machen; man muß erwägen, daß auch die katholiſche Kirche ſchon manchen Sauerteig der neuen Lehre in ſich aufgenommen hatte, wie dieß unbewußt bei ſolchen Fehden geſchieht; die katholiſchen Prediger in Deutſchland hatten ſchon ſelbſt einigermaßen ihre Lehrweiſe geändert und waren, indem ſie die Gegner bekämpften, ihnen unwillkürlich näher getreten. Wäre die Einigkeit wieder hergeſtellt worden, ſo wäre doch das Joch des Pabſtes gewiß ungemein viel lockerer, der Widerſpruch gegen ihn viel leichter geblieben, und eine größere Freiheit in der Lehre hätte ſich auf keinen Fall mehr zurückdrängen laſſen. Aber dahin kam es nicht und konnte es nicht kommen; denn in den Vergleichsverhandlungen wurde doch gar Vieles, was ein unheilbarer Schaden war, mit Worten und ſchwebenden Ausdrücken oberflächlich bedeckt und ſcheinbar geheilt, während doch bei den künſtlich verglichenen Worten jede Parthei ihren Sinn zu Grund legte. Was half es, auf dem Papier den Schein einer Uebereinſtimmung erkünſteln, wenn doch die ganze Geiſtesrichtung beider Partheien eine tief und durchgreifend entgegengeſetzte war? Und welche von beiden Partheien hätte ſich den Ausſprüchen des Concils, auf welches Mehreres ausgeſetzt blieb, unterworfen, wenn dieſelben gegen ihr Gewiſſen und Ueberzeugung oder gegen ihren Vortheil geweſen wären? Aber es zeigte ſich auch, daß Melanchthon und ſeine Genoſſen gar nicht im Sinne der Proteſtantiſchen ſo weit gegangen waren, und beſonders die Nurnberger ſchickten ein Bedenken ein, worin geklagt wurde, daß man dem Gegentheil mehr als billig eingeräumt habe, wenn man in die Beibehaltung der Klöſter und der Genugthuung bei der Buße willige. Beſonders war ihnen die Jurisdiction der Biſchöfe anſtößig, und Melanchthon wurde wegen ſeiner ſchüchternen Nachgiebigkeit hart angegriffen.

Aber alle dieſe Vergleichshandlungen zerſchlugen ſich ohne Ergebniß. Die Katholiſchen verlangten von den Proteſtanten, ſie ſollten, bis zu einem Concil, das der Kaiſer bewilligen wolle, Alles, was bei ihnen geändert worden, wieder in den vorherigen Stand ſetzen. Das Anerbieten eines Concils nahmen die Evangeliſchen an, wieſen aber natürlich die Anmuthung zurück, die ihnen früher noch nie war gemacht worden, und erboten ſich zu unterhandeln, wie der Ruheſtand mittlerweile möchte zu erhalten ſeyn. Namentlich wurde noch von den Evangeliſchen durch einen katholiſchen Fürſten, Heinrich von Braunſchweig, verlangt, ſie ſollten die Klöſter wieder herſtellen, auf Befehl des Kaiſers; aber ſie erwiederten: wenn man über die Lehre einig geworden, werde ſich dieß auch leicht geben. Der Kaiſer machte noch verſchiedene Verſuche, ſie zum Nachgeben zu bewegen, und machte ihnen Vorwürfe wegen ihrer Hartnäckigkeit; aber ſie blieben feſt und erklärten endlich, daß ſie das Mögliche nachgegeben, daher jede weitere Handlung unnütz ſeyn müßte. Der Churfürſt, nach halbjähriger koſtſpieliger Anweſenheit auf dem Reichstag, drängte zur Abreiſe und ließ ſich nur mit Mühe hinhalten bis zum Vortrag des Reichstagsabſchieds, zu deſſen Annahme aber ſich die Evangeliſchen nicht verſtehen konnten, obwohl ſie ihnen ſehr nachdrücklich angeſonnen wurde und der Kaiſer ſehr harte Drohungen und Anſchuldigungen gegen ſie ausſprechen ließ. Die Proteſtanten vertheidigten ſich durch den Kanzler Brück aufs männlichſte und wieſen die ihnen gemachten Vorwürfe kräftig zurück. Der Kaiſer blieb dabei, den Abſchied nicht ändern zu wollen, und die Fürſten erklärten, mit gutem Gewiſſen nicht weichen zu können, baten aber den Kaiſer, ihr gnädiger Herr zu bleiben. Trotz den gefallenen harten Worten aber reichte der Kaiſer dem Churfürſten von Sachſen bei'm Weggehen die Hand mit den Worten: „Ohm, Ohm, deß hätt' ich mich zu Euer Liebden nicht verſehen!“ Johann aber ſchwieg. Am ſelben Tage reiste er ab; mehrere katholiſche Fürſten aber beeilten ſich, ihm vor ſeiner Abreiſe noch die Verſicherungen ihrer keineswegs feindſeligen Geſinnungen gegen ihn zu erkennen zu geben und ihm zu verſprechen, den Kaiſer gnädig für ihn ſtimmen zu wollen, ſo daß, trotz des ungünſtigen Reichstagsabſchieds, doch die Proteſtanten mit dem Reichstage wohl zufrieden ſeyn konnten, und darauf rechnen durften, in den nächſten Zeiten nicht angefochten zu werden. Am 23. September reiste Johann ab, aber der Reichstag dauerte noch fort; in der Mitte Novembers reisten die churſächſiſchen und heſſiſchen Geſandten ab, ohne in den Abſchied gewilligt zu haben, der am 19. Nov. publicirt wurde. Es waren darin die Lehre und Einrichtungen der Evangeliſchen verdammt, befohlen, Alles was geändert worden, in alten Stand zu ſetzen, und ferner beſchloſſen, daß Kaiſer und Stände Leib und Gut zu Beſchützung des alten Zuſtands der Kirche dranſetzen und das Kammergericht gegen die Widerſpenſtigen exequiren ſolle; dabei jedoch ein Concil verheißen, das binnen einem halben Jahr ſolle berufen werden.

Das Bisherige wurde berichtet, um darnach auch Luther's Benehmen verſtehen und abmeſſen zu können, der in ſeiner Einſamkeit in Coburg doch den lebendigſten und wirkſamſten Antheil an dem geräuſchvollen Treiben in Augsburg nahm. Zwar waren ſeine Geſundheitsumſtände, beſonders von Anfang her, nicht die beſten: er litt noch von jenem heftigen Ohrenſauſen und ſtarken Kopfſchmerzen. Er ſchrieb über ſein Unwohlſeyn: „Ich fühle, daß es keine Krankheit der Natur iſt, und ſo erdulde ich ſtandhaft die Fauſtſchläge des Satansengels, die er meinem Fleiſche zufügt. Wenn ich nicht leſen und ſchreiben darf, ſo darf ich doch denken, beten, und alſo auch wider ihn wüthen, darnach kann ich ſchlafen, müßig gehen, ſpielen und ſingen.“ Ein andermal ſchrieb er an Melanchthon: „An dem Tag, da ich Euern Brief von Nürnberg bekam, hatte der Satan ſeine Bekanntſchaft bei mir; ich war aber alleine, Veit und Cyriakus waren weggegangen. Und hat er in ſofern gewonnen, daß er mich aus der Kammer trieb und mich nöthigte, unter die Leute zu gehen.“ Er gieng damals auch mit Todesgedanken um, und ſuchte ſich ein Oertlein aus, da man ihn hinlegen ſollte, nämlich in die Kapelle unter dem Kreuz.

Während ſeines langen Aufenthalts in Coburg führte er einen emſigen Briefwechſel mit dem Churfürſten Johann und mit Melanchthon; außerdem aber ſchrieb er auch an Andere. Bald nach ſeiner Ankunft in Augsburg ſchrieb ihm der Churfürſt: „Lieber, Ehrwürdiger Doktor! nehmet allda vorlieb, laſſet Euch die Weil nicht lang ſeyn. Wegen Geſundheit Eures Leibes ſind wir alle hochbekümmert, bitten Gott, er wolle Euch lang erhalten um ſeines lieben Wortes willen, ja Euch ſelbſt ermahnen wir, wollet Eurer Geſundheit ja wohl pflegen. Doktor Caſpar, unſer Arzt, ſchicket Euch Arznei durch dieſen Boten, das Haupt und Herz damit zu ſtärken; denn er iſt Euer treuer Freund. Und wir auch bleiben Euch zu allen Gnaden wohl geneigt.“ Darauf antwortete Luther ſeinem Landesherrn in einem gar tröſtlichen Brief, um ihn zu beſtärken und zu ermuntern in ſeinem Glauben: „Ich habe nun lange verzogen mit Antwort auf Euer Churfürſtlichen Gnaden erſtes Schreiben aus Augsburg, an mich gnädiglich gethan mit Anzeigung neuer Zeitung und Vermahnung, daß ich mir die Zeit an dieſem Ort nicht ſollt lang ſeyn laſſen. Und iſt fürwahr ohne Noth, daß Euer Churfürſtliche Gnaden ſo gnädiglich an mich denken und ſorgen; denn wir ſollen an Euer Churfürſtlichen Gnaden denken, ſorgen und bitten, wie wir denn auch wahrlich und treulich thun. Die Zeit iſt mir fürwahr nicht lang; wir leben als die Herren, und ſind mir dieſe Wochen daher alſo verlaufen, daß mich's kaum drei Tage dünket. Aber Euer Churfürſtlichen Gnaden iſt und muß jetzt ſeyn an einem langweiligen Ort, da helfe unſer lieber Vater im Himmel, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden Herz feſt und geduldig bleibe in ſeiner Gnade, die er uns ſo reichlich erzeigt hat. Denn auf's Erſte, ſo iſt ja dieß gewiß, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden ſolche Mühe, Koſt, Fahr und lange Weil lauterlich um Gottes willen tragen müſſen, ſintemal alle wüthige Fürſten und Feinde kein ander Schuld zu Euer Churfürſtlichen Gnaden haben, denn das reine zarte, lebendige Wort Gottes, ſonſt müſſen ſie Euer Churfürſtlichen Gnaden ja einen unſchuldigen, ſtillen, frommen und treuen Fürſten bekennen. — Ueber das, ſo erzeiget ſich der barmherzige Gott noch gnädiger, daß er ſein Wort ſo mächtig und fruchtbar in Euer Churfürſtlichen Gnaden Lande machet. Denn freilich Euer Churfürſtlichen Gnaden Lande die allerbeſten und meiſten Pfarrherrn und Prediger haben, als ſonſt kein Land in aller Welt, die ſo treulich und rein lehren und ſo ſchönen Frieden helfen halten. Es wächſet jetzund daher die zarte Jugend von

Knäblein und Mägdlein, mit dem Catechiſmo und Schrift ſo wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen ſanft thut, daß ich ſehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr lernen, glauben und reden können von Gott, von Chriſto, denn zuvorhin und noch alle Stifte, Klöſter und Schulen gekonnt haben und noch können. Es iſt fürwahr ſolches junges Volk in Euer Churfürſtlichen Gnaden Lande ein ſchönes Paradies, desgleichen auch in aller Welt nicht iſt. Und ſolches Alles baut Gott in Euer Churfürſtlichen Gnaden Schooß, zum Wahrzeichen, daß er Euer Churfürſtlichen Gnaden gnädig und günſtig iſt, als ſollt er ſagen: Wohlan, lieber Herzog Johannes, da befehle ich dir meinen edelſten Schatz, mein luſtiges Paradies; du ſollſt Vater über ſie ſeyn. Denn unter deinem Schutz und Regiment will ich ſie haben und dir die Ehre thun, daß du mein Gärtner und Pfleger ſeyn ſollſt.“ — „Weil denn Gott ſo reichlich in Euer Churfürſtlichen Gnaden Lande wohnet, daß er ſo gnädiglich walten läßt, daß dadurch Euer Churfürſtlichen Gnaden Amt, Güter und Habe alles im reinen ſeeligen Brauch und Dienſt gehen, und eigentlich alles eitel täglich Almoſen und Opfer ſind, dem heiligen Wort Gottes zu Ehren dargereicht ohne Unterlaß, dazu Euer Churfürſtlichen Gnaden mit einem friedſamen Herzen begabt, das nicht blutdürſtig noch mörderiſch, wie jener Theil iſt und ſeyn muß: ſo hat fürwahr Euer Churfürſtlichen Gnaden groß Urſach, ſich in Gott zu freuen und an ſolchen großen Zeichen ſeiner Gnade ſich zu tröſten.“ — „Zuletzt haben nun

Euer Churfürſtlichen Gnaden auch zuvor das treue, herzliche Gebet bei allen Chriſten, ſonderlich in Euer Churfürſtlichen Gnaden Landen, und wir wiſſen, daß unſer Gebet recht iſt und die Sache gut, darum wir auch gewiß ſind, daß es angenehm und erhöret wird. O das junge Volk wird's thun, das mit ſeinem unſchuldigen Zünglein ſo herzlich gen Himmel ruft und ſchreiet und Euer Churfürſtlichen Gnaden als ihren lieben Vater ſo treulich dem barmherzigen Gott empfiehlt.“ — „Dieſe meine Schrift wollt Euer Churfürſtlichen Gnaden gnädiglich von mir annehmen; Gott weiß, daß ich die Wahrheit ſage und nicht heuchle. Denn mir iſt leid, daß der Satan Euer Churfürſtlichen Gnaden Herz möcht bekümmern und betrüben. Ich kenne ihn zum Theil wohl, weiß wohl wie er mir pflegt mitzuſpielen, er iſt ein trauriger, ſaurer Geiſt, der nicht leiden kann, daß ein Herz fröhlich ſey oder Ruhe habe, ſonderlich in Gott; wie viel weniger wird er's leiden können, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden gutes Muths ſey, als der wohl weiß, wie viel an Euer Churfürſtlichen Gnaden Herz uns allen gelegen iſt, und nicht uns allein, ſondern faſt der ganzen Welt, ich wollt ſagen ſchier auch dem Himmel ſelbſt. Darum ſind wir alle ſchuldig, Euer Churfürſtlichen Gnaden treulich beizuſtehen mit Beten, Tröſten, Lieben und womit wir immer können. Denn wo Euer Churfürſtlichen Gnaden fröhlich iſt, ſo leben wir; wo ſie aber betrübt iſt, da ſind wir krank.“ Dafür bedankte ſich der fromme Fürſt mit den Worten: „Unſern Gruß zuvor, Ehrwürdiger und Hochgelahrter, lieber Andächtiger! Wir haben Euer nächſt Schreiben empfangen und die chriſtliche Ermahnung und Tröſtung, ſo Ihr damit an uns gethan, zu gnädigem Gefallen von Euch verſtanden; ſoll uns auch, ob Gott will, in dieſen großwichtigen Handlungen durch die Gnade des Allmächtigen hoch tröſtlich ſeyn.“ Sodann ſetzte er ihn in Kenntniß von den Schreiben des Kaiſers aus Inſpruck und deſſen Begehren, die Predigten einzuſtellen, worüber ſich Luther dann gegen ihn ausſprach. Ferner iſt ein Schreiben Luther's zu nennen, worin er dem Churfürſten die Grenzen des Nachgebens gegenüber den Katholiſchen bezeichnet und worin er die Winkelmeſſe auf's ſtrengſte verwirft, auch andere Forderungen und Zugeſtändniſſe mißbilligt. Als der Churfürſt Augsburg verlaſſen, wünſchte ihm Luther dazu Glück: „Ich bin von Herzen erfreut, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden aus der Hölle zu Augsburg mit Gottes Gnaden kommen ſind. Und ob Menſchen Ungnade ſich faſt ſammt ihrem Gott dem Teufel ſauer läſſet anſehen, hoffen wir doch, Gottes angefangene Gnade ſolle auch hinfort deſto ſtärker und mehr bei uns ſeyn. Sie ſind ja ſo wohl in Gottes Hand als wir, das fehlet nicht, und werden nichts thun und ausrichten, er wolle es denn haben, auch nicht ein Haar krümmen uns oder Jemand, Gott thue es denn ſelber gewaltiglich. Ich habe die Sachen meinem Herrn, Gott, befohlen. Er hat's angefangen, das weiß ich, er wird's auch hinausführen, das glaube ich.“

Am wichtigſten war Luthers Correſpondenz mit Melanchthon. Sie betraf hauptſächlich die Vergleichsverſuche, und über dieſe waren beide Männer verſchiedener Anſicht. Melanchthon, ein Mann des Friedens, ſah als das Wünſchenswertheſte die Herſtellung der Eintracht an und traute dem Gegentheil dieſelben Wünſche und Geſinnungen zu; Luther, wiewohl auch er den Frieden wünſchte, zog doch einen erklärten Krieg dem Schatten des Friedens vor und war weit weniger geneigt, die Abſichten des Gegentheils mit günſtigen Augen anzuſehen. Er gab zwar zu, daß man verhandelte, um nicht den Schein auf ſich zu laden, als wollte er den Streit und die Zwietracht fortdauernd erhalten; aber ſeine Hoffnungen waren ſehr gering oder vielmehr er ſah jenen Bemühungen, die er als eitles Menſchenwerk anſah, mit einem mitleidigen Lächeln zu, weil er den Gegenſatz des Geiſtes in den beiden Anſichten und Partheien zu klar einſah, um von vermittelnden Worten eine gründliche Verſöhnung zu erwarten. Seine Beurtheilung der Confeſſion wurde ſchon angeführt; eine leiſe Andeutung davon, daß Luther'n die auf Verſöhnung und Vergleich abzielende milde Sprache nicht ganz nach ſeinem Sinne war, kann man vielleicht ſchon in den Worten finden, womit er ihr ſeine Zuſtimmung gab. Am 26. Juni ſchrieb er an Melanchthon: „Was nun Apologia Eures Stillſchweigens betrifft, davon ein andermal, lieber Herr Philippe. Eurer großen Sorge, durch welche Ihr geſchwächt werdet, wie Ihr ſchreibet, bin ich von Herzen feind; daß ſie in Eurem Herzen ſo überhand nimmt, iſt nicht der großen Sachen, ſondern unſers großen Unglaubens Schuld. Denn eben dieſe Sache iſt viel größer geweſt zur Zeit Johannes Huß und vieler Anderen, denn zu unſern Zeiten. Und ob ſie gleich groß wäre, ſo iſt Der auch groß, der ſie angefangen hat und führet, denn ſie iſt nicht unſer. Was kränket Ihr Euch denn ſelbſt, ſo ſtets ohne Unterlaß? Iſt die Sache unrecht, ſo laßt ſie uns widerrufen? — Es kommt mich auch oft ein Grauen an, aber nicht alleweg. Eure Philoſophia, nicht Theologia plaget Euch alſo; dieſelbe naget auch Euren Freund Joachim mit gleicher Sorge, gerad als könntet Ihr mit Eurer unnützen Sorg etwas ausrichten. Was kann der Teufel mehr thun, denn daß er uns tödte? Ich bitte Euch um Gottes willen, weil Ihr doch ſonſt in allen Sachen Euch wehret, kämpfet wider Euch ſelbſt; denn Ihr ſelbſt ſeyd Euer größter Feind, weil Ihr dem Teufel ſo viel Wehr wider Euch ſelbſt reichet. — Ich bitte wahrlich mit Fleiß für Euch und thut mir wehe, daß Ihr die Sorge ſo gierig wie der Waſſerigel das Blut in Euch ſauget und mein Gebet ſo kraftlos machet. Ich zwar, ſo viel die Sache betrifft, (ob's aus Dummheit oder dem Geiſt herkomme, das weiß mein Herr Chriſtus,) bin nicht ſonderlich bekümmert. Was? Ich habe eine beſſere Hoffnung, denn ich gemeint hätte. Werde ich hören, daß die Sache bei Euch will übel ſtehen, ſo werde ich's kaum laſſen, ich werde zu Euch eilen, auf daß ich ſehe, wie ſchrecklich des Teufels Zähne umher ſtehen.“ Bald darauf, am 29. Juni, ſchrieb er ihm: „Die ſchöne Rede, mit welcher Ihr Euer Stillſchweigen entſchuldiget, habe ich geleſen. Ich habe aber indeß Euch zween Briefe geſchickt, in welchen ich die Urſach meines Stillſchweigens genugſam erklärt habe. Heute habe ich den letzten von Euch bekommen, worin Ihr mir Eure Arbeit, Jahr, Weinen ſo aufmuthet, als machte ich Euch unbilliger Weiſe Schmerzen über Schmerzen mit meinem Stillſchweigen. Meinet Ihr denn, daß ich Euer Anliegen nicht weiß, oder daß ich hie im Roſengarten ſitze und gar keine Sorge mit Euch trage! Wollte Gott, meine Sachen ſtünden alſo, daß ich weinen könnte! Ich hatte wahrlich ſelbſt bei mir beſchloſſen, wären Eure Briefe denſelbigen Abend nicht kommen, ſo wollt ich auf mein eigen Unkoſt einen Boten zu Euch ſenden, daß ich erſt erführe, ob Ihr lebendig oder todt wäret. — Eure Apologia habe ich empfangen und nimmt mich Wunder, was Ihr meinet, daß Ihr begehret zu wiſſen, was und wie viel man den Päbſtiſchen ſoll nachgeben. — Ich gehe Tag und Nacht mit der Sache um, ich denke, betrachte, diſputire und durchſehe die ganze Schrift, ſo wächst mir auch je mehr und mehr der gewiſſe Grund unſrer Lehre; dazu werde ich von Tag zu Tag beherzter, daß ich mir, ob Gott will, nichts mehr will nehmen laſſen, es gehe darüber wie es wolle. Ich bin allhie ziemlich geſund; denn mich dünket, daß durch der Brüder und Eurer Bitte Kraft der Geiſt, welcher mich bisher angefochten hat, nachlaſſe; wiewohl mich's dünkt, es ſey ein andrer an ſeine Statt kommen, der mir den Leib matt mache. Doch will ich lieber leiden den Peiniger des Fleiſches, denn jenen Henker des Geiſtes; verhoffe auch, Gott, der in mir überwunden hat den Vater der Lügen, der werde auch den Mörder überwinden. Er hat mir den Tod geſchworen, das fühle ich wohl, hat auch keine Ruhe, er habe mich denn gefreſſen. Wohlan, friſſet er mich, ſo ſoll er, ob Gott will, eine Purgation freſſen, die ihm den Bauch zu enge machen ſoll.“ — „Es gefällt mir übel in Eurem Brief, daß Ihr ſchreibet, Ihr habt mir als dem Haupt in dieſer Sache um meines Anſehens willen gefolget; ich will nichts heißen, auch nichts befehlen, will auch nicht Autor genannt werden. Und wenn man gleich hierauf eine bequeme Deutung finden möchte, ſo will ich doch das Wort nicht. Iſt die Sache nicht zugleich Euer und gehet Euch nicht ebenſowohl an, als mich, ſo ſoll man nicht ſagen, daß ſie mein ſey, und Euch von mir aufgelegt, ſondern ich will ſie ſelbſt führen, ſo ſie mein allein iſt.“ — „Das Ende und Ausgang der Sache quälet Euch, darum daß Ihr's nicht begreifen könnet; Gott hat ſie an einen Ort geſetzt, den Ihr in Eurer Rhetorika nicht findet, auch nicht in Eurer Philoſophia; derſelbige Ort heißt: Glaube, in welchem alle Dinge ſtehen, die wir weder ſehen noch begreifen können. Wer denſelben will ſichtbar, ſcheinlich und begreiflich machen, wie Ihr thut, der hat das Herzeleid und Heulen zum Lohn, wie Ihr auch habt, wider unſern Willen.“ In einem Schreiben vom 30. Juni heißt es: „Ich weiß fürwahr nicht, was ich Euch fürnämlich ſchreiben ſoll, (ſo ſeltſam iſt mir zu Muth über Euren heilloſen und unnützen Sorgen,) denn ich weiß, daß mein Rath bei Euch nicht gilt. Solches kommt Alles daher, daß Ihr Euch allein glaubt, mir aber und Andern wollt Ihr nicht glauben, ohne Zweifel mit Eurem großen Schaden. Ich mag mit Wahrheit wohl ſagen, daß ich in größrer Angſt geweſen bin, denn Ihr Euer Lebenlang, wie ich verhoffe, kommen werdet, und wollt keinem Menſchen wünſchen, auch nicht denen, die uns jetzund verfolgen, daß ſie mir in dem Fall ſollten gleich werden. Und doch in ſolchem Jammer bin ich oft erquickt worden durch ein tröſtlich Wort meiner Brüder, als Pomerani, Euer und zu Zeiten Dr. Jonä und Andrer mehr. Warum wollt Ihr denn nicht auch wiederum uns hören?“ — „In eigenen Sachen bin ich etwas ſchwach, Ihr aber beherzter; dagegen ſeyd Ihr in gemeinen Sachen wie ich in eigenen, und ich bin in gemeinen Sachen ſo geſinnet, wie Ihr in eigenen, ſo ich anders eigen nennen ſoll, was zwiſchen mir und dem Satan geſtritten wird. Ihr ſagt, Ihr könnet Euer Leben wohl in die Schanze ſchlagen, ſeyd aber ſorgfältig nur für die gemeine Sache. Ich aber, was die gemeine Sache betrifft, bin ganz wohlgemuth und ſein zufrieden; denn ich weiß, daß ſie recht und wahrhaftig iſt, und, was wohl noch mehr, Chriſti und Gottes Sache ſelber.“ Am 13. Juli ſchrieb er an Melanchthon: „Ich meine, Ihr ſollt nun ſchier gnugſam in der Erfahrung ſehen, daß Chriſtus und Belial in keinem Weg können vereiniget werden und daß man auf keine Einigkeit denken darf, ſo viel die Religion betrifft. Die Sache iſt aber vielleicht lang weiter gekommen, ehe meine Briefe Euch uberantwortet ſind, wie ich mich allbereit bedünken ließ, als ich ſchrieb. Aber ich will wahrlich für meine Perſon nicht ein Haarbreit weichen oder Neuerung anrichten laſſen, und ſollt mir's gleich das Leben koſten, weil ſie ſo ganz halsſtarriglich fortfahren. Der Kaiſer mag thun, was er kann. Ich wollte gerne wiſſen, was Ihr gehandelt habt. Ich habe den Herrn gebeten, der iſt Euch beigeſtanden, viel tauſendmal mehr denn ich. Doch weil die lügenhaftigen Teufelsköpfe alſo ſpielen, mit Zuſage eines freien Concilii, ſo wollt ich auch mit ihnen ſpielen und wollt' von ihrem Dräuen appelliren eben auf daſſelbe Concilium (das doch nimmermehr werden wird), auf daß ich derweil Friede hätte. Ich beſorge mich noch zur Zeit gar nichts für Gewalt oder gewaltiger Hand — aber Ihr gedenket als auf andre Dinge und laſſet Euch meinen Rath nicht gefallen, darum habt Ihr keine Ruh. Und zu dem künftigen Unglück, welches doch nichts iſt, legt Ihr Euch auch das jetzige Kreuz auf den Hals, das iſt auch vergebens.“

Im Anfang Auguſts ſchrieb er an Melanchthon, der hinſichtlich der Traditionen und Ceremonien nachzugeben willens war, ſeine entſchiedene Meinung, hierin nichts anzunehmen, was ſich nicht auf die Schrift gründen laſſe, „das bisher (über dieſen Punkt) geſagte ſollt Ihr von mir annehmen als von Einem, der Eure Meinung mehr errathen muß, denn deutlich ſehen. Ich mag vielleicht durch andre Gedanken verhindert werden, daß ich Eure Meinung nicht genugſam verſtehe, ſonſt nähme mich Wunder, daß Ihr ſolch Ding von mir fraget, gleich als wüßtet Ihr's nicht, ſo ich doch weiß, daß Ihr unſre

Lehre ganz wohl verſtehet.“ Dann am 15ten: „Friſch hindurch, Gott ſey gelobt, der unſrer Widerſacher Widerfechtung ſo zu Schanden gemacht hat. Die Teufel mögen nun Mönche oder Nonnen werden, haben ſie Luſt dazu. Es ſtände ihnen auch keine Geſtalt beſſer an, denn die, in welcher ſie ſich bisher haben anbeten laſſen. Hab' ich Euch nicht zuvor geſagt, daß Ihr Euch vergebens martert der Satzungen halben, weil ſolches den Sophiſten allzuhoch iſt? Wohlan, wir haben ihm genug gethan. Der HErr muß nun hinfort allein machen, der regiere und erhalte uns, Amen!“ Am 25ſten Auguſt: „Ich ließ mich wohl bedünken, lieber Herr Philippe, es würde ſo ſchlecht nicht zugehen, daß ſie dieſe Unterhändler haben leiden können und ſich freundlich von der Sache zu handeln unterſtanden haben. Ah was Liſt und Trug ſollt nicht dahinten ſeyn! Nun habt Ihr Campegium, den Salzburger, die vermeinten Mönche, die zu Speier ſind über den Rhein gefahren. Was hab' ich je weniger gehofft oder was wünſche ich noch jetzund weniger, denn daß man von Einigkeit der Lehre handle? Gleich als könnten wir das Pabſtthum niederwerfen oder unſre Lehre unangefochten bleiben, weil's Pabſtthum ſteht. Er giebt Verbündniß und Vertrag für, daß der Pabſt bleiben möge, will nachgeben und zulaſſen, wenn wir thun u. ſ. w. Aber Gott ſey gelobt, daß Ihr ihnen in nichts gewilligt habt. Suchet nun immerhin mit ſolchen Leuten Artikel, Frieden zu machen, und arbeitet ſo lange vergebens, bis ſie etwa mit Vortheil einen Zufall erlangen, dadurch ſie Euch unterdrücken.“ „Ihr ſchreibt, man habe den Biſchöfen den Gehorſam, item ihre Jurisdiction und gemeine Ceremonien wieder überlaſſen. Sehet Euch dennoch wohl für und gebet nicht mehr denn Ihr habt, daß Ihr nicht von Neuem an zu einem ſchwerern und gefährlichern Kampf gedrungen werdet, das Evangelium zu erhalten. Ich weiß wohl, daß Ihr das Evangelium in ſolchen Verträgen allezeit ausnehmt. Beſorge aber, ſie werden uns hernachmals für meineidig und unbeſtändig ſchelten, ſo wir nicht halten, was ſie wollen. Denn ſie werden unſer Nachgeben weitläuftig, noch weitläuftiger, auf's allerweitläuftigſte annehmen, ihres aber werden ſie enge, noch enger, auf's allerengeſte ſpannen. Summa Summarum, es gefällt mir gar nicht, daß man will von Einigkeit der Lehre handeln, weil dieſelbe gar unmöglich iſt, wo der Pabſt ſein ganz Pabſtthum nicht will abthun. Es wäre genug geweſen, ſo wir hätten angezeigt die Urſache unſers Glaubens und hätten Frieden begehrt. Daß wir ſie aber ſollten zur Wahrheit bekehren, wie konnten wir das hoffen? Wir ſind darum kommen, daß wir hören wollen, ob ihnen unſre Lehre gefalle oder nicht, und laſſen ihnen frei, daß ſie bleiben mögen wie ſie ſind, und fragen daneben, ob ſie dieſe Lehre verdammen oder für recht erkennen. So ſie es verdammen, was hilft's denn, daß man lange mit unſern abgeſagten Feinden um Eintracht handle? erkennen ſie aber für recht, was iſt's denn vonnöthen, die alten Mißbräuche zu behalten?" — „Laſſet ſie erſt wieder zurecht bringen die Lehre vom Glauben und von den Werken, dann wollen wir ſehen, wie wir mit den Ceremonien handeln. Laßt ſie die Kirche und Kirchendiener mit ihrem rechten Gebrauch wieder geben, ſo werden ſich die Satzungen wohl ſelbſt geben. — Eure Gottesfürchtigkeit und Unſchuld wird ganz bekannt und gewiß dadurch, daß der Teufel ſo öffentlich unverſchämt iſt und fordert von Euch: Ihr ſollt Alles wieder einſetzen, das iſt Gott verläugnen, den Pabſt anbeten und beſtätigen helfen allen unflätigen Greuel, den er durch ſie geſchaffen hat durch ſo grauſamen Mord, Lügen und Gottesläſterung. Hie ſollte ein Jeder unter uns tauſend Leiber um Chriſti willen dahin geben.“ Dieſelbe Sprache führte Luther auch in ſeinen Briefen an andere Freunde auf dem Reichstag, Brenz, Spalatin, Juſtus Jonas. An den erſten ſchrieb er unter dem 30ſten Juni: „Ich vermerke aus Eurem, auch Philippi und der Andern Briefen, daß auch Ihr mit ihnen in der Verſammlung der Abgötter allzuſehr Euch bekümmert. Ich kann aber wohl denken, daß Euch das Beiſpiel Philippi dazu beweget, denn er ſorget für gemeinen Frieden und für die Nachkommen, welches wohl chriſtlich iſt, aber es iſt kein weislicher Eifer. Ich ſchreibe Euch und den Andern, ob vielleicht Philippus durch Euer Wort möchte bewogen werden, daß er aufhörte und ſich nicht weiter unterſtünde, ein Regierer der Welt zu ſeyn, das iſt ſich ſelbſt zu martern. Für meine Perſon, komm' ich um oder werd' erſchlagen von den Papiſten, ſo will ich unſre Nachkommen männlich vertheidigen und will mich an den ungeheuren Beſtien ſein und beſſer rächen denn mir lieb iſt.“ — „Aber was rede ich von ſolchen Dingen gegen Euch, der Ihr von Gnaden größer ſeyd in allen Dingen, denn ich? Allein ich hab' es auf mancherlei Weiſe verſuchen wollen, ob Philippus, welcher meinet, daß ich ein Menſch und meine Worte ſchlechte Menſchenworte ſind und ſich darum weniger daran kehret, doch durch Euch, welche er für Gottes Männer muß halten, möchte bewegt werden.“ Am ſelben Tage ſchrieb Luther an Spalatin einen Brief ungefähr gleichen Inhalts. Die Unmöglichkeit, den Katholiſchen nachzugeben, ſtellte er auf eine ſehr kräftige Weiſe dar, wenn er an Jonas ſchrieb: „Laſſet uns auch darauf dringen, daß ſie uns wieder geben Leonhard Kaiſer und andre mehr, welche ſie ganz unbilligerweiſe haben umbracht. Sie geben uns wieder ſo viel Seelen, die ſie durch falſche Lehre verführt haben! Sie geben uns wieder die großen Güter, die ſie mit ihren lügenhaftigen Ablaßbriefen und andrer Trügerei geraubt haben! Sie geben uns wieder Gottes Ehre, welche ſie ſo ſchändlich geläſtert und geſchmähet haben! ſie geben uns wieder die Reinigkeit der Kirche“ u. ſ. w. In dieſen Worten iſt ſehr bündig angedeutet, welche Mauer ſich zwiſchen beiden Religionspartheien aufgethürmt hatte, die wegzuräumen nicht mehr in menſchlicher Gewalt ſtand. Auf die Klagen der Nürnberger und Anderer wegen zu großer Nachgiebigkeit des Melanchthon und ſeiner Genoſſen ſchrieb er am 20ſten September an Jonas: „Aus Eurem nächſten Brief hab' ich vernommen, daß Ihr nicht gewilligt habt in das Fürgeben der Widerſacher. Solches habe ich gerne vernommen und warte täglich auf Eure Wiederkunft, ſie mögen Euch verfluchen oder ſegnen. Aber was geſchieht? Indeß ſind mir Donner und Blitz von Etlichen der Unſern, vielen und namhaften Perſonen fürgebracht, als ſolltet Ihr die Sache verrathen haben und Friedens halben zu viel wollen nachgeben. Hierauf hab' ich geantwortet: So weiß ich das Widerſpiel, nämlich daß mir von den Unſern geſchrieben iſt: es ſind wohl etliche Fürſchläge von den Widerſachern gemacht, aber von den Unſern verworfen worden, und die Sache ſey auf's neue an den Kaiſer geſchoben. Hierauf ſtehe ich, ſo glaube ich. Doch weil ſie ſo beſtändig und unabläſſig auf ſolch' Fürgeben dringen und ſchreien, es werde auch Lutherus von Euch angezogen, der Euch ſolches Alles zugebe, und die Sache ſtehe Eurethalben in größerer Gefahr, denn der Widerſacher halben; item es werde mehr Mühe koſten, Euch zu ſtillen, denn mit den Widerſachern zu handeln: hiedurch haben ſie mich beweget, daß ich ſolche Worte geſagt habe: Iſt's denn alſo, ſo hat der Teufel ein hübſch Trennen unter uns ſelber angerichtet. Denn ich will die Artikel, welchen Ihr einen ſehr freundlichen Namen gebet: *unvorgreifliche, unbeſchließliche Artikel*, nicht leiden, wenn mich's gleich ein Engel vom Himmel hieße und dazu dränge. Denn was unterſtehen ſich die Widerſacher anders, denn daß ſie uns nicht um ein Härlein weichen, wir aber nicht allein nachgeben ſollen den Canon, die Meſſe, einerlei Geſtalt, den Cölibat und die bis jetzt gebräuchliche Jurisdiction, ſondern auch bekennen: ſie haben Alles recht gelehrt, gehört und gethan und ſeyen von uns fälſchlich verklagt worden, das iſt: mit unſrem eigenen Zeugniß wollen ſie ſich rechtfertigen und uns verdammen. Was darf man da viel Artikel ſtellen? Wenn wir daran wollen, ſo laßt uns allein in den Canon willigen, und in die Winkelmeſſe, ſo iſt ein jedes unter dieſen zwei Stücken genugſam, unſere Lehre ganz zu verläugnen und ihre dagegen zu beſtätigen. Ueber das, wenn man den Biſchöfen die alte Juriſdiction wieder einräumet, ſo iſt Alles mit einander noch vollkömmlicher nachgegeben, nämlich daß die abgeſagten Feinde des Evangelii ſollen evangeliſche Prediger ſeyn. — Solches muß ich ſchreiben, der beſchwerlichen und ſteten Briefe halben, ſo mir von den Unſern werden geſchrieben, allein zum Zeugniß, daß ich an Euch hievon geſchrieben habe. Ihr wiſſet ja wohl, daß ich Euch zuvor habe angezeigt, wie ferne man den Biſchöfen die Juriſdiction könne einräumen. Ich habe auch daneben genug ermahnet, daß Ihr nicht mehr gebet, denn Ihr habt.“ „Ich will hernachmals unſern Widerſachern nicht ein Haar breit weichen, weil ich ſehe, daß die hoffärtigen ſtolzen Leute uns ſo närren und äffen, von wegen unſrer Schwachheit, dadurch ſie ſich aufblaſen und ſicher ſind. — Ich berſte ſchier für Zorn und Widerwillen, und bitte: ſchneidet die Sache nur abe, höret auf, weiter mit ihnen zu handeln und kommet nur heim. Sie haben die Bekenntniß, ſie haben das Evangelium; wollen ſie es zulaſſen, das iſt gut, wollen ſie nicht, ſo mögen ſie hinfahren. Wird ein Krieg draus, ſo werde er draus; wir haben genug gebeten und gethan. Der Herr hat ſie bereitet zum Schlachtopfer, daß er ihnen vergelte nach ihren Werken. Uns aber, ſein Volk, wird er erlöſen, und ſäßen wir gleich im Feuerofen zu Babylon. — Ich bitte, mein lieber Herr Doctor Jona, Ihr wollet mir's zu gute halten, daß ich die Beſchwerung meines Herzens gegen Euch habe ausgeſchüttet.“

Während des Reichstags hatte Luther ein förmliches Bedenken geſtellt über einige ſtreitige Artikel, in wie weit man nachgeben ſolle und könne, und erklärte darin zuerſt: wenn der Gegentheil ſeinerſeits nicht mit Nachgeben entgegenkomme, wie ſie bisher zu thun ſich geſträubt, ſo könne man gar nicht mit ihnen handeln; weil aber der Kaiſer zu wiſſen verlange, worin die Proteſtanten etwa nachgeben könnten, wolle er die einzelnen Stücke durchgehen. Und zwar in der Lehre ſelbſt, welche ja von den Gegnern mit keinen tüchtigen Gründen angefochten werde, könne man nichts weichen, zu Erklärungen aber über einige Stücke und Ausdrücke, den allein rechtfertigenden Glauben, Genugthuung, Verdienſte betreffend ſeyen ſie erbötig. Was die Artikel von den Mißbräuchen belange, ſo könne man dem Anſinnen, den Kelch im Abendmahl wegzulaſſen oder wenigſtens deſſen Entziehung als gleichgültig zu behandeln, nicht entſprechen. In keinem Wege könne man ferner darein willigen, daß die Ehe irgend Jemand verboten werde. Ebenſowenig in die Wiedereinführung der Privatmeſſe und des Meßcanons. Hinſichtlich der Klöſter könne man zugeben, daß die darin Befindlichen in ihrem Genuß bleiben, doch ohne ihre Ordensregeln und Meſſen. Ueber die Jurisdiction oder biſchöfliche Gewalt ſprach er ſich ſo aus: „Wohl iſt's wahr, wo ſie unſre Lehre wollten leiden und nicht mehr verfolgen, ſo wollten wir ihnen keinen Abbruch thun an ihrer Jurisdiction, Dignität oder wie ſie es nennen. Denn wir begehren freilich nicht, Biſchof noch Cardinal zu ſeyn, ſondern allein gute Chriſten; die ſollen arm ſeyn,“ und von den Eheſachen: „Immer hinweg mit dieſen Sachen zu Biſchöfen, Offizialen, Henkern und wer ſie haben will. Wiewohl zu vermuthen, daß ſie kein Stück ohne das andre werden annehmen wollen.“ Melanchthon's Gutachten über die päbſtliche Gewalt ſetzte er die Worte bei: „Ja, wenn der Pabſt ſolches wollt', wie geſagt, eingehen, ſo achte ich, wir Lutheriſchen wollten ſeine Ehre und Obrigkeit beſſer helfen ſchützen und handhaben, denn der Kaiſer ſelbſt und alle Welt; denn wir könnten's thun ohne Schwert mit Gottes Wort und Kraft, welches der Kaiſer mit der Fauſt, ohne Gottes Wort und Kraft nicht erhalten kann.“ Auffallend und widerſprechend kann man es finden, daß Luther in dieſem Punkte ſo willig die Hand bot, während er ſich ſonſt ſo entſchieden gegen die Vermittlung ausſprach; es erklärt ſich aber großentheils daraus, daß Melanchthon das Pabſtthum nur noch nach menſchlicher Einrichtung wollte fortbeſtehen laſſen, und in dieß konnte Luther, der bereits zu fühlen begann, auf welche Schwierigkeiten die Einrichtung eines neuen Kirchenweſens unvermeidlich ſtoße, wohl einwilligen, um ſo mehr, als er für ſich nur Freiheit der reinen Lehre, nicht aber geiſtliche Würden und Ehren in Anſpruch nahm. So wenig er aber dem Pabſt und den Biſchöfen ihre weltliche Pracht und Würde beneidete, ſo ſehr ſträubte er ſich dagegen, ihren geiſtlichen Anmaßungen zu weichen, und weil er einſah, daß ſie dieſe nie aufgeben würden, wünſchte er ſo dringend die Abbrechung der Friedens-Unterhandlungen, bei welchen er immer eine

Ueberrumpelung durch die Argliſt der Katholiſchen fürchtete, und war ſo zufrieden, als ſich die Unterhandlungen endlich zerſchlugen.

Obgleich Luther in Coburg gewiſſermaßen im Verſteck ſeyn ſollte und von zwölf Bewaffneten gehütet wurde, wie er denn auch ſeine Briefe wieder wie vor neun Jahren: aus der Wüſte, datirte oder, den Namen des Orts umkehrend, von Grubok, vermochte er es doch nicht über ſich, ſeinen Eifer zu zügeln, ſondern er gab durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Spuren genug von ſeinem Aufenthalte, und es wurde von Manchen als beſonderes Walten der göttlichen Vorſehung anerkannt, daß dem kühnen Mann trotz ſeiner verwegenen Schriften kein Leides widerfuhr oder der Kaiſer nicht ſeine Auslieferung forderte. Er ſchrieb, noch ehe der Reichstag begann, eine Ermahnung an die ganze, auf dem Reichstag verſammelte Geiſtlichkeit, worin er ſie ermahnt, auf dieſem Reichstag ihr Moglichſtes zu thun, damit endlich einmal etwas Redliches ausgerichtet werde, weil ſonſt das Schlimmſte zu beſorgen wäre. „Und auf's erſte, ſo dürft ihr von meiner und meines gleichen wegen nicht handeln, denn der rechte Helfer und Rather hat uns und unſre Sachen ſo weit bracht und dahin geſetzt, da ſie bleiben ſoll, und da wir's auch laſſen wollen, daß wir für uns keines Reichstags, keines Raths, keines Meiſterns bedürfen, dazu auch von Euch nicht haben wollen; aber für Euch und für das arme Volk, ſo noch unter Euch ganz unbericht, oder je ungewiß iſt, da ſorgen wir für und wollten je gerne hier helfen, mit Beten und Vermahnen, das Beſte wir könnten; denn ich ſürchte mir übel, daß Ihr Eures Amts und der Demuth gegen Gott vergeſſen und die Saiten zu hart ſpannen und das willige Pferd zu ſehr reiten werdet, damit wiederum etwa eine Aufruhr ſich erhebe, daß beide, wir mit Euch, in Jammer und Noth kommen, wie vormals geſchehen.“ Er erinnerte ſie, wie Vieles er gethan, was zwar dem Pabſt unangenehm und verderblich, aber den Geiſtlichen und Biſchöfen nützlich und willkommen geweſen, daß er den Ablaß abgeſchafft, den Bann entkräftet und dem Kloſterleben und den Mönchen einen Stoß gegeben habe, und bat ſie dringend, ſeine Anerbietungen anzunehmen, dem Evangelium Freiheit zu geſtatten, ſo wolle er ihnen ihren Beſitzſtand ungeſchmälert laſſen weil evangeliſche Prediger gerne arm und unangeſehen in der Welt bleiben. Am Schluſſe heißt es: „dieß will ich auch dießmal Euch, liebe Herren, zur freundlichen und treuen Vermahnung angezeigt haben, mit allerhöchſtem Fleiß bittend, Ihr wollet ſammt uns Gott ernſtlich anrufen, daß er Euch Gnade und Weisheit verleihe, in dieſen großen Sachen zu thun und zu handeln, daß ſeine Ehre und unſer Heil ſey. Und wollet ja dafür ſeyn, daß Ihr Euch nicht ſchmückt, noch Eure vorige Mißhandlung entſchuldiget, vertheidiget oder mit Gewalt fahret. Denn was hilft's, daß Ihr noch mehr böſes Blut im Volk machet! Die Herzen ſind bereits, und nicht ohne redliche Urſache, alle zu hoch erbittert, daß wohl noth thut mit demüthigem Bekenntniß und ſtattlicher Beſſerung dieſelbigen zu lindern, ſänften und ſtillen und nicht weiter zerren und reißen. Werdet Ihr mit Gewalt fahren, ſteif und halsſtarrig hindurch wollen (da Gott für ſey,) ſo bezeuge ich hiemit ſammt Allen, die mit mir glauben, für Gott und aller Welt: daß unſre Schuld nicht iſt, wo Euch Euer Stolz fehlen würde, daß ihr zu Trümmern geht. Euer Blut ſey über Eurem Kopf! wir ſind und wollen unſchuldig ſeyn an Eurem Blut und Verdammniß!“

In heftigerem Tone aber gegen Kaiſer und Pabſt war eine andere Schrift abgefaßt, die er im Juli dem Erzbiſchof von Mainz gedruckt zuſchickte. Er ſehe wohl ab, erklärte er, daß die Gegner, wenn gleich ſie das Bekenntniß der Proteſtanten nicht zu widerlegen im Stande ſeyen, doch daſſelbe nicht annehmen werden. Dieß müſſe man freilich geſchehen laſſen und könne ja Niemand zur Annahme der Wahrheit zwingen; „ich bitte aber auf's allerdemüthigſte, weil keine Hoffnung da iſt, daß wir, wie geſagt, der Lehre eins werden, Euer Churfürſtlichen Gnaden wollten ſammt Andern dahin arbeiten, daß jedes Theil Friede halte und glaube, was es wolle; und laſſe uns auch glauben dieſe Wahrheit, die jetzt für ihren Augen bekannt und untadelich erfunden iſt. Wo aber ſolcher Friede nicht zu erlangen iſt, wohlan ſo haben wir das Vortheil bei Gott und den Glimpf bei aller Welt, daß wir unſre Lehre frei öffentlich bekannt, Friede geſucht und angeboten haben und doch nicht haben erlangen mögen, ſo man uns doch in der Lehre nicht ſchuldig noch ſträflich erfunden hat.“ Dieſem Schreiben war eine Auslegung des zweiten Pſalms angehängt, worin er zu den Worten: „die Könige auf Erden lehnen ſich auf und die Fürſten rathſchlagen mit einander wider den Herrn und ſeinen Geſalbten und ſprechen: laſſet uns zerreiſſen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile,“ die Bemerkung machte: „Wie Könige und Fürſten jetzt wider den Herrn und ſeine erkannte Wahrheit toben und ſeine Bande wollen zerreiſſen, von ihm ungefangen und ungelehrt ſeyn, das ſehet Ihr Alle ſelbſt; aber daß ſolch Toben vergeblich ſey, ſoll man nicht jetzt, ſondern mit der Zeit ſehen, denn es folget hernach: der im Himmel wohnet, ſpottet ihrer und der Herr verlachet ſie.“ — Zu den Worten: „ich aber habe meinen König geſetzt auf meinem heiligen Berg Zion“ bemerkt er: „Laß nur die Könige toben, Pabſt wüthen, Fürſten reiſſen, Heiden werfen, da ſitzt der König und iſt Sohn zu Hauſe. Lieben zornigen Junkern, laßt Ihn doch noch eine Weile ſitzen; wenn Ihr uns nicht wollt mit Frieden laſſen, ſo bitte ich um Gottes willen, wollet doch dieſen König ſitzen laſſen und nicht ſobald herunter reiſſen, als Ihr gedenket.“ Mit bitterem Spott erklärt er den Spruch: Und nun, Ihr Könige, werdet klug! laſſet Euch züchtigen, Ihr Richter auf Erden! „So ſoll man Könige und Fürſten anreden? Was ſoll das werden? Es iſt nie auf Erden ſolch ſchändlich, läſterlich Ding geredt! Sollen Könige klug werden? Meinſt du denn, daß ſie Narren ſind? Sollen Richter ſich laſſen züchtigen? Meineſt du, daß es Kinder in der Schule ſind? Ey, Könige ſind zuvor klug, haben Geſetze, Landrecht, Juriſten und Räthe, wiſſen wohl, was ſie thun ſollen. Die

Richter auch alſo. Dieſer Pſalm iſt gewiß ein Ketzer, ſchmähet die Könige, läſtert die Richter, und handelt als ein Aufrührer wider die Obrigkeit.“ — „Weil denn der Pabſt ſowohl als der Kaiſer und König auch nicht über dieſen König ſind, ſondern unter den Richtern auf Erden bleiben müſſen, ſo ſoll ſein Decret und Lehre auch Narr und Kind ſeyn gegen dieſes Königs Wort und Lehre und ſoll nicht- darüber richten, ſondern ſich dadurch richten und lehren laſſen. Aber jetzt zu Augsburg werden ſie dieſen Vers wohl anders meiſtern und muſtern, daß er muß alſo lauten: und nun du König zu Sion, werde klug. Du Richter im Himmel, laß dich züchtigen! Denn du biſt ein Narr und Kind gegen uns; wir müſſen urtheilen und ſetzen, was du für Wahrheit ſollt halten oder nicht. Was wir nicht ſetzen, richten oder beſtätigen, da ſey dir Trotz geboten, daß du es für Wahrheit halteſt, oder mußſt herunter und mit den Ketzern verbrannt ſeyn. So wird's gewißlich dieſem Könige gehen. — Was wird aber dieſer König dazu ſagen?“ — „Wir Deutſchen hören nicht auf, dem Pabſt und ſeinen Welſchen zu glauben, bis ſie uns bringen nicht in ein Schweißbad, ſondern in ein Blutbad. Wenn deutſche Fürſten in einander fielen, das möchte den Pabſt, das Florenziſche Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Fauſt lachen könnte und ſagen: da Ihr deutſchen Beſtien wollet mich nicht zum Pabſt haben, ſo habt das! O große Liebe und Treue hat er zum Kaiſer, wie er fein bewieſen für Pavia, da er wider den Kaiſer zog. Deutſchland hat er noch lieber, daß er den Kaiſer aus Hiſpanien fordert und hernach ohne Beiſeyn der deutſchen Fürſten krönt, nach laut der Bullen. Ich bin kein Prophet, aber ich bitte Euch Herren alle, ſehet Euch wohl für und laſſet Euch ja nicht dünken, daß Ihr mit Menſchen handelt, wenn Ihr mit Pabſt und den Seinen handelt, ſondern mit eitel Teufeln, denn es ſind auch eitel Teufelsſtücken dahinter, das weiß ich. Gott der Allmächtige helfe Euch, daß zum Frieden Alles gerathe. Amen. — Hiemit will ich Euer Churfürſtliche Gnaden in Gottes Gnaden befohlen haben, und was ich mit Beten kann, gar treulich dienen, und Euer Churfürſtliche Gnaden wolle mir ſolch' Schreiben gnädiglich zu gut halten. Ich kann's ja nicht laſſen, ich muß auch ſorgen für das arme, elende, verlaſſene, verachtete, verrathene und verkaufte Deutſchland, dem ich ja kein Arges, ſondern alles Gutes gönne, als ich ſchuldig bin meinem lieben Vaterlande.“

Luther's Einſicht und Gemüth macht es die höchſte Ehre, daß er als das größte Uebel, dem man zuerſt entgegenarbeiten müſſe, den fremden Einfluß betrachtete, und daß er es ſeinen Deutſchen, ſelbſt den ihm abhold Geſinnten, zutraute, ſie würden den Welſchen, die es mit Allen übel meinten, ſich männlich widerſetzen, ſo daß man dann unter ſich wohl eher in's Reine kommen würde. Aber freilich war auch der Kaiſer ſelbſt nicht ein Deutſcher, und gegen ſeinen Einfluß konnte Luther nicht ebenſo proteſtiren, konnten die Fürſten ſich nicht ſetzen. Giengen aber auch Luther's patriotiſche Warnungen verloren, ſo muß doch darauf hingedeutet werden, zum Beweis, daß er außer der Religion, die ſein Höchſtes war, doch auch andere Intereſſen, wie die des Vaterlandes, als gültig und heilig anerkannte und ihnen ſeinen Beiſtand, ſeine beredte, aus dem wärmſten Herzen kommende Stimme lieh.

Zwar beklagte ſich Luther hin und wieder, daß er wegen leiblicher und geiſtiger Schwachheit nicht thätig ſeyn könne; dennoch arbeitete er während ſeines halbjährigen Aufenthaltes in Coburg Vieles, und beſonders an ſeiner Bibel-Ueberſetzung, welche ihm noch immer viel zu ſchaffen machte. Entweder in Coburg oder kurze Zeit vorher dichtete er das bekannte Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

Vor Beginn des Reichstags, am 28ſten April, ſchrieb er eine: Scherzſchrift an ſeine Tiſchgeſellen von der Dohlen und Krähen Reichstag, wovon das Hauptſächlichſte wohl mitgetheilt zu werden verdient, um den reichbegabten Mann auch von dieſer Seite kennen zu lernen. „Es iſt ein Rubett gleich für unſrem Fenſter hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da iſt ſolch' Zu- und Abreiten, ein ſolch' Geſchrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären ſie alle trunken, toll und voll, da geckt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimm' und Odem ſo lang währen möge. Und möcht' gerne wiſſen, ob auch ſolchen Adels und reiſigen Zeugs Etliche bei Euch wären; mich dünkt, ſie ſeyen aus aller Welt hier verſammelt. Ich habe ihren Kaiſer noch nicht geſehen, aber ſonſt ſchweben und ſchwenzen der Adel und große Hanſen immer für unſern Augen, nicht faſt köſtlich gekleidet, ſondern einfältig in einerley Farbe, alle gleich ſchwarz, und alle gleich grauaugig, ſingen alle gleich einen Geſang, doch mit lieblichem Unterſchied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der Großen Pallaſt und Saal, denn ihr Saal iſt gewölbt mit dem ſchönen, weiten Himmel, ihr Boden iſt eitel Feld, getäfelt mit hübſchen grünen Zweigen, ſo ſind die Wände ſo weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Roſſen und Harniſch, ſie haben gefiederte Räder, damit ſie auch den Büchſen entfliehen und einem Zorn entſitzen können. Es ſind große mächtige Herren; was ſie aber beſchließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetſcher habe vernommen, haben ſie einen gewaltigen Zug und Streit für, wider Weizen, Gerſten, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird Mancher Ritter hie werden und große Thaten thun. Alſo ſitzen wir hie im Reichstag, hören und ſehen zu mit großer Luſt und Liebe, wie die Fürſten und Herren, ſammt andern Ständen des Reichs, ſo fröhlich ſingen und wohl leben. Aber ſonderliche Freude haben wir, wenn wir ſehen, wie ritterlich ſie ſchwenzen, den Schnabel wiſchen und die Wehre ſtürzen, daß ſie ſiegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünſchen ihnen Glück und Heil, daß ſie allzumal an einen Zaunſtecken geſpießet wären. — Ich halt' aber, es ſey nichts anderes, denn die Sophiſten und Papiſten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich Alle auf einem Haufen für mich haben, auf daß ich höre ihre lieblichen Stimmen und Predigten, und ſehe, wie ſehr nützlich Volk es iſt, Alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür gecken für die lange Weil.“

Ein anderes Beiſpiel der poetiſchen Redeweiſe Luther's, doch in ernſterer Art, findet ſich in einem Brief an den Kanzler Brück, vom 5ten Auguſt, worin er die Angſt und Zagbaftigkeit der Proteſtanten rügt: „Ich hab' neulich zwei Wunder geſehen; das erſte, da ich zum Fenſter hinausſah, die Sterne am Himmel und das ganze ſchöne Gewölb Gottes, und ſahe doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meiſter ſolch Gewölb geſetzt hatte, doch fiel der Himmel nicht ein und ſtehet auch ſolch Gewölb noch feſte. Nun ſind Etliche, die ſuchen ſolche Pfeiler und wollten ſie gerne greifen und fühlen. Weil ſie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern ſie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Urſache, denn daß ſie die Pfeiler nicht greifen noch ſehen. Wenn ſie dieſelben greifen könnten, ſo ſtände der Himmel feſte. Das andre, ich ſah auch große, dicke Wolken über uns ſchweben, mit ſolcher Laſt, daß ſie mochten einem großen Meer zu vergleichen ſeyn, und ſahe doch keinen Boden, darauf ſie ruheten oder fußeten, noch keine Kufen, darein ſie gefaßt waren; doch fielen ſie auch nicht auf uns, ſondern grüßeten uns mit einem ſauren Angeſicht und flohen davon. Da ſie vorüber waren, leuchtet herfür beide der Boden und unſer Dach, der ſie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein ſchwacher, geringer, dünner Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verſchwand und mehr ein Schemen, (als durch ein gemalt Glas zu ſcheinen pflegt,) denn ein ſolcher gewaltiger Boden anzuſehen war, daß Einer auch des Bodens halber wohl ſo ſehr verzweifeln ſollte, als der großen Waſſerlaſt. Doch ſind Einige, die des Waſſers und der Wolken Dicke und ſchwere Laſt mehr anſehen, achten und fürchten, denn dieſen dünnen, ſchmalen und leichten Schemen; denn ſie wollten gerne fühlen die Kraft ſolches Schemens; weil ſie das nicht kennen, fürchten ſie, die Wolken werden eine ewige Sündfluth anrichten. — Solches muß ich mit Eurer Achtbarkeit freundlicher Weiſe ſcherzen und doch ungeſcherzt ſchreiben; denn ich beſondere Freude davon gehabt, daß ich erfahren habe, wie Euer Achtbarkeit für allen Andern einen guten Muth und getroſtes Herz hat in dieſer unſer Anfechtung. Unſer Regenbogen iſt ſchwach, ihre Wolken ſind mächtig; aber am Ende wird man ſehen, wer den Sieg behält."

Während ſeines Aufenthalts in Coburg beſchäftigte ſich Luther auch mit den Fabeln des Aeſop. Ein Tiſchgenoſſe von ihm, Mattheſius, erzählt dieß folgendergeſtalt: Als unſer Doktor nun viel Jahr wider die Mönche und Schwärmer heftig geſtritten, und ſehr ein ſchwaches Häuptlein bekam, wie er aus Coburg ſchreibet, da er ſich dieſer Arbeit unterfieng, will er ſich auch, wie große Leute pflegen, ein wenig erquicken und erluſtigen. Darum, weil er merket, daß der heilige Geiſt in ſeiner Bibel auch vernünftige und weiſe Mährlein ſchreiben läßt, und die Alten gerne ſolche verdeckte und vermäntelte Wahrheit und Weisheit mit Thierleins Häutlein und Sprüchen überzogen, und weiſe Leut ein eigen Fabelbuch mit großer Vernunft zuſammengebracht, welches nun durch grobe und unverſtändige Leute mit ungeſchickten und unzüchtigen Reden und Mährlein vermengt und beſudelt wäre, nimmt er zu Coburg Gelegenheit nach Eſſens, den alten deutſchen Aeſopum für ſich und reinigt und ſchmückt ihn mit guten und derben deutſchen Worten und ſchöner Auslegung oder ſittlichen Lehren, und machet 16 ſchöner Fabeln, die voller Weisheit, guter Lehre und höflicher Vermahnung ſeyn, und wunderſchöne Bilder und Contrafakturen haben, wie es in der Welt, in Regimenten und Hausweſen auf Erden pfleget zuzugehen. Wie er auch ſolches ſein angefangen und luſtig Werk mit einer ſehr gelehrten Vorrede zieret, darin er frei bekennet, daß nach der heiligen Schrift die feinſte Weltweisheit in vernünftigen Fabeln zu finden iſt, wer allein denſelbigen mit Fleiß nachdenke. Denn unter den Thierlein und Bäumlein finde man die rechten Perlen der Weltweisheit, gleichwie der Hahn im Miſte ein edles Steinlein fand. Weil nun dieß die artigſte und ſubtilſte Weiſe iſt, bittere und ſcharfe Wahrheit, die ſonſt feindſelig und unangenehm iſt, alſo von großen Leuten auch in die Kinder wie überzuckerten Wurmſaamen zu bringen — — hat unſer Doktor ſeine Mühe und Arbeit an den alten und verunreinigten Aeſopum legen und ſeinen Deutſchen ein verneuertes und geſcheuertes Mährlein-Buch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leute ein beſondres Gefallen trugen. Ob aber wohl dieſer nützliche Aeſopus nicht zum Ende bracht, hat doch der Herr Doktor zuvor und hernach über Tiſch und in ſeinen Büchern, wenn er zumal vom Regiment und Hofweſen pflegt zu reden, die alten Fabeln und vernünftigen Sprüchwörter, ſo in deutſcher Sprache aus den Fabeln kommen ſeyn, gerne gebrauchet. — In der erwähnten Vorrede ſpricht Luther ſeine Meinung aus, daß nicht eine beſtimmte Perſon des Namens Aeſop wirklich gelebt habe, „ich halte, es ſey etwa durch viel weiſer Leute Zuthun mit der Zeit Stück nach Stück zu Hauſen bracht, und endlich etwa durch einen Gelehrten in ſolche Ordnung geſtellt, wie jetzt in deutſcher Sprache Etliche möchten die Fabeln und Sprüche, ſo bei uns im Brauch ſind, ſammeln und darnach Jemand ordentlich in ein Buch faſſen; denn ſolche feine Fabeln in dieſem Buch vermöcht jetzt alle Welt nicht, ſchweig denn Ein Menſch erfinden. Darum iſt glaublich, daß etliche dieſer Fabeln faſt alt, etliche noch älter, etliche aber neu geweſen ſind zu der Zeit, da dieß Büchlein geſammelt worden, wie denn ſolche Fabeln pflegen von Jahr zu Jahr zu wachſen, ſich zu mehren, darnach Einer von ſeinen Vorfahren und Eltern höret und ſammelt.“ — „Es haben ſolche weiſe hohe Leute die Fabeln erdichtet, und laſſen ein Thier mit dem andern reden, als ſollten ſie ſagen: Wohlan, es will Niemand die Wahrheit hören noch leiden, und man kann doch nicht der Wahrheit entbehren, ſo wollen wir ſie ſchmücken und unter einer luſtigen Lügenfarben und lieblichen Fabeln kleiden, und weil man ſie nicht will hören durch Menſchenmund, daß man ſie doch höre durch Thierer- und Beſtien Mund. So geſchieht's denn, wenn man die Fabeln lieſet, daß ein Thier dem andern, ein Wolf dem andern die Wahrheit ſaget, ja zuweilen der gemalete Wolf oder Bär oder Löwe im Buch, dem rechten zweifüßigen Wolf und Löwen einen guten Text heimlich lieſet, den ihm ſonſt kein Prediger, Freund oder Feind leſen durfte. Denn die Wahrheit iſt das unleidlichſte Ding auf Erden.“ — Es iſt bezeichnend für Luther, daß er an den Fabeln ſein Wohlgefallen hatte; einerſeits machte ihn ſein heiterer Sinn empfänglich für die luſtige und ſcherzhafte Art der Einkleidung von nützlichen Wahrheiten, und andrerſeits ließ ihn die Genügſamkeit ſeines unverkünſtelten Geſchmacks in der Erfindung lehrreicher Fabeln eine der höchſten Aufgaben der Dichtkunſt erblicken. Luther war, neben ſeiner Richtung auf das Himmliſche, mit einem trefflichen Scharfſinn begabt, mit dem er die Verhältniſſe und den Lauf der Welt, die Gemüther und Handlungsweiſe der Menſchen ſehr klar anſchaute, und darum erfreute es ihn, ſolche Beobachtungen auch von Andern gemacht und in einem treffenden Bilde veranſchaulicht zu ſehen. Die Luſt an Fabeln iſt überhaupt dem Menſchen auf gewiſſen Stufen der Cultur und des Lebensalters gewöhnlich, und mehrere unſrer Dichter haben ihren Ruhm vorzüglich dieſer Gattung von Dichtungen zu verdanken; aus Allem ſcheint hervorzugehen, daß im Zeitalter Luthers dieß Wohlgefallen ein noch allgemeineres war, weil die Bedürfniſſe des Geiſtes noch nicht ſo vielfach auf andre Weiſe befriedigt werden konnten und eine größere Armuth und Nüchternheit den Sinn für das Einfache und Kindliche nicht abgeſtumpft und verwöhnt hatte.

In Coburg erhielt Luther auch die Kunde von dem Tode ſeines Vaters, und um ihn bei der Betrübniß darüber etwas aufzuheitern, begleitete ſeine Frau den Trauerbrief mit dem gemalten Bilde eines ihrer Kinder. Seine Gemüthsſtimmung ſchildert ſein Famulus in einem Briefe an deſſen Gattin alſo: „Liebe Frau Doktorin! ich bitte, Ihr wollet Euch um den Herrn Doktor nicht härmen. Er iſt, Gott Lob! friſch und geſund, und hat über des Vaters Tod ſich zufrieden gegeben, wiewohl es ihm erſt ſauer ward. Alſobald er Hans Reinickens Brief anſiehet, ſagt er zu mir: Wohlan, mein Vater iſt auch todt. Flugs darauf nimmt er ſeinen Pſalter, gehet in die Kammer und weinet ihm genug, daß ihm des andern Tags der Kopf ungeſchickt ward. Darnach hat er ſich nichts weiter laſſen merken.“ Kurz zuvor hatte Luther noch einen Brief an ſeinen kranken Vater geſchrieben: „Es hat mir Jakob, mein Bruder, geſchrieben, wie daß Ihr fährlich krank ſeyn ſollet. Weil denn jetzt böſe Luft und ſonſt allenthalben Fahr iſt, auch der Zeit halben, bin ich beweget für Euch zu ſorgen. Denn wiewohl Euch Gott bisher einen feſten harten Leib gegeben und behalten, machet mir doch Euer Alter zu dieſer Zeit ſorgliche Gedanken. Wiewohl wir Alle ohne das keine Stunde unſers Lebens ſicher ſind noch ſeyn ſollen; derhalben ich aus der Maaßen gerne wäre ſelbſt zu Euch kommen leiblich, ſo haben mir's doch meine guten Freunde widerrathen und ausgeredt und ich auch ſelbſt denken muß, daß ich nicht auf Gottes Verſuchen in die Gefahr mich wagte; (denn Ihr wiſſet, wie mir Herren und Bauern günſtig ſind;) zu Euch möchte ich kommen können, aber wieder heim wollte es ſährlich ſeyn. Große Freude ſollte mir's ſeyn, wo es möglich wäre, daß Ihr Euch ließet ſammt der Mutter herführen zu uns, welches meine Käthe mit Thränen auch begehrt, und wir Alle. Ich hoffe, wir wollten Euer auf's Beſte warten“ u. ſ. w.

Sein Famulus, Veit Dietrich, in deſſen Geſellſchaft er ſich auch mit Bogenſchießen erluſtigte, berichtet in einem Brief an Melanchthon über Luther's Gebet: „Ich bitte Euch, Ihr wollet des Herrn Doktoris Brief, an Euch geſchrieben, nicht ſo gering achten. Ich kann mich nicht genugſam verwundern über ſeiner trefflichen Beſtändigkeit, Freude, Glauben und Hoffnung in dieſen jämmerlichen Zeiten. Solche Stück aber mehret er täglich durch fleißige Uebung Gottes Worts. Es gehet kein Tag vorüber, an welchem er nicht aufs wenigſte drei Stunden, ſo dem Studiren am allerbequemlichſten ſind, zum Gebet nimmt. Es hat mir einmal geglückt, daß ich ihn hörete beten; hilf Gott, welch ein Geiſt, welch ein Glaube iſt in ſeinen Worten! Er betet ſo andächtiglich, als Einer der mit Gott, mit ſolcher Hoffnung und Glauben, als Einer der mit ſeinem Vater redet. Ich weiß, ſprach er, daß Du unſer lieber Gott und Vater biſt, derhalben bin ich gewiß, Du wirſt die Verfolger Deiner Kinder vertilgen. Thuſt Du's aber nicht, ſo iſt die Sache Dein ſowohl als unſer, die ganze Sache iſt Dein; was wir gethan haben, das haben wir müſſen thun, darum magſt Du, lieber Vater, ſie beſchützen. — Als ich ihn ſolche Worte mit heller Stimme von ferne hörete beten, brannte mir's Herz im Leibe für großer Freude, ſintemal ich ihn ſo freundlich und andächtiglich mit Gott hörete reden, fürnemlich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Pſalmen ſo hart drang, als wäre er gewiß, daß Alles geſchehen müſſe, was er begehrete. Darum zweifle ich nicht, ſein Gebet werde eine große Hülfe thun in dieſer, wie man's achtet, verlorenen Sache, welche auf jetzigem Reichstage wird gehandelt werden.“

Luther in Coburg iſt eine großartige Erſcheinung. Er, den nach Augsburg mitzunehmen, man Bedenken und Scheue trug, den man ängſtlich verſteckte, trat, mit kühnem Geiſte die Verhüllungen der Vorſicht von ſich werfend, durch die Kraft ſeiner Worte geiſtig auf den Kampfplatz; und während die in den Streit ſelbſt verſtrickten Männer dann und wann die Klarheit des Blicks, die kühle Beſonnenheit und den entſchloſſenen Muth verloren, war er, erhaben über den Staub des Kampfes, berufen, Alles zu beobachten, zu erwägen, zu entſcheiden, anzumahnen, zurückzuhalten, zu tröſten, zu ſtrafen und zu warnen — und dieß Alles that er, ohne auf die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes zu pochen, er that es in dem Bewußtſeyn, vom Geiſte Gottes getrieben und geſtärkt zu werden, und durch eifriges Gebet ſeine Wirkſamkeit an ihren Urquell, an die göttliche Weisheit und Kraft anknüpfend.

Weitere Geſchichte der Reformation.

Wir müſſen die Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe noch in der Kürze weiter verfolgen, um eine Vorſtellung von den Bedingungen zu bekommen, unter welchen der Reformator hinfort wirkte. Der Reichstag in Augsburg hatte zwar mit einem für die Proteſtanten ungünſtigen Abſchied geendet, aber dennoch hatte er durch die entſchloſſene Standhaftigkeit, welche ſie während der Verhandlungen zeigten und den Anmuthungen und Drohungen des Kaiſers entgegenſetzten, einen für ihre Sache günſtigen Erfolg. Sie waren ſich ihrer Kraft bewußt worden und traten mit immer wachſender Zuverſicht auf. Auch nahmen ſie in den folgenden Jahren eine immer günſtigere und feſtere Stellung ein. Ungünſtig zwar ſchien für ſie der zu Augsburg angelegte und vorbereitete Plan Karls V., ſeinen Bruder Ferdinand, den er daſelbſt mit den deutſchen Erbländern und mit dem damals erledigten Herzogthum Würtemberg belehnte, zu ſeinem Nachfolger in der Kaiſerwürde wählen zu laſſen, um an ihm ſchon jetzt einen kräftigen Reichsverweſer zu haben, der beſonders der neuen Lehre nichts weniger als hold war. Die meiſten Churfürſten gaben vorläufig ihre Zuſtimmung. Luther rieth dem Churfürſten von Sachſen in ſeinem oben angeführten Bedenken, Ferdinand ebenfalls ſeine Stimme zu geben; aber Johann ließ ſich durch ſeinen Kanzler Brück und den Landgrafen beſtimmen, gegen die im Januar 1531 vorgenommene Wahl Ferdinands durch ſeinen Erbprinzen förmlich zu proteſtiren. Dieſe Wahl war allerdings geeignet, den Proteſtanten Beſorgniſſe einzuflößen; aber doch waren ihre nächſten Folgen vielmehr ihrer Sache förderlich, theils weil ſie einige Fürſten, namentlich die mächtigen Herzoge von Baiern, vor den Kopf ſtieß und dem Kaiſer noch mehr entfremdete, theils weil ſie ein Antrieb für ſie wurde, ſich feſter aneinander zu ſchließen. Dieß geſchah nach mehreren vorgängigen Conventen und Beſprechungen zu Schmalkalden am 29. März 1831, wo die ſchon bekannten Fürſten und eilf Reichsſtädte, (darunter auch die in der Abendmahlslehre abweichenden,) zu einem Vertheidigungsbündniß zuſammentraten. Ausdrücklich wurde erklärt, daß dieß Bündniß weder der Kaiſerl. Majeſtät, noch einem Stande des heil. Reichs noch ſonſt Jemand zuwider, ſondern nur zur Erhaltung chriſtlicher Wahrheit und Friedens und Abwehrung unbilliger Gewalt in Gegenwehr und rettungsweiſe geſtiftet worden ſey, und wurde ſeine Dauer vorläufig auf ſechs Jahre beſtimmt. Auf das Zuſtandekommen dieſes Bundes war ohne Zweifel Luthers veränderte Anſicht von dem Verhalten gegen den Kaiſer nicht ohne Einfluß geblieben. Er ſchrieb erſtlich: Gloſſen zu dem vermeintlichen Kaiſerl. Edikt, worin er Stück für Stück die Beſtimmungen des Reichstagsabſchiedes auf's heftigſte angriff. Zwar verwahrte er ſich im Eingang: „Ich bedinge mit dieſer öffentlichen Schrift, daß Alles, was ich wider dieß vermeintliche kaiſerliche Edikt oder Gebot in dieſem Büchlein ſchreibe, nicht will geredt noch verſtanden haben als wider Kaiſerl. Majeſtät oder einige Obrigkeit, geiſtliches oder weltliches Standes geſchrieben; ich will hiemit nicht den frommen Kaiſer noch die frommen Herrn, ſondern die Verräther und Böſewichter, ſie ſeyen Fürſten oder Biſchöfe, gemeint haben, ſo unter Kaiſerl. Namen ihren verzweifelten, boshaftigen Muthwillen vornehmen zu vollbringen, und ſonderlich den Geſellen, welchen St. Paulus nennt den Widerwärtigen Gottes, ich ſollt ſagen den Statthalter Gottes, den Hauptſchalk, Pabſt Clemens und ſeinen Diener Campegium, und dergleichen." — Aber dieſe Verwahrung fügte eigentlich nur noch zur Schärfe den Hohn, indem der Kaiſer als willenloſes Werkzeug des Pabſtes hingeſtellt wurde; denn an der Aechtheit des Edikts konnte Luther natürlich im Ernſt nicht zweifeln. In eben dieſem Jahr erließ Luther ſeine: Warnung an ſeine lieben Deutſchen, worin er der bisher ſo ängſtlich geſcheuten Gegenwehr das Wort redet. Es heißt darin: „Wohlan, es gerathe gleich, wie geſagt, zum Kriege oder zum Aufruhr, ſo will ich hie mit dieſer Schrift für Gott und aller Welt bezeuget haben, daß wir, ſo die Lutheriſchen geſcholten werden, gar keinen Rath und Willen, ja auch nicht die geringſten Urſachen dazu gegeben haben, ſondern allewege und ohne Aufhören um nichts Andres als Friede und Ruhe gebeten und gerufen haben. Derhalben, wo etwa ein Krieg oder Aufruhr angehet, man ja nicht ſagen kann noch mag: Siehe, das iſt die Frucht der Lutheriſchen Lehre! ſondern man wird ſagen müſſen: Siehe, das iſt der Papiſten Lehre und Frucht, die haben nicht wollen Friede weder für ſich haben, noch bei Andern leiden. Zudem zu bedenken: Jetzt auf dem Reichstage, da auf der Papiſten Seite ſolch Dräuen, Pochen, Verachten, Höhnen und Spotten den Unſern, ſowohl Hohen als Niedern widerfahren iſt, haben doch die Unſern auf's tiefſte ſich immer gedemüthigt, ſchlecht mit Füßen treten und über ſich hin laſſen gehen und dennoch immer um Frieden und Ruhe gebeten und geflehet, auch ſich Alles erboten, was Gott der Herr immer leiden mag. Und wenn unſer Theil, (ſowohl Fürſten und Herren, ja andre redliche Mannen,) gleich eitel Bettelbuben geweſt wären, wäre es doch mehr denn zuviel geweſt.“ — „So nun unſer Gewiſſen ſolches Falls unſchuldig, rein und ſicher iſt, und der Papiſten Gewiſſen unrein, ſchuldig und ſorglich ſeyn muß, ſo laß fröhlich hergehen und auf's Aergſte gerathen, es ſey Krieg oder Aufruhr, wie daſſelbe Gottes Zorn verhängen will. Wird ein Aufruhr daraus, ſo kann mich und die Meinen mein gewaltiger Gott und Herr Jeſus Chriſtus wohl erretten. Will er mich nicht erretten, ſo ſey ihm Lob und Dank geſagt; ich habe lang genug gelebet, den Tod wohl verdient und meinen Herrn Jeſum Chriſtum am tollen Pabſtthum redlich angefangen zu rächen. Nach meinem Tode ſollen ſie allererſt den Luther recht fühlen. Wiewohl auch jetzt, wo ich in ſolchem päbſtiſchen und pfäffiſchen Aufruhr ermordet werde, da will ich einen Haufen Biſchöfe, Pfaffen und Mönche mit mir nehmen, damit man ſagen ſoll: Doktor Martinus ſey mit einer großen Prozeſſion zu Grabe gebracht worden. Denn er iſt ein großer Doktor, über alle Biſchöfe, Pfaffen und Mönche; darum ſollen ſie auch mit ihm zu Grabe gehen, daß man davon ſingen und ſagen ſoll. Und wollen alſo zuletzt ein Wallfärthlein mit einander thun, ſie die Papiſten in Abgrund der Hölle, ich aber zu meinem Herrn und Heilande Jeſu Chriſto. Aber ſo böſe ſollen ſie es nicht machen — ich will's noch ärger mit ihnen machen und vornehmen. Und ſo harte Trotzköpfe ſollen ſie nicht haben — ich will noch einen weit härteren und ſtärkeren Kopf haben, wenn ſie gleich nicht allein dieſen mächtigen römiſchen Kaiſer Carolum, ſondern auch den türkiſchen Kaiſer ſammt ſeinem Mahomet um ſich, neben ſich und bei ſich hätten. Sie ſollen mich doch nicht verzagt noch erſchrocken machen, ſondern ich will ſie, in der Kraft Gottes, verzagt und erſchrocken machen. Sie ſollen mir hinfort weichen; ich will ihnen nicht das Geringſte weichen. Ich will feſt ſtehen bleiben; ſie ſollen unter und zu Grund gehen; mein Leben ſoll ihr Henker ſeyn, mein Tod ſoll ihr Teufel ſeyn, dieß und kein Anderes! Das ſollen ſie erfahren, und laß ſie nur jetzt deß getroſt lachen.“ Dann wird auseinandergeſetzt, wie die Papiſten in einem Krieg nichts als Unſegen haben können, die Evangeliſchen aber mit großer Zuverſicht und Freudigkeit Alles leiden werden, weil ihnen Alles zum Heil ausſchlagen müſſe. „Weil mir nicht gebühret zu kriegen und ſtreiten, noch zum Kriege zu rathen oder zu reitzen als einem Prediger im geiſtlichen Amt, ſondern vielmehr mit allen Kräften und Vermögen vom böſen Krieg zum guten Frieden zu rathen, wie ich auch bisher auf's Fleißigſte gethan, aber doch unſre Feinde und Widerſacher nicht wollen Friede, ſondern Krieg und Blutvergießen haben — daſſelbe ſey Gott geklagt! der wende ihr Herz! Kommt's doch dazu, daß ein Krieg angehet, ſo will ich wahrlich meine Feder auch ruhen laſſen und ſtille halten und ſchweigen, und mich gar im Geringſten nicht mehr ſo drein miſchen, wie ich damal thät in der nächſten Bauernaufruhr. Weiter, wo es zum Kriege kommt, (da Gott mit aller Gnade für ſey!) ſo will ich das Theil, das ſich wider dieſe mörderiſche und blutgierige Papiſten zur Wehre ſetzt, nicht aufrühriſch geſcholten haben, noch ſchelten laſſen, ſondern will's laſſen gehen und geſchehen, daß ſie es eine Nothwehre heißen, wie es denn auch wohl ſeyn mag, und will ſie damit in's Recht und zu den Juriſten weiſen. Denn in ſolchem Fall, wenn die argen Mörder und durſtigen Bluthunde je kriegen und morden, ſengen und brennen wollen, ſo iſt es auch in Wahrheit kein Aufruhr, ſich wider ſie zu ſetzen und zu wehren und alſo Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Armen und Bedrängten in ihrer Gefahr zu retten und wenn's möglich, zu ſchützen. Nicht daß ich hiemit wollte Jemand reitzen, erwecken und aufhetzen zu ſolcher Gegenwehr und ſie rechtfertigen, und alſo anfriſchen und beſtärken. Nein, durchaus nicht. Denn das iſt meines Amts nicht, vielweniger auch meines Richtens oder Urtheils; ich werde und will mich darein nicht legen. Ein Chriſt weiß wohl, was er thun ſoll, daß er Gott gebe, was Gottes iſt, und auch dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt; aber doch nicht den durſtigen Bluthunden, was nicht ihre iſt; ſondern daß ich einen Unterſchied gebe zwiſchen Aufruhr und den andern Thaten und den gierigen Bluthunden den Schanddeckel nicht laſſen will, daß ſie rühmen ſollten, als kriegten ſie wider aufrühriſche Leute, und hätten's gut Fug und Recht nach weltlichem und göttlichem Recht, wie ſich das Kätzlein gern putzen wollte und ſchmücken. Desgleichen will ich dieſer Leute Gewiſſen nicht beſchweret laſſen mit der Gefahr und Sorge, als ſey ihre Gegenwehr aufrühriſch; denn ſolcher Name iſt zu böſe und ſchwer in ſolchem Fall; es ſoll einen andern Namen haben." — „O Ihr Unſeligen alle, die Ihr auf's Pabſt's Seiten geweſen zu Augsburg! Es werden ſich Eurer ſchämen müſſen ewiglich alle Eure Nachkommen, und nicht fröhlich hören Euch nennen, daß ſie ſolche unſelige Vorfahren gehabt haben! O des ſchändlichen Reichstags, desgleichen nie gehalten und nie gehöret und nimmermehr gehalten noch gehört werden ſoll! ſolcher ſchändlichen Handlung halben, der allen Fürſten und dem ganzen Reich ein ewiger Schandfleck ſeyn muß, und alle uns Deutſche für Gott und aller Welt ſchaamroth machen! Was will hiezu der Türke ſagen und ſein ganzes Reich, wenn ſie ſolche unerhörte Handlung von unſerm Reich hören werden! Was werden die Tartaren und Moskowiten dazu ſagen? Wer will hinfort unter dem ganzen Himmel ſich für uns Deutſchen furchten oder etwas Redliches von uns halten, wenn ſie hören, daß wir uns den verfluchten Pabſt mit ſeinen Larven alſo laſſen äffen, narren, zu Kindern, ja zu Klötzen und Böcken machen, daß wir um ihr läſterlich, ſchändlich Lehren und Leben willen ſo ſchändlich, ja über und über ſchändlich in öffentlichem Reichstage wider Recht und Wahrheit handeln? Es ſollt billig einen jeglichen Deutſchen gereuen, daß er deutſch geboren wäre und ein Deutſcher heißen ſoll!“ — „Weil ich der Deutſchen Prophet bin, (denn ſolchen hoffärtigen Namen muß ich mir hinfort ſelbſt zumeſſen, meinen Papiſten und Eſeln zur Luſt und Gefallen,) ſo will mir gleichwohl als einem treuen Lehrer gebühren, meine lieben Deutſchen zu warnen für ihrem Schaden und Gefahr, und chriſtlich Unterricht zu geben, weß ſie ſich halten ſollen, wo der Kaiſer durch ſeine Teufel die Papiſten verhetzt, aufbieten würde zu kriegen wider unſres Theils Fürſten und Städte. Welcher Deutſcher nun meinem treuen Rath folgen will, der folge; welcher nicht will, der laſſe es. Ich ſuche hiemit nicht das Meine, ſondern Euer, der Deutſchen Heil und Seligkeit. Das iſt aber mein treuer Rath, daß, wo der Kaiſer würde aufbieten, und wider unſer Theil um des Pabſts Sachen oder unſrer Lehre willen kriegen wollt, als die Papiſten jetzt greulich rühmen und trotzen, (ich mich aber zum Kaiſer noch gar nicht verſehe,) daß in ſolchem Fall kein Menſch ſich dazu brauchen laſſe, noch dem Kaiſer gehorſam ſey, ſondern ſey gewiß, daß ihm von Gott hart verboten iſt, in ſolchem Fall dem Kaiſer zu gehorchen, und wer ihm gehorcht, daß er wiſſe, wie er dem lieben Gott ungehorſam und ſein Leib und Seele ewiglich verkriechen wird. Denn der Kaiſer handelt alsdann nicht allein wider Gott und göttlichs Recht, ſondern auch wider ſeine eigne Kaiſerliche Rechte, Eide, Pflicht, Siegel und Briefe. Und daß du nicht denkeſt, ſolches ſey mein Gerichte, oder ich gäbe aus meinem Kopf dir ſolchen Rath: ſo will ich dir Urſachen und Grund ſo ſtark und klar anzeigen, daß du greifen ſollt, es ſey nicht mein Rath, ſondern Gottes ernſtliches und mannigfaltiges ſtrenges Gebot, für welches Zorn und Gericht du billig erſchrecken ſollſt und endlich auch erſchrecken mußſt.“ Nachdem er den „lieben Kaiſer Carolum“ für ſeine Perſon entſchuldigt, als welcher immer milder und ſanftmüthiger ſich erwieſen habe als ſeine boshaften papiſtiſchen Rathgeber, giebt er die Gründe an, warum man unter den gegenwärtigen Umſtänden dem Kaiſer nicht gehorchen, ſondern ſich widerſetzen ſolle. „Die erſte Urſache iſt dieſe, daß du, ſowohl als der Kaiſer ſelbſt auch in der Taufe geſchworen haſt, das Evangelium Chriſti zu halten und nicht zu verfolgen noch zu beſtreiten. Nun weißſt du ja, daß der Kaiſer dieſes Falls durch den Pabſt gehetzt und betrogen wird, wider das Evangelium Chriſti zu ſtreiten.“ — „Die andre Urſache iſt: wenn gleich unſre Lehre nicht recht wäre, (wie ſie doch alle anders wiſſen,) ſo ſollt' dich doch alleine das allzuſehr abſchrecken, daß du mit ſolchem Streiten auf dich ladeſt, dich theilhaftig und ſchuldig machſt für Gott aller der Gräuel, die im ganzen Pabſtthum begangen ſind und fortan begangen werden.“ Hier folgt ein langes und kräftiges Verzeichniß aller Greuel des Pabſtthums, und dann die Frage: „Nun bedenk und beſiehe dich eben, ſollſt du wider Gott und ſein Wort, und Alles was Gottes iſt, ſtreiten? Sollt du alle das Gute helfen ausrotten, ſo uns durch's Evangelium widerfahren iſt, und endlich Chriſtus Reich verſtören und des Teufels Reich bauen, ſo ſiehe zu, was du für Sieg erlangen werdeſt, und mit waſerlei Gewiſſen du dem kaiſerlichen Aufbot gehorſam ſeyeſt.“

In Beziehung auf die Zwingliſch-Geſinnten gab zwar Luther ſeine ſtrenge Anſicht von der Wichtigkeit des Unterſchieds in der Lehre nicht auf, milderte jedoch ſeine Sprache und begegnete dem Vermittler, Bucer, ſehr freundlich. Dem Schmalkaldiſchen Bunde traten jedoch, wie es ſcheint aus Abneigung gegen die ſchweizeriſche Lehre, der Markgraf Georg und fünf Städte nicht förmlich bei, blieben aber doch in einer Art von Vertrag mit den übrigen, wornach eine gemeinſchaftliche Handlungsweiſe in den vom Reichsfiſcal gegen Proteſtanten erhobenen Prozeſſen ſollte befolgt werden. Als ein gutes Zeichen konnte angeſehen werden, daß auf einer Zuſammenkunft der Proteſtanten in Frankfurt ſich zwei Churfürſten, von Pfalz und von Mainz, zu Friedensvermittlern zwiſchen ihnen und dem Kaiſer erboten, wodurch man zu bewirken dachte, daß kein Theil den andern thätlich beleidigen ſollte. Luther urtheilte darüber nicht ungünſtig und meinte: „Nachtfriſt, Jahrfriſt! kommt Tag, kommt Rath!“ Zwar kam nichts Feſtes zu Stande, aber es war doch die Einleitung zu einem friedlichen Abkommen gemacht. Der Schmalkaldiſche Bund verſtärkte ſich indeß durch ein Bündniß mit den bairiſchen Herzogen, deſſen Gegenſtand die Proteſtation gegen die Wahl Ferdinands war. Wenn aber hiedurch der Bund allerdings an Macht gewann, ſo wurde er dadurch ſeinem religiöſen Fundament ungetreu, daß er mit den heftigen Verfolgern der evangeliſchen Lehre ſich verband, was ebenſo von den Annäherungs-Verſuchen gegen die Könige von Frankreich und England gilt, welche beide Fürſten günſtig antworteten, natürlich nicht aus Intereſſe für die Religionsſache, ſondern weil ihnen willkommen war, mit den Gegnern des Kaiſers in ein gutes Vernehmen zu treten. Indeß wurde gewiß auch hiedurch der Kaiſer zur Nachgiebigkeit geſtimmt, und ſonach die Proteſtanten bei den eingeleiteten Friedens-Unterhandlungen in eine günſtige Lage geſetzt. Die in Schweinfurt gepflogenen Unterhandlungen führten endlich zu dem ſogenannten Nürnberger Religionsfrieden, der auf dem Reichstag in Regensburg im Jahr 1532 beſtätigt wurde. Der Inhalt deſſelben war, daß Keiner den Andern des Glaubens oder ſonſtiger Urſachen wegen beleidigen oder denen, ſo Gewalt vorkehren, Hülfe leiſten, ſondern ein Jeder den Andern mit rechter chriſtlicher Liebe meinen ſolle bis zu dem bevorſtehenden Concilio; eine wichtige Frage aber entſtand darüber, in welchem Umfang dieſer Friede gelten, ob er auch denjenigen zu Statten kommen ſollte, welche in Zukunft noch dem Augsburger Bekenntniß beitreten würden, oder ſich auf diejenigen beſchränken, welche bis jetzt demſelben anhiengen? Die proteſtantiſchen Abgeordneten beſtanden zuerſt einſtimmig auf der weitern Ausdehnung; aber der Churfürſt ließ, von Luther bearbeitet, die Forderung, auch künftighin den Beitritt zur evangeliſchen Lehre freizugeben, im Widerſpruch mit den andern Schmalkaldnern, beſonders dem Landgrafen von Heſſen, fallen. Luther ſcheint damals die Kraft der Proteſtanten etwas zu gering angeſchlagen und den Vorth[illegible]ines baldigen Friedensabſchluſſes überſchätzt zu haben. Er ſchrieb an den Erbprinzen bei den ſich eröffnenden Ausſichten auf einen Frieden: „Weil ich achte, daß Gott unſer Gebet erhört, uns mit Gnade und Friede begegne und grüße und nun gern wolle Antwort hören, habe ich's nicht wollen unterlaſſen, Euer Fürſtlichen Gnaden zu ſchreiben und meine unterthänige Bitte fürzuwenden.“ Wegen der Königswahl Ferdinands ſolle man ſich nicht abhalten laſſen; man habe hierin dem Gewiſſen Genüge geleiſtet. „Denn Euer Fürſtliche Gnaden können ſelber wohl bedenken, wenn es ſollte zum Kriege kommen, und gleichwohl geriethe, ſo müßte man doch zuletzt Friede machen, weil ſolcher Krieg nicht kann ewig ſeyn und würde alsdann vielleicht nach ſolchem Schaden und Jammer derſelbe Friede mit ärgern und ſchwerern Mitteln müſſen angenommen werden, weder er jetzt angeboten wird. Zudem ſehen auch jetzt Euer Fürſtliche Gnaden, wie feſt und gewiß die Städte Verbündniß halten, daß es nichts andres iſt, denn prächtige Gedanken und köſtliche Anſchläge, welche faſt tröſtlich ſcheinen, weil keine Noth vorhanden iſt; aber wenn's zum Treffen kommt, ſo wird es Alles zu Waſſer und iſt Niemand daheime.“ — „So nun der Kaiſer, als von Gott geordnete Obrigkeit, ſich ſo gnädig erbeut, und ſo milden freien Befehl giebt, Frieden zu machen, iſt's fürwahr nicht anders zu achten, denn als biete uns Gott ſeine gnädige Hand. Und Zeit iſt's, daß wir ihn nicht laſſen die Hand umſonſt ausſtrecken, welches ihn hoch verdreußt.“ — Auf dem Widerſpruch gegen die Wahl Ferdinands beharrte jedoch Churſachſen, aber hinſichtlich des andern für die Religionsſache ſo wichtigen Punkts, ſiegte Luther's Rath. Er ſchrieb an den Churfürſten ſelbſt: „Weil ich in aller Handlung finde, daß der Unſern Etliche allzu klug und gewiß ſeyn wollen und wie ihre Worte lauten: einen undiſputirlichen Frieden haben wollen, kann ich fürwahr nicht anders denken, denn daß dieſelbigen keine Luſt zum Frieden haben oder aber nach einem unmöglichen Frieden ſtreben. Wenn wir's ſo gar genau und gewiß durch eigne Witze wollen faſſen, und nicht auch Gott darinne Etwas vertrauen und mit walten laſſen; ſo wird freilich nichts Gutes daraus und wird uns gehen nach dem Spruch Salomonis: Wer zu hart ſchneuzet, der zwinget Blut heraus, und wer das Geringe verſchmähet, dem wird das Größere nicht. Fürwahr, wo Kaiſerliche Majeſtät ſolche Artikel bewilligt, wie wir ſie jetzt in dem Einen Zuſatz (von andern Perſonen, ſo zu uns fliehen, in Schutz zu nehmen) verändert, ſo hat Kaiſerliche Majeſtät genug gethan, und wird hinfürder beide Schuld und Unglimpf unſer ſeyn. Denn Gott grüßet uns gnädiglich; danken wir ihm nicht, ſo werden wir uns höchlich verſündigen, dazu auch kein Glücke haben. Demnach bitte ich Euer Churfürſtliche Gnaden auf's allerunterthänigſte, Euer Churfürſtliche Gnaden wollten mit Ernſt einen guten, harten Brief hinaus den Unſern ſchreiben und treulich ermahnen, ſie wollten doch auch anſehen, wie viel und gnädig die Kaiſerliche Majeſtät uns nachgiebt, das wir mit gutem Gewiſſen wohl mögen annehmen und ſolchen gnädigen Frieden um etlicher ſpitziger, genau geſuchter Pünktlein ja nicht abſchlagen; Gott wird, wo die Hauptſtücke mit Frieden fortgehen, ſolche geringe erſuchte Mängel wohl heilen und verſorgen. Sie werden doch den Zweck nicht ſpalten, iſt auch nicht noth, ſondern genug, daß man nahe hinzu ſchießt. Haben ſie aber zu Unfrieden Luſt, ſo dürfen ſie weder unſers Raths noch Bedenkens. Sie können leicht klug ſatt ſeyn, Unglück anzurichten; aber doch, daß wir nicht darin bewilligen; ſie mögen es ausеſſen, brocken ſie zuviel ein. Ich für meine Perſon will Kaiſerlicher Majeſtät herzlich danken, wo ſeine Kaiſerliche Majeſtät ſolche Artikel bewilligt.“ In einem Gutachten Luther's und Bugenhagens über jene wichtige Frage heißt es: „Wir haben dieſen Artikel mit den Worten: Und Andre, die ſich einlaſſen würden, abermals mit allem Fleiß bewegen. Und dieweil wohl zu achten iſt, daß man's bei dem Gegentheile nicht erhalten kann, können wir nicht rathen, daß man ſtreiten ſoll und dadurch die ganze Handlung vom Frieden umſtoßen, dieweil man doch ohne Beſchwerung des Gewiſſens denſelbigen Zuſatz mag fallen laſſen. Das Nöthige umſtoßen und fallen laſſen von wegen des Unnöthigen, das iſt wider Gott und Gewiſſen. Nun iſt ja das für nöthig zu achten, ſo uns ein leidlicher Friede angeboten wird, daß wir nicht Urſache zum Krieg geben. Daß aber dagegen mag geſagt werden, dieſen Zuſatz könne man nicht mit Gott und Gewiſſen fallen laſſen, denn dadurch werde das Evangelium Andern gewehrt; item: die Chriſten ſollen der Andern Heil und Wohlfahrt ſuchen — ſo iſt nicht ohne, man kann dieß doch ſchmücken; aber dennoch im Grund iſt's die Wahrheit, daß wir ſolchen Zuſatz mit Gott und Gewiſſen mögen fallen laſſen, denn wir willigen hiemit nicht, daß den Andern das Evangelium ſoll verboten und gewehret werden, ſondern ſuchen einen zeitlichen Frieden für uns, ſollen und können auch mit Recht nicht andere Obrigkeit zwingen, daß ſie die Ihren ſichern ſollte unſers Gefallens. Darum mögen wir mit gutem Gewiſſen einen Frieden annehmen, obſchon die Künftigen nicht geſichert ſind. Wir haben auch damit der Andern Heil geſucht, daß uns zugelaſſen wird, daß wir an andre Orte Prediger ſenden. Item, daß auch die Leute unter andrer Obrigkeit verkaufen mögen. So iſt ja auch ein Chriſt ſchuldig, das Evangelium auf eigne Gefahr zu glauben und zu bekennen. Und was du nicht willſt, daß dir geſchehe, ſollſt du Andern auch nicht thun. Nun wollte keine Obrigkeit dieſes Theils, daß andre Nebenfürſten ſie zwingen ſollten, mit ihren Unterthanen zu machen, was ſie wollten.“ — „Ich kann mein Gewiſſen in die Gefährlichkeit des Blutvergieſſens und andern großen Schadens der Chriſtenheit nicht ſtecken, die folgen müſſen, wenn ein Lärm daraus würde. Denn es gerathe, welchem Part es wolle, ſo gehet doch bei ſolchem wüſten, gräulichen Weſen rechte Lehre unter.“ In einem andern Gutachten äußert er ebenfalls: „belangend den Anhang im erſten Artikel, iſt zu achten, daß dieſer Anhang bei dem Gegentheil nicht zu erlangen ſey; denn ſo in dieſem Frieden alſo insgemein Alle, die noch vielleicht unſre Lehre annehmen wollten, mit eingeſchloſſen würden, würde ohne Zweifel bald all ihr Volk umſchlagen. Auch iſt genug, daß wir Andern das Evangelium nicht wehren, wie in dieſen Fürſchlägen klar zu ſehen iſt, und gebühret uns nicht, den Kaiſer oder andre Gewalt zu zwingen, daß ſie die Ihren ſollten ſichern unſers Gefallens. Denn daß der Kaiſer uns ſichert, geſchieht aus Gnaden und iſt eine perſönliche Bewilligung. So iſt denn doch billig, daß man auch bedenke, wofür es angeſehen würde, ſo wir dieſen Anhang ſehr ſtreiten würden; dann mag man es dafür anſehen, als arbeiten wir darauf, daß andern Potentaten die Ihren abfielen und hängten ſich an uns, dadurch das ganze Reich vom Kaiſer auf uns zu bringen. Wiewohl auch in den folgenden Artikeln von unſerem Theil etliche Veränderung in übergebnen Fürſchlägen wohl und chriſtlich überdacht ſind, ſo finde ich doch nichts, das ſonderlich hart zu ſtreiten ſey. Und inſonderheit bitte ich, was Zeitliches belangt, als die Kloſtergüter u. drgl., daß man deßhalben den Frieden nicht zerrütten laſſe. Denn das wiſſen ja Euer Fürſtlichen Gnaden, daß man auf Erden kein Zeitliches höher und beſſer achten ſoll, denn den Frieden. Ich befinde aus den Händeln, daß beide Churfürſten, Mainz und Pfalz, fürwahr genug gethan haben und mehr denn ich gehofft hätte, daß nun hinfürder uns gebühren will, unſerm Herrn Gott, der uns ſo gnädiglich grüßet, treulich zu danken und uns fürzuſehen, daß wir uns ſelbſt nicht im Lichte ſtehen und ſolchen Frieden abſchlagen.“ Dieſe Anſichten Luther's erregten bei den Proteſtanten großes Erſtaunen, wie ſie denn auch wirklich mit ſeiner ſonſtigen Denkweiſe im Widerſpruch zu ſtehen ſchienen. So laut hatte Luther zuvor erklärt, in nichts mehr weichen zu wollen von der evangeliſchen Wahrheit, wie er ſie erkannt hatte, ſo mannhaft hatte er ſich bereit gezeigt, allen Gefahren und Stürmen entgegen zu treten um des göttlichen Worts willen, und obwohl ein Prediger des Friedens, es Gott anheimgeſtellt, wenn Krieg entſtehen ſollte über der Behauptung des Evangeliums; ſeine Begeiſterung für religiöſe Wahrheit ſowohl als ſein tiefes Gefühl für das Wohl ſeines Vaterlandes hatten ihm als Ziel ſeiner Beſtrebungen und Hoffnungen die allgemeine Reformation Deutſchlands vorgehalten; und jetzt glaubte er den Frieden für die Proteſtanten nicht zu theuer erkauft mit der Bedingung, daß ſie keine weitere Verſuche machen ſollten, Andere zu gewinnen, ja daß ſie ſolche, die ihnen etwa in Zukunft beizutreten wünſchen ſollten, zurückwieſen; jetzt willigte er darein, daß dem Evangelium ein beſtimmter Kreis abgeſteckt werde, den es nicht überſchreiten ſollte, und verſetzte ſich mit einer, dem begeiſterten und heftigen Manne ſonſt ganz fremden Unpartheilichkeit in die Lage des Gegentheils hinein, um die Anwendung des Grundſatzes zu empfehlen: was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht. Hiemit ſchien er anzuerkennen, daß auf beiden Seiten gleiches Recht ſey, während er doch ſonſt, wie in einem ſo heftigen Kampfe auch ganz natürlich und nothwendig, vorausſetzte, daß auf der Seite der Evangeliſchen alles Recht, auf der andern Seite nichts als Sünde, Frevel, Heuchelei und Gottloſigkeit ſey. Wirklich fiel von allen Geſandten zuerſt keiner Luther'n bei, und beſonders führte Heſſen eine ſehr ſtarke Sprache gegen die Friedensbedingungen. Der Landgraf ſchrieb dem Churfürſten: „Iſt unſer Glaube im Wort Gottes gegründet, und die wahre Lehre, wie wir nicht zweifeln, warum wollten wir Andern den Zutritt zu uns nicht geſtatten?“ — Der Churfürſt berief ſich auf ſeine Theologen, deren Anſicht er nicht zu widerlegen im Stande ſey. Er machte ſich zwar verbindlich, den Bundesgenoſſen beizuſtehen, jedoch nur den ſchon jetzt in den Bund aufgenommenen. Der Landgraf aber wollte auch auf diejenigen Rückſicht genommen wiſſen, welche künftig noch ſich anſchließen würden. Er tadelte den Churfürſten, daß er den zeitlichen Frieden dem ewigen vorziehe und ſich von ſeinen Glaubensgenoſſen trennen wolle.

Der alte Churfürſt verwies ihn an den Churprinzen, dem er nun noch heftigere Vorwürfe machte, ihn an den Artikel des Schmalkaldiſchen Bundes mahnte, wornach ausdrücklich die Aufnahme weiterer Genoſſen frei behalten wurde, den unterhandelten Frieden ein ungewiſſes, löcheriges und verdächtiges Machwerk nannte, da ja der Kaiſer ſelbſt denſelben geheim zu halten trachte, von Luther erklärte, wie er ihn zwar für einen braven Mann halte, auch immer ſeine Bücher hoch gehalten habe, ſein Bedenken aber, als mit der heiligen Schrift unvereinbar, gefalle ihm gar nicht, und Melanchthon habe ſeine Schüchternheit ſchon zu Augsburg genugſam an den Tag gelegt. Er ſey nicht geſonnen, in dieſer Sache der Mehrheit zu weichen. Mittlerweile ſtarb der ſchon längere Zeit kränkelnde Churfürſt Johann, am 16. Auguſt 1532, und ſein Nachfolger, Johann Friedrich, antwortete dem Landgrafen ziemlich derb auf ſein beleidigendes Schreiben und ſchlug ihm vor, durch Schiedsrichter aus ihren beiderſeitigen Räthen über den Streit erkennen zu laſſen. Die Schiedsrichter ermahnten die beiden Fürſten, getreulich bei einander zu halten und nicht durch Uneinigkeit den Muth der Feinde zu ſtärken, die gewechſelten Streitſchriften aber bei Seite zu ſchaffen. Dem Landgrafen ſelbſt blieb, als alle übrigen Proteſtanten beitraten, nichts übrig, als ſich auch dem Frieden, ſo wenig er ihm gefiel, anzuſchließen. Gewiß ſah der Landgraf mit ſeinen Theologen die Sache richtiger an, als Sachſen; denn ſowohl vom politiſchen als vom religiöſen Standpunkt aus war es nicht gerathen, einen ſolchen Frieden einzugehen, wie auch der Churfürſt ſpäter ſelbſt einſah, als offenbar wurde, wie wenig es der Gegenparthei mit redlicher Haltung des Friedens Ernſt war. Vom religiöſen Standpunkt nicht: denn immer hieß es doch die Lehre und Inſtitute der bisher ſo heftig angegriffenen Gegner in ihrem Recht anerkennen, und ſo, ſtreng genommen, dem Evangelium etwas vergeben, wenn man förmlich darauf verzichtete, die Seelen aus dem Rachen des Pabſtthums zu retten und das Reformationswerk in Deutſchland gewiſſermaßen mitten in ſeinem Laufe zu hemmen und für geſchloſſen zu erklären. Aber auch politiſch klug war es nicht; die Geneigtheit des Kaiſers, zu unterhandeln, ließ auf ſeine Verlegenheit und Schwäche ſchließen, und die Proteſtanten konnten faſt mit Sicherheit darauf zählen, daß ihre Lehre immer mehr Anhänger gewinnen müſſe, wenn ſie ſich nicht ſelbſt des Rechts begaben, dieſelben aufzunehmen und ihnen Beiſtand zu leiſten, während die Katholiſchen ſchwerlich darauf rechnen konnten, daß wieder Viele von den Abgefallenen zu ihnen zurückkehren würden. Bei der Feſtſetzung des dermaligen Beſitzſtandes konnten alſo die letztern nur gewinnen und die erſtern nur verlieren, und der Verdruß Philipps von Heſſen iſt daher ſehr leicht zu erklären. Natürlich fragt man aber, was denn Luther'n plötzlich habe ſtimmen können, ein ſolcher Lobredner des Friedens zu werden, und ob er wohl den Nachtheil überſehen konnte, welcher aus dieſem Frieden den Evangeliſchen erwachſen mußte? — Durch ſeine ganze Handlungsweiſe und ſeine erprobte

Kühnheit hat er zum Voraus ſich über jeden Verdacht erhoben, als hätte er den angebotenen Frieden ſo ſehr gewünſcht, um ſich und die ihn zunächſt Angehenden ſicherzuſtellen. In dieſer Beziehung hatte ſich ja ſeit dem Augsburger Reichstag nichts geändert; im Gegentheil war die Stellung der Proteſtanten ſicherer und kräftiger geworden. Aber gerade das, daß die in neuern Zeiten gewachſene Stärke der Evangeliſchen die Möglichkeit eines erfolgreichen Kriegs näher zeigte, daß der Schmalkaldiſche Bund durch die vielfach angeknüpften Verbindungen eine ſo bedeutende Macht geworden war, beunruhigte Luther'n ſo, daß er einen nachtheiligen Frieden einem vielleicht glücklichen, aber ſeiner ganzen Geſinnung widerſprechenden Kriege vorzog. Der mit den Herzogen von Baiern geſchloſſene Bund mißfiel ihm ganz und gar, und daß dieſe dem Zuſtandekommen des Friedens ſich widerſetzten, und zwar wegen der rechtswidrigen Wahl Ferdinands, war ihm ein Beweggrund, auf denſelben zu dringen; er ſchrieb davon: „Ich merke an den Herrn von Baiern wohl, daß ſie gerne einbrocken wollten eine Suppe, die ein Andrer ſollt' auseſſen, und ſie wollten zuſehen und die Gefahr von ſich ſchieben.“ Ebenſo waren Luthers deutſchem Gemüthe die zu gleicher Zeit gepflogenen Verhandlungen mit dem Könige Franz von Frankreich, der ſeine Unterthanen, welche die neue Lehre annahmen, auf's grauſamſte verfolgte, ganz und gar zuwider, und ſo rieth er aus Furcht vor einem wahrſcheinlich glücklichen, aber unwürdigen Kriege zu einem theilweiſe nachtheiligen Frieden. Die Beſorgniß, es möchten die Evangeliſchen den Bund zu weltlichen Zwecken mißbrauchen, auf ihn, ſtatt auf die göttliche Vorſehung bauen, und ihn, wie er ſich ausdrückte, zu ihrem Abgott machen, überwog die andern Bedenklichkeiten, und es ſchien ihm kein Nachtheil, wenn diejenigen, welche in Zukunft Luſt zur neuen Lehre haben ſollten, ihren Eiſer und Ernſt durch Beſtehung der Probe von Gefahr bewähren mußten. Hatte er auch wirklich ſeinen früher ausgeſprochenen Anſichten über Nachgiebigkeit und Frieden Widerſprechendes aufgeſtellt, ſo fällt doch dieſer Widerſpruch nicht in das Innerſte ſeiner Geſinnung und ſeines Charakters; nicht Muthloſigkeit und Mangel an Vertrauen zur Güte ſeiner Sache war der Grund davon, ſondern Widerwillen gegen die Anmaßungen menſchlicher Vorſicht und Berechnung, welche er von dem Werke Gottes möglichſt auszuſchließen bemüht war. Ueberhaupt muß man Luther aus dem Geſichtspunkte betrachten, daß man ihn wegen Veränderung einzelner Anſichten und Behauptungen nicht der Unbeſtändigkeit anklagt; er war zu wenig berechnend, um überall den Schein der Conſequenz zu wahren, wohl aber blieb er immer ſich ſelbſt, ſeinem Charakter, treu, und daran wagte auch der mißmuthige Landgraf nicht zu zweifeln, der ſonſt den gethanen Schritt für einen Fehler anſah, welchen ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne.

Wie ſchon erwähnt, ſtarb während dieſer Verhandlungen der Churfürſt Johann der Standhafte von Sachſen, welchem Johann Friedrich, der Großmüthige genannt, folge. Dieſer Regentenwechſel blieb nicht ohne Einfluß theils für den Schmalkaldiſchen Bund, theils auch für Luther. An Eifer für die Religionsſache, an Achtung und Liebe für Luther ſtand er ſeinem Vater nicht nach, vielmehr zeigte er noch größere Entſchloſſenheit und Feſtigkeit, die aber bisweilen in zähe Hartnäckigkeit ausartete, ſo daß man ſagen kann, er ſey oft noch lutheriſcher als Luther ſelbſt geweſen. Obgleich dieſer ſeinem Eifer alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, überſah er doch die Schattenſeiten ſeines Charakters nicht und bezeichnete ſie ziemlich ſtark in folgendem Urtheil: „Mit Herzog Friedrich iſt die Weisheit, mit Herzog Hanſen die Frömmigkeit geſtorben, und nun hinfort wird der Adel regieren, ſo Weisheit und Frömmigkeit hinweg iſt. Sie wiſſen, daß mein junger Herr, Herzog Johann Friedrich, einen eigenen Sinn hat, und nicht viel auf die Schreibefedern giebt, das gefällt ihnen wohl. Er hat Klugheit genug, ſo hat er auch Eigenſinnes genug; ſo wird ihm der Adel Muths genug predigen. Wenn er ſeines Oheims Weisheit und ſeines Vaters Frömmigkeit halb hätte, ſo wollte ich ihm ſeinen Sinn auch wohl halb gönnen, und viel Glück dazu wünſchen. Unſer Herr Gott kann keinen Stolz leiden und muß das Uebel ſtrafen.“ Dagegen lobte Luther den abgeſchiedenen Churfürſten in ſeiner Leichenpredigt gar ſehr und ſagte von ihm: „Ihr wiſſet, was für einen Tod er zu Augsburg auf dem Reichstag gelitten hat. Ich will ihn nicht loben ſeiner hohen Tugend halben, ſondern auch laſſen einen Sünder bleiben wie uns alle, wiewohl er ein gar frommer freundlicher Mann geweſen iſt, ohne alles Falſch, an dem ich noch nie mein Lebenlang einigen Stolz, Zorn noch Neid verſpüret habe, der alles leichtlich tragen und vergeben konnte, und mehr denn zu viel milde geweſen iſt. Ob er daneben zuweilen im Regieren gefehlet hat, wie ſoll man ihm thun? Ein Fürſt iſt auch ein Menſch und hat allewege zehen Teufel um ſich her, wo ſonſt ein Menſch einen hat.“ Der Landgraf von Heſſen wünſchte ſeinem Nachfolger im Beileidsſchreiben: „daß Ew. Liebden durch Gottes Gnaden, wenn Sie ſterben werden, ſolch Lob davon bringen, wie der fromme Churfürſt davon bracht, denn wahrlich, Freund und Feinde und alle Welt haben ihn geliebt.“

Der neue Churfürſt blieb nun zwar auch an der Spitze des Schmalkaldiſchen Bundes, aber er konnte ſich mit dem Landgrafen nicht ſo gut vertragen, wie ſein Vater, der als der Aeltere, eine willig anerkannte Ueberlegenheit und Autorität ausübte, während ſich der hitzige Philipp dem jüngern, aber eigenſinnigen Johann Friedrich ungern fügte. Doch hatte vor der Hand der Bund noch glänzende Zeiten. Trotz der vom Kaiſer aus Bologna erlaßnen Erklärung, daß das Kammergericht nach wie vor in den, nicht Religion und Glauben betreffenden Sachen zu erkennen habe, kündigten doch die Proteſtanten demſelben im Jahr 1534 förmlich den Gehorſam auf, was ſie um ſo eher konnten, als Carl abweſend, ſein Bruder Ferdinand durch die Angelegenheiten ſeiner Erblande in Anſpruch genommen und der ſchwäbiſche Bund aufgelöst war. Im nemlichen Jahr ſetzte Landgraf Philipp den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg mit Waffengewalt wieder in ſein Herzogthum ein, und die kecke That wurde durch den Vertrag zu Cadau von dem bisherigen Inhaber des Herzogthums, Ferdinand, anerkannt, wodurch der Bund ſich wieder verſtärkte, indem Ulrich in ſeinem Lande ſofort die Reformation einführte und ſich den Schmalkaldnern anſchloß. Dieſe fühlten ſich ſtark genug, die Anträge zu einem Concilium, zu deſſen Haltung ſich der Pabſt endlich auf das Drängen des Kaiſers hin verſtand, ſo gut wie abzuweiſen, ſo ſehr ſie früher daſſelbe gefordert hatten, weil man mit den vorläufig vom Pabſt geſtellten Artikeln oder Bedingungen nicht einverſtanden war. Zwar verſprachen ſie, zu kommen oder Geſandte zu ſchicken, weigerten ſich aber, ſeinen Ausſprüchen ſich unbedingt zu unterwerfen, ſofern dieſelben dem Worte Gottes nicht gemäß ſeyn ſollten. Der Pabſt Clemens VII. ſtarb 1534, aber ſein Nachfolger Paul III. ſetzte die Unterhandlungen wegen des Concils fort. Er ſchickte im Jahr 1535 an die Proteſtanten einen eigenen Geſandten, Paul Vergerius, welcher nach Wittenberg kam und ſich mit Luther, dem ſo oft Gebannten, perſönlich beſprach. Der Bericht über dieß Geſpräch lautet folgendergeſtalt: „Es iſt Doktor Luther zu einer Unterredung zu ihm gefordert worden; alsbald den Sonntag früh hat Doktor Martin Luther nach einem Barbier geſchickt, daß er ihn barbieren und ſchmücken ſollte. Als der Barbier kommen iſt, hat er geſagt: Herr Doktor, wie kommt's, daß Ihr Euch heute ſo früh wollt barbieren laſſen? Da antwortete Doktor Luther: ich ſoll zu des heiligen Vaters, des Pabſts Botſchaft kommen, ſo muß ich mich laſſen ſchmücken, daß ich jung ſcheine, ſo wird der Legat denken: Ei der Teufel, iſt der Luther noch ſo jung und hat ſo viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun? Und als ihn der Meiſter Heinrich gebarbiert hat, da zog er an ſeine beſten Kleider und hieng ſein gulden Kleinod an Hals; da ſagt der Barbier: Herr Doktor, das wird ſie ärgern! Luther ſagte: darum thu ich's auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchſen alſo handeln und umgehen. Da antwortet der Barbierer: ſo gehet hin in Gottes Frieden und der Herr ſey mit Euch, daß Ihr ſie bekehret. Dr. Luther ſprach: das will ich nicht thun, aber das kann wohl geſchehen, daß ich ihnen ein gut Capitel leſen werde und laſſe ſie fahren. Und als Luther ſolches geredet hatte, ſtieg er auf den Wagen und fuhr zu dem Legaten auf's Schloß, und als er im Wagen ſaß, lachet er und ſprach: Siehe da fahren der deutſche Pabſt und Cardinal Pomeranus; das ſind Gottes Gezeuge und Werk. Und da fuhr er in das Schloß und ließ ſich angeben, daß er da wäre; da ward er von Stund an eingelaſſen und empfangen; und er empfieng ſie wieder, aber nicht alſo mit herrlichen Titeln, wie man päbſtliche Legaten vor Zeiten empfangen hat. Und unter andern haben ſie von einem Concilio zu reden angefangen, da hat Dr. Martin Luther geſaget zu ihm alſo: Es iſt nicht Euer Ernſt, daß Ihr ein

Concilium halten wollt, es iſt nur Euer Spott, und wenn Ihr gleich ein Concilium haltet, ſo würdet Ihr doch nichts handeln denn von Platten, Kappen, Eſſen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk, das wir vorhin wohl wiſſen und gewiß ſind, daß nichts iſt. Aber von dem Glauben und Rechtfertigkeit, auch andern nützen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen mögen im einträchtigen Geiſt und Glauben ſtehen, da gedenket Ihr nicht Eines zu handeln; denn es wäre nicht für Euch. Wir ſind durch den heiligen Geiſt der Dinge aller gewiß und dürfen gar keines Conciliums, ſondern andre arme Leute, ſo durch Eure Tyrannei unterdrückt werden; denn Ihr wiſſet nicht, was Ihr glaubet. Nun wohlan, habt Ihr Luſt dazu, ſo machet eins; ich will, ob Gott will, kommen und wenn ich wüßte, daß Ihr mich verbrennen ſolltet. Da ſprach der Legatus: Wo, in welcher Stadt wollet Ihr das Concilium haben? Darauf antwortet Lutherus: Wo es Euch gefället, es ſey zu Mantua, Padua oder Florenz, oder wo Ihr wollet. Da fraget der Legat: Wollet Ihr auch gen Bononien? Antwortet Lutherus: Weß iſt Bononien? Da ſprach der Legat: des Pabſts. Antwortet Luther: Allmächtiger Gott! hat der Pabſt auch dieſe Stadt zu ſich geriſſen! ja ich will dahin kommen. Darauf ſagete der Legat: der Pabſt würde ſich nicht weigern, hieher zu Euch gen Wittenberg zu kommen. Spricht Lutherus: Nun wohlan, ſo komme er her; wir wollen ihn gerne ſehen. Da ſprach der Legat: Wie wollet Ihr ihn ſehen? mit einem Kriegsheer oder ohne Heer? Lutherus ſpricht: Wie es ihnen geliebet, wir wollen Beides erwarten. Da fragt ihn der Legat: Weihet Ihr auch Prieſter? Lutherus antwortet: Freilich thun wir's, denn der Pabſt will uns keine weihen oder ordiniren. Und ſehet, da ſizet ein Biſchof, den wir geweihet haben, und zeiget auf Doktor Pomeranum. Dieſes und anderes viel mehr redeten ſie mit einander. Aber in Summa, Dr. M. Luther ſagt ihm Alles, was er im Herzen hatte, und die Nothdurft erforderte, ohn allen Scheu, unerſchrocken, mit großem Ernſt. Und als der Legat auf dem Pferde ſaß, und jetzt wegreiten wollte, ſprach er zu Dr. Luther: Sehet zu, daß Ihr Euch zum Concil bereit machet! und Luther antwortete ihm: „Herr, ich will kommen mit dieſem meinem Hals!“ Der Churfürſt und die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen aber, eben damals durch den Beitritt mehrerer Fürſten und Städte aufs neue verſtärkt, verwarfen das Concilium, weil es nicht in deutſchen Landen gehalten werden ſollte, während der Pabſt auf Mantua beſtand, und ſtatt durch ein kaiſerliches Edikt ſich entmuthigen zu laſſen, worin ihnen vorgeworfen ward, daß ſie nicht vor dem Kammergericht zu Recht ſtehen wollten, verlängerten ſie die Dauer ihres Bundes und beſchloſſen die Aufſtellung eines ſtattlichen Heeres, ohne jedoch durch die Einflüſterungen der auf dem Convent anweſenden engliſchen und franzöſiſchen Geſandten ſich zu einer entſchieden feindſeligen Stellung gegen den Kaiſer beſtimmen zu laſſen. Dieſer war wieder auf einige Zeit durch ſeinen Zug gegen Tunis und einen neuen Krieg mit Frankreich von den Händeln in Deutſchland abgezogen. Das Concilium wurde jedoch von dem Pabſt am 2ten Juni 1536 wirklich ausgeſchrieben und ſollte im Mai des folgenden Jahrs zu Mantua eröffnet werden. Als Zweck deſſelben war angegeben: auf daß durch ſolche ſtattliche Verſammlung der Chriſtgläubigen, was zu Gottes Lob, Reformation und Beſſerung der Sitten in der Kirchen und derſelben Erhöhung und gänzlicher Ausrottung der Ketzerei und aller Chriſtgläubigen Eintracht und Wohlfahrt, auch zu gemeinem Heerzug wider die Ungläubigen förderlich und dienlich, in demſelben Concilio durch göttliche Hülfe und Gnade, heilſam und ſeelig verordnet werde. Alle Potentaten wurden aufs Dringendſte eingeladen, perſönlich ſich einzufinden, oder gehörig bevollmächtigte Geſandte dahin zu ſchicken. In einer andern Bulle vom September deſſelben Jahrs wurde die Nothwendigkeit einer Reformation der Stadt und des Hofes zu Rom anerkannt und mehrere Cardinäle und Biſchöfe mit dem Reformationswerke und Abſchaffung der Mißbräuche beauftragt. Darin aber war als Zweck des ausgeſchriebenen Conciliums gänzliche Ausrottung der giftigen, peſtilenziſchen lutheriſchen Ketzerei bezeichnet. Dieß war natürlich genug, um die Proteſtanten ganz und gar gegen das Concil einzunehmen, von dem ſie dieſemnach keine Unpartheilichkeit zu erwarten hatten. Der Churfürſt von Sachſen ließ den päbſtlichen Nuntius, Vorſt, an ſeinem Hofe gar nicht vor ſich, ſondern beſchied ihn nach Schmalkalden, weil der ganze Bund über dieſe Sache zu entſcheiden habe. Ebendahin begab ſich auch der Kaiſerliche Bevollmächtigte, Held. Aber der Nuncius erfuhr hier eine ſehr kränkende Behandlung und der Kaiſerliche Orator vermochte nichts durchzuſetzen. Johann Friedrich hatte ſich von ſeinen Theologen und Juriſten Gutachten über die abzugebende Antwort ſtellen laſſen. Von Luthers Gutachten wird hier Einiges mitgetheilt: „Ich ſehe wohl und beſorge, es werde zum Gerauf kommen endlich; dafür muß man nicht erſchrecken; wiewohl Gott allmächtig iſt und heißt, der bisher viel Dinges anders geſchickt hat, weder wir gemeinet. Mir iſt kein Zweifel, der Pabſt oder die Seinen fürchten ſich und wollten das Concilium gehindert ſehen; doch daß ſie mit Glimpf rühmen könnten, es hätte an ihnen nicht gemangelt, weil ſie es ausgeſchrieben, Boten geſandt und die Stände rufen laſſen. Darum haben ſie uns einen Teufelskopf ſcheuslich fürgeſtellet, damit wir erſchrecken und zurückfliehen ſollten, nemlich daß ſie ein ſolch Concilium ausſchreiben, darinnen ſie nichts von der Kirchen Sachen, nichts von Verhör und dgl. melden, ſondern allein von Ausrottung der giftigen lutheriſchen Ketzerei. Hiemit haben wir ſchon unſer Urtheil . . . Darum wollen ſie gerne uns abſchrecken, daß wir's wegerten; ſo wären ſie denn ſicher und ſprächen, wir hätten es gehindert. Und bliebe alſo nicht allein der Unglimpf über uns, und müßten hören, daß wir mit unſerm Wegern alle ſolche Greuel des Pabſts hätten helfen ſtärken, die ſonſt vielleicht gebeſſert worden wären." — „So wollte ich mich vor ſolchen Hanſputzen nicht fürchten, ſondern ſie laſſen fortfahren und ihre Narren und Schellen laſſen vollends heraus ſchütten und dem Legaten keine abſchlägige Antwort geben, doch auch mich nicht verſtricken; denn ſie werden (ob Gott will) den großen Narren nach dem kleinen auch heraus ſchütten. So iſt auch hier nicht Noth Eilens und ſollen Gottes Weiſe lernen, der nicht eilet, ſondern mit Geduld herauslocket, bis er ein Pflöcklein für die Zunge ſtecket, daß ſie die nicht können wieder ins Maul ziehen. — Summa, ſie können kein Concilium leiden, auch ihres eigenen Theils nicht, wo ſie es nicht ſollen machen wie ſie wollen.“ Nach weitſchweifigen Verhandlungen wurde endlich im Februar 1538 von Seiten des Bundes eine das Concil durchaus ablehnende Antwort gegeben, welche ſehr ehrerbietig gegen den Kaiſer und ſehr bitter gegen den Pabſt lautete. Eine eigens verfaßte Weigerungsſchrift wurde an alle Fürſten verſandt. Zur ſelben Zeit verfaßte Luther auch die Schmalkaldiſchen Artikel, welche als eine Inſtruktion für die Geſandten hätten dienen ſollen, ſobald man das Concil beſchickt hätte und die ſehr wenig Friedliches in ſich hatten. Der Churfürſt fand aber ſehr großes Wohlgefallen daran und ſie wurden ſpäter unter die ſymboliſchen Schriften aufgenommen. Weil ſich die Schmalkaldner immer mehr verſtärkten, ſtifteten die Katholiſchen im Jahr 1538 einen defenſiven Gegenbund, der heilige genannt, zur Aufrechthaltung der alten Religion, deſſen Mitglieder außer Carl und Ferdinand die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg, die Herzoge von Baiern, Georg von Sachſen und zwei Herzoge von Braunſchweig waren, und der, obgleich möglichſt geheim gehalten, doch zur Kenntniß der Proteſtanten kam und ſie veranlaßte, ſich ſoviel ſie nur konnten, zu verſtärken. Der Schmalkaldiſche Bund war bis in's Jahr 1547 erneuert worden. Als der Kaiſer durch den Frieden mit Frankreich wieder freiere Hand bekam, waren die Proteſtanten feindſeliger Schritte gewärtig; aber neue Beſorgniſſe wegen der Türken bewogen Carl und Ferdinand, ihnen vielmehr neue Friedensanträge zu machen und ſie zur Türkenhülfe aufzufordern. Die zu Frankfurt im Anfang des Jahrs 1539 gepflogenen Unterhandlungen führten jedoch nur zu einem 15monatlichen Anſtand, während welcher Zeit der Nürnberger Religionsfrieden gelten und über weitere Vereinigung berathen werden ſollte; die Proteſtanten aber erklärten hiebei, daß ſie dem Pabſt bei den Verhandlungen über die Religionsſache keine Stimme und Antheil einräumen wollten, da ſie ihn nicht für das Oberhaupt der Kirche erkennen. Aber Carl verzögerte die Beſtätigung dieſer Uebereinkunft und gab nur allgemeine Verſicherungen ſeiner Friedensliebe. Doch ſchien die Politik des Kaiſers durch ſeinen neuen Miniſter Granvella, der an die Stelle Held's, des Stifters des heiligen Bundes, trat, wirklich eine friedliche Tendenz angenommen zu haben und man ſuchte wieder das Mittel von Religionsgeſprächen hervor. Ein ſolches wurde für den Juni 1540 nach Speier ausgeſchrieben und beſonders die beiden Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes dazu eingeladen. Von dem Landgrafen iſt hier zu bemerken, daß er aus Gründen, welche ſpäter erwähnt werden, gerade damals mehr zur Nachgiebigkeit geneigt und mit dem Churfürſten von Sachſen etwas geſpannt war. Das Religionsgeſpräch hatte, ſtatt in Speier, wo die Peſt war, in Hagenau ſtatt, aber weder die Häupter des Bundes, noch die des Reformationswerks erſchienen dabei, denn Melanchthon war erkrankt und Luther war übel auf dieſe Friedenshandlung zu ſprechen; Melanchthon hatte ſich, weil er an den Verhandlungen Theil zu nehmen beſtimmt war, eine genaue Inſtruktion ausgebeten, was etwa nachgegeben werden dürfe, und Luther in ſeinem Gutachten an den Churfürſten hierüber geäußert: „Weil Magiſter Philippus jetzt mit gen Hagenau zeucht, zu hören der falſchen Larven Fürgeben, die uns mit Farben malen wollen, wie ſie ſind, ſo ſie doch als unſere Feinde gewißlich unſer Verderben ſuchen, wie Eure Churfürſtliche Gnaden wiſſen und täglich erfahren, bitte ich unterthäniglich, daß die Geſandten alle ſämmtlich und ein Jeder inſonderheit ſtarken Befehl haben und vorzutragen wiſſen, wie ſie nicht können und ſollen weichen von dem, was zu Schmalkalden einträchtig beſchloſſen worden iſt. Es iſt dem Teufel nun lange genug gehofiret und den Papiſten ſo oft gepfiffen, ſo ſie doch nicht tanzen; ſo oft geklaget, ſo ſie doch nicht trauern, ſondern die Weisheit Gottes meiſtern wollen. Gott, der es angefangen, deß auch die Sache und nicht unſer iſt, wird es wohl wiſſen zu vollführen, ohne unſre Klugheit und Macht, wie es bisher geſchehen. Schreibe aber ſolches darum; es ſollten wohl die Papiſten etliches mit guten Worten ſchmücken wollen und die Unſern verſuchen, darum nun Magiſter Philipp ſolchen ſtarken Befehl begehrt. Eure Churfürſtliche Gnaden, als der am meiſten daran gelegen iſt, werden ſich hierin ohne allen Zweifel wohl wiſſen zu halten. Wir wollen derweil das liebe Vaterunſer in die Sache mengen, welches ſich bisher redlich beweiſet hat.“ Die Katholiken wollten auf den Grund der in Augsburg verglichenen Artikel hin unterhandeln und das, worüber man damals nicht einig geworden war, ins Reine zu bringen ſuchen; die Proteſtanten aber wandten ein, daß damals nichts beſchloſſen und die vorläufige Vereinigung durch den Reichstagsabſchied wieder vernichtet worden ſey, wollten alſo ganz von Friſchem angefangen wiſſen. Weil bei Abweſenheit der wichtigſten Perſonen ſich kein Erfolg von dieſem Geſpräch erwarten ließ, wurde es auf Ferdinands Vorſchlag um einige Monate verſchoben und ſollte im Oktober in Worms ſeinen Fortgang haben. Je größeres Gewicht aber Kaiſer und Pabſt auf dieſe bevorſtehende Verhandlung zu legen ſchienen, welcher ein päbſtlicher Nuncius und Granvella anwohnen ſollten, deſto widerwilliger waren die Proteſtanten, welche den Gedanken an eine Einigung im Grunde längſt aufgegeben hatten und den dermaligen Stand der Dinge beizubehalten vorzogen. Es wurden daher den Geſandten die ſtrengſten Anweiſungen mitgegeben, ſich auf die Vergleichsvorſchläge von Augsburg nicht einzulaſſen, ſondern bei dem Buchſtaben der Confeſſion zu bleiben. Der Churfürſt Johann Friedrich wies ſeine Geſandten noch insbeſondere an, ſich auch der Mehrheit der Bundesgenoſſen nicht zur Nachgiebigkeit anzuſchlieſſen, auf die Gefahr einer Trennung hin. Nach vielen vorläufigen Verhandlungen über Nebenſachen begann am 14. Januar 1541 das Geſpräch zwiſchen Melanchthon und Eck *), welche alle Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion durchſprechen ſollten; aber nachdem ſie mit ſcholaſtiſcher Gründlichkeit vier Tage über die Erbſünde geſtritten, kam der Befehl des, wahrſcheinlich an einem Erfolg verzweifelnden Kaiſers, das Geſpräch aufzugeben, um es auf dem bevorſtehenden Reichstag von Regensburg in Anweſenheit des Kaiſers fortzuſetzen. Auf dieſem Reichstag erſchien der Landgraf Philipp nicht, aber der Churfürſt von Sachſen, der von Luther beſonders davon abgemahnt wurde. Es wurden daſelbſt vom Kaiſer drei Collocutoren von jeder Parthei ernannt, worunter Melanchthon und Eck die wichtigſten; Carl ließ ſie vor ſich kommen, reichte jedem die Hand, und ermahnte ſie, nicht nach Eingebung der Leidenſchaft, ſondern zur Ehre Gottes zu handeln. Nach Eröffnung des Geſprächs legte Granvella einen Aufſatz vor, bekannt geworden unter dem Namen des Regensburger Interim, deſſen Verfaſſer man jedoch nicht mit Beſtimmtheit weiß, und ſo billig und gemäßigt, daß man bald proteſtantiſche und bald katholiſche Theologen für deſſen Urheber hielt. Mit Zugrundlegung dieſer Schrift wurden ziemlich raſche Schritte zur Vergleichung gemacht und in 13 Tagen kam man über vier Artikel ins Reine. Aber die weitere Vergleichung ſcheiterte

---

*) Nicht mit dem Leipziger Diſputator zu verwechſeln.

theils an den innern Schwierigkeiten der ſtreitigen Gegenſtände, Kirchengewalt und Abendmahl, theils wurden die proteſtantiſchen Collocutoren durch den Unwillen des Churfürſten über ihre Abweichung von der Augsburger Confeſſion und ihre, wie ihm ſchien, zu weit gehende Nachgiebigkeit, eingeſchüchtert. Luther, den der Churfürſt darüber zu Rathe zog, ſchrieb ihm: „Eure Churfürſtliche Gnaden haben recht geurtheilt, daß die Notel der Vergleichung ein weitläuftig und geflickt Ding iſt. Denn wir auch aus M. Philipps Schrift wohl vermerken, wie es ſey zugegangen: nemlich daß M. Philipp zuerſt eine rechte Notel geſtellet, wie wir allein durch den Glauben ohne Werke gerecht werden. Dieſe haben Jene nicht leiden können und eine andre geſtellt: der Glaube iſt thätig durch die Liebe. Dieſe hat M. Philipp auch verworfen, zuletzt haben ſie beide Noteln zuſammen gereimt und geleimt, daraus iſt dieſe weitläuftige geflickte Notel kommen, darin ſie Recht und wir auch Recht haben. Es iſt eine Vergleichung, wie Chriſtus ſpricht, Matth. 9, ein neu Tuch auf einen alten Rock gelappt, da der Riß ärger wird.“ — „Zuletzt bitten wir, Eure Churfürſtliche Gnaden wollten doch M. Philipp und den Unſern nicht zu hart ſchreiben, damit er nicht abermal ſich zu Tode gräme. Denn ſie haben ja die liebe Confeſſion ihnen fürbehalten, und darin noch rein und feſt blieben, wenn auch ſonſt alles fehlet. Es wird die Diſputation doch nicht ohne Frucht abgehen, dem Pabſtthum zu Schaden.“ Amsdorf, der treue Anhänger der lutheriſchen Lehrmeinungen, wurde mit Verhaltungsbefehlen nach Regensburg abgeſchickt und nun gerieth der Vergleich ins Stocken. Melanchthon, um den Vorwurf zu großer Nachgiebigkeit von ſich abzulehnen, wurde hartnäckiger und zog dadurch jetzt um ſo mehr das Mißfallen des Kaiſers auf ſich, der ſich mißliebig über ihn äußerte, worauf ſich Melanchthon ſchriftlich bei ihm verantwortete. Am 22. Mai gab man das Geſpräch auf, ohne ſich über mehr als vier Artikel verglichen zu haben; die Erinnerungen der Proteſtanten gegen die übrigen wurden beſonders übergeben. Der Kaiſer legte das Reſultat den Reichsſtänden zur Berathung vor, mit der Aufforderung zu Abſchaffung der Mißbräuche und Bewirkung einer allgemeinen Reformation das Geeignete zu rathen. Der Landgraf von Heſſen zeigte ſich bereitwillig zu einer Vereinigung, aber der Churfürſt von Sachſen wich immer mehr davor zurück und ebenſo dachte Luther, der beſonders dem Landgrafen zu mißtrauen anfieng.

Jetzt wurde ein außerordentlicher Schritt in Vorſchlag gebracht und auch ins Werk geſetzt. Der Churfürſt von Brandenburg veranlaßte, mit Vorwiſſen des Kaiſers, die Abſendung einer Geſandtſchaft an Luther, um ihn zum Vergleich zu bewegen, und zwar ſollte ſie aus Perſonen beſtehen, welche durch ihren hohen Stand vielleicht einigen Eindruck auf das Gemüth des Reformators machen könnten. Der Fürſt Johann von Anhalt nebſt dem Fürſten Georg von Anhalt, ein Churbrandenburgiſcher Rath Mathias von Schulenburg und ein Theologe, Alexander Aleſius, wurden mit dieſer

Sendung beauftragt. Die ſächſiſchen Bevollmächtigten ſetzten ihren Fürſten vorläufig in Kenntniß, mit der Bitte, Luther davon zu unterrichten. Der Churfürſt war aber damit übel zufrieden, beklagte ſich über den Churfürſten von Brandenburg, daß er dem Gegentheil ſo viel nachgebe und traue, und noch mehr über Johann von Anhalt, der doch Mitglied des Schmalkaldiſchen Bundes ſey. Luther'n habe er von der Sache unterrichtet und werde derſelbe eine ehrbare und chriſtliche Antwort geben. Aber wenn Gott Dr. Martinum ſchon fallen ließe, daß er ſolche Artikel zulaſſen wollte, dafür ihn Gott behüten möge, ſo werde doch er (der Churfürſt) nie darein willigen.

Die Geſandten hatten am 10ten Juni 1541 ihre Beſprechung mit Luther und trugen ihr Anſinnen in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken und Wendungen vor: Man habe die Lehre von der Rechtfertigung in Regensburg verhandelt, und weil der Doktor durch göttliche Gnade und Erleuchtung am erſten dieſe Lehre wieder an den Tag gebracht, ſo erſuche man ihn im Namen aller andern Fürſten, er möchte helfen fördern, daß chriſtliche, leidliche Mittel getroffen würden, dieſe heilſame Lehre weiter zu bringen, denn es ſey zu hoffen, wenn dieſe Hauptlehre ins Reine gebracht, daß dann die andern Mißbräuche von ſelbſt fallen würden; wenn man aber keine Einigung bewirken könne, möchte daraus viel Unheil folgen. Hierauf wurde auf die Gefahr von den Türken hingewieſen. Wenn der Reichstag ohne Frucht zergienge, würden viele Leute erſchrecken und Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung, auch Zwieſpalt unter den Evangeliſchen ſelbſt zu befürchten ſeyn. Deßwegen bäten ſie, der Herr Doktor wolle gute Mittel und Wege anzeigen, damit die ſtreitigen Artikel gänzlich möchten abgeſchnitten, oder je denn gute Maaß getroffen werden. Doch ſuchen ſie in dieſem nichts Anderes, als was ohne Abbruch göttlichen Worts und Aergerniß wohl geſchehen möchte, mit Bitte, ſolches im Beſten und aus treuer Wohlmeinung zu vermerken. — Luthers Antwort, die er zuerſt mündlich und dann auch ſchriftlich gab, lautete ſo, daß ſie von den Geſandten günſtig ausgelegt werden konnte. Er bezeugte ſeine Freude über die Bemühungen des Kaiſers, Vergleich und Frieden zu Stande zu bringen und verſicherte, daß auch er dazu ſehr geneigt ſey und täglich dafür bete. Ebenſo höre er gern, daß die vier Artikel verglichen ſeyn ſollen; aber er habe nur von einem die Vergleichsformel geſehen und glaube nicht, daß es dem Gegentheil Ernſt ſey, denn wenn dieß wäre, ſo müßten ſie auch in den übrigen Artikeln, die aus den erſten folgen, ihre Geneigtheit zum Vergleich zu erkennen geben. Wenn der Kaiſer nicht das andre Theil zu einem redlichen, ernſten Vergleich auch in den übrigen Stücken bringen könnte, ſo ſey mit ihnen umſonſt gearbeitet. Wenn nun der Kaiſer ausſchriebe, daß die vier erſten Artikel durchaus rein und klar gepredigt würden, ſo werde dadurch den andern zehn das Gift genommen, ſo daß ſie bald von ſelbſt fallen müßten. Und wenn die vier verglichenen Artikel rein zu predigen zugelaſſen würde, könnte der Kaiſer in ſeinem Ausſchreiben, die zehn übrigen betreffend, wohl einen bequemen Anfang machen, daß nemlich, wiewohl dieſe noch nicht verglichen, doch zu verhoffen ſey, daß durch die Kraft der reinen Predigt auch ſie bald zur Vergleichung könnten gebracht werden. — Aber als man auf dem Reichstage ſchon meinte, über die vier Artikel im Reinen zu ſeyn, erklärten die churſächſiſchen Geſandten auf Anweiſung des von Luther berathenen Churfürſten, daß ſie ſich an die Augsburger Confeſſion halten müßten und ſich auf die vier Artikel nicht einlaſſen könnten, und damit war die Frucht der bisherigen Verhandlungen wieder vernichtet, mit welchen übrigens auch ein großer Theil der Katholiſchen nicht zufrieden geweſen war. Der Kaiſer ſah die Unmöglichkeit, den Vergleich in den Reichsabſchied aufzunehmen, wünſchte jetzt eine ſchleunige Hülfe gegen die Türken, ließ daher in dem Reichstagsabſchied ſeiner vergeblichen Bemühungen in der Religionsſache, erwähnen und die Gültigkeit des Nürnberger Religionsfriedens bis zu einem verſprochenen Concilium verkünden. Den Proteſtanten aber, welche einige Ausdrücke bedenklich und verfänglich fanden, wurde vom Kaiſer noch eine beſondere, beruhigende Erklärung ausgeſtellt, welche ihnen günſtiger war, als irgend eine frühere Akte. Auf dem nächſten Reichstag von Speier, im Anfang des Jahrs 1542, führten die Proteſtanten eine noch höhere Sprache; der Kaiſer war durch einen verunglückten Zug gegen Algier geſchwächt und Ferdinand betrieb, von der Noth gedrängt, mit großem Eifer eine beſtändige Türkenhülfe. Der Churfürſt von Sachſen gab ſeinen Geſandten auf, ſich in keine Verhandlungen über Ausgleichung in der Religion einzulaſſen, in kein vom Pabſt ausgeſchriebenes Concil (es wurde jetzt als Ort deſſelben Trident vorgeſchlagen) zu willigen und dem Pabſt keine Ehrenbezeugung zu erweiſen. Die Proteſtanten giengen hier ſo weit, daß ſie Abſetzung der bisherigen Mitglieder des Kammergerichts und Bürgſchaften eines unverbrüchlichen Friedensſtandes verlangten. Endlich wurde der Friede auf fünf Jahre verbürgt und zur Viſitation des Kammergerichts eine Commiſſion, gemiſcht aus beiden Religionspartheien, ernannt. Die Türkenhülfe wurde auf zwei Jahre verwilligt. Die katholiſchen Stände nahmen auch das vom Pabſt verkündigte Concilium und als Ort deſſelben Trident an; die Evangeliſchen aber proteſtirten ſchriftlich dagegen, und wiewohl es für den November 1542 wirklich ausgeſchrieben wurde, fand ſich doch Niemand ein. Die, offenbar das Uebergewicht behauptenden Proteſtanten benützten den neuen Krieg Carl's mit Frankreich zu Befeſtigung ihrer Macht; der Churfürſt von Sachſen ſetzte zuerſt mit Gewalt und dem kaiſerlichen Mandat zum Trotz, ſtatt des von dem Capitel in Naumburg erwählten Julius Pflug, den Amsdorf zum Biſchof von Naumburg ein und ließ ihn durch Luther dazu weihen. Aber einen noch kühnern Schritt that der Bund, indem er den Herzog Heinrich von Braunſchweig, weil er die Städte Goslar und Braunſchweig, ihre Confeſſionsverwandten, bedrängte, als Landfriedensbrecher mit einem ſtarken Heere überzog, ihn verjagte und ſein

Land beſetzte. König Ferdinand mußte ihnen einen Sicherheitsbrief ausſtellen, daß wegen dieſer Kriegsunternehmung vor gebührlicher Verhör, auch gütlicher und rechtlicher Erörterung derſelben, nichts gegen ſie vorgenommen werden ſollte. Als das Kammergericht dem Churfürſten bei Strafe der Acht befahl, den Herzog wieder einzuſetzen, beſchloſſen die Schmalkaldner, demſelben ohne alle Einſchränkung den Gehorſam aufzukündigen, weil es ihnen in ſeiner jetzigen partheiiſchen Zuſammenſetzung durchaus verdächtig und feindſelig ſey. Aber dieß war auch der Gipfelpunkt der Thatkraft und Blüthe des Bundes, obgleich gerade damals die Reformation die mächtigſten Fortſchritte in Deutſchland machte und ihr leicht der vollſtändige Sieg errungen werden konnte. Mißtrauen, Uneinigkeit und Getheiltheit der Intereſſen zehrten an der Lebenskraft des Schmalkaldiſchen Bundes; die Städte und kleinern Fürſten waren mit der Behandlung, die ſie von den Häuptern erfuhren, unzufrieden; der Landgraf Philipp hatte ſich in geheime Verabredungen mit dem Kaiſer eingelaſſen, der proteſtantiſche Herzog Moritz von Sachſen weigerte ſich, in den Bund zu treten und führte ſogar mit dem Churfürſten einen kurzen Krieg über eine unerhebliche Urſache, und der Churfürſt war, verdroſſen über die verworrenen Verhältniſſe des Bundes, mehrmals im Begriff, ſeine Hauptmannſchaft niederzulegen. Ihre innere Schwäche wurde auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahr 1543 klar, wo die Proteſtanten die Beſtätigung der ihnen vom Kaiſer früher gegebenen Erklärung nicht erlangen konnten; Churſachſen und Heſſen legten deßwegen eine Proteſtation ein, aber der Kaiſer verwies ihnen dieſen Schritt in einem Schreiben von Italien aus, von wo er nach Deutſchland zu gehen beabſichtigte. Perſönlich wohnte er dem glänzenden Reichstage von Speier an, wo auch die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes erſchienen und durch Freundlichkeit und Nachgiebigkeit wurden dieſe dahin geſtimmt, daß auch ſie den Reichskrieg gegen Frankreich genehmigten, welcher jetzt Carl'n vor Allem angelegen war. Der glückliche Erfolg dieſes Kriegs führte ſehr bald zu dem Friedensſchluſſe von Creſpy, worüber die Proteſtanten ſehr erſchracken, weil ſie vermutheten, daß jetzt der Kaiſer ſich gegen ſie wenden würde. Dennoch blieben die Ausſichten noch eine Weile friedlich und der Kaiſer gab ſich auf dem nächſten Reichstag zu Worms viele Mühe, die Proteſtanten zur Anerkennung und Beſchickung des nach Trident ausgeſchriebenen Concils zu bewegen. Der Stimmung gegen das Concil kam Luther durch neue Schriften: das Pabſtthum, vom Teufel geſtiftet, und: Von den Concilien, letztere mit einem für den Pabſt ſehr beſchimpfenden Titelkupfer geſchmückt, zu Hülfe, welche Schriften auf dem Reichstag ausgetheilt wurden. Als man über das Concil nicht in's Reine kam, wurde ein neuer Reichstag wegen der Religionsſache angeſetzt und die Haltung eines Religionsgeſprächs in Regensburg beſprochen, das ſchwer zu Stande kam, mit Mißmuth geführt und bald erfolglos abgebrochen wurde. Die Schmalkaldner waren nur feſt im Widerſpruch, nicht aber im Handeln, ſo daß der Bund mit ſchnellen Schritten ſeinem innern Verfall entgegeneilte und mehrere Glaubensverwandte den Beitritt abſchlugen. Der Herzog Moritz von Sachſen war, obgleich Proteſtant, ſogar mit dem Kaiſer verbündet. Das Concil kam im December 1545 zuſammen, und als die Schmalkaldner beharrlich die Anerkennung deſſelben weigerten, entſchloß ſich der Kaiſer zum Krieg, deſſen Ausbruch aber Luther nicht mehr erlebte, gemäß ſeiner oft zuverſichtlich geäußerten Hoffnung, daß bei ſeinen Lebzeiten der Krieg noch nicht kommen werde. Dieß iſt eine kurze Ueberſicht des politiſchen Verlaufs der Reformation in Deutſchland während der letzten fünfzehn Lebensjahre Luther's, welche nothwendig ſchien, um die Handlungsweiſe des Reformators und die einzelnen Ereigniſſe in ſeinem Leben beſſer zu verſtehen. Seine Handlungsweiſe wurde theils durch den Gang der Begebenheiten theilweiſe modificirt, theils übte er ſelbſt einen nicht unbedeutenden Einfluß darauf aus, ſofern der Churfürſt von Sachſen großentheils von ſeinem Rathe abhängig und gleicher Geſinnung mit ihm war. Dieß wird ſich uns noch weiter in den folgenden Abſchnitten zeigen, wo von Luther's Thätigkeit, Anſichten und Schriften im Einzelnen die Rede ſeyn wird.

Luther und das neue Kirchenthum.

Der alten, katholiſchen Idee der Kirche iſt wenigſtens die Großartigkeit nicht abzuſprechen; eine alle Chriſten auch äußerlich zuſammenhaltende, die Unterſchiede der Völker und Sprachen überwindende Einheit hatte etwas Begeiſterndes und Anziehendes und es bedurfte des ganzen Gewichts der Mißbräuche und der Augenfälligkeit der Entartung, um die Gemüther der angeerbten tiefgewurzelten Anhänglichkeit zu entwöhnen. Luther ſelbſt kam nur allmählig dazu, ſich von der katholiſchen Kirche zu trennen; als er den Ablaß angriff, war er noch gar nicht gemeint, dem Pabſt Abbruch zu thun, ſondern glaubte vielmehr in deſſen wohlverſtandenem Intereſſe zu handeln; vom Pabſt berief er ſich dann auf ein Concilium und ſetzte einen großen Werth darein, in ſeiner Lehre mit der alten Kirchenlehre, wie ſie auf den früheſten allgemeinen Concilien feſtgeſetzt worden, übereinzuſtimmen. Aber nachgerade zweifelte er auch an der Gültigkeit und Untrüglichkeit der Concilien, zumal da das von Conſtanz den nach ſeiner Ueberzeugung unſchuldigen Huß hatte verbrennen laſſen; ja er erkannte, daß auch die früheſten dem Irrthum ausgeſetzt geweſen ſeyen. Es iſt erzählt worden, wie Luther in Coburg noch nicht ganz und gar die Wiederherſtellung der alten, jedoch gereinigten und verbeſſerten Ordnung mit Biſchöfen und Pabſt verwarf, obgleich er wenig Luſt daran bezeigte; aber mehr und mehr ſtieg von da an ſeine Abneigung gegen den Pabſt und ſein Widerwille gegen jeden Vergleich, weil er eine Ausſöhnung entweder für unmöglich, oder für unredlich hielt. Von ſeiner Geſinnung gegen den Pabſt mögen theils ſeine Aeußerungen zu Schmalkalden, wo er im Jahr 1537 gefährlich erkrankte und zu ſterben meinte, theils ſeine ſchon erwähnte Schrift vom Jahr 1545: Das Pabſtthum zu Rom vom Teufel geſtiftet, zeugen. Er vermachte den Proteſtanten den unverſöhnlichſten Haß gegen den Pabſt auf ſeinem Krankenbette und beſchäftigte ſich viel mit dem Gedanken an ihn, den er für den eingefleiſchten Antichriſt hielt. Die genannte Schrift war mit einem Titelkupfer geziert, wo der Pabſt mit Eſelsohren auf einem Thron ſaß und aus ihrem Inhalt ſtehe hier folgendes: der allerhölliiſchſte Vater St. Paulus III. als wäre er ein Biſchof der römiſchen Kirche, hat zwei Briefe an Carolum V. geſchrieben . . . hat auch eine Bulla aus laſſen gehen, nun faſt zum fünften Mal und ſoll nun abermal zu Trident das Concilium werden; doch ſofern, daß Niemand dahin komme, ohne allein ſeine Grundſuppe, Epikurer und was ihm leidlich iſt. —

— Allerhölliſchſter Vater, weil es gleich viel iſt, was vor oder im oder nach dem Concilio beſchloſſen iſt oder wird, ſo wollen wir eben ſo mehr, ohn' alle Concilia, Euer Hölliſchheit glauben und anbeten, ſagt uns nur, was wir thun ſollen; ſo wollen wir von Euer Hölliſchheit ſingen den fröhlichen Geſang, auf daß Ihr ſeyd die reine Jungfrau Maria." — „Für ſolch Concilium danke ihm der leidige Teufel, dazu ſeine Mutter und Schweſter und ſeine Hurenkinder, Pabſt, Cardinäl' und was mehr der hölliſchen Grundſuppen zu Rom iſt." — „Was Kaiſer Carol zu Speier gethan hat, da will Himmel und Erde einfallen, da ſorget Pabſt Paulus für ſeinen lieben Sohn Carolum, daß nicht groß Unglück über ihn gehe. Was hat er denn gethan zu Speier, der liebe Sohn Carolus? Ey, er wollt' nicht ein Blutvergießen in deutſchen Landen anrichten, da der Teufel, Pabſt und Cardinäl mit Luſt innen baden möchten, ſondern hat das Wormſiſche Edikt ſuſpendirt, daß man einträchtiglich den Türken Widerſtand thun könnte, wie ein frommer chriſtlicher Kaiſer thun ſoll, ſein Vaterland zu verſehen mit gutem Frieden und Schutz. Solches heiſſet der Spitzbube zu Rom übelgethan, o große Sünde! Ja was heiſſen die Buben wohlgethan, ohne was ſie zu Rom thun? Darüber die Sonne hinfort zu ſcheinen müde iſt und das Land nicht mehr tragen kann. Das andre Stück, das Kaiſer Carol gethan hat zu Speier, o darf ich's auch ſagen? Mir grauet dafür! lieber bet ein Vater unſer für mich, daß ich nicht wie Eli geſtraft werde! o liebe Sonne, erſchrick nicht und werde nicht ſchwarz für meiner Rede, daß ich von ſolcher großen Sünde ſage! Das iſt die Sünde: Kaiſer Karl hätte gern Friede und Einigkeit in der Religion, gleich wie er im Reich gern Frieden ſähe. — Willſt du ſchier glauben, daß der römiſche Stuhl, Pabſt und Cardinal mit allen Teufeln beſeſſen ſind und ihr ſpitzbübiſch Rothwelſch keinen Grund, Ende noch Maaß haben kann?“ — Dieß und noch ärgeres iſt bloß in der Vorrede, und er ſagt: „Ich muß hie aufhören oder ſparen, denn mein Kopf iſt ſchwach und fühle mich alſo, daß ich's vielleicht nicht möchte hinausführen, und doch nicht hin kommen dahin, was ich mir fürgenommen habe in dieſem Büchlein zu ſchreiben. Denn drei Stücke habe ich mir fürgenommen: Eins, ob's wahr ſey, daß der Pabſt zu Rom ſey das Haupt der Chriſtenheit, über Concilia, Kaiſer, Engel und Alles, wie er ſich rühmet. Das andre, ob's wahr ſey, daß ihn Niemand könne urtheilen, richten, abſetzen, wie er brüllet. Das dritte, ob's wahr ſey, daß er habe das römiſche Reich von den Griechen auf uns Deutſche bracht, wie er über alle Maaß davon ſtolzieret und pocht. Bleibt mir etwas über von Kräften, will ich wieder an ſeine Bullen und Briefe mich machen und verſuchen, ob ich dem großen, groben Eſel ſeine langen, ungekämmten Ohren kämmen möge.“ Welche Antworten auf jene Fragen gegeben wurden und mit welchen Beinamen gewürzt, kann man ſich ungefähr vorſtellen. Ueber die anſtößigen Schimpfworte entſtand bei einem Theil der auf dem Reichstag Verſammelten großer Unmuth, und meinten manche Evan=

geliſche, Luther thue ſich ſelbſt damit Schaden. Aber der Churfürſt entgegnete: Luther habe einen ſonderlichen Geiſt, der ſich weder hier noch ſonſt ein Maaß ſetzen laſſe, und ohne Zweifel habe er die böſen Worte nicht ohne beſondern Grund gegen das Pabſtthum gebraucht, welches umzuſtoßen ſeine Beſtimmung ſey: denn daſſelbe zu bekehren ſey nicht mehr möglich. Seine Abſicht gehe vielmehr dahin, deſſen Greuel vor aller Welt zu enthüllen und ſo ſey es auch ſeine, des Churfürſten Meinung, daß der Pabſt dieſes und noch Aergeres wohl verdiene. Gewiß hatte der Churfürſt, wenn auch nicht mit ſeiner Billigung, doch darin Recht, daß Luther ſich hierin nichts vorſchreiben ließ. Die Heftigkeit und Maaßloſigkeit von Luther's Sprache erklärt ſich daraus, daß Alles, was in ſeiner Seele, beſonders zu dieſer Zeit, von Verdruß, Unmuth, Kummer und Zorn war, in ſeinem Abſcheu gegen den Pabſt zuſammenfloß und die Veranſchaulichung des Verderbens der römiſchen Kirche ihm eine Beruhigung war bei den ihm aufſteigenden Zweifeln und Bedenklichkeiten (Anfechtungen) über den Ausgang ſeines Werks. Schon in den 1537 verfaßten Schmalkaldiſchen Artikeln ſagte er: „So wenig wir den Teufel als einen Herrn und Gott anbeten können, ſo wenig können wir ſeinen Apoſtel, den Pabſt oder Antichriſt, in ſeinem Regiment zum Haupt oder Herrn leiden. Denn Lügen und Mord, Leib und Seele zu verderben ewiglich, das iſt ſein päbſtliches Regiment eigentlich.“ Melanchthon unterſchrieb dieſe Artikel mit dem Zuſatz, daß er hinſichtlich des Pabſts der Meinung ſey, wenn er das Evangelium zulaſſe, könnte man ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Chriſten, ſo noch unter ihm ſeyen und künftig ſeyn möchten, Superiorität über die Biſchöfe nach menſchlichem Recht laſſen. — Aus Veranlaſſung des nach Mantua ausgeſchriebenen Conciliums ſprach Luther ſeine Anſicht von der Macht und Gewalt der Concilien in dreißig Sätzen aus, deren weſentlicher Inhalt folgender: „Die Apoſtel allein, nächſt Chriſto ſelbſt, ſofern ſie jeder für ſich die Verheißung des heiligen Geiſtes gehabt, ſeyen als Grundfeſten der chriſtlichen Kirche anzuſehen, berechtigt die Artikel des chriſtlichen Glaubens zu ſtellen; aber auf keinen ihrer Nachkommen ſey dieſe beſondre Verheißung des heiligen Geiſtes übergegangen, weshalb auch ihre Gewalt ſich nicht vererbt habe. Wenn der Apoſtel Nachkommen der Apoſtel Grundfeſte nicht folgen, ſo ſind ſie Ketzer und Widerchriſten; deßwegen können die Biſchöfe in ihrer Verſammlung oder im Concilium ſo wohl irren als andre Menſchen und wenn ſie nicht irren, ſo geſchieht es zufällig, oder durch das Verdienſt etwa eines heiligen chriſtlichen Mannes unter ihnen, oder aus Verdienſt der ganzen chriſtlichen Gemeinde, nicht in Kraft der Gewalt dieſer Verſammlung. Der heilige Geiſt aber iſt nicht an ſie gebunden. Daß ſie zuſammenkommen, iſt leicht; aber daß ſie im heiligen Geiſt zuſammenkommen, iſt nur dann der Fall, wenn ſie ſich genau der Lehre der Apoſtel anſchließen. Das Concilium bedeutet nur die chriſtliche Kirche, aber nur durch Zufall iſt es die chriſtliche Kirche wahrhaftig. Daher Niemand ſchuldig iſt, ihren Beſchlüſſen zu glauben und zu folgen, denn nach Maaßgabe der Schrift.“ — Hiemit war der heiligen Schrift die oberſte Entſcheidung in allen Glaubensſachen zuerkannt und die Gewalt der Kirche, theils ſofern der Pabſt, theils ſofern das Concilium als ihr vollgültiges Organ gelten wollte, verworfen. Mit ſiegreichen Gründen wies Luther die Nichtigkeit der Anſprüche nach, welche Pabſt oder Concilium auf Untrüglichkeit machten und ſtellte Jeſus Chriſtus als einzigen Richter der Wahrheit auf. Seine oder Gottes unmittelbare Stimme aber fand er in der heiligen Schrift, welche er von den päbſtlichen Traditionen und Zuthaten abzuſondern beſtrebt war. Rückkehr zum reinen Wort Gottes war Luther's Forderung und daran ſchloß ſich an, daß er für die kirchlichen Einrichtungen auch die urſprünglich apoſtoliſche Ordnung verlangte. Schwer aber war es, von all den Ueberlieferungen ſo vieler Jahrhunderte und von tief eingewurzelten Begriffen und Gewohnheiten ſich ganz los zu machen und weder in der Lehre noch in der kirchlichen Ordnung vermochte Luther die apoſtoliſche Weiſe wiederherzuſtellen. Er trug kein Bedenken, mehrere Glaubenslehren in der ihnen durch die erſten allgemeinen Concilien gegebenen Faſſung in die evangeliſchen Bekenntniſſe aufzunehmen und die Gegenlehre zu verwerfen, obgleich dieſe Faſſung keineswegs die neuteſtamentliche, ſondern durch Beweiſe, Schlüſſe und Hin- und Herſtreiten daraus abgeleitet war. Ja die Glaubens-Bekenntniſſe waren überhaupt nicht bloße Zuſammenſtellungen von Ausſprüchen der Schrift, ſondern gründeten ſich auf Auslegungen und Schlüſſe, welchen von den Gegnern auch wieder Erklärungen und Beweiſe entgegengeſetzt wurden; wer aber ſollte über die Richtigkeit der einen oder andern Erklärung entſcheiden? Die Katholiſchen ſagten: der Pabſt oder das Concilium! denn ſonſt wäre nie Einheit des Glaubens zu erzielen. Luther ſagte: der heilige Geiſt, der nicht an den Pabſt, nicht an ein Concilium gebunden iſt, ſondern im ächten Chriſten lebendig iſt und wirkt. Nun war freilich ſeine Meinung nicht, daß die, allen Chriſten eröffnete Erklärung der Schrift eine unendliche Vielheit von Glaubensanſichten erzeugen müſſe, ſondern er dachte, daß der Geiſt in allen wahren Chriſten den gleichen Glauben wirken müſſe; und daher mußte er nothwendig ſchließen: wo abweichende Erklärungen und abweichender Glaube, da iſt wenigſtens nicht auf beiden oder allen Seiten chriſtliche Wahrheit. Natürlich aber glaubte er für ſeine Perſon den ächten chriſtlichen Glauben und Geiſt zu beſitzen und war auch zu dieſem Glauben, wenn die Innigkeit der Ueberzeugung als Maaßſtab dafür gelten darf, vollkommen berechtigt; ſo erklärt ſich ſeine Heftigkeit gegen die Sacramentirer zum Beiſpiel, von denen er gar nicht annehmen konnte, daß ſie mit gutem Gewiſſen oder ohne von Gott wahrhaft verblendet zu ſeyn, ſeiner Art der Auslegung ſich widerſetzen konnten. Bei den einfachen Worten der Schrift ſtehen zu bleiben, war aber nicht mehr möglich, weil die katholiſche Kirche ſchon längſt den Inhalt der Schrift in beſtimmtere Dogmen und Begriffe gefaßt hatte, und dieſe auch wieder in der nämlichen Weiſe, mit Dogmen und Begriffen widerlegt werden mußten. Bei der größern Freiheit, welche bei den Evangeliſchen Jedem die Forſchung in der Schrift freigab, mußten natürlich auch mehr Abweichungen und Verſchiedenheiten ſich hervorthun und was Luther in der Abendmahlslehre bei den Sacramentirern als einen unwiderſprechlichen Beweis von der Schlechtigkeit ihrer Sache anſah, die Mehrheit von Anſichten, war in der That nur die nothwendige Folge des dem forſchenden und grübelnden menſchlichen Geiſte gelaſſenen Spielraums. Tief bekümmerte es Luther'n, daß er ſo Viele, die Anfangs mit ihm einverſtanden ſchienen, in dieſem oder jenem Punkte abweichen und einer andern Anſicht huldigen ſehen mußte, wie beſonders in dem Sacramentsſtreit; er würde aber ohne Zweifel noch unendlich viel mehrere Erfahrungen der Art haben machen müſſen, wenn nicht Viele ſich ſeinem überwiegenden Anſehen zutrauensvoll oder furchtſam unterworfen, wenn Alle, welche durch Forſchung in der Schrift auf andre Ergebniſſe kamen, als er, Luſt und Muth gehabt hätten, damit öffentlich aufzutreten. Wenn ſchon die Erklärung des geſchriebenen Worts einer ſolchen Mannigfaltigkeit von Anſichten Raum gab, ſo mußte Luther'n eine Anſicht, welche den Glauben von der Herrſchaft des Buchſtabens frei machen und ihn an den innerlich und frei wirkenden Geiſt Gottes knüpfen wollte, wie Caſpar von Schwenkfeld that, noch mehr zuwider ſeyn, indem ſie einer noch größern Mannigfaltigkeit der Lehre Thür und Thor zu öffnen und die Normen der Beurtheilung abzuweiſen ſchien. Er erklärte ſich deßwegen ſtark gegen dieſen Mann und die ihm Gleichgeſinnten, die als Schwarmgeiſter bezeichnet wurden. Das Bedürfniß, den Verirrungen der Forſchung und Willkühr Maaß und Ziel zu ſetzen, wurde bald fühlbar. Der Begriff und Vorwurf der Ketzerei konnte auch bei der neuen Lehre nicht fehlen, wiewohl der Begriff anders beſtimmt werden mußte und ein andres Verfahren gegen ſie beobachtet wurde. Was man unter Ketzerei verſtand, das hieng davon ab, wie man den Begriff der Kirche faßte; wie man ſie behandelte, hieng mit der Verfaſſung und dem Regiment des neuen Kirchenthums zuſammen.

Die Katholiſchen beriefen ſich darauf, daß es nur Eine Kirche geben könne und daß dieſe keine andre ſeyn könne, als die ſeit 15 Jahrhunderten beſtehende römiſche Kirche, ſey es nun, daß man den Pabſt oder die Concilien als ihre höchſte Behörde und Gewalt anſah. Nach und nach hatte ſich der Geſammtheit der Chriſten die Geſammtheit des Clerus als das eigentliche Weſen der Kirche untergeſchoben. Dieſe letztere Anſicht bekämpfte Luther durch ſeine ſchriftgemäße Lehre von dem allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten, wodurch die Scheidewand zwiſchen Geiſtlichen und Laien niederfiel. Die Einheit der Kirche war er nicht gemeint zu läugnen, aber an die Stelle der Einen ſichtbaren Kirche ſetzte er die Eine wahre (unſichtbare) Kirche, welche nicht nothwendig die Glieder der ſichtbaren Kirche in ſich ſchloß, ſondern nur die wahrhaft Glaubigen, und deren Merkmale keine äußerlichen Ueberlieferungen, ſondern die lautere Predigt des Evangeliums und die richtige Verwaltung der Sacramente ſeyn ſollten. Dieſe wahre Kirche hat nach Luther zu allen Zeiten beſtanden, wenn gleich zu Zeiten ihrer Glieder wenige und zerſtreut waren, ſo daß man ſie äußerlich nicht erkennen konnte. Gemäß ſeiner Anſicht vom Pabſtthum mußte er annehmen, daß ſeit der Zeit, wo die Mißbräuche deſſelben überhand genommen, die wahre Kirche nicht mehr in der römiſchen zur Erſcheinung gekommen ſey und nur im Verborgenen ſich erhalten habe. Damit hieng zuſammen, daß er auch der Zahl der Mitglieder der Kirche kein entſcheidendes Gewicht beilegte hinſichtlich ihrer Aechtheit oder Falſchheit. „Du willſt,“ redet er den Murner an, „die Kirche halb auf zeitlich Ding bauen, leiblich und geiſtlich mengen, Sünde und Gnade reinigen, ſo doch Paulus ſagt: Unſer Wandel iſt im Himmel, und die Chriſtenheit nur lebet, daß ſie zeitlich Stätte, Raum, Gut, Ehre, Leib und Alles, was hier iſt, fliehe und verlaſſe.“ — „Alſo beſchließe ich, daß die chriſtliche Kirche ſey nicht an irgend eine Stätte, Perſon oder Zeit gehaftet; und obwohl der ungelehrte Hauſe, der Pabſt mit ſeinen Cardinälen, Biſchöfen, Pfaffen und Mönchen ſolches nicht will verſtehen noch Wahrheit ſeyn laſſen will, ſo ſtehen doch bei mir faſt Alle, auch die Kindlein auf der Gaſſen, mit dem Haufen der Chriſtenheit in aller Welt und treten zu mir wider die gefärbte und erdichtete Kirche des Pabſts und ſeiner Papiſten. Fragſt du aber, wie das zugehe? antworte ich kürzlich: Alle Chriſten in der Chriſtenheit beten alſo: ich glaube an den heiligen

Geiſt, eine heilige chriſtliche Kirche, Gemeinſchaft der Heiligen. — Iſt der Artikel wahr, ſo folget daraus, daß die heilige chriſtliche Kirche Niemand ſehen kann, noch fühlen; mag auch nicht ſagen, ſiehe hier oder da iſt ſie! Denn was man glaubet, das ſiehet oder empfindet man nicht. Wiederum, was man aber ſiehet oder empfindet, das glaubt man nicht. Nun halte ſie gegen einander, die heilige Kirche Chriſti und die tolle Kirche des Pabſts! Die heilige Kirche Chriſti ſpricht alſo: ich glaube eine heilige chriſtliche Kirche; die tolle Kirche des Pabſts ſpricht alſo: ich ſehe eine heilige chriſtliche Kirche; Jene ſpricht: die Kirche iſt weder hier noch da; dieſe ſpricht: die Kirche iſt hier und da! Jene ſpricht: die Kirche liegt an keiner Perſon; dieſe ſpricht: die Kirche liegt am Pabſt gebauet. Jene ſpricht: die Kirche iſt nicht auf ein zeitlich Ding gebauet; dieſe ſpricht: die Kirche iſt auf den Pabſt gebauet.“ Hiernach wurde der Begriff von Ketzerei verſchieden beſtimmt. In der katholiſchen Kirche hieß derjenige ein Ketzer, welcher von der Lehre der Kirche, wie ſie im Verlauf der Zeiten ſich ausgebildet hatte und von Concilien und Päbſten beſtätigt worden war, abweichende Lehren vortrug und hegte; wer den einmal ſanctionirten Satzungen und Dogmen widerſprach, hatte ſich dadurch ſchon jenes Verbrechens ſchuldig gemacht und die Berufung auf die Bibel, welche ſo häufig bei den Ketzern vorkam, veranlaßte den katholiſchen Klerus nur dazu, ſie ſo viel möglich den Laien vorzuenthalten, wie man ſie denn als das **Ketzerbuch** anſah. — Nach Luther's Anſicht von der durch den Pabſt geſchändeten römiſch-katholiſchen Kirche konnte er für Ketzer eigentlich nur diejenigen erklären, welche von der Lehre der Schrift abwichen oder ihre Ausſprüche falſch erklärten, (Ketzerei betrifft blos den Glauben und nicht den Lebenswandel; der ärgſte Sünder kann dennoch rechtglaubig ſeyn;) und man mußte folglich jede Behauptung nach Maaßgabe der Schrift prüfen, ob ſie rechtglaubig oder ketzeriſch ſey; aber die altgewohnten Vorſtellungen behaupteten dennoch in ſeiner Seele ſo weit ihren Einfluß, daß er außer dem Widerſpruch gegen die Schrift auch den Widerſpruch gegen den einſtimmigen Glauben der chriſtlichen Kirche als Ketzerei anſah, wie man aus folgenden Worten über den Sacramentsſtreit erſieht; geſchrieben, nachdem Zwingli bei Kappel war erſchlagen worden: „Weil denn Gott ſo gewaltig darin zeichnet und mit der Strafe ſolchen Irrthum verdammt und unſern Glauben beſtätiget; ſo iſt es Zeit, daß man aufhöre zu zweifeln und zu disputiren. Zudem ſo iſt dieſer Artikel nicht eine Lehre oder Aufſatz außer der Schrift von Menſchen erdichtet, ſondern klärlich im Evangelio durch helle, reine, ungezweifelte Worte Chriſti geſtiftet und gegründet, und von Anfang der chriſtlichen Kirchen in aller Welt bis auf dieſe Stunde einträchtiglich geglaubt und gehalten. Wie das ausweiſen der lieben Väter Bücher und Schrift, beide griechiſcher und lateiniſcher Sprache, dazu der tägliche Brauch und das Werk mit der Erfahrung, bis auf dieſe Stunde. Welches Zeugniß der ganzen, heiligen chriſtlichen Kirche, (wenn wir ſchon nichts mehr hätten,) ſoll uns allein genugſam ſeyn, bei dieſem Artikel zu bleiben und darüber keinen Rottengeiſt zu hören und zu leiden. Denn es gefährlich iſt und erſchrecklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehren der ganzen heiligen chriſtlichen Kirche, ſo von Anfang her nun über fünfzehnhundert Jahr in aller Welt einträchtiglich gehalten hat.“ — „Ich wollt' lieber nicht allein aller Rottengeiſter, ſondern aller Kaiſer, Könige und Fürſten Weisheit und Recht wider mich laſſen zeugen, denn ein Jota oder ein Tüttel der ganzen heiligen chriſtlichen Kirchen wider mich ſehen oder hören. Denn es ja nicht ſo zu ſcherzen mit Artikeln des Glaubens, von Anfang her und ſoweit die Chriſtenheit iſt, einträchtiglich gehalten, wie man ſcherzen mag mit päbſtlichen oder kaiſerlichen Rechten oder andern menſchlichen Traditionen der Väter oder Concilien.“ Zur Vertheidigung Luther's gegen den Vorwurf der Inconſequenz, indem er die Lehre der katholiſchen Kirche gegen die neue Anſicht zur Entſcheidung anrief, ließe ſich ſagen, daß er ja behauptete: die wahre Kirche ſey nie ganz erloſchen, und wenn die ganze Kirche einſtimmig geweſen, ſeyen ja auch die Mitglieder der ächten Kirche darunter begriffen; aber doch wird zugeſtanden werden müſſen, daß Luther in dieſer Beziehung den Vortheil, welchen ihm die Zuſammenſtimmung mit der katholiſchen Kirche darbot, einigermaßen gegen ſeine ſonſt geäußerten Anſichten benützte. Es muß aber noch Einiges erinnert werden, was Luther unter dem Begriff eines Ketzers verſtand. Nicht den aus

Unkenntniß und Unverſtand Irrenden wollte er mit jenem Namen bezeichnet wiſſen, ſondern mit Auguſtinus, den wiſſentlich und halsſtarrig Irrenden. Bei dieſer Vorausſetzung von Bosheit bei den Ketzern läßt es ſich leicht erklären, daß Luther ſehr übel auf ſie zu ſprechen war und ſie verdrießliche, ſchändliche Leute, Prediger und Boten des Teufels, einen rechten Koth und Unflath nannte. Sofern ſie ſich doch auch auf die Schrift berufen, gab ihnen Luther die gröbſte und gottloſeſte Schriftverdrehung ſchuld. Man könnte vielleicht erwarten, daß Luther, der von den Papiſten ſo heftig mit dem Vorwurf der Ketzerei Verfolgte, der katholiſchen Kirche ſeinerſeits dieſen Vorwurf zurückgegeben haben werde, weil er doch einen Theil ihrer Lehre für falſch und ſchriftwidrig erklärte und den Pabſt ſo vielmal als den wahren Antichriſt bezeichnete; wirklich nannte er auch den Pabſt, die Biſchöfe und hohe Schulen oft die Grundſuppe aller Ketzerei, Irrthümer und Abgötterei — aber es war doch mehr nur ein redneriſcher Ausdruck als eine beſtimmt feſtgehaltene Anſicht, und die Macht der Gewohnheit, die römiſche Kirche als die wahre Kirche zu betrachten, war doch wohl zu ſtark, als daß er alle Anhänger der katholiſchen Kirche geradezu hätte für Ketzer erklären mögen, und gewiß hätte eine ſolche Beſchuldigung, von einer erſt werdenden Religionsparthei gegen die noch weit überwiegende zurückbleibende Maſſe erhoben, beinahe lächerlich geklungen, auch wäre er dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt geweſen; einen Zeitpunkt anzugeben, von welchem an die römiſche Kirche jenen Namen verdiene und dieß hätte viel Bedenkliches gehabt; daher begnügte er ſich, die Anklage der Ketzerei von ſeiner Lehre und Parthei auf's nachdrücklichſte abzulehnen, ohne doch die entgegenſtehenden Glaubenslehren der Katholiſchen mit dem Namen Ketzereien zu brandmarken. Es begreift ſich leicht, daß die Schärfe des Begriffs ſich hier ſchon einigermaßen abſtumpfen mußte. Daraus ergab ſich, daß auch ein milderes Verfahren gegen die Ketzer beobachtet wurde und zwar geſchah dieß theils aus Grundſatz, theils lag es in der Natur der Sache. Die katholiſche Kirche, ſo lange ſie eine geſchloſſene Einheit war, ausgerüſtet mit einer weitverzweigten, faſt unwiderſtehlichen Machtfülle, hatte die Mittel in Händen, wirkliche oder vermeintliche Ketzer in ihre Gewalt zu bringen und zur beliebigen Rechenſchaft zu ziehen und ſie hatte ein nicht geringes Intereſſe, zur Aufrechthaltung dieſer Einheit jeden Widerſpruch gegen die von ihr ſanktionirte Lehre ſchon im Entſtehen zu erſticken, oder wenn er ſchon weiter um ſich gegriffen hatte, mit Gewalt niederzuhalten. Bei der neuen Religionsparthei aber fehlte ſowohl jene weitgreifende Macht als auch jenes Intereſſe; denn eine einzelne neu auftauchende Lehrmeinung vermehrte die ohnehin ſchon vorhandenen Gegner nicht um Vieles. Aber auch Luthers Anſichten ſprachen für eine mildere Behandlung der Ketzer. Einiges hieher gehörige iſt ſchon früher angeführt worden. Ueber das gewaltſame Verfahren gegen die Ketzer mit Verbrennen u. ſ. w. ſprach er das treffende Wort, wenn dieß gegen Ketzerei hülfe, wäre der Henker der beſte Theologe. Er wollte ſie hauptſächlich durch die Kraft des göttlichen Worts und ſtarkes Gebet bekämpft wiſſen, doch aber wehrete er nicht, daß man ihrem Umſichgreifen und Predigen ſich widerſetze, ſie als Läſterer und Widerſetzliche ſtrafe und im Nothfall vertreibe. Aber weit entfernt war er von dem päbſtlichen Brauche, Ketzer aufzuſuchen und auszuſpüren, und ſie zur Strafe zu ziehen; er begnügte ſich, wenn ſie nur nicht durch öffentliches Auftreten und Predigen Aergerniß gaben und verführten. Hören wir Luther ſelbſt in einer Predigt darüber ſprechen: „Summa es bleibt alſo, daß, wo Gott eine feine, reine Kirche anrichtet, da bauet ſogleich der Teufel eine Capelle darneben. Das iſt nun, wie das Evangelium ſagt: wo der Hausvater den guten Samen geſäet hat, da kommt der Feind und ſäet auch ſein Unkraut darunter. Daß man darum nicht erſchrecke! als ich ſelbſt im Anfang, da ich Gottes Wort rein zu predigen angefangen, erſchrack, und dennoch aus unſern Schulen und Kirchen darnach kamen Wiedertäufer, Sacramentirer, Antinomer und andere Rottengeiſter. Ich konnte aber nichts dazu, denn ich wußte, daß der Same recht und gut war; aber ehe ich mich umſah, da war der Teufel mit eingeſchlichen und böſer Samen unter den guten geworfen, der machet ſolch mancherlei Rotten und Schwärmerei. Alſo müſſen wir leiden, daß er allenthalben zu uns will und ſich unter uns machen; und dieweil dieß Leben währet, ſo thut ſich's nicht anders; es iſt im Anfang alſo geweſen und bleibet ſo bis an den jüngſten Tag. Aber hier iſt nun die Meiſterſchaft, wie man denen Sachen thun ſoll, wenn wir ſolches ſehen und erfahren und nicht wehren noch vorkommen können. Die Knechte des Hausvaters meinen der Sache zu rathen, und ſagen: Herr, willſt du, daß wir hingehen und das Unkraut ausjäten? Aber der Hausvater ſpricht: nein, nicht alſo, auf daß ihr nicht zugleich den Waizen mit dem Unkraut ausrottet. — Was iſt das? Wie ſoll man die Ketzer dulden und leiden, und doch auch nicht leiden? Wie ſoll ich mich darein ſchicken? raufe oder tilge ich das Unkraut an einem Ort aus, ſo thue ich Schaden dem andern Korn; und wächſt doch an einem andern Ort wieder. Alſo, ob ich ſchon einen Ketzer ausrotte, ſo geht doch derſelbe Samen, vom Teufel geſäet, an zehn Orten wieder auf. Sankt Paulus ſagt, einen Ketzer ſollſt du meiden! Da ſtehet der Text! thue ihn in Bann und habe nichts mit ihm zu ſchaffen. Wie willſt du aber das zuſammen bringen, nicht ausraufen und wachſen laſſen und dennoch meiden? Hier rath Rather gut! Auf daß man's aber deſto baß verſtehe, will ich ein Gleichniß geben;“ Er zeigt nun wie der Menſch in dieſem zeitlichen Leben ſeinen elenden, ſiechen, unſchönen und unreinen Körper doch mit ſich herum ſchleppen müſſe und ſich deſſelben nicht entäußern könne und wie auch der Fromme noch an vielen Sünden und Gebrechen leide, während er doch den Glauben habe; ſo verhalte es ſich auch mit der Kirche. „Wir können's nicht umgehen, daß wir nicht böſe Buben unter uns haben, als Ketzer, Rotten und falſche Lehrer. Ich ſoll ſie ausrotten und doch nicht todtſchlagen. Wie ſoll ich ihm denn thun? Ey, thue wie der Hausvater befiehlt, laſſe beide mit einander wachſen bis zur Ernte. Warte du Pfarrherr, Prediger u. ſ. w. treulich deines Amtes, halt an mit Lehren, Vermahnen und warne treulich dein Völklein für ſolchen Wölfen, ſteure und wehre ihnen, daß ſie ſich nicht eindringen und unterſtehen, öffentlich zu predigen. Denn daß ſie heimlich in Winkeln murren und ihr Gift ausgießen, kann man ihnen nicht wohl wehren. Aber auf die Kanzel oder Predigerſtuhl und zum Altar ſollſt du ſie, ſoviel bei dir ſtehet, nicht laſſen kommen. Darum magſt du alſo gegen ihnen handeln, daß du dich durch's Wort und Glauben wider ſie wehreſt. Laß dir deinen reinen Glauben, Bekenntniß und chriſtlich Leben nicht nehmen noch ſtopfen, vermahne und ſtrafe ſie, ſoviel du kannſt; will es nicht helfen, ſo thue ſie öffentlich in Bann, daß ſie Jedermann als ſchädlich Unkraut wiſſe zu halten und meiden. Das iſt die rechte Weiſe, damit wir uns von ihnen ſcheiden. Denn mit menſchlicher Gewalt und Macht können wir ſie nicht ausrotten, noch ſie anders machen, denn ſie uns damit oft weit überlegen ſind. Zudem können ſie ihre Sache wohl ſchmücken, geben große Weisheit und Heiligkeit für und haben ein Anſehen unter dem Volk; wie die ſchönen, großen Diſteln unter dem Korn ſtehen mit den braunen Köpfen, die höher wachſen und ein herrlicher Anſehen haben, denn das Korn; ſie haben feine, grüne Blätter, ſchöne, breite, braune Köpfe, wachſen, blühen und glühen daher, wie eine ſchöne Metze, ſind roth, ſchön und ſtark. Dagegen das liebe Korn keine ſchöne, herrliche Geſtalt hat, ſondern ganz bleichgelb im Felde ſtehet." — „Gleichwie ein Vater ſeinen ungerathenen Sohn eine Zeitlang duldet, doch alſo daß er nicht Herr im Hauſe ſey, noch in Gütern die Oberhand haben wolle und den Vater aus den Gütern ſtoßen, ſondern daß der Vater dennoch Herr bleibe: alſo muß man im Kirchenregiment die Böſen auch dulden und leiden; allein daß die Lehre rein behalten werde. So rein können wir's nicht machen, als hätten's die Tauben erleſen, bis an dem jüngſten Tage, da es wird rein werden und das Unkraut gar ausgerottet und ewiglich verbrannt werden.“ Hier iſt der Ort, anzugeben, was Luther von dem Banne hielt und in welchen Fällen er deſſen Anwendung gut hieß. Schon in ſeinen frühern Schriften ſpricht er ſich darüber aus: „Die Ausſchließung oder der Bann iſt nichts Anderes, denn eine Abſonderung von der Gemeinde Gottes, und daß Etliche aus der Gemeinſchaft der Glaubigen geſetzt werden. Es iſt aber die Gemeinſchaft der Chriſtgläubigen zweierlei: die eine geiſtlich und innerlich, die andre äußerlich und leiblich.“ Jene, die geiſtliche Gemeinſchaft, könne nur der Menſch ſelbſt durch ſeine Sünden auflöſen, aber die Kirche vermöge der äußerlichen Gemeinſchaft der Sacramente, des Leichenbegräbniſſes, gemeinen Gebets zu berauben. „In Bann thun und abſondern iſt an ihm ſelbſt nicht: die Seele dem Teufel geben; der Bann oder Abſonderung, ſo ſie recht gebraucht wird, iſt mehr ein Zeichen und Bedeutung, daß die Seele dem Teufel gegeben ſey und der geiſtlichen Gemeinſchaft der Kirchen beraubt.“ — „Der chriſtliche Bann iſt eine chriſtliche, mütterliche Ruthe, der chriſtlichen Kirche über den Leib und zeitliche Dinge verordnet, dadurch die Leute nicht zur Hölle geſtoßen, ſondern aus dem Rachen der Hölle geriſſen und zum Himmelreich genöthigt werden, darum ſolche Strafe des Banns mit aller Frohlockung anzunehmen und mit chriſtlicher Geduld zu tragen iſt.“ In einer andern Schrift ſagt Luther: „Dieſer Bann (Abſonderung von der Kirchengemeinſchaft und Verſagung der Sacramente) war vor Zeiten faſt im Gebrauch und heißt jezt der kleine Bann: denn darüber ſtreckt er ſich weiter, daß man auch verbeut Begräbniß, Verkaufen, Handeln, Wandeln und allerlei Gemeinſchaft der Menſchen, zuletzt auch Waſſer und Feuer: das heiſſet der große Bann. Daran haben Etliche nicht genug, ſondern über das Alles brauchen ſie wider die Verbannten weltliche Gewalt, durch Schwerdt, Feuer und Krieg ſie zu bezwingen; daſſelbe ſind aber mehr neue Sünde, denn gründliche Meinung der Schrift. Denn mit weltlichem Schwerdt zu handeln gehöret zu dem Kaiſer, Königen, Fürſten und Herrſchaften der Welt und gar nicht dem geiſtlichen Stand, deß Schwerdt nicht eiſern, ſondern geiſtlich ſeyn ſoll." Der Bann, recht gebraucht als Mittel zur Beſſerung, ſollte mehr geliebt als gefürchtet werden. Nicht allein aber die im Glauben, ſondern auch die im Wandel ſündigen und ein laſterhaftes Leben führen, ſoll er treffen; aber „es ſey Jemand ſchuldig oder unſchuldig im Bann, ſo ſoll ihn Niemand aus der Kirche treiben, ehe das Evangelium geleſen oder die Predigt geſchieht. Denn von dem Evangelio und Predigt ſoll und mag Niemand bannen und verbannt ſeyn, das Wort Gottes ſoll frei bleiben Jedermann zu hören. Ja, die im rechten Bann ſind, ob ſie vielleicht dadurch beweget, ſich erkennen und beſſern mögen. In Predigten lernen ſie eben, wo es ihnen fehlt." In ſpäterer Zeit antwortete Luther auf die Frage: ob man den Bann, weil er im Pabſtthum gefallen, wieder aufrichten müſſe und welchem

Zweck er dienen ſolle?: „Gott will noch heutiges Tages und immerdar haben, daß der Bann in der Kirche gelten und gehen ſoll, wo man recht damit umgehet, die Böſen zu ſtrafen und in Furcht zu halten. Denn der Befehl, den Chriſtus den Apoſteln und allen Kirchendienern gegeben hat, iſt darum nicht aufgehoben oder todt, ob er gleich eine Zeitlang nicht gebraucht oder wie im Pabſtthum mißbraucht iſt worden. Wir müſſen den Bann wieder aufrichten, wiewohl wir's bisher noch nicht haben getrieben, daß, wenn wir ſehen einen Wucherer, Ehebrecher, dem ſagen wir: höreſt du, es iſt das Geſchrei, du ſeyeſt ein ſolcher und ſolcher, darum ſo gehe nicht zum Sacrament, enthalte dich der Taufe, führe keine Braut in die Kirche; Summa, man verbiete ihm Alles, was der Kirche iſt. Aber ich fürchte auf unſerem Theil, unſre Pfarrherrn werden zu kühn ſeyn und in die leiblichen Dinge nach dem Gut greifen wie der Pabſt; wenn er Einen excommunicirte und in den Bann that, und er kehrete ſich nicht daran, ſo ſagte er: Er wir müſſen ihm auch den Markt u. ſ. w. verbieten, daß er nicht kaufe oder verkaufe. Das iſt der Teufel, wenn man zu weit greifen will. Zum Bann gehören ſein beherzte, freudige und verſtändige Pfarrherrn, in geiſtlichen Sachen wohl erfahren und geübt. Wir haben ihrer viel, die einen Muth und Herz haben in leiblichen Dingen, aber das thut's alleine nicht.“ An einen Freund ſchrieb Luther: „Ihr thätet wohl daran und ließe mir's gefallen, ſo Ihr den Bann wieder anrichten könntet nach Weiſe und Exempel der erſten Kirche: aber es würde den Hofjunkern Euer Vernehmen ſehr faul thun und ſie hart verdrießen, als die nun des Zwanges entwöhnt ſind. Noch wäre ſolche Disciplin vonnöthen, denn der Muthwille, daß Jedermann thut, was er nur will, nimmt zuſehends überhand und wird durchaus eine lautere Schinderei. Da geben die Regenten Urſache zu, ſehen durch die Finger, laſſen ſolchen großen Muthwillen ungeſtraft, als die jetzt nichts anders zu thun haben, denn daß ſie eine Schatzung über die andre ihren Unterthanen aufdringen u. ſ. w.“

Es war eine ſchwere Aufgabe, bei Losſagung von der römiſchkatholiſchen Kirche doch auch eine beſtimmte Kirchenordnung und Kirchenzucht herzuſtellen und aufrecht zu erhalten; was ſollte man vom Bisherigen beibehalten und was fallen laſſen? Was an die Stelle des Abgeſchafften ſetzen? Luther's Vorbild für die neue Einrichtung der Kirche war die älteſte, apoſtoliſche Kirche, aber die ganz veränderten Verhältniſſe machten auch manche Aenderungen nothwendig. Die apoſtoliſche Kirche war eine gedrückte und verfolgte, oder höchſtens geduldete, aber für die neue Lehre erklärten ſich bald bedeutende Fürſten und ſie wurde in großen Herrſchaften förmlich eingeführt, die Fürſten reformirten und wurden darin von den Theologen unterſtützt und ermuthigt, die daran kein Arg hatten. Als die mächtigſten Beſchützer und Verfechter der neuen, reinen Lehre kamen die Fürſten beinah unvermerkt dazu, ſich als die Oberhäupter der Kirche jeder in ſeinem Lande zu betrachten. Anfangs war dieß unverfänglich, weil die Fürſten nicht leicht etwas ohne den Rath der Theologen thaten, wie namentlich die ſächſiſchen Churfürſten, aber es war doch der Selbſtſtändigkeit der Kirche entgegen und bereitete ihr eine oft ſchädliche Abhängigkeit; jedenfalls aber hinderte es die Annäherung der neuen Kirche an die alte apoſtoliſche. Die Fürſten waren es, von welchen die neuen Kirchenordnungen ausgiengen und die die Viſitationen in's Werk ſetzten; aber ſie maßten ſich auch an manchen Orten die Verlaſſenſchaft der alten Kirche an Kloſtergütern u. ſ. w. an, was Luther durchaus nicht billigte, der dieſe Güter theils zur Verſorgung der Armen, theils zu Erhaltung der Prediger und Einrichtung von Schulen benützt wünſchte. „Die Fürſten ſollten mit den Kloſtergütern alſo handeln, daß von denſelben fürnehmlich die armen Leute, ſo in Stiftungen und Klöſtern ſind, verſorget würden und nicht ausgeſtoßen ſo nackt. Darnach ſollten ſolche Güter zu der Armen Nutz, ſonderlich zu Schulen verwandt werden, daß man wiederum mit Ernſt recht lernte chriſtliche Lehre und Anderes, das weltlich Regiment zu erhalten dient. Denn auch alles, was den alten Stiften gegeben iſt worden von Königen und Fürſten, iſt dazu gegeben worden, daß ſie ſollten chriſtliche Lehre erhalten.“ Weitläuftiger ſprach er ſich darüber aus, wie die geiſtlichen Güter zu behandeln ſeyen, in einer Vorrede zu der Ordnung eines gemeinen Kaſtens zu Leißnigk. „Weil wir hoffen, ſolch Euer Exempel ſolle gerathen, daß es gemein werde und daraus dann folgen will ein großer Fall der vorigen Stifte, Klöſter, Kapellen dazu denn auch gewaltiglich hilfet das heilige Evangelium, das wieder herfürbricht, iſt dennoch hierauf zu ſehen, daß ſolcher leidigen Stifte Güter nicht in die Rappuſe kommen und ein Jeglicher zu ſich reiſſe, was er erhaſchet. Darum habe ich gedacht, in der Zeit zuvor zu kommen, ſo viel mir gebühret und zuſtehet, mit chriſtlichem Rath und Vermahnung. Denn ſintemal ich's doch muß gethan haben, wenn die Klöſter und Stifte ledig werden, Mönche und Nonnen ſich wenigern, und Alles was dem geiſtlichen Stande zu Abbruch und Verkleinerung geſchehen mag, ſo will ich auch das nicht auf mir liegen laſſen, ſo etliche geitzige Wänſte würden ſolche geiſtliche Güter zu ſich reißen und mich als den, der Urſache dazu gegeben hätte, zum Schein fürwenden. Denn wiewohl ich beſorge, daß meinem Rath Wenige folgen werden, wenn es ſo ferner kommt; denn der Geitz iſt ein ungehorſamer, ungläubiger Schalk; ſo will ich doch das Meine thun und mein Gewiſſen entledigen, und ihr Gewiſſen beladen haben, daß Niemand ſagen möge, ich habe geſchwiegen oder zu langſam mich hören laſſen.“ — „Das iſt mein Rath, daß die Obrigkeit ſolcher (aufgehobner) Klöſter Güter zu ſich nehmen, und die übrigen Perſonen, ſo darinnen bleiben, davon verſorge, bis ſie ausſterben, auch reichlicher und milder, denn ſie vielleicht vorhin verſorgt geweſen ſind, damit man ja ſpüre, daß nicht der Geitz dem geiſtlichen Gut, ſondern chriſtlicher Glaube den Klöſtereien feind ſey. Auf's andre, die Güter ſolcher Klöſter, ſo die Obrigkeit zu ſich nimmt, ſollen dreierlei Weiſe gehandelt werden. Die erſte, daß man die Perſonen, die darin bleiben, verſorge. Die andere, daß man den Perſonen, ſo ausgehen, etwas Redliches mitgebe, damit ſie etwas anſahen und ſich in einen Stand begeben können, obſchon ſie nichts hineingebracht. Aber denjenigen, ſo hinein gebracht, iſt billig, daß man wieder giebt, je eines Theils. Denn hier ſoll chriſtliche Liebe und nicht menſchlicher Rechte Schärfe richten. Aber die dritte Weiſe iſt die beſte, daß man alles Andre laſſe zum gemeinen Gut eines gemeinen Kaſtens gelangen, daraus man nach chriſtlicher Liebe gebe und leihe Allen, die im Lande dürftig ſind, er ſey Edel oder Bürger, damit man auch der Stifter Teſtament und Willen erfülle. Denn es iſt kein größerer Gottesdienſt, als chriſtliche Liebe, die den Dürftigen dienet und hilft. Auch ſolle man die armen Erben von Stiftern davon unterſtützen, und was den Leuten auf wucherliche Weiſe abgenommen worden ſey, erſtatten. Aus den Bettelklöſtern in den Städten wären gute Schulen für Knaben und Mägdlein zu machen, wie ſie vor Zeiten geweſen ſind; aus den übrigen Klöſtern aber möchte man machen Häuſer, wo die Stadt ihrer dürfte.“ Eine Schrift, worin gleiche Grundſätze aufgeſtellt waren, wurde auf dem Convent zu Schmalkalden im Jahr 1537 von den Theologen den Fürſten übergeben und darin, neben Anerkennung guter Verwendung von Kirchengütern an manchen Orten, auch Klage geführt über Raub und Verſchleuderung, und die Obrigkeiten dringend aufgefordert, zur Erhaltung der Religion und des Kirchendienſtes dieſelben zuſammenzuhalten, und Kirchen und Schulen davon zu verſorgen. Die Fürſten anerkannten auch öffentlich ihre Obliegenheit, von den Kirchengütern einen ſolchen Gebrauch zu machen und verpflichteten ſich, für Aufſtellung tüchtiger Prediger und Seelſorger, auch von Superintendenten zu ſorgen, welche die Aufſicht führen ſollten. Die von den Fürſten ausgehende Ernennung zu geiſtlichen Aemtern, ſo Manches ſie auch für ſich haben mochte, war wenigſtens nicht in der Art der apoſtoliſchen Kirche, wo die Wahl galt, und die gewaltſame Einſetzung Amsdorfs zum Biſchof von Naumburg gefiel Luthern ſelbſt nicht ſonderlich. Das reichsunmittelbare Stift Naumburg ſtand in einem gewiſſen Schutzverhältniß zu Churſachſen, in kraft deſſen die Churfürſten auf die Wahl des Biſchofs öfters Einfluß geübt hatten. Die Stadt bat ſich bei Ausbreitung der Reformation von Luther einen Prediger aus, während das Domkapitel der katholiſchen Kirche treu blieb, und behauptete auch durch den Beiſtand des Churfürſten ihren Prediger. Bei Erledigung des Bisthums kam Johann Friedrich auf den Gedanken, daſſelbe mit einem evangeliſchen Geiſtlichen zu beſetzen und forderte ſeine Juriſten und Theologen zu einem Gutachten über die Rechtmäßigkeit ſeines Planes auf. Jene gaben ihre Zuſtimmung, aber dieſe, Luther an der Spitze, hielten es, wo nicht für unrecht, doch für gefährlich, etwas Gewaltſames zu unternehmen, und riethen ihm, ſich auf die Empfehlung eines tüchtigen Candidaten zu beſchränken. Das Capitel aber beſchleunigte ſeine Wahl, welche auf den gelehrten, einſichtsvollen und wohldenkenden Julius von Pflug fiel, der jedoch der alten Kirche anhieng. Der Churfürſt that anfangs gemäßigte Einſprache, aber als dieſe nicht fruchtete, ließ er das Schloß beſetzen und nach manchen Gegenvorſtellungen ſeiner Theologen den Amsdorf zum Biſchof weihen. Dieſe Weihung verſah (im Jahr 1542) Luther, welcher davon Veranlaſſung zu der Schrift nahm: Exempel, einen rechten chriſtlichen Biſchof zu weihen. „Wir armen Ketzer haben abermal eine große Sünde begangen, wider die hölliſche unchriſtliche Kirche des allerhölliſchſten Vaters, daß wir einen Biſchof im Stift Naumburg ordinirt und eingeweiht haben, ohn allen Chriſam, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch, Kohlen und was der großen Heiligkeit mehr iſt, darzu wider ihren Willen, doch nicht ohn ihr Wiſſen.“ Er unterſucht ſofort die drei Punkte: „Ob wir hierin Recht und Fug gehabt haben, wider des Capitels freie Wahl (wie man's nennt) einen andern Biſchof zu wählen und damit ſie ihrer freien Wahl zu entſetzen und aus der Gewähr zu heben? Dann: ob die Glieder und Stände des Stifts ohne Verletzung ihres Eids und Pflicht, dem Capitel im Fall des abgeſtorbenen Biſchofs (wie ſie ſagen) gethan, haben einem Andern hulden und ſchwören mögen? Zuletzt, ob's recht ſey, von ſolchen verdammten Ketzern die Weihe oder Ordination anzunehmen?“ Er wolle den Juriſten geiſtlichen Rechts ihre Diſputation laſſen und nur als Theologus oder als ein Ketzer und abtrünniger Papiſt davon reden; und zwar ſey der erſte Punkt durch die drei erſten Gebote erledigt; denn das Capitel ſey als abgöttiſch zu betrachten. „Ja, ja, ſie ſitzen in der Gewähr und Verjährung. Nun ſagen alle Rechte, man ſolle Niemand aus der Gewähr heben. Hie will mir's zu hoch und zu ſcharf werden. Wo kriege ich nun einen guten Juriſten und Prokurator? doch iſt einfache Antwort: Gott iſt Gott, der geſtehet keiner Creatur weder Gewähr noch Verjährung zu wider ſich und ſein Wort, denn er iſt ewig. Ewigkeit aber gehet über alle Gewähr und Verjährung. Wenn's zu thun wäre um die Kuh, wer die ſollte beim Schwanz nehmen, das iſt, wenn's zeitlich und weltlich Gut beträfe: da gälte Gewähr und was dergleichen iſt, aber in geiſtlichen, ewigen Sachen, da wir jetzt von reden, iſt Beſtand, Verjährung, Recht, Gerechtigkeit, ja auch alle Engel vom Himmel nichts, ſondern allein Gott alles und alles, alle Stunden, alle Zeiten, an allen Orten, in allen Perſonen. Denn er will und muß ungefangen, ungewähret und unverjähret bleiben, oder er wird alles überwähren und überjähren in der Hölle, wie er doch ohne das thun wird am jüngſten Tage. Er hat Macht, alle Stunde den Teufel auszutreiben, das ſollt Ihr ihm nicht wehren, dazu auch aller Welt Weſen zu ändern, da wird er Euch nicht um Rath fragen. Wer will ihm Ziel, Zeit, Rechte, Stätte und Perſonen vorſtellen, ſo er ſolches Alles ſchaffen, machen und geben muß?“ Auf den zweiten Punkt giebt er die Entſcheidung: wo kein rechter Eid geleiſtet worden iſt, da iſt auch kein Meineid. Der Biſchof aber, dem der Eid geleiſtet worden, iſt nicht der rechte Biſchof geweſen. „Iſt doch unſre Meinung nicht geweſen, daß man die Stift zerreiſſen wolle, ſondern ein Exempel ſtiften, wie man möchte die Stifte reformiren und chriſtlich regieren. Es wird begehrt, daß die unchriſtlichen Perſonen geändert, ja vielmehr der Perſonen Herz und äuſſerlich böſes Weſen gebeſſert werde, daß ein Biſchof ſein biſchöflich Amt, die Domherrn ihr kanoniſch Amt üben, dazu ſie verordnet und geſtiftet ſind. Denn das kann ich mit Wahrheit rühmen, daß ich mit dem frommen Herrn Fürſt Georgen von Anhalt mehr denn einmal geredet, auch gebeten habe, daß ſeine Fürſtliche Gnade doch dazu rathen und helfen wollten bei den hohen Biſchöfen und Stiften, daß ſie wollten darzu thun, damit die Stifte nicht zerriſſen würden, aus mancherlei Urſachen. Denn ich ſie nicht gerne ſehen wollte zerreiſſen, wäre auch deutſchem Lande nicht gut, ſonderlich zu dieſer Zeit, da der Geitz die Welt wild, toll und thöricht gemacht hat.“ — „Müſſen doch unſre weltlichen Herrſchaften jetzt Nothbiſchöfe ſeyn und uns Pfarrherrn und Prediger (nachdem der Pabſt und ſeine Rotten nicht dazu, ſondern dawider thut) ſchützen und helfen, daß wir predigen, Kirchen und Schulen dienen können, wie Jeſaias ſagt Cap. 49, 23: Könige ſollen dich nähren, und Könige ſollen dich ſäugen, wie ſie denn vor Zeiten ſchier allzureichlich gethan, und wo das Evangelium ſie fromm gemacht hat, noch thun.“ Ueber den dritten Punkt, ob's zu verantworten ſey, daß ein Ketzer einen Biſchof geweiht, äuſſert er ſich ſo: „Ich für meine Perſon weiß nichts Gut's von mir zu ſagen, viel weniger zu rühmen. Ich bin, wie alle Menſchen, in Sünden und Tod geboren unter dem Teufel; lebe auch noch, daß ich's gern beſſer hätte, ohne daß ich unter dem Teufel nicht mehr bin. Iſt was Gutes in mir, ſo iſt's ja nicht mein, ſondern meines lieben Herrn Gottes und Heilands Jeſu Chriſti, deß Gaben ich nicht läugnen ſoll, nemlich daß ich die heil. Schrift, (wiewohl wenig,) viel beſſer verſtehe und beſſer weiß einen chriſtlichen Biſchof zu weihen, weder der Pabſt ſammt allen den Seinen, die der heiligen Schrift und Gottes Wort ſammt allen ſeinen Biſchöfen feind ſind. So iſt unſer Gewiſſen vor Gott ſicher und frei, daß wir recht und wohl gethan haben." — „Des weltlichen Gut's oder Herrſchaft halben habe ich droben geſagt, es ſolle das Bisthum hiemit nicht zerriſſen werden, ſondern ein frei Corpus bleiben wie zuvor, mit aller ſeiner Gerechtigkeit. Denn wie wir müſſen die Pfarrgüter und ihre Gerechtigkeit nicht reißen von den Pfarren, (weil ein Pfarrer Hände und Füße nicht eſſen kann,) ſo ſollen auch die Güter bei dem Bisthum, welches eine große Pfarre iſt, bleiben." Aber auſſer den Gütern und Vermögen hatte man noch eine weitere Erbſchaft vom Pabſtthum überkommen, welche ebenfalls Luther'n viel Verdruß und Geſchäft machte, die kanoniſchen Geſetze. Er hatte ſie zugleich mit der päbſtlichen Bannbulle verbrannt; aber die Juriſten, an welche er die Gerichtsbarkeit von den Geiſtlichen verwieſen hatte, wollten ſich von dem kanoniſchen oder päbſtlichen Recht nicht trennen, und machten daſſelbe noch immer in Sachſen ſelbſt zur Norm für ihre Entſcheidungen,

z. B. in Eheſachen. Luther fand ſich mit denſelben in beſtändigem Widerſpruch und fühlte, daß durch die Abgebung der Gerichtsbarkeit in ihre Hände, wenig gewonnen ſey. In einem Briefe an den Grafen von Albrecht Mansfeld über eine Eheſache ſchrieb er: „Der Eheſachen halber weiß ich nicht viel mehr, denn ich zuvor geſchrieben habe. Es haben mich die Bauern und rohen Leute, die nichts denn fleiſchliche Freiheit ſuchen, darnach die Juriſten, ſo allzeit unſern Sentenzen das Gegentheil ſprechen, ſo müde gemacht, daß ich die Eheſachen von mir geworfen und Etlichen geſchrieben, daß ſie es machen in aller Teufel Namen wie ſie wollen. Laſſet die Todten ihre Todten begraben. Denn wenn ich ſchon viel rathe, ſo kann ich darnach nicht helfen den Leuten, wenn ſie darüber verruckt und geplagt werden. Die Welt will den Pabſt haben; ſo habe ſie ihn denn auch, wenn es nicht anders ſeyn kann. Ich habe bisher noch nicht Einen Juriſten, der wider den Pabſt in ſolchen und dergleichen Stücken mit mir und bei mir halten wolle, alſo daß ſie meine Ehre und Bettelſtücke nicht gedenken meinen Kindern zuzuſprechen, noch eines Prieſters. Das iſt auch Eure und andrer Herren Schuld, die ſie ſtärken und uns Theologen drücken. Es ſteht darauf, was Ihr Herren zulaſſen wollt; denn wir Theologen können nichts und gelten auch nichts; deß bin ich froh und wohlzufrieden und ſage: laſſet die Todten ihre Todten begraben!“ Aus einer Predigt Luther's, veranlaßt durch einen Streit über Gültigkeit heimlicher Verlöbniſſe, dergleichen damals viele vorkamen, große Verdrießlichkeiten veranlaßten, von den Juriſten aber verfochten wurden, heben wir Folgendes aus: „Wir ſollen wohl merken und recht lernen verſtehen, was die Herrſchaft dieſes Bethlehemitiſchen Herrn und Königs Chriſti ſey, daß man recht unterſcheide weltlich und geiſtlich Regiment. Hiebei ſind nun meine Gedanken dieſe: wir haben geſchrieben, daß man die Regiment recht unterſcheide; ſo hab' ich nun unſern Herrn Juriſten gedräut, ich wolle ihnen den Pelz waſchen; die wollen nicht von uns lernen, daß ſie doch einen Unterſchied machen unter dem Bethlehemitiſchen und Kaiſerlichen Regiment. Denn ich kann nicht leiden, daß ſie ſich über dieſen Herrn erheben. Ich thue es nicht, ſprichſt du? Ja, du thuſt's, du willſt uns den Pabſt wieder hereinbringen, wie ſie denn gut Päbſtiſch und Mainziſch ſind. Ich bin nicht darum hie, daß ich will von ihnen lernen, was recht ſey, ſondern ich will ſie lehren; und will's nicht leiden, wenn ihrer tauſend über mir wären. — Wir armen Prediger haben gerathen, gelehrt und geſchrieben, zu Troſt und Unterricht der armen Gewiſſen, man ſolle heimliche Gelübde (Verlöbniſſe) verkünden. Darauf hat der löbliche Churfürſt zu Sachſen geboten, daß man nicht heimliche Verlöbniß geſtatten ſollte. Und ſollen's die Juriſten nicht umſtoßen, wären ſie noch ſo kraus, klug und prächtig. Doch wenn ſie werden gerathfragt, ſprechen ſie: Was fragen wir darnach! die Theologen werden's wohl ausführen und verantworten; wir laſſen ſie dafür ſorgen. Wir müſſen, unſern Pflichten nach, aus und nach beſchriebenen Rechten ſprechen, was recht iſt u. ſ. w. —

Das danke dir der Teufel! Warum läſſeſt du uns denn nicht zufrieden? Was gehet dich des Herrn Chriſti Regiment an. Heißt das ein Juriſte ſeyn, ſein eigen Gewiſſen nicht anſehen, noch achten, was er handele? So heißt der Teufel auch ein Juriſt, der iſt ihr Doktor, bei dem ſie in die Schule gehen. Ich bin zornig, liebes Volk! verzeihet mir um Gottes willen, es geſchieht aus einem großen Eifer, die Lehre des Evangelii rein zu erhalten; ſonſt wollte ich ſie wohl ihres Dings warten laſſen.“ — „Wohlan, weil ſie den Pomeran nicht für einen Biſchof dieſer Kirchen halten, noch mich für ihren Prediger, ſo ſollen ſie auch nicht in dieſer Kirche ſeyn; ich will ſie auch nicht für meine Schäflein halten, denn ſie hören meine Stimme nicht, und will ihnen ein Loch zur Thüre ausweiſen. Wenn ſie des Pabſt's Heuchler und Geſchwärme ſeyn wollen, ſo mögen ſie es bleiben, unſer müßig gehen und unſre Kirche zufrieden laſſen. — Es ſoll ihnen der Uebermuth gebrochen und geſteuert werden, daß ſie die chriſtliche Gemeinde Gottes, die unſer lieber Churfürſt zu Augsburg auf dem Reichstag confirmiret, und all ſein Land und Leute, Leib und Leben dabei zugeſetzt, nicht ſollen ſchmähen, oder ſie ſollen ſelbſt geſchmähet werden. Sie müſſen aus unſerer Kirche und ſollen nicht hierin ſeyn, ſondern wir wollen ſie ausweſtern aus dem Stuhl, darein ſie ſtehen, weil ſie mit dem Pabſt wieder herein ſchleichen wollen. Wir wollen nicht leiden, daß man die Gewiſſen alſo verwirren ſoll, ſo wird's der fromme Churfürſt auch nicht leiden, daß der Biſchof von Mainz ſoll hier ſeine

Juriſten haben und uns unſer Conſiſtorium regieren. Sie greifen mir, ja Gott in's Regiment; das kann und will ich nicht leiden noch haben, daß der Pabſt und Mainz mit ihren garſtigen Juriſten ſollten die Kirche regieren.“ So erbittert war Luther über den Unfug der heimlichen Verlöbniſſe mit ihren ſchlimmen Folgen, daß er feierlich erklärte: „Darum gebiete ich, Dr. Martinus, im Namen des Herrn, unſers Gottes, daß ſich Niemand heimlich verlobe, und verdamme im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geiſtes in Abgrund der Höllen Alle, die ihnen anhangen und helfen, ſolch' Teufelswerk fördern.“ Es gieng damals in der That etwas kraus zu, wie nicht anders ſeyn konnte, ſo lange das Verhältniß zwiſchen dem Staat und der neuen Kirche noch nicht feſtgeſetzt war. Die Juriſten hielten ſich an das alte Herkommen, wo ein neues Geſetz fehlte, und Luther ſah in der Abweichung von ſeinen Anſichten eine Vorliebe und Hinneigung zum Pabſtthum. Hier drängt ſich auch die Frage auf, welche Stellung denn Luther ſelbſt in der neuen Kirche einnahm? Es wurde gebräuchlich die neue Lehre und Parthei mit ſeinem Namen zu bezeichnen, dagegen aber verwahrte er ſich: „Ich bitte, man wolle meines Namens ſchweigen und ſich nicht Lutheriſch, ſondern Chriſten heißen. Was iſt Luther? Iſt doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Wie käme denn ich armer Madenſack dazu, daß man die Kinder Chriſti ſollt mit meinem heilloſen Namen nennen? Nicht alſo, lieben Freunde! laßt uns tilgen die partheiiſchen Namen und Chriſten heiſſen, deß

Lehre wir haben. Die Papiſten haben billig einen partheiiſchen Namen, dieweil ſie nicht begnüget an Chriſti Lehre und Namen, wollen auch Päbſtiſch ſeyn; ſo laß ſie Päbſtiſch ſeyn, der ihr Meiſter iſt. Ich bin und will Keines Meiſter ſeyn. Ich habe mit der Gemeine die einige gemeine Lehre Chriſti, der allein unſer Meiſter iſt.“ Aber trotz dieſes Widerſpruchs der Demuth und Beſcheidenheit erhielt ſich doch der Name, und was wichtiger und weſentlicher war, Luther wurde fortdauernd gewiſſermaßen als das Haupt der neuen Religionspartheі betrachtet, wie er es denn freilich in manchen Beziehungen war. Hier drängt ſich die Beobachtung auf, daß, während er Benennungen und Aeuſſerungen, wodurch er als Stifter und Oberhaupt einer Kirche bezeichnet wurde, lebhaft ablehnte, (man ſehe die Briefe an Melanchthon von Coburg aus,) er doch in ſeinem Tone und ſeinen Forderungen ein Uebergewicht ſeiner Anſichten geltend machte, welchem kein Andrer ſich entgegenſtellen konnte. Weit entfernt war er, eine Unterwerfung unter ſeine Behauptungen für ſich als Menſch in Anſpruch zu nehmen, denn er ſcheute ſich vor keinem, auch noch ſo ſtarken Bekenntniß ſeiner menſchlichen Schwäche und Sündhaftigkeit: aber es lebe in ihm ſtärker als in jedem Andern die Ueberzeugung, aus ſichrer und klarer Anſchauung und Erkenntniß göttlichen Willens zu lehren und zu predigen. Den Vorwurf eitler Selbſtüberſchätzung wird kein Unbefangener gegen einen Mann erheben, der ſich an dieſem Glauben, ein beſonderes Werkzeug der göttlichen Wahrheit zu ſeyn, nie mit behaglichem Wohlgefallen weidete, ſondern durch denſelben zu unermüdetem Wirken angeſpornt, ſich in heiligem Eifer, ein anderer Elias, beinahe ſelbſt verzehrte. Daß ihn ſein Bewußtſeyn nie getäuſcht, daß ſich nie menſchliche Beweggründe, ihm unbewußt, mit eingeſchlichen haben, wo er ganz nur im Intereſſe der ewigen Wahrheit zu reden und zu handeln meinte, das mochten manche Zeitgenoſſen und ſpätere blinde Verehrer annehmen: aber auch jenen Nimbus heiliger Unfehlbarkeit weggenommen, wird kein Verſtändiger den großen Mann zu bewundern und zu lieben aufhören, weil ihm menſchliche Schwächen anhiengen, und gerne wird man zugeben, daß zu einem ſolchen Glauben an den eignen Beruf ſchon eine hohe Seele gehörte. Uebrigens verſchmähte es Luther, durch Annahme einer äußern Würde eine höhere Stellung in der neuen Kirche ſich zu ſichern, und Er, der den Amsdorf zum Biſchof weihte, was bisher immer durch einen Höhern geſchehen mußte, begnügte ſich mit dem Amte eines Lehrers und Predigers an der Univerſität. Sein Einfluß und überwiegendes Anſehen war nur Folge des freiwilligen Vertrauens, das ihm Hohe und Niedere ſchenkten, und zur Durchführung ſeiner Wünſche ſtanden ihm nur Verwendungen, Bitten und die Macht ſeines Worts zu Gebot.

Zwei Fälle ſind zu erwähnen, wo Luther, gegenüber von Fürſten, gleichſam als Kirchenhaupt ſich benahm, das einemal gezwungen, das andremal aus eigenem Antrieb. Der Landgraf Philipp von Heſſen glaubte Gründe von genügender Dringlichkeit zu haben, neben ſeiner rechtmäßigen, doch wider Willen geheiratheten Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Georg von Sachſen, noch eine Gemahlin, ein Edelfräulein ſeiner Schweſter, ſich antrauen zu laſſen, und wandte ſich, als ſeine Geiſtliche ihm ihre Zuſtimmung verſagten, an die zwei angeſehenſten Theologen in Wittenberg, Luther und Melanchthon, mit der Bitte, ſeine Doppelehe zu genehmigen. Er wußte ſein Verlangen mit manchen, theils aus der Schrift, theils von ſonſtigen Umſtänden hergenommenen Gründen zu unterſtützen, erinnerte an den Vorgang der Doppelehe des Grafen von Gleichen, zeigte, daß auf dieſe Weiſe eher Aergerniß vermieden als gegeben werde, und deutete an, daß die Verweigerung der Genehmigung ihn bewegen würde, ſich wegen der dazu erforderlichen Diſpenſation an den Kaiſer zu wenden. Doch würde er ſich dazu nur ſehr ungern entſchließen und die Erlaubniß von Luther und Melanchthon weit höher anſchlagen. — Dieß Verlangen mußte den beiden Männern ſehr unwillkommen ſeyn, da es ſie in die böſe Wahl verſetzte, entweder den für die Sache der Evangeliſchen ſo wichtigen Landgrafen vor den Kopf zu ſtoßen, oder einem ihnen jedenfalls mißfälligen Schritte von böſem Beiſpiel ihre Zuſtimmung zu ertheilen. Luther und Melanchthon machten den Landgrafen ernſtlich aufmerkſam auf die großen Nachtheile und Aergerniſſe, welche die Sache unausbleiblich zur Folge haben müßte, beſonders für das Evangelium, „denn es iſt jetzund die Weiſe in der Welt, daß man gern die Schuld auf die Prädikanten legt, ſo etwas Beſchwerliches fürfällt.“ Am Ende gieng ihre Antwort darauf hinaus, daß ſie ihm riethen, wenn er ſich nicht von ſeinem Vorſatze, wie wünſchenswerth wäre, wollte abbringen laſſen, er doch die Sache ganz geheim halten ſolle, für welchen Fall ihm Dispenſation gegeben werden möge, ohne daß jedoch damit ein Geſetz aufgeſtellt werde. — Bucer, der Unterhändler dieſer Sache, muß den Wittenbergern den Vorſatz Philipp's ſchon als einen unwiderruflich beſchloſſenen vorgeſtellt haben, wo dann freilich die Theologen zunächſt darauf hinarbeiteten, das Unvermeidliche möglichſt des Aergerniſſes zu entkleiden. Der Churfürſt aber, an den ſich Bucer auch mit ſeiner Mittheilung wandte, äußerte den größten Widerwillen und Abſcheu und ließ ſich nicht einmal durch die ihm ſchriftlich vorgezeigte Einwilligung der Landgräfin in die Doppelehe zur Zuſtimmung bewegen. Im Anfang des Jahrs 1540 wurde in Anweſenheit Melanchthons und Bucer's die Trauung zu Rotenburg an der Fulda vollzogen, und ſollte nach dem Rathe der Theologen ganz geheim gehalten werden. Aber dennoch kam die Sache aus, verurſachte großes Geſchrei und dem Landgrafen viele Unannehmlichkeit. Um mit dem erbitterten Churfürſten wieder in's Reine zu kommen, ſchlug der Landgraf eine Zuſammenkunft von Räthen und Theologen vor, welche zu Eiſenach gehalten wurde, und wo von ſächſiſchen und heſſiſchen Theologen, in Uebereinſtimmung mit jenem frühern Bedenken Luther's und Melanchthon's, beſchloſſen wurde: daß ſich ein Fall zutragen könne, wo auch ein Chriſt zwei Weiber zugleich haben dürfe, nämlich aus Noth des Gewiſſens oder um größere Sünde zu verhüten. — Der Landgraf aber hatte auf's heftigſte betheuert, daß er aus Drang ſeines Gewiſſens auf dieſen Schritt verfallen, und ſchrieb an Luther: „ich hoffe, Gott habe Euch entdeckt, was mich gedrückt; wo Ihr aber noch nicht zufrieden ſeyd, ſo will ich zu Euch und Eurem gnädigen Herrn kommen, und Euch beichtweiſe Dinge ſagen, daß Ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet; ſie würden aber wahrlich übel lauten, Gott erbarme es. Rede ich die Unwahrheit, ſo ſtrafe mich Gott; ich habe auch Beweis.“ Melanchthon verſichert: der Landgraf habe ihm Dinge entdeckt, die er Niemand als Luther'n angezeigt, aus welchen genugſam erſcheine, daß ſie um keiner geringen Urſache demſelben dieſe Sache zugeſtanden. Zwiſchen den ſächſiſchen und heſſiſchen Theologen war die Uneinigkeit, daß die letztern, obwohl ſie zugaben, daß man nur aus höchſter Noth, mit Einwilligung der vornehmſten Glieder der Kirche diſpenſiren könne, doch nicht ſo ſehr auf Geheimhaltung drangen, wie Melanchthon und beſonders Luther. Die Meinung des letztgenannten iſt aber hauptſächlich darum bemerkenswerth, weil man daraus erſieht, wie er mehr dem Gewiſſen des Landgrafen rathen, als durch ſeine Zuſtimmung ein äuſſerlich gültiges Geſetz aufſtellen oder auch nur eine Ausnahme von der Regel förmlich anerkennen wollte. An den Churfürſten ſchrieb er: „den Brief des Landgrafen habe er verbrannt, damit die Sache geheim bleibe und denſelben nochmals ermahnt, ſie geheim zu halten. Sie ſolle und müſſe heimlich gehalten und nicht gerühmt werden. Weil er es ſo hoch zu ſeiner Seligkeit achte, möge Gott Glück dazu geben. In einem Brief an Eberhard von der Thanne ſchrieb er: „Ich will auf das Heimlichſte halten, was mir der Landgraf durch Bucer'n beichtweiſe entdecket, auch zu meiner eigenen Schande. Es iſt beſſer, man ſage, der Luther habe närriſch gehandelt, (haben doch viel weiſere Leute, denn ich bin, genarret,) als daß ich die Urſachen kund mache, um deren willen wir dem Landgrafen nachgegeben. Denn das brächte ihm viel größere Schande und machte die Sache viel ärger.“ Auf der Zuſammenkunft in Eiſenach drückte er ſeine Meinung in Folgendem aus: „Man kann unmöglich die Sache öffentlich behaupten. Wenn aber der Landgraf dennoch, zum Nachtheil und Beſchwerung der ganzen Confeſſion oder unſrer Kirchen, zur Ausbreitung derſelben ſchreiten will: ſo iſt nöthig, daß er mit allen Ständen zuvor davon kommunicire. Ich und Melanchthon können nichts thun und ehe ich dieſe Sache wollte öffentlich vertheidigen, ehe wollte ich läugnen, daß ich und Melanchthon die Antwort geſtellt, (denn ſie iſt in Geheim gegeben; wo ſie demnach auskömmt, ſo wird ſie nichts ſeyn,) oder wenn dieß Läugnen nicht beſtehet, und unſere Antwort nicht für einen Beichtrath, wie ſie in Wahrheit iſt, ſondern für ein Bedenken gehalten wird, ſo will ich lieber bekennen, daß ich geirret und genarret habe und will um Gnade bitten; denn das Aergerniß wäre ganz unleidlich. Der Landgraf ſollte ſich genügen laſſen, daß er die Metze heimlich mit gutem Gewiſſen haben kann laut ſeiner Fürſtlichen Gnaden Beichte und unſers Beichtraths; dabei bleibe ich.“ Er machte auch ausdrücklich dem Landgrafen zur Pflicht, in ſeinem Lande öffentlich wider die Vielweiberei lehren und ſchreiben zu laſſen und erklärte ihm: vor Gott könne er ſeine Sache aus der geheimen Beichte und Noth wohl vertreten, aber vor der Welt und nach dem jetzt herrſchenden und bräuchlichen Recht könne und wolle er ſie nicht vertheidigen. — In dieſem Falle wurde alſo von Luther eine Diſpenſation verlangt, wie man ſonſt öfters vom Pabſt begehrt hatte, aber wohl zu beachten iſt, daß er dem von ihm ertheilten Rath durchaus keine von der Kirche anzuerkennende Verbindlichkeit und Autorität beilegte, ſondern im Gegentheil die Gültigkeit deſſelben eigentlich an die Geheimhaltung des Schrittes knüpfte, mithin als ein Gott verantwortlicher Beichtvater, nicht als Geſetzgeber der Kirche handelte, wozu er ſich durch die Anfrage des Landgrafen etwa hätte verſucht fühlen können.

Eine andre Gelegenheit, ſeine Stimme kräftig zu erheben und, wie vor Zeiten der Römiſche Biſchof, Frieden zu gebieten, bot ſich Luther'n bei dem ſogenannten Fladenkrieg dar. Der Churfürſt von Sachſen hatte in der zum Stift Meiſſen gehörigen Stadt Wurzen die Türkenſteuer für ſich allein ausſchreiben laſſen und als der Herzog Moritz von Sachſen ſich der Stadt dagegen annahm, rückten beide Theile einander mit Heeresmacht entgegen; der Kriegszug begann am Palmſonntag (1542) und daher der Name. Der Landgraf eilte zur Verſöhnung herbei und Luther erließ eine Ermahnung zum Frieden an die beiden Fürſten folgenden Inhalts: „Gnädigſter, Gnädiger, Ehrwürdige u. ſ. w., mir iſt ſolch ernſt Fürnehmen und plötzlicher Zorn zwiſchen beiden, Euer Churfürſtlichen und Fürſtlichen Gnaden ſowohl als andern erſt heute recht kund worden. Und wiewohl mir als Prediger und geiſtlichen Amts hierin weder zu richten noch zu handeln ichtes gebührt, weil es ſo gar eitel weltliche Sachen ſind, da mir auch nicht viel zu wiſſen befohlen iſt: ſo ſtehet doch da Gottes Wort 1 Tim. 2, welches uns Predigern und der ganzen Kirche gebeut, für die weltlichen Herrſchaften zu ſorgen und zu beten um Frieden und ſtilles Weſen auf Erden. Nun das eine Stück unſrer Sorge iſt geſchehen und geſchieht noch täglich von ganzem Herzen, nämlich das Gebet. Das andere, daß wir auch müſſen Gottes Wort und Befehl anzeigen in allerlei Anfechtungen, es ſey zu tröſten die Betrübten oder zu vermahnen die Angefochtenen oder zu ſchrecken die Halsſtarrigen und dergleichen: damit ich nun hierinne das Meine auch thue und für Gott mein Gewiſſen entſchuldigt habe, ſo bitte ich auf's unterthänigſte, Euer Churfürſtliche und Fürſtliche Gnaden wollten mich gnädiglich hören, denn ich will nicht mein, ſondern Gottes Wort reden. Er ſpricht aber: ſelig ſind die Friedfertigen, denn ſie ſollen Gottes Kinder heißen. Ohne Zweifel wiederum wird's heißen: Vermaledeiet ſind die Friedbrecher, denn ſie müſſen des Teufels Kinder heiſſen. Solcher Spruch, weil er Gottes des Allmächtigen iſt, wird keinen Unterſchied der Perſon achten, wie hoch ſie ſeyen, ſondern Alle unter ſich haben und gebieten Frieden zu halten bei Verluſt ewiger Seligkeit oder

der Kindſchaft Gottes. Darum iſt dieß das erſte Gebot Gottes, daß Euer Churfürſtlichen und Fürſtlichen Gnaden ſchuldig ſind, vor allen Dingen zum Frieden zu trachten, zu rathen und helfen, und ſollt's auch Leib und Gut gelten, will geſchweigen ſolchen liederlichen und geringen Schadens, ſo jetzt in dieſem gegenwärtigen Fall mag fürſtehen. Denn ohne Verletzung des Gewiſſens zu Fährlichkeit ewiger Verdammniß werden Euer Churfürſtliche und Fürſtliche Gnaden in dieſem geſchwinden Zorn und Unfriede wider ſolch göttlich Gebot nicht können fortfahren."

„Iſt doch das Städtlein Wurzen nicht werth der Unkoſt, ſo bereits darauf gegangen iſt, ſchweige ſolchen großen Zorns ſo großer mächtiger Fürſten und trefflicher Landſchaften, und würde bei vernünftigen Leuten nicht anders angeſehen, denn als zween volle Bauern ſich ſchlügen in Kretſchmar um ein zerbrochen Glas oder zween Narren um ein Stück Brods, ohne daß der Teufel und ſeine Glieder aus ſolchem Funken gern ein groß Feuer anblieſen und alſo den Feinden eine Freude, den Türken ein Gelächter, dem Evangelio eine ſonderliche Schande aufthäten, auf daß der Teufel rühmen möchte durch ſeine Läſtermäuler: ſiehe da, das ſind evangeliſche Fürſten und Landſchaften, ſo aller Welt den Weg zum Himmel weiſen wollen und alle Menſchen die Wahrheit lehren und ſind ſolche Narren worden, daß ſie ſelbſt noch nicht wiſſen, auch geringe weltliche Sachen mit Recht und Vernunft fürzunehmen; Pfui die Evangeliſchen an. Das würde Gott trefflich übel gefallen, daß ſein Name ſo ſollte um unſer willen entheiligt werden.“

„So wäre auch dieſer Krieg, wie beide Theile wohl wiſſen, (wo ſie es bedenken,) kein Krieg, ſondern eine rechte Aufruhr, ja wohl eine Hausaufruhr, da Vater und Sohn, Bruder und Vetter in einander fallen. Da ſind beide Fürſten unter zweier Schweſtern Herzen gelegen, darnach der Adel unter einander gevettert, geſchwiſtert, geſchwägert, gefreundet, ja faſt gebrüdert, gevattert, geſöhnet, daß es wohl mag heiſſen: Ein Haus, Ein Blut; auch Bürger und Bauern gegen einander Söhne und Töchter gegeben und genommen, daß es nicht näher ſeyn könnte. Und ſolche Nähe ſollte durch den leidigen Teufel ſo in einander geſtürzt und gemenget werden um einer Laus oder Nüſſe willen. Sollt' doch Gott mit Donner und Blitz plötzlich darein ſchlagen, ſonderlich weil wir Chriſten ſo unſinnige Teufel ſeyn wollen, und wäre beſſer Türken und Tataren im Lande leiden. Ich gedenke Herzogs Friedrich's, ſeliger Gedächtniß, da er mit Erfurt übel ſtund, wollten ihm etliche Krieger Erfurt erlaufen, wo er fünf Mann wagen wollt'. Es wäre zu viel, ſprach er, an Einem Mann; ſo doch Erfurt viel ein andrer Braten in die Küche war, denn Wurzen. Das war ein Fürſt!“ Dringend bittet er dann beide Fürſten, in ſich zu gehen und die Schande eines ſolchen Kriegs nicht auf Sachſen zu laden, „und, da Gott für ſey, wenn ein Fürſt oder Landſchaft Friede und Recht wegern und mit dem Kopf wider Gott laufen und dem rachgierigen Zorn nachlaufen wollten, in dem Falle, den Gott gnädig abwende, trete ich zu dem Theil, es ſey mein gnädigſter Herr der Churfürſt oder mein gnädiger Herr Herzog Moritz (denn es gilt hie keines Heuchelns; ich rede für Gott auf mein Gewiſſen,) ich trete, ſage ich, in dem Fall zu dem Theil, das Friede und Recht anbeut, leiden kann und begehrt.“ Dem andern Theil aber verſtattet er die Nothwehr. „Und wo es dahin käme, da Gott für ſey, daß man zu Felde zöge oder ſonſt zum Angriff geriethe, ſo bücket eure Häupter hieher gegen Wittenberg zu uns, und empfahet unſre Hände, die ich hiemit Euch verheiſſe zu Vergebung Eurer Sünde, als die ſich aus Noth wehren und gerne Recht leiden und haben wollten, und damit auch deßfalls vor Gott gerecht ſeyd und glaubet unſerer Abſolution. Darnach ſeyd getroſt und unerſchrocken! laßt Spieß und Büchſe gehen in die Kinder des Unfriedens, Zorns und der Rache, Gottes Wille geſchehe! Wer ſtirbt, der ſtirbt ſeliglich als in Gehorſam und Nothwehr, ſeinen Fürſten und Land zu ſchützen. Dem andern rachgierigen und unfriedlichen Haufen verkündige ich hiemit, daß ſie wiſſen und ſich nicht entſchuldigen ſollen am jüngſten Tage und Gericht; daß ſie ſich ſelbſt in den Bann gethan und in Gottes Rache gegeben und, wo ſie im Krieg umkommen, ewig verdammt ſeyn müſſen mit Leib und Seel'. Und rathe auch treulich, daß, wer unter ſolchem unfriedlichen Fürſten kriegt, er laufe, was er laufen kann, aus dem Felde, errette ſeine Seele und laſſe ſeinen rachgierigen, unſinnigen Fürſten allein, und ſelbſt mit denen, ſo mit ihm zum Teufel fahren wollen, kriegen. Und bitte und hoffe, Gott werde dem rachgierigen Haufen ein verzagtes Herz, zitternde Hände und bebende Kniee geben, wie Moſes ſagt, daß ſie durch ſieben Wege fliehen, da ſie durch einen herauskommen ſind. Amen.“

So viel galt Luther's Stimme bei den evangeliſchen Fürſten und ſo wenig nahmen ſie an ſeiner freimüthigen Sprache Anſtoß, daß dieſe Ermahnung zur baldigen Einſtellung der Feindſeligkeiten nicht wenig beitrug.

Luther's weitere Kämpfe.

Es war Luthers Schickſal, ſein ganzes Leben hindurch, gleich den rückgekehrten Israeliten beim Tempelbau in Jeruſalem, neben dem Bauzeug immer auch das Schwerdt zu führen; die vielfachen Händel und Streitigkeiten, in welche er verwickelt war, endigten nur mit ſeinem Leben. Neben dem ununterbrochen fortgeſetzten Kampf gegen das Pabſtthum, war der Streit mit den Sacramentirern der langwierigſte und verdrießlichſte. Auf dem Reichstag in Augsburg hatten die vier oberländiſchen Städte eine eigne Confeſſion eingereicht und Zürch wieder ein beſonderes Glaubens-Bekenntniß eingeſchickt. Indeß hatten die Unterhandlungen, bei welchen Martin Bucer in Strasburg ſich beſonders thätig und gewandt erwies, immer fortgedauert und vielleicht war durch den Tod Zwingli's und Oecolampadius auch ein Theil der Hinderniſſe weggeräumt, welche der Ausgleichung im Wege ſtanden. Luther gab durch freundliche Briefe an die Städte Hoffnung, daß er ſich würde nachgiebig finden laſſen; ſo ſchrieb er nach Augsburg: „mir iſt nichts frölicheres die ganze Zeit des wiederaufgegangenen Evangeliums widerfahren, als daß ich nach dem kläglichen Zwieſpalt endlich eine Concordiam hoffen, ja ſehen kann. Wenn dieſe Concordia befeſtiget iſt, will ich mit freudigen Thränen ſagen: Herr, nun läſſeſt Du deinen Diener in Frieden fahren,“ und willigte in eine Zuſammenkunft, zu welcher ſich im Mai 1536 Bucer und einige andere Prediger nach Wittenberg begaben. Bucer brachte ein Glaubensbekenntniß ſeiner Parthei, in Baſel aufgeſetzt, mit, welches den wichtigſten Streitpunkt: ob das Brod und der Wein im Abendmahl wirklich und für Alle, Ungläubige wie Gläubige, Fleiſch und Blut Chriſti enthalte, auf eine Weiſe faßte, daß beide Theile ihre Anſicht darin finden konnten. Aber gegen Erwarten fand er Luther'n gar nicht geneigt nachzugeben oder zu überſehen, ſondern entſchloſſen, ſeine Anſicht, mit ausdrücklicher Ausſchließung der entgegenſtehenden, geltend zu machen. Bucer, überraſcht, bequemte ſich zu der von Luther vorgeſchlagenen Formel; Bucer, Capito und Luther predigten an einem Tage und jene giengen in Wittenberg zu Bezeugung ihrer hergeſtellten Einigkeit, zum Abendmahl. Bucer aß bei Luther und hier ſagte der letztere, nachdem er Jenes Predigt gelobt: „Ich bin ein beſſerer Prediger.“ Bucer nahm dieß wohl auf und erklärte, dieſen Ruhm erkenne Jedermann gerne Luther'n zu. Aber dieſer verſetzte ernſtlich: „Ihr dürft nicht meinen, daß ich mich närriſch ſelber loben wollte, ich weiß meine Schwachheit wohl und könnte keine ſo ſchöne und gelehrte Predigt thun, als wir heute von Euch gehört haben. Ich habe aber den Brauch, wenn ich auf die Kanzel komme, ſo be ich mich um, was für Leute da ſitzen, und weil die meiſten Wenden, die unverſtändige Leute ſind, ſo predige ich ihnen, was ich denke, daß ſie verſtehn könnten. Ihr fliegt aber allzuhoch im Geiſte, darum ſchicken ſich Eure Predigten für Gelehrte, aber unſre Leute können Euch nicht verſtehen. Darum gehe ich mit dieſen um, wie eine herzliche Mutter mit ihrem weinenden Kind, dem ſie die Brüſte, ſo gut ſie kann, in den Mund giebt und mit ihrer Milch tränkt, welches ihm beſſer ſchmeckt und bekommt, als wenn ſie ihm den köſtlichſten Zucker und niedlichſten Saft aus der Apotheke reichte."

Den oberländiſchen Städten wußte Bucer auch die neue Formel durch eine, wenn auch etwas gezwungene Auslegung, annehmlich zu machen, weil er den Wunſch derſelben, ſich durch enge Verbindung mit den andern Evangeliſchen zu ſtärken und zu ſchützen, zu einem mächtigen Fürſprecher hatte, und ſo kam zwiſchen ihnen und den ſächſiſchen Theologen die Einigung zu Stande. Die Schweizer aber ſtutzten über den Mangel an Zuſammenſtimmung zwiſchen der Formel und der Erklärung und ließen Luther durch Bucer befragen, ob er die Erklärung annehme. Bucer konnte Luther'n, der in Schmalkalden (im Jahr 1537) erkrankt war, daſelbſt nicht ſprechen, traf ihn aber unterwegs in Gotha, als ſich ſeine Krankheit gebeſſert hatte. Obgleich noch ſchwach, berief er die Abgeordneten zu ſich und redete freundlich mit ihnen. Zu Bucer ſagte er: das wäre das beſte zur Sache, wenn Eure Leute recht lehrten und frei und rund bekenneten: wir haben geirrt und falſche Lehre geführt, laſſet uns nunmehr klüger werden, vorſehen und recht lehren. Denn mit dem Bemänteln und Vertuſchen läßt es ſich nicht thun, wie man auch weder ſein eigen noch andrer Leute Gewiſſen damit ſtillen kann. Denn ſolch Umſchweifen gefällt Gott nicht, der ſonderlich Lehre halben ein ſcharf Urtheil von uns fordern wird.“ Auch zögerte Luther lang eine Antwort zu geben, bis er endlich zu Ende des Jahrs 1537 in Uebereinſtimmung mit den Anſichten und Wünſchen der Schmalkaldner freundlich an die ſchweizeriſchen Städte ſchrieb und ſeine Geneigtheit zu einer aufrichtigen Einigung bezeugte. Er entſchuldigte ſich wegen ſeines langen Schweigens mit ſeinen vielen Geſchäften, mit Schwachheit und Alter: „ich habe mich mit Gewalt müſſen abſtehlen von den Leuten und Geſchäften, damit ich dieſe Schrift einmal fertigen möchte. Ich habe nun wiederum E. E. Schrift geleſen und bin deß höchlich erfreut, daß ich vernommen, wie hintangeſetzt aller bisherigen Schärfe und Verdacht ſo wir mit Euern Predigern gehabt, Euer ganzer Ernſt ſey die Concordia anzunehmen und zu fördern beſchloſſen ſeyd. Nun iſt's wahr und kann auch nicht anders ſeyn, daß ſolche große Zwietracht nicht kann ſo leicht und balde ohne Ritze und Narben geheilt werden. Denn es werden bei Euch und uns etliche ſeyn, welchen ſolche Concordia nicht gefällig, ſondern verdächtig ſeyn wird. Aber ſo wir zu beiden Theilen, die wir's mit Ernſt meinen, werden fleißig anhalten, wird der liebe Vater und Gott wohl ſeine Gnade geben, daß es mit der Zeit bei den Andern auch zu Tod blute und das trübe Waſ ſer ſich ſetze. Iſt derhalben mein freundlich Bitten, E. E. wollten dazu thun und mit Ernſt verſchaffen, daß bei Euch und den Euern die Schreier, ſo wider uns und die Concordiam plaudern, ſich des Schreiens enthalten und das Volk einfältiglich lehren. Gleichwie auch wir allhier in Schriften und Predigten uns gar ſtille halten und mäßigen wider die Euren zu ſchreien, damit wir auch nicht Urſache ſeyn, die Concordiam zu hindern, welche wir ja von Herzen gerne ſehen und Gott gelobet, des Fechtens und Schreiens bisher genug geweſt, wo es hätte ſollen etwas ausrichten.“ — „Der Vater aller Barmherzigkeit und Troſtes verleihe uns zu beiden Theilen ſeinen heiligen Geiſt, der unſre Herzen zuſammen ſchmelze in chriſtlicher Liebe und Anſchlägen, allen Schaum und Roſt teufliſcher und menſchlicher Bosheit und Verdacht ausfege, zu Lob und Ehre ſeinem heiligen Namen und zur Seligkeit vieler Seelen.“ Die Schweizer, beinahe ungeduldig gemacht durch Luthers langes Stillſchweigen, ſchrieben ihm am vierten Mai 1538 einen Brief, worin ſie ihre Zufriedenheit über die zuſtandegekommene Einigung ausdrückten, und obgleich ſie einfließen ließen, daß ſie ſteif und feſt bei ihrer an ihn eingeſchickten Confeſſion bleiben, antwortete doch Luther, des hergeſtellten Friedens froh, ganz gütig: er hoffe, daß, ob etwan noch eine Hacke ſich ſperren wollte, ſo man ſäuberlich thue mit dem guten ſchwachen Häuflein, Gott zu fröhlicher Aufhebung aller Irrung helfen werde.

Wie ganz anders dieß lautete, als die früheren heftigen Aeußerungen: einer von beiden Theilen müſſe des Teufels ſeyn! ſpringt in die Augen; nichts deſto weniger bleibt es unbeſtreitbar gewiß, daß Luther damals wie jetzt aus aufrichtiger Ueberzeugung ſprach; gerne würde man darauf den Schluß bauen, daß Luther's Anſicht an lebendiger Freiheit gewonnen habe, wenn er nicht ſpäter wieder der feindſeligen eifernden Stimmung gegen die Sacramentirer in ſeiner Seele Raum gegeben hätte. So kann man in ſeinem veränderten Benehmen nur einen zufälligen Wechſel der Stimmung ſeines Gemüth's, das Hervortreten einer andern Betrachtungsweiſe, nicht eine bewußte Huldigung vor freiſinnigeren Grundſätzen erblicken, und wenn Luther, weil er ſeinem Gewiſſen folgte, weder im einen noch im andern Fall Tadel verdient, ſo ſchärft doch ſein Beiſpiel die beherzigenswerthe Wahrheit ein, daß ſelbſt die Berufung auf das Gewiſſen den Menſchen nicht vor Widerſprüchen, mithin vor Fehlern, in ſeiner Handlungsweiſe bewahre, weil die Stimme des Gewiſſens, welche man für unmittelbar göttlich zu halten geneigt iſt, dennoch auch unter den Einflüſſen der Einſicht, der Stimmung, der Leidenſchaften ſteht, ſo rein ſich auch der nach der Stimme ſeiner Ueberzeugung Handelnde von allen irdiſchen Beweggründen glauben mag.

Der Kampf kam wieder zum Ausbruch im Jahr 1543, nachdem man mehrere Jahre äußerlich Friede gehalten hatte. Es war natürlich, daß man auf beiden Seiten nicht immer jede Aeußerung vermied, welche nicht ſtreng mit der Concordie ſtimmte und manche mochten wohl auch abſichtlich den Funken anblaſen;

überdieß ſchien die ſchweizeriſche Lehre, die durch Calvin einen ſehr einleuchtenden Ausdruck bekommen hatte, immer mehr Beifall zu finden, ſogar in Wittenberg bei manchen nahen Freunden Luthers. Seine Gedanken über den Stand der Dinge laſſen ſich aus einem Briefe an den Drucker Froſchover in Zürch erkennen, der ihm eine Bibel geſchickt hatte: „Ich habe die Bibel, ſo Ihr mir habt zugeſchickt und geſchenkt, und Eurenthalben weiß ich Euch guten Dank. Aber weil es eine Arbeit iſt Eurer Prediger, mit welchen ich, noch die Kirche Gottes keine Gemeinſchaft haben kann, iſt mir leid, daß ſie ſo faſt umſonſt ſollen arbeiten und noch dazu verloren ſeyn. Sie ſind genugſam vermahnet, daß ſie ſollen von ihrem Irthum abſtehen, und die armen Leute nicht ſo jämmerlich mit ſich zur Hölle führen. Aber da hilft kein Vermahnen; müſſen ſie fahren laſſen, darum dürft Ihr mir nicht mehr ſchicken oder ſchenken, was ſie machen oder arbeiten. Ich will ihres verdammten und läſterlichen Lebens mich nicht theilhaftig, ſondern unſchuldig wiſſen, wider ſie beten und lehren bis an mein Ende. Gott bekehre doch etliche und helfe der armen Kirche, daß ſie ſolcher falſcher, aufrühriſcher Prediger einmal los werde. Wiewohl ſie das alles lachen, aber einmal weinen werden, wenn ſie Zwingli's Gericht (dem ſie folgen) auch finden wird.“

Zunächſt fand ſich Luther durch eine Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Schriften Zwingli's, worin dieſer gegen ſeine Gegner gerechtfertigt wurde, doch ohne beſtimmte Beziehung auf Luther, gereizt, und nahm ſodann von den Aeußerungen und Briefen Schwenkfeld's, den jedoch die Schweizer gar nicht zu den Ihrigen zählten, Anlaß, mit ſeinem: kurzen Bekenntniß vom heiligen Abendmahl hervorzubrechen, womit die Eintracht wieder zerriſſen war. Zu dieſem Schritt mochte ihn auch das von Uebelwollenden verbreitete Gerücht bewegen: er habe den Schweizern nachgegeben und namentlich ihnen zulieb die Erhebung der Hoſtie beim Abendmahl abgeſchafft. Von Schwenkfeld heißt es darin: „ſolch verdammt Läſtermaul ſoll nicht werth bei mir ſeyn, daß ich einen Buchſtaben ihm zuſchreiben, oder mit ihm reden, noch ihn ſehen und hören wollt. Iſt mir auch ebenſoviel, wenn er oder ſeine verfluchte Rotte die Schwärmer, Zwingler und dergleichen mich loben oder ſchelten, als wenn mich Juden, Türken, Pabſt oder gleich alle Teufel ſchelten oder lobeten. Denn ich, als der ich nun auf der Grube gehe, will dieß Zeugniß und dieſen Ruhm mit mir für meines lieben Herrn und Heilands Richterſtuhl nehmen, daß ich die Schwärmer und Sacramentsfeinde, Carlſtadt, Zwingli, Oekolampad, Schwenkfeld und ihre Jünger zu Zürch und wo ſie ſind, mit ganzem Ernſt verdammt und gemieden habe. Derhalben mich's gleich nicht wenig befremdet und mir Gedanken macht, daß Schwenkfeld ſo körre und kühne iſt worden, ſich mit Schriften und Büchern an mich zu machen, weil er weiß oder wiſſen ſollt, daß er mein unverſöhnter Feind iſt.“ Man habe ſich zwar vor fünfzehn Jahren über einige Artikel verglichen, über das Abendmahl aber nicht; „indeß ward der Zwingel jämmerlich zu Felde von den

Papiſten erſchlagen und Oecolampad viel zu ſchwach, ſolchen Unfall zu tragen, darüber für Leide auch ſtarb. Welches mir auch ſelbſt zwo Nacht ſolch Herzeleid that, daß ich leicht auch hätte mögen bleiben; denn ich guter Hoffnung war ihrer Beſſerung und doch für ihre Seelen mich auf's Höchſte bekümmern mußte, weil ſie noch im Irthum vertieft alſo in Sünden untergiengen.“ Aber dann ſey vom Zwingli ein nachgelaſſenes, hart vor ſeinem Ende verfaßtes Büchlein erſchienen, worüber er, Luther, tödtlich erſchrocken, weil daraus erſichtlich, daß Zwingli zu Marburg mit falſchem Munde und Herzen gehandelt, „denn in ſolchem Büchlein bleibt er nicht allein ein Feind der heiligen Sacramente, ſondern wird auch ganz und gar zum Heiden, ſo fein hat er ſich gebeſſert, meiner Hoffnung nach;“ in dem Büchlein ſeyen nemlich mit den Frommen der Schrift, Heiden in eine Linie geſtellt. „Weil nun in dieſem Büchlein Zwingel zum Heiden worden iſt, und doch die Schwärmer, ſeine Geſellen, ſolch Büchlein loben und ehren, habe ich auch alle meine Hoffnung von ihrer Beſſerung fahren laſſen. Wo nun aus ſolchen Vertrags Geſchrei oder ſonſt jemand gehört, oder beredet wäre, daß ich's mit den Schwärmern hielte, und der Sachen eins wäre: Den bitte ich lauterlich um Gotteswillen, wolle das ja keineswegs glauben.“ Der ſchweizeriſche Theologe Bullinger beantwortete dieſe Schrift in einem ſo heftigen Tone, daß in Sachſen und Heſſen ſeine Antwort zu verkaufen verboten wurde. Wie unabläßig dieſe Sache an Luthers Gemüth nagte, mag man aus folgendem

Verfall abnehmen. Im Jahr 1546 ſollte das Colloquium in Regensburg beſchickt werden, wozu Luther den Doktor Major vorſchlug, weil man den Melanchthon ſchonen müſſe. Als er zu Luther gieng, von ihm Abſchied zu nehmen, ſah er am Eingang von deſſen Studierſtube die Worte geſchrieben: unſre Profeſſoren ſollen examinirt werden vom Abendmahl des Herrn! Er fragte nach der Bedeutung dieſer Worte und Luther antwortete ihm: „Was Ihr leſet und wie ſie lauten, iſt die Meinung und wenn Ihr wieder heimkommen werdet und ich auch, ſo wird man ein Examen müſſen anſtellen, dazu Ihr ebenſowohl als andre ſollet erfordert werden.“ Als ſich aber Doktor Major von dem Verdacht mit großem Betheuren und klaren Bekenntniß los machen wollte, bekam er zur Antwort: „Ihr macht Euch mit Stillſchweigen und Bemänteln ſelbſt verdächtig; ſo Ihr aber glaubet, wie ihr für mir redet, ſo redet ſolches auch in den Kirchen und aller Orten und ſtärket Eure Brüder und helft den Irrenden wieder auf den rechten Weg und widerſprecht den muthwilligen Geiſtern, ſonſt iſt Euer Bekenntniß nur ein Larvenwerk und nichts nütze. Wer ſeine Lehren, Glauben und Bekenntniß für wahr, recht und gewiß hält, der kann mit Andern, ſo falſche Lehre führen, oder denſelben zugethan ſind, nicht in einem Stalle ſtehen, noch immerdar gute Worte dem Teufel und ſeinen Schuppen geben. Ein Lehrer, der zu den Irrthümern ſtille ſchweigt und will gleichwohl ein rechter Lehrer ſeyn, der iſt ärger denn ein öffentlicher Schwärmer und thut mit ſeiner Heuchelei größern Schaden, denn ein Ketzer, und iſt ihm nicht zu vertrauen, er iſt ein Wolf und ein Fuchs, ein Miethling und ein Bauchdiener und darf Lehre, Wort, Glauben, Sacrament, Kirchen und Schulen verachten und übergeben; er liegt entweder mit den Feinden heimlich unter einer Decke, oder iſt ein Zweifler und Windfahne und will ſehen, wo es hinausgehe, ob Chriſtus oder der Teufel obſiegen werde; oder iſt ganz und gar bei ſich ſelbſt ungewiß und unwürdig, daß er ein Schüler, will ſchweigen ein Lehrer heißen ſolle und will Niemand erzürnen, noch Chriſto ſein Wort reden, noch dem Teufel und der Welt wehe thun." Solches hat Doktor Major erwogen, dafür gedankt und zu folgen treulich zugeſagt und alſo Lutherum geſegnet.

In welches Verhältniß Luther wegen des Nachtmahlshandels zu Melanchthon kam, wird anders wo erzählt werden.

Eine andere ſehr verdrießliche Streitigkeit erhob ſich zwiſchen Luther und Agrikola, auch M. Eisleben genannt. Dieſer, zuerſt in Dienſten bei dem Grafen Albrecht von Mansfeld, und deſſen Begleiter auf mehreren Reichstagen, kam im Jahr 1536, als er ſich mit ſeinem Grafen nicht mehr gut ſtellen konnte, nach Wittenberg, wo er Erlaubniß zu Vorleſungen und Predigten erhielt. Obgleich er ſchon früher, wie ihm der Graf Albrecht vorwarf, durch ſeine Lehre Anſtoß gegeben hatte, ſtand er doch als ein glücklicher, wohlbegabter Kopf bei Luther in großer Gunſt. Aber das gute Vernehmen wurde bald geſtört durch die abweichenden Meinungen, welche Agrikola vortrug. Sie bezogen ſich hauptſächlich auf die Lehre von der Rechtfertigung, vom Glauben und dem Werth und der Gültigkeit des Geſetzes. Der Mittelpunkt der lutheriſchen Lehre war der Satz: daß der Menſch vor Gott nicht durch ſeine eignen guten Werke, ſondern durch den Glauben an das Verdienſt Chriſti (den Katholiken gegenüber wurde gelehrt: allein durch den Glauben) gerechtfertigt werde. Dieß hatte, den Papiſten gegenüber, den Sinn: man ſolle ſich nicht auf Werkheiligkeit verlaſſen, nicht durch äußere Geſetzeserfüllung ſelig zu werden meinen, überhaupt ſollte der Vorzug der innern wahrhaft chriſtlich frommen Geſinnung vor dem äußern Wandel dadurch behauptet werden. Daß dadurch die Aufforderung eines ſittlich reinen, unſträflichen Wandels keineswegs ausgeſchloſſen, oder als gleichgültig betrachtet werden ſollte, ſah Luther bei ſeinem geſunden Gefühl und Verſtand als etwas ſich von ſelbſt verſtehendes an, worüber man nicht erſt viele Worte zu machen brauche, und ſo warf er ſich mit beſonderem Eifer auf die Erörterung und Einſchärfung jener den Papiſten widerwärtigen Lehre, worin er den Kern der chriſtlichen Religion fand. Widrige Erfahrungen, die er hier machte: daß der klügelnde Verſtand auf Folgerungen kommt, die das unbefangene Gefühl für unmöglich hält, nöthigten ihn ſeiner Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eine nähere Beſtimmung und Vervollſtändigung zu geben. Agrikola war es, der ſich, wie es ſcheint, darin gefiel, die Lehre von der Alleingültigkeit des Glaubens dadurch auf die Spitze zu treiben, daß er das Geſetz, dem Evangelium gegenüber, welches den Glauben predigt, gering ſchätzte und in Theſen, die ohne ſeinen Namen erſchienen, behauptete: Die Buße müſſe nicht aus den zehn Geboten, ſondern aus dem Evangelium gelehrt werden, und das Geſetz ſolle weder zum Anfang, Mittel noch Ende der Gerechtigkeit der Menſchen gelehrt werden. „Wenn du mitten in den Sünden ſteckſt auf's Höchſte und biſt: glaubeſt du, ſo biſt du mitten in der Seligkeit. Die zehn Gebote gehören auf's Rathhaus, nicht auf die Kanzel. Alle die mit Moſe umgehen, müſſen zum Teufel fahren.“ Auch wurden mehrere Sätze Luthers und Melanchthons, als der wahren Lehre von der Rechtfertigung widerſtreitend gerügt. An ſich ſchon gingen dieſe Behauptungen, wenn ſchon vielleicht folgerichtig aus einzelnen Sätzen Luthers abgeleitet, über ſeine Anſicht hinaus, und ſodann hatte er auch die Beobachtung gemacht, daß die Welt bei der neuen Lehre vom allein rechtfertigenden Glauben ſich nicht beſſere, ſondern je länger je ärger, ruchloſer und freventlicher werde; was er freilich mit Recht nicht der Lehre, ſondern den Leuten ſchuld gab. Aber doch machte ihn dieß aufmerkſam, dem Leichtſinn und Unverſtand der Menſchen nichts darzubieten, was leicht der Mißdeutung fähig zur Beſtärkung im leichtfertigen Wandel dienen konnte. Und von der Art ſchienen ihm die Behauptungen Agrikola's wirklich zu ſeyn. Er ſchrieb gegen die Theſen deſſelben im Jahr 1538 fünf Diſputationen, und eine ſechste 1540, worin er, ohne ihn mit Namen zu nennen, ſeine irrige und ſchädliche Lehre bekämpfte und den Werth des Geſetzes behauptete, als deſſen Amt ſey: den Zorn Gottes zu offenbaren, oder die Menſchen zur Erkenntniß der Sünden und zur Buße zu bringen. Gotteslästerlich ſey es zu lehren: das Geſetz Gottes ſey ſchlechterdings aus der Kirche wegzunehmen; denn der heilige Geiſt wirke auch durch das Geſetz. Ueber die Antinomer oder Geſetzſtürmer ſpricht er ſich ſehr ſtark aus: „Durch dieſe ſeine Werkzeuge lehret der Satan allein mit bloßen Worten von der Sünde, Buße und Chriſto, mit der That aber nimmt er, ja reißt er hinweg Chriſtum, Buße, Sünde und die ganze Schrift, dazu auch der Schrift Meiſter, Gott ſelbſt. Und gedenkt anzurichten und aufzubringen die allerſchädlichſte Sicherheit, Verachtung Gottes, ungeſtraften Muthwillen und ewige Unbußfertigkeit, mehr denn Epikurus ſelbſt. In der vierten Diſputation ſchildert er die Lehren der Geſetzſtürmer als noch ſchädlicher denn die der Papiſten. In einer andern Schrift ſagt er von ihnen: ſie predigen fein von der Gnade Chriſti, von Vergebung der Sünden und was noch mehr vom Artikel der Erlöſung zu reden iſt. Aber das fliehen ſie wie der Teufel, daß ſie den Leuten ſollten ſagen, vom dritten Artikel der Heiligung, d. i. vom neuen Leben in Chriſto, denn ſie meinen, man ſolle die Leute nicht erſchrecken und betrüben, ſondern immer tröſtlich predigen von der Gnade und Vergebung der Sünde in Chriſto, und beileibe zu meiden dieſe und dergleichen Worte: Hörſt du's, du willt ein Chriſt ſeyn und gleichwohl ein Ehebrecher, Unzüchtiger, volle Sau, hoffärthig, geitzig, Wucherer, neidiſch, rachgierig und boshaftig bleiben? ſondern ſo ſagen ſie: Biſt du gleich ein Sünder, glaubſt du nur ſo biſt du ſelig. Darfſt dich vor dem Geſetz nicht fürchten, Chriſtus hat Alles erfüllet. Aber unſere Geſetzſtürmer ſehen nicht, daß ſie Chriſtum predigen ohne und wider den heiligen Geiſt, weil ſie die Leute wollen laſſen in ihrem alten Weſen bleiben und gleichwohl ſelig ſprechen.“

Agrikola wurde durch dieſe Diſputationen und mündliche Vorſtellungen Luther's bewogen, das, was er geſchrieben hatte, zu widerrufen und verſtand ſich dazu, eine zu dem Behuf aufgeſetzte, von Melanchthon verbeſſerte Formel zu unterſchreiben. Als er aber damit zögerte und Luther hörte, wie auch anderwärts ſolche Lehren verbreitet werden, ließ er einen Brief an den Paſtor Guttel in Eisleben drucken, worin er mit Agrikola härter verfuhr, als dieſer nach dem Vorgegangenen erwartete und beſchrieb den Hergang der Sache, wie Agrikola widerrufen habe, und verwahrte ſich auf's ernſtlichſte, als wäre er, wie man das Gerücht ausgeſprengt hatte, gleichen Sinnes mit den Geſetzſtürmern. Obgleich er aber ſeine Hoffnung ausſprach, daß es dem Agrikola mit ſeiner Bekehrung Ernſt ſey, konnte er ſich doch bitterer Bemerkungen gegen ihn nicht enthalten, daß er ſeine Ehre geſucht und ſich mit ſeiner ſonderlichen Weisheit gebrüſtet habe. Agrikola beklagte ſich hierüber bei dem Churfürſten und lehnte die Folgerungen ab, welche Luther aus ſeinen Sätzen gezogen habe. Dieſer, darüber zur Aeußerung aufgefordert, verfaßte einen heftigen Bericht von M. Johann Eislebens falſcher Lehre und ſchändlicher That, beſchuldigte ihn, ſeit vielen Jahren meuchlings gegen die Wittenberger gearbeitet und eine Sekte geſtiftet zu haben, nannte ihn einen ohnmächtigen, elenden Mauskopf, warf ihm vor, durch ſeine Poſtille habe er den reinen Glauben ſtürzen wollen. „Es iſt dem Närrchen zu thun geweſen um ſeine Ehre, daß die Wittenberger nichts, Eisleben allein alles wären. Mich verdreußt nichts ſo hoch, als daß er uns hat laſſen Freunde ſeyn, mit uns hat gelacht, geſſen und ſo unredlich, verrätheriſch ſeine Feindſchaft gegen uns verborgen, denn wo noch ein guter Tropfen in ihm wäre, ſollte er an das Licht uns unter Augen getreten ſeyn.“ Er, Luther, habe die Sache wollen theologiſch ſchlichten, aber weil jener ſeine Zuflucht zu dem Churfürſten nehme, möge immerhin gerichtlich darüber entſchieden werden, daß Agrikola des Churfürſten Theologen und Schulen ſchände. Nach einem vergeblichen Verſuch, den Streit durch gütlichen Vergleich beilegen zu laſſen, befahl der Churfürſt, die Sache gerichtlich zu unterſuchen. Bis zur Beendigung des Handels mußte Arikola geloben, Wittenberg nicht zu verlaſſen, ging aber dennoch, nachdem er vom Landvogt Urlaub begehrt hatte, ohne die Antwort abzuwarten, weg und nach Berlin, wohin er von dem Churfürſten von Brandenburg war berufen worden. Von hier aus ſandte er, auf Melanchthon's Verlangen, einen ſchriftlichen Widerruf nach Wittenberg, worin er feierlich ſeine Einſtimmigkeit mit der Kirche zu Wittenberg verſichert und einige irrige Meinungen gehabt zu haben eingeſteht; aber weder dieſer Widerruf noch die Fürſprache des Churfürſten von Brandenburg konnten bewirken, daß er bei

Johann Friedrich die alte Gnade und bei Luther die alte Freundſchaft wieder erlangt hätte. Auf das Gemüth des Letztern machten dieſe Vorfälle einen tiefen und ſchmerzlichen Eindruck. „Ach Gott,“ erzählt ſein Tiſchgenoſſe Matheſius, „was habe ich ſehnlicher Seufzer geſehen und kläglicher Worte gehört von Doktor Luther in dieſem Handel, daß er dieſe Untreu und ſchändliche Büberei an ſeinem lieben Freund erfahren ſollt, dem er ſein Kirch, Schul, Weib, Kind und Haus als ſeinem allergeheimeſten und vertraulichſten befohlen hatte, wie er gen Schmalkalden zog. Doch, ſagte der Doktor, muß ich auch einen Präceptor und Lehrmeiſter haben, der mir den Vers im Pſalm erklärt: der mein Brod iſſet, mich mit Füßen tritt. Meins wollte ich zwar gern geſchweigen und vergeſſen, ſagte er oft mit heißen Thränen, aber daß er von der erkannten Wahrheit abfället und böslich wider den Stachel löcket, das muß Gott in Ewigkeit erbarmen, daß ich meinen liebſten Freund in hölliſchem Feuer ſoll ſitzen ſehen!“

Unter den ſonſtigen Streithändeln Luthers mag zuerſt die nie ganz aufhörende, immer wieder ausbrechende Feindſchaft mit dem Herzog Georg von Sachſen erwähnt werden.

Der Herzog duldete in der Stadt Leipzig die Predigt des Evangeliums nicht. Viele Einwohner aber, welche demſelben zugethan waren, begaben ſich nach dem nahe gelegenen, zum Churfürſtenthum Sachſen gehörigen Dorf Holzhauſen, um evangeliſche Predigten zu hören, und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu genießen.

Dieß verbot der Herzog und gebot den Leipzigern allen, an Oſtern das Abendmahl in Leipzig unter Einer Geſtalt zu nehmen. Einige Bürger wandten ſich an Luther mit der Anfrage, ob ſie dem Befehl Gehorſam leiſten ſollten. Luther antwortete: wer in ſeinem Gewiſſen überzeugt ſey, daß beide Geſtalten zu empfangen das rechte ſey, der dürfe ja nicht nur Eine Geſtalt nehmen, wider ſein Gewiſſen, ja wider Gott ſelbſt handeln. „Nun aber,“ heißt es weiter, „Herzog Georg auch ſich unterſteht, die Heimlichkeiten des Gewiſſens zu erforſchen, wäre er wohl werth, daß man ihn als einen Teufelsapoſtel betröge, wie man immer thun könnte, denn er hat ſolch's Forderns nicht Recht noch Fug, und ſündigt wider Gott und den heiligen Geiſt. Aber weil wir müſſen denken, nicht was andre böſe Leute thun, es ſeyen Mörder oder Räuber, ſondern was uns zu thun und zu leiden gebühret: ſo will in dieſem Fall das Beſte ſeyn, daß man kecklich dem Mörder und Räuber unter Augen ſage: Das will ich nicht thun! Darum fahre hin lieber Räuber! was du willſt, das will ich nicht; was ich aber will, das wird Gott wollen, das ſollt Ihr erfahren. Denn man muß dem Teufel das Kreuz in's Angeſicht ſchlagen, und nicht viel hofiren, ſo weiß er, mit wem er umgeht.“ Dieß Schreiben gieng in Leipzig herum; der Bürgermeiſter fragte bei Luther an, ob es von ſeiner Hand ſey? und Luther erwiederte dieß mit der Gegenfrage: in weſſen Auftrag er die Frage an ihn richte? wenn er dieß erfahren, wolle er Antwort geben. Hierauf legte der Herzog den Leipzigern einen

Eid auf, womit ſie die lutheriſche Lehre und zwiefache Geſtalt des Abendmahls als Ketzerei abſchwuren, und ſich für den Fall der Uebertretung der Strafe ſchuldig erkannten. Siebzig Bürger, welche ſeinem Befehl nicht Folge leiſteten, verjagte er aus Leipzig und ebenſo eine Anzahl aus der Stadt Oſchatz. Dieſen letztern ſchrieb Luther unter anderm: „laſſet Herzog Georg mit den Seinen machen! er hat ſein Urtheil und Richter, das fühlt er jetzt nicht, er ſoll es aber und muß es fühlen in kurzem und wird den Spruch erfüllen: die Thränen der Elenden fließen die Backen herab; ſie ſchreien aber über ſich wider den, der ſie herausdringet.“ Ebenſo ſchrieb er einen Troſtbrief an die verjagten Leipziger. Herzog Georg, ſehr erbittert über Luther, verklagte ihn bei ſeinem Churfürſten, als verletze er den mit Churfürſt Johann gemachten Vertrag, demzufolge er in Herzog Georgs Landen nichts unternehmen ſollte, wodurch Aufruhr entſtehen möchte, und verlangte, man ſolle Luther'n Einhalt thun. Der Churfürſt ſchrieb deßhalb nachdrücklich an Luther'n und verpflichtete ihn, nichts zu thun, wodurch Aufruhr genährt würde. Aber dieſer gab gleich eine Verantwortung heraus, worin er den Vorwurf, Aufruhr zu rathen und die fürſtliche Ehre des Herzogs anzutaſten, von ſich wies. Er ſagt darin, er wolle dem Herzog als ſeinem und des Evangeliums Feind, die Ehre und den Dienſt nicht thun, ſich zu dem Brief zu bekennen, wenn ſchon ſeine Handſchrift und Siegel da wären, weil dem Herzog wohl bekannt ſey aus der Schrift: Von geſtohlenen Briefen, daß man geheime

Briefe müſſe unverworren laſſen, wolle jedoch deſſen Inhalt vertreten und vertheidigen. Den Vorwurf, zum Aufruhr zu rathen, weist er mit der Erklärung ab, daß er wohl eher Urſache hätte über Verläumdung ſich zu beklagen, denn er habe den Leipzigern gerathen, Leib und Gut zu wagen, ehe ſie den Befehl Chriſti verläugneten und Herzog Georg gehorchten. Da könne ja ein Kind greifen, daß nicht von Widerſetzlichkeit, im Gegentheil von Leiden und Dulden die Rede ſey. Weiter aber ſtehe in dem Briefe, daß Herzog Georg ſey ein Teufelsapoſtel. Hierauf bemerkte Luther: „Stehet es darinnen, ſo ſtehe es darinnen; ich will es nicht daraus kratzen noch läugnen; daß aber ſeinen Ehren zu nahe ſey geredt, wollte ich gerne hören und ſehen die hochgelehrten Leute, die es beweiſen. Wir geſtehn Herzog Georg gern, daß er für der Welt in fürſtlicher Ehre ſitzt und ein löblicher Fürſt des Reichs iſt, aber für Gott und in geiſtlichen Sachen geſtehn wir ihm keine Ehre, es wäre denn Pilatus, Herodes, Judas Ehre. Denn für Gott hat er keine andere Ehre. Darum wenn ich ihn ſchon des Teufels Apoſtel nenne, ſo thue ich ihm kein Unrecht und läſtere ſeine fürſtliche Ehre oder weltliche Majeſtät nicht, ſondern ſage ihm die rechte bittre Wahrheit.“ — „Ich beſorge, er wird ſo lange an den Reifen klopfen, daß einsmals dem Faß der Boden ausſpringen möchte. Er weiß faſt wohl, was er noch am Rocken hat, in der Vorrede auf Emſers Neues Teſtament und andere mehr Schriften. Soll ich die Speiſe alle zuſammen ſchmelzen, ſo will ich ihm eine Glocke gießen, daß er hören ſoll, es ſey keine ſchlechte

Cymbel noch Schelle. Ich habe aber Herzog Georg mit ſolchen feindſeligen Namen wollen abmalen und den frommen Leuten einbilden (nicht um ſeinetwillen, denn darum iſt der Brief nicht geſchrieben,) zu mehren Troſt und Stärkung, daß ſie deſto beſſer ſtehen möchten bei Chriſti Wort.“ Er deutete auch darauf hin, daß der vom Herzog den Leipzigern aufgedrungene Eid viel eher als eine Feindſeligkeit gegen den Churfürſten zu betrachten wäre. — Ein herzoglich ſächſiſcher Theologe ſchrieb hierauf ein Buch gegen Luther, das dieſem noch vor der Ausgabe in die Hände kam und das er in ſeiner Erwiederung, welche mit demſelben zu gleicher Zeit erſchien, als das Machwerk oder Beſtellung Herzog Georg's behandelte, weil ſein Wappen auf dem Titel ſtand. Er ſagte darin demſelben gar viel Bitteres und rückte ihm manche alte Geſchichte auf; darüber, daß er dem Buch des Cochläus (von Luther Rotzlöffel genannt) ſein Wappen vorgedruckt war, ließ er ſich ſo heraus: „Ich habe Herzog Georg wohl für einen hoffärtigen zornigen Mann gehalten; aber ſo grob und unbeſonnen habe ich ihn nicht gehalten, daß er ſein väterlich Wappen, den edeln werthen Rautenkranz, ſeine höchſte Ehr auf Erden, ſollte dem Narren in ſeinen Rotz und Schnodel drucken, und alſo im Land umher führen laſſen. Größere Schande iſt dem edeln Rautenkranze nie geſchehen, welchen ſo viel löbliche Kaiſer, Fürſten und Herren, ſo lange Zeit bisher in der höchſten Ehren, und noch geführet, und ſo manche hohe Thaten und Tugend unter ſeinem Fähnlein, beide in Kriegen und Frieden, im Reiche erzeigt, und derſelbige ſoll nun dem lügenhaften, giftigen Gauch untergelegt werden, daß er ſeine Lügen und Läſterung darein ſchmeiße, und ſeinen Stank und Unflath für Fürſten und Herrn unter demſelbigen vortrage, als wäre es eines leichtfertigen Buben Pettſchaft, und kein fürſtlich Wappen. Gott plagt den Mann mit einer Plage über die andre; noch fühlet er's nicht, gleichwie der verſtockte Pharao auch nicht fühlen konnte, bis daß Gott ſeinen Zorn gegen ihn ausrichtete. O ſollt Herzog Albrecht leben, der edle Held, und ſehen, daß ſein Sohn ſo gerathen wäre! Ach, er iſt lieber todt!“ Es wurde hierauf den beiden Theologen von ihren Fürſten geboten, daß ſie der Fürſten Namen in ihre Schriften nicht mehr mengen ſollten und damit hatte dieſer letzte Akt des Streites ein Ende. Georg blieb bis zu ſeinem Tode der neuen Lehre ſehr abgeneigt und darauf bedacht, ſie zu unterdrücken. Luther ſprach ſich darüber in den Worten aus: „Ich ſehe, daß Herzog Georg nicht aufhöret, das Wort Gottes und die armen Lutheraner zu verfolgen, ja immer ärger wird; aber ich werde noch erleben, daß ich deſſen ganzen Stamm von Gott ausgetilget ſehe, und ich Gottes Wort zu Leipzig predige.“ Dieſe Erwartung Luther's gieng durch ein auffallendes Zuſammentreffen von Ereigniſſen wirklich in Erfüllung. Von mehreren Söhnen waren dem Herzog nur zwei am Leben geblieben: Johann und Friedrich. Jener, der evangeliſchen Lehre ebenſo auffätzig wie ſein Vater, ließ einmal durch den Maler Lucas Kranach Luther'n ſagen: Er beklage ſich in ſeinen Schriften über ſeinen Herrn

Vater, als hätte er viel Ueberlaſt's von demſelben; ſollte er aber nach ſeinem Herrn Vater an die Regierung kommen, ſo ſollte Luther wohl einen andern Feind an ihm bekommen. Wäre ihm ſein Vater eiſern geweſen, ſo wolle er ihm ſtählern ſeyn. Luther lächelte darüber und ſagte: Herzog Hans möchte lieber darauf denken, wie er ſelig ſterben wollte, und gab dem Maler auf, ihm anzuzeigen, wie er ſich ſeiner Drohung halben nichts beſorge, denn er wiſſe gar wohl, daß Herzog Hans ſeines Vaters Tod nicht erleben würde. Dieſe Antwort, welche Kranach dem Fürſten gelegentlich eröffnete, machte dieſen ganz beſtürzt und ſchwermüthig und kurz darauf ſtarb er, im Jahr 1537, „weil er ohnehin dem Trunke zu ſehr ergeben geweſen.“ Der darüber ſehr betrübte Vater veranlaßte jetzt ſeinen andern Sohn, der aber blöden Verſtandes war, zu heirathen und beſtimmte ihm die Nachfolge. Aber dieſer ſtarb 14 Tage nach dem Beilager und im April deſſelben Jahres 1539 auch der Vater an einer langwierigen Krankheit. Während derſelben ließ er ſeinem Bruder Heinrich, einem Anhänger der neuen Lehre, die Nachfolge mit der Bedingung antragen, daß er bei der alten Religion bleiben ſolle, und der Drohung, im andern Falle den König Ferdinand zu ſeinem Erben einſetzen zu wollen. Heinrich antwortete den Geſandten: ihr Antrag ſey wie die Forderung des Teufels an Chriſtus, ihn anzubeten; er wolle lieber mit ſeiner Gemahlin an einem Stecken zum Land hinaus wandern. Ehe jedoch die Geſandten zurückkehrten, war der Tod Georgs erfolgt und Heinrich ſein unbeſtreitbarer Nachfolger, wodurch der Reformation auch im Herzogthum Sachſen Bahn gebrochen war. Der Herzog Heinrich und der Churfürſt nahmen Luther in ihrem Wagen mit nach Leipzig und er predigte daſelbſt zum erſtenmal am 24. Mai.

Ein andrer Feind war der vielgenannte Churfürſt Cardinal und Erzbiſchof Albrecht von Mainz, mit welchem Luther ſchon öfters zu thun gehabt hatte, und im Jahr 1535 brach er wieder gegen ihn los, bedauernd, daß er ihn bisher, (und zwar wie er an Rühel ſchreibt, dieſem zu Gefallen) zu ſchonend behandelt hatte. „Der Teufel glaube dem Schörlinge und Pfaffen mehr, wie Ihr mich doch oft mit ihm betrogen habt. Gott helfe mir, ich will der Winkelmeſſe mehr Volks und Rüſtung nachſchicken, und den Teufel vollends wohl erzürnen. Es wäre wohl der erſte Zorn der beſte geweſen; aber Ihr ſeyd einer geweſen, der es hat helfen hindern.“ Veranlaſſung gab die nicht in gehöriger Form vorgenommene Verurtheilung und Hinrichtung des Hans Schenitz oder Schanz, eines churmainziſchen Dieners, der zuvor in hohen Gnaden bei Albrecht geſtanden hatte. Luther ſchrieb eine: erſte und letzte Strafſchrift an den Cardinal Albrecht wegen Mord und Verfolgung etlicher namhafter Perſonen. „Mich beweget, dieſe Schrift an Eure Cardinal'ſche Heiligkeit zu thun, nicht die Hoffnung, daß ich etwas Nutzen damit ſchaffen werde, ſondern meinem Gewiſſen genug zu thun für Gott und der Welt, und nicht mit Stillſchweigen in böſe Sachen bewilliget zu haben, gerichtet werde. Es hat mich Ludwig Rabe laſſen leſen ein Brieflein, darin ihm Euer Cardinal'ſche Heiligkeit dräuen, mit ihm davon reden zu laſſen, daß er viel ſolle hin und her von dem gerechtfertigten Hanſen Schanzen reden u. ſ. w. Weil er aber mein Tiſchgenoß und Hausgaſt iſt, und Euer Cardinal'ſche Heiligkeit ohne Zweifel wohl wiſſen, daß ſolches nicht wahr iſt und ihm Unrecht geſchieht: kann ich nicht anders denken, denn daß Euer Cardinal'ſche Heiligkeit mich durch einen Zaun ſtechen und ſtochern, als haben ſie Verdrieß davon, was ich und gute Leute davon hören und reden: denn das kann ich mit gutem Gewiſſen zeugen, daß Ludwig Rabe ſitzt wie eine Jungfrau über Tiſch und oft mehr Gutes von ſeinem hölliſchen Cardinal redet, weder ich glauben kann. Iſt nun die Meinung, daß ich damit geſtochert werde, ſo bitte ich gar andächtiglich, Euer Cardinal'ſche Heiligkeit wollten mir meinen Tiſch- und Hausgenoſſen ungemeiſtert und ungeheyet laſſen. Denn ich will hören und glauben, was ehrliche Leute von Schanzen reden, auch mir gnädiglich oder ungnädiglich erlauben (iſt gleich viel), was ich alſo höre und glaube, bei guten Freunden nachzuſagen. Denn ich nicht hier ſitze um Euer Heiligkeit willen, daß ich alle ſollte auf's Maul ſchlagen, und Lügen ſtrafen, die von Hans Schanz Gutes, von ſeinem Cardinal aber Böſes reden. Hoffe auch, Euer Cardinal'ſche Heiligkeit werde nicht ſo faſt mit mir, wie mit Hans Schanz zum Galgen eilen. So will ich meine Gedanken und Glauben, dazu mein Geſchwätze und Zuhören bei guten Freunden von Euer Cardinal'ſchen Heiligkeit frei und unverboten haben, gleichwie ich leiden muß, wie Euer Cardinal'ſche Heiligkeit in gleichem Fall gegen mich ſeyn wollen. Und ſollte Euer Cardinal'ſche Heiligkeit alle die henken, ſo nicht allein in dieſem und andern mehr Stücken von dem hölliſchen Cardinal übel und ſchändlich reden, ſo würden in Deutſchland nicht Stricke genug erfunden werden; ohne daß viel ſind, die ſich nicht ſo leichtlich werden henken laſſen wollen, als Hans Schanz, auch etliche wollen von dem hölliſchen Cardinal ungehenkt ſeyn, und wenn er lange henkt und viel henken könnte, ſo würde er damit dem Geſchrei wenig ſteuern." — „Dieſen Brief will ich Euer Cardinal'ſchen Heiligkeit zuletzt geſchrieben haben, wie der Prophet Elias dem König Joram zuletzt ſchrieb, und damit gegen Gott entſchuldigt ſeyn will, weil ich doch keine Beſſerung hoffen ſoll, ſo wenig als Elias von ſeinem Joram. Und muß mich tröſten, daß Ihr zornigen Heiligen nicht Alle henken werdet, die Euch feind ſind, ob Ihr gleich Alle die henken könntet, die Euch auch alles Gut's gönnen und zum Beſten deuten; ſondern werdet unſerm Herrn Gott an ſeiner Kirche den Ring an der Thüre laſſen und etliche leben laſſen, bis der rechte Henker einſt auch über Euch komme. Amen." Die Verwandten des Schanz ließen eine Schrift gegen den Churfürſten erſcheinen, welche Luther demſelben mit einer begleitenden harten Straf- und Warnungsſchrift zuſchickte. „Ich hab's nun ſo oft und vielmal vernommen, wie ſich Euer Churfürſtlichen Gnaden faſt bemühen, des armen Hans Schanzen ſeligen Blut zu verſcharren, und zu decken durch mancherlei Perſonen und Weiſe, wie ſie zuvor das unſchuldige Blut Magiſter Georgens auch auf dieſe Weiſe wollten verſcharren und ich auch dazumal meinen närriſchen Dienſt dazu that, als der ich vom Cardinal zu Mainz gute Gedanken hatte durch den frommen lieben Mann, Doktor Johann Rühel, in mich gebräuet, und ſolch Blut auf die Domherrn von Mainz vom Biſchof ſchob. Weil ich denn merke, daß ſich Euer Churfürſtliche Gnaden darauf verlaſſen, als wären ſie nun ſicher und wollen ſich alſo mit Ehren aus der Beiden Blut wirken und die Schande auf den Todten laſſen: ſo will ich nun anfahen, als der ich doch vor Gott erweckt bin ein gemeiner Teufel über Euch römiſche Teufel, Mörder und Bluthunde zu ſeyn, wie mich einige nennen, Elias über Achab und Iſabel. Und ſchicke Euer Churfürſtlichen Gnaden hiemit eingeſchloſſen neue Zeitung, daraus zu merken, daß Hans Schanzens Blut in deutſchen Landen nicht ſo ſtille ſchweigt, als in Euer Churfürſtlichen Gnaden Kammer unter den Ohrenbläſern. Und hoffe, Euer Churfürſtlichen Gnaden Gewiſſen werde einen feinen Diskant in ſolchen Tenor ſingen und ohne Euer Churfürſtlichen Gnaden Willen dazu Amen ſagen.“ — „Ich will Euer Churfürſtlichen Gnaden anzeigen, was ich, als den ſolch’ Blutgeſchrei drückt, und meine thörliche Schrift von Magiſter Georgens Blut reuet, thun will: Ich will Hans Schanzens letzte Worte, da er Zeter über Gewalt geſchrieen und darauf geſtorben, daß er ſolchen Tod nicht verdient, unangeſehen, daß Euer Churfürſtlichen Gnaden ihm haben die Zähne ausbrechen laſſen und ein erzwungen Bekenntniß von ihm gebracht, mit nehmen und Euer Churfürſtlichen Gnaden ein Faſtnacht bringen, ſo ich lebe und geſund bin, die ſoll luſtig und gut ſeyn mit Gottes Hülfe. Euer Churfürſtlichen Gnaden laſſe die Füße zum Tanze wohl jucken, ich will der Pfeiffer ſeyn.“ Die Verwandten des Cardinals, die Brandenburgiſchen Fürſten beſchwerten ſich zwar über die Heftigkeit und Derbheit, womit Luther ihren Vetter angriff, aber dadurch ließ er ſich nicht abhalten, einige Jahre ſpäter, wieder eine Schrift gegen denſelben über denſelben Gegenſtand zu erlaſſen, in deren Eingang er jene Beſchwerden berückſichtigte, aber, wie auch in einer Verantwortung, an den Kanzler Brück erklärte, daß nicht durch ſeinen Tadel und Scheltworte, wohl aber durch die Thaten des Cardinals das fürſtliche Haus beſchimpft werde; es ſey jedoch der Welt Lauf ſo, daß auch in der edelſten Familie ſich ungerathene Glieder ſich finden, was durch Beiſpiele aus der profanen und heiligen Geſchichte bewieſen wird. In dieſer Schrift ſagt er: „Weil ich ein elend Stück bin von Geſinde des hohen, rechten Richters, und nun bei dreißig Jahren in ſeiner Kanzlei nicht fern von der Thüre geſeſſen, zuweilen auch Botenläufer und Briefträger geweſen, daß ich ziemlicher Weiſe erfahren, was für Urtheil in derſelben Kanzlei in vielen Sachen pflegen zu fallen, habe ich unter andern auch die Urtheil gehört über Schentzen und den Cardinal, welches ich nicht allein mag, ſondern auch ſoll und muß nachſagen, aus ſonderem Befehl, und iſt dieß Urtheil wohl vor dreitauſend Jahren gefället, lautet auf menſchliche und deutſche Sprache alſo: Joel 33, 10, 14, 15. Hab ich verachtet das Recht meines Knechts oder meiner Magd, wenn ſie mit mir rechten wollten? Was wollt ich thun, wenn ſich Gott aufmachte und was würde ich antworten, wenn er heimſuchte? Hat ihn nicht auch der gemacht, der mich in Mutterleibe machte und hat ihn in Mutterleibe eben ſowohl bereitet?“ Der unrechtliche Hergang des Proceſſes wird mit großer Schärfe und Bitterkeit beleuchtet und finden ſich folgende Worte: „Hans Schenitz, du höreſt hie, daß der Cardinal dich anklagt, du habeſt Geſchenke begehrt? Was ſagſt du dazu? Er hat deine Briefe! Du biſt der andre Mann, der Biſchof iſt ein Mann. Potz gütiger Gott! hänget er doch am Galgen und kann nicht reden, wer hat ihn denn gehänget? Der Biſchof! Warum? Der Biſchof will allein reden, ſein Gegenpart ſoll ſtillſchweigen, denn der Biſchof will den Gänſen predigen.“ — „Letztlich bitte ich abermals alle fromme Herzen, wollten mich doch auch unter die geringen Chriſten rechnen, der ich's auch ja gern allenthalben gut ſehe, wie ich hoffe, daß mir deß meine ſo viel Bücher bei frommen Chriſten gewaltig Zeugniß geben, und mich hierin nicht ſo greulich verdammen, daß ich den Cardinal ſo hart angreife. Er machts ja doch auch zu grob, daß er nicht allein ſündiget, ſondern will ſeine Sünde unter dem Namen Gottes vertheidigen; das iſt ja zuviel. Das heißt Gotteslästerung und Sünde gegen den heiligen Geiſt, darin Pabſt und Cardinal ſtecken. Gott hilf, du lieber Herr und Heiland, daß wir fromme Sünder bleiben und nicht heilige Läſterer werden!“ Luther erlebte die Genugthuung, daß Albrecht von Halle und Magdeburg weichen mußte, weil er dem eindringenden evangeliſchen Geiſt nicht mehr wehren konnte. Er überließ den Landſtänden und Städten der geiſtlichen Fürſtenthümer gegen beträchtliche Geldſummen die beliebige Einrichtung ihres Kirchenweſens, und Juſtus Jonas wurde zum Prediger nach Halle berufen.

Der dritte Fürſt, mit dem Luther einen Strauß beſtand, war der Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, ein heftiger Gegner der Proteſtanten, der beim Tode Georgs von Sachſen geäußert haben ſoll: lieber hätte er gehört, daß Gott im Himmel geſtorben ſey, und der mit dem Churfürſten von Sachſen in einen ſehr heftigen Schriftwechſel gerieth. Heinrich erwähnte in einer dieſer Schriften des Churfürſten mit den Worten: welchen ſein lieber andächtiger Martinus Hans Wurſt nennt. — Davon nahm Luther Anlaß, ſein Buch, das er gegen ihn ſchrieb und welches im Weſentlichen von der wahren Kirche handelte, was, wo und wer ſie ſey? unter dem Titel: Wider Hans Worſt, erſcheinen zu laſſen, im Jahr 1541. Hier einige Proben aus dieſer Schrift: „Es hat der zu Braunſchweig und Wolfenbüttel jetzt abermal eine Läſterſchrift laſſen ausgehen, darin er an meines gnädigen Herrn Ehren, ſeinen Grind und Gnatz zu reiben fürgenommen, auch mich zweimal angetaſtet und gelocket. Erſtlich da er ſchreibt, ich habe meinen Gnädigen Herrn Hans Worſt genannt, darnach die ganze Hauptſache des Glaubens angreiſt, der ich mich muß bekennen der fürnehmſten Lehrer einen zu dieſer Zeit. Da flucht, läſtert, plärret, zerret, ſchreiet und ſpeiet er alſo, daß wenn ſolche Worte mündlich von ihm gehört würden, ſo würde Jedermann mit Ketten und Stangen zulaufen, als zu einem der mit einer Legion Teufel beſeſſen wäre, daß man ihn binden und fangen müßte. Wiewohl ich aber den unflätigen Mann nicht werth achte, daß ich ihm einen Buchſtaben antworten wollte; doch, weil er's nicht allein, iſt, will ich den Unſern etwas zu reden geben. Für mich zwar zu reden, habe ich ſehr gerne, daß ſolcher Art Bücher wider mich geſchrieben werden, denn es thut mir nicht allein im Herzen, ſondern auch in der Kniekehle und Ferſen ſanfte, wenn ich merke, daß durch mich armen und elenden Menſchen, Gott der Herr beide, die hölliſchen und weltlichen Fürſten alſo erbittert und unſinnig macht, daß ſie für Bosheit zerreiſſen und zerberſten wollen; und ich dieweil unter des Glaubens und Vaterunſers Schatten ſitze, und lache der Teufel und ſeiner Schuppen in ihrem großen Zorn, damit ſie doch nichts ausrichten.“ Jene Beſchuldigung erklärt er für Lüge, „ich will hiemit Euch beiden (dem Teufel und dem Herzog) geantwortet haben, daß Ihr alle beide Vater und Sohn, ſeyd verzweifelte, ehrloſe, verlogene Böſewichter, die Ihr ſagt, ich habe meinen gnädigen Herrn Hans Worſt geheißen, keiner Antwort darf's mehr auf ſolcher wörſtlichen Kunſt. Wohl meinen Etliche, Ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hans Wurſt, daß er von

Gottes (dem Ihr feind ſeyd) Gaben ſtark, fett und völligen Leibes iſt; aber meinet, was Ihr wollet, ſo thut in die Bruch und hänget ſie an den Hals und machet davon Euch ein Gallerten und freſſet, Ihr groben Eſel und Säue.“

Der größte Theil des Buchs handelt von der Kirche, „auf daß wir nicht die Zeit gar zubringen mit des Heintzens Teufelsdreck, ſondern auch etwas nützlichs und beſſerlichs dem Leſer fürlegen, nicht um Heintzens willen, oder die ihn aufhetzen, wollen wir die Sache ſelbſt für uns nehmen, nämlich warum uns die Papiſten durch ihren Heintzen Ketzer ſchelten?“ Hier wird nun weitläuftig die Uebereinſtimmung der Evangeliſchen mit der alten, ächten Kirche und die Abtrünnigkeit der Katholiſchen von jener erörtert. Nach dieſem kommt er auf die Beſchuldigungen Heinrich's gegen das Leben der Evangeliſchen und ihrer Fürſten zu ſprechen. „Ich hab' droben bekannt und muß leider bekennen, ob wir wohl die reine Lehre göttlichen Worts und eine feine, reine, heilige Kirche haben, ſo ſind wir doch nicht heiliger noch beſſer denn Jeruſalem, die heilige Gottes eigne Stadt, darin ſo viel böſer Leute mit unter waren. Alſo iſt bei uns auch Fleiſch und Blut, ja der Teufel unter Hiob's Kindern. Der Bauer iſt wild, Bürger geitzt, Adel kratzt, wir ſchreien und ſchelten getroſt durch's Wort Gottes, und wehren, was und ſo viel wir können, Gottlob nicht ohne Frucht, denn was von Bauer, Bürger, Adel, Herren ſich lehren läßt und höret, das iſt (Gottlob!) überaus gut und thut mehr, denn man begehret, etliche mehr, denn ſie vermögen; ob ihrer wenig ſind, da liegt nichts an. Summa, es darf des Lebens halben kein Diſputiren; denn wir bekennen gern und frei, daß wir nicht ſo heilig ſind, als wir ſeyn ſollten.“

„Item da Teufel Heintz den Churfürſten einen Trunkenbold, Nabal u. ſ. w. läſtert und als wäre er ſelbſt ein nüchtern Chriſt, die Schrift führt: ſaufet Euch nicht voll Weins, daraus ein unordig Weſen folget; wiewohl mir's übel anſtehet, meinen Herrn zu loben; denn der Heintziſche Teufel kann wohl darauf ſagen: deß Brod ich freſſe, deß Lied ich ſinge; doch kann ich's dem Teufel auch nicht ſo laſſen gut ſeyn; ich muß ihm ſagen, wie er ſeiner Art nach leuget, auch wenn er gleich die Wahrheit ſagt. Und erſtlich kann ich das nicht ganz entſchuldigen, daß mein gnädigſter Herr zu Zeiten über Tiſch, ſonderlich mit Gäſten, einen Trunk zu viel thun, das wir auch nicht gern ſehen; wiewohl ſein Leib eines größern Trunks mächtig iſt für Andern. Aber das wird Heintz nicht beweiſen, ſondern muß lügen, daß er ein Trunkenbold ſey oder unordig Weſen da folge. Es muß Heintz, Meintz und alle Teufel bekennen, daß der Churfürſt ein groß Fürſtenthum zu regieren, viel Sachen zu handeln, dazu mit der Religion und des Reichs neben andern Sachen überſchüttet, daß da wenig Ruhe noch Muße übrig, ſondern Arbeit über Arbeit iſt. Zu ſolchen hohen, großen, vielen und wichtigen Sachen iſt freilich kein Trunkenbold nütze noch geſchickt, wie das wohl ein Kind und Narr verſtehen kann, ohne daß es das giftige Lügenmaul zu Wolfenbüttel nicht verſtehen kann.“ Als eine Schilderung Johann Friedrich's verdient das folgende angeführt zu werden: „So iſt auch da (Gott Lob) ein züchtiges, ehrliches Leben und Wandel, ein wahrhaftiger Mund, eine milde Hand, Kirchen, Schulen, Armen zu helfen, ein ernſtes, beſtändiges, treues Herz, Gottes Wort zu ehren, die Böſen zu ſtrafen, die Frommen zu ſchützen, Fried' und gut Regiment zu halten, und iſt der Eheſtand ſo rein und löblich, daß es ein ſchön Exempel kann ſeyn allen Fürſten, Herrn und Jedermann; ein chriſtlich ſtill Frauenzimmer, das einem Kloſter (wie man zu rühmen pflegt,) gleich iſt; da höret man täglich Gottes Wort, gehet zur Predigt, betet und lobet Gott, will nicht ſagen, wie viel der Churfürſt ſelbſt lieſet und ſchreibet alle Tage. Höreſt du es, Teufel Heintz oder Heintz Teufel? Solch chriſtlichs, churfürſtlichs, ehrlichs Leben wirſt du nicht können ein unordig oder Trunkenbolds-Weſen ſchelten; denn ausgenommen den Trunk über Tiſch, wirſt du nicht finden Anderes, denn eitel große Gaben Gottes und allerlei Tugend eines löblichen chriſtlichen Fürſten. Dagegen, wenn du ſolches höreſt, was ſagt dir dein Herz (haſt du anders ein Herz) von deinem nüchternen, heiligen, keuſchen, ordentlichen Weſen, das du führeſt? Denn du weißeſt, was alle Welt von dir weiß, wie du deine löbliche Fürſtin hältſt, nicht allein als ein voller, toller Filz und Trunkenbold, ſondern als ein unſinniger wüthiger Tyrann, der ſich nicht voll Weins, ſondern voll Teufel gefreſſen und geſoffen habe, täglich und alle Stunden, wie Judas im Abendmahl.“

In Beziehung auf den Trunk des Churfürſten ſchrieb er noch: „Hiemit will ich das Hofleben nicht entſchuldigt haben, das ſie ſelbſt ein Säuleben nennen. Es iſt leider dieſer Hof nicht allein, ſondern ganz Deutſchland mit dem Saufelaſter geplagt; wir Prediger ſchreien und predigen dawider; es hilft leider wenig, es iſt ein böſes altes Herkommen in deutſchen Landen, wie der Römer Cornelius ſchreibt, hat bisher zugenommen, nimmt noch weiter zu. Dazu will's noch ärger werden, (ohne Zweifel zur Strafe), daß nun auch welſche Sitten in deutſchen Landen ſich beginnen zu pflanzen.“ Auf die Anklagen gegen den Landgrafen von Heſſen erwiedert Luther: „Vom Landgrafen, den er zweiweibiſch, wiedertäuferiſch, ſelbſt auch wiedergetauft ſchilt, doch mit ſolchen Cardinäliſchen, wetterwendiſchen Meuchelworten, daß, wo es zum Beweiſen ſollt' kommen, er frei könnte ſeine Zunge wieder lenken und ſagen: er hätte es nicht beſchloſſen, daß ſo ſey, ſondern einen Argwohn gehabt: davon will ich nicht viel dießmal reden; der Landgraf iſt Manns genug, hat auch gelehrte Leute bei ſich. In Heſſen weiß ich von Einer Landgräfin, die da iſt und ſoll heißen Frau und Mutter in Heſſen, wird auch keine andre mögen junge Landgrafen tragen und ſäugen, ich meine die Herzogin, Herzog George zu Sachſen Tochter. Daß aber Ihr Fürſten zum Theil den Holzweg gehet, da habt Ihr's leider dahin bracht mit Eurem böſen Exempel, daß ſchier der Bauer nicht mehr will für Sünde halten und habt uns zu thun gemacht, daß wir mit aller Mühe ſchwerlich den Eheſtand für löblich und ehrlich erhalten, je wieder anrichten können.“

Schwerlich hätte man erwarten können, daß dieſer Fürſt, der von den Proteſtanten aus ſeinem Lande vertrieben und bei einem Verſuch, es wieder zu erobern, vom Landgrafen gefangen genommen worden ward, gegen das Ende ſeines Lebens, als er wieder eingeſetzt wurde, die lutheriſche Lehre in ſeinen Landen einführte und in gutem Vernehmen mit dem Churfürſten von Sachſen ſtand.

Haben wir im Bisherigen geſehen, wie Luther Einzelnen den Text las, ſo ſollen nun auch einige Stellen aus ſeiner Schrift vom Jahr 1541: Vermahnung zum Gebet wider die Türken, zeigen, wie er vom ganzen Zeitalter dachte: „Man ſpricht, wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen. Wir Deutſchen haben nun viel Jahre her das liebe Wort Gottes gehöret, dadurch uns Gott, der Vater aller Barmherzigkeit, erleuchtet und von den gräulichen Gräueln der päbſtlichen Finſterniß und Abgötterei gerufen hat in ſein heiliges Licht und Reich. Aber wie dankbarlich und ehrlich wir das haben angenommen, iſt ſchrecklich genug zu ſehen, noch heutiges Tags. Denn gerade als wären der vorigen Sünden zu wenig, da wir Gott mit Meſſen, Fegfeuer, Heiligendienſt und andre mehr eigne Werke und Gerechtigkeit auf's höchſte erzürnet: ſo fahren wir darüber zu und verfolgen das liebe Wort, ſo uns zur Buße von ſolchem Gräuel beruft, daß nicht Wunder wäre, ob Gott nicht allein Türken, ſondern eitel Teufel über Deutſchland ließe oder längſt hätte laſſen ſchwemmen. Und wir, ſo das Evangelium angenommen und ſich des Wortes rühmen, erfüllen auch den Spruch, Röm. 2, 24: Gottes Name wird durch Euch unter den Heiden geläſtert. Denn ausgenommen gar Wenige, die es mit Ernſt meinen und dankbarlich annehmen, ſo iſt der andere Haufe ſo undankbar, ſo frech, ſo muthwillig, und leben nicht anders, denn als hätte Gott ſein Wort darum uns gegeben und vom Pabſtthum erlöſet, daß wir möchten frei thun und laſſen, was uns gelüſtet, und alſo ſein Wort nicht zu ſeinen Ehren und unſrer Seligkeit, ſondern zu unſrem Muthwillen dienen müßte. Denn daß ich oben anſahe: was verzweifelter, böſer Sekten und Ketzerei haben ſich hervorgethan, als Münzer, Zwingler, Wiedertäufer und viel mehr, Alle unter des Evangeliums Namen und Schein, dieweil ſie durch's Evangelium von des Pabſts Bann und Tyrannei gefreiet, ſicher worden waren, zu lehren und zu thun, was ſie gelüſtet; welche doch zur Zeit, da der Pabſt Gott und Herr war, nicht hätten ziſchen dürfen. Darnach iſt kommen der große Gott Mammon oder Geiz: wie hat der nicht allein Bauern und Bürger, ſondern recht gröblich Adel, Grafen, Fürſten und Herren beſeſſen, daß man deßgleichen kaum leſen kann in allen Hiſtorien. Der Adel will's Alles haben, was Bauer und Bürger hat, ja ſie wollen Fürſten ſeyn; der Bauer ſteigt neben dem Adel Korn und Gerſte und machen muthwillige Theurung, da ſonſt Gott genug hat wachſen laſſen. Der Bürger ſchätzt in ſeinem Handwerk auch, was und wie er will. So weiß man zuvor, was vor Muthwillen das Geſinde, Knechte und Mägde üben in Häuſern, welch Stehlen, Untreue und allerlei Bosheit ſie treiben, daß alle Hausväter aber über das Geſinde klagen und ſchreien. So iſt auch des Stehlens, ein Nachbar dem Andern, kein Maaß. Item die Arbeiter oder Werkleute, wie ſind ſie Herren? Nehmen Gelds genug, arbeiten was und wie und wenn ſie wollen. Und ob ſie es verderben und zu nichte machen, darf Niemand kein Wort wider ſie reden. Und daß ich der Juriſten auch nicht vergeſſe, iſt's mit dem Rechte dahin kommen, daß Niemand ſich gerne in's Recht begiebt, wenn er gleich ſo helle gute Sache hat, als die Sonne im hellen Mittage klar iſt. Alſo iſt Deutſchland reif und voll aller Sünden wider Gott, will es dazu vertheidigen und trotzet mit Gott, daß ich leider ein allzuwahrhaftiger Prophet geweſen bin, da ich oft geſagt, daß entweder der Türke oder wir ſelbſt unter einander müßten uns ſtrafen. Doch wären dieſe gräulichen Stücke noch eine Weile zu tragen; aber dahin iſt's kommen, daß nicht wohl kann weiter kommen: daß nun anfahen etliche Junker, Städte, ja auch kleine Dreckſtädtlein, Dörfer dazu, und wollen ihren Pfarrherren und Predigern wehren, daß ſie nicht ſollen auf der Kanzel die Sünden und Laſter ſtrafen oder wollen ſie verjagen und erhungern; dazu wer ihnen nehmen kann, der iſt heilig." — „Ich bin ja zumal ein gewiſſer Prophet, alſo daß ich mir ſelber darum gram bin, und wollte gerne, daß es erlogen wäre. Ich habe oft gepredigt wider den Geiz und muthwillige Theurung und geſagt:

Sammlet, ſammlet, liebe Bauern, Bürger, Adel! ſammlet getroſt und gebt es theuer genug! Bruder Veit wird kommen und wohl finden, was Ihr geſammelt habt. Ihr ſollt es doch nicht behalten, was Ihr ſo muthwillig ergeizet, einem Andern ſollt Ihr's ſammeln, der Euch zum Lohne erſticht. Daß ich bei mir gewiß bin, wo ſich die Welt nicht beſſert, ſondern ſollte ſo zunehmen in allerlei Muthwillen, ſo muß es brechen den letzten Bruch; und habe auch in ſolchem Weſen keinen andern Troſt noch Hoffnung, denn daß der jüngſte Tag vor der Thüre ſey: denn es übermacht ſich allzuſehr, daß Gott nicht länger wird dulden können.“

Muß man bedauern, daß der alternde Mann noch in ſo viele Kämpfe verflochten wurde, und die Rolle des Strafpredigers zu übernehmen gedrungen war; mag man manches allzuderbe Wort aus ſeinen Streitſchriften wegwünſchen: ſo wird man doch zugeſtehen, daß es nicht eitle Zankſucht war, welche ihm ſolche donnernde Scheltreden eingab; daß ein heiliger Eifer für die Wahrheit und Gerechtigkeit ihn immer beſeelte und auch den derbſten Schimpfworten die tüchtige und edle Geſinnung das meiſte Anſtößige benimmt. Auch davon kann man ſich aus dem Angeführten überzeugen, wie ſo gar keine Täuſchungen er ſich machte über das Leben und die Sittlichkeit ſeiner Anhänger, vielmehr vor aller Welt bekannte, daß die Wiederherſtellung der reinen Lehre die Früchte nicht getragen, welche man hätte erwarten ſollen. Manches mochte ſich wirklich verſchlimmert haben; Manches aber auch dem älteren Manne in einem trüberen Lichte als billig ſich darſtellen; natürlich aber war, daß, nachdem der erſte Aufſchwung der Begeiſterung vorüber war, menſchliche Schwächen und Leidenſchaften wieder ihr Recht (wenn man ſo ſagen darf,) behaupteten; was aber dem Verdienſte des Reformators durchaus keinen Eintrag thut, der ohnehin ſein Werk auf Hoffnung und im Glauben begonnen hatte.

Luther und Melanchthon.

War Luther ein tüchtiger Gegner und Feind, ſo war er auch zugleich ein tüchtiger, treuer und zuverläſſiger Freund. Sein ganzes Weſen war gleichſam darauf berechnet. Sein reicher Geiſt bot ihm einen unerſchöpflichen Schatz dar, um zu geben und mitzutheilen, ſeine Laune würzte, ſeine große Geſinnung adelte, was er ſprach; ſeine Leutſeligkeit zog Jeden unwiderſtehlich an, ſo daß z. B. Urbanus Regius, der in Coburg einen Tag mit ihm zugebracht, verſicherte, daß dieß der fröhlichſte ſeines Lebens geweſen und daß man Luther aus perſönlichem Umgang noch weit mehr als aus ſeinen Schriften hochſchätzen lerne. Seine Geſpräche über Tiſch waren immer anregend und lehrreich, ſo daß die Studierenden das Glück, ſeine Tiſchgenoſſen zu werden, nicht genug rühmen konnten. Aber auch die anderen Eigenſchaften, welche ein engeres Band zu ſtiften geeignet ſind, fehlten Luther'n nicht: die Empfänglichkeit für Fremdes war in ihm durchaus nicht durch die Selbſtändigkeit ſeines Geiſtes und Charakters unterdrückt, und dieſer ſtarke Mann verſchmähte es nicht, ſein bekümmertes Herz, außer dem Gebete, auch gegen vertraute Freunde auszuſchütten, in ihrer Geſellſchaft Befreiung von den trüben Gedanken, die ihn anfochten, zu ſuchen, und „der Meiſter von den Schülern" von ihnen Troſt und Zuſpruch zu begehren. In welchem Verhältniß er zu ſeinen Freunden ſtand, ſieht man theils aus ſo vielen mitgetheilten Briefen an Spalatin, Link und Andere, theils aus dem ebenfalls gegebenen Bericht der ihm ſo naheſtehenden Theologen Juſtus Jonas und Bugenhagen (Pomeranus) über ſeine Krankheit und Anfechtung. Außer dieſen war einer ſeiner Vertrauteſten Amsdorf, Prediger in Magdeburg, dann Biſchof in Naumburg. Eine ausführlichere Schilderung ſeines Verhältniſſes zu dieſen und vielen andern mehr oder minder namhaften Männern übergehend, beſchränken wir uns darauf, ſein Freundſchafts-Verhältniß zu Melanchthon etwas weitläufiger zu behandeln, da dieſer Mann neben ihm in der Reformations-Geſchichte als der bedeutendſte daſteht und Luther's Ruhm und Verdienſt theilt.

Melanchthon wurde im Jahr 1518 als Lehrer der griechiſchen Sprache an die Univerſität Wittenberg berufen, als er etwa zwanzig Jahre alt, aber doch ſchon wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmt und von angeſehenen Männern empfohlen war. Ein Zeitgenoſſe giebt von ſeiner Perſon folgende Beſchreibung: „Er iſt von Perſon ein kleiner, zarter Menſch, in einem langen, blauen, zuſammengegürteten Rock mit weiten Aermeln gekleidet ꝛc.

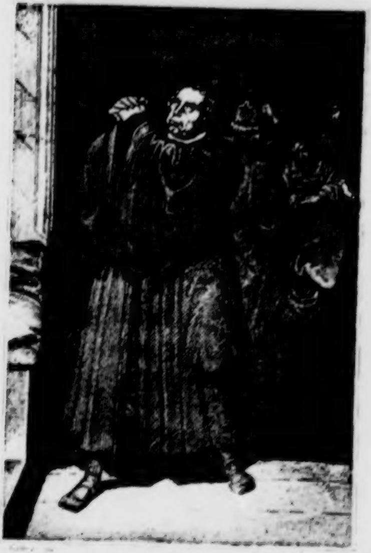
Er iſt nach Leibesform eine kleine, unachtbare Perſon und man ſollte meinen, er wäre ein Knabe, nicht über 18 Jahr, ſo er neben dem Martino Luther geht. Wenn ſie ohne Unterlaß bei einander wohnen, ſtehen und gehen, übertrifft ihn Martinus nach der Länge mit ganzen Achſeln. Nach Verſtand, Gelehrſamkeit und Kunſt ein großer, ſtarker Rieſe und Held, daß einer ſich verwundern möchte, wie in einem ſo kleinen Leibe ſo ein großer, unüberſehlicher Berg an Kunſt und Weisheit verſchloſſen liegt.“ Luther ſchrieb gleich nach deſſen Eintritt an Spalatin: „Wegen unſers Philipp Melanchthon's zweifle nicht, daß geſchieht und geſchehen ſoll, was du ſchreibſt und ermahnſt; er hat am vierten Tag nach ſeiner Ankunft eine gar gelehrte und geſchickte Rede gehalten, mit ſo großem Beifall und Bewunderung Aller, daß es jetzt nicht mehr deiner Empfehlung bei uns bedarf; wir haben alſobald von ſeiner Statur und Perſon weggeſehen, und wünſchen uns Glück und freuen uns des Schatzes, den wir an ihm haben; unſrem erlauchten Fürſten und deinen Bemühungen danken wir und bitten dich, zu ſorgen, daß du ihn dem Fürſten aus allen Kräften empfehleſt. Ich für meine Perſon wünſche mir wahrlich keinen andern Lehrer im Griechiſchen, ſo lang er lebt. Nur eines beſorge ich, es möchte die Lebensweiſe unſres Landes ſein ſchwacher Körper nicht ertragen, und dann, daß ich höre, er ſey mit allzuſparſamem Gehalt angeſtellt, ſo daß die Leipziger ſchon ſich rühmen und hoffen, ſie werden ihn uns jählings entführen. Deßhalb, mein Spalatin, daß ich mit dir frei als mit einem Freunde rede, ſehet zu, daß Ihr nicht ſeine Perſon und Jugend verachtet, denn der Mann iſt jeder Ehre werth.“ Bald darauf wieder: „Philippum, den hochgelehrten und unterrichteten Griechen, laß dir auf's beſte empfohlen ſeyn; ſein Hörſaal iſt ganz voll von Zuhörern; ſonderlich ſtößt er allen Theologen, den vornehmſten wie den mittlern und unterſten, Neigung zum griechiſchen Studium ein.“ Luther ſelbſt verſchmähte es nicht, bei dem jungen Manne Griechiſch zu lernen. Aus dem Jahr 1518 ſchon iſt ein Brief Luther's von Augsburg an Melanchthon vorhanden, der großes Vertrauen ausſpricht: „Halte dich männlich, wie du ja auch thuſt, und lehre die jungen Leute recht; ich gehe hin, mich für ſie und für Euch zu opfern, wenn es Gottes Wille iſt. Denn ich will lieber umkommen und, was mir allein gar ſchmerzlich wäre, Eures mir ſo theuren Umgangs auf ewig entbehren, als widerrufen.“ Das Verhältniß beider Männer wurde immer inniger, indem Jeder am Andern das, was er voraus hatte, mit der neidloſeſten Liebe anerkannte und ſich ſelbſt ſoviel möglich anzueignen ſuchte, und während Luther von Melanchthon's Gelehrſamkeit Nutzen zog, nahm dieſer ganz und gar die Luther'ſchen Grundſätze in der Theologie an, ſo daß Luther ihn als ſeinen Erſatzmann während ſeines Exils auf der Wartburg anſehen konnte. Von dort ſchrieb er ihm: „Wir ſtehen allein noch auf dem Plan. Nach mir werden ſie dich ſuchen,“ und empfahl, den Melanchthon zu Vorträgen über die Evangelien in deutſcher Sprache aufzufordern. Sehr liebenswürdig iſt die Inkonſequenz Luther's, wenn er ſeinem Freund Vorwürfe macht, daß er ſich zu wenig ſchone: „Ich bin böſe über dich, daß du dir ſo viele Arbeiten aufladeſt, und nicht darauf hören willſt, daß du dich ſchonen ſolleſt. So oft rufe ich dir dieß zu, und ſo oft predige ich tauben Ohren;“ und wenn er an Spalatin ſchreibt: „Ich beſchwöre Euch darum, daß Philippus nicht bleibe, wenn die Peſt einbricht. Dieß Haupt muß man retten, damit nicht das Wort umkomme, das der Herr ihm anvertraut hat zum Heile der Seelen,“ da doch Luther für ſeine Perſon keine Schonung und Mäßigung in Arbeiten kannte und zweimal der Peſt mit entſchloſſenem Muthe Trotz bot. Im Jahr 1522 ſchrieb er ihm Folgendes: „Zürne und ſündige nicht! ich bin es, der dieſe deine Anmerkungen (zum Römerbrief) herausgebe und ſo dich ſelbſt dir zuſchicke. Wenn du dir ſelbſt nicht gefällſt, ſo thuſt du recht; es iſt genug, daß du uns gefällſt. Von deiner Seite iſt geſündigt worden, wenn hier eine Sünde iſt, warum haſt du ſie nicht ſelbſt herausgegeben? Warum haſt du ſo oft vergebens mich bitten, mahnen, drängen laſſen, daß du ſie herausgebeſt? So viel zu meiner Vertheidigung gegen dich, denn ich will gern dein Dieb ſeyn und heißen und fürchte nicht deine Klagen und Vorwürfe. Ich will den Naſerümpfern zum Verdruß ſagen, daß die Commentare des Hieronymus und Origenes lautre Poſſen und Narrethei ſeyen gegen deine Anmerkungen. Du wirſt ſagen: warum die hochmüthigen Geiſter ſo zum Haß und Neid gegen mich herausfordern? — Dir ſtehet es an, demüthig zu ſeyn, aber mich mußt du laſſen ſtolz auf dich ſeyn.“ Einige Zeit nachher ſchrieb er an Gerbel: „Ich habe früher einmal die Anmerkungen unſers Philipp's zu drei Brieſen des Paulus über die Seite gebracht, und da er über dieſe Sache mit dem Dieb Luther nicht zürnen durfte, ſo glaubte er doch dadurch trefflich an mir gerächt zu ſeyn, daß das Buch durch der Drucker Nachläſſigkeit ſo voll Fehler ausgegangen, daß auch mich faſt verdroß und reute der ſo übel gerathene Diebſtahl. Er aber hat meiner gelacht und gehofft, daß ich forthin dergleichen Diebſtähle unterließe, durch meinen Schaden gewitzigt. Aber mich hat ſein Lachen nicht angefochten, ſondern bin noch kecker geworden, und ſtehle jetzt nicht mehr, ſondern nehme mit Gewalt weg dem wehrenden Verfaſſer die Anmerkungen zum Evangeliſten Johannes. Nicht aus Haſchen nach Beſcheidenheit verachtet er ſich und das Seinige, ſondern weil er mit chriſtlichem Gemüth alles Unſre für nichts hält, und ſchreibt ſo hartnäckig Alles und Jedes Chriſto allein zu, daß mich dünken will, er irre allerdings hierin, wenn er ſich einbildet, Chriſtus ſey ſeinem Herzen ferner, als er wirklich iſt. Und er glaubt mir ſelber nicht mehr, wenn ich ihm anders vorſtelle; ſo weit iſt er vorangeſchritten und mich übertroffen; ſo werden die letzten die erſten und die erſten die letzten.“ Im Jahr 1524 empfahl er ſeinen Philipp zu einer theologiſchen Profeſſur, und während er für ſich nie etwas verlangte, mahnte er öfters an die Nothwendigkeit, den Gehalt Melanchthon's zu verbeſſern. Die Gemeinſchaft ihres Wirkens machte ſie einander immer unentbehrlicher und ſie ſchloſſen ſich zuſammen, ohne daß der Eine dem Andern ſeine Eigenthümlichkeit zum Opfer gebracht hätte. Zwar behauptete Luther gegenüber ſeinem Freunde das Uebergewicht des Alters und eines kräftigeren Willens und Charakters, aber dieß gieng keineswegs ſo weit, daß dadurch den Anſichten und der Handlungsweiſe des letztern wäre Gewalt angethan worden. Während Luther mit Erasmus die bitterſten Schriften wechſelte, ſtand Melanchthon mit dieſem Manne, dem er als Gelehrter näher ſtand, denn Luther, in ununterbrochenem brieflichen Verkehr, was ihn freilich von beiden Seiten her in einige Verlegenheit brachte. Melanchthon's Milde und Sanftmuth wird oft ſo geſchildert, daß ſie mit Luther's Heftigkeit und Härte den ſchärfſten Gegenſatz bilden ſoll; zu richtiger Würdigung beider Charaktere iſt jedoch die Bemerkung zu machen, daß häufig bei Melanchthon nur die Form milder war als bei dem heftigen Luther, aber ſeine Grundſätze nicht ſelten ſo ſtreng oder noch ſtrenger waren, als die Luther's. Ueber die Artikel der Bauernſchaft z. B. verfaßte auch Melanchthon eine Schrift, welche das Unrecht der Obrigkeit nicht ſo gründlich wie Luther anerkannte, und ſich ſchon damals härter ausſprach: „das Zumuthen der Bauern hat keinen Schein; ja es wäre vonnöthen, daß ein ſolch wild, ungezogen Volk als Deutſche ſind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat. Joſeph hat Egypten hart beſchweret, daß dem Volk der Zaum nicht zu weit gelaſſen würde.“ Seine Milde hielt ihn auch nicht ab, zu der in der Schweiz erfolgten Verbrennung des Michael Servete, welcher über die Dreieinigkeit ketzeriſch gelehrt hatte, ſeine beifällige Zuſtimmung zu geben. — Wie ſchon vorgekommen, war auf dem Reichstag von Augsburg Melanchthon der vornehmſte Theologe von Seiten der Proteſtanten, aber auch als Hauptunterhändler vielen Vorwürfen ausgeſetzt, als gebe er vom Gegentheil zu viel nach. Luther's Briefe an ihn aus jener Zeit ſind oben angeführt; zwar wünſchte auch er den Sachführer der Proteſtanten etwas entſchloſſener und feſter, und in ſeine Briefe ſchleicht ſich manchmal der Ton des Tadels und Unmuths ein, was aber doch wieder durch das überwiegende Vertrauen und ungeheuchelte Herzlichkeit gut gemacht wird. Gegen die an ihn einkommenden Klagen und Verdächtigungen aber vertheidigte er ſeinen Freund ſtandhaft. Melanchthon wurde von da an zu den meiſten Religionsgeſprächen und Verhandlungen geſchickt, da er hiezu theils durch ſeine Anhänglichkeit an die evangeliſche Lehre und durch ſeine gelehrte Bildung, theils durch das Anſehen und die verhältnißmäßige Gunſt, worin er ſelbſt bei der Gegenparthei ſtand, am tauglichſten war. Das innige Verhältniß blieb im Ganzen, trotz einigen Meinungs-Verſchiedenheiten, ungeſtört, bis zum Jahr 1543, als der Streit mit den Sacramentirern wieder ausbrach, und Luther, zweifelnd ſogar an der Rechtglaubigkeit Melanchthon's im Punkte der Abendmahlslehre, daran dachte, gegen ihn zu ſchreiben. Der Churfürſt, welcher davon hörte, ſchickte den Kanzler Brück nach Wittenberg, um ſich bei Luther'n über den Stand der Sache zu erkundigen. In der dem Kanzler ertheilten Weiſung hieß es: Man müſſe befürchten, ſo inſonderheit Doktor Luther oder der Churfürſt das Haupt legen, daß alsdann die Zweiung gewaltig hervorbrechen möchte, ſo wie auch, daß die Studenten die falſche Lehre faſſen möchten. Aber er ſey nicht gemeint, dieß bei ſeinem oder Dr. Martini Leben zu dulden, und obwohl ihm viel an der neugeſtifteten, auch durch Melanchthons Ruhm ſo blühenden Univerſität liege, wolle er doch, ehe er ſolche Spaltung dulde, das Gedeihen, ja die Exiſtenz der Univerſität auf's Spiel ſetzen. Luther und Pomeranus ſollten den Churfürſten gründlich und eigentlich berichten, wie es aller Sachen gelegen wäre, und ob ſie ſich mit einander verglichen oder nicht, und im Fall es nicht geſchehen, daß ſie ihren getreuen Rath wollten anzeigen, entweder zu Vergleichung oder ſonſt zu anderen Wegen. Der Kanzler berichtete dem Churfürſten: Dr. Martinus ſage und bekenne, daß er nimmermehr gemeint hätte, daß Philippus in den Phantaſeien noch ſo ſteif ſtecke, zeige daneben an, er hätte wohl allerlei Vorſorge und könne nicht wiſſen, wie Philippus am Sacrament wäre. Aber er wolle ſein Herz mit Philippo theilen, und wolle ganz gern, daß ſich Philippus, als ein hoher Mann, nicht möchte von ihnen und der Schule thun, denn er thue ja große Arbeit; würde er aber auf der Meinung verharren, ſo müßte die Wahrheit Gottes vorgehen. Er wolle für ihn beten. — Auf die Eröffnung des Kanzlers von dem ſtarken Verdacht des Churfürſten, daß Melanchthon Luther's Tod abwarte und drücke, bis er ſeine Zeit und Bequemlichkeit erſehe, verſetzte Luther:

thue er dieß, ſo werde er ein elender Menſch werden und ſeines Gewiſſens halben keinen Frieden haben. — Der Kanzler meint in ſeinem Bericht: es könne nicht ſchaden, wenn Dr. Martinus ernſtlich fortdrucke und mit Philippo ernſtlich und von Herzen rede. — Luther's Verdacht gegen Melanchthon war durch ein Bedenken zum Behuf der Reformation des Erzbisthums Cölln, von Bucer und Melanchthon verfaßt, erregt oder verſtärkt worden, worin der Artikel vom Abendmahl im Sinne der Schweizer geſtellt ſchien. Darüber äußerte Luther: er ſey dieſes Buchs ſatt und über die Maaßen unluſtig darauf. Es ſey auch zu lang und waſchhaftig und er ſpüre Bucer's Klappermaul wohl darin. Melanchthon wußte wohl um Luther's Unwillen und zog ſich denſelben ſo zu Gemüth, daß er im Sinne hatte, wenn er Luther'n verhaßt ſey, und dieſer ihn in Schriften angreifen würde, von Wittenberg wegzugehen. Durch den Churfürſten jedoch, der ſelbſt andern Sinnes geworden, ließ ſich Luther bewegen, Melanchthon's Entſchuldigung anzunehmen, und ein deutlicher Beweis, wie die Freundſchaft beider Männer fortbeſtand, liegt darin, daß, als Luther kurze Zeit vor ſeinem Tode im Verdruß Wittenberg verlaſſen wollte, Melanchthon erklärte, wenn man ihn nicht zurückbrächte, werde auch er weggehen. Ein Schatz gediegenen Vertrauens mußte es aber ſeyn, der in jener Zeit eine Verſchiedenheit in der Anſicht mit dem Mantel der Freundſchaft zu decken vermochte! — Luther ſeinerſeits erklärte ein paar Monate vor ſeinem Tode: auf das Religions-Geſpräch in Regensburg dürfe man Melanchthon nicht ſchicken, „es iſt,“ ſchrieb er, „ein nichtig und vergeblich Colloquium; ſie haben keinen Mann, der werth wäre, mit Melanchthon zu diſputiren. Wie müßte man thun, wenn Melanchthon krank würde oder ſtürbe? Er iſt auch in Wahrheit krank, wie ich denn froh war, wie ich ihn neulich aus dem Mannsfeldiſchen wieder heim brachte. Wer wollte aber rathen, daß man ihn in Gefahr ſteckte, dadurch Gott verſucht würde, und uns hernach zu ſpät der Reuel anſtieße!“

Die innige Zuneigung dieſer Männer trat auch beſonders hervor bei Gelegenheit von gefährlichen Krankheiten, wovon beide befallen wurden. Im Jahr 1537 erkrankte Luther ſehr hart am Stein, in Schmalkalden, wo eben große Zuſammenkunft der Bundesglieder war; davon wird noch mehr geſagt werden und hier ſoll nur vorläufig von Melanchthon's Benehmen dabei die Rede ſeyn; er ſchrieb auf Luther's Wunſch an den Medikus Georg Sturz in Wittenberg, daß er ſchleunig kommen möchte, Luther'n zu helfen: „Bitte demnach, kommet balde, damit wir nicht nachläſſig erfunden werden, einem ſolchen Mann behülflich zu ſeyn. Denn er iſt's werth, daß wir alle gelaufen kommen, wenn wir nur was rathen oder helfen könnten. Ihr wiſſet, daß ſolch Euer Dienſt unſrem gnädigen Herrn ſo lieb ſeyn wird, als thätet Ihr's ihm ſelbſt.“ — Am Sonntag Reminiſcere ſitzet M. Philipp (ſchreibt ein Augenzeuge) und betrachtet Doktor Luther'n ſo ſehnlich, daß er darüber anfähet bitterlich zu weinen. Spricht Lutherus zu ihm: „Hans

Löſer pflegt zu ſagen: es wäre keine Kunſt gut Bier, ſondern bös Bier wäre eine Kunſt zu trinken. Eben alſo möchtet Ihr auch wohl von mir gedenken, daß ich jetzo mit den Apothekertränken lernen muß dieß Stück prakticiren, und Gottlob, ich kann auch in dieſem Todeskampf und neben meinen großen Schmerzen gutes Herzens ſeyn.“ Von Tambach aus, wohin Luther von Schmalkalden geführt wurde, meldete er ſeine Beſſerung in einem Schreiben: „M. Philippo Melanchthoni zu eignen Händen. Gelobet ſey Gott u. ſ. w. Mein lieber M. Philipp! dieweil in dieſer Nacht Gott ſich Euer erbarmet, Euer Gebet und Thränen geſehen, hat er mir geholfen u. ſ. w.“ Melanchthon antwortete ihm: „Ich danke von Herzensgrunde Gott, dem Vater der Barmherzigkeit, und Chriſto Jeſu, unſrem Herrn, dem einigen Hohenprieſter und Vorbitter für uns, daß Ihr, lieber Vater, von Euern großen Schmerzen Linderung empfindet. Freue mich derowegen über die Maaßen ſehr, beide Eurer Perſon wegen und denn auch der chriſtlichen Kirche halben, daß Ihr wieder lebendig ſeyd. Ja ſolche Freude wird je mehr und mehr größer, dieweil ich aus dieſem ſcheinbarlichen Exempel ſehe, daß ſich Gott unſers armen Kirchenhäufleins erbarmen will. Ich habe viel Bekümmerniß gehabt, erſtlich daß wir Euch allhier mit nichts helfen konnten, darnach, daß die Herren Medici auch verſtießen, indem ich merkte, daß Eure Krankheit durch ſie nur ärger ward. Kann's demnach Niemand ſagen, wie ſehr mich's verdroß und kränkte, wie ich denn noch nicht dran darf denken.“ An einen

Freund aber ſchrieb er: „Wir danken Alle Gott höchlichen, daß er ihm die Schmerzen etlichermaaßen hat gelindert und bitten ferner, der ſtarke Gott wolle ihn ſtärken und wieder geſund machen. Denn wir lieben ihn billig als unſern Vater, weil er ſich ſo hoch und wohl verdient gemacht hat um die Heerde Chriſti, und ehren ihn auch billig als den Wagen und Reuter Iſraels. Denn Gott hat ſich ſehr herrlich mit dieſem Geſchenk erwieſen, indem er die Ehre und Lehre Chriſti aus dem greulichen Finſterniß des Pabſtthums durch dieſes Mannes Dienſt hat laſſen herfurbringen. Die Kirche aber iſt noch zu zart, darum ſie ſeiner Predigten, Rath und That nicht entbehren kann.“ Melanchthon erkrankte im Jahr 1540 auf der Reiſe zu einem Convent nach Hagenau, unterwegs. Vor dieſer Reiſe träumte er, er werde darauf ſterben, weshalb er auch zuvor ein Teſtament machte und darin Luther's in folgender Weiſe gedachte: „Ich danke auch dem ehrwürdigen Dr Martin Luther, weil ich von ihm das Evangelium gelernet habe, und dann auch für ſeine ganz beſondre Liebe, die er durch viele Wohlthaten gegen mich an den Tag gelegt hat, und will, daß er auch von den Meinen nicht anders als ein Vater geehret werde, weil ich geſehen und erfahren, mit was vortrefflicher und recht heroiſcher Gemüths- und Geiſteskraft, mit wie viel herrlichen und großen Tugenden, mit was für einer ausnehmenden Frömmigkeit dieſer theure Mann von Gott begabt ſey. So habe ich ihn allezeit recht theuer und werth geachtet, herzlich geliebt und geglaubt, daß er von Jedermann recht hoch-



Luther betet für Melanchthon.

zuſchätzen und zu verehren ſey.“ Als Grund der Krankheit, die ihn in Weimar überfiel, wird ſein Gemüthskummer über die Billigung der Doppelehe von Philipp von Heſſen angegeben, und dieſe Annahme macht vielleicht auch den heilſamen Einfluß von Luther's Gegenwart erklärlich. Der Churfürſt nämlich ließ dieſen ſogleich in ſeinen Wagen holen. Wie er ankam, traf er Philippum in den letzten Zügen an, die Augen waren gebrochen, der Verſtand gewichen, die Sprache verfallen, das Gehör verloren, das Angeſicht und Schläfe eingefallen, dazu kennete er Niemand, aß und trank auch nichts. Ueber dieſen Anblick erſchrack Dr. Luther heftig, wendete ſich zu ſeinen Reiſegefährten und ſprach: „Behüte Gott! wie hat nicht der Teufel dieſes Organon geſchändet!“ wendete ſich nach dem Fenſter, kehrte den Andern den Rücken zu und rief Gott ſehr andächtig an. „Allhier,“ ſagte hernach Dr. Luther, „mußte mir unſer Herre Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhöret werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders ſeinen Verheißungen trauen ſollte.“ — Nach dieſem nahm er Melanchthon, um deſſen Herzens- und Gewiſſens-Bekümmerniß er wohl wußte, bei der Hand und ſprach: „Seyd getroſt, Philippe, Ihr werdet nicht ſterben! Obgleich Gott Urſache hat zu tödten, ſo will er doch nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Er wird Euch, Philippe, nicht verſtoßen oder zugeben, daß Ihr in Eurer Sünde und Schwermuth vergehet. Darum gebt dem Trauergeiſt nicht Raum und werdet nicht Euer eigner Mörder, ſondern verlaßt Euch auf den Herrn, der da kann tödten und lebendig machen.“ — Als Dr. Luther dieß alſo redete, wird Philippus gleichſam wieder lebendig und fängt an Odem zu holen, kömmt allgemach wieder zu Kräften und gelanget wieder zu ſeiner vorigen Geſundheit. Er ſchrieb davon: „ich war zu Thüringen von einer ſchrecklichen Krankheit befallen, die nur aus einer Bekümmerniß und Gram ihren Urſprung genommen, das mir ein fremder Handel hatte zuwege gebracht. Ich wäre geſtorben, wenn ich nicht durch Dr. Luther's Ankunft aus dem Tode wäre geriſſen worden.“ Luther ſelbſt aber erklärte: „ich habe unſern Philippum und meine Käthe und den Herrn Myconium vom Tode erbeten.“ Der überlebende Melanchthon hielt ſeinem ihm vorangehenden Freunde die Leichenrede, woraus wir einiges ausheben: „Welch eine ſchöne und herrliche Rede wäre hier zu thun, wenn ich mir vorgenommen hätte, dieſes Mannes Lob zu rühmen und nach der Länge zu erzählen die ganze Hiſtorie ſeines Lebens, ſo er bis in drei und ſechszig Jahr gebracht, mit ſtetem, großem, ernſtem Fleiß und Uebung in Gottesfurcht, Glauben, Anrufen Gottes und andern chriſtlichen Tugenden, item in allen guten und nützlichen Studien und Künſten. Es iſt nie kein unzüchtig Weſen oder andre Untugend an ihm geſpürt oder vermerkt, es iſt kein Wort, das ſich zu Aufruhr oder Empörung ziehen möcht', jemals von ihm gehört worden, ſondern hat allezeit treulich zur Sühne und Frieden gerathen und geholfen; er hat nie fremde Händel in die Religionsſache gemengt, oder Ränke geſucht, ſeine oder der Seinen Gewalt zu ſtärken. Solche Weisheit und Tugend iſt ſo groß und ſeltſam, daß ſie nicht allein durch menſchlich Vermögen und Fleiß kann zuwege bracht ſeyn, ſondern es gehöret göttliche Gnade und Gabe dazu, die da ſonderlich ſolche hohe Leute, ſo von Natur heftigen, hohen und brennenden Muth haben, wie Dr. Luther geweſen, im Zaum halte.“ — „Daß nun ein ſolcher theurer Mann eines ſo ganz hohen Verſtandes, dazu trefflich gelehrt und durch lange Uebung verſucht und erfahren, und mit vielen hohen chriſtlichen, ſondern Tugenden begabt, und von Gott, ſonderlich der Kirchen wieder aufzuhelfen erweckt und erwählt, zudem daß er auch uns Alle als ein Vater herzlich geliebt, aus dieſem Leben und unſrem Mittel und Geſellſchaft, als aus den Spitzen in der Ordnung, hinweg gefordert und abgeſchieden iſt, deß tragen wir unſerthalben billig Kummer und Schmerzen. Denn wir ſind nun ganz wie arme, elende, verlaſſene Waiſen, ſo einen theuern, trefflichen Mann zum Vater gehabt und deß beraubt ſind.“

Die Freundſchaft dieſer beiden Männer, welche ſich gegenſeitig ſo treulich unterſtützten und förderten, war für beide ebenſo genußreich und ehrend, als für die Menſchheit erfreulich und ſegenbringend.

Luther als Prediger, Gelehrter und Schriftſteller.

Wir haben es bisher verſpart, eine Geſammt-Ueberſicht von Luther's gelehrter und ſchriftſtelleriſcher und von ſeiner Berufs-Thätigkeit zu geben. Die Betrachtung deſſen, was er leiſtete, ſetzt in Erſtaunen und beſchämt die Klagen über die Kürze des menſchlichen Lebens, über die engen Grenzen, welche der menſchlichen Wirkſamkeit geſteckt ſind. Faſſen wir zuerſt in's Auge, was er als Univerſitäts-Lehrer und als Prediger leiſtete. Seit er Doctor der heiligen Schrift geworden, lag ihm die Erklärung derſelben hauptſächlich ob. Aber dieſe Erklärungen der Bücher der heiligen Schrift waren ganz anders als heutzutage; Luther unterzog ſich denſelben, ehe er noch der Urſprachen, des Griechiſchen und Hebräiſchen, Meiſter war, indem er die lateiniſche Ueberſetzung zu Grunde legte. Dagegen wurde, während das Grammatiſche und Sprachliche mehr bei Seite blieb, Glaubens- und Sittenlehre, Geſchichte der Kirche und der Lehrmeinungen hereingezogen und gelegentlich alle möglichen

Verhältniſſe zur Sprache gebracht. Solche Vorträge konnten ſich bald dem erbaulichen Ton der Predigt nähern, bald die Geſtalt der Polemik annehmen oder zur Belehrung über gewiſſe Pflichten ſich wenden. Für Luther's reichen Geiſt mußte dieſe dem Lehrvortrag gelaßne Freiheit ſehr günſtig ſeyn, und als er ſpäter noch die Urſprachen der Bibel erlernte, kam zu dem Vorzug der Gedankenfülle und der fruchtbaren Erläuterung und Anwendung auch noch der der gelehrten Gründlichkeit. Rechnet man dazu die ihm eigenthümliche Lebendigkeit, die aus ſeinem tiefen gemüthlichen Intereſſe an der Sache entſprang, ſo kann man nicht anders erwarten, als daß ſeine Vorleſungen im höchſten Grade geſchätzt und geſucht waren. Seine Erklärungen wurden von Zuhörern nachgeſchrieben und in Druck gegeben, ſo die von dem Brief an die Galater, welche zu Luther's wichtigſten Werken gerechnet wird. Er ſchrieb dazu eine Vorrede, worin Folgendes vorkommt: „Nun dünket mich's doch ſelbſt ſeltſam zu ſeyn, und kann es ſchwerlich glauben, daß ich dieſe Epiſtel St. Pauli, da ich ſie in unſrer Schule zu Wittenberg öffentlich geleſen, ſo weitläuftig und mit ſo vielen Worten ſoll ausgelegt und gehandelt haben, wie ich in dieſem Buch allhier ſehe, daß es geſchehen iſt, und befinde doch gleichwohl, daß es je allzumal meine Gedanken geweſen ſind, welche etliche Brüder ſo gar genau und fleiſſig aufgefangen und in dieſes Buch zuſammengefaßt haben, alſo daß ich bekennen muß, daß ich ſolches Alles und vielleicht noch etwas mehr denn allhier verzeichnet, in der öffentlichen Lection dazu geredet habe. Denn in meinem Herzen herrſchet allein und ſoll auch herrſchen dieſer einige Artikel, nämlich der Glaube an meinen lieben Herrn Jeſum Chriſtum, welcher aller meiner geiſtlichen und göttlichen Gedanken, ſo ich immerdar Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende iſt. Und wiewohl ich ſehr viele Worte davon gemacht, empfinde ich dennoch gleichwohl, daß ich von der Höhe, Tiefe und Breite dieſer unmäßigen, unbegreiflichen und unendlichen Weisheit kaum und gar nehrlich ein geringes, ſchwaches Anheben erreichen, und kaum etliche kleine Stücklein und Bröcklein aus der allerköſtlichſten Fundgrube habe an das Licht bringen mögen. Derhalben ich mich auch wohl etwas ſchäme, daß über dieſes ſo großen und herrlichen Apoſtels und auserwählten Rüſtzeugs Gottes Schrift, dieſe meine Auslegung ausgelaſſen werden ſollte, welche doch je gar weit viel zu gering und viel zu wenig darüber iſt.“ Luther hatte überhaupt kein eigenliebiges Wohlgefallen an ſeinen Schriften, er erklärte, und gewiß mit Aufrichtigkeit, die des Melanchthon ſeyen ihm viel lieber, er gebe ſich auch keine ſonderliche Mühe, ſie zu ſchmücken, weil er nicht wolle, daß man ſie aufbehalte und viel leſe; er wollte durch Schriften nur der Beſchränktheit des Worts, der mündlichen Rede zu Hülfe kommen, aber nicht ſeinen Anſichten gerade in dieſer Geſtalt eine lange Dauer ſichern.

Groß war Luther's Eifer im Predigen und er war auch mit Allem begabt, was ihn zum tüchtigen, beliebten und hinreißenden Kanzelredner machen konnte. Seiner Begeiſterung ſtand eine unendliche Fülle von Gedanken, eine unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit der Ausdrücke, eine ſichere Gewalt über die in ſeinem Mund erſtarkende und ſich bereichernde Sprache, ein glückliches Organ und eine kräftige Leibes-Verfaſſung zu Gebot. Zu manchen Zeiten predigte er faſt täglich, oft auch mehrmal, in der Kirche und zu Hauſe, und nie gieng ihm der Eifer, nie der Stoff zu ſeinen Vorträgen aus. Dieſe waren aber nicht eben kunſtgerechte, ſtudirte Reden, ſondern freiwillige Ergüſſe ſeines von begeiſtertem Glauben ganz durchdrungenen und getränkten Gemüths, um ſtrenge Regelmäßigkeit wenig bemüht, aber nie der anſprechenden Kraft, des entzündenden Feuers ermangelnd, nie erkältet durch abgemeſſene, ſchwebende und ſchwankende Worte, herabſteigend oft in das gewöhnlichſte Leben, aber auch wieder zu den höchſten Höhen des frommen Glaubens emporſteigend, mächtig wirkend durch die Beredtſamkeit des Herzens und nicht der Kunſt, nie dem Reize der Neuheit nachjagend und doch immer neu und friſch, an Ein Hauptthema ſich anſchließend und doch nie ermüdend. Außer den von ihm gehaltenen Predigten, die ihm zum Theil nachgeſchrieben wurden, hat er auch ſelbſt eine Poſtille geſchrieben. Die Hauspoſtille aber wurde von Veit Dietrich im Jahr 1545 herausgegeben, mit einer Vorrede Luther's: „Dieſe Predigten habe ich unterweilen in meinem Hauſe gethan, für meinem Geſind, damit ich als ein Hausvater auch das Meine thäte bei meinem Geſinde, ſie zu unterrichten, ein chriſtlich Leben zu führen. Wollte Gott, ſie hätten's

Alle nicht mehr allein zu den Ohren, ſondern auch zum Herzen laſſen eingehen, als ich hoffe, es ſey nicht ohne Frucht abgegangen, wie Jeſaias ſagt: Mein Wort ſoll nicht wieder ledig zu mir kommen, ſondern ausrichten, dazu ich's geſandt habe. — Solche Weiſe zu predigen haben die Patriarchen, als ſich's anſiehet, in ihren Häuſern gehabt, bei ihrem Geſinde u. ſ. w.“ — „Daß aber dieſe meine Hauspredigten von Magiſtro Vito Dietrich, der Zeit mein Tiſchgeſell, aufgefangen und behalten, habe ich nicht gewußt, vielweniger gedacht, daß ſie ſollten durch den Druck auch unter andre Leute und Fremde kommen. Mir iſt geweſt zu Sinn, als ſeyen ſie gar vergeſſen; aber wem ſie gefallen, dem will ich ſie gern gönnen, als die Broſamen, Brocken und Grumpen, ſo übrig ſind. Weil Gottlob! die Biblia ſelbſt am Tag iſt, mit vieler gelehrten Leute reichen und nützlichen Büchern, darin ſich ein Chriſtenmenſch wohl weiden kann. Denn wie man ſpricht: die Kuh geht im Graſe bis an den Bauch; alſo ſind wir jetzt auch reichlich zu unſrer Zeit wahrlich mit reicher, voller Weide göttlichen Worts verſehen; Gott gebe, daß wir es dankbarlich brauchen, davon fett und ſtark werden, ehe denn die Dürre komme und Strafe unſrer Undankbarkeit, daß wir nicht wiederum müſſen Stein und Dornen freſſen, wie uns zuvor geſchehen iſt unter dem Pabſtthum, ſondern viel Früchte bringen und des Herrn Jünger werden.“ Durch Luther wurde aber auch erſt die Predigt wieder zu ihrer Wichtigkeit erhoben, während ſie im Pabſtthum hinter den vielen Ceremonien zurückgetreten und vernachläſſigt worden war; jetzt wurde ſie der Hauptbeſtandtheil der chriſtlichen Andacht und freilich hätte ſich darüber wohl nie eine Klage erheben dürfen, wenn alle proteſtantiſchen Prediger von Luther's Geiſt etwas überkommen hätten. Luther ſelbſt ſah voraus und prophezeihte, daß bald Mangel an tüchtigen treuen Predigern ſeyn würde, that jedoch ſelbſt ſein Möglichſtes, um die Bildungs-Anſtalten für dieſelben zu befördern. Anziehend ſind manche zerſtreute Aeußerungen Luther's über das Predigen: „Chriſtum predigen, iſt ein gar ſchwer und gefährlich Amt, hätte ich's früher gewußt, ſo wollte ich mich nimmermehr dazu begeben haben, ſondern geſagt mit Moſe: Sende wen du willſt! Es ſollte mich Niemand hinangebracht haben.“ Als er unter dem Birnbaum in ſeinem Hof ſaß, fragte er M. Lauterbach, wie es ihm gienge in ſeinem Predigtamt. Da nun derſelbe klagte über ſeine Beſchwerung, Anfechtungen und Schwachheit, ſprach Luther: „Ey Lieber, es iſt mir auch alſo geweſt; ich hab' mich wohl ſo ſehr gefurcht vor dem Predigtſtuhl als Ihr, doch mußte ich fort; man zwang mich zu predigen. Du willt bald Meiſter ſeyn, willt gelehrter ſeyn, denn ich und Andre, ſo darinne geübt ſind, willt vielleicht Ehre ſuchen, und wirſt alſo angefochten. Du ſollt aber unſern Herr Gott predigen und nicht anſehen, was die Leute davon halten und urtheilen.“ — „Ich habe,“ ſagte er, „mich nie entſetzt, daß ich nicht wohl predigen kann; darüber aber habe ich mich oft entſetzt und gefurcht, daß ich vor Gottes Angeſicht alſo habe ſollen und müſſen reden von der groſſen Majeſtät und göttlichem Weſen.“ — „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, ſchweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht faſſen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägdlein, alte Frauen und Männer, denen iſt hohe Lehre nichts nütze, faſſen auch nichts davon und wenn ſie ſchon ſagen: Ey, er hat köſtlich Ding geſagt und eine gute Predigt gethan; da man ſie aber fraget: Was war es denn? ſo ſagen ſie: Ich weiß es nicht. Man muß den armen Leuten weiß weiß, ſchwarz ſchwarz ſagen, auf's Allereinfältigſte, wie es iſt, mit ſchlichten, deutlichen Worten, und faſſen's dennoch kaum. Was ſich ſchickt und bequem iſt nach Gelegenheit der Zeit, des Orts, der Perſonen, ſoll man lehren und predigen. Nicht wie ein Pfarrherr einmal geprediget hat; es wäre unrecht und wider Gott, daß ein Weib ihrem Kind eine Amme hielte, und damit hatte er die ganze Predigt zugebracht, da er doch eitel-arme Radſpinnerinnen in ſeiner Pfarre hatte, welche dieſe Vermahnung nichts angieng. Wie auch der geweſt iſt, der in einem Hoſpital unter alten Weibern viel vom Eheſtand ſagte, lobete denſelben und vermahnete ſie dazu.“ — „Ein rechtſchaffener, frommer, treuer Prediger, der Gottes Wort rein, lauter und klar lehret, ſoll ſehen auf die Kinder, Knechte und Mägde, und auf den armen, gemeinen, einfältigen Haufen, die Unterrichts bedürfen. Nach denen ſoll er ſich richten, wie eine Mutter, die ihr Kindlein ſtillet, pappelt und ſpielt mit ihm, ſchenkt ihm aus dem Buſen ihre Milch, darf ihm weder Wein noch Malvaſier geben. Alſo ſollen auch die Prediger thun.“ — Von Melanchthon's Anweſenheit bei ſeinen Predigten ſagte er: „Ich ſehe ihn nicht gern in meinen Lectionen oder Predigten, aber ich ſchlage das Kreuz vor mich und denke: Philipp, Jonas, Pommer ſeyen nicht drinnen und laß mich dünken, daß kein Klügerer auf der Kanzel ſtehe, denn ich.“ — „Ich kann keine Predigt thun noch machen nach der Kunſt.“ — „Ich pflege nicht alle Stücke inſonderheit zu faſſen, ſondern allein den Hauptpunkt, darauf die Summa der ganzen Predigt ſtehet. Darnach im Reden fällt mir ſolches ein, darauf ich zuvor nicht ſonderlich gedacht habe; denn wenn ich alle Worte ſollte faſſen, und von allen Stücken inſonderheit reden, ſo würde ich nicht ſo kurz herdurch geben.“ — „Mir geſchieht's oftmals, daß ich mich meiner Predigt ſchäme, bald wenn ſie aus iſt, und meine, ſie ſey ſehr kalt geweſen. Aber Andre haben ſie hernach bei mir ſehr gelobet.“

Auch Kürze empfahl Luther bei den Predigten und befolgte ſelbſt dieſen Grundſatz: „Eines guten Redners Amt oder Zeichen iſt, daß er aufhöre, wenn man ihn am liebſten höret und meinet, daß es erſt komme; wenn man ihn aber mit Unwillen und Ueberdruß höret und wollte, daß er aufhörete und zum Ende und Beſchluß käme, das iſt ein bös Zeichen. Etliche plagen die Leute mit allzulangen Predigten, da es doch um das Gehör gar ein zärtlich Ding iſt; wird eines Dings bald überdrüſſig und müde. Maaß iſt in allen Dingen gut.“ — „Fein langſam reden iſt einem Prediger am bequemſten und eine feine Tugend, denn er kann alſo deſto fleißiger und bedächtiger ſeine Predigten vortragen.“ Mit ſich ſelbſt war Luther oft unzufrieden: „Ich habe mich oft ſelber angeſpeiet, wenn ich vom Predigtſtuhl kommen bin: Pfui dich an, wie haſt du gepredigt! Du haſt's wahrlich wohl ausgerichtet, haſt kein Concept gehalten, wie du es gefaſſet hatteſt. Und eben dieſelbige Predigt haben die Leute auf's höchſte gelobet, daß ich in langer Zeit nicht eine ſo gute ſchöne Predigt gethan hätte. Wenn ich hinunter vom Predigtſtuhl geſtiegen bin, ſo habe ich mich beſonnen und befunden, daß ich gar wenig oder nichts davon geprediget habe, das ich bei mir concipirt oder bedacht hatte. Daß ich gewißlich dafür halte, es ſey ganz **ein ander Ding predigen**, denn wir's achten; denn unſer Herr Gott Einem oft etwas Anderes eingiebt.“ Der Gedankenreichthum und die Mannigfaltigkeit von Luther's Predigten wurde auch von ſeinen Zuhörern anerkannt und von ihm geſagt, er könne täglich ſeine Predigten anders tractiren und mit neuen Gedanken vorbringen und anzeigen; Luther entgegnete darauf: „o nein! ich bleibe allezeit auf dem Hauptſtück, nach der Dialektika, aber nach der Rhetorika kann einer ſeine Predigten und Lektionen ändern.“

Außer ſeinen Berufsgeſchäften ſchrieb Luther eine Menge Briefe und ſehr viele größere und kleinere Schriften in deutſcher und lateiniſcher Sprache. In ſeinem Zimmer war oft Alles mit Briefen überſäet, und er ſchrieb an Einem Tage bisweilen gegen vierzig. Nicht nur Freunde und Bekannte ſchrieben an ihn, ſondern auch völlig Fremde äußerten ihm ihr Vertrauen auf verſchiedene Weiſe und aus den mannichfachſten Veranlaſſungen; ſehr viele erholten ſich bei ihm Raths in Gewiſſensfragen, andre ſuchten ſeine Verwendung in weltlichen Angelegenheiten nach, und er, der nicht gerne etwas abſchlug, hatte mit Beantwortung der Schreiben und mit Erfüllung der darin ausgeſprochenen Wünſche und Anliegen gar viel zu ſchaffen. Beſonders ſeine lateiniſchen Briefe zeichneten ſich durch gedrängte Kürze aus. Seiner andern Schriften iſt eine ungeheure Zahl, die kleinern und kleinſten mitgerechnet über fünfhundert, darunter auch manche große und ausführliche Abhandlungen. Dieſe große Anzahl läßt ſich nur erklären, wenn man bedenkt, daß Luther mit ganzer Seele in den Gegenſtänden lebte, welche er in ſeinen meiſten Schriften behandelte, (wenn es nicht etwa ihm abgeforderte Gutachten waren,) und daß dieſelben alſo nicht die einem fleißigen Forſchen und Nachdenken mühſam abgerungenen Früchte der Gelehrſamkeit, ſondern ſeine unaufhaltſam hervorquellende, ungeſuchte Ueberzeugung waren. Freilich hatte er einen guten Grund von vielerlei Kenntniſſen gelegt, hatte die alten Claſſiker und die Kirchenväter fleißig ſtudirt, auch die philoſophiſchen Wiſſenſchaften inne und war mit allen Verhältniſſen des Lebens vertraut, an ernſtes Nachdenken und unverdroßnen Fleiß gewöhnt, und ſo entfloſſen ſeiner Feder mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit jene kräftigen Bücher und Schriften, womit er bald die Freunde ſtärkte, ermahnte und belehrte, bald die Gegner und Feinde ſchreckte und niederſchmetterte. Trotz der ungeheuren Fruchtbarkeit trifft ihn doch nicht der Vorwurf der Einförmigkeit; Wiederholungen konnten nicht ausbleiben, wenn er oft über denſelben Gegenſtand zu ſchreiben veranlaßt war, wie z. B. über das Sacrament des Nachtmahls; aber der Ton und die Behandlungsweiſe waren immer wieder neu und friſch und man muß ſich billig wundern, wie er einen Gegenſtand, der nur einen geringen Stoff darzubieten ſcheint, ſo fruchtbar und reichlich zu behandeln wußte. In allen ſeinen deutſchen Schriften offenbart ſich eine gewaltige Beherrſchung der Sprache, die er an die Stelle der bis dahin vorzugsweiſe gebrauchten lateiniſchen einſetzte. Ueber den Inhalt ſeiner verſchiedenen Schriften iſt hier nichts mehr zu ſagen; die wichtigſten derſelben ſind ihres Orts erwähnt und Rechenſchaft von ihrem Inhalt gegeben worden. Auch iſt ſchon hin und wieder die Rede geweſen von der Ausſtellung, die man an mehreren derſelben und an einigen gewiß mit Recht machte, daß nämlich der Ton zu leidenſchaftlich, die Ausdrücke zu derb ſeyen. Dieß gilt namentlich von der Schrift: das Pabſtthum, vom Teufel geſtiftet, in den letzten Lebensjahren von Luther auf Anreitzung ſeiner Freunde und des Churfürſten verfaßt, als er ſchon ſehr vom Alter angegriffen und mißmuthig war. Der König Ferdinand meinte, die Schrift wäre nicht übel, wenn nur die böſen Worte heraus wären. Ohne Zweifel gereichen die Schimpfworte, welche ſich ziemlich häufig in ſeinen Schriften finden, ihnen zu keinem beſonderen Schmuck, und wären beſſer weggeblieben; aber Unrecht würde man ihm thun, wenn man wegen des Gebrauchs unedler Ausdrücke ihm einen mit unanſtändigen Vorſtellungen vertrauten Sinn zuſchreiben wollte, wie manche Gegner gethan. Sein Schüler und Tiſchgenoſſe Matheſius berichtet: es habe dem Doktor oftmals herzlich wehe gethan, daß ſeine Schriften ſo rauſchten wie der Platzregen, und er habe gewünſcht, daß er ſo fein ſachte und lieblich könnte regnen, wie Philippus und Brenz, und meldet auch von ihm die Worte: „Ich habe oft aus der Fuhrſtraß' geſetzt und ein ſtark Vater-Unſer fürgelegt oder zur Brücken gebraucht; hinaus bin ich mit Gott gekommen, aber ich rath's Euer Keinem! bleibet auf dem gebahnten Wege und handelt nach der Regel, ſo verzäunet man Euch nicht.“

Zu den großen Verdienſten Luther's iſt auch zu rechnen, was er für den Kirchengeſang leiſtete, indem er ältere geiſtliche Lieder ſammelte, gute lateiniſche Geſänge in's Deutſche überſetzte und ſelbſt mehrere dichtete. Er gab ſelbſt zuerſt eine Sammlung geiſtlicher Lieder und Pſalmen heraus mit einer Vorrede, worin folgende Worte: „Ich habe, ſammt etlichen Andern, zum guten Anfang und Urſach zu geben denen, die es beſſer vermögen, etliche geiſtliche Lieder zuſammenbracht, das heilige Evangelium, ſo letzt von Gottes Gnaden wieder ausgangen iſt, zu treiben und in Schwung zu bringen, daß wir uns auch möchten rühmen, wie Moſes in ſeinem Geſang thut, daß Chriſtus unſer Lob und Geſang ſey. Und ſind dazu auch in vier Stimmen gebracht, nicht aus andrer Urſach, denn daß ich gern wollte, daß die Jugend, die doch ſonſt ſoll und muß in der Muſika und anderen rechten Künſten erzogen werden, etwas hätte, damit ſie der Buhl-Lieder und fleiſchlichen Geſänge los würde, und an derſelbigen Statt etwas Heilſames lernte und alſo das Gute mit Luſt, wie den Jungen gebühret, eingienge. Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durch's Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeiſtliche fürgeben, ſondern ich wollte alle Künſte, ſonderlich die Muſika gern ſehen im Dienſte deß, der ſie gegeben und geſchaffen hat.“ In einer Vorrede zu einer ſpätern Ausgabe im Jahr 1545 ſagt er: „Nun haben ſich etliche wohl beweiſet und die Lieder gemehret, alſo daß ſie mich weit übertreffen und in dem wohl meine Meiſter ſind, aber daneben auch die Andern wenig Guts dazu gethan.“ Es werde, fährt er fort, ſo viel Neues ohne Unterſchied zu dem Alten gefügt und zum Theil durch willkührliche Zuſätze entſtellt, „damit nun das, ſoviel wir vermögen, vorkommen werde, habe ich dieß Büchlein wieder auf's neue überſehen und der Unſern Lieder nach einander mit ausgedrucktem Namen geſetzet, welches ich zuvor um Ruhmes willen vermieden, aber nun aus Noth thue, damit nicht unter unſrem Namen fremde, untüchtige Geſänge verkauft würden, darnach die Andern hintangeſetzt, ſo wir die beſten und nützlichſten achten. Kann doch wohl ſelbſt ein Jeglicher ein eigen Büchlein voll Lieder zuſammenbringen und das unſre für ſich allein laſſen ungemehret bleiben, wie wir bitten, begehren und hiemit bezeugt haben wollen." Die Hinweiſung auf das einzige Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!" überhebt uns jeder weitern Aeußerung und jedes Lobs über Luther's religiöſe Poeſieen, welche die ſonſtigen Vorzüge ſeiner Geiſteserzeugniſſe in vollem Maaß an ſich tragen, ohne das, was man mißbilligen oder wegwünſchen könnte. Ein weniger bekanntes Gedicht iſt das von Luther auf den Tod von zwei in Brüſſel verbrannten Märtyrern verfertigte, welches hier eine Stelle finden mag:

Ein Lied von den zweien Märtyrern Chriſti zu Brüſſel, von den Sophiſten von Löwen verbrandt, geſchehen im Jahr 1523.

Ein neues Lied wir heben an,
Das walt' Gott unſer Herre,
Zu ſingen, was Gott hat gethan,
Zu ſeinem Lob und Ehre.
Zu Brüſſel in dem Niederland,
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er ſein Wunder macht bekannt,
Die er mit ſeinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Der erſt' recht wohl Johannes heißt,
So reich an Gottes Hulden,
Sein Bruder Heinrich nach dem Geiſt,
Ein rechter Chriſt ohn' Schulden,
Von dieſer Welt geſchieden ſind,
Sie han die Kron' erworben,
Recht wie die frommen Gottes Kind
Für ſein Wort ſind geſtorben;
Sein Märtrer ſind ſie worden.

Der alte Feind ſie fangen ließ,
Er ſchreckt ſie lang mit Dräuen,
Das Wort Gott's man ſie läugnen ließ,
Mit Liſt man wollt' ſie täuben;
Von Löwen der Sophiſten viel,
Mit ihrer Kunſt verloren,
Verſammelt er zu dieſem Spiel,
Der Geiſt ſie macht zu Thoren:
Sie konnten nichts gewinnen.

Sie ſungen ſüß, ſie ſungen ſau'r,
Verſuchten manche Liſten,
Die Knaben ſtunden wie 'ne Mau'r,
Verachten die Sophiſten;
Den alten Feind das ſehr verdroß,
Daß er war überwunden
Von ſolchen Jungen, er, ſo groß,
Er ward voll Zorn, von Stunden
Gedacht, ſie zu verbrennen.

Sie raubten ihn'n das Kloſterkleid,
Die Weih' ſie ihn'n auch nahmen;
Die Knaben waren deß bereit:
Sie ſprachen fröhlich: Amen;
Sie dankten ihrem Vater Gott,
Daß ſie los ſollten werden
Des Teufels Larvenſpiel und Spott,
Darin durch falſch Geberden
Die Welt er gar betreuget.

Da ſchickt's Gott durch ſein Gnad' alſo,
Daß ſie recht Prieſter worden,
Sich ſelbſt ihm mußten opfern da
Und geh'n in Chriſten Orden,
Der Welt ganz abgeſtorben ſeyn,
Die Heuchelei ablegen,
Zum Himmel kommen frei und rein,
Die Möncherei ausfegen
Und Menſchentand hie laſſen.

Man ſchrieb ihn'n für ein Brieflein klein,
Das hieß man ſie ſelbſt leſen.
Die Stück ſie zeichn'ten alle drein,
Was ihr Glaub' war geweſen.
Der höchſte Irrthum dieſer war:
Man muß allein Gott gläuben,
Der Menſch leugt und treugt immerdar,
Dem ſoll man nichts vertrauen;
Deß mußten ſie verbrennen.

Zwei große Feu'r ſie zündten an,
Die Knaben ſie herbrachten;
Es nahm groß Wunder Jedermann,
Daß ſie ſolch' Pein verachten.
Mit Freuden ſie ſich gaben drein,
Mit Gottes Lob und Singen,
Der Muth ward den Sophiſten klein
Für dieſen neuen Dingen,
Daß ſich Gott ließ ſo merken.

Der Schimpf ſie nun gereuet hat,
Sie wollten's gern ſchön machen,
Sie durft'n nicht rühmen ſich der That,
Sie bergen faſt die Sachen,
Die Schand' im Herzen beißet ſie
Und klagen's ihr'n Genoſſen:
Doch kann der Geiſt nicht ſchweigen hie:
Des Habels Blut vergoſſen,
Es muß den Kain melden.

Die Aſchen will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden:
Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

Noch laſſen ſie ihr Lügen-nicht,
Den groſſen Mord zu ſchmücken,
Sie geben für ein falſch Gedicht,
Ihr Gewiſſen thut ſie drücken.
Die Heil'gen Gott's auch nach dem Tod
Von ihn'n geläſtert werden.
Sie ſagen: in der letzten Noth
Die Knaben noch auf Erden
Sich ſollen han umkehret.

Dieß laß man lügen immerhin,
Sie haben's doch kein Frommen;
Wir ſollen danken Gott darin,
Sein Wort iſt wiederkommen;
Der Sommer iſt hart vor der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlein geh'n herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Endlich iſt noch Luther's unſterbliches Werk, die deutſche Bibelüberſetzung, zu betrachten. Die ſchnellen Fortſchritte, die er bei ſeinem raſtloſen Fleiß in der griechiſchen und hebräiſchen Sprache machte, ſetzten ihn in Stand, ſchon während ſeines Aufenthalts auf der Wartburg die Ueberſetzung des neuen Teſtaments zu beginnen, welche im Jahr 1523 vollendet wurde, indeß das alte Teſtament erſt zehn Jahre ſpäter zum Schluß kam. Im Jahr 1522 ſchrieb er von der Wartburg an Amsdorf: „ich will die Bibel überſetzen, wiewohl ich damit eine Laſt mir aufgeladen habe über meine Kräfte. Ich ſehe jetzt, was es heißt dollmetſchen, und warum es bisher von keinem verſucht worden, wenigſtens ſo, daß er ſeinen Namen dazu gegeben hätte. Das alte Teſtament aber werde ich nicht anrühren können ohne Euer Beiſeyn und Mithülfe. Wenn es irgend möglich wäre, daß ich ein heimliches Stübchen bei Einem von Euch haben könnte, wollte ich alſo bald kommen und mit Eurer Hülfe das Ganze von Anfang herein verdeutſchen, daß es eine Dollmetſchung würde, werth von Chriſten geleſen zu werden; denn ich hoffe, daß wir unſrem Deutſchland eine beſſere Ueberſetzung geben werden als die Lateiner haben. Es iſt ein großes Werk und wohl werth, daß wir alle daran arbeiten, weil es Alle angeht und zu Aller Heil dienen ſoll." Weit mehr Mühe als das neue Teſtament machte Luther'n das alte, hebräiſch geſchriebene, wo es noch mehr an Hülfsmitteln mangelte, weßwegen er auch langſamer fortſchritt. Im Jahr 1528 ſchrieb er: „Nachdem ich nun den zweiten Theil des alten Teſtaments beendigt, mache ich mich an den dritten, ſchwerſten und größten," (die Propheten.) Ebendarüber etwas ſpäter: „Wir arbeiten uns jetzt ab, die Propheten in vaterländiſcher Sprache auftreten zu laſſen, guter Gott! wie eine große und beſchwerliche Arbeit, die hebräiſchen Schriftſteller zwingen deutſch zu reden, die ſich ſo ſträuben und nicht wollen ihr hebräiſch Weſen aufgeben und deutſche Barbarei nachahmen. Gleich als ob eine Nachtigall gezwungen würde, ihre holdſelige Melodie zu verlaſſen und dem Kukuk nachzuahmen, deß eintönige Stimme ihr ein Greuel iſt."

In der That gehörte ein heroiſcher Muth dazu, bei dem Mangel an Vorarbeiten eine ſolche Arbeit anzufangen und durchzuſetzen, und um ſo bewundernswerther iſt dieſer Muth, als Luther durchaus nicht aus Ruhmſucht oder andrer Abſichten wegen ſich dieſem Werk unterzog, ſondern ganz allein um ſeinen Deutſchen zu dienen; auch hatte er von den Schwierigkeiten keine zu geringe Vorſtellung, ja er gieng mit der größten Gewiſſenhaftigkeit zu Werke, weil ihm bei dieſem Buche eine leichtfertige Behandlung als Frevel erſcheinen mußte. Auch das Unbedeutendere und Gleichgültige behandelte er mit der ängſtlichſten Sorgfalt; „Wir haben,“ ſchrieb er an Spalatin nach Beendigung des neuen Teſtaments, „nun Alles zu verbeſſern angefangen, Philippus und ich, und es wird mit Gott ein ſein Werk werden. Wir brauchen aber auch deine Hülfe bisweilen, die Worte recht zu ſetzen. Darum ſey uns zu dienen bereit, aber alſo, daß du gemeine, keine Schloß- und Hofwörter uns an die Hand geben könneſt. Denn dieß Buch will nur auf einfältige und gemeine Art erklärt ſeyn. Und daß ich gleich den Anfang mache, ſorge daß wir die Name der Edelſteine, Offenb. 21, ſowohl als ihre Geſtalten, und wollte Gott den Augenſchein ſelbſt, wo es möglich, durch dich von Hof erlangen könnten.“ Ebenſo wandte er ſich an Spalatin, um von ihm genaue Belehrung über die Gattungen und Arten verſchiedener Thiere zu bekommen, deren Namen ihm bei ſeiner Ueberſetzung begegneten; er ſtudirte ſelbſt den Bau und die innere Organiſation der Schlachtthiere, um bei den Beſchreibungen der Opfer u. drgl. nicht zu fehlen. Die einzelnen Bücher gab er, ſo wie ſie vollendet waren, mit Vorreden heraus, worin er theils über die Bedeutung und den Werth derſelben, theils über ſeine Bearbeitung ſich ausſprach. In der Vorrede zu den fünf Büchern Moſis heißt es: „Ich befehle alle meine Leſer Chriſto und bitte, daß ſie mir helfen bei Gott erlangen, dieß Werk nützlich hinauszuführen. Denn ich bekenne frei, daß ich mich zu viel unterwunden habe, ſonderlich das alte Teſtament zu verdeutſchen. Denn die hebräiſche Sprache liegt leider zu gar darnieder, daß auch die Juden ſelbſt wenig genug davon wiſſen und ihren Gloſſen und Deuten (als ich verſucht habe) nicht zu trauen iſt. Und achte: ſoll die Bibel herfür kommen, ſo müſſen wir's thun, die Chriſten ſind, als die den Verſtand Chriſti haben, ohne welchen auch die Kunſt der Sprachen nichts iſt. Ich aber, wiewohl ich mich nicht rühmen darf, daß ich Alles erlanget habe, darf ich doch das ſagen, daß dieſe deutſche Bibel lichter und gewiſſer iſt, denn die lateiniſche; daß es wahr iſt, wo die Drucker ſie mit ihrem Unfleiß, wie ſie pflegen, nicht verderben, hat gewißlich die deutſche Sprache eine beſſere Bibel, denn die lateiniſche. Nun wird ſich auch der Koth an's Rad hängen, und wird Keiner ſo grob ſeyn, der hier nicht wolle Meiſter über mich ſeyn, und mich hier und da tadeln. Wohlan die laſſe ich fahren. Ich habe es von Anfang wohl bedacht, daß ich zehntauſend finden wollte, die meine Arbeit tadeln, ehe ich Einen fände, der mir das zwanzigſte Theil nachthäte. Iſt nun Jemand ſo faſt über mich gelehrt, der nehme ihm die Bibel ganz für zu verdeutſchen, und ſage mir darnach wieder, was er kann. Macht er's beſſer, warum ſollte man ihn nicht mir fürziehen? Ich meinte auch, ich wäre gelehrt, und weiß mich auch gelehrter, denn aller hohen Schulen Sophiſten, von Gottes Gnaden; aber nun ſehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborne deutſche Sprache kann. Ich habe auch noch bisher kein Buch noch Brief geleſen, da rechte Art deutſcher Sprach innen wäre. Es achtet auch Niemand, recht deutſch zu ſchreiben, ſonderlich die Herren Kanzeleien und die Lumpenprediger und Puppenſchreiber, die ſich laſſen dünken, ſie haben Macht, deutſche Sprache zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter. Summa, wenn wir gleich Alle zuſammenthäten, wir hätten dennoch Alle genug an der Bibel zu ſchaffen, daß wir ſie an's Licht brächten; einer mit Verſtand, der andre mit der Sprache. Denn auch ich nicht allein hierinnen habe gearbeitet, ſondern dazu gebraucht, wo ich nur Jemand habe mögen überkommen. Darum bitte ich, Jedermann laſſe ſein Läſtern und die armen Leute unverwirret und helfe mir, wo er kann. Will er das nicht, ſo nehme er die Bibel ſelbſt und mache ihm ein eigen. Denn diejenigen, die nur läſtern und zwacken, ſind freilich nicht ſo fromm und redlich, daß ſie gerne wollten eine lautere Bibel haben, ſintemal ſie es nicht vermögen; ſondern wollten gerne Meiſter Klügling in fremder Kunſt ſeyn, die in ihrer eigenen Kunſt noch nie Schüler worden ſind.“ In der Vorrede zu dem Buch Hiob (wovon er ſagte, daß er mit Melanchthon und Aurogallus zuweilen in vier Tagen kaum drei Zeilen habe fertigen können,) heißt es: „die Rede dieſes Buchs iſt ſo reiſig und prächtig, als freilich keines Buchs in der ganzen Schrift; und ſo man's ſollte allenthalben von Wort zu Wort und nicht das mehreremal nach dem Sinn verdollmetſchen, (wie die Juden und unverſtändige Dollmetſcher wollen,) würde es Niemand verſtehen mögen. Derhalben achte ich, dieß dritte Theil werde müſſen herhalten und von den Klüglingen getadelt werden, es ſey gar ein ander Buch, denn die lateiniſche Bibel hat. Die laſſen wir fahren. Wir haben den Fleiß fürgewandt, daß wir deutliche und Jedermann verſtändliche Reden geben, mit unverfälſchtem Sinn und Verſtand; mögen leiden, daß Jemand beſſer mache." Sehr ſchön ſchildert er den Inhalt der Pſalmen, die ihm eines der liebſten Bücher der Schrift waren: „Ein menſchlich Herz iſt wie ein Schiff auf einem wilden Meer, welches die Sturmwinde von den vier Oertern der Welt treiben. Hier ſtößet der Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfall, dort fähret Grämen her und Traurigkeit von gegenwärtigem Uebel. Hier webet Hoffnung und Vermeſſenheit vom zukünftigen Glücke, dort bläſet her Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Solche Sturmwinde aber lehren mit Ernſt reden und das Herz öffnen und den Grund herausſchütten. Was iſt aber das meiſte im Pſalter, denn ſolch ernſtlich Reden in allerlei ſolchen Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpſalmen und Dankpſalmen haben? Da ſieheſt du allen Heiligen in's Herze, wie in ſchöne, luſtige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, luſtige Blumen darinnen aufgehen von allerlei ſchönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und ſeine Wohlthat. Wiederum, wo findeſt du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagpſalmen haben? Da ſieheſt du abermal allen Heiligen in's Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finſter und dunkel iſt's da von allerlei betrübtem Anblick des Zorns Gottes. Alſo auch wo ſie von Furcht und

Hoffnung reden, brauchen ſie ſolcher Worte, daß kein Maler alſo könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen, und kein Cicero oder Redekundiger alſo vorbilden. Summa, willſt du die heilige chriſtliche Kirche gemalet ſehen mit lebendiger Farbe und Geſtalt, in einem kleinen Bilde gefaſſet: ſo nimm den Pſalter für dich, ſo haſt du einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der dir zeigen wird, was die Chriſtenheit ſey. Ja du wirſt auch dich ſelbſt drinnen und das rechte: Erkenne dich ſelbſt! finden, dazu Gott ſelbſt und alle Creaturen."

Der Ausgabe des neuen Teſtaments im Jahr 1545 fügte Luther die Warnung bei: „Ich bitte alle meine Freunde und Feinde, meine Meiſter Drucker und Leſer wollten dieß neue Teſtament laſſen mein ſeyn. Haben ſie aber Mangel daran, daß ſie ſelbſt ein eigenes machen. Ich weiß wohl, was ich mache, ſehe auch wohl, was Andre machen. Aber dieß Teſtament ſoll des Luther's deutſch Teſtament genannt ſeyn. Denn Meiſterns und Klügelns iſt jetzt weder Maaß noch Ende." Er war ſich, anmaßenden Menſchen gegenüber, des Werthes ſeiner Arbeit recht wohl bewußt und ſcheute ſich auch nicht, dieß offen auszuſprechen: „Das merkt man wohl, daß ſie (die Papiſten) aus meinem Dolmetſchen und Deutſch lernen deutſch reden und ſchreiben, und ſtehlen mir alſo meine Sprache, davon ſie zuvor wenig gewußt; danken mir aber wenig dafür, ſondern brauchen ſie lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es thut mir doch ſanfte, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, habe reden gelehrt;" aber nicht

Ehre ſuchte er damit: „das kann ich mit gutem Gewiſſen zeugen, daß meine höchſte Treue und Fleiß darinnen erzeigt, und nie keine falſchen Gedanken gehabt habe; denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch geſucht, noch damit gewonnen; ſo habe ich meine Ehre darinnen nicht gemeinet, das weiß Gott mein Herr, ſondern habe es zu Dienſt gethan den lieben Chriſten und Einem, der droben ſitzt.“ — „Ach es iſt Dollmetſchen ja nicht eines Jeglichen Kunſt, wie die tollen Heiligen meinen; es gehöret dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtſam, chriſtlich, gelehrtes, erfahren, geübt Herz.“ Die Beihülfe Anderer rühmte Luther öfters ausdrücklich und zwar geſchah dieß Zuſammenwirken in folgender Weiſe, wie der öfters erwähnte Matheſius meldet: „Als nun erſtlich die ganze deutſche Bibel ausgangen war, und ein Tag lehret immer neben der Anfechtung den andern, nimmt Doktor Luther die Biblien von Anfang an wieder für ſich, mit großem Ernſt, Fleiß und Gebete, und überſiehet ſie durchaus, und weil ſich der Sohn Gottes verſprochen hatte, er wolle dabei ſeyn, wo ihrer etliche in ſeinem Namen zuſammenkommen und um ſeinen Geiſt bitten, verordnet Dr. Martin Luther gleich ein eigen Sanhedrin von den beſten Leuten, ſo deßmals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendeſſen in des Doktor's Kloſter zuſammen kamen, nämlich Dr. Johann Bugenhagen, Dr. Juſtum Jonam, Dr. Creuziger, M. Philippum, Matthäum Aurogallum, dabei M. Georg Rörer, der Corrector, auch war; oftmals kamen fremde Doctoren und Gelehrte zu dieſem hohen Werke. Wenn nun der Doktor zuvor die ausgegangene Bibel überſehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen ſich erlernet und ſich bei allen Deutſchen von guten Worten erfraget hatte, wie er ihm etliche Schöps abſtechen ließ, damit ihn ein deutſcher Fleiſcher berichtet, wie man ein Jedes am Schaf benennete, kam Dr. Martin Luther in das Conſiſtorium mit ſeinen alten lateiniſchen und neuen deutſchen Biblien, dabei er auch ſtetigs den hebräiſchen Text hatte. Herr Philippus brachte mit ſich den griechiſchen Text, Dr. Creuziger neben dem hebräiſchen die chaldäiſche Bibel, die Profeſſores hatten bei ſich ihre Rabbinen, Dr. Pommer hatte auch den lateiniſchen Text für ſich, darin er ſehr wohl bekannt war. Zuvor hatte ſich ein Jeder auf den Text gerüſtet, den man rathſchlagen ſollte, griechiſche und lateiniſche neben den jüdiſchen Auslegern überſehen. Darauf proponirt dieſer Präſident einen Text und ließ die Stimm' herum gehen und höret, was ein Jeder dazu zu reden hätte, nach Eigenſchaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung. Wunderſchöne und lehrhafte Reden ſollen bei dieſer Arbeit gefallen ſeyn, welcher M. Georg einige aufgezeichnet und die hernach als kleine Glößlein und Auslegung auf den Rand zum Text gedruckt ſind.“ Nie aber hörte Luther auf, an ſeiner Uebertragung zu beſſern, und ſo durchdrungen war er von dem Gefühl, daß ſeine Arbeit immer mangelhaft bleibe, daß er ganz kurz vor ſeinem Tode auf einen Zettel ſchrieb: „Virgil's Bukolika kann Niemand verſtehen, wo er nicht fünf Jahre Hirt geweſen. Virgil's

Georgika kann Niemand verſtehen, wo er nicht 5 Jahre ein Bauer geweſen. Des Cicero's Briefe (ſo behaupte ich) hat Niemand recht verſtanden, der nicht 20 Jahre in einem großen Staate gelebt. Die heiligen Schriften glaube Keiner verkoſtet zu haben, der nicht 100 Jahre lang mit dem Propheten Elias und Eliſa, Johannes dem Täufer, Chriſtus und den Apoſteln die Kirchen regieret.“ Auch glaubte Luther nicht, durch ſeine Uebertragung die Dollmetſchung Anderer überflüſſig gemacht zu haben, ſondern ſchrieb ſelbſt empfehlende Vorreden zu fremden Ueberſetzungen einzelner Bücher. Und als er ſein Werk begann, ſchrieb er an Johann Lange, der auch damit umgieng, er ſolle doch fortfahren, denn es ſey zu wünſchen, daß jede Stadt ihren Dollmetſcher habe, da dieſes Buch doch in allen Sprachen, Händen, Augen, Ohren und Herzen zu ſeyn verdiene.

Ohne Zweifel wäre die Bibelüberſetzung zu Stande gekommen, auch wenn Luther ſie nicht unternommen hätte, denn ſchon früher hatten es Einzelne, doch ohne hinreichenden Beruf und Erfolg verſucht, und gleichzeitig oder bald nachher wurden mehrere Uebertragungen gemacht, auch von Katholiſchen; aber ein unberechenbarer Gewinn war es doch, daß gerade Luther ſelbſt dieſen Gedanken faßte und ausführte. Er war dazu ausgeſtattet und geeignet, wie nicht leicht ein Anderer, und die etwaigen Mängel thun der Trefflichkeit des Ganzen keinen Eintrag. Wir Proteſtanten ſind weit entfernt, ſo wie die katholiſche Kirche ihre lateiniſche Ueberſetzung (Vulgata), die lutheriſche Verdeutſchung als gleichgeltend mit, dem Grundtext anzuſehen: aber ſie hat ſich nicht durch Machtſprüche von Concilien, ſondern durch ihre kräftigte Gediegenheit, ihre geſunde Natürlichkeit und die ächte Salbung ihres Tons ein nicht äußerlich gebietendes Anſehen, wohl aber eine tief wurzelnde Macht über die Herzen erworben, und alle neueren Uebertragungen, wie ausgezeichnet auch durch Sorgfalt, Gründlichkeit und Gelehrſamkeit, wie nützlich und anziehend für den Gelehrten, vermögen nicht oder machen auch nicht einmal Anſpruch, ſie aus der Anhänglichkeit, dem Gebrauch und Mund des Volks zu verdrängen. Vermiſſen könnte man an derſelben vielleicht den durch Zeitumſtände zu erklärenden und nothwendigen Mangel von tieferer Gelehrſamkeit und von Unbefangenheit; was die Folge gehabt, daß viele Stellen ſprachlich und grammatiſch unrichtig, andere nach Maaßgabe einer beſtrittenen dogmatiſchen Anſicht übertragen ſeyen. Beides mag wohl richtig ſeyn; eine Befangenheit Luther's in dem Sinn, daß ſeine Uebertragung eine Auffaſſung von gewiſſen Lehren und Ausdrücken ausſprach, welche mit gutem Grund beſtritten werden mag, kann zugegeben werden; wo aber wird man denjenigen finden, der nach dem Urtheil aller Partheien unbefangen und unpartheiiſch die Schrift überſetzte? Etwa einen ſolchen, der ohne ein dogmatiſches Gewiſſen blos ſeinem grammatiſchen und philologiſchen Gewiſſen folgte? aber bürgt der geringere Grad von Intereſſe für eine richtigere und treuere, für eine allgemeiner befriedigende Dollmetſchung? Der Mangel von tieferer Gelehrſamkeit ſchlug vielleicht in anderem Betracht zu einem Vortheil der Arbeit aus. Die Beiſpiele von Gelehrten, die über allzuweitläuftigen Zurüſtungen nicht zur Arbeit ſelbſt kommen, ſich durch allzupeinliche Gründlichkeit das lebendige Intereſſe abſtumpfen und das Feuer erkalten laſſen, ſind nicht ſelten, und eine ſo große Unternehmung verlangte gewiß einen Mann, der nicht durch ängſtliche Skrupel ſich zurückhalten ließ, der, vom Sinn und Geiſt des Ganzen lebendig ergriffen, auch den mindergelungnen Theilen wenigſtens den Hauch und die Farbe des Lebens mittheilte, und mit einer gewiſſen großartigen Kühnheit, die doch ſeine fromme Liebe zum Gegenſtand nie zur leichtfertigen Oberflächlichkeit werden ließ, im Nothfall den Knoten zerhieb. An Luther'n bewährte es ſich auf's einleuchtendſte, daß große und reiche Geiſter bei günſtigen Umſtänden auch die Sprache auf eine eigenthümliche Weiſe zu handhaben wiſſen, und daß ſie, während ſie für die Maſſe der Menſchen wie eine alte Münze iſt, die man ausgiebt, wie man ſie eingenommen, in ihrem Munde gleichſam ein ganz neues Gepräge annimmt, und durch ihren friſchen Glanz überraſcht. Wie von den andern Schriften und Reden Luther's, gilt dieß namentlich auch von ſeiner verdeutſchten Bibel, die neben dem, daß ſie das Pfand der dem einzelnen wiedereingeräumten religiöſen Selbſtſtändigkeit iſt, auch in der Geſchichte der deutſchen Sprachentwicklung auf merkwürdige Weiſe Epoche macht.

Luther's Privatleben von 1530 — 1546.

Dem früher von Luther's Familie und Eheſtand Geſagten iſt noch folgendes beizufügen. Seine Mutter folgte im Jahr 1531 dem Vater in's Grab; Luther hatte ihr kurz vor ihrem Tod noch einen Brief geſchrieben in ſehr herzlichem Tone. Seine Hausfrau gebar ihm im Ganzen ſechs Kinder, von welchen die drei Söhne am Leben blieben; von den Töchtern aber ſtarb außer der Erſtgebornen, die er als kleines Kind verlor, ſeine im Jahr 1529 geborne Tochter Magdalena in ihrem dreizehnten Jahr. Dieſer Verluſt ſchmerzte ihn ſehr tief. Während ihrer Krankheit ſagte er zu ihr: „Magdalenichen, mein Töchterlein, du bleibeſt gern hier bei deinem Vater und zieheſt auch gerne zu jenem Vater!“ worauf ſie antwortete: „Ja, herzer Vater, wie Gott will.“ Als ſie in den letzten Zügen lag, ſoll er vor dem Bett auf die Kniee gefallen ſeyn, bitterlich geweint und gebetet haben, daß Gott ſie doch erlöſen wolle, worauf ſie in ſeinen Armen verſchieden. Nach ihrem Tode ſagte er: „Ich bin ja fröhlich im Geiſt, aber nach dem

Fleiſche bin ich ſehr traurig, das Fleiſch will nicht heran. Das Fleiſch vexiret Einen über die Maaße ſehr. Wunderding iſt es, wiſſen, daß ſie im Frieden und ihr wohl iſt und doch noch ſo traurig ſeyn.“ Ein andermal hörte man ihn ſagen: „Wenn meine Tochter Magdalena wieder ſollte lebendig werden und ſollte mir das türkiſche Königreich mitbringen, ſo wollt ich's nicht thun. O ſie iſt wohl gefahren! Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben. Wer alſo ſtirbt, der hat das ewige Leben gewiß. Ich wollte, daß ich und meine Kinder und Ihr alle ſolltet ſo hinfahren. Denn es werden böſe Zeiten hernach folgen.“ Ueber der Erziehung und Bildung ſeiner Kinder wachte er mit großer Liebe und Sorgfalt, und duldete nicht, daß ſie auf das Anſehen des Vaters hin ſich etwas herausnahmen. Der Kreis ſeiner Familie und Hausgenoſſen mußte ihm für vielen auswärts erfahrnen Verdruß und manche Unluſt entſchädigen. Wie zufrieden er mit ſeiner Käthe lebte, erhellt aus ſeinen Briefen an ſie zu verſchiedenen Zeiten. So zärtlich er gegen die Seinigen war und für ſie ſorgte, dachte er doch nicht daran, für ſie ein Vermögen zu ſammeln, wie er wohl hätte können, da ihm für ſeine Arbeiten große Anerbietungen gemacht wurden, die er aber ablehnte. Was er beſaß an Häuſern, Gütern und Koſtbarkeiten, mag er meiſtens durch Geſchenke erhalten haben, wie man dieß weiß von dem Auguſtiner-Kloſter, das ihm der Churfürſt überließ. Bei ſeiner Uneigennützigkeit übte er die bereitwilligſte Gaſtfreundſchaft, die durch ſeine Leutſeligkeit gegen Jedermann noch höhern Werth erhielt.

Oefters von Krankheitsanfällen verſchiedener Art heimgeſucht, widerſtand doch ſeine kräftige Natur denſelben, ſo wie den außerordentlichen Anſtrengungen ſeines Berufs und ſeines Privatfleißes. Er ſagt einmal: ich bin im Jahre wenig rechtſchaffen friſch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiſte ſchwach; aber geringere Unpäßlichkeiten überwand er mit der Kraft ſeines Willens und Geiſtes. Eine ſchwere Krankheit befiel ihn, wie ſchon erwähnt, im Jahr 1537 zu Schmalkalden, wo er, ſo wie ſeine Freunde, ſeinen Tod erwartete. Das Uebel, daran er litt, war der Stein. Er ſprach in dieſer Krankheit: „Herr Gott, ſiehe ich ſterbe, ein Feind deiner Feinde, ein Fluch und Verbannter deines Feindes und Antichriſt des Pabſt's, auf daß dein Feind weder ſterbe in deinem Bann und wir beide an jenem Tag gerichtet werden; dieſer zwar dein Feind und Widerchriſt zur ewigen Schmach und Pein; ich aber, deine arme Creatur, die deinen Namen und Majeſtät öffentlich bekannt, zur ewigen Glorie und Herrlichkeit!“ Er bekümmerte ſich hier, daß Gott in der Fremde und auf der Reiſe mit ihm aus dieſem Leben eilen wolle, ergab ſich jedoch wieder mit Geduld darein. Der Churfürſt ſelbſt beſuchte und tröſtete ihn und war ſehr bewegt und ſprach zu ihm: „Ich beſorge mich, lieber Herr Doktor, wenn Euch Gott hinweg nähme, er würde ſein liebes Wort auch mit hinweg nehmen,“ aber Luther ſuchte ihn darüber zu beruhigen. Der Churfürſt gab Luther'n vor dem Weggehen die Verſicherung: „Euer Weib ſoll mein Weib ſeyn und Eure Kinder ſollen meine Kinder ſeyn.“ Luther verließ Schmalkalden und unterwegs beſſerte es ſich mit ihm, wovon er ſeine Käthe in einem Schreiben aus Gotha benachrichtigte. In dieſer Krankheit des Todes gewärtig, gab er unter Anderem ſeinem Freund Pomeranus den Auftrag: „Grüßet auch meine Kätham, ſagt ihr, ſie wollte mit Geduld ertragen meinen tödtlichen Abſchied, und gedenken, daß ſie mit mir zwölf Jahre in Friede und Freude gelebt hat. Sie hat wie ein frommes Weib nicht allein meiner treulich gepflegt und gewartet, ſondern mir auch wie eine Magd gedienet. Gott vergelte es ihr an jenem Tage; und Ihr helft ſie auch verſorgen neben meinen Kindern, wie es Euch will gebühren und anſtehen. Grüßet mir auch die Diener göttlichen Wort's, neben den frommen Bürgern zu Wittenberg und die mir oft gedient haben. Grüßet auch von meinetwegen unſern hochlöblichen Churfürſten und meinen gnädigen Herrn, den Landgrafen, und ſagt ihnen, daß ſie ſich nicht ſchrecken laſſen und zaghaft werden.“ — „Ich bin zwar jetzt bereit zu ſterben, wenn nur mein Heiland Jeſus Chriſtus will; dennoch aber lebte ich gerne bis auf's Pfingſtfeſt, damit ich die römiſche Beſtie, den Pabſt und ſein Reich, in offenem Druck für der ganzen Welt möchte härter anklagen.“ Wie Luther wegreiſte, meinte der anweſende päbſtliche Legat, er ſey geſtorben. Luther aber reiſte von Schmalkalden zum Theil wegen des Legaten weg, und wollte, wie er ſagte, aus des Teufels Herberge gebracht ſeyn. Auf der Reiſe ließ der vorſorgliche Churfürſt einen Wagen mit Kohlfeuer und Inſtrumenten nachführen, damit man Luther wärmen könne. Die Schmerzen waren unterwegs ſo groß, daß er ſchrie: „Wenn nur ein Türke da wäre, der mich ſchlachtete!“ Die Freude der Proteſtanten über die Wiederherſtellung Luther's war außerordentlich groß.

Er war bei dieſer Krankheit von vier Aerzten beſorgt worden, aber, ſagte Luther nachher: „ich ward dem gram,“ denn kein Menſch eſſe und trinke ſo ungern aus der Apotheke wie er.

Als ein in mehr als Einer Beziehung merkwürdiges Aktenſtück, theilen wir hier Luther's Teſtament vom Jahr 1542 mit, das alſo lautet:

Ich Martinus Luther, Dr., bekenne mit dieſer meiner eigenen Handſchrift, daß ich meiner lieben und treuen Hausfrauen, Catharinen, gegeben habe zum Leibgedinge, oder wie man das nennen kann, auf ihr Lebenlang, damit ſie ihres Gefallens und ihrem Beſten gebahren möge, und gebe ihr das in Kraft dieſes Briefes gegenwärtiges und heutiges Tages: nämlich das Gütlein Zeitsdorf, wie ich daſſelbe gekauft und zugerichtet habe, aller dinge wie ich's bis daher gehabt habe. Zum andern das Haus Bru zur Wohnung, ſo ich unter meines Wolfs Namen gekauft habe. Zum dritten die Becher und Kleinod, als Ringe, Ketten, Schenkgroſchen, gülden und ſilbern, welche ungefährlich bei 1000 Gülden werth ſeyn.

Das thue ich darum:

1) Daß ſie mich als ein fromm, treu, eheliches Gemahl allezeit lieb, werth und ſchön gehalten und mir

durch reichen Gottes Seegen fünf lebendige Kinder (die noch vorhanden, Gott gebe lange!) geboren und gezogen hat.

2) Daß ſie die Schuld, ſo ich noch ſchuldig bin (wo ich ſie nicht bei Leben ablege), auf ſich nehmen und bezahlen ſoll, welche mag ſeyn ohngefähr mir bewußt 450 Gulden; mögen ſich vielleicht wohl mehr finden.

3) Und allermeiſt darum, daß ich will, ſie müſſe nicht den Kindern, ſondern die Kinder ſollen ihr in die Hände ſehen, ſie in Ehren halten und unterworfen ſeyn, wie Gott geboten hat. Denn ich wohl geſehen und erfahren, wie der Teufel wider dieß Gebot die Kinder hetzet und reizet, wenn ſie gleich fromm ſind, durch böſe und neidiſche Mäuler, ſonderlich wenn die Mütter Wittwen ſind, und die Söhne Ehefrauen und die Töchter Ehemänner kriegen. Denn ich halte, daß die Mutter werde ihren eignen Kindern der beſte Vormund ſeyn, und ſolch Gütlein und Leibgedinge nicht zu ihrem Schaden oder Nachtheil, ſondern zu Nutz und Beſſerung brauchen, als die ihr Fleiſch und Blut ſind, und ſie unter ihrem Herzen getragen hat.

Und ob ſie nach meinem Tode genöthiget oder ſonſt verurſachet würde, (denn ich Gott in ſeinen Werken und Willen kein Ziel ſetzen kann,) ſich zu verändern, ſo vertraue ich doch, und will hiemit ſolches Vertrauen haben, ſie werde ſich mütterlich gegen unſer Beider Kinder halten und Alles treulich, es ſey Leibgeding oder Anderes, mit ihnen theilen.

Und bitte auch hiemit unterthäniglich meinen gnädigſten Herrn Herzog Johann Friedrichen, Churfürſtlich Sächſiſchen Gnaden, wollten ſolche Begabung und Leibgedinge gnädiglich ſchützen und erhalten.

Auch bitte ich, alle meine guten Freunde wollten meiner lieben Käthen Zeugen ſeyn und ſie entſchuldigen helfen, wo etliche unnütze Mäuler ſie beſchweren oder ſie verläumden wollten, als ſollt' ſie etwa eine Baarſchaft hinter ſich haben, die ſie den armen Kindern entwenden oder unterſchlagen würde. Ich bin deß Zeuge, daß da keine Baarſchaft iſt, ohne die Becher und Kleinod, droben im Leibgedinge erzählt. Und zwar kann Solches die Rechnung bei Jedermann öffentlich geben, weil man weiß, wie viel ich Einkommens gehabt von meinem gnädigen Herrn, und ſonſt nicht ein Heller noch Körnlein von Jemand einzukommen gehabt, ohne was Geſchenk iſt geweſen, welches droben unter den Kleinoden, zum Theil auch noch in der Schuld ſtecket und zu finden iſt, und ich doch von ſolchem Einkommen und Geſchenken ſo viel gebauet, gekauft, große und ſchwere Haushaltung geführt, daß ich's muß neben Anderm ſelbſten vor einen ſonderlichen und wunderlichen Segen erkennen, daß ich's habe können erſchwingen und nicht Wunder, daß keine Baarſchaft, ſondern daß nicht mehr Schuld da iſt.

Dieß bitte ich darum, denn der Teufel, ſo er mir nicht könnte näher kommen, ſollte er wohl meiner Käthen allein der Urſachen halben allerlei Weiſe ſuchen, daß ſie des Mannes Dr. Martin eheliche Hausfrau geweſen und Gottlob noch iſt.

Zuletzt bitt' ich auch Jedermann, weil ich in dieſer Begabung oder Leibgedinge nicht gebraucht der Juriſten Form und Wörter (dazu ich Urſache gehabt), man wolle mich laſſen ſeyn die Perſon, die ich doch in der Wahrheit bin, nemlich öffentlich und die beide im Himmel, auf Erden und der Höllen bekannt, Anſehens und Autorität genug hat, der man trauen und glauben mag, mehr denn keinem Notario. Denn ſo mir verdammtem, armem, elendem Sünder Gott der Vater aller Barmherzigkeit das Evangelium ſeines lieben Sohnes vertraut, dazu mich auch treu und wahrhaftig darinnen gemacht, bisher behalten und gefunden hat, alſo daß auch Viele in der Welt daſſelbe durch mich angenommen, und mich für einen Lehrer der Wahrheit halten, ungeachtet des Pabſt's Bann, Kaiſers, Königs, Fürſten, Pfaffen, ja aller Teufel Zorn: ſoll man ja vielmehr mir hier in dieſen geringen Sachen glauben, ſonderlich weil hier iſt meine Hand faſt wohl bekannt, der Hoffnung, es ſoll genug ſeyn, wenn man ſagen und beweiſen kann: dieß iſt Dr. Martini Luther's (der Gottes Notarius und Zeuge iſt in ſeinem Evangelio) ernſtliche und wohlbedachte Meinung, mit ſeiner eigenen Hand und Siegel zu beweiſen, geſchehen und gegeben am Tag Euphemiä 1542. M. Luther.

Der Churfürſt beſtätigte nach Luther's Tod dieß Teſtament, trotz der mangelnden Förmlichkeiten.

Fragen wir nun auch nach ſeiner Gemüthsſtimmung, ſo läßt ſich freilich erwarten, daß dieſe in dem Zeitraume von fünfzehn Jahren eine öfters wechſelnde war, wenn auch die Grundtöne, frommer Glaube, Ergebung und kräftiger Muth im Ganzen unverändert blieben. Des Erfreulichen ſowohl als des Betrübenden und Beunruhigenden begegnete ihm genug und mußte einen um ſo ſtärkern Eindruck auf ihn machen, als er ſich weder dem Einen noch dem Andern entzog und durch ſeine Stellung ſchon genöthigt war, auch von dem Widrigen genauere Kunde zu nehmen. Erfreulich war für ihn, neben den Genüſſen der Familie und der Freundſchaft, das ſchnelle Wachsthum der Reformation und der gedeihliche Fortgang der reinen Predigt des Evangeliums, ſowie die zahlreichen Beweiſe von Vertrauen, welche ihm von vielen Seiten her zu Theil wurden; auch ſeine Thätigkeit ſelbſt, beſonders ſofern ſie nicht polemiſcher Art war, gewährte ihm die ungetrübteſten Freuden. Aber doch ſtürmte nicht wenig Unangenehmes und Widriges auf ihn ein. Die Streitigkeiten mit den Sacramentirern führte er nicht mit dem freudigen Kämpfermuth, den er gegen das Pabſtthum bewieſen hatte; zwar erfüllte ihn die Herſtellung des Friedens mit denſelben mit ausnehmender Freude; aber doch war die Zwietracht nicht ganz entwurzelt und der neubeginnende Streit ward für ihn um ſo ſchmerzlicher, als dabei, wie ſchon erzählt, ſein Verhältniß ſogar zu Melanchthon ſich trübte. So war auch die Lehre des Agrikola eine Quelle tiefen Verdruſſes für ihn. Der politiſche Zuſtand Deutſchlands ließ ihn nicht ungerührt. Bei'm ſchmalkaldiſchen Bunde beſorgte er, während der guten Zeiten deſſelben, er möchte zu gewaltthätig verfahren, wie er auch die Unternehmung des Landgrafen zur Eroberung von Würtemberg abrieth und mißbilligte, und ſpäter mußte er, zumal als der Herzog Moritz von Sachſen ſich der Theilnahme daran entzog, ſeine Schwäche und ſeinen Verfall wohl einſehen. Die Möglichkeit eines Kriegs in Deutſchland ſtellte ſich ihm immer klarer dar, ſeine Bedenken über die Rechtmäßigkeit eines Kriegs mit dem Kaiſer neigten ſich zwar mehr auf die Seite der Bejahung, indem er ſeine Anſicht vom Verhältniß der deutſchen Fürſten zu ihm nunmehr dahin geändert hatte, daß er ſie nicht mehr ſowohl als Unterthanen des Kaiſers anſah, ſondern ihnen nur eine geringere Würde zuſchrieb; aber ganz kam er darüber nicht in's Reine. Bei dem langen Verzug der Feindſeligkeiten jedoch faßte er die Hoffnung, die er oft ausſprach und die ihn nicht täuſchte: Gott werde bei ſeinen Lebzeiten den Krieg nicht ausbrechen laſſen. Dagegen bekümmerte ihn der unglücklich und läſſig geführte Türkenkrieg, worüber er auch eine neue Schrift ergehen ließ. Der Raub der Kirchen- und Kloſtergüter, die Mißachtung der Geiſtlichen an vielen Orten, beſonders außerhalb Sachſen, machten ihm tiefen Verdruß; öfters weiſſagte er einen nahe bevorſtehenden Mangel an tüchtigen Predigern und den Rückſchritt des von ihm begonnenen Werks. Der Verfall der Kirchenzucht und überhandnehmende Ueppigkeit und Unſittlichkeit in Wittenberg ſelbſt quälten ſein Gemüth. Schon im Jahr 1530, erzählt Matheſius, entbrannte ſein Eifer wider ſeine eignen Pfarrkinder, hielt ihnen eine heftige Bußpredigt, faſt wie der Herr Jeſus wider ſeine Capernaiter und Bethſaiditer Ach und Weh ſchrie. Der Doktor ließ ſich damals öffentlich vernehmen, forthin nimmer zu predigen, hielt auch eine Zeitlang inne, bis der Eifer erkühlet, oder zwar der Beruf in ſeinem Herzen anbrannte, daß er wieder auftrat. — Oft wiederholten ſich ſeine Klagen über das unſittliche, üppige, ruchloſe Leben: „Wucher und Geiz ſind wie eine Sündfluth eingeriſſen und eitel Recht worden. Muthwill, Unzucht, Uebermuth mit Kleidern, Freſſen, Spielen, Prangen mit allerlei Untugend und Bosheit, Ungehorſam der Unterthanen, Geſinde und Arbeiter, aller Handwerks auch der Bauern Ueberſetzung, und wer kann es Alles erzählen, haben alſo überhand genommen, daß man's mit zehn Conciliis und zwanzig Reichstagen nicht wieder wird zurecht bringen." Auch in ſeinem eigenen Hauſe, an gaſtlich aufgenommenen Fremden und ſeinem Geſinde erlebte Luther Verdruß und Aerger. In dieſem Mißmuth faßte er den Entſchluß, von Wittenberg wegzuziehen, und that dieß wirklich im Mai 1545. Von Naumburg aus, wo er bei Amsdorf war, ſchrieb er an ſeine Frau: „Ich wollte es gerne ſo machen, daß ich nicht wieder dürfte nach Wittenberg kommen. Mein Herz iſt erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, wollte auch, daß du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof, ſo wollte ich meinem gnädigen Herrn das große Haus wieder ſchenken, und wäre dein Beſtes, daß du gen Zeilsdorf zögeſt, weil ich noch lebe und könnte dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu beſſern, denn ich hoffe, mein gnädiger Herr ſoll mir den Sold folgen laſſen zum wenigſten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tod werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl dulden, darum wäre es beſſer bei meinem Leben gethan, was dann zu thun ſeyn will. Vielleicht wird Wittenberg, wie ſich's anläßt, mit ſeinem Regiment nicht St. Veitstanz, noch St. Johannistanz, ſondern den Bettlertanz und Beelzebubstanz tanzen, und Niemand iſt, der da ſtrafe und wehre, und wird Gottes Wort noch dazu geſpottet. Nur weg und aus dieſer Sodoma. Ich habe auf dem Lande mehr gehöret, denn ich zu Wittenberg erfahren; darum ich der Stadt müde bin und nicht wieder kommen will, da mir Gott zu helfe. Will alſo umherſchweifen und ehe das Bettelbrod eſſen, ehe ich meine armen letzten Tage mit dem mordigen Weſen zu Wittenberg martern und verunreinigen will, mit Verluſt meiner ſauern, theuern Arbeit. Magſt ſolches, wo du willſt, Dr. Pommer'n und M. Philippus wiſſen laſſen, und ob Dr. Pommer wollte hiemit Wittenberg von meinetwegen geſegnen; denn ich kann des Zorns und Unluſts nicht länger leiden." Die Univerſität machte an den Churfürſten einen ſehr kläglichen Bericht über dieſen Vorſatz Luther's, verſicherte auch ihr Mißfallen an dem Leben und den Sitten in Wittenberg und bat den Churfürſten, Luther'n zur Rückkehr zu bewegen. Der Brief, darin dieſer Fürſt Luther'n zur Rückkehr einlud, iſt merkwürdig, indem er ganz ſprechend ſeine Stellung zu dem Reformator zeigt: „Unſern gnädigen Gruß zuvor, Ehrwürdiger,, Achtbarer und Hochgelahrter, lieber Andächtiger! Uns gelanget glaublich an, daß Ihr Euch vor etlichen Tagen gen Zeitz zu dem Biſchof von Naumburg begeben, welches wir Eures Leibes Geſundheit und Recreation halben ganz gern gehöret, wiewohl wir uns zu Euch gnädiglich verſehen hätten, Ihr ſolltet uns ſolche fürhabende Reiſe zu erkennen gegeben haben, auf daß wir Euch mit lebendigem Geleit, auch Zehrung hätten verſehen mögen, bis vorberührten Ort deſto ſicherer zu ziehen und durchzukommen; denn Ihr wiſſet, daß Julius Pflug nicht nachläßt, nach dem Stift Naumburg zu trachten und allerlei ſeltſame Praktiken derhalben zu thun. Und wiewohl wir auch nicht zweifeln, der Allmächtige laſſe auf Euer und der Kirchen Gebet ſeine heiligen Engel auf Euch warten und Euch in Euren Wegen geleiten, ſo erkennen wir uns doch ſchuldig, mit unſrem fürſtlichen und menſchlichen Zuthun daneben vor Euch ſorgfältig zu ſeyn, darum wir gnädiglich und wohl hätten leiden mögen, Ihr hättet uns Euer Abreiſen zuvor zu erkennen gegeben, als wir auch ganz gnädiglich begehren, daß Ihr uns Euer Wiederabreiſen von Zeitz wollet zu erkennen geben, damit wir Etliche der Unſern Euch zuordnen, auch ſonſt bequeme Beſtellung mögen thun laſſen. Dieweil uns aber angelangt, als ſollte Euch zu Wittenberg allerlei beſchweren, darum Ihr daſelbſt hinfort nicht gern ſolltet ſeyn wollen, ſo mögen wir Euch in ganz gnädiger Meinung nicht bergen, daß wir ſolches in Wahrheit mit rechter Bekümmerniß und Mitleiden vernahmen, denn hätten wir die Urſachen Eurer

Beſchwerung in dem ſollen vermerken, ſo wollten wir je nicht unterlaſſen haben, für uns ſelbſt das Einſehen und Verſchaffung zu thun, ſoviel uns durch Gottes Hülfe immer möglich geweſen, damit wir es hätten abwenden mögen. Nun haben wir dieſelbe Eure Beſchwerung bisher nicht vernommen, derowegen wir auch keine Verſchaffung derohalben haben zu thun wiſſen. Dieweil aber, wie wir vermerken, davon ein Gerücht und weite Ausbreitung auf jetzigem Reichstage und auch ſonſt, zuförderſt bei des göttlichen Worts Widerwärtigen und Feinden zu großer ihrer Frohlockung, davon entſtehen wird, wo ſolch Gerüchte nach- und volldrucken ſollte, ſo haben wir nicht unterlaſſen mögen, den Hochgelahrten, unſern Lieben, **Getreuen Matthias Ratzenberger**, der Arznei Doktor und unſern Leibarzt, mit dieſer unſrer Schrift, auch Nebenwerbung, zu Euch zu verordnen. Und begehren an Euch ganz gnädiglich, ihm gleich uns ſelbſt ſeiner Anzeigung gänzlichen und vollſtändigen Glauben zu geben, Euch auch darauf willfährig zu erzeigen, wie wir uns denn deſſen und alles guten Willens zu Euch ganz gnädiglich verſehen. Daran thut Ihr uns ein ganz beſonders gnädiges Wohlgefallen und ſind Euch mit Gnaden und allem Guten geneigt.“

Luther bequemte ſich hierauf, wiewohl ungern, wieder nach Wittenberg zurückzukehren.

Großes Unrecht aber würde man Luther'n durch die Behauptung thun, daß gegen das Ende ſeines Lebens ſeine Glaubenskraft ſchwach geworden und erkaltet ſey. Man berief ſich hiefür ſchon auf eine früher erwähnte

Aeußerung aus ſeinen letzten Zeiten: er wiſſe nicht, ob er jetzt noch ſo muthig wäre wie in Worms. — Aber der Muth kommt und bewährt ſich eben in der Gefahr ſelbſt, und ſowie Mancher ſeinen Muth überſchätzen mag, ehe er in den Fall kommt, ihn zu bewähren, ſo mögen umgekehrt Andre ſich weniger Muth zutrauen, als durch die Anforderungen des entſcheidenden Augenblicks in ihnen wirklich geweckt wird; und wenn Luther, der nicht nur einmal die höchſte Geiſtesgegenwart und Kühnheit unter drohenden Verhältniſſen gezeigt hatte, in der Stunde friedlicher Behaglichkeit dahin geſtellt ſeyn ließ, ob er auch jetzt noch ſo ſtark ſeyn würde, ſo erblicken wir doch wohl darin mit mehr Recht den Beweis einer vorſichtigen Beſcheidenheit als einer verzagten Schwäche, die es ja eher liebt, durch Prahlereien ſich zu bemänteln. Auch die Anfechtungen Luther's, die ihn ſein Leben hindurch begleiteten, dürfen gewiß nicht als Beweiſe für jene Behauptung angeführt werden; denn er ſah darin gerade gewiſſermaßen eine Beſtätigung ſeiner Lehre, indem er ſie dem Teufel zuſchrieb, welcher ſeinem Werke entgegentrat, und ſich derſelben rühmte gegen ſolche, die davon keine Erfahrung gemacht und ſomit nach ſeiner Anſicht die wahre Probe noch nicht beſtanden hatten.

Luther's Tod.

Der Gedanke an den Tod war nie fern von Luther's Seele geweſen. Schon als er nach Wittenberg berufen wurde, meinte er nur wenige Jahre noch vor ſich zu haben; in Worms verzieh er ſich ſeines Lebens; im Bauernkrieg glaubte er ſeinem Ende nahe zu ſeyn und in Coburg erſah er ſich ſeine Ruheſtätte. Im Jahr 1527 nahm er von den Seinigen Abſchied und zehn Jahre ſpäter in Schmalkalden gab er, wie ſeine Freunde, beinahe die Hoffnung der Geneſung auf. Aber nicht nur, daß er häufig an den Tod dachte; er floh ihn auch nicht, wie er z. B. während der Peſt in Wittenberg blieb und Kranke beſuchte; ja er ſehnte ſich zuweilen nach dem Märtyrertode und beſonders in ſpätern Zeiten wünſchte er ſich ſein Stündlein herbei. Im Jahr 1535 ſchrieb er über die Vereinigung mit den Schweizern: „Wenn dieſe Concordia befeſtiget iſt, will ich mit freudigen Thränen ſingen: Herr, nun laß deinen Diener im Frieden fahren! denn ich werde der Kirche den Frieden hinterlaſſen. Chriſtus regiere und vollführe dieſes Werk bei Euch, daß meine

Freude völlig werde und ich nach ſo vielem Kreuz und Höllen nur ein fröhlich Sterbeſtündlein erlange.“ Und ebendarüber: „Ich ſehe von Herzen gerne vor meinem Tode, der, wie ich glaube und hoffe, nicht ferne iſt, dieſe Concordia nach ſo langem Streit und Exilio.“ Im Jahr 1544 ſchrieb er in einer Vorrede: „Hütet Euch, daß Ihr mir künftig nicht mehr ſolch groß (hätte ſchier, wenn mir Eure Aufrichtigkeit nicht ſo bekannt wäre, geſagt: falſch) Lob beileget. Ich weiß, daß ich nichts bin. Lebet wohl in dem Herrn, und bittet vor mich, daß ich ſeliglich aus dieſem Leib des Todes und Fleiſch der Sünden abſcheiden möge.“ Der Churfürſtin ſchrieb er auf eine Anfrage wegen ſeiner Geſundheit: „Ich bin ſo fein und beſſer, als ich's verdiene, geſund, daß aber der Kopf zuweilen ſchwach, iſt kein Wunder. Das Alter iſt da, welches an ſich ſelber alt und kalt, krank und ſchwach iſt. Der Krug iſt oft zum Brunnen getragen worden, und wird auf einmal brechen. Ich habe lange genug gelebt; Gott beſchere mir eine ſelige Stunde, daß der faule, unnütze Madenſack unter die Erde ſich ſammle zu ſeinem Volke. Ich habe ohne Zweifel das Beſte geſehen, was man auf der Welt ſehen kann; es will nun, wie es ſcheint, alles ärger werden.“

Am Martinitag 1545 gab Luther ſeinen Freunden ein Gaſtmahl und ſagte am Ende zu den Gäſten: „So lange ich lebe, wird's, ob Gott will, keine Gefahr haben und guter Friede in Deutſchland bleiben. Wenn ich aber ſterbe, ſo betet. Es wird wahrlich Betens brauchen, und unſre Kinder werden müſſen nach den Spießen greiſen und wird in Deutſchland übel ſtehen. Darum ſage ich, betet fleißig nach meinem Tode!“ Um dieſe Zeit hörte Luther auf, Vorleſungen zu halten, predigte aber noch zuweilen. In einer Predigt ſagte er: „Ich bin der Welt ſatt und die Welt meiner; ſind alſo leicht zu ſcheiden, wie ein Gaſt die Herberge quittirt,“ und verbot daher den Wittenbergern, im Fall eine Krankheit ihn befiele, für ihn um längeres Leben zu beten. Und in einer Schrift aus dem Jahr 1546: „Wenn ich noch hundert Jahre ſollte leben und hätte nicht allein die vorigen und jetzigen Rotten und Sturmwinde durch Gottes Gnade erlegt, ſondern könnte auch alle künftige alſo legen: ſo ſehe ich doch wohl, daß damit unſern Nachkommen keine Ruhe geſchafft wäre, weil der Teufel lebt und regiert. Darum ich auch bitte um ein gnädiges Stündlein und begehre des Weſens nicht mehr. Ihr, unſre Nachkommen, betet auch mit Ernſt und treibet Gottes Wort fleißig, erhaltet das arme Windlicht Gottes, ſeyd gewarnt und gerüſtet, als die alle Stunden gewarten müſſen, wo Euch der Teufel etwan eine Scheibe oder Fenſter ausſtoße, Thür oder Dach aufreiße, das Licht auszulöſchen.“ Seine fortdauernde Ueberladung mit Geſchäften klagte er in dieſem Jahr. auch einem Bekannten: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugigter Mann (Luther litt ſeit einiger Zeit an einem Uebel des einen Auges) ſchreibe an Euch. Und da ich gehofft, man ſollte mir abgelebtem Manne nunmehro und wie mich däucht, höchſt billig Ruhe gönnen: ſo werde ich dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredt und gethan hätte.“

Bei den Papiſten erregte der Wunſch, Luther'n entfernt zu ſehen, mehr als ein Gerücht, er ſey geſtorben, das auch durch abgeſchmackte Schriften, wornach der Teufel ſeinen Leichnam geholt hätte, verbreitet wurde. Luther ſelbſt lachte zu dieſen Erfindungen und ſagte, er wäre ſelbſt nicht abgeneigt, daß ihnen ihr Wunſch erfüllt würde.

Am 23ſten Januar 1546 trat Luther eine Reiſe nach Eisleben an, von wo er nicht mehr lebendig zurückkehrte. Die Veranlaſſung dazu gaben Streitigkeiten der Grafen Mansfeld unter ſich und mit einigen ihrer Unterthanen wegen Erzgruben und Erbfeuern. Der Streit dauerte ſchon länger und Luther hatte als Verwandter der Betheiligten und wohlbekannt mit den Grafen ſchon einige Verſuche zur Beilegung des Handels gethan. Jetzt muthete man dem erſchöpften Manne noch eine Reiſe zu, um perſönlich eine Schlichtung zu bewirken; er hatte es im vorigen Jahre zugeſagt mit den Worten: „Es muß um einige Tage nicht Noth haben, wiewohl ich viel zu thun habe, die ich daran wagen will, damit ich mich mit Freuden in meinen Sarg legen möge, wo ich nur zuvor meine lieben Landesherren vertragen und freundliches, einmüthiges Herz geſehen habe. Auf der nunmehr angetretenen Reiſe gerieth er bei Halle, wo er drei Tage liegen bleiben mußte wegen des hohen Waſſers, bei der Ueberfahrt auf einem Kahn in Lebensgefahr. Bei ihm waren ſeine drei Söhne und Jonas, Prediger zu Halle. Zu dieſem ſagte er: „Lieber Doktor Jona! wäre das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich Dr. Martinus mit drei Söhnen und Euch im Waſſer erſöffe!“ Er war aber auf dieſer Reiſe ſchon ſehr ſchwach, ſo daß man ſeinen Tod befürchtete. Doch erholte er ſich wieder ſo, daß er ſich der Verhandlung unterziehen konnte, die jedoch zu keinem Ziele führte. Die Grafen von Mansfeld hatten ihn an der Grenze mit 113 Pferden eingeholt und erwieſen ihm die größte Ehre. Er hat während der 21 Tage, die er in Eisleben war, viermal gepredigt, zwei Prieſter ordinirt und zweimal kommunicirt. Seine Unterhaltung über Tiſch blieb immer lebhaft und oft munter; daneben aber betete er alle Tage in dem Zimmer, wo man zu Nacht ſpeiſte, ehe er in ſein Schlafgemach gieng, eine halbe Stunde unter dem Fenſter ſehr ernſtlich und inbrünſtig, daß ſich ſeine Tiſchgenoſſen nicht genug verwundern konnten. Nach verrichtetem Gebet wendete er ſich ganz fröhlich aus dem Fenſter, nicht anders, als wenn er eine große Laſt abgelegt, beſprach ſich noch eine halbe Stunde mit ſeinen Freunden, und legte ſich dann zu Bette. Wie ungebrochen ſeine geiſtige Kraft, ja ſeine Laune, ſelbſt in dieſer letzten Zeit war, zeigen die Briefe an ſeine Frau, die auch ſonſt anziehend genug ſind, ſie hier mitzutheilen. Von Halle ſchrieb er am 25ſten Januar: „Gnade und Friede im Herrn. Liebe Käthe! wir ſind heut um 8 Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Waſſerwogen und großen Eisſchollen, die das Land bedeckte; die drohte uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulda; mußten alſo zu Halle zwiſchen den Waſſern ſtill liegen; nicht daß uns darnach dürſtete zu trinken, ſondern nahmen gut torgiſch Bier und guten rheiniſchen Wein dafür, damit laben und tröſten wir uns dieweil, ob die Saala wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeiſter, auch wir ſelbſt zaghaft waren, haben wir uns nicht wollen in das Waſſer begeben und Gott verſuchen; denn der Teufel iſt uns gram und wohnet im Waſſer; und iſt beſſer verwahrt, denn beklagt, und iſt ohne Noth, daß wir dem Pabſt ſammt ſeinen Schuppen eine Narrenfreude machen ſollten. Ich halte, wäreſt du hier geweſen, ſo hätteſt du uns auch alſo zu thun gerathen, ſo hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolgt u. ſ. w.“ Von Eisleben ſchrieb er am 6ten Februar: „Der tiefgelehrten Frauen Katharina Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg. Liebe Käthe! wir ſitzen hier und laſſen uns martern und wären wohl gerne davon; aber es kann noch nicht ſeyn, als mich dünkt in acht Tagen. M. Philippen magſt du ſagen, daß er ſeine Poſtill korrigire, denn er hat nicht verſtanden, warum der Herr im Evangelium den Reichthum Dornen nennt. Hier iſt die Schule, da man ſolches verſtehen lernt. Aber mir grauet, daß allewege in der heiligen Schrift den Dornen das Feuer gedrohet iſt, darum ich deſto größere Geduld habe, ob ich mit Gotteshülfe möcht' etwas Gutes ausrichten. Deine Söhnlein ſind noch zu Mansfeld. Sonſt haben wir zu freſſen und zu ſaufen genug, und hätten gute Tage, wenn der verdrießliche Handel nicht wäre.“ In einem andern Brief, wohl in Erwiederung auf ſeiner Frauen Beſorgniſſe wegen der Gefahren auf der Reiſe, ſchrieb er ihr: „Du willſt ſorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinos erſchaffen, wo der einige alte ertränke in der Saale. Laß mich zufrieden mit deiner Sorge; ich habe einen beſſeren Sorger, denn du und alle Engel ſind; der liegt in der Krippen und hängt an einer Jungfrau Brüſten, aber ſitzt gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters; darum ſey zufrieden, Amen. Ich denke, daß die Hölle und die ganze Welt muß jetzt ledig ſeyn von allen Teufeln, die vielleicht alle um meinetwillen hier zu Eisleben zuſammengekommen ſind; ſo feſt und hart ſtehet die Sache. So ſind auch hier Juden bei fünfzig in einem Hauſe. — Bittet, bittet, bittet und helfet uns, daß wir's gut machen. Denn ich heute im Willen hatte, den Wagen zu ſchmieren in meinem Zorn, aber der Jammer, ſo mir vorfiel, meines Vaterlandes hat mich gehalten. Ich bin nun auch ein Juriſt geworden, aber es wird ihnen nicht gedeihen. Es wäre beſſer, ſie ließen mich einen Theologen bleiben. Komme ich unter ſie, ſo ich leben ſoll, ich machte einen Vergleich, der ihren Stolz durch Gottes Gnade hemmen möchte. Sie ſtellen ſich, als wären ſie Gott.“ Am 10ten Februar ſchrieb er: „Der heiligen, ſorgfältigen Frauen, Katharina Lutherin, Dr. Zülsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen. Gnad' und Fried' in Chriſto, allerheiligſte Frau Doktorin. Wir bedanken uns gar freundlich für Eure große Sorge, dafür Ihr nicht ſchlafen könnt: denn ſeit der Zeit Ihr für uns geſorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unſrer Herberg, hart vor meiner Stubenthür, und geſtern, ohne Zweifel aus Kraft Eurer Sorgen, hat uns ſchier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetſcht wie in einer Mausfallen. Ich ſorge, wo du nicht aufhörſt zu ſorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verſchlingen und alle Elemente verfolgen. Bete du und laß Gott ſorgen; es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der ſorgt für dich. Wir ſind Gottlob! friſch und geſund, ohne daß uns die Sachen Unluſt machen. Wir wollten gern fort ſeyn und heimfahren, wenn Gott wollte.“

Erſt am 17ten Februar wohnte er auf Zureden ſeiner, wegen zunehmender Schwachheit um ihn beſorgten Freunde den Verhandlungen nicht mehr bei, blieb in ſeinem Stüblein, bald auf dem Ruhebette liegend, bald umhergehend, betend und von Zeit zu Zeit einige Worte mit ſeinen Freunden ſprechend. Unter Andrem ſagte er: „ich bin hier zu Eisleben geboren und getauft; wie wenn ich hier bleiben ſollte?“ Er gieng aber doch zum Mittagmahl in das gewöhnliche Speiſezimmer, redete viel, und ſagte unter Anderm: „wenn er ſeine liebe Landesherrn vergleichen könne, wolle er heimgehen, ſich in den Sarg legen und den Würmern ſeinen Leib zu eſſen geben.“ Vor dem Abendeſſen empfand er ſtarkes Drücken auf der Bruſt, gieng aber doch, als dieß nachließ, zum Eſſen hinunter, weil Alleinſeyn nicht Fröhlichkeit bringe, aß und unterhielt ſich fröhlich, klagte aber nach dem Eſſen wieder, ſo daß man ihn mit warmen Tüchern rieb; es kam auch der Graf Albrecht und ſchabte ihm ſelbſt Einhorn. Nach zehn Uhr gieng er ſchlafen in ſeine Kammer und ruhte, mit natürlichem Athemholen. Um ein Uhr aber weckte er den Dr. Jonas und ſagte: „o Herr Gott! Doktor Jona, wie iſt mir ſo übel! mich druckt ſo hart auf der Bruſt; o ich werde zu Eisleben bleiben.“ Es kamen jetzt ſeine Freunde, ſeine Söhne und der Graf und die Gräfin Albrecht; Dr. Jonas meinte, ein Schweiß, der ſich eingeſtellt, werde ihn erleichtern, aber Luther erwiederte: „Ja es iſt ein kalt todter Schweiß, ich werde meinen Geiſt aufgeben, denn die Krankheit mehret ſich.“ Auch betete er ſehr brünſtig und rief dreimal nach einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“ Wie er immer kraftloſer wurde und nur wenig mehr ſprach, fragte ihn Dr. Jonas mit erhobener Stimme: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Chriſtum und die Lehre, wie Ihr ſie gepredigt, beſtändig ſterben?“ worauf Luther ein ſtarkes Ja antwortete, aber dann verſtummte und in Schlummer ſank. Er antwortete nicht mehr, als man ſeinen Namen rief, holte tief, doch ſanft Odem und entſchlief mit ineinandergefalteten Händen, zwiſchen zwei und drei Uhr Nachts, ohne einige Unruhe, Quälung des Leibes oder Schmerzen des Todes, wie Dr. Jonas berichtete.

Der Churfürſt, dem man ungeſäumt Nachricht gab, äußerte ſein ungeheucheltes tiefes Bedauern über den Tod des großen Lehrers, der vielleicht, wie er meinte, durch die mühſame Reiſe und unbequemen Geſchäfte noch beſchleunigt worden. „Er hätte gewünſcht, daß die Grafen den alten ausgearbeiteten Mann mit ihren beſchwerlichen Händeln hätten unverworren gelaſſen;“ verlangte auch, daß man den Leichnam nach Wittenberg in die Schloßkirche bringen ſolle, was trotz dem Wunſche der Grafen von Mansfeld, ihn in Eisleben, ſeinem Geburtsort, zu behalten, geſchah. Mit welchen Trauer- und Ehrenbezeugungen der Leichnam nach Wittenberg gebracht und beſtattet worden, thut nicht noth ausführlich zu erzählen, nur das mag angeführt werden, daß ihn, ſchon todt, noch zwei Maler gemalt haben, und daß der Kaiſer Carl V., der durch den noch in dieſem Jahr ausgebrochenen ſchmalkaldiſchen Krieg als Sieger nach Wittenberg geführt wurde, trotz der Aufforderungen ſeiner Begleiter, die irdiſchen Reſte des Reformators ungeſtört ließ.

Luther's Welt- und Lebens-Anſicht.

An eine Lebensbeſchreibung macht man freilich mit Recht die Anforderung, daß ſie das innere wie das äußere Leben der von ihr behandelten Perſon dem Blicke darſtelle, und von den äußerlich erſcheinenden und wirkſamen Handlungen bis zur geheimen Werkſtätte der Gedanken, Anſichten und Geſinnungen zurück das Auge leite. Hoffentlich wird auch die vorliegende Lebensbeſchreibung dieſe Forderung nicht ganz unerfüllt laſſen; aber für Manches, was als Beitrag zur nähern Kenntniß des Mannes, mit dem wir uns beſchäftigen, nicht unwichtig iſt, fand ſich nicht gerade eine paſſende Stelle, und dieſer und jener Zug mußten wegbleiben, wenn er nicht eben mit hiſtoriſchen Umſtänden ſeines reichen Lebens zuſammenhieng. Manches Uebergangene und Zurückgelegte möchte wohl noch, geſammelt und zur Einheit einer Anſchauung verbunden, anziehend und lehrreich ſeyn, und ſo machen wir den Verſuch, zerſtreute Worte, Andeutungen und Charakterzüge in ein Ganzes zu verweben, über deſſen innere Wahrheit und Uebereinſtimmung mit dem dadurch zu ſchildernden Mann zu urtheilen, die Leſer hoffentlich durch die frühern Abſchnitte in den Stand geſetzt ſind.

Auch der größte Mann, der gewaltigſte Geiſt iſt zum Theil das Erzeugniß und der Sohn ſeines Zeitalters und Volkes und kann die Spuren davon nie ganz an ſich verwiſchen, wenn er auch die Feſſeln abſtreift und ſich frei als Führer und Eröffner neuer Zeiten an die Spitze ſtellt. Mittelmaßige und gewöhnliche Menſchen tragen nur das ſtumpfe, abgegriffene Gepräge ihres Zeitalters und ihrer Umgebung, außerordentliche aber daneben noch mehr oder minder entwickelt die Geſtalt und den Stempel der aus ihnen und durch ſie keimenden Zukunft. So gilt auch Luther theilweiſe als Repräſentant ſeines Zeitalters und des in ihm waltenden Geiſtes, und Er, der aus einer Bauern- oder Bürgerfamilie ſtammende, im Kloſterleben herangereifte, der Claſſe der Gelehrten angehörig, ein Mitglied des durch ihn wieder emporgebrachten Predigerſtandes, durch vielfache Beziehungen mit Fürſten und Höfen verflochten, war gleichſam geſättigt von den mannigfachen Elementen der damaligen Zeit. Aber über dieſe ſeine Zeit erhob ihn ſein mächtiger, vorwärtsſtrebender Geiſt; die damals gültigen Vorſtellungen erlitten bei ihm weſentliche Umbildungen und Veränderungen, und das beibehaltene Alte verband ſich mit dem Neuen auf eine ganz eigenthümliche Weiſe. Die ſcharfe Aufmerkſamkeit, die unermüdete Thätigkeit ſeines Geiſtes ließen ihn alle Ereigniſſe, Zuſtände und Verhältniſſe beachten und beſprechen; aber dieß that er nicht in der ſtrengen Ordnung eines zuſammenhängenden Syſtems, ſondern mit der Freiheit der in ihm lebendigen Empfindung, welcher er keinen Zwang anthun mochte. Daher iſt Alles bei ihm urſprünglich und friſch und das Geſuchte und Peinliche in Anſichten und Urtheilen ihm fremd.

Die Grundlage von Luther's geſammter Welt- und Lebensanſicht war die höchſte Religioſität, diejenige Geſinnung, welche alles eigne und fremde Thun und Leiden, alles was überall geſchieht, auf Gott zurückführt oder mit Rückſicht auf ihn betrachtet; dieſe Geſinnung war theils in der Stimmung des Zeitalters begründet, theils fand ſie in ſeinen eignen Lebensſchickſalen und in ſeinen Studien und Beſtrebungen immer neue Nahrung. In dieſem Sinne gab er an, wie er ſein Petſchaft haben wolle, und erklärte die Bedeutung davon in einem Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg: „Weil Ihr begehrt zu wiſſen, ob mein Petſchaft wohl troffen ſey, will ich Euch erſt meine Gedanken anzeigen zu guter Geſellſchaft, die ich auf mein Petſchaft wollt' faſſen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erſte ſoll ein Kreuz ſeyn, ſchwarz im Herzen, das ſeine natürliche Farbe hätte, damit ich mir ſelbſt Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns ſelig macht; denn ſo man von Herzen glaubt, wird man gerecht; ob's nun wohl ein ſchwarz Kreuz iſt, mortificirt und ſoll auch wehe thun, doch läßt es das Herz in ſeiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das iſt: ertödtet nicht, ſondern behält lebendig. Solch' Herz aber ſoll mitten in einer weißen Roſe ſtehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Troſt und Frieden giebt und kurz in eine weiße fröhliche Roſe ſetzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude giebt, darum ſoll die Roſe weiß und nicht roth ſeyn. Denn weiße Farbe iſt der Geiſter und aller Engel Farbe. Solche Roſe ſteht im himmelfarben Felde, daß ſolche Freude im Geiſt und Glauben ein Anfang iſt der himmliſchen Freude zukünftig, iſt wohl ſchon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaſſet, aber noch nicht offenbar. Und in ſolch Feld einen güldenen Ring, daß ſolche Ewigkeit im Himmel ewig währt und kein Ende hat und auch köſtlich über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchſte, edelſte, köſtlichſte Erz iſt."

Seine Frömmigkeit war jedoch keine in ſtiller Andacht hinbrütende, auf einen kleinen Kreis von Vorſtellungen und Gefühlen beſchränkte Zurückgezogenheit, kein dumpfes Verſenken in ſich ſelbſt, wie bei den Myſtikern, er verläugnete auch hier nicht ſeinen praktiſchen, tüchtigen Verſtand; auf's ſtärkſte erklärte er ſich gegen die phantaſtiſchen Behauptungen der Zwickauer Propheten hinſichtlich der ihnen gewordenen Offenbarungen der göttlichen Majeſtät, und mit Mißbilligung verwarf er die ſeltſam klingenden Ausdrücke Carlſtadt's und Anderer; er verſchmähte es, die leicht verführbare Einbildungskraft zur Bundesgenoſſin der Frömmigkeit zu machen, da ſie ſich allzuleicht einen gefährlichen Einfluß und zuletzt die Herrſchaft anmaßt.

Aber auch von den eigentlich philoſophiſchen Speculationen über die Gegenſtände der Religion mochte er nichts wiſſen; er hielt es für ebenſo überflüſſig als unfruchtbar, über das Weſen Gottes, Dreieinigkeit und andere geheimnißvolle Lehren nachzudenken, die er als erhaben über den beſchränkten Geſichtskreis der verderbten menſchlichen Vernunft und als längſt feſtſtehend in der Kirche anſah. Seine Frömmigkeit beruhte weſentlich auf der heiligen Schrift. Seine frühe Liebe zu ihr, ſeine fleißige Beſchäftigung mit derſelben bei ſeinen Vorleſungen und der Ueberſetzung, wo er jedes Wort zu erwägen hatte, dazu ſein treffliches Gedächtniß, vereinigten ſich, ſeine Kenntniß der Bibel ſo vollkommen zu machen, daß ihm ihr Inhalt bis in's Einzelnſte hinaus gegenwärtig war, wie er es denn auch liebte, bei vorkommenden Anläſſen jeder Art Sprüche und Beiſpiele aus der Schrift anzuziehen; und zugleich war ſeine Ehrfurcht vor dem heiligen Buch ſo innig, daß er in allen Unterſuchungen, Fragen, Streitigkeiten bei ihren Ausſprüchen und Entſcheidungen, die ihm beſtändig vor der Seele ſtanden, ſich ohne Mühe beruhigte und was er einmal in ihr gegründet glaubte, ihm ſo feſt ſtand, als dem zuverſichtlichſten Weltweiſen ſeine auf unwiderſprechliche Beweiſe gebauten Lehren. Es war ihm gar kein Opfer, ſich ihr glaubig zu unterwerfen, ſie war ganz in ſein Denken, in ſein geiſtiges Weſen übergegangen und bildete, ſo zu ſagen, einen Theil davon. Das Wort Gottes war der Kreis, über welchen mit den Anmaaßungen der dünkelvollen und doch blinden Vernunft hinauszuſtreben, ihm eben ſo thöricht als gottlos ſchien, und in der That empfand er auch das Verharren in dieſem Kreis nie als eine läſtige Schranke. Da Luther das alte Teſtament mit ſeiner Fülle von lebensvollen Erzählungen, ſeinen Schätzen von geſchichtlichen Nachrichten, kurz mit ſeiner ganzen bunten Mannigfaltigkeit, ebenſo wie das hauptſächlich den geiſtigen Menſchen anſprechende neue Teſtament in ſich aufgenommen hatte, ſo trug auch dieß dazu bei, zu verhüten, daß ſeine Religioſität einen alles Zeitliche und Weltliche ausſchließenden und verachtenden Charakter annahm; vieles an ſich der Religion und der geiſtlichen Betrachtung Fremdes war dadurch, daß es Beſtandtheil des heiligen Buchs war, ſelbſt auch gewiſſermaßen geheiligt und der Betrachtung empfohlen, und ſo knüpfte ſich eine leichtere und bequemere Verbindung zwiſchen dem Leben im Geiſt und den irdiſchen Angelegenheiten und Geſchäften an. Die im alten Teſtament herrſchende religiöſe Anſchauungsweiſe von den Schickſalen der Könige und Völker, der Einzelnen und der Maſſen als abhängig von der ſtets eingreifenden Hand Gottes, war ganz und gar in Luther's Geiſt übergegangen. Daher kam es, daß er menſchliche Rathſchläge, Klugheit und Vorſicht gering ſchätzte gegenüber von der göttlichen Wirkſamkeit, daß er unter den niederſchlagendſten Ausſichten getroſten Muth behielt und die Berechnungen der menſchlichen Kurzſichtigkeit über Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit künftiger Erfolge belächelte. Das wirkſamſte Mittel und die kräftigſte Waffe und Arznei war ihm das Gebet, durch welches der ſchwache Menſch gleichſam oder göttliche Kräfte gebietet. Der Fall, wo er den Melanchthon durch ſein Gebet gerettet zu haben überzeugt war, wurde ſchon angeführt; ein ähnlicher möge hier ſtehen: Mykonius oder Mekum, Pfarrer in Gotha, lag 1541 tödtlich krank an der Auszehrung. Dieſem ſchrieb Luther: „Der Herr laſſe mich ja nicht hören, ſo lang ich lebe, daß du geſtorben ſeyeſt, ſondern gebe, daß du mich überlebeſt. Das bitte ich und will ich, und mein Wille ſoll geſchehen, Amen. Denn dieſer mein Wille ſucht die Ehre göttlichen Namens und nicht meine Ehre noch Luſt.“ Der Kranke glaubte in dieſen Worten die Stimme Chriſti zu hören, als er rief: Lazarus, komm' hervor! erholte ſich wieder und ſtarb erſt einige Wochen nach Luther's Tod.

Das Gefühl aber von der Abhängigkeit aller menſchlichen Dinge vom göttlichen Willen, das in einem weichen Gemüth leicht zur thatloſen Ergebung werden kann, war bei ihm mit einer Regſamkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes gepaart, welcher unabläſſige Thätigkeit ein Bedürfniß war und die nicht göttliche Wunder träg abwartete, ſondern ſelbſt Wunderähnliches leiſtete. Der Innigkeit von Luther's Glauben kam die Ausdauer ſeiner Thätigkeit gleich, und beide ſtärkten ſich gegenſeitig.

Geneigt, die vermittelnden Glieder, die Kette von Urſachen und Wirkungen zu überſpringen, und immer geradezu auf den Willen Gottes zurückzugehen, ſah natürlich Luther in allen Ereigniſſen von oben geſandte Belohnungen, Strafen oder Prüfungen. Die Uebereinſtimmung und das Beruhigende, welches eine ſolche Betrachtungsweiſe für das Gemüth mit ſich führen muß, ſchien einigermaßen beeinträchtigt zu werden durch den Hinzutritt einer andern, für Luther ſehr charakteriſtiſchen Vorſtellung, durch die nämlich von der feindſeligen, mächtigen, unabläſſigen Wirkſamkeit des Teufels. Dieſe Vorſtellung verfolgte er, oder, wenn man lieber will, ſie verfolgte ihn ſo heftig, daß ſie ſich zur lebendigſten Anſchaulichkeit ſteigerte und eine unabweisbare Macht über ſein Gemüth gewann. Aber wie einer tüchtigen Leibeskonſtitution oft dasjenige wohlthätig und ſtärkend iſt, was einer ſchwächeren Gift wäre, ſo diente bei Luther dieſe Vorſtellung von der feindſeligen Macht des Satans nur dazu, ſeine Kraft und Entſchloſſenheit auf den höchſten Grad zu treiben. Der Gedanke, es mit einem ſo gewaltigen, liſtigen und gräßlichen Feind zu thun zu haben, war für ihn, „der von Haus aus eines Mannes Muth und Herz hatte,“ nicht überwältigend und furchtbar — eher anſpornend und ermunternd; er erfüllte ihn mit einem edeln Trotz des Gottvertrauens, da ihm der Teufel doch im Grunde als ein gegen den reinen Geiſt unmächtiger Gegner erſchien, der den Waffen des Gebets und des Evangeliums nicht zu widerſtehen vermochte. Von der Macht, welche er dem Satan beilegte, kann man ſich aus den folgenden Aeußerungen eine ungefähre Vorſtellung machen: als ihm der Churfürſt von Sachſen einen Kux auf dem Schneeberg ſchenken wollte, lehnte dieß Luther mit den Worten ab: „der Teufel iſt mir feind, der ſagt: alle Schätze in der Erde ſind mein; er möchte das Erzt meinethalben abſchneiden, ſo müßten die andern Gewerke meiner entgelten. Mir gebührt viel beſſer, daß ich mit einem Vaterunſer Zubuße thue, daß die Erzte beſtehen und die Ausbeute wohl angelegt werde.“ — Andere Aeußerungen Luther’s ſind folgende: „der Teufel weiß der Böſen Gedanken, denn er ſie ihnen ſelbſt eingiebt und kann deßhalb manchmal die Zukunft errathen; aber der Frommen Gedanken weiß er nicht, ehe ſie damit herausfahren.“ — „Schreckliche Gedanken ſchießt er wie feurige Pfeile auch in der Gottſeligen Herz.“ — „Alle ſchweren Seuchen und Krankheiten ſchickt der Teufel den Menſchen zu; gebraucht aber dazu natürliche Mittel, wie ein Mörder ein Schwert, denn ohne Mittel wirkt er gemeiniglich nicht; er vergiftet die Luft und wenn ein Zaun ein wenig ſich vorneigt, ſo ſtößt er ihn vollends gar um. Der Teufel giebt Gift den Menſchen zu trinken, aber der Arzt, unſers Herrgotts Flicker, giebt ihm Theriak und andere Arzneien, und mögen wir uns der leiblichen Arzneien als einer guten Creatur Gottes wohl brauchen, ſo gut wie der Speiſe und des Tranks.“ Dem Teufel ſchrieb er ſchwere beängſtigende Träume und das Unglück bei Schlafwandlern zu; ferner redet er von den Beſitzungen: „Er beſitzt die Menſchen auf zweierlei Weiſe, leiblich und geiſtlich; auf die letztere Weiſe die Gottloſen, auf die erſte die Raſenden, deren Geiſt er aber nicht beſchädigt.“ Luther hatte auch einmal, kurz vor ſeinem Tode, ein beſeſſenes Mädchen zu behandeln, die man ihm brachte; er erklärte, daß das Austreiben der Teufel nicht mehr wie zur Zeit Chriſti nothwendig und dem Menſchen geſtattet ſey, warnte beſonders davor, dem Teufel die Ehre eines großen Gepränges anzuthun, indem man ihm mit Verachtung begegnen müſſe, ließ das Mädchen in die Kirche gehen und betete über ſie, als ſie ihre Anfälle hatte. — Den Tod eines Freundes, Reſenus, der beim Baden ertrank, ſchrieb er mit den Worten: „Den Reſenus hat der Teufel hinweggerafft, doch ſind drei Andre wunderbar erhalten worden, daß er ſie nicht auch mit verderbte.“ — In der Ausſicht eines Märtyrertods ſagte er: „Ich will lieber durch den Teufel als durch den Kaiſer ſterben, ſo ſterbe ich doch durch einen großen Herrn; aber er ſoll auch einen Biſſen an mir gegeſſen haben, der ſoll ihm nicht wohl bekommen.“ Das Verhältniß der Wirkſamkeit des Teufels zum Willen Gottes beſchreibt Luther ſo: „die Gewalt, die der Teufel übet, iſt ihm nicht befohlen, ſondern unſer Herr Gott wehret ihm nicht, ſieht durch die Finger, läßt ihn machen und rumoren, doch länger und weiter nicht, denn er will, denn er hat ihm ein Ziel geſteckt, darüber er nicht ſchreiten kann noch darf.“ — „Unſer Herr Gott ſchickt kein Unglück noch Uebel in die Welt, denn durch den Teufel, von welchem alle Traurigkeit, Jammer und Krankheit kommt.“ — Am weiteſten geht Folgendes: „Gott weiß die Welt nicht zu regieren, als den die Welt nicht haben will zum Regenten; ſondern der Satan kann ſie regieren, und weiß, wie er damit ſoll umgehen. Aber doch hat Gott dieſen Vortheil, wenn er des Teufels Regiment anſiehet, das böſe iſt und nicht taugt, daß er es zu Trümmern und zu Pulver verſtößt.“ — „Es iſt ſchier lächerlich, daß

Gott befohlen hat, daß wir, ein ſo ſchwach Fleiſch und Blut, kämpfen und ſtreiten ſollen mit einem ſo gewaltigen Geiſt, wie der Teufel iſt, und hat uns keine andere Wehre in die Hand gegeben, denn allein ſein Wort; das muß dem großmächtigſten Feinde von Herzen wehe thun und ihn gewiß ſehr verdrießen."

Ob das Verhältniß der Wirkſamkeit des Satans zu der Macht und dem Willen Gottes hiemit feſt beſtimmt war, oder ob überhaupt Luther darüber eine über alle Einwendungen erhabene, in ſich zuſammenhängende Anſicht hatte, mag man mit Recht bezweifeln, aber dennoch darf man behaupten, daß er ſelbſt ſich von keinen Widerſprüchen gedrückt fühlte, wenn er Leiden und Unglück bald als eine väterliche Züchtigung Gottes, bald als eine Wirkung des Satans faßte, wenn er auch in der Anwendung der einen und anderen Anſicht bei beſtimmten Fällen nicht eben feſten Regeln und Grundſätzen folgte. Die Anwendung und Entſcheidung in jedem vorkommenden Falle war Sache ſeines unmittelbaren Gefühls, ſeiner Stimmung, und wenn die Zurückführung des Unglücks in der Welt auf den wohlmeinenden Willen Gottes die fromme Ergebung zur Folge hatte, ſo rief dagegen die Vorſtellung des durch Tücke und Argliſt die Menſchen beeinträchtigenden Erzfeinds den ſtarken Muth zur Gegenwehr in die Schranken. Man würde ſich ganz täuſchen, wenn man meinen wollte, der Glaube an eine ſo ausgedehnte Gewalt des Teufels habe der ganzen Weltanſicht und Gemüthsſtimmung Luther's eine trübe Farbe geben, beſtändige Aengſtlichkeit nähren und die frohe

Zuverſicht verſcheuchen müſſen. Allerdings war Luther, ſey es von Natur oder in Folge von Jugendeindrücken, zu einer trübſinnigen Betrachtung der menſchlichen Dinge geneigt, weil das Bewußtſeyn der Sünde ſo lebhaft in ihm war und ihm überall entgegentrat, und er hatte während ſeiner Kloſterjahre unter den Vorſtellungen von dem Zorne Gottes ſehr gelitten. Durch die von ihm errungene und gepredigte Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und der Sünden-Vergebung ſah er gleichſam die Zorneswolke vom Angeſicht Gottes zerſtreut und den Allmächtigen in der Glorie der Gnade leuchten; alles Uebel und Böſe fiel jetzt dem Teufel zu; aber die frühere Bangigkeit und Traurigkeit in Luther's Seele war gebrochen, und es iſt bezeichnend, daß er den Teufel als einen traurigen, ſauern Geiſt ſchildert. „Der Teufel iſt ein trauriger Geiſt und macht traurige Leute, darum kann er Fröhlichkeit nicht leiden! daher kommt's auch, daß er vor der Muſika auf's weiteſte flieht, bleibet nicht, wenn man ſingt, beſonders geiſtliche Lieder. Alſo linderte David mit ſeiner Harfe dem Saul ſeine Anfechtung, da ihn der Teufel plagte.“ Niemand hat überzeugender als Luther bewieſen, wie die aufrichtigſte Frömmigkeit ſich nicht eben in trübſeligen Geberden und mattherziger Kopfhängerei zeigt, ſondern mit erquickender und friſcher Heiterkeit des Geiſtes gar wohl vereinbar iſt.

Wenn Luther dem Satan das Regiment der Welt zuſchreiben konnte, ſo läßt dieß, wenn es auch nicht ſeine fortdauernde Ueberzeugung, ſondern nach der Empfindung des Augenblicks geſprochen war, ſchon abnehmen, mit welchem Auge er die Geſchichte anſah. Das Uebergewicht des Religiöſen fehlte auch hier nicht. Die Menſchheit hatte bei ihm die Aufgabe, die alles Andre zurückdrängte: glaubige Chriſten zu werden. Nur inſofern, als er in der Geſchichte der Völker und der Menſchheit eine Annäherung zu dieſem Ziel zu erkennen glaubte, konnte er an ihr ein Wohlgefallen haben. In der damaligen Zeit war, wenn man den ganzen Verlauf der Geſchichte unter Einem Geſichtspunkt betrachten und Einheit in die große Maſſe bringen wollte, das leitende Princip kein anderes als: die Entwicklung der Kirche oder des Chriſtenthums — eine allerdings wichtige, doch nicht allumfaſſende, nothwendig einſeitige Betrachtungsweiſe. Wenn allenfalls ein Anhänger des Pabſtthums die Geſchichte von dieſem Standpunkt auffaßte, ſo konnte er, das Wachsthum und den Glanz der Hierarchie verwechſelnd mit dem Gedeihen der Kirche ſelbſt, eine Entwicklung, einen Fortſchritt des Chriſtenthums behaupten, und von den Mißbräuchen und dem Verderben abſehend, eine allmählige Annäherung an das der Geſchichte geſteckte Ziel: Vereinigung aller Völker unter Einem Hirten — verkündigen. Aber Luther, der, durch die wachſende Hitze des Streits, immer mehr ſich darin beſtärkte, im Pabſt den leibhaftigen Antichriſt, und nicht genau unterſcheidend die Entwicklung und das Verderben, welche freilich auch eng mit einander verſchlungen waren, in der Ausbildung des Pabſtthums eitel Teufelswerk zu ſehen, Luther brach gewiſſermaßen mit der bisherigen Geſchichte. In einer gewaltigen Anſchauung verſchmolz er den Pabſt und den Türken zum Antichriſt, der den Pabſt zur Seele und den Türken zum Leibe habe. „Der Türke verfolgt, verwüſtet und vertilgt die Kirche Gottes leiblich und der Pabſt geiſtlich; der Pabſt verunreinigt und entſtellt die chriſtlichen Gebräuche und Lehren, wie Mahomet die moſaiſchen. Der Teufel ſelbſt iſt des Pabſtthums Stifter.“ Doch gab er zu, daß die Biſchöfe, welchen die Kaiſer das Regiment in Italien anvertraut, wohl regiert haben, bis auf Hildebrand den Schalk. In dem Glück und Wachsthum der Päbſte ſah er den Sieg des Teufels, und ſo neigte er ſich mehr und mehr dazu hin, in der Geſchichte ſein Walten und Wirken zu finden, wie er ſich dem Siege Chriſti feindlich entgegenſtellt. Die weltliche irdiſche Seite der Geſchichte hatte für Luther wenig Intereſſe; was man heutzutage philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte nennt, fehlte damals beinahe ganz; die Entwicklung der weltlichen Verhältniſſe, der bürgerlichen Ordnung, der Rechtsbegriffe hatte für Luther nur einen untergeordneten Werth. Zwar war ihm die Liebe zum Vaterland, ohne daß er ſie gerade aus religiöſen Grundſätzen abgeleitet hätte, ehrwürdig und eingeboren, und wie oft hat er ſich in dieſem Sinne ausgeſprochen! Es fehlte ihm nicht die Einſicht in den Zuſtand und die Bedürfniſſe Deutſchlands; ſo ſprach er einſt: „Deutſchland iſt ein ſchöner, weidlicher Hengſt, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlet ihm aber an einem Reiter. Gleichwie nun ein ſtark Pferd ohne einen Reiter, der es regieret, hin und wieder in die Irre läuft, alſo iſt auch Deutſchland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten.“ — Sein treues, deutſches Herz entbrannte über dem Spiel, das die Welſchen und Papiſten ſeit Jahrhunderten mit den Deutſchen trieben, ſo wie über die Greuel, welche die Türken in deutſchen Landen verübten; ein patriotiſcher Stolz durchglühte ihn, wenn er von großen Kaiſern, mannhaften Fürſten, tapfern Rittern, ehrenfeſten deutſchen Bürgern redete oder reden hörte, und er rühmte gerne, ohne gegen die Fehler blind zu ſeyn, die Vorzüge der deutſchen Nation, der er durch ſein ganzes Weſen ſo ſehr angehörte; die Forderungen aber, die er an Deutſchland und deſſen Regiment machte, waren hauptſächlich nur: daß man den Welſchen und Türken wehre, im Innern Zucht und Friede halte und beſonders die Predigt des göttlichen Worts nicht hindere.

Ueber die Obrigkeit hatte Luther Mehreres geſchrieben und rechnete ſich dieß zum großen Verdienſt an; in Betracht der auf Erden waltenden Sündhaftigkeit galt ihm weltliche Regierung und Recht zwar als ein Gut, aber im Verhältniß zu einem wahrhaft gottgefälligen, chriſtlichen Zuſtand doch nur als ein nothwendiges Uebel. An großen, kräftigen Königen hatte er ſein Wohlgefallen, weil er ſie für Rüſtzeuge Gottes hielt und wohl auch aus natürlicher Neigung zu hervorragenden Erſcheinungen; und trotz der feindſeligen Geſinnungen des Kaiſers Carl V. gegen Luther konnte dieſer, neben manchen ſcharfen Aeußerungen, ſich nicht enthalten, dem äußerlich würdevollen und gehaltenen Benehmen deſſelben ſeinen Beifall zu ſchenken. Berühmte Kriegsmänner gefielen ihm; ſo ſagte er: „Es wird der Sieg, Glück und gute Kriegsanſchläge von Gott gegeben, wie man an Hannibal, dem berühmteſten und fürnehmſten Feld- und Kriegsherrn, wohl ſiehet. Ich glaube, er ſey ein fürtrefflicher Mann geweſen; ſo er einen eigenen ſonderlichen Hiſtorienſchreiber hätte gehabt, wollten wir viel größer, herrlicher Thaten von ihm haben." Aber das menſchliche Treiben und menſchliche Plane erſchienen ihm doch wieder ſo geringfügig, weil er überall die unmittelbar eingreifende Hand Gottes ſah, daß er die Könige Gottes Kartenſpiel nannte. Den Krieg hielt er für eine große Geißel, aber doch auch wieder für heilſam, ſofern er größerem Uebel, allgemeiner Unordnung und Räuberei vorbeuge, und er verglich ihn mit chirurgiſchen Operationen, mit Brennen und Schneiden, welche ein furchtſames Auge nicht ſehen könne, aber der Mannhafte ſchaue muthig drein. Gar ſehr jedoch mißfiel ihm die durch Erfindung des Schießpulvers neu eingeführte Weiſe der Kriegführung: „Büchſen und das Geſchütz iſt ein grauſam und ſchädlich Inſtrument, zerſprengt Mauern und Felſen und führt die Leute in die Luft; ich glaube, daß es des Teufels in der Hölle eignes Werk iſt, der es erfunden hat, als der nicht ſtreiten kann, ſonſt mit leiblichen Waffen und Fäuſten. Gegen Büchſen hilft keine Stärke noch Mannheit; es iſt einer todt, ehe man ſich's verſiehet. Wenn Adam das Inſtrument geſehen hätte, das ſeine Kinder haben gemacht, er wäre für Leid geſtorben!"

Die Wichtigkeit der Buchdruckerkunſt erkannte er wohl und ſagte davon: „Sie iſt das höchſte und letzte Geſchenk, durch welches Gott die Sache des Evangeliums forttreibt. Es iſt die letzte Flamme vor dem Auslöſchen der Welt; ſie iſt Gottlob! am Ende.“ Davon, daß die Buchdruckerkunſt noch der Hebel ganz anderer Intereſſen werden würde, ahnte er nichts. Einer zu weit gehenden Ausbildung, einer zu künſtlichen Reitzung und üppigen Befriedigung weltlicher Bedürfniſſe war er nicht hold; zu ſchweigen von dem damals in Deutſchland gar ſehr im Schwang gehenden Uebermaaß in Eſſen und Trinken, war er ein Feind der Kleiderpracht und Putzſucht, und meinte: „die Veränderung der Kleider wird auch bringen eine Veränderung der Regiment und Sitten; wir ringen leider allzuſehr darnach.“ Von einem aſcetiſchen Widerwillen und Abſcheu gegen das, was das Leben erheitert und verſchönert, Künſte und Wiſſenſchaft, auch andere geſellige Genüſſe, war er entfernt, verwarf aber das Uebermaaß, deſſen Grenze freilich ſehr ſchwer zu beſtimmen ſeyn möchte. Seine Anſichten vom Zinsnehmen und vom Handel würden heut zu Tage bei den National-Oekonomen großen Widerſpruch finden. Freilich gieng hier Luther nicht von den Grundſätzen und Berechnungen der jetzigen Zeit aus, ſondern erwog den ungünſtigen Einfluß, welchen das beſtändige Streben nach irdiſchem Gewinn und Gold auf die Seele und ihr ewiges Heil haben müſſe, was überhaupt der Mittelpunkt ſeiner ganzen Betrachtungsweiſe vom Leben war. Das irdiſche Leben iſt ihm nur eine Vorſchule zum ewigen, welches die wahre

Beſtimmung des Menſchen iſt; darum ſind die äußern Verhältniſſe deſſelben nicht ſo hoch anzuſchlagen; Armuth und Reichthum, hoher oder niederer Stand, Knechtſchaft und Freiheit — alles dieß verſchwindet gegen die jenſeitige Seligkeit oder Unſeligkeit, abhängig von dem Glauben oder Unglauben. Von dieſem Standpuncte aus beurtheilte und betrachtete er auch die Zeit vor Chriſtus, die Heidenwelt, die ihm in religiöſer Hinſicht ganz unter der Herrſchaft des Teufels geſtanden zu haben ſchien und wo er ſich nur wunderte, daneben noch ſo manches Gute und Lobenswerthe zu finden. Dem Erasmus nahm er es ſehr übel, daß er neben den Männern des alten und gar des neuen Teſtaments berühmte und tugendhafte Heiden, in gleicher Linie, genannt hatte, was ihm als eine Läſterung des chriſtlichen Glaubens erſchien; dabei war er aber doch weit entfernt von einer kalten, gefühlloſen Verachtung derſelben, ſo daß er, wenn er gerade von der Religion abſah, mit großer Bewunderung und Neigung von Manchen ſprach und ſogar folgende Worte ſchrieb: „Germanikus und Agrippina, des Kaiſers Caligulä Eltern, ſind ſolche treffliche Leute geweſen, daß ich ſelbſt, wiewohl ein Chriſt, ſolcher zweier Heiden Leben nicht ohne Jammer leſen kann!“

Die Natur galt Luther als ein Buch, darin er die Macht, Weisheit und Güte Gottes las, und nur zuweilen wurde dieſe Anſicht von einer andern durchkreuzt, wornach er auch in der Natur die Hand des ſchadenfrohen Erzfeindes der Menſchheit und die Folgen der Sünde ſah, die durch Adam in die Welt gekommen.

Die Natur in ſolchem Sinne zu deuten, war er ſehr geſchickt, und ſeine Beobachtungen und Urtheile ſind ſcharfſinnig, geiſtreich und oft großartig, wenn auch manche ſeiner Betrachtungen und Schlüſſe vor den vermehrten Erfahrungen der Naturwiſſenſchaften von heute nicht probehaltig ſeyn mögen. In dieſer Beziehung übten freilich die Meinungen und Vorurtheile ſeines Zeitalters auch auf ihn einen nicht geringen Einfluß. Die in Vergleich mit der jetzigen Bildung ſehr mangelhafte Kenntniß und Bearbeitung der verſchiedenen Naturwiſſenſchaften, die lückenhafte Phyſik und ungeläuterte Begriffe vom menſchlichen Weſen nach ſeiner leiblichen und geiſtigen Seite begünſtigten die kraſſeſten und abenteuerlichſten Anſichten. Luther war davon nicht frei geblieben, und dieß frei zu bekennen, mit der feſten Zuverſicht: daß ein ſolches Geſtändniß der Bewunderung und Verehrung dieſes Mannes in keiner Weiſe Abbruch thun werde, iſt wohl ſeiner würdiger, als es zurückhalten und bemänteln zu wollen.

Viele Leibes- und Geiſteskrankheiten, welche heutzutage die leibliche und geiſtige Heilkunde, wiewohl immer auch noch mit zweifelhaftem Glück, zu erklären und zu ergründen ſucht, leitete Luther mit vielen ſeiner Zeitgenoſſen nicht nur vom Teufel überhaupt, ſondern in manchen Fällen von Zauberkünſten und Verwünſchungen ab, erzählte und glaubte dergleichen Hiſtorien, redete viel von Wechſelbälgen und Kilkröpfen (dummen, blödſinnigen und gefräßigen Kindern), die er vom Teufel untergeſchoben erachtete, meinte, es ſeyen Stücke Fleiſch ohne menſchliche Seele und hielt nicht für unpaſſend, ſie in's Waſſer tragen zu laſſen, redete von Inkubuſſen und Sukkubuſſen, hielt die Affen für eitel Teufel und glaubte, daß Mißgeburten u. drgl. Unglück bedeuten. Er verhehlte nicht, daß er ein ſtrengeres und raſcheres Verfahren gegen die Zauberinnen billigen würde, weil ſie gar hartnäckig ſeyen und die Juriſten zu viel Zeugniſſe und Beweiſe verlangen. —

Bedenkt man, wie unvollkommen und lückenhaft auch jetzt noch unſre Kenntniß der geheimen Verbindungen und Fäden der Natur iſt, wie unwiderſprechliche Erfahrungen Manches, was man lange geneigt war, unter die Fabeln zu verbannen, in die Reihe der erwieſenen aber noch zu erklärenden Thatſachen aufzunehmen nöthigten; bedenkt man ferner, wie Viele der heutzutage ſich klug und aufgeklärt Nennenden nicht durch eigenes Nachdenken und probehaltige Ueberzeugung ſich über den übelberufenen Aberglauben erhoben, ſondern dem Strome folgend, der jetzt eben herrſchenden Anſicht ſich angeſchloſſen haben und ſich ungefähr eben ſo ſchämen, eine von der öffentlichen Meinung verworfene Anſicht noch beizubehalten, wie man ſich eines unmodiſchen Kleidungsſtücks ſchämt; ja, wie Manche, mit dem Wahlſpruch: es kann ja nicht ſchaden! insgeheim, im Fall der Noth ihre Zuflucht zu Mitteln und Proceduren nehmen, die ſie am hellen Tage als ungereimt und abgeſchmackt belachen: ſo wird man ſich wohl beſinnen, wegen der angeführten Meinungen Luther's ſich hochmüthig über ihn ſtellen zu wollen. — Es war aber dazumal beſonders auch die Aſtrologie im Schwang, und beſchäftigten ſich viele Abenteurer und Betrüger, aber auch viele gelehrte Männer und große Herren mit dieſer Kunſt, die aus der Bewegung und den Conjunkturen der Geſtirne die Zukunft zu errathen ſich rühmte und Anleitung gab, die Nativität zu ſtellen, d. h. den Menſchen aus der Stunde ihrer Geburt nach dem Planetenſtande ihre Schickſale, Art und Zeit ihres Todes u. ſ. w. zu prophezeihen. Auch Melanchthon, den ſich wohl Manche als gebildeter und vorurtheilsfreier denken mögen, als den derben Luther, hatte an dieſer Kunſt großes Wohlgefallen und Glauben, und beſprach ſich viel darüber mit Luther; dieſer ſträubte ſich ſtandhaft dagegen und fällte über die angebliche Kunſt manches naive Urtheil: „Ich lobe die Aſtronomiam und Mathematikam, die da ſtehet in gewiſſen Beweiſungen, und ich glaube, daß ein Stern größer iſt als die ganze Welt; von der Aſtrologia halte ich gar nichts.“ — „Wenn die Aſtronomia weiter ſchreitet und will von künftigen Dingen ſagen und weiſſagen, wie es Einem gehen, was er für Glück und Unglück haben wird: ſoll man ſie nicht billigen; aber die Chiromantiam und in die Hand ſehen, ſoll man gar verwerfen.“ — „In den Sternen iſt keine Kraft noch Wirkſamkeit; ſie ſind nur Zeichen. Darum haben ſie billig über die Sterngucker und Wahrſager ſich zu beklagen, die ihnen eine ſonderliche Kraft und Wirkſamkeit geben, die ihnen doch Gott nicht gegeben.“ Auf eine Behauptung Melanchthon's, daß die im Aufſteigen der Wage nach Mitternachtwärts Gebornen Unglück haben in ihrem Leben, erwiederte Luther: „Die Aſtrologi ſind unſelige Leute, die ſich träumen laſſen, daß ihr Unglück nicht von Gott, ſondern von den Geſtirnen herkomme.“ Man ſtellte auch Luther'n ſelbſt ſeine Nativität; darüber ſagte er: „die Aſtrologi ſollten ihm die Aufgabe löſen: „Eſau und Jakob ſind von Einem Vater und Einer Mutter auf Eine Zeit und unter gleichem Geſtirn geboren und doch gar widerwärtiger Natur, Art und Geſinnung. Summa, was von Gott geſchieht und ſein Werk iſt, ſoll man nicht den Geſtirnen zuſchreiben.“ Von ſeinem Leben meinte er: daß er Mönch, Baccalaureus, Magiſter geworden und den Pabſt angegriffen und ein Weib genommen, das ſtehe in den Geſtirnen nicht. Als er mit Freunden einen Kometen beobachtete, äußerte er: „Ich will Deutſchland wahrſagen, nicht aus dem Geſtirn; ſondern verkündige ihr Gottes Zorn aus der Theologie und Gottes Wort.“ Von dem Kometen aber ſagte er: „der Komet iſt auch ein Stern, der da läuft und nicht haftet wie ein Planet. Es iſt ein ſtolzer Stern, nimmt den ganzen Himmel ein, thut als wäre er allein da, hat ſeine Natur und Art, wie die Ketzer, welche wollen auch allein ſeyn und vor Allen ſtolziren.“

Wie ſich auch Luther ſonſt über die menſchliche Freiheit ausſprechen, wie ſehr er ſie gegen die alles Gute wirkende Gnade herabſetzen mochte: doch war es das mächtige Gefühl der Freiheit in ſeiner ſtarken Seele, das ihm die Gewißheit gab: die Sterne üben keine Gewalt über den Menſchen aus, und ihm die Worte in den Mund legte: „Wir ſind Herren der Geſtirne!“

Schluſs.

So erhebend im Ganzen die Lebensgeſchichte des Reformators ſelbſt iſt, deren Darſtellung wir hiemit ~~beendigt haben, ſo niederſchlagend~~ mögen Manchem die nähern und entferntern Folgen ſeines Werks für Deutſchland erſcheinen. Schon der gleich nach Luther's Tod ausbrechende ſchmalkaldiſche Krieg, welcher für die Proteſtanten ſo unglücklich ablief, obgleich der Kaiſer ſein Siegesglück nicht zur Ausrottung der neuen Lehre mißbrauchte, und dann der von Moritz von Sachſen gegen den Kaiſer erhobene Aufſtand, welcher den keineswegs genügenden Religions-Frieden von Augsburg zur Folge hatte, ſchon dieß waren ſchlimme und gefährliche Heimſuchungen für Deutſchland. In keinen Vergleich jedoch kommen ſie mit dem im ſiebzehnten Jahrhundert ausbrechenden dreißigjährigen Krieg, der durch Feuer, Schwert, Hunger und Seuchen Deutſchland halb entvölkerte und verödete, es lange Jahre hindurch zum Tummelplatz fremder Soldaten machte und fremden Einfluß für die

Zukunft beſonders den Franzoſen verſchaffte. Und nicht bloß die leiblichen, materiellen Güter gefährdete oder vernichtete dieſer Krieg: er brach auch die Volkskraft und den Bürgerſinn, er befeſtigte ſoldatiſche Brutalität, und ſchien die Bildung um mehr als ein Jahrhundert zurückzudrängen. Und nicht einmal war ein wahrhafter Friede das Reſultat dieſes Kriegs; die Friedensſchlüſſe ſorgten ſo wenig für die Religionsfreiheit der Unterthanen, daß noch immer die Verfolgungen und Vertreibungen Andersglaubender fortdauerten, wie z. B. der Biſchof von Salzburg mit ſehr unpolitiſchem Zelotismus viele Tauſende ſeiner fleißigſten Unterthanen aus dem Lande jagte. Die Annahme: ſittliche Fortſchritte und reinere Religioſität gewähren einen Troſt und Erſatz für jene beklagenswerthen äußeren Folgen, wird inſofern nicht gerechtfertigt, wenn man auf die Höfe und die Großen blickt, bei welchen die Reformation urſprünglich eine ſo warme Aufnahme gefunden. Die proteſtantiſchen Fürſten der folgenden Zeiten zeichneten ſich im Mindeſten nicht durch ſittliches Leben und Frömmigkeit vor den katholiſchen aus; ja es war, als erfreuten ſie ſich der größern Unabhängigkeit, welche ihnen durch die Losſagung von der alten Kirche geworden, in einem nichts weniger als würdigen Genuß ihrer Freiheit. Häupter der neuen Kirche, Jeder in ſeinem Lande, (Nothbiſchöfe, nach Luther's Ausdruck,) bewieſen ſie häufig mehr pfäffiſche Willkühr als geiſtliche Würde, und in proteſtantiſcher Herren Ländern gediehen ſo gut wie in katholiſchen die ſchmachvollen unſeligen Hexenproceſſe. Und zu dem Allem werden noch gegen die proteſtantiſche Kirche die Vorwürfe erhoben: daß in ihr keine Einheit ſey, als die negative des Widerſpruchs gegen die katholiſche Kirche, daß der Proteſtantismus großentheils die Schuld trage von der vielfach ausgebrochenen Frivolität; und endlich, daß die von den Proteſtanten gerühmte Gewiſſensfreiheit nur mit Verläugnung von Luther's Grundſätzen behauptet, nimmermehr aber mit denſelben vereinigt werden könne.

Aber unter dem Gewichte ſo vieler zum Theil gegründeter, zum Theil halbwahrer oder nur ſcheinbarer Anklagen richtet ſich die Reformation dennoch freudig und triumphirend auf; wir verſuchen nur kurz anzudeuten, wie dieſe Vorwürfe ſich erledigen. Was die unläugbaren materiellen nachtheiligen Folgen der Reformation betrifft, ſo wurde ſchon früher auf die Unbilligkeit aufmerkſam gemacht, die Schuld derſelben dem Fortſchritt, und nicht vielmehr oder wenigſtens im gleichen Maaß dem Widerſtand zuzutheilen. Aber zudem, wer getraute ſich, den Preis an leiblichen Gütern feſtzuſetzen, um welchen geiſtige Fortſchritte erkauft werden dürfen? Spanien iſt das Opfer der Entdeckung von Amerika, Frankreich (eine Zeitlang gewiß) das Opfer der Revolution geworden; Deutſchland mußte große Opfer bringen für ſeine Reformation; aber die Völker können viel verſchmerzen! Sittlichkeit, Frömmigkeit und Bildung mochten zwar in den höchſten Sphären der Proteſtanten nicht eben viel gewonnen haben; dagegen trug die Verbeſſerung des Predigerſtandes und der Schulen, und die Zugänglichkeit und Verbreitung der Bibel für die größere Maſſe des Volks unberechenbare Früchte und wirkte gewiß auch vielfach auf die Katholiken günſtig zurück. Selbſt durch den dreißigjährigen Krieg rettete ſich noch eine Maſſe von Bildung; und Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft, Poeſie entwickelten ſich mit überraſchender Schnelligkeit im vorigen Jahrhundert vorzugsweiſe in proteſtantiſchen Ländern. Die Beſchuldigung: durch die Reformation ſey der Aufklärerei, dem Unglauben und der Frivolität Bahn gebrochen worden, weiſen wir mit Recht zurück, und erinnern theils an den Zuſtand des Clerus zur Zeit der Reformation, beſonders in Italien, theils an die unbeſtreitbare Frivolität des katholiſch gebliebenen Frankreich, wo ſie ſich vielleicht als das Ergebniß der Verweigerung der Religionsfreiheit betrachten läßt. Und ſoll man für nichts rechnen die Zerbrechung des päbſtlichen Joches, der geiſtlichen Tyrannei, die Abſchaffung der theils thörichten, theils verderblichen Mißbräuche, die Emancipirung der Laien, die Aufhebung des entarteten Mönchsweſens, die Verwerfung des Cölibats? Der Mangel an Einheit in der proteſtantiſchen Kirche muß zugegeben werden, aber es erſcheint mehr als zweifelhaft, ob hier, wo jeder Einzelne ſich ſelbſt höchſter Zweck iſt und ſeyn darf, ob hier die Einheit durch Beſchränkung der Freiheit nicht zu theuer erkauft, ob nicht der Kern der Schale aufgeopfert wäre? Endlich wirft man den Proteſtanten Abweichung von Luther's Grundſätzen vor; es iſt wahr: Luther geſtand allen Chriſten die Freiheit der Prüfung und

Forſchung in der Schrift zu, und ſetzte dennoch ein Reſultat feſt, von dem ſich der evangeliſche Chriſt nicht entfernen dürfe, womit freilich jene Freiheit gar ſehr beſchränkt oder gar aufgehoben war, und die Proteſtanten haben ſich in neueren Zeiten erlaubt, über die von Luther gezeichnete Grenze hinauszugehen, eben durch Berufung auf die Freiheit der Forſchung. Warum ſollte man dieß nicht zugeben, wenn man erkennt, daß jenes beides: die Freiheit der Prüfung und die Feſtſtellung des Ergebniſſes, unvereinbar iſt? Die Behauptung der freien Forſchung iſt das Unvergängliche, die Vorſchrift des beſtimmten Reſultats das Vergängliche an Luther's Werk, und nie hat er ſelbſt Unfehlbarkeit für ſich in Anſpruch genommen, ſo ſehr er von der Wahrheit ſeiner Behauptungen überzeugt war, ſo hartnäckig er daran feſthielt.

In Verlegenheit glaubt man die nach Luther ſich nennenden Proteſtanten durch die Frage zu ſetzen: Was würde Luther, wenn er heute wieder auftreten könnte, zu dem jetzigen Stand der Dinge in der Kirche, Religion, Theologie und Philoſophie ſagen? was zu dem Allem, was man theils auf ſeinen Namen hin, als Fortſetzung gleichſam ſeines Werks thut, oder als Frucht der Reformation preiſt? was dazu, daß die nichts weniger als orthodoxen Theologen, die kühnſten Philoſophen ſich auf ihn berufen, daß ſogar die Franzoſen ihn als den Schöpfer nicht nur der geiſtigen, auch der politiſchen Freiheit der neuen Zeit rühmen?

Aber die Beſtrebungen und Tendenzen der neuen

Zeit haben ſich mit fortgeſchrittener Bildung unendlich vervielfältigt und laſſen ſich nicht als ein Ganzes betrachten, ſondern erſcheinen ſehr getheilt und widerſprechend; wie überhaupt Niemand, ſo könnte auch Luther nicht ſie insgeſammt gutheißen, ſondern würde einen großen Theil verwerfen, ja er würde über Vieles, was man als entſprungen aus ſeinem Werk angiebt, das Verdammungsurtheil ausſprechen — über wie Vieles aber und über was? — getrauen wir uns nicht zu entſcheiden. Nicht alle Früchte, welche aus der Glaubens- und Gewiſſens-Freiheit keimten, ſind guter Art, aber die Wahrheit kann, trotz den mitunterlaufenden ſchlechten Früchten, durch die Freiheit nur gewinnen, und Luther ſelbſt hatte genugſam es erfahren und ausgeſprochen, daß der Feind ſogleich auch Unkraut unter den Waizen ſäet. Und wenn er Manches verwärfe, was nach der Ueberzeugung der Wohlmeinenden unſerer Zeit probehaltig iſt, ſo würde dieß noch kein Grund ſeyn, es aufzugeben — denn nie kann ſeine Autorität, wie achtungswerth und gewichtig auch, als bindend gelten, wie denn die Vergangenheit überhaupt ſoll geachtet, verſtanden und zu Rathe gezogen, aber nie blind vergöttert, nie als Vormünderin der Gegenwart betrachtet werden. Als welchen endlich denkt man ſich den Luther, deſſen Bild man heraufbeſchwört? als den Luther des ſechszehnten Jahrhunderts? — es ſpringt in die Augen, daß dieſer ſich nicht in die jetzige Zeit finden könnte — daß die ganze Vorausſetzung an Widerſprüchen und Unmöglichkeiten ſcheitern muß.

In ſeinem Leben, in ſeiner Zeit hat der ſtarkmüthige Reformator genug gekämpft und geſtritten; ſuchen wir uns ſein Bild lieber in der Ruhe der Verklärung zu vergegenwärtigen, als daß wir es in die Kämpfe der Gegenwart hineinziehen; und wenn wir gerne anerkennen, daß er es war, der, vielleicht ſelbſt noch nicht den ganzen Sinn und die Bedeutung ſeines Werks ahnend, das Princip der geiſtigen Freiheit ausſprach, wenn wir dieſes Princip als Epoche machend in der Weltgeſchichte bezeichnen und es als eine unvergängliche Erbſchaft hochhalten: ſo vergeſſen wir doch nicht über dem Vermächtniß den, der es geſtiftet, und bleibe neben dem Princip, welches Eigenthum der Welt geworden iſt, unſern Herzen theuer der Ruhm und die Zierde Deutſchland's — der Mann!

Inhalts-Ueberſicht.

Seite
Einleitung . . . . . . V — XXIV.
Luther's Jugendjahre 3
Luther's Kloſterjahre 15
Luther an der Univerſität in Wittenberg . . 33
Luther's Reiſe nach Rom 45
Der Ablaß 59
Miltitz und Eck 95
Der Bann 123
Die Stimmung in Deutſchland 140
Doktor Martin Luther's Schrift an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation: Von des chriſtlichen Standes Beſſerung 155
Luther's andere Schriften aus dieſer Zeit . . 168
Der Reichstag in Worms 184
Luther in Worms 205
Rückreiſe und Aufhebung Luther's . . . 230
Luther's Aufenthalt auf der Wartburg . . 246
Die Rückkehr nach Wittenberg 288
Allgemeine Ueberſicht der Ereigniſſe . . . 320
Luther's Reformationswerk in Sachſen . . 330
Luther und die Fürſten 358
Luther und die religiös-politiſchen Bewegungen in Deutſchland 387

Seite
Luther's Streitigkeiten mit Carlſtadt und den Sacramentirern 431
Luther's Politik 479
Luther und Erasmus 550
Luther's Privatleben 580
Der Augsburger Reichstag und Luther in Coburg . 617
Weitere Geſchichte der Reformation . . . 679
Luther und das neue Kirchenthum . . . 723
Luther's weitere Kämpfe 770
Luther und Melanchthon 810
Luther als Prediger, Gelehrter und Schriftſteller . 826
Luther's Privatleben von 1530—1546. . . 855
Luther's Tod 870
Luther's Welt- und Lebens-Anſicht . . . 880
Schluß 902

Ueberſicht

der vier zu dieſem Werke gehörigen Stahlſtiche:

Seite

I. Luther auf dem Wege nach Worms (Titelkupfer) . . . zu 208

II. Luther vor ſeinem Eintritt in den Saal zu Worms . . zu 211

III. Luther überſetzt die heilige Schrift . . . . . . zu 287

IV. Luther betet für Melanchthon . . . . zu 823

Dichtungen

von

Guſtav Pfizer.

Dichtungen

epiſcher und epiſch-lyriſcher Gattung

von

Guſtav Pfizer.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Salomos Nächte 1

Magie und Liebe.

- Der Feuerdienst 21
- Die Suchenden 27
- Blumen und Sterne 29
- Das schwarze Mädchen 31
- Die Magie 34
- Der Liebestrank 36
- Das starke Herz 38
- Die Wette 60
- Der Pfirsich 62
- Die Nacht der Erfüllung 64
- Zauberwirkung 68
- Die Lösung 69
- Die Thiere 71
- Der Sieg des Lichts 75

Motenebbi 77

Die Rache 81

Bellerophontes 86

Der gefangene Räuber 91

Fragmente aus Italien.

- Pompeii 97
- Meeresabend 104

Ferdinands VII. Tod 125

Ezzelin, Tyrann von Padua.

- Ezzelin der Vater 131
- Vater und Sohn 136
- Antonio von Padua 139
- Ezzelin in Bassano 150
- Die schnelle Hülfe 157
- Der Kirchendiebstahl 161
- Cunizza und Sordello 164
- Der Friedenstag bei Paquara 167

Seite
Friedrich und Enzio . . . 171
Der Kuß . . . 179
Enzio in Padua . . . 187
Friedrich im Bann . . . 196
Kaiser Friedrichs Tod . . . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]
Der [illegible] . . . [illegible]
Die Verschwörung . . . [illegible]
[illegible] in Padua . . . [illegible]
Der [illegible] . . . [illegible]
Des [illegible] . . . [illegible]
Die [illegible] . . . [illegible]
Der Zug nach Mailand . . . 227
Enzios Tod . . . [illegible]

Die Tartarenschlacht bei Wahlstatt.

Vorwort . . . 235
Die Mongolen . . . 237
Das Wetter . . . 239
Die Herzogin Hedwig . . . 245
Mutter und Sohn . . . 257
Die [illegible] . . . 263
Das Aufgebot . . . 267
Der Mongolen Anzug . . . 271
Der [illegible] . . . 277
Der Auszug . . . [illegible]
Das zweite Gesicht . . . [illegible]
Die Schlacht . . . [illegible]
Der Mongolen Rückzug . . . 306
Die Trauerbotschaft . . . 312
Der gefundene Leichnam . . . 317
Das Kloster bei Wahlstatt . . . 323
Schluß . . . [illegible]

Salomo's Nächte.

1.

In dem ſtillen Garten harret Alles auf den hohen Herrn;
Ueber ſeinen Luſtbezirken weilt auf ſeiner Bahn der Stern,
Schaute gern mit ſeiner hellen Strahlen blau- und goldnem Schein
In die dunkelgrünen Lauben, in der Blumen Kelch hinein.

Dieſer Bäume Grün zu trinken wird das Auge niemals ſatt;
Innrer Glut geheimes Leben zuckt hier in jedem Blatt;
In den Blumen eingeſchloſſen lodert ein verborgnes Licht,
Das in bunten, ſatten Farben durch den Blätterſchleier bricht.

Große blaue Vögel ſtürzen in das dichte Laub ſich ſchwer;
Kleine ſchlüpfen durch die Zweige raſch, wie zitternd Gold, umher;
In dem hohen Graſe ſchlummern grüne Schlangen ohne Gift,
Und von ihren blanken Schuppen ſchimmert räthſelhafte Schrift.

Himmelhohe Cedern ſtehen rings als Wächter aufgeſtellt;
Breitgelaubte Palmen wölben allwärts ihr geräumig Zelt;
Der Granatbaum glüht von Früchten, Zeichen höchſter Liebeshuld,
Und die Therebinthen beben heimlich ob der Schweſter Schuld.

Nicht vertraut iſt Menſchenhänden dieſes ſeltnen Gartens Hut:
Geiſter pflegen Baum und Blüte, wachen ob der zarten Brut;
Geiſter wehren ab die Wolken, daß der Himmel immer blau;
Geiſter ſprengen in den ſchwülen Sommernächten aus den Thau.

Geiſter lehren alle Vögel nie vernommenen Geſang,
Immer neue Lieder ſingen ſie die Frühlingsnächte lang;
Geiſter ſchütteln, wenn nicht Winde wehen durch die reine Luft,
Mit den weißen, zarten Händen aus den Blumen würz'gen Duft.

Wenn er ſeiner Krone Bürde, ſeines Divans Zwang entfloh,
Weilet unter dieſen Bäumen, Ruhe ſuchend, Salomo.
Oft, wenn auf dem Thron ſein Körper ſitzet, lange bleich und ſtumm,
Wandelt ſeine Königsſeele frei im Zaubergarten um.

Kein Vezir darf ihn begleiten, wenn mit Geiſtern er verkehrt;
Wenn den Harem er verlaſſen, wird von Diwen er verehrt;
Ihre Huld'gung zu empfangen legt er ſeinen Purpur ab
Und vertauſcht den goldnen Scepter mit dem Ring und Zauberſtab.

Wenn er nahet — Nachtviolen ſproſſen unter ſeinem Fuß,
Und die hohen Cedern winken mit den Wipfeln ihren Gruß;
Thiere regen ſich und Vögel, bei des Königs Nahn, im Laub,
Und die Geiſter alle bücken ſich vor Salomo zum Staub.

Tages ſtrafet er und lohnet, ſitzet mächtig zu Gericht;
In des Streits und Unrechts Dunkel gießt er ſeiner Weisheit Licht;
Ueber Pflanzen, Thiere, Sterne ſinnet er die ganze Nacht,
Denn es hat der blei'rne Schlummer über dieſen Geiſt nicht Macht.

Tauſend Frauen im Pallaſte, jugendlich, wie Cedern ſchlank,
Schmachtend, mit Gazellenaugen, harren ſein, vor Sehnſucht krank;
Weiß wie Elfenbein die Stirnen, und der unberührte Mund
Roth und kalt, wie die Korallen, die noch ruhn im Meeresgrund.

Doch es hält nicht Frauenſchönheit im Pallaſt den Herrſcher feſt;
Ehmals wohl der Liebe Becher leert' er bis zum letzten Reſt:
Aber dieſes ſüßen Trankes ward ſchon längſt die Lippe ſatt,
Seit ſie von des Geiſterreiches Wunderflut gekoſtet hat.

II.

Grimme Zwietracht war entzündet in der Diwen macht'gem Reich,
Und an Zahl und Stärke waren ſich die beiden Lager gleich;
Zwei gewalt'ge Geiſterfürſten ſtritten um den Königsthron,
Und das Glück der Schlachten gönnte keinem noch des Sieges Lohn.

Pfeile ſchoſſen ſie von Feuer, welches zehnmal ſtärker brennt
Als der Menſchenkinder gier'ges, züngelnd rothes Element;
Das den wilden Wunſch zu ſterben auf die heiße Lippe zwingt,
Wenn es freſſend in der Geiſter luftgewobne Bildung dringt.

An ſo heißen, bittern Wunden war das Geiſtervolk erkrankt;
Immer in des Kampfes Wage hatte noch der Sieg geſchwankt,
Als ein Diwe, hoch betrübet ob der Zwietracht Leid und Schmach,
Zu den widerwärt'gen Fürſten milde Friedensworte ſprach:

„Ehe ganz das Volk verderbet, Fürſten! rath' ich zum Vergleich!
Aber zwiefach iſt geſpalten für und wider ganz das Reich:
Einen Richter müßt ihr wählen aus dem ſterblichen Geſchlecht,
Seiner billigen Entſcheidung unterwerfet Euer Recht!

„Einen hab' ich heut gefunden, deſſen Sinn ſo klar und ſcharf,
Daß zum Schiedsmann ihn zu wählen nicht ein Geiſt erröthen darf:
Salomo! der, ſicher treffend immerdar der Wahrheit Spur,
Der Allwiſſenheit genähert ſeine ſterbliche Natur.

„Heute ſtritten ſich zwei Weiber um ein Kind vor ſeinem Thron,
Und er hat der achten Mutter wunderbar geſchenkt den Sohn;
Und ſo wird er auch erkennen: Wem von Euch das Reich gebührt?
Das forthin ihr nicht ſo grimmig arge Bruderkriege führt!“

Und die beiden Fürſten waren ſolchen klugen Rathes froh,
Baten, ihren Streit zu ſchlichten, durch Geſandte Salomo;
Willig folget er den Boten in des Abends Dämmerlicht,
Und in einem kühlen Walde ſaß der König zu Gericht.

Er begann: „vor Allem bringet mir den Ring und Stab herbei,
Daß nicht nachher meinem Spruche Einer widerſpenſtig ſey!“
Und er nahm den Ring, den Scepter, voll geheimer Zauberkraft,
Talismane hoher Tugend, Träger jeder Wiſſenſchaft

Aber plötzlich, ſtolz und herrlich, hob ſich Salomo empor:
„Glaubt ihr,“ ſprach er zu den Geiſtern, „daß ich ſey ein blöder Thor?
Daß ich dieſen Ring, der Herrſchaft über alle Geiſter Pfand,
Daß ich dieſen Scepter wieder fallen laß' aus meiner Hand?

„Wohl der Herrſchaft bin ich kundig! Menſchen ſind mir unterthan!
Zweifelt Ihr ob ich der Diwen Schaaren auch beherrſchen kann?
Weh' Euch, wenn Ihr die Empörung gegen Euren Herrn verſucht!
In entſetzlich wilden Qualen werde, wer mir trotzt, verflucht!“

Bald zu ſeinen Füßen huld'gend lag der Geiſter Heer geſchmiegt,
Zitternd vor dem Herrſcherſtabe, von dem goldnen Ring beſiegt;
Doch geheim in ihrem Buſen kochten lange Zorn und Schaam,
Daß durch Ihn ein Staubgeborner ihre Herrſchaft überkam:

Bis die Weisheit ihres Königs ihren bittern Groll verſöhnt,
Und der milden, leiſen Herrſchaft ihre Seelen ſich gewöhnt;
Nimmer war ein Fürſt geſeſſen auf dem blauen Sapphirthron,
Der ſo herrlich ihn gezieret, als der fremde Erdenſohn.

III.

Wenn der Stimme ſeiner Völker er ſein gnädig Ohr geliehn
Und belohnet und beſtrafet und gelobt hat und verziehn:
Dann erlaubt er ſeiner Seele auf die Wanderung zu gehn
Und im blanken Zauberſpiegel das Verborgne zu erſpähn.

Wenn der König kommt zum Garten, ſpricht er mit dem Abendwind,
Fraget ihn nach ſeinen Schiffen, die auf Ophirs Meeren ſind;
Oftmals mit ſich ſelber ſpricht er; oft mit tiefem Räthſelwort
Zu der Königin von Saba ſendet er den Boten fort.

Seit des Geiſterreiches Zügel er in ſeinen Handen halt,
Hat der Ernſt, der ſtille König, ſeine Stirn erwahlt zum Zelt;
Goldgelockte Geiſtermadchen, die der Freude Roſen ziehn,
Mußten vor des dunkeln Auges tiefen Feuerblicken fliehn.

Ihren König zu erheitern opfern alle Blumen Duft,
Und verwandeln alle Vögel in Muſik die laue Luft;
Doch der wonnevollen Töne und der würz'gen Düfte ſatt
Schreibt er tieferwogne Worte auf ein breites Palmenblatt:

„Königin, von deren Tugend oft mir mein Vezier erzahlt,
Deren inniges Gedachtniß meinem tiefſten Geiſt vermählt,
Deren Namen meine Sehnſucht lallt mit ahnendem Genuß,
Die allein von meiner Seele ſcheucht den ſatten Ueberdruß!

„Meinem leiſen Wink gehorchen Geiſterheere ohne Zahl,
Suchen mir des Meeres Perlen, holen mir des Mondes Strahl;
Diamantne Schlüſſel öffnen das Geheimniß der Natur,
In der Zeit ſeh' ich des Menſchen, in der Luft des Vogels Spur.

„Durch die Geiſter aller Weisheit Herr zu ſeyn hab ich geglaubt,
Doch bei meinen letzten Fragen ſchütteln traurig ſie da Haupt,
Und beſchämt, verhüllt das Antlitz, ſtehn ſie all' ur meinen Thron,
Daß ihr mächtigtiefes Wiſſen überfragt ein Erder ſohn.

„Königin! auf deiner Stirne glüht der Sonne Erſtlingsglanz!
Funkelnde Juwelenblumen ziehn um ſie mit Gold de Kranz;
Mit den reinen Lüften ſaugſt du Weihrauch nur ur Ambra ein,
Drum muß lauter Licht und Freude deine hohe See ſeyn!

„Was iſt, kannſt du mir es ſagen, jenſeits von dem letzten Stern?
Was iſt feſt im Fluß der Tage, was iſt der Verwandlung Kern?
Gleicht der Geiſt dem kühnen Sieger, der von Glück ſich ſchwingt zu Glück?
Sinket er an ehrnen Schranken, wie ein matter Pfeil, zurück?

„Das das dürre Holz belebe, Königin, kennſt du das Wort?
Scheuchſt du den im Grund der Seelen eingewachſ'nen Schatten fort?
Gieb mir einen Trank, daß freier ſeine Bahn der Geiſt durchmißt,
Oder gieb ihm Schlummerſäfte, daß der Fragen er vergißt.

„Wie zerriſſen iſt mein Weſen, halb mein Herz und meine Kraft,
Halb nur Alles was ich denke, was mein Geiſt erſinnt und ſchafft:
Dir nur eilen die Gedanken, wie vom Sturm getrieben, zu;
Ich bin eine dunkle Frage und die lichte Antwort du!

„Heute, Königin im Oſten, heute mein mir dunkles Herz!
Was iſt meines Glückes Plage, was iſt meiner Weisheit Schmerz?
Was iſt meines Honigs Galle, was iſt meiner Fülle Noth?
Was iſt meines Reichthums Mangel, was iſt meines Lebens Tod?“

IV.

Hebet eine zweite Sonne dort ihr flammend Angeſicht?
Woher kommt dem ſpäten Abend dieſes Meer von Gold und Licht?
Eine Karavane iſt es, welche ſolchen Glanz ergießt,
Daß geblendet ſich das Auge vor dem hellen Schein verſchließt.

Saba's junge Kön'gin iſt es, die vom fernen Oſten kam,
Als des niegeſehnen Königs tiefe Sehnſucht ſie vernahm;
Und erſchüttert von der Botſchaft, die der Oſtwind ihr gebracht,
Saß ſie unter ihren Blumen manche lange Sommernacht.

Tauſende von Wächtern hatten ihrem Reich den Gram entfernt,
Und die Wiſſenſchaft der Trauer hatte ſie noch nicht erlernt:
Konnte ſie dem Oſtwind wehren, daß er ſich nicht zu ihr ſtahl,
Und in ihrer Seele Furchen warf das Samenkorn der Qual?

Von dem ſeltſamen Geheimniß ward erfüllt ihr ſanftes Herz;
Auf den Wangen ſtarb die Freude, von den Lippen floh der Scherz;
Bange ward ihr, wie der Taube, die, verirrt auf weiter Flucht,
Angſtvoll zu den zarten Jungen in der Luft die Pfade ſucht.

Einmal träumte ſie: verſchmachtend lag ein Mann im glühenden Sand;
Tyrus wonnevoller Purpur färbte prächtig ſein Gewand;
Tauſend Sklavenhände boten Labung ihm geſchäftig dar:
Aber fruchtlos jede Gabe dem verlechzten Kranken war.

Denn in ſeiner Hand verdorrte der Granate ſaft'ge Frucht,
Beeren klebten ihm am Gaumen, tief im kühlen Wald geſucht;
Eh' die Lipp' er ihm berührte, war der goldne Becher leer,
Und der Quell, draus man dem Kranken Waſſer ſchöpfte, floß nicht mehr.

Doch auf ſie, die in den Händen ſüße Ananaſſen trug,
Fiel das Auge jetzt des Kranken, das ermattet auf er ſchlug;
Zielet nach den goldnen Früchten ſehnſuchtsvoll ſein Auge hin?
Oder ſucht er Labequellen in dem Aug' der Trägerin?

Soll ſie ihm die Frucht gewähren, die ſo ſorglich ſie erzog,
Da vor ſeinen heißen Lippen jede Gabe doch verflog?
Ihre Wange fühlt ſie glühen von den Roſen ſüßer Schaam
Als der Tag die Traumesbinde löſend ihr vom Auge nahm.

Doch bewegt von dieſem Traume brach ſie früh am Morgen auf,
Mit vielduldenden Kamelen, unermüdlichen im Lauf,
Und ein Roß, ſo weiß wie Silber, goldnen Zügeln folgend, trug,
Seiner Reit'rin Sehnſucht fühlend, flüchtig ſie voran dem Zug.

Hinter ihr in pracht'gen Kleidern ziehen Reiter, dicht geſchaart;
Neben ihr auf ſchwarzem Pferde ihr Vezier im weißen Bart,
Der mit ſeiner Jahre Weisheit ihre Jugend mild ergänzt,
Und von ihrer Schönheit Nähe ſelber wie verjünget glänzt.

Straußenfedern, Reiherbüſche ſchwanken wie ein Wald daher,
Baldachine, Friedensfahnen wogen wie ein Farbenmeer;
Edelſteine, Perlen blitzen wie der Regen glänzt im Licht,
Roſſe wiehern, gleich dem Sturme, der aus Wolkenlagern bricht.

Durſtig wühlt die Abendſonne in die Herrlichkeit ſich ein;
Durſtig trinkt des Volkes Auge all des Golds und Silbers Schein;
Aber durſt'ger bangt, als Alle, ſeines edeln Gaſtes froh,
An dem Angeſicht der Kön'gin, Hoffnung athmend, Salomo.

V.

„Kommt der weiße Schwan zum Raben, kommt das heitre Licht zur Nacht?
Hat des Ueberfluſſes Fürſtin an des Bettlers Noth gedacht?
Haben Paradieſesvögel dich mit Himmelsbrod genährt?
Hat der ſanfte Mund der Engel dich Barmherzigkeit gelehrt?“

So begrüßt der ernſte König ſeinen anmuthsvollen Gaſt;
Ebenholzgeſchmückte Säle boten Labung ihr und Raſt;
Köſtlich pflegt er ihr Geſinde, fürſtlich ehrt' er den Vezier,
Und aus einer Marmorkrippe fraß ihr ſchönes, frommes Thier.

Morgens brachten hundert Sklaven ihm die Gaſtgeſchenke dar:
Gelben Bernſtein, Glutrubinen, Sapphirn, wie der Himmel klar,
Goldene Gefäße, Spangen, Vögel, Thiere ſeltner Art,
Bunte Blumen, ſüße Früchte, die man nur den Kön'gen ſpart.

Und ſie breiteten die Gaben alle vor dem Throne aus,
Und es ſprach der König: „herrlich ſchmückſt du, Königin, mein Haus!
Haſt den Oſten du geplündert, drangſt in's Paradies du ein?
Raubteſt du dem Meer die Perlen, dem Gebirg den edeln Stein?“

Und jetzt hub er an zu reden von des Goldes Eigenſchaft,
Von der hellen Edelſteine hoher und verborgner Kraft,
Wie der Sapphir ſtete Treue, Liebe der Rubin erzwingt,
Wie der Amethyſt des Herzens bange Qual zur Ruhe ſingt.

Von den Bäumen, von den Pflanzen ſprach ſein vielberedter Mund,
Von der Ceder, die die Wurzeln treibt bis an der Hölle Grund,
Von der Tugend manches Krautes, das der Krankheit Gluten dämpft,
Und oft ſiegreich mit dem gier'gen Tod um ſeine Beute kämpft.

Von dem Himmel, der mit Regen und mit Licht die Saaten reift,
Der mit unſichtbaren Kräften in's Geſchick der Völker greift,
Der mit ſeinen Sternfiguren und mit ihres Wechſels Licht
Für die Sterblichen der Thaten und des Glücks Gewebe flicht.

Von der Biene, die die Zelle zierlich ohne Richtmaß baut,
Von dem Kuckuck, der die Eier keck dem fremden Neſt vertraut,
Vom Kamel, deß Mutterliebe ſchmelzende Muſik erweckt,
Von dem Roß, das in der Wüſte meilenweit den Quell entdeckt.

Von dem wunderbaren Leben, das der Schooß der
Nacht empfängt,
Das, voll Sehnſucht nach dem Lichte, bald den
dunkeln Kerker ſprengt,
Welches als ein ew'ger Funken durch die Creaturen
flammt —
Keiner weiß wohin er ſtrebet, keiner weiß woher er
ſtammt.

Ueberfloß ſein Mund von Sprüchen, die erdacht noch
kein Verſtand,
Wie auf längſtem Lebenspfade noch kein ernſter Greis
ſie fand:
Sprüche, die der Weisheit Blüte, doch verſtändlich
einem Kind,
Die der Jugend Luſt und Wonne und des Alters
Kleinod ſind.

Alſo redet er drei Tage, redet er drei Nächte
fort;
Immer reicher quoll und voller von den Lippen ihm
das Wort;
Koſtete nicht Trank und Speiſe, ſeine Kraft ward
doch nicht matt,
Und den Reden zuzuhören ward die Königin nicht
ſatt.

Doch ein Freudenſchimmer miſchte nie ſich ſeinen Worten ein.
Schmacklos ſchien für ihn, was Andern mundete wie ſüßer Wein;
Und die Königin erkannte: ächte Farbe ſey ſein Harm,
Wie er freudlos in der Weisheit und in ſeinem Reichthum arm.

VI.

Wunderbare Zauberſpiele, die kein Sterblicher erdacht,
Läßt der König in dem Garten feiern durch die ganze Nacht;
Und auf weichen, grünen Pfühlen ſieht er in gelaßner Ruh
Ernſt dem fröhlichen Erſtaunen ſeines holden Gaſtes zu.

Thiere reden, Blumen wandeln, aus den Quellen ſtrömt Geſang,
Körper werden aus den Worten, die Empfindung wird zum Klang,
Aus der Knoſpe bricht die Blüte, welche raſch zu Früchten reift;
Flammen lodern, drein der König ſpielend und ſie formend greift.

Saba's Königin hat ſchweigend an dem Schauſpiel
ſich entzückt,
Und ein Lächeln oft ihr Antlitz, wie ein Morgenſtrahl,
geſchmückt;
Von den ſchnellgereiften Früchten koſtet ohne Furcht
ihr Mund,
Doch ſie gab mit keiner Frage einen Wunſch der
Neugier kund.

Endlich löſte ſie ihr Schweigen: „Meines Königs
Macht iſt groß!
Preis dem Himmel, der die Fülle ſeiner Schätz' auf
ihn ergoß.
Seine Weisheit — unerſchöpflich fließet ſie, wie Chiſers
Quell,
Seine Worte ſind wie Ambra köſtlich und wie Perlen
hell.

„Doch warum iſt von der Stirne meines Herrn die
Luſt entflohn?
Und warum hat ſeine Mutter keinen Glücklichen zum
Sohn?
Viele bange Träume malten deines Trübſinns Bild
mir vor,
Und es flüſterte dem Schmachten mir der Morgenwind
in's Ohr.

„Siehe, deine Magd iſt alſo kühn gemacht durch deine Huld,
Daß ſie waget zu verſuchen ihres Königes Geduld;
Spotte nicht der ſchlichten Rede, die dem blaſſen Mondlicht gleicht,
Welche deinen Flammenworten, wie dem Gold das Silber, weicht.

„Sieh! die einſt begier'gen Roſſe deiner Weisheit ſind am Ziel!
Was noch kühner Kampf für Andre, iſt o König, dir ein Spiel!
Schon haſt du den Schatz gehoben, der verheißend vor dir lag,
Und der Hoffnung Morgenblume welkt an der Erfüllung Tag.

„Edler Trank und Speiſe laden dich zum fröhlichen Genuß;
Doch der Ekel iſt dein Kämmerer und dein Schenk der Verdruß.
Daß er etwas dir verweigert — klage nicht den Himmel an!
Denn dein Fluch iſt und dein Elend: daß dir Alle unterthan!

„Kennſt du den den rechten Schützen, der den Pfeil
ſo mächtig ſchnellt,
Daß, dem Ziel vorüberfliegend, er durchirrt das
Wolkenzelt;
Oder jenen, welcher immer klüglich Arm und Bogen
ſpart,
Und die höchſte Kraft der Sehne für ein höchſtes Ziel
bewahrt?

Allen Menſchen iſt geflogen, Salomo, dein Geiſt
vorbei,
Und ermattet fragt und ſinnt er: was zu thun noch
übrig ſey?
Aber höre mich, mein König: hinter dir ließ'ſt du
das Glück!
Und die Loſung deiner Rettung iſt das bittre Wort:
Zurück!

„Hoffe, daß es anders werde, wenn du lernſt noch
Eine Kunſt,
Wenn das Schickſal dem verwöhnten Liebling gönnt
noch dieſe Gunſt:
Wenn du wieder kannſt vergeſſen, deine Weisheit
von dir thun,
Magſt du wieder in dem Schatten jener Bäume
glücklich ruhn.

„Hoffe, daß es anders werde, wenn du dieſen Ring zerſtörſt,
Und den Stab zerbrichſt, womit du deiner Geiſter Schaar beſchwörſt;
Dann an Mangeln und an Freuden wirſt du deinen Brudern gleich,
Und der Schlummer öffnet wieder dir ſein mohndurchblühtes Reich!

„Eins noch höre: die noch leben — Alle ſind ſie dir zu klein!
So verſuch' es, der Genoſſe künft'ger Zeiten ſchon zu ſeyn!
Doch nicht weiter darf ich ſagen; allzukühn iſt der Verſuch,
Und nicht weiß ich, ob er löſet oder dir verſtärkt den Fluch!“

VII.

Tiefe Stille war im Garten als des Oſtens Kön'gin ſchwieg,
Doch den dichtgeſchaarten Wolken eben jetzt der Mond entſtieg;
Wie getroffen von dem Lichte, der aus ſeinem Kerker brach,
Und mit neuerfriſchter Seele Salomo zur Antwort ſprach:

„Fürſtin, bitter iſt das Mitleid, bittrer als des Wermuths Saft!
Doch die Milde deiner Seele nahm ihm ſeine bittre Kraft!
Deine Worte ſind mir ſüßer als ich lange nichts gekannt,
Schmeichelnd haben ſie den ſtrengen Sinn, erweichend, los geſpannt.

„Ja, dein ſcharfer Blick erſpähte meines Wehs geheimen Sitz;
Deine Rede hat durchleuchtet meine Seele, wie ein Blitz:
Wie Arabiens Balſam träufelt mir dein Mitgefühl an's Herz,
Und erſchüttert in den Wurzeln bebt der Rieſenbaum — mein Schmerz.

„An den Arzt der volle Glaube mehrt die Tugend der Arznei:
Dein Gazellenauge ſtehet deinem weiſen Rathe bei;
Eine holde Freiſtatt winket dem Erlösten den du heilſt,
Dem du deines Pfleglings Namen, deines Schutzes Recht ertheilſt.“

Raſche Wonnerothen brannten auf der Kön'gin Angeſicht;
Aber jetzt verſchlangen Wolken ungeſtüm des Mondes Licht,
Und des Königs Seele plötzlich, wie die Nacht gewachſen kam,
Sank, wie ein erſchöpfter Schwimmer, matt zurück in ihren Gram.

„Nein! Vergeſſen — wer vermag es? wer vernichtet das, was war?
Wer vermag ſich ſelbſt zu täuſchen, wenn das Auge ſcharf und klar?
Wird der Schmetterling zur Raupe wieder, kehrt zum Keim der Baum?
Kannſt du aus der bangen Seele wiſchen Einen böſen Traum?

„Manches Bild erbleicht der Seele, aber das verhaßte bleibt!
Und die Lilie muß verdorren, weil die Neſſel Blüten treibt;
Heimlich zieht umher der Funken eh' er zeugt die jähe Brunſt,
Doch er ſtirbt nicht! das Vergeſſen iſt allein des Grabes Kunſt!

„Meinem Geiſterthron entſagen, der geheimen Wiſſenſchaft?
Werden wie ein Kind an Einſicht, wie ein blöder Greis an Kraft?
Milch und Honig munden nimmer dem, der ſich mit Mark genährt!
Dem ihr Feuerblut die Traube, ſein Gewürz der Zimmt gewährt!

Konnte ſich mein Herz entwöhnen ſeines ſüßen Herrſcherrechts:
Könnt' ich doch den Hohn nicht tragen jenes tückiſchen Geſchlechts,
Die des Schwächlings würden ſpotten, der die Krone keck gefaßt,
Aber von der wunden Stirne ſchüttelte die ſchwere Laſt.

„Kannſt du einen Panzer ſchmieden, daß des Hohnes Pfeil nicht trifft?
Kannſt du ſtillen ganz der Reue ſchleichendes, geheimes Gift?
Selber durch der Liebe Schätze wird der Friede nicht verbürgt,
Denn der Stolz, ein Mörder, lauert, bis er Freud' und Liebe würgt.

„Offen haſt du mir geredet und ich öffne dir mein Herz:
Daß ich über meine Brüder mich erhoben, iſt mein Schmerz;
Aber tauſend Schmeichelſtimmen locken mich nicht mehr zurück,
Und mein kecker Geiſt entſchließet ſich zum letzten Wageſtück.

„Arm und öd' iſt mir das Leben wie ein ausgefiſchtes Meer,
Mit der fernen Zukunft Söhnen will ich ſtiften den Verkehr;
In der Nachwelt weiten Hallen ſoll mein Geiſt ſich frei ergehn,
Und die Ungebornen ſollen meinen Fragen Rede ſtehn!"

VIII.

Seiner Herrin am Palaſte harrend ſteht der lange Zug;
Salome's Geſchenke laſten ſchwer auf der Kamele Bug;
Kam die Fürſtin, doch vom Schleier iſt ihr Angeſicht verhüllt,
Weil mit ſchweren, hellen Perlen ſich ihr dunkles Auge füllt.

Stumm geleitet ſie der König; ſchweigend ſteht der ganze Troß,
Und den ſchönen Kopf zur Erde ſenkt ihr edles, weißes Roß;
Bunte Fahnen, Federbüſche, die ſo freudig jüngſt genickt,
Hangen jetzt herab wie Tulpen, die ein böſer Froſt geknickt.

Aber als die Karawane vom Palaſt begann zu ziehn,
Rief ein Greis mit treuer Warnung: „Warum läßt man dieſe ziehn?
Fleckenloſe, weiße Taube, unſers Königs letzter Hort!
Weh, ſie nimmt den Troſt, die Hoffnung unſrer Herzen mit ſich fort!“

Bald die Roſſe, die Kamele eine Wolke Staubs verſchlingt,
Einmal noch, des Abſchieds Stimme, trauernde Muſik erklingt.
Aber allgemach verhallte der geliebte Ton dem Ohr,
Als in duftig blauen Bergen ſich der Gäſte Spur verlor.

Ob der Königin im Grame ihrer Jugend Blume ſchwand?
Ob am Borne des Vergeſſens ſie des Friedens Kleinod fand?
Ob in mägdlich ſtrenger Reinheit ſie bewahrt ihr Prieſterthum?
Keine Botſchaft hat's gemeldet und der Sage Mund blieb ſtumm.

Aber mit zerrißnem Herzen, das der Stolz nur ſchlecht verhehlt,
Will ſich's Salomo verläugnen, daß ſein holder Gaſt ihm fehlt;
Seines Geiſtes traur'ge Oede füllen nicht Gedanken aus,
Und mit wildem Auge ſtarrt er in die leere Luft hinaus.

Doch in einem Liede ſchüttet endlich aus die Bruſt den Gram,
Heiß und ſehnſuchtsvoll wie keines über Menſchenlippen kam,
Dem entzückt der Luft Bewohner und im Wald das Wild gelauſcht,
Das zerriſſen und entſtellet noch des Hörers Herz berauſcht.

Von der trüben Sehnſucht hat er nach neun Tagen ſich ermannt
Und aus ſeiner ſtarken Seele jeden weichen Wunſch verbannt;
Mächtig hat er ſich geklammert an der Kön'gin letzten Rath:
Ihre halb verſchwiegnen Worte ſpornen ihn zur kühnſten That.

Abends in dem Zauberhaine ſeinen Geiſtern er gebeut:
„Eurer Macht und Eurer Treue höchſte Probe will ich heut:
Zeiget mir den größten König, welcher künftig kommen ſoll,
Der mit ſeines Namens Schalle macht den weiten Erdkreis voll!“

Sieh! ihm ſtellt auf mächt'gem Roſſe ſich ein ſchöner Jüngling dar.
Auf den breiten Heldennacken ſtrömt gelockt das reiche Haar;
Von der Laſt des blanken Stahles iſt ſein ſtarker Leib gedrückt:
Doch ein Diadem die Stirne weichlich ſtatt des Helmes ſchmückt.

Iſt es Sieg, iſt's Todesahnung, was der Götterſohn jetzt träumt,
Während brauſend, ungeduldig, unter ihm das Roß ſich bäumt?
Ob nach der Muſik der Sterne ſeine trunkne Seele hört,
Während unter ihm die Erde ſeines Pferdes Huf zerſtört?

Grüßend reicht den weingefüllten Becher Salome dem Gaſt;
Der, aus ſeinem Traum erwachend, trinkt ihn aus mit froher Haſt;
Dann des Königs ernſten Fragen leiht der Zukunft Held ſein Ohr;
Wandelnd unter ſchatt'gen Bäumen ſich das hohe Paar verlor.

IX.

Du, deß Name mir verborgen, den die Zukunft erſt benennt,
Den von mir ein weiter Abgrund von Geburt und Sterben trennt:
Sprich zu mir, der überdrüſſig des Geſchlechts mit dem er lebt,
Hinter'm Vorhang künft'ger Tage einen Blick zu haſchen ſtrebt.

„Was entzündet dich zu Thaten, was verherrlicht deine Bahn?
Willſt du theilen meine Klage, daß die Weisheit ſelbſt nur Wahn?
Glaubſt du, daß das reichſte Leben ſeines Trägers Muth vergilt?
Iſt die Kunſt der heil'ge Brunnen, der den Durſt des Pilgers ſtillt?

„Bleibt dir warm die hohe Seele, warm das Blut, des Mundes Hauch?
Trübt ſich nie die heitre Flamme, halberſtickt, mit Qualm und Rauch?
Zittert nicht dein Herz, gedenkend an des Daſeins arme Friſt?
Blickſt du froh in jene Tage, wo du ſelber nicht mehr biſt?“

„Ernſter Mann! warum im Herzen ſolche trübe Sorgen dir?
Allen freundlich iſt das Leben und berauſchend iſt es mir!
Jener heiße volle Becher, welchen deine Hand mir bot,
Iſt das Sinnbild meines Lebens, das von Blut und Freude roth!

„Von des Lebens Glück und Wonne fühl' ich jeden Nerv' erfüllt,
Wenn der Adler kreiſcht, der Löwe furchtbar durch die Wüſte brüllt,
Wenn der Feind, gleich Ameiſenſchwärmen, Berg und Thal und Flur bedeckt,
Und zum Todesſpiel der Morgen friſch den ſäum'gen Soldaten weckt.

„Meine hundert Schlachten tranken manches grüne Feld mit Blut,
Meinem Heldenlaufe leuchtet der verbrannten Städte Glut;
Aber nicht am Mord, am Brande, labet ſich mein durſt'ger Blick,
Denn durch ſolche Pfade reißet mich ein mächtiges Geſchick.

„Meine trunkne Seele höret das Geſchrei der Opfer nicht!
In der Schauernacht der Schlachten ſchimmert mir ein freundlich Licht.
Goldne Friedensſaaten lagern um mein waffenſchwangres Zelt,
Und aus alter Reiche Trümmern lächelt mir verjüngt die Welt.

„Pfeilſchnell fliegt der Gedanke, fern nur kreucht ihm
nach die That;
Aber ſchwere volle Körner wachſen aus der ächten
Saat!
Wer mit Schwert und Blut erkämpfte nur die kleinſte
Spanne Raums,
Tauſcht mit dem nicht, der die Sterne faßt im Netze
ſeines Traums.

„Weiſe reden von dem Quelle, der an Indiens
Grenzen quillt,
Der mit herrlicher Verjüngung heißer Wallfarth Müh
vergilt.
Dieſen Quell, ich fühl' es, ſaug' ich mit der Milch
der Mutter ein:
Ew'ge Jugend glüht im Mark mir und im Tod noch
iſt ſie mein.

„Jener Weisheit bleib' ich ferne, die ſich Labyrinthe
baut,
Und die Räthſelknoten ſchürzet, die des Helden Schwert
zerhaut;
Die den Arm des Mannes lähmend, wie der Zitter-
Aal, betäubt,
Und zur Unſicherheit des Zweifels den entmannten
Geiſt verſtäubt.“

Leiſe fragt der Andre wieder: „wenn in's Leben du trittſt ein,
Wird noch gehn von mir die Sage, noch genannt mein Name ſeyn?
Oder breitet auf den König, dem die Weisheit ward zum Fluch
Und das Leben eine Plage, noch Vergeſſenheit ihr Tuch?“

Lang beſinnet ſich der Schatten, endlich ſpricht er: „„meine Bahn
Läßt als Sieger mich den Städten deiner fernen Enkel nahn;
Weiſer Fürſt, um deinetwillen bleibe dann dein Volk verſchont,
Und der Lärm des Kriegs verſtumme wo einſt Salomo gethront!““

Wie mit feierlicher Stimme dieß der junge Held verſpricht,
Zuckt ein letzter Strahl der Freude durch des Königs Angeſicht;
Aber als die Purpurflügel ausgeſpannt das Morgenroth:
War der Zukunft Sohn verſchwunden, — war der weiſe König todt.

Magie und Liebe.

1.

Der Feuerdienſt.

Die purpurrothe Feuerſäule flammt
Zur goldnen Sonn' empor, von der ſie ſtammt,
Und ihre glühend mächt'ge Strömung reißt
Mit ſich empor nach oben jeden Geiſt.

Das Volk ſteht dicht gedrängt im Kreis umher,
Kein Herz im Buſen bleibt von Andacht leer,
Die Flamme ſtreut mit heiligrothem Licht
Verklärung über Aller Angeſicht.

Ein Prieſter fort und fort den Holzſtoß nährt;
Er naht den heißen Flammen unverſehrt,
Er wühlt mit weißer, unverſengter Hand
Vertraut und lächelnd in dem heil'gen Brand.

Den Feſtgeſang beginnt die Knabenſchaar,
Ihr Kleid iſt weiß und golden iſt ihr Haar.
Nur leis begann ihr Lied — des Feuers Lob —
Das bald in vollern Tönen ſich erhob:

Süß iſt die Pflicht,
Wohlthätern zu zahlen
Des Dankes Tribut;

Aus des Herzens Füllen er bricht,
Wie die Blume, von Strahlen
Geweckt im Lenze,
Aus der warmen Erde, wo ſie geruht,
Daß ſie lebendig im Lichte glänze.
Heiliges Feuer! dir bringen wir Dank!
War das Leben nicht bleich und krank,
Eh' es in durſtigen Zügen dich trank?
Aber du kamſt!
Scheuteſt dich nicht vor den Finſterniſſen,
Haſt die Welt dem Feinde entriſſen,
Der tückiſch und kalt,
Mit finſtrer Gewalt,
Mit Armen von Eis ſie umſtrickte,
In Schauern der Nacht ſie erſtickte,
Bis du in die goldenen Arme ſie nahmſt.

Aus Himmelshöhn, des Tages Leuchte,
Schickſt aus du deine ew'gen Flüſſe;
Zum klaren Aether ward die Nacht, die feuchte,
So brennen deine Küſſe
Hinunterwärts
Tief in der Erde durſt'ges Herz.
Da ſpringt hervor die Blume, bunt von Farben,
Das ſchwarze Feld krönt ſich mit goldnen Garben;
Vom Berge, der ſonſt Waſſer nur ergoſſen,
Kommt jetzt ein geiſtig heißer Strom gefloſſen.
Heil, Feuer, dir!
Auf ſtillem Herde lodern deine Flammen;

Da finden Alle traulich ſich zuſammen,
Die von dem gleichen Blute ſtammen;
Da ſitzt der Greis, der Silberlocken Zier
Vermengt ſich mit der Kinder goldnen Haaren,
Und rüſt'ge Männer, von der Schlacht Gefahren,
Von kühner Jagden edler Luſt
Zurückgekehrt, weglegend Schwert und Lanze,
Sie drücken jetzt, im Friedensglanze,
Die treuen Frauen an die Bruſt.
Du winkeſt den Entfernten, ſich zu ein'gen,
Du mahneſt die Befleckten, ſich zu rein'gen.

Preis dir, wenn in unſichtbaren Funken
Auf die Krieger am Morgen der Schlacht
Oft du zündend herabgeſunken
Und ihre Seelen zu Flammen entfacht!
Wenn du von Furcht des Tods ſie befreiteſt,
Wenn du zu Helden die Knaben weihteſt,
Daß ſie, von göttlichem Glanze geblendet,
Fröhlich das fröhliche Leben verſchwendet!

Und Preis dir, wenn du einen Tropfen
Von deiner ſüß geheimſten Glut
Dem freudigen Jüngling gießeſt in's Blut,
Daß die Pulſe mächtiger klopfen,
Daß die Seele, ſich dehnend, ſchwillt,
In der Bruſt, in der eigenen, fremd,
Wie ein Bergſtrom oft überquillt,
Den nicht das alte Ufer mehr hemmt;

Bis ein Gegengift reifet den Schmerzen,
Bis das Brauſen des Sturmes ſchweigt
Und aus der Nacht in dem wogenden Herzen
Glänzend, verſöhnend ein Morgenroth ſteigt;
Wenn die ahnenden Seelen
Erkennend ſich wählen,
Ihre Flammen vermählen,
Und jedes die Glut, die es einſam gefühlt,
In den Gluten des andern wunderbar fühlt.
Preis dir, o Feuer!
Dann hebt dir ein neuer
Altar ſich, der duftig vom Weihrauch flammt!
Deine Gottheit zu ehren,
Die Gluten zu nähren,
Dem Erlöſchen zu wehren,
Iſt der Prieſter, der Glücklichen Amt.

Und Preis deiner Kraft,
Wenn du im Geiſte ſtets reiner glüheſt,
Wenn du ſtärker und ſtärker
Aus dem dumpfen Kerker,
Aus des Dunkels Gefangenſchaft
In die heitre Heimath zurück ihn zieheſt!
Wenn du die Sehnſucht ſich laſſeſt entzünden,
Aufzuſteigen vom Lande der Sünden;
Wenn du das Auge klāreſt dem Hoffen,
Zu durchdringen die Mauern von irdiſchen Stoffen;
Wenn zum Gaſtmahl des Lichts du die Blinden ladeſt,
Die Befleckten in Jungfräulichkeit badeſt!

Preis dir, o Feuer! wenn das Verlangen
Nach dir, das Irdiſche himmliſch verzehrt,
Und erlöst der Geiſt, der ſo lang gefangen,
Feurig zum ewigen Feuer ſtrebt!

Der Hymnus ſchweigt, und laut der Prieſter ſpricht:
„Erfüllet jetzt des frommen Dankes Pflicht,
Bringt eure Opfergaben gläubig dar,
Sie zu empfangen, flammet der Altar.“

Da eifert ungeduldig jede Hand,
Zu weihn der Gottheit frommer Andacht Pfand;
Und Thiere, Früchte, Weihrauch, Gold — zu theuer
Iſt nichts — geopfert wird's dem heil'gen Feuer.

Und Blumen von noch nie geſehner Pracht
Hat eine holde Jungfrau mitgebracht;
Dem Regenbogen gleicht der bunte Kranz,
Rubinen und Smaragd beſiegt ihr Glanz.

Dem Prieſter ſie das Blumenopfer reicht,
Sie, die der zarteſten Blume ſelber gleicht;
Sie zittert wie im Wind ein ſchwankes Blatt,
Bis er die Gabe angenommen hat.

Die Flamm' empfängt den friſchen, duft'gen Strauß
Und ſaugt den Saft der grünen Blätter aus;
Zu grauer Aſche brennt die Farbenglut,
Der Lilie Milch, der Roſe ſüßes Blut.

Verſchwunden iſt die Blumengarb' im Nu;
Die Geberin ſchaut der Zerſtörung zu.
Die Wangen glühen, doch der Mund bleibt ſtumm;
Sie geht und weint, und weiß noch nicht warum.

2.

Die Suchenden.

Vergebens ihr die Blumen ſchmeicheln,
Umſonſt ſucht ihren Blick ihr Reh;
Sie mag das zarte Thier nicht ſtreicheln,
Deß Fell ſo glänzend weiß wie Schnee.
Die Locken gibt ſie preis dem Sturme,
Der Abends durch den Garten weht;
Ihr Auge blickt empor zum Thurme,
Auf deſſen Höh ein Jüngling ſteht.

Sein Auge ſucht nicht ſie! nach oben,
Zum ſterndurchwirkten Himmelsrund
Iſt es mit tiefem Ernſt erhoben;
Ein leis Gebet umſchwebt den Mund.
Der Prieſter iſt's, geweiht dem Lichte,
Der heut die Flammen angefacht,
Der Morgens heilige Gedichte,
Die Schrift der Sterne liest bei Nacht.

Stark, wie der Leu, den er ſich zähmte,
Iſt ſeiner reinen Seele Kraft;
Der ird'ſchen Wünſche Herrſchaft lähmte
Der Andacht Glut, die Wiſſenſchaft.
Nach ſeiner Gottheit Stimme handelnd,
Hegt keinen eignen Trieb die Bruſt;
Er iſt, im reinen Lichte wandelnd,
Nicht ſeiner Schönheit ſich bewußt.

Der ſchimmernden Geſtirne Bahnen
Verfolgt in ſtiller Nacht ſein Blick;
Aus ihren Spuren darf er ahnen
Das ſich bereitende Geſchick.
Bis in des Weltalls tiefſte Mitte
Strebt ſeine kühne Seele vor —
Kann er verſtehn des Auges Bitte,
Das ſehnend blickt nach ihm empor?

In heller Mondnacht ſchau'n die Beiden
Sehnſüchtig nach verſchiednem Ziel;
Die unerfüllten Seelen weiden
Sich an der Hoffnung ſüßem Spiel.
Sie ſucht des Jünglings Aug' vergebens —
Er fand noch nicht den höchſten Stern —
Und beiden bleibt das Ziel des Strebens,
Gehofft, erſehnt, noch immer fern!

3.

Blumen und Sterne.

„Ich mag euch, ihr armen Blumen, nicht pflücken;
Mag mit euch mir nicht Haupt und Buſen mehr ſchmücken;
O mühet euch nicht, ſo farbig zu ſcheinen,
Ihr macht mir das Aug', das kaum trocken, nur weinen!

O, was noch nicht blüht, bleib' unter der Erde,
Daß nicht es die Beute der Winde nur werde!
Kommt im nächſten Frühling mit doppeltem Schimmer,
Dann erfreut ihr mich wieder — vielleicht auch nimmer!

Dort oben das goldne und blaue Gewimmel,
Die ſchimmernden, ewigen Kelche am Himmel,
Die ſeit Jahrtauſenden wandellos blühn,
Die aufgehn am Abend und Morgens verglühn:

Die liebt er, die ſucht er mit durſtigen Blicken,
An ihnen mag er die Seele erquicken;
Euch, Blumen, verachtet er, weil ihr dem Staube
So nah, und dem Tode ſo frühe zum Raube.

Mein kindiſches Herz kann noch nicht es erlernen,
Sich zu freu'n an den Sternen, den kalten, den fernen;
Man kann ſie nicht pflücken, kann ihrer nicht warten,
Schaut von fern nur hinein zum verbotenen Garten.

O könntet ihr ſeine Gunſt euch erwerben!
Wie würdet ſo ſüß ihr, ſo ſelig ſterben,
Von ſeinen freundlichen Blicken erleuchtet,
Von meinen wonnigen Thränen befeuchtet!

O daß er euch liebte! Ihr ſeyd ja nicht minder,
Als die ewigen Sterne, des Lichtes Kinder!
Ihr müßtet mit eurem Duft ihn berauſchen,
Daß trunken wir Seele um Seele tauſchen.

O könnt' ich die Sprache der Sterne begreifen,
Die hoch die kryſtallene Wölbung durchſtreifen;
Könnt' ich in des Himmels unendlichen Räumen
Seinem Geiſte begegnen in feurigen Träumen!

O welket ihr Blumen, ihr Sterne verſchwindet!
Gefallen an keinen mein Herz mehr empfindet;
Was mich tröſtet, das werd' ich erfahren und lernen
Nur unter den Blumen, nur über den Sternen!"

4.

Das ſchwarze Mädchen.

Die Sklavin aus dem Mohrenland
Sah ihrer Herrin Weh;
Sie war, geraubt dem Heimathſtrand,
Weit hergeſchleppt zur See.

O! auch des wildſten Landes Kinder
Zermalmt des Heimwehs Laſt nicht minder,
Und quält ſein Stachel nicht gelinder.

Des ſchwarzen Mädchens Selith pflegt
Mit unerſchöpfter Huld,
Zum Mitleid ſie ihr Gram bewegt,
Zu himmliſcher Geduld;
Sie nahm es aus der Räuber Händen,
Sie ſtrebt ſein Herz ſich zuzuwenden,
Und drein des Troſtes Licht zu ſenden.

Doch wenig Frucht trug ihr Bemühn,
Es ſitzt zu tief der Dorn;
Des Mädchens dunkle Augen glühn
Bald auf im Tigerzorn,
Bald kauert ſie ſich träumeriſch nieder,
Ihr Sinn betäubt und ſchlaff die Glieder;
Sie murmelt ihrer Heimath Lieder.

Ihr ſcharfes Aug' zum Sternenraum
Oft raſch bei Nacht ſie hub;
Manchmal bei einem alten Baum
Mit haſt'ger Hand ſie grub;
Die glatten, buntgefleckten Schlangen,
Die Andern geben Grau'n und Bangen,
Weiß ſie mit leichter Hand zu fangen.

Als Selith glücklich war und froh,
Blieb Nummi kalt und fern;
Seit Seliths Luſt und Blüthe floh,
Da naht ihr Nummi gern;
Sie ſchien die Glückliche zu haſſen,
Zur Thränenreichen, Kummerblaſſen
Kann erſt ihr Herz Vertrauen faſſen.

Sie folgt ihr an ihr Blumenbeet
Mit flügelleichtem Schritt;
Wenn weinend ſie im Garten ſteht,
So weint die Schwarze mit.
Sie ſucht hervor, was ſie erfreue,
Entſagend ganz der alten Scheue;
Ihr Herz, ſonſt Gram, iſt jetzt ganz Treue.

Oft blitzt ihr Auge deutungsvoll,
Ihr Mund zum Sprechen zuckt;
Ob reden ſie, ob ſchweigen ſoll?
Ihr Herz iſt ſchwer bedrückt.
Wird ihr Geheimniß lang ſie tragen?
Wird es ihr nicht die Bruſt zernagen?
Wird ſie es auszuſprechen wagen?

5.

Die Magie.

„Nicht länger kann ich ſchweigen: ſo höre mich!
Ich will aus deinen Nöthen erretten dich!“
Beginnt das ſchwarze Mädchen, ſonſt karg an Worten,
Und raſch entquillt die Rede der Lippe Pforten.

„Ihr rühmt euch hoher Weisheit und ſeyd doch blind;
Bei uns könnt' euch beſchämen ein jedes Kind.
Ihr preiſet und verehret des Lichtes Mächte,
Und gehet blöd vorüber am Reich der Nächte.

Ihr lobt den Aar und ſprechet der Eule Schmach,
Ihr kriecht nicht in die Klüfte der Schlange nach,
Ihr wiſſet nicht die Schätze des Schachts zu wittern,
Verſtehet nicht der Pflanzen geheimes Zittern.

Ihr ſchaut nur die Geſtalten und nie die Kraft,
Ihr kennet nicht was tödtet, was Leben ſchafft.
Ihr ſtopfet zu die Ohren, wenn aus den Tiefen
Des Meeres und der Berge euch Stimmen riefen.

Ihr ſpaltet ſtreng der Körper, der Geiſter Reich,
Und jenes iſt ſo dunkel, und dies ſo bleich!
Ohnmächtig liegen beide — keins ſoll zum andern
In kräftiger Vermählung hinüber wandern.

Vernimm du das Geheimniß der Zauberei:
Durch ſie wird reich das Leben und ſtark und frei;
Allmächtig faſt gebietet der Geiſt den Stoffen,
Des Stoffes Kräften ſtehen die Geiſter offen.

Ein Wort verſetzt die Berge und ruft der Nacht,
Und eine Locke bindet des Willens Macht.
Oft mag ein Blick die Wildheit des Tigers lähmen,
Ein Stein die wilden Wünſche des Buſens zähmen.

Ihr Weiße werft zurücke der Sonne Schein,
Wir Schwarze aber trinken die Strahlen ein;
Ihr bleibet immer Fremde im bunten Leben,
Das ſich mit ſeinen Schätzen an uns ergeben.

Wir horchen und wir lauſchen auf jede Spur,
Verſtehn der Thiere Sprache, des Steins Figur;
Ihr ſeht nur hohle Bilder in einem Spiegel,
Ihr löſet nie vom Buche der Nacht das Siegel.

Ich ward entführt der Heimath, ein ſchwaches Kind,
Der Weisheit tiefſte Lehren noch fremd mir ſind;
Doch bin ich wohl erfahren im Tränkebrauen,
Auch magſt, ein Herz zu binden, du mir vertrauen!

Willſt du es mir geſtatten — zu deinem Dank,
Gewinn' ich dir den Jüngling mit einem Trank,
Der einen Liebesſtachel in's Herz ihm ſenket,
Sein Auge von den Sternen in deines lenket!“

So fragt die ſchwarze Nummi, ihr Auge glüht,
Umſonſt es zu verweigern ſich Selith müht;
Sie ringt mit ſchwachen Worten zu widerſtreben —
Den Wink hat ſchon ihr Auge, ihr Herz gegeben.

6.

Der Liebestrank.

Es waren die Beiden in mondheller Nacht
Auf des kräftigen Zaubers Bereitung bedacht
In der blühenden Laube des Gartens; es war
Gar ſeltſam anzuſchauen das Paar:

Denn Selith war weiß wie der keimende Tag,
Auf der Stirne der Locken Sonnengold lag,
Ihr Auge ſo blau wie der Spiegel des Sees,
Und ſo fromm und ſo ſanft wie das Aug' ihres Rehs.

Und Nummi war ſchwarz wie des Raben Brut,
Wie ein brennender Mond ihr Auge voll Glut;
Um die Haare, kraus und verworren ganz,
Trägt ſie von fahlem Gras einen Kranz.

Bald ſtreckt ſie die Arme, bald ſinkt ſie auf's Knie,
Bald ſchüret ſie Feuer und ruhet nie;
Sie rühret und miſcht und murmelnd ſie ſpricht,
Es tropft ihr der Schweiß von dem Angeſicht.

Doch Selith ſaß ſtumm in ergebener Ruh
Und ſchaute der Sklavin wie träumend zu;
Ein Seufzer, ein Wort ihrem Mund oft entfloh,
Sie hofft, doch macht ſie die Hoffnung nicht froh.

Und Nummi bereitet den kräftigen Saft,
Aus ſaugt ſie der Stoffe tief innerſte Kraft;
An ſchaut ſie die Herrin oft, heiſchend ihr Lob,
Die das Haupt wehmüthig lächelnd nur hob.

Da flüſtert ſie Namen, ſonſt nie genannt,
Da preßt ſie Kräuter, von ihr nur gekannt,
Da ſchüret ſie Flammen von ſchwarzem Holz,
Darin ſie manch' köſtlichen Edelſtein ſchmolz.

Der Trank iſt bereitet, er ſchimmert wie Wein
In kryſtallnem Pokal an der Kerzen Schein;
Er duftet ſo ſüß wie Vanillen und Zimmt;
Iſt's ein Antlitz, das lächelnd und roſig drin ſchwimmt?

Es locket der ſüße, berauſchende Duft
Herbei die Nomaden der nächtlichen Luft:
Wie kann, wer ihn trinkt, ſeiner Macht widerſtehn?
Wie ſollte ſein Herz nicht in Sehnſucht zergehn?

Und dreimal hat Selith hineingehaucht,
Und dreimal den Finger hineingetaucht,
Den ſie an die rothe Lippe geführt,
Mit dem ſie ihr ſchlagendes Herz berührt.

„Jetzt ſeinen Namen noch!“ Nummi gebot,
Und Selith liſpelt ihn — glühend roth
War der liebenden Jungfrau Antlitz vor Scham,
Wie der Himmel, wo eben das Morgenroth kam.

7.

Das ſtarke Herz.

An der Pforte ſteht Selith und ſpähet hinaus;
Jetzt kehret die treue Schwarze nach Haus,
Sie hat der Herrin von fern ſchon gewunken,
Nun ruft ſie tief athmend: „Er hat getrunken!

O freue dich, Selith, er iſt jetzt dein!
Bald entbrennt ihm im Herzen die Sehnſuchtspein;
Bald muß er an deinen Buſen ſich ſtürzen,
Zu löſchen den Durſt von den Zaubergewürzen!“

Doch Selith verſchleiert ihr liebliches Haupt,
Den Worten der Sklavin zweifelnd ſie glaubt,
In ihr Hoffen miſcht ſich die Galle der Reue;
Ihre Freud' iſt gedämpft von mägdlicher Scheue.

Bald drängt ſie's, nach ihm hinaus zu ſpähn,
Bald wünſchet ſie Alles ungeſchehn,
Bald ſchilt ſie die Sklavin, die ſie betrogen,
Von des Trankes Wunderkraft prahlend gelogen.

Doch ſchuldlos iſt Nummi. Ihr Trank war ſtark,
Er hatte durchglüht jedes Mannes Mark:
Aber Karis Geiſt iſt ſchwer zu beſiegen
Und kann nicht gewöhnlichem Zauber erliegen.

Seine herrliche Seele iſt lauter und rein;
Nicht dringet ein irdiſcher Wunſch leicht ein.
Er, ganz in's Geheimniß des Himmels verſunken,
Ward nicht vom gefährlichen Taumelkelch trunken.

Wohl rollte ihm ſchneller und heißer das Blut,
Wohl ſtieg in die Wangen röthere Glut,
Wohl fühlte ſein Herz er von Ahnungen ſchwellen
Und ſein ſehnendes Auge ſich kräftiger hellen:

Doch brünſtiger ward jetzt nur ſein Gebet,
Nur andachtsvoller am Himmel er ſpäht,
Und der Trank, der ſein Herz ſoll irdiſch bezwingen,
Spannt kräft'ger der göttlichen Seele die Schwingen.

Die Jungfraun ſahen ihn wandeln von fern;
Ernſt folgte der Löwe der Spur ſeines Herrn,
Deſſen Antlitz ein leuchtender, ſilberner Spiegel.
Auf die Stirn hat die Reinheit geprägt ihr Siegel.

Frei bleibt er von Sehnſucht und Liebesbrunſt,
Zu Schanden macht er die Zauberkunſt,
Und Nummi glaubt ſich herausgefodert:
Ob dieſes Herz nie in Flammen lodert?

8.

Die Nelke.

„Weit lobt man dich als kluge Gärtnerin;
Doch iſt dies Lob dein einziger Gewinn,
Du bindeſt ſchöne Sträuße dir und Kränze
Aus Blumen, welche welken mit dem Lenze.

„Du kenneſt wohl der Pflanzen Zeit und Art,
Haſt nichts an deinen Lieblingen geſpart;
Erfahren biſt du in gefäll'ger Miſchung,
Aus Blumenkelchen tränkſt du mit Erfriſchung.

„Doch haſt du nie den höchſten Dienſt begehrt,
Den eine Blume Kundigen gewährt;
Haſt von den Wunderkräften, den geheimen,
Nie mitgetheilt den Zwiebeln und den Keimen.

„Sieh dieſe Blume! in des Neumonds Licht
Ward ſie gepflanzt, dergleichen ſahſt du nicht!
Die Erde, drein ſie ihre Wurzeln breitet,
Hab' ich aus ſeltnen Stoffen zubereitet.

„Mit Thränen, von der Sehnſucht dir erpreßt,
Hab' ich den ſchwarzen, lockern Grund genäßt;
Verſcharrt darin von deinem Haar, dem weichen,
Zwei Locken, und zwei Nachtigallenleichen.

„Und andres Waſſer hab' ich noch geſprengt,
Und manches kraft'ge Wort dazu gemengt!
Sieh jetzt die Nelken, wie ſie tiefroth glühen
Und ihre Düfte, ſichtbar faſt, verſprühen.

„Sprich jetzt hinein in dieſen Nelkenſtrauch
Der Liebe Wunſch mit leiſem Wort und Hauch;
Dann laß uns ſehn, ob über ſeine Seele
Auch dieſer Zauber ſeine Macht verfehle!“

So weist die Sklavin ihre Herrin an;
Was hatte nicht das blaſſe Kind gethan!
Mit leiſen Worten, Seufzern, Stammeln, Thränen
Vertraut den dunkeln Nelken ſie ihr Sehnen.

Sie fühlet wohl der ſtarken Würze Kraft;
Ein ſüßer Rauſch hält ihren Sinn in Haft.
Ihr iſt, als ob der Wohlgerüche Wellen
Tief in die hingegebne Seele ſchwellen.

O wenn auch er tritt in der Düfte Kreis,
So muß erwärmen ſeines Buſens Eis!
Dann ſucht auch er, vom Sturm der Luſt getrieben,
Den Pfad, den ihm die Liebe vorgeſchrieben!

So hofft ihr Herz — doch Karls widerſtand
Des Zaubers Macht, den er wohl ſüß empfand;
Der Sehnſucht Flamme iſt in ihm entglommen,
Doch himmelwärts hat ſie den Zug genommen.

Wenn er ſich an dem Duftesſtrom berauſcht,
Sein Ohr nach der Muſik der Welten lauſcht;
Er dürſtet mit dem Ew'gen, Lichten, Reinen,
Nicht mit dem ird'ſchen Weib ſich zu vereinen.

9.

Der Pfirſich.

„Es ſoll die letzte Probe gelten!
Mißlingt auch die — magſt du mich ſchelten,
Der Mutter fluchen, die mich trug,
Und deren Künſte Tand und Lug!“

So Nummi, und vom Pfirſichbaume
Die Frucht, bedeckt vom rothen Flaume,
Die Frucht, gleich fleiſchgewordnem Licht,
Mit leichter Hand ſie ſorgſam bricht.

Der Pfirſichbaum, der frühe blühet,
Deß Blüthenſchmuck wie Roſen glühet,
Er hegt Früchte, deren Mark
So ſüß und mild, wie rein und ſtark.

Mit eines goldnen Pfeiles Spitze
Gräbt Nummi eine leichte Ritze
In's weiche Fleiſch der ſchönen Frucht,
Drein Liebe ſie zu impfen ſucht.

Und in das Wundenmal des reifen,
Rothflammichten Pericarpiels träufen
Läßt ſie von Zeliths warmem Blut
Ein Tröpfchen, weckend Liebeswuth.

Unſichtbar iſt die kleine Narbe,
Er ſtrahlt in röthlich lichter Farbe,
Das Auge ſaugt aus ſeinem Schein
Schon ſeines Markes Nektar ein.

„Mit dem iſt meine Kunſt zu Ende!“
Ruft Nummit, „aber ich verpfände
Dir, Herrin, meines Herzens Blut,
Daß dieſer Pfirſich Wunder thut!“

Dem Prieſter bringt ſie ihn am Abend;
Wie ſchmeckt die ſaft'ge Frucht ſo labend,
Wie ſog der Jüngling unbewußt
Ein gährend Gift in ſeine Bruſt!

Und Zelith hat's entzückt vernommen:
Noch heut muß der Geliebte kommen!
Bricht nicht ihr Herz, wenn er beſiegt
Noch heut an ihrem Buſen liegt?

10.

Die Nacht der Erfüllung

Hinaus! hinaus! wo ſchmelzend locken
Die Nachtigallen!
Wo weiß und purpurn Blüthenflocken
In Lauben fallen!
Wo in der Dämmrung Schmetterlinge
Sich ſpielend jagen,
Und Balſamdüfte Wunderdinge
Sich flüſternd ſagen.

Hinaus, wo ihres Mantels Dunkel
Die Nacht entfaltet!
Wo heil'ger Sterne Goldgefunkel
Den Aether ſpaltet!
Wo, Liebeslenzes Feuerfahnen,
Sich Roſen blähen,
Und an des Lebens Eile mahnen,
Wenn ſie verwehen!

O geh', den Liebling zu erwarten,
Den hohen Freier!
Hinaus, o Selith in den Garten!
Laß weg den Schleier!

In Schatten läßt die Nacht zergehen
Verſchämte Röthen;
Sie wird mild tröſtend bei dir ſtehen
In deinen Nöthen! —

Sie geht hinaus mit haſt'gem Schritte;
Matt ſind die Glieder;
Sie lauſcht dem Hall erſehnter Tritte,
Sie ſinket nieder;
Kaum tragen ſie die müden Füße,
Doch bald auf's Neue
Rafft ſie ſich auf, als ob ſie müße
Entfliehn der Reue.

Bald will die Freude ſich entzünden
In ihrem Herzen;
Bald will ihr Himmel, wie von Sünden,
Sich gräßlich ſchwärzen;
Sie fühlet ſchwerer, banger immer
Ihr Herz beklommen —
O — jetzt iſt's Zeit zu fliehen nimmer,
Er iſt gekommen!

11.

Zauberwirkung.

Hat er ſie ſchmeichelnd ſchon umfangen?
Hat er auf ihre heiße Wangen
Den Erſtlingswerbekuß gedrückt?
Hat er in jene lichte Fernen,
Wo er einheimiſch, zu den Sternen,
Geflügelt ſie und ſich entrückt?

Der Pfirſich, der mit Blut getränkte,
Zu Selith hin den Prieſter lenkte;
Er kann nicht länger widerſtehn,
Er kann den Wahnſinn nicht bekämpfen,
Des Geiſtes Aufruhr nicht mehr dämpfen,
Ihn zwingt ihr Blut — er muß ſie ſehn!

Er ſchmückt ſich prächtig mit dem Kleide
Von heller, flammenrother Seide,
Drin er der Gottheit Opfer bringt;
Ein Gürtel mit der Sonne Zeichen
Von Gold, und dem des Monds, des bleichen,
Von Silber, ſeinen Leib umſchlingt.

Was iſt's, das ſeine Hand ergriffen?
Was hellt die Nacht? ha! ſcharfgeſchliffen
Ein Dolch, im Prieſteramt gebraucht,
Den oft ſchon ſchäumend Blut umfloſſen,
Wenn in die Bruſt den Sonnenroſſen,
Den ſchimmernden, er ihn getaucht.

So ſtürmt er her, verwirrt, verblendet,
In ihre Bruſt, ſo zärtlich, ſendet
Er bittern Tod mit kaltem Stahl.
Er ſieht nicht ihres Auges Bitten —
Sie hat das Bittre ſchon erlitten —
Roth quillt das Blut im Mondesſtrahl.

Sie ſinkt, mit Lächeln ihm verzeihend,
Zum Opfer ihm ſich willig weihend,
Und nur betrübt durch ſeinen Wahn;
Doch kaum begann ihr Blut zu fließen,
Als frei ihn die Dämonen ließen,
Und ſeine Augen wieder ſahn.

Die Macht, die nicht durch Zauberworte
Sich einſchleicht in der Seele Pforte,
Die, elternlos, ſich ſelbſt erzeugt:
Hat jetzt ſich ihm in's Herz gegeben,
Daß er vor dem geknickten Leben
Sich wie vor ſeiner Gottheit beugt.

Es gilt, des Blutes Strom zu dämmen,
Des Lebens häſt'ge Flucht zu hemmen,
Es gibt kein Gut mehr, als die Zeit!
Wenn er die Stunden bis zum Sonnen-
Aufgang vom Dränger Tod gewonnen,
Iſt mitzuſterben er bereit!

12.

Die Löſung.

Sahſt, o Nachtwandler Mond, du je ein Paar,
Das ſo unſelig und ſo ſelig war?

Vernahmſt du, Nacht, in höchſtem Wonnerauſch
Je ſolcher Liebesreden Wechſeltauſch?

Und ſäumteſt du, o Morgen, je ſo lang,
Vorm Anblick, der dein Aug' erwartet, bang?

O Selith, wenn dein Blut wie Sand verläuft,
Dünkt dich dies Glück zu theuer drum erkauft?

Du, der dein Aug' auf Sonnen ſonſt gelenkt,
Hat je ſo reine Lichtfluth dich getränkt?

Wär' nicht ein Mörder jeder Augenblick:
Ihr neidetet nicht eines Gotts Geſchick!

Doch beut den ſüßen Kelch euch Eine Nacht,
Den ſiebzig Jahre Andern nicht gebracht.

Ihr habt, was Andern ſtets verſchloſſen iſt,
Ein Paradies durcheilt in Stundenfriſt.

Die Lieb' im Tod noch pracht'ge Funken ſprüht,
Wie Phoſphor, der in Lebensluft verglüht.

Sie iſt ſo bleich; ihr Lebensquell ſtrömt fort,
Doch Leben trinkt ſie neu aus ſeinem Wort.

Sie lächelt ſanft; ihr Lächeln bittet ab
Die Zaubermittel, welche ſie ihm gab.

Sie mahnet ihn, wie ſie den Strauß ihm gab,
Zu werfen ihn in's heiße Flammengrab.

Er glühte damals nicht, wie ſie geglüht,
Ihn faßt die Flamme jetzt, da ſie verblüht.

Verziehen, ohne Wort, iſt Beider Schuld,
Wie ausgelöſcht in einem Meer der Huld.

Sein Aug' bewältigt, ſeiner Stimme Ton
In ihrem Geiſt des Todesſchlummers Mohn.

Sie ſtaunt, wie friedlich ſich der Sturm gelegt,
Und doch ihr Herz die vor'ge Treue hegt.

Er ſpart, weil ſie noch athmet, ſeinen Schmerz;
Ein Eden, heut noch welkend, iſt ſein Herz.

Das Roſenöl der Liebe hält noch feucht
Den Lebensdocht, deß Flamme ſchon entfleucht.

Begeiſtert er von Sternen, Sonnen ſpricht,
Vom Lebensfeuer, vom urheil'gen Licht.

Und ahnet nicht, daß, wenn ihr Auge bricht,
Die Finſterniß verſchlingen wird das Licht.

Der Wonne und des Jammers Kelch er tauſcht,
So maßlos ſchlürfend, bis ſein Geiſt berauſcht,

Bis Zukunft und Vergangnes ſich vermengt,
Zeitloſer Traum die Gegenwart verdrängt;

Daß er nicht mehr mit ihr im Leibe lebt,
Bald durch des Aethers blaue Hallen ſchwebt,

Bald ſich verſenkt in einen Roſenhain,
Wo er den Tod nicht laſſen will hinein.

Er ſpricht: „Du biſt der Mittelpunkt der Welt!
Das Dunkel wird durch dich erlöſt, erhellt.

„Den ich umſonſt geſucht — des Lichtes Thron —
Wird ſichtbar bald! Die Fürſtin nahet ſchon!

„Geklammert wie die Schlange an den Aar,
Flieg' ich mit dir empor in's Sonnenklar!“

Sie lauſcht dem Redenden und fragt ſich kaum:
Ob hohe Weisheit dies, ob Wahnſinns Traum?

Und wer frug dies, wenn der Beſinnung Maß
Die Lippe des Geliebteſten vergaß?

Wenn eines Engels Hauch geweiht ein Buch,
Wird jedes dunkle Wort zum Götterſpruch.

Zu winket ſie ihm, wenn er ſchweigen will,
Als ſtände dann des Lebens Puls ihr ſtill.

Vorüber führt der blaſſe Mond die Nacht,
Die letzte, die die Liebenden durchwacht.

Der Morgenwind verläßt des Oſtens Pfühl;
Er haucht das Blut in Zelihs Wangen kühl.

Die weiche Hand, das ſüße Aug' erſtarrt,
Zum Eisberg wird die warme Gegenwart.

Umſonſt umfaßt ſie inniger ſein Arm;
Die Kälte ſteckt ihn an, ſie wird nicht warm.

Kein Wort ihr mehr die Zärtlichkeit entlockt;
Der Geiſt iſt flüchtig ſchon, die Zunge ſtockt.

Warum, o Karis, hältſt du das noch feſt,
Was ſpottend in der Hand der Tod dir läßt?

Meinſt du, du lockſt zu dem verlornen Glück
Der Liebe ſo die Flüchtige zurück?

O wähnet nicht, daß er noch hier verweilt,
Wenn ſeines Herzens Herz davon geeilt!

Er ſieht nicht mehr die Hülle, die zerbrach;
Schon zieht er ihrem Licht als Schatten nach.

Der Jüngling, hingelehnt an ſeine Braut,
Iſt eine Gruppe, die der Tod erbaut.

Doch folgt nicht Aug', nicht Ahnung und nicht Lied
Dem Seelenpaar, das aus den Hüllen zieht.

Ob ſie im Garten weilten und zurück
Noch ſchaun, hin, wo ſie koſteten das Glück?

Abſchüttelnd jeden Wunſch und Trieb, der Raub
Wär' an dem abgeſtreiften Leib von Staub?

Ob ſie erfaßt den dunkeln Saum der Nacht?
Sich ſchwangen in des Sternenhimmels Pracht?

Ob ſie empfing der Morgenröthe Bad?
Ob ſie zum Paradies erſpäht den Pfad?

Es anzuſagen weiß kein ird'ſcher Mund,
Doch einſt wird Allen das Geheimniß kund.

13.

Die Thiere.

Den Löwen ſpornt ein Sehnen,
Zu ſuchen ſeinen Herrn;
Er ſträubt die gelben Mähnen,
Es blitzt ſein Augenſtern.

Er kommt daher geſprungen,
Er wittert Blut und Mord;
Er ſieht das Paar verſchlungen
Am blutgetränkten Ort.

Er leckt des Meiſters Hände,
Die kalt und weiß wie Schnee;
Jetzt kommt daher behende
Gelaufen Seltibs Reh.

Es fürchtet nicht den Leuen,
Der an den Leichen ruht;
So halten lang die Treuen
Bei ihren Todten Hut.

Dem Thier mit goldnen Mähnen
Schwillt drauf der Gram zur Wuth;
Das Reh vergießt nur Thränen,
Der Leu will opfern Blut.

Das Reh, das zarte, ſchlanke,
Packt er in blindem Schmerz;
Er drückt die ehrne Pranke
Tief in des Thierchens Herz.

Lieblos, wie Männerliebe
Ein Herz zerreißen darf,
Das ſich mit frommem Triebe
Ihm gläubig unterwarf.

Dann ſinkt auch ihm die Mähne,
Dann ſchmerzlich laut er brüllt,
Und eine blut'ge Thräne
Sein großes Auge füllt.

Iſt es dein Schatten, Reue,
Der nächtlich ihn bedeckt?
Iſt es dein Stachel, Treue,
Der todt ihn niederſtreckt?

Im thieriſchen Gemüthe
Liegt ſchwere, dumpfe Nacht,
Bis die gebundne Blüthe
Des innern Lichts erwacht.

Wenn weibiſch, Hüll' um Hülle,
Die Schlangenhaut ſich ſtreift,
Und Werdeluſt zur Fülle
Der Menſchenklarheit reift.

Sein Innerſtes entfaltet
In Wandlungen der Keim,
Und kehrt dann vollgeſtaltet
Zu ſeinem Urquell heim.

14.

Der Sieg des Lichts.

Nummi, ſchmerzbetäubt, durchirrt die Nacht,
Unſichtbar ein Auge ſie bewacht;
Eine Stimme, die ſich nie verlor,
Flüſtert mahnend, warnend ihr in's Ohr:

„Gieb, o Tochter, auf die ſchwarze Kunſt,
Wecke nicht die unrein ird'ſche Brunſt!
Deine Haut iſt ſchwarz — o wehre nicht
Auch dein Herz dem reinen, weißen Licht!

Mit des holden Lichtes ew'ger Macht
Unterliegt im Kampfe doch die Nacht.
Zauberei, verdreh'nd der Welt Geſetz,
Strickt ſich ſelber nur das Todesnetz.

Grabe forthin gift'ge Wurzeln nicht,
Nimm nicht mehr bei Schlangen Unterricht,
Pflücke nicht die Frucht vom Upasbaum,
Reize nicht den Geiſt zum Sehertraum!

Deine Kunſt bleibt fern doch ihrem Ziel,
Bittrer Ernſt entkeimt dem frevlen Spiel;
Weh der Eule, die nur ſieht bei Nacht,
Wenn einſt ganz das Licht gewinnt die Macht!"

Namenloſes Leid quält Nummi's Herz,
Unverſtandnen Heimwehs Doppelſchmerz;
Sehnet ſie ſich nach dem Mohrenſtrand?
Nach der Geiſter lichtem Vaterland?

Schöner wiegt, mit Farben glänzend bunt,
Eine Blume ſich auf dunklem Grund;
Froher fliegt vom rauchgeſchwärzten Haus,
Wenn der Frühling lockt, die Taube aus.

Aus des dunkeln Steins, der Schlacken Haft
Bahnt dem Gold den Weg des Feuers Kraft;
Tief im Abgrund nie ein Strahl verſank,
Den zurücke nicht die Sonne trank.

Nimmer hört die heil'ge Wandrung auf;
Aufwärts, aufwärts geht der Geiſter Lauf!
Wenn erlöst der letzte Tropfen Lichts,
Sinkt verkohlt der Stoff zurück in's Nichts.

Motenebbi.

„Wer iſt, der auf flücht'gem Pferde
Ueber glüh'nden Sand hinfliegt,
Der an fürſtlicher Geberde
Ueber jeden Emir ſiegt?
Der das blanke Schwert, ein Ritter,
In der Fauſt, der ſtarken, ſchwingt,
Und zur wohllautreichen Zither
Mit metallner Stimme ſingt?“

Kennſt du der Kaſſide Meiſter,
Ihn, des Dichterhimmels Licht,
Den Bezauberer der Geiſter —
Kennſt du Motenebbi nicht?
Motenebbi, deß Erfahrung
Unerreicht in jeder Kunſt,
Den zu neuer Offenbarung
Sich erkoren Allahs Gunſt?

Der in überird'ſchem Glanze
Ueber ſeinen Brüdern ſteht,
Stolz im dreifach goldnen Kranze:
Ritter, Sänger und Prophet!
Deſſen Heldenthum zu Schanden
Alle Thaten Irans macht!
Herzen ſchlägt ſein Lied in Banden,
Und ſein Wort durchblitzt die Nacht.

Wie die Wüſten ohne Schranke
Er auf edlem Roß durchſtreift:
So durch's Weltall ſein Gedanke
Pfeilſchnell, unermüdlich ſchweift.
Hoher Dichtkunſt vollſte Blüthe
Im Vorüberflug er pflückt,
Und im ahnenden Gemüthe
Hell der Strahl von Oben zückt.

In der Zukunft Buch, entſiegelt,
Sich im Herrſcherkranz er ſieht;
Seiner Seele Würde ſpiegelt
Sich in ſeinem ſtolzen Lied:
„Ihren Sultan grüßend nennen
Mich der Morgen und die Nacht!
Mich als Meiſter anerkennen
Säbel, Feder, Roß und Schlacht!“

Seinen Leib trägt hin der Berber
    Durch des Sandmeers brennend Grau;
Seine Seele, mit dem Sperber,
    Wiegt ſich in des Aethers Blau;
Unbewußt iſt ihm der Wüſte
    Hoffnungsloſer, nackter Sand,
Weil im Geiſt entzückt er grüßte
    Edens roſenvollen Strand.

Schon in der Oaſe Schatten
    Er ſich aufgenommen glaubt:
Um ſich ſieht er grüne Matten,
    Pſalmen ſäuſeln um ſein Haupt.
Trotz erbarmungsloſer Sonnen
    Glutſtrahl, keinen Durſt er fühlt,
Weil ein Trunk aus Chiſers Bronnen
    Ihm die Dichterſeele kühlt.

Von Triumphes Ahnung trunken
    Sieht er ſchon ſein Reich erblüh'n,
Golden um den Geiſt die Funken
    Kriegeriſcher Lieder ſprüh'n:
Plötzlich auf ihn ein die Horde
    Frecher Beduinen bricht;
Ihn, den ſie erſehn zum Morde,
    Schließen ein die Räuber dicht.

Und ſchon hat das ungeſtüme
Roß den Weg zur Flucht gebahnt,
Als ſein Sklav' mit lauter Stimme
An ſein Lied den Flieh'nden mahnt:
„Ihren Sultan grüßend nennen
Mich der Morgen und die Nacht!
Mich als Meiſter anerkennen
Säbel, Feder, Roß und Schlacht!"

Da, vom eignen Wort gezwungen,
Lenkt er wieder um ſein Roß,
Stürzt, den Säbel hoch geſchwungen,
Wieder in der Mörder Troß.
Treu dem kühnen Eigenlobe
Farbt ſein Herzensblut den Grund,
Haltend noch im Tod die Probe
Deſſen, was gerühmt ſein Mund.

Von dem blutigrothen Sande,
Den der Regen nicht ſchwemmt fort,
Nimmt der Pilger mit, zum Pfande,
Daß er ſah den heil'gen Ort,
Wo, ſein ſtolzes Wort zu löſen,
Das er ſang zum Saitenſpiel,
Mit der Uebermacht der Böſen
Streitend, Motenebbi fiel.

Die Rache.

Es ſaß auf Tibets altem Thron
Dharma, der Freund der ſchwarzen Mächte;
Der ſprach des Volkes Glauben Hohn,
Mißhandelnd Buddhas fromme Knechte;
Das Beil fiel nieder, Streich auf Streich,
Das Feuer der Verfolgung brannte,
Bis man, aus Furcht, im ganzen Reich
Die heil'gen Namen nicht mehr nannte.

Von ſolchen Greueln endlich hört
Ein frommer Siedler im Gebirge;
Der Einſame war ungeſtört,
Vergeſſen blieben im Gewürge;
Dem Tiſchu brennt ſein großes Herz,
Daß Buddha's Ehre ſo verſinket;
Und träumend ſieht in ſeinem Schmerz
Den Gott er, der ihm Beiſtand winket.

Da färbt er ſchwarz ſein ſchneeweiß Pferd,
Bei Dharma Zutritt zu gewinnen;
Sein Kleid hat ſchlau er umgekehrt,
Das weiß von außen, ſchwarz von innen;
Die falt'gen Ermel bergen leicht
Den Bogen ſammt den ſichern Pfeilen;
Den Königshof hat er erreicht
Und fleht um Zutritt ohne Weilen.

Herbei zieh' er aus fernem Land,
Dem König Ehrfurcht zu bezeugen;
Man ſieht ihn drei Mal, bis zum Sand
Die Stirne neigend, ſich verbeugen;
Beim erſten legt er auf den Pfeil,
Das zweite hilft den Bogen ſpannen,
Beim dritten hat den Flügelkeil
Ins Herz gejagt er dem Tyrannen.

„Der Wind wühlt Staub auf; der verſchlingt
Das Waſſer; Waſſer löſcht das Feuer;
Der Vogel Garudi verſchlingt
Des Waſſers Drachenungeheuer;
Den Edelſtein aus Berges Schacht
Kann doch der Diamant zernagen;
Buddha beſiegt der Schimnus Macht —
So hab' den Dharma ich erſchlagen!“

Raſch kehrt er um ſein ſchwarz Gewand
Und ſchwingt, umrauſcht von weißen Falten,
Sich auf ſein Roß, und ſprengt's vom Rand
Des Ufers in des Stromes Gewalten;
Am andern Ufer klimmt empor
Auf weißem Roß der blanke Reiter
Die Sonne, die den Schein verlor,
Scheint über Tibet wieder heiter.

Bellerophontes.

Roth glühet der Tag; auf dem Stuhle von Golde
Sitzt Bellerophontes vor'm Königspalaſt;
Zu Füßen dem Greis ſpielt Sarpedon, der Holde,
Sein Enkel, in jugendlich reizender Haſt.
Schon bleichet das Haupthaar dem König, das braune,
Schon leuchtet in ſilbernem Schimmer ſein Bart,
Schon wölkt ſeine Stirne die mürriſche Laune,
Die leicht mit dem lähmenden Alter ſich paart.

Es ruhet ſein herrliches Haupt in den Händen,
Geſtützt auf die Kniee; zu Boden er blickt;
Dem Knaben, der gern auf ſein Spiel ſich ſah' wenden
Das Auge des Alten, nur läſſig er nickt;
Ihm pflügen die Seele ſo tiefe Gedanken,
Daß ſtarr ſeine Sinne, lebendig ſind kaum;
Die Bilder der Vorzeit vorüber ihm ſchwanken,
Fort träumt er noch wach ſeinen nächtlichen Traum.

Ihm träumte: ein Adler, der oft ihm als Kinde
Auf Bergen der Heimath ſich traulich genaht,
Umflög' ihn, getragen vom ſauſenden Winde,
Und ſprache zu ihm, wie doch niemals er that:
„Schau, Bellerophontes, mein Aug', wie's ſo helle!
Mein Flaum wie ſo ſchwarz und wie friſch meine Kraft!
Dir aber, mich dünkt, ſtockt des Lebens Quelle —
Es färbt ſich dein Haar und dein Arm iſt erſchlafft!“

Fort flog er, wie ſpottend; erwacht fühlt der Alte
Zum erſten Mal, daß ſeine Schaale ſich neigt,
Daß ſchon in den Knochen das Mark ihm erkalte,
Die Woge der Tage an's Herz ſchon ihm ſteigt.
Nicht war, wie ihn Stunde für Stunde beſtehle
Um Hoffnung und Zukunft und Kraft, ihm bewußt;
Und plötzlich erſchreckt die ſo ſichere Seele
Der Jugend, der kräftigen Mannheit Verluſt.

Und wie ihm die Binde vom Auge geriſſen,
Da wird ihm ein Anderes plötzlich auch klar:
Daß längſt er die Gunſt muß der Himmliſchen miſſen
Die mit ihm, als blühendem Jüngling, einſt war;
Daß ihm zu ertheilen Orakel ſie ſäumen,
Nicht Heerden ihm ſegnen und Saatfeld und Wein,
Daß lang nicht zu ihm ſie geredet in Träumen,
Nicht Ehre und Glück ſeinen Völkern verleihn!

„Und bin ich derſelbe, der ſtrahlend in Jugend,
Das Herz einſt der Kön'gin zur Liebe entflammt?
Der Kön'ge verſöhnt durch die furchtloſe Tugend,
Die erſt den Verleumdeten zürnend verdammt?
Der aus der Gefahren wild gähnendem Rachen
Das Zeugniß der Unſchuld, triumphgekrönt, riß,
Und der, der Erleger der Beſtien und Drachen,
Auf Erden der Liebling der Himmliſchen hieß?

„Und bin ich derſelbe, dem Pallas Athene
Als göttliche Helferin nahte im Traum,
Und dem ſie, das Roß mit der goldenen Mähne
Und Flügeln zu bändigen, reichte den Zaum,
Daß auf in den Aether, vom göttlichen Roſſe
In eherner Rüſtung, mit ſchnaubendem Flug
Getragen, mit furchtbaren, ſichern Geſchoſſen
Die grauſe Chimära ich traf und erſchlug?

„Ich bin es — ich war's! dieſe Hand hat geſchwungen
Die Keule, das Schwert! Mich, mich krönte das Glück!
Doch den Kranz, der unſichtbar mein Haupt hat umſchlungen,
Ihn zogen die Himmliſchen, fürcht' ich, zurück!
Mir wich aus dem Herzen das kühne Vertrauen;
Nicht ward es bekräftigt durch ſtärkendes Pfand,
Die Götter — ob gnädig ſie noch auf mich ſchauen?
Es bebt bei der Frage mir Lippe und Hand!“

Jetzt reißt an des Königes purpurnem Kleide
Sein Enkel Sarpedon; des Greiſes Geſicht
Durchblitzt ein aufloderner Schimmer der Freude;
Er winkt ihm, und murmelnd dann weiter er ſpricht:
„Ja, Zeus hat der Tochter, die mir iſt entſproſſen,
Dies köſtliche Pfand ſeiner Liebe geſchenkt;
Doch ach! von der Artemis Pfeil ward erſchoſſen
Die Mutter, mein Kind, deren Tod mich noch kränkt!“

So wagt er in zweifelndem Herzen die Frage:
Ob unhold die Götter, ob hold ſie ihm ſey'n?
Doch ſo prüft kein Liebling des Himmels die Waage!
So miſcht ſich in ihm nicht die Hoffnung mit Pein
Es nagt der Zweifel, der arge Zerſtörer,
Am Herzen dem Greis, der ſich ſelbſt überlebt;
Doch plötzlich rafft auf ſich der Trotz, der Empörer;
Vom goldenen Stuhle der Held ſich erhebt:

„Noch geht mir das himmliſche Roß auf der Weide,
Vom Zaume gehalten in meinem Bann!
Zum Aether hinauf mit wiehernder Freude
Vom Boden empor trägt's den irdiſchen Mann!
Ich zäum' es noch einmal zum luſtigen Ritte,
Ich laß' es nicht raſten im ſchwimmenden Flug,
Bevor in der tafelnden Götter Mitte,
Hinauf in den Saal des Olymps es mich trug!

„Nicht Zeus drängt mich weg aus der göttlichen Runde,
Mein Enkel Sarpedon – er iſt ja ſein Sohn!
Ich ſtand mit Athenen im traulichen Bunde;
In Heldenkraft biet' ich den Uebrigen Hohn!
Here'n meine zuckende Braue beſieget,
Der Helm iſt vor Ares' Keule mein Schutz,
Der Panzer, der glänzend die Bruſt mir umſchmieget,
Er bietet den Pfeilen der Artemis Trutz!

„Die Weisheit, in ſechzig Jahren gewonnen,
Wird Schande nicht machen der Himmliſchen Kreis;
Die Menſchheit, gereift unter bräunenden Sonnen,
Ringt wohl mit dem mühloſen Gott um den Preis!
Und deckt das erbleichende Haar auch ſchon Falten,
Iſt welk auch der Jugend friſchthauiger Kranz:
Erkennt doch im Auge des markigen Alten
Noch Hebe des Heldenbluts Feuer und Glanz!“

Schon hat das geflügelte Roß er beſtiegen;
Er wirft einen Blick noch auf Enkel und Haus.
Das Götterpferd ſchnaubet, begierig zu fliegen
Empor in die Räume des himmliſchen Blau's.
Doch plötzlich verfinſternde Wolken bedecken
Den Himmel, der eben ſo heiter und klar,
Und Blitze auf Blitze, den Helden zu ſchrecken,
Schießt aus dem Gewölk Zeus dräuender Aar.

Doch Bellerophontes verachtet die Zeichen
Und „auf zum Olymp!“ raunt dem Roß er in's Ohr;
Das fühlt bei dem Wort ſeine Kühnheit entweichen,
Es ſträubt ſich ihm, ſchaudernd, die Mähne empor.
Es ſchwebt in den Lüften und will nicht weiter —
Der König treibt an es mit Drohung und Schlag —
Da bäumt es ſich — bis ſein vermeſſener Reiter
Entſchüttelt am Ufer des Xanthus lag.

Jetzt rauſchen zurück die Wolken, die düſtern,
Das Götterpferd ſchwimmt durch das ſonnige Blau;
Nicht brauſt ihm mehr Feuer aus ſchwellenden Nüſtern,
Bald weidet, befreit, es auf Tempe's Au.
Doch Bellerophontes, erwacht von dem Falle,
Der tief ihn betäubt, iſt die Beute der Schaam;
Nicht mag er mehr ſchau'n ſeine fürſtliche Halle,
Nicht Gattin und Kinder, vor Zorn und vor Gram.

Verluſtig des Roſſes, der Gnade der Götter,
Der blühenden Mannskraft — ſich ſelber verhaßt —
Ein Fingerziel für die Verächter und Spötter —
So ſchleppt er des Alters bleierne Laſt;
Der Jugend Erinnrung im Bettlergewande
Begrabend, bei Fremden verzehrend ſein Brod,
Weil nicht er will tragen den Purpur der Schande,
Wo Lyciens Volk er als König gebot.

Hinfort keine ſüße Erinnrung der Seele
Das ſchmackloſe, bittere Alter ihm würzt;
Er fühlt, doch er ſühnt nicht, des Uebermuths Fehle;
Allnächtlich im Traume vom Himmel er ſtürzt.
Vom Hochmuth zur Ohnmacht in ſtetem Verdruſſe
Schwankt trotzig ſein Geiſt, bis er wüſt ganz und leer; —
Als Hermes ihn abrief zum ſtygiſchen Fluſſe,
Fand kaum er vom Helden das Schattenbild mehr.

Der gefangne Räuber.

Von des müden Eſels Rücken,
Der der Bürdenladung froh,
Springt das Weib mit ihrem Knaben,
Reicht dem Thier ein Bündel Stroh.

In dem Korbe Wein und Früchte
Trägt ſie, und den ſchweren Laib;
Viele grüßen ſie — Giuſeppe's
Des gefangnen Räubers Weib.

Mit dem Knaben, mit dem Korbe
Iſt ſie dem Caſtell jetzt nah;
„Komm Giuſeppe, komm ans Gitter!
Iſt ja deine Cecca da!“

Aus des Kerkers Grund der bärt'ge
Räuber tritt hervor ans Licht;
Durch die dicken Eiſenſtäbe
Zeigt ſein braunes Angeſicht;

Küßt das Kind und küßt die Mutter,
Forſcht nach der Geſellen Loos;
Der iſt frei noch, der im Kerker,
Jener fault ſchon unterm Moos.

In des Kerkers ew'gen Winter,
Welchen flieht der Sonne Schein,
Wirft ſie ihm ein Stückchen Frühling —
Einen Blumenſtrauß hinein.

Reicht die Feigen — die Orangen
Reicht ſie ihm hinein mit Noth!
Aber weil zu eng das Gitter,
Muß zerſchneiden ſie das Brod.

Auch die großen Flaſchen wandeln
Nicht durchs enge Pförtchen ein;
Und bedauernd gießt dem Armen
Sie von außen ein den Wein.

„Schön iſt's, daß du mich beſucheſt
Zu erheitern meinen Gram;
Schöner wär's, wenn käm' ein Engel,
Wie er zu St. Peter kam!

„Bete doch zur heil'gen Jungfrau,
Daß ſie meine Rett'rin ſey,
Und aus dieſem langen Unglück
Macht ihr leiſer Wink mich frei!“

„„O Giuſeppe, von acht Jahren
Iſt herum die Hälfte ſchon!
Sieh, wie groß ſchon iſt geworden,
Dank den Heil'gen! unſer Sohn.

„„Oftmals dauert mich der Junge,
Daß ſein Vater iſt entfernt,
Aber frei ja biſt du wieder,
Bis die Büchſ' er führen lernt.““

Und ſie lachen und ſie weinen,
Wie der Fluß der Rede geht;
Und ſie kümmerts nicht, daß Mancher,
Sie betrachtend, ſtille ſteht.

Und ein Pfaffe ſchielt verlangend
Nach des Weibes voller Bruſt,
Des Gefangnen funkelnd Auge
Scheucht zurück verbotne Luſt.

„„Gib dem Kind noch deinen Segen,
Einen Kuß noch deinem Weib!““
Mühſam ſeine rauhen Hände
Schlingt er um den ſchlanken Leib.

Welkt vom Hauche des Verbrechens
Dieſe friſche Blume nicht?
Nein! von des Gefangnen Küſſe
Schöner blüht ihr Angeſicht!

Raſch wiſcht ſie ſich ab die Thräne;
    Wieder lächelt ſie im Nu;
Ziehet wieder dem Gebirge,
    Ihrer Wittwenhütte zu.

Bald ihn wieder zu beſuchen
    Scheidend ihm das Weib verſprach;
Traurig ſieht er ihrem Schleier,
    Sehnend ihrer Freiheit nach;

Doch in ſeinem Kerker haftet
    Lange noch ein ſanfter Glanz;
Bis ihm Freiheit winkt, die Monde
    Zählt er ab am Roſenkranz.

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

Wo das Geheimniß lockt, da folgt der Geiſt
Dem wunderbar geheimen Zuge gern;
Ein blaß Geſpenſt, im Traum geſehn, verheißt
Den Schatz von Gold, wenn blinkt der Abendſtern;
Vom Wahn bethört, den wir am Tag verlacht,
Durchwühlen wir der Erde Schoos bei Nacht.

Nur Eine Ernte jährlich trägt das Feld,
Nur Einmal quillt im Jahr der Traube Blut;
Und wenn darauf der Schloſſenhagel fällt,
Zerſtört iſt plötzlich dann das ganze Gut;
Mißtrauiſch wird man gegen Berg und Flur:
Mit reichrer Beute ſchmeichelt uns Merkur.

Wie iſt's ſo ſüß, in einer Mondſcheinnacht
Zu graben nach dem altvergrabnen Gold!
Wird manche Stunde fruchtlos auch durchwacht,
Es wächst der Durſt nach dem erſehnten Sold,
Und täuſcht ein Stein den muth'gen Gräber oft:
Er zürnt und flucht — dann gräbt er fort und hofft!

Als Eigenthum blieb ihm die Hacke nur,
Doch tauſchet er mit einem Cröſus kaum;
Denn führt das Glück ihn auf die rechte Spur,
So ſchüttelt er der Heſperiden Baum;
Um ſo viel ſteigert Hoffnung den Genuß,
Als ſie nichts weiß von ſattem Ueberdruß.

O grabt ihr Gräber, ſuchet immerfort!
Was könnt ihr Beſſ'res auf der Erde thun?
Wenn auch zum Licht ſich niemals hebt der Hort
Euch läßt die harte Arbeit ſanfter ruhn,
Erweicht das rauhe Stroh zum weichen Flaum,
Verlängert und vergoldet euern Traum.

Doch andre Schätze winken noch, als Gold,
Verborgen aus der Erde dunklem Schooß,
Die nicht bewacht vom geizigen Kobold,
Darüber leichte Erde nur und Moos;
Es zeuget der Geſchichte treuer Mund:
Dem Gräber lohne hier ein ſichrer Fund.

Pompeji! mit unnennbarem Gefühl
Erregt der Name tief auf meinen Geiſt,
Wenn er in grauer, ferner Zeit Gewühl
Die ſtaunende Betrachtung mit ſich reißt,
Und manche Kunde, ſeltſam fabelhaft,
Bewährt durch ſeines Schutts Verlaſſenſchaft.

Pompeji! wenn ich wandl' ob deinem Staub,
So dunkt die Schwinge mich der Zeit gelahmt;
Der Damon der Zerſtörung, dem ſein Raub
Nur halb gelungen, ſchleicht herum beſchamt
In dem Gemauer und mit bittrem Groll,
Daß er heraus die Beute geben ſoll.

Wenn in des Waldes ſelig dunklem Grund
Auf eine Leiche ſtieß des Wandrers Blick:
Dann ſtrömt neugierig zu dem grauſen Fund
Das Volk herbei, nachforſchend dem Geſchick,
Das hier unheimlich den Erblichnen traf
Und ihn verſenkt in ſchweren, ew'gen Schlaf.

Der Schiedsmann, der nach ſichrer Wahrheit ſpaht,
Er waget Alles ab mit ſcharfem Geiſt,
Das kleinſte Zeichen ſelbſt er nicht verſchmaht,
Das einen Schimmer nur von Licht verheißt;
Und ehe ſeinen Raub er gibt dem Grab,
Nimmt dem Verſtummten er noch Zeugniß ab.

So mußt, verſunkne Stadt, du Rede ſtehn
Dem Forſcher, der in deine Raume ſteigt;
Du mußt ihm die Geſchichte deiner Wehn
Erzahlen, die der Chronik Mund verſchweigt;
Bedachtig legt er dir die Fragen vor,
Und keine Antwort überhört ſein Ohr.

Er wird nicht ſatt des traurigen Beſuchs,
Er achtet nicht des Staubes ätzend Gift;
Er friſcht die Züge des erloſchnen Buchs
Durch Zauber an, daß lesbar wird die Schrift,
Und lieſt zum Lohne, wie einſt Epikur
Gelebet hat von dem Weſen der Natur.

Aus Tempeln, Häuſern, Forum, Bädern ſetzt
Zuſammen er des alten Lebens Bild;
So köſtlich dieſen Moſaik er ſchafft
Wie des Achilleus gottgeſchaffnen Schild;
O, wie frohlockt ſein Herz, wenn er enthüllt,
Wie ſie des Tages Stunden ausgefüllt!

Was oben treibt und lärmt, berührt ihn nicht;
Er zürnt nur, wenn in ſeine heil'ge Welt,
Wo mit den Schatten er verkehrt, ein Licht
Der heutigen , gemeinen Tages fällt.
Der Menſchenhaß zieht in die Seele ein!
Er will allein mit ſeinen Trümmern ſeyn.

Nachzügler dieſer Zeit, verweilt er gern
Bei einer großen Vorzeit Trümmerreſt,
Wo er, dem Kampf zwietracht'ger Geiſter fern,
Begeht ein einſames Reliquienfeſt,
Und von dem Hauch des Alterthums entzückt,
Der Klarheit des Epopten näher rückt.

Iſt er ein Thor, weil er am Wiederſchein,
Dem kalten, ferner Flammen ſich erwärmt?
Er friert doch nicht! er wähnet nah zu ſeyn
Dem Feuer ſelbſt, dem kräftigen. Er ſchwärmt
Für Todtes, was dem Leben nimmer frommt —
Und Tauſend glühn für das, was niemals kommt!

Zwar, was das Auge des Epopten ſchaut?
Ich weiß es nicht, die Seele ahnt es kaum!
Der Vorzeit Bild — zerriſſen, todt, ergraut —
Das Leben nackt und abgewelkt zum Traum —
Iſt dies der Quell, dran ſich verjüngt der Geiſt
Und neue Heldenalter uns verheißt?

Auch ich hab' meine Hand gefüllt mit Staub
Und meine Seele mit Erinnerung;
Mir rauſchte herbſtlich unter'm Fuß das Laub,
Und dieſes Herz, ſo rüſtig noch und jung,
Hat hier, wo ſie die Leichen aufgewühlt,
Nur ſterblicher ſich noch als ſonſt gefühlt.

Schlaftrunkne Stadt, die, unter'm Boden tief,
Geſichert vor der Roſſe ſchwerem Huf,
Die brauſenden Jahrhunderte verſchlief,
Und überhört der Völker Schlachtenruf —
Du biſt aus deinem Zauberſchlaf geweckt,
Der Schlei'r von Staub und Moder aufgedeckt!

Vom faſt unwandelbaren Himmelblau
Begrüßt dich neu die Sonne, goldenklar,
Die hinter Wolken, trüb und neblig grau,
Einſt Zeugin deines Unterganges war,
Und die, nach bald zweitauſendjähr'ger Friſt,
Wie damals, die gewölbte Bahn durchmißt.

Sonſt Niemand lebt, der dich geſehn — vielleicht
Der Eine, der, ein ruheloſer Gaſt,
Vom Tod geflohen, vor dem Leben fleucht,
Und allen Todten neidet ihre Raſt —
Der ew'ge Jude raſtet einmal hier
Und tröſtet ſich in ſeinem Fluch mit dir.

Den Fremdling auf die Gräberſtraße nimmt
Zuerſt — wie paßt der Gruß zu dieſem Ort!
Wie fei'rlich er des Wandrers Seele ſtimmt!
Verſteinert hat ſich hier manch ernſtes Wort,
In dieſer Monumente ſtillen Reihn,
Die in die Stadt der Vorzeit führen ein.

Wie anders aber wird mir hier zu Sinn,
Als wenn ich ſonſt auf Todtenäckern ſteh!
Hier ſchmilzt mir nicht das Herz in Thränen hin,
Es zittert nicht in einer Fluth von Weh,
Aus deren Tiefe, wunderbar belebt,
Ein gloriengekröntes Traumbild ſchwebt.

Nicht Wehmuth löst hier meines Weſens Kern
In weiches Leid! ergeben und gefaßt,
Ernſtheiter halt' ich mir den Jammer fern:
So thaten ſie auch, die hier fanden Raſt;
Kein Jammer, der an die Verzweiflung grenzt,
Hat dieſer Todten Monument bekränzt.

In Stein gebau'n, fliegt hier ein Schiff — an Bord
Geſtorbner Seelen Fracht — Elyſium zu;
Gelandet hat es bald am ſtillen Port;
Seiner Inſaſſen Angeſicht ſpricht Ruh;
Ruh, die gefaßt des Lebens Gut entbehrt,
Ruh, die nach neuem Ringen nicht begehrt.

Mit weicherm Herzen, durſtigerem Geiſt,
Mit kühnrer Hoffnung, die des Grabes Nacht,
Des ird'ſchen Lebens Grenzgeheg, zerreißt,
Und aus dem Sargholz Zukunftsbrücken macht,
Hat dem Heroenthum der alten Welt
Die neue keck zur Seite ſich geſtellt.

Wir zittern vor dem Ruf nicht eines Streits,
Welcher der Welt Unendlichkeit umfaßt;
Des Strebens Hochgefühl, des Sieges Reiz
Verſcheucht den Traum von ew'gem Schlaf und Raſt;
In unſern Seelen ſeine Flügel ſchwingt
Der Phönix, der im Tod ſich nur verjüngt.

Aus Aſche ſteigſt, Pompeji, du! nicht gleich
Dem Vogel, der aus der balſamiſchen Nacht
Des Tods erſteht, an friſcher Schönheit reich,
In neuer Jugend wonnevoll erwacht;
Ein kraftberaubtes, zitterndes Skelett
Verließeſt du dein feuchtes Moderbett.

Von einer alten Welt, die längſt die Zeit
Als ein verſchlingend Meer hat überſchwemmt,
Ragſt du als Inſel der Vergangenheit,
Der heut'gen Welt und ihren Kindern fremd,
Ein Zwitterding von Ehmals und von Jetzt,
Vor welchem ſchwindelnd ſich der Sinn entſetzt.

Das tragiſche Theater hier — und dort
Das komiſche! Das öde Rund durchhallt
Schon ſeit Jahrhunderten kein Mimenwort,
Nicht Beifallsdonner, Handeklatſchen ſchallt;
Eidechſen ſchlüpfen, wo der Chor einſt ſchritt,
Cikaden zirpen, wo der Halbgott litt.

Ein Iſistempel hier! — Bin ich im Traum?
Steh' hier ich auf ital'ſchem Grunde nicht?
Iſt, wie die Zeit, denn auch vertauſcht der Raum?
Egyptens Göttin hier verehrt? ſo bricht
Aus dieſer alten Welt, im Schutt entdeckt,
Ein Pan, der ferne Götterkreiſe weckt!

Roms Genius, überſatt, doch hungernd ſtets,
So ſuchteſt du bei allen Göttern Troſt!
Im Prieſterkleid, die Lippen voll Gebets,
Zur Cybele du, zum Serapis ſtehſt!
Du bauteſt — Jedem weihend ſeinen Thron —
Ein Leichenhaus und nannteſt's Pantheon.

Unheimlich Schauſpiel, wenn der Geiſt, entzweit,
Der Väter ſtarkem Glauben nicht mehr treu,
Nach Neuem lüſtern und, trotz innerem Streit,
Das Heiligalte wegzuwerfen ſcheu,
In fabelhaft geputzter Mißgeſtalt
Das Widerſtrebende zuſammenballt!

Wenn das Geſetz der Reinheit er vergaß,
Und angenagt von kranker Gier, und hohl,
Will miſchen klarer Schönheit Ebenmaß
Mit dem ſtoffüberſtiegenden Symbol,
Und Phantaſie, Gedanken, Andacht, Kunſt
Zuletzt zu Sklaven macht ſchmachvoller Brunſt!

Solch unheilvolle Krankheit, die in Gift
Wandelt des Geiſtes Mark, des Herzens Blut,
Die, wie die Schlang' auf ſonnig bunter Trift,
In üpp'ger Geiſtesfülle Blumen ruht,
Wird nur erſtickt, wenn Feu'r, wenn Aſche fällt
Vom Himmel — oder ſich verjüngt die Welt.

Ward nicht die Welt verjüngt, als ſich ergoß
Vom Norden her der Völkerwandrung Schwall,
Als der Germanen Arm den Erzkoloß
Umwarf, daß zitterte die Welt vom Fall?
Doch lohnte ſchlecht der Gärtner blut'gem Fleiß,
Gepfropft auf röm'ſchen Stamm, german'ſches Reis.

Italien! Kunſt, Sprache, Wiſſenſchaft
Verjüngteſt du! Die letzten Blüthen trieb
Des Heldenliedes dein von Muſenkraft
Durchdrungner Boden; aber nichts dir blieb
Von jener Tugend, die dein Bollwerk war
Gegen der fremden Kön'ge Freierſchaar.

Du wardſt, Italien, ein Baſtardland,
Ein Reich, erfüllt von Segen und von Fluch;
Armida gleich, mit buhleriſcher Hand
Verlockteſt du zum reizenden Beſuch
Die nord'ſchen Fremdlinge; doch wenig Heil
Ward ihnen und ward dir dadurch zu Theil.

Weh! auch die beſten Helden meines Lands
Berückteſt du mit deiner welſchen Kunſt!
Für einer längſt verlornen Krone Glanz
Tauſchten ſie ihrer Völker Glück und Gunſt;
Siech, elend, arm triebſt du ſie dann von dir
Oder ein Grab gewährt'ſt du ihnen hier.

Erſt geſtern ſah mit Wehmuth ich die Statt,
Die von erlauchten Hauſes letztem Sohn
Das warme Heldenblut getrunken hat —
Conradins Blut — der Menſchlichkeit zum Hohn!
Wo Karl von Anjou ſich vom Henkersknecht
Beſtät'gen ließ ſein falſches Kronenrecht.

O Schmach, Italien, dir! Zwei Fremde zogſt
Du her durch deiner Reize Zauberei,
Das junge Blut verrath'riſch du betrogſt,
Und litt'ſt des gelben Mörders Tyrannei,
Bis, Sprache leihend lang verhalt'nem Groll,
Meſſina's Veſperglocke rächend ſcholl.

Doch wohin ſchweift mein Geiſt? ein Labyrinth,
Pompeji, biſt du dem Gedanken, wo
Er ſich verliert in buntem Traumgewind —
Der Faden der Erinnrung täuſcht mich ſo,
Daß Gegenwart und Zukunft ſich vermengt,
Und Sehnſucht, Luſt, Zorn, Wehmuth mich umdrängt.

Im tiefen Keller lehnet Krug an Krug,
Nicht fehlt's am Miſchgefäß und am Pokal;
Schaut an der Wand gemalt den luſt'gen Zug,
Das taumelnde, berauſchte Bacchanal —
Schenkt ein! ſchenkt ein! Doch oh — der Krug iſt leer!
Ihn macht der Staub, der feuchte, nur ſo ſchwer.

Trug das Geſchlecht, auf das ein Leichentuch
Herunter plötzlich aus den Lüften ſank,
Die Ahnung ſchon im Herzen von dem Fluch?
Und waren längſt vor Angſt die Seelen krank?
O nein! ſie freuten ſich an munterm Spiel,
Als flock'ger Tod auf ſie herunter fiel!

Sie hatten Haus und Hallen und Palaſt
Mit hellen Bildern freundlich ausgeſchmückt,
Serailen gleich, die keiner Ahnung Laſt,
Nicht nahen Unglücks ſchwüler Dunſtkreis drückt;
Duftreiche Blumen, Früchte zum Genuß
Ergoß aus goldnem Horn der Ueberfluß.

Verſchwenderiſch hat überall die Kunſt
Ihr Zeichen dieſen Räumen aufgedrückt,
Wie eine Mutter, die, zur letzten Gunſt,
Ihr welkend Kind mit tauſend Zierden ſchmückt,
Vergeldend ſeines Lebens karge Friſt,
Und hehlend ihren Schmerz in frommer Liſt.

Noch ſpielt ein Lächeln um des Wandrers Mund,
Ob tiefer Schmerz auch ſeinen Geiſt beengt,
Wenn er Geſtalten ſieht, ſo friſch und bunt,
Aus Wirklichkeit und Traum ſo keck gemengt —
Den Satyr, der nach tauſendjähr'ger Nacht
Noch immer lüſtern und begierlich lacht.

Schaut die Bacchantin, die im Sinnenrauſch
Der Grazie ſüßen Adel nicht verlor!
Göttern verwandt durch des Bewußtſeyns Tauſch,
Fliegt ſie im Tanz, faſt körperlos, empor;
Kein Gift dem Geiſt iſt hier der Traube Saft —
Iſt Feuer, Freiheit, Seligkeit und Kraft!

Und Alles dies in einem Menſchenleib,
Der ſich aus lichten Farbenwellen hebt,
Wetteifernd wohl mit jenem Götterweib,
Welches der klaren Meeresfluth entſchwebt;
Doch jene, kühl'rem Element enttaucht,
Hat nicht ſo heiße Seligkeit durchhaucht.

Manch Weſen ſieht man hier, zu deß Geſtalt
Sich nicht als Schöpf'rin die Natur bekennt:
Der ſchwere Stier, von Flügeln leicht umwallt,
Der Fiſch, entartet ſeinem Element;
Es treibet der Cikaden flink Geſpann
Der Papagei als Wagenlenker an.

Denn Phantaſie, das eigenwillige Kind,
Schülerin und Deuterin der Natur,
Sie zog, die bunten Schwingen leicht vom Wind
Der Luſt bewegt, hier tändelnd ihre Spur;
Anmuthig, ſanft, und ausgelaſſen wild
Verkündet ſie ſich hier in manchem Bild.

Nicht ahnteſt du, Pompeji, dein Geſchick!
Und dennoch kam es! Kaum zuvor gewarnt,
Sah zitternd deiner Kinder ſcheuer Blick
Ringsrum dich ſchon vom Untergang umgarnt;
Es ſinkt der Tod herab als eine Nacht,
Die ſelbſt der Rettung Pfad unſichtbar macht.

Der Himmel ſelbſt, zu dem in ſchwerer Noth
Das Auge ſich, die Seele fromm erhebt,
Er ſpeit herab erbarmungsloſen Tod,
Der das Lebend'ge einſchlingt und begräbt.
Es wankt der Fuß durch eine weite Gruft,
Verwandelt iſt in Aſche ſelbſt die Luft.

Der peinlichen Erinn'rung ſey genug,
O Herz! — Des Leids hat jede Zeit zu viel!
Verfolge nicht der Heimathloſen Zug
An ihres gottverlaßnen Elends Ziel!
In dieſer Zeit hab' ich ein Volk geſehn
Vom Vaterland in die Verbannung gehn'

Noch ragt der Berg, der dieſen Tod geſprüht,
Gebeugten Hauptes zwar, doch trotzig noch;
Immer noch dampft ſein tiefer Schlund und glüht,
Und duldet nicht des Anbau's grünes Joch;
Er ſchüttelt ſich im Zorn, ſo ſinken ein
Der Rebenhügel, der Olivenhain.

Und dennoch quält den Wanderer die Luſt,
Dem Berg in ſeinen glühenden Schlund zu ſchaun,
Daß er erſchöpft den Athem ſeiner Bruſt
Und überwindet ſeiner Seele Graun,
Dem Stolz zu lieb, daß an des Kraters Rand,
Des ſchwefeldampfenden, ſein Fuß einſt ſtand.

Auch ich ſah der Verwüſtung ſchwarzes Feld;
Von Blumen und von Grün bleibt's ewig leer.
Die Lava wälzt, wie jener Hunnenheld,
Unſegen, der nie endet, vor ſich her;
Nie lenkt zu dieſem Grund das Wild den Lauf,
Und keines Vogels Schatten fällt darauf.

Auch ich hab' dich geſehn — ein Meer von Rauch
Wie aus Kaminen der Verdammten, Dampf
Und Schwefelqualm ſtieg auf aus deinem Bauch,
Und ſuchte mit des Himmels Blau den Kampf,
Der ruhig über deinem Toben ſteht,
Und deſſen Hauch dein Wolkenheer verweht.

Iſt's eigne Luſt, die dich zur Wuth entflammt?
Beherrſcht die Macht dich eines alten Fluchs?
Prometheus ward von Göttermund verdammt,
Daß, ſtets verzehrt, ihm ſtets die Leber wuchs —
Erzeugſt in gleicher Qual du ruhelos
Den unlöſchbaren Brand in deinem Schooß?

Umſonſt durchforſcht die Phantaſie das Reich
Der Schöpfung, ſuchend, was dir ahnlich ſey;
An Furchtbarkeit biſt du dir ſelbſt nur gleich,
Und bleibſt von Nebenbuhlern ewig frei,
Der du geſchmolz'ne Erde, Luft und Glut
Dir dienſtbar machſt und ſieden heißt die Fluth!

Die Sunde nur, die giftig mein Geſchlecht
Ach! ſeit dem Paradieſe ſchon! verheert,
Sie hat, mit dir zu meſſen ſich, das Recht,
Sie hat noch nicht des Unheils Stoff verzehrt;
Sie wird nicht kühler, legt ſich nicht zur Ruh,
Und brennt und rast von Anbeginn, wie du!

Und rathſelhaft, wie deiner, iſt ihr Grund,
Den noch kein Sterblicher hat aufgedeckt;
Kein Auge reicht in ihrer Tiefe Schlund,
Kein Jager ſah noch, wo ſie brütend heckt;
In Nacht gehüllt, tauſcht ſie der Klügſten Rath,
Ein Schwindel faßt, wer ihrem Krater naht.

Kront ihr mit Aſche manchmal euer Haupt,
Nachahmend tief empfundner Reue Bild:
Im Nu iſt Aſch' und Friede weggeſtaubt,
Ihr tobet wieder, zügellos und wild,
Verderblich Jedem, der dem Schein getraut,
Und ſeiner Hoffnung Hütten neu gebaut.

Geſchäftig ſeyd ihr beide immerdar,
Ihr unterhöhlt den Rieſenbau der Welt,
Die, träumend und nicht ahnend die Gefahr,
Für Ewigkeiten ſich geborgen hält,
Und das Panier der Freude feſtlich ſchwingt,
Bis die verborgne Mine plötzlich ſpringt.'

Parthenope! wie unbeſorgt ſie ruht!
Des blauen Meeres leichter Athem kühlt,
Wie Straußenfedern, lind die Sonnengluth,
Wenn ſchmeichleriſch es an die Ufer ſpült,
Dem Strand liebkoſend, deſſen Spiegelbild
Im klaren Golf noch nicht ſein Sehnen ſtillt.

O wunderbare Weisheit, die zum Dienſt
Mnemoſyne's den Feuerberg benützt,
Und durch Verſchüttung köſtlichen Gewinnſt
Der Nachwelt vor dem Untergang beſchützt:
Wer darf dich ſchelten, wenn dein ſtiller Plan
Manch Opfer will, wenn ſchrecklich deine Bahn?

Vertrieben ward aus Tempel und aus Haus
Durch Aſchenregen, jammernd, ein Geſchlecht;
Doch ihre Erbſchaft gräbt der Enkel aus
Entzückt, denn Leben iſt der Jüngern Recht,
Und wähnt zu theuer nicht des Fundes Luſt
Erkauft durch Jener Grämen und Verluſt.

Die Weltgeſchichte ſchont kein ſanft Gefühl,
Und macht die Herzen ihrer Kinder hart;
Sie haucht die Flammen der Begeiſterung kühl,
Ihr ſteinern, unbewegtes Auge ſtarrt
Gleichgültig über Opfer, Grab und Spiel,
Triumph und Schrecken, nach dem fernen Ziel.

O könnt' ich weilen Monde, Jahre lang!
Könnt' ich anſiedeln mich in jedem Haus!
Mit mächtigem, beſchwörendem Geſang
Lockt' ich die Schatten aus dem Grab heraus.
O hätt' ich Theſeus dünnen Faden nur,
Ich fände wohl der alten Gänge Spur!

Doch die Beſchwörung fordert Zeit und Schweiß,
Und Antwort weckt nicht ſtets des Fragers Wort;
Nicht weilen darf ich, nicht mit ſtillem Fleiß
Andächtig wandeln durch den ernſten Ort;
Zur Eile treibt mich meines Führers Mund,
Der Roſſe Ungeduld zerſtampft den Grund.

Es trinkt der flüchtigſten Betrachtung Schaum
Mein haſtig Auge nur; und manches Bild
Wird meiner Seel' entſchwinden wie ein Traum,
Und wie ein Hauch auf einem Silberſchild;
Ich trage von dem wunderbaren Ort
Ein armes Kleinod der Erinn'rung fort.

Doch ſey auch das Gedächtniß arm und ſtumpf
Und werde manches Bild ihm bald entführt:
Es bleibt mir doch ein wonniger Triumph,
Daß dieſen Boden hat mein Fuß berührt;
Daß ich geathmet dieſer Räume Luft,
Geſchaut, betaſtet Säule, Bild und Gruft.

Iſt kindiſch dies Gefühl? den Stoffen prägt
Sich immer doch die Spur des Geiſtes ein;
Der Fels, darauf ein Held ſein Haupt gelegt,
Gleicht unerkennbar dem gemeinen Stein;
Und an Kleopatra's reizvoller Hand
Wuchs nicht der Werth von Perl' und Diamant;

Und doch — wer raubt der Phantaſie ihr Recht,
Daß ſie dem armen Leben Schätze ſchafft
Aus Nichts, und Stoffe, die gemein und ſchlecht,
Adelt durch ihrer Talismane Kraft,
Wenn ihren Purpur ſie der Blöße leiht,
Wenn Trümmer zu Reliquien ſie weiht?

Meerfahrt.

So ſegensvoll das Land, ſo blau das Meer —
Sie ſtreiten um des Wandrers wählig Herz,
Es ſchwankt getheilt und zweifelnd hin und her;
Hier lockt der Barke Gruß, der Wellen Scherz,
Dort ladet golden der Citronenhain
Zu Duft und Kühlung, Traum und Schatten ein.

O ſel'ger Morgen, wo im raſchen Kahn
Zum erſtemal ich frei das Meer verſucht!
So rüſtig flog er durch die feuchte Bahn,
Entlaſſen aus Salerno's ſchöner Bucht,
Zu ſeinem Element, wie neubelebt
Zum Aether und zum Licht der Adler ſtrebt.

Am Himmel ſchwankte dämmernd ſchon der Streit
Der feur'gen Frühe mit der trägen Nacht
Und ihrer Sterne Reſt. Es war die Zeit,
Wo, wer ſein Brod im Schweiß genießt, erwacht;
Der Schwelger liegt noch in der Faulheit Tod,
Der nur vom Hören kennt das Morgenroth.

Ein kühler Hauch des Windes ſchwellte friſch
Die Segel und die Herzen; ſchimmernd ſprang
Aus ſchwärzlich blauer Fluth empor der Fiſch;
Es ſcholl der Schiffer lauter Morgenſang,
Und eine blaue Welle ſchob im Nu
Die Barke ſchelmiſch ihren Schweſtern zu.

O Meer! wie ſchüttelſt du der Sorgen Laſt,
Die Sehnſucht aus des Sterblichen Gemüth,
Daß, ſchnell mit deinem Reich vertraut, dein Gaſt
In nie empfundner Lebenswonne glüht!
Es fühlt das Herz ſo jung ſich, ſo geſund —
Erneut mit Welt und Aether ſeinen Bund!

Den alten Sinn ließ ich zurück am Strand,
So wie die Haut im Lenz die Schlange ſtreift;
In's friſche, flüſſige Blau taucht' ich die Hand,
Wie man im Traum nach goldnen Gaben greift,
Und — wie war ich beglückt — es war kein Traum!
Es ſpülte lind zu mir herauf der Schaum.

Da lag ich in der Barke hingeſtreckt,
Zu mir herunter mild der Himmel ſank;
Zum erſtenmale hab' ich da geſchmeckt,
O Lethe, deinen ſüßen Göttertrank!
Du, Geiſt des Friedens, zogeſt in mir ein;
Von Wunſch und Sorgen ward die Seele rein.

Röthlich gefärbt vom Morgenſonnengold
Zieht ſich, das Schiff begleitend, eine Wand
Verwegener Felſen; aus den Schluchten, hold
Lauſcht Dorf und Stadt, ein wechſelnd Gürtelband,
Und mancher Thurm, der drohender Gefahr
Verkünder einſt durch Flammenſprache war.

Amalfi, Sommerfeenſchloß! du hauchſt
Den Wandrer an; er trotzt dem Zauber nicht,
Das den Granitfuß du in's Meergrün tauchſt,
Und in des Himmels ſonnigſt heitres Licht
Die kühne Stirn, wo Frucht- und Wein-bekränzt
Der Kapuziner gaſtlich Kloſter glänzt.

Wenn's Orte gibt, wo ſich, geſtillt, das Herz
Der Erde Schönheit trunken wendet zu,
Ein Kind, vergeſſend ſeinen Heimwehſchmerz,
Von neuer Pracht betäubt: — Amalfi, du
Vermöchteſt zu berauſchen ſo den Geiſt,
Daß er ſich los vom Bild der Heimath reißt.

Du aber lockſt nicht mit Sirenenſang,
Berauſcheſt ihn nicht mit des Lotos Frucht;
Dem Wandrer dringt in's Ohr der Glocken Klang,
Wenn er ſich naht der grünen Felſenbucht;
Zur ew'gen Schönheit trägt der Andacht Strom
Empor ihn, ſteigend aus Convent und Dom.

O glücklich, wer Neapels Staub entfloh!
Wem nicht die Seele mehr der Lärm beengt,
Womit ein Volk, zerlumpt, beſchmutzt und roh,
Sich durch Toledo und durch's Leben drängt —
Das, von des Ruhmes Hauch nicht mehr bewegt,
Die Arbeit ſchwer und leicht die Schande trägt!

Ach! jenes Stempels edle Form zerfällt,
Den auf des Menſchen Stirn ein Gott gedrückt,
Als er mit ſeinem Ebenbild die Welt
Neidlos, die friſchvollendete, geſchmückt;
Und wenn von Feuer nicht ihr Auge leer,
So ſpricht es doch von keinem Himmel mehr.

Wer facht in dem geſunkenen Geſchlecht
Zu Flammen die erloſchne Götterglut?
Wer wühlet aus den Gräbern Zucht und Recht?
Wer waffnet wieder den entmannten Muth?
Wer deckt der Feſſel Mal mit Schlachtenſtaub?
Der Schande Brandfleck mit des Lorbeers Laub?

Auf dieſem Boden thront der Ueberfluß
Und ſchüttet faſt ſein goldnes Füllhorn leer;
Doch ach! mit dieſem Strome von Genuß
Verwöhnt er ſeiner Kinder Herz noch mehr;
Wie einſt den großen Punier er geſchwächt,
Entnervt er jetzt das heimiſche Geſchlecht.

Wo iſt der Held, der der Begeiſtrung Glut
In dieſe Seelen, wie Prometheus, haucht?
Zur Ehrenwaffe ſchmiedend neu den Muth,
In langer Schande feilem Dienſt mißbraucht?
Wann kommt der Tag, wo, wer nach Licht ſich ſehnt,
Nicht des Verbrechens Larve mehr entlehnt?

O! zweimal hat mit einem Reſt von Kraft,
Wie ein gequälter Leu, in Todespein,
Dies Volk aus ſeiner Schmach ſich aufgerafft —
Und zweimal ſprach das ehrne Schickſal: Nein!
Und zweimal, von ſich ſelber und vom Glück
Verlaſſen, ſanken tiefer ſie zurück.

Weh Jedem, der ſie mit hinunterſtieß
Und einer beſſern Zukunft junge Saat
Auf Menſchenalter hin verkümmern ließ,
Wer ihren ſchwachen Lorbeer niedertrat,
Wer kalt auf dieſer Paradieſesflur
Erneute des uralten Fluches Spur!

Weh Nelſon! deinen Ruhm erzählt das Meer,
Doch laut es auch von deiner Schande ſpricht!
Die Schaale deiner Schmach iſt noch ſo ſchwer
Als deiner ehernen Trophä'n Gewicht!
Du zwangeſt See und Feind — und einen Greis
Gabſt einer ſchönen Buhlerin du preis!

Dies Meer war's, das der Held mit Mord entweiht,
Ach, nicht zum erſtenmal! Wer zählt das Blut,
Das ſeit des Puniers und des Türken Zeit
In warmen Bächen färbte dieſe Fluth!
Doch, wie die Luft, vergeßlich iſt die See,
Behält nicht Narb' und Spur vom alten Weh.

Dort, jene Inſel, die, ein Felskoloß
Steigt aus der Wellen Glanz — wo ſelbſt der Stein
Sonneberauſcht, ob auch von Erde bloß,
Den Feigenbaum nährt und den heißen Wein;
An ſteilen Klippen klettern Ziegen nur,
Nicht Roß und Maulthier finden Pfad und Spur;

Auch ſie war Lüſten, Thaten einſt vertraut,
Die dauernd ihrem Namen haften an;
Der Römer, der in's frevle Herz geſchaut
Dem Heuchler, groß als Lüſtling und Tyrann,
Hat, Capri, dich mit einer Schmach bedeckt,
Die ſelbſt Tyrannen — beſſert nicht, doch — ſchreck

Verſinkſt nicht, ſchamroth, du im Meere? Nein!
Ein blauer Duft ſchmiegt, wie ein Schlei'rgewand,
Um deine Glieder ſich von warmem Stein;
Der Wellenſchlag kühlt deiner Felſen Brand;
Den Namen, von Tiber geſchändet, heilt
Dein Genius, der in blauer Grotte weilt.

Und ſchön biſt du und rein! Hoch von dem Thurm,
Wo ſich dein Kaiſergaſt gewälzt in Luſt,
Schau ich dich, reizgekrönt. Es nagt der Wurm
Der Reu' und Scham nur an des Menſchen Bruſt;
Und trotz dem Fluch, den ein Tiber ihr ließ,
Bleibt Capri, was es war, ein Paradies.

Heim zu der Stadt, die um den Golf ſich ſchmiegt,
Trägt jetzt mit Ruderflügeln mich der Kahn;
Heim! — Wie, vom Bann der Schönheit ſchnellbeſiegt,
Gewöhnt ein Herz ſich in der Fremde an!
Ein Gaſt Neapels, kaum erſt Tage dort,
Träum' ich mir ſchon zur Heimath ſeinen Port!

Auf ihrem leichtdurchflognen Wellenweg
Begegnet meiner Bark' ein ſchweres Schiff —
Steinblöcke ſeine Fracht — das ſich nur träg
Hindurchkampft. Wie den Ruderern am Griff
Der Schaufeln ſchwillt der nerv'ge Arm! wie heiß
Fließt vom ſonnbraunen Angeſicht der Schweiß!

Verwandelt um ſie iſt die Fluth in Schaum.
Mit jedem Ruderſchlage wird die Schaar,
Wohl zwanzig Köpfe, rücklings in den Raum
Des Schiffs hinabgebeugt, faſt unſichtbar,
So ſchwer iſt ihre Fracht, doch leicht ihr Muth:
Sie pflügen mit Geſang, im Takt, die Fluth.

Was ihr Geſang? ein leichtes Fiſcherlied,
Wie es der Marinaro Nachts ablauſcht
Dem Meergeflüſter, wenn zum Fang er zieht,
Die Bark' erleuchtet, daß vom Glanz berauſcht,
Der auf dem dunkeln Waſſerſpiegel glimmt,
Der Fiſch bethört ihm in die Netze ſchwimmt;

Ein ſolches Lied war es — nicht dein Gedicht,
O Taſſo! du, deß heimathliches Haus
Dort aus Sorrents Goldfruchtenwäldern, dicht,
Und dunkelgrün, winkt freundlich weiß heraus. —
Warum tauſcht' er dies Neſt, ſo wonneſüß,
Gegen Ferrara's Schloß und Thurmverließ?

Doch — hier hätt' er vielleicht ein hirtlich Lied
Gedichtet nur, indeß ſein Genius dort
Ihm den unſterblichen Geſang beſchied,
Deß Feu'r, ſich ſelbſt ernährend, glühet fort,
So lang ein Herz für Ruhm und Glauben ſchlägt,
Und für den Kummer, den Erminia trägt.

Es wandelt der Orangenbaum die Luft
Zum Meer von Wohlgeruch, die Frucht erquickt
Mit Süßigkeit; herb iſt des Lorbeers Duft
Und bitter ſein Geſchmack. — Torquato blickt
Im Traum nach einem Haupt, um das ſich flicht
Ein Lorbeer — er erkennt's — und zögert nicht;

Er ſtürzt ſich in des Lebens ſtürm'ſche Fluth,
Ein Ringer mit der ſtärkſten Leidenſchaft. —
Fragt ſeinem ird'ſchen Loos nicht nach! Er ruht!
Berühmt wie ein Pallaſt iſt ſeine Haft.
Das Lorbeerhaupt, das er im Traum geſehn,
Sah, marmorn, ich im Königsgarten ſtehn. —

Die Barke ſtößt an's Land — mit raſchem Fuß
Spring' ich heraus, und dankbar ruf', o Meer,
Ich deinen Wellen nach noch meinen Gruß;
Sie hören's nicht, ſie ſind ſchon ſelbſt nicht mehr!
Du bleibſt, o Meer! doch deine Wellen ſind
Nur ew'ge Flucht, wie Feuer, Zeit und Wind.

Ferdinands VII. Tod.

1.

Dunkel iſt's — die Fackeln brennen
In St. Ildefonſo's Schloß;
Diener, heimlich flüſternd, rennen —
Schon geſattelt ſteht manch Roß,
Harrend bis des Trauerboten
Fuß ſich in den Bügel ſchwingt,
Wenn der Tod den langbedrohten
Fürſten endlich niederzwingt.

In die innerſten Gemächer
Einzuſchleichen — iſt's erlaubt?
Wo der Tod, — als grauſer Rächer! —
Zerrt an einem Fürſtenhaupt;
Wo auf weichem Flaumenbette
Laſtet eines Fluchs Gewicht, —
Spaniens kalte Etikette
Kältre Todesangſt zerbricht!

Prieſter, der du Beichte hören
Willſt von dieſes Königs Mund —
Laß, o laß ihn nicht beſchwören:
Alle Schuld zu geben kund!
Wollt' er ſeine Sünden nennen,
Drob ſo bang das Herz ihm pocht:
Ein Jahrhundert müßte brennen
Noch kein matter Lebensdocht!

*

Wohlbekannt dem troſtesvollen
Prieſter iſt des Hofes Brauch;
Centnerlaſten Frevels rollen
Weg vor ſeinem leichten Hauch!
Mit der letzten Oelung Bade
Wäſcht er ihm die Seele rein,
Und ein Wort — ihm fremd ſonſt — „Gnade!“
Flüſtert ſeinem Ohr er ein.

*

An des Prieſters ſichrem Munde
Hängt der König, furchtberauſcht,
Gierig, wie er ſonſt der Kunde
Von Verrath und Trug gelauſcht;
Angſt doch kriecht ihm in den Knochen:
Hält des Mönchs Verſprechen Gott?
Ihn, der nie ſie ausgeſprochen,
Dünket Gnade faſt ein Spott!

Und zum Ird'ſchen wieder flieht er
Mit von Angſt verwirrtem Sinn,
Und an ſeinem Lager ſieht er
Seine junge Königin —
Eine Königin jetzt der Schmerzen,
Einſam, bang im Höflingsſchwarm,
Die ein Kind trägt unter'm Herzen,
Die Infantin auf dem Arm.

Dieſem Kinde, das er zeugte
Als ſein Haupt der Jahre Reif
Und der Sünden Wucht ſchon beugte,
Denkt er zu den goldnen Reif,
Dem das Blut, der Koth, die Zähren
Ausgebleicht längſt allen Glanz —
Welcher Reſt noch blieb von Ehren
An der Krone Ferdinands?

Bleiche Mutter! mit dem Kinde
Tritt nicht näher Spaniens Herrn!
Halt es von dem Hauch der Sünde,
Halt's von Vaterſegen fern!
Daß ſein Athem nicht verderbe,
Was am Säugling noch iſt gut!
Daß ſein Geiſt ſich nicht vererbe,
Weil zu viel ſchon iſt ſein Blut?

Seinem Bruder Carlos nickt er,
Der der nächſte Mann dem Thron,
Sorglich nach der Tochter blickt er,
Die ausſchließt den Königsſohn.
Mund und Aug', beredt mit Bitten,
Stürmen des Infanten Bruſt,
Daß er nicht, den er erlitten,
Rach' am Kinde den Verluſt:

Daß er ihrer Kindheit Hüter,
Ihres Throns Beſchützer ſey,
Daß er lenke die Gemüther
Spaniens zur feſten Treu.
Sahſt, Kronmakler von Bayonne
Du in dieß Gemach herein:
Deinem Geiſt müßt' eine Wonne
Deines Hauſes Eintracht ſeyn!

Ferdinand, deß Thränenlüge
Nicht der Seele Mißtraun hehlt,
Carlos, der die Athemzüge
Seines Bruders neidiſch zählt —
Deine Enkelin, die der Vater
Sterbend ihrem Ohm empfiehlt,
Der ſie lieb hat — wie der Kater,
Der nach einer Taube ſchielt'

Alle Diener, alle Granden
Traten weg von Spaniens Herrn;
Wer wird Herr jetzt in den Landen?
Weſſen Name gilt, Weß Stern?
Während noch nicht des gequälten
Königs Seele kam zur Ruh,
Flogen die als treu gezählten
Herzen andern Fahnen zu!

Und es liegt allein — verlaſſen
Jetzt der König — nein! ha, nein!
Drangen her nicht dichte Maſſen?
Reißt die Thür' auf! laßt ſie ein!
Oder — laßt die Thür' verſchloſſen —
Dennoch brechen ſie ſich Bahn —
Ha! von fahlem Licht umfloſſen
Sie des Königs Lager nahn!

Schaut! ſein Vater an des Zuges
Spitze! Tauſend hintennach,
Die des Meineids und des Truges
Meiſter ſtürzt' in Gram und Schmach!
Die ſein Wort, ſein falſches, kirrte,
Die er würgte dem Altar,
Denen er, ſtatt Fürſt und Hirte,
Jäger nur und Schlachter war.

Die er mit des Waidmanns Freude
Zum Schafott hin ſchaarweis trieb,
Daß ihr Blut löſch' aus die Eide,
Die er nur mit Tinte ſchrieb;
Ob er auch ſich will verblenden
Mit der Hand und kreiſcht: „Genug!“
Zwiſchen des Tyrannen Händen
Drängt ſich durch der Schatten Zug.

Wild Riego's, des Erhenkten,
Halberſtickte Stimme ziſcht;
Mit dem Tuch, dem blutgetränkten,
Jhm den Schweiß Torrijos wiſcht;
Palafox führt die Verbannten,
Deren Herzen, weil zu kühn
Sie für Spaniens Ehre brannten,
Er im Elend läßt verglühn.

Mit Geſtalten ſo, mit düſtern
Füllt den Saal ſein banger Traum,
Die ins Ohr ihm höhniſch flüſtern:
„Eile dich und mach' uns Raum!“
Sichtbar ſind ſie, die kein Riegel
Abhielt, andern Augen nicht;
Doch man ſchaut ſie, wie im Spiegel,
Jn des Königs Angeſicht.

Furchtbar kämpft der Docht des Lebens
Mit des Todes eiſ'gem Wehn —
Lange ſträubt er ſich — vergebens —
Keinen Puls mehr fühlt man gehn;
Er iſt todt! von Ohr zu Ohre
Fliegt's — erledigt iſt der Thron!
Waffnet Euch, Ihr Matadore!
Wer trägt dieſen Preis davon?

2.

Wer noch fragt nach dem Erblaßten?
Sie nur, die den Sarg ihm bau'n!
Die ihm ſchmeichelten, ihn haßten,
Jetzt nach andern Häuptern ſchaun.
Nur die Königin voll Jammer
Vor des Königs Leiche ſteht —
Wahnt nur in der Todtenkammer
Sicher ihre Majeſtät!

Faſt im Sterbeſaal noch tragen
Arme, Stimmen, Gunſt ſie feil;
Wird das Kronjuwel zerſchlagen,
Rafft ſich Jeder ſeinen Theil!
Auch der Beicht'ger, ohne Säumniß
Hat verkauft, was, nah dem Tod
Er bekannt — ein ſchwer Geheimniß,
Dem, der ihm am meiſten bot!

Reiter ſind hinausgeflogen,
Die ſchon lang zuvor beſtellt;
Ausgeſtrahlt in weitem Bogen
Zieht die Botſchaft durch die Welt;
Und der Majo, der die Kunde
Rauſchen hörte durch das Land,
Nimmt die Glühroll' aus dem Munde,
Und den ſcharfen Dolch zur Hand.

Der Verbannte hört's mit Hoffen;
Lichte Heimatroſen glühn,
Wie vom Lenzesſtrahl getroffen,
Aus des Heimwehs Dunkelgrün.
Selbſt in feuchte Kerkermauern
Hat ſich ein Gerücht verirrt,
Daß ſich klärt das dumpfe Trauern
Und das Erz wie Silber klirrt!

Die Infantin, ohne Kummer,
Ruht auf ihrer Mutter Schoos,
Und das Kind, in ſüßem Schlummer
Lächelt, ob's gleich kronenlos!
Ob die Hand gleich, der im Sterben
Sie der Vater noch empfahl,
Gierig, ſelbſt es zu erwerben,
Sie ums Diadem beſtahl.

Trauermasken kann nicht tragen
Lange, Wer nach Kronen greift;
Carlos kürzt die Zeit der Klagen,
Nun ſein kühnes Werk gereift,
Eine Schrift, in irrer Stunde
Ab dem Sterbenden gepreßt,
Gibt dem Volke Spaniens Kunde,
Daß die Kron' er Carlos läßt.

Schon mit Zungen, Gold und Eiſen,
Feder, Schwert und Crucifix
Rüſten Alle ſich; die Weiſen
Spähn ins Uhrwerk des Geſchicks —
Plötzlich — aus der Todtenkammer
Hört man ein Geflüſter wehn —
Kündet an der Glockenhammer
Daß die Stunden rückwärts gehn?

Ha! den König, der ſo gräßlich
Lange mit dem Sterben rang,
Deſſen Schuld ſo unermeßlich,
Daß der Tod ſie kaum verſchlang:
Ihn behielt noch nicht die Ruhe,
Nicht die ſtille Schlummernacht;
Schon am Rand der Sargestruhe
Iſt zum Leben er erwacht!

Hat, ſo lang in ſeinen Adern
Jäh geſtockt das dicke Blut,
Er gehört das wilde Hadern,
Der Parteien Haß und Wuth?
Die den Purpurmantel packten,
Die den Hermelin zerfetzt,
Während ſich um ſeinen nackten
Leichnam kaum ein Aug' genetzt!

Aus des Todes bangen Träumen
Langſam er empor ſich wühlt;
Findet ſich noch in den Räumen,
Wo er Geiſterfurcht gefühlt!
Und nach Menſchen ſtreckt die Hände
Hülfeſuchend er jetzt aus,
Und bald wird ihm klar: es ſchände
Der Verrath ſein Königshaus!

Racheheiſchend mit dem Kinde
Zu ihm hin die Königin eilt;
Sein verſteinert Hofgeſinde
Schüchtern in der Ferne weilt —
Iſt's die überraſchte Treue?
Iſt's die ſchuldbewußte Schaam?
Kleiner wär' wohl ihre Scheue,
Wenn als Geiſt er wiederkam!

Staunt er, daß ſo ſchnell vom Samen
Des Verraths, den er geſät,
Dieſe üppigen Ernten kamen,
Die er, neuerwacht, jetzt mäht?
Doch nicht ſpricht er Blutbefehle!
Seit ihn Todesangſt durchfuhr,
Blieb in des Tyrannen Seele
Tück'ſcher Feigheit Hefe nur.

Nur ſein Haus will er beſtellen,
Sichern ſeiner Tochter Thron,
Will die Treu' an ſeine Schwellen
Feſſeln jetzt mit goldnem Lohn;
Seines Volkes Recht erneuen,
Das er zweimal trat in Staub,
Daß die Königin es in Treuen
Schütze vor Verrath und Raub.

Und es pocht zum zweitenmale
Bald der Mahner, weil die Friſt
Abgelaufen, leer die Schaale,
Die nicht ſüß mehr mundet, iſt;
Leben iſt ihm ſchon verbittert
Durch den Vorſchmack von dem Tod,
Und vorm Tod er doppelt zittert,
Weil er einmal ihm gedroht.

Blaſſer wird die Stirn und blaſſer —
Schleier zieht der Tod jetzt dicht
Um ein Auge, welches beſſer
Niemals ſich erſchloß dem Licht!
Sorgſam ſpäht man, ob aufs neue
Er nicht bricht des Todes Nacht;
Aber Liebe nicht und Treue
Halt bei ihm die Leichenwacht!

Wie er kaum zur Ruh gebettet,
Schwingt der Krieg den Feuerbrand,
Und die Zwietracht tobt entkettet
Durch das tief zerrißne Land.
Meineid, Undank — ſein Gedächtniß!
Haß und Hohn — ſein Leichentuch!
Bürgerkrieg noch ſein Vermächtniß!
Und ſein ſchuldlos Kind — ein Fluch! —

Bis dies Kind zur Jungfrau worden —
Wird der Zwietracht Brand verglühn?
Auf den Feldern, feucht vom Morden,
Blumen zwiſchen Ernten blühn?
Wird vom Pulverdampf, vom Tone
Wilder Wuth der Aether rein,
Wird die ſchmachbefleckte Krone
Auch jungfräulich wieder ſeyn?

Von der Berge Schlachtenbühnen
Wird der Freiheit Fahne wehn?
Wird, den Vater zu entſühnen
An ſein Grab die Tochter gehn?
Wird ſie aus des Frevels Wogen
Segnend ſteigen, makellos?
Oder ſinkt, vom Fluch gezogen,
Sie auch in des Abgrunds Schoos?

Ezzelin,

Tyrann von Padua.

Ezzelin der Vater

(il Monaco)

Alle Brüder ſind verſammelt
Betend in dem kühlen Chor;
Da ertönt das Kloſterglöcklein,
Eiſern pocht es an dem Thor.

Einer auf den Wink des Priors
Stehet auf und geht hinaus:
„Strenger Ritter, was begehrſt du
Von dem ſtillen Gotteshaus?“

„Frommer Bruder, thu' die Thore
Dieſer Einſamkeit mir auf,
Daß ich hier im Frieden raſte
Von dem wüſten Lebenslauf.

Führe mich zu deinen Brüdern,
Will ſie bitten, daß ſie mich
Einen müden, roſt'gen Kämpfer,
Laſſen wandeln unter ſich.“

Von dem ſchweren Schlachtroß ſteigt er,
Läßt es frei zum Wald zurück;
Bis im Dickicht es verſchwunden
Späht ihm nach des Ritters Blick.

Drauf dem Mönche folgend tritt er
In der Ordensbruder Kreis:
„Kennt ihr mich? Ich war ein Held einſt,
Aber jetzt ein ſchwacher Greis!

Dürr iſt dieſe Hand, die's Banner
Der Lombarden kräftig trug,
Und es ſchwand das Mark des Armes
Der die Kaiſerheere ſchlug.

In dem Buche meines Lebens
Blutigroth iſt jedes Blatt;
Kampf vom Morgen bis zum Abend —
Bin ſein bis zum Ekel ſatt.

Will mir jetzt zur Ruhe betten
In dem ungeſtörten Neſt,
Und mit Andachtsglut vergolden
Meines Eiſenlebens Reſt.“

Sie gewähren ihm die Bitte;
Aus zieht er ſein Kleid von Stahl,
Legt ſich an die grobe Kutte,
Setzt ſich hin zum kargen Mahl.

Doch es faßt bei ſeinem Anblick
Noch die Mönche ſchier ein Grau'n;
Rieſiger iſt in der Kutte
Als im Harniſch er zu ſchau'n.

Ezzelin, zum Mönch verwandelt,
Uebet all des Ordens Pflicht;
Aber was er einſt geweſen,
Kann er noch vergeſſen nicht!

Wenn vollendet die Gebete,
Wenn gezählt der Roſenkranz:
Dann erzählet er den Brüdern
Seines Lebens Luſt und Glanz.

Wie in Padua, in Verona
Als Podeſta er gebot,
Wie auf ſeiner Feinde Häupter
Er geſchleudert Schmach und Noth.

Wie Camposampiero's Tochter,
Seines Todfeinds, er umſpann
Mit der Liebe Zaubernetzen,
Und der Jungfrau Herz gewann:

Daß ſie auf die Burg Romano
Zu dem Heißgeliebten floh;
Wie er in Maria's Liebe
War zwölf ſchöne Monden froh.

Wohl geſtand er ſeine Sünden,
Doch nicht tief ging Reu' und Leid;
Tadel ſprach der Mund der Mönche,
Und in ihrer Bruſt war Neid!

Seiner Kinder oft gedacht' er
Die er in der Welt verließ,
Jener lieblichen Cunizza
Die das Kind der Schönheit hieß;

Und des Heldenpaars der Söhne,
Deren Muth und Schwert, ſo ſcharf,
Sich den wild empörten Wogen
Kampfberauſcht entgegenwarf.

Wenn des greiſen Mönches Zunge
Von genoßner Liebe ſprach:
Wölbten graue Kloſtermauern
Sich zum Myrt' und Roſendach.

Wenn die Tage ſeiner Schlachten
Er beſchwor mit Jünglingsglut:
Wurden alle Mönche Helden,
Und der rothe Wein ward Blut.

Aber wenn die Veſperglocke
Zu Gebet und Andacht rief:
Griff er nach dem Roſenkranze,
Und das Antlitz ſenkt' er tief;

Sang mit ungeſchmeid'ger Kehle
Die geweihten Melodie'n;
Stundenlang auf kaltem Marmor
Lag er murmelnd auf den Knie'n;

Keiner Bußung und Kaſteiung
Weigert ſich der harte Greis,
Und den Leib, zerfetzt von Schwertern,
Gibt der Geißelung er preis.

Vater und Sohn

Einſt zum Mönch gewordnen Ritter
Seiner Söhne Bote trat;
Von dem vielerfahrnen Greiſe
Heiſchen ſeine Kinder Rath.

Als genugſam er vernommen
Ihre Fragen, ſinnt er tief,
Und dann ſchreibt in ſeiner Klauſe
Er den Söhnen einen Brief:

„Adlerskinder, tapfre Söhne!
Haltet an noch eine Friſt;
Zu des Leuen trotz'ger Kühnheit
Fügt der bunten Schlange Liſt!

„Immer hat ſich's mir bewähret:
Wohl thut, wer zu rechter Zeit
Klug nachgebend, einen Lappen
Läßt im Stich von ſeinem Kleid!

„Noch iſt Padua im Streite
Unſers Hauſes Macht zu ſtark;
Aber einſt muß Euch ſich beugen
Padua ſammt der ganzen Mark!

„Eurer Mutter Prophezeiung
Meine Seele nie vergaß,
Welche unſers Stammes Größe
Klar in den Geſtirnen las.

„Ja ich hoff' es ſicher — kommen
Muß der honigſüße Tag,
Wo am vollen Kelch der Rache
Euer Herz ſich ſatt'gen mag!“

So ermahnt der Mönch die Söhne;
War das eines Büßers Sinn?
Aber ſchlecht behagt des Vaters
Rath dem jungen Ezzelin.

Da ergriff den Stab der Alte
Und mit Thränen und mit Flehn
Lag er an dem wilden Sohne,
Jetzt noch ab vom Kampf zu ſtehn.

Auf die Kniee vor ihm ſank er
Und nicht ab zu bitten ließ,
Bis der Sohn das Schwert, doch grimmig
Knirſchend, in die Scheide ſtieß.

Aber durch ſein ganzes Leben
Gährt der Zorn in ſeiner Bruſt,
Daß er dieſesmal verzichten
Auf ſein gutes Recht gemußt.

Zürnend, daß er nachgegeben
Bei ſich ſelbſt er trotzig ſchwor:
„Eiſern ſey forthin mein Nacken!
Stein mein Herz und taub mein Ohr!“

Antonio von Padua.

In die einſam trübe Zelle
Tritt ein Greis, in Padua,
Der in Glaubenskraft den Himmel
Als ein Seher offen ſah;

Der jungfräulich ſeine Seele
Hielt im wüſten Schlamm der Schuld;
Mit der Kraft zu Wunderthaten
Stärket ihn des Himmels Huld.

Doch ihn quält der Menſchheit Frevel,
Ob er ſelbſt von Sünden rein;
In die Seele ſchnitt ihm ſeines
Vaterlandes Jammer ein.

Seine ſtaubigen Sandalen
Band er ab vom müden Fuß;
Mit erbleichten Lippen drückt' er
Auf ſein Kruzifix den Kuß.

„Weh' Italien, dir, wehe!
Widerſtrebend ſpricht's mein Mund!
Wehe dir, du biſt vergiftet,
Und du wirſt nicht mehr geſund!

„Ausgehöhlt iſt deine Treue!
Wie ein Strohhalm bricht dein Schwur;
Grauſe Fehlgeburten zeuget
Die zerrüttete Natur!

„Deine Erde iſt ein Schlachtfeld,
Deine Städte frißt die Glut!
Deine Luft iſt krank von Laſtrung,
Deine Ströme faul von Blut.

„Und die hochgelobte Kirche,
Chriſti reine Braut, erbebt,
Weil der Ketzer Liſt die heil'gen
Fundamente untergräbt.

„Gabeſt zu Verrath und Lüge
Gott! dem Menſchen du das Wort?
Haſt du ihm die Hand geſchaffen
Nur zum Raub und Brudermord?

„Heil'ger Gott, der einſt auf Sodom
Seinen Schwefelregen goß;
Läßſt du nicht auf dieſe Sünder
Deines Zornes Flammen los?

„Wohl dem Kinde, das, noch ſchuldlos,
Würgt der Mörder gier'ger Stahl,
Eh es ſelbſt, zum Mann geworden,
Mehret der Verworfnen Zahl!

„In der Zeit, wo jede Tugend
Blind wird und den Pfad verliert:
Heil der Jungfrau, die nicht freiet!
Heil dem Weib, das nicht gebiert!

„Seit ich dieſen Mann geſehen,
Deſſen Bruſt von hartem Stein,
Deſſen taubes Ohr die Worte
Meiner Bitte nicht ließ ein:

„Deſſen wild rebell'ſche Seele
Jeder Demuth widerſtrebt,
Dem der böſe Geiſt des Hohnes
Zuckend auf der Lippe ſchwebt:

„Seitdem kommt wie eine Hölle
Dieſe ſchlimme Welt mir vor,
Und ſehnſüchtig ſtrebt die Seele
Aus dem kranken Leib empor.

„Der mich ſonſt mit Kraft gerüſtet,
Du verließeſt mich, mein Gott!
Der geprieſne Wunderthäter
Ward vor Ezzelin ein Spott!

„Laß, o Gott, mich nicht die Ernte
Dieſer Saat von Greueln ſeh'n!
Laß mich aus des Leibes Kerker
Ein zu deiner Glorie gehn!“

Und am Morgen eine Kunde
Durch die Straßen Padua's lief:
Daß der fromme Mönch Antonio
Dieſe Nacht im Herrn entſchlief.

Und der reiche Himmel hatte
Wieder einen Heil'gen mehr;
Doch die Welt ſich drob betrübte,
Die an Frommen ſchon ſo leer.

Ezzelin in Baſſano.

Wenn die Schlachttrommeten ſchmettern:
Dann glüht Ezzelin vor Luſt;
Kampf iſt ihm des Lebens Würze,
Frieden iſt der Kraft Verluſt.

In der ſtillen Bürger Seelen
Pflanzt er ein das Heldenthum;
Alle Männer von Baſſano
Wandelt er zu Kriegern um.

Aber wenn die Waffen ruhen,
Wenn kein Feind im Felde ſteht:
Dann in ſtrebenden Gedanken
Sich ſein kühner Geiſt ergeht.

Dann mit kund'gen Aſtrologen
Schließt er ein ſich im Gemach;
Spürt des Hermes Trismegiſtos
Wunderbarer Weisheit nach.

Wenn in ſolche Wiſſenſchaften
Eine Seele ſich verſenkt:
Leicht geſchieht's, daß von des Glaubens
Wahrem Pfad ſie ab ſich lenkt.

Zwar den Mönch er und den Prieſter
Aeußerlich geziemend ehrt;
Aber wenig Troſt und Zuſpruch
Er aus ihrem Mund begehrt.

Und dem hochbetrübten Papſte
Bald nicht mehr verborgen iſt,
Daß ein weiſer Türke Jenem
Mehr gilt als ein frommer Chriſt.

Mani's ſchlangenglatte Sekte,
Die mißhandelt Lehr' und Schrift,
Streut geheim in viele Herzen
Durch Italien arges Gift.

Und in Rom iſt laute Klage,
Daß ſich ſolche Ketzerbrut
Eingeniſtet in Baſſano,
Wo man ihr kein Leides thut.

Ezzelin trägt unbekümmert
Dieſes bittern Vorwurfs Laſt;
Den Verfolgten, den Bedrohten
Gönnt bei ſich er gerne Raſt.

Kalt und höhniſch ſpricht er: „Duldung
Ziemt dem Chriſten und nicht Zorn!
Wartet bis der Herr der Ernte
Trennt das Unkraut von dem Korn!“

Immer fremder ward der Kirche
Sein entſchloſſenes Gemüth,
Seit er ſah, daß oft von Haß ſie
Heißer als von Liebe glüht;

Daß mit ihrem mächt'gen Verſtand
Sie das Unrecht unterſtützt,
Und den Glauben mit dem Schilde
Dumpfer Tyrannei beſchützt.

Wenig ficht ihn an, daß Briefe,
Warnende, ihm ſchrieb Gregor,
Und, mit Bann und Hölle drohend,
Umzukehren ihn beſchwor.

Solcher Worte Spitzen haften
In des Mannes Seele nicht,
Der nur auf den eignen Willen
Setzet ſeine Zuverſicht;

Dem ein ſinnlos Spiel die Meſſe,
Der Gebete heil'ger Brauch;
Dem ein froſt'ges Bild die Hölle,
Und der Fluch nur iſt ein Hauch;

Dem der ſchlimme Krebs des Zweifels
An dem tiefſten Herzen nagt,
Daß — die letzte Spur des Glaubens! —
Er nur noch die Sterne fragt.

„Freilich fallt auf mich nur Schatten
Statt des Lichtes," ſcherzt ſein Spott.
„Wenn ein ſchwarzer, feiſter Pfaffe
Stehet zwiſchen mir und Gott!"

Die ſchnelle Hülfe.

Im Gebirge, das Baſſano
Von der Stadt Verona trennt,
Haust ein Siedler, deſſen Seele
Ganz von Menſchenliebe brennt.

Die mit Durſt und Hunger kommen
Labt er als gefall'ger Wirth;
Auf die rechten Pfade weist er,
Die ſich im Gebirg verirrt.

Manchem halb vom Froſt Erſtarrten
Ward ein Hoſpital ſein Haus;
Manchen ſchon Verſunknen holt' er
Aus dem Grab von Schnee heraus.

Auf dem öden harten Lager
Hat er ſich zur Ruh geſtreckt,
Als ein ſeltſames Getöſe
Ihn vom ſüßen Schlummer weckt.

Aufgeſtört hinaus er luget
In die kalte Mondſcheinnacht —
Er beſinnt ſich ob er träumet,
Oder ob er hell ſchon wacht;

Auf ungangbar wilden Pfaden,
Die der Jäger kaum verſucht,
Ziehn Bewaffnete in Schaaren —
Sind es Räuber auf der Flucht?

Sind vielleicht es die Geſpenſter
Von dem Heer des Hannibal,
Die dem großen Feldherrn nachziehn,
Der einſt Rom gedroht den Fall?

Waren's wirklich Menſchenkinder?
Haben ſie noch Fleiſch und Blut,
Die des Abgrunds Schrecken trotzen
Mit ſo kühnem Wagemuth?

Die wie Gemſen über Schluchten
Wagen den vermeßnen Schwung,
Die auf glattem Eis- und Schneefeld
Hüpfen mit gewandtem Sprung!

Schritten Roſſe je ſo ſicher
Ueber treuloſes Geſtein?
Gruben dieſem tückiſchen Eiſe
Je ſich ihre Hufe ein?

Eilig ziehen ſie vorüber,
Nur ein Angſtruf manchmal gellt,
Wenn ein Opfer in des Todes
Weitgeſpannte Arme fällt.

Staunend ſchaut hinaus der Siedler,
Bis vorbei der ganze Zug.
Morgens eilt er zu den Felſen —
War's kein hohler Sinnentrug?

Nein! er ſieht im Schnee die Spuren;
Und er ſieht im Felſenſpalt
Der Geſtürzten Leichen, denen
Raben ſchon ſich eingekrallt.

Ezzelin war's, der Verwegne,
Der ſich ſolche Bahn erzwingt,
Und der zitternden Verona
Heiß erſehnte Hülfe bringt.

Eſte's Markgraf und Rizzardo
Haben rings die Stadt umſtellt:
Sinken muß ſie, wenn nicht Rettung
Plötzlich noch vom Himmel fällt.

Als vom Thurm ſie ſchau'n nach Hülfe:
Sieh! der Morgenſonne Strahl
Spiegelt ſich in tauſend Schildern,
Tanzt auf blankem Gold und Stahl!

Wie die Veroneſen jauchzten,
Als man dieſe Schaaren ſah!
„Zu den Waffen! zu den Waffen!
Ritter Ezzelin iſt da!“

Nach des Weges Fährlichkeiten,
Nach der grauenvollen Nacht,
Nach dem Kampf mit Eis und Felſen
Iſt ein luſtig Spiel die Schlacht.

Daß es nicht Geſpenſter waren,
Kann der Feind jetzt Zeuge ſeyn!
Ihre Schwerter, ihre Speere
Drangen tief in Mark und Bein.

Ihrem Ungeſtüme halten
Nicht der Guelfen Schaaren Stand:
Ezzelin! vor dieſem Schlachtruf
Jeder Bruſt der Muth entſchwand.

Sieger blieb er; ſeiner Wagniß
Kunde weit und breit erſcholl;
Und wohl Mancher, ſie vernehmend,
Prophezeite ahnungsvoll:

Stets wird dieſe ſtolze Seele
Den gebahnten Pfad verſchmähn,
Aber ſelbſt wird er am Ende
Rettungslos vor'm Abgrund ſtehn!

Der Kirſchendiebſtahl.

Wie im lieblichen Verona
Ezzelin Podeſta war,
Stellt vor ſeinem Richterſtuhle
Klagend ſich ein Landmann dar.

Einen andern Bauern bracht' er
Vor das Tribunal herbei,
Ihn beſchuld'gend, daß der Plündrer
Seines Kirſchenbaums er ſey.

„Ezzelin, den als Gerechten
Ganz Verona kennt und lobt,
Weil's in tauſend Richterſprüchen
Deinen ſcharfen Geiſt erprobt:

„Wie im Großen ſo im Kleinen
Ehrſt und ſchützeſt du das Recht,
Ob man Perlen einem Fürſten,
Ob man Kirſchen raubt dem Knecht!

„Friſch iſt das Vergehn; heut Morgen
Hat die Kirſchen er verſchluckt,
Und man ſiehts, der Kern der letzten
Ihn noch in der Kehle druckt!

„Ezzelin, auch dir zum Schaden
Iſt der Diebſtahl, der mich kränkt;
Denn von meinen Kirſchen hätt' ich
Gern die ſchönſten dir geſchenkt!“

Laut Gelächter weckt die Klage,
Aber ernſt bleibt Ezzelin;
Prüfend wendet er die Blicke
Zu dem Angeklagten hin.

„Mög', o Ezzelin! mir wachſen
Aus dem Mund ein Kirſchenbaum,
Wenn ich dieſes Lügners Kirſchen
Anders naſchte als im Traum!

„Hat er Schlingen doch und Netze,
Scharfe Senſen rings gelegt,
Und mit böſen Dorngewinden
Seinen Kirſchenbaum umhegt!

„Wer ſich dem verwünſchten Baume
Lüſtern allzunahe traut,
Ließe, wie Bartholomäus,
Wohl dran hangen ſeine Haut.

„Eh ich Flügel wie ein Vogel
Oder wie ein Engel hab',
Pflück' ich wahrlich nicht ein Kirſchlein
Ihm von ſeinem Baume ab!“

Strengen Blicks zum Kläger wieder
Kehret Ezzelin ſich jetzt:
„Iſt es ſo, daß du mit Dornwerk
Baum und Garten haſt beſetzt?

„Nun ſo leg' ich dir als Buße
Zwanzig Unzen Silbers auf,
Und den loſen Kirſchendiebſtahl
Haſt du obendrein in Kauf:

„Weil dein Eigenthum zu ſchützen,
Du der eignen Liſt vertraut,
Nicht auf mich, des Unrechts Rächer,
Und des Rechtes Hort gebaut!

„Doch du merke dir die Warnung,
Sey fortan auf deiner Hut!
Ungeſtraft nicht werd' ich's laſſen
Wenn man träumt von fremdem Gut!“

Cunizza und Sordello.

Weil die Fehde mit den Schwägern
Unverſöhnt Rizzardo nährt,
Iſt Cunizza zu den Brüdern
Nach Verona heimgekehrt.

Wie die Oleander glühten,
Wie der Himmel war ſo blau,
Als durch die geſchmückten Thore
Zog die engelſchöne Frau!

Nicht an Ehren es der Holden,
Nicht an ſüßer Luſt gebrach:
An der Liebe Ketten zog ſie
Einen edlen Sklaven nach.

Denn Sordello di Visconti,
Kranzereicher Troubadour,
Folgte glühend, unverdroſſen
Der verehrten Herrin Spur.

Ezzelin geſagt ward Kunde
Die dem Ritter ſchlimm gefiel:
Daß der ſchönen Schweſter Ehre
Sey bedroht durch böſes Spiel;

Jeden Abend trag' ein Bettler
Durch die Gaſſe, die voll Koth,
Einen Jüngling, ſammtgekleidet,
Der gar ſchön und friſch und roth —

Hin zu einer kleinen Pforte,
Welche ſeinem Stoße weicht,
Und durch die er in den Garten
Des verbotnen Glückes ſchleicht.

Ezzelin legt ſchlechte Kleider,
Wie der Abend anbricht, an,
Und um Gold erkauft den Dienſt er,
Den ein Bettler ſonſt gethan.

Noch nicht lang hat er gewartet,
Als des Wegs Sordello kam,
Den der ritterliche Träger
Auf die Heldenarme nahm. —

Schade daß es ſo gekommen
Nur durch nächtlichen Betrug:
Daß Italiens ſtärkſter Ritter
Seinen holdſten Sänger trug! —

„Vogelleicht macht mich die Liebe,
Und du fühlſt kaum mein Gewicht!
Dorthin, dorthin, wo halb ſchüchtern
Und halb freudig glänzt ein Licht!“

Weh! Cunizza's Fenſter iſt es,
Wo er hin die Richtung gab!
Vor dem eignen Hauſe ſetzet
Ezzelin die Bürde ab.

„O Sordello, ſchau mein Antlitz!
Jetzt erkenne, wer dich trug!
Nicht verachte meine Warnung:
Laß das Spiel jetzt ſeyn genug

„Hüteſt du vor'm Koth die Kleider,
Weil ſie Sammt und Seide ganz:
Mehr noch müſſen ſolche Thaten
Trüben deiner Ehre Glanz!“

So mit ernſten Worten ſchalt er,
Und Sordello glüht vor Schaam;
Fort und fort die Lampe ſchmachtet,
Bis die Morgenröthe kam.

Der Friedenstag bei Paquara.

Weit und grün die Ebne dehnt ſich
Der geſchwollnen Etich entlang;
Dorthin walzen Völkerſchaaren
Sich im ungeſtümen Drang.

Immer, immer wachst die Menge
Seit des Morgens frühſtem Strahl;
Unermeßlich iſt am Mittag
Der vereinten Völker Zahl.

Blieb in den lombard'ſchen Stadten
Noch ein einz'ger Mann zu Haus?
Sendet ihre Ritter, Bürger
Alleſammt die Mark heraus?

Von der alten Romer Zeiten
In Verona ſteht ein Bau,
Drin einſt Leu'n und Tiger tobten,
Rieſig, marmorn, röthlich=grau:

Füllte zehnmal man mit Menſchen
Dieſen traurig öden Raum:
Von der Menge bei Paquara
War' es noch die Halfte kaum.

Doch ſie tragen nicht des Krieges
Ehrne Waffen und Gewand;
In gefall'gem Schmuck ſie ziehen,
Friedenszweige in der Hand.

Die ſich ſonſt im Kampf nur trafen,
Alle Ritter, alle Herr'n
Nahen waffenlos dem Felde,
Von der Nahe, von der Fern.

Barfuß wie zu einer Wallfahrt
Kommen Viele, andachtsvoll;
Nur von friedlichen Geſängen
Weit hinaus die Luft erſcholl.

Feſtlich ſind den Fahnenwagen
Weiße Roſſe vorgeſpannt,
Die mit rother Seide zügelt
Blondgelockter Knaben Hand.

Tiefblau ob dem Volksgewühle
Iſt der Himmel ausgeſpannt,
Der aus ſeiner goldnen Klarheit
Jedes Wölkchen hat verbannt.

So auch aus der Völker Herzen
Soll der Zwietracht Wolke fliehn
Und als unlöſchbare Sonne
Ein die Bruderliebe ziehn!

Solches iſt des Mönches Hoffen,
Der durch ſeiner Rede Macht
Die Verfeindeten zuſammen
Hat auf dieſem Feld gebracht.

Solches will Giovanni Schio,
Deſſen Wort dem Balſam gleicht,
Wenn's der Leidenſchaften Stachel
Aus ergrimmten Seelen zeucht.

Fürſten, Edle, Städter legten
Frei ihr Recht in ſeine Hand,
Daß ein Friedensfürſt er werde,
Eintracht ſtiſt' im ganzen Land.

Alle hat er heut beſchieden,
Heut beginnt des Glückes Reich!
Heute wird der Haß geächtet,
Zwietracht flieht, verhöhnt und bleich!

Von erhabner Rednerbühne
Sein gewichtig Wort erſchallt;
Widerſtehet eine Seele
Seiner ſiegenden Gewalt?

„Höret mich! ein Gott des Friedens,
Nicht des Kriegs, iſt unſer Gott!
Ein Gebet aus haßerfüllten
Seelen iſt ihm Greul und Spott.

„Schaut auf eures Haſſes Früchte!
Brächt' er euch Gewinn und Gut?
Nieder ſtampft der Krieg die Ernte,
In die Häuſer wirft er Glut!

„Macht zu Waiſen eure Kinder,
Bettlerinnen eure Frau'n!
Von dem traur'gen Siege wendet
Sich der Sieger ſelbſt mit Grau'n.

„Treibt euch Wahnſinn, daß ihr wiſſend
Euer ird'ſches Glück zerſtört,
Und zum Untergang der Seelen
Mit dem Erzfeind euch verſchwört?

„Weg den Groll, der Oel der Qualen
In der Hölle Flammen gießt!
Der des ſüßen Paradieſes
Pforten ewig euch verſchließt!

„Eure ſchartenvollen Schwerter
Schmiedet um zum frommen Pflug,
Spannt davor das wilde Schlachtroß,
Das zum Mord den Reiter trug.

„Tauſcht im friedlichen Verkehre
Eure Waaren, euer Gut,
Statt daß ihr's mit Sünde raubet
Oder es bezahlt mit Blut!

„Sparet eurem Vaterlande
Steter Bürgerkriege Schmach!
Grabt nicht immer neu den Wurzeln
Lang verjahrter Fehden nach!

„Stopft der Zwietracht bittre Quelle,
Die euch alle tödten muß,
Und begrabt die alte Feindſchaft
Mit dem heil'gen Friedenskuß!

„Mit dem Beiſpiel der Verſöhnung
Geht die Kirche ſelbſt voran,
Die von allen Reuevollen
Wegnimmt den verhängten Bann!“

Drauf die Friedenspunkte nennt er,
Drin gewogen Recht und Pflicht,
Gibt den Segen, wer ſie ehret,
Und den Fluch dem, der ſie bricht.

Und, das Friedenswerk zu krönen,
Stellt ein jugendliches Paar,
Edlen Bluts, von Schönheit glanzend,
Er dem frohen Volke dar:

Adelaide von Romano
Und Rinaldo, Eſte's Sohn;
Die Verlobten rings begrüßet
Sturm'ſcher Freude Jubelton.

Und es ſtürzt der Feind dem Feinde
Jauchzend, weinend in den Arm;
Blut, von altem Haß gefroren,
Fließt, von junger Liebe warm.

Friedenszeichen, Bänder, Blumen,
Ringe tauſcht man haſtig aus,
Alte Feinde nimmt als Gäſte
Freudig man zurück nach Haus.

Jeder preist Italiens Zukunft,
Von Prophetengeiſt durchglüht,
Das nur dann ein echter Garten,
Wenn des Friedens Blume blüht.

Heil, wem das Gewand des Mönches
Anzufaſſen iſt geglückt!
Wer auf ſeine magern Hände
Einen brünſt'gen Kuß gedrückt! —

Abend ward's und auseinander
Spaltet ſich das Menſchenmeer,
Und das Jauchzen iſt verſchollen,
Das zertretne Feld iſt leer.

Einer nur vom ganzen Schwarme,
Ezzelin, verweilt noch dort;
Abgeprallt von ſeiner Seele
Iſt des Mönchs verſöhnend Wort.

Wenig rührt ihn, daß vom Haupte
Er des Bannes Laſt ihm nimmt;
Daß er ab ihm ſprach die Güter —
Darob iſt ſein Herz ergrimmt.

„Blöde Kinder! blinde Thoren,
Die beſchwatzt ein Pfaffenmund!
Wird ſich Leidenſchaft dran kehren,
Wenn die Lippe ſchloß den Bund?

„Heißes Blut zu Luſt und Rache —
Hat der Mönch es euch gekühlt?
Hat er euch das Herz verwandelt,
Daß ihr nicht das Unrecht fühlt?

„Eine Löwentheilung gibt es,
Wenn das Recht ein Prieſter theilt!
Neu und gift'ger ſchwärt die Wunde,
Die der Kirche Hand geheilt!

„Eh mein Roß wird neu beſchlagen,
— Ich auch fühle mich Prophet! —
Ahn' ich, daß des Krieges Banner
Feuerroth im Felde weht!

„Ab vom Pfaffen fällt Italien
Und dem Ritter fällt es zu;
Zwietracht, Krieg muß ſeyn auf Erden,
Und, vielleicht, im Himmel Ruh!“ —

Wenig Monde ſind verfloſſen,
Als das Friedensband erſchlafft;
Neu geſchliffen ſind die Waffen,
Und der Mönch in ſchwerer Haft.

Der zur Reue, zur Verſöhnung
Die Gemüther hat erweckt:
Lüſtern hat nach ird'ſcher Herrſchaft
Selbſt die Hand er ausgeſtreckt.

Der die heil'ge Bruderliebe
Mit beredtem Mund empfahl:
In drei Tagen dreiundſechzig
Ketzer band er an den Pfahl!

Und zerriſſen iſt der Friede,
Den man bei Paquara ſchwor;
Hoch im Kampfe fliegt der ſchwarze
Helmbuſch Ezzelins empor.

Friedrich und Ezzelin.

O wie war das Aug' des Knaben
Ezzelin voll Glut und Glanz,
Wenn er von dem alten Ruhme
Hörte ſeines Vaterlands!

Wenn er auf den höchſten Felſen
In der Abendſonne ſaß,
Wenn er, ſelber ein Romano,
Von der Römer Thaten las!

Wenn er hörte, wie ſein Vater,
Der Lombarden Feldhauptmann,
Fechtend gegen Deutſchlands Kaiſer,
Sich Italiens Dank gewann!

Keinen ſchönern Traum er traumte,
Als: Italiens Schild zu ſeyn,
Daß kein fremder Dränger breche
In den Wundergarten ein.

Nimmer darf zurück er denken
An den ſchönen Knabentraum;
Selbſt ſein hartes Herz erwehrte
Sich der Reu', der Wehmuth kaum.

Ach, er hat Italiens Völker
Nicht zum heil'gen Bund vereint!
Ach! er hat nicht aus den Marken
Seines Lands verjagt den Feind!

Seiner Volksgenoſſen Blut war's,
Das in ſeinen Schlachten floß;
Ueber italian'ſche Leichen
Spornt' er ſein gepanzert Roß.

Den Barbaren hat, den Feinden
Seines Lands er ſich geſellt,
Und vom Bürgerkriege ruht er
In des deutſchen Friedrichs Zelt.

„Streben muß man nach zwei Dingen
Ohne Unterlaß und Scheu:
Daß man ſtets mit Ehre lebe
Und den Freunden bleibe treu!“

Wich nicht Ezzelin vom Wahlſpruch,
Wenn er zu dem Kaiſer trat?
War's nicht ſeiner Ehre Makel,
Und am Vaterland Verrath?

Er, der mächtige Podeſta,
Schloß ſich an dem fremden Herrn,
Und er tröſtet ſich: „Geboren
Sind wir unter Einem Stern!

„Unglück bringt's, wenn man der Sterne
Wink ſich nicht gehorſam fügt!“
So mit aſtrolog'ſchen Träumen
Er ſein eignes Herz belügt.

Suchte man in ganz Italien
Und im weiten deutſchen Reich:
Ja! es war kein Paar zu finden,
Dieſen beiden Männern gleich!

Wie am Tag der Schlacht die Erſten
Durch des Armes Heldenkraft,
Waren eingeweiht vor Allen
Sie in Friedenswiſſenſchaft.

Unter blüh'nden Mandelbäumen,
Bei der Laute ſüßem Hall
Saßen ſie als Waffenbrüder,
Nicht mehr Kaiſer und Vaſall.

Oft im ernſten Schach ſie maßen
Ihres klugen Geiſtes Macht;
Oft in ſeltſam fremden Schriften
Laſen ſie die ganze Nacht.

Ausgebreitet wie ein Teppich,
Ihren Blicken offen lag,
Was der Orient an Schätzen,
Was das Abendland vermag.

Magier, Araber, Chaldäer
Ihre weiſen Meiſter ſind;
Lehrerin der Blumenſprache
Iſt ein ſchönes Türkenkind.

Was ſie ſprechen — nicht vernehmen
Darf's der Kirche lauernd Ohr;
Darum halten Saracenen
Immerdar die Wach' am Thor.

So wie dieſe keinen Dritten
Trug das weite Erdenrund;
Und es knüpfte das Geheimniß
Inniger noch ihren Bund.

Doch die Welt, der ſie entwachſen,
Untergang den Helden ſchwer;
Weh, wer über ſein Jahrhundert
Ragt mit ganzem Haupt hervor!

Der Kuß.

Lange ſpann ſich fort des Krieges
Blutig ungewiſſes Spiel,
Da erringt der kühne Ritter
Seiner Kampfes-Minne Ziel.

Padua, der Städte Fürſtin,
Die vor allen ſtark und reich,
Und um die er lang geworben,
Einem treuen Freier gleich;

Padua, die dieſen Werber
Bisher ſtolz und ſtreng verſchmäht,
Hat ſich endlich doch beſonnen
Und ihr Trotz zu Ende geht.

Sie erhört den Ungeſtümen
Und ſie ſagt nicht länger: Nein!
Ihre Schlüſſel übergab ſie;
Stattlich zog der Sieger ein.

Fröhlich, wie am Hochzeittage,
Leuchtet ihm das Angeſicht,
Und mit Jedem, der ihn grüßet,
Heut ein mildes Wort er ſpricht.

Wie ein Brautzug iſt die Kette
Reichgeſchmückter, ſchöner Frau'n,
Edler Herren, ſtarker Bürger,
Die ihn eingeholt, zu ſchau'n.

Wie beim Thor von Torreſelle
Angekommen iſt der Zug:
Da hält Ezzelin ſein Roß an,
Das ihn auf der Brautfahrt trug;

Nimmt den Helm von ſeinem Haupte,
Zu der Mauer er ſich bückt,
Und darauf mit bart'gem Munde
Hat er einen Kuß gedrückt.

Mancher ſah's mit leichtem Herzen:
„Wer mit Liebkoſung zieht ein,
Wird kein mürriſcher Gebieter,
Wird, wie Gäſte, freundlich ſeyn!“

Doch kopfſchüttelnd hat auch Mancher,
Schlimmes ahnend, dieß bedacht:
Daß der Kuß oft übel endet,
Der die Braut zur Gattin macht!

Wird geduldig und verſöhnlich
Dieſer Ehherr ſeyn, und mild?
Wird er ſtreicheln wohl und ſchmeicheln,
Der als Freier war ſo wild?

Groll, Verdruß und ſchlimme Launen
Uebertäubt der Hochzeit Braus;
Aber wenn verrauſcht die Feſte,
Triumphirt der Haß im Haus!

Ezzelin in Padua.

Wie ſo ſchnell der Honigmonde
Kurze Freudenzeit verſtrich!
Wie ſo bald die helle Sonne
Schwarzem Sturmgewölke wich!

Ezzelin in finſtern Stunden
Sich mit Unmuth drauf beſinnt,
Wie ſo lange Zeit vergebens
Er um dieſe Stadt geminnt.

„Lange hat ſie mich verhöhnet,
Nahm mich auf nun mit Verdruß;
Schwerlich wird ſie meine Herrſchaft
Länger dulden als ſie muß.

„Darum gilt's, zuvorzukommen
Ihrer Launen Uebermuth,
Und, ein wacker Arzt, zu kühlen
Ihr entzündlich heißes Blut.“

Seiner Stirne Wolken drohen
Padua ein bös Geſchick;
Groll und Haß ſind ſeine Winke,
Glüh'nde Eiferſucht ſein Blick.

Rings wähnt er ſich eingegarnet
Von Verſchwörung, von Verrath,
Und der Keim des falſchen Argwohns
Reift zur Frucht der blut'gen That.

Aus den Edeln nimmt er Geiſeln;
Sichern will durch ſolches Pfand
Er die zweifelhafte Treue,
Und zerreißt der Liebe Band.

Kühnheit, die nach Freiheit dürſtet,
Will erſticken er im Blut;
Doch mit ſeinen Henkerthaten
Gießt er Oel nur in die Glut.

Aufs Schaffot die Feinde ſchickt er,
Aber neue ruft er wach:
Jedem abgeſchlagnen Haupte
Wuchs ein doppeltſtarkes nach.

Glücklich ſind, die ſich geflüchtet!
Stiller wirds in Padua;
Auf des Zwingherrn Wink zertrümmert
Liegen die Paläſte da.

Heiterkeit und Freude welken,
Das Vertrauen iſt verdorrt;
Aengſtlich auf den bleichen Lippen
Abgewogen wird das Wort.

Wenn vom Haß verfälſcht das Auge,
Fehlt der Grund zum Argwohn nicht,
Und verdächtig iſt ein frohes
Wie ein trübes Angeſicht.

Nicht dem eignen Sohn der Vater,
Nicht der Mann der Gattin traut;
Tödtlich durch granitne Mauern
Des Verdachtes Auge ſchaut.

Wenn ſich Freunde wo verſammeln,
Wird geheimer Bund erſpäht;
Ueber tück'ſchem Morde brütet,
Wer für ſich und einſam geht.

An der Paduaner Zinnen
Brütet keine Schwalbe mehr,
Und im Lenz von Nachtigallen
Bleiben alle Haine leer.

Wie Matroſen auf dem Schiffe,
Wenn es dem Verſinken nah,
So berauſcht in der Verzweiflung
Todeskelch ſich Padua.

Von der Hoffnung abgeſchnitten
Sind ſie, wie auf ödem Meer;
An den Mauern ſteht, den Thoren,
Ezzelin's Barbarenheer.

Aber Er, wenn er die Kerker,
Wenn er ſättigt das Schaffot,
Rühmt: die böſe Welt zu ſtrafen,
Sey er eingeſetzt von Gott.

Jene frühern Worte machte
Wahr jetzt ſeine Tyrannei:
Daß im Traum begangne Thaten
Nicht von Strafe bleiben frei!

Friedrich im Bann.

An dem Tage, wo in Trauer
Sich die Chriſtenheit verhüllt,
Wo des Menſchenſohnes Sterben
Jede Bruſt mit Wehmuth füllt:

Wo der Knecht der Knechte Gottes
Spricht den Segen über Rom:
Strömet alles Volk zuſammen
In St. Peters weiten Dom.

Von des heil'gen Vaters Munde
Wird der Gläub'ge benedeit,
Aber an den milden Segen
Sich des Fluches Schrecken reiht.

Alle Seelen, welche trotzig
Noch verſchmähen ihren Gott,
Die noch jetzt den Menſchgewordnen
Kreuzigen mit ihrem Spott:

Alle, die entſtammt dem Volke,
Das ans Kreuz den Heiland ſchlug,
Alle Seelen, die umgarnt hält
Mahomet mit ſeinem Trug:

Alle, die der Kirche Einheit
Zu zertrennen ſind bemüht,
Die die reine Lehre ſchänden
Mit böswilligem Gemüth:

Alles was da nicht im Namen
Chriſti ſich ums Heil bewirbt,
Gibt er preis den ew'gen Flammen
Und dem Wurme, der nicht ſtirbt.

Sie zu hegen iſt verpönet,
Sie zu tödten iſt erlaubt;
Aller Zorn der Elemente
Wird beſchworen auf ihr Haupt.

Wenn er Juden, Türken, Ketzer
So verdammt zur ew'gen Pein:
Stimmt das Volk mit lautem Amen
In die Maledeiung ein;

Doch als den geſalbten Kaiſer
Den Verfluchten er geſellt
Das erhabenſte der Häupter —
Ihn, den höchſten Herrn der Welt —

Da durchrieſelt alle Herzen
Ein geheimer Schauer tief,
Und die Zunge ſtockt im Munde,
Daß nicht Einer Amen rief.

Aber hundert Boten ſatteln
Ihre Roſſe unverweilt,
Und im Flug die arge Kunde
Durch Europa's Länder eilt.

Da erbleichte manche Wange,
Die zuvor war friſch und roth;
Mancher ſang das Lied des Papſtes,
Der gegeſſen Friedrichs Brod!

Da zerſprang das Band der Treue
Wie ein morſcher Faden bricht,
Weil das Wort des heil'gen Vaters
Auslöſcht des Gehorſams Pflicht.

Wie ein ſeltſam grauſig Wunder
Stehet der Verfluchte da;
Wird ſein Athem nicht vergiften,
Gleich der Peſt, wer ihm tritt nah?

Ezzelin ſteht unerſchrocken,
Als den Kaiſer traf der Bann;
Keinen Schritt von ſeiner Seite
Tritt zurück der kühne Mann.

Theilt die Galle mit dem Freunde,
Wie des Glückes Honigſeim,
Des Gebannten ſchöne Tochter
Führt als ſeine Braut er heim.

Lächelnd ſpricht er: „welch ein Abſcheu
Mag ich jetzt den Pfaffen ſeyn,
Daß Selvaggia ich, der Liebe
Kind, mich unterſtand zu frei'n!

„Aber wohl des Haſſes kundig,
Der mir droht, hab' ich gewählt,
Und mit des verfluchten Vaters
Sündentochter mich vermählt.“

Kaiſer Friedrichs Tod.

Heitre Briefe ſendet Friedrich
Seinem tapfern Eidam oft;
Ob beſchwert vom Bann der Kirche,
Kecklich doch er kämpft und hofft.

Schrieb ihm mit gewandter Feder
Bald von ſeiner Falken Flug,
Bald wie er die Saracenen
In Siciliens Ebnen ſchlug;

Auch, wie er beim Saitenſpiele
Von der Laſt der Krone ruht,
Und wie ſanft des Friedens Labung
Kriegesmüden Gliedern thut.

Doch in ſeinem Königreiche
Hält der Kaiſer immer ſich,
Und er ſchrieb: „mit den Lombarden
Fecht' und ſiege du für mich!“

Eine Stadt iſt's, der der Kaiſer
Klug vermeidet je zu nahn,
Denn es zeigen an die Sterne,
Daß dort ende ſeine Bahn!

Vor Firenze ſie ihn warnten,
Und ein Uebrig's thut er gern:
Weil ſie oft mit Namen ſpielten,
Blieb er auch Faenza fern.

Doch in Firenzuola weilt er
Unvorſichtig eine Nacht,
Und hier hat den Hohenſtaufen
Ueberraſcht des Schickſals Macht.

In Jahrhunderten erbeutet
Nicht der Tod ſolch edeln Raub;
Doch der Ruhm, die Erbſchaft fordernd,
Läßt dem Grabe nur den Staub.

Eine Stirn, von Bann und Kronen
Wund, der Zukunft Glorie ſchmückt;
Noch im Sarge wächſt der Rieſe,
Welchen ſeine Zeit erdrückt.

Alle Ghibellinen wanden
Um den Helm den Trauerflor;
Doch die Guelfen heben muthig
Ihr gebeugtes Haupt empor.

Ezzelin beweint im Herzen
Kaiſer, Vater, Freund und Hort;
Aber von des Helden Lippe
Hörte man kein klagend Wort.

Jetzt nicht mehr des Kaiſers Ritter,
Frei auf eigne Fauſt er kämpft,
Und den Uebermuth der Guelfen
Er mit neuen Siegen dämpft.

„Nicht ein gleiches Schickſal,“ ſpricht er,
„Rafft mich hin mit meinem Herrn,
Wie ich wähnte; nein! des ſeinen
Glanz verſtärkt jetzt meinen Stern!“

Und gefürchteter als nimmer,
Glücklicher im Kriegesſpiel,
Jagt er nach in raſchem Laufe
Seinem langerſehnten Ziel.

Mit inbrünſtiger Begierde
Hält er Einen Wunſch umfaßt:
Seines Landes Herr zu werden,
Welches er zerſtört und haßt!

Des Auguſtes durſt'ge Sonne
Iſt die Amme ſeiner Wuth;
Abendröthen, Morgenröthen
Dünken ihn ein Meer von Blut.

Aber Nachts, wenn Traum und Schlummer
Seine müde Schaar umzieht,
Wenn er raſtet, wider Willen,
Weil ihn ſelbſt die Ruhe flieht:

Da gedenkt er oft des Todten,
Und die Hand er nach ihm ſtreckt,
Der in ihm die letzten Funken
Beſſerer Natur geweckt.

Deſſen Aug' er, deſſen Tadel
Mehr geſcheut als Kirch' und Bann,
Der allein den Zoll der Ehrfurcht
Seinem Geiſt noch abgewann.

Einſam iſt er jetzt geworden;
Legt den Panzer nimmer ab,
Sich an Freundesbruſt zu ſtürzen —
Bis er ſteigen wird in's Grab.

Ja! mit Ezzelin's Pannieren
Fliegt des Kaiſers Siegesglück,
Doch kein Strahl von Friedrichs Gnade
Blieb in ſeiner Bruſt zurück.

Ehmals war des Kaiſers Spiegel
Seine herrliche Geſtalt —
Jetzt iſt er des Todten Schatten —
Schwarz, empfindungslos und kalt.

Der Weih.

Nach des Krieges Eiſenklange
Wird es einmal wieder ſtill;
Ezzelin heißt Roſſe gurten,
Weil er heute jagen will.

Marz war's; alle Baume blühen,
Köſtlich blau der Himmel glänzt,
Und das Feld, das oft zertretne,
Sich mit neuen Saaten kränzt.

Allen dringt wie edler Balſam
In die Bruſt die warme Luft,
Die, gleich einer morgenland'ſchen
Fürſtin, aushaucht ſüßen Duft.

Muth'ger unter ſeinem Reiter
Sich das Roß, das freud'ge, baumt;
Lebenskraft in jedem Herzen,
Wie der Wein im Becher, ſchäumt.

Iſt auch Ezzelin der Panzer
Weggeſchmolzen von der Bruſt?
Milder quillt vom Mund die Rede
Und im Auge dammert Luſt.

Manches Dichterwort ertönet,
Manch anmuthiger Geſang
Kräftig in die blaue Luft ſich
Von der Ritter Lippen ſchwang.

Könnte man die Blumen ſammeln,
Die ſie fröhlich ſtreuten aus:
Von den welſchen Dichtergarten
Wär' es traun ein ſchöner Strauß!

Einen Weihen ſah man ſchweben
In dem blauen Himmel tief,
Faſt zum ſchwarzen Punkt geſchwunden —
Und der Jager Einer rief:

„Weh der Tauben ſchwachem Volke,
Wenn der Weih, der Wütherich,
Wie der Blitz aus einer Wolke
Stürzt auf ihre Flüge ſich!

„Jager! dießmal aus Erbarmen
Auf die Sehne leg' den Pfeil!
Denn du ſchaffeſt ſo den Armen,
Den Tyrannen tödtend, Heil!“

Kaum iſt dieſes Wort geſprochen,
Wendet Ezzelin ſein Roß,
Heimwärts mit verhängten Zügeln
Eilt er, und ihm nach der Troß.

„Bleibt ihr Herr'n und nehmt ein Frühſtück,
Eh' ihr von mir reitet fort!
Von dem Weihen und den Tauben
Sprach' ich gerne noch ein Wort!“

Schergen, Folterknechte kommen
Grinſend, bleich von Angeſicht;
„Selbſt erklärt jetzt euer Räthſel!
Langes Rathen lieb' ich nicht!“

Alſo Ezzelin und winket;
Und der Martern Eiſenzahn
Zwingt den Jäger nachzulallen,
Was ihm vorſagt blinder Wahn:

Daß die Paduaner — Tauben,
Und daß Ezzelin — der Weih,
Daß er ſelbſt der Schütz im Liede
Mit dem Todespfeile ſey;

Zwingt ihn, daß er Mitverſchworne
Neue, immer neue nennt,
Weil der Rachedurſt des Wüthrichs
Unerſättlich lechzt und brennt.

Aus dem Jagen ward ein Schlachten,
Aus dem Waidruf Schmerzgeſchrei;
Ueber Männer, ſtatt der Tauben,
Hat den Tod gebracht der Weih.

Schande dem Deſpotenmuthe,
Der ſo feig iſt zum Verdacht,
Daß der Schatten eines Sängers
Ihn erbleichen, zittern macht!

Wehe der Deſpotenſeele,
Der nicht Bild, nicht Wahrheit taugt!
Die aus heitern Dichterblumen
Gift nur des Verbrechens ſaugt!

Der Aſſaſſine.

„Jener Mann in fremder Kleidung,
Warum drängt mit ſolcher Haſt
Er in dieſer frühen Stunde
Sich in Ezzelins Palaſt?

„Iſt's ein Bettler nur, der Hülfe
Von dem Mächtigen begehrt?
Iſt's ein Stern- und Zeichendeuter,
Der vom Lügen ſich ernährt?

„Oder hat vielleicht auf Kundſchaft
Ezzelin ihn ausgeſchickt?
Meldet er mit flinker Zunge,
Was ſein kluges Aug' erblickt?“

So beſprachen ſich die Wachen,
Zweifelnd ſehen ſie ihm nach;
Mit entſchloßnen Schritten trat er
Ein in Ezzelins Gemach.

Aber der Soldaten Einer
Sah, wie unter dem Gewand
An die Bruſt von Zeit zu Zeit er
Prüfend fühlte mit der Hand.

Plötzlich auf den Fremden ſtürzt er,
Wie er lauernd ſteht im Saal,
Und erbeutet, mit ihm ringend,
Einen ſcharfen, blanken Stahl.

Ezzelin die Waffe zeigt er,
Damaſcirt, mit goldnem Griff:
„Glaubſt du, daß für deinen Buſen
Dieſen Dolch der Mörder ſchliff?“

Doch in einer fremden Sprache
Mit ſich ſelbſt der Fremde ſpricht,
Und der Folterkammer Qualen
Löſen ihm die Zunge nicht.

„Nun ſo laßt die Sphinx denn braten,“
Spottet Ezzelin — es flammt
Hoch der Holzſtoß bald, wozu er
Dieſen Stummen hat verdammt.

Doch im Volk entſteht ein Flüſtern,
Als er mit getroſtem Muth,
Nicht erblaſſend, trunknen Auges,
Aufrecht ſtehet in der Glut;

„Schaut wie er ſo zuverſichtlich
Aufwärts in den Himmel blickt!
Dieſen Mörder hat der Alte
Von dem Berge hergeſchickt!“

Wie ward ſolches kund im Volke?
Ja, ein Aſſaſine war's,
Der ſich auf die Seligkeiten
Freut des himmliſchen Bazar's.

Die er einmal nur auf Erden,
Aber allzukurz, geſchmeckt,
Wie in einem Traum, daraus er
Ward zu Müh' und Noth erweckt.

Jener Traum hat ihn getragen
In ein zauberhaft Revier —
Leuchtender Smaragd die Erde,
Und der Himmel ein Sapphir —

Durch die Seele zogen Töne,
Wie durchs Abendroth der Schwan,
Seinen Geiſt Entzücken wiegte,
Wie die blaue Fluth den Kahn;

Schwarzgelockte Mädchen boten
Roſen ihm, Sorbet und Wein —
Und in ihren weichen Armen
Schlief berauſcht von Luſt er ein.

Und erwacht — da war verſchwunden
All die Luſt, die ihn entzückt,
Die ihn einſt, der Welt entnommen,
Neu im Paradies beglückt.

Jetzt hüllt jener Traum in Honig
Ihm des Todes Wermuth ein,
Träufelt kühlen Balſam nieder
In die heiße Flammenpein.

Möchtſt du, Ezzelin! nicht tauſchen
Mit dem Mann, den du verdammt,
Du, dem eine Glut im Herzen?
Zehrend wie der Holzſtoß, flammt!

Du, dem bitter ward die Wahrheit,
Dem des Traums Geſpinnſt zerriß!
Der du mit des Haſſes Fackel
Tobeſt durch die Finſterniß!

Die Verſchwörung.

Oft, vom Geiſt des Weins geſchmeichelt,
Leget ſich Tyrannenwuth;
Ezzelin ſaß bei den Bechern,
Und er tafelt wohlgemuth,

Tafelt bei zwei reichen Brüdern,
Die im wohlbeſtellten Haus
Mit Muſik und luſt'gen Gauklern
Ihn vergnügen nach dem Schmaus.

Manchen wundert, daß ein Biſſen
Ezzelin noch munden kann,
Denn nach ihrer ſichern Rechnung
Iſt er ein verlorner Mann.

Feſter ſie die Meſſer faſſen
Als zum Fleiſch zerſchneiden noth,
Und ſie harren auf das Zeichen,
Das für Ezzelin heißt: Tod!

Aber Pietro zögert immer,
Eh das weiße Tuch er zieht;
Eine Stunde um die andre,
Spottend ihrer Feigheit, flieht.

Den Genoſſen der Verſchwörung
Wird es bang um ihre That;
Ahnen, daß in ihrer Mitte
Eingeſchlichen der Verrath.

Jetzt tritt Ezzelin ans Fenſter
Und den Brüdern ruft er: „ſchaut,
Wie, von eurem Thurme flüchtend,
Euer Storch dort drüben baut!

„Macht euch nicht das Zeichen bange?
Locket ihr ihn nicht zurück?
Wem der Storch vom Hauſe ziehet,
Auf die Neige geht deß Glück!“

Seltſam ſchau'n ſich an die Gäſte —
Da herein bricht eine Schaar:
„Herr, in Padua fliegt die Kunde,
Daß dein Leben in Gefahr!“

Ezzelin mißt Wirth' und Gäſte
Mit dem fürchterlichen Blick,
Der aus ſich, wie eine Spinne,
Webt ein tödtliches Geſchick.

Greifen heißt er die Beſtürzten; —
„Ha, wozu beim Freudenmahl
Unter euren Sammetkleidern
Trugt den Harniſch ihr von Stahl?

„Weiter nicht bedarf es Zeugniß!
Sparet jedes Lügenwort!
Ungeſäumt zum Tod des Beiles
Führet die Banditen fort!“

Doch Giordano's, Pietro's Mutter
Stürzt verzweifelnd in den Saal:
„Ezzelin, verſchone Pietro!
Bei des Heilands Wundenmal!

„Weh, des eignen Sohns Beginnen
Ruft der Mutter Sünde wach,
Und entreißt der bangen Seele
Das Geheimniß ihrer Schmach!

„Ezzelin! an welche Stunde
Mahnt dich dieſer goldne Ring?
Was hat dir das Weib gegeben,
Das von dir den Reif empfing?

„Ezzelin, zur Fabel wirſt du
Und zum Abſcheu aller Welt,
Wenn das Haupt des eignen Sohnes
Jetzt von deinem Winke fällt!“

Und ſich ſelbſt im Jüngling ſuchet
Und erkennet der Tyrann,
Grimm'ger nur, daß er die Mutter
Nicht der Lüge zeihen kann.

„Er mein Sohn? Ha, einen Erben
Wünſcht' ich ſchon ſo lange mir!
Und jetzt ſpottet mein die Hölle,
Daß ich ihn muß finden hier!

„Hier wo er des Dolches Spitze
Gegen ſeinen Vater kehrt,
Und mit einem Meuchelmorde
Sein erlauchtes Blut bewährt!

„Leben ſoll er! aber ruhmlos
Sey ſein Arm! Die Seele feig!
Losgeriſſen von dem Stamme
Als ein unfruchtbarer Zweig!

„Fort von hier! und Fluch ihm, wenn er
Je ſich als mein Sohn bekennt,
Fluch ihm, wenn das Haus Romano
Jemals ſeine Zunge nennt!“

Doppelt vaterlos, verſtoßen,
Durch die Straßen, die getränkt
Seines Bruders Blut, zieht Pietro,
Tief von Schmach das Haupt geſenkt.

Was hielt ſeine Hand gefeſſelt,
Daß ſie nicht das Zeichen gab?
Daß, des ſchlimmen Vaters ſchonend,
Er den Bruder ſtürzt' ins Grab?

In ſo böſer Zeit verlieret
Auch des Geiſtes Aug' die Spur,
Und ein Räthſel bleibt: ob's Feigheit,
Ob's das Grau'n war der Natur?

Anſediſio in Padua

Ezzelin kann nicht in Padua
Weilen mehr, vor'm Blutgeruch;
Ein zog er mit einem Kuſſe,
Aus zieht er mit einem Fluch.

Auf dem blutbeſpritzten Steinen
Oft der Fuß der Krieger glitt,
Die zertrümmerten Paläſte
Hemmen ſeiner Roſſe Schritt.

Als der Zwingherr fortgezogen,
Athmete die Stadt nicht leicht,
Wie ein aufgewachter Schläfer,
Wenn der blei'rne Alp entfleucht?

Weh! ſchier Wittwen ließ und Waiſen,
Kinderloſe nur er dort!
Tauſende von Vätern, Brüdern,
Gatten, Söhnen ſchleppt er fort.

Und dort ließ er ſeinen Neffen
Anſediſio. — Wie mag,
Wenn der Fuchs beſtallt den Marder,
Freude ſeyn im Taubenſchlag!

Schlimm iſt's, wenn mit eignen Händen
Ein Tyrann die Zügel lenkt;
Schlimmer, wenn dem Stellvertreter
Er vertrauend Vollmacht ſchenkt!

Denn, wen ſtreng und eiferſüchtig
Des Deſpoten Blick bewacht,
Muß mit fremdem Gold und Blute
Selbſt ſich löſen vom Verdacht.

Argwohn wecket jede Botſchaft,
Die nicht neue Frevel klagt;
Treulos iſt, wer mild mit Tinte
Statt mit Blut zu ſchreiben wagt.

Ha! wie trefflich Anſediſio
Seines Oheims Sinn errieth,
Wenn ein Todesloos ums andre
Er aus ſichrer Urne zieht!

Wenn auf ſchwarzem Roß ein Bote
Weg von Padua's Thoren zog,
Wenn mit Ezzelins Befehlen
Heim er von Verona flog:

Immer war's ein Todesrabe;
Seine letzte Stunde ſchlug
Manchem mit den Blutbefehlen,
Die der Reiter bei ſich trug.

Rechnen ließ ſich's leicht, wie oft er
Fliegen noch muß hin und her,
Bis Verona und bis Padua
Zählen keinen Bürger mehr!

Der Kreuzzug.

Durch Italien ziehen Mönche,
Schlecht verhüllt von grobem Tuch;
Jammer iſt in ihrer Seele
Und auf ihrer Lippe Fluch;

Ausgeſendet ſind die Männer
Von des heil'gen Vaters Stuhl,
Eine Seele zu verdammen
In der Hölle Schwefelpfuhl:

Ezzelin — auf ihn ergießet
Sich der Kirche bittrer Zorn —
Der den Seelen iſt ein Greuel,
Und den Augen iſt ein Dorn.

„Eines wilden Thieres Seele,“
So der Mund der Pred'ger ſpricht,
„Birgt ſich unter dieſes Scheuſals
Menſchengleichem Angeſicht.

„Ausgelöſcht aus ſeines Herzens
Tafeln hat er längſt das Recht;
Seine Wildheit ſchont kein Alter,
Und er ehret kein Geſchlecht!

„Aerger als Hyänen, mordet
Er nicht die Gebornen nur;
Er verfolgt mit ſeinem Haſſe
Die erſchaffende Natur.

„Unbegnügt mit der Lebend'gen
Blut, vernichtet und erwürgt
Selbſt den Keim er, der die Dauer
Unſeres Geſchlechts verbürgt.

„Die verſtockt der heil'gen Kirche
Süßem Locken bieten Trutz:
Den verdammten Ketzern läßt er
Angedeihen Schirm und Schutz.

„Und das Sacrament der Ehe,
Das geheiligt unſer Gott,
Dem ſich ſelbſt die Heiden beugen:
Schändet und verſchmäht ſein Spott.

„Von der Erde weggetilget
Werde des Verruchten Spur!
Ihn bekämpfe mit dem Kreuze
Jede gläub'ge Creatur!

„Dieſen Wüthrich zu bekriegen
Bringt dem Chriſten gleichen Lohn,
Als ob er das Grab gewonnen,
Drin geruht Maria's Sohn!

„Alle Ketzer nimmt die Kirche
Wieder auf in ihre Huld,
Wenn ſie, Ezzelin bekämpfend,
Reuig büßen ihre Schuld!“

So in den ital'ſchen Städten
Schüren ſie des Eifers Glut,
Und ein Kreuzheer rückt zu Felde
Mit der Fahne, roth wie Blut.

Philipp von Ravona führet,
Der Legat, St. Peters Heer,
Ritter ſammeln ſchnell und Krieger
Um's erhobne Kreuz ſich her.

Und voran den Kriegern allen
Zieht von Mönchen eine Schaar,
Die mit unbeſchützten Leibern
Sich den Waffen bieten dar.

Mit erhobner Stimme ſinget
Laut das Heer den Kreuzgeſang,
Und es wird bei dieſen Tönen
Allen, die ſie hören, bang.

Unaufhaltſam los auf Padua
Wälzet ſich des Krieges Sturm,
Laien fechten dort und Pfaffen
Bei den Thoren und am Thurm.

Die vom Orden Benedetto's,
Die geweiht dem heil'gen Franz,
Pred'germönche, Graue, Weiße,
Buhlen um den Martyrkranz.

Mit gewicht'gem Sturmbock ſchmettern
Jach die Stürmenden an's Thor;
Pech und Oel und Schwefel ſchleudern
Flammend die Beſtürmten vor.

Und der Sturmbock ſteht in Flammen —
Doch das Thor auch plötzlich brennt,
Welches ſchützend noch die Städter
Von den Stürmenden getrennt.

Da entſank der Muth zum Kampfe
Plötzlich Anſediſio —
Eine Stadt, in Flammen ſtürzend,
Nahm er ſich zum Schild und entfloh.

Siegreich durch geſprengte Thore
Ziehet ein St. Peters Heer;
Ihre Beute geben wieder
Die gefüllten Kerker her.

Aber ſind dieß noch die Krieger,
Die für Gott zu Felde ziehn?
Sind es Räuber der Abbruzzen,
Welche vor dem Mammon knie'n?"

Fragen dieſe Streiter Chriſti
So entbrannt nach ird'ſchem Gold?
Wühlen auf den Grund der Gräber
Und der Kirchen ſie — um Gold?

Macht nicht ſchamroth ſie das rothe
Kreuz auf Schultern und auf Bruſt?
Büßen ſie für ihre Sünden,
Wenn ſie büßen ihre Luſt?

Aermer ward in dieſen Tagen
Durch die Plündrung Padua,
Denn ſie war, wie ſie verwüſtet
Sank, vom Hunnen Attila;

Als das Volk vom Leichenplatze
Seiner Häuſer wich zurück,
Und jenſeits des Fluſſes Padua
Stieg verjüngt zu neuem Glück.

Doch ſie freuen ſich und jubeln,
Ihres Guts und Golds beraubt —
Schwebet doch das Schwert am Faden
Nicht mehr über ihrem Haupt!

Des Kreuzheeres Unglück.

Siegesfreudig bei Longara
Hält das Heer St. Peters Raſt;
Und es lockt die reiche Beute
Noch herbei manch neuen Gaſt.

Alberich ſelbſt von Romano
Kam auf des Legaten Wort,
Aber ungern ſehen Viele
Des Verdammten Bruder dort.

Reichlich hier mit Trank und Speiſe
Sich das Kreuzesheer erquickt,
Denn es haben Stadt' und Dörfer
Leckern Proviant geſchickt.

Und im Berg iſt eine Höhle,
Dehnt ſich meilenweit hinein;
Darin bleibt, im Herbſt verwahret,
Köſtlich kühl der ſüße Wein.

Viele kühne Forſcher drangen
In der Höhle dunkeln Bauch,
Und gehoben ward ans Tagslicht
Manches Faß und mancher Schlauch.

O wie mundet dem Legaten
Und den Kriegern dieſer Trank!
O wie thauten auf die ſtrengen
Herzen zu manch luſt'gem Schwank!

Auch die frommen Ordensbrüder,
Die im Kampf' an Padua's Thor,
Mächtig mit dem Sturmbock ſchmetternd,
Leuchteten dem Heere vor:

Fröhlich nehmen jetzt die Kutten
Bei den Panzern ihren Sitz,
Und beſtürmen mit gefüllten
Humpen ihren eignen Witz.

Aber plötzlich ward die Freude
Und die Zuverſicht zerſtört.
Eine Kunde, welche ſauer
Ihren Wein macht, ward gehört:

„Ezzelin, der Fürſt der Ketzer,
Mit gewalt'ger Kriegsmacht kommt,
Der Tyrann, dem zu begegnen
Keinem Streiter noch gefrommt!“

Nicht des Marſchalls Winke galten,
Nicht mehr des Legaten Wort;
Gleich geſcheuchten Tauben flattern
Alle noch halb trunken fort.

Schwer war's, Ezzelin beſtehen!
Wie mit ſeinem Heer er naht
Ward St. Peters Truppe flüchtig,
Ward gefangen der Legat.

Ezzelin war guter Laune,
Weil das Glück des Siegs ihn krönt;
Er bewirthet den Gefangenen,
Den mit bitterm Spott' er höhnt:

„Löſt doch meiner Seele Zweifel!
Iſt es möglich, daß ein Chriſt,
Der des heiligen Petrus Streiter,
Ein habgier'ger Räuber iſt?

„Warnet ihr nicht eure Leute,
Oder blieben ſie euch taub,
Daß ſie nicht den Paduanern
Wiedergaben ihren Raub?“

Der Legat darauf: „Verſtändig
Biſt du, Ezzelin, und weißt,
Daß die Kirche Frevel meiden,
Und nicht rauben, plündern heißt;

„Weißt auch, daß das Wort der Strafe
Nicht muthwillig, ohne Grund
Ueber dich, den Widerſpenſt'gen,
Ausgeſprochen hat ihr Mund.

„Jene Plündrer folgten böslich
Ihres Herzens ſchnöder Gier;
Sie auch trifft einſt die Vergeltung,
Wie ſie ſchwebet über dir!“

So beſprachen ſich in Brescia
Ezzelin und der Legat
Ueber Tiſch; zum Kerker wieder
Führt den Prieſter ſein Soldat.

Die Vorbedeutungen.

Auf und ab noch ſchritt im Saale
Ezzelin in jener Nacht,
Weil Bewegung nach der Mahlzeit
Ruhiger den Schlummer macht.

Auf die Purpurdecken nieder
Streckt er ſich, vom weichſten Flaum;
Aber dennoch ſtört den Schlummer
Des Vorſichtigen ein Traum.

Auf der Jagd, ſo ſchien's ihm, war er
In der Treviſaner Mark;
War von Sonnenglut und Faſten
Schwach und müde bis in's Mark.

Da gebot der Schaar der Diener
Sein gefürchtet Herrſcherwort:
Daß die Mahlzeit und das Lager
Sie bereiten ſollten dort.

Doch wie haben ſie erfüllet
Das Gebot des ſtrengen Herrn!
Warum ſpannten ſie das Zelt ihm,
Deckten ihm den Tiſch ſo fern?

Soll er Tage lang noch reiten
Tief ins Herz der Lombardei
Bis Sonzino, faſt verlechzend
Jetzt ſchon von der Jägerei?

Seine Seele noch im Traume
Ein unbänd'ger Zorn erfaßt,
Und er fahrt mit Zähnenknirſchen
Von dem Lager auf voll Haſt;

Seine dunkeln Augen rollen,
Seine blaſſe Lippe bebt,
Und ein Blutbefehl auf ſeiner
Todesſchwangern Zunge ſchwebt.

Doch vom Aug' wiſcht er den Schlummer,
Aus der Seele ſich den Traum;
Er, deß Bibel ſonſt das Traumbuch,
Gibt jetzt keiner Ahnung Raum.

Doch des Zornes Feuer flackert
Neu empor beim Morgenbrod,
Als ein Diener zitternd meldet:
„Deine Elſter, Herr, iſt todt!“

Als er einſt vor vielen Jahren
In den Kampf gen Feltri zog,
Dieſer Vogel auf die Stange
Seiner Fahne niederflog.

Greifen ließ er ſich mit Händen,
Wie ſchon lange kirr und zahm;
Ezzelin auf ſeinen Zügen
Immerdar ihn mit ſich nahm.

Wie ein Donnerſchlag die Kunde
Des Tyrannen Seele trifft:
„Ließt ihr,“ rief er, „ihn verhungern,
Oder gabet ihr ihm Gift?

„Aber die ſoll's wenig nützen,
Die dem Vogel nachgeſtellt!
Keines meiner grauen Haare
Darum meinem Haupt' entfällt!

„Stirbt ein Kaiſer — iſt's ein Jammer,
Stirbt ein Vogel — ſo iſt's ſchad;
Doch nicht Kaiſer und nicht Elſter
Hemmen meines Schickſals Rad!“

Der Zug nach Mailand.

Seine Kriegsgenoſſen ſammelt
Ezzelin zu neuem Zug;
Wagen will der graue Geier
Noch den allerkühnſten Flug.

Sorgſam er zuerſt erkundet
Seiner Aſtrologen Rath,
Und ſie deuten ihm die Stunde,
Welche günſtig großer That.

Gerhard iſt's, von Sabloneta,
Welcher auf des Himmels Stand,
Auf der Sterne Influenzen
Mehr als Alle ſich verſtand.

Alles hat er ſcharf erwogen:
Grad des Schützen Herrſchaft war's;
In der Jungfrau ſtand die Sonne,
Und im Löwen ſtand der Mars.

Eins doch hat er nicht beachtet:
Daß im gift'gen Skorpion
Luna, die gewalt'ge, nahe,
Aufgeſchlagen ihren Thron.

In die Lombardei hinunter
Wälzet ſich der Schaaren Lauf;
Setzt Milano's ehrne Krone
Ezzelin vielleicht ſich auf?

Aber die ihm Freund geweſen,
Boſo und Pallavicin
Waffnen jetzt, gekränkt, mißtrauend,
Selbſt ſich wider Ezzelin.

Jene Tage ſind vorüber,
Wo er Städte überraſcht;
Ihm entflieht die laun'ſche Göttin,
Die man nur am Stirnhaar haſcht.

Wie er auf die Stadt will ſtürzen
Und verwegen vorwärts dringt,
Merkt er nicht, wie um ihn ſelber
Sich ein Netz zuſammenſchlingt.

Ihn umſtellen wache Feinde,
Wie im Wald das borſt'ge Schwein,
Jeden Ausweg ihm verlegend,
Schlaue Jäger kreiſen ein.

Selbſt die feſte Addabrücke,
Welche ſeinen Rückzug ſchirmt,
Ward vom Ungeſtüm der Feinde,
Wie er ſorglos ſchlief, erſtürmt.

Aufgeweckt — die Todesſichel
Schwingt er hoch mit ſtarkem Arm,
Und er hat ſchon von der Brücke
Faſt verdrängt den Feindesſchwarm:

Als ein tück'ſcher Pfeil ihm plötzlich
In das Fleiſch des Fußes fuhr;
Seine zitternd weiße Feder
Farbt des dunkeln Blutes Spur.

Nicht er ſelbſt, der kühne Ritter,
Ob dem jähen Schmerze wankt,
Doch der Muth von ſeinen Völkern
Gleich als vom Scirocco krankt.

Bitter iſt es ſeiner Seele,
Daß zurück er weichen muß;
Tiefer, als das Eiſen eindrang,
Bohrt ins Herz ihm der Verdruß.

Doch nicht unterliegt dem Unfall
Seine Seele, feſt geſtählt;
Hoch zu Pferd am andern Morgen,
Gram und Wunden er verhehlt.

Und mit allen ſeinen Schaaren
Angeſichts der Feinde, ſetzt
Er durch eine Furth des Fluſſes,
Ungehindert, unverletzt.

Auf dem reichgeſchmückten Schlachtroß
Sah in ſichrer, ſtolzer Ruh
Er dem Uebergang, den Feinden
Seinen Rücken kehrend, zu.

Aber wie vom Berg die Bäche
Stürzen regenſchwer ins Thal,
Brechen der Lombarden Züge
Ein auf Ezzelin zumal.

Unverzagt, den Sieg verheißend,
Theilt er aus zum Streit das Feld,
Und Italien zittert, angſtvoll
Harrend, wie der Würfel fällt.

Doch des Ritters Hoffnung knicket,
Wie die Schaar von Brescia
Mit geſenktem Speer hinüber
Er zum Feinde reiten ſah.

Dichter ſtets wird das Gedränge
Nicht zum Fechten iſt mehr Raum;
Lebe wohl, Italiens Herrſchaft!
Fahre hin du ſtolzer Traum!

Von den Meiſten ſchon verlaſſen,
Ganz von Waffen eingeengt,
Weicht er fechtend, mit dem Feinde
Schon in Einen Strom gemengt;

Bis von wiederholten Streichen
Auf das Haupt, des Helmes baar,
Er zur Erde niederſtürzet,
Wie ein flügellahmer Aar.

Hoch auf jauchzten die Lombarden,
Als der wunde Ritter fiel;
Erſt durch ſeinen Sturz gewonnen
Iſt das ungewiſſe Spiel.

Am Gefallnen möchten ſtillen
Tauſende der Rache Wuth,
Wie die Meute lechzend trinket
Des gefällten Wildes Blut;

Aber grauſam gnädig ſchützen
Den geſtürzten Ezzelin
Seine alten Bundsgenoſſen,
Boſo und Pallavicin.

Wie ſie Ezzelin gerettet
Einſt aus Nöthen, eingedenk,
Lohnen ſie ihm mit des Lebens
Unwillkommenem Geſchenk.

Nach Sonzino ſie ihn führen
Als Gefangenen in der Nacht;
Köſtlich wird doch dem Erjagten
Mahl und Bett zurecht gemacht.

Nicht ein böſer Traum mehr iſt es,
Draus ſein eigner Zorn ihn weckt!
Nicht die Diener — ſeine Sieger
Haben ihm den Tiſch gedeckt!

Gerhard auch von Sabioneta
Heute ſeinen Ruhm verlor,
Weil den giftig tück'ſchen Stachel
Schoß der Skorpion hervor.

Ezzelins Tod.

Aerzte, tieferfahrne, ſtehen
Um des Wunden Bett herum;
Kohlen gleichen ſeine Augen,
Doch ſein blaſſer Mund bleibt ſtumm.

Können kühle Tränke frommen,
Wenn der Grimm das Herz zerreißt?
Kann vernarben eine Wunde,
Wenn die Adern Gift durchfleußt?

Fruchtlos wird der Balſamkräuter,
Wird der Edelſteine Kraft,
Wenn die Luſt am ſüßen Leben
Schmachtet ſchon in Todeshaft.

Sind die weichen Purpurkiſſen
Ein Erſatz für einen Thron?
Was dem üpp'gen Herrſcher ſchmeichelt: —
Dem Gefangnen iſt's ein Hohn!

Lieber hätt' Italiens Flüche
Er am Krankenbett gehört,
Als der Fürſten freundlich Flüſtern,
Die ihm Flug und Glück zerſtört.

Lieber ſah' er die Geſpenſter
Aller, die er morden ließ,
Als die lächelnden Geſichter,
Die man ſeine Sieger hieß!

Ob er, wenn die Nacht zur Erde
Niederhängt ihr ſchwarzes Tuch,
Wohl durchblättert ſeines Lebens
Blutbemaltes Bilderbuch?

Mönche ſtehn an ſeinem Lager,
Lauſchend durch die ganze Nacht:
Ob vielleicht noch in der Seele
Ihm ein fromm Gefühl erwacht?

Ob ein leiſes Fünkchen gloſte,
Das, durch Prieſterhauch entflammt,
Läuternd noch die Seele rette,
Die zur Hölle ſonſt verdammt.

Doch nie ließ ein Wort errathen,
Daß an Reu' er je gedacht;
Und nichts wünſcht er ungeſchehen —
Nichts — als ſeine letzte Schlacht.

Fruchtlos ſie auf Seufzer harren
Von dem unerweichten Mann;
Schwerer lag die ſeidne Decke
Auf ihm, als der Kirche Bann.

Doch des Lebens Quellen ſtocken;
Zu ſich ſelbſt die Zuverſicht
— Seines ſtolzverſchloßnen Geiſtes
Einz'ger, ſtarker Pfeiler — bricht!

Nicht auf Racher darf er hoffen;
Nicht in Erben lebt er fort;
Von den Aeſten bis zur Wurzel
Iſt der Rieſenſtamm verdorrt.

Um ihn wird kein Herz ſich grämen,
Und kein Aug' wird um ihn naß;
In die Chronik trägt die Thaten
Seines Lebens ein der Haß!

Grimmig lacht er beim Gedanken:
Daß ſein Nam' einſt zittern macht
Aus der Ammen Mund die Kinder —
Dann umzieht ſein Auge Nacht.

Unterm Thurme von Sonzino
Iſt ſein ungeweihtes Grab,
Und ein königlich Geleite
Noch der Feind dem Leichnam gab.

Doch ein Pfaff', umdrängt vom Volke,
Mit entglühtem Angeſicht,
Schildert: wie der Sohn Maria's
Halt mit Ezzelin Gericht. —

Als durch alle welſche Marken
Fuhr der Geißelbrüder Schwarm:
Mächtig über dieſem Grabe
Rühret ſich der Büßer Arm;

Hier auf die gequälten Leiber
Doppelt ſchwer die Geißel fällt:
Banger hier die Seelen zagen
Ob den Sünden dieſer Welt.

Die Tartarenſchlacht

bei Wahlſtatt.

Vorwort.

Wenn oſt ich meines Volks Geſchicken
Jn ferner Vorzeit, ſinne nach,
Wenn bunte Bilder meinen Blicken
Vorüberziehn von Ruhm und Schmach,

Von Leid und Luſt, von Stolz und Blöße,
Von Tugendblüthe, Sündenwurm,
Von ſiegesfreud'ger Heldengröße,
Die plötzlich brach des Schickſals Sturm:

Weilt lang mein Aug' auf jenen Zeiten,
Wo Glaube hart mit Glauben rang,
Wo dann des Kreuzes mächtig Schreiten
Zur Flucht des Nordens Götter zwang;

Wo, was ein markig Volk gedichtet,
Erfüllt von des Naturgeiſtes Macht,
Die Götterdämmerung ſich gelichtet,
Zugleich mit ernſter Wälder Nacht;

Wo ſich vor dem Apoſtelſtabe
Neigte der Speer, ſo ſchlachtenfroh,
Odins prophet'ſcher ſchwarzer Rabe
Vor der ſchneeweißen Taube floh.

Ein Bild vor allen drängt ſich mächtig
In meines Geiſts bewegten Traum:
Ich ſehe, wie ſich hoch und prächtig
Im Forſte wiegt ein Eichenbaum.

Er iſt in ſeinem dunkeln Laube
Von muntern Thieren wie beſeelt;
Es hat des Volkes alter Glaube
Sich ſeinem ſtillen Haupt vermählt.

Weit über alle Wipfel ragend
Prangt wie ein König er des Raums;
Die Wurzeln in den Abgrund ſchlagend
Steht er im Reich der Nacht, des Traums.

Den Todeszoll der welken Blätter
Dem Herbſt er jährlich niederſtreut,
Doch ſteht er ſtolz in Sturm und Wetter
Hoch über der ohnmächt'gen Zeit.

Die ſich, von ihm umweht, verſenken
In ſeines Seyns uralten Grund,
Die ſchaun, weit über Menſchendenken,
In Fabelzeiten fern und bunt.

Hier iſt es, wo in Dämmerungen
Der Gottheit heil'ger Athem rauſcht,
Wo der Weiſſagung leiſen Zungen
Die prieſterliche Jungfrau lauſcht.

Hier lodern Fackeln oft und Kerzen
In reiner, ſteter Glut empor;
Gelübde ſteigen aus den Herzen
Zum Geiſt, der dieſen Hain erkor.

Der Helden rieſenhafte Speere
Sind angelehnt am knorr'gen Stamm;
So wird geweiht, gefeit die Wehre –
Der Heimath Ruhm, dem Feind ein Damm.

Den treuen Eichbaum nimmt zum Zeugen
Der Jüngling der die Braut erkor;
Ihm führt der Held im Siegesreigen
Die trauernden Gefangnen vor.

In ſeines Schattens Dunkel tödtet
Das Roß der Prieſter, und das Blut
Der Menſchenopfer netzt und röthet
Wurzeln und Moos mit trüber Flut.

Von ſeiner ſaft'gen Zweige Fülle
Brach nie ein Reis verwegne Hand;
Die herbſtlich abgeworfne Hülle
Deckt Leichen als ein Grabgewand. – –

Da kommt, beſtaubt, ein Mann gezogen,
Deß Stirn von heil'gem Eifer glüht,
Von deſſen Mund wie Feuerwogen
Des Heils beredte Botſchaft ſprüht.

Sein Wort iſt nicht wie Maienregen,
Der lind erweicht und kühlt den Grund
Es rauſcht mit Blitz und Donnerſchlägen
Und ſchlägt die härtſten Herzen wund.

Er will nicht freundlich unterhandeln
Mit allem Götterdienſt und Brauch;
Vernichten will er und verwandeln
Durch eines neuen Geiſtes Hauch.

Zum Haine raſch den Schritt er wendet;
Ihn faßt der heil'ge Schauer nicht,
Der, aus der Waldesnacht geſendet,
Den Troz der kühnſten Helden bricht.

Die Axt, von ſeinem Arm geſchwungen,
Wühlt tief ſich in des Stammes Holz —
Der fromme Frevel iſt gelungen!
Schwer ſtürzt des Walds ehrwürd'ger Stolz.

Wild kreiſcht des Vogelheers Geſchmetter
Ob dem Verluſt des luſt'gen Bau's;
Im Sturz noch hauchen alle Blätter
Wehmuth'ge Sterbeklagen aus.

Des Glaubens bitterſte Verwaiſung
Durchzuckt des Volkes Bruſt mit Schmerz;
Das Alte ſank — für die Verheißung
Des Neu'n iſt noch nicht reif ihr Herz.

Der Pred'ger aber, ſtolz des Sieges,
Verbrennt der Scheiter mächt'gen Stoß;
Und pflanzen ſtatt dem Baum des Krieges
Will er des Oelbaums frommen Sproß.

Sein Wort laßt Edens Palmen rauſchen
Wo ſonſt die Eiche ſang von Schlacht;
Das Blut heißt er für Oel ſie tauſchen
Und Wein, der froh die Herzen macht;

Den Seelen möcht' er gern, den harten,
Die Gottesminne gießen ein;
Zu einem heitern Roſengarten
Will wandeln er den duſtern Hain — —

Mit Wehmuth halb und halb mit Freude
Verweilt mein Blick auf jener That;
Wohl ward gefallt der Baum, der Heide,
Wohl Fruchte trug des Heilworts Saat;

Doch iſt nicht unter'm Friedenszaume
Des Volkes Heldengeiſt erſchlafft?
Iſt mit dem Götterrieſenbaume
Vertrocknet nicht ſein beſter Saft?

Wiegt auf der Geiſter raſtlos Leben
Der rauhen Ahnentugend Schatz?
Sind Oelbaum, Roſenſtrauch und Reben
Für eine Eichenkron' Erſatz?

Nein! nicht entwurzelt ward die Eiche,
Der deutſchen Götterwelt Aſyl,
Die unter Bonifacius' Streiche,
Bewehklagt von den Heiden, fiel!

Neu wuchs ſie — doch nur Eingeweihten
Iſt ſichtbar ihr herzlabend Grün,
Durch deſſen dämmerndes Verbreiten
Weinlaub, Oelblatt und Roſen blühn.

Ein Windhauch ihre Krone rührte
Ob meinem Haupt in ſtiller Nacht,
Als ich in mir die Sehnſucht ſpürte
Zu feiern die Tartarenſchlacht,

In einem Lied, das fremd der Weiſe
Der Zeit, die, ihrer ſelber ſatt,
Und doch voll Selbſtgier, ſich im Kreiſe
Der kranken Leidenſchaft rennt matt.

Doch Euch möcht' ich mich zugeſellen
Ihr Sangsgenoſſen, deren Lied,
Ein Schwan, auf hohen, blauen Wellen
Des vaterland'ſchen Ruhmes zieht!

Die mit des Heimathbaumes Kranze
Die freie Stirne kühn Ihr ſchmückt,
Die Ihr nicht vor dem falſchen Glanze
Euch der eintag'gen Götter bückt!

Die Ihr der Dichtung ſtillen Tempel
Zum Markt der Weltluſt nicht entweiht!
Nur reinſtem Gold aufprägt den Stempel
Der Schönheit und der Ewigkeit!

Ich nenn' Euch nicht! Ihr ſeyd die Richter,
An deren Mund erwartend hangt
Das Auge; deren Spruch der Dichter
Mit Scheue, doch getroſt, empfangt;

Getroſt, weil wahrhaft er empfunden,
Was in des Liedes Form er goß;
Scheu, ob er Wort und Bild gefunden,
Für's Tiefſte, was ſein Herz umſchloß!

1. Die Mongolen.

Auf der Berge ſteilen Zinnen,
Ragend in des Himmels Höh',
In unüberſehbarn Maſſen
Kalt und leblos liegt der Schnee.

Aber wenn der Hauch des Windes
Eine ſtarkre Flocke ballt,
Wälzt ſich die Lawine nieder
Mit anwachſender Gewalt.

Das Gebirg, noch leblos eben,
Wird bewegt von lautem Kampf;
Aus zermalmten Eiskryſtallen
Steigt der kalte, weiße Dampf.

Flocken, die im Friedensſchlummer
Ruhten an des Felſen Bruſt,
Reißen jetzt ſich los mordgierig,
Und Ruin iſt ihre Luſt.

Die dem Sturz' Entflohnen deuten
Nach dem Berg, voll Scheu und Gram,
Von deß ſchadenfrohen Gipfeln
Nieder die Lawine kam.

Doch woher der Wind gekommen,
Der zuerſt den Ball gerollt? —
Niemand weiß es — und ſie ſagen,
Daß ein Dämon es gewollt. —

Tief in Aſiens düſtern Steppen,
Wo nie ging des Friedens Pflug,
Bis wohin kein Glaubensbote
Noch des Heiles Samen trug;

Wo nicht Grün und Gold alljährlich
Wechſelnd überziehn die Flur,
Wo kein Lächeln ſchmückt die harten,
Finſtern Züge der Natur;

Wo nicht Wälder Schatten ſtreuen,
Nicht an Bäumen glüht die Frucht,
Wo das magre Roß die Nahrung
Auf verbrannter Haide ſucht;

Wo die karge Milch der Stute
Kümmerlich den Reiter nährt,
Wo, ſtatt Reben, Gift der Schwämme
Der Berauſchung Meth gewährt:

Dort iſt auch, der Urſprungsſchöne
Ganz entartet, häßlich, wild,
Roh und erdenhaft das Weſen,
Welches ſeyn ſoll Gottes Bild.

Ausgelöſcht an jenem Volke
Iſt des Götteradels Zug,
Den der Flüchtling noch aus Eden
Auf der bleichern Stirne trug.

Sind ſie Söhne des Verfluchten,
Der zuerſt, vom Neid gehetzt,
Brudermördriſch Mutter Erde
Mit dem rothen Thau benetzt?

Statt dem Himmel zuzuwachſen
Mit des Geiſtes Trieb und Kraft,
Liegen ſie, verſunknen Herzens,
Knechtlich in des Staubes Haft.

Wie ihr Geiſt im feuchten Kerker
Fauler Blindheit iſt verdumpft,
Sind zum grauſen Zwergenmaß auch
Ihre Leiber eingeſchrumpft.

Wie ſich ihre düſtern Seelen
Abgekehrt dem holden Licht:
Farbt, ſtatt reiner Sonnenfarben,
Erd'ges Braun ihr Angeſicht.

Jene Fabel von Centauren —
War ſie nur ein hohler Traum?
Schaut dieß Volk! — von ſeinem Roſſe
Trennt das Aug' den Reiter kaum.

Ganz erſcheint in Eins verſchmolzen
Leib und Leib — der Menſch, das Thier;
Edler iſt des Pferdes Seele
Als die ſeines Reiters ſchier.

Keine milde Flamme lodert
Die den heim'ſchen Herd erhellt;
Eng und ſchmuzig kriecht die Bande
Nachts in das zerlumpte Zelt.

Kein Altar, voll Blumen, ſendet
Opferrauch zum goldnen Blau;
Keine Tempel ziehn des Himmels
Ahnung in den ird'ſchen Bau.

In des Zaubrers Stab ſie bannen
Die weltlenkende Gewalt;
Statt der ew'gen Schönheit huld'gen
Sie der Götzen Mißgeſtalt,

Deren häßlich Bild ſie ſchöpfen
Aus des eignen Herzens Nacht,
Deren Laſter ſie verehren,
Weil ſie fürchten ihre Macht.

Ohne Ziel und ohne Streben
Treiben, ein Ameiſenheer,
Sich die unglückſel'gen Schwärme
In den Steppen hin und her.

Wie Geſpenſter, raſtlos ſtreifen
Sie durchs braune Haideland,
In dem breiten Maul die Zügel,
Pfeil und Bogen in der Hand.

Nie verfehlt ihr Pfeil des Zieles
Wenn er von der Sehne ſchwirrt;
Aber ohne Ziel, in Dämmrung
Ihre ſtumpfe Seele irrt.

Aus dem Heute keimt für Morgen
Ihnen nie der Einſicht Frucht;
Taub und blutlos bleibt ihr Leben
In der Zeit gleichförm'ger Flucht.

In dem Buch der Weltgeſchichte
Sind noch ihre Blätter leer,
Als ſchon ihre Zahl gewachſen
Endlos wie der Sand am Meer.

Doch als ob ein Heldenfunke
Haſtig zündend auf ſie ſprang,
Regt ſich plötzlich in den wilden
Banden kecker Thatendrang.

Durch die Steppen fliegen Boten —
Bald, wie ein Heuſchreckenheer,
Fluthen braune, garſt'ge Schwärme
Um die Fürſtenfahne her.

Zittern macht beinah den Himmel
Ihr unholder Schlachtenruf;
Graslos ſtöhnt, zerſtampft, die Erde
Unter ihrer Pferde Huf.

Niemand weiß es anzuſagen:
Welches Geiſtes Hauch es war,
Der aus ihren öden Steppen
Wegriß dieſe rohe Schaar;

Der das Herz des Dſchingis-Chanes
Mit Erobrungsgier geſchwellt,
Und mit hohen Sturmesfluthen
Ueberſtrömt die halbe Welt.

Als der Dſchingis-Chan, geboren
Eben, auf dem Roßfell ruht,
Sah man in der Hand des Kindes
Einen Klumpen ſchwarzes Blut.

Dieſes Zeichens ſchlimme Drohung
Ward in ihm erſchöpft noch nicht;
Fort auf Sohn und Enkel erbt ſich,
Was das grauſe Pfand verſpricht.

Schon zwei Menſchenalter ſind es
Daß, berauſcht von Blut und Raub,
Durſt'ger ſtets, die goldne Horde
Aſiens Reiche malmt zu Staub.

Iſts ein Wunder, wenn Europa,
Jetzt von dieſem Schwall bedroht,
In der Berge Kern erzittert,
Wenn ſein Himmel ſich färbt roth?

Jener Klumpen ward zum Blutmeer,
Das den Erdkreis überſchwemmt;
Ob wohl mit gefeiten Wehren
Frommer Heldenmuth es dämmt?

8. Das Meteor.

Bleiches Volk drängt zitternd, murmelnd
Sich in Liegnitz vor dem Schloß,
Männer, Weiber, Greiſe, Kinder,
Kecker, roher Knechte Troß.

Aufwärts ſtarren ſie zum Himmel,
Der wie Blut und Feuer roth;
In entſetzlichen Geſtalten
Schreckenſchwangre Zukunft droht.

Ganz erſcheint von Flammenſtreifen
Ueberſtrömt das Firmament,
Aber nirgends ſichre Formen
Das erſchrockne Aug' erkennt.

Sind es Männer die dort ſchlagen,
Schwingend feuerrothe Wehr?
Sind es Beſtien, Ungeheuer,
Wimmelnd in dem Feuermeer?

Sind es Schwerter die ſo klirren?
Stampft den Himmel Roſſeshuf?
Iſt's von Sterbenden das Röcheln?
Iſt's des Siegers wilder Ruf?

Seinem Nachbar deutet Jeder
Was am Himmel er entdeckt;
Jedem wachſt die Angſt, von fremder
Einbildung noch angeſteckt.

Wie ſich auch der Knecht, der rohe,
Zu manch derbem Scherze zwingt,
Schlecht nur den entfärbten Lippen
Der unheil'ge Spaß gelingt.

Weiber jammern: billig treffe
Gottes Zorn die arge Welt,
Wenn ſich Menſchenwitz verwegen
Gegen ſolche Zeichen ſtellt!

Greiſe murmeln: „ſeit der Schöpfung
Steht unwandelbar dieß feſt,
Solche Himmelszeichen deuten
Krieg, Mißwachs oder Peſt.“

Kinder, froh des ſchönen Feuers,
Heben Mutter hoch empor:
„Betet! Eurem reinen Munde
Offener iſt Gottes Ohr!“

Stiller wird es in dem Kreiſe
Als der Schloßpfaff tritt heran;
Tief vor ihm ſich Alle bücken
Wie zuvor ſie nie gethan.

Aller Blicke bang ſich heften
Auf des greiſen Prieſters Mund,
Gleich als wär' er ein Prophete,
Dem die Zukunft ſich gab kund.

Sein ergrautes Haupt entblößend
Schaut' er in das rothe Licht;
Dann, die magern Hände faltend,
Mit andacht'gem Ton er ſpricht:

„Waſſer, Erde, Luft und Feuer,
Künden alle Gottes Spur;
Der die Welt aus Nichts erſchaffen —
Sein iſt jede Creatur!

„In dem Dornbuſch', in der Wolke
Hat einſt gnädig er geflammt;
Doch er hat in Feuerſtrömen
Sodoms Frevel auch verdammt.

„Menſchenaug' kann nicht erſpähen,
Ob ſein Strafgericht ſteht feſt?
Ob er eine Warnung ſendet?
Ob ſein Zorn ſich ſühnen läßt?

„Aber weil er nur ein drohet,
Nehmt die Zeit der Buße wahr!
Heilsgewiß ſchwimmt dann die Seele
Aus dem Meere der Gefahr!

„Und es zieht der Menſchenfiſcher
Die gerettete ans Land,
Und die ſchamhaft nackte ſchmückt er
Mit hochzeitlichem Gewand!“

Da bekreuzen ſich die Weiber;
Es verſtummt der Knechte Spott;
Und es ſtieg manch ſtill Gelübde
Aus beklommner Bruſt zu Gott.

Keinen Fluch mehr ſtößt der Knappe
Dieſen ganzen Abend aus;
Lehnend an die Wand den Jagdſpieß
Bleibt der Jäger heut zu Haus.

In den Keller trägt der Schenke
Wieder den geſtohlnen Wein;
Keine Dirne läßt den Buhlen
Heut in ihre Kammer ein.

Allgemach verſchlingt die wüſten,
Rothen Bilder mattes Grau;
Bald die Sterne wieder glänzen,
Aber zitternd noch, im Blau.

3. Die Herzogin Hedwig.

Viel Geflüſter iſt im Schloſſe,
Doch im einſam großen Saal
Sitzt die fromme Fürſtin Hedwig
Bei des Herdes rothem Strahl.

O wie wär' ſo bleich die Fürſtin,
Spielte nicht der Flamme Licht
Auf die feinen, weißen Finger,
Auf ihr ernſtes Angeſicht!

Vor ihr auf dem Eichentiſche
Liegt von Pergament ein Buch;
Purpurrothe Seide näht ſie
In ein ſchimmernd weißes Tuch.

Iſt wohl, was ſie näht, ein Brautkleid
Für ein ſittſam Töchterlein?
Oder ſoll's ein Flügelkleidchen
Einem zarten Enkel ſeyn?

Nein! ſo ernſt ſchaut nicht die Mutter,
Die des Kindes Brautkleid ſtickt,
Die Matrone, die im Geiſt ſich
An des Enkels Spiel erquickt!

Matter wird die Glut des Herdes,
Klarer wird des Mondes Schein,
Der durch buntgemalte Fenſter
Leuchtet in den Saal hinein.

Ihre Arbeit ſchließt die Fürſtin,
Birgt im dunkeln Schrein das Tuch,
Und die Hand, die bleiche, magre,
Faßt ihr ſchwarz und ſilbern Buch.

Doch noch gönnt ſich nicht die Greiſin
Nach des Tages Laſt die Ruh,
Bringt in dämmernder Kapelle
Erſt noch eine Stunde zu.

Und ſo brünſtig iſt der Andacht
Aufſchwung in dem reinen Weib,
Daß es iſt, als wollte löſen
Sich die Seele von dem Leib.

Dann — kein daunenweiches Lager
Nimmt ſie auf, nur hartes Stroh,
Sie, die ſchon vor allen Lüſten,
Als des Satans Schlingen, floh.

Weil der Weltluſt üppig Lächeln
Trägt als Frucht oft Gottes Zorn,
Ließ ſie ſtehn die ſüßen Roſen,
Brach ſich nur den ſcharfen Dorn.

Selbſt die Armuth nicht beneidet
Ihre Speiſen, ihr Gewand,
Fürſtin iſt ſie nur, wenn Gaben
Spendet ihre milde Hand.

Aber ihrer hohen Seele
Blieb die murr'ſche Strenge fern,
Und je härter iſt die Schale,
Deſto ſüßer reift der Kern.

Aus der Buße ſchwarzen Furchen
Keimt empor der Milde Saat;
Sie, im ſeel'gen Himmel heimiſch,
Weiß der Erdennoth auch Rath.

Wo iſt eine edle Dame,
Die nicht hegt ein köſtlich Pfand,
Das ein Ritter, ihrer Schönheit
Huld'gend, legt' in ihre Hand?

Keine ſolche Pfänder mahnen
Sie an holdes Minneglück;
Eins nur — einen här'nen Gürtel —
Ließ ein Templer ihr zurück,

So bekennend, daß zu tragen
Seines Ordens ſtrengen Schmuck
Sie ſey würdig, wie ein Ritter,
Welcher trägt des Erzes Druck.

Dieſer här'ne Gürtel mahnt ſie,
Daß, ſo lang' im Leib ſie lebt,
Der Gefangnen gleicht die Seele,
Welche nach Befreiung ſtrebt.

4. Mutter und Sohn.

Der Kaplan, vor'm Herzog Heinrich
Stehend, lieſt ihm einen Brief,
Der nach Welſchland zu des Kaiſers
Flatterndem Panner ihn rief.

Röthe färbt des Herzogs Antlitz,
Sein umbuſchtes Auge flammt,
Wenn er denkt, wie ſchon ſo lang' er
Hier zu ſchnöder Ruh verdammt;

Wie ſein Roß des Schlachtgetümmels,
Des Trommetenklangs vergißt,
Staub bedeckt des Schildes Wappen,
Und ſein Schwert der Roſt zerfrißt. —

Wieder ſaß die greiſe Fürſtin
Früh im Saal; das ſchwarze Buch
Neben ihr, und emſig ſtickt ſie
Rothe Seid' ins weiße Tuch.

Auf thut ſich die Thür; der Herzog
Mit dem waffenſchweren Schritt,
Doch mit tiefer, frommer Ehrfurcht
Vor die greiſe Mutter tritt.

Ihm, der ſündenlos erblaßte
Für die ſünd'ge Welt am Holz,
Hat die Herzogin geopfert
Allen eiteln ird'ſchen Stolz;

Aber wenn den Sohn ſie anblickt,
Welchen ſie gebar mit Schmerz,
Schmilzt in weicheren Gefühlen –
Schlägt in ſtolzer Luſt ihr Herz.

Zu ihr ſpricht er: „Meine Mutter!
Deinen Sohn ſieh vor dir knie'n!
Laß, wo Pflicht und Ehre rufen,
Mich in Krieg nach Welſchland ziehn!

„Gerne folg' ich deinem Willen
Mutter, wenn ich darf und kann;
Doch jetzt wehre nicht den Zug mir,
Nimm von mir der Ruhe Bann!“

Hedwig ſprach: „O Sohn, du ehrteſt
Mich als deine Mutter ſtets,
Und in deiner Tugend reiften
Mir die Früchte des Gebets.

„Folgſam warſt du meinem Wunſche,
Als ich ernſten Rath dir gab,
Nicht ins welſche Land zu ziehen,
Nicht an des Erlöſers Grab.

„Wähnſt du, daß das Herz des Weibes
Nicht des Mannes Sinn begreift,
Wenn er, edler Ehre durſtig,
Nach dem Feld der Thaten ſchweift;

„Wenn er nach dem Lorber trachtet,
Der in jenem Lande ſprießt,
Wo der lautern Gnaden Quelle
Aus dem Blut der Martyrer fließt;

„Wenn er nach den Palmen lechzet
Wo der Gottmenſch hat gelebt,
Wo des Heiligſten Erinnrung
Ueber See'n und Bergen ſchwebt?

„Mutterliebe iſt Entſagen!
Selbſtlos, mit dem Kinde eins,
Kann ſie bringen jedes Opfer,
Aber fordern will ſie keins.

„Heinrich, nicht aus zager Sorge, —
Die dem Herzen nicht gebührt,
Das ſich gläubig Ihm ergeben,
Der die Menſchenkinder führt —

„Hieß ich dich im Lande bleiben,
Ferne von dem blut'gen Streit;
Nein! weil ahnend meine Seele
Größrer That dich ſah geweiht.

„Höre mich! ſchon wenn als Knabe
Du oft triebſt ein fröhlich Spiel,
Und mit rüſtigen Genoſſen
Lieferteſt der Schlachten viel:

„Brachſt du plötzlich ab dein Spielen,
Und mit umgewandtem Sinn
Tratſt mit feuchten, glühnden Wangen
Ernſt und ſtill zur Mutter hin,

„Die, der Knaben Spiel behütend,
In des Saales Ecke ſaß,
Und die heiligen Geſchichten
Aus dem ſchwarzen Buch las;

„Und du ſahſt mich an, wie ahnend
Schon den Ernſt, vor dem das Spiel
Dieſer Welt ein flücht'ger Schatten,
Der das Weſen und das Ziel.

„Da aus meines Herzens Tiefen
Scholl's ſchon wie ein leiſer Ruf:
Daß zu einem heil'gen Werke
Gott der Gnädige dich ſchuf!

„Doch demüthig blieb ich immer,
Hab' gerungen im Gebet,
Daß ſich meiner Seele Hoffen
Nie zu eitlem Stolz gebläht.

„Wenn der Geiſt auf Andachtsfitt'gen
Ueber's Zeitliche ſich hebt,
Und nur wie ein Gaſt, ein Pilger,
Irdiſch mit den Ird'ſchen lebt:

„Iſts oft, daß der Ströme der Tage
Sich zum breiten Meer vereint,
Drin Vergangnes gegenwärtig,
Künft'ges als geſchehn erſcheint.

„Wie der Berg vom Sonnenaufgang
Ein Prophet iſt für das Thal:
So erhaſcht der Andacht Auge
Künft'ger Tage Schickſalsſtrahl.

„Lang, wie dichte Nebel, wogte
Von dem angeſtrengten Blick
Mir ein ernſtes und gewalt'ges,
Doch noch dämmerndes Geſchick.

„Dich, o Heinrich, ſah ich immer,
Wenn mich überkam das Schaun,
Herrlich kämpfen, und die Tropfen
Schweißes von der Stirn dir thau'n.

„Bringen wollt' ich einen Becher
Weins dem Kämpfer müd' und heiß,
Und dem blut'gen Schnitter wiſchen
Von der weißen Stirn den Schweiß;

„Aber eine Hand von Oben
Führte mich aus dem Gewühl;
Tröſtend äußert' eine Stimme:
Sorge nicht! ihm wird bald kühl!

„Fern ſah deinen Helm ich ſchimmern
Aber plötzlich — war's die Glut
Die das Abendroth drauf ſprühte?
Oder war's ein Strahl von Blut?

„Laß, mein Sohn, dir dieß genügen!
Sey dir meiner Worte Pfand
Dieß Pannier, das ich dir wirke
Mit der altersſchwachen Hand;

„Drauf des faſterloſchnen Auges
Heiße, letzte Thräne floß,
Aber daß in deine Hand ich
Drücken werde thränenlos,

„Ohne Seufzer, ohne Klage,
Wenn die große Stund' iſt da,
Die ich, wie durch einen Vorhang,
Der halb Nacht, halb Thränen, ſah!"

[illegible] Die Länderkarte.

Abend war's; des Winters Schloſſen
Prallen dicht am Fenſter an;
Vor dem Eichentiſch ſitzt Hedwig;
Neben ihr ſteht der Kaplan.

Vor den Beiden ausgebreitet
Iſt ein großes Pergament,
Welches Länder zeigt und Meere,
Inſeln, Flüſſe, Städte nennt.

Unverdroſſen von dem Prieſter
Forſcht die greiſe Schülerin;
Seines Fingers Deuten folgt ſie
Ueber Meer und Berge hin;

Sinnend mit wehmuth'gen Lächeln
Weilet auf Meran ihr Blick,
Aus deß blühendem Garten nordwärts
Früh ſie fortriß das Geſchick,

Das, zu ihrer Seele dringend
Wie mit gotteskraft'gem Ruf,
Aus des ſchönen Südens Tochter
Eine nord'ſche Heldin ſchuf.

Karge Augenblicke gönnt ſie
Der Erinnerung leiſem Schmerz,
Um der Menſchheit Heil die Sorge
Drängt ſich in ihr großes Herz.

Und ſie faßt gewalt'ger Jammer,
Wie ihr deutet der Kaplan:
Welche Völker noch die Botſchaft
Der Erlöſung nicht empfahn;

Wie er ihr die ſchwarzgefärbten
Länderſtrecken, Inſeln, nennt,
Die vom Glauben und vom Himmel
Noch der Seelen Blindheit trennt;

Wie er von den Zauberbräuchen,
Von den Götzen ihr erzählt,
Unter deren Schild die Hölle
Die verführten Völker quält.

„Schau!“ ſo deutet er der Fürſtin
Auf dem großen Pergament,
„Dieſe Linie, die die Glaub'gen
Von den Ungetauften trennt!

„Sieh, es hat der fromme Maler
Schöne Engel hier gemalt,
Deren Schwert wie das des Cherubs
Vor dem Paradieſe ſtrahlt.

„Aber ſieh! der Heidenteufel
Grauſe Larven drängen wild,
Grimmig vorwärts auf die Engel
Die des Glaubens Hort und Schild!

„Gott verhängt, daß in ſtets engerm
Kreiſe wird gedrängt das Licht,
Daß die Finſterniß verwegner
Es umzingelt und durchbricht.

„Ueber Moskowiter, Polen
Bricht herein der Heiden Sturm,
Und die Chriſtenheit wird täglich
Aermer um Bollwerk und Thurm.

„Wenn der Himmel nicht ſchenkt Gnade,
Fürcht' ich, daß in deutſchem Land
Der Tartar dem Saracenen
Reicht die blutigrothe Hand.

„Oder daß ſie, ſich begegnend,
Ueber dem erſiegten Raub
Selber hadernd, haßentzündet,
Sich hinwürgen in den Staub,

„So wie Tigerkatz' und Panther,
Die gefällt ein frommes Thier,
Selbſt ſich packen und zerfleiſchen
In des Neides grimmer Gier.

„Würgen dann die Ungeheuer
Sich auch hin in blinder Wuth:
Nicht erſteht darum das arme
Opfer mehr aus ſeinem Blut.“

„Ja! es werden Opfer fallen!“
Ruft die Herzogin; es flammt
Ihr vergeiſtigt frommes Auge.
„Aber merk’ des Opfers Amt:

„Dieß iſt’s, daß es Andre rettet,
Wenn es leidet ſelbſt und ſtirbt,
Und, was es verliert, Geliebten
Größer, glänzender erwirbt.“

Nicht mehr wirft der Sturm ans Fenſter
Schloſſen mit feindſel’ger Macht;
Milder Mondſchein iſt ergoſſen
Durch die klare Winternacht.

6. Das Aufgebot.

Durch die Gaue Deutſchlands reiten
Viel Herolde Tag und Nacht;
Ihre müden Roſſe keuchen,
Staub deckt ihrer Wappen Pracht.

An den Höfen, in den Städten
Schallt ſo laut ihr Mahnungsruf:
„Wo ſind Männer, ſtark von Armen,
Roſſe mit gewalt'gem Huf!

„Eingebrochen in Europa
Iſt ein Volk mit Mord und Brand,
Welches Untergang dem Kreuze,
Und Verwüſtung droht dem Land;

„Das kaum menſchlich iſt an Bildung,
Deſſen Ohr iſt taub dem Flehn,
Und ſein Herz von Stein; deß Pferde
Bis ans Knie im Blute gehn.

„Auf zum Oderſtrom, Ihr Streiter!
Dort, dort blüht der Ehre Baum!
Eilet! ſparet nicht die Sporen,
Aber Zügel ſpart und Zaum!

„Laßt nicht ungenutzt die Gnade
Die des Himmels Huld Euch gönnt,
Daß des Kreuzzugs Ruhm auf deutſchem
Boden Ihr erwerben könnt!

„Herzog Heinrich laßt Euch laden!
Nicht zu fordern hat er Macht —
Doch nicht fruchtlos wird er bitten,
Wenn es gilt des Glaubens Schlacht!“

Aber ſparſam ſind die Zuge,
Die, ſo heil'gem Ruf bereit,
Sich aus Deutſchlands weiten Gauen
Zu des Herzogs Bann gereiht.

Deutſchlands Edle — Bruderfehden
Fraßen derer Mark und Blut,
Die nicht, über'n Schnee der Alpen,
Hinzog welſcher Kampfe Wuth.

Kaiſer Friedrich! ſieben Kronen
Schmückten dich mit goldnen Glanz!
Doch des Schleſiers Haupte laſſen
Mußteſt du den ſchönſten Kranz.

Die dem Vaterland gebuhrte —
Welſchland zehrte deine Kraft;
Ach! am Vatikan zerbrachſt du
Hohenſtaufe! deinen Schaft.

Stets warſt Held du, ob dein Banner
Wehte, ob es ſank in Staub;
Doch was du gewannſt im Kampfe —
Wieder ward's dem Kampf zum Raub.

Kühner Ringer, der am Abend
Eines Lebens, ſchwer von Laſt,
Reich an Glück und Glanz und Sorgen,
Keine Frucht geerntet haſt,

Als den Namen, der die Herzen
Mit dem Schickſalston durchzuckt,
Weil der Wucht von einer Welt du
Dich, wie Atlas, nicht gebückt!

Dem beſcheidenen Vaſallen
Blieb der Ruhm der ſtolzſten That:
Abwehr der Barbarenhorden
Die ſich deutſcher Mark genaht.

Großer Kaiſer! haſt dein Haupt du
In der Lorberſchatten Kühl,
Je ſo ſanft, ſo gottesheiter
Anvertraut dem Schlummerpfühl?

Wenn du mit gewalt'ger Rechte
Niederzwangſt den ſtarren Pabſt,
Wenn, am Tag nach goldnen Siegen,
Kronen, Bräute du vergabſt;

Wenn du allen ird'ſchen Schimmer
Um dein ſterblich Haupt beſchworſt,
Wenn von allen Erdenfreuden
Du die ſüß'ſten dir erkorſt;

Träumt'ſt du je ſo ſanfte Träume
Als dein ſchleſiſcher Vaſall,
Der mit ſeinem tapfern Volke
Ward dem Reich' ein Eiſenwall;

Dem nur Eine Pflicht die Seele
Wie ein ſtilles Meer erfüllt;
Dem der Himmelsſtreiter Glorie
Nachts ſich im Geſicht' enthüllt;

Dem vertrauend ſeine Zukunft
Uebertrug das Vaterland;
Den zum Kampf begeiſternd weihte
Einer Mutter welke Hand!

Dem der Tod nicht unter Blumen,
Schmeichelnd wie zum Schlafe, winkt,
Aber auf deß blut'ge Stirne
Eichenlaub und Palme ſinkt!

7. Der Mongolen Anzug.

Lange ſchlich im Volke Schleſiens
Eine dumpfe Sage ſchon:
Eine graue Kriegesplage
Soll herein von Oſten drohn!

Ein Gerücht, das unſtet wechſelt,
Bald entſchlummert, bald erwacht;
Jezt geglaubt von bangen Seelen,
Jezt mit keckem Mund verlacht.

Eben hat nach langrer Stille
Sicher ſich das Volk geglaubt;
Plözlich Schlag auf Schlag die Donner
Rollen über ſeinem Haupt.

Nicht mehr ſchwankende Gerüchte —
Sichre Kunden kommen an,
Zuverläſſige Sturmvögel,
Aufgeſcheucht von dem Orkan.

Mancher Flüchtling kommt gezogen,
Noch im tiefſten Elend froh,
Daß er mit dem nackten Leben
Doch dem nahnden Greul entfloh.

Um die Ankömmlinge ſammelt
Sich ein neubegier'ger Kreis;
Hoch der Kühnen Pulſe ſchlagen,
Und der Feigen Blut wird Eis.

Einer meldet dieſe Mähre:
„Wohlbekannt iſt jedem Kind,
Daß der Moskowiter Fürſten
Reiche, mächt'ge Leute ſind.

„Und ich ſah: ein ſchlechter Bote,
Von den Tartarn abgeſandt,
Kam auf einem ſtrupp'gen Pferde
Ohne Sattel in das Land.

„Nicht ein Herold, friedlich, kam er —
Kam, zu fordern den Tribut,
Den zu zahlen ſich bequemet
Moskowit'ſcher Uebermuth.

„Fürſten ritten ihm entgegen,
Ihre Pferde goldgeſchmückt;
Doch vor dem Barbaren haben
Tief die Häupter ſie gebückt!

„Pferdemilch in goldnem Becher
Reichten ſie ihm dar zum Trank;
Mit dem Katzenaug' ſie meſſend
Nahm er's trotzig, ohne Dank;

„So nachläſſig in den breiten
Mund die Pferdemilch er goß,
Daß ein Theil auf ſeines Pferdes
Mähnenhaar herunterfloß;

„Und die Moſkowiter leckten,
Wie ein durſt'ger Fliegentroß,
Was verſchüttet der Barbare,
Ab von ſeinem falben Roß.

„Zobel breiteten ſie unter
Eh' er auf den Boden trat;,
Wie den Brief er ſeines Herrn zog,
Sind ſie knieend ihm genaht;

„Haben knieend zugehöret,
Gleich als ob ſein Odem wär'
Sturm und Blitz, als ſtände hinter
Seinem Wort des Chanes Heer.“ — —

Neue Wogen Flücht'ger kommen,
Hoch und Niedrig, Greis und Kind,
Bange Weiber, die nicht wiſſen
Ob ſie Wittwen nicht ſchon ſind.

Der Wehrloſen Trauerzügen
Folgen bald, in ſtürmiſcher Nacht,
Die zerſprengten Kriegerſchaaren,
Reſte von der Polenſchlacht;

Bleiche Leichenangeſichter,
Denn es floß ihr beſtes Blut
Schon bei Chmelik, wo erſchlagen
Wladimir der Tapfre ruht. —

Bald von neuen Schaaren wimmelt's;
Fliehender Oberſchleſier Heer
Führt der Herzog Miceclaus,
Kündend dieſe ſchlimme Mähr:

„An der Oderbrücke hielt ich
Mit der Ritter beſtem Kern;
Lodern ſah ich der Tartaren
Feuer durch die Nacht von fern.

„Morgens an der Brücke prallten
Wüthend die Geſchwader an;
Aber unter unſern Schwertern
Sank in Haufen Roß und Mann.

„Und ſchon prieſen wir die Oder
Retterin des Vaterlands,
Dem den Feind ſie abgewehret
Mit dem breiten Wellenkranz;

„Abends ſahn in ihrem Lager
Wir die Feuer wieder lohn,
Und wir hofften: mit dem Morgen
Zogen muthlos ſie davon.

„Aber Morgens ſprengt' ein Bote
Auf beſchäumtem Roß herbei,
Meldend, daß halb über'm Fluſſe
Der Tartaren Heer ſchon ſey.

„Durch der zorn'gen Oder Wellen
Die mit Lehm ihr Waſſer mengt,
Setzten die verruchten Räuber,
Zugweis, Roß an Roß gedrängt.

„Andre, aus den Sätteln ſpringend,
Stürzten in die Fluth ſich jach,
Und an Mähn' und Zügel zogen
Schwimmend ſie die Pferde nach.

„Und weil Kobold nicht und Hexe
Sinken unter in der Fluth,
Kam auch unverſehrt durchs Waſſer
Dieſe braune Höllenbrut.

„Zahllos iſt ihr Schwarm; wenn Jeder
Eine Handvoll Erde nur
Warf' auf uns: von den Begrabnen
Bliebe ſichtbar keine Spur.

„Und entzogen ihren Roſſen
Hätt' uns nicht die ſchnellſte Flucht,
Hätten Breslaus' reiche Schätze
Ihre Habgier nicht verſucht.

„Weh der Stadt! die Kirchen ſchandet
Schon vielleicht der Gözen Greu'l;
Statt Gebeten achzt der Mörder
Und der Sterbenden Geheul!“

Sieh da! oſtwarts wirbeln ſchwere
Wolken Rauches himmelan!
Flammen lodern! und die Schleſier
Rufen laut: das iſt der Chan!

Doch die Stadt nur ſank in Trümmer,
Die verlaßne; aber doch
Von der Inſelfeſte Zinnen
Weht der Chriſten Fahne noch.

Und es walzt die goldne Horde,
Zorn'ger, weit geworfen dort,
Mit Europas traur'ger Sonne
Weiter ſich nach Weſten fort.

8. Der Vorabend.

Wie ein Bienenkorb am ſchwülen
Sommertage dröhnt und lärmt,
Eh mit ſeiner jungen Kön'gin
Eine Colonie entſchwärmt:

So in Liegnitz dröhnt und lärmt es;
Doch nicht friedlich iſt der Ton;
Schwerter raſſeln, Roſſe ſcharren,
Hellebarden, Speere drohn.

Angenommen eines Lagers
Weſen hat die Stadt; zu ſchaun
Sind nicht Kinder mehr und Greiſe,
Sind kaum Knaben noch und Fraun.

Vieles Kriegsvolk iſt verſammelt,
Das verſchiedne Zungen ſpricht,
Aber das für Eine Sache,
Für den Einen Glauben ficht.

Was trägts aus ob Polen, Deutſche,
Schleſier, Böhmen ſich verſtehn?
Sehn ja im Panner Ein Zeichen,
Ihnen allen heilig, wehn!

Was tragts aus, von welchem Stamme
Sie entſproſſen, welchem Blut?
Wird ja doch auf Einem Felde
Strömen ihrer Adern Fluth!

Welcher Boden ſie ernährte —
Welche Sonne ſie beſchien —
Eines Brods theilhaftig werden
Sie in Einen Himmel ziehn! —

Dunkel brütet in den Gaſſen,
Nur der Schmiede Eſſen glühn;
Von Hufeſſen und von Helmen
Kriegeriſche Funken ſprühn.

Und zu nieten und zu löthen
Durch die Luft der Hammer ſauſt —
Morgen, was er heute feſtet,
Löſt vielleicht des Todes Fauſt!

Noch beim Becher ſchließen manche
Krieger Waffenbruderſchaft;
Am Gedächtniß großer Thaten
Stärkt ſich ihre Heldenkraft.

Lange Prozeſſionen winden
Durch die Stadt ſich in der Nacht,
Fleh'nd in Kirchen zu dem König
Deſſen Auge immer wacht.

Mönche, Prieſter, Kerzen tragend,
Stimmen an den ernſten Chor;
Zwiſchen Kutt' und Chorkleid blitzen
Blanke Rüſtungen hervor.

Zeit der Noth macht Pfaff und Laien
Ihres Unterſchiedes quitt;
Laien ſingen heut und beten —
Morgen kämpft der Pfaffe mit.

Fort und fort ertönt das Glöcklein,
Und in jedem Gotteshaus
Theilt der Seelen Reiſezehrung,
Theilt man Chriſti Leichnam aus.

Und der mächt'gen Stunde Weihe
Hat die Seelen ſo erfaßt,
Daß ſie durſten, abzuwerfen
Dieſes ird'ſchen Lebens Laſt;

Daß ſie durſten, zu erwachen
Aus dem zeitlich wirren Traum,
Und dem Grab entgegenlächeln
Als dem Pfad zum Lebensbaum.

Aber auf dem Schloſſe ſitzen
Tief bis in die Nacht hinein
Des geſammten Kriegsvolks Führer
Bei der Fackeln düſtrem Schein.

Auf den Eichentiſch, von Silber
Iſt geſtellt ein Crucifix,
Und daneben eine Sanduhr —
Meſſ'rin menſchlichen Geſchicks!

Eine weiße Fahne flattert,
Eingebohrt des Saales Wand —
Drein geſtickt mit rother Seide
Eine kunſterfahrne Hand

Kreuz und Anker, Schwert und Palme
Und die Krone, die auf's Grab
Frommem Schläfer legt ein Engel,
Bis den Traum er ſchüttelt ab.

Den Gehorſam in die Hände
Heinrichs jeder Führer ſchwor;
Drauf den Schlachtplan trug der Feldherr
Kurz, in klaren Worten vor;

Und dann ſchloß er: „Edle Herren!
Stolzer war ich nie als heut,
Wo mein Wort ſolch tapfern Führern
Und ſo frommem Volk gebeut;

„Einem Heer, das nicht geſammelt
Eines Kaiſers Machtgebot,
Das ſich frei wehrt um des Glaubens
Um des Vaterlandes Noth;

„Das ein Stern, auf den das Auge
Von Millionen harrend ſchaut;
Das ein Fels, auf welchem Deutſchlands
Hoffnung ſich ihr Bollwerk baut.

„Doch unſelig will ich ſterben,
Wenn mein Stolz iſt eitler Art!
Gern mit jedem Reiter tauſcht' ich
Der ſich um die Fahne ſchaart!

„Nicht'ger heut als je bedünkt mich
Goldne Kron' und Fürſtenhut;
In mir ruft es: wir ſind Brüder
Durch die Tauf' und Chriſti Blut! —

„Waffenbrüder! wenn wir morgen
Reiten auf des Kampfes Feld,
Dann bedenket, daß für Zahlen
Kein Gedächtniß hat ein Held!

„Laßt nicht Euer Aug' verwirren
Der Barbaren Mißgeſtalt!
Brünſt'ge Andacht ſey im Sturme
Ihres Schlachtgeheuls Eur Halt!

„Schützt Euch mit des Kreuzes Zeichen
Gegen ihren böſen Spuk!
Und Wer fällt — zum Paradieſe
Schweb' er in der Märtyrer Schmuck!“

Wie das letzte Wort er redet,
Geht die Thür' auf — in den Saal
Tritt die greiſe Fürſtin — röthend
Fällt auf ſie der Fackeln Strahl.

Staunend ſchaun auf ſie die Gäſte;
Die ehrwürdige Geſtalt
Iſt nicht mehr vom ſchlechten Kleide,
Iſt von dunklem Sammt umwallt;

Ihrer Jahre Bürde trägt ſie
Wie die Braut am Brauttag leicht;
Ihre ſtrengen Marmorzüge
Sind zu mildem Fleiſch erweicht;

Mit den magern, weißen Händen
Ihren Segen ſpendet ſie,
Und die ehrnen Männer ſenken
Vor der greiſen Frau die Knie.

Ihrem Sohne näher tretend
Legt ſie ihm aufs Haupt die Hand:
„Hier will ich dich, Heinrich, ſegnen
Zu dem Streit fürs Vaterland!

„Hier, wo Scheue vor den Zeugen
Schranken ſetzt des Fleiſches Schmerz,
Wo die Mutter nicht erweichen
Darf des Sohnes Heldenherz!

„Leb' und ſtirb als Gottes Streiter!
Dieß ſey meines Segens Gruß!"
Auf des Sohnes hohe Stirne
Drückt ſie ſanft den Scheidekuß.

Zu den Führern dann gewendet
Spricht ſie: „Glücklich preiſ' ich Euch,
Daß Euch Kraft und Ehre rufen
In den Kampf für Chriſti Reich!

„Glücklich daß Ihr nicht von ferne
Wie wehrloſe, blaſſe Frau'n,
Müſſet mit gequälten Augen
Euer Loos abwägen ſchaun!

„Dürft' ich folgen meiner Seele —
Ich vergaß', daß ich ein Weib!
Marklos iſt mein Arm, doch wäre
Meinem Kind ein Schild mein Leib!

„Doch die Frau die Chriſto dienet —
Zucht iſt und nicht Trutz, ihr Schatz;
Nicht des Kampffelds blut'ger Raſen
Die Betkammer iſt ihr Platz!

„Ringen will ich im Gebete,
Ob vielleicht ein Hauch der Kraft
Sich ergießt in Eure Arme,
Wenn ſie ſchwingen Schwert und Schaft:

„Ob vielleicht auf Augenblicke
Los mein Geiſt vom Körperband,
Anziehn darf verzückter Sehnſucht
Lichtgewobenes Gewand!

„Edle Herrn! vor Eurer Seele
Steh der Frau'n, der Mütter Harm!
Der unmünd'gen Kinder Schwachheit
Werd' zur Kraft in Eurem Arm!

„Die Heerſchaar der Heil'gen fülle
Eurer Streiter Lücken aus,
Und der Palme Glanz verhülle
Euch des blaſſen Todes Graus!“

Ihre Hände ſegnend breitet
Feierlich ſie noch einmal;
Schreitet dann, dem Herzog Einen
Blick noch ſendend, aus dem Saal. —

Eine Jungfrau war's, Welleda,
Furchtbar ſchön und rieſig groß,
Welche Schlachtmuth in die Seelen
Trotziger Germanen goß,

Wenn gehüllt in falt'ge Schleier
Und in Locken, goldig lang,
Sie den Römern, wuthbegeiſte
Untergang entgegenſang;

Die, wenn in geheimnißvoller
Waldesnacht ihr Geiſt erlauſcht
Künft'ger Stürme Wehn, vom Wahne
Eigner Göttlichkeit berauſcht,

Die unbändigen Germanen
Ihrem Willen machte zahm,
Und, als Spenderin des Sieges,
Huldigung und Opfer nahm.

Eine greiſe Mutter iſt es,
Welche das Prophetenamt
Uebend, jetzt zum Kampf für Glauben
Und für heimſchen Herd entflammt;

Aber die vom eignen Haupte
Ablehnt jeder Ehre Zoll,
Und die Huldigung der Kämpfer
Weist zum Himmel, demuthsvoll;

Ahnungslos, daß ihr Gedächtniß
Aufglüht einſt zum Heil'genſchein,
Die des Weibes Pflichten üben
Aber Gottes Magd will ſeyn! —

Roſſesbuſen hört man dröhnen;
Stumm zu Pferd die Fürſtin ſaß,
Und wenn Pein litt ihre Seele —
Ihre Wimper ward nicht naß.

Mit der Gattin, mit den Kindern
Schickt nach Croſſen ſie der Sohn,
Daß ſie harre dort, ſo lange
Hier des Krieges Schrecken drohn.

Seinem Wunſch nicht widerſtrebt ſie —
Blutete vielleicht ihr Schmerz
Doch nach innen, als im letzten
Blicke ſich riß los ihr Herz?

9. Der Auszug.

Sonne, die mit rother Scheibe
Aus des Morgens Nebeln tritt —
Welches Bild von dieſem Tage
Nimmt dein leuchtend Auge mit?

Wallt als Purpurſiegesmantel
Von des Weſtens Thor dein Licht?
Birgſt in ſchwarzen Trauerſchleiern
Du dein ſcheidend Angeſicht? —

Während noch die Sterne blinkten,
Seit dem erſten Hahnenſchrei
Zogen vor des Herzogs Schloſſe
Die Gewaffneten vorbei.

Erſt erdröhnt des Fußvolks Taktſchritt
Durch die Straßen ernſt und hohl;
Alle Glocken, die in Liegnitz,
Dröhnen hallend ihr Lebwohl!

Und voran den Andern allen
Zieht von Männern eine Schaar
In ſeltſamer Rüſtung; ſchwarzes
Leder deckt ſie ganz und gar.

Nicht das Kriegsſchwert, doch den Hammer
Sind zu ſchwingen ſie gewohnt,
Zu bekämpfen einen König
Der tief in der Erde thront.

Knappen ſind es vom Gebirge
Das ſich nach den Rieſen nennt,
Welche des Metallfürſts Burgen
Oft im Sturme ſchon berennt.

Auf der Heerpoſaune Rufen
Stiegen ſie aus ihrem Schacht;
Schützen woll'n ſie ihre Berge
Vor der fremden Räuber Macht.

Das Gebirg haucht ſeinen Söhnen
Freiheit, Treue, Kraft ins Herz!
Gleicht ihr Wuchs granitnen Säulen,
Ihre Bruſt nicht ihrem Erz?

Für den theuern Grund und Boden,
Der ihr Grab iſt und ihr Haus,
Drin ſie, wie die Tannen, wurzeln,
Zogen die zu fechten aus.

Ihnen folgen Reiterhaufen,
Blanke Schwerter in der Hand,
Kämpfend nicht für Eine Scholle —
Nein, fürs ganze Vaterland!

Für das Volk, das in Europa's
Mitte ſeinen Siz erbaut,
Welches mit der höchſten Krone
Seiner Herren Herrn betraut;

Das der Weisheit Quellen öffnet,
Der Geſchichte Rad bewegt,
Das im Schoos der Künſte Blüthen
Und des Glaubens Perlen hegt;

Für den Namen, der ein Bürge
Bleibt der innern Lebenskraft,
Deſſen Zauber einen Rieſen
Neu aus Völkertrümmern ſchafft.

Dann auf andrer Krieger Schultern
Flammt das Kreuzeszeichen roth,
Kündend, daß ſie Dem ſich weihen,
Der für ſie erlitt den Tod;

Daß vom ird'ſchen Vaterlande
Auf zum ewigen ſie ſchau'n,
Daß zur Paradieſes-Heimath
Sich ihr Schwert die Bahn will hau'n.

Als das Heer hinausgezogen
Unter Glockenhall durchs Thor,
Führen ſein gewappnet Schlachtroß
Reiſige dem Herzog vor.

Wie das Pferd vorbei der Kirche
Unſrer lieben Frau ihn trug,
Da ein ſchwerer Stein vom Dache
Plötzlich vor ihm niederſchlug.

Der Begleiter Einer haſtig
Faßt des Pferdes pracht'gen Zaum:
„Dieſes Zeichen ſtärkt die Warnung,
Die heut Nacht mir gab ein Traum.

„Gib, ich fleh' dich, gib Befehle,
Daß die Schaaren ziehn zurück!
Morgen leicht mag dir gewähren,
Was dir's heut verſagt, das Glück!“

Doch ernſt lächelnd ſchiebt der Herzog
Ihm die Hand zurück vom Zaum:
„Wenn vom Dach die Steine fallen,
Wenn in dir aufſteigt ein Traum,

„Nicht verwehr' ich's, daß du deuteſt
Solche Zeichen, wie du willſt;
Doch nicht hoffe, daß mit Zweifeln
Mein entſchloßnes Herz du füllſt!

„Morgen oder heut — derſelbe
Gott hat uns in ſeiner Hut;
Keinen Unterſchied der Tage
Kenn' ich, wenn das Werk iſt gut!

„Sieh, wie dieſer tapfern Völker
Frommer Kampfmuth überſchäumt!
Einen Unglückstag nenn' den ich,
Den man ungenützt verſäumt!“

Auf dem Feld Trommeten ſchmettern;
Harrend ſtehn — bis das Gebot
Ihres Fürſten winkt — die Krieger,
Und entfeſſelt rast der Tod!

10. Das zweite Geſicht.

Wo durch das gewölbte Thor ſich
Drängten blanker Krieger Reihn,
Da, der Männer Antlitz muſternd,
Saß ein Greis auf einem Stein.

Vom Gebirg war er gekommen,
Wo zu Kohlen ſonſt das Holz
Er gebrannt hat, und dem Wilde
In das Herz geſchnellt den Bolz.

Achtzigmal den Schnee ſchon ſah er
Schmelzen um des Meilers Glut;
Achtzigmal im Sommer flattern
Um den Fels des Reihers Brut.

Nicht ſo ſcharf iſt mehr ſein Auge
Wildes Spuren zu erſpähn;
Kann nicht mehr auf tauſend Schritte
Einer Feder Zittern ſehn!

Kennt nicht mehr den Strauch, den fernen,
Aus dem Schatten eines Blatts;
Doch dafür war ihm geworden
Gar ein ſeltſamer Erſatz.

Selten halt zum Schuß dem alten
Jagersmann das Wild mehr ſtill;
Doch die Beut' erſpaht er, die ein
Aeltrer Jager fallen will;

Sein geſunknes Aug' erkennet
Sicher Jeden, dem der Tod,
Lauernd in dem eignen Leibe,
Oder aus der Ferne, droht.

Wie des flucht'gen Rehes Spuren
Sonſt im leichtgetretnen Gras,
So des Würgers ſichern Schritt jetzt
Er im Menſchenantlitz las.

Seine Söhne, rüſt'ge Männer,
Drei, im Chriſtenheere ziehn,
Und zwei Enkel, roſenwangig,
Halt er zwiſchen ſeinen Knie'n.

Welch' Entzücken faßt die Knaben
Als das Heer vorüberzog!
Welch ein Schauer faßt den Alten,
Als ſein Blick die Reihn durchflog!

Freudig ſtolz die Knaben ſchauten
Ihren tapfern Vatern nach;
Doch vor Wehmuth und vor Jammer
Faſt das Herz des Greiſes brach.

Schaudernd will er von den Schaaren
Wenden oft den ſtarren Blick;
Immer kehrt er drauf, gezwungen
Von geheimer Macht, zurück.

Jetzt, der Letzte, ſprengt geharniſcht
Herzog Heinrich durch das Thor;
Jammernd hebt der Greis gefaltet
Beide Hände hoch empor.

Mißverſtehend die Geberde,
Wirft der Fürſt in mildem Sinn
Im Vorüberflug ein Goldſtück
Dem vermeinten Bettler hin.

„Armer Greis, im Feld des Todes
Wie ſo lange ſaumeſt du?
— Ruft er — Flieh der Städte Mauern,
Des Gebirges Wällen zu!“

Da verhüllt der Greis ſein Antlitz;
Hängt nach einer Weile, ſtumm,
Als Reliquie das Goldſtück
Seinem jüngern Enkel um;

Und vom Steine ſich erhebend
Er beim Arm die Enkel faßt,
Deren Vater hoch zu Roß er
Schon zu Leichen ſah erblaßt.

Dem Gebirg zueilend murmelt
Leis er in den Silberbart:
„Todt das ganze Heer! der Würger
Keinen meiner Söhne ſpart!

„Altes Hirn, faßt dich nicht Wahnſinn?
Haltſt du dieſes Schreckniß aus?
Iſt vorbei der Knochen Raſſeln,
Der lebend'gen Schadel Graus?

„Fort! fort! fort!" — In dieſer Stunde
Ward des Greiſes Auge blind;
Zu druckt Abends das erloſchne
Ihm ſein altſtes Enkelkind.

Zwei Geſchlechter, weh! an Einem
Tag vom Würger hingerafft!
Aber Knoſpen, Blüthen, Zweige
Treibt der Jugend ewiger Schaft!

11. Die Schlacht.

Ohrzerreißend ſtieg das Jauchzen
Der Mongolen himmelan,
Als, der Chriſten Anzug ſchauend
Seinen Horden winkt der Chan.

Eh es tagt, ſtehn ſie gerüſtet,
Roß an Roß und Speer an Speer;
Graue Morgennebel flattern
Wie geſpenſtiſch um das Heer.

Eine greulich rohe Freude,
Thieriſch halb, halb teufliſch, zückt
In Geſichtern wie des Tigers,
Wenn er ſteht zum Sprung gebückt.

Welch Gebrüll, als jetzt der Sonne
Ball den Rand des Oſtens küßt,
Die ſie ſonſt in ihren Steppen
Oft mit Jubelſchrei begrüßt!

Mancher wohl im Chriſtenheere
Rechnet, trüber Ahnung voll,
Aus wie vielen tauſend Kehlen
Dieſe Morgenandacht ſcholl!

Bald iſt nun der Raum verſchlungen
Der die beiden Heere trennt;
Wild Geſchwader auf Geſchwader,
Rotte wider Rotte rennt.

Klug jedoch hält Schleſiens Herzog
Seines Heers zurück ein Theil,
Daß noch für die erſten Treffen
Bleib' ein Rückenhalt und Heil.

Die Bekreuzten und die Knappen
Sind die Erſten im Gefecht,
Wie ein Waldſtrom, den der Felſen
Widerſtand nur ſpornt, nicht ſchwächt;

Doch zu weit riß ſie des Sieges
Luſt ins Feindes Heer hinein;
Plötzlich hinter ihrem Rücken
Wimmeln der Tartaren Reihn.

Tapfre Kämpfer! ringsumſtürmte!
Dem des Bergmanns gleicht Eu'r Loos,
Den ein Erdſturz abgeſchnitten
In der finſtern Stollen Schoos!

Ach! aus dieſem Todesrachen
Bahnt kein Retter Euch die Flucht,
Und Ihr ſinkt erdrückt, zerſchmettert
Von der Speer' und Pfeile Wucht.

Aber während eng und enger
Euch des Todes Bann umgrenzt,
Hat ein Kreuz von Gold am Himmel
Ueber Eurem Haupt geglänzt!

Spät zur Hülfe, doch nach Rache
Lechzend, rückt ein Haufe nach;
O wie der ſo blut'ge Früchte
Von dem Baum des Todes brach!

Wie ins Holz der Keil von Eiſen,
Alſo Schaar in Schaar ſich drängt;
Bald zu Einem blut'gen Knäuel
Sind die Streitenden vermengt.

Wüſter Schlachtruf, eherner Keſſel
Klang entflammt der Tartarn Wuth;
Ihrer Glocken heilig Dröhnen
Stärkt der Chriſtenſtreiter Muth.

Lange, wie zwei ſtarke Ringer,
Die ſich gleichen Griffs gefaßt,
Stritten ſo die beiden Heere
Ohne Labung, ohne Raſt.

Und nicht Pfeil war's oder Lanze
Was der Chriſten Muth bezwang —
Eines einz'gen Unglückswortes
Täuſchend mißverſtandner Klang.

Das der Polen Einer, mahnend
Zu entſchloßnem Fechten, rief,
Ward entſtellt, daß es als Loſung
Wilder Flucht das Heer durchlief.

Die Tartaren ſahn mit Staunen,
Wie der Chriſten Mau'r ſich löst,
Wie der Vordern jäher Schrecken
Angſt durch alle Glieder ſtößt.

Miceslaus, was einem Herzog
Anſteht, wenig du erwogſt,
Als dir nach, der Erſte fliehend,
In die Flucht das Heer du zogſt!

Jubelnd würgen die Tartaren,
Doch vom Sieg ſind ſie noch fern;
An rückt Heinrich mit der Schleſier,
Mit der deutſchen Ritter Kern.

Dieſen bleibt kein Rückhalt übrig
Wider der Verfolger Trutz,
Wo ſie könnten, wenn den Rücken
Sie gewendet, ſuchen Schutz.

Deſſen hat der fromme Herzog
Sie mit kraft'gem Wort gemahnt,
Eh mit blankem Schwert den Weg er
Sich durch die Mongolen bahnt.

Langſam, wie die halberſtarrte
Lava ſich bergabwärts ringt,
Doch wie ſie auch ſicher tödtend,
Dieſe Kernſchaar vorwärts dringt.

Ihre dicken Panzer ſprechen
Dem beſchwingten Rohrpfeil Hohn;
Ihre breiten Schwerter mähen
Tartarnköpfe weg wie Mohn;

Auf das Volk von braunen Zwergen,
Auf die Pferde dürr und klein,
Stürmen auf Burgunderhengſten
Schwer wie Rieſen ſie herein.

Aber zahllos ſind die Feinde,
Daß ſich jede Lücke füllt,
Daß des Mordens Lichtung neue
Lanzenwälder nur enthüllt.

Auf der Tapfern Helm und Panzer
Prallt der Sonne Mittagsglut;
Kühlte doch der Schnee ſie, der noch
Dort in Bergesſchluchten ruht!

Aber Hitz' und Durſt und Hunger
Dulden muthig Mann und Roß,
Rückwärts drängt der Heldenhaufe
Der Tartaren wüſten Troß.

Und ſie haben ab den Horden
So viel Feld gewonnen ſchon,
Daß von Liegnitz fernen Glocken
In der Luft verhallt der Ton.

Plötzlich aber wird erhoben
Der Mongolen Reichspanier,
Auf gewalt'gem Schaft ein grauſer
Kopf, der Menſch halb und halb Thier!

Weit ſperrt auf der Kopf den Rachen,
Laut, wie eine Schlang', er ziſcht,
Speit dem deutſchen Heer entgegen
Steine, Feuer, Dampf gemiſcht;

Aus dem flammenſprühnden Boden
Qualmt es wie Verweſungsduft;
Eine dicke Schwefelwolke
Hemmt den Athem, ſchwärzt die Luft.

Graunvoll iſt zu ſehn, zu hören
Wie es kracht und ziſcht und loht,
Und auf manchen Streiter ſchleudert
Unſichtbare Hand den Tod.

Mit den Augen, ſchreckgeblendet,
Sehn ſie Weſen, ungeſtalt,
Graß, mit blut'gen Augen, drohen
Durch der Dampfeswolken Spalt.

Viele wenden um die Roſſe,
Sinnverwirrt und wahnbetaubt,
Andre reißt mit fort die Strömung,
Deren Stolz zu fliehn ſich ſtraubt.

Vorher — eine ſtarre Mauer
War der Chriſten blanke Schaar,
Glatt und dichtgefugt, die nirgends
Bot ein Thor dem Angriff dar;

Jetzt — nur da und dort ein Hauſe,
Abgeſchnitten, einſam, ficht,
Wie granitne Saulen, ſtehend,
Wenn ein Bau zuſammenbricht.

Starke Brückenpfeiler, trotzend
Noch der hochgeſchwollnen Fluth,
Wahrend ſchon die Brückenjoche
Mit ſich riß des Eisgangs Wuth.

Viele Flücht'ge, ſich ermannend,
Machen einzeln wieder Halt;
Wenig kann ein Schwert, ein einzles,
Wider eines Heers Gewalt;

Doch der Ehre Makel waſchen
Ab ſie mit Tartarenblut;
Ihres Schreckens Schwäche machen
Sie durch tapfres Sterben gut.

Unerſchüttert kämpfen Jene
Die dort furchtlos hielten Stand,
Deren klare Heldenſeelen
Höllenkunſt nicht überwand.

Zwar in Dunkel iſt verſunken
Siegestraum und Hoffnung fern,
Aber golden aufgegangen
Frommer Gottergebung Stern.

Tödtlich iſt den Steppenhorden
Dieſer tapfern Trümmer Wall;
Aber Feder neigt um Feder
Von den Helmen ſich zum Fall.

Herzog Heinrich — er, der Feldherr,
Sieht des Tags Verluſt; — ſein Herz
Fühlt, den Andre einfach fühlen,
Tauſendfach und ganz — den Schmerz.

Aber vor Verzweiflung ſchirmet
Ihn des Glaubens Demantſchild;
Troſt gießt ein der matten Seele
Seiner Mutter dämmernd Bild.

Aus dem Dampf, daraus den Andern
Teufelslarven ſchuf ihr Wahn,
Schaut, ſanft winkend, ſeiner Mutter
Antlitz, wie im Flug, ihn an.

Und im tiefſten Jammer plötzlich
Hat ihn ein Gefühl erfaßt,
Als wenn ſeiner Seel' entſanke
Eine ungeheure Laſt;

Als ob ſchon er von der Bürde
Seiner Sterblichkeit getrennt,
Schwämm' in unverlorner Freiheit,
In der Seelen Element.

Keinen Augenblick geraſtet
Hat des Neugeſtärkten Arm;
Um ihn bieten nur vier Ritter
Trotz noch dem Barbarenſchwarm.

Der Deutſchmeiſter liegt erſchlagen,
Poppo, auf dem Leichenfeld;
Beſſer als der flücht'ge Herzog
Hielt aufs Meiſterrecht der Held!

Auf das kleine Häuflein ſtürmen
Die Mongolen, wuthentbrannt,
Weil in jenem Todesſchnitter
Sie den Feldhauptmann erkannt.

Retten ihres Herzogs Leben
Iſt der treuen Ritter Ziel —
Einer — Zwei — und ſchon der Dritte
Unter tauſend Pfeilen fiel;

Junker Johann nur, den Vierten,
Riß die Kampffluth weg vom Ort;
Blutend aus zwölf Wunden führt' er
Noch Gefangne mit ſich fort!

Einſam fiel, der aus am Morgen
Zog mit ſolchem Heeresbann,
Herzog Heinrich mit der Fahne,
Fechtend als der letzte Mann.

12. Der Mongolen Rückzug.

Bis erſtorben war das letzte
Zucken der geſchlagnen Schlacht,
Iſt der Sonne Strahl verglommen,
Eingedunkelt iſt die Nacht.

Auf das weite, blut'ge Blachfeld
Fällt des fahlen Mondes Licht;
Bleicher noch iſt vor Entſetzen
Heut, als ſonſt, ſein Angeſicht.

Neugier ringet mit dem Grauſen —
Seine Strahlen zittern; — bald
Birgt er ſeine Silberſcheibe
Hinter'm dunkeln Föhrenwald.

Doch nicht lichtlos wird das Schlachtfeld;
Fackeln zunden an von Kien
Die Tartaren, und auf Plündrung
Sie durchs Leichenchaos ziehn.

Ringe, Ketten, Helme, Sporen,
Silber, Gold lockt ſie und Stahl;
Manchem ihres Volks, der röchelt,
Kürzen ſie des Sterbens Qual.

Aber finſter brütend, ungleich
Einem der den Sieg gewann,
Sitzt, die Bruſt dem Nachtwind öffnend,
Im halboffnen Zelt der Chan.

Buntgewirkte pracht'ge Teppiche
Breiten ſich vor ſeinem Fuß;
Werthlos macht, ſo ſcheint's, die Steine,
Macht das Gold der Ueberfluß.

Voll von aller Länder Beute
Strotzt ſein Zelt, wie ein Bazar;
Aber auf drückt allem Glanze
Seinen Stempel der Barbar.

Feine Leinwand, Purpurſeide
Sind zerfetzt und ſtarr von Schmutz;
Und das Köſtlichſte — entadelt
Wirds zu kindiſch eitlem Putz.

Einſam ſitzt auf abgeſchnalltem
Rohem Sattel da der Chan,
Und das Aug' erhebend ſtarrt er
Auf den nächtlich blut'gen Plan.

Ward ob dem Verluſt der Treuen,
Die das Schwert fraß, krank ſein Herz?
Machen ihm die Leichenhügel,
Die ſein todtes Volk thürmt, Schmerz?

Nein! des Menſchenblutes Waare
Iſt nicht hoch von ihm geſchätzt —
Werthlos, wie des Stromes Waſſer,
Das allſtündlich ſich erſetzt.;

Die Gefallnen — ſind geweſen,
Sind ein weſenloſer Traum;
Für die Namen hat von Todten
Sein Gedächtniß keinen Raum.

Doch er rechnet, ob zu viel nicht
Er vom Kern des Volks verlor,
Um ins Land der ehrnen Männer
Weiter noch zu rücken vor?

Ihm zu Füßen legt man ſieben
Volle Säcke — feucht von Blut,
Und ſein Auge, grimmig lächelnd,
Auf den Siegstrophäen ruht.

Aufgeſchreckt vom heut'gen Kampfe,
Ringt in des Tartaren Bruſt
Zweifel, bisher fremd der Seele,
Mit des Ruhmes heißer Luſt.

Ihn verdrießt es, daß das Schlachtglück,
Das ſonſt folgſam mit ihm zog,
Heut ſo zweifelhaft, ſo lange
Der Entſcheidung Looſe wog.

Mitternacht kam — ſeine Horde
Schnarcht um ihn — dem Chan allein
In die überwachte Seele
Zog der milde Schlaf nicht ein.

Hat, aus heißem Hirne quellend,
Ihn ein wacher Traum geneckt?
Hat die Geiſterwelt dem ſcharfern
Sinn ihr heimlich Reich entdeckt?

Einen weißen Nebel wallen
Auf dem Schlachtfeld ſieht der Chan,
Den ſein Auge nicht durchdringet,
Strengt er's noch ſo mächtig an.

Plötzlich reißt entzwei der Nebel
Und in Ordnung rückt daher,
Goldne Kreuze vorgetragen,
Ein gewaffnet Chriſtenheer.

Seine Hand zuckt nach dem Säbel,
Doch als wieder hin er ſah,
Merkt' er: nicht lebend'ge Feinde,
Ein Geſpenſterheer iſt da!

Schweben ſieht er ſie, nicht ſchreiten,
Kein Befehlswort tönt, kein Ruf,
Keine Waffen hört man klirren,
Stampfen keines Roſſes Huf.

An der Krieger Bruſt und Stirne
Fürchterlich die Wunde klafft;
Ihre Pferde ſind verſtümmelt,
Und zerbrochen Schwert und Schaft.

Zwar von kaltem Schau'r durchrieſelt,
Faßt bald wieder Muth der Chan:
„Einem Heere von Geſpenſtern
Bietet Trotz ein einz'ger Mann!

„Nehmet mit was Ihr vergeſſen!
Gnädig ſey es Euch vergönnt,
Wenn Ihr aus den Säcken wieder
Eure Ohren holen könnt!“

Aber auf des kecken Fürſten
Frevelmund erſtirbt der Ton,
Wie die Schaar der blut'gen Schatten
Dicht ſein Zelt umlagert ſchon!

Roſſe, Spukes Nähe witternd,
Fangen laut zu wiehern an,
Und es ſtößt, vom Schreck gefeſſelt,
Einen Hülfruf aus der Chan.

Von den aufgeſchreckten Schläfern
Stürzt ein brauner Schwarm herbei —
Das Geſpenſterheer — zerſtoben
Iſt es mit des Chanes Schrei.

Bleich, mit ausgeſtrecktem Finger
Deutend auf das leere Feld,
Finden ſtaunend die Mongolen
Ihren Herrn im dunkeln Zelt.

Blitze ſchleudern ſeine Blicke,
Schrecken ſpiegelnd, Zorn und Schaam —
Erſt allmälig dem verſtörten
Geiſt die Faſſung wieder kam.

Bange ſtarrt ihn an die Horde;
Floh, verfluchend, ihn ſein Glück?
Haſtig weist der Chan nach Oſten —
Murmelt nur Ein Wort: Zurück!

Eh das Morgenroth den Himmel
Mit dem blut'gen Rand geſäumt,
Hat die Wahlſtatt, Flücht'gen ähnlich,
Der Mongolen Schwarm geräumt —

Krieger, deren Stirn des Fluches
Maal nur, ſtatt des Lorbeers, drückt —
Sieger, über deren Häuptern
Stets der Knechtſchaft Geißel zückt!

Leichenvögel, deren düſtrer
Schwarm ſich über Moder wiegt,
Dumpfes Volk, aus dem kein Adler
In die goldne Sonne fliegt!

13. Die Trauerbotſchaft.

Angelangt in Kroſſen ruhten
In des Kloſters größtem Saal
Beide Fürſtinnen, ermüdet
Von der Reiſe Müh und Qual;

Von der Reiſe, wo die Rückkehr
In die Heimath ungewiß,
Deren Abſchied ihre Herzen
Los von Sohn und Gatten riß.

Lange kämpft die Uebermüdung
Mit der Seelen Angſt und Gram,
Bis zuletzt doch die Erſchöpften
Linder Schlummer überkam.

Mitternacht war's, als Desmunde,
Eine Dien'rin, treu bewahrt,
Höret, wie die alte Fürſtin
Auf aus Schlaf und Träumen fährt.

Schweigend lauſcht ſie; brünſtig, leiſe
Quillt Gebet aus Hedwigs Mund,
Welche vor der Gottesmutter
Knieend liegt auf kaltem Grund:

„Höre du mich, heil'ge Mutter,
Der ein Schwert einſt ging durchs Herz,
Gieß du deiner Siegesfreude
Troſt auf einer Mutter Schmerz!

„Höre mich, Gebenedeite,
Seligſte von allen Fraun,
Mußteſt gleich am Kreuz erblaſſen
Dein geliebtes Kind du ſchaun!

„Unter ſank dein Weh in Glorie
Weil dein Sohn, als dir er ſtarb,
Leben einer Welt der Sünde,
Dir und Allen Heil erwarb!

„Himmelsjungfrau! nicht vermeſſen
Iſt, du weißt es wohl, mein Sinn;
Und du zürnſt nicht, wenn getröſtet
Ich in dem Gedanken bin:

„Sterbend hat dein Sohn uns Alle
Einſt erlöst vom Fluchgebot;
Jetzt zu deines Sohnes Ehre
Beut mein Sohn die Bruſt dem Tod!

„Mindert nicht ſein Blut die Summe
Einer grenzenloſen Schuld:
Blickt doch auf ſo treuen Streiter
Lächelnd ſeines Hauptmanns Huld!

„Gottesmutter! mild im Herzen
Wirkt mir deine Tröſtung ſchon,
Und ich ſchau' im Geiſt, wie droben
Meinem Kinde winkt dein Sohn!“

Jetzt nicht länger kann Desmunde
Hemmen ihrer Thränen Macht;
Schluchzend fragt ſie: ob ein Bote
Kunde ſchon vom Kampf gebracht?

Und die Herzogin drauf milde:
„Nein! auf flücht'gem Roß noch nicht
Kam die Botſchaft — aber Kunde,
Sichre, gab mir ein Geſicht.

„Wiß! mein Sohn iſt mir verloren!
Dem geſcheuchten Vogel gleich
Sah ich ihn vorbei im Traume
An mir ſchweben, blutend, bleich;

„Nach ihm aus ſtreckt' ich die Arme,
Doch ihn haſchen konnt' ich nicht;
Er iſt hin; ich ſehe nimmer
Sein geliebtes Angeſicht!“

Tröſtend drauf begann Desmunde:
„Falſch iſt oft des Traums Erfund —
Doch mit trübem Ernſt legt Hedwig
Ihr den Finger auf den Mund.

„Zweifellos iſt meine Seele;
Ich beklag' ihn ſchon als todt;
Doch verſchwiegen noch der Gattin
Bleibe, welches Leid ihr droht!

„In der Hoffnung Regenbogen
Spiel' ein Weilchen noch ihr Herz,
Bis die heitern Farben alle
Löſcht der ſchwarze, ſichre Schmerz."

Morgen wards und Abend wieder,
Und der zweite Tag verſtrich;
An der Mutter milder Ruhe
Stärkt der Gattin Hoffnung ſich.

Trügeriſch, durch Anna's Seele
Froher Ahnung Strahl oft zuckt,
Daß ſie zum Empfang des Vaters
Die vier zarten — Waiſen ſchmückt.

An vor'm Kloſter ſprengt ein Reiter,
Als die zweite Sonne ſinkt,
Und die ganze Unglückskunde
Schon der Blick des Boten winkt.

Während laut die Kinder jammern,
Schmerz die Gattin faſt verſteint,
Hat, verklärt, nicht Eine Thräne
Hedwigs frommes Aug geweint.

„Gott! dein Rath muß uns gefallen!
Einen Sohn, der mich geliebt
Immerdar, gabſt du mir, Güt'ger!
Und deß Tod mich nicht betrübt!“

Staunend ſahn die Kloſterfrauen,
Wie ſie ſtark den Schmerz bezwingt,
Wie ihr Geiſt vom Thränendunſtkreis
In des Glaubens Blau ſich ſchwingt.

---

14 Der gefundene Leichnam.

Jenem ſonn'gen Frühlingstage
Wo geſchlagen ward die Schlacht,
Folgen trübe Tage, rauhe,
Wo es ſturmt und heult mit Macht.

Von des Himmels grauer Wölbung
Fallt der Schnee ohn' Unterlaß;
Des Gebirges Tannen ſchütteln
Ihre Wipfel ſchaurig naß.

Für die Todten auf dem Schlachtfeld,
Welchen noch kein Grab man grabt,
Wird aus Flocken Schnee's ein kaltes,
Weißes Leichentuch gewebt.

Tauſend frevelhafte Raben
Scharren aber wieder aus
Die Verſchneiten; mit der Walder
Beſtien theilen ſie den Schmaus.

Plötzlich flattert von dem Mahle
Auf der Vögel Schwarm in Haſt,
Miſſethatern gleich, die ſchreckend
Des Gewiſſens Angſt erfaßt.

Denn aufs Schlachtfeld kommt gewandelt
Schwarzverhüllter Frauen Zug,
Trotz dem Schauſpiel bietend, welches
Kaum ein männlich Herz ertrug.

Tauſende von Leichen liegen,
Halb vom weißen Schnee bedeckt,
Halb von Strömen Bluts geröthet
Auf dem Blachfeld ausgeſtreckt.

Gern wohl ſchlöße ſich das Auge
Vor dem grauſen Anblick zu;
Doch den theuern Leib zu ſuchen
Läßt das Herz ſie nicht in Ruh.

Mutter! Gattin! tragt der Fuß Euch
Bei dem Gang ſo bittrer Pflicht?
Zieht nicht zu den ſchweren Todten
Euch des Grames Bleigewicht?

Und das Leichenfeld durchſtreifen
Schon die Frauen Stunden lang;
Trauernd ob fruchtloſem Suchen,
Und vor'm Schreck des Findens bang.

In wie tauſendfält'gen Zügen,
In welch grauſem Wechſel bot
Ihrem ängſtlich ſpähnden Blick ſich,
Der doch Einer iſt, — der Tod!

Aber ſeltſam! des Mongolen
Gelblich braunes Angeſicht
Wechſelt wenig nur die Farben,
Wenn ſein Fahl der Tod drein flicht;

Und der hellgelockten Deutſchen
Lichte Farben, klar und rein,
Löſcht die graue Leichenbläſſe
Zu ſo fremd geſpenſt'ſchem Schein:

Und doch — auf der Chriſten Antlitz
Hat ſo ſchreckenlos, ſo mild,
Der Verzerrung Spuren löſend,
Ausgeprägt der Tod ſein Bild;

In der Tartarn Angeſichtern
Grinst ſo wild des Todes Zug!
Felder ſinds, worüber hinfuhr
Der Verzweiflung irrer Pflug;

Wie wenn, von des langen Schlummers
Mohnſaft trunken und betäubt,
Doch ſich noch der letzte Muskel
Gegen ſeine Macht geſträubt.

Auf der Chriſten bleichen Mienen
Der Erſchöpfung Friede ruht,
Wie die Dämmerkühle, labend
Nach des Tages ſchwüler Glut.

Vom andacht'gen Sterbeſeufzer
Noch die blaue Lippe ſpricht;
Auf der klaren Stirne ſchweben
Heldenmuth und Zuverſicht.

Wer die Todten nur drum fragte,
Wahrlich der erriethe ſchwer,
Welches das triumphgekrönte,
Welches das geſchlagne Heer!

Aus der Siegern düſtern Larven
Grinſt die troſtlos dumpfe Nacht;
Durch der Deutſchen Todesſchlummer
Leiſer Hoffnung Schimmer lacht.

Lang noch ſucht man — plötzlich Anna's
Aug' auf einen Leichnam fällt,
Deſſen Angeſicht von Wunden
Zur Unkenntlichkeit entſtellt.

Abgeriſſen ſind die Waffen
Von dem ſchönen Heldenleib;
Aber ahnender Erkennung
Schauer faßt das treue Weib.

Sprachlos winkt ſie — von den Dienern
Wird des Todten Fuß entblößt,
Und des Herzogs ſechſte Zehe
Bangen Zweifels Spannung löſt.

Droh am neugebornen Kinde
Sich der Mutter Herz entſetzt,
Das iſt der Erkennung Zeichen
Am erſchlagnen Helden jetzt!

Und in Hedwigs Leidensdunkel
Taucht ein tröſtend Licht empor:
Daß von Fern der Vorſicht Wille
Seine Spur ſich zeichnet vor!

Dieſer Stunde Schmerzensblume
Wuchs von Ewigkeit, geheim;
Und im Kind, dem Schoos entwunden,
Trat hervor ihr bitterer Keim.

Wenn dereinſt der Schmerzensblume
Letztes Blatt gewelkt entſinkt:
Dann die Frucht, die ewigſüße,
An des Leides Stamme blinkt!

Wild ſtürzt Anna auf ihn nieder;
Schaudernd ſtrengt ihr Aug' ſich an,
Ob es wieder in dem Leichnam
Finde den geliebten Mann.

Seine fühllos eiſ'ge Wange
Ihre glühnden Thränen trinkt;
Auf des Todten andrer Seite
Hedwig knieend niederſinkt.

Bei den kalten Handen faßt jetzt
Die den Gatten, die den Sohn;
Da, von Liegnitz fernen Thürmen,
Weht der Wind den Glockenton.

Und die Mutter flüſtert leiſe
Der verzagten Wittwe zu:
„Horch, die Abendglocke lautet!
Gönn' ihm ſeine Veſperruh!“

15. Das Kloſter bei Wahlſtatt.

Auf dem Felde, wo im Kampfe
Ehern ſtarrte Speer an Speer,
Wogt, zum zweitenmal ſich röthend,
Goldner Halme friedlich Heer.

Wo der Nachtwind Todeswunden
Angeweht mit eiſ'gem Hauch,
Wiegen jetzt die Sommerlüfte
Manche blüh'nde Roſ' am Strauch.

Wo die Fahne mit dem rothen
Kreuz zertraten Heiden wild,
Ragt die Kirche mit dem Kloſter,
Ahmt in Stein des Kreuzes Bild.

Wo auf der erſchlagnen Gläub'gen
Bleichem Mund erſtarb das Wort,
Setzt die ernſte Todtenmeſſe
Ihren Ruf um Gnade fort.

Wo der Pauken Lärm, der Becken
Klirren in die Wolken drang,
Da beherrſchen Glock' und Orgel
Jetzt die Luft mit heil'gem Klang.

Wo zwei Völker aneinander
Im Entſcheidungskampf geprallt:
Mit dem Roſenkranz, dem Rauchfaß
Jetzt ein Häuflein Mönche wallt.

In dem lauen Sommermorgen
Tritt jetzt aus dem Gotteshaus
Einer in den Blumengarten,
Der mit Blut gedüngt, heraus.

Junker Johann war's, der Letzte
Der an Heinrichs Seite focht,
Deſſen Lebensmark zwölf Wunden
Zu erſchöpfen nicht vermocht.

Er war's, der vom Kampf der Letzte
Siegreich mit Gefangnen kam,
Und der Erſte der die Kutte
In dem jungen Kloſter nahm.

Aber tauſcht' er auch den bunten
Waffenrock für braun Gewand,
Führt beim Graben doch das Schwert er
Statt des Spatens in der Hand.

Pflegen andre Mönche Lilien,
Sterne, Roſen, roth und weiß:
Er hat in des Gartens Ecke
Auch gepflanzt ein Lorbeerreis.

In den Stunden, wo des Ordens
Satzung ihn nicht bannt im Chor,
Schreibt auf Pergament er nieder,
Oder trug's den Hörern vor,

Wie an jenem Tag des Mordens
Ihm des Himmels Beiſtand nah,
Was von deutſchem Heldenmuthe,
Von Barbarengrimm er ſah.

„Eine Stimme bin ich,“ rief er,
„Die von großen Wundern zeugt,
Eine Zunge, welche redet,
Weil der Mund der Todten ſchweigt!“

Unermüdet wiederholt er
Jedem, der drum an ihn ſpricht,
In gedämpften, leiſen Worten
Der gewalt'gen Schlacht Bericht.

Feur'ger wird nur ſeine Rede
Wenn beſchließend er erzählt,
Welche Glut der frommen Weihe
Herzog Heinrichs Aug' beſeelt.

„Nicht beſiegt iſt er gefallen,“
Rief er; „noch im Tode klar
Wurd' ihm, daß ſein köſtlich Opfer
Angenehm dem Himmel war!“

Und den Mönch zu hören kamen
Oft die Fürſtinnen heraus,
Und, geſtumpft des Leides Stachel,
Kehrten ſie von ihm nach Haus.

Aber ihm auch hat des Todes
Keim die Schlacht ins Herz geſtreut;
Bald iſt er vom Ordenskleide
Wie vom Eiſenrock befreit.

Aufgeſtellt iſt eine Leiche;
Bei dem weißen Skapulier
Ruht das ſchart'ge Schwert, der Lorbeer
Bei des Lilienkranzes Zier.

Und in einer goldnen Kapſel
Wird verwahrt das Teſtament,
Drin des kampfesmüden Streiters
Siegesahnung man erkennt:

„Der ich lang das Kleid von Eiſen,
Kurz die braune Kutte trug,
Glücklich will den Tag ich preiſen
Der mir ſchließt den Pilgerzug.

„Der den letzten faſtvergeßnen
Kämpfer von der großen Schlacht,
Nach dem nur zu Lebn beſeßnen
Sohn zum Himmelserben macht.

„O mein Herzog! aus der Wolke
Schwingſt du mir die Fahne zu,
Die du, ſterbend mit dem Volke,
Hieltſt voll Heldenſeelenruh!

„Mit dem Schwerte Michaels rührſt du
Meine Seel' an Edens Thor,
Und dem Hauptmann, Chriſto, führſt du
Friſchgeworbenen mich vor.

„Seines Aug's ein Blick dann lichtet
Meiner Seele Nachtrevier;
Seiner Gnade Strahl vernichtet,
Was noch irdiſch iſt an mir.

„Heller wird dem Neugeſunden
Frommer That Erinn'rung glühn;
Aus den Narben dunkler Wunden
Werden lichte Roſen blühn.

„Und, in dankbarem Gedenken,
Wird zum fernen Erdenthal
Sich des Siegers Auge lenken
Aus den Räumen ohne Qual;

„Und dem Land, das ihn geboren,
Und dem Volk, zu deſſen Bann
Er, im Kleid aus Staub, geſchworen,
Bleibt der Geiſt noch zugethan.

„Deutſchland! theurer wird dort oben
Noch dein Nam' geachtet ſeyn,
Seit, mit ihrer Treue Proben,
Deine Helden zogen ein!

„Reicher, Deutſchland, biſt du worden,
Ob auch deiner Kinder Saat
Hingemäht in wüſtem Morden
Der Barbaren Fuß zertrat.

„Schützend zieht um deine Gränzen,
Wie ein ehrner Ring, das Grau'n;
In den Nächten wird man glänzen
Deiner Todten Speere ſchaun!

„Jenes Opfers große Kunde,
Ungerühmt von Erz und Stein,
Wird in ſpäter Enkel Munde
Noch des Ruhmes Loſung ſeyn.

„Wenn je wieder deinen Marken
Fremder Völker Kriegszug naht:
Soll dir Stolz und Muth erſtarken
Am Gedächtniß jener That!

„Wecke ſie, als Hauch der Ehre,
Deiner Söhne heil'gen Zorn!
Sey den Zweiflern eine Lehre!
Sey den Wankenden ein Sporn!

„Funkle durch der Zwietracht Nächte
Als ein heller Bundesſtern,
Rette künftigem Geſchlechte
Treuer Stammverbrüdrung Kern!

„Der in Blut geſäte Same
Wuchre, Völker bindend, fort;
Fernſten Zeiten ſey der Name
Wahlſtatt ein ſieghafter Hort!

„Bleibe ſie, ein glorreich Siegel
Deutſchlands Freibrief aufgedrückt,
Und ein Blatt im Fürſtenſpiegel
Sey mit Heinrichs Bild geſchmückt!

„Ach! wie ich an deiner Seite
In der Schlacht, treu fechtend, ſtand,
So reich' du im letzten Streite,
O mein Herzog, mir die Hand.

„Her mein Schwert! die ſchwarze Rotte
Drängt — ich hau' zu dir mir Bahn!
Vor dem Stahl, vorm Kreuzesgotte
Fliehn ſie — und ich darf dir nahn! —

„Du empfängſt mich — dieſen letzten
Gruß dem deutſchen Vaterland — —"
Doch hier nahm der Tod den Griffel
Dem Befreiten aus der Hand.

16. Allerſeelentag.

Raſch erliegt der Aexte Streichen,
Der ſo lange wuchs, der Wald!
Jahre heilen kaum die Wunde,
Die geſchlagen iſt ſo bald!

Lange währt's bis aus den Trümmern,
Aus der heißen Aſche Glühn,
Ein gezehntet Volk die Städte
Seiner Väter neu macht blühn!

Die den Jammer miterlebten —
Sie verwinden ſchwer den Gram
Ob dem Unheil, das die Blüthen
Ihres Glücks vom Stengel nahm.

Doch zu freuen wagt ſich wieder
Das nachwachſende Geſchlecht,
Dem zur ſchönen Heldenſage
Sich des Leids Erinnrung ſchwächt.

Längſt des Friedens goldner Segen
Wieder über Schleſien lag;
Ernſt metallne Glockenzungen
Künden Allerſeelentag.

Nirgends wie in Wahlſtatts Kloſter
Wird gefeiert dieſes Feſt,
Das die Lebenden und Todten
Als Ein Reich erſcheinen läßt;

Das der frommen Ahnung aufſchließt
Theurer Todten Himmelsglück,
Das in der Erinn'rung Dufte
Sie dem Herzen führt zurück;

Wo des Himmels Blau dem Glaub'gen
Sich erfüllt zum Geiſtermeer,
Wo er ſpürt in ſüßer Nähe
Seel'ge ſchweben um ſich her;

Wo des Paradieſes Brücke
Sichtbar faſt herab ſich ſenkt,
Wo den durſt'gen Wüſtenpilger
Mannathau des Geiſtes tränkt.

Der ſonſt als ein Liebeſtörer
Gräßlich und gefürchtet droht,
Heut erſcheint als güt'ger Mittler
Zwiſchen dort und hier, der Tod.

Und im Kloſter wird alljährlich
Gottes Streitern Dank gebracht;
Manche Stiftung hat mit Meſſen
Ihre Seelen fromm bedacht.

Alle Mönche ſind geſchäftig
Von dem großen Beinerhaus
Schmückt mit Schädeln und mit Knochen
Man Kapell' und Kreuzgang aus.

Und daß ſchreckhaft nicht der Anblick
Möge ſcheuem Auge ſeyn,
Flechten in des Grabes Bilder
Laubwerk ſie und Blumen ein;

So durch Blumen, Todtenbeine,
Wird dem Herzen kund gemacht:
Daß, was lebt und blüht, muß ſterben,
Und, was ſtarb, einſt neu erwacht.

Von der großen Schlacht die Kunde
Hört das Volk alljährlich an;
Und der hörbegier'gen Menge
Kaum die Kirche faſſen kann.

Dieſer Tag ward auserkoren,
Wo man alle Todten ehrt,
Weil ſo doppelt das Gedächtniß
Der Gefallnen wird verklärt.

Plötzlich gab die größte Glocke,
Deren köſtliches Metall
Hedwig ſtiftete dem Kloſter,
Ungezogen, einen Hall.

Die andacht'ge Menge ſtaunet;
Freudeglut im Angeſicht
Ruft der Prior: „Biſt du's, Heil'ge,
Die in dieſen Klangen ſpricht?“

Heil'ge nannt' er ſie, nicht ahnend
Daß zur ſelben Stund' in Rom
Sie der Knecht der Knechte Gottes
Nannte ſo in Peters Dom.

Erſt nach Monden kam die Botſchaft,
Wie des Kirchenfürſten Sinn
Ward erleuchtet, daß die Tugend
Er erkannt der Herzogin;

Wie er würdig ſie geachtet,
Daß, Wer ſcheu, des Ewigen Ohr
Selbſt mit Bitten zu ermüden,
Sein Gebet ihr trage vor;

Daß, wie hülfreich ſie auf Erden
Tröſtrin war in Noth und Wehn,
Sie im Himmel noch zum Throne
Gottes trag' der Armen Flehn! — —

Deutſche Frau! im Zeitenwechſel
Iſt verbleicht der Heil'genſchein,
Drein der Kirche Wohlgefallen
Hüllte deine Menſchheit ein!

Doch vertrauter nur und naher
Tritt dein eignes Bild hervor,
Das die mildgediegnen Farben
Seiner Schönheit nicht verlor.

Eintracht, Treu' und Opfer pred'gend
Schreite durch die Zukunft hin,
Heinrichs Mutter! deutſchen Bodens
Chriſtliche Gränzwächterin!

Und wie einſt du ird'ſche Gaben
Trugeſt in der Armen Haus:
Spende Kön'gen jetzt und Bürgern
Deines Geiſtes Segen aus!

Schluß.

Nun ich zu End' ein Lied geſungen
In das ich liebend mich verſenkt,
Das wunderbar, ein Born, entſprungen
Dem eignen Weſen, mich getränkt:

Nun will die Wehmuth mich beſchleichen
Daß ich von ihm mich trennen ſoll;
Ach, was wird jenen Stunden gleichen
Wo's friſch mir aus der Seele quoll?

Wo ich zum inn'gen Glaubensmuthe
Vergangner Tage mich verjüngt,
Wo ich im Geiſt mit Heldenblute
Ein Opferſchlachtfeld ſah gedüngt;

Wo mir aus frommer Augen Glänzen
Der Himmel gegenwärtig ſprach,
Wo, mit verzückt, ich kühn die Gränzen
Der engen Sichtbarkeit durchbrach

Wo ich mich Held mit Helden fühlte,
Wo zweifelloſe Zuverſicht
Mit blauen Engelsflügeln kühlte
Mein inbrunſtflammend Angeſicht!

Vollendet hab' ich's und ich trete
Aus meines Schaffens ſtillem Kreis;
Der Geiſt der mild mich dort umwebte,
Umflüſtert noch die Seele leis.

Schwer find' ich nach ſo tiefen Traumen
Mich wieder in die Welt von Jetzt;
Zu fernen Zeiten, fremden Raumen
Wähn' ich noch immer mich verſetzt.

So wie ein Geiſt, ein abgeſchiedner
Langſt von dem Leib, zuſammenſchrickt,
Wenn, nachtlich wandelnd, er gemiedner
Lebend'ger Angeſicht erblickt;

So faßt mich plötzlich Scheu, zu bringen
Der Welt von heute mein Gedicht,
Die hören mag von ſolchen Dingen,
Wie Vaterland und Himmel, nicht;

Die in dem Labyrinth am Faden
Ureigner Weisheit irrt herum,
Die ſich im reinen Geiſt will baden,
Und ſich verehrt im Heiligthum.

Die, gierig Ird'ſches zu erraffen,
Vor tauſend Mammonslarven kniet,
Oder mit ſpitzen, gift'gen Waffen
Zum Burgerkrieg des Geiſtes zieht;

Die mit vermeßner Parzenſcheere
Schont ſelbſt des Herzens Herzblatt nicht,
Und ums Geſpenſt der öden Leere
Des Wortes bunt Gewebe flicht;

Die, was die Ahnen ſtärkt' im Kampfe
Mit lebenskräftiger Inbrunſt,
Erſt gelten läßt, wenn es zum Dampfe
Iſt aufgelöst und hohlem Dunſt. — —

Doch weg Ihr Zweifel! — Unterm Baume
Im Eichenſchatten ſuch' ich Ruh;
Da flüſtert mir im tiefen Traume
Verſöhnend eine Stimme zu:

„Sey ohne Furcht! wenn du getroffen
Der ächten Wahrheit vollen Ton,
So ſtehn dir tauſend Herzen offen
Und ſchadet dir kein Zorn und Hohn!

Wenn Kaltſinn wachſend und Verblendung
Die Herzen ſchnürt, den Blick umhüllt:
Wird heil'ger nur des Dichters Sendung,
Die er, wenn es ihn drängt, erfüllt!

„Und wenn das eingeſunkne Feuer
Dein Odem auch nicht mehr entfacht,
So glaub', es kommt ein Hauch, ein neuer,
Der todte Kohlen ſprühen macht!

„Und wenn die Alten und die Klugen
Nicht wollten deine Hörer ſeyn:
Vielleicht in junge Herzen ſchlugen
Die Wurzeln deines Lieds ſich ein;

„Vielleicht ein Sänger, deſſen Namen
Der Zukunft Genius haucht im Traum,
Zieht, aus dem faſt verlornen Samen,
Der deutſchen Dichtung Rieſenbaum,

„In deſſen Schatten fröhlich ſitzen
Die Helden, Bürger, Künſtler, Fraun;
Und keiner Art erzürntes Blitzen
Vermag den Rieſen umzuhaun!“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verlags-Werke
der
J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Gedichte Sr. M. des Königs **Ludwig von Bayern.** 3 Theile. 8. Dritte Auflage. Rthlr. 4. oder fl. 7.

Arnd, Ed., Iſraelitiſche Gedichte. gr. 8. 20 gr. oder fl. 1. 24 kr.

Balladen, Mährchen und Schwänke, altſchwediſche, überſetzt von **Mohnike.** Rthlr. 1. 20 gr. oder fl. 3.

Blomberg, W. Freiherr von, Gedichte. gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Byron, Ritter Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Engliſchen von **Zedlitz.** gr. 8. broch. Rthlr. 2. oder fl. 3. 24 kr.

Eckermann, J. P., Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 35 kr.

Feuchtersleben, E. Freiherr von, Gedichte. 8. broch. Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 30 kr.

Flemming, Paul, erleſene Gedichte. Ausgewählt von **Guſt. Schwab.** gr. 8. broch. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Fouqué, Friedr. Baron de la Motte, Gedichte. 5 Bände. gr. 8.
Velinpapier Rthlr. 7. 12 gr. oder fl. 12.
Schreibpapier Rthlr. 6. oder fl. 10.
Druckpapier Rthlr. 3. 18 gr. oder fl. 6.

— — Sängerliebe. Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 36 kr.

Freiligrath, F., Gedichte. Zweite verm. Auflage. 8. In engliſchem Einband. Rthlr. 2. 6 gr. oder fl. 3. 36 kr.

Gedichte, auserleſene, altdeutſche. Neudeutſch umgearbeitet von **J. Grafen Mailath.** gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

— — magyariſche, überſetzt von **J. Grafen Mailath.** gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

Goethe, J. W. von, poetiſche und proſaiſche Werke. Zwei Bände mit Stahlſtichen und einem Facſimile. Rthlr. 18. 12 gr. oder fl. 32.

— — weſt-öſtlicher Divan. 8. Rthlr. 3. 16 gr. oder fl. 6. 45 kr.

— — Fauſt, eine Tragödie. Beide Theile in Einem Bande. 16. Rthlr. 2. 16 gr. oder fl. 4. 48 kr.

— — Gedichte. Neue Auflage. 2 Theile. gr. 8. Velinpapier Rthlr. 3. oder fl. 5.

Grüneiſen, Karl, Lieder. 8. 18 gr. oder 45 kr.

Gutzkow, Karl, Nero. Eine Tragödie. 8. broch. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2.

Hafis, (Mohamed Schemsed din), der Divan. Aus dem Perſiſchen von **Joſ. v. Hammer.** 2 Thle. Rthlr. 2. oder fl. 3. 36 kr.

Hebel's allemanniſche Gedichte. Aus der allemanniſchen Mundart überſetzt von **Adrian.** 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Herder, J. G. von, Gedichte. Herausgegeben von **J. G. Müller.** Neue Ausgabe. 8. Rthlr. 2. 8 gr. oder fl. 4.

— ſämmtliche Werke, herausgegeben durch **Joh. G. Müller.** Taſchen-Ausgabe in 60 Bändchen. Rthlr. 14. oder fl. 24.

— — der Cid. Nach ſpaniſchen Romanzen. Rthlr. 1. 6 gr. oder fl. 2. 15 kr.

— — — — illuſtrirte Ausgabe mit 70 Holzſchnitten. Rthlr. 4. oder fl. 6. 24 kr.

Hölderlin, Fried., Gedichte. 8. Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 1. 48 kr.

— — Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Zweite Auflage. 2 Bändchen. gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Homer's Werke von **J. H. Voß.** 2 Bände. 12. Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Horazen's Oden, in deutſchen Reimverſen von Dr. **J. Nürnberger.** 2 Bändchen. 12. broch. Rthlr. 2. oder fl. 3. 24 kr.

Immermann, Karl, Gedichte. Neue Folge. 8. Rthlr. 1. 12 gr. oder 2. 24 kr.

Jovialis, **Atellanen. Eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen. 12 broch. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2**

Kerner, Dr. **J.,** Dichtungen in Einem Bande. 8. broch. Rthlr. 2. oder fl. 3.

Kleist, **H. von, Penthesilea. Ein Trauerspiel. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.**

Klingemann, A., Theater. 3 Bände. gr. 8. Rthlr. 4. 12 gr. oder fl. 8. 15 kr.

Knapp, A., Geiſtlicher Liederſchatz in 2 Abtheilungen.
Druckpapier Rthlr. 1. 20 gr. oder fl. 3.
Velinpapier Rthlr. 2. 12 gr. oder fl. 4.

— — Hohenſtaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Mit 6 Abbildungen. Rthlr. 2. oder fl. 3. 24 kr.

Lamartine, Alph. de, auserleſene Gedichte. Metriſch überſetzt von **G. Schwab.** Mit beigefügtem franzöſiſchem Texte. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2.

Langbein's neuere Gedichte. 2 Thle. gr. 8.
Herabgeſetzter Preis: Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 2.

Lenau, N., Fauſt. Ein Gedicht. 8. broch. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 12 kr.

— — Gedichte. 3te vermehrte Auflage. 8. broch. Rthlr. 1. 20 gr. oder fl. 3.

— — Savonarola. Ein Gedicht. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

Lichtenſtein, Ulr. von, Frauendienſt. Bearbeitet und herausgegeben von **L. Tieck.** gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Liederchronik, ſchwäbiſche, für Schule und Haus. 8. geh. 8 gr. oder 30 kr.

Lorenz, J., Theorie der Dichtkunſt. 2 Theile. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 42 kr.

Matthisson, F. von, Gedichte. Vollständige Ausgabe. 2 Theile. gr. 8.
Schreibpapier Rthlr. 3. oder fl. 5. 24 kr.
Druckpapier Rthlr. 2. oder fl. 3. 36 kr.

Mazerath, C. J., Gedichte. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Mayer, C., Lieder. 8. Velinp. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.
Druckp. Rthlr. 1. 6 gr. oder fl. 2. 15 kr.

Menzel, W., Narcissus, ein dramatiſches Mährchen. 8.
Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 2.

— — Rübezahl, ein dramatiſches Mährchen. 8.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Müller, Fr., Kaledoniſche Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 45 kr.

Müller, Niklas, Lieder. Eingeleitet von **Guſt. Schwab.** 8. broch.
Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 1. 48 kr.

Müllner, A., die Schuld. Trauerſpiel in 4 Akten. 4te Auflage. 8.
16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Nicander, K. A., Runen. Aus dem Schwediſchen von **Mohnike.** 8.
12 gr. oder 54 kr.

Oehlenſchläger, Correggio. Ein Trauerſpiel. 3te Auflage. 8.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

— Gedichte. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

— Mährchen und Erzählungen. 2 Bde. Rthlr. 2. oder fl. 3. 24 kr.

— die Inseln im Südmeer. Ein Roman. 4 Theile.
Rthlr. 6. 16 gr. oder fl. 10. 48 kr.

— König Hroar in Leire. Eine altnordiſche Erzählung.
Rthlr. 2. 4 gr. oder fl. 3. 36 kr.

Pfeffel, C. G., poetiſche Verſuche. 10 Theile.
Velinpapier Rthlr. 10. oder fl. 18.
Druckpapier Rthlr. 5. oder fl. 9.

Platen-Hallermünde, A. Graf, die Abaſſiden. Ein Gedicht in 9 Geſängen. 8. broch. 20 gr. oder fl. 1. 30 kr.

— die verhängnißvolle Gabel. Ein Luſtſpiel. 8. 12 gr. oder 54 kr.

— Gedichte. 2te Auflage. 8. Rthlr. 2. 8 gr. oder fl. 3. 48 kr.

— Schauſpiele. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2.

— der romantiſche Oedipus. Ein Luſtſpiel in 5 Acten.
18 gr. oder fl. 1. 15 kr.

— geſammelte Werke in Einem Band. Mit des Verfaſſers Porträt in Stahl geſtochen und einem Facſimile ſeiner Handſchrift. Subſcriptionspreis Rthlr. 3. 16 gr. oder fl. 6.

Pyrker, J. L., ſämmtliche Werke. Pracht-Ausgabe in Einem Band. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. Rthlr. 4. oder fl. 7.

Robert, L., die Macht der Verhältniſſe. Ein Trauerſpiel. gr. 8.
20 gr. oder fl. 1. 21 kr.

— Kämpfe der Zeit. 12 Gedichte. gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

— die Tochter Jephtha's. Ein Trauerſpiel. gr. 8.
20 gr. oder fl. 1. 21 kr.

Reiendl, oder Sagen und Kunden des Morgenlandes. 2 Bände.
Rthlr. 2. 8 gr. oder fl. 3. 36 kr.

Rückert, Fr., Kranz der Zeit. 2r Band. gr. 8.
Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 45 kr.

— — die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri. In freier Nachbildung. 2te vervollſtändigte Ausgabe. 2 Bändchen. 8. broch. Rthlr. 2. 12 gr. oder fl. 4.

— — Leben Jeſu. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede.
Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Runen, finniſche. Finniſch und deutſch von Dr. H. R. v. **Schröter.** 8.
18 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Schenk, Ed. von, Schauſpiele. 3 Theile. 8. broch.
Rthlr. 4. 12 gr. oder fl. 7. 24 kr.

Schiller, Fr. v., ſämmtliche Werke mit 12 Stahlſtichen. 12 Bände. gr. 8. Velinpapier Rthlr. 13. 12 gr. oder fl. 22.

— — — — 12 Bände. 12. Mit Schiller's Portrait.
Rthlr. 4. oder fl. 7.

Schlegel, Fr., Gedichte. gr. 8. Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 2.

Schwab, G., Gedichte. In Einem Band.
Rthlr. 2. 12 gr. oder fl. 3. 36 kr.

— — Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Chriſtoph von Wirtemberg. gr. 8. 20 gr. oder fl. 1. 24 kr.

Shakeſpeare, vier Schauſpiele. Ueberſetzt von **Ludw. Tieck.** gr. 8. broch.
Rthlr. 2. oder fl. 3.

Stöber, Ehrenfr., Gedichte. 2te Auflage. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Tegner, Eſ., Axel, eine Romanze. Aus dem Schwediſchen von **Mohnike.** 8.
8 gr. oder 30 kr.

— — die Frithiofsage. Aus dem Schwedischen von *A. v. Helvig*, geborne *Freiin v. Imhoff*. 2te Ausgabe. gr. 8.
Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

Theokritos, Bion und Moschos. Von *J. H. Voss*. 8.
Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 2.

Uhland, Ludwig, Gedichte. 13te Auflage. Mit dem **Bildniß** des Verfaſſers. 8. broch. Velinp. **Rthlr. 2. 12 gr.** oder fl. 3. 36 kr.

Uhland und Rückert, von **G. Pfizer.** 12 gr. oder 45 kr.

Weſſenberg, J. H. von, ſämmtliche Dichtungen. 1s—3s Bändchen. 12. broch. Subſcriptionspreis Rthlr. 2. 12 gr. oder fl. 3. 45 kr.

— — Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in 7 Geſängen. 8. Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Wieland, C. M., Menander und Glycerion. 12 gr. oder 54 kr.

— — Krates und Hipparchia, ein Seitenſtück zum Menander und Glycerion. 14 gr. oder 54 kr.

Wolf, Dr. O. L. B., Sammlung historischer Volkslieder der Deutschen. gr. 8. Rthlr. 2. 20 gr. oder fl. 5. 48 kr.

Zedlitz, J. Ch. Frhr. von, Gedichte. 8. Neue Auflage.

— — dramatiſche Werke. 1r—4r Theil. 8. broch.
Rthlr. 6. 8 gr. oder fl. 10.

Einzeln: Velinp. 1r Theil Rthlr. 1. — gr. oder fl. 1. 36 kr.
2r Theil Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.
3r Theil Rthlr. 2. — gr. oder fl. 3. — kr.
4r Theil Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

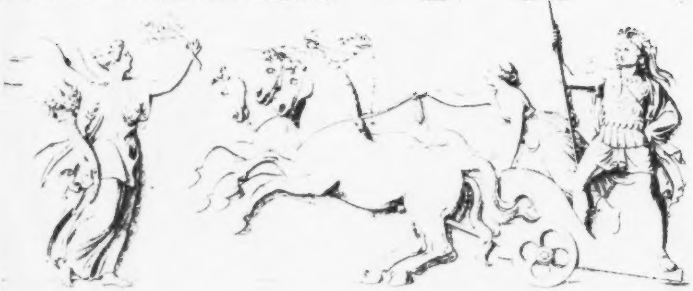
Geſchichte

Alexanders des Großen

für die Jugend

von

Guſtav Pfizer.



Geſchichte
Alexanders des Großen
für die Jugend

von

Guſtav Pfizer.

Mit zwei Darſtellungen
aus
Thorwaldſens Alexanderzug
und
einer Karte der Heerzüge Alexanders.

Stuttgart.
Verlag von Sam. Gottl. Lieſching.
1846.

Schnellpreſſendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Der Wunſch, meinem Knaben ein weiteres paſſendes Buch in die Hände zu geben, nachdem er K. F. **Beckers** Erzählungen aus der alten Welt, G. **Schwabs** klaſſiſche Sagen, F. J. **Günthers** Perſerkriege mit großer Freude geleſen, veranlaßte mich, eine Bearbeitung der Geſchichte Alexanders des Großen für die Jugend zu verſuchen. Nur in der Kürze will ich angeben, welche Abſichten und Grundſätze mich hiebei geleitet haben.

Der Beifall, welchen die genannten Schriften gefunden haben, legt ein vollgültiges Zeugniß ab, welch ein willkommnes und förderndes Mittel der belehrenden Unterhaltung für die Jugend die literariſchen Schätze des klaſſiſchen Alterthums an die Hand geben; und ſo wenig dieſe die einzige Grundlage der Bildung unſrer Jugend ſeyn ſollen, ſo wenig dürfen ſie auch je durch eine einſeitig realiſtiſche, durch eine engherzig moraliſche, religiöſe oder patriotiſche Richtung beſeitigt und ausgeſchloſſen werden. Auch ſchon für Knaben jüngeren Alters, vom ſiebenten bis zum zwölften Jahre, ſind jene Schätze, in paſſender Geſtalt und Bearbeitung, zugänglich und zuträglich, und das in ſo früher Jugend Aufgenommene prägt ſich dem Gedächtniß oft am tiefſten und bleibendſten ein. Von den homeriſchen Gedichten wird dieß durch die Erfahrung bewieſen ſeyn; eher könnte man den Nutzen und die Thunlichkeit bezweifeln, wo es ſich von der Geſchichte handelt. Günther hat die Geſchichte der Perſerkriege nach Herodot in ſolcher Weiſe dargeſtellt, daß jene Bedenklichkeiten mit der That überwunden ſcheinen dürften; dabei kommt ihm das zu Statten, daß er den kindlichen und poetiſchen Herodot ſeiner Erzählung zum Grunde legen und dadurch derſelben den Reiz der friſcheſten Urſprünglichkeit und Anſchaulichkeit geben konnte: auch iſt der Schauplatz des Kampfes beſchränkt, die Charaktere und die Beweggründe der auftretenden Hauptperſonen ſind einfach, der Zweck des ganzen Krieges und beſonders die Geſinnung und Begeiſterung der Griechen ſelbſt für ein Kind leicht verſtändlich. Aber gilt dieß Alles ebenſo von einer Geſchichte Alexanders?

Allerdings hat kein Herodot mit unnachahmlicher Einfalt und Grazie das Leben und die Thaten des macedoniſchen Helden beſchrieben, überhaupt kein Augenzeuge oder Zeitgenoſſe uns die Erzählung ſeiner Feldzüge überliefert; noch weniger liegt uns ein Gedicht vor, das, auch in ungebundene Sprache aufgelöst, noch mit allem Zauber einer den ganzen Gegenſtand durchdringenden Poeſie wirkte: aber dafür hat die Geſchichte Alexanders, verglichen mit der der Perſerkriege, den Vortheil einer großen, den Mittelpunkt des Ganzen bildenden Perſönlichkeit; und bekanntlich intereſſirt ſich die Jugend immer weit mehr für Perſonen als für Ideen; und dieſe Perſönlichkeit Alexanders begründet auch eine leicht faßliche Einheit. Ferner iſt ſeine Geſtalt an ſich ſchon poetiſcher als alle die Griechen, welche in den Perſerkriegen auftreten, ſo poetiſche und erhabene Momente auch einzelne Thaten, wie der Heldentod des Leonidas, dort darbieten; das Intereſſe an dem unternehmenden, großherzigen Könige erhält ſich vom Anfang ſeines wunderbaren Lebens in dem reichhaltigen Wechſel ſeiner Thaten und Schickſale, bis zu dem überraſchend ſchnellen Schluß deſſelben, und wird, wenn es einmal zu ermatten droht, immer durch eine neue Wendung, die es nimmt, wieder aufgefriſcht. Gewiß dürfte es ſchwer ſeyn, in der ganzen Weltgeſchichte einen Mann zu finden, deſſen Thaten und Schickſale eine ähnliche Fülle von anziehendem Stoff bei gleicher Faßlichkeit und Leichtigkeit der Ueberſicht darböten, wie die Geſchichte Alexanders des Großen ſie enthält; und wenn auch die Geſichtspunkte, unter welchen der macedoniſche Held für den Geſchichtsforſcher, für den gereifteren, männlichen Geiſt überhaupt anziehend und merkwürdig iſt, zum Theil die Faſſungskraft des Knabenalters überſteigen, ſo bleibt doch außer den glänzenden Großthaten des Kriegers, Feldherrn und Eroberers noch genug übrig, was eine rein menſchliche Theilnahme erwecken, und die ſpäter zu entwickelnden Keime geſchichtlicher Anſchauungen einer der wichtigſten Perioden der Weltgeſchichte in den jungen Geiſt legen kann.

Meine Aufgabe war, ein unterhaltendes und zugleich belehrendes Buch für die Jugend zu liefern. Um den erſtern Zweck zu erreichen, mußten Darſtellung und Ton für das Alter, welches ich im Auge hatte, überhaupt verſtändlich ſeyn, und mußten Ermüdung und Langeweile durch Weglaſſung oder Abkürzung des an ſich zwar Verſtändlichen, aber in den Quellen mit größerer Ausführlichkeit Behandelten vermieden werden; beſonders wurden einzelne den Helden und ſeine Zeit charakteriſirende Züge und Anekdoten gerne aufgenommen, mögen ſie auch theilweiſe dem kritiſchen Hiſtoriker nicht über allen Zweifel erhaben ſcheinen. Ich habe bei meiner Darſtellung das Alter von neun bis zwölf Jahren vorzugsweiſe im

Auge gehabt, glaube aber, daß, wenn ich meinen Zweck nicht verfehlt habe, das Buch auch von etwas jüngeren und älteren Knaben geleſen werden kann. Belehrend ſoll dieß Buch ſeyn, ſofern es einen bedeutenden geſchichtlichen Gegenſtand darſtellt, mit welchem jeder Gebildete früher oder ſpäter ſich bis auf einen gewiſſen Grad bekannt machen muß; und wenn auch das tiefere Eingehen auf manche wichtige Punkte, namentlich auf die welthiſtoriſche Bedeutung Alexanders, reiferen Jahren vorbehalten bleiben muß, und Einzelnes Anſtößige übergangen werden mußte, ſo wird doch das ſpäter Nachzutragende ſich an das hier Gegebene leicht als eine Ergänzung und Erweiterung anknüpfen und anreihen; es wird ſich auf das hier gelegte Fundament geſchichtlicher Kenntniß fortbauen laſſen, denn ich habe durchweg darnach geſtrebt, die Wahrheit zu geben, und mir nie geſtattet, die geſchichtliche Wahrheit einem poetiſchen oder moraliſchen Effekt aufzuopfern oder dienſtbar zu machen. Lebhaftere und wißbegierigere Knaben dürften durch manche Hinweiſungen auf griechiſche Geſchichte und griechiſches Leben zu ernſtlicherer und gründlicherer Bekanntſchaft mit dieſen Gegenſtänden angeregt und vorbereitet werden; auch wird die dem Buche beigegebene Karte[*] dazu beitragen, den bleibenden Nutzen des Buches für etwas ältere Knaben zu erhöhen, und ein Intereſſe an geographiſchen und ethnographiſchen Studien zu wecken, obgleich in dieſen Beziehungen im Texte nur ſparſame Andeutungen gegeben werden konnten, um den Gang der Erzählung nicht ſtörend zu unterbrechen.

---

[*] Dieſe iſt nach der G. Droyſen's ſchönem Werke: „Geſchichte Alexanders des Großen“ angehängten Karte, mit Genehmigung der Verlagshandlung, geſtochen.

In der Erzählung des Lebens Alexanders bin ich hauptſächlich Arrians Feldzügen Alexanders genau gefolgt, von der Zeit an, wo dieſe Quelle zu fließen beginnt, das heißt von dem Regierungsantritt des Helden an; denn die berufenſten Hiſtoriker und Kritiker erkennen in dieſem Geſchichtſchreiber die zuverläſſigſte Autorität für Alexanders Thaten; für die früheren Jahre ſind Plutarch, Curtius und Diodorus von Sicilien benützt, ſo wie durchaus einzelne prägnante Züge und Schilderungen, welche ſich bei ihnen finden, der Darſtellung Arrians eingewoben wurden. In der kurzen Erzählung der Ereigniſſe nach Alexanders Tode folgte ich dem Diodorus mit Benützung mancher Angaben von Plutarch und Andern. Arrians lebhafte und dabei doch ſo einfache, in den Hauptſachen klare Darſtellung, durchweht von einer enthuſiaſtiſchen Begeiſterung für ſeinen poetiſchen Helden, die jedoch den ernſten Stoiker nicht abhielt, die ſittlichen Gebrechen des großen Königs gelegentlich anzuerkennen und zu rügen, bot mir den größten Theil des Stoffes in einer für meinen Zweck meiſt ſchon ganz brauchbaren Geſtalt. Indem ich im Weſentlichen ſeine Erzählung zu Grunde legte, hatte ich nur manche Längen, theils Reflexionen, theils geographiſche, taktiſche und ſtrategiſche Bemerkungen und Angaben, welche, um verſtändlich zu ſeyn, wieder eine Erklärung erfordert hätten, wegzulaſſen, und das Ganze in paſſende Abſchnitte zu ſondern. Für die Jugend ſcheinen ſolche Ruhepunkte nothwendig; doch war es manchmal ſchwierig, dieſelben durch den innern Zuſammenhang, und nicht blos durch die Zeitfolge beſtimmen zu laſſen, ſo daß der hiſtoriſche, zeitliche Zuſammenhang nicht allzuſehr unterbrochen, und doch auch nicht innerlich ganz Ungleichartiges zuſammengeſtellt wurde. Es wäre bequemer und in gewiſſer Hinſicht einfacher geweſen, ein die einzelnen Züge zuſammenfaſſendes Geſammtbild vom Charakter Alexanders zu entwerfen, aber gerade für die Jugend wäre dieß weniger geeignet geweſen; denn der jugendliche Geiſt will mehr durch konkrete Thatſachen als durch verallgemeinernde Reflexion belehrt ſeyn; und überhaupt ſollte das Urtheil gegen die Erzählung zurücktreten. Ganz jedoch wollte ich das ſittliche Urtheil keineswegs ausſchließen; die Anlage dazu, die Nothwendigkeit deſſelben liegt ſchon in der Seele des Knaben, — behauptet ja Göthe, daß die Kinder moraliſche Rigoriſten ſeyen! — und die Geſchichte ſoll ohne Zweifel auch dazu dienen, das ſittliche Urtheil zu üben und zu ſchärfen. Die Frage nun, wie die Kriege und Eroberungen Alexanders vom ſittlichen Geſichtspunkte zu beurtheilen ſeyen, mußte um ſo mehr unerörtert bleiben, als hiezu auf philoſophiſche Anſichten und Unterſuchungen eingegangen werden müßte, welche ſich für das zartere Alter nicht eignen, und ſie konnte wohl umgangen werden, da — abgeſehen davon — der Charakter des Helden eine Menge von Zügen darbietet, welche das moraliſche Urtheil zur Mißbilligung und zum Abſcheu, wie zum Beifall und zur Bewunderung herausfordern, auch wenn man die Anſchauungsweiſe der Griechen, die durch ihre nationale Bildung bedingt war, ganz unangefochten läßt.

Manche einzelne Punkte in der Geſchichte Alexanders ſind dunkel und zweifelhaft, indem ſich die Berichte mehr oder minder widerſprechen. Eine kritiſche Darſtellung derſelben wird hier Niemand erwarten; wer eine ſolche ſucht, wende ſich zu dem gelehrten kritiſchen Werke von St Croix, zu den trefflichen Werken F. C. Schloſſers, welcher von Alexander in ſeiner Geſchichte der alten Welt ſehr ausführlich handelt, und G. Droyſens, welchen ich manchen ſchätzbaren Wink verdanke; wo widerſprechende Berichte vorlagen, habe ich in der Regel dem des nüchterneren Arrian den Vorzug vor den andern Hiſtorikern gegeben, jedoch auch manchmal einen prägnanten Zug auf das Zeugniß andrer Autoritäten hin aufgenommen. Auf die Rechtfertigung der von mir gegebenen Darſtellung konnte ich mich natürlich nicht einlaſſen, und nur hin und wieder habe ich durch ein „es ſoll“, oder „es wird berichtet“, oder ähnliche Wendungen angedeutet, daß die Nachrichten nicht vollkommen zuverläſſig oder unter ſich widerſprechend ſind. In der Chronologie habe ich mich an freilich nicht unbeſtrittene Berechnungen des Jahres von Alexanders Regierungsantritt, der Eröffnung des Feldzuges gegen Perſien, und ſeines Todes gehalten, da mir ſchwerlich einer der jugendlichen Leſer eine Unterſuchung über dieſe Jahreszahlen danken würde. Ich habe immer vorausgeſetzt, daß meine Leſer ſowohl die homeriſchen Sagen als auch die Perſerkriege kennen, und keine Gelegenheit verſäumt, die Thaten und Schickſale Alexanders mit jenen früheren Begebenheiten aus der griechiſchen Geſchichte in Verbindung zu ſetzen. Der Wahrheit aber iſt dadurch nirgends zu nahe getreten worden; der griechiſchen Geſchichte bleibt hiedurch nur die ſchöne Einheit gewahrt, welche ſie auszeichnet, und zum Charakter unſres Helden gehört weſentlich auch die in ihm zum fruchtbaren Thatendrang reifende Verehrung des Vaters der Dichtkunſt, und der tief poetiſche Sinn, mit welchem er den Achilles glücklich pries und halb beneidete, daß er einen ſolchen Sänger und Herold ſeiner Thaten gefunden. Es iſt die Macht der Poeſie ſelbſt, welche ſich in Alexanders Thaten geſchichtlich bewährt und geoffenbart hat, und die Ilias war nicht nur eine Verherrlichung vergangener Zeiten, Männer und Ereigniſſe, ſondern auch eine durch den macedoniſchen Helden erfüllte Prophezeiung. Geſchichte und Poeſie gehören zuſammen und weiſen immer auf einander hin und zurück; möge auch dieß Büchlein dazu beitragen, daß in vielen jugendlichen Geiſtern derjenige Sinn geweckt und genährt werde, welcher beide verwandte Gebiete mit ernſtem Fleiß und reinem offenen Sinn durchmeſſend, zur gediegenen Bildung, zu kraftvoller Reife hinſtrebt!

Einen Dichter, ſeiner würdig, hat Alexander nicht gefunden; aber mehr als zweitauſend Jahre nach ſeinem Tode iſt einer der größten Meiſter der bildenden Kunſt, Thorwaldſen, durch die geiſtige Anſchauung von den Thaten und der Größe des jugendlichen Eroberers zu einer ſeiner edelſten und umfaſſendſten Schöpfungen, zu ſeinem Alexanderszuge, begeiſtert worden. Dieſem berühmten Meiſterwerke der Skulptur ſind die drei Nachbildungen entlehnt, mit welchen, als dankenswerthen Zugaben, die Verlagshandlung dieß Buch hat ſchmücken wollen.* So übergebe ich das Werkchen dem Kreiſe der Jugend mit dem Vertrauen, daß es ſich die Gunſt Vieler erwerbe, zugleich aber mit dem klaren Bewußtſeyn, daß jedenfalls, ſo ſehr ich mit Eifer und Liebe gearbeitet habe, mein Verdienſt dabei ein ſehr untergeordnetes iſt, und daß es den Beifall, den ich ihm wünſche, hauptſächlich dem großen Gegenſtand zu danken haben würde, welcher auch die Unvollkommenheiten und Mängel der Darſtellung einigermaßen zudeckt.

Stuttgart, im September 1845.

Guſtav Pfizer.

---

* Die Zeichnung auf dem Vorderſeite ſtellt Alexanders Lieblingspferd Bukephalos dar.

Inhalts-Überſicht.

Seite

1. Alexanders Abſtammung. Sein Vater Philippus. Macedonien und Griechenland 1
2. Alexanders Jugend und Erziehung 10
3. Alexander folgt ſeinem Vater in der Regierung. Seine erſten Kriegszüge 19
4. Die Zerſtörung von Theben 36
5. Griechenland und Perſien 44
6. Alexander rüſtet ſich zum Zuge gegen Perſien 51
7. Alexander bricht in Kleinaſien ein und ſiegt am Granikus 56
8. Alexander unterwirft ſich Kleinaſien 64
9. Alexander ſetzt ſeine Züge fort, erkrankt und wird wieder geheilt 75
10. Alexander ſiegt bei Iſſus 84
11. Alexander unterwirft ſich Phönizien 98
12. Alexander in Paläſtina und Aegypten 113
13. Alexander zieht gegen Darius. Babylon zu. Schlacht bei Gaugamela oder Arbela 124
14. Alexander in Babylon, Suſa und Perſepolis 139
15. Das Ende des Darius 157

Seite
16. Alexander entdeckt und beſtraft eine Verſchwörung . . 169
17. Alexander beſtraft den Beſſus, gründet Städte, zieht gegen die Scythen und unterwirft wiederholt das unbotmäßige Sogdiana 190
18. Der Tod des Klitus. Die Verſchwörung des Hermolaus. Der Philoſoph Kalliſthenes 211
19. Alexander tritt den Feldzug gegen Indien an 226
20. Alexander beſiegt den indiſchen König Porus (326 vor Chr.) und behandelt ihn königlich 239
21. Alexander unterwirft ſich Indien bis zum Hyphaſis . . 252
22. Alexander wird von ſeinem Heere zur Umkehr gezwungen 259
23. Alexander unterwirft die Völker am Indus und ſchifft ins indiſche Meer hinaus 269
24. Alexander zieht nach Perſepolis zurück. Zug durch die gedroſiſche Wüſte 287
25. Alexander belohnt und beſtraft, hält Hof und Feſte als König von Aſien 298
26. Alexander entzweit und verſöhnt ſich mit ſeinem Heere . 313
27. Hephäſtio's Tod. Alexanders neue Pläne und Zug nach Babylon 321
28. Alexanders Tod 330
29. Das Erbe Alexanders 341
30. Krieg des Perdikkas und Eumenes gegen Antipater, Krateros und Ptolemäus 349
31. Antigonus und Eumenes. Eumenes' Tod 360
32. Das Schickſal von Alexanders Hauſe 371
33. Schluß 381

Geſchichte

Alexanders des Großen

für die Jugend.

I.

Alexanders Abſtammung. Sein Vater Philippus. Macedonien und Griechenland.

Alexander, von ſeinen ſpätern Thaten der Große genannt, König von Macedonien und Eroberer eines großen Theils der damals bekannten Welt, war der Sohn des Königs Philippus von Macedonien, und der Olympias, einer Fürſtentochter aus dem Hauſe der Könige von Epirus. Auf Abſtammung von alten Helden und Geſchlechtern legten die Griechen großen Werth, und ſo rühmt man auch von Alexander, daß er von väterlicher Seite den Herkules, von mütterlicher Seite aber den Aeakus, den Vater des Peleus und Großvater des Achilles, zu Ahnen gehabt habe. Geboren wurde Alexander (356 vor Chr. Olymp. 106.) an demſelben Tage, an welchem der prachtvolle Tempel der Diana zu Epheſus in Kleinaſien verbrannte; und die in Epheſus anweſenden Magier hielten dieſen Brand für das Vorzeichen eines andern Unglücks, liefen, ſich das Geſicht zerſchlagend, durch die Stadt, und ſchrieen laut: dieſer Tag habe ein großes Verderben und Unheil für Aſien zur Welt gebracht. Der Vater Alexanders aber, Philippus, welcher eben auf einem Kriegszug abweſend war, und eine Stadt erobert hatte, erhielt die Nachricht von der Geburt ſeines erſten Sohnes zugleich mit zwei andern guten Botſchaften:

daß ſein Feldherr Parmenio die Illyrier, Nachbarn und Feinde der Macedonier, in einer großen Schlacht beſiegt, und, daß ein Rennpferd von ihm bei den Olympiſchen Spielen den Preis gewonnen habe. Freudig überraſcht von ſo viel Glück ſoll Philippus ausgerufen haben: „O Schickſal, lege mir nun für ſo vielfaches Glück auch ein kleines Unglück auf!“ und die Wahrſager erklärten: der unter drei Siegen geborene Fürſtenſohn werde unbeſiegbar ſeyn. Auch ſchon vor ſeiner Geburt hatten allerlei Vorzeichen und Träume ſeiner Eltern die Erwartungen von etwas Außerordentlichem erregt.

Der Vater des Alexander, Philippus, legte durch ſeine Klugheit und Tapferkeit, durch ſeine vielen glücklichen Kriege, den Grund zu den Eroberungen und der Größe ſeines Sohnes. Denn während die Griechen vor ſeiner Zeit das Königreich Macedonien gering geſchätzt und kaum beachtet, und deſſen Bewohner ſammt den Königen Barbaren genannt hatten, obgleich die Könige Macedoniens zu den Olympiſchen Spielen zugelaſſen wurden, weil ſie ihre Abſtammung von Herkules bewieſen, ſchwang er ſich zum mächtigſten Manne, ja zum Gebieter Griechenlands empor. Macedonien, ein gebirgiges, ziemlich armes Land, nördlich von Griechenland gelegen, von welchem es der Olympus und die Cambuniſchen Berge ſcheiden, war urſprünglich von rohen und wilden illyriſchen und thraciſchen Stämmen bewohnt, ſpäter aber wurden von den Griechen zahlreiche Kolonien (Pflanzſtädte), beſonders an der Küſte angelegt, und die Königsfamilie ſelbſt, von welcher Philippus abſtammte, war eine Heraklidiſche, von Argos. Die Eingewanderten bildeten aber mit den urſprünglichen Einwohnern Ein Volk, ſo daß die Letztern nicht Unfreie, Sklaven, Heloten wurden, ſondern freie Männer blieben. Das zuerſt kleine Königreich dehnte ſich durch glückliche Kriege allmälig zu anſehnlicher Größe aus; aber da die beſiegten und dem Reiche einverleibten Völkerſchaften auch alle noch einfach und roh waren, erhielt ſich bei den kräftigen, kriegeriſchen Macedoniern noch eine große Einfachheit der Sitten und des Lebens, als die Griechen ſchon in Künſten und Wiſſenſchaften, aber auch in Ueppigkeit und Weichlichkeit weit vorgeſchritten waren. Indeſſen war den Vornehmen und beſonders den Königen griechiſche Sitte, Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft nicht fremd, und ſchon der König Archelaus hatte einen in ganz Griechenland durch Glanz und Kunſtpflege jeder Art berühmten Hof, und einen gefeierten Namen als Kenner und Pfleger der Muſenkünſte. Die Macedonier ſelbſt waren ein freies, den alten homeriſchen Sitten und Ordnungen treu gebliebenes Volk; ſie hatten Volksverſammlungen, welche die Vorſchläge des Königs durch lauten Zuruf billigten oder verwarfen, und das freie Volk bildete zugleich das Heer. Zu der Zeit, als die Perſerkönige Darius und Xerxes Griechenland mit Krieg überzogen (490—478 vor Chr.), dachten die Macedonier, in ihren Gebirgen eingeſchloſſen, zuerſt nicht daran, mit den Griechen gemeine Sache zu machen. Der Eroberung durch einen Feldherrn des Darius, Megabazus, welcher Thracien und Macedonien unterwerfen ſollte, entgingen ſie durch glückliche Zufälle; ihre Fürſten traten in ein freundſchaftliches, jedoch unterthäniges Verhältniß mit dem perſiſchen Königshauſe, und Xerxes ſchenkte, als er über Griechenland herfiel, ihrem Könige ein großes Gebiet; aber dieſer ſoll vor der Schlacht bei Platää den Griechen durch eine Botſchaft, die er ihnen heimlich in der Nacht brachte, einen wichtigen Dienſt erwieſen und ſich als ächt helleniſch geſinnt gezeigt haben. Durch die Niederlagen des Perſerkönigs wurde zugleich Macedonien von der gefährlichen Freundſchaft befreit; ja es erwarb ſich auch noch ein Verdienſt um Griechenland dadurch, daß die Macedonier nach der Schlacht von Platää unter ihrem Könige Amyntas über die Reſte des perſiſchen Heeres herfielen und ſie vernichteten, wofür die Athener dem Amyntas das Bürgerrecht ihrer Stadt ſchenkten. Dann erſtarkte und vergrößerte ſich das Land unter fortwährenden Kriegen mit den Nachbarn, Thraciern, Illyriern, auch den Thebanern. Den Letztern war Alexanders Vater, Philippus, als Geiſel überliefert worden, und brachte mehrere Jahre im Hauſe des berühmten Feldherrn Pelopidas zu, an welchem, ſo wie an deſſen großem Freunde Epaminondas er treffliche Muſter der Kriegs- und Staatskunſt hatte.

Theben war damals, doch nur auf kurze Zeit, durch dieſe beiden Männer die mächtigſte, die herrſchende Stadt in Griechenland. Nach den herrlichen Siegen über die zahlloſen Heere und Flotten der Perſer erfreuten ſich die Hellenen nur kurze Zeit des gewonnenen Ruhmes und der geretteten Freiheit im Genuß des Friedens; die Eiferſucht der Lacedämonier und der Athener, welche zur Befreiung Griechenlands das Meiſte beigetragen hatten, und welche jetzt um die oberſte Leitung ſtritten, entzweite ganz Griechenland. Schon fünfzig Jahre nach dem Siege bei Platää brach der verderbliche peloponneſiſche Krieg aus, welcher ſieben und zwanzig Jahre fortwüthete, abwechſelnd beide Städte an den Rand des Verderbens brachte, die Bevölkerung und den Reichthum Griechenlands ſchwächte, und mit der gänzlichen Demüthigung und Erſchöpfung Athens endigte, das nur die Großmuth des ſpartaniſchen Königs Lyſander vor der Zerſtörung rettete. Denn ſeine Landsleute, noch mehr aber die Thebaner, verlangten dieſe, er aber weigerte ſich, eine Stadt zu verderben, welche zur Rettung des gemeinſamen Vaterlandes gegen die Perſer ſo viel beigetragen hatte. Die Stadt, welche eine Menge Inſeln und Küſtenſtädte Kleinaſiens durch ihre Schiffe ſich zinsbar gemacht und ſogar nach der großen und fruchtbaren Inſel Sicilien ihren Arm ausgeſtreckt hatte, verlor faſt alle ihre Kolonien, ihre Herrſchaft zur See, ihre Kriegsſchiffe, ihre Mauern; blieb jedoch noch groß in den Künſten des Friedens, ein wichtiger Handelsplatz, die edelſte Schule der Bildung, fruchtbar an großen Männern, an Dichtern, Rednern, Philoſophen, und erlangte ſpäter durch ihren unerſchöpflichen Unternehmungsgeiſt und durch ihren Reichthum, die Frucht des Handels, auch wieder Macht und Wichtigkeit. Aber auch die Siegerin Sparta bezahlte den ſchweren Sieg mit ungeheuern Opfern, mit tiefer Erſchöpfung, und die reiche Beute der fortwährend glücklich, jetzt aber in Aſien ſelbſt geführten Kriege mit den Perſern und der Verkehr mit den Fremden ſchadete der alten Einfachheit ihrer Sitten, und dieß that ihrer Kraft Eintrag, während die Athener im Verlauf der Jahre wieder zu einigen Kräften kamen. In ihrem Uebermuth nahmen die Spartaner mitten im Frieden von der Burg von Theben durch eine kecke Liſt Beſitz, und vertrieben viele Bürger. Dieſe bemächtigten ſich nach einiger Zeit der Stadt wieder durch Schlauheit und Tapferkeit; und von der Zeit an lehnten ſich Theben und der böotiſche Bund, von dem es ein Glied oder das Haupt war, gegen die Obergewalt der Lacedämonier auf. Epaminondas, der Erfinder einer neuen Kriegskunſt, deren ſich die Macedonier nachher ebenfalls mit größtem Glück bedienten, ſchlug die Spartaner in zwei großen Schlachten bei Leuktra und Mantinea vollſtändig; in der zweiten fiel er ſelbſt.

Jetzt war die Macht der Lacedämonier gebrochen; aber auch die der Thebaner, welche eine kurze Zeit die Gebieter Griechenlands geweſen, ſank mit ihrem großen Feldherrn wieder, und in dem ganzen, durch ſo viele Kriege erſchöpften und zerrütteten Griechenland war jetzt kein Mann mehr, welcher die einzelnen Staaten zu einer ſtarken Macht hätte vereinigen oder doch durch weiſe Regierung ſeinen Staat blühend, einig und ſtark machen können. Dieſe Schwäche und Uneinigkeit benützte König **Philippus** von Macedonien. In der Schule des kriegskundigen, weiſen und tugendhaften Epaminondas zum tapfern und einſichtsvollen Krieger gebildet, kehrte er mit großen Planen in ſein Vaterland zurück, wo er zuerſt Vormund ſeines unmündigen Neffen war, bald aber, als Kriege drohten, vom Volke genöthigt, die Herrſchaft übernahm. Der zum Untergang Macedoniens gleichſam verſchworenen Feinde waren ſo viele, daß er allen zuſammen nicht ſtark genug war. Deßhalb machte er mit den Einen Vergleiche, Andern kaufte er den Krieg ab, auf die Uebrigen aber warf er ſich der Reihe nach mit aller Macht und gewann ſich durch Tapferkeit, Liſt und kluge Großmuth hohes Anſehen. Er ſchlug ein Hülfsheer der Athener, die Illyrier, die Theſſalier, aus welchen er ſich eine treffliche Reiterei ſchuf; er unterwarf ſich alle ſeinem Lande benachbarten barbariſchen Völker, die reichen und blühenden griechiſchen Kolonien an der Küſte, auf der Halbinſel Chalcidice, Thracien bis an den Boſporus und Helleſpont, und erfüllte Griechenland zuerſt mit Bewunderung und endlich mit Schrecken und gerechter Furcht.

Philippus hatte nach der Ehre getrachtet, als ächter Hellene anerkannt zu werden, und ſich ſehr dankbar gezeigt, daß er in den Bund der Amphiktyonen aufgenommen worden war, zum Lohne dafür, daß er die Rache des Delphiſchen Gottes übernommen hatte. Deſſen Tempel zu Delphi nämlich war von den aufs Aeußerſte gebrachten und verzweifelten Phocäern geplündert worden, weil die Thebaner ihnen ihre Ländereien, Weiber und Kinder weggenommen hatten. Bei dem ſich entſpinnenden Kriege zogen den Phocäern die Athener und Lacedämonier zu Hülfe, die Thebaner aber und Theſſalier vertrauten keinem von ihren Mitbürgern eine ſo große Macht an, ſondern wählten den König von Macedonien zu ihrem Anführer, welcher, wie von einer Warte herab, der Freiheit Aller auflauerte, die Streitigkeiten der Staaten dadurch nährte, daß er den Schwächern Hülfe leiſtete, und ſo die Sieger wie die Beſiegten zwang, ſich das königliche Sklavenjoch auflegen zu laſſen. In dieſem Kriege, dem ſogenannten heiligen Kriege, gebot der ſchlaue König allen ſeinen Kriegern, Lorbeerkränze zu nehmen, und rückte ſo, gleichſam unter des Gottes Anführung, als wäre er der Rächer des Tempelraubs, in die Schlacht, in welcher die Phocäer, geſchreckt von dem Abzeichen des beleidigten Gottes, alsbald die Waffen wegwarfen und flohen. Unglaublichen Ruhm gewann er ſich durch dieſe That bei allen Völkern; nur die Athener beſetzten, als ſie den Ausgang des Krieges hörten, die Engpäſſe von Thermopylä, um ihm den Uebergang nach Griechenland zu wehren. Sie erkannten ſeine Geſinnungen richtig: denn der herrſchſüchtige König hatte keinen ſehnlicheren Wunſch, als ſich zum Herrn von Griechenland zu machen, und verſchmähte zu dieſem Zweck kein Mittel, Treuloſigkeit, Beſtechung und Grauſamkeit ſo wenig als ſcheinbare Milde und Großmuth, und wirklich brachte er es bald dahin, daß Geſandte der größten Staaten Griechenlands bei ihm ankamen, ihn um Krieg oder um Frieden zu bitten.

Endlich begannen die Athener, von ihrem großen Redner Demoſthenes lange vergeblich gewarnt und aufgeſtachelt, für die bedrohte Freiheit Griechenlands, verbündet mit den Thebanern, den Krieg gegen Philippus; aber ſie vermochten der kriegsgeübten Phalanx des Königs (ſo hieß ſeine Heerordnung) bei Chäronea nicht zu widerſtehen, ſo tapfer ſie auch fochten — beſonders die thebaniſche heilige Schaar der Liebenden, welche, vierhundert an der Zahl, auch im Tode untrennbar, Alle vorn verwundet, neben einander fielen. Philippus verhehlte ſchlau ſeine Freude über den großen Sieg; er brachte die gewöhnlichen Opfer an dieſem Tage nicht dar, ſcherzte nicht bei der Tafel, bekränzte und ſalbte ſich nicht; er ſchickte den Athenern ihre Gefangenen unentgeltlich zurück und ſandte ſeinen Sohn Alexander mit ſeinem Vertrauten Antipater nach Athen, um mit dieſer Stadt Frieden und Freundſchaft zu ſchließen. Die Thebaner dagegen ließ er die ganze Schwere ſeines Zorns und ſeiner Rache fühlen, ließ Viele hinrichten und verbannen, und zog die Güter Aller ein. Sodann ließ er Geſandte aus allen Staaten nach Korinth entbieten, und ſetzte die Friedensbedingungen für das ganze Griechenland nach den Verdienſten der einzelnen Staaten feſt. Obgleich er ſo den Herrſcher ſpielte, ließ er ſich doch nicht König, ſondern nur Heerführer Griechenlands nennen. Als Solcher verlangte er, daß ihm alle Staaten Hülfstruppen ſtellten, für den Fall ſowohl, daß er von einem Feinde angegriffen würde, oder er ſelbſt einen Angriff unternähme; denn er gedachte den Perſerkönig anzugreifen. Während dieſe Hülfsvölker ſich ſammelten, feierte er die Vermählung ſeiner Tochter Kleopatra mit dem Könige von Epirus zu Aegä, der alten Reſidenz des Reiches, wo aber jetzt, ſeitdem Pella die Hauptſtadt geworden, die Könige begraben wurden, mit der größten Pracht, weil das Feſt zugleich als die gemeinſame Weihe für den Krieg gegen Perſien gelten ſollte, zu welchem er die Hülfsvölker Griechenlands verlangt und ſich zum Feldherrn von Hellas hatte ernennen laſſen. Die Völker ſollten in ihm den Helden erkennen, welchen die Götter zum Sieger über den Orient beſtimmt hätten; denn das Orakel hatte ihm geantwortet:

„Siehe der Stier iſt bekränzt; nun endet's; bereit iſt der Opfrer!“

Aber an dem Tage des Feſtes wurde er von einem jungen Macedonier aus der Leibwache des Königs, Pauſanias, aus perſönlichem Groll mit dem Dolche niedergeſtoßen (335 vor Chr.). Erbe der Krone war jetzt Alexander.

2.

Alexanders Jugend und Erziehung.

Schon als Knabe hatte Alexander manche Proben eines feurigen und ehrgeizigen Geiſtes gegeben und eine ſehr unbiegſame Gemüthsart gezeigt, die ſich nicht mit Gewalt, wohl aber durch vernünftige Gründe und Ueberzeugung leiten ließ. Sein Vater ſorgte mit großem Eifer für ſeine Erziehung und die Bildung ſeines Geiſtes, da er es nicht für genug hielt, wenn er in körperlichen Fertigkeiten und Künſten des Krieges unterwieſen würde. Außer den Lehrern der Muſik und den andern ihm vorgeſetzten Pädagogen, berief er den Ariſtoteles, den berühmteſten und gelehrteſten Philoſophen, zur Bildung ſeines Sohnes, und ertheilte ihm hiefür eine ſchöne Belohnung. Er ließ nämlich die Vaterſtadt des Ariſtoteles, Stagira in Thracien, die er kurz zuvor zerſtört hatte, wieder aufbauen, und gab den entflohenen oder in Sklaverei gerathenen Bürgern ihre Güter wieder. Gleich nach der Geburt ſeines Sohnes ſoll er an den Weltweiſen einen Brief geſchrieben haben, worin er ihn bat, deſſen Bildung dereinſt zu übernehmen: „Wiſſe, daß mir ein Sohn geboren iſt; nicht daß er geboren iſt, ſondern daß er in deinen Tagen geboren iſt, macht mich froh; von dir erzogen und gebildet, wird er unſerer würdig, und der großen Beſtimmung, die einſt ſein Erbtheil wird, gewachſen ſeyn.“

Zum ungeſtörten Unterricht wies er dem Lehrer und dem Schüler, welcher damals dreizehn Jahre alt war, den Hain der Nymphen bei Myrza an. Der Philoſoph unterwies den Jüngling in dem was recht und tugendhaft iſt, in der Staats- und Herrſcherkunſt, und auch, wie es ſcheint, in der Arzneiwiſſenſchaft und dem, was dazu gehört, denn Alexander rieth ſpäter ſeinen Freunden öfters in Krankheiten, was ſie zur Herſtellung ihrer Geſundheit thun ſollten. Selbſt das was von der Philoſophie am ſchwerſten zu faſſen iſt, hat er auch von ſeinem Lehrer ſich mittheilen laſſen, wie man aus den Vorwürfen ſieht, welche er ſpäter dem Ariſtoteles darüber machte, daß er dieſen Theil ſeines Wiſſens in einer Schrift bekannt gemacht habe: „Du haſt nicht wohlgethan, dieſe Wiſſenſchaften bekannt zu machen. Denn wodurch werden wir uns jetzt noch von Andern unterſcheiden, wenn die Lehren, die uns mitgetheilt worden ſind, Allen gemein ſeyn werden? Ich für meine Perſon möchte mich lieber durch Kenntniß der erhabenſten Wiſſenſchaften, als durch Macht vor Andern auszeichnen.“ Von Ariſtoteles bekam er eine verbeſſerte Abſchrift von Homers Ilias, welche ſein Lieblingsbuch war, die er immer nebſt dem Dolche unter ſeinem Kopfkiſſen liegen hatte, und welche er als das Lehrbuch der Kriegskunſt betrachtete. Als man auf dem perſiſchen Zuge unter der koſtbaren Beute ein prächtiges goldenes Käſtchen des Darius fand, welches dem Alexander ſeine Freunde zu dieſem oder jenem Gebrauche zu benützen riethen, beſtimmte er es dazu, ſeine Handſchrift des homeriſchen Gedichts aufzunehmen, das er, als das Köſtlichſte, auch des köſtlichſten Behälters werth achtete. Mit dieſem Gedichte war er beſſer bekannt, als irgend Jemand, und einer ſeiner Pädagogen, Lyſimaches, empfahl ſich ihm ganz beſonders dadurch, daß er ſich ſelbſt Phönix, den Alexander Achilles, und deſſen

Vater *Peleus* nannte. — Anfänglich ſchätzte und liebte er den Ariſtoteles, wie er ſelbſt ſagte, nicht weniger als ſeinen Vater, weil er ihn als den Vater ſeines *vernünftigen Lebens* anſah; ſpäter aber zeigte er ſich argwöhniſch gegen ihn, — warum, weiß man nicht zuverläßig. Der Liebe zur Philoſophie aber wie zur Poeſie blieb er auch ſpäter treu; und dem Ariſtoteles bei ſeinen Forſchungen in der Naturgeſchichte behülflich zu ſeyn, lag ihm ſo am Herzen, daß er den Jägern, Fiſchern und Allen, welche mit Thieren zu thun oder genauere Kenntniſſe davon hatten, befahl, dem Ariſtoteles zu gehorchen und mit ihren Erfahrungen und den von ihnen gefangenen Thieren an die Hand zu gehen, und für dieſen Zweck verwendete er achthundert Talente. Zum Lehrer der Beredtſamkeit hatte er den Anaximenes von Lampſakus, welcher nachmals das Verderben von ſeiner Vaterſtadt abwendete. Alexander hatte beſchloſſen, ſie zu zerſtören, weil ſie die Perſer begünſtigt hatte. Als er ſeinen alten Lehrer zum Thore herauskommen ſah, zweifelte er nicht, er werde für ſeine Vaterſtadt Fürbitte einlegen, und ſchwur bei allen Göttern der Griechen, er werde nicht thun, was jener bitte. Dieß vernahm Anaximenes und bat ihn, Lampſakus zu zerſtören. Alexander ſah ſich durch dieſen Einfall an der Ausführung ſeines Vorhabens, ſeinem Schwure gemäß, verhindert, und verzieh der Stadt. Der Muſik befliß er ſich mit Eifer und liebte früher eine kunſtreiche Geſangsweiſe; aber nachdem ſein Vater ihn im Tone des Tadels gefragt, ob er ſich deſſen nicht ſchäme, wurde er gleichgültiger, und trieb von da an nur noch einen mehr männlichen, den ſogenannten phrygiſchen Geſang, der ihn ſo begeiſterte, daß er aufſpringen konnte und die Waffen ergreifen, als wäre der Feind da.

In dieſer Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften zeigten ſich

Vater und Sohn als ächte Hellenen, welche über den körperlichen Uebungen, dem Waffen- und Kriegswerk die Künſte der Muſen nicht vergaßen. Aber ebenſo wenig verſäumte Alexander jene, und er war ſchon als Knabe ausgezeichnet als ſchneller Läufer. Als man ihn aber fragte, ob er nicht in Olympia bei den Wettſpielen auftreten wolle, antwortete er ſtolz: wenn ich Könige zu Mitkämpfern haben werde. Schon in ſeinem Knabenalter leuchtete die Selbſtbeherrſchung aus ſeinem ganzen Benehmen hervor, und ſo hitzig und ungeſtüm er in Vielem war, ließ er ſich doch vom ſinnlichen Vergnügen nicht leicht hinreißen, und zeigte im Genuſſe deſſelben viele Mäßigung. Frühe reifte in ihm ein hoher Geiſt und eine unbezwingliche Ruhmbegierde. Wenn Botſchaft kam, daß ſein Vater einen großen Sieg gewonnen oder eine Eroberung gemacht, ſo vernahm er ſie mit finſterer Miene, und ſagte zu ſeinen Geſpielen: „Mein Vater wird mir Alles wegnehmen und mir keine Gelegenheit laſſen, mit Euch große und glänzende Thaten zu verrichten.“ Als man ihm ſagte, das Alles erwerbe Philippus für ihn, verſetzte er: „Was nützt es mich, wenn ich Vieles beſitze, aber Wenig unternehmen kann?“ Und als er einmal in Abweſenheit des Philippus Geſandte des perſiſchen Königs bewirthete, richtete er an ſie keine kindiſche Fragen, wie Andere, über den goldenen Weinſtock mit Trauben aus Smaragden und Edelſteinen, welchen der reiche Pythius dem Darius geſchenkt hatte, oder über die hängenden Gärten der Semiramis, oder wie der König geſchmückt ſey, ſondern er that ſolche Fragen an ſie, über die Länge des Weges, die Art und Weiſe, im oberen Aſien zu reiſen, über den König ſelbſt und die Macht der Perſer, daß ſie ſich ſehr verwunderten, und die hoch gerühmte Gewandtheit des Philippus gegen den kühnen und unternehmenden Geiſt ſeines Sohnes für nichts rechneten.

Die Gewandtheit des Jünglings in ritterlichen Uebungen erkennt man aus der Art, wie er das berühmte Pferd, Bucephalus (Stierkopf) genannt, bändigte und zum ſeinigen machte. Ein Theſſalier, Philonikus, brachte dieß Pferd zu Philippus und bot es ihm für die große Summe von dreizehn Talenten zu kaufen an. Man begab ſich aufs freie Feld, um es zu probiren, fand es aber wild und ganz unbrauchbar, weil es Niemand aufſitzen ließ, und ſich gegen Jeden bäumte, der ihm nahe kam. Schon befahl Philippus, darüber unmuthig, das ſcheue und unbrauchbare Pferd wieder wegzuführen, als der auch anweſende Alexander ſagte: „Um welch treffliches Pferd bringt man ſich da, bloß weil man es aus Mangel an Muth und Geſchicklichkeit nicht zu behandeln weiß.“ Als er ſo zu wiederholten Malen ſein Bedauern um den Verluſt des Pferdes laut werden ließ, fragte ihn Philippus, ob er, der älteren Männern Vorwürfe mache, beſſer mit einem Pferde umzugehen wüßte, als ſie? „Mit dieſem wenigſtens,“ verſetzte Alexander, „getraue ich mir, beſſer umgehen zu können, als ein Anderer.“ Philippus erwiederte: „Wenn du es aber nicht kannſt, welcher Strafe willſt du dich für deine vorlaute Keckheit unterwerfen?“ — „Beim Zeus, ich will den Preis des Pferdes bezahlen.“ Darüber entſtand ein großes Gelächter, und nachdem ſie wegen der Summe einig geworden, ging Alexander auf das Pferd zu, faßte es beim Zügel und kehrte es gegen die Sonne, vermuthlich weil er bemerkt hatte, daß es an dem vor ihm niederfallenden, hin und her ſchwankenden Schatten ſcheute. So lief er eine Weile neben dem Pferde her und ſtreichelte es, ſo lange er es noch vor Zorn und Ungeſtüm ſchnauben ſah; dann aber ließ er ſachte ſeinen Mantel fallen, ſchwang ſich raſch und behende hinauf und ſetzte ſich im Sattel feſt. Anfangs faßte er den Zügel ganz kurz, und hielt das Pferd, ohne es zu ſchlagen und zu ſpornen, zurück; wie er aber merkte, daß es ſein wildes Weſen ablegte, und nur begierig war, zu laufen, ſprengte er mit verhängtem Zügel davon, und trieb es jetzt mit Zuruf und mit den Ferſen zum Laufen an. Philippus und ſeine Begleiter waren zuerſt in großer Angſt und ſtumm; aber als er ordentlich umlenkte und voll ſtolzer Freude zurück kehrte, erhoben Alle ein Freudengeſchrei, und ſein Vater fing vor Freuden zu weinen an, küßte ihn beim Abſteigen, und ſagte: „Mein Sohn, ſuche dir ein anderes Königreich, das deiner würdig iſt; Macedonien iſt für dich zu klein!“ So hat Alexander das Pferd, auf welchem er Aſien eroberte, ſich ſelbſt erobert, während kein Anderer es bändigen konnte.

Auch am Kriege ſelbſt nahm Alexander in frühen Jahren Theil, ſo wie an der Regierung des Staates. Als er im ſechszehnten Jahre ſtand, übergab ihm Philippus, welcher zur Eroberung von Byzanz auszog, das er aber nicht gewann, die Regierung in Macedonien nebſt dem Reichsſiegel, und ließ ihm ganz freie Hand. Der junge Reichsverweſer bezwang eine abtrünnige Völkerſchaft, die Medarer oder Mäder, eroberte ihre Stadt, jagte die Barbaren fort, und ſetzte an ihre Stelle eine Kolonie aus verſchiedenen Völkerſchaften, welche er Alexandropolis (Alexandersſtadt) nannte. Auch wohnte er der Schlacht bei Chäronea gegen die Griechen bei, und ſoll als der Erſte in die heilige Schaar der Thebaner eingebrochen ſeyn. Dann ſchickte ihn ſein Vater, wie ſchon erzählt wurde, nach Athen. Wegen ſeiner Tapferkeit und Klugheit hatte dieſer eine große Liebe zu ſeinem Sohne, und hörte es gerne, daß die Macedonier den Alexander ihren König, den Philippus aber ihren Feldherrn nannten.

Aber die Anhänglichkeit und Liebe zwiſchen Vater und Sohn erlitt ſpäter Störungen. Philippus begnügte ſich nicht mit ſeiner einen und erſten Gattin, der Olympias, Alexanders Mutter, wie denn damals in Macedonien die Vielweiberei nicht ganz ungewöhnlich war; und darüber zürnte nicht nur dieſe ſtolze und eiferſüchtige Frau und hetzte ihren Sohn gegen den König auf, ſondern Alexander ſelbſt hegte Beſorgniſſe, ob ihm nicht die Thronfolge entzogen werden möchte. Als Philippus ſich mit der noch ſehr jungen Kleopatra vermählte, für welche er eine leidenſchaftliche Liebe gefaßt hatte, forderte deren Oheim Attalus, welcher ſich im Wein übernommen hatte, die Macedonier auf, die Götter zu bitten, es möchte aus dieſer Ehe noch ein rechtmäßiger Thronfolger hervorgehen. Darüber gerieth Alexander in Wuth: „Wie, Elender!“ rief er, „bin ich kein ächter Fürſtenſohn?“ und warf ihm einen Becher an den Kopf. Jetzt ſprang Philippus gegen ſeinen Sohn auf und zog das Schwert; zum Glück aber taumelte er vor Trunkenheit und Zorn und fiel zu Boden. Alexander ſpottete ſeiner höhnend und ſagte: „Seht, meine Freunde, dieſer Mann machte Anſtalten, aus Europa nach Aſien hinüberzugehen, der nicht einmal, ohne umzufallen, von einem Tiſche zum andern gehen kann!“ Nach dieſem Vorfall nahm er ſeine Mutter Olympias mit ſich fort, brachte ſie nach Epirus in Sicherheit, und er ſelbſt wählte ſeinen Aufenthalt in Illyrien. Der Korinthier Demaratus, ein Gaſtfreund des Hauſes, der ſich viele Freiheit nehmen durfte, ſtellte den Frieden in der Familie wieder her. Er kam zu Philippus, und als ihn dieſer nach der erſten Bewillkommnung fragte, wie es mit der Eintracht unter den Griechen ſtehe? antwortete er: „Du haſt wohl Urſache, Philippus, dich um Griechenland zu bekümmern, da du dein eigenes Haus mit ſolcher Zwietracht und ſo vielem Unheil erfüllt haſt!“ Dieſe Rede machte den König nachdenklich; er ſchickte den Demaratus an Alexander, um ihn durch ſein Zureden und Verſprechungen zur Rückkehr zu bewegen.

Bald darauf ſuchte Perodorus, der perſiſche Satrap (Statthalter) von Karien, in Kleinaſien, durch Verſchwägerung den Philippus zum Bundesgenoſſen zu gewinnen, um ſich mit ſeinem Beiſtand von dem Perſerkönige unabhängig zu machen. Er bot daher ſeine älteſte Tochter dem Arrhidäus, einem Sohne des Philippus und ſeiner Nebenfrau Philinna, zur Gattin an. Die Mutter und die Freunde Alexanders brachten ihm nun aufs neue den Argwohn bei, Philippus beabſichtige, dem Arrhidäus durch die Verbindung mit einer ſo mächtigen Fürſtenfamilie die königliche Würde zuzuwenden. Dadurch beunruhigt, ſchickte Alexander heimlich einen Boten nach Karien und ließ dem Perodorus vorſchlagen: er ſolle den unrechtmäßigen Sohn des Philippus, der dazu noch ſchwachſinnig ſey, fahren laſſen, und lieber ihn ſelbſt zum Schwiegerſohn wählen, welcher Vorſchlag dem Perodorus wohl gefiel. Aber Philippus erfuhr die Sache, ging in Begleitung des Philotas, eines vertrauten Freundes von Alexander, zu ihm und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er niederträchtig und der ihm zukommenden Vorzüge unwürdig wäre, wenn er ſich erniedrigte, der Schwiegerſohn eines Kariers, des Sklaven eines barbariſchen Königs zu werden. Mehrere Freunde Alexanders, Harpalus, Nearchus, Phrygius und Ptolemäus verbannte er aus Macedonien; aber jener rief ſie nachher wieder zurück und erhob ſie zu großen Ehren.

An der Ermordung des Philippus durch Pauſanias wurde der Olympias die Schuld größtentheils zugeſchrieben, weil ſie den aufgebrachten Jüngling noch mehr erbittert und aufgereizt hatte, ihr Wohlgefallen an der That nicht verhehlte (ſie ſoll das Haupt des am Kreuze hängenden Mörders bekränzt und ihm jährliche Todtenopfer angeordnet haben), und die junge Gattin des Philippus, Kleopatra, ſammt ihrem Kinde ihrem eiferſüchtigen Haß opferte. Auch auf Alexander fiel einiger Verdacht; denn er ſoll dem Pauſanias, als er ſich über Philippus gegen ihn beklagte, mit einem Verſe aus der Tragödie Medea des Euripides geantwortet haben:

„Den Geber*) ſammt der Braut und ſelbſt den Bräutigam.“

in welchem die Perſonen bezeichnet ſind, welche Medea umzubringen gedachte, und unter welchen in der Anwendung Attalus, als Oheim der Kleopatra, welcher die Stelle des Vaters vertrat, dieſe ſelbſt und Philippus zu verſtehen geweſen wären. Jedoch ließ er Alle, die an der Verſchwörung Theil, oder davon Kenntniß hatten, aufſuchen und hinrichten, bezeigte auch der Olympias ſeinen Unwillen über ihre Grauſamkeit gegen Kleopatra.

---

*) D. h. den Geber der Braut, den Brautvater.

3.

Alexander folgt ſeinem Vater in der Regierung. Seine erſten Kriegszüge.

Philippus hinterließ ſeinem Sohne ein großes, weitausgedehntes Reich; Theſſalien, einen großen Theil von Thracien, die reichen und ſchönen Küſtenländer der Halbinſel Chalcidice, von griechiſchen Kolonien bevölkert, hatte er zu Macedonien erobert, viele barbariſche Völkerſchaften hielt er in Abhängigkeit, er war der Gebieter Griechenlands, ſeine Partei in faſt allen Städten die herrſchende geweſen; er hatte ein treffliches Heer, die berühmte Phalanx, gebildet, und in demſelben die verſchiedenen Völkerſchaften, welche das Reich bildeten, einander genähert und verſchmolzen; Theſſalien gab ihm die beſten Pferde und Reiter; die Silber- und Goldbergwerke von Philippi lieferten ihm das Geld, ſeine Heere und ſeinen glänzenden Hof zu unterhalten, ſo wie auch, um das Glück ſeiner Waffen zu erleichtern und zu ſichern; denn er verdankte Beſtechungen einen großen Theil ſeiner Eroberungen und Siege, und pflegte zu ſagen: ein mit Gold beladener Eſel könne die höchſten und ſtärkſten Mauern von feſten Städten überſteigen; und weiter noch als ſeine Herrſchaft reichte die Achtung und der Schrecken ſeines Namens. Aber ſo groß dieſe Macht und dieſe Hülfsmittel waren, konnte doch nur derjenige dieß Alles ſein nennen, der durch Klugheit, Einſicht und Tapferkeit Alles zu behaupten, Freunden und Feinden Achtung einzuflößen, die Feinde zu ſchrecken, die Bundesgenoſſen zu feſſeln, das Heer zu beſchäftigen, das Volk zufrieden zu ſtellen verſtand. Nur die perſönliche Kraft des Königs hielt das Ganze, gleichſam als die Seele, zuſammen; in ſchwachen Händen wäre das Reich und die Macht auseinandergefallen. Daß dieß leicht hätte geſchehen können, ward offenbar, als Alexander die Herrſchaft übernahm; denn zahlreiche Auflehnungen der unterworfenen Völkerſchaften, ſo wie der Aufſtand von Theben drohten dem jungen Herrſcher Gefahr und Verderben, wenn er nicht durch raſchen Sieg den Glauben an ſeine Macht und an ſein Glück in den Gemüthern begründete.

Nicht einmal die Nachfolge in der Herrſchaft war für Alexander ein ganz unbeſtrittenes oder unbezweifeltes Recht; Attalus, der Oheim von Philippus Gattin Kleopatra, ſtand an der Spitze eines anſehnlichen Heeres und hatte ſich bei den Soldaten, welchen er ſchmeichelte, große Gunſt erworben; er war mit den vornehmſten Macedoniern verwandt und verſchwägert; er hatte das höchſte Vertrauen des ermordeten Königs beſeſſen, und wenn nicht auf den Thron ſelbſt, konnte er doch auf die Vormundſchaft über den jüngſt geborenen Sohn des Philippus und der Kleopatra Anſprüche machen, wenn deſſen Recht auf den Thron dem Alexanders, des Sohnes der von Philipp gemiedenen, mit Mißtrauen und Abneigung betrachteten Olympias vorging. Dieſe ſelbſt war bei einem großen Theile des Volkes wegen ihrer Grauſamkeit und Heftigkeit verhaßt, und Andere fürchteten ihre Rache. Sodann trachtete Amyntas, an deſſen Stelle Philippus, zuerſt nur Vormund und Reichsverweſer, die Herrſchaft übernommen, und dem er eine ſeiner Töchter zur Frau gegeben hatte, nach der Krone, die ſein Vater Perdikkas ihm hinterlaſſen hatte; und eine dritte Partei machte die Anſprüche eines Sprößlings aus der Familie der Lynceſtier geltend, welcher der Vater des Philippus den Thron entriſſen hatte. Das aus verſchiednen Nationen zuſammengeſetzte Heer hatte auch verſchiedene Neigungen, Wünſche und Hoffnungen, und wurde von ſtreitenden Ueberredungen und Einflüſterungen bewegt. Aber der zwanzigjährige Jüngling, von der Neigung und den Hoffnungen des Volkes, das ihn ſchon kannte, getragen und vorgezogen, ergriff mit feſter Hand die Zügel der Regierung, und bald war im Innern Alles geordnet und beruhigt. Von außen aber drohten dem jungen Könige große Gefahren. Attalus, welcher ſchon von Philippus nach Kleinaſien mit einem Heere gegen das perſiſche Reich vorangeſchickt worden, und dem Namen nach für ſeinen Großneffen, in der That aber für ſich nach der Herrſchaft trachtete, war durch ſein Heer, und durch ſeine Verbindungen mit den Feinden Macedoniens furchtbar. Die von Philippus beſiegten und ihrer Unabhängigkeit beraubten Griechen, vor Allen die Athener, von ihrem Redner Demoſthenes geſtachelt, und die Thebaner, gelüſteten das Joch abzuwerfen und die Freiheit, gegen einen Knaben, wieder zu gewinnen: ſie knüpften Unterhandlungen mit Attalus, der in Kleinaſien ſtand, und ſelbſt mit den Perſern an, von welchen ſie Hülfsgelder verlangten; die barbariſchen Völkerſchaften, dem macedoniſchen Reiche unterworfen oder tributpflichtig, ſo wie die noch nicht bezwungenen Nachbarn wollten ſich den Tod des ebenſo erfahrenen und ſchlauen, als tapfern und glücklichen Königs zu Nutze machen. Bei dieſen feindlichen Geſinnungen und Bewegungen von allen Seiten war den Macedoniern bange, und die Meiſten gaben Alexander den Rath, er ſolle Griechenland fahren laſſen und gegen daſſelbe keine Gewalt brauchen; die abtrünnigen Barbaren aber durch gütliche Mittel und milde Behandlung zum Gehorſam zurückführen, und auf dieſe Weiſe allen Empörungen ein Ende machen oder vorbeugen. Alexander aber war ganz anders geſinnt und glaubte, durch kühnen Muth und Unerſchrockenheit ſein Reich retten und ſichern zu müſſen, denn er war überzeugt, daß, ſobald er die geringſte Nachgiebigkeit und Aengſtlichkeit zeigte, alle jene Völker ſogleich über ihn herfallen würden. Lieber wollte er gleich Anfangs Alles wagen, um dann ſeine großen Plane ausführen zu können, als auf dieſe verzichten und um dieſen Preis ſich eine ſichere, mäßige Herrſchaft erkaufen.

Einer ſeiner Getreuen, Hekatäus, erhielt den Auftrag, mit einer Heerſchaar nach Aſien überzuſetzen, und verbunden mit dem Heere des ebenfalls voran geſchickten Parmenio den Attalus, welcher als Hochverräther des Todes ſchuldig erklärt wurde, lebendig oder todt nach Macedonien zu liefern. Attalus wurde dann wirklich, da er ſich nicht unterwerfen wollte, und die beiden andern Anführer nicht genug Truppen hatten, ihn aus der Mitte ſeines Heeres wegzuführen, gemäß dem Befehle des Königs meuchlings ermordet, und ſein Heer kehrte zum Gehorſam zurück. Alexander ſelbſt aber brach mit einem Heere nach Theſſalien auf, nicht um es zu erobern, ſondern nur um das, was die Theſſalier ſeinem Vater geleiſtet hatten, auch von ihnen zu erlangen; die Hauptpäſſe, welche dahin führten, waren von Theſſaliſchen Kriegern beſetzt und uneinnehmbar. Alexander bahnte ſich einen neuen Weg über die am wenigſten ſteilen Felſen des Oſſagebirges und erſchien ganz unvermuthet in der Ebene im Rücken des Theſſaliſchen Heeres. Er erinnerte die Theſſalier an ihre gemeinſchaftliche Abſtammung von Achilles, an die Wohlthaten, die ſie von ſeinem Vater empfangen, und verlangte nichts, als die oberſte Leitung (Hegemonie), die Heerfolge ihrer Reiter und gewiſſe Zölle; dagegen verſprach er, ihre Rechte und Freiheit ihnen zu laſſen, den Reitern im Kriege mit den Perſern vollen Antheil an der Beute zu geben, und die Heimath ihres gemeinſamen Ahnherrn Achilles durch völlige Steuerfreiheit zu ehren. Die Theſſalier nahmen gern dieſe Bedingungen an, und ſo konnte Alexander raſch und ungehindert nach den Thermopylen ziehen. Die Griechen, durch dieſe Schnelligkeit überraſcht, und zum Kriege noch nicht gerüſtet oder kaum feſt entſchloſſen, folgten größtentheils der Aufforderung Alexanders, als Vorſtand der Amphiktyonen, Geſandte nach Thermopylä zu ſchicken, wo ſie ihm durch gemeinſamen Beſchluß die Hegemonie (Oberfeldherrnſchaft) Griechenlands, wie ſeinem Vater, übertrugen. Nur die Athener, Spartaner und Thebaner blieben aus. Aber als Theben in Alexanders Händen war, das ungerüſtet keinen Widerſtand leiſten konnte, ſchickten auch die Athener ihm entſchuldigende Geſandte entgegen, die er huldvoll aufnahm; er verzieh Alles, und verlangte nur, daß Athen Bevollmächtigte nach Korinth ſchicke, um dort Frieden und Bündniß mit ihm zu beſchwören. Dahin zog er ſelbſt und verſammelte dort die Abgeordneten des Peloponneſes, um ſich auch von ihnen die Feldherrnſchaft gegen die Perſer übertragen zu laſſen. Die Spartaner verweigerten ihre Zuſtimmung; der junge König machte keinen Verſuch, ſie zu erzwingen, denn er wollte den Schein und Namen haben, als der gewählte Feldherr freier griechiſcher Staaten die Feinde Griechenlands, die Barbaren, zu bekämpfen. Für dieſen Krieg nun wurde ſeine unumſchränkte Hegemonie anerkannt, und alle Staaten ſollten Hülfstruppen nach dem Aufgebot des Königs ſtellen. Während ſeines Aufenthaltes in Korinth ſuchte er den cyniſchen Philoſophen Diogenes von Sinope auf, welcher zu ſeiner Wohnung eine Tonne oder ein Faß am Cypreſſenhain des Kraneums hatte. Er fand ihn in der Sonne liegend, begrüßte ihn freundlich und fragte ihn, ob er einen Wunſch habe. „Geh mir ein wenig aus der Sonne,“ antwortete der Philoſoph. Alexander wandte ſich voll Bewunderung zu ſeinen Begleitern und ſagte: „Beim Zeus, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes ſeyn.“

Gegen den Winter (336 vor Chr.) kehrte Alexander nach Macedonien zurück, und mit dem Frühjahre (335) unternahm er einen neuen Kriegszug. Die zahlreichen barbariſchen Volksſtämme, welche theils Unterthanen, theils tributpflichtige Schutz- und Bundesgenoſſen des Reiches waren, meiſt räuberiſche und kriegeriſche Gebirgsvölker, hatten zwar noch nicht wirklichen Aufſtand und Feindſeligkeiten begonnen, aber doch ihre Geneigtheit dazu kund gegeben, und das Beiſpiel des Aufſtands wäre ohne Zweifel von vielen befolgt, der Angriff und Einfall von noch nicht unterworfenen Stämmen durch den Abfall der unterworfenen gefährlich geworden. Daher beſchloß Alexander, der ſein Reich in einem ſo unſichern Zuſtande nicht verlaſſen wollte, einen Zug nach dem öſtlich und nördlich von Macedonien gelegenen großen thraciſchen Lande, zunächſt gegen das Volk der Triballer, welche den Philippus auf dem Rückweg von ſeinem Feldzug gegen die Scythen überfallen und ihm ſeine Beute abgenommen hatten, und gegen die Geten, um die umwohnenden Völker zu ſchrecken, und ſie durch Furcht im Gehorſam und im Frieden zu erhalten.

Mit Anfang des Frühjahres brach er von Amphipolis auf, drang in das Land der ſogenannten unabhängigen Thracier ein, ging über den Fluß Neſſus und kam am zehnten Tage bei dem Berge Hämus *) an. Hier traten ihm in den Engpäſſen, welche über das Gebirg führen, viele bewaffnete Gebirgsbewohner, verbündet mit den unabhängigen Thraciern, entgegen. Sie hatten die Höhen des Hämus beſetzt, über welchen das Heer ſeinen Weg nehmen mußte, und machten Anſtalten, ihn am weitern Vorrücken zu hindern. Sie hatten Wägen zuſammengebracht und vor ſich aufgeſtellt, nicht nur damit ſie ihnen als Verſchanzung dienten, und um im Falle der Noth von ihnen herab ſich zu vertheidigen, ſondern ſie hatten die Abſicht, ſie gerade am ſteilſten Abhang des Berges auf die Phalanx der Macedonier herabrollen zu laſſen, und hofften, die Gewalt und Wucht derſelben im ſchnellen Sturze würde die ganze anklimmende Phalanx zerſprengen. Aber Alexander merkte ihr Vorhaben, und da er an keinem andern Punkte über das Gebirg kommen konnte, alſo dieſe Päſſe erſtürmen mußte, gab er ſeinen Schwerbewaffneten den Befehl: ſobald die Wägen von der Höhe herabſchießen würden, ſollten ſie, wenn die Breite des Weges es geſtatte, ihre Glieder trennen, damit die Wägen ohne ſie zu berühren und zu beſchädigen, durch ſie hindurchrollten; wo aber der Paß zu enge ſey, da ſollten ſie ſich bücken, oder auch ſich auf den Boden werfen, und die Schilde feſt aneinander ſchließen, damit die gegen ſie herabſtürzenden Wägen unſchädlich darüber wegrollten. Dieß geſchah; die Wägen, durch die geöffnete Phalanx ohne Anſtoß hindurch oder über das Schilddach wegrollend, thaten keinen Schaden, nicht Ein Mann wurde von ihnen getödtet, und die Macedonier, ermuthigt dadurch, daß dieß gefürchtete Vertheidigungsmittel der Barbaren ſo unſchädlich geblieben war,

---

*) Jetzt das Balkan-Gebirge genannt, Rumelien und die Bulgarei ſcheidend.

drangen jetzt mit Geſchrei auf die Thracier ein. Voran ſchickte Alexander die Bogenſchützen, um die zum Kampf anrennenden Thracier mit Pfeilen zu empfangen, er ſelbſt rückte mit der Leibſchaar und den Rundſchildnern nach. Die Bogenſchützen brachten ſchon die Feinde mit ihren Geſchoſſen in einige Verwirrung, und ſo war es der Phalanx (dem ſchwerbewaffneten Fußvolk) nicht ſchwer, die leicht und ſchlecht bewaffneten Barbaren (ſie hatten als Waffen nur Dolch und Jagdſpieß und ſtatt des Helmes einen Fuchsbalg.) aus ihrer Stellung auf den Höhen zu vertreiben, daß ſie die Waffen wegwarfen und bergabwärts flohen. Sie verloren fünfzehnhundert Todte; Männer wurden wenige gefangen, wegen ihrer großen Schnelligkeit und ihrer Bekanntſchaft mit der Gegend, aber alle Weiber, die ihnen gefolgt waren, ihre Kinder und ihre Habe fielen den Macedoniern in die Hände. Alexander ſchickte die ganze Beute in die Seeſtädte und ließ ſie verkaufen. Auf der Höhe des Gebirges opferte er in einem Heiligthume des Dionyſos dieſem uralten Gotte der Thracier nach der Weiſe des Landes; und das Aufflackern der Flamme, als er Wein hineingoß, galt als ein göttliches Vorzeichen künftiger Siege.

Jetzt rückte er über den Scheitel des Hämus gegen das triballiſche Gebiet hinab und kam bei dem Fluſſe Lyginus an, welcher von dem Iſter *) drei Tagreiſen entfernt iſt. Syrmus, der König der Triballer, welcher längſt Kunde erhalten von dem Anrücken Alexanders, hatte die Weiber und Kinder der Triballer zum Iſter vorangeſchickt, und befohlen, ſie auf eine der Inſeln des großen Stromes, Peuce genannt, in Sicherheit zu bringen. Dahin hatten ſich auch die den Triballern benachbarten Thracier bei der Annäherung Alexan-

---

*) Jetzt die Donau genannt.

ders geflüchtet, und der König Syrmus ſelbſt war mit ſeinen Leuten dahin geflohen; die große Maſſe der Triballer aber zog ſich nach dem Fluſſe Lyginus, von welchem Alexander Tags zuvor aufgebrochen war; ſie wollten den König im Vorrücken nicht aufhalten, ſondern erſt, wenn er den Rückzug anträte, ihn beunruhigen und über ihn herfallen. Sobald aber dieſer erfuhr, welche Richtung ſie eingeſchlagen, kehrte er um, ſie aufzuſuchen, und überraſchte ſie, als ſie bereits lagerten. Sie ſtellten ſich unter dem Schutze des an den Fluß ſtoßenden Waldes auf. Alexander, mit ſeiner Phalanx gegen ſie vorrückend, befahl den Bogenſchützen und Schleuderern, die Barbaren zu beſchießen, um ſie ſo vielleicht aus dem Walde ins Freie zu locken. Wirklich ſtürzten ſie, ſobald ſie von den Geſchoſſen erreicht wurden, gegen die wenig bewaffneten Schützen hervor. Jetzt aber ließ der König den Philotas mit der Reiterei von Obermacedonien auf ihren rechten Flügel einhauen, wo ſie am weiteſten vorgedrungen waren, und er ſelbſt griff mit der Phalanx das Mitteltreffen an. So lange das Schießgefecht unterhalten wurde, waren die Triballer nicht im Nachtheil, aber gegen die Phalanx und die Reiterei, welche nicht die Lanzen ſchleuderte, ſondern zum Handgemenge einbrach, hielten ſie nicht Stand und flohen durch den Wald dem Fluſſe zu. Dreitauſend fielen auf der Flucht; Gefangene wurden auch hier wenige gemacht, weil dichtes Gehölz die Fliehenden aufnahm und die Nacht einbrach. Die Macedonier verloren nur eilf Reiter und vierzig vom Fußvolk.

Dann ſetzte Alexander wieder ſeinen Marſch fort und kam am dritten Tage nach der Schlacht beim Iſter an, dem größten Strome Europa's, umwohnt von ſehr ſtreitbaren Völkerſchaften, Celten, Geten, Scythen. Hier traf er die

Kriegsſchiffe, welche ihm von Byzanz *) aus durch das ſchwarze Meer und den Fluß herauf zugeſchickt worden waren. Dieſe bemannte er ſogleich mit Pfeilſchützen und Schwerbewaffneten, und ließ auf die Inſel zuſteuern, auf welche die Triballer und Thracier ſich geflüchtet hatten. Er ſuchte die Landung zu erzwingen; aber wo die Schiffe anlegen wollten, zeigten ſich am Ufer Feinde: der Schiffe waren zu wenige, die Mannſchaft nicht zahlreich, die Inſel an den meiſten Stellen zur Landung zu ſteil und die Strömung des eingezwängten Fluſſes in ihrer Nähe ſo ſtark, daß das Anlaufen unmöglich war. Er zog deßhalb die Schiffe zurück, und beſchloß jetzt, über den Iſter zu gehen und die jenſeits wohnenden Geten anzugreifen. Er ſah Viele derſelben am Ufer verſammelt, etwa viertauſend zu Fuß und zehntauſend zu Pferd, entſchloſſen wie es ſchien, ihm den Uebergang zu wehren. Er beſtieg ſelbſt ein Schiff, ließ die Felle, die ſie zu Zeltdächern gebrauchten, mit Heu gefüllt, und eine Menge Nachen, aus einem gehöhlten Baume verfertigt, deren ſich die Anwohner des Stromes bedienten, zuſammenbringen, und mittelſt dieſer Fähren ſo Viele von ſeinen Leuten überſetzen, als möglich war, ungefähr fünfzehnhundert Reiter und viertauſend Fußſoldaten. Der Uebergang geſchah Nachts, an einer Stelle, wo ein weitgedehntes und hohes Getreidefeld ihre Landung dem Auge der Feinde entzog. Mit Tagesanbruch ließ Alexander das Fußvolk mitten durch die Saaten vorrücken, die er die Krieger mit quervorgehaltenen Piken niederdrücken hieß, und als dieſe auf unangebautes Feld gelangt waren, führte er ſelbſt die Reiter auf den rechten Flügel, und die Phalanx zog unter dem Anführer Nikanor gegen den

---

*) Jetzt Konſtantinopel; von Philippus vergeblich belagert, jetzt aber mit Alexander befreundet.

Feind heran. Die Geten aber, erſtaunt nnd erſchrocken über die Kühnheit Alexanders, daß er den größten aller Ströme in Einer Nacht ohne Brücke überſchritten habe, hielten nicht einmal den erſten Anlauf der Reiterei aus. Zuerſt warfen ſie ſich in die nahe gelegene Stadt, als ſie ſich aber von Alexander raſch verfolgt ſahen, verließen ſie den ſchlecht befeſtigten Ort, führten von Weibern und Kindern mit ſich, was die Pferde tragen konnten, und wandten ſich ſo fern als möglich vom Strome nach den wüſtliegenden Steppen. Die Stadt mit Allem, was die Geten zurückgelaſſen, fiel dem Alexander in die Hände, welcher die Beute fortſchaffen, die Stadt aber zerſtören ließ, und dann am Ufer des Stromes Zeus, dem Erretter, und Herkules und dem Flußgott Iſter, weil er ihm den Uebergang nicht unmöglich gemacht hatte, ein Dankopfer darbrachte. Am nämlichen Tage traf er wieder im Lager ein, ohne einen Mann verloren zu haben. Seine Abſicht, Achtung und Schrecken vor ſeinem Namen zu verbreiten, war erfüllt; Eroberungen wollte er in dieſen Gegenden nicht machen.

In ſeinem Lager kamen nun von allen unabhängigen Völkerſchaften, die am Iſter hin wohnten, Geſandte zu ihm, wie auch von Syrmus, dem Könige der Triballer und von den Celten, welche am joniſchen Meerbuſen (am adriatiſchen Meere) wohnten, groß von Körper waren und groß von ſich dachten. Alle kamen, wie ſie ſagten, um Alexanders Freundſchaft zu werben und mit Allen tauſchte er Pfänder der Treue; Syrmus mußte ihm Hülfstruppen ſtellen; die Celten aber fragte er: was ihnen am meiſten bange mache auf Erden? Er hoffte nämlich, ſein großer Name ſey auch zu den Celten und noch weiter gedrungen, und ſie würden ſagen: ſie fürchten ihn am allermeiſten. Aber die Celten gaben eine andre Antwort, als er hoffte. Denn ferne von Alexandern in unwegſamen Gegenden hauſend, und bei der Richtung, die ſie ihn einſchlagen ſahen, um ſo weniger in Beſorgniß, erklärten ſie: ſie ſeyen nur bange, der Himmel möchte einmal auf ſie herabfallen. So wenig dieſe Antwort dem jungen Helden gefiel, machte er doch auch ſie zu ſeinen Bundesgenoſſen und nannte ſie Freunde, äußerte aber nachher: die Celten ſeyen arge Prahler und Großſprecher.

Alexander richtete jetzt ſeinen Marſch nach dem Agrianiſchen und Päoniſchen Gebiete, um durch dieſe Macedonien unterworfenen Länder in ſeine Heimath zurückzukehren. Hier trafen Boten bei ihm ein: Klitus, des Bardylis Sohn, König der von Macedonien abhängigen Illyrier, ſey aufgeſtanden, und in Macedonien eingefallen, und Glaucias, König der Taulantiner, habe ſich mit ihm verbündet. Sie meldeten auch, daß die Autariaten ihn auf dem Zuge angreifen wollten. Dieß bewog ihn zur größten Eile, denn leicht konnten die verbündeten Feinde ihm die Rückkehr nach Macedonien abſchneiden, und dann ſtand Alles auf dem Spiele; von der Beſorgniß vor den Autariaten aber befreite ihn Langarus, der Fürſt der Agrianer, welcher ſchon zu Lebzeiten des Philippus Beweiſe ſeiner großen Anhänglichkeit an Alexander gegeben hatte, und der ſich damals mit einem Gefolge von trefflich bewaffneten Rundſchildnern beim Heere befand. Als er hörte, daß Alexander Erkundigungen über die Autariaten einzog, erklärte er ihm: man dürfe dieſe, als die ſchlechteſten Soldaten in dieſer Gegend, für gar Nichts rechnen, und er ſelbſt wolle in ihr Land einfallen, damit ſie mehr an ſich zu denken hätten. Er machte wirklich mit des Königs Zuſtimmung einen Einfall bei ihnen und plünderte ihr Land. Dieſen Dienſt rechnete Alexander dem Langarus ſo hoch an, daß er ihm die Auszeichnungen und Geſchenke verlieh, welche man für die höchſten bei einem macedoniſchen Könige hielt, und ihm ſogar ſeine Schweſter Cyna zur Gattin verſprach, ſobald er nach Pella kommen würde; Langarus ſtarb aber bald nach der Rückkehr in ſeine Heimath an einer Krankheit. Alexander aber zog dem Fluſſe Erigon entlang auf Pellium zu, der feſteſten Stadt des Landes, welcher ſich ebendeßhalb Klitus bemächtigt hatte. Vor ihr angekommen, lagerte er ſich am Fluß Eordaikus, und beſchloß am folgenden Tage die Stadt zu erſtürmen. Klitus aber hatte mit den Seinigen die ſehr hohen und waldigen Berge um die Stadt beſetzt, um von allen Seiten über die Macedonier herzufallen, wenn ſie den Sturm wagten. Glaucias jedoch, der König der Taulantiner, hatte ſich noch nicht mit Klitus vereinigt. Alexander rückte gegen die Stadt heran, und die Feinde hatten ſich von ihren Bergen herab in Bewegung geſetzt, nachdem ſie drei Knaben, drei Mädchen und drei ſchwarze Widder als Opfer geſchlachtet hatten, entſchloſſen, wie es ſchien, die Macedonier anzugreifen. Sobald ſich aber dieſe gegen ſie wandten, gaben ſie ihre feſten Stellungen auf und ließen ſogar ihre Schlachtopfer zurück, welche in die Hände der Macedonier fielen. So ſchloß Alexander die Stadt enger ein und lagerte ſich unter den Mauern, entſchloſſen ſie durch Wälle zu ſperren. Am folgenden Tag aber kam der König der Taulantiner, Glaucias, mit einer ſtarken Heeresmacht, und nun gab Alexander den Gedanken auf, die Stadt mit ihrer ſtarken Beſatzung einzunehmen, da ſeine Streitkräfte nicht ſehr zahlreich waren, Glaucias aber über ihn mit einem großen Heere hergefallen wäre, wenn er einen Sturm verſuchte. Der Mangel an Futter nöthigte Alexander, den Philotas mit den Laſtthieren und mit einer Bedeckung von Reitern auszuſchicken, um Futter zu holen: ſobald dieß Glaucias erfuhr, beſetzte er die Berge um das Feld herum, wo ſie das Futter holten. Alexander eilte ſelbſt mit einem Theile ſeiner Soldaten den Bedrohten zu Hülfe; auf dieß hin zog ſich Glaucias von den Bergen zurück, und Philotas erreichte unverſehrt mit ſeinen Leuten das Lager. Aber Klitus und Glaucias glaubten dennoch, Alexander auf dem ungünſtigen Boden ſchon in ihren Händen zu haben: die überragenden Berge hatten ſie mit zahlreicher Reiterei, mit Schützen, Schleuderern und Schwerbewaffneten beſetzt; die Belagerten konnten ihm, wenn er abzog, in den Rücken fallen, und der Weg ſelbſt, welchen Alexander einſchlagen mußte, auf der einen Seite vom Fluß, auf der andern von einem ſehr hohen Berge mit ſteilen Felſenwänden eingeſchloſſen, war ſo eng und waldig, daß das Heer nur zu Vier und Vier in Einer Linie durchziehen konnte.

Aber Alexander zog ſich aus dieſer gefährlichen Lage durch ſeine überlegene Kriegskunſt und durch die Tapferkeit ſeines Heeres, ſo wie durch die Schnelligkeit, mit welcher ſeine Befehle vollzogen wurden, glücklich heraus. Er trieb mit raſchen Bewegungen ſeiner Heerhaufen, die, überall zum Angriff bereit, nirgends Blößen gaben, und ebenſo durch unerwartete Wendungen die Feinde überraſchten, als ſie durch ihren Schlachtruf und das Anſchlagen der Speere an die Schilde von Weitem ſchon ſchreckten, die Barbaren zurück, und führte dann ſein Heer, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, wohlbehalten über den Fluß. Er ſelbſt aber, der auf den gefahrvollſten Punkten gekämpft hatte, wurde durch einen Keulenſchlag am Hals, und durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet. Doch mit dieſem glücklich ausgeführten Rückzuge begnügte er ſich nicht; er hörte drei Tage darauf, daß Klitus und Glaucias ſich nachläſſig gelagert hätten, und ſo ging er, unter dem Schutze der Nacht, wieder über den Fluß zurück, und brachte mit einem geringen Theile ſeines Heeres, — die Phalanx war noch nicht nachgekommen, — dem überraſchten Feind eine entſetzliche Niederlage bei; Viele wurden auf der wilden Flucht getödtet, Viele gefangen; die Macedonier ſetzten ihnen bis in die Berge der Taulantiner nach. Klitus hatte ſich in die Stadt Pellium geworfen, ſteckte ſie aber bald in Brand und floh zu Glaucias ins Taulantiniſche. Vermuthlich wurde den beſiegten Königen der Friede unter der Bedingung bewilligt, die Oberhoheit Alexanders anzuerkennen und Soldaten zu ſeinem Heere zu ſtellen.

1.

Die Zerſtörung von Theben.

In Macedonien angekommen, fand Alexander ſchon neue Kriegsarbeit vor; in Theben hatten von den nach der Schlacht von Chäronea Verbannten Einige, aufgefordert von Unzufriedenen in der Stadt, ſich Nachts eingeſchlichen und den Amyntas und Timolaus, von der macedoniſchen Beſatzung der Burg, Kadmea genannt, ermordet; dann waren ſie in der Volksverſammlung erſchienen und hatten, den alten, wohllautenden Namen der Freiheit anrufend, die Thebaner aufgefordert, von Alexander abzufallen und das Joch der Macedonier abzuſchütteln. Hiezu ſuchten ſie die Menge zu bewegen durch die Verſicherung, daß Alexander in Illyrien umgekommen ſey, welche großen Eindruck machte. Wirklich hatte ſich dieß Gerücht ſtark und in weiter Ausdehnung verbreitet, weil er ziemlich lang abweſend und keine Nachricht von ihm eingelaufen war, und weil es Vielen ſehr erwünſcht lautete. Auch in Athen wurde dieß Gerücht gerne geglaubt und die Athener ſchickten ſich, immer von ihrem Redner Demoſthenes gegen die macedoniſche Herrſchaft aufgeſtachelt, ſchon an, mit den Thebanern gemeine Sache zu machen. Alexander glaubte, die Vorfälle in Theben nicht gleichgültig anſehen zu dürfen, weil er ſchlimme Folgen des Beiſpiels in ganz Griechenland beſorgte. Die Stadt der Athener war ihm ſchon lange verdächtig, und der Abfall konnte ſehr gefährlich werden, wenn die in ihrem Sinne längſt abtrünnigen Lacedämonier und andre Peloponneſier daran thätigen Theil nahmen. Daher führte er ſein Heer alsbald durch Theſſalien nach Griechenland hinab, um, wie er ſagte, dem Demoſthenes, der ihn, ſo lange er im Lande der Illyrier und Triballer geweſen, einen Knaben, und als er in Theſſalien geſtanden, einen Jüngling genannt, unter den Mauern von Athen zu zeigen, daß er ein Mann ſey. Zunächſt jedoch zog er nach Böotien, und zwar ſo raſch, daß die Thebaner von ſeinem Durchzug durch die Thermopylen nicht eher Kunde bekamen, als bis er mit ſeinem ganzen Heere bei Oncheſtus, kaum zwei Stunden von Theben entfernt, ſtand. Ja ſogar auch da noch wollten ſie nicht glauben, daß er es ſey, ſondern die Unruheſtifter behaupteten: es ſey ein Heer, von Antipater entſendet, welchen Alexander als Statthalter in Macedonien zurückgelaſſen; und die Boten, welche die Nachricht brachten, daß es Alexander ſelbſt ſey, wurden ſchlecht empfangen: Alexander ſey ja todt, und der Führer dieſes Heeres ein andrer Alexander, der Sohn des Aeropus. Alexander brach am folgenden Tage von Oucheſtus auf und rückte gegen Theben vor bis zu dem Haine des Jolaus, wo er ein Lager bezog, um den Thebanern noch Zeit zu laſſen, ob ſie ihre Anſchläge bereuen würden. Die Thebaner aber zeigten gar keine Geneigtheit zu einem gütlichen Vergleich, vielmehr ſtreiften ihre Reiter und Leichtbewaffneten bis in die Nähe des Lagers und tödteten einige Macedonier mit ihren Geſchoſſen. Tags darauf rückte der König mit dem ganzen Heere vor das Thor, das nach Attika führte, und lagerte ſich dann in der Nähe der Burg Kadmea, welche von Macedoniern beſetzt, aber von den Thebanern mit einem doppelten Walle geſperrt war, um der Beſatzung Hülfe von außen abzuſchneiden und ſelbſt gegen ihre Ausfälle gedeckt zu ſeyn. Auch jetzt noch wünſchte Alexander die Sache lieber gütlich, als mit Gewalt zu beendigen; er hätte ſich mit der Auslieferung des Phönix und Prothytes begnügt, welche die Macedonier ermordet hatten, und verſprach Allen, die auf ſeine Seite treten würden, völlige Sicherheit. Einige Thebaner riethen auch wirklich, Geſandte an Alexander zu ſchicken und Verzeihung für das Volk zu erbitten. Aber ſie wurden von den zurückgekehrten Verbannten und deren Anhängern überſtimmt, und ſo verblendet waren die Thebaner, daß ſie ſogar die Auslieferung des Philotas, des Anführers der Beſatzung der Kadmea, und des Antipater von Alexander verlangten, und durch einen Herold ausrufen ließen: Wer mit dem Perſerkönige und den Thebanern die Freiheit Griechenlands gegen den Tyrannen verfechten wolle, der finde in Theben eine Zuflucht. Auch die Bundeshäupter der Böotier reizten auf jede Weiſe die erbitterte oder verzweifelnde Menge zum Kampf.

Noch zögerte Alexander mit dem Befehl, die Stadt anzugreifen; aber Perdikkas, einer ſeiner Feldherrn, ſtürmte, ohne den Befehl dazu abzuwarten, gegen die Verſchanzungen und die äußerſten Wachen der Thebaner an: ein andrer Befehlshaber, Amyntas, folgte ihm, und nun führte auch Alexander, weil er für ſie Gefahr von den Thebanern fürchtete, das übrige Heer herbei. Die zuerſt in den Wall eingedrungenen Macedonier wurden von den Thebanern zurückgeworfen und Perdikkas ſchwer verwundet. Als aber Alexander die Seinigen fliehen und die Schlachtordnung der Thebaner durch das Nachſetzen aufgelöſt ſah, drang er mit geſchloſſener Phalanx auf ſie ein. Die Thebaner wurden zurückgetrieben, und ihre Flucht war ſo übereilt, daß ſie das Thor, durch welches ſie in die

Stadt zurückgedrängt wurden, nicht ſchnell genug ſchloßen, und ſo viele Macedonier mit hineindrangen. Beim Tempel des Amphion hielten die Thebaner noch einige Zeit Stand, aber von allen Seiten angegriffen warf ſich die thebaniſche Reiterei hinaus aufs freie Feld, und von dem Fußvolk rettete ſich jeder ſo gut er konnte. Voll Erbitterung, von der Hitze des Kampfes und von Rachſucht berauſcht, richteten jetzt weniger die Macedonier, als die mit Alexander verbündeten Phocäer, Platäer und andre Böotier, früher erduldetes Unrecht grauſam vergeltend, unter den wehrloſen Thebanern und auch in den Häuſern, in welche ſie einbrachen, und wo noch hin und wieder Einzelne Widerſtand leiſteten, Andere ſich unter den Schutz der Heiligthümer geflüchtet hatten, ein gräßliches Blutbad an, weder der Weiber, noch der Kinder ſchonend. Erſt nachdem gegen Sechstauſend umgebracht waren, wurde dem Morden Einhalt gethan; aber das Schickſal der Ueberlebenden war ſchlimmer noch als das der Gefallenen. Die Stadt wurde ausgeplündert und dann dem Erdboden gleich gemacht. Alle Gefangenen, gegen dreißigtauſend Freigeborene, wurden als Sklaven verkauft, mit Ausnahme der Prieſter, der ſämmtlichen Gaſtfreunde der Macedonier, derjenigen, welche ſich dem Abfall widerſetzt hatten, und der Nachkommen des Dichters Pindaros, welcher einen Vorfahren Alexanders in einer ſeiner Siegeshymnen verherrlicht hatte. Auch das Haus, welches der Dichter bewohnt hatte, wurde verſchont, ſo wie die Tempel der Götter und andere heilige Gebäude; und die Bilder und Statuen von Göttern oder trefflichen Menſchen, an den öffentlichen Orten aufgeſtellt, blieben unangetaſtet. Hiezu ſoll den Alexander beſonders auch das bewogen haben, daß einige Soldaten, welche ein Heiligthum der Kabiren (alter Gottheiten der Myſterien) vor der Stadt hatten plündern wollen, durch die Blitze eines plötzlich ausgebrochenen Gewitters getödtet worden. Von einer vornehmen Frau, Timoklea, wird Folgendes erzählt: Einige Thracier brachen in ihr Haus, plünderten und raubten, was ſie fanden; ihr Anführer mißhandelte ſie aufs empörendſte, und fragte ſie dann, ob ſie noch Gold oder Silber verborgen habe? Sie geſtand es, führte ihn allein in den Garten, und zeigte ihm einen Brunnen, in welchen ſie, wie ſie ſagte, bei der Eroberung der Stadt ihre koſtbarſten Kleinode hinabgeworfen. Als der Thracier ſich bückte, um hinabzuſehen, ſtieß ſie ihn von hinten in den Brunnen hinunter und warf ſo viel Steine auf ihn, daß er ſterben mußte. Sie wurde deßhalb von den Thraciern gefeſſelt vor Alexander geführt, legte aber in ihren Mienen und in ihrem Gang viele Würde und einen hohen Geiſt an den Tag, indem ſie ihnen zuverſichtlich und unerſchrocken folgte. Als der König ſie fragte, wer ſie ſey, antwortete ſie: „Ich bin die Schweſter des Theagenes, der für die Freiheit der Griechen gegen Philippus geſtritten hat, und als Feldherr bei Chäronea gefallen iſt.“ Alexander bewunderte dieſe Antwort ebenſo wie ihre That, und befahl, ſie ſammt ihren Kindern in Freiheit zu ſetzen.

Der Untergang der berühmten Stadt, welche achthundert Jahre lang geſtanden und geblüht, welche ſo vielen Helden und trefflichen Männern das Daſeyn gegeben, von welcher ſo viele Sagen Wunderbares und Großes erzählten, — der Untergang dieſer Stadt wurde, ſo wird berichtet, durch manche Vorzeichen verkündigt. Drei Monate vor dem Nahen Alexanders ſah man in dem Tempel der Demeter ein ſchwarzes Spinnengewebe, während man zur Zeit der Schlacht von Leuktra, wo Theben in der Blüthe ſeiner Macht und Größe ſtand, ein glänzend weißes daſelbſt entdeckt hatte; die Statuen auf dem Marktplatze ſchwitzten; aus einem See bei Oncheſtus drang ein klägliches Gebrülle, und der Quell Dice ergoß Blut ſtatt Waſſer. Das wirklich eingetretene Unglück der Stadt erſchütterte und betrübte Griechenland als ein gemeinſames Unglück, wie noch kein gleiches das Vaterland betroffen hatte, denn nie noch war eine größere Stadt in ſolcher Weiſe vernichtet worden, wenn auch ſchwere Schläge Athen, im peloponneſiſchen Kriege, und Sparta, durch Epaminondas, getroffen hatten; und die Zerſtörung von Platäa betraf nur eine kleine Stadt und nur wenige ihrer Einwohner, da die meiſten geflüchtet waren. Der Aufſtand Thebens aber, ſo übereilt und ohne Vorbedacht unternommen, die ſo leichte und raſche Einnahme, das große Blutbad, das von Stammgenoſſen und in Folge eines alten Haſſes angerichtet wurde, und endlich die gänzliche Entvölkerung einer Stadt, welche durch Macht und Kriegsruhm damals zu den erſten Griechenlands gehörte — dieß Alles wurde von dem Zorne der Götter abgeleitet. Es ſey dieß, hieß es, eine längſt verdiente Strafe der Thebaner, weil ſie im Mediſchen Kriege Griechenland verrathen, die Platäer mitten im Frieden überfallen, die Einwohner der Stadt zu Sklaven gemacht oder getödtet, den Platz, wo die Griechen in offner Feldſchlacht gegen die Meder die Griechenland drohende Gefahr abſchlugen, zerſtört, auch auf die Vernichtung der Athener im peloponneſiſchen Kriege angetragen hatten. So jedoch ſprachen hauptſächlich diejenigen, welche die Härte, womit Alexander die Stadt behandelte, entſchuldigen und rechtfertigen wollten; die Andern aber entſetzten ſich mehr über ihr Unglück, als daß ſie ihres Unrechts gedachten. Alexander ſelbſt entſchloß ſich, wie ſein ganzes Benehmen zeigt, nicht gern zur Zerſtörung von Theben; er gab damit den Forderungen der rachegierigen Feinde Thebens, der Phocäer und Platäer nach, oder ſtellte er ſich ſo, als weiche er ihrem Drängen und entſchuldigte ſich damit; denn er wußte wohl, daß dieſe That die Griechen, welche er zu gewinnen und ſich zu befreunden wünſchte, ſehr gegen ihn erbittern würde; aber er hielt es für nothwendig, durch ein Beiſpiel von Strenge ſie einzuſchüchtern und ſein Anſehen zu befeſtigen. Daß er, wie ſein bewundertes Vorbild, der homeriſche Achilles, nach dem Zorn und der Grauſamkeit auch der Milde und Großmuth zugänglich war, dieß zeigt theils ſein Verfahren gegen Athen, theils die Art, wie er ſpäter viele Thebaner behandelte.

Die Athener feierten gerade ein Feſt, die großen Myſterien der Demeter, als einige Thebaner unmittelbar von dem Unheil ankamen. Die Feier wurde in der Beſtürzung unterbrochen, und Alles vom Lande in die Stadt geflüchtet. Die Athener, wenigſtens ein Theil derſelben, waren ſich bewußt, den Zorn des Königs ſehr gereizt zu haben. Demoſthenes, der unermüdliche Feind des Philippus, hatte nach deſſen Tode bewirkt, daß ſeinem Mörder ein kleiner Tempel gebaut und Dankgebete den Göttern dargebracht wurden; er hatte den Attalus zum Krieg gegen Alexander geſtachelt und ihm die Bundesgenoſſenſchaft der Athener zugeſagt; er hatte die Athener beredet, den Thebanern Hülfe zu ſchicken, die jedoch nicht abgegangen war, weil Alexander ſo ſchnell hereinbrach, und hatte ſie aus ſeinem Vermögen mit Geld und Waffen unterſtützt. Jetzt ſchickten die Athener zehn Geſandte an Alexander, von welchen man wußte, daß ſie ihm die angenehmſten ſeyn würden, um ihm die Freude des atheniſchen Volkes über ſeine glückliche Rückkehr aus dem Kriegszuge gegen die Illyrier und Triballer, ſo wie auch über die Beſtrafung des Aufruhrs in Theben zu bezeugen. Alexander gab den Geſandten im Uebrigen eine huldvolle Antwort; aber in einem Schreiben an das Volk forderte er die Auslieferung des Demoſthenes und Lykurgus und noch ſieben anderer Rednern und Feldherrn, „denn dieſe ſeyen die Urſache, nicht nur von dem Unglück, das die Stadt bei Chäronea betroffen, ſondern auch von den Unbilden, die man ſich ſpäter gegen Philippus und ihn erlaubt habe; und an dem Aufſtand der Thebaner haben ſie nicht weniger Schuld, als die Unruheſtifter unter den Thebanern ſelbſt.“ Dieſe Forderung des Königs erregte die heftigſten Verhandlungen in der Volksverſammlung zu Athen. Der tugendhafte Phocion rieth, das Gemüth des jugendlichen Siegers nicht zu reizen, und ermahnte diejenigen, deren Auslieferung der König forderte, die Beiſpiele von Großmuth und Selbſtaufopferung, welche die Geſchichte Athens darbot, nachzuahmen. Demoſthenes aber warnte die Athener, ſich nicht bethören zu laſſen, und durch Auslieferung derjenigen Männer, deren Mannhaftigkeit und Wachſamkeit der König am meiſten fürchte, ſich wehrlos zu machen; wenn die Wächter der Freiheit dahin ſeyen, werde der Feind wie ein Wolf in eine Heerde von Schafen ohne Hunde einbrechen. — Zum zweitenmal wurde nun an Alexander Demades, welcher ſchon bei Philippus in großer Gunſt geſtanden, geſchickt, um von ihm Verzeihung des Geſchehenen und Nachlaß ſeiner Forderung zu erbitten; und der König willigte darein, verzichtete auf die Auslieferung ſeiner Hauptgegner und verlangte nur die Verbannung eines einzigen Redners, Charidemus. Er that dieß entweder aus Achtung für die Stadt, oder weil er gleich dem Löwen ſeinen Muth gekühlt hatte; weil er ſich ſehnte, bald den Zug gegen die Perſer zu unternehmen, oder weil er gerührt war über die Theilnahme, mit welcher ſie, ſeinem Zorne trotzend, die flüchtigen Thebaner aufgenommen. Er ermahnte ſie auch, auf alle Ereigniſſe ein wachſames Auge zu haben, weil ihre Stadt, ſalls ihm etwas zuſtoßen ſollte, die Herrſchaft über Griechenland führen müßte.

Aus ſeinem Benehmen gegen die Thebaner, welche den Fall ihrer Stadt überlebten, ſcheint eine gewiſſe Reue über ſeine Härte hervorzuleuchten. Es war unter ihnen kein einziger, der in der Folge nicht Alles, was er verlangte und begehrte, von ihm erhalten hätte. Nicht nur bekümmerte er ſich über ihr Unglück, ſondern er glaubte auch, wie man ſagt, daß ſpätere, widrige und unglückliche Ereigniſſe ſeines Lebens, die beim Trunk vorgefallene Ermordung ſeines Freundes Klitus und die Zaghaftigkeit der Macedonier gegen die Indier, wodurch ſie gleichſam den Feldzug unvollendet ließen und ſeinen Ruhm ſchmälerten, dem Zorn und der Rache des Bacchus zugeſchrieben werden müßten, den er durch die grauſame Zerſtörung ſeiner Geburtsſtadt Theben ſchwer beleidigt hatte. Es glaubten auch Manche, der Tod ſelbſt des Königs ſey eine Folge des Weines und eine Vergeltung des erzürnten Gottes geweſen.

Mit dieſem einen großen Schlage war ganz Griechenland zur Unterwürfigkeit zurückgebracht; alle Staaten beeilten ſich, dem Könige Beweiſe ihrer Reue oder ihrer Treue zu geben; ſeine Macht und ſein Glück konnte nicht mehr bezweifelt werden; in der Burg von Theben, in der Kadmea, blieb eine macedoniſche Beſatzung zurück, die Anhänger des Königs behaupteten oder gewannen in allen Staaten die Oberhand, und ſo konnte der junge Held mit Zuverſicht nach Macedonien zurückkehren. Auf dem Rückweg ging er nach Delphi, um den Apollo wegen des Zuges gegen die Perſer zu befragen. Es waren aber gerade unglückliche Tage, an welchen keine Orakel ertheilt werden durften, und die Pythia ſchlug ihm deßwegen ſein Geſuch ab. Er ging ſelbſt zu ihr und zog ſie, als ſie ſich beharrlich weigerte, mit Gewalt zum Heiligthume hin, ſo daß ſie endlich von ſeinem Drängen überwältigt, ausrief: „O, mein Sohn, du biſt unwiderſtehlich!“ worauf Alexander, dieſe Worte in ſeinem Sinne deutend, ſagte: er brauche jetzt keine Weiſſagung mehr; er habe ſchon das Orakel erhalten, das er wünſche. Unwiderſtehlich hatte er ſich wirklich bisher gezeigt; in einem Jahre hatte er das vielfach bedrohte Erbe von Macht und Herrſchaft, welches ihm ſein Vater hinterlaſſen, durch ſchwere, aber raſche Kämpfe ſich geſichert und wahrhaft zu dem ſeinigen gemacht; bei Griechen und Barbaren hatte er das Anſehen ſeines Namens feſt begründet, und als ein ſchon bewährter und gefürchteter Held konnte er den Zug unternehmen, den ſein Vater ſchon im Sinne gehabt hatte, der aber erſt ſeinem Sohne gelingen und unſterblichen Ruhm erwerben ſollte. Nach Macedonien zurückgekehrt, brachte er dem olympiſchen Zeus das altherkömmliche Opfer, ordnete in Aegä olympiſche Wettſpiele an, und ſoll auch den Muſen zu Ehren einen Wettkampf veranſtaltet haben. Während dem kam die Nachricht an, daß die Bildſäule des Thraciers Orpheus in Pierien (im ſüdlichen Theile Macedoniens) unaufhörlich ſchwitze. Dieß ward von den Wahrſagern verſchieden gedeutet; Ariſtander aber aus Temiſſus hieß Alexander guten Muthes ſeyn; dieß ſey ein Zeichen, daß Heldenſänger und Liederdichter und alle Meiſter des Geſanges ſich bemühen werden, in Gedichten und durch Geſang Alexander und ſeine Thaten zu verherrlichen.

5.

Griechenland und Perſien.

Beinahe hundert und fünfzig Jahre waren verfloſſen ſeit den Schlachten, welche die Hellenen aus der Gefahr gerettet hatten, von den Perſern oder Medern unterworfen zu werden. Aber während dieſer Zeit hatten ſich die beiden Feinde keineswegs unangefochten gelaſſen; nur theilweiſe hatte förmlicher Friede geherrſcht, wenn auch die Waffen oft länger ruhten; aber häufiger waren es ſeither die Hellenen geweſen, welche die Perſer mit gewaffneter Hand angriffen, während die Perſer, ſtatt wie früher Heere und Flotten, jetzt oft Geld nach Griechenland ſchickten, um die Griechen zu beſtechen und einen Staat gegen den andern, oder eine Partei in einer Stadt gegen die andere feindſelig zu ſtimmen und zum Kriege zu bewegen. Es iſt, wie wenn die Hellenen und die Perſer, oder die Europäer und die aſiatiſchen Barbaren, von Natur eine Feindſchaft gegen einander gehabt hätten, denn von den älteſten Zeiten her gab es herüber und hinüber Beleidigungen, woraus Streit und Krieg entſtand. So waren die Argonauten nach dem barbariſchen Kolchis (am ſchwarzen Meere) geſchifft, um das goldene Vließ zu erkämpfen, welches der König von Kolchis den Namensbrüdern der Helle vorenthalten wollte. Mit ihnen kehrte Medea zurück, welche Haß und

Blutſchuld in die Königshäuſer von Argos brachte. — Der Barbare Paris entführte dann die Gattin ſeines Gaſtfreundes Menelaus, und dieſer Frevel wurde von den Griechen gerächt durch die Zerſtörung Troja's. — Die Perſer, unter Darius, unterjochten die griechiſchen Inſeln und die Städte an der Küſte von Aſien; die Athener wagten, ihnen bei einem Aufſtande gegen den großen König Hülfe zu ſchicken; dafür forderten deſſen Geſandte die Unterwerfung Griechenlands. Auf die Verweigerung folgten die großen, für Griechenland ſo ruhmvollen, für Perſien ſo verderblichen Heerzüge, aus welchen Griechenland frei und ſiegreich hervorging. Durch die Seeſchlacht von Mykale wurde Jonien und das aſiatiſche Griechenland) vom Joche der Perſer befreit, und von da an ward aus dem Vertheidigungskriege der Hellenen ein Angriffs- und Rachekrieg. Ihre Abſicht war jetzt, alle urſprünglich griechiſchen Städte und Kolonien in Europa und Aſien von der perſiſchen Herrſchaft zu befreien und das perſiſche Reich auf jede Weiſe zu ſchwächen und zu erſchüttern. Zugleich aber wünſchten die Griechen, und beſonders ihre Häupter und Anführer, ſich durch den Krieg Ruhm und Reichthum zu gewinnen, und es wurden dadurch die Hellenen auf eine für die innere Ruhe ungefährliche Weiſe beſchäftigt. Die Perſer wurden von Cypern und aus Byzanz vertrieben und endlich ſchloß der Sohn des Xerxes, Artaxerxes Longimanus, mit dem atheniſchen Feldherrn Cimon, der mehrere große Siege erfochten hatte, den ſogenannten Cimoniſchen Frieden, in welchem er die Freiheit aller griechiſchen Kolonien im Umfang ſeines Reiches anerkannte, und verſprach, daß kein perſiſches Kriegsſchiff in den griechiſchen Gewäſſern erſcheinen, kein perſiſches Heer ſich auf drei Tagreiſen den joniſchen Küſten nahen ſollte. Aber jetzt wurde den Perſern das angenehme Schauſpiel zu

Theil, die Griechen unter einander ſich in blutigen Kriegen und Parteiungen aufreiben zu ſehen; der vertriebene Themiſtokles ſuchte eine Zuflucht am perſiſchen Königshofe; es ſuchten die Spartaner die Hülfe der Perſer gegen Athen, ſpäter der Athener Alcibiades gegen Sparta nach! Und die freien Griechen verſchmähten es nicht, perſiſche Söldner zu werden, allerdings um dem Satrapen von Kleinaſien, Cyrus, ſeinen Bruder, den König Artaxerxes Ochus, ſtürzen zu helfen. Nachdem Cyrus in der Schlacht bei Kunara gefallen und ſein übriges Heer zu dem Sieger übergegangen war, machten die noch übrigen zehntauſend Griechen, deren Anführer von den Perſern auf verrätheriſche Weiſe ermordet wurden, unter dem Athener Xenophon, den berühmten Rückzug aus dem Innern des perſiſchen Reiches, mehrere hundert Stunden durch ein ihnen unbekanntes, feindſeliges Land, von vielen Tauſenden von Perſern verfolgt, welchen ihr Feldherr ſelbſt beſchrieben hat. Dieß veranlaßte einen neuen Krieg; die Perſer beklagten ſich über die dem Empörer von Griechen geleiſtete Hülfe, und die Hellenen über die Ermordung der Feldherrn; der Perſerkönig glaubte jetzt Griechenland geſchwächt, und die Griechen unternahmen gern Feldzüge, welche ihnen große Beute verſprachen. Der ſpartaniſche König Ageſilaus erfocht große Siege in Aſien, aber Sparta mußte, von den verbündeten Griechen bedrängt, ihn zurückrufen, und die ſpartaniſche Seemacht wurde von einer perſiſchen Flotte bei Knidos vernichtet, welche der Athener Konon anführte, der auch den König zu ihrer Ausrüſtung bewogen hatte. Mit perſiſchem Gelde ſtellte er, in den Hafen Piräus einlaufend, die Mauern ſeiner Vaterſtadt Athen wieder her. Aber ſo weit war es jetzt gekommen, daß die erſten Staaten Griechenlands wetteifernd ſich um die Freundſchaft des Perſerkönigs bewarben;

die Spartaner brachten ihn wieder auf ihre Seite, und der Spartaner Antalcidas ſchloß mit dem Großkönige einen ſchmählichen Frieden, nach welchem alle helleniſchen Städte in Aſien nebſt Cypern den Perſern wieder unterthan, alle andern Städte ſelbſtſtändig ſeyn, Alle aber, welche dieſen Frieden nicht anerkennen würden, von den **Perſern** und den Theilnehmern deſſelben gemeinſam bekriegt werden ſollten (387 vor Chr.). So ſchrieb jetzt Perſien Griechenland die Bedingungen des Friedens vor!

Aber ſo nützlich dieſer Friede für die Perſer war, ſtellte er doch die frühere Macht und das frühere Anſehen ihres Reiches, wie es zur Zeit des Darius und Xerres geweſen, nicht wieder her. Ein Reich wird nur durch diejenige Handlungsweiſe und die Mittel erhalten und gekräftigt, durch welche es gegründet wurde. Die alten Perſer waren ein tapferes, einfachlebendes Volk geweſen, abgehärtet durch Kriege, und ihre Könige waren ihnen mit dem Beiſpiele der Tapferkeit und Thätigkeit vorangegangen. Aber ſeit ſie das große Reich gegründet hatten, ergaben ſie ſich immer mehr einem üppigen Leben; und die Könige überließen den Krieg und die Geſchäfte der Regierung meiſt ihren Statthaltern oder Satrapen in den Provinzen, oder ehrgeizigen und ſchlauen Männern und Frauen an ihrem Hofe, während ſie ſelbſt träg der weichlichen Ruhe genoßen, in allen Lüſten ſchwelgten, und zur Sicherung ihrer Herrſchaft zu Ränken und Grauſamkeit griffen, ſtatt durch wachſame Thätigkeit und Kraft ſie zu behaupten. Die Satrapen, vom Auge des Königs nicht bewacht, benützten die ihnen übertragene faſt unbeſchränkte Macht theils dazu, um neben dem Tribut, welchen ſie dem Könige entrichten mußten, für ſich ſelbſt ungeheuere Schätze zu ſammeln und die Völker auszuſaugen, oder dazu, ihre Untergebenen vom König abwendig und ſich ſelbſt unabhängig zu machen. So entſtanden viele Abfälle und Empörungen im Reiche, die, wenn ſie auch meiſt wieder unterdrückt wurden, doch das Reich ſchwächten und manchmal nur den Schein und Namen der Oberhoheit für den König übrig ließen, wie z. B. in Aegypten, welches Kambyſes erobert hatte; oder es empörten ſich die Völker ſelbſt, diejenigen beſonders, welche ſonſt ſelbſtſtändig und frei geweſen, gegen räuberiſche, ausſaugende Satrapen, und ſtrebten ſich von der perſiſchen Monarchie wieder unabhängig zu machen. Das offene Bekenntniß, daß die Perſer entweder ihre alte Tapferkeit und Kriegskunde verloren hatten, oder daß ſie überhaupt den Griechen nicht gewachſen waren, legten die perſiſchen Könige, Satrapen und Feldherrn dadurch ab, daß ſie griechiſche Söldner und griechiſche Anführer in ihre Dienſte nahmen; mit ihnen gewannen ſie zwar manche Siege auch gegen die Griechen ſelbſt, aber ihr Ruhm und ihr Selbſtvertrauen mußte dadurch nothwendig ſinken. Der Rückzug des Xenophon und die Siege des Ageſilaus zeigten, was auch kleine Schaaren von Griechen gegen die unzählbaren Perſer auszurichten vermochten. Bei dieſem Zuſtand der ungeheuern perſiſchen Monarchie war der von Philippus ſchon entworfene Plan, ſie in Aſien ſelbſt zu bekriegen, zwar kühn, aber doch nicht vermeſſen, und nicht ohne gegründete Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Zweifelhaft aber iſt, ob er ſeine Entwürfe ſo weit ausdehnte, wie ſein ruhmdürſtender Sohn, ob er ſich nicht mit der Eroberung einiger Provinzen, etwa Kleinaſiens, begnügt hätte.

Als Alexander zur Herrſchaft gelangte, ſaß auf dem Throne zu Suſa Darius Kodomannus, der ſechste König ſeit Xerxes, welcher vom Hauptmann ſeiner Leibwache getödtet worden war. Seine Vorgänger hatten ſich theils durch Unfähigkeit und Schwäche, theils durch Grauſamkeit, und nur durch wenige gute Eigenſchaften ausgezeichnet. Nach dem Tode des erſten Artaxerxes, unter welchem viele Empörungen ausbrachen, wurde der rechtmäßige Thronerbe ermordet. Darius Nothus hinterließ zwei Söhne, von welchen Artaxerxes II. (Mnemon), ſein Nachfolger, von dem jüngern Cyrus bekriegt wurde, aber ihn beſiegte und mit eigener Hand, wie man behauptet, in der Schlacht tödtete. Unter ſeinen hundert und fünfzehn Söhnen waren drei von ſeiner rechtmäßigen Gattin. Einen von dieſen, Darius, machte der Vater, gegen die Sitte der Perſer, aus beſonderer Liebe noch zu ſeinen Lebzeiten zum Könige. Dieß vergalt Darius damit, daß er den Entſchluß faßte, den Vater zu morden, und fünfzig ſeiner Brüder für die Verſchwörung warb. Aber ſie wurde entdeckt, alle Theilnehmer ſammt ihren Weibern und Kindern wurden hingerichtet, und Artaxerxes ſtarb aus Gram. Um vor ähnlichen Gefahren ſicher zu ſeyn, ließ ſein Nachfolger Ochus ſeine ſämmtlichen Blutsverwandten, ohne Schonung des Geſchlechts und Alters, umbringen. Der wilde Ochus befleckte auch ſonſt ſeine Herrſchaft mit entſetzlichen Gräueln; beſonders wüthete er gegen Aegypten, das ſich unabhängig gemacht hatte, von ihm wieder unterworfen, und wie von Kambyſes mit Blut überſchwemmt wurde. Nachdem er ſeinem Hang zur Grauſamkeit genügt hatte, überließ er ſich gänzlich ſeinen Lüſten, die Regierung aber ſeinem Günſtling Bagoas, einem gebornen Aegyptier, zu welchem ſein Vertrauen eben ſo blind und thöricht, als ſein Mißtrauen gegen Andere grauſam war. Bagoas grollte dem Könige wegen der Schändung der ägyptiſchen Heiligthümer und der Niederſtoßung des Apisſtiers, obgleich er ſelbſt zur Bezwingung ſeines Vaterlandes beigetragen hatte; er ließ den Ochus durch ſeinen Arzt vergiften und ſeinen Leichnam, ſtatt ihn in den Königsgräbern zu Perſepolis zu begraben, in Stücke zerreißen und von Katzen auffreßen. Den jüngſten Sohn des Getödteten, Arſes, ließ er zum Könige ausrufen, ſeine Brüder tödtete er, und nach zwei Jahren ſchon hatte auch Arſes das Schickſal ſeines Vaters. Nun berief Bagoas den Kodomannus auf den Thron, einen Abkömmling des Darius Hyſtaſpis, welcher ſich durch Tapferkeit die Gunſt der Perſer erworben hatte. Als Darius den Mörder Bagoas ſeine Abneigung fühlen ließ, miſchte dieſer auch ihm Gift in den Becher, aber der König war gewarnt, und hieß ihn ſelbſt den Becher, als ein Zeichen ſeiner Gunſt, austrinken. Darius Kodomannus war ein tugendhafter Fürſt, ſchön, würdevoll, ſanftmüthig und großmüthig; der Anfang ſeiner Regierung war glücklich, und er ſchien berufen, das Reich der Perſer wieder glänzend und glücklich herzuſtellen: als der Angriff von Macedonien her drohte. Zu Lebzeiten des Philippus waren ſchon einzelne Heerhaufen unter Attalus und Parmenio an der Küſte von Kleinaſien gelandet und hatten Städte in Phrygien beſetzt; große Rüſtungen waren von ihm gemacht und von den Griechen ihrem Oberfeldherrn zweimalhunderttauſend Soldaten zugeſagt worden zum Kriege gegen den Erbfeind, der ihnen jetzt minder gefährlich war, als der König Macedoniens; der Dolchſtoß des Pauſanias, den eine Partei in Macedonien zu ſeiner That antrieb, welche durch perſiſches Gold gewonnen geweſen ſeyn ſoll, verzögerte noch den Ausbruch des Sturmes und gönnte dem bedrohten Könige und ſeinem Reich eine kurze Friſt; aber die alte Feindſchaft und Rache Griechenlands gegen den frühern Feind ſeiner Freiheit hatte ſich in Alexander nur verjüngt, und Macedonien und ſein König hatten vor dem perſiſchen Monarchen und ſeinem morſchen Reiche die Jugend voraus, welcher das Glück meiſt mehr als dem Alter zu lächeln pflegt.

6.

Alexander rüſtet ſich zum Zuge gegen Perſien.

Philippus hatte von den Griechen mehr als zweimalhunderttauſend Soldaten zum Kriege gegen Perſien verlangt; Alexander zog mit einem viel kleineren Heere aus, zuſammengeſetzt zum größern Theile aus Macedoniern. Die Streitmacht der Macedonier unter Philippus beſtand aus etwa dreißigtauſend Fußſoldaten und dreitauſend Reitern, welche Letztere Adelige waren, und mit ungefähr eben ſo vielen Truppen zog Alexander aus. Er ließ in Macedonien den Feldherrn Antipater mit zwölftauſend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Reitern zurück, um die Nachbarn und Griechenland in Ruhe zu erhalten; aber dafür nahm er ſiebentauſend Schwerbewaffnete mit, welche ihm die griechiſchen Staaten ſtellten, ſiebentauſend griechiſche Söldner und achtzehnhundert theſſaliſche Reiter; fünftauſend Triballer, Illyrier, Odryſer, ein- oder zweitauſend Bogenſchützen und Agrianer als leichtes Fußvolk, ſechshundert griechiſche, neunhundert thraciſche und päoniſche Reiter, im Ganzen zwiſchen dreißig- und vierzigtauſend zu Fuß und fünftauſend Reiter. Die größte Maſſe bildete die Phalanx, das ſchwerbewaffnete Fußvolk, mit Helm, Harniſch, und einem den ganzen Leib deckenden Schilde gerüſtet; ihre Hauptwaffe war die macedoniſche Sariſſa, eine Pike von vierundzwanzig Fuß Länge, wozu noch das kurze griechiſche Schwert kam. Wenn die Soldaten der Phalanx in ſechs Gliedern hinter einander ſtanden, ſo ragten die Lanzen des letzten Gliedes doch immer noch drei Fuß über die Vorderſten hervor und ſtarrte dem Feinde eine ſechsfache Reihe von Lanzen entgegen, welche eben ſo unnahbar als unwiderſtehlich war; gewöhnlich aber ſtanden ſogar ſechszehn Glieder hinter einander. Dieß ſchwerbewaffnete Fußvolk der Getreuen war von Alexander in ſechs Abtheilungen geordnet, welchen die Anführer Perdikkas, Cönus, Kraterus, Amyntas, Meleager und Philippus vorgeſetzt waren. Der Kern dieſer Truppen beſtand aus Macedoniern und zwar vermuthlich je aus Landsleuten, da ſie nach den verſchiedenen Landſchaften Macedoniens benannt waren. Den Befehl über die ganze Phalanx hatte Parmenio. Leichter bewaffnet als dieſe waren die Hypaſpiſten oder Rundſchildner, zum Dienſte um die Perſon des Königs beſtimmt, mit linnenen Panzern, großem Schild und längerem Schwert als die Schwerbewaffneten, beweglich und zu raſchen Ueberfällen brauchbar. Sie wurden von Nikanor befehligt. Unter den leichten Truppen, Triballern, Illyriern u. a. zeichneten ſich die macedoniſchen Bogenſchützen und Agrianiſchen Jäger aus, unter dem Befehle von Klearchus und Attalus. Die wilden Thracier führte ihr Fürſt Sitalkes. Die Reiterei beſtand aus den macedoniſchen und theſſaliſchen Geſchwadern, Schwergeharniſchten, dem reiſigen Adel; an ihrer Spitze focht gewöhnlich der König ſelbſt; die Theſſalier führte Kalas, des Harpalus Sohn, die Macedonier Philotas; ſie hießen die Ritterſchaft der Getreuen des Königs. Sechshundert griechiſche Reiter waren den theſſaliſchen zugeordnet und gleich ihnen gewaffnet und geübt; die leichten Reiter, neunhundert an der Zahl, Odryſer, Thracier und Päonier, dienten den Feind zu necken und zu verfolgen; ſie trugen die Waffen ihrer Heimath.

Gewiß hätte Alexander ein viel zahlreicheres Heer ins Feld ſtellen können aus ſeinen eignen und den ihm pflichtigen oder verbündeten Ländern; aber er war der Meinung, daß die Trefflichkeit geübter und abgehärteter Soldaten der großen Zahl vorzuziehen, ein kleineres Heer leichter zu überſehen, zu lenken und zu bewegen ſey; oder fehlte ihm auch das Geld zu größern Rüſtungen. Denn ſchon dieſe erforderten achthundert Talente, welche er vermuthlich durch die Beute Thebens gewonnen hatte; denn ſein Vater, obgleich im Beſitz von Gold- und Silberbergwerken, hatte ihm wenig Geld, vielmehr Schulden, hinterlaſſen, da er ſelbſt für Pracht, Kriege und Beſtechungen viel aufzuwenden hatte. Nur ſiebzig Talente blieben Alexander nach Vollendung ſeiner Rüſtungen; aber dieß kümmerte ihn ſo wenig, als der Mangel einer eigenen erprobten Seemacht, denn er baute alle ſeine Hoffnungen auf ſein Landheer; und ſo zuverſichtlich hoffte er auf den Sieg, ſo ſehr lebte er ſchon in der Zukunft, daß er vor dem Auszug alle ſeine Güter in Macedonien, Ländereien, Wälder, Dörfer, Steuern und Zölle an ſeine Freunde verſchenkte. Auf die Frage des Perdikkas: „Was bleibt denn dir, o König?“ antwortete er: „die Hoffnung!“ und nun weigerte ſich auch Perdikkas, etwas zu nehmen: „laß uns, die wir mit dir kämpfen werden, die Hoffnung mit dir theilen!“ ſagte er, „denn geziemender iſt es, auf des Darius Schätze zu warten, als die deinigen zu nehmen.“ Wie Einer, der eine große Wanderung antritt, in Kleidung und Laſt es ſich ſo bequem als möglich zu machen ſucht, ſo wollte Alexander es ſich durchaus recht leicht machen, und darum verſchmähte er auch den Rath ſeiner Freunde, vor ſeinem Zuge noch ſich zu vermählen; es wäre ſeiner und der Macedonier und Griechenlands unwürdig, an Hochzeit und Ehe zu denken, wenn Aſien zum Kampfe bereit ſey.

Zum Kampfe bereit war freilich Aſien wenigſtens inſofern nicht, als es ihn keineswegs wünſchte; vielmehr mußte es ihn fürchten, denn der Perſerkönig konnte Nichts gewinnen und Alles verlieren. Perſien hatte den Krieg nicht veranlaßt; denn wenn wirklich perſiſches Gold bei der Verſchwörung gegen Philippus mitgewirkt hatte, und auch früher ſchon bei dem Kriege der Thebaner und Athener gegen ihn, bei den Aufſtänden gegen Alexander, ſo war dieß nur Gegenwehr; der Krieg war ja von Philippus ſchon beſchloſſen, und dieß nicht wegen einer neuern Beleidigung, ſondern wegen der alten Einfälle der Perſer in Hellas, um die verletzte Freiheit der Menſchen und die Tempel und Heiligthümer der Götter zu rächen. Dieſe Sprache führte auch Alexander: in Wahrheit war es der Durſt, ſich durch große Thaten unſterblichen Ruhm zu erwerben, was ihn den Krieg unternehmen machte, aber mit der Ruhmbegierde dieſes Einen Mannes ſtimmten die Wünſche und Geſinnungen eines großen Theils der Griechen zuſammen, welche den Haß gegen die Feinde ihrer Freiheit mit der Muttermilch, aus den Werken ihrer Geſchichtſchreiber, aus den Oden und Tragödien ihrer Dichter, aus den feurigen Worten ihrer Redner und aus den Erzählungen und Erinnerungen ihrer Väter eingeſogen hatten. Und ſo iſt die Art vieler Menſchen, daß ſie bei dem, was ihren hergebrachten und angeerbten Meinungen, was ihren tief eingewurzelten Gefühlen ſchmeichelt, weder fragen, ob es gerecht, noch auch nur, ob es ihnen nützlich ſey.

Die Hülfsmittel des Perſerreichs waren freilich in Vergleichung mit denen Alexanders ſo ungeheuer, daß es ſchien, als werde es ihn mit geringer Mühe verſchlingen oder erdrücken. Das Reich des Darius, in unermeßlicher Ausdehnung vom ſchwarzen und ägeiſchen Meere bis zum Indus, vom Jaxartes bis zur Libyſchen Wüſte ſich erſtreckend, hätte gegen jeden Soldaten Alexanders leicht hundert aufbringen können; ungeheure Einkünfte gingen von den zum Theil ſehr reichen Völkern, den Phöniciern und Indiern ein, gewaltige Schätze waren aufgehäuft in Babylon und Suſa, und zahlreiche kriegeriſche Völkerſchaften hatten ſich in frühern Kriegen großen Ruhm erworben; aber dieſe ungeheure Ländermaſſe war ſo zu ſagen ein unbeholfener, ſchwerfälliger Rieſenleib, der ſeine Glieder mit Mühe bewegte; der Großkönig konnte wohl hunderttauſende von Unterthanen unter die Waffen rufen oder treiben laſſen, aber das waren dann großentheils entweder unkriegeriſche, ungeübte Haufen, oder widerwillige Sklaven, oder doch an keine Kriegszucht gewöhnte, wilde Schwärme, welche gegenüber von einem trefflich eingeübten, abgehärteten Heere, das von Einem Haupt und Willen leicht geordnet und bewegt wurde, ebenſo in der offenen Schlacht als auf dem Marſch im Nachtheil waren, und dieß wurde durch die wilde Tapferkeit einzelner Reiterſchwärme aus kriegeriſchen Volksſtämmen und ſelbſt durch die größere Kriegserfahrenheit der griechiſchen Soldtruppen nicht erſetzt. Denn theils bildeten die verſchiedenen zuſammengetriebenen Haufen doch kein gleichartiges Heer, theils fehlten auch die Anführer, wie die Macedonier ſie beſaßen, und vor Allem der Geiſt eines heldenmüthigen Königs, wie Alexander. Dann hatten aber auch die Völker des perſiſchen Reiches nicht, wie früher die Griechen bei dem Einfall der Perſer, für ihre Freiheit zu kämpfen, denn ſie waren ſchon Unterthanen von Fremden; es war ihnen gleichgültig, ob ein neuer Herrſcher den alten verdrängte, ja ſie konnten zum Theil eine Verbeſſerung ihres Zuſtandes von dem Siege der Macedonier hoffen, wie z. B. die Aegyptier und die kleinaſiatiſchen Griechen. Und weil die Völker großentheils gleichgültig oder ſogar feindlich gegen den Perſerkönig waren, wurden die perſiſchen Feldherrn mißtrauiſch und ängſtlich. Endlich ſind auch die morgenländiſchen Nationen meiſt nicht ſo beharrlich und von ſo kräftigem und ausdauerndem Willen wie die europäiſchen, und wie ſich beſonders die Hellenen zeigten; ein einziger Schlag, eine Niederlage entmuthigt ſie leicht, und ſie glauben, die Gottheit habe nun ſchon unwiderruflich gegen ſie entſchieden. Zu all dieſem kam noch, daß die neue Kriegskunſt Alexanders den Perſern ganz fremd war. Was nützten da die ungeheuern Schätze des Perſerkönigs? ſie konnten nur die Feinde durch die Hoffnung auf große Beute anlocken.

Der Krieg war in Kleinaſien ſchon zwei Jahre vor dem Aufbruch Alexanders angefangen worden, durch die von Philippus mit einem Heere von etwa zehntauſend Soldaten an die Küſten vorausgeſandten Feldherrn Attalus und Parmenio. Dieſe hatten mehrerer Städte ſich bemächtigt; der perſiſche Feldherr Memnon, ein Grieche aus Rhodus, wurde mit griechiſchen Söldnern gegen ſie geſchickt, und führte bis zur Ankunft Alexanders, zwei Jahre ſpäter, einen nicht unglücklichen kleinen Krieg gegen ſie, ſo daß ſie nur wenige, aber wichtige Plätze behaupteten; und die Perſer beſchuldigten ihn, er hätte ſie leicht ganz aus Aſien verdrängen können, aber er habe den Krieg in die Länge ziehen wollen, um ſelbſt deſto unentbehrlicher zu ſeyn. So kam zu den übrigen Schwächen der Perſer auch noch das Mißtrauen und die Eiferſucht der Feldherrn und der Satrapen gegen einander.

Als die Rüſtungen Alexanders im Winter (335 vor Chr.) keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß er im Frühjahr den Kriegszug antreten werde, gab der König den Satrapen von Kleinaſien Befehl, mit ihren Heeren gegen den Helleſpont zu ziehen, um Alexander ſogleich mit gewaffneter Hand zu empfangen; und es verſammelte ſich am Aeſopus ein bedeutendes Heer, theils von griechiſchen Schwerbewaffneten, Söldnern und Kleinaſiaten, theils Reiter von den tapferſten perſiſchen Stämmen, deſſen Zahl wenigſtens vierzigtauſend, nach andern Angaben über hunderttauſend betrug. Aber dieſem Heere ſetzte **Darius Kodomannus** keinen Feldherrn, — der Grieche Memnon wäre der tüchtigſte geweſen, wurde aber als Fremder von den Perſern mit Eiferſucht angeſehen, — ſondern die Anführer ſollten nach gemeinſchaftlicher Berathung und Uebereinkunft den Krieg leiten. Im Kriege aber iſt eine Hauptſache die Schnelligkeit des Entſchluſſes und der Entſcheidung, die Einigkeit, welche dadurch entſteht, daß Einer befiehlt und Alle gehorchen, und oft auch die Geheimhaltung der Plane, wodurch der Feind getäuſcht und überraſcht wird, und dieß Alles fehlt da, wo Mehrere mit einander den Befehl führen, weil die Berathung Zeit wegnimmt, weil die Mehrzahl nicht immer das Beſte beſchließt, weil die Ueberſtimmten den Willen der Uebrigen ungern und oft ſchlecht ausführen, und unter vielen Mitwiſſenden leicht Einer, unbeſonnen oder verrätheriſch, geheime Plane ausplaudert.

7.

Alexander bricht in Kleinaſien ein und ſiegt am Granikus.

Mit dem Frühjahr (334 vor Chr.) ſetzte ſich Alexander von ſeiner Reſidenz Pella mit dem Heere in Bewegung nach dem Helleſpont, durch theils unterworfene, theils befreundete Länder des macedoniſchen Reiches und Thraciens. Er zog längs des cercinitiſchen See's gegen Amphipolis und die Ausflüſſe des Strymon, ſetzte über den Fluß, rückte am Berge Pangäus nach den griechiſchen Seeſtädten Abdera und Maronea, ging dann über den Fluß Hebrus ohne Schwierigkeit, ebenſo über den Melas, und erreichte am zwanzigſten Tage nach dem Aufbruch die Stadt Seſtus am Helleſpont, von wo einſt Leander zu der in Abydus wohnenden Hero hinübergeſchwommen war. In Eläus opferte er auf dem Grabe des Proteſilaus, welcher als der Erſte unter den nach Troja ziehenden Griechen den Boden Aſiens betreten haben ſoll, und dieß Opfer ſollte die Bitte ausdrücken, daß die Landung für ihn glücklicher ſeyn möge, als für Proteſilaus, welcher alsbald von einem Trojaner erſchlagen worden war.

Parmenio erhielt Befehl, die Ueberfahrt des größten Theils des Fußvolks und der Reiterei von Seſtus nach Abydus hinüber zu leiten, auf hundert und ſechszig Dreiruderern und vielen

Laſtſchiffen. Alexander ſelbſt fuhr von Eläus aus nach dem achäiſchen Hafen bei Ilium hinüber und leitete am Steuer des Admiralsſchiffes perſönlich die Ueberfahrt. Mitten auf dem Helleſpont ſchlachtete er einen Stier und goß dem Poſeidon und den Nereiden aus goldener Schale ein Trankopfer ins Meer. Er ſprang als der Erſte vom Schiffe in voller Rüſtung in Aſien ans Land, und errichtete dem Zeus als Beſchützer der Landung, der Athene und dem Herkules Altäre, wie er auch ſchon in Europa gethan. Unterwegs auf der Ueberfahrt ſoll ihm der Steuermann des Schiffes, Menötius, eine goldene Krone aufgeſetzt haben, ſeine Herrſchaft über Aſien vorbedeutend. In Troja angekommen, brachte er der troiſchen Pallas ein Opfer dar, hing ſeine eigne Rüſtung in ihrem Tempel als Weihgeſchenk auf und nahm dafür einige der heiligen Waffen mit, die ſich noch vom troiſchen Kriege her erhalten hatten und die er ſich in den Schlachten vortragen ließ. Auch ſoll er dem Priamus geopfert haben, um deſſen Zorn gegen das Geſchlecht des Neoptolemus, ſeines Mörders, von dem er abſtammte, zu verſöhnen. Dann bekränzte er den Grabhügel des Achilles, nachdem er ſich mit Oel geſalbt und nackt mit ſeinen Freunden, nach der Sitte, einen Wettlauf gehalten hatte. Hephäſtion, ſein liebſter Freund, bekränzte den des Patroklus. Glücklich pries er den Achilles, ſeinen Lieblingshelden, daß er im Leben einen ſolchen Freund wie Patroklus, und nach ſeinem Tode an Homer einen ſolchen Herold ſeines Ruhmes gefunden hatte. Er ahnte vielleicht, daß jene Weiſſagung des Ariſtander nicht in Erfüllung gehen werde. In der Stadt ſoll er von Jemand gefragt worden ſeyn, ob er die Leier des Paris ſehen wolle. „Um dieſe,“ verſetzte er, „bekümmre ich mich am wenigſten; aber ich ſuche die Leier des Achilles, worauf er die Siegesthaten der Männer beſungen hat.“ Von dieſer ſagt Homer:

„Als ſie die Zelte und Schiffe der Myrmidonen erreichten,
Fanden ſie ihn, erfreuend ſein Herz mit der klingenden Leier,
Schön und künſtlich gewölbt, woran ein ſilberner Steg war;
Die aus der Beut' er gewählt, da Eetion's Stadt er vertilget;
Damit erfreut' er ſein Herz und ſang Siegsthaten der Männer.“

Von Troja begab ſich der König zu ſeinem Heere und rückte über Lampſakus nach Hermotus und Priamus, Reiterſchaaren vor ſich herſendend, um Kundſchaft vom Feinde einzuziehen. Die Perſer hatten bei der Stadt Zelia ein Lager bezogen, an dem kleinen Fluße Granikus, der jedoch ſteile Ufer hat. Sie rathſchlagten, was ſie thun ſollten; der Rhodier Memnon rieth, ſich mit den Macedoniern nicht in Kampf einzulaſſen, weil dieſe ihnen an Fußvolk überlegen ſeyen und den Alexander bei ſich hätten, ihnen aber Darius fehle; vielmehr ſollten ſie zurückweichen und auf dem Rückzuge die Felder und Früchte zertreten und zerſtören, und ſelbſt die Städte verbrennen; ſo könne Alexander aus Mangel an Lebensmitteln ſich nicht in dem verwüſteten Lande halten und müſſe umkehren. Aber der Perſer Arſites, der Statthalter von Phrygien, erklärte: er werde nicht zugeben, daß auch nur Ein Haus der ihm untergebenen Unterthanen des Königs angezündet werde; ihm traten die andern Perſer bei, und ſo beſchloſſen ſie, den Macedoniern Widerſtand zu leiſten, und erwarteten ſie hinter dem Fluſſe Granikus. Als Alexander von ſeinen Kundſchaftern Nachricht erhielt, daß die Perſer auf dem andern Ufer in Schlachtordnung ſtänden, ließ auch er ſein Heer ſchlagfertig anrücken. Parmenio trat zu ihm und rieth ihm, am Ufer des Fluſſes zu lagern; der Feind werde nicht wagen, in ihrer Nähe zu übernachten, ſich zurückziehen, und ſo das macedoniſche Heer ohne Schwierigkeit den Uebergang ausführen, ehe der Feind ſeine Aufſtellung vollendet habe. Jetzt aber ſey der Uebergang gefährlich, weil der Fluß an manchen Stellen tief, die Ufer ſteil ſeyen, und der Feind über ſie herfallen könne. Ein Unfall zu Anfang des Krieges aber wäre ſehr nachtheilig. Alexander antwortete: „Wohl ſehe ich das ein, lieber Parmenio; aber ich würde mich ſchämen, nachdem ich ohne Mühe den Helleſpont überſchritten, wenn jetzt dieſer Bach uns abhalten ſollte, ſofort überzuſetzen. Auch wäre es mit dem Ruhme der Macedonier und mit meiner Verachtung der Gefahr nicht vereinbar, und die Perſer würden friſchen Muth faſſen, als könnten ſie ſich mit den Macedoniern meſſen.“ Einige warnten ihn auch, nicht anzugreifen, weil der Monat Daeſius (dem Mai entſprechend) von den Königen der Macedonier nicht für günſtig zum Kampfe gehalten wurde; aber er befahl, dieſen Monat den zweiten Artemiſius zu nennen, und ordnete ſein Heer zum Uebergang, der zugleich ein Kampf ſeyn ſollte. Eine Zeitlang ſtanden beide Heere, in banger Erwartung der nächſten Ereigniſſe, ruhig da und tiefe Stille herrſchte auf beiden Seiten. Endlich warf ſich Alexander unter Trompetenſchmettern und Schlachtenruf in die Wellen mit ſeinen ſchwerbewaffneten Reitern, voran aber zogen die leichten Reiter unter Sokrates und Amyntas. Die mit Vortheil von oben herabſtreitenden perſiſchen Reiter ſchleuderten theils ihre Geſchoſſe von den höhern Stellen des Ufers auf ſie, theils rückten ſie ihnen an den niedrigeren Stellen ins Waſſer entgegen: es war der Kern der Perſer, und Memnon ſelbſt und ſeine Söhne nahmen an dem Kampfe Theil; ſo wurden die erſten Macedonier durch die Uebermacht der mit Vortheil Kämpfenden zurückgetrieben, und trotz der tapferſten Gegenwehr Alle niedergehauen, die ſich nicht auf den nachrückenden Alexander zurückzogen. Dieſer, ausgezeichnet durch ſeinen Schild ſowohl, als durch den Haarbuſch des Helmes, neben welchem zu beiden Seiten eine ungemein große Feder von blendender Weiße ſchwankte, und daher das Ziel der feindlichen Schüſſe und Stöße, griff jetzt die dichteſte Maſſe der Reiter an; ein furchtbarer Kampf entſpann ſich um ihn her, und inzwiſchen kam ohne Schwierigkeit eine Abtheilung der übrigen Macedonier um die andere durch den Fluß. Es war eine Reiterſchlacht, ſah aber vielmehr aus, wie ein Kampf des Fußvolks, denn Roß gegen Roß und Mann gegen Mann kämpften, — hier, um die Perſer vom Ufer zu vertreiben, die Macedonier, — dort die Perſer, um die Macedonier nicht ans Land zu laſſen und in den Fluß zurückzuwerfen. Alexanders Speer zerbrach; der Korinthier Demaratus, von ſeiner Leibſchaar, gab ihm den ſeinigen. Mit dieſem ſprengte er gegen den Mithridates, den Schwiegerſohn des Darius, vor, und warf ihn durch einen Stoß ins Geſicht vom Pferde; der Perſer Röſaces rannte auf ihn los und hieb ihm mit ſeinem krummen Säbel nach dem Kopf, ſchlug ihm aber nur ein Stück vom Helm ab, und dafür durchbohrte ihm Alexander die Bruſt mit der Lanze. Spithridates hatte von hinten das Schwert gegen Alexander aufgehoben, aber Klitus, des Dropidas Sohn, kam ihm zuvor, und trennte ihm mit Einem Hiebe den Arm ſammt dem Säbel vom Leibe. Die Macedonier hatten, neben der größern Kraft und Uebung, den Vortheil der Stoßlanzen gegen die Wurflanzen der Perſer, und ſo wurden die Letztern auf dem Punkte, wo Alexander ſelbſt kämpfte, zuerſt zurückgetrieben, und da dieß der Mittelpunkt war, wichen bald auch die Reiter auf den Flügeln, und die Flucht wurde allgemein. Ungefähr tauſend perſiſche Reiter fielen; verfolgt aber wurden ſie nicht ſtark, weil Alexander ſich gegen die Söldner wandte, und ſie zugleich mit der Phalanx und den Reitern von allen Seiten angriff. Er ſelbſt drang mit ſolchem Ungeſtüm unter ſie ein, daß ihm ſein Pferd, aber nicht der Bucephalus, getödtet ward. So in die Mitte genommen wurden ſie in kurzer Zeit niedergehauen; kein Mann entkam, als die ſich unter den Leichen verbargen; gefangen wurden zweitauſend. Von perſiſchen Anführern fielen Mithridates, der Eidam des Darius, Arbupales ſein Sohn und Pharnaces ſein Schwager; Arſites entkam, tödtete ſich aber ſelbſt, weil er als Urſache des unglücklichen Treffens angeſehen wurde. Die Macedonier verloren fünfundzwanzig Mann von den Edelſchaaren, deren metallene Standbilder, von Lyſippus gefertigt, zu Dium aufgeſtellt wurden, und neunzig andere Krieger, deren Hinterbliebene Alexander großmüthig beſchenkte. Auch der Verwundeten nahm er ſich mit großer Sorgfalt an, ging bei ihnen herum, beſichtigte ihre Wunden und ließ ſich von ihnen ihre Heldenthaten erzählen. Die perſiſchen Heerführer gebot er zu beerdigen, und auch die griechiſchen Söldner, welche im Dienſte des Feindes gefallen waren; die Gefangenen dagegen ließ er in Feſſeln nach Macedonien zu öffentlichen Arbeiten (in Bergwerken u. dgl.) abführen, weil ſie dem gemeinſamen Beſchluß von Griechenland zuwider als Griechen gegen Griechenland für die Perſer gefochten hatten. Nur die Thebaner gab er frei mit den Worten: „ihnen allein iſt durch uns keine Stadt und kein Land übrig gelaſſen worden.“ Nach Athen ſandte er dreihundert vollſtändige perſiſche Rüſtungen als ein Weihgeſchenk für die Pallas Athene, mit der Inſchrift: „Alexander, des Philippus Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Lacedämonier, von den Barbaren in Aſien.“ Seiner Mutter Olympias ſchickte er eine Menge goldne Becher, Purpurkleider und andere ſolche von den Perſern erbeutete Koſtbarkeiten.

8.

Alexander unterwirft ſich Kleinaſien.

Die Früchte dieſes Sieges waren groß und glänzend; das Heer der Perſer, welches Kleinaſien vertheidigen ſollte, war vernichtet oder zerſtreut und kein zweites ſtand in der Nähe; das Thor Aſiens war dem Helden durch dieſe Schlacht geöffnet; die Städte der Provinz Kleinphrygien ergaben ſich dem Sieger, die Landeseinwohner von den Bergen Ida und Pedaſus kamen herab und unterwarfen ſich. Er entließ ſie in ihre Heimath; und da er nicht blos einen Kriegs- und Beutezug machen, ſondern ein griechiſches oder macedoniſches Reich gründen wollte, ernannte er ſogleich an die Stelle des Arſites den Macedonier Kalas zum Statthalter von Kleinphrygien und verlangte von den Einwohnern dieſelben Abgaben, welche ſie an Darius bezahlt hatten. Alexander ſetzte ſich jetzt gegen die Hauptſtadt von Lydien, Sardes, gegen Süden gelegen, in Bewegung, die alte Reſidenz des reichen, ſo glücklichen und zuletzt ſo unglücklichen Königs Kröſus, deren feſte Burg am Tmolus faſt unangreifbar geachtet wurde. Aber als er noch etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt war, kamen ihm Mithrines, der Anführer der perſiſchen Beſatzung von Sardes, und die angeſehenſten Bürger entgegen, dieſe um ihm die Stadt, jener um ihm die Burg mit den großen Schätzen darin zu übergeben.

Dafür gewährte er den Lydiern die Wiederherſtellung der alten lydiſchen Verfaſſung und ſchenkte ihnen die Unabhängigkeit; den Mithrines behielt er um ſeine Perſon und ehrte ihn durch viele Auszeichnungen, um zu zeigen, wie hoch er die ihm erwieſenen Dienſte ſchätze und belohne. Zum Befehlshaber der Burg machte er den Pauſanias. Er beſchloß, hier dem Olympiſchen Zeus einen Tempel zu bauen; und wie er ſich nach dem tauglichſten Orte dazu umſah, brach plötzlich ein Gewitter mit heftigen Donnerſchlägen aus und ein heftiger Regen fiel gerade auf den Ort, wo der Palaſt der lydiſchen Könige geſtanden; darin erkannte Alexander einen göttlichen Wink und wählte dieſen Platz. Die Beſatzung von Ephesus, griechiſche Miethtruppen, flüchteten ſich auf die Nachricht vom Siege Alexanders am Granikus auf Schiffen und überließ ſo die Stadt ohne Kampf dem Könige, welcher die Volksregierung wieder herſtellte, und befahl, alle Abgaben, welche bisher an Perſien entrichtet worden waren, dem Tempel der Diana zu bezahlen. Das Volk zu Ephesus, von dem Joche der wenigen Machthaber, die es unterdrückt hatten (der Oligarchen), befreit, tödtete einige der Verhaßteſten, aber Alexander verbot, die Uebrigen aufzuſuchen und zu beſtrafen, weil er wohl wußte, daß das Volk, ſich ſelbſt überlaſſen, zugleich mit den Schuldigen auch Unſchuldige tödten würde, theils aus Haß, theils auch um zu plündern. Abgeordnete kamen jetzt von Magneſia und Tralles und übergaben beide Städte, und Alexander ſchickte den Antimachus in die äoliſchen und joniſchen Städte, die Küſten entlang, und befahl ihm, überall die Oligarchien abzuſchaffen, die Volksregierung und die alten Verfaſſungen wiederherzuſtellen, und alle an Perſien bezahlten Abgaben zu erlaſſen. Er ſelbſt verweilte einige Zeit in Ephesus, wo der berühmte Apelles ſein Bild, mit dem Blitz in der Hand, malte, und nachdem er am letzten

Tage der Artemis (Diana) in feierlichem Aufzuge des ganzen Heeres ein Opfer gebracht hatte, brach er gegen Miletus auf. Der perſiſche Befehlshaber daſelbſt, Hegeſiſtratus, hatte früher dem Könige die Uebergabe der Stadt in einem Briefe angeboten, jetzt machte ihm die Nähe der perſiſchen Flotte, vierhundert Kriegsſchiffe, Hoffnung, ſie dem Perſerkönige zu erhalten. Aber Nikanor, der Anführer der griechiſchen Flotte von hundertundſechzig Schiffen, kam der perſiſchen zuvor, und ging drei Tage, ehe dieſe ſich der Stadt näherte, bei der Inſel Lade, in der Nähe von Milet, vor Anker, und ſo mußte die perſiſche Flotte nach Mykale gehen.

Parmenio rieth dem Alexander eine Seeſchlacht zu liefern und erbot ſich ſelbſt, zu Schiffe zu gehen und am Kampf Theil zu nehmen. In der Hoffnung auf einen Sieg trotz der großen Ungleichheit der Zahl beſtärkte ihn die Vorbedeutung, daß ein Adler geſehen worden war, welcher ſich bei'm Hintertheil der Schiffe Alexanders am Ufer niedergelaſſen hatte. Aber dießmal war Alexander vorſichtiger als Parmenio, und wollte die kleine Zahl ſeiner ungeübteren Seeleute nicht den an Menge und Erfahrung überlegenen Cypriern und Phöniciern der perſiſchen Flotte entgegenſtellen. Das Vorzeichen erklärte er ſo: allerdings ſey der Adler für ihn günſtig; aber da er auf dem Lande ſitzend erſchienen, ſo ſcheine dieß anzudeuten, daß er die perſiſche Seemacht vom Lande aus beſiegen werde. Er beſetzte die ſogenannte äußere Stadt, welche der Feind verlaſſen hatte, und griff die innere mit ſtürmender Hand an; zugleich blokirte Nikanor mit ſeinen Schiffen den Hafen. Ein Theil von der Beſatzung ſprang ins Meer und ſchwamm auf den umgekehrten Schilden nach einem Inſelchen, Andere wollten in Kähnen entfliehen, wurden aber gefangen; die Meiſten kamen in der eroberten Stadt um. Nachher erſtürmte er auch die Inſel, ſchonte aber der dreihundert Söldlinge, die er dort gefangen bekam und nahm ſie in ſein Heer auf. Den übrig gebliebenen Mileſiern ſchenkte er Leben und Freiheit. Die perſiſchen Schiffe ſegelten von Milet ab, deſſen Eroberung ſie nicht hatten hindern können; Alexander aber ließ ſeine Flotte auseinander gehen, theils weil es an Geld fehlte, theils weil er ſah, daß ſie es mit der perſiſchen doch nicht aufnehmen könne, und er dachte: da er ja ſchon Herr von Kleinaſien ſey, bedürfe er weiter keiner Seemacht, ſondern er könne die perſiſche Flotte dadurch vernichten, daß er alle Küſtenſtädte beſetze, ſo daß ſie nirgends weder Schiffsvolk noch Lebensmittel einnehmen könne.

Von Milet wandte ſich der König nach Karien, weil er Nachricht erhalten hatte, daß ſich bei Halikarnaſſus eine nicht geringe Macht von Perſern und Miethtruppen geſammelt hatte. Alle Städte auf dem Wege nahm er ohne einen Schwertſtreich in Beſitz; vor Halikarnaſſus ſelbſt aber bezog er ein Lager, da er auf eine langwierige Belagerung ſich gefaßt hielt. Denn die Stadt war durch ihre natürliche Lage ſchon ſehr ſtark, und Memnon, welchen Darius jetzt zum Oberbefehlshaber von ganz Vorderaſien und über die Seemacht ernannt, hatte ſie noch ſehr befeſtigt und mit allen Vertheidigungsmitteln verſehen, die Beſatzung war zahlreich, und die Stadt konnte von den Dreiruderern im Hafen unterſtützt werden. Alexander ſuchte ſich zuerſt der benachbarten Stadt Myndus zu bemächtigen, durch Verrath und durch Gewalt der Waffen, mußte aber wieder abziehen und betrieb jetzt eifrig die Belagerung von Halikarnaſſus. Der große Graben vor der Stadt wurde ausgefüllt, bewegliche Thürme mit Schleudermaſchinen herangebracht und kleinere Ausfälle der Feinde zurückgeworfen. Das Sturmzeug richtete große Verwüſtungen an, und bei einem allgemeinen Ausfall erlitten die Perſer großen Verluſt, indem Viele von den Macedoniern niedergehauen, Viele von den Wurfmaſchinen zerſchmettert, Andere erdrückt, Viele zum Thore, das zu eilig geſchloſſen wurde, hinausgeſperrt wurden, und mit Andern eine überfüllte Brücke brach. Die perſiſchen Feldherrn, Memnon und Orontobates, erkannten, daß ſie die Belagerung nicht mehr lange aushalten konnten. Daher ließen ſie einen hölzernen Thurm, den ſie gegen die feindlichen Maſchinen aufgeſtellt hatten, die bedeckten Gänge, worin ihre Geſchoſſe lagen, und die der Mauer nahe ſtehenden Häuſer anzünden, wobei jedoch auch noch andere von den Flammen ergriffen und verzehrt wurden. Sie ſelbſt zogen ſich mit der Beſatzung theils auf die Inſel Arkonneſus, zum Theil auf die Burg, Salmacis genannt, zurück. Alexander rückte, obgleich es Mitternacht war, ſogleich mit ſeinen Macedoniern aus; die Brandſtifter wurden niedergehauen, alle Halikarnaſſier aber, die man in ihren Häuſern traf, geſchont. Am Morgen beſichtigte er die beiden feſten Plätze, wohin die Feinde ſich geflüchtet, und überzeugte ſich, daß ihre Belagerung zu viel Zeit erfordern, daß dieſelben ihm aber auch nicht viel ſchaden würden. Die Stadt, welche den großen Geſchichtſchreiber Herodot ihren Sohn nannte, wurde dem Boden gleich gemacht, und dann brach das Heer nach Großphrygien auf. Die Statthalterſchaft von Karien übertrug er Ada, der Tochter des Hekatomnus und Wittwe des Hidrieus, ihres Bruders, der nach Kariſchem Brauche mit ihr vermählt, nach ſeinem Tode ihr die Regierung vermacht hatte. Sie war von Pixodarus verdrängt worden, hatte nur noch die Feſtung Alinda behauptet, und war Alexander, wie er Karien nahte, entgegengegangen, um ihm Alinda zu übergeben und ihn zu ihrem Sohn anzunehmen. Auch in Karien ließ er, wie überall, einen kleinen Heerhaufen zurück.

Da jetzt der Winter nahte, erlaubte Alexander vielen

Soldaten und Anführern ſeines Heeres, welche kurz vor dem Feldzuge ſich verheirathet hatten, den Winter in Macedonien bei ihren Frauen zuzubringen, und durch dieſe wohlwollende Aufmerkſamkeit hat er ſich mehr als durch irgend etwas bei den Macedoniern beliebt gemacht; denn durch Reichthümer und Ehren ſcheint immer der Herrſcher die Untergebenen zu belohnen und ihre ferneren Dienſte zu erkaufen, aber durch ſolches Errathen und Erfüllen ihrer Wünſche ſtellt er ſich ihnen als theilnehmender Freund und Vater dar. Dem Ptolemäus, Könus und Meleager, ihren Führern, die auch zu den Neuverheiratheten gehörten, trug er auf, wenn ſie zurückkehrten, ſo viel Reiterei und Fußvolk als möglich im Lande zuſammenzubringen, und auch in den Peloponnes ſchickte er den Kleander, um neue Mannſchaft anzuwerben. Denn der Verluſt durch Schlachten und die Verminderung des Heeres durch Beſatzungen und einzelne abgeſendete Haufen mußte immer durch neue Soldaten erſetzt werden. Doch raſtete er in der ſpäten Jahreszeit noch nicht. Er ſchickte den Parmenio über Sardes nach Großphrygien, er ſelbſt aber zog über Lycien und Pamphylien, wo ſich ihm eine Menge großer und kleiner Städte unterwarfen. Schon war es ſtrenger Winter, als er in Milyas, einem Theile von Großphrygien, einrückte, wo Geſandte aus Phaſelis bei ihm eintrafen, ihm Freundſchaft anboten, und ihm eine goldene Krone aufſetzten. Ebenſo ſchickte ganz Nieder-Lycien Geſandte, ſich ihm zu unterwerfen, deren Städten er Befehlshaber aus ſeinen Anführern gab.

Während ſeines Aufenthalts in Phaſelis, von wo aus er eine Bergfeſte der Piſidier, eines räuberiſchen Bergvolkes, zerſtörte, welche den Phaſeliern vielen Schaden that, erhielt Alexander die Nachricht, daß der Lynceſtier Alexander, des Aeropus Sohn, auf Verrath ſinne. Dieſer Mann war ein Bruder von Heromenes und Arrhabäus, welche als Mitſchuldige der Ermordung des Philippus hingerichtet worden waren, und ſelbſt auch nicht frei von Schuld, war aber von Alexander begnadigt worden, weil er als der Erſte nach Philippus Tod ſich bei ihm eingefunden, ihn als König begrüßt, und ihn mit angelegtem Harniſch in die Königsburg begleitet hatte. Er war dann von Alexander immer geehrt und ſogar zum Anführer der theſſaliſchen Reiterei ernannt worden. Vermuthlich hatte er nie aufgehört, dem Alexander zu grollen und mit deſſen Feind Darius zu unterhandeln. Alexanders Mutter Olympias hatte in einem Briefe ihren Sohn vor ihm gewarnt, und nun wurde von Parmenio ein Perſer Aſiſines, ein Vertrauter des Darius aufgefangen, welcher vorgeblich dem perſiſchen Statthalter von Phrygien, Atizyes, Befehle überbringen ſollte, aber dem Parmenio geſtand, daß er eigentlich den Lynceſtier Alexander ſuchen ſolle, um ihm zu verſprechen, er ſolle König von Macedonien werden, und noch tauſend Goldtalente *) erhalten, wenn er den Alexander aus dem Wege räume. Dieſen Mann ſchickte Parmenio dem König, welcher von ihm daſſelbe erfuhr, und dann ſeine Freunde zu ſich rief und ſich mit ihnen berieth, was zu thun ſey. Dieſe waren der Meinung, es ſey früher ſchon nicht wohl gethan geweſen, einem ſo unzuverläſſigen Manne den Kern der Reiterei anzuvertrauen, und jetzt ſey es um ſo nöthiger, ihn alsbald unſchädlich zu machen, ehe er die Theſſalier gewinne und in ſeine Verrätherei verwickle. Sie wurden auch noch durch ein beſonderes göttliches Zeichen geängſtigt. Während der Belagerung von Halikarnaß nämlich,

---

*) Das Goldtalent iſt etwa das Zehnfache des Silbertalents. Den Werth von dieſem berechnen Einige auf etwa 1600 Thaler oder 2400 Gulden, Andere niedriger.

als Alexander ſich eines Mittags zur Ruhe niedergelegt, ſoll eine Schwalbe mit großem Gezwitſcher über ſeinem Haupte hin und her geflogen ſeyn, und ſich bald da bald dort auf ſeinem Lager niedergeſetzt haben, weit lautere Töne von ſich gebend, als es ſonſt die Art dieſes Vogels iſt. Alexander, der vor Müdigkeit ſich des Schlafes nicht zu erwehren vermochte, und doch durch das Gezwitſcher beläſtigt, habe die Schwalbe ſanft mit der Hand weggeſcheucht; aber ſie, ſtatt ſich verjagen zu laſſen, habe ſich vielmehr auf Alexanders Haupt geſetzt, und nicht abgelaſſen, als bis er völlig wach geweſen. Ariſtander, der Zeichendeuter aus Telmiſſus, erklärte: dieß deute auf Verrätherei von einem ſeiner Freunde, aber zugleich auch, daß ſie an den Tag kommen werde; denn die Schwalbe ſey ein dem Menſchen heimiſcher und befreundeter Vogel, und geſchwätziger als alle andern Vögel. Auf dieß ſchickte er an Parmenio einen Vertrauten, dem er aber nur mündlich ſeine Aufträge gab, in die Tracht des Landes gekleidet, um unterwegs nicht erkannt zu werden, und gab ihm einige des Landes kundige Männer als Wegweiſer mit. Auf dieſe Botſchaft hin ließ Parmenio den Alexander feſtnehmen; aber erſt drei Jahre ſpäter wurde das Urtheil über ihn geſprochen.

In Lycien, unweit der Stadt Xanthus iſt eine Quelle; dieſe kam damals, wie man erzählt, ohne daß man eine Urſache erkannte, in eine heftige Bewegung, ſtrömte über, und trieb aus der Tiefe eine eherne Tafel hervor, auf welcher in uralten Schriftzeichen eingegraben ſtand: durch die Griechen ſolle der Herrſchaft der Perſer ein Ende gemacht werden. Dieß ſtärkte noch mehr den Muth Alexanders und ſeiner Macedonier. Er brach von Phaſelis nach Pamphylien und Cilicien auf, ſchickte einen Theil ſeines Heeres durch das Gebirg

Taurus, auf einem ſchwer gangbaren Wege, den er durch ſeine Thracier hatte herſtellen laſſen, er ſelbſt aber zog längs dem Meere an der Küſte hin, wahrſcheinlich mit dem ſchweren Fußvolk und den Reitern. Hier läßt der Berg Klimax zwiſchen ſich und dem Meere einen ſchmalen Engpaß, welcher bei herrſchendem Südwind vom Meere ganz unter Waſſer geſetzt wird, beim Nordwind aber ganz trocken iſt. Damals ſchlug nun ein heftiger Südwind plötzlich in Nordweſtwind um, ſo daß er durch den Engpaß glücklich, obgleich nicht trockenen Fußes hindurchzog, denn das Heer mußte einen Tag lang bis an die Mitte des Leibes durch das Waſſer waten. Nachdem er die feſte Stadt Aſpendus, die ihm hundert Talente und viele Pferde liefern mußte, und Side gewonnen, wandte er ſich landeinwärts nach Perge zurück und rückte gegen die Stadt Telmiſſus vor. Dieſe, von Barbaren Piſidiſchen Stammes bewohnt, lag auf einer ſteilen, auf allen Seiten ſchroff abgeſchnittenen Höhe, und der Weg neben der Stadt hin war ſehr gefährlich, denn er lief zwiſchen zwei ſehr ſteilen Bergen hin, welche gleichſam ſein Thor bilden, und eine geringe Schaar, die die Berge beſetzte, konnte den Durchzug einem ganzen Heere verwehren. Damals hatte ſich ganz Telmiſſus aufgemacht und die Berge beſetzt. Um ſie zu täuſchen, ließ Alexander ſein Heer ein Lager ſchlagen, als dächte er nicht ſchnell vorzurücken, und als nun die meiſten Telmiſſier ſich wieder in die Stadt begaben, griff er die wenigen Zurückgebliebenen nachdrücklich an und zwang ſie zum Rückzug. Er zog nun durch den Engpaß und lagerte ſich vor der Stadt. Geſandte von Selga, einer großen Stadt deſſelben barbariſchen und kriegeriſchen Volkes, Feinde der Telmiſſier, kamen hier zu ihm mit Freundſchaftsanträgen. Sie wurden angenommen und leiſteten treue Dienſte. Telmiſſus aber konnte nicht ſchnell erobert werden; ſo rückten die Macedonier gegen Salagaſſus, auch eine ſtarke Stadt der ſtreitbaren Piſidier. Dieſe hatten die Anhöhe vor der Stadt, eine ſehr feſte Stellung, beſetzt, wurden aber, als Leichtbewaffnete, ſo tapfer ſie fochten, von den ſchwerbewaffneten Macedoniern zurückgeworfen und ihre Stadt erſtürmt. Noch viele Bergſchlöſſer der Piſidier gewann Alexander theils mit Sturm, theils durch Vertrag. Dann zog er nach Großphrygien, in der Mitte Kleinaſiens gelegen, nachdem er die Küſtenländer ſich unterworfen oder befreundet hatte. Die Stadt Celänä erbot ſich, wenn binnen ſechzig Tagen kein Entſatz komme, ſich ihm zu ergeben, was Alexander annahm, weil die Belagerung der faſt unangreifbaren Feſte ſchwierig geweſen wäre, und nachdem er zehn Tage hier verweilt, eine Schaar zur Beobachtung zurückgelaſſen, und den Antigonus, Philippus Sohn, zum Statthalter von Phrygien ernannt hatte, zog er nach Gordium. In dieſer Stadt in Kleinphrygien, am Fluße Sangarius gelegen, der in das ſchwarze Meer fließt, welche die Reſidenz des alten Königs Midas geweſen ſeyn ſoll, wollte er ſeine Truppen zu einem neuen Feldzuge zuſammen ziehen. Dort traf eine Geſandtſchaft der Athener bei ihm ein, mit der Bitte, ihre Landsleute, welche in der Schlacht am Granikus gefangen und nach Macedonien zu Arbeiten abgeführt worden waren, in Freiheit zu ſetzen. Aber es ſchien Alexander gefährlich, ſo lange der Krieg mit den Perſern fortdaure, den Griechen, welche mit den Barbaren gegen Griechenland gefochten hatten, Nachſicht und Gunſt zu erzeigen, und er wollte die Gefangenen gleichſam als Bürgen und Geiſeln behalten. Er gab ihnen daher die Antwort, wenn die gegenwärtige Unternehmung glücklich beendigt ſey, möge wieder eine neue Geſandtſchaft wegen dieſer Sache kommen. Damit war der erſte

Feldzug beendigt. Ein großer Theil des ſchönen, fruchtbaren Kleinaſiens, viele große, reiche und ſtarke Städte waren gewonnen, ein ſehr tüchtiges Heer der Perſer vernichtet, und der Schrecken des macedoniſchen Namens weit verbreitet; durch die Befreiung ſo vieler griechiſcher Staaten war ſein Name hoch verherrlicht worden; aber daß es großentheils urſprünglich griechiſche Staaten waren, erleichterte ihm auch die Zerſtörung der perſiſchen Herrſchaft, und erlaubte ihm nicht, ſich und ſein Heer durch große Beute und auferlegten Tribut zu bereichern.

9.

Alexander ſetzt ſeine Züge fort, erkrankt und wird wieder geheilt.

Nach Gordium hatte Alexander den Parmenio von Lydien mit ſeinen Soldaten, die nach Macedonien Beurlaubten und die friſchen Krieger aus Griechenland, gegen viertauſend an der Zahl, beſchieden. Ehe er mit ſeiner Streitmacht im nächſten Frühjahre aufbrach, ging er auf die Burg, wo der Palaſt des Gordius und ſeines Sohnes Midas ſich befand, um daſelbſt den Wagen des Gordius zu ſehen, an welchem das Joch mit Baſt vom Kornelkirſchenbaum zuſammengebunden war. Eine von den Barbaren geglaubte Sage war, daß demjenigen, welcher den Knoten an dieſem Wagen löſen würde, die Herrſchaft über Aſien zufallen werde. Als Alexander an dem Bunde weder Anfang noch Ende ſah, und nicht wußte wie er ihn löſen ſollte, ihn aber auch nicht ungelöst laſſen wollte, weil er fürchtete, die Menge werde dann den Glauben an ſein Glück verlieren, ſoll er, wie die Einen behaupteten, den Knoten mit dem Schwerte zerhauen und ihn für gelöst erklärt haben. Eine andere Nachricht aber ſagt, er habe den Deichſelnagel, einen hölzernen Pflock, welcher durch die Deichſel geſteckt war, und den Bund zuſammenhielt, herausgezogen, und dann das Joch von der Deichſel weggenommen. Gewiß aber hatten er und ſeine Begleiter, als ſie den Wagen verließen, den feſten Glauben, daß der Orakelſpruch von ihm erfüllt ſey. Der Himmel gab in derſelben Nacht durch Donner und Blitz ſeine Zuſtimmung zu erkennen; und auf dieß opferte Alexander am folgenden Tage den Göttern, die ihm die Löſung des Bundes eingegeben.

Indeſſen hatte Memnon, der beſte perſiſche Feldherr, ſich von Halikarnaß auf die perſiſche Flotte begeben und den Plan gefaßt, den Krieg nach Macedonien und Griechenland hinüber zu ſpielen, wodurch Alexander zum Rückzug gezwungen worden wäre. Er gewann die Inſel Chios durch Verrath, dann die meiſten Städte von Lesbos, und belagerte die wichtigſte derſelben, Mitylene. Auch erfuhr Alexander, daß er mit dreihundert Dreiruderern und einem Landheere Macedonien angreifen wolle, die Griechen aber größtentheils zum Abfall bereit ſeyen. Während der Belagerung jedoch ſtarb er, und ſein Tod war für die Sache der Perſer der härteſte Verluſt. Sein Neffe Pharnabazus ſetzte die Belagerung fort und gewann die Stadt durch einen Vertrag, den aber die Perſer nach der Uebergabe verletzten. Pharnabazus, der zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt worden war, aber ſeine griechiſchen Söldner nach Syrien hatte bringen müſſen, das Landheer der Perſer zu verſtärken, ſteuerte nach Tenedos, das ſich ihm unterwerfen mußte. Der Macedonier Proteas aber überfiel mit fünfzehn Schiffen den Perſer Datames, welcher mit zehn Schiffen nach den Cykladen geſchickt worden war, bei Siphnus des Nachts, und eroberte acht Schiffe. Jetzt gab auch Alexander Befehl, eine neue Flotte in Bereitſchaft zu ſetzen, um den Helleſpont gegen die Flotte der Perſer zu behaupten.

Durch die Nachricht von dem Tode Memnons wurde Alexander in ſeinem Entſchluſſe, in die obern (innern) Provinzen Aſiens einzudringen, ſehr beſtärkt. Denn man hatte von ihm erwartet, daß er dem Alexander viel zu ſchaffen machen und ihm in ſeinen Unternehmungen tauſend Hinderniſſe in den Weg legen werde. Von dieſem Feinde befreit ſetzte er ſich mit ſeinem Heere in Bewegung (333 vor Chr.). In Ancyra traf eine Geſandtſchaft der Paphlagonier bei ihm ein, welche die Unterwerfung dieſes Volkes anbot, jedoch mit der Bitte, nicht mit Heeresmacht in ihr Land zu kommen; er ſetzte ihnen den Statthalter von Großphrygien, Kalas, vor. Dann rückte er nach Kappadocien, und unterwarf ſich das ganze Land innerhalb des Fluſſes Halys, und noch eine große Strecke jenſeits deſſelben. Jetzt ſtand er vor dem großen Taurusgebirge, welches Vorderaſien von dem übrigen Aſien ſcheidet, und vor den Päſſen von Cilicien, die mit ſtarken Truppenſchaaren beſetzt waren. Bei Nacht rückte er mit den leichten Truppen an, um die Wachen zu überraſchen. Zwar blieb ſeine Annäherung nicht unbemerkt; aber als die Cilicier hörten, daß er ſelbſt nahe, verließen ſie ihre Poſten und liefen davon; und mit Tagesanbruch ging das ganze Heer durch die Päſſe, und rückte in Cilicien ein. Nie ſoll Alexander ſo wie damals über ſein Glück erfreut und erſtaunt geweſen ſeyn, denn er ſah ein, daß man ihm bloß durch Herabwälzen von Felſenſtücken den Paß hätte ſperren können. Der Satrape Arſames war früher entſchloſſen geweſen, die Stadt Tarſus den Perſern zu erhalten, aber als er hörte, daß Alexander ſchon durch die Päſſe gedrungen ſey, gedachte er ſie zu verlaſſen, und zwar fürchteten die Tarſier, er werde die Stadt vor ſeinem Abzug plündern und anzünden, theils um ſich zu bereichern, theils um dem Feinde die Beute zu entziehen; denn der Satrape hatte, den frühern Rath Memnons jetzt zu ſpät in Anwendung bringend, Alles in Cilicien mit

Feuer und Schwert verheert, um dem Feinde nur eine Wüſte zurückzulaſſen. Deßwegen luden ſie Alexander zum ſchnellen Anmarſch ein, und er rückte ſo raſch auf die Stadt los, daß Arſames eilig abzog, ohne ihr den geringſten Schaden zuzufügen. In der Stadt Tarſus aber erkrankte Alexander gefährlich, entweder in Folge der ausgeſtandenen Anſtrengungen und Mühſeligkeiten, oder weil er, noch ganz erhitzt, ſich in dem, jene Stadt durchfließenden Cydnus gebadet, welcher, im Taurusgebirge entſpringend, einen ſehr reinen Grund und ſehr kaltes, helles Waſſer hat. Der König wurde von Krämpfen, gewaltiger Hitze und anhaltender Schlafloſigkeit befallen. Keiner der Aerzte getraute ſich die Heilung zu übernehmen; überzeugt, daß die Gefahr jedes Heilmittel überſteige, fürchteten ſie im Falle eines ſchlimmen Ausgangs die Vorwürfe und Beſchuldigungen der Macedonier. Endlich entſchloß ſich der Akarnanier Philippus, theils im Vertrauen auf ſeine Freundſchaft, theils weil er ſich's zur Schande rechnete, wenn er nicht mit ſeinem Könige die Gefahr theilen und ſelbſt mit Daranſetzung ſeines Lebens das Aeußerſte verſuchen wollte, für ihn ein Arzneimittel zu bereiten, und beredete ihn, es ohne Bedenken zu nehmen, wenn ihm daran gelegen ſey, zur Fortſetzung des Krieges bald wieder zu Kräften zu kommen. Inzwiſchen ſchickte Parmenio dem König aus dem Lager einen Brief und warnte ihn, dem Philippus ja nicht zu trauen, weil er von Darius durch große Schätze und das Verſprechen einer Vermählung mit ſeiner Tochter beſtochen ſey, Alexander aus dem Wege zu räumen. Alexander legte den Brief, nachdem er ihn geleſen hatte, unter ſein Hauptpolſter, ohne ihn einem ſeiner Freunde zu zeigen. Als Philippus eintrat und die Arznei in einem Becher brachte, gab ihm Alexander den Brief zu leſen, nahm aber den Becher aus ſeinen Händen und trank ihn, während jener las, aus. Dann ſahen Beide einander an, Alexander gab durch eine heitere, zuverſichtliche Miene dem Philippus ſein volles Vertrauen und ſeine Huld zu erkennen, dieſer aber entſetzte ſich über die ihm gemachte Beſchuldigung, rief, die Hände gen Himmel erhoben, die Götter zu Zeugen ſeiner Unſchuld an, legte ſich über das Lager des Königs und beſchwor ihn, getroſt zu ſeyn, und ſich ganz auf ihn zu verlaſſen. Die Arznei wirkte anfänglich mit großer Heftigkeit auf den Körper, ſo daß der Kranke Bewußtſeyn und Sprache verlor und nur ſehr ſchwache und geringe Zeichen des Lebens von ſich gab. Bald aber zeigten ſich wohlthätige Wirkungen, der König wurde wieder hergeſtellt, und erſchien, ſobald es ihm ſeine Kräfte erlaubten, wieder unter den Maceedoniern, welche nicht eher von ihrer Muthloſigkeit ſich erholten, als bis ſie den Alexander ſelbſt geſehen hatten.

Der Verzug, welchen dieſe Krankheit des Königs auf ſeinem Marſche veranlaßte, machte den König Darius, der die Urſache nicht wußte, glauben, Alexander ſcheue ſich, weiter vorzurücken. Der Perſerkönig hatte, als er Memnons Tod erfahren, ſeine Vertrauten zuſammen berufen und ihnen die Frage vorgelegt, ob man Feldherrn mit einem Heere an die Küſte abſenden, oder ob er ſelbſt mit geſammter Macht, mit dem Aufgebote des Reiches, zum Kampfe mit den Macedoniern ausziehen ſolle. Einige erklärten, der König müſſe ſelbſt ins Feld ziehen, dann werden die Truppen der Perſer unter ſeinen Augen deſto muthiger fechten. Charidemus aber der Athener, ein tapferer Mann und erprobter Feldherr, rieth dem Darius, nicht voreilig in ſeiner Perſon das Heil des ganzen Reiches aufs Spiel zu ſetzen, ſondern, während er ſelbſt die Zügel der Regierung in Aſien in Händen behalte, einen bewährten Feldherrn mit einem Heere von nur hunderttauſend Mann, zum dritten Theil aus griechiſchen Söldnern beſtehend, den Macedoniern entgegen zu ſchicken. Er verſicherte, die glückliche Ausführung dieſes Planes auf ſich nehmen zu wollen. Anfangs war der König mit dieſem Vorſchlag einverſtanden. Nachher aber widerſprachen die Perſer ſehr eifrig und verdächtigten den Charidemus, als ſtrebe er nach dem Oberbefehl, um dann das Reich der Perſer an die Macedonier zu verrathen. Darüber gerieth Charidemus in Zorn, und der Würde des Königs und ſeiner eigenen Sicherheit vergeſſend, ſchalt er die Weichlichkeit und Feigheit der Perſer gegenüber der Tapferkeit der abgehärteten Griechen, und reizte dadurch den Darius, einen ſonſt milden und ſanften Mann, der aber als König die rauhe Stimme der Wahrheit zu hören und zu ertragen verlernt hatte, zum heftigſten Unwillen. Er berührte den Gürtel des Charidemus, wodurch dieſer nach perſiſcher Sitte den Dienern übergeben und ſeine Hinrichtung befohlen wurde. Als Charidemus zum Tode abgeführt wurde, rief er laut: bald werde dieß der König bereuen, denn ſein Rächer ſey nahe, welcher das Reich der Perſer umſtürzen werde. Solches weiſſagend wurde er von den Trabanten des Königs erwürgt, und Darius bereute zu ſpät, nachdem ſich ſein Zorn gelegt, daß er einen ſehr großen Fehler begangen und ſich ſelbſt eines Feldherrn beraubt hatte, welcher noch vielleicht das Reich hätte erhalten können. Aber es werden die Reiche und Völker ſchwer gerettet, welche keine eigene verſtändige und tapfere Männer mehr hervorbringen, und von Fremden ihre Rettung erwarten müſſen, welchen ſie mißtrauen, oder die ſie eiferſüchtig beneiden; und ebenſo iſt auch das Loos derjenigen unglücklich, welche, wie Charidemus, fremden Völkern und Fürſten gegen ihr Vaterland und ihre Landsleute beiflehen, weil ſie von den Fremden Neid und Undank, von ihren Mitbürgern Schande und Fluch ernten.

In ſeiner Reue über den Tod des Charidemus nahm ſich Darius deſſen letzte Worte um ſo mehr zu Herzen, und er wurde in ſeinen Träumen durch Geſichte beunruhigt; er ſah das Heer oder das Lager der Macedonier in hellem Lichtglanz aufleuchten; und dann ſah er den Alexander in der Tracht, welche er ſelbſt vor ſeiner Thronbeſteigung, als Vorſteher der reitenden Reichsboten getragen, zu Pferde nahen, aber plötzlich im Tempel des Belus zu Babylon verſchwinden. Die Traum- und Zeichendeuter jedoch gaben dieſen Geſichten eine für den Perſerkönig günſtige Auslegung, welche Darius begierig ergriff. Da er keinen tauglichen Oberfeldherrn fand, beſchloß er, ſich ſelbſt an die Spitze des Reichsaufgebots zu ſtellen; er berief die Truppen aus allen Theilen ſeines Reiches nach Babylon am Euphrat und zog dem Alexander entgegen. Der Auszug der Perſer wird alſo beſchrieben:

Nach altväterlichem Brauche der Perſer, erſt nach Aufgang der Sonne, welche ſie als Gottheit anbeten, aufzubrechen, wurde das Zeichen zum Marſch vom Zelte des Königs aus mit der Trompete gegeben, als es ſchon heller Tag war. Ueber dem Zelte ſchimmerte, von Kryſtall umſchloſſen, das Bild der Sonne, ſo daß es von Allen geſehen werden konnte. Die Ordnung des Zuges war folgende: auf ſilbernen Altären wurde das heilige, ewige Feuer vorangetragen und die ihm zunächſt folgenden Magier (die Sonnen- oder Feuerprieſter) ſangen den alten perſiſchen Hymnus. Ihnen folgten dreihundert und fünfundſechzig Jünglinge in purpurnen Gewändern, auf die Zahl der Tage des Sonnenjahres deutend. Weiße Pferde zogen dann einen dem Zeus (Ormuzd) geweihten Wagen, und dann kam ein außerordentlich großes Pferd, der Sonne geweiht; die Lenker der Pferde trugen goldne Stäbe und weiße Kleider. In kleinem Abſtand folgten zehn, reich mit getriebenem Gold und Silber geſchmückte Wagen. Darauf kam die Reiterei von zwölf Völkerſchaften, an Waffen und Sitten ſehr verſchieden, zunächſt die zehntauſend Unſterblichen der Perſer, mit goldnen Ketten, goldverbrämten Kleidern und reich mit Edelſteinen bedeckt. Dann die ſogenannten Verwandten des Königs, fünfzehntauſend an der Zahl, in faſt weibiſcher Pracht. Darauf zogen die Doryphoren (Schildträger), welche vom König ihre Mäntel empfingen, vor dem Wagen des Königs her, auf welchem man dieſen ſelbſt ragend ſtehen ſah. Beide Seiten des Wagens waren mit goldnen und ſilbernen Götterbildern geſchmückt; am Joch ſchimmerten große Edelſteine und zwei Fuß hohe goldne Bilder, das eine den Ninus, den Erbauer Babylons, das andere den Gott Belus darſtellend: zwiſchen beiden ſpannte ein goldner Adler die Schwingen wie zum Fluge aus. Alles aber übertraf die Pracht des Königs in Gewanden und Waffen: an dem goldenen, weibermäßigen Gürtel hing ein Säbel mit einer Scheide von Edelſteinen: auf dem Haupt trug er die Tiara (das Diadem), blau, weiß und purpurn. Dem Wagen folgten zehntauſend Lanzenträger: ihre Lanzen waren mit Silber eingelegt und an der Spitze mit Gold beſetzt. Dreißigtauſend Fußgänger kamen dann, und hierauf vierhundert Pferde des Königs. In der Entfernung einer Stadie kam auf einem Wagen die Mutter des Darius Siſygambis gefahren und auf einem zweiten ſeine erſte Gemahlin, Statira: die Frauen ihres Gefolges ritten neben ihnen. Dann folgten fünfzehn Wagen mit den Kindern des Königs, ihren Erziehern und Dienern. Dann die dreihundert und ſechzig Nebenweiber des Königs, auch alle prächtig geſchmückt, und dann ſechshundert Maulthiere und dreihundert Kameele mit den Schätzen des Königs. Dann folgten die Weider der Vornehmen und ein ungeheurer Schwarm von Marketendern und Troß, und endlich eine zahlloſe Menge von Leichtbewaffneten, unregelmäßiges Kriegsvolk. Am Euphrat hinauf bewegte ſich der rieſenhafte, ſchimmernde Zug; und wenn den Darius die Nachrichten von dem Einrücken Alexanders in Cilicien etwas beunruhigen konnten, ſo wurde er doch wieder dadurch, daß derſelbe nicht weiter vordrang, ermuthigt und zog ſo ſchnell als möglich heran.

10.

Alexander ſiegt bei Iſſus.

Sobald Alexander ſich beſſer fühlte, ſchickte er den Parmenio voraus, um ſich der Päſſe, welche Cilicien und Aſſyrien abgrenzen (der ſyriſchen Pforten) zu bemächtigen; er ſelbſt brach etwas ſpäter von Tarſus auf und erreichte am erſten Tage die Stadt Anchialus, welche von dem Aſſyrier Sardanapal erbaut ſeyn ſoll, von welchem ſich ein Grabmal nahe bei den Mauern der Stadt befand. Es hatte eine Inſchrift, welche beſagte: Sardanapal, des Anacyndarares Sohn, hat an Einem Tage Anchialus und Tarſus gegründet. Du aber, Fremdling, iß und trink und ſcherze; denn das Uebrige, was Menſchen haben, iſt nicht ſo viel werth!“ und die letzten Worte deuteten auf die Bewegung, welche die Statue des ſchwelgeriſchen Sardanapalus, auf dem Grabmal aufgeſtellt, machte; dieſe ſchlug nämlich mit den Händen ein Schnippchen. Dann ging Alexander nach Soli und unterwarf in ſieben Tagen einen großen Theil der Cilicier im Gebirgslande. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er die erfreuliche Botſchaft, daß ſeine zurückgelaſſenen Feldherrn Ptolemäus und Aſander den Perſer Orontobates, welcher die Burg von Halikarnaß und noch mehrere Städte in ſeiner Gewalt gehabt, in einer bedeutenden Schlacht beſiegt und mehrere Städte gewonnen hätten. Alexander brachte in Soli dem Aeskulap (für ſeine Geneſung) ein Opfer dar, hielt mit dem ganzen Heere einen großen Aufzug, veranſtaltete ein Fackelrennen, ordnete Wettkämpfe in Leibesübungen und in Muſenkünſten an, und kehrte nach Tarſus zurück, nachdem er den Soliern, welche auch urſprünglich Griechen waren, eine volksthümliche Verfaſſung gegeben. Die Reiterei entſandte er durch die aleiſche Ebene an den Fluß Pyramus; er ſelbſt wandte ſich mit dem Fußvolk und der Leibſchaar der Reiter nach Magarſus, wo er der magarſiſchen Minerva ein Opfer brachte. Von hier ging er nach Mallus, opferte dem Helden Amphilochus, dem Sohne des Sehers Amphiaraus, ſtellte in der Stadt, welche von Parteien bewegt war, die Ruhe her, und erließ ihr die ſeither an den König Darius entrichteten Abgaben, weil ſie eine argiviſche Anſiedlung war, und er ſelbſt einen Werth darauf legte, von den argiviſchen Herakliden abzuſtammen. So gewann er durch verſchiedene Mittel, durch Milde und Großmuth und Freundlichkeit eben ſo oft die Herzen, wie er ſich durch Gewalt der Waffen die Mauern und Leiber unterwarf.

Während der König der Macedonier in Mallus war, vernahm er, daß Darius mit ſeiner ganzen Macht ein Lager bezogen habe in Sochi, einem Orte in Aſſyrien, von den Aſſyriſchen Päſſen höchſtens zwei Tagereiſen entfernt. Er verſammelte auf dieſe Botſchaft hin ſeine Vertrauten und theilte ihnen die Nachrichten mit. Dieſe riethen ihm, augenblicklich den Perſern entgegenzuziehen; aber er entließ vor der Hand die Verſammlung mit den gebührenden Lobſprüchen wegen ihres entſchloſſenen Muthes und ſetzte ſich erſt am folgenden Tage in Bewegung, den Darius aufzuſuchen. Am zweiten Tage ging er durch die Päſſe und lagerte ſich bei der Stadt Myriandrus, wo er durch einfallende ſchlimme Witterung, Regen und heftigen Sturmwind im Lager zurückgehalten wurde.

Wirklich war Darius mittlerweile, nachdem er ſeine meiſten Schätze, den überflüſſigen Troß und Heergeräthe nach Damaskus in Syrien geſchickt hatte, auf ein nach allen Seiten offenes Feld, bei Sochi, vorgerückt, welches für die Größe ſeines Heeres geeignet und für den Gebrauch ſeiner zahlreichen Reiterei ſehr vortheilhaft war, und der zu ihm geflüchtete Macedonier Amyntas rieth ihm, dieſe günſtige Gegend doch ja nicht zu verlaſſen. Aber der lange Aufenthalt Alexanders in Tarſus und überhaupt in Cilicien, das ſich jener ſicher unterwerfen wollte, machte ihn irre und ließ ihn glauben: Alexander wolle nicht weiter vorrücken und ſey eingeſchüchtert durch ſeine Annäherung. Dieſer Wahn, der ſeiner Eitelkeit und ſeinen Hoffnungen ſchmeichelte, wurde noch geſteigert durch jene ſtets gefälligen Menſchen, welche die Könige zu ihrem eignen Unglück immer um ſich haben und haben werden, und die ihn beredeten: blos mit ſeiner Reiterei werde er das Heer der Macedonier zertreten. Darius wollte daher den Alexander aufſuchen, damit er ihm nicht entkomme. Amyntas blieb ſtandhaft bei ſeiner Behauptung: Alexander komme gewiß, wenn er erfahre, daß Darius da ſey, und bei ſeinem Rath, in dieſer großen Ebene zu bleiben, aber der ſchlimmere Rath ſiegte über den ſeinigen. Darius ging auf den ſogenannten amaniſchen Päſſen, höher als die ſyriſchen gelegen, über das Gebirge und zog gegen Iſſus, am Meere gelegen, hinab, ſo daß er, ohne es zu wiſſen, Alexandern im Rücken ſtand, da dieſer ſchon Iſſus verlaſſen hatte, und rückte an den Fluß Pinarus vor, im Glauben, Alexander fliehe mit ſeinem Heere vor ihm, ſey von ſeiner Heimath abgeſchnitten und ſein Untergang gewiß. Als Alexander die ihm zuerſt unglaubliche Nachricht hörte, ſchickte er einige ſeiner Vertrauten zu Schiffe nach Iſſus, welche bei den vielen Buchten, welche das Meer dort bildet, leicht beobachten konnten, daß die Perſer daſelbſt gelagert waren, denn es brannten in der Nacht auf der Ebene zahlloſe Feuer, ſo daß ſie ganz in Flammen zu ſtehen ſchien, und dann dem Könige meldeten, daß Darius in ſeinen Händen ſey.

Einen günſtigeren Kampfplatz hätte ſich der König der Macedonier nicht wünſchen können, denn in der engen, eingeſchloſſenen Gegend nützte den Perſern ihre ungeheure Ueberzahl und beſonders ihre zahlreiche Reiterei wenig, während die überlegene Kraft und Waffenfertigkeit der Griechen ihnen den Vortheil verſchaffte. Die Größe der ſo nahe bevorſtehenden Entſcheidung erfüllte zwar auch ſein Gemüth mit ernſten und bangen Gedanken, da er nicht wußte, ob nicht das Glück, welches ihn bisher ſo ſehr begünſtigt hatte, ſich jetzt gegen ihn wenden würde; aber er dachte, wenn auch der Sieg nicht gewiß ſey, ſo werde doch der Tod höchſt rühmlich und ehrenvoll ſeyn, und ſo berief er die Oberanführer und Anführer zuſammen und ſprach ihnen Muth ein; denn das Heer ſcheint etwas beſtürzt darüber geweſen zu ſeyn, daß Darius ihnen im Rücken ſtand und ſie abgeſchnitten hatte. Er erinnerte ſie an die rühmlich beſtandenen frühern Kämpfe, und daß ſie, die Sieger, es mit Beſiegten zu thun haben werden. Einen beſſern Anführer als ihn, den König, haben ſie über ſich an dem Gotte, welcher dem Darius in den Sinn gegeben, ſeine Heeresmacht aus der offenen Gegend in das eingeſchloſſene Feld hineinzuzwängen, wo die Griechen zwar Raum genug finden würden, um ihre Heerſtellung zu entwickeln, den Feinden aber ihre Uebermacht nutzlos ſeyn werde, die ſich doch ſonſt mit ihnen in keiner Weiſe meſſen können. Macedonier, längſt an die Anſtrengungen des Krieges und das Gewühl der Schlachten gewöhnt, werden mit

Perſern und Medern, mit verwöhnten Weichlingen, freie Männer werden mit Sklaven zu kämpfen haben. Die Griechen auf der Seite des Darius fechten für Lohn, und zwar für geringen, die auf Alexanders Seite aber für ihr Vaterland aus freiem Willen, auch ſtänden ja gerade die ſtreitbarſten Völker Griechenlands den zärtlichſten und weichlichſten aſiatiſchen Griechen gegenüber. Dann zeigte er ihnen den Preis des Kampfes. Nicht die Satrapen des Darius würden ſie jetzt beſiegen, nicht die am Granikus aufgeſtellte Reiterei und die fremden Söldner, ſondern was unter Perſern und Medern irgend von Bedeutung ſey, und alle andern den Perſern und Medern unterworfenen Völkerſchaften Aſiens, ja den großen König ſelbſt, der in Perſon zugegen ſey; und nach dieſem Kampf bleibe ihnen nichts weiter zu thun übrig, als von ganz Aſien Beſitz zu nehmen und den vielen Mühſalen ein Ziel zu ſetzen. Außerdem aber erinnerte er auch noch mit lobenden Worten jeden Einzelnen an das, was er bei dieſer oder jener Unternehmung Rühmliches gethan hatte, und befeuerte ſie auf jede Weiſe, ſo daß ſie Einer um den Andern des Königs Hand ergriffen und ſogleich gegen den Feind geführt zu werden verlangten.

Alexander aber gab vor der Hand Befehl, daß das Heer ſich mit Speiſe ſtärken ſolle, und ſandte nur einige Reiter und Bogenſchützen nach den Päſſen voraus, um den Weg auszukundſchaften, auf welchem er hergekommen war. In der Nacht brach er mit dem ganzen Heer auf und verſicherte ſich der Päſſe, zündete den Schutzgöttern des Ortes ein Opfer aus vielen Fackeln an, ſtellte Vorpoſten aus, und ließ dann ſeine Soldaten ruhen. Mit Tagesanbruch rückte er von den Päſſen in die Ebene hinab und ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung.

Darius konnte in der engen Ebene nur einen Theil ſeiner Truppen zur Schlacht aufſtellen, aber dennoch waren diejenigen, welche er den Macedoniern gegenüberſtellte, ihnen an Zahl bei weitem überlegen, beſonders die großen Reiterſchwärme, welche auf ſeinem rechten Flügel gegen das Meer hin den linken Flügel der Macedonier unter Parmenio vor ſich hatten; und es waren lauter auserleſene Truppen, die beſten Reiter und griechiſche Miethſoldaten, welche der Phalanx gegenüberſtanden. Darius ſelbſt befand ſich in der Mitte der ganzen Linie, nach perſiſcher Sitte, auf ſeinem Schlachtwagen, umgeben von einer Reiterſchaar der edelſten Perſer. Hier gedachte Darius, geſchützt durch die ſteilen Ufer des Flüßchens Pinarus und durch Schanzen, die er hatte aufwerfen laſſen, die Angriffe der Macedonier abzuwarten und zurückzuweiſen, während ſeine trefflichen Reiterſchaaren rechts, am Meeresufer, die ſchwächern Macedonier angreifen und überflügeln ſollten. Alexander rückte mit ſeinem Heere langſam vor, damit ſeine Schlachtordnung nicht geſtört würde, und als er ſah, daß Darius ſich nicht gegen ihn bewegte, ſondern in ſeiner Stellung hinter dem Ufer des Fluſſes ſtehen blieb, ſah er dieß als ein Zeichen und Bekenntniß an, daß derſelbe ſich in ſeinem Sinne ſchon für überwunden anſehe. Wie ſich die Heere nahe waren, ritt Alexander noch überall herum und rief ſowohl die Oberanführer, als die Führer der einzelnen Schaaren, alle durch ihre Stellung oder durch tapfere Thaten Ausgezeichneten mit Namen auf, und ermahnte ſie, ſich als Männer zu zeigen. Von allen Seiten ſchrieen ihm ſeine Macedonier zu, nicht zu zaudern, ſondern in die Feinde einzubrechen. Die Macedonier erhoben, als die Trompeter das Zeichen zum Angriff gaben, lautjauchzend ein ungeheures Geſchrei; darauf antworteten die Perſer mit ihrem Schlachtruf, von dem das ganze benachbarte Gebirge widerhallte, und der noch gewaltiger ſcholl, als das erſte Geſchrei, da ja hier auf einmal die Stimmen von fünfmalhunderttauſend Mann ertönten. Noch immer aber ließ Alexander nur langſam vorrücken, bis ſie den Wurfgeſchoſſen der Perſer ausgeſetzt waren; da, um weniger davon zu leiden, und um die Perſer durch den raſchen, heftigen Andrang beſtürzt zu machen, warf er ſich mit ſeiner Begleitung in den Fluß und ſtürmte auf die Perſer ein. Er ſah ſich überall um und bemühte ſich, den Darius zu entdecken, und ſobald er ihn erblickt hatte, ſprengte er mit ſeinen Reitern auf den König los, denn ſein Wunſch war, perſönlich den Sieg zu entſcheiden; und in demſelben Augenblick begann die ganze übrige Reiterei den Angriff auf beiden Seiten und es entſtand ein großes Blutbad.

Als der Perſer Oxathres, ein Bruder des Darius, den Alexander unaufhaltſam gegen Darius anſtürmen ſah, eilte er mit ſeinen auserleſenen Reitern herbei, den Macedoniern entgegen. In der Hoffnung, ſich durch ſeine treue Bruderliebe einen berühmten Namen unter den Perſern zu machen, ſtellte er ſich als Vorkämpfer vor das Viergeſpann des Darius und ſtreckte Viele todt nieder. Da auch Alexanders Leute aufs tapferſte fochten, häufte ſich bald um den Wagen des Darius eine Menge von Leichen. Denn Alles ſtritt um die Perſon des Königs, und ſo kämpften ſie von beiden Seiten mit der wüthendſten Erbitterung, des Lebens nicht ſchonend. In dieſem Kampfe fielen mehrere der ausgezeichnetſten Anführer der Perſer, Aticyes und Rheomithres, und der Satrape von Aegypten, Sabaces, ſo wie auch manche Macedonier; Alexander ſelbſt erhielt eine Wunde an der Hüfte, da die Feinde ihn umringten. Die Jochpferde an dem Viergeſpann des Darius, welche vielfach verwundet und wegen der Menge der aufgehäuften Leichen ſcheu wurden, riſſen an den Zäumen, und führten beinahe den Darius ſelbſt den Feinden in die Hände. In der äußerſten Gefahr ergriff der König mit eigner Hand die

Zügel; denn es war ihm nicht mehr möglich, auf die Würde des Herrſchers und das bei den Perſern für den König geltende Geſetz Rückſicht zu nehmen. Als nun dem Könige von ſeinen Dienern ein anderes Viergeſpann gebracht wurde, entſtand beim Hinüberſteigen auf daſſelbe eine Verwirrung, ſo daß Darius in Schrecken und Angſt vor den andringenden Feinden gerieth. Sobald aber die Perſer die Beſtürzung des Königs wahrnahmen, ergriffen ſie die Flucht, ebenſo die Reiter hinter ihnen, und ſchnell wandten ſich alle um. Damit war das Schickſal der Schlacht entſchieden, nachdem der Sieg längere Zeit herüber und hinüber geſchwankt hatte, und namentlich am Geſtade des Meeres die macedoniſchen und theſſaliſchen Reiter von den perſiſchen beinahe überwältigt und überflügelt worden waren. Die Phalanx der Macedonier und das Fußvolk des Perſerkönigs hatten nur kurze Zeit gekämpft, denn da einmal die Reiterei geſchlagen war, ſo war ſchon gleichſam ein Vorſpiel der allgemeinen Niederlage gegeben, und bald wandten die Perſer alle den Rücken. Aber ſie wurden von den ihnen auf der Ferſe nachſetzenden Macedoniern niedergehauen, und die Hunderttauſende von Barbaren, welche an der Schlacht auf dem engen Raume keinen Antheil genommen hatten, verſperrten jetzt, ſelbſt fliehend, nur den flüchtigen Streitern den Weg. Der Verluſt des perſiſchen Heeres war ungeheuer; es ſollen hunderttauſend zu Fuß, zehntauſend Reiter gefallen ſeyn; ganze Schluchten des Gebirges waren von Leichen geſperrt, und hinter dieſen Wällen die Flucht der Entkommenen und des Königs geſichert. Darius ſelbſt hatte ſich, Schild, Mantel, Bogen, die Abzeichen der königlichen Würde, von ſich werfend, auf ein Pferd geſetzt, — eine Stute, wie man ſagt, welche ein Füllen im Stalle hatte und durch die Sehnſucht nach dieſem zu um ſo raſcherer Eile getrieben, den König vor den Verfolgern rettete. Die Macedonier aber behaupteten, nur gegen fünfhundert Todte verloren zu haben.

Alexander hatte ſelbſt dem Darius hitzig nachgeſetzt, ſo lange es Tag war, aber erſt, nachdem er alle Heerhaufen der Perſer geſchlagen und vom Fluſſe weggetrieben ſah, und ſo konnte er ihn nicht mehr einholen, und kehrte mit Einbruch der Nacht mit dem erbeuteten Wagen des Darius, mit deſſen Schild, Mantel und Bogen zurück. Bei ſeiner Ankunft erwarteten ihn ſeine Diener an dem Zelte des Darius, wo ſie die Bäder und die Tafeln bereitet, und Fackeln in großer Menge angezündet hatten, damit er, wenn er ſo das ganze Geräthe des Darius zu ſeinem Dienſte bereit fände, darin ein Vorzeichen der Herrſchaft über ganz Aſien erblicke. Das Lager des Darius nämlich war gleich im erſten Anlaufe mit einer ſehr großen Beute, namentlich mit 3000 Talenten an Geld, gewonnen worden, und die Macedonier waren beſchäftigt, die Reichthümer der Barbaren wegzuſchleppen. Alexander, ermüdet, beſtaubt und verwundet, zog ſogleich die Rüſtung aus, begab ſich in das Bad und ſagte: „Laßt uns gehen um den Schweiß der Schlacht in des Darius Bade abzuwaſchen.“ Einer ſeiner Freunde verſetzte: „Nicht ſo, ſondern in Alexanders Bade, denn die Güter der Ueberwundenen gehören dem Sieger und müſſen nach ihm genannt werden.“ Als er hier die vielerlei Badegefäße, die Eimer, Wannen und Salbenfläſchchen, die alle künſtlich aus Gold gemacht waren, erblickte, und dabei den köſtlichen Geruch von den ſeltenſten Gewürzen und Balſamen einſog, dann aber in das Zelt ſelbſt trat, welches durch ſeine Höhe und Größe, ſo wie durch die Pracht der Betten, Tiſche und des Tafelgeſchirres einen wunderbaren Anblick gewährte, ſah er ſeine Freunde an und rief: „Das alſo heißt wohl König ſeyn und herrſchen?“

Nach ſeinem Eintritt in das Zelt vernahm er, wie man erzählt, ein Wehklagen weiblicher Stimmen und andere ähnliche Töne. Auf ſeine Frage, was das für Weiber ſeyen und warum ſie ihr Zelt ſo in ſeiner Nähe haben, erfuhr er, es ſeyen die Mutter, die Gattin und die Kinder des Darius, welche erfahren hätten, daß ſich des Darius Bogen, Schild und Mantel in Alexanders Händen befänden, und daß ſie deßwegen den König als todt beweinten und wehklagten. Auf dieß ſchwieg Alexander lange ſtill, von ihrem Schickſal tief ergriffen, und dann ſchickte er den Leonnatus, einen ſeiner Leibwächter und Vertrauten, zu ihnen und ließ ihnen ſagen: Darius lebe, er habe aber Waffen und Mantel auf der Flucht im Wagen zurückgelaſſen und dieſe ſeyen in Alexanders Hände gefallen. Dieſer wolle auch den Frauen ihre königliche Hofhaltung und ſonſtige Auszeichnung, und ihren Namen als Königinnen nicht entziehen; denn nicht aus Feindſchaft führe er Krieg mit Darius, ſondern es handle ſich um die Herrſchaft Aſiens im ehrlichen Kampfe.

In dem eroberten Lager nämlich waren dieſe Frauen gefangen worden, und außer ihnen zwei erwachſene Töchter des Darius und ein unmündiger Sohn. Feindliche Bewaffnete drangen in ihr Zelt ein, welche ſie nicht kannten und ſich deßhalb ganz Unziemliches gegen ſie erlaubten. Auch die Frauen von andern vornehmen Perſern wurden theils fliehend, theils in ihren Zelten gefangen. Hier ſchleppte man die Unglücklichen an den Haaren herbei, dort riß man ihnen die Kleider und den Schmuck vom Leibe, und ſchlug ſie mit Lanzenſchäften. Die Frauen der Satrapen warfen ſich den Königinnen zu Füßen und flehten ſie um Hülfe an; aber dieſe waren ſo wenig im Stande, ſich ihrer anzunehmen, daß ſie vielmehr von ihnen begehrten, ſie möchten ihnen in ihrem Unglück Beiſtand leiſten; und auf's höchſte ſtieg ihr Jammer, als ſie hörten, daß Alexander von der Verfolgung zurück ſey und des Darius Rüſtung mitgebracht habe. Als aber der Held ihnen die beruhigende Botſchaft ſandte, prieſen ſie ihn wie einen Gott und ließen von ihrem Wehklagen ab.

Früh am folgenden Tage begab ſich Alexander, obgleich an der Hüfte verwundet, von ſeinem vertrauteſten Freunde Hephäſtio begleitet, zu den gefangenen Frauen. Da Beide gleich gekleidet, Hephäſtio aber größer und ſchöner war, ſo warf ſich Siſygambis vor dieſem nieder, in der Meinung, er ſey der König. Als die Umſtehenden winkten und mit der Hand auf Alexander deuteten, wollte Siſygambis, beſchämt über ihren Irrthum, ſich noch einmal vor Alexander niederwerfen. Dieſer aber beruhigte ſie und ſagte: „Sey unbeſorgt, Mutter, auch dieſer iſt Alexander;“ womit er zeigte, daß er ihn wie ſein zweites Ich, wie ſich ſelbſt liebe. So verhieß er den Frauen, von welchen er die Aeltere Mutter nannte, ſchon durch die freundlichſte Anrede die freundliche Behandlung, durch welche ihnen ihr Unglück vergütet oder gemildert werden ſollte. Er verſicherte Jene, er wolle ſie als ſeine zweite Mutter betrachten, und beſtätigte mit der That, was er mit Worten verſprochen hatte. Denn er ließ ſie in königlichen Schmuck ſich kleiden, übergab ihr den ganzen Hofhalt, den ſie von Darius empfangen, und fügte einen zweiten nicht geringern hinzu. Er verſprach für die Ausſtattung der Jungfrauen beſſer zu ſorgen, als Darius beabſichtigt hatte, den Knaben aber wie ſeinen eignen Sohn zu erziehen und ihm königliche Ehre zu ertheilen. Er rief ihn zu ſich, küßte ihn, und da er ſah, daß er furchtlos um ſich blickte und durchaus nicht erſchrocken war, ſagte er zu Hephäſtio und den Andern, der ſechsjährige Knabe, der für ſein Alter ſo viel Muth zeige, übertreffe ſeinen Vater weit. Auch für die Gattin des Darius und für ihre Würde, ſagte er, wolle er Sorge tragen, damit ſie keine ihrer früheren Hoheit ungeziemende Behandlung erfahre. Die Frauen brachen aus unverhoffter großer Freude über dieſen Edelmuth in Thränen aus. Alexander bekräftigte alles Geſagte durch einen Handſchlag, und er hielt Wort. Die ſchönſte und königlichſte Wohlthat, die er dieſen edeln und ſittſamen Frauen in ihrer Gefangenſchaft erwies, beſtand darin, daß ſie nichts Unwürdiges und Unſchickliches hörten, ja nicht einmal befürchten durften, ſondern mitten im feindlichen Lager, wie in einer heiligen verſchloſſenen Wohnung geweihter Jungfrauen, ganz in der Verborgenheit lebten, ohne von irgend Jemand geſehen zu werden.

Für die Verwundeten zeigte Alexander die größte Sorgfalt und beſuchte ſie am Tage nach der Schlacht; die Todten ließ er ſammeln und mit ſtattlichem Gepränge begraben, indem das ganze Heer in glänzendem Waffenſchmuck wie zur Schlacht ausrücken mußte. Alle die ſich im Treffen entweder unter ſeinen Augen, oder nach einſtimmigen Ausſagen zuverläſſiger Zeugen ausgezeichnet hatten, erhielten nicht blos ehrende Lobſprüche, ſondern wurden auch großentheils mit Geldgeſchenken belohnt. Den perſiſchen Frauen wurde geſtattet, von den Perſern begraben zu laſſen, welche ſie wollten. — Am Ufer des Fluſſes Pinarus errichtete Alexander drei Altäre, für den Zeus, die Athene und den Herkules, und brachte Opfer dar. Dann brach er nach Syrien auf und ſchickte den Parmenio mit einer kleinen Macht nach Damaskus, wo der Schatz des Darius zurückgelaſſen worden war. Der verrätheriſche Befehlshaber dieſer Stadt ſpielte ihn dem Parmenio in die Hände. Er ließ, da dieſer ſich näherte, den Schatz hinaustragen, als wolle er ihn flüchten, und viele tauſend Menſchen, Männer und Frauen, die Angehörigen der vornehmſten Familien, begleiteten ihn. Ueber dieſe wehrloſe, ihm in die Hände gelieferte Schaar fiel Parmenio her und nahm Alle mit ungeheurer Beute gefangen; der Raub war ſo groß, daß die Hände der Plünderer nicht ausreichten, ihn zuſammenzuraffen. Unter den Gefangenen waren drei Töchter des Königs Ochus, eine Wittwe deſſelben, die Tochter des Oxathres und die Gattin des Artabazus und die des Pharnabazus mit ihrem Sohn; die Gattin und der Sohn des Memnon, und mehrere Geſandte der Athener und Lacedämonier, welche mit dem Perſerkönig gegen Alexander Verabredungen treffen ſollten. Alexander ließ die ganze Beute nach Damaskus zurückbringen, mit Ausnahme der griechiſchen Geſandten, die er jedoch in der heitern Stimmung des Sieges ſehr gelind und großmüthig behandelte. Zwei Thebaner darunter entließ er ſogleich; den Athener Iphikrates behielt er aus Achtung für ſeinen Vater, den berühmten Feldherrn gleiches Namens, und um den Athenern einen Beweis ſeiner Nachſicht zu geben, bei ſich und erwies ihm viele Ehren; der Spartaner wurde als Gefangener zurückbehalten, weil Sparta gerade jetzt offenen Krieg gegen Macedonien erhoben hatte, aber ſpäter ebenfalls entlaſſen. Der Verräther von Damaskus aber wurde von einem ſeiner Mitſchuldigen getödtet und ſein Kopf dem Könige Darius überbracht.

Dieſer war die ganze Nacht hindurch nach der Schlacht bei Iſſus geflohen, hatte etwa viertauſend Mann um ſich geſammelt und dann ſich möglichſt beeilt, die Stadt Thapſakus am Euphrat zu erreichen, wo er hinüberſetzte, um recht bald dieſen Fluß zwiſchen ſich und Alexander zu haben. Mehrere ſeiner Feldherren, griechiſche Ueberläufer, warfen ſich mit ihren Truppen vom Schlachtfeld aus in die Berge und kamen nach

Tripolus in Phönicien, von wo ſie zu Schiffe nach Cypern flohen, andere aber, perſiſche Feldherrn, zogen ſich mit ihren noch geretteten Truppen und mit vielen Kappadociern und Paphlagoniern nach Lydien, wo ſie jedoch von den Macedoniern, welche Alexander unter Antigonus zurückgelaſſen, in drei Treffen geſchlagen wurden. Die Schlacht von Iſſus wurde ungefähr im November des Jahrs 333 vor Chriſtus geſchlagen, und anderthalb Jahre nach dem Beginn des Kriegszuges hatte Alexander ganz Vorderaſien unterworfen und das innere Aſien lag vor ihm offen da, ohne daß er ſo bald auf großen Widerſtand zu ſtoßen fürchten durfte.

11.

Alexander unterwirft ſich Phönicien.

Nach dem Siege, hatte Alexander ſeinen Soldaten geſagt, hätten ſie nichts mehr zu thun, als Aſien in Beſitz zu nehmen und die Mühſale des Kriegs würden ein Ende haben. Allerdings war das Thor Aſiens ihnen jetzt weit geöffnet, und ſie mochten tief ins Herz der inneren Länder, der Stammprovinzen Perſiens, vordringen, ohne auf ein feindliches Heer zu ſtoßen; aber die Früchte des Sieges fielen doch den Siegern noch nicht von ſelbſt in den Schooß; ſie mußten gepflückt und zum Theil noch mit heißer Anſtrengung herabgeſchüttelt werden. Indeſſen hatte doch der herrliche Sieg und die köſtliche Beute, — die von Damaskus hatte beſonders die theſſaliſchen Reiter bereichert, welchen Alexander dieſen Lohn ihrer außerordentlichen Tapferkeit zuwandte — die Gemüther der Soldaten mit friſcher Zuverſicht und Kriegsluſt erfüllt, und ihr König konnte ein neues günſtiges Zeichen darin erblicken, daß ihm die Familie, Zelt, Wagen und Rüſtung des Perſerkönigs in die Hände gefallen waren. Nicht geſättigt, ſondern nur noch mehr gereizt war die Luſt an Krieg und Eroberung in der Bruſt des jungen, vom Glücke begünſtigten Helden, durch ſeine Siege, und für jetzt theilten wahrſcheinlich noch ſeine Macedonier dieſe Geſinnungen und billigten den kühnen Stolz, mit welchem der Held ein Anerbieten zurückwies, welches ihn an Ländern und Schätzen bereichert und ſie in ihre Heimath zurückgeführt hätte. König Darius nämlich, hinter dem Euphrat in Sicherheit, aber tief betrübt und bekümmert über das Schickſal ſeiner gefangenen Verwandten, ſchickte Geſandte, Meniskus und Arſimas, an ihn mit einem Schreiben, und mit der dringenden mündlichen Bitte um Freilaſſung der Mutter, der Gattin und der Kinder des Königs. Er ſchrieb ihm: „Philippus ſey Freund und Bundesgenoſſe des Artaxerxes Ochus geweſen, und habe dann gegen deſſen Bruder und Nachfolger Arſes Feindſeligkeiten begonnen, ohne von den Perſern beleidigt worden zu ſeyn. Seit er ſelbſt König in Perſien geworden, habe Alexander keinen Geſandten an ihn geſchickt, um die frühere Freundſchaft zu befeſtigen, ſondern ſey ſogar mit Heeresmacht nach Aſien herübergekommen und habe den Perſern viel Uebles zugefügt. Deßwegen ſey er, Darius, zu Felde gezogen, um ſein Land zu vertheidigen und ſeine angeſtammte Herrſchaft zu wahren. Zwar habe die Schlacht ſich entſchieden, wie es einem der Götter gefallen; aber ſelbſt König, erbitte er ſich von einem Könige Gemahlin, Mutter und Kinder, die in ſeine Hände gerathen, zurück, und wolle Freundſchaft mit Alexander machen und ſein Bundesgenoſſe ſeyn. Auch wünſche er, daß Alexander mit ſeinen Abgeordneten Geſandte an ihn ſchicke, um die Unterpfänder der Treue von ihm in Empfang zu nehmen und von Seiten Alexanders ihm zu überliefern.“ — Vermuthlich hatten die Geſandten mündlich dem Alexander Anerbietungen zu machen für die Auslieferung der Gefangenen und die Bewilligung des Friedens, welche dem perſiſchen König an Alexander zu ſchreiben ſein Stolz verbot.

Darauf antwortete der König der Macedonier in einem Schreiben, und ließ in Geſellſchaft der Abgeordneten des

Darius den Therſippus abgehen mit dem ausdrücklichen Befehl, den Brief an den Darius ſelbſt abzugeben, mündlich aber keine Unterhandlungen mit ihm zu pflegen. Der Brief enthielt Folgendes: „Eure Vorfahren ſind nach Macedonien und in's übrige Griechenland gekommen, und haben uns Schaden gethan, ohne alle Veranlaſſung von unſerer Seite. Ich aber, zum Oberfeldherrn der Griechen beſtellt, und entſchloſſen, Rache zu nehmen an den Perſern, bin nach Aſien herübergekommen, weil ihr Anlaß gegeben habt. Denn ihr habt die Perinthier unterſtützt, die meinen Vater beleidigt hatten; und nach Thracien, wo wir zu gebieten hatten, hat Ochus ein Heer geſchickt. Mein Vater iſt unter den Händen von Meuchelmördern geſtorben, die eure Werkzeuge waren, wie ihr ſelbſt in euern Briefen vielfach geprahlt habt; den Arſes haſt du gemordet mit Hülfe des Bagoas, und dich des Thrones bemächtigt, widerrechtlich und nicht nach perſiſchen Geſetzen, vielmehr mit Verletzung perſiſcher Rechte; wegen meiner haſt du Briefe an die Griechen geſchickt und ſie zum Kriege gegen mich aufgefordert; haſt Gelder an die Lacedämonier, und einige andere Griechen abgehen laſſen, welche von allen übrigen Städten zurückgewieſen, von den Lacedämoniern aber angenommen worden ſind, und haſt endlich durch deine Sendlinge meine Freunde beſtechen, und den Frieden, den ich den Griechen gegeben habe, wieder zerreißen wollen. So bin ich denn gegen dich zu Felde gezogen, weil du die Feindſeligkeiten begonnen haſt. Sieger in der Schlacht, zuerſt gegen deine Heerführer und Satrapen, jetzt gegen dich und deine Heeresmacht, bin ich auch Herr des Landes, durch der Götter Gnade. Wer von denen, die unter deinen Fahnen mir gegenüber ſtanden, nicht im Kampfe geblieben iſt, ſondern ſich zu mir geflüchtet hat, der iſt wohl verſorgt. Keiner iſt ungern bei mir; aus freien Stücken ſind ſie Alle in meine Dienſte übergetreten. So nun von ganz Aſien Herr, erwarte ich deinen Beſuch. Wenn du jedoch fürchteſt, bei perſönlichem Erſcheinen Unannehmlichkeiten von meiner Seite zu erfahren, ſo ſende einige deiner Vertrauten, um die Unterpfänder meiner Treue in Empfang zu nehmen. Kommſt du aber zu mir, ſo bitte um Mutter, Gemahlin und Kinder, und um was du ſonſt willſt; du ſollſt Alles haben. Denn was du perſönlich mir vorträgſt, ſoll dir gewährt ſeyn, was es auch ſey. Wenn du jedoch an mich ſchickſt, ſo vergiß nicht, daß es der König von Aſien iſt, an den du ſchickſt; auch in Briefen betrachte dich nicht als meines Gleichen, ſondern als mit dem Herrn alles des Deinigen rede mit mir, wenn du etwas bedarfſt; wo nicht, ſo werde ich dich als abſichtlichen Beleidiger behandeln. Läugneſt du jedoch die königliche Oberherrlichkeit, ſo ſteh' und kämpfe noch einmal darum, und fliehe nicht; wie ich auch meinestheils dich aufſuchen werde, wo du auch ſeyn magſt."

Dieſer Brief zeigt deutlich Alexanders Wunſch und Entſchluß, den Krieg fortzuſetzen, denn er konnte unmöglich erwarten, daß Darius ihm die Herrſchaft jetzt ſchon abtreten werde, wo er doch erſt einen kleinen Theil des Reichs erobert hatte; und ebenſo waren ſeine Soldaten voll Kriegsluſt, denn die Macedonier, welche zum erſten Mal das Gold und Silber und all die Ueppigkeit der Barbaren zu koſten bekommen hatten, eilten wie die Hunde, die eine Fährte gefunden haben, den perſiſchen Reichthum aufzuſpüren und auf ihn Jagd zu machen.

Zwar ging jetzt Alexander nicht geradewegs auf die perſiſchen Hauptſtädte, auf Babylon und Suſa los; aber dieſe reichen Städte winkten dann noch immer den Macedoniern als der höchſte und letzte Preis des Sieges; und die Länder, in welche er ſie zunächſt führte, verſprachen ihnen ebenfalls eine nicht geringe Beute, denn dieſe waren das durch Handel bereicherte Phönicien, und dann das fruchtbare, geſegnete Aegypten, welches damals auch einen großen Handel trieb. Der ſiegreiche Held wollte ſich nämlich zuerſt, ehe er tiefer in das Innere von Aſien eindrang, der Küſtenländer am mittelländiſchen Meere verſichern, um ſo die perſiſche Flotte zu lähmen und zu vernichten. Dieſe beſtand zum größten und beſten Theil aus phöniciſchen Schiffen und war mit phöniciſchen Seeleuten bemannt; ſobald er nun die Küſtenländer und Städte von Kleinaſien, von Phönicien und von Aegypten ſich unterworfen und beſetzt hatte, war die perſiſche Flotte abgeſchnitten, entmuthigt und ganz unſchädlich für ihn, unbrauchbar für die Perſer gemacht. Der große Feldherr Memnon, welcher Macedonien ſelbſt mit einem Einfall bedroht hatte, war zwar geſtorben, und der Perſerkönig hatte den größten Theil der griechiſchen Söldner von der Flotte zu ſeiner Verſtärkung abgerufen; aber bis jetzt hatte die perſiſche Flotte unter Pharnabazus und Autophradates immer noch einen Theil der griechiſchen Inſeln beſetzt oder bedroht, und die Anführer hatten mit dem lacedämoniſchen Könige Agis eine Landung im Peloponnes verabredet, um Griechenland zum Abfall von Macedonien zu bewegen. Doch hatte ſie ſchon die Nachricht von Alexanders großem Siege bei Iſſus ſehr entmuthigt.

Alexander aber erachtete es jedenfalls für das Sicherſte, zuerſt Phönicien mit ſeinen großen und reichen Städten zu unterwerfen und richtete dahin ſeinen Zug, indeß er den Menon in Cöleſyrien als Statthalter zurückließ. Auf dem Wege begegnete ihm Straton, der Sohn des Geroſtratus, des Fürſten der Aradier und der Umwohner von Aradus, einer Inſelſtadt an der phöniciſchen Küſte. Geroſtratus ſelbſt aber befand ſich mit ſeinen Schiffen bei Autophradates, mit deſſen Flotte auch die übrigen phöniciſchen und cypriſchen Fürſten ſich vereinigt hatten. Straton überreichte Alexandern, ſobald er ihn traf, eine goldene Krone, und übergab ihm nicht bloß die Inſel Aradus, ſondern auch die ihr gegenüberliegende große und reiche Stadt Marathus, die Städte Sigo und Mariamne, und alles übrige von ihnen abhängige Gebiet. Von Marathus weiter ziehend, nahm der König Byblus durch Vertrag in Beſitz, und ebenſo Sidon auf die Einladung hin, die er von den Einwohnern aus Haß gegen ihren Oberherrn Darius und die Perſer erhielt. Hier begab ſich Folgendes. Dem Alexander ſchien der König dieſer Stadt, als Anhänger der Perſer, der Herrſchaft nicht würdig, und er überließ es ſeinem Freunde Hephäſtio, den neuen König zu ernennen. Dieſer wollte ſeinen Gaſtfreund, einen der reichſten und angeſehenſten Bürger, zu dieſer Würde erheben, welcher jedoch das Anerbieten ablehnte, weil er mit dem Fürſtenhauſe nicht verwandt ſey. Hephäſtio bewunderte eine Großmuth, welche die Herrſchaft auszuſchlagen vermöge, wornach Andere ſo gierig trachten, und ließ ſich von ihm einen Andern vorſchlagen. Es wurde ihm Abdolonymus genannt, aus dem königlichen Geſchlechte zwar, aber ein armer, jedoch rechtſchaffener und verſtändiger Mann, der mit eigenen Händen ſeinen kleinen Garten baute. In dieſem fanden ihn die zu ihm Abgeſandten mit ländlicher Arbeit beſchäftigt, begrüßten ihn als König, und forderten ihn auf, ſeine ſchlechte Kleidung mit königlichen Gewändern zu vertauſchen. Abdolonymus hielt die Sache zuerſt für Scherz und Spott; nachdem er ſich überzeugt, daß es Ernſt war, legte er die Gewänder an und wurde zu Alexander geführt.

Dieſer fand ſeine Geſtalt und Haltung nicht unköniglich, und fragte ihn, wie er denn ſeine Armuth ertragen habe? Abdolonymus antwortete: „So, wie ich wünſche die Herrſchaft ertragen zu können: dieſe Hände haben für meine Bedürfniſſe ausgereicht, und obwohl ich Nichts hatte, vermißte ich doch Nichts.“ Dieſe edle Gleichmüthigkeit und Verſtändigkeit ſeiner Rede gefiel Alexandern ſehr; er beſchenkte ihn reich mit königlichem Geräthe und mit ausgezeichneten Ländereien. Das Volk nahm ihn bereitwillig auf und rief ihn zum König aus. Er wurde ein Freund Alexanders, und wer den unerwarteten Wechſel des Glücks noch nicht kannte, der konnte ein Beiſpiel an dieſem Könige ſehen.*) Wie Alexander von hier weiter zog gegen Tyrus, trafen unterwegs Staatsboten der Tyrier bei ihm ein, und erklärten ihm, die Tyrier ſeyen bereit, zu thun was er verlangen würde; an der Spitze der Geſandtſchaft ſtand auch hier der Sohn des Königs, denn der König ſelbſt war bei der perſiſchen Flotte. Alexander lobte die Stadt und die Abgeordneten und entließ ſie mit dem Auftrag, in Tyrus zu melden, er wolle ſelbſt in die Stadt kommen, und dem Herkules ein Opfer bringen. Dieſer tyriſche Herkules war jedoch ein anderer, als der von den Griechen verehrte argiviſche Herkules, der Sohn der Alkmene. Als jedoch die Abgeordneten dieß in Tyrus meldeten, ſo fand man für gut, was Alexander ſonſt verlangen würde, Alles zu thun, in die Stadt aber weder einen Perſer noch einen Macedonier einzulaſſen; denn ſie wollten den Ausgang des noch unentſchiedenen Krieges abwarten und vorerſt weder entſchiedene Freunde noch Feinde eines Theils ſeyn. Aber als Alexander dieß erfuhr, ſchickte er zornig ihre neuen Abgeordneten zurück, verſammelte ſeine Anführer, und redete ſie alſo an: „Freunde und Kampfgenoſſen! bei dem Zuge nach Aegypten ſehe ich uns gefährdet, ſo lange die Perſer Herren zur See ſind; und auch die Verfolgung des Darius wird nicht ohne Gefahr ſeyn, ſowohl für das Ganze überhaupt, als auch für die Sicherheit Griechenlands, wenn wir die zweideutige Stadt der Tyrier, neben Aegypten und der Inſel Cyprus, beide zu den Perſern haltend, in unſerm Rücken laſſen. Denn leicht könnten die Perſer ſich wieder der Küſtenplätze bemächtigen, und während wir gegen Babylon vordringen, mit noch größerer Rüſtung als bisher den Krieg nach Griechenland hinüber tragen, wo jetzt ſchon die Lacedämonier uns offen bekriegen und die Athener mehr durch Furcht als durch Neigung für uns zurückgehalten ſind. Wenn wir aber Tyrus wegnähmen, ſo würden wir Herren von ganz Phönicien, und die phöniciſche Flotte, der größte und beſte Theil der perſiſchen Seemacht, würde ſich dann gewiß auf unſere Seite ſchlagen; denn die Mannſchaft auf derſelben würde dann nicht mehr den Kampf zur See für Andere ausfechten wollen, wenn ihre eignen Städte von uns beſetzt ſind. Cyprus wird ſich dann von ſelbſt uns ergeben, oder doch mit leichter Mühe bei der erſten Erſcheinung unſerer Flotte weggenommen werden. Wenn wir dann mit den vereinigten macedoniſchen und phöniciſchen Schiffen die See halten, und Cyprus auf unſerer Seite iſt, werden wir nicht nur auf dem Meer entſchieden die Stärkeren ſeyn, ſondern es wird auch unſer Zug nach Aegypten ohne Schwierigkeit gelingen. Iſt aber Aegypten unterworfen, ſo haben wir wegen Griechenlands und unſerer heimiſchen Angelegenheiten nichts mehr zu fürchten; und den Zug nach Babylon werden wir, beruhigt wegen der Lage der Dinge zu Hauſe, zugleich mit deſto glänſicherem Erfolge unternehmen, weil die Perſer dann nicht nur vom Meere, ſondern auch vom Feſtland dieſſeits des Euphrats ausgeſchloſſen werden.“

---

*) Einige berichten, dieß ſei in Tyrus vorgefallen, was weniger wahrſcheinlich iſt.

So zeigte er ihnen die Wichtigkeit des Beſitzes der Stadt Tyrus, und die Nothwendigkeit, ſie anzugreifen, obgleich das Unternehmen ſehr ſchwierig und gefährlich war; er ſelbſt wurde in ſeinem Entſchluß noch durch ein Traumgeſicht beſtärkt. Er ſah ſich in der folgenden Nacht im Traume gegen die Mauern von Tyrus anrücken, und dann von Herkules bei der Hand gefaßt und in die Stadt hineingeführt, was Ariſtander ſo deutete: Tyrus werde erobert werden, aber mit harter Mühe und Arbeit, weil auch Herkules ſeine Thaten mit ſchwerer Mühe und Arbeit verrichtet habe.

Eine Herkulesarbeit war die Eroberung von Tyrus, auf einer Inſel, etwa tauſend Schritte vom Feſtland gelegen, ſehr feſt, und von vielen Schiffen vertheidigt, während Alexander ſelbſt noch keine Flotte zur Hand hatte. Aber er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken; er beſchloß, vom feſten Land aus einen Damm bis an die Inſelſtadt zu führen, wozu er die Baumaterialien der zerſtörten Stadt Alt-Tyrus auf dem Feſtlande benützte. Die Macedonier, von Alexander mit Worten, Belohnungen und Beiſpiel ermuthigt, unterzogen ſich mit Eifer dem mühſamen Werke, welches Anfangs, in der Nähe des Feſtlandes, ohne Schwierigkeit fortſchritt, da auch eine Menge Einwohner der Gegend dabei mitarbeiten mußten; aber als ſie mehr gegen die tieferen Stellen des Meeres und der Stadt näher kamen, thaten die Geſchoſſe von den Mauern großen Schaden; die Tyrier liefen auch mit ihren Schiffen gegen den Damm an, ſtörten und zerſtörten die Arbeiten, und fragten ſpottend, ob denn der König meine, den Poſeidon überwinden zu können? Die Macedonier bauten hölzerne Thürme auf dem

Damm und verſahen ſie mit Wurfmaſchinen. Dagegen füllten die Tyrier ein Schiff mit brennbaren Stoffen, Reiſig, Pech und Schwefel, warteten einen Wind ab, der gegen den Damm hin wehte, ſpannten dann alle Segel auf und ließen das Schiff, angezündet, gegen den Damm und die Thürme treiben. Die Thürme geriethen in Brand, und Kriegsſchiffe der Tyrier legten ſich in der Nähe des Dammes vor Anker und beſchoſſen ſie, ſo daß Niemand löſchen konnte. Auch machten die von der Stadt einen ſtarken Ausfall. Alexander befahl nun, den Damm breiter anzulegen, daß er mehr Thürme faſſen könne, und ließ neue Maſchinen verfertigen. Während dieß ausgeführt wurde, ging er mit den Rundſchildnern und den Agrianern nach Sidon zurück, um dort alle Kriegsſchiffe, die ihm zu Gebote ſtanden, an ſich zu ziehen. Die Fürſten von Aradus und Byblus hatten auf die Nachricht, daß Alexander ihre Städte in Beſitz genommen, die Flotte des Autophradates verlaſſen und brachten auch die Dreiruderer von Sidon zurück, im Ganzen wenigſtens achtzig phöniciſche Schiffe; weitere Kriegsſchiffe kamen von Rhodus, von Soli und Mallus, aus Lycien und ein Fünfzigruderer aus Macedonien. Bald liefen auch die Fürſten von Cyprus mit wenigſtens hundertundzwanzig Schiffen zu Sidon ein, welche die Nachricht von des Darius Niederlage gehört hatten und jetzt für ſich ſelbſt fürchteten. Alexander verzieh Allen die den Perſern geleiſtete Hülfe und ließ ihre ſämmtlichen Schiffe zum Seetreffen ausrüſten; unternahm aber ſelbſt in der Zwiſchenzeit mit meiſt leichten Truppen einen Zug gegen die Araber auf dem ſogenannten Antilibanon, welche einige der holzfällenden Macedonier getödtet und gefangen hatten. Nachdem er einige Plätze erſtürmt, andere durch Uebergabe gewonnen hatte, kehrte er am elften Tage nach Sidon zurück. Dort war inzwiſchen Kleander mit viertauſend Söldnern aus dem Peloponnes angekommen. Nachdem die Flotte vollkommen ausgerüſtet und mit vielen Rundſchildnern beſetzt war, für den Fall, daß es zu einer Seeſchlacht von Mann gegen Mann kommen ſollte, lief er von Sidon aus, ſelbſt den rechten Flügel anführend, in beſter Schlachtordnung. Die Tyrier waren zuerſt geneigt geweſen, den Kampf zur See anzunehmen, wenn Alexander gegen ſie auslaufen würde, denn ſie wußten nicht, daß er die ſämmtlichen Schiffe der Cyprier und Phönicier unter ſeinen Befehlen hatte; durch den Anblick einer ſo zahlreichen Flotte, welche in ſchönſter Ordnung heranſegelte, überraſcht, gaben ſie aber den Gedanken an ein Seetreffen auf, und ſuchten nur zu verhindern, daß die feindliche Flotte in keinen ihrer Häfen einlaufe, indem ſie die Einfahrt derſelben mit ſo vielen Dreiruderern, als ſie faſſen konnte, ſperrten. So ging denn Alexander, weil er von der Seite von Sidon her nicht mit Gewalt in den Hafen eindringen konnte, in der Nähe des Dammes vor Anker, wo er Schutz gegen die Winde erwartete, und am folgenden Tage ließ er die Stadt auf der Nordſeite, gegen Sidon zu, durch die cypriſchen Schiffe unter dem Befehle des Andromachus ſperren und blokiren, auf der ſüdweſtlichen Seite aber, gegen Aegypten zu, wo er ſelbſt ſein Zelt hatte, durch die phöniciſche Flotte.

Inzwiſchen war der Damm vollendet und eine Menge Sturmmaſchinen verfertigt worden, welche theils von dem Damm aus der Stadt nahe gebracht, theils auf Schiffen aufgepflanzt wurden, um die Mauern von Tyrus zu zertrümmern. Die Tyrier hatten auf den vorſpringenden Zinnen der Mauer, welche gegen den Damm hundert und fünfzig Fuß hoch, verhältnißmäßig breit, und aus Quaderſteinen gemauert war, hölzerne Thürme errichtet, trieben die Maſchinen mit Wurfgeſchoſſen zurück und ſchleuderten brennende Pfeile in die Schiffe. Den Schiffen der Macedonier erſchwerten auch große, in das ſeichte Meer verſenkte Steine die Anfahrt an die Mauern. Alexander befahl dieſe Steine herauszuziehen: aber die Tyrier liefen gegen die Schiffe, welche dazu beſtimmt waren, auf Schiffen mit Schirmwänden an und hieben die Ankertaue der Macedonier ab, und als die Letztern auch ſolche Schirmwände an ihren Schiffen anbrachten, wurden ihnen doch noch die Ankertaue von tyriſchen Tauchern abgeſchnitten, bis ſie ihre Anker an eiſernen Ketten auswarfen; nun faßten ſie die Steine mit Schlingen und zogen ſie vom Damm aus aus dem Waſſer. So kämpfte man von beiden Seiten gegeneinander nicht nur mit größter Tapferkeit und Beharrlichkeit, ſondern auch mit unerſchöpflicher Erfindſamkeit und Liſt, indem beide Theile die neuen Anſchläge der Gegner ihrerſeits durch neue ſinnreiche Mittel zu vereiteln und zu überbieten ſuchten; es war ein Krieg ebenſo der Werk- und Maſchinenbaumeiſter, wegen deren Geſchicklichkeit Phönicien ſeit alter Zeit berühmt war, als der Krieger und der Seeleute, und es wurde ſo zu ſagen unter dem Waſſer und in der Luft, wie auf dem feſten Boden, geſtritten. Die Tyrier ſchmiedeten Dreizacke mit Widerhacken, die ſie nach den auf den Thürmen Stehenden warfen und die Schilde derſelben packten, ſo daß ſie entweder dieſe fahren laſſen mußten und wehrlos daſtanden, oder wenn ſie ſie feſthielten, vor den Thürmen herab zu Tode fielen; ſie ſtürzten ſie mit den Fiſchernetzen von den Brücken der Thürme herab; ſie machten auf kupfernen und eiſernen Schilden über einem großen Feuer Sand glühend heiß, warfen ihn mit einer Maſchine über die kühnſten Kämpfer her und brachten die Ueberſchütteten in die äußerſte Noth. Denn durch Panzer und Unterkleider eindringend, verurſachte der glühend heiße Sand quälende Schmerzen am ganzen Leibe, gegen die es keine Hülfe gab. Gleich Gefolterten ließen die Leute flehende Töne aller Art hören, und geriethen in einen Zuſtand der Raſerei, in welchem ſie rettungslos eines jämmerlichen Todes ſtarben.

Aber ſo ſehr die Tyrier die Belagerer ermüdeten und ſo großen Verluſt ſie ihnen zufügten, mochten ſie doch von Anfang an einen ſchlimmen Ausgang ahnen. Sie hatten beſchloſſen, Kinder, Weiber und Greiſe in ihre Pflanzſtadt Karthago zu bringen: aber ſie ſchritten zu ſpät dazu, als die Feinde ſchon eine überlegene Seemacht hatten, und mußten nun mit dem größten Theil der Bevölkerung die Belagerung aushalten. Aus dem Meer führte die Fluth an den Damm heran ein Seethier von unglaublicher Größe, das zwar den Damm nicht beſchädigte, aber lange Zeit daran mit der einen Seite ſeines Körpers angelehnt blieb. Der Anblick des ſeltſamen Thieres erregte großes Erſtaunen, und als es wieder ins Meer ſchwamm, entſtand auf beiden Seiten heilige Scheue. Jede Partei deutete das Zeichen, wie es ihren Wünſchen gemäß war, daß nämlich Poſeidon ſie unterſtützen wolle. Auch andere ſeltſame Zeichen kamen vor, das Brod unter den Mundvorräthen der Macedonier zeigte, wenn man es zerbrach, eine blutigrothe Farbe. Ein Tyrier behauptete, eine Erſcheinung gehabt zu haben, in welcher Apollo ihm geſagt, er wolle die Stadt verlaſſen. Die Tyrier banden nun voll heiliger Furcht die Bildſäule des Apollo mit goldnen Ketten an das Fußgeſtell an, um, wie ſie meinten, die Entfernung des Gottes aus der Stadt zu verhindern.

Viele Kämpfe, blutig und verderblich, blieben ohne entſchiedenen Erfolg und Alexander hätte ohne Zweifel gerne die Belagerung aufgegeben, wenn er nicht dadurch ſeinen Ruhm zu ſchmälern gefürchtet hätte. Endlich gelang es ihm, die Flotte der Tyrier nach einem Anfangs glücklichen Ueberfall, den ſie auf ſeine Schiffe gemacht hatten, in ihren Hafen zurückzutreiben, ſie darin einzuſperren und die ganze Stadt vom Land und von der See eng einzuſchließen; und nach verſchiedenen Stürmen, welche durch verzweifelte Gegenwehr vereitelt wurden, griff endlich Alexander von allen Seiten zugleich, mit den Schiffen und mit den Sturmmaſchinen vom Land her an, ein Theil der Mauer wurde zertrümmert und ſtürzte herab, und durch die Breſche drangen die durch den langen Widerſtand wüthend gemachten Macedonier, Alexander ſelbſt unter den Erſten, in die Stadt, und richteten ein entſetzliches Blutbad an. Gegen achttauſend Tyrier wurden niedergehauen, diejenigen, welche ſich der Unterwerfung widerſetzt und die hartnäckige Vertheidigung der Stadt angeſtiftet hatten, ans Kreuz geſchlagen, alle Uebrigen, dreißigtauſend heißt es, als Sklaven verkauft. Nur denjenigen, welche ſich in den Tempel des Herkules geflüchtet hatten, den vornehmſten Tyriern und ihrem Könige ſelbſt, ließ Alexander Gnade angedeihen. So fiel die alte, durch Handel und Erfindungen große und reiche Stadt, nach einer Belagerung von ſieben Monaten — vom Ende des Jahres 333 bis in den Sommer des Jahrs 332 vor Chriſtus; und ſchwerlich hätte die Macht ſelbſt Alexanders ſie bezwungen, wenn nicht die Eiferſucht der andern phöniciſchen Handelsſtädte ſich mit ihm zu ihrem Verderben verſchworen hätte.

Jetzt brachte Alexander dem Herkules ein Opfer dar in dem Tempel, in welchem ihm die Tyrier zu opfern verweigert hatten, und ließ das Heer in voller Rüſtung ausrücken zu einem feierlichen Aufzug. Auch die Flotte nahm Theil an dem Aufzug, und im Tempel wurden Wettkämpfe in Leibesübungen und ein Fackelrennen veranſtaltet. Die Maſchine, durch welche die Mauer niedergeworfen worden war, ſtellte er im Heiligthum auf; dem Apollo nahm er die goldnen Ketten und Bande ab, und verordnete, daß dieſer Gott: Apollo Alexanders Freund genannt würde. Die tapferſten Kämpfer belohnte er und hielt den Gefallenen ein prächtiges Leichenbegängniß.

Während der Belagerung von Tyrus waren zum zweiten Mal Geſandte des Darius bei Alexander angekommen, welche ihm im Namen des Gebieters für deſſen Mutter, Gemahlin und Kinder ein Löſegeld von zehntauſend Talenten, die Abtretung des ganzen Landes dieſſeits des Fluſſes Euphrat bis zum ägeiſchen Meere, und mit der Hand ſeiner Tochter die Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft des Darius anboten. Alexander legte dieſe Anträge ſeinen Freunden und Rathgebern vor. Hier ſoll Parmenio geſagt haben: wenn er Alexander wäre, ſo würde er dieſe Bedingungen mit Freuden annehmen, den Krieg aufgeben und ſich nicht mehr den Wechſelfällen des Kampfes ausſetzen; worauf Alexander erwiederte: und er würde dieß thun, wenn er Parmenio wäre; aber als Alexander gebe er dem Darius folgende Antwort, mit welcher er auch die Geſandten entließ: Geld brauche er keines von Darius; auch nehme er nicht einen Theil des Landes für das Ganze; des Darius ſämmtliche Schätze und Länder ſeyen ja ſein, und wenn er deſſen Tochter zum Weibe haben wollte, ſo könnte er ſie nehmen, auch ohne daß ſie Darius ihm gebe; wolle übrigens dieſer auf ſeine Großmuth Anſpruch machen, ſo ſolle er in eigner Perſon ſich bei ihm einfinden.“ Nach dieſer Antwort mußte Darius den Gedanken an einen gütlichen Vergleich mit Alexander aufgeben und rüſtete ſich deßhalb aufs neue zum Krieg; Alexander aber richtete ſeinen Zug gegen Aegypten, das er ſich jetzt zu unterwerfen gedachte.

12.

Alexander in Paläſtina und Aegypten.

Erſt im Spätſommer dieſes Jahres (332 vor Chr.) konnte der König von Macedonien nach Aegypten aufbrechen, deſſen Grenzfeſte Gaza war. Von dem aber, was auf dem Wege dahin in Paläſtina vorgefallen ſeyn ſoll, wird Folgendes erzählt. Während der Belagerung von Tyrus waren die benachbarten kleinen Fürſten und Völker aufgefordert worden, ſich dem Könige zu unterwerfen und ihm Mannſchaft zu ſtellen. Die jüdiſchen Bewohner Paläſtina's, deren Hauptſtadt Jeruſalem war, ſchützten ihr Unterthanen- oder Bundesgenoſſen-Verhältniß zu Darius vor und verweigerten der Aufforderung den Gehorſam. Nach dem Falle von Tyrus zog Alexander, um den Trotz der Juden zu ſtrafen, mit ſeinem Heere gegen Jeruſalem. Als er ſich der Stadt näherte, kamen ihm die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder in langem Zuge entgegen, ihn um Gnade und Verzeihung anzuflehen und voran zogen die Prieſter, in Gewändern von feinſter Leinwand, den Hohenprieſter in ſeinem feſtlichen Schmuck an ihrer Spitze. Der König, verwundert über die feierliche Schönheit des Zuges, ſprang vom Pferde, ging ihm allein entgegen, bezeugte dem Namen ſeines Gottes, den er auf einen kleinen goldnen Schild an ſeinem Hauptſchmuck eingegraben hatte, ſeine Anbetung, und begrüßte dann auch den

Hoheprieſter ſelbſt ehrfurchtsvoll. Darüber ſtaunten Alle, und die Juden, deren Todesangſt jetzt in freudige Hoffnung und Zuverſicht verwandelt war, drängten ſich unter Lobeserhebungen und Segenswünſchen um den König her, während die kleinen Könige von Syrien, ihre Feinde, welche ſich an ihrer Züchtigung zu weiden gedachten, ihren Sinnen nicht trauen wollten, als ſie ſich zu ihrem Verdruß getäuſcht ſahen. Auch die Macedonier wunderten ſich und verſtummten, bis endlich Parmenio den König fragte, warum er den Ceremonien dieſes Volkes ſolche Achtung und Ehrfurcht bezeuge? Nun erzählte der König, daß ihm noch in Macedonien eine Geſtalt von übermenſchlicher Hoheit und Würde im Traum erſchienen ſey, und ihn ermahnt habe: er ſolle ihr nach Aſien folgen, um ſo bald als möglich das Reich der Perſer zu ſtürzen; und dieſe Geſtalt habe er jetzt wieder in der Perſon und in dem Schmuck des Prieſters erkannt. Darauf ſoll Alexander in die Stadt eingezogen ſeyn, im Tempel dem Gotte der Juden geopfert und Geſchenke dargebracht, die heiligen Schriften der Juden in Augenſchein genommen und ſich überzeugt haben, daß darin Weiſſagungen auf ſeinen Sieg über Tyrus, ſo wie ſeine Eroberung des perſiſchen Reiches ſich finden. Darauf habe er den Juden freie Uebung ihrer Geſetze und religiöſen Bräuche in allen Ländern bewilligt und den Tribut, den ſie an Perſien bezahlten, um den ſiebenten Theil ermäßigt.

Das paläſtinenſiſche Syrien war Alexander zugefallen, aber der Befehlshaber der Stadt Gaza, Batis, wollte ſich ihm nicht unterwerfen; er hatte Araber in Sold genommen, ſich mit Lebensmitteln auf eine lange Belagerung verſehen, und war entſchloſſen, Alexandern die Thore nicht zu öffnen, im feſten Vertrauen, daß dieſer die Stadt nicht durch Sturm werde nehmen können. Gaza lag vom Meere etwa eine halbe Stunde entfernt, in tieſem Lande; es war eine große Stadt, auf einem hohen Erdwalle gebaut und mit einer ſtarken Ringmauer umgeben; der letzte bewohnte Ort auf dem Wege von Phönicien nach Aegypten, am Anfange der Wüſte. Alexander ließ ſogleich einen Erdſchutt aufwerfen, um ſeine Belagerungs- und Sturmmaſchinen in gleicher Höhe mit den Mauern an die Stadt zu bringen, obgleich die Werkmeiſter der Anſicht waren, daß die Stadt wegen der Höhe des Erdwalles nicht erſtürmt werden könne. Als nun Alexander eben ein Opfer bringen wollte, und mit bekränztem Haupte an dem erſten Opferthier beſchäftigt war, ließ ein über dem Altar hinfliegender Raubvogel einen Stein, den er in den Klauen trug, auf ihn niederfallen, und der Zeichendeuter Ariſtander erklärte dieß Zeichen dahin: daß der König zwar die Stadt erobern werde, aber ſich an dieſem Tage wohl in Acht zu nehmen habe. Auf dieß hielt ſich Alexander außerhalb der Schußweite. Als aber die in der Stadt einen gewaltigen Ausfall machten, Feuer in die Maſchinen warfen, und die Macedonier von dem Erdaufwurf vertrieben, ſtellte er ſich, jene Warnung vergeſſend oder nicht beachtend, an die Spitze ſeiner Rundſchildner und trieb die Feinde zurück, erhielt aber ſelbſt durch Schild und Panzer hindurch einen Katapultenſchuß in die Schulter, welche Wunde ſehr ſchwer zu heilen war. Doch freute er ſich der Erfüllung der Warnung, weil er nun auch die Erfüllung der Verheißung hoffte. Nachdem die Maſchinen von der Belagerung von Tyrus zur See angekommen waren, ließ er den Erdaufwurf noch höher, breiter und ausgedehnter machen; die Maſchinen erſchütterten die Mauern gewaltig, Minen wurden gegraben, ſo daß die Mauer endlich auf vielen Punkten zuſammenſtürzte. Drei Stürme wurden von den Belagerten tapfer abgeſchlagen, beim vierten aber griffen die Macedonier von allen Seiten die ihrer Mauern großentheils beraubte Stadt an und wetteiferten, wer als der Erſte ſie erſteige. Neoptolemus, aus dem Stamme der Aeaciden, gelangte zuerſt hinauf, und ſobald einige Macedonier drinnen waren, ſprengten ſie die Thore auf und ließen das ganze Heer ein. Die Bewohner von Gaza, obgleich ihre Stadt ſchon in der Gewalt der Feinde war, ſetzten ſich vereint zur Wehr, und Jeder fiel fechtend auf der Stelle, die er im Kampfe eingenommen. Die Kinder und Weiber ließ Alexander als Sklaven verkaufen; die Stadt aber bevölkerte er wieder aus den Nachbarſtämmen, und bediente ſich ihrer als eines Waffenplatzes für den Krieg. Die Belagerung der Stadt hatte zwei Monate gedauert.

Erſt im Spätherbſt 332 vor Chr. konnte Alexander nach Aegypten vorrücken, deſſen Unterwerfung ihm jedoch nicht ſchwer wurde. Da Arabien die Heimath vieler Gewürze und namentlich des Weihrauchs iſt, mag Alexander von hier aus ſeinem ehemaligen Erzieher Leonidas das Geſchenk geſandt haben, von welchem man erzählt, zur Erinnerung an eine in der Kindheit gefaßte Hoffnung. Leonidas hatte einmal bei einem Opfer, da Alexander mit beiden Händen Räucherwerk nahm und ins Feuer warf, es ihm verwieſen und geſagt: „So verſchwenderiſch kannſt du einmal räuchern, wenn du Herr des Gewürzlandes ſeyn wirſt.“ Deßwegen ſchickte ihm Alexander fünfhundert Talente Weihrauch und hundert Talente Myrrhen und ſchrieb ihm: „Wir ſchicken dir Weihrauch und Myrrhen in Ueberfluß, damit du nicht mehr gegen die Götter ſo karg zu ſeyn brauchſt.“

Sieben Tage nach dem Aufbruch von Gaza traf er in Peluſium in Aegypten ein, und fand ſeine Flotte, welche von Phönicien nach Aegypten geſegelt war, ſchon im dortigen Hafen. Der perſiſche Statthalter Mazaces, welcher die Niederlage von Iſſus und die Flucht des Darius erfahren hatte, Phönicien und Syrien und einen großen Theil von Arabien von Alexander beſetzt, ſich ſelbſt aber von perſiſchen Truppen entblößt und jede Hülfe abgeſchnitten ſah, auf die vor Kurzem mit Gewalt unterworfenen Aegyptier aber ſich nicht verlaſſen konnte, da ſie mit Widerwillen das Joch der Perſer trugen, öffnete dem Sieger ohne Widerſtand die Städte und das Land. Dieſer legte eine Beſatzung nach Peluſium und ließ die Schiffe den Nil hinauf nach der Stadt Memphis ſteuern; er ſelbſt ſchlug den Weg nach Heliopolis ein, und kam, den Nil zur Rechten laſſend, durch die Wüſte daſelbſt an, nachdem alle Plätze unterwegs ihm von den Einwohnern übergeben worden waren. Dann ſetzte er über den Strom und ging nach Memphis. Hier brachte er den übrigen Göttern und dem Apis, dem heiligen Stier der Aegyptier, ein Opfer, und veranſtaltete Wettkämpfe in Leibesübungen und Muſenkünſten, zu welchen ſich die namhafteſten Meiſter aus Griechenland eingefunden hatten. Von Memphis aus ſchiffte er ſich mit den Rundſchildnern, den Bogenſchützen, den Agrianern und der berittenen Leibſchaar ein und fuhr ſtromabwärts dem Meere zu. Bei Kanobus, der weſtlichſten der ſieben Nilmündungen, angelangt, ſteuerte er gegen den See Mareotis herum und ſtieg an's Land. Dieſe Stelle ſchien ihm vorzüglich geeignet für den Bau einer Stadt, und er faßte den Entſchluß, dieſen Gedanken auszuführen: mit eigner Hand ſteckte er die Stadt aus, und bezeichnete nicht nur die Stelle, wo der Marktplatz angelegt werden ſollte, ſondern auch die Zahl der Tempel, welche den verſchiedenen Göttern, — neben den griechiſchen auch der ägyptiſchen Iſis — erbaut werden ſollten. Die Opfer, die er dabei darbrachte, waren von günſtiger Vorbedeutung.

Die Veranlaſſung zum Bau der Stadt an dieſer Stelle wird auch ſo erzählt: Alexander hatte ſchon einen gewiſſen

Platz dazu abmeſſen laſſen, als er des Nachts im Traum eine wunderbare Erſcheinung hatte. Ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Haare ſchien vor ſein Lager zu treten und folgende Verſe herzuſagen:

„Eine der Inſeln liegt in dem hochaufwogenden Meere.
Vor des Aegyptus Strom; und Pharos wird ſie genennet.“

Er ſtand ſogleich auf und begab ſich nach Pharos, das damals noch eine Inſel war, etwas oberhalb der kanobiſchen Mündung des Nils, ſpäter aber durch einen Damm mit dem feſten Lande verbunden wurde. Als er dieſe für eine Stadt treffliche Lage ſah, rief er aus: „In allen Stücken iſt doch Homer bewunderungswerth; er iſt auch der geſchickteſte Baumeiſter;“ denn die obigen Verſe ſind aus Homer, und der alte Dichter ſelbſt ſchien ſie ihm im Traume vorzuſagen. Es wird auch erzählt, Alexander habe den Bauleuten den Umriß der aufzuführenden Mauern von ſeiner eignen Hand bezeichnet zurücklaſſen wollen, und da nichts Anderes zur Stelle geweſen ſey, um die Bezeichnung zu machen, habe Einer vorgeſchlagen, das Mehl, welches die Soldaten bei ſich trugen, herbeizuſchaffen, um damit nach des Königs Anweiſung den Boden zu beſtreuen und den Umkreis der Ringmauer zu beſchreiben. Der Zeichendeuter Ariſtander habe daraus geweiſſagt: wohlhabend werde die neue Stadt überhaupt, beſonders aber auch durch die Erzeugniſſe des Bodens werden. — Dieſe Stadt, welche ſeinen Namen bis auf den heutigen Tag trägt, Alexandria, wurde nicht nur die Reſidenz der nachmaligen Könige von Aegypten, ſondern auch der Mittelpunkt eines ausgebreiteten, bereichernden Handels und ein Hauptſitz der Gelehrſamkeit in den folgenden Jahrhunderten und noch lange nach Chriſti Geburt. In der That aber war Alexandrien, obgleich in Aegypten gelegen, eine griechiſche Stadt, und das ſollte ſie auch nach der Abſicht ihres

Erbauers ſeyn; denn dieſer wollte nicht nur die Völker des Orients den griechiſchen Waffen unterwerfen, ſondern eben ſo ſehr griechiſche Sitten und Bildung unter ihnen verbreiten, ſie dem Geiſt und der Lebensweiſe nach zu Griechen machen, — nicht mit Gewalt, indem er etwa ihre Götter mißachtet, ihnen die griechiſchen Götter aufgedrungen hätte, ſondern durch die Macht des Beiſpiels und den Eindruck des Beſſeren und Schöneren. Dagegen nahm auch er von den unterworfenen Völkern gerne an, was ihm vernünftig und gut ſchien, und verlangte daſſelbe von ſeinen Macedoniern, und ſo wollte er aus Griechen und Barbaren Ein Volk, und den Krieg ſelbſt zu einem Mittel des Friedens zwiſchen den Völkern machen.

Um dieſelbe Zeit landete Hegelochus, der Anführer von Alexanders Flotte im ägeiſchen Meere, in Aegypten, und meldete ſeinem Könige: daß er mit ſeinen Schiffen viele Inſeln und Städte des ägeiſchen Meeres den Perſern abgewonnen und viele Gefangene gemacht, darunter auch die Anführer der perſiſchen Flotte, und viele Tyrannen der Städte, welche dieſelben unter dem Schutze der Perſer beherrſchten; und ſo war das Meer von den Perſern befreit.

Jetzt kam Alexander auch die Luſt an, den Ammon oder ammoniſchen Zeus in Libyen zu beſuchen. Er wollte ſich bei dem Gotte Raths erholen, weil ſein Orakel im Rufe der Untrüglichkeit ſtand und auch von Perſeus und Herkules befragt worden ſeyn ſollte, welche Beide Alexander unter ſeinen Ahnherrn zählte. Sodann führte er auch ſeine eigene Abkunft auf den Ammon zurück, und wünſchte darüber ſichere Auskunft zu erhalten, oder doch ſagen zu können, daß er ſie erhalten habe. Auf dem Wege dahin erhielt Alexander eine Geſandtſchaft von den Cyrenäern, welche ihm eine Krone und prächtige Geſchenke brachte. Das Vorzüglichſte darunter waren dreihundert Streitroſſe und fünf Viergeſpanne. Er ſchloß bereitwillig Freundſchaft und Bündniß mit ihnen und ſetzte dann die Reiſe fort. Bis Parätonium ging der Zug an der Meeresküſte hin durch eine jedoch nicht waſſerloſe Wüſte etwa vierzig Stunden weit; von da wandte er ſich dem innern Lande, der Gegend zu, wo das Orakel Ammons war, auf einem öden Wege, der größtentheils Sand und ohne Waſſer war. Doch erhielt Alexander reichlich Waſſer vom Himmel, denn es waren jetzt die Wintermonate; dennoch ſchrieb man den Regen dem Gotte zu, ſo wie auch eine andere Erſcheinung. Vom Sand, den der Südwind daherweht, werden die Spuren der Straße ganz verſchüttet, und es gibt in dieſem Meere von Sand durchaus kein Merkzeichen für die Reiſenden, um ſich zurecht zu finden. So verirrte denn auch Alexander mit ſeinem Gefolge, und die Wegweiſer waren ihrer Sache nicht mehr gewiß. Da ſollen zwei Drachen, Laute von ſich gebend, dem Zuge vorangelaufen ſeyn; und Alexander befahl den Führern, im Vertrauen auf die Gottheit, ihnen zu folgen; und ſie wieſen den Weg zum Orakel hin und wieder zurück. Nach einer andern Erzählung aber ſollen es zwei Raben geweſen ſeyn.

Die Oaſe, wo der Ammonstempel ſtand, rings von Wüſte umgeben und die einzige bewäſſerte Stelle in der ganzen Gegend, betrug in der größten Breite nur etwa eine Stunde, aber in der Mitte hatte ſie eine Menge Fruchtbäume, Oel- und Dattelbäume. Beſonders merkwürdig war daſelbſt eine Quelle, die Sonnenquelle genannt, welche, einzig in ihrer Art, um Mittag eiskalt war, gegen Abend immer wärmer und um Mitternacht am wärmſten wurde. Auch fand man daſelbſt gediegenes Salz in Kryſtallen, welches durch die Prieſter des Ammon nach Aegypten geſchickt und von den eifrigen Verehrern der Götter bei den Opfern gebraucht wurde.

Alexander war von der Schönheit dieſer plötzlich in einer Wüſte auftauchenden Oaſe, wo man ſich in einen nie aufhörenden Frühling verſetzt ſah, überraſcht und erfreut. Als er in dem Tempel ankam, begrüßte ihn der Oberprieſter Ammons im Namen ſeines Gottes. Alexander that an ihn die Frage: ob nicht einer von den Mördern **ſeines Vaters** der Strafe entgangen ſey? Der Prieſter ermahnte ihn: er ſolle ſich behutſamer ausdrücken, denn er habe keinen Sterblichen zum Vater. Alexander fragte nun ſo: ob er alle Mörder des Philippus zur Strafe gezogen habe? Zugleich fragte er auch: ob ihm der Gott bewillige, Herr über alle Völker zu werden? Als ihm das Orakel antwortete: es ſey ihm dieß beſtimmt, und Philippus habe volle Genugthuung und Sühne erhalten, brachte er dem Gotte prächtige Weihgeſchenke dar und beſchenkte die Einwohner reichlich. Seine Freunde ſoll er ebenfalls aufgefordert haben, den Gott zu befragen, und auf ihre Frage: ob ſie ihrem Könige göttliche Ehre erweiſen ſollten, ihnen eine bejahende Antwort zu Theil geworden ſeyn. Dann kehrten ſie wieder nach Memphis zurück.

In Memphis kamen viele Geſandtſchaften aus Griechenland bei ihm an, welchen allen er ein geneigtes Gehör ſchenkte und ſie freundlich entließ. Auch wurden ihm neue Soldaten zugeſchickt, von Antipater aus Macedonien gegen vierhundert griechiſche Söldlinge unter Anführung des Meoidas, und aus Thracien gegen fünfhundet Reiter unter den Befehlen des Asklepiodarus. Daſelbſt brachte Alexander dem Könige Zeus ein Opfer, ließ das Heer zu einem feierlichen Aufzug unter die Waffen treten und ſtellte mannigfaltige Wettkämpfe an, dann ordnete er auch die Verwaltung Aegyptens. Zu Statthaltern oder Fürſten ernannte er zwei Aegyptier, Doloaſpis und Petiſis; die Befehlshaber der Beſatzungen aber wählte er aus ſeinen Edelſchaaren, und ließ zu Memphis Pantaleon aus Pydna, in Peluſium Polemo, des Magakles Sohn, aus Pella zurück. Libyen erhielt Apollonius, Arabien den Kleomenes zum Statthalter, und zu Oberanführern des in Aegypten zurückbleibenden Heeres ernannte er Peuceſtes und Balacer. Oberbefehlshaber der Flotte wurde Polemo, Sohn des Theramenes. Er befahl, die Verwaltung Aegyptens unverändert zu laſſen und nur die Abgaben genau zu erheben.

Mit Anbruch des Frühjahres (331 vor Chr.) brach Alexander von Memphis nach Phönicien auf, und ließ nicht nur bei Memphis über den Nil, ſondern auch über alle Kanäle deſſelben Brücken ſchlagen. In Tyrus angekommen fand er ſchon ſeine Flotte daſelbſt. Wieder brachte er jetzt dem Herkules Opfer dar und ſtellte ihm zu Ehren Kampfſpiele an. Dort fand ſich das heilige Schiff der Athener, die ſogenannte Paralos, bei ihm ein und brachte zwei Geſandte, den Diophantes und Achilles. Dieß Schiff wurde nur in ſehr wichtigen Angelegenheiten des Staates, beſonders bei religiöſen Sendungen, (Theorien) gebraucht, und es wiederfuhr hiemit dem Alexander eine ſehr große Ehre. Abgeordnete von ſämmtlichen Küſtenbewohnern Attika's hatten ſich ihnen angeſchloſſen. Alexander nahm die Geſandten ſehr gut auf und gab den Athenern alle ihre Gefangenen zurück, welche am Granikus in ſeine Hände gefallen waren; die Athener aber nahmen, wie es ſcheint, an den Wettkämpfen der muſikaliſchen und tragiſchen Chöre Theil, welche durch den Reichthum und Ehrgeiz der Theilnehmer einen beſondern Glanz erhielten. Könige von Cyprus waren die Choregen, oder Anführer der Chöre, welche die Koſten zu beſtreiten hatten, und auf der andern Seite Athener. Beſonders wetteiferten Athenodorus und Theſſalus, für welchen letzteren Alexander eine beſondere Vorliebe hatte.

Doch ließ er ſich dieß nicht eher merken, als bis Athenodorus durch alle Stimmen zum Sieger erklärt worden war. Dann ſagte er beim Weggehen: er billige die Entſcheidung der Kampfrichter, aber er hätte gern einen Theil ſeines Reichs darum gegeben, den Theſſalus nicht beſiegt zu ſehen. Da die perſiſche Flotte jetzt vernichtet war, ſchickte er einen großen Theil ſeiner Schiffe unter Amphoterus den ihm anhänglichen Peloponneſiern zu Hülfe gegen die Lacedämonier, welche feindſelig gegen ihn geſinnt blieben und ſich mit den Perſern jüngſt aufs neue gegen ihn verbündet und von ihnen Geld zu Rüſtungen bekommen hatten.

13.

Alexander zieht gegen Darius, Babylon zu. Schlacht bei Gaugamela oder Arbela.

Jetzt (im Frühjahr 331 vor Chr.) zog Alexander, der ſich im Rücken von allen Seiten geſichert ſah und neue Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, gegen den Euphrat, um den Kampf mit Darius zur Entſcheidung zu bringen. Dieſer unglückliche König war vor kurzem wieder in ſchmerzliche Trauer verſetzt worden. Einer der bei Iſſus gefangenen Diener der königlichen Frauen, mit Namen Tireos, entfloh aus dem Lager der Macedonier und brachte ſeinem Könige die Trauerbotſchaft von dem Tode ſeiner Gemahlin Statira mit. Dieſer zerſchlug ſich das Angeſicht mit den Händen und erhob ein lautes Klagegeſchrei. „Weh über das Geſchick der Perſer!“ rief er, „daß die Gattin und Schweſter eines Königs nicht nur lebend in die Gefangenſchaft gerathen, ſondern auch im Tode eines königlichen Begräbniſſes entbehren mußte!“ Der Diener erwiederte: „Was das Begräbniß betrifft, o König, und überhaupt die einer Königin zukommende Ehre, ſo haſt du nicht Urſache, über das böſe Geſchick der Perſer zu jammern. Meiner Gebieterin Statira, ſo lange ſie lebte, deiner Mutter und deinen Kindern iſt an allen frühern Gütern und Vorzügen nichts abgegangen, als dein Licht zu ſehen, welches unſer Herr Oromasdes *) wieder in vollem Glanze möge leuchten laſſen! Auch im Tode hat es deiner Gemahlin an keiner Art von Schmuck gefehlt, ja ſie iſt ſogar von den Feinden mit Thränen geehrt worden. Denn Alexander iſt als Sieger eben ſo großmüthig und rechtlich, als er im Streite furchtbar iſt.“ Bei dieſen Worten erwachte in Darius der Argwohn, Alexander möge wohl gar für die Statira eine Neigung gefaßt, und vergeſſen haben, daß ſie eines Andern Gattin ſey, daher er den Diener in das Innere des Zeltes führte und zu ihm ſagte: „Wenn du nicht mit dem Glück der Perſer auf die Seite der Macedonier getreten biſt, wenn ich, Darius, noch dein Herr und Gebieter bin, — ich beſchwöre dich bei dem großen Licht des Mithras **), und der Rechten des Königs — beweine ich nicht vielleicht nur den kleinſten Theil vom Unglücke der Statira, und hat ſie nicht im Leben noch Unwürdigeres erduldet?“ Wie er ſo redete, warf ſich ihm Tireos zu Füßen, und bat ihn flehentlich, doch nicht Alexandern Unrecht zu thun, noch auch ſeine verſtorbene Gattin zu beſchimpfen, und ſich ſelbſt nicht des größten Troſtes in ſeinen Unfällen zu berauben, daß er von einem über die menſchliche Natur erhabenen Manne überwunden zu ſeyn ſcheine; vielmehr ſolle er den Alexander bewundern, daß er gegen die Frauen der Perſer noch mehr Großmuth und Beſcheidenheit als gegen die Perſer Kühnheit bewieſen. Nachdem der Diener dieß mit den ſchwerſten Eiden bekräftigt hatte, ging Darius zu ſeinen Vertrauten hinaus, und betete, die Hände gen Himmel erhoben: „Ihr Götter, die ihr über den Geſchlechtern der Menſchen und über den Reichen waltet!

---

*) Griechiſcher Name des Ormuzd.

**) Die von den Perſern als Gottheit verehrte Sonne.

vergönnet mir, das Glück der Perſer wieder herzuſtellen, und dieſes Reich in eben dem Glanze, in welchen ich es überkommen habe, zu hinterlaſſen, damit ich als Sieger dem Alexander die Wohlthaten vergelten kann, die er in meinem Unglück den mir Liebſten erwieſen hat. Sollte aber die vom Schickſal verhängte Zeit, gemäß dem Wechſel aller menſchlichen Dinge, herannahen, wo die Herrſchaft der Perſer ein Ende nehmen muß, ach! dann laſſet keinen andern Mann als Alexander auf den Thron des Cyrus ſitzen!“

So hatte denn Darius ſchon gleichſam in ſeiner Seele dem Alexander die Herrſchaft über ſein Reich abgetreten, und obgleich er, nachdem alle ſeine Anträge an den ſtolzen Sieger verworfen worden waren, wieder ein gewaltiges Heer ſammelte, ſo that er dieß doch gebeugt von den erlittenen Unglücksfällen, ohne rechtes Vertrauen auf Sieg, innerlich ſchon ſeine Sache und die Sache Perſiens aufgebend. In der Gegend von Babylon, am Euphrat, ſammelte er ein unermeßliches Heer, größer als das bei Iſſus vernichtete. Es ſtießen zu ihm alle Indier dieſſeits des Indus, die Baktrier und die Sogdianer, ſämmtlich angeführt von Beſſus, dem Satrapen von Baktrien, einem ehrgeizigen Manne, welcher nach der erſten Stelle im Reiche trachtete. Ihnen waren auch die Saken gefolgt — ein ſcythiſcher Stamm, zu den aſiatiſchen Scythen gehörend, — doch nicht als Untergebene des Beſſus, ſondern als Bundesgenoſſen des Darius; ſie hatten Mabaces zum Anführer und dienten als berittene Bogenſchützen. Barſaentes, der Statthalter von Arachoſien, führte die Arachoten und die ſogenannten Bergindier; Satibarzanes, der Statthalter von Aria, die Arier; Phrataphernes die Parther, Hyrkanier und Tapurer, Alle zu Pferd dienend; Atropates die Medier, mit welchen ſich die Kaduſier, Albaner und Sakaſiner vereinigt hatten, Völkerſchaften, an der ſüdweſtlichen Küſte des Caſpiſchen Meeres wohnend. Die Küſtenvölker des erythräiſchen Meeres (am perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen) ſtanden unter den Befehlen des Otondobates, Ariobarzanes und Otanes. An der Spitze der Urier und der Suſianer ſtand Orathres. Bupares befehligte die Babylonier, unter welche die aus ihrem Vaterlande verpflanzten Karier und Sitacener eingereiht waren; Orontes und Mithrauſtes die Armenier; Ariaces die Kappadocier; Mazäus die Cöleſyrier und Meſopotamier. Die Stärke der geſammten Streitmacht des Darius ſoll nach den Einen vierzigtauſend Reiter und eine Million Fußvolk, nach Andern achtmalhunderttauſend zu Fuß und zweimalhunderttauſend Reiter betragen haben. Die Schwerter und die Speere der Soldaten hatte man viel länger machen laſſen, als vorher, weil man glaubte, die Länge dieſer Waffen habe dem Alexander in der Schlacht bei Iſſus bedeutenden Vortheil verſchafft. Außerdem hatte Darius zweihundert Sichelwagen fertigen laſſen, welche wohl geeignet waren, Staunen und Schrecken unter den Feinden zu verbreiten; es waren nämlich daran an verſchiedenen Stellen, vorn und auf den Seiten und am Joch der Pferde größere und kleinere Meſſer angebracht, die Schneide gegen den Feind gekehrt, welche raſch angezogen Alles durchſchnitten. Auch hatten die Indier fünfzehn Kriegselephanten mit ſich gebracht. Mit dieſem gewaltigen Heere brach Darius von Babylon auf, auf dem linken Ufer des Tigris, während er nur wenige Truppen an den Euphrat ſandte. Der Weg führte durch fruchtbares Land, welches den Thieren reichliches Futter und für die zahlloſen Soldaten hinreichende Nahrung darbot. Seine Abſicht war, bei Ninus eine Schlacht zu liefern, weil ihm die dortige Ebene dazu ſehr günſtig ſchien. Täglich ließ er im Lager, das er bei

Arbela bezog, ſeine Truppen ausrücken, um ſie durch beſtändige Waffenproben und Uebungen an Gehorſam zu gewöhnen; denn er fürchtete ſehr, es möchte, weil ſo viele Völkerſchaften bei einander waren, welche ganz verſchiedene Sprachen redeten, in der Schlacht eine Verwirrung entſtehen.

Als Alexander mit ſeinem Heere von Tyrus aufgebrochen und nach Thapſakus gelangt war, (gegen Ende des Junius 331 vor Chr.) fand er von ſeinen vorausgeſandten Truppen ſchon zwei Brücken über den Euphrat geſchlagen. Mazäus, welchem vom Darius die Vertheidigung des Ueberganges anvertraut worden war, hatte zwar mit dreitauſend Reitern und zweitauſend griechiſchen Söldner, ſeinen Poſten behauptet, und deßwegen hatten die Macedonier die Brücke noch nicht ganz bis an das jenſeitige Ufer fortführen können, weil ſie fürchten mußten, Mazäus möchte dann einen Angriff auf ſie unternehmen. Sobald aber Mazäus die Annäherung Alexanders ſelbſt erfuhr, trat er eilends mit ſeiner ganzen Schaar den Rückzug an, ſo daß jetzt die Brücken ſofort vollendet wurden und das macedoniſche Heer hinüberziehen konnte. Den Euphrat und die armeniſchen Gebirge zur Linken laſſend zog Alexander von hier aus noch mehr landeinwarts durch das zwiſchen den beiden Strömen, Euphrat und Tigris gelegene Land, (Meſopotaämien); er wählte dieſen weitern Weg nach Babylon ſtatt des nähern, weil dieſe Straße für das Heer bequem war, Futter für die Pferde und ſonſtigen Bedürfniſſe darbot, und auch die Hitze nicht ſo ſengend war, wie am Euphrat hinab. Auf dem Wege wurden einige Reiter des Darius aufgefangen, welche auf Kundſchaft ausgezogen waren, und dieſe ſagten aus: der Perſerkönig ſtehe am Tigris, entſchloſſen, Alexander den Uebergang zu verwehren, mit einem größern Heere als er in Cilicien gehabt. Auf dieß rückte Alexander eilends dem

Tigris zu, fand jedoch, als er dort ankam, weder den Darius ſelbſt, noch eine von ihm zurückgelaſſene Hut, und ging, ohne den geringſten Widerſtand zu finden, über den Fluß. Einige Eingeborne zeigten ihm die Furth, durch welche die Macedonier hinüberzogen, und zwar mit großer Gefahr; denn das Waſſer reichte auch hier bis an die Bruſt, und die Strömung war ſo gewaltig, daß Viele beim Durchwaten fortgeriſſen wurden und ſich nicht aufrecht auf den Beinen erhalten konnten. Alexander gebrauchte dagegen das Mittel, daß er Alle einander bei den Händen faſſen ließ, damit ihre dichten Reihen ganze Ketten bildeten. Darius hatte entweder geglaubt, er werde weiter unten erſt über den Tigris gehen, oder wollte er ihn auf einem ebenen großen Kampfplatz erwarten, um den bei Iſſus begangenen Fehler und den Nachtheil der dortigen Aufſtellung zu vermeiden.

Jetzt ließ Alexander ſein, von der Anſtrengung der Märſche und des Stromübergangs ermüdetes Heer raſten. In dieſen Tagen trat eine große Mondfinſterniß ein; Alexander opferte dem Monde, der Sonne und der Erde, weil dieſe zu dieſer Erſcheinung zuſammen wirken; und der Zeichendeuter Ariſtander erklärte: „das Ereigniß am Monde ſey zu Gunſten Alexanders und der Macedonier; noch in demſelben Monate werde es zu einer Schlacht kommen, und die Opfer verſprächen Alexandern den Sieg.“ Auch dieß wird erzählt: Einer ſeiner Vertrauten meldete ihm, als einen ſpaßhaften Vorfall, daß der Troß des Heeres ſich zum Scherz in zwei Parteien getheilt und jede ihren eigenen Anführer und Feldherrn habe, wovon der Eine Alexander, der Andere Darius genannt werde; zuerſt haben ſie nur von Ferne mit Erdklößen, dann aber mit Fäuſten gegen einander geſtritten, endlich ſeyen ſie in ſolche Hitze und Erbitterung gerathen, daß die Meiſten Steine und

Knüttel gebraucht, und es Mühe gekoſtet habe, ſie zu trennen. Auf dieß befahl Alexander den beiden Anführern einen Zweikampf zu halten, und er ſelbſt bewaffnete den Alexander, Philotas aber den Darius. Nach einem hartnäckigen Streite trug der ſogenannte Alexander den Sieg davon, und erhielt zur Belohnung zwölf Dörfer, und die Erlaubniß, ein perſiſches Kleid zu tragen.

Vom Tigris aufbrechend, nahm er nun ſeinen Zug durch Aſſyrien, zu ſeiner Linken die gordyäiſchen Gebirge, zur Rechten den Tigris. Am vierten Tage nach dem Uebergang brachten ſeine vorausgeſandten Reiter die Nachricht, daß feindliche Reiterei ſich auf der Ebene zeige; wie ſtark? konnten ſie noch nicht errathen. Er ſtellte deßhalb ſein Heer in Schlachtordnung und rückte kampfgerüſtet vor, bis noch Andere von der Vorhut heranſprengten, welche genauer beobachtet hatten, und meldeten, es ſcheinen ihnen nicht über tauſend Pferde zu ſeyn. Nun nahm Alexander ſeine Leibſchaar zu Pferde, eine der berittenen Edelſchaaren und die Päonier und eilte raſch dem übrigen, langſam vorrückenden Heere voraus. Sobald die perſiſchen Reiter ihn mit ſeinen Leuten heranſprengen ſahen, jagten ſie mit verhängten Zügeln davon; Einige jedoch wurden niedergehauen und Andere gefangen, von welchen man erfuhr, daß Darius mit einem großen Heere nicht ferne ſey. Der Perſerkönig ſtand nämlich bei Gaugamela an dem Flüßchen Bumodus (etwa fünfzehn Stunden von der Stadt Arbela entfernt), in einer von allen Seiten offenen Gegend; ſogar alle dem Gebrauch der Pferde hinderlichen Unebenheiten hatten die Perſer längſt zur freien Bewegung der Wägen und der Reiterei eben gelegt.

Alexander machte nun an dem Orte, wo er dieſe Nachricht erhielt, einige Tage lang Halt, ließ ſein Heer vom

Marſche ausruhen und verſchanzte ſein Lager mit Wall und Graben; denn er beabſichtigte, das Gepäck und alle kampfunfähigen Soldaten zurückzulaſſen, die ſtreitbare Mannſchaft aber mit nichts als ihren Waffen beſchwert ins Treffen zu führen. Nach vier Tagen ſetzte er ſich Nachts, etwa um die zweite Nachtwache, mit ſeinem Heere in Bewegung, um gegen Tag den Feind zu erreichen. Darius ſtellte auf die Kunde, daß Alexander heranrücke, ſein Heer ſchlagfertig auf; und Alexander rückte ebenfalls in ſchönſter Ordnung vor. Die Heere waren etwa noch anderthalb Stunden von einander entfernt, hatten ſich aber, weil einige Anhöhen dazwiſchen lagen, noch nicht im Geſicht. Sobald Alexander ſich bis auf dreißig Stadien (dreiviertel Stunden) genähert hatte und mit ſeinem Heere jetzt über die letzten Anhöhen hervorrückend, des Feindes anſichtig wurde, ließ er Halt machen, berief nicht nur die höchſten, ſondern auch alle untergeordneten Anführer ſeines Heeres zu einer Berathung, und legte ihnen die Frage vor: ob er das Heer ſogleich gegen den Feind führen, oder an Ort und Stelle ein Lager beziehen und die ganze Gegend auskundſchaften laſſen ſolle, ob nicht irgendwo etwas Verdächtiges oder Hinderndes, oder wohl gar verborgene Gräben und eingerammte Pfähle ſich fänden? Dieß letztere zu thun, und die Stellung des Feindes genauer in Augenſchein zu nehmen, hatte Parmenio vorſichtig gerathen, und ſeine Anſicht ſiegte am Ende, obgleich die Meiſten, von Kampfluſt erfüllt, lieber ſogleich angegriffen hätten. Das Heer lagerte ſich in derſelben Ordnung, in welcher es zum Treffen ausrücken ſollte, und Alexander ſelbſt machte mit ſeinen leichten Schaaren die Runde in der Gegend, wo die entſcheidende Schlacht geſchlagen werden ſollte. Nach ſeiner Rückkehr berief er dieſelben Anführer wieder und ſagte ihnen, daß zwar ſie durchaus keiner Anfeuerung zum Kampfe von ihm bedürften, da ſie durch ihren eignen Muth und die ſchon vielfach abgelegten Proben ihrer Tapferkeit hinlänglich angeſpornt ſeyen: doch wünſche er, daß Jeder von ihnen die ihm untergebene Heeresabtheilung anfeure und ſie daran erinnere, daß ſie in dieſem Treffen nicht um Cöleſyrien oder Phönicien, auch nicht um Aegypten, wie früher, kämpfen würden, ſondern um ganz Aſien: wer Herr ſeyn ſolle, werde jetzt entſchieden werden. Doch ſey nicht nöthig, ſie mit vielen Worten zur Tapferkeit zu ermuntern, denn dieſe bringen ſie ja vom Hauſe mit; wohl aber dazu, daß Jeder an ſeinem Theile ſich der Ordnung im Kampfe befleißige, und des tiefſten Schweigens, ſobald ſie ſchweigend anzurücken hätten, ſo wie hinwiederum des lauteſten Schreiens, wenn Schreien gut, und des furchtbarſten Schlachtrufes, wenn es zum Schlachtrufe Zeit ſey. Sie ſelbſt aber müßten Sorge tragen, daß ſie nicht nur die Befehle ſchnell vernähmen, ſondern auch ihren Abtheilungen ebenſo ſchnell wieder mittheilten; dabei ſolle Keiner vergeſſen, daß jeder Einzelne durch Pflichtverſäumniß ebenſo das Ganze mit in Gefahr bringe, wie durch eifrige Pflichterfüllung es fördere. Darauf gab er voll Zuverſicht dem Heere Befehl, Mahlzeit zu halten und der Ruhe zu genießen. Alexander ſelbſt aber war, während die Macedonier ſchliefen, mit dem Wahrſager Ariſtander vor ſeinem Zelte beſchäftigt, gewiſſe geheime Ceremonien zu verrichten, und dem Phobos (dem Gotte der Furcht) ein Opfer darzubringen, um ſeine Soldaten vor einem plötzlichen Schrecken zu bewahren. Ein ſolcher ſoll nämlich kurz vorher unter dem Heere, als es des ungeheuren Heerlagers der Perſer anſichtig wurde, und zugleich ein Wetterleuchten am Himmel zuckte, ausgebrochen ſeyn; das ganze Heer ward von einem unerklärlichen Zittern befallen und Angſt durchſchauerte jede Bruſt, als wären ſie in einen Hinterhalt gefallen und unrettbar verloren; Alexander aber, den Ausdruck unerſchütterter Heiterkeit im Angeſicht, zeigte ihnen das Ungegründete ihrer Furcht und beruhigte ſie alsbald wieder. Jetzt in der Nacht, da man die ganze Ebene zwiſchen dem Niphates und den Bergen der Gordyäer von den feindlichen Wachtfeuern erleuchtet ſah, und ein verworrenes Getöſe und Lärmen aus dem Lager, wie aus einem Meere herüber ſchallte, beſprachen ſich die Vertrauten Alexanders, über die Menge der Feinde erſtaunt, darüber, wie ſchwer und mißlich es ſeyn würde, ein ſo ungeheures Heer in offener Feldſchlacht zu überwältigen. Wie nun der König mit dem Opfer fertig war, gingen ſie zu ihm, und Parmenio, das Wort führend, rieth ihm, die Feinde in der Nacht anzugreifen; denn neben dem Unerwarteten und Verwirrenden des Ueberfalls werde zugleich die Nacht die Schrecken deſſelben vermehren und das Mißverhältniß in der Zahl beider Heere verbergen. Alexander aber erwiederte ihm: Schimpflich wäre es, den Sieg zu ſtehlen: offen und ohne Liſt müſſe Alexander ſiegen. Dieſe Antwort nun ſchien Manchem etwas kindiſch und eitel, daß er bei drohender Gefahr noch ſcherze. Einige jedoch waren der Anſicht, daß er nicht nur für die Gegenwart mit gutem Grunde ſolches Vertrauen hegte, ſondern auch von dem Erfolge ganz richtig urtheilte, wenn er dem Darius nach einer erlittenen Niederlage keine Ausrede und Entſchuldigung laſſe. Denn Darius würde dann alle Schuld auf die Nacht und den Ueberfall geſchoben haben, wie bei der vorigen Schlacht auf die Berge und die engen Päſſe und das Meer, und würde wohl nie aus Mangel an Waffen und Soldaten vom Kriege abgeſtanden ſeyn, wenn er nicht, durch eine Niederlage in offener Feldſchlacht am lichten Tage von der Ueberlegenheit ſeines Gegners überzeugt, allen Muth und alle Hoffnung hätte aufgeben müſſen. Nachdem die Andern weggegangen waren, legte ſich Alexander in ſeinem Zelte zur Ruhe, und fiel, wie man erzählt, den übrigen Theil der Nacht, wider Gewohnheit in einen ſo tiefen Schlaf, daß die bei Anbruch des Tages ſich einfindenden Feldherrn ſich ſehr verwunderten, und einſtweilen für ſich den Soldaten Befehl gaben, das Frühmahl einzunehmen. Da jedoch die Zeit drängte, ging Parmenio hinein, trat vor das Bett und rief ihn drei Mal mit Namen, bis er erwachte. Parmenio drückte ſeine Verwunderung aus, daß er ſo feſt und ruhig ſchlafen könne, als wenn er ſchon wirklich geſiegt hätte, und nicht eben erſt die wichtigſte und entſcheidenſte Schlacht liefern wollte. Alexander verſetzte mit lächelnder Minne: „Wie? meinſt du nicht, daß wir ſchon geſiegt haben, da wir endlich der Mühe überhoben ſind, herum zu ziehen, und den Darius, der jedem Treffen ausweicht, in einem ſo weiten und verheerten Lande aufzuſuchen?“

Darius ſeinerſeits hatte ſein Heer die Nacht über in derſelben Stellung, die er ihm gleich anfangs gegeben, unter den Waffen gehalten, weil er kein hinlänglich befeſtigtes Lager hatte, und fürchtete, in der Nacht vom Feinde angefallen zu werden. Und dieß lange Stehen unter den Waffen und die Bangigkeit, welche durch das lange Harren in der Ungewißheit entſtand, hat gewiß den Perſern vielen Schaden gethan, indem es ihre Kraft nutzlos erſchöpfte und die Friſche des Muthes ihnen raubte.

Als nun die Heere einander entgegen rückten, da zeigte es ſich, daß das Heer des Darius das macedoniſche mit dem ganzen linken Flügel überragte, denn vielfach waren die Perſer den Macedoniern an Zahl überlegen, und es betrugen wenigſtens ihre Reiter allein ebenſo Viele, als die geſammten Truppen Alexanders, nämlich über vierzigtauſend. Um ſo mehr mußten die Macedonier auf ihre Kriegskunſt, auf die Schnelligkeit und Sicherheit ihrer Bewegungen, auf die Geübtheit ihrer erprobten Anführer, und auf das begeiſternde Glück ihres Königs ſich verlaſſen. Auch ſollen ſie durch ein merkwürdiges Zeichen erfreut und geſtärkt worden ſeyn. Nachdem Alexander, die Lanze in die linke Hand nehmend, und die Rechte gen Himmel erhoben zu den Göttern um Stärke und Sieg gebetet, deutete der ihm zur Seite reitende Wahrſager Ariſtander, im weißen Kleide, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und einen Lorbeerzweig in der Hand, auf einen Adler, der über Alexander ſchwebte und durch ſeinen Flug das Heer gerade gegen den Feind leitete, und dieſer Anblick beſeelte Alle mit Muth und Vertrauen.

Hart aber war der Kampf, der ſich entſpann. Nachdem die Sichelwagen, auf die vorrückende Palanx ſich ſtürzend, ziemlich unſchädlich durch die geöffneten Reihen hindurchgerollt, und dann Pferde und Lenker mit Wurfgeſchoſſen getödtet worden waren, begann zwiſchen der Mitte des perſiſchen Heeres, wo auch wieder Darius auf ſeinem Wagen ſich befand, umgeben von den königlichen Verwandten, von der perſiſchen Leibwache, den ſogenannten Apfelträgern, von den Indiern, den Kariern und Mardern, und dem ihr entgegenrückenden rechten Flügel der Macedonier, Alexander an der Spitze, der entſcheidende Angriff und Kampf, von beiden Seiten längere Zeit mit großer Tapferkeit und Hartnäckigkeit unterhalten. Als die Könige einander nahe kamen, warf Alexander den Spieß gegen Darius, verfehlte ihn aber, und traf den neben dem Könige ſtehenden Wagenlenker, ſo daß dieſer niederſtürzte. Da ſchrieen die Gefährten des Darius auf, und die entfernter Stehenden glaubten, der König ſelbſt ſey gefallen. Als nun dieſe zu fliehen anfingen, folgten ihre

Nachbarn dem Beiſpiele, und allmählig wurde bei der Schaar, von welcher Darius umſchloſſen war, der Riß immer größer und ebenſo wuchs die Verwirrung und Beſtürzung, welche zuletzt auch den König mit fort riß. Allgemein war jetzt die Flucht auf dieſer Seite, und Alexander mit den Macedoniern ſetzte den Perſern hitzig nach. Aber auf andern Punkten war nicht ſo glücklich geſtritten worden; Mazäus, der den rechten Flügel der Perſer anführte, hatte gleich beim Anlauf viele Feinde niedergehauen, und dreitauſend kaduſiſche und ſkythiſche Reiter abgeſchickt, das feindliche Heer zu umgehen und das Lager mit dem ſämmtlichen Gepäck und den Gefangenen anzugreifen. Wirklich brachen ſie in das ſchwach beſetzte Lager der Macedonier ein, fingen an zu plündern und befreiten viele Gefangene, welche ſelbſt auch zum Theil die Waffen ergriffen. Die Mutter des Darius aber, Siſygambis, blieb mit unveränderter Miene und Farbe bei dem Vorfall, der ihr die Freiheit zu bringen ſchien, unbeweglich ſitzen, gleich als fürchtete ſie, durch zu frühe Freude das Glück zu erzürnen und wieder zu verſcheuchen. Parmenio hatte, den Einbruch der Perſer im Lager bemerkend, Boten an Alexander um Hülfe geſchickt, der König hatte die Boten ſcharf zurückgewieſen: ſie ſollten dem Parmenio ſagen, dem Sieger in der Schlacht gehöre Alles, und ſo gelte es nur, tapfer zu kämpfen und im Nothfall mit Ehren zu fallen; nachher aber hatte er doch ſelbſt dem Lager Hülfe zugeſchickt. Nicht minder wurde Parmenio's Flügel von Mazäus bedrängt, ſo daß Alexander von der Verfolgung ablaſſen und umkehren mußte, um ihn aus dem Drang zu retten. Ohne ſeinen eigenen glücklichen, entſcheidenden Angriff auf den Mittelpunkt von Darius Heer, hätte der öfters ſchwankende Sieg der Ueberzahl der tapfer fechtenden Perſer zufallen können; aber das Unglück derſelben auf dem Hauptpunkt, ihre Schwerfälligkeit und die Maſſe derer, die, nicht zum Kampfe ſelbſt kommend, nur die Flucht theilten und die Verwirrung vermehrten, hatte ihre gänzliche, furchtbare Niederlage, ihre regelloſeſte Zerſtreuung und Auflöſung zur Folge, und den ungeheuern Verluſt von hunderttauſend oder mehr Perſern, während nur hundert, nach andern Berichten fünfhundert Macedonier getödtet worden ſeyn ſollen; denn erſt auf der Flucht begann das gräßlichſte Gemetzel, während auch Viele erſtickt, zertreten, von den Pferden zerſtampft wurden, und von der brechenden Brücke über den Fluß Lykus hinabſtürzten und ertranken. Verwundet aber waren viele Macedonier, und namentlich mehrere angeſehene Anführer: Hephäſtio, Perdikkas, Cönus und Menidas. Alexander verfolgte, nachdem der Sieg überall entſchieden war, den Darius, ſo lange es hell war, ging noch über den Lykus, und lagerte ſich daſelbſt, um Menſchen und Pferde ein wenig raſten zu laſſen. Auch Parmenio ſetzte dem Feind nach und eroberte das feindliche Lager, das Gepäck, die Elephanten und die Kamele. Nach Mitternacht ſetzte Alexander die Verfolgung fort, gegen die Stadt Arbela zu (von welcher gewöhnlich die Schlacht genannt wird), wo er den Darius, ſeine Schätze und das übrige königliche Feldgeräthe in ſeine Gewalt zu bekommen hoffte. Wirklich kam er an dieſem Tage in Arbela an, nachdem er im Ganzen wenigſtens ſechshundert Stadien, (etwa fünfzehn Stunden) unmittelbar vom Schlachtfeld aus zurückgelegt hatte. Darius war nicht mehr in Arbela; ohne eine Weile zu raſten, war er weiter geflohen; die Schätze dagegen und das ganze Feldgeräthe fielen in die Hände des Siegers, und abermals wurde der Wagen, der Schild und Bogen des Königs erbeutet. Darius hatte gleich vom Schlachtfelde aus ſeine Richtung an den armeniſchen Gebirgen hin nach Medien genommen, und mit ihm flohen die Baktrier, die königlichen Verwandten und die ſogenannten Apfelträger, auch zweitauſend Söldner unter dem Phocäer Paeon und dem Aetolier Glaukus; den Weg nach Medien aber hatte er eingeſchlagen, weil er vermuthete, Alexander werde unmittelbar nach der Schlacht auf Suſa und Babylon los ziehen. Denn in dieſer Richtung war lauter bewohntes Land, der Weg zum Fortſchaffen des Gepäckes nicht beſchwerlich, und Babylon und Suſa augenſcheinlich der Preis des Kampfes, während auf der Straße nach Medien mit einem großen Heere ſchwer durchzukommen war.

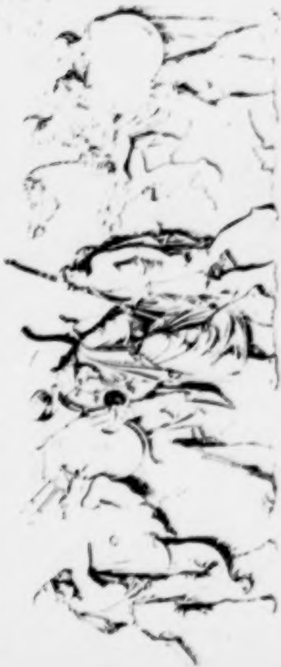
Dieſe, über das Schickſal des perſiſchen Reichs entſcheidende Schlacht fiel vor am erſten Oktober des Jahres 331 vor Chriſtus.

11.

Alexander in Babylon, Suſa und Perſepolis.

Darius hatte ſich nicht geirrt: Alexander ſetzte ſich wirklich gegen Babylon in Bewegung, unterwegs durch nichts aufgehalten. Als er ſich Babylon näherte, kam ihm der Perſer Mazäus, welcher ſich nach der Schlacht in dieſe Stadt geworfen hatte, mit ſeinen erwachſenen Söhnen, um Gnade flehend, entgegen, und übergab dem Sieger ſich und die königliche Reſidenz. Der König war ſehr erfreut, daß eine Stadt, deren Belagerung viele Zeit und Mühe gekoſtet haben würde, ſo leicht in ſeine Hände fiel und ein ſo angeſehener und tapferer Mann, wie Mazäus, ſich ihm unterwarf, und nahm deßhalb den Perſer mit ſeinen Söhnen freundlich auf, rückte jedoch in Schlachtordnung gegen die Stadt an. Ein großer Theil der Babylonier war innerhalb der Mauern geblieben, begierig den neuen König nun bald zu ſehen, Viele aber waren ihm entgegengezogen. Unter dieſen war namentlich Bagophanes, der Schatzmeiſter des Königs in Babylon, der, um nicht von Mazäus übertroffen zu werden, den ganzen Weg hatte mit Blumen beſtreuen und auf beiden Seiten ſilberne Altäre aufſtellen laſſen, worauf Weihrauch und alle Arten von wohlriechenden Gewürzen aufgehäuft waren. Geſchenke folgten ihm, Heerden von Rindern und Pferden, und ſogar Löwen und Panther wurden in Käfigen mit hinausgeführt. Dann kamen die Magier, nach ihrer Weiſe ihren Feſtgeſang anſtimmend. Nach dieſen die Chaldäer und nicht nur die Prieſter, ſondern auch die Muſiker mit ihren verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten, welche das Lob des Königs zu ſingen, ſo wie die Chaldäer den Gang der Geſtirne zu beobachten und darnach zu weiſſagen pflegten. Hierauf kamen zum Schluß babyloniſche Reiter, deren Tracht und Schmuck, ſo wie auch die Rüſtung ihrer Pferde, mehr noch Ueppigkeit als Pracht zeigte. Der König, von ſeinen Gewaffneten umgeben, hieß den Schwarm der Babylonier ſeinem Fußvolk ſich hinten anſchließen; er ſelbſt fuhr im Wagen in die Stadt und in die Königsburg ein, und nahm dann alsbald von den unermeßlichen Schätzen Beſitz.

Einige Zeit raſtete er in Babylon und befahl den Babyloniern, die von Xerxes zerſtörten heiligen Gebäude wieder aufzurichten, namentlich den Tempel des Belus, dem er ſelbſt auch Opfer darbrachte, und welchem die Babylonier unter allen Göttern die höchſte Verehrung erwieſen. Auf dieſe Weiſe wollte er ſich ihnen als Freund und Wohlthäter, als verehrender Beſchützer ihrer Götter zeigen, gegen welche die Perſer ſich feindlich benommen hatten. Nachdem er einen Statthalter von Babylon ernannt, auch einen ſolchen, (den Mithrines, der ihm die Burg von Sardes übergeben) nach Armenien geſchickt, und eine Beſatzung in der Stadt zurückgelaſſen hatte, brach er nach Suſa auf. Noch unterwegs begegnete ihm der Sohn des Satrapen in Suſa und ein Briefbote von Philoxenus meldete ihm, daß die Suſier die Stadt übergeben hätten und die Schätze alle für ihn gerettet ſeyen. Zwanzig Tage nach ſeinem Aufbruch in Babylon langte er in Suſa an; und gleich nach ſeiner Ankunft in der Stadt



nahm er die Schätze in Empfang, die ſich auf fünfzigtauſend Silbertalente und wie Andere behaupten, neuntauſend Talente in geprägtem Golde beliefen, ſo wie das ganze Feldgeräthe des Königs, und eine unbeſchreibliche Menge anderer Reichthümer und Koſtbarkeiten, wie z. B. hundert und fünfzig Talente hermioniſchen Purpurs, der, beinahe zweihundert Jahre aufbewahrt, noch ganz friſch und glänzend geweſen ſey; auch die ehernen Standbilder von Harmodius und Ariſtogiton, welche Xerxes von Athen weggeführt hatte, und welche Alexander den Athenern zurückſchickte. Als der König von den Schätzen Beſitz nahm, ſetzte er ſich auf den königlichen Thron, der aber für einen Mann von ſeiner Leibesgröße — Alexander war von kaum mittlerem Wuchſe — zu hoch war. Nun trug ein Edelknappe, als er ſah, daß die Füße des Königs weit nicht bis an den Schemel des Thrones reichten, den Tiſch des Darius herbei und ſtellte ihn unter Alexanders Füße. Er paßte genau und der König lobte den Einfall. Ein Eunuch *) aber, der neben dem Throne ſtand, wurde in ſeinem Innern ſo bewegt, daß er Thränen über den Wechſel des Glücks vergoß. Alexander fragte ihn um den Grund, und Jener antwortete: „Nun bin ich dein Knecht; vorher war ich des Darius Knecht, und da mir die Liebe zu meinem Herrn angeboren iſt, konnte ich nicht ohne Wehmuth ſehen, wie ein Hausgeräth, das bei ihm ſehr in Ehren gehalten war, jetzt ſo in Verachtung gekommen iſt.“ Der König wurde bei dieſen Worten nachdenklich über den völligen Umſturz der perſiſchen Königsmacht; er erkannte, was er gethan, als eine Anmaßung, die ſeiner Milde gegen die gefangenen Frauen

---

*) Ein Diener der perſiſchen, überhaupt der orientaliſchen Hofhaltungen.

nicht entſpreche. Daher wollte er den Tiſch wieder wegtragen laſſen, Philotas aber, der dabei ſtand, ſagte: „es iſt ja kein Uebermuth, da es nicht von dir befohlen, ſondern durch das Walten einer gütigen Gottheit veranſtaltet ward.“ Dieß Wort nahm der König als einen höhern Wink und befahl den Tiſch unter dem Throne ſtehen zu laſſen. In Suſa ließ Alexander die Mutter des Darius, ſeine Töchter und ſeinen Sohn zurück, und beſtellte Lehrer, von welchen Letztere in der griechiſchen Sprache unterrichtet werden ſollten. Zum Statthalter von Suſiana ernannte er den Perſer Abulites, wie er zuvor ſchon dem Mazäus und Mithrines wichtige Statthalterſchaften übertragen hatte, und zeigte hiemit ſeine Abſicht, die Perſer nicht als unterworfene Feinde zu behandeln, ſondern, ſobald ſie ſich ihm aufrichtig unterwarfen, ſie ſeinen Maceconiern und ſeinen Freunden gleich zu ſtellen. In Suſa trafen auch neue Verſtärkungen aus Macedonien bei ihm ein, Reiter und Fußvolk; dagegen ſchickte Alexander dem Antipater große Geldſummen zum Kriege gegen die Lacedämonier, auch theilte er Vieles unter ſeine ſämmtlichen Soldaten aus, welche ſich wohl auch ſonſt durch Beute nicht wenig bereicherten. Es wurden nach vaterländiſchen Gebräuchen Opfer gebracht, Fackelrennen und Wettſpiele aller Art veranſtaltet, und dann brach Alexander in das Land der Urier ein. Ein Theil der Urier, der in der Ebene wohnte, gehorchte einem perſiſchen Statthalter und ergab ſich dem Alexander; die ſogenannten Bergurier aber erkannten die perſiſche Herrſchaft nicht an, und ließen jetzt Alexandern ſagen: nicht anders würden ſie ihm den Durchgang nach Perſis mit Heeresmacht geſtatten, als wenn ſie das Nämliche von ihm erhielten, was ſie auch von dem perſiſchen Könige für den Durchzug gewöhnlich empfangen hätten. Alexander ſchickte ihre Abgeordneten nach Hauſe und forderte ſie auf, nur zu den Engpäſſen zu kommen, durch deren Beſetzung ſie den Durchzug nach Perſien in ihrer Macht zu haben glaubten; dort ſollten ſie auch von ihm das Beſtimmte in Empfang nehmen. Dann ſtellte er ſich an die Spitze der königlichen Leibſchaar, der Rundſchildner und achttauſend anderer Soldaten aus dem übrigen Heere und ließ ſich durch Führer aus Suſa bei Nacht einen andern als den gewöhnlichen Weg zeigen. So kam er auf einem rauhen und beſchwerlichen Wege mit Tagesanbruch an's Ziel, fiel über die Dörfer der Urier her, und machte nicht nur große Beute, ſondern erſchlug auch Viele noch im Schlafe; die Uebrigen flüchteten ſich in die Gebirge. Er ſelbſt zog raſch auf die Engpäſſe los, wo er die Urier in Maſſe anzutreffen erwartete, bereit, das Beſtimmte in Empfang zu nehmen. Noch vorher jedoch entſandte er den Kraterus, um die Höhen zu beſetzen, nach welchen ſich vermuthlich die übermannten Urier zurückziehen würden, und rückte nun in größter Eile vor. So gelang es ihm, ſich unerwartet der Zugänge zu bemeiſtern, und im gemeſſenem Schritte führte er jetzt ſeine Leute gegen die Barbaren. Dieſe, nicht nur durch die Schnelligkeit Alexanders überraſcht, ſondern auch der Vortheile des Bodens, auf die ſie ſich am meiſten verlaſſen hatten, beraubt, ergriffen die Flucht, ohne an Gegenwehr zu denken. Fliehend fanden ſie den Tod zum Theil unter den Schwertern Alexanders und ſeiner Leute, Viele auch auf dem Wege, der an Abgründen hin führte, und zum größten Theil auf den Bergen, wo ſie Rettung ſuchten, und dem Kraterus und ſeinen Leuten in die Hände fielen. Dieß war der Ehrendank und Lohn, den Alexander ihnen reichte; und nur mit Mühe und auf vieles Bitten, — auch die Mutter des Darius ſoll ſich für ſie verwendet haben, — geſtand er ihnen zu, im Beſitze ihres

Landes zu bleiben und dafür eine jährliche Abgabe an ihn zu entrichten, nämlich tauſend Pferde, fünfhundert Laſtthiere und dreißigtauſend Schafe; denn Gold hatten die Uxier nicht, auch keinen zum Anbau geeigneten Boden. Daß die Könige der Perſer, die Gebieter eines unermeßlichen Reiches, einem ganz von ihren Ländern umſchloſſenen, kleinen Hirtenvolke den Durchgang durch ſeine Gebirge ſogar mit Geld bezahlten, dieß zeigt, wie wenig kräftig doch in manchen Stücken dieſe dem Anſchein und dem Umfang nach ſo große Macht war.

Von hier aus ließ Alexander das Gepäck, die Theſſaliſchen Reiter, die Bundesgenoſſen, die Söldner und was etwas ſchwere Rüſtung trug, unter Parmenio auf der großen Heerſtraße und das Land Perſis vorrücken; er ſelbſt aber ſtellte ſich an die Spitze des macedoniſchen Fußvolks, der Reiterei der Edelſchaaren, der berittenen Vortraber, der Agrianer und Bogenſchützen und zog in Eilmärſchen durch das Gebirge. Bei den perſiſchen Päſſen angekommen, ſtieß er auf den perſiſchen Satrapen Ariobarzanes, welcher mit etwa vierzigtauſend Mann Fußvolk und ſiebenhundert Reitern nach der Schlacht von Gaugamela ſich hieher gezogen, die Päſſe vermauert und hinter der Mauer ein Lager bezogen hatte, um ihm den Durchgang zu verwehren. Vor der Hand lagerte ſich auch Alexander; am folgenden Tage führte er ſein Heer in Schlachtordnung vor die Mauer: aber da er ſich überzeugte, daß auf ſo ungünſtigem Boden unmöglich ein Sturm gelingen könne, und ihm durch Maſchinenwürfe von der Höhe herab viele Leute verwundet wurden, kehrte er wieder ins Lager zurück. Hier erboten ſich ihm Gefangene, ihn auf einem andern, jedoch rauhen und engen, mit tiefem Schnee bedeckten Wege um den Paß herum zu führen, ſo daß er den Feinden in den Rücken käme. Alexander ließ den Kraterus und Meleager mit einem Theil des Heeres im Lager zurück, mit dem Befehl, die Mauer zu berennen, ſobald ihnen Trompetenſtöße das Zeichen gäben, daß der König den Feind glücklich umgangen habe und gegen das Lager anrücke. Er ſelbſt zog mit dem größern Theil des Heeres in der Nacht aus, und traf, von den Wegweiſern gut geführt, ſeine Anordnungen ſo geſchickt und führte ſeinen Plan mit ſolcher Schnelligkeit aus, daß Alles gelang. Die Perſer wurden gänzlich überraſcht, von allen Seiten zugleich angegriffen und die Meiſten niedergehauen; mit wenigen Reitern rettete ſich Ariobarzanes in die Gebirge. Alexander ging nun ohne Aufenthalt über den Fluß Araxes, über welchen er durch vorausgeſandte Abtheilungen eine Brücke hatte ſchlagen laſſen, und rückte ſo raſch nach Perſepolis vor, daß er durch ſeine Ankunft der Plünderung der Schätze durch diejenigen, welche mit ihrer Bewachung beauftragt waren, zuvorkam. Tiridates, der Befehlshaber der Stadt, ſoll ihm geſchrieben haben, er werde ſie ihm übergeben, wenn er vor denen eintreffe, welche ſie für den Darius beſetzen und vertheidigen ſollten. Auch in Paſargadä fielen die Schätze in ſeine Hände, welche in den Schatzkammern von den Zeiten des ältern Cyrus her geſammelt lagen, hundert und zwanzigtauſend Talente, wie berichtet wird. Einen Theil dieſes Geldes wollte Alexander mit ſich nehmen zu ſeinem Bedarf für den Krieg, den andern Theil aber nach Suſa bringen und in dieſer Stadt verwahren. Daher ließ er aus Babylon und Meſopotamien und aus Suſa eine Menge von Mauleſeln, ſowohl Laſtthiere, als Zugvieh, und dazu dreitauſend laſttragende Kamele kommen, und durch dieſelben Alles an die beſtimmten Orte ſchaffen. In Perſepolis wollte er die Schätze nicht laſſen, weil er über dieſe Stadt Anderes beſchloſſen hatte.

Perſepolis war die Hauptſtadt in dem eigentlichen Stammland der Perſer, welche ſich die Länder Aſiens unterworfen hatten, eine prächtige und ſehr reiche Stadt, obgleich ſie nie die eigentliche Reſidenz der Perſerkönige geweſen war, ſondern nur gleichſam ihre Todtenreſidenz; denn die Leichname faſt aller Könige wurden dahin gebracht, in den ſogenannten Königsberg, einen ausgehauenen Fels der Königsburg, der in der Mitte mehrere Gemächer hatte, worin die Särge der Verſtorbenen waren. Dahin führte keine ordentliche Treppe, ſondern die Todten wurden, um daſelbſt beigeſetzt zu werden, durch künſtliche Maſchinen emporgehoben. In der Burg ſelbſt aber waren mehrere prächtig ausgerüſtete Gemächer für die Könige und Feldherrn, und zur Aufbewahrung der Gelder zweckmäßig eingerichtete Schatzkammern. So konnte dieſe Stadt wohl als der Mittelpunkt und das Heiligthum, als die Wiege und das Pfand der perſiſchen Herrſchaft gelten. Wenn auch ihre Einwohner nichts beſonders Feindſeliges gegen die Macedonier unternommen hatten, ſo war es doch unzweifelhaft, daß ſie über die Siege Alexanders und den Sturz der perſiſchen Herrſchaft mehr als alle Uebrigen ſich betrüben und zürnen würden, und Alexander konnte ſie daher wohl als die den Griechen feindlichſte Stadt in Aſien anſehen. Zugleich war er auch vielleicht erbittert durch ein ſeltſames und gräßliches Schauſpiel, welches ſich ihm auf dem Wege nach Perſepolis dargeſtellt haben ſoll. Es kamen ihm nämlich Griechen, ungefähr achthundert an der Zahl, größtentheils im Alter ſchon weit vorgerückt, als Schutzflehende entgegen. Sie waren von den vorigen Königen aus ihrer Heimath vertrieben worden und Alle verſtümmelt, entweder an den Händen, oder an den Füßen, oder an Ohren und Naſen. Man hatte denen, die eine Wiſſenſchaft oder Kunſt verſtanden, blos die Glieder gelaſſen, die ſie zur Ausübung ihrer Kunſt bedurften, die übrigen aber abgehauen. Alexander konnte ſich bei ihrem Anblick vor Mitleid der Thränen nicht enthalten, beſchenkte ſie aufs großmüthigſte und ſorgte für ihre Zukunft. Dieß mochte ihn auch gegen die Perſer und ihre Hauptſtadt erbittern, und er überließ Perſepolis, mit Ausnahme der Königsburg, den Truppen zur Plünderung, die er ſo für die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten belohnen wollte. Es war die reichſte Stadt unter der Sonne, und die Wohnungen der Bürger ſeit langer Zeit mit Reichthümern aller Art angefüllt. Die Macedonier gingen nun von Haus zu Haus, alle Habe plündernd, die ſie in großer Menge fanden, namentlich viel Geräthe und allerlei Schmuck. Da wurde viel Silber weggeſchleppt und nicht wenig Gold geraubt. Viele koſtbare Kleider, theils mit Meerpurpur gefärbt, theils mit goldenen Stickereien verziert, wurden ein Preis der Sieger. Den ganzen Tag plünderten die Macedonier und doch konnte ihre unerſättliche Habſucht nicht geſtillt werden. So übermäßig war die Raubgier dieſer Plünderer, daß ſie mit einander Streit anfingen, und Manchen, der ſich einen größern Theil der Beute zugeeignet, umbrachten. Einige zerhieben die koſtbarſten Stücke, die ſie fanden, mit dem Schwert und nahmen ſich Jeder ſeinen Theil. Andere hieben in der wilden Gier denen, die ſich um die Beute mit ihnen zankten, die Hände ab. Die Weiber wurden in ihrem vollen Schmuck mit Gewalt fortgeſchleppt und in ihrer Gefangenſchaft wie Sklaven behandelt. So weit die Stadt Perſepolis die andern an Wohlſtand übertraf, um ſo viel trauriger war ihr Schickſal, als das der übrigen Städte.

Es ſcheinen damals in der Seele Alexanders die Großmuth, welche zu verzeihen und zu ſchonen, und die Klugheit, welche zu gewinnen und Vertrauen zu erwecken gebot, im Kampfe geweſen zu ſeyn mit der Rachſucht, die er ſelbſt und mit ihm viele Griechen gegen die Perſer, die Zerſtörer Athens, die Verwüſter Griechenlands und ſo vieler Tempel, von alten Zeiten her hegten, mit dem Uebermuthe des Siegers, und mit dem Wunſch, ſeine Soldaten durch große Beute zu belohnen und für die Zukunft zum Kriege zu ermuntern. So wurde in oder vor dem königlichen Palaſt eine große Bildſäule des Xerxes umgeſtürzt; als Alexander dieſe vor ſich liegen ſah, blieb er ſtehen und redete ſie wie eine lebende Perſon an. „Sollen wir dich,“ ſagte er, „um des gegen die Griechen geführten Kampfes willen hier liegen laſſen, oder deiner andern großen und rühmlichen Eigenſchaften wegen wieder aufrichten?“ Endlich aber ging er nach langem Stillſchweigen und Nachdenken an der Bildſäule vorüber, ohne ſie aufrichten zu laſſen. Er konnte ſich nicht enthalten, den als einen Feind zu behandeln, deſſen Nachfolger er jetzt wurde. Als er ſich zum erſten Mal auf den königlichen Thron unter dem goldenen Prachthimmel ſetzte, ſoll der Korinthier Demaratus, ein alter Gaſtfreund des macedoniſchen Hauſes, nach Art alter Leute herzlich geweint, und ausgerufen haben: „Welche große Freude haben die Griechen entbehren müſſen, die geſtorben ſind, ehe ſie Alexandern auf dem Throne des Darius konnten ſitzen ſehen!“

Mit der Beſitznahme von Perſepolis und der übrigen Städte des eigentlichen Perſiens hatte Alexander den eigentlichen Preis des Krieges errungen; nachdem er das Land erobert, von welchem die Beherrſcher Aſiens ausgezogen waren, und wohin die Schätze der unterworfenen Völker großentheils ſtrömten, war ihm die Herrſchaft über Aſien zugefallen. Seine Macedonier und die Griechen ſahen in ihm den Eroberer des perſiſchen Reiches, den Rächer Griechenlands; ſie erwarteten und verlangten von ihm die Früchte des Siegs als verdienten Lohn ihrer Tapferkeit und ſahen ſich als Herren der unterworfenen Barbaren an, welche freilich den meiſten der rohen Macedonier, Thracier, Theſſalier, Illyrier an Bildung und Sitte überlegen waren, und nur von den vornehmeren Macedoniern und übrigen Hellenen darin übertroffen wurden; Alexander dagegen fühlte ſich wohl auch zuweilen als Sieger und Krieger, zugleich aber auch als König von Aſien ebenſo wie von Macedonien, und gedachte die unterworfenen Perſer nicht unter die Macedonier, ſondern ihnen gleich zu ſtellen. Unendlich ſchwieriger war jetzt der Beruf und die Stellung Alexanders, als Feldherr einerſeits und andererſeits als König von Aſien; es war unmöglich, alle Forderungen an jenen und an dieſen zugleich zu erfüllen und keine Unzufriedenheit zu erregen. Anfangs waren die Macedonier ſehr wohl mit dem Helden zufrieden, welcher ihnen die üppigen Genüſſe Babylons, Suſa's und Perſepolis' in reichem Maße verſchaffte und ihnen in der letztern Stadt eine Raſt von vier Monaten gönnte. Der König war durch die erbeuteten Schätze in Stand geſetzt, ſeiner natürlichen Neigung zur Freigebigkeit vollen Lauf zu laſſen; auch verband er damit ein freundliches, wohlwollendes Weſen, welches den Wohlthaten den wahren Werth gibt. So wird Folgendes von ihm erzählt: Ariſton, der Anführer der Päonier, hatte einen Feind erlegt und zeigte deſſen Kopf dem Könige mit den Worten: „Ein ſolches Geſchenk, o König, wird bei uns eines goldenen Bechers werth geachtet.“ Alexander verſetzte lachend: „Doch nur eines leeren, ich aber will dir einen mit Wein gefüllten zutrinken.“ Ein gemeiner macedoniſcher Soldat trieb ein mit königlichem Golde beladenes Maulthier, und als das Thier nicht mehr fortkam, trug er ſelbſt die Laſt weiter. Der König ſah dieß, und als er eben die Laſt ablegen wollte, ſprach er zu ihm: „Ermüde noch nicht, mein Freund, ſondern geh noch ein Stückchen weiter und trage dieß in dein eigenes Zelt.“ Er zürnte eher denjenigen, welche ſeine Geſchenke nicht annahmen, als die ihn um etwas anſprachen. Dem Athener Phocion ſchrieb er: er würde ihn nicht mehr für ſeinen Freund erkennen, wenn er ferner ſeine Geſchenke ausſchlüge. Dem Serapion, einem der Jünglinge, mit welchen er Ball zu ſpielen pflegte, hatte er noch gar nichts gegeben, weil er nie etwas verlangte. Als nun einſt Serapion beim Ballſpiel den Ball immer Andern und nie dem Alexander zuwarf, ſagte der König: „Gibſt du ihn denn mir nie?“ „Ha,“ verſetzte Serapion, „du haſt ihn ja noch nicht verlangt.“ Auf dieß beſchenkte ihn der König reichlich. Dem Parmenio ſchenkte er das Haus des Bagoas, worin Kleidungsſtücke allein im Werthe von tauſend Talenten gefunden worden ſeyn ſollen. Dem Perillus, einem ſeiner Freunde, der ihn um eine Mitgift für ſeine Töchter gebeten, befahl er, fünfzig Talente zu nehmen; und als dieſer verſetzte: zehn ſeyen genug, antwortete er: „Ja, für dich zu nehmen, aber nicht genug für mich zu geben.“ Seinem Schatzmeiſter hatte er befohlen, dem Philoſophen Anaxarchus ſo viel zu geben, als er begehre; als er hörte, daß derſelbe hundert Talente verlange, ſagte er: „Er hat Recht, weil er weiß, daß er einen Freund hat, der ſo viel ſchenken kann und will.“ Wie ungeheuer groß die Reichthümer waren, die er unter ſeine Freunde und ſeine Leibwache vertheilte, deutet Olympias an in einem Briefe an ihn. „Sonſt,“ ſchrieb ſie, „erwieſeſt du deinen Freunden Wohlthaten, und erwarbeſt dadurch Ruhm und Ehre. Jetzt aber machſt du ſie Alle Königen gleich, und ſetzeſt ſie in den Stand, ſich viele Freunde zu erwerben, während du dich ſelbſt von Freunden entblößeſt.“ Dergleichen Briefe ſchrieb Olympias oft an ihn, und machte ihm bittere Vorwürfe, weil er ihr nicht erlaubte, ſich in Staats- und Kriegsangelegenheiten zu miſchen, deren Führung zu Hauſe er dem Antipater übertragen hatte; und

Antipater beklagte ſich ſeinerſeits über ſie. Alexander ſchickte ſeiner Mutter reiche Geſchenke, ließ ſie die Klagen Antipaters nicht entgelten, hielt ihre Briefe geheim, und als einmal Hephäſtio, wie er zu thun pflegte, einen geöffneten Brief von ihr mit ihm durchlas, wehrte er es ihm nicht, nachher aber nahm er den Siegelring von ſeiner Hand und drückte ihm denſelben auf den Mund.

Bei ſolcher Freigebigkeit folgte Alexander der ihm angebornen Großmuth und Dankbarkeit und glaubte auch, die ſo reich Beſchenkten ſich zu bleibendem Dank und ergebenſter Treue zu verpflichten, aber ſie trug ihm mitunter bittere Früchte. Die Einen unter den Macedoniern wurden durch die ihnen zu Theil gewordenen Schätze befriedigt und geſättigt, und wünſchten jetzt nichts mehr, nachdem ſie den Preis des Sieges erlangt, als denſelben in Frieden und Ruhe, in der Fremde oder zu Hauſe, zu genießen, und nicht mehr zu neuen Mühſeligkeiten auszuziehen: die Andern aber waren unerſättlich, wünſchten, je mehr ihnen der König gab, um ſo mehr zu bekommen, und ſteckten ihren Wünſchen und Forderungen kein Ziel. Beſonders aber mußte er nun auch ſehen, daß ſeine Begleiter, hohe und niedere, ſich der Ueppigkeit und Schwelgerei ergaben und in ihrer Lebensart die übertriebenſte Pracht zur Schau trugen. Schon in der üppigen Stadt Babylon hatten ſich die Soldaten im Uebermaß den Vergnügungen und beſonders dem Trunke überlaſſen, ſo daß Alexander auf alle Weiſe den daraus entſpringenden Nachtheilen entgegenzuarbeiten und die kriegeriſche Tüchtigkeit zu beleben ſuchte. Bei dem langen Aufenthalt in Perſepolis wurden die Neigungen zur Ueppigkeit immer größer, ſo daß z. B. beim Baden und Salben der Gebrauch der köſtlichſten Balſame weit häufiger und gewöhnlicher wurde als der des bloßen Oeles, und die Meiſten eigene Leute zum Reiben der Glieder mit ſich führten.

Alexander ſelbſt, welcher ſeinen Körper durch Uebungen aller Art abgehärtet und geſtählt hatte, mißbilligte zuerſt dieſe Weichlichkeit und Ueppigkeit, und ſagte: er wundere ſich ſehr, daß ſie nach ſo vielen ſchweren Kämpfen, die ſie überſtanden, ſich gar nicht erinnerten, daß diejenigen, welche Andern die Glieder mürbe gemacht, weit ſanfter ſchliefen, als diejenigen, welche ſich dieß haben thun laſſen; daß ſie jetzt, da ſie ihre Lebensart mit der perſiſchen vergleichen könnten, noch nicht einſähen, daß nichts ſklaviſcher ſey, als der Ueppigkeit zu fröhnen, nichts dagegen königlicher, als thätig und arbeitſam zu ſeyn. Wie werde ſich Einer dazu verſtehen, ſein Pferd ſelbſt zu warten, oder Lanze und Helm zu putzen, der entwöhnt ſey, ſelbſt ſeinen eignen Körper zu beſorgen, der ihm doch das Nächſte ſey? Ob ſie nicht wüßten, daß, wer ſich des Sieges verſichern wolle, das nicht thun dürfe, was die Ueberwundenen gethan haben? — Alexander war im Eſſen ſehr enthaltſam, und er erklärte der Königin Ada in Karien, welche ihm alle Tage eine Menge köſtlicher Speiſen und Leckerbiſſen und zuletzt auch die geſchickteſten Köche und Bäcker ſchickte: er brauche dieſe gar nicht, denn er habe weit geſchicktere Köche, die ihm von ſeinem Erzieher Leonidas gegeben worden: für das Frühſtück den nächtlichen Marſch, und für das Abendeſſen das dürftige Frühſtück. Auch die Neigung zum Wein war bei ihm nicht ſo groß, als man gewöhnlich annimmt; ſie ſchien es mehr nur wegen der Länge der Zeit, die er nicht ſowohl mit Trinken, als mit Plaudern zubrachte, da er immer bei jedem Becher eine lange Unterredung anfing, zumal wenn er eben viele Muße hatte. Denn ſobald Geſchäfte vorkamen, hielt ihn nichts davon ab, weder Wein, noch Schlaf, noch Luſtbarkeit, noch

Hochzeit. In Zeiten der Muße pflegte er, ſobald er aufgeſtanden war, und den Göttern geopfert hatte, das Frühſtück ſitzend einzunehmen; den übrigen Theil des Tages brachte er mit Jagen, mit Ertheilung der nöthigen Befehle, mit Entſcheidung der Händel der Soldaten und mit Leſen zu. Wenn er einen nicht eben eiligen Marſch that, übte er ſich unterwegs, mit dem Bogen zu ſchießen oder im Fahren auf den Wagen zu ſteigen und herabzuſpringen. Oft jagte er auch zum Vergnügen Füchſe oder Vögel. Sobald er den Raſtort erreichte, begab er ſich ins Bad oder zum Salben, und fragte zugleich die Vorgeſetzten der Küche, ob ſie gehörig für's Abendeſſen geſorgt hätten, und dieß pflegte er ſpät, wenn es ſchon dunkel war, liegend einzunehmen. Ueber Tiſch war er ſehr aufmerkſam, daß nichts nachläſſig oder ungleich ausgetheilt würde; und beim Trinken hielt er aus Redſeligkeit ſehr lange an, und wurde dabei manchmal, obgleich er ſehr gefällig und unterhaltend ſeyn konnte, durch Ruhmredigkeit läſtig und gab ſich zu ſehr den Schmeichlern hin, wodurch die Verſtändigeren unter den Anweſenden oft in peinliche Verlegenheit geſetzt wurden, weil ſie nicht gerne mit den Schmeichlern wetteifern, und ihnen doch auch nicht in Lobeserhebungen nachſtehen wollten. Nach dem Trinken badete er ſich noch einmal und ſchlief dann oft bis zum Mittag; zuweilen brachte er auch den ganzen Tag im Bette zu. Er für ſeine Perſon war in leckern Speiſen ſehr enthaltſam, ſo daß er oft die ſeltenſten Früchte und Fiſche ganz unter ſeine Freunde vertheilte. Doch war ſeine Tafel immer prächtig und der Aufwand nahm mit ſeinem Glücke zu, bis er zuletzt auf zehntauſend Drachmen für den Tag ſtieg. Dieſe Summe wurde dann auch für diejenigen feſtgeſetzt, welche den König bewirthen wollten.

Der bis zur Verſchwendung freigebige König gab ſeinen Freunden und Kriegern ſelbſt die Mittel in die Hand zu einem üppigen und weichlichen Leben, welches er als Feldherr mißbilligen und verdammen mußte, das ihm aber doch deßwegen nicht ganz mißfiel, weil es ſeine Macedonier den Perſern näher brachte, und ebenſo ſchwankte er ſelbſt zwiſchen der Enthaltſamkeit des Kriegers und der Selbſtverläugnung des Schülers des Philoſophen Ariſtoteles, welcher die Jugend für das Mittlere zwiſchen zwei entgegengeſetzten Fehlern hielt, und zwiſchen der prächtigen und weichlichen Genußſucht des orientaliſchen Herrſchers und der Ausgelaſſenheit des heitern Tiſchgenoſſen und von Wein und Geſpräch berauſchten Zechers. So gab er den Seinigen bald das Beiſpiel der Mäßigkeit, bald aber auch ging er ihnen mit dem der bacchantiſchen Ausgelaſſenheit voran. Das letztere in Perſepolis, wenn folgende Erzählung die richtige iſt: Alexander ſtellte wegen ſeiner glücklichen Thaten Siegesfeſte an, wo er den Göttern herrliche Opfer brachte und ſeine Freunde köſtlich bewirthete. Da geſchah es einmal bei einem Schmauſe mit ſeinen Vertrauten, als man ſchon viel getrunken hatte und vom Weine ziemlich erhitzt war, daß eine wahre Raſerei die Berauſchten ergriff. Es ſagte nämlich eine von den Weibern in der Geſellſchaft, mit Namen Thais, aus Attika gebürtig: unter Alexanders Thaten in Aſien wäre das die ſchönſte, wenn er einen Bacchantenzug mit ihnen hielte und die Königsburg in Brand ſteckte, daß die Herrlichkeit der Perſer durch Weiberhände in kurzer Zeit vernichtet würde. Dieß Wort, unter jungen, vom Wein erhitzten Männern geſprochen, fand ſogleich Zuſtimmung; Einer rief, man ſolle Fackeln anzünden und die an den Tempeln der Griechen verübten Frevel rächen. Viele gaben ihm Beifall und ſagten, dem Alexander allein zieme dieſe That. Der König ſelbſt wurde durch dieſe Reden aufgereizt und ſo ſprang die ganze Trinkgeſellſchaft auf und erklärte, zur Siegesfeier einen Aufzug des Dionyſos halten zu wollen. Bald war eine Menge von Fackeln herbeigebracht, und der Zug begann, da Tonkünſtlerinnen an der Trinkgeſellſchaft Theil hatten, unter Geſang, Pfeifen- und Flötenſpiel. Der König ging voran und die Thais leitete das Ganze. Sie war es, die zunächſt nach dem Könige die brennende Fackel in die Königsburg ſchleuderte. Daſſelbe thaten dann die Andern, und ſchnell ward die Burg und Alles rings umher von der gewaltigen Flamme ergriffen. — Nach einer andern Erzählung aber hätte Alexander die perſiſche Königsburg mit gutem Vorbedacht verbrannt, ob ihm gleich Parmenio vorgeſtellt habe, daß es nicht wohlgethan wäre, zu vernichten, was nunmehr ſein Eigenthum ſey, und daß die Völker Aſiens ſich nicht an ihn anſchließen würden, als an einen Mann, der ſelbſt nicht entſchloſſen ſey, die Herrſchaft über Aſien feſtzuhalten, ſondern nur als Sieger durchzuziehen. Alexander ſoll geantwortet haben: er wolle die Perſer ſtrafen, daß ſie bei ihrem Einfall in Griechenland Athen zerſtört und die Tempel verbrannt haben; überhaupt für alles Unheil, das ſie über die Griechen gebracht, wolle er Rache an ihnen nehmen. Als gewiß jedoch wird berichtet, daß Alexander das Geſchehene bald bereut, und Befehl gegeben, das Feuer zu löſchen, das aber ſchon unerſetzliche Verheerungen angerichtet hatte.

Die einzelnen Städte Perſiens unterwarfen ſich zum Theil Alexandern, andere wurden, zur Winterszeit, erobert, und ebenſo das benachbarte kriegeriſche Bergvolk der Marder bezwungen. Dann brach Alexander, im Frühjahr 330 vor Chr. zur weitern Verfolgung des Darius auf, nachdem er zum

Statthalter von Perſis den Perſer Phraſaortes, den Sohn des Rheomitras, aufgeſtellt hatte, zum Beweis, daß er dem Volk und den Edeln der Perſer, deren König er zu entthronen ſuchte, weder Ehre, noch Macht, noch Vertrauen zu verweigern geſonnen war.

15.

Das Ende des Darius.

Nach der Schlacht von Gaugamela, oder Arbela, hatte ſich Darius mit den Trümmern ſeines Heeres nach Medien geworfen und beſchloſſen, falls Alexander in Suſa oder Babylon bliebe, ebenfalls in Medien abzuwarten, ob nicht in der Lage Alexanders irgend eine Veränderung eintrete; würde er aber gegen ihn heranrücken, ſo wollte er ſich weiter nach Oſten hinauf gegen das Parthiſche und gegen Hyrkanien bis nach Baktra ziehen, und alles Land verheeren, um Alexandern das Vorrücken unmöglich zu machen. Die Frauen und das Feldgeräthe und Gepäck waren nach den ſogenannten kaspiſchen Pforten vorausgeſandt; er ſelbſt blieb mit ſeinen Streitkräften in Ekbatana ſtehen. Auf die Nachricht hievon war Alexander nach Medien aufgebrochen. Das Gebiet der Parätacener unterwarf ſich ihm und erhielt zum Statthalter den Oxathres, Sohn des Abulites, Statthalters von Suſa. Jetzt erfuhr er, Darius, durch Hülfstruppen der Kaduſier und Scythen verſtärkt, wolle ihm noch einmal ſich entgegenſtellen und eine Schlacht wagen; daher ließ er die Packthiere ſammt der Bedeckung zurück und zog an der Spitze des übrigen Heeres weiter. Am zwölften Tage in Medien eingerückt, hörte er, daß Darius, bei welchem die verſprochene Hülfe nicht eingetroffen, nicht im Stande ihm zu widerſtehen und deßhalb zu weiterer Flucht entſchloſſen ſey. Dieß trieb ihn zu noch größerer Eile; und etwa drei Tagereiſen herwärts von Ekbatana, der Hauptſtadt Mediens, traf Biſthanes, ein Sohn von Ochus, dem Vorgänger des Darius, mit der Nachricht bei ihm ein: Darius ſey ſchon ſeit fünf Tagen auf der Flucht, und habe an Geld aus Medien ungefähr ſiebentauſend Talente, und ein Heer von dreitauſend Reitern und ſechstauſend Mann Fußvolk bei ſich.

Jetzt handelte es ſich nicht mehr ſowohl um große Streitkräfte zum Kampf, als um raſche Verfolgung. Alexander entließ zu Ekbatana die theſſaliſchen Reiter und die übrigen Verbündeten, deren Dienſtzeit vermuthlich verfloſſen war, nach der See und legte dem bedungenen Solde noch zweitauſend Talente zu; wer aber noch ferner um Sold ihm dienen wollte, war ihm willkommen. Auch ſorgte er dafür, daß ſie ſicher geleitet und nach Griechenland übergeführt würden. Parmenio hatte Befehl, die aus Perſis nachgeführten Schätze nach Ekbatana zu bringen und an Harpalus zu übergeben, welcher mit einer Bedeckung von ſechstauſend Macedoniern und leichter Reiterei hier zurückblieb; dann aber ſollte Parmenio mit den fremden Völkern durch das Land der Kaduſier nach Hyrkanien aufbrechen, und Klitus, der Anführer der berittenen Leibſchaar, welcher krank in Suſa zurückgeblieben war, ſollte, wenn er nach Ekbatana käme, mit den dort zurückgelaſſenen Macedoniern ihm nach Parthien nachziehen.

Er ſelbſt ſetzte mit den berittenen Edelſchaaren, den Vortrabern, den beſoldeten Reitern unter Erigyius, dem macedoniſchen Fußvolk, den Bogenſchützen und den Agrianern, dem Darius nach, und bei der Eile, mit welcher er ſeinen Weg verfolgte, blieben viele Soldaten erſchöpft, viele Pferde todt zurück.

Hauptſächlich der Mangel an Waſſer ſoll die Verfolgenden gereinigt haben. — Dennoch ging die Verfolgung unaufhaltſam fort, und am elften Tage erreichte er Ragä, die Grenzſtadt Mediens, für Alexander bei ſeiner Eile, nur noch eine Tagereiſe von den kaſpiſchen Pforten (den in der Nähe des kaſpiſchen Meeres gelegenen Gebirgspäſſen zwiſchen Medien und Parthien), entfernt. Darius jedoch hatte einen Vorſprung und war bereits jenſeits derſelben; zwar hatten ihn während der Flucht Viele von ſeiner Begleitung verlaſſen, um heimzuziehen, Viele auch, um ſich dem Alexander zu ergeben; aber dieſer gab nun doch den Gedanken auf, den Darius ſofort einzuholen, weil ſeine Truppen tief erſchöpft, vermuthlich auch Viele weit zurückgeblieben waren, und blieb deßwegen fünf Tage in Ragä liegen, um die Soldaten ausruhen zu laſſen. Zum Statthalter von Medien ernannte er den Perſer Oxodates, welchen Darius in Suſa gefangen gehalten hatte, und von welchem Alexander deßwegen hoffte, daß er ihm um ſo anhänglicher ſeyn werde.

Dann brach er gegen Parthien auf; am erſten Tage lagerte er ſich vor den kaſpiſchen Pforten; am zweiten ging er hindurch und rückte ſo weit vor, als er bewohntes Land fand. Weil er aber hörte, daß er jetzt eine wüſte Gegend vor ſich habe, ſchickte er von hier den Cönus mit einer Abtheilung Reiterei und Fußvolk aus, um Lebensmittel und Futter zu ſammeln.

Darius war inzwiſchen immer weiter geflohen, und der Raum, der ihn von ſeinen Verfolgern trennte, bei der viel größern Schnelligkeit der Macedonier, immer kleiner geworden; Viele hatten ihn verlaſſen, dagegen waren aber wohl auch neue Truppen aus dem Oſten des Reiches zu ihm geſtoßen, denn die Zahl ſeines Heeres wird doch noch auf dreißigtauſend Mann Fußvolk, darunter viertauſend griechiſche Söldner, viertauſend

Bogenſchützen und Schleuderer, und über dreitauſend baktriſche Reiter unter dem Satrapen von Baktrien, Beſſus, angegeben. Als er ſich von Alexander ſo verfolgt ſah, faßte er den Entſchluß, noch einmal eine Schlacht zu wagen mit dem tapfern Reſte der ihm in ſeinem Unglück treu gebliebenen Truppen, und beſchwor ſeine Anführer, des alten Ruhmes der Perſer eingedenk, noch einmal mit dem Feinde um das Reich und für ihren König zu kämpfen, und wenn es der Wille der Götter ſey, mit ihm zu ſterben. Die Verſammelten, durch ſo viele Niederlagen, durch gehäuftes Unglück und lange Flucht entmuthigt, erſchracken vor dem Gedanken, mit einem ſo geringen Heere den ſo oft ſiegreichen, furchtbaren Macedoniern zu begegnen, und ſchwiegen anfangs; endlich aber erklärte der getreue, mannhafte Artabazus: ſie wollten in der prächtigſten Kleidung und im glänzendſten Waffenſchmucke dem Könige bereitwillig in die Schlacht folgen, mit der Hoffnung auf Sieg, aber auch zum Tode bereit. Die Uebrigen ſtimmten bei; Nabarzanes aber trat mit einem ganz andern Vorſchlag auf. Er ſagte: das Glück ſey offenbar gegen ſie, gegen Darius; man müſſe es dadurch auf ihre Seite zu bekommen, die Götter gleichſam umzuſtimmen und zu gewinnen ſuchen, daß man den Krieg unter einem andern Namen gleichſam neu beginne. Darius möge deßhalb die Herrſchaft dem Namen nach einem Andern ſo lange abtreten, bis der Feind Aſien wieder verlaſſen; dann ſolle ihm der Sieger die Herrſchaft zurückgeben. Zum Siege aber ſey noch alle Hoffnung vorhanden, denn noch ſey ein großer Theil des Reiches unverloren und unberührt, Baktrien, das Land der Indier und Saken, wohin man ſich zurückziehen und eine Streitmacht ſammeln ſolle. Die Tapferkeit gebiete, nichts unverſucht zu laſſen, aber bei aller Todesverachtung das Leben doch nicht zu haſſen und wegzuwerfen, wie ſie thun würden, wenn ſie jetzt eine Schlacht lieferten. Wenn ſie ſich nun nach Baktrien, als dem ſicherſten Zufluchtsort, zurückzögen, ſolle der König dem Satrapen dieſes Landes, Beſſus, für einige Zeit den Namen des Herrſchers abtreten, um in beſſern Zeiten von ihm das Reich wieder zurückzuempfangen. — So ſprach er gemäß einem vorher mit Beſſus verabredeten Anſchlag: den König durch die Soldaten, welche ſie unter ſich hatten, feſtnehmen und in Feſſeln legen zu laſſen. Falls Alexander ſie weiter ſcharf verfolgte, gedachten ſie durch die Auslieferung des Darius ſich den Dank und die Gunſt des Siegers zu erkaufen; wenn ſie aber der Verfolgung entkämen, wollten ſie den Darius tödten, das Reich für ſich in Beſitz nehmen und den Krieg erneuern. — Auf jene Worte des Nabarzanes gerieth Darius in den heftigſten Zorn, zog ſein Schwert und ſchien ihn tödten zu wollen, aber Beſſus und die Baktrier traten, mit bekümmerten Mienen, und doch zugleich halb drohend, dazwiſchen. Nabarzanes entfernte ſich; ihm folgte bald Beſſus, und Beide zogen ihre Soldaten von dem Heere zurück. Artabazus bemühte ſich, den Darius zu beſänftigen und ihn dazu zu bringen, die Thorheit des Nabarzanes zu überſehen. Darius ließ ſich bewegen, vorerſt dem Alexander nicht entgegenzurücken, ſondern im Lager ſtehen zu bleiben, ſchloß ſich aber, von Trauer und Niedergeſchlagenheit erfüllt, in ſeinem Zelt ein. Im Lager herrſchte Verwirrung und Uneinigkeit. Der Anführer der griechiſchen Söldner, Patro, hieß ſeine Leute die Waffen ergreifen und ſich bereit halten, jedem Befehl zu folgen. Die Perſer hielten ſich abgeſondert; Beſſus, an der Spitze ſeiner Baktrier, ſuchte ſie zu bereden, mit ihm nach Baktrien zu ziehen und ſie mit den glänzendſten Verheißungen zu gewinnen: aber ſie waren faſt einſtimmig der Meinung: es wäre frevelhaft, den König zu verlaſſen. Artabazus übernahm die Pflicht des Oberfeldherrn, er ging in die Zelte der Perſer und ermahnte ſie zur ſtandhaften Treue; von ihrem Gehorſam verſichert, begab er ſich zu Darius und bewog ihn, wieder Speiſe zu ſich zu nehmen und Muth zu faſſen.

Beſſus aber und Nabarzanes waren entſchloſſen, ihren früher gefaßten Plan nicht aufzugeben, und glaubten, ſobald ſie nur ihre Satrapien wieder erreicht hätten, ſelbſt der Macht Alexanders Trotz bieten zu können; aber ſo lange Darius frei und am Leben war, durften ſie, bei der faſt göttlichen Verehrung, welche im Orient den Königen gezollt wird, nicht hoffen, ihren Zweck zu erreichen. Sie beſchloſſen daher, durch baktriſche Soldaten ſich des Darius zu bemächtigen, dem Alexander eine Botſchaft zu ſchicken, Darius ſey lebend in ihren Händen, und zu hören, ob er ihnen annehmbare Vorſchläge machen, oder ob er ihren Verrath verabſcheuen und zurückweiſen würde. Aber da ſie die Treue der Perſer und der Griechen zu fürchten hatten, mußten ſie zur Liſt greifen, um ſich des Darius zu bemächtigen, Reue über das Vorgefallene heucheln und den König um Verzeihung bitten, welche ihnen auch Artabazus, den ſie mit Thränen um ſeine Fürſprache baten, zuſagte.

Mit Anbruch des Tages fand ſich Nabarzanes, mit den Baktriern, vor dem Zelte des Königs ein, wie zur Erfüllung ſeiner Pflicht, und Darius gab das Zeichen zum Aufbruch und beſtieg nach ſeiner Gewohnheit ſeinen Wagen. Nabarzanes und die andern Verräther warfen ſich vor ihm zu Boden und baten ihn mit Thränen um Verzeihung, wodurch er ſo gerührt wurde, daß er ebenfalls Thränen vergoß. Dann eilten ſie weiter, Alexandern zu entkommen; Beſſus mit den Seinigen eng den Wagen umſchließend. Deßhalb konnte der

Anführer der griechiſchen Söldner, Patro, welcher den Anſchlag ahnte oder wußte, und den Darius warnen wollte, lange nicht dazu Gelegenheit finden. Endlich merkte der König, daß er mit ihm zu ſprechen wünſche, und ließ ihn deßhalb befragen. Patro bejahte es, erklärte aber, ohne Zeugen mit dem Könige, welcher Griechiſch verſtand, ſprechen zu müſſen. Er bat ihn, den Griechen, welche ihm ihre Treue hinlänglich bewährt hätten, und welche alle ihre Hoffnung auf den König ſetzten, die Bewachung ſeiner Perſon ausſchließlich anzuvertrauen. Der König fragte mit ruhiger Miene weiter nach dem Grund dieſer Bitte, und nun entdeckte ihm Patro die feindſeligen Plane des Beſſus und Nabarzanes. Aber Darius weigerte ſich, ihm zu glauben, und erklärte, er wolle lieber durch die Hand der Seinigen fallen, denn als Ueberläufer zu den Fremden erſcheinen. Auf dieß zog ſich Patro, an der Rettung des Königs verzweifelnd, zurück.

Beſſus gedachte zuerſt, da er nicht zweifeln konnte, Patro habe den König vor ihm gewarnt, dieſen ſofort umzubringen, doch hielt ihn die Furcht vor Alexander davon ab. Daher ſuchte er den König zu bereden, Patro habe ſich dem Feinde verkauft und den Fremden ſey nicht zu trauen. Darius zweifelte zwar nicht an der Wahrheit der Worte des Patro; da es ihm aber wenigſtens ebenſo gefährlich ſchien, ſich den viertauſend Griechen, als den dreißigtauſend Perſern, anzuvertrauen, und dazu des Perſerkönigs unwürdig, Mißtrauen gegen ſeine Landsleute zu zeigen, ſtellte er ſich, als glaube er dem Beſſus, bemerkte ihm jedoch: Alexander ſey ebenſo gerechtigkeitsliebend als tapfer, und Verräther hätten von ihm nichts zu hoffen; vielmehr würde er jeden Treubruch rächen und ſtrafen. Als man gegen Abend Halt machte, die Perſer die Waffen ablegten, die Baktrier aber unter den Waffen ſtehen blieben, ließ

Darius ihm den ganz ergebenen Artabazus rufen und erzählte ihm, was Patro ihm geſagt. Artabazus entſchied ſich ſofort dafür, der König ſolle ſich den Griechen anvertrauen, und verſicherte ihn, auch die Perſer würden ihm getreu bleiben. Aber Darius konnte dieſen Entſchluß nicht faſſen, trennte ſich von dem treuen Artabazus, im Vorgefühl, daß er ihn zum letztenmal ſehe, unter beiderſeitigen heißen Thränen, und verhüllte ſich in tiefſter Niedergeſchlagenheit das Haupt. Seine Leibwächter zerſtreuten ſich, da ſie ſich den Bewaffneten, deren Einbruch man jeden Augenblick entgegenſah, nicht gewachſen glaubten, und der König blieb mit einigen Eunuchen allein. Zu einem von dieſen, Bubaces, ſagte er: ſie ſollten jetzt nur auf ihre Rettung bedacht ſeyn, er erwarte den Tod. Auf dieß erfüllte Bubaces das Lager mit Geheul und Wehklagen, und Andere ſtürzten herbei unter Thränen und Jammern; die Perſer aber blieben unentſchloſſen im Lager wach, ohne doch zu wagen den Baktriern zu wehren. Beſſus und Nabarzanes hatten die falſche Kunde erhalten, der König habe ſich ſelbſt getödtet; als ſie auf dieſe Nachricht mit ihren Mitverſchworenen herbeieilten und den König lebend trafen, hießen ſie ihn feſtnehmen und mit goldnen Feſſeln belaſten. Dann führten ſie ihn in einem ſchlechten, ſchmutzigen, mit Häuten bedeckten Wagen weiter, und damit Niemand darin den König vermuthe, folgte ihm die Bedeckung nur von ferne. Der Schätze und des Geräthes des Königs bemächtigten ſie ſich als guter Beute und verführten durch große Verſprechungen auch die Perſer, welche ſich am dritten Tage den Baktriern anſchloßen. Artabazus mit den wenigen treu Gebliebenen und den Griechen zog ſich von der Heerſtraße weg in die Gebirge, einzelne Perſer aber wandten ſich zu Alexander, um ſich ihm zu unterwerfen, oder um bei ihm Hülfe für Darius zu ſuchen. So erhielt

Alexander dieſe Nachrichten größerntheils durch Bagiſtanes, einen Babylonier von guter Familie, und Antibelus, einen Sohn des Mazäus, welche aus dem Lager des Darius ſich zu ihm begeben hatten. Sofort brach er mit ſeinen Edelſchaaren, den Vortrabern zu Pferde und einer Auswahl der kräftigſten und beweglichſten Leute zu Fuß auf, nahm nur die Waffen und Lebensmittel auf zwei Tage mit ſich, und ließ das übrige Heer unter Kraterus in kleinen Tagreiſen nachziehen. Er zog die ganze Nacht hindurch und bis zum folgenden Mittag, ließ dann ſein Heer raſten, zog wieder die Nacht hindurch, und kam mit Anbruch des Tages bis zu dem Lagerplatz, wo Bagiſtanes den König verlaſſen hatte. Hier erfuhr er Weiteres von des Darius Schickſal, daß er in einem Wagen als Gefangener fortgeführt werde, Beſſus aber an ſeiner Statt den Herren ſpiele und von den baktriſchen Reitern und den meiſten Aſiaten Gebieter genannt werde. Auch erfuhr er die Plane des Beſſus in Betreff der Perſon des Darius. Nun glaubte er ſeine Verfolgung noch mehr beſchleunigen zu müſſen, und obgleich Menſchen und Pferde beinahe der übermäßigen Anſtrengung erlagen, legte er doch die Nacht hindurch und bis zum folgenden Mittag wieder eine große Strecke Weges zurück und erreichte ein Dorf, wo am Tage zuvor die Verſchworenen mit Darius ſich gelagert gehabt hatten. Da er hörte, daß die Feinde entſchloſſen geweſen, die Nacht hindurch weiter zu ziehen, fragte er die Einwohner, ob ſie nicht einen kürzeren Weg hinter den Fliehenden her wüßten, und auf die Antwort, ſie wüßten zwar einen, der aber wegen Waſſermangels ungangbar ſey, verlangte er dieſen geführt zu werden. Mit fünfhundert Reitern ſetzte er ſich am Abend in Bewegung und gab den übrigen Truppen Befehl, auf dem von Beſſus eingeſchlagenen Wege nachzurücken. Etwa zehn

Stunden legte er in der Nacht zurück, und gegen Anbruch des Tages ſtieß er auf die Feinde, welche, ſeiner Ankunft nicht gewärtig, ungeordnet und unbewehrt daherzogen, ſo daß nur Wenige zu ernſtlichem Widerſtande ſich anſchickten. Die Meiſten flohen, und Einige wurden niedergehauen, obgleich Alexander mit ganz wenigen Leuten, nach einer Erzählung mit nur ſechszig Reitern, den Zug überfiel. Beſſus und ſeine Mitverſchworenen hatten den Darius bis jetzt mit ſich fortgeführt; ſie forderten ihn nun auf, ſich auf ein Pferd zu werfen und ſich dem Feinde durch die Flucht zu entziehen; Darius aber erklärte ihnen: die Rache der Götter komme jetzt über ſie; er werde ſolche Verräther nicht begleiten, ſondern ſich der Großmuth Alexanders übergeben. Darüber ergrimmt, verſetzten ſie dem Könige tödtliche Wunden, jagten mit ſechshundert Reitern davon, und ließen ihn ſterbend zurück. Alexander traf ihn nicht mehr lebend; aber ein Macedonier, Polyſtratus, ſoll dem Sterbenden auf ſein Verlangen, zu trinken, friſches Waſſer gereicht und der König zu ihm geſagt haben: „Mein Freund! das iſt der Gipfel alles meines Unglücks, Wohlthaten zu empfangen, die ich nicht mehr im Stande bin zu vergelten. Aber Alexander wird dich dafür belohnen, ſo wie Alexandern die Götter die Großmuth lohnen werden, die er meiner Mutter, meiner Gattin und meinen Kindern bewieſen hat. Ihm reiche ich noch durch dich dieſe meine rechte Hand.“ Als Alexander den Ort erreichte, legte er ſeinen Schmerz über das unglückliche Ende des Darius lebhaft an den Tag, nahm ſeinen Mantel ab und bedeckte damit den Leichnam. Dann ſchickte er ihn in königlichem Schmuck, einbalſamirt, ſeiner Mutter nach Suſa, gebot, ihn ganz wie die andern Könige vor ihm in den königlichen Grabgewölben beizuſetzen, und nahm den Oxabres, ſeinen Bruder, unter ſeine Freunde auf. Darius war, als er ſtarb, etwa fünfzig Jahre alt und hatte ſechs Jahre geherrſcht, aber vom Anfang ſeiner Regierung an das Gewitter ſich am Himmel zuſammenziehen ſehen, deſſen wiederholte Schläge ſein Reich zertrümmerten und ihn ſelbſt als Flüchtling und Gefangenen von der Hand ſeiner eignen Satrapen, ſeiner Blutsverwandten, fallen machten. Durch ſeine Gerechtigkeit, Milde und Großmuth wäre er in ruhigen Zeiten eine Zierde des perſiſchen Thrones geweſen, aber dieſe Eigenſchaften ſelbſt trugen bei dem Kriege, der ſein Reich überzog, und deſſen Folgen, zu ſeinem Verderben ebenſoviel bei wie ſeine Schwäche, ſein Mangel an königlichem Muth und an Entſchloſſenheit, während ein härterer und grauſamer Monarch dem Abfall der Seinigen durch Schrecken hätte wehren können. Seine Tugenden, welche ſeinem Feinde nützlich wurden, verbitterten aber dieſem auch den Triumph, drückten ihm einen Stachel in die Seele und warfen einen Schatten auf den Glanz ſeines Sieges, weil er über einen unſchuldigen und großherzigen Feind erfochten war. Rühmlicher für Beide wäre Darius in der Schlacht, für ſein Reich kämpfend, gefallen; aber wenn er darin dem Hektor glich, daß er in einem für ſein Haus und ſein Reich verderblichen Kampfe fiel, welchen er nicht verſchuldet hatte, ſo war es ihm nicht beſchieden, in ſeinem Tode dem troiſchen Helden zu gleichen, und ſeinem, dem Ruhme des Achilles nacheifernden Feinde war es ebenſo verſagt, den großen Kampf durch eine großmüthige That, wie durch einen entſcheidenden Speerwurf oder Schwertſtreich zu endigen.

16.

Alexander entdeckt und beſtraft eine Verſchwörung.

Eine große Beute fiel auch jetzt wieder in des Siegers Hand, denn die Verräther und Mörder konnten ihren Raub nicht mit ſich ſchleppen und eilten nur ſich ſelbſt der Rache des Siegers auf flüchtigen Pferden zu entziehen. Alexander konnte ihnen nicht weiter nachſetzen, ſeine Soldaten waren erſchöpft, die meiſten Pferde durch die Hitze und die Eilmärſche, — es war mitten im Sommer, Juni oder Julius 330 vor Chriſtus — zu Grunde gegangen und die übrigen unbrauchbar geworden. Er ließ die Krieger, die er bei der Verfolgung verloren hatte, mit großer Pracht und Feierlichkeit beſtatten; unter die übrig gebliebenen Theilnehmer an dieſem Zuge vertheilte er dreizehntauſend Talente, und die übrigen Schätze ließ er nach Ekbatana ſchaffen. Durch den Tod des Darius war jetzt der perſiſche Thron erledigt, und Alexander, im Beſitz eines großen Theils des Reichs, namentlich aber der heiligen Städte, durfte ſich nun auch als Erben deſſelben anſehen, — wenigſtens mit größerem Rechte als diejenigen, welche den ihrem Schutze ſich anvertrauenden König ermordet hatten. Er war zuletzt herbeigeeilt, um den Darius zu retten und zu rächen, und die treuen Perſer unterwarfen ſich ihm großentheils ſogleich oder doch nach einiger Zeit, wie namentlich des Darius Bruder Oxathres und ſein treueſter Feldherr Artabazus; zuvor ſchon hatten ihn Viele ausdrücklich oder ſtillſchweigend als Herrſcher anerkannt und Statthalterſchaften und Aemter von ihm angenommen. Kein Mitbewerber konnte ihm jetzt ſo leicht die Krone ſtreitig machen; der einzige, dazu noch unmündige Sohn des Darius war in ſeinen Händen, und der mächtige Satrape Beſſus hatte ſich durch ſeinen Verrath und Mord den Abſcheu der Perſer zugezogen; auch war die Krone eines zerrütteten, ſchon halb eroberten Reiches ein mehr gefährlicher als neidenswerther Beſitz. So hatte Alexander, wie es ſchien, den ganzen Preis des Sieges gewonnen, und der Krieg mußte, nachdem der Zweck erreicht war, bald ein Ende nehmen.

Zunächſt jedoch mußten die Reſte der feindlichen Truppen vernichtet werden. Alexander erklärte ſeinem Heere, „nichts ſey durch ſo viele herrliche Siege geleiſtet, wenn die Barbarenvölker des Morgenlandes unangetaſtet blieben; es ſey ihm nicht um die Perſon, ſondern um das Reich des Darius bei ſeinem Angriff zu thun geweſen; und jetzt müſſe man denen zu Leibe gehen, welche vom Reiche abgefallen ſeyen;“ und ſobald er den beim Nachſetzen zurückgebliebenen Theil ſeines Heeres wieder an ſich gezogen hatte, ſetzte er ſich nach Hyrkanien in Bewegung, links von der Straße nach Baktra gelegen, durch dichtbewachſene hohe Berge von dieſem getrennt. Dieſe Richtung nahm er, weil er erfahren, daß ſich die fremden Völker im Heere des Darius dorthin in die Gebirge der Tapurer geflüchtet, und weil er zugleich die Tapurer ſelbſt ſich unterwerfen wollte. Er hatte ſein Heer in drei Haufen getheilt, und ſchlug ſelbſt den kürzeſten und beſchwerlichſten Weg ein mit dem beweglichſten Theile ſeiner Streitkräfte; Kraterus ſchickte er gegen die Tapurer, und Erigyius verfolgte mit dem Reſt die längere Heerſtraße, das Gepäcke geleitend. Vorſichtig überall Poſten zurücklaſſend, um nicht von den Barbaren überfallen zu werden, rückte Alexander über die Berge und bezog dann in der Ebene ein Lager, wo Nabarzanes, der Chiliarche des Darius, der ſich von Beſſus losgeſagt hatte, und Phrataphernes, der Statthalter von Hyrkanien und Parthyäa, nebſt mehreren andern der angeſehenſten Perſer aus der Umgebung des Darius bei ihm ankamen und ſich ihm ergaben. Nach vier Tagen ſtieß die unterwegs zurückgelaſſene Mannſchaft wieder zu ihm, und dann rückte Alexander nach Hyrkanien vor gegen die Stadt Zadrakarta, wo Kraterus ſich wieder mit ihm vereinigte, welcher die griechiſchen Söldner zwar nicht getroffen, aber die Tapurer unterworfen hatte; und auch Erigyius traf mit den Wagen und dem Gepäck ein. Bald darauf fanden ſich Artabazus mit drei Söhnen, Abgeordnete von den Ausländern im Dienſte des Darius, und der Satrape der Tapurer, Autophradates, bei Alexander ein. Den Letztern wie auch den Phrataphernes, beſtätigte er in ſeiner Statthalterſchaft; Artabazus und ſeine Söhne behielt er in allen Ehren bei ſich, nicht nur weil ſie überhaupt zu den erſten Großen Perſiens gehörten, ſondern auch wegen ihrer Treue gegen den Darius. Den Griechen erklärte er, daß ſie ſich ihm ohne Vertrag auf Gnade und Ungnade ergeben oder ſich zu retten ſuchen ſollten, wie ſie könnten, und ſie verſprachen auch, ſich zu ergeben, erbaten ſich aber zugleich einen Führer von ihm, worauf er den Andronikus und Artabazus an ſie ſchickte. Darauf zog er gegen die Marder, ein kriegeriſches Bergvolk, welches ſich in ſeinen ſchwer zugänglichen Gebirgen ganz ſicher geglaubt hatte. In dieſen Gegenden wahrſcheinlich war es, daß ein Haufen Barbaren unerwartet diejenigen überfiel, welche ſein Pferd, den

Bucephalus, führten, und es wegnahm. Darüber ward er äußerſt aufgebracht, und ließ den Einwohnern durch einen Herold drohen, er werde ſie Alle mit Weibern und Kindern tödten, wenn ſie ihm das Pferd nicht zurück ſchickten. Sie kamen aber ſogleich und brachten ihm nicht nur ſein Pferd, ſondern übergaben ihm auch ihre Städte, wofür er ſie ſehr freundlich behandelte, und ſogar denen, die das Pferd genommen hatten, eine Art Löſegeld gab. Die unterworfenen Marder untergab er dem Autophradates, dem Satrapen der Tapurer. Ins Lager zurückgekehrt traf er die griechiſchen Söldner, die er theils frei gab, theils in ſeine Dienſte nahm.

Darauf rückte Alexander nach der Hauptſtadt Hyrkaniens vor, wo er fünfzehn Tage verweilte, den Göttern die gebräuchlichen Opfer darbrachte, Wettſpiele anſtellte, und dann durch Parthyäa die Grenzen von Aria überſchritt und in Suſia einzog, wo Satibarzanes, der Satrape von Aria, zu ihm kam. Auch dieſem ließ er ſeine Statthalterſchaft und gab ihm ſechszig Mann unter Anaxippus von den Edelſchaaren mit, um auf verſchiedenen Punkten Sicherheitswachen aufzuſtellen zum Schutze der Arier gegen jede Beeinträchtigung durch das durchziehende Heer der Macedonier. Zur nämlichen Zeit kamen einige Perſer bei ihm an mit der Nachricht, daß Beſſus die aufrechte Mütze (die Tiare) und den perſiſchen Königsmantel trage, auch ſtatt Beſſus ſich Artaxerxes nennen laſſe, und König von Aſien zu ſeyn behaupte; daß er überdieß die nach Baktrien geflohenen Perſer und viele Baktrier um ſich habe, auch Hülfsmannſchaft von den Scythen erwarte. Alexander, der jetzt ſeine ganze Macht beiſammen hatte, machte ſich nun auf den Weg nach Baktra, wo auch Philippus, des Menelaus Sohn, von Medien her wieder zu ihm ſtieß, mit den berittenen Söldnern, den freiwillig zurückgebliebenen Theſſaliern und den Ausländern unter Andromachus. Noch auf dem Zuge nach Baktra begriffen, erhielt Alexander die Nachricht: Satibarzanes, der Statthalter der Arier, habe den Anaxippus mit ſeinen Reitern erſchlagen, bewaffne die Arier und ſammle ſie in der Stadt Arktoana, der ariſchen Königsburg; wenn Alexander weiter vorgerückt ſey, wolle er ſich mit Beſſus vereinigen und mit ihm die Macedonier, wo er ſie treffe, angreifen. Auf dieß kehrte Alexander mit einem Theile ſeines Heeres eiligſt gegen Satibarzanes um, die übrigen Truppen unter Kraterus zurücklaſſend. In zwei Tagen erreichte er Arktoana. Satibarzanes war auf die Kunde von Alexanders Nahen mit wenigen Reitern geflohen, ſeine meiſten Leute hatten ihn verlaſſen; Alexander warf ſich raſch nach allen Seiten auf diejenigen, die man ihm als Mitſchuldige nannte, und ließ ſie theils tödten, theils zu Sklaven machen; zum Statthalter Aria's wurde jetzt ein Perſer, Arſames, ernannt. Dann vereinigte ſich der König wieder mit dem Heere des Kraterus, rückte in das Gebiet der Zarangäer ein und gewann ihre Königsburg. Barſaentes, der Satrape des Landes, war einer der Verſchwornen gegen den Darius geweſen, und hatte ſich auf die Nachricht von Alexanders Anzug zu den Indiern jenſeits des Indus geflüchtet; er wurde ſpäter von ihnen feſtgenommen und dem Alexander ausgeliefert, welcher ihn wegen der an Darius begangenen Unthat hinrichten ließ.

Auf ſeiner raſchen Siegesbahn wurde jetzt Alexander gefährlich bedrängt durch zwei Gefahren, von welchen die eine, weit entfernt, dennoch ſeinen Eroberungen und Siegen hätte Einhalt thun können, die andere aber in nächſter Nähe ſein Haupt umſchwebte. Die Griechen nämlich hatten ſich mit Alexander noch nicht aufrichtig verſöhnt, die Athener grollten ihm fortwährend, obgleich ſie dem korinthiſchen Bunde beigetreten waren, und die Lacedämonier, welche ſich dazu nicht verſtanden hatten, rüſteten ſeit längerer Zeit Krieg, und brachen wirklich los, als Antipater in Macedonien durch andere Unfälle bedrängt war. Der macedoniſche Statthalter des untern Donaulandes, Zopyrio, war bei einem Zuge gegen die Geten völlig geſchlagen und getödtet worden; die Odryſier und ein Theil der Thracier kündigten dem macedoniſchen Reichsverweſer den Gehorſam auf, und dieſen Augenblick hielten die Spartaner und andere Griechen für günſtig, um einen letzten Verſuch zur Abwerfung des macedoniſchen Joches zu machen. Denn die Nachricht von der großen Schlacht bei Arbela hatte mehr Schrecken als Freude in Griechenland erregt, weil man die Macedonier für die Freiheit der Hellenen gefährlicher achtete als die Perſer; und ſo eilten nun die Spartaner und ihre Bundesgenoſſen, ſo lange ſie noch einigen Beiſtand von dem Perſerkönige an Schiffen oder doch an Geld zu hoffen hatten, Krieg zu erheben. Sie riefen die Griechen alle zum gemeinſchaftlichen Kampf um die Freiheit auf. Die Athener, welchen Alexander auf jede Weiſe Ehre erwies, hielten ſich ruhig, obgleich ſie nicht aufgehört hatten, heimlich Geſandte zu Darius zu ſchicken, welche dem Alexander in die Hände fielen; die meiſten Peloponneſier aber und einige andere Städte rüſteten ſich zum Kriege und ſtellten ein Heer von zwanzigtauſend Mann zu Fuß und zweitauſend Reitern ins Feld, unter dem Oberbefehl des tapfern lacedämoniſchen Königs Agis. Antipater ſchloß auf die Kunde von den Rüſtungen der Griechen einen Vergleich mit den Thraciern und zog mit ſeiner ganzen Macht nach dem Peloponnes. Sein Heer, von den treu gebliebenen Griechen verſtärkt, ſoll vierzigtauſend Mann betragen haben. Eine ſehr große und blutige Schlacht wurde bei Megalopolis geliefert, in welcher die Lacedämonier nach tapferem Kampfe der Ueberzahl weichen mußten, auch die Macedonier großen Verluſt erlitten, der ſpartaniſche König Agis aber nach verzweifeltem Kampfe den Heldentod ſtarb. Hiemit war Griechenland beruhigt und Sparta mußte dem korinthiſchen Bunde beitreten.

Die andere Gefahr drohte Alexander in ſeinem eigenen Heer und Lager. Ein großer Theil der Macedonier fing an, mit Alexander unzufrieden zu werden. Nach ſo herrlichen Siegen, nach ſo ungeheuren Anſtrengungen, wie beſonders die Eilmärſche bei der Verfolgung geweſen waren, glaubten ſie durch den Tod des Darius den Feldzug beendigt, und ſehnten ſich entweder nach der Heimkehr, oder doch nach dem behaglichen Genuß der gewonnenen Beute. Wenn auch der König durch ſein Beiſpiel, durch begeiſterte Worte, durch Verheißung und Gewährung der freigebigſten Belohnungen ihren Eifer von Zeit zu Zeit wieder belebte und anfeuerte, kehrte doch immer das Mißvergnügen wieder. So ſoll er einmal, als er ſolche Unzufriedenheit bei den Soldaten bemerkte, ihnen vorgeſtellt haben: „Die Barbaren hätten ſie bisher gleichſam nur im Traume geſehen, und wollten ſie jetzt, nachdem ſie Aſien blos erſchüttert, wieder zurückkehren, ſo würden jene über ſie als über einen Haufen Weiber herfallen. Er ſtelle zwar Jedem frei, nach Hauſe zu gehen, der Luſt habe, aber er rufe die Götter zu Zeugen an, daß er mitten in ſeinem Beſtreben, für die Macedonier die ganze Welt zu erobern, mit ſeinen Freunden und einigen Freiwilligen im Stiche gelaſſen worden ſey.“ Auf dieß hin riefen alle Soldaten einmüthig: er möge ſie führen, in welche Gegend der Welt er wolle.

Alexander hatte auch, beſonders ſeit der Einnahme der perſiſchen Städte, in ſeiner Lebensweiſe und ſeinem Benehmen Manches geändert. Bald nach dem Tode des Darius legte er zum erſten Mal die Tracht der Barbaren an, entweder um ſich nach den Landesgebräuchen zu bequemen, in der Meinung, daß die Gleichheit in den Sitten und in der Lebensart viel zur Bezähmung der rohen Völker, unter welchen er ſich befand, beitragen werde; oder vielleicht ſollte dieß, um die im Orient übliche Weiſe der Begrüßung der Könige durch Niederfallen, — die Anbetung — einzuführen, ein Verſuch für die Macedonier ſeyn, daß ſie allmälig gewöhnt würden, ſich die Veränderung und Abweichung von der alten Lebensweiſe gefallen zu laſſen; doch legte er ſich nicht die völlige mediſche Tracht zu, die gar zu fremd und auffallend war, auch nahm er weder die langen Beinkleider, noch das Oberkleid mit Ermeln, noch die ſpitzig zulaufende Tiare, ſondern wählte eine Kleidung, die aus der mediſchen und perſiſchen geſchickt zuſammengeſetzt war, weniger prunkend als jene, aber etwas mehr in die Augen fallend als dieſe. Anfänglich machte er von derſelben nur Gebrauch, wenn er mit Barbaren zu thun hatte, und beim vertrauten Umgang mit ſeinen Freunden, ſpäter zeigte er ſich darin auch öffentlich. So hatte er auch zwei Siegelringe: mit dem einen, dem des Philippus, ſiegelte er die nach Europa abgehenden Briefe, mit dem andern, dem des Darius, die Briefe, die für Aſien beſtimmt waren. In Betreff der perſiſchen Kleidung ſagte er nun zwar, er trage die eroberte Kriegsbeute der Perſer, als Zeichen des Sieges; aber er nahm damit auch die Sitten und Lebensweiſe der Beſiegten an, und mit der Pracht der Kleidung ſchien auch der Stolz und Hochmuth aſiatiſcher Deſpoten in ſeiner Seele einzuziehen, — die halb weibiſche Tracht auch ſeinen Geſchmack und ſeine Neigungen üppig und ausſchweifend zu machen, ſo daß er ſich allen Arten von Genüſſen im Uebermaß hingab.

So mißfällig dieß den Freunden der altmacedoniſchen

Sitten und Einfalt war, ſo hätten ſie ihm doch ſeine Ueppigkeit, Genußſucht und Prachtliebe verziehen, da er in Tapferkeit und Erduldung von Mühſeligkeiten ſich gleich blieb. So wird berichtet, er habe ſich im Felde und auf der Jagd noch weit mehr als früher angeſtrengt, und ſich den größten Gefahren und Beſchwerden ausgeſetzt, ſo daß ein Geſandter von Sparta, welcher zugegen war, wie er einen großen Löwen erlegte, ausgerufen haben ſoll: »Wahrlich, o Alexander, du haſt mit dem Löwen gewaltig um die königliche Würde geſtritten!« Von dieſer Jagd wurde auch eine Abbildung aus Erz nach Delphi als Weihgeſchenk geſchickt, von den Künſtlern Lyſippus und Leochares gefertigt. Die Meiſten ahmten ſelbſt das Beiſpiel des aſiatiſchen Luxus, das ihnen der König gab, gerne nach. Unter ſeinen vertrauteſten Freunden billigte Hephäſtio ſeine Handlungsweiſe und nahm mit ihm die veränderte Lebensart an. Kraterus dagegen blieb den väterlichen Sitten treu, und deßwegen ließ der König durch jenen die Geſchäfte mit den Aſiaten, durch dieſen die mit den Griechen und Macedoniern beſorgen. Ueberhaupt ſchien er den Erſtern mehr zu lieben, den Letztern mehr zu achten und zu ehren, und pflegte zu ſagen: Hephäſtio ſey mehr der Freund Alexanders, Kraterus mehr der Freund des Königs. Beide waren, wie dieß in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, einander feind und geriethen nicht ſelten aneinander. Alle Macedonier aber, mit Ausnahme von Wenigen, wurden gekränkt durch den Vorzug, welchen er durch die Annahme mancher perſiſchen Gebräuche den beſiegten Perſern vor den Siegern, den Macedoniern, zu geben ſchien, ſo daß er aus einem griechiſchen Könige mehr und mehr ein aſiatiſcher Herrſcher wurde; und je mehr dieß den Perſern ſchmeichelte, um ſo mehr mißfiel es den Griechen, und es betrübte ſie, daß ſie den Alexander gleichſam an die Perſer verlieren ſollten. Beſonders kränkte und reizte ſie, daß ſie die Sitte annehmen ſollten, den König durch Niederfallen zu begrüßen, welche ſie freier Männer nicht würdig fanden. Dieſe Ehre mußte Alexander, als Nachfolger des Darius, von den Aſiaten annehmen und fordern, und damit ſich dieſe nicht gegen die Macedonier zurückgeſetzt ſähen, muthete er ſie auch den Letztern zu. Und er ließ ſich nicht nur auf dieſe Weiſe anbeten, ſondern er hörte es auch ſehr gerne, ja er ſchien zu erwarten, daß ihn ſeine Umgebung einen Sohn des Zeus oder Ammon nannte und von ſeiner Gottheit ſprach, entweder weil er dieſen Glauben für nützlich hielt, oder aus Eitelkeit, welche von den Schmeichlern immer genährt und geſteigert wird. Auch das verdroß ohne Zweifel die vornehmen Macedonier, daß er die größten und reichſten Statthalterſchaften edeln Perſern übertrug und nicht die Reichthümer derſelben ihnen und ihren Verwandten gewährte.

Aus dieſen Gründen waren viele Macedonier, von den Vornehmen wie von den Geringen, mißvergnügt; ihre Unzufriedenheit trat bei manchen Gelegenheiten ſtark an den Tag, und ließ ſelbſt eine Verſchwörung gegen ſein Leben Wurzeln ſchlagen. Während der König zu Ende des Jahres (330 vor Chr.) in der Hauptſtadt des Landes der Drangianer Raſt hielt, wurde ihm die Anzeige davon gemacht. Der Macedonier Dymnus nämlich, im Gefolge des Königs, ein Mann von einigem Rang, hatte einem jungen Freunde, Nikomachus, von den Edelſchaaren des Königs, entdeckt, daß ein Anſchlag gegen das Leben des Königs im Werke und er zur Ausführung binnen drei Tagen, mit ſehr angeſehenen und tapfern Macedoniern verbündet ſey. Der Jüngling, nachdem er mehrere Namen von Verſchworenen erfahren, dem Dymnus aber Verſchwiegenheit hoch und theuer gelobt hatte, eilte zu ſeinem

Bruder Cebalinus und entdeckte dieſem, was er gehört. Cebalinus begab ſich zu der Wohnung des Königs, traf aber vor derſelben nur den Philotas, welchem er ſofort das Geheimniß mittheilte, mit dem dringenden Auftrage, den König davon zu unterrichten. Philotas verſprach es; that es aber weder an dieſem noch am folgenden Tage, obgleich er jeden Tag zweimal den König ſah, und entſchuldigte ſich gegen den mahnenden Cebalinus, es habe ſich keine Gelegenheit dazu gezeigt. Jetzt faßte Cebalinus Verdacht gegen Philotas ſelbſt und machte einem edeln Jüngling, Metro, dem Waffenmeiſter des Königs, die Anzeige. Dieſer führte ihn zu Alexander, der ſich eben im Bade befand und ſich von ihm die ganze Sache vortragen ließ. Er fragte ihn genauer über Alles aus, namentlich auch, ſeit wann er das Geheimniß von Nikomachus erfahren, und als er hörte, ſchon vor drei Tagen, wollte er ihn in Feſſeln legen laſſen, weil er ſo lange mit der Anzeige gezögert. Cebalinus betheuerte, daß er die Anzeige dem Philotas ſogleich gemacht habe, und nun brach der König, heftig erſchüttert, in Klagen über den Undank dieſes Mannes aus. Er ſchickte ſofort Leute, um den Dymnus zu verhaften und herbeizuholen, dieſer aber brachte ſich, den Grund der Verhaftung ahnend, mit ſeinem Schwert eine tödtliche Wunde bei und wurde ſchon ſterbend vor Alexander gebracht, der ihn fragte, was er ihm zu Leide gethan, daß er den Philotas des Thrones würdiger gehalten habe, als ihn? Aber er war ſchon ſprachlos und ſtarb, ohne eine Antwort geben zu können. Nun ließ Alexander den Philotas rufen und ſetzte ihn wegen der Verſchweigung des ihm mitgetheilten Geheimniſſes und der Vernachläſſigung des Auftrags von Cebalinus zur Rede. Auf dieß verſetzte Philotas mit ſcheinbarer Unerſchrockenheit: er habe die Anzeige für ein leeres und lächerliches Geſchwätz, des

Weiterzählens nicht werth, gehalten, und bat den König, eingedenk ſeines ganzen Lebens und ſeiner ſtets bewieſenen Treue, ihm daraus kein Verbrechen zu machen, daß er, ohne böſe Abſicht, den ihm gegebenen Auftrag nicht erfüllt habe. Alexander reichte ihm die Hand zum Zeichen der Verzeihung und ſagte: er glaube, daß es nur Gleichgültigkeit, nicht ſchlimme Abſicht geweſen, — mochte er nun ihn für unſchuldig halten, oder ſich nur ſo ſtellen.

Philotas war der Sohn des Parmenio, und Bruder des Feldherrn Nikanor, welcher Letztere, Befehlshaber der Rundſchildner, erſt vor ganz kurzer Zeit geſtorben und vom ganzen Heere tief betrauert worden war. Parmenio war der älteſte und erfahrenſte Feldherr Alexanders, der ihm mit ſeinem Rath und ſeiner Tapferkeit große Dienſte geleiſtet, und den er in Ekbatana mit einem Theile des Heeres zur Bewachung der dort aufgehäuften Schätze zurückgelaſſen hatte. Philotas ſelbſt ſtand unter den Macedoniern in ſehr großem Anſehen, und war der Anführer der Edelſchaaren. Er galt bei Allen für einen tapfern, zum Kriege abgehärteten Mann, und nächſt Alexandern ſelbſt war im ganzen Heere Keiner ſo freigebig, und ſeinen Freunden ſo ergeben wie er. Aber er war auch auf ſeine großen Reichthümer ungemein hochmüthig und lebte mit einer Pracht, welche an einem Unterthan anſtößig ſchien. Auch war er in ſeinem Benehmen hochfahrend und beleidigend, ſo daß er ſich Neid und Mißgunſt zuzog. Schon längere Zeit ſoll Alexander mißtrauiſch gegen ihn geweſen ſeyn. Philotas hatte von der Beute in Damaskus eine ſehr ſchöne Gefangene, Antigone, aus Pydna in Macedonien, für ſich behalten, und ſich oft beim Weine gegen ſie ſehr ruhmredig ausgeſprochen. Er ſchrieb die wichtigſten Thaten ſich und ſeinem Vater Parmenio zu, und nannte den Alexander einen unbärtigen Jüngling, welcher blos durch ſie Beide König ſey. Dergleichen Reden theilte die Antigone einem andern Bekannten mit, und ſo kam die Sache auch an Kraterus, einen Feind des Philotas, welcher die Frau ſelbſt insgeheim zu Alexander führte. Der König befahl ihr, den Umgang mit Philotas nicht abzubrechen, ſondern ihm zu hinterbringen, was ſie ferner von ihm hören würde; und ſo erfuhr er manche ungeziemende Reden, die Philotas in der Hitze oder Prahlerei gegen ihn ausſtieß. Doch unternahm der König nichts gegen ihn, entweder weil er an keine wirkliche Gefahr glaubte, oder weil er das Anſehen und die Macht von Vater und Sohn bei den Macedoniern ſcheute.

So ſchon längere Zeit argwöhniſch, berief Alexander, nachdem Philotas weggegangen, ſeine Freunde, ließ den Nikomachus holen und von dieſem Alles ausführlich erzählen. Des Philotas Feind Kraterus ſtellte ihm die Nothwendigkeit vor, nachdem er gegen Philotas ſo weit gegangen ſey, denſelben unſchädlich zu machen, weil er und ſein Vater Parmenio von nun an zu ihrer eigenen Sicherheit auf des Königs Verderben ſinnen würden. Auch die Andern hielten dafür, Philotas ſey ſchuldig; er würde die Anzeige des Nikomachus nicht verſchwiegen haben, wenn er nicht an der Verſchwörung Theil gehabt oder an ihrer Spitze geſtanden wäre. Der König empfahl ihnen ſtrenges Stillſchweigen über die Sache, entließ ſie, und ließ verkündigen, daß man am folgenden Tage weiter ziehe, um jeden Argwohn zu unterdrücken, daß etwas Ungewöhnliches im Werke ſey. Zum Nachteſſen war auch Philotas eingeladen und Alexander unterhielt ſich mit ihm freundlich. Um Mitternacht aber kamen Hephäſtio, Kraterus, Cönus, Erigyius, Perdikkas und Leonnatus wieder zum Könige; die Leibwache trat unter die Waffen, alle Thore wurden beſetzt, damit keine Botſchaft zu Parmenio gelangen könne: kleine Abtheilungen wurden abgeſandt, um ſich der verſchiedenen Verſchworenen zu bemächtigen, und Attarras mit dreihundert Mann nach dem Hauſe des Philotas geſchickt. Mit fünfzig brach er in das verſchloſſene Haus, das die Uebrigen umſtellten, und nahm den ſchlafenden Philotas feſt. Als man ihm Feſſeln anlegte, ſoll er geſagt haben: „Ueber Deine Güte, o König, hat der finſtre Haß der Feinde geſiegt!“ und dann führten ſie ihn mit verhülltem Haupte in die Burg des Königs.

Am andern Morgen wurde das Heer zur Verſammlung und zum Gericht berufen, denn bei den Macedoniern ſprach in ſolchen Fällen nicht der König, oder ein von ihm ernanntes Gericht Recht, ſondern im Kriege das Heer und zu Hauſe das Volk; Alexander ſelbſt aber trat als Ankläger auf. Er erklärte der Verſammlung, daß er beinahe durch ein ſchweres Verbrechen ihnen entriſſen worden wäre, und nur durch die Gnade der waltenden Götter erhalten worden ſey. Er enthüllte ihnen die Angaben des Cebalinus, des Nikomachus und Metro, welche dann ſelbſt auch ihr Zeugniß ablegten, bezeichnete außer Peukolaus, Demetrius, Dymnus, deſſen Leichnam als ſtummer, aber überzeugender Beweis des beabſichtigten Hochverraths vorgezeigt wurde, und Andern, als Häupter der Verſchwörung den Philotas und Parmenio, und ſuchte theils aus Briefen, theils aus frühern Handlungen und Aeußerungen dieſer beiden Männer zu beweiſen, daß ſie längſt ſchon mit verbrecheriſchen Plänen gegen ihn umgegangen ſeyen, um ſich ſelbſt der Herrſchaft zu bemächtigen. Er geſtand zwar, daß Philotas von Dymnus ſelbſt dem Nikomachus nicht als Theilnehmer der Verſchwörung genannt worden ſey, aber der Mangel dieſes Zeugniſſes werde durch ſein eignes Benehmen zur Genüge erſetzt, und er forderte das Heer auf, jetzt zu zeigen, wie viel ihnen an ſeinem Leben, an ſeiner Sicherheit, welche Philotas ſo verrätheriſch preisgegeben habe, gelegen ſey.

Den Eindruck der königlichen Anklage ſuchten Alexanders Freunde, Amyntas und ſogar der Schwager des Philotas, Cönus, möglichſt zu verſtärken, da die Macedonier den geſtern noch ſo mächtigen und glänzenden Krieger, der heute als Gefangener in ärmlicher Kleidung und in Banden vorgeführt wurde, nicht ohne Mitleid und Theilnahme für ihn und den greiſen Parmenio betrachteten. Cönus wollte ſogar die Soldaten hinreißen, den Angeklagten ſofort (mit Steinen oder Speeren) zu tödten; aber Alexander hinderte es, gebot, daß man Philotas ſich vertheidigen laſſe, und verließ ſelbſt die Verſammlung. Philotas betheuerte ſeine Unſchuld, und beklagte ſich darüber bitter, daß der König ihn zum Haupt der Verſchwörung gemacht, während der Angeber und Dymnus ſelbſt ſeinen Namen gar nicht genannt hätten, und verſicherte, daß auch von den andern Verſchworenen Keiner ihn angeben werde; nichts falle ihm zur Laſt, als die Verſchweigung der Anzeige, ein Fehler, den ihm Alexander bereits verziehen habe; auch erinnerte er an den Fall ſeines Vaters Parmenio, welchem die Warnung vor dem Arzte Philippus ſchlecht gedankt worden ſey; und dieß habe ihn vor einer voreiligen Anzeige zurückgehalten, welche ohne Zweifel blutige Früchte getragen hätte, während er an eine wirkliche Verſchwörung nicht geglaubt habe.

Das Heer, von Feinden des Philotas gegen ihn geſtimmt, von der Anklage des Königs ſelbſt gleichſam überwältigt, verurtheilte ihn, mehr durch das Anſehen der gegen ihn Auftretenden als durch die Schwere der Beweiſe von ſeiner Schuld überzeugt, als Hochverräther zum Tode. Alexander trat wieder hervor und verſchob das Gericht bis zum folgenden Tage, entweder um Alles noch reiflicher zu erforſchen und zu erwägen, oder um das noch fehlende Geſtändniß durch die Folter zu erzwingen. In dem Rathe ſeiner Freunde, den er nun hielt, ſtimmten die Einen dafür, daß er nach macedoniſchem Brauche geſteinigt werde; die Andern, Hephäſtio, Kraterus Cönus riethen, ihm durch Martern das Geſtändniß der Wahrheit auszupreſſen. Dieß geſchah; man zeigte ihm die Marterwerkzeuge; er erklärte deren Anwendung für unnöthig, da er bereit ſey, was man wolle zu geſtehen; aber Kraterus verlangte, er müſſe gemartert werden, und er wurde, da er anfangs ſtandhaft die Martern ertrug, ſo grauſam gequält, daß er ſich wieder bereit erklärte, Alles was Kraterus wolle, zu geſtehen. Nachdem er ſich ein wenig erholt, legte er ein Geſtändniß ab, von welchem ungewiß iſt, ob er es nicht erdichtete, um weitern Martern zu entgehen. Er und ſein Vater Parmenio hätten vor längerer Zeit mit dem inzwiſchen geſtorbenen Hegelochus den Plan entworfen, den Alexander zu tödten, jedoch nicht eher, als bis Darius aus dem Wege geräumt ſey, weil ſonſt dem Feinde der Gewinn der That zufallen würde, und zwar habe Hegelochus ſie hiezu beredet, vornehmlich aus Entrüſtung über die freche Anmaßung und den Hochmuth Alexanders, welcher ſich ſeines Vater Philippus ſchäme, für einen Götterſohn gelten wolle und dadurch ebenſo alle Menſchen als alle Götter ſich entfremde. Von dem Anſchlage des Dymnus aber habe er nichts gewußt. Aufs neue mit Martern bedroht jedoch bekannte er ſich auch dieſes Verbrechens ſchuldig, an welchem jedoch Parmenio keinen Theil habe, und am folgenden Tage wurde er mit den andern Verſchworenen in der Verſammlung, nach macedoniſchem Brauche, geſteinigt.

Als ſich die Kunde im Heere verbreitete, daß Philotas gefoltert werde, hatte ſich die größte Beſtürzung der vielen vornehmen Verwandten deſſelben bemächtigt, weil ein macedoniſches Geſetz beſtimmte, die Verwandten deſſen, der dem Könige nach dem Leben getrachtet, ſollten mit dieſem getödtet werden. Einige entleibten ſich ſelbſt, Andere entflohen in die Berge und in die Wüſte, bis der König verkündigen ließ, daß er dieß Geſetz nicht anwenden werde. Indeſſen berief er nach der Hinrichtung der Verſchworenen und des Philotas das Heer aufs neue zu einer gerichtlichen Verſammlung, und Arbarias mußte verlangen, daß der Lynceſtier Alexander, welcher vor langer Zeit ſchon dem Könige nach dem Leben getrachtet hatte und ſeit drei Jahren gefangen mitgeführt worden war, verurtheilt werde. Er wurde aufgefordert, ſich zu vertheidigen, aber er wußte, obgleich er drei Jahre Zeit gehabt hatte, auf ſeine Vertheidigung ſich vorzubereiten, ſo wenig vorzubringen, und ſchien durch das Bewußtſeyn der Schuld ſo verwirrt, daß die ſoldatiſchen Richter, aus ſeiner Verwirrung ſeine Schuld erkennend, ihn ſofort mit ihren Lanzen durchbohrten. Da er aus einem Geſchlecht ſtammte, welches früher den Macedoniern Könige gegeben hatte, war es nicht unwahrſcheinlich, daß die Verſchworenen ihn auf den Thron Alexanders zu ſetzen im Sinne gehabt hatten, und daher war es dem Könige erwünſcht, ihn aus dem Wege geräumt zu ſehen.

Nachdem die Leiche weggetragen war, befahl der König, Amyntas und Simmias vorzuführen, zwei Brüder, deren dritter jüngſter Bruder, Polemo, geflohen war, auf die Kunde, daß Philotas gefoltert werde. Sie waren als die vertrauteſten Freunde des Philotas bekannt, waren durch ſeine Gunſt zu hohen Ehren und Aemtern befördert worden, und Alexander zweifelte nicht, daß ſie auch um ſeinen hochverrätheriſchen Plan gewußt hätten; auch war er von ſeiner Mutter vor ihnen gewarnt worden. Sie hätten, ſagte er, zwei Tage vor der Entdeckung des Anſchlags, geheime Beſprechungen mit Philotas gehabt; der entflohene Bruder habe ihre Schuld durch ſeine

Flucht verrathen. Er ſelbſt habe vor Kurzem bemerkt, daß ſie ſich auf eine verdächtige Weiſe an ihn gedrängt hätten; auch ſeyen ihm vermeſſene und drohende Worte des Amyntas hinterbracht worden. — Amyntas erbat ſich vom König, daß er ſeiner Feſſeln entledigt und in ſeiner vollen Rüſtung ſeine Vertheidigung führen dürfe; als ihm dieß gewährt wurde, begann er mit großer Freimüthigkeit die gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen zu widerlegen; kecke und ſelbſt übermüthige Worte müſſe man dem Soldaten zu Gute halten, weil dieß die Sitte des Lagers mit ſich bringe, und vielmehr auf ſeine Thaten als auf ſeine Reden müſſe man ſehen; des Philotas Freund geweſen zu ſeyn, rühme er ſich, und Jeder habe darnach geſtrebt, denn Alexander ſelbſt habe das Beiſpiel gegeben, und er habe zwei Tage vor deſſen Tode nicht anders mit ihm verkehrt als immer; das Mißfallen endlich der Olympias habe er ſich dadurch zugezogen, daß er, nach Macedonien geſchickt um Soldaten herüberzuholen, des Königs Befehle mehr als ihre Wünſche beachtet und einige edle Jünglinge gegen ihren Willen zum Heere weggeführt habe. Während dem wurde der entflohene Polemo zurückgebracht, und als ihm Amyntas Vorwürfe wegen ſeiner Thorheit machte, daß er durch ſeine Flucht ſeine Brüder in ſolchen Verdacht gebracht, klagte er ſich ſelbſt unter bittern Thränen an, daß er der Urheber ihres Unglücks ſey, wogegen er das ſeinige vergeſſe. Die Verſammlung war gerührt, eine Stimme forderte die Freiſprechung der unſchuldigen und tapfern Männer, und der König beſtätigte dieß Urtheil; die Verſammlung wurde entlaſſen, und nun ließ Alexander noch den Polydamas zu ſich rufen, den vertrauteſten Genoſſen des Parmenio. Keiner Schuld ſich bewußt, kam er gutes Muthes; aber als ihm befohlen wurde, ſeine noch jungen Brüder dem Könige auszuliefern, erſchrack er; ſie wurden herbeigebracht, der König hieß ihn näher treten und redete ihn gütig an. Er ſagte, Parmenio habe ſie Beide, als ſeine beſten Freunde, am meiſten getäuſcht; daher wolle er ſich jetzt ſeiner bedienen, um die verdiente Strafe über ihn zu verhängen. Er müſſe nach Medien reiſen mit den Briefen des Königs an die dortigen Anführer, Kleander, Sitalces und Menidas, und ſeine Brüder behalte er inzwiſchen als Pfänder ſeiner Treue und als Geiſeln.

In arabiſcher Tracht und von zwei Arabern geleitet, reiſte Polydamas auf Kamelen durch die Wüſte mit größter Schnelligkeit, um dem Gerücht der That zuvorzukommen. Er brachte auch für Parmenio einen angeblich von Philotas geſchriebenen und mit deſſen Siegelring geſiegelten Brief, um ihn ganz arglos zu machen. Polydamas kam in der Nacht an, und übergab den Anführern ſeine Briefe, worin dieſe angewieſen waren, den Parmenio aus dem Wege zu räumen. Ob auch er von dem Heere verurtheilt worden war, oder ob Alexander für ſich dieſen Befehl gab, weiß man nicht. Vielleicht ſchien es in letzterem Fall dem Alexander nicht glaublich, daß bei einer Verrätherei des Philotas Parmenio den Planen des Sohnes fremd geblieben ſey; oder dachte er, ſelbſt wenn Parmenio wirklich keinen Antheil daran gehabt hatte, ſey er nunmehr nach der Hinrichtung ſeines Sohnes zu fürchten bei dem ſo großen Anſehen, in welchem er beim ganzen Heere ſtand, das er öfters zu allgemeiner Zufriedenheit angeführt hatte. Die Anführer begaben ſich am Morgen zu Parmenio Dieſem war inzwiſchen gemeldet worden, daß Polydamas mit einem Briefe von Philotas angekommen ſey. Er luſtwandelte mit den Anführern in einem ſchattigen Hain, als Polydamas von ferne herbeikam. Parmenio eilte ihm freudig und erwartungsvoll entgegen, begrüßte ihn freundlich und empfing von ihm den

Brief des Königs, indem er ihn fragte, was Alexander eben jetzt beginne? Er werde es aus dem Briefe erfahren, war die Antwort, und Parmenio las ihn. „Der König,“ ſagte er, „rüſtet ſich zu einem Zuge gegen die Acheroſier. Welch ein raſtloſer, unermüdlicher Mann! Aber er ſollte ſich mehr ſchonen, nachdem er ſo großen Ruhm gewonnen.“ Hierauf las er den angeblichen Brief des Philotas mit ſichtlichem Vergnügen. Dieſer Augenblick aber war von den Anführern zur Erfüllung des ihnen gewordenen Auftrags feſtgeſetzt worden: ſie fielen mit den Schwertern über ihn her und ſtießen ihn nieder. Die Kunde des Mordes verbreitete ſich unter dem Heere, und eine Menge Soldaten ſtürzten bewaffnet herbei zu dem Hain, wo die blutige That verübt worden war, und drohten, wenn nicht Polydamas und die übrigen Mörder ihnen ausgeliefert würden, die Mauer und das Wäldchen zu ſtürmen und Alles umzubringen. Kleander befahl, einen Theil derſelben einzulaſſen und las ihnen einen Brief des Königs an die Soldaten vor, worin er ihnen von den Anſchlägen des Parmenio ſchrieb, und ſie aufforderte, ihn zu rächen. Die Ueberzeugung, daß es der Wille des Königs geweſen, ſtillte nun zwar den Aufruhr, aber nicht die Entrüſtung und den Schmerz. Viele gingen auseinander, Andere blieben, und verlangten, daß man ſie wenigſtens den Leichnam beerdigen laſſe. Nach langem Weigern, weil man dadurch den König zu erzürnen fürchtete, bewilligte ihnen endlich Kleander, den Rumpf zu begraben, das Haupt aber wurde an Alexander geſchickt.

So ſtrafte und ſchonte Alexander; und nachdem der Anführer der geſammten Edelſchaaren, Philotas, ſeine Macht und ſein Anſehen ſo mißbraucht hatte, theilte der König jetzt die geſammte Mannſchaft der berittenen Edelſchaaren in zwei Abtheilungen, und gab ihnen zwei Anführer in Hephäſtio, dem

Sohne des Amyntor, und in Klitus, dem Sohne des Dropidas. Denn nicht einmal ſeiner Vertrauten Einem wollte er den Befehl über ſo viele Reiſige, die durch Rang ſowohl, als ſonſtige Vorzüge den Kern der ganzen Reiterei bildeten, anvertrauen. Auch ſoll er die Vorlauten und Unzufriedenen, welche über den Tod des Parmenio murrten, von den übrigen Soldaten getrennt und eine beſondere Schaar aus ihnen gebildet haben, damit ſie die andern nicht mit ihrem Mißvergnügen und ihren frechen Reden anſteckten, und es wird auch erzählt, daß er ihre Geſinnungen dadurch ausgeforſcht habe, daß er ihre Briefe nach Macedonien auffangen und erbrechen ließ. So wie jedoch er ſelbſt mißtrauiſch wurde, machten ihn dieſe Vorfälle Vielen ſeiner Freunde furchtbar, beſonders dem Antipater, dem Reichsverweſer in Macedonien. Antipater war der Schwiegervater des Lynceſtiers Alexander; und ſobald er dieſe Vorgänge erfuhr, ſchickte er heimlich an die Aetolier und ſchloß mit ihnen ein enges Bündniß. Dieſe hatten wegen der Zerſtörung der Stadt Oeniadä die härteſte Rache Alexanders zu fürchten, welcher erklärt hatte: nicht die Söhne der Oeniaden, ſondern er ſelbſt werde dafür an den Aetoliern Rache nehmen. Antipater aber machte die Feinde des Königs zu ſeinen Freunden.

Glücklicher als Darius war Alexander den Dolchen der Verſchwörer entgangen und hatte in nicht wenigem Blute den Anſchlag erſtickt. Aber einem von Natur großmüthigen Herzen iſt es ſchon ſchmerzlich, harte Strafen zu verhängen, welche die Gerechtigkeit fordert; und noch mehr mußte Alexander auf dieſe Vorfälle mit einem bittern Gefühle zurückſchauen, weil ihn nicht nur der Verrath von Unterthanen und Freunden zur Härte gezwungen, ſondern auch die Sorge für ſein Leben zu Handlungen verleitet hatte, welche mit der ſtrengen Gerechtigkeit und mit offener Geradheit ſtritten. Der Mann, welcher für unwürdig gehalten hatte, den Sieg zu ſtehlen, hatte es nicht verſchmäht, einen vieljährigen Freund durch ein verrätheriſches Weib auskundſchaften und ſeinen greiſen Feldherrn durch deſſen liebſten Waffengefährten und durch die unter ihm befehligenden Anführer meuchlings morden zu laſſen.

17.

Alexander beſtraft den Beſſus, gründet Städte, zieht gegen die Scythen, und unterwirft wiederholt das unbotmäßige Sogdiana.

Sofort ſetzte ſich Alexander, obgleich es nun Winter war, wieder in Bewegung, um die Seinigen in den Gefahren und dem Getümmel des Krieges dieſe traurigen Vorgänge vergeſſen zu machen. Zunächſt galt es, den Mörder des Darius, den Satrapen von Baktrien, zu ſtrafen und ſeine weitgedehnten Länder zu unterwerfen. Zuerſt kam Alexander in das Land der Arimaſpen, oder Ariaſpen, wie ſie früher geheißen; jetzt aber führten ſie den Namen Euergeten (Wohlthäter), weil ſie das Heer des Cyrus, als es auf dem Zuge gegen die Scythen durch Kälte und Mangel an Lebensmitteln litt, mit Nahrung und Obdach unterſtützt hatten, ein einfach lebendes, genügſames Volk. Alexander ehrte ſie um das, was ihre Väter an Cyrus gethan hatten, mit großen Geſchenken; und als er erkannte, daß ſie ganz anders als die übrigen Barbaren dieſer Gegend lebten, und die gleichen Begriffe und Einſichten von dem, was Recht iſt, hatten, wie die Griechen, ließ er ihnen ihre Unabhängigkeit und gab ihnen zu dem übrigen von dem angrenzenden Lande, ſo viel ſie wünſchten; es war aber nicht viel, was ſie ſich ausbaten. Zwei Monate verweilte er, wegen des ſtrengen Winters, hier, und brach dann, noch bei ſehr winterlicher Witterung (im Anfang des Jahres 329 vor Chr.) wieder auf, nachdem er dem Apollo geopfert hatte. Hier nahm er den Ptolemäus, des Lagus Sohn, unter ſeine Leibwächter auf. Er rückte gegen Baktra vor und unterwarf ſich im Vorbeigehen die Dranger und Dragoger, dann die Arachoſier, welchen er Meno zum Statthalter ſetzte, und durchzog das Gebiet der an die Arachoſier angrenzenden Indier. Der Durchzug durch alle dieſe Völkerſchaften geſchah unter vielem Schnee, Mangel an Lebensmitteln, und großer Mühſeligkeit für die Soldaten. Auch traf die Nachricht ein, daß die Arier wieder abgefallen ſeyen, nachdem Satibarzanes mit zweitauſend Reitern, die ihm Beſſus gegeben, in ihr Land einen Einfall gemacht habe. Alexander ſchickte deßhalb den Perſer Artabazus und den Erigyius und Karanus von den Freiſchaaren dahin ab, und gab zugleich dem parthiſchen Statthalter Phrataphernes Befehl, mit ihnen in Aria einzurücken. Es kam zu einem hartnäckigen Kampfe zwiſchen Satibarzanes und Erigyius und Karanus; die Barbaren wichen nicht eher vom Platze, als bis Satibarzanes von Erigyius durch einen Lanzenſtich ins Geſicht getödtet wurde; dann flohen ſie in unordentlicher Eile.

Alexander ſelbſt rückte, verſtärkt durch das inzwiſchen angekommene Heer des Parmenio, gegen das Gebirge des indiſchen Kaukaſus oder Paropamiſus vor, an deſſen Fuß er eine Stadt gründete und ſie nach ſich Alexandria (am Kaukaſus) nannte. Er bevölkerte ſie mit einigen Tauſenden älterer Macedonier, welche ſich hier anzuſiedeln geneigt waren. Hier opferte er ſeinen Göttern allen nach heimiſchem Brauche, ließ als Statthalter den Perſer Proexes und einige Mannſchaft unter Niloxenus, des Satyrus Sohn, zurück, und trat dann den Zug über das Gebirge an.

Dieß gewaltige Gebirge, auf welchem der Indus und der Oxus entſpringen, das höchſte und ausgedehnteſte Aſiens, in ſeinen vielen Zügen verſchiedene Namen führend, trennte Arachoſien von Baktrien, der Satrapie des Beſſus, welcher ſich hinter dem himmelhohen Kaukaſus (heute Hindukuſch geheißen) von Alexander wenigſtens vor der Hand ſicher glaubte, auch dazu noch die Gegenden am Fuße des Gebirgs verheert hatte, um durch Verwüſtung des zwiſchen ihm und Alexander liegenden Landes und durch Mangel an Lebensmitteln dieſem das weitere Vorrücken unmöglich zu machen. Beſſus hatte außer den Theilnehmern an der Gefangennehmung des Darius aus Baktra ſelbſt ungefähr ſiebentauſend Mann und die jenſeits des Fluſſes Tanais wohnenden Daer unter ſich, hatte die von Alexander ſchon durchzogenen und unterworfenen Länder wieder zum Abfall aufgewiegelt, und ſuchte ſich auf jede Weiſe zu verſtärken. Alexander aber ließ ſich durch das gewaltige Gebirge nicht zurückhalten, welches, obgleich von Bäumen entblößt und ohne Anbau, doch ſtark bevölkert war und zahlreiche Schaaf- und Viehheerden nährte. Unter den größten Mühſeligkeiten, welche ſich beſonders gegen das Ende, wegen der Verwüſtung der Gegend durch Beſſus, noch ſteigerten, überſchritt Alexanders Heer in vierzehntägigem Zuge auf den beſchwerlichſten Bergſtraßen das Gebirge, welches, weil mit demſelben Namen benannt wie der Kaukaſus zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere, mit dieſem hin und wieder verwechſelt wurde, und auf deſſen höchſtem Rücken man den ungeheuern Felſen zeigte, auf welchem Prometheus ſollte angeſchmiedet geweſen ſeyn, ſo wie das Neſt des Adlers, der ihn zerfleiſchte, — und erreichte am fünfzehnten, ſehr erſchöpft und mit großem Verluſt an Pferden und Laſtthieren, die erſte Stadt von Baktrien, Drapſaka.

Beſſus, ſo lang Alexander ferne war, voll Zuverſicht und Uebermuth, und bei Trinkgelagen ſchwelgend und prahlend, wagte nun, überraſcht durch die Kühnheit der ausdauernden Macedonier, doch nicht, ihnen ſofort die Spitze zu bieten, ſondern beſchloß, ſich erſt durch die Choraſmier, Daer, Saken, Indier und Scythen zu verſtärken, zog ſich über den Fluß Oxus in die Landſchaft Sogdiana zurück, und verbrannte die Fahrzeuge, deren er ſich zur Ueberfahrt bedient hatte. Ihm folgten Spitamenes und Oxyartes an der Spitze der ſogdianiſchen Reiter und die Daer vom Ufer des Tanais; die baktriſchen Reiter aber zerſtreuten ſich, als ſie den Beſſus zur Flucht entſchloſſen ſahen, in ihre Heimath.

Alexander ließ ſein Heer in Drapſaka raſten und rückte dann gegen Aornus und Baktra, die bedeutendſten Städte im Lande der Baktrier, welche beide ſich ihm ſogleich ergaben. In der Burg zu Aornus ließ er eine Beſatzung zurück unter dem Befehle des Archelaus von den Edelſchaaren. Auch das übrige Baktrien, ein großentheils fruchtbares Land, beſonders reich an Pferden, — die Baktrier ſtellten dreißigtauſend Reiter — unterwarf ſich ſchnell und erhielt den Artabazus zum Statthalter. Alexander ſelbſt zog an den Oxus,*) der im Kaukaſus entſpringt und ſich bei Hyrkanien in das kaspiſche Meer ergießt, der größte unter den aſiatiſchen Flüſſen, zu welchen bis jetzt die Macedonier gekommen waren. Er überzeugte ſich bald von der Unmöglichkeit, durch dieſen faſt zweitauſend Fuß breiten Fluß zu gehen, da er tief und ſehr reißend iſt. An den Uebergangsſtellen war auch Mangel an Holz, und es ſchien zu langwierig, alle zu einem Brückenbau erforderlichen Bedürfniſſe weit herzuholen. Alexander ließ daher auch jetzt wieder die Felle, unter welchen ſie zelteten, mit Heu ausſtopfen, zuſammennähen und ſchnüren, daß das Waſſer nicht eindringen konnte und nach fünf Tagen konnte das Heer überſetzen. Vor dem Uebergang ſandte der König, bei welchem Artabazus und Erigyius aus Aria wieder mit ihren Truppen eingetroffen waren, die älteſten und zum Dienſt untüchtigen Macedonier nebſt den freiwillig bei ihm gebliebenen Theſſaliern nach Hauſe. Auch ſchickte er den Staſanor von den Edelſchaaren nach Aria mit dem Befehl, den Arſames, Statthalter der Arier, welcher nicht zuverläſſig zu ſeyn ſchien, zu verhaften und an ſeiner Stelle die Statthalterſchaft zu übernehmen. Die Satrapie Baktrien dieſſeits des Oxus erhielt Artabazus.

---

*) Heutzutage Amu genannt, oder Dſchihun.

Nach dem Uebergang über den Oxus rückte Alexander raſch der Gegend zu, wo nach den eingelaufenen Nachrichten Beſſus mit ſeinen Streitkräften ſtand. Schon war bei dem Könige der Meder Kobares als Ueberläufer angekommen; er hatte dem übermüthigen und doch feigen Beſſus gerathen, ſich lieber ſogleich dem Alexander zu unterwerfen, der ihn dann wahrſcheinlich in ſeiner Satrapie beſtätigen würde, als das unſichere Kriegsglück noch einmal zu verſuchen und den Alexander unheilbar zu erzürnen; aber Beſſus war darüber ſo in Wuth gerathen, daß er ihn umbringen wollte, und ſo war Kobares zu Alexander entflohen. Jetzt kamen auch Boten von Spitamenes und Dataphernes, den Anführern unter Beſſus, an, mit dem Erbieten, wenn ihnen nur eine kleine Heeresabtheilung mit einem Heerführer zugeſchickt würde, wollten ſie den Beſſus feſtnehmen und ihn den Macedoniern ausliefern, da ſie ihn ſchon jetzt als Gefangenen in ihren Händen hätten und bewachten, obgleich er noch frei umhergehe. Spitamenes war der angeſehenſte und geehrteſte Begleiter des Beſſus geweſen; aber unter dem Vorwand, den Darius zu rächen, hatte er aus Neid und Eiferſucht den Plan gefaßt, ihn aus dem Wege zu räumen und mit Hülfe einiger Mitverſchworenen ſich durch eine Liſt ſeiner Perſon bemächtigt. Als ſie ihm die Tiare vom Haupte riſſen und den Königsmantel zerfetzten, ſoll er bekannt haben, daß dieß die Strafe der Götter ſey, welche, dem Darius nicht ungeneigt, ſeinen Tod rächen, dem Alexander aber beſonders hold, ihm immer durch die Hand ſeiner Feinde ſelbſt zum Siege helfen.

Alexander ſchickte auf jene Botſchaft den Ptolemäus, des Lagus Sohn, mit einer bedeutenden Heeresabtheilung der beweglichſten Truppen voraus, mit dem Befehle, eiligſt den Spitamenes und Dataphernes aufzuſuchen. Er ſelbſt zog mit dem übrigen Heere langſamer nach. Ptolemäus aber erfüllte ſeinen Auftrag ſo gut, daß er in vier Tagen zehn Tagreiſen zurücklegte und das Lager erreichte, in welchem am Tage zuvor Spitamenes mit ſeinen Barbaren geſtanden war. Hier erfuhr er, daß Spitamenes und Dataphernes in ihrem Entſchluß, den Beſſus auszuliefern, ſchwankten. Er ließ daher ſein Fußvolk zurück, mit dem Befehle, langſamer nachzurücken, und erreichte an der Spitze ſeiner Reiter ein Dorf, wo Beſſus mit einigen Soldaten ſich befand; denn Spitamenes hatte ſich mit ſeinen Leuten ſchon weggezogen, weil er ſich ſchämte, den Beſſus geradezu mit eigner Hand auszuliefern, obgleich auf dieſe Weiſe an ſeinem Schickſal nichts geändert wurde. Ptolemäus nämlich umſtellte das Dorf mit ſeinen Reitern und ließ den drinnen befindlichen Barbaren durch einen Herold verkündigen, es ſolle ihnen kein Leid widerfahren, wenn ſie den Beſſus auslieferten. Auf dieß mit ſeinen Leuten eingelaſſen, nahm er den Beſſus feſt und trat den Rückweg an. Als er ſich Alexander näherte, ließ er ihn fragen, wie er ihm den

Beſſus unter die Augen bringen ſolle. Alexander befahl, ihn nackt ins Halseiſen gebunden vorzuführen und rechts am Wege aufzuſtellen, wo er mit dem Heere vorbeiziehen werde. Dieß geſchah, und Alexander ließ, ſobald er des Beſſus anſichtig wurde, ſeinen Wagen halten, und fragte ihn: warum er den Darius, ſeinen König, und zugleich ſeinen Verwandten und Wohlthäter, zuerſt als Gefangenen fortgeſchleppt und dann ermordet habe? Beſſus antwortete: er habe dieß nicht nach eigenem Gutdünken gethan, ſondern in Verbindung mit Allen, die damals um die Perſon des Darius geweſen, um dadurch Gnade bei Alexander zu finden. Auf dieß befahl Alexander ihn zu peitſchen, und Alles, was er dem Beſſus über ſeine Treuloſigkeit vorgeworfen, durch einen Herold bekannt zu machen. Nach dieſer Züchtigung ward Beſſus nach Baktra abgeführt, zur ſpäteren Hinrichtung.

Nachdem Beſſus, der ſich hatte König nennen laſſen, in Alexanders Hände gefallen, war das Land Sogdiana ohne ein Haupt und um ſo leichter wurde ihm die Unterwerfung. Nachdem er ſeine Reiterei aus der dortigen Gegend wieder vollſtändig beritten gemacht hatte, — denn es waren beim Uebergang über den Kaukaſus, ſo wie auf dem Wege zum Oxus und vom Oxus weiter viele Pferde gefallen, — zog er nach Marakanda, der Hauptſtadt der Sogdianer. Auf dem Wege dahin kam er in eine kleine Stadt der Branchiden, welche vor anderthalb Jahrhunderten von Milet auf Befehl des Xerxes, als er aus Griechenland zurückkehrte, hieher ſich übergeſiedelt hatten, weil ſie an einem Tempel um ſeinetwillen ſich vergriffen hatten und deßhalb in Griechenland nicht mehr bleiben konnten. Sie hatten ihre Abſtammung noch nicht vergeſſen und noch die griechiſche Sprache, obwohl etwas entartet, neben der barbariſchen beibehalten; als Griechen nahmen ſie den König bereitwillig auf. Alexander aber wollte an den ſpäten Enkeln den Frevel der Ahnen ſtrafen und zerſtörte deßhalb die Stadt ſammt allen ihren Einwohnern, — eine ſpäte, ungerechte und barbariſche Rache, wenn nicht andere, beſſere Gründe ihn zu dieſer That veranlaßten.

Dann rückte Alexander weiter nordoſtwärts, an den großen Fluß Tanais, welchen die umwohnenden Barbaren auch Jaxartes nannten, ebenfalls im Kaukaſus entſpringend und in den Aral-See ſich ergießend. Hier verirrten ſich einige Macedonier beim Futterſammeln und wurden von den Barbaren niedergemacht, welche ſich gleich nach der That auf einen ſehr rauhen und überall ſchroff abgeſchnittenen Berg zurückzogen. Es waren ihrer gegen dreißigtauſend. Alexander rückte mit den beweglichſten Leuten ſeines Heeres gegen ſie aus, und viele Angriffe erfolgten von den Macedoniern auf den Berg. Anfangs wurden ſie durch die Geſchoſſe der Feinde zurückgetrieben; Viele wurden verwundet, namentlich erhielt Alexander ſelbſt durch den untern Schenkel einen Pfeilſchuß, durch welchen ein Knochen zerſchmettert wurde; aber dennoch nahm er die Stellung der Feinde weg. Die Barbaren wurden zum Theil von den Macedoniern niedergehauen; Viele ſtürzten ſich über die hohen Felſen herab und fanden auf dieſe Weiſe den Tod, ſo daß von dreißigtauſend nicht mehr als achttauſend am Leben blieben.

Alexander hatte ſich jetzt den Grenzen des weitgedehnten perſiſchen Reiches genähert, welche hier durch den Jaxartes (Tanais) gebildet werden, der nebſt den unwegſamen Gebirgen es von den für Cyrus ſchon unbezwinglichen Scythen trennte, den zahlreichen Steppenbewohnern, gegen welche auf der weſtlichen Seite mehrere feſte Städte, zum Schutz gegen Einfälle, angelegt waren. Es waren bei ihm Geſandte der Scythen angekommen, mit welchen er einige ſeiner Vertrauten abgehen ließ, angeblich um durch eine Geſandtſchaft den Bund der Freundſchaft zu ſchließen; in der That aber mehr, um die natürliche Lage des Scythenlandes, ihre Volksmenge, ihre körperliche Beſchaffenheit und die Waffen, womit ſie zu Felde ziehen, auszukundſchaften; und ohne Zweifel hatten auch ſie ungefähr in derſelben Abſicht ihre Abgeordneten an ihn geſchickt. Alexander ſah, daß bei der Nähe der Grenzen feindliche oder freundliche Berührungen nicht fehlen könnten, und deßhalb gedachte er an dem Ufer des Tanais eine Stadt zu gründen, die ebenfalls *ſeinen* Namen tragen ſollte. Die Lage ſchien ihm ſehr günſtig für eine große Stadt, und ſie konnte ebenſo als Vormauer für das Land gegen Einfälle der über dem Fluß wohnenden Barbaren dienen, als ſich von ihr aus leicht Züge gegen die Scythen unternehmen ließen. Auch fanden ſich ſogleich viele Anſiedler in der neuen Stadt ein. Aber während er dieſe neue Schutzwehr des Reiches zu gründen beſchäftigt war, hatten die Barbaren des Landes, welche, an der Grenze des Reiches wohnend, ohne Zweifel eine große Unabhängigkeit behauptet, und die perſiſche Herrſchaft wohl kaum gefühlt, nur dem Namen nach anerkannt hatten und dieſe Feſtſetzung der Fremden bei ſich nicht gerne ſahen, die Beſatzungen, welche Alexander in ihre ſieben Städte, am Ufer des Fluſſes hin, gelegt hatte, ermordet und die Städte noch mehr befeſtigt. An dieſer Empörung nahmen die meiſten Sogdianer Theil, aufgewiegelt durch diejenigen, welche den Beſſus feſtgenommen hatten; auch ein Theil der Baktrianer erhob ſich zu gleicher Zeit.

Auf die Nachricht hievon gab Alexander dem Fußvolk Befehl, ſogleich Leitern zu verfertigen, und ſetzte ſich gegen die nächſte der ſieben Städte, Gaza, in Bewegung; den Kraterus aber ſchickte er gegen die Stadt Cyropolis, die bedeutendſte unter allen, in welche ſich die meiſten Barbaren geworfen hatten, mit dem Befehl, die Stadt einzuſchließen, damit ſie den andern keine Hülſe ſchicken könne, und Maſchinen zum Sturm bauen zu laſſen. In zwei Tagen nahm er fünf Städte, deren Mauern nicht ſehr hoch und feſt waren, mit ſtürmender Hand, wobei die Männer auf ſeinen ausdrücklichen Befehl niedergehauen wurden; Weiber, Kinder und alle Habſeligkeiten wurden der Plünderung preisgegeben. Schwerer war Cyropolis zu erobern. Er ließ gegen die viel höhere und feſtere Mauer das Sturmzeug aufführen und gedachte dann durch die Mauerlücken einzubrechen. Da er jedoch bemerkte, daß das Bett des Fluſſes, der, ein bloßer Gießbach, die Stadt durchſtrömte, gerade jetzt waſſerleer war, und weil die Mauer nicht ganz herabreichte, ſeinen Soldaten Raum gebe, ſich in die Stadt einzuſchleichen, ſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Leibſchaar, der Rundſchildner, der Bogenſchützen und Agrianer und gelangte, während die Feinde durch das Sturmzeug und die auf jenem Punkte Anſtürmenden beſchäftigt waren, unbemerkt durch die Mündung des Fluſſes mit einigen Wenigen zuerſt in die Stadt. Von innen die nächſten Thore aufbrechend, ließ er nun ohne Schwierigkeit auch ſeine übrigen Soldaten ein. Jetzt bemerkten die Barbaren wohl, daß ihre Stadt verloren ſey; aber dennoch warfen ſie ſich auf Alexander und ein harter Kampf begann. Alexander ſelbſt erhielt einen gewaltigen Steinwurf an Kopf und Hals, Kraterus einen Pfeilſchuß und viele andere höhere Befehlshaber wurden verwundet. Doch wurde der Feind vom Marktplatze verjagt und in demſelben Augenblick gewannen die Stürmenden die ſchon von Streitern entblößte Mauer. Bei dieſer Einnahme der Stadt blieben wenigſtens achttauſend Feinde auf dem Platze; der Reſt, es waren etwa fünfzehntauſend geweſen, zog ſich auf die Burg zurück; aber auch ſie mußten ſich nach einem Tage aus Waſſermangel ergeben. Die ſiebente Stadt ergab ſich ebenfalls gleich beim Anmarſch des Heeres.

Um dieſelbe Zeit langte ein Heer der (fälſchlich) ſogenannten europäiſchen Scythen an den Ufern des Fluſſes Tanais (Jaxartes) an, in Maſſe herbeigelockt durch die Kunde von der jenſeits des Fluſſes gegen Alexander ausgebrochenen Empörung, bereit, wenn der Aufſtand um ſich griffe und Erfolg hätte, ebenfalls über die Macedonier herzufallen. Und von Spitamenes, dem Verräther des Beſſus, lief die Nachricht ein, daß er die in Marakanda, der Hauptſtadt Sogdiana's, zurückgelaſſene Beſatzung in der Burg belagere. Gegen ihn ſandte Alexander den Andromachus, Menedemus und Karanus, und gab ihnen den Dolmetſcher Pharnuchus, einen geborenen Lycier, mit, welcher mit der Sprache der dortigen Barbaren vertraut und zu Unterhandlungen mit ihnen der geeignete Mann war. Er ſelbſt vollendete innerhalb zwanzig Tagen die Werke der beabſichtigten Stadt, brachte dann den Göttern die gebräuchlichen Opfer und veranſtaltete Wettkämpfe mit Pferden und in Leibesübungen. Aber noch erblickte er die Scythen am jenſeitigen Stromesufer, das ſie nicht verlaſſen wollten; vielmehr ſah man ſie ihre Geſchoſſe über den hier nicht ſehr breiten Strom werfen, auch fielen zur Verhöhnung Alexanders nach Barbarenweiſe manche übermüthige Reden: „er werde wohl nicht wagen, mit den Scythen ſich zu meſſen, oder erfahren, was für ein Unterſchied ſey zwiſchen Scythen und den Barbaren Aſiens.“ Dadurch gereizt, beſchloß er überzuſetzen und ſie anzugreifen, und ließ die Felle am Uebergangsorte in Bereitſchaft halten. Als er aber wegen ſeines Vorhabens opferte, — was er ſeit der Beſiegung des Darius nicht mehr gethan haben ſoll, — wollten die Opfer nicht zuſagen. Dieß war ihm höchſt verdrießlich, doch bezwang er ſich und blieb. Als die Scythen nicht nachließen, ihn zu necken, opferte er noch einmal wegen des Uebergangs, und wieder erklärte ihm der Zeichendeuter Ariſtander, daß die Opfer auf Gefahr für ihn hinwieſen. Alexander aber, der ſich jetzt ſchon von den Göttern ſo wenig als von den Menſchen mochte widerſprechen und etwas in den Weg legen ſehen, erklärte, es ſey beſſer, ſich der größten Gefahr auszuſetzen, als nach Unterjochung von beinahe ganz Aſien zum Gelächter der Scythen zu werden, wie einſt Darius, der Vater des Xerxes. Zwar erwiederte Ariſtander, er könne den göttlichen Anzeichen entgegen nie eine andere Erklärung deßhalb abgeben, weil Alexander etwas Anderes zu hören wünſche. Aber die Felle waren bereit und das Heer ſtand in voller Rüſtung am Fluſſe. Die Maſchinen ſchleuderten auf ein gegebenes Zeichen gegen die am Ufer hinſprengenden Scythen; Einige wurden durch die Geſchoſſe verwundet, und Einer ſtürzte, durch Schild und Panzer hindurch getroffen, vom Pferde. Dieß machte die Scythen etwas beſtürzt, ſie zogen ſich ein wenig vom Ufer zurück; Alexander, ihre Verwirrung benützend, eröffnete ſelbſt unter Trompetenſchall den Uebergang über den Fluß, und ihm folgte ſein Heer. Die zuerſt ans Ufer geſtiegenen Bogenſchützen und Schleuderer mußten die Scythen ſo lange entfernt halten, bis das übrige Heer herüber war. Die erſten Angriffe der macedoniſchen Schaaren hielten dann die Scythen aus, indem ſie ſie auf ihren flüchtigen Roſſen ſchießend umſchwärmten, wie es die Art ſolcher berittenen Steppen- und Wüſten-Völker iſt; als aber das geſammte Heer gegen ſie anrückte, ſahen ſich die Scythen zur Flucht gezwungen, und verloren an Todten gegen tauſend Mann; darunter Satraces, einer ihrer Anführer, und etwa hundert und fünfzig Gefangene. Da aber die Verfolgung ſehr raſch, und bei großer Hitze — es war Sommer — höchſt beſchwerlich war, litt das ganze Heer an gewaltigem Durſt. Alexander ſelbſt trank, ohne vom Pferde zu ſteigen, Waſſer, wie es eben in jener Gegend zu haben war, und welches ihm einen heftigen Durchfall verurſachte. Dieß verhinderte, die Verfolgung weiter auszudehnen und die Scythen entkamen. Alexanders Leben, der von der neulich erhaltenen Wunde noch leidend und erſchöpft war, ſchwebte in der größten Gefahr, als er ins Lager zurückgetragen wurde; und ſo ging die Vorherſagung Ariſtanders in Erfüllung. Bald nachher trafen von den Scythen und ihrem Könige Abgeordnete bei Alexander ein, welche das Vorgefallene entſchuldigen ſollten, als die That eines freibeuteriſchen, auf Raub ausgezogenen Haufens, nicht der Geſammtheit der Nation; auch erbot ſich der König, Alexanders Befehlen ſich zu unterwerfen. Sie erhielten eine huldvolle Antwort, da Alexander nicht Zeit hatte zu einem neuen Zuge gegen ſie und er ſie doch nicht gerne als unbeſiegte Feinde zurückließ.

Von der Belagerung von Marakanda war Spitamenes, nachdem ein Sturm zurückgeſchlagen worden und die Nachricht von einem heranziehenden Heere der Macedonier eingelaufen war, abgeſtanden und hatte ſich an die Grenzen von Sogdiana zurückgezogen. Die gegen ihn geſandten Anführer verfolgten ihn und warfen ſich dabei unbeſonnener Weiſe auf die nomadiſchen Scythen, Maſſageten und Saken. Spitamenes, durch ſcythiſche Reiter verſtärkt, faßte jetzt den Entſchluß, den Macedoniern die Spitze zu bieten, und dieſe wurden von den wohlberittenen Scythen auf einer Ebene der Steppe arg geneckt und ermüdet. Sie zogen ſich endlich nach dem Fluß Polytimetus zurück, weil dort ein Wald war, der ihnen Schutz verſprach. Hier aber ging ein Reiteranführer, ohne Verabredung mit den Andern, durch den Fluß, und das Fußvolk warf ſich nun ebenfalls, ohne auf Befehl zu warten, in ängſtlicher Haſt und ohne Ordnung hinein. Sobald dieß die Barbaren bemerkten, ſetzte auch ein Theil von ihnen hinüber und griff die Macedonier beim Herausſteigen an, während die Andern ihnen in den Rücken fielen, ſo daß die Macedonier, von allen Seiten eingeſchloſſen, zuerſt auf eine kleine Inſel im Fluſſe flüchteten, dann aber faſt Alle niedergemacht wurden, etwa dreitauſend Mann.

Dem Alexander ging dieß Unglück ſeiner Leute ſehr zu Herzen und er brach eiligſt mit dem beſten und beweglichſten Theile ſeines Heeres gegen den Spitamenes und ſeine Barbaren auf, welche nach ihrem Siege Marakanda von Neuem belagerten. In drei Tagen eine Strecke von faſt vierzig Stunden zurücklegend, näherte er ſich am vierten mit Sonnenaufgang der Stadt. Spitamenes und ſeine Leute warteten ſeine Ankunft nicht ab, ſondern gaben die Belagerung auf und flohen. Alexander verfolgte ſie, ließ auf dem Platze der unglücklichen Schlacht die Todten, ſo gut es die Umſtände erlaubten, begraben, und ſetzte den Fliehenden bis zur Wüſte nach. Auf dem Rückwege verheerte er das Land und ließ alle in die feſten Plätze geflüchteten Barbaren niederhauen, weil ſie auch an dem Angriff auf die Macedonier Theil genommen hatten. Nach dieſem zog Alexander nach Zariaſpa und blieb daſelbſt liegen, bis der ſtrengſte Winter vorüber wäre. Die zuletzt erzählten Züge und Unternehmungen auf weiten Strecken Landes, auf ſchwierigen Wegen, ſammt der Gründung mehrerer Städte, welche längere Zeit erforderte, hatten das Jahr 329 und den Sommer und Herbſt 328 vor

Chr. ausgefüllt, und Alexander war jetzt ſchon ſieben Jahre, beſtändig kriegend, von Macedonien abweſend.

Während ſeines Aufenthaltes in Zariaſpa trafen bei Alexander mehrere Verſtärkungen von griechiſchen Söldnern und auch, wie es ſcheint, von Aſiaten, ein, und mehrere ſeiner Statthalter und Anführer kamen, um ihm Rechenſchaft abzulegen und ſeine Befehle zu empfangen. Phrataphernes, Statthalter von Parthien, und Staſanor, den er nach Aria geſchickt hatte, um den Arſames feſtzunehmen, brachten dieſen in Feſſeln mit, und zugleich den Barzanes, welchen Beſſus zum Statthalter vor Parthien ernannt hatte, und einige andere Freunde und Genoſſen deſſelben. Alexander berief die Anweſenden zu einer Verſammlung und ließ den Beſſus vorführen. Man weiß nicht gewiß, ob er ſelbſt das Urtheil über ihn ausſprach, oder es den Perſern überließ; aber gewiß iſt, daß er nach der grauſamen Sitte der Barbaren behandelt und ihm Naſe und Ohren abgeſchnitten wurden, ehe er eines martervollen Todes ſtarb.

Ebendaſelbſt traf auch bei Alexander eine neue Geſandtſchaft der fälſchlich ſogenannten europäiſchen Scythen ein, in Geſellſchaft der Botſchafter, die er ſelbſt früher in ihr Land geſchickt hatte. Der König der Scythen war inzwiſchen geſtorben, und deſſen Bruder an ſeine Stelle getreten. Die Geſandtſchaft hatte den Auftrag, zu erklären, daß die Scythen bereit ſeyen, ſich allen Befehlen Alexanders zu unterwerfen; ſie brachten dem Könige Geſchenke mit, wie ſie bei ihnen für die werthvollſten galten; auch ließ der König ihm ſeine Tochter zur Gemahlin anbieten, um dadurch Alexander deſto mehr von ſeiner Bundestreue und Freundſchaft zu verſichern. Verſchmähe jedoch Alexander die ſcythiſche Königstochter, ſo wünſche er wenigſtens die Töchter der Statthalter ſeines Landes und der angeſehenſten Männer des ſcythiſchen Reiches mit Alexanders vertrauteſten Freunden zu vermählen; und er werde ſich perſönlich einfinden, wenn Alexander es verlange, um aus deſſen eigenem Munde Befehle zu vernehmen. Dieſen Geſandten gab Alexander freundlichen Beſcheid, ließ ſich aber auf die ſcythiſche Vermählung nicht ein.

Auch kam bei Alexander Pharasmanes an, der König der Chorasmier, mit einem Gefolge von fünfzehnhundert Reitern, welcher verſichert haben ſoll, Grenznachbar der Kolchier und des Weibervolkes der Amazonen zu ſeyn, und wenn Alexander Luſt habe, die an das euxiniſche Meer hin ſich erſtreckenden Völkerſchaften zu unterjochen, verſprach er die Wege zu weiſen und ihm die Bedürfniſſe für das Heer zu liefern. Der König gab ihm ſein Wohlgefallen zu erkennen und ſchloß mit ihm Freundſchaft und Waffenbund, lehnte aber für jetzt ſein Anerbieten ab und erklärte: es liege ihm jetzt Indien am Herzen; denn durch die Unterwerfung Indiens werde er Herr von ganz Aſien; und wenn er Indien habe, dann erſt wolle er nach Griechenland zurückkehren und von dort aus durch den Helleſpont und die Propontis mit ſeiner geſammten Land- und Seemacht in den Pontus eindringen; bis dahin bat er den Pharasmanes, ſeine Dienſtleiſtungen aufzuſparen.

Vielleicht iſt aus dieſen beiden Anträgen und Sendungen, weil die Scythen dem Alexander eine Königstochter ihres barbariſchen Volkes zur Gattin anboten, und Pharasmanes von den Amazonen als ſeinen Nachbarinnen erzählt haben ſoll, die Sage entſtanden, daß die Amazonenkönigin ſelbſt mit einer Schaar kriegeriſcher Frauen Alexandern einen Beſuch gemacht habe; doch wird dieſer Beſuch in eine frühere Zeit geſetzt.

An den indiſchen Feldzug aber konnte Alexander noch nicht gehen, weil er Nachricht erhielt, daß die Sogdianer und zum Theil auch die Baktrianer wieder aufgeſtanden ſeyen und dem ihnen geſetzten Statthalter Peukolaus den Gehorſam verweigern. Daher brach er wieder gegen den Oxus auf, um ſie zu unterwerfen. Während er am Ufer dieſes Fluſſes im Lager ſtand, ſprang nicht weit von ſeinem eignen Zelte eine Waſſerquelle, und in der Nähe derſelben auch eine Oelquelle aus dem Boden. Ptolemäus, des Lagus Sohn, meldete ſogleich dieß Wunder dem Alexander, welcher bei dieſer Erſcheinung opferte, ſo viel die Zeichendeuter verlangten; und Ariſtander erklärte: auf harte Arbeit deute die Oelquelle, aber auch auf Sieg nach der Arbeit; weil das Oel den Menſchen von den Göttern als eine Hülfe und Linderung bei ſchweren Arbeiten verliehen ſey, und man ſich bei den Griechen theils vor dem Ringkampfe theils nach dem Bade damit ſalbte. Indeſſen konnte dieſe Oelquelle den Alexander nicht ſo ſehr in Erſtaunen ſetzen, wenn es wahr iſt, daß ihm ſchon früher, auf dem Zuge nach Babylon, eine Naphtaquelle gezeigt worden war, ſo empfindlich gegen das Feuer, daß ſie, ehe die Flamme ſie berührte, durch den bloßen Schein des Lichtes entbrannte. Um dem Könige die beſondern Eigenſchaften des Naphta zu zeigen, beträufelten die Einwohner, die nach ſeinem Hauſe führende Gaſſe nur ganz leicht mit dieſem Stoffe, ſtellten ſich dann, wie es dunkel wurde, an das eine Ende und hielten Lichter an die benetzten Theile, worauf ſogleich eine Feuergaſſe aufleuchtete. Dieſe Quellen findet man noch jetzt.

Nachdem Alexander ſein Heer in mehrere Abtheilungen getheilt, ließ er das empörte Sogdiana in verſchiedenen Richtungen von Hephäſtion, Ptolemäus, Perdikkas, Cönus und Artabazus durchziehen; er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze des fünften Heerhaufens und ſo rückten Alle auf Marakanda los, die Städte unterwegs mit ſtürmender Hand oder durch freiwillige Uebergabe zum Gehorſam bringend. Nachdem ſich die Heerhaufen in Marakanda wieder vereinigt hatten, ſchickte er den Hephäſtion ab mit dem Auftrage, die Städte von Sogdiana wieder zu bevölkern; den Cönus und Artabazus gegen die Scythen, oder Maſſageten, weil er Kunde erhalten hatte, daß Spitamenes ſich dorthin geflüchtet; und er ſelbſt nahm mit dem übrigen Heere die noch im Beſitze der Empörer befindlichen Plätze in Sogdiana ein. Starke Feſten waren hier zu erobern; namentlich der ſogenannte ſogdianiſche Fels, auf welchen ſich viele Sogdianer geflüchtet hatten. Auch die Gemahlin und die Töchter des Baktriers Oxyartes, welcher ebenfalls gegen Alexander ſich empört hatte, hatten ſich dahin geflüchtet, vertrauend auf den uneinnehmbaren Platz. Als Alexander davor ankam, fand er überall nur ſteile Wände anzugreifen, und dabei die Barbaren mit Lebensmitteln für eine langwierige Belagerung verſehen. Auch hatte der gefallene tiefe Schnee den Macedoniern die Annäherung erſchwert und den Barbaren Waſſer verſchafft. Dennoch beſchloß er, den Platz anzugreifen, und es hatte der Hohn der Barbaren ſeinen Zorn und ſeinen Ehrgeiz zugleich rege gemacht. Als er ſie nämlich zu einem friedlichen Uebereinkommen auffordern und ihnen für die Uebergabe des Platzes freien Abzug in ihre Heimath zuſichern ließ, verlachten ſie ihn und hießen ihn ſich geflügelte Soldaten ſuchen, die ihm den Berg erobern könnten. Auf dieß ließ Alexander ſeinen Truppen durch den Herold bekannt machen, der Erſte, der den Platz erſteige, ſolle zwölf Talente als Preis erhalten, und elf weitere im Verhältniß kleinere Summen. Gegen dreihundert Macedonier, welche im Felſenklettern geübt waren, traten zuſammen und verſchafften ſich kleine eiſerne Nägel, mit welchen die Zelte feſtgemacht wurden, um ſie entweder in den feſt gefrornen Schnee oder in den Boden einzuſchlagen. Daran befeſtigten ſie ſtarke flächſerne Stricke, und näherten ſich bei Nacht dem ſteilſten und deßhalb unbewachteſten Theile des Felſens. Sobald ſie ihre Nägel eingeſchlagen, zogen ſie ſich an den Felſen hinauf. Etwa dreißig kamen beim Hinaufklettern um, und nicht einmal ihre Leichen konnte man in dem tiefen Schnee wieder finden. Die Uebrigen kamen mit dem Tag oben an, und hatten kaum die Spitze des Bergs beſetzt, als ſie, Alexanders Anweiſung gemäß, gegen das macedoniſche Lager hin Tücher flattern ließen. Nun ließ Alexander den feindlichen Vorpoſten durch einen Herold zurufen: ſie ſollten nicht länger zögern, ſich zu ergeben, denn die geflügelten Menſchen ſeyen gefunden und bereits die höchſten Punkte des Berges beſetzt; zugleich ließ er ihnen die Soldaten auf dem ſteilen Felſen zeigen. Die Feinde, darüber beſtürzt, im Glauben, es ſeyen Mehrere und gehörig bewaffnet, ergaben ſich. Unter vielen andern Frauen und Mädchen geriethen hier die Gattin und die Töchter des Oxyartes in Gefangenſchaft. Namentlich hatte Oxyartes eine erwachſene, noch nicht verheirathete Tochter, mit Namen Roxane, von welcher alle Kriegsgefährten Alexanders ſagen, ſie ſey außer der Gemahlin des Darius das ſchönſte Weib geweſen, das ſie in Aſien geſehen. Gleich beim erſten Anblick ſoll Alexander eine heftige Liebe für ſie gefaßt haben; aber er wollte ſie nicht als eine Gefangene und Sklavin behandeln, ſondern faßte den Entſchluß, ſich mit ihr als einer Freien und Edeln zu vermählen. Als Oxyartes erfuhr, daß ſeine Kinder in Gefangenſchaft gerathen, daß aber Roxane das Herz des Alexander ſo gewonnen habe, erſchien er guten Muthes vor dem Sieger und wurde von ihm höchſt ehrenvoll und freundlich empfangen.

Eine zweite ſchwierige Unternehmung war die Einnahme des Felſen des Chorienes in Parätace. Dahin hatte Chorienes ſelbſt mit vielen Unterſtatthaltern ſich geflüchtet. Der Fels ſoll gegen ſechstauſend Fuß hoch geweſen ſeyn, auf allen Seiten ſchroff abgeſchnitten; nur Ein Weg führte hinauf, und dieſer ſchmal und kaum gangbar; ſelbſt ohne Widerſtand, für Einzelne, war der Berg ſchwer zu erklimmen. Eine tiefe Schlucht von Waſſer durchſtrömt, zog ſich rings um den Felſen, und wer mit einem Heere gegen denſelben anrücken wollte, mußte vorher lange Zeit mit Ausfüllung der Schlucht zubringen. Doch unternahm Alexander das Werk; ſo ſehr glaubte er, für ihn müſſe Alles zugänglich und einnehmbar ſeyn. Er ließ hohe Tannen fällen und daraus Leitern verfertigen, um ſein Heer in die Schlucht hinabzubringen, in welche man auf keine andre Weiſe gelangen konnte. Tag und Nacht wurde gearbeitet, unter des Königs eigener Aufſicht, und doch ging es nur langſam mit der Ausfüllung. Die Feinde ſahen Anfangs der Sache als einem vergeblichen Unternehmen mit Verachtung zu. Als aber endlich Geſchoſſe ins Innere des Felſenſchloſſes fielen und ſie die von Schirmdächern geſchützten Macedonier nicht zurückzutreiben vermochten, ſchickte Chorienes einen Herold an Alexander, mit der Bitte, ihm den Oxyartes zuzuſenden. Dieß geſchah, und Oxyartes überredete den Chorienes, den Platz vertrauensvoll dem Alexander zu übergeben, deſſen Gewalt und Tapferkeit doch unwiderſtehlich ſey. Chorienes begab ſich zu Alexander mit einigen Verwandten und Vertrauten und wurde von ihm huldreich aufgenommen. Sogar übergab ihm der Sieger das Felſenſchloß wieder und beſtätigte ihn als Unterſtatthalter in ſeinem ganzen bisherigen Bezirke. Dafür verſah Chorienes das von Kälte und Mangel an Lebensmittel hart mitgenommene Heer auf zwei Monate lang mit allem Nöthigen.

Nachdem ſo ganz Sogdiana unterworfen, die Scythen durch die macedoniſchen Feldherrn gezüchtigt und zurückgetrieben waren, und Alexandern das Haupt des Spitamenes, (nach einer Angabe, von den Scythen, die er zu unglücklichen Kriegen angeſtiftet hatte, nach einer andern von ſeiner eignen Gattin, deren Rath, ſich Alexandern zu unterwerfen, er mit Zorn und Schimpf zurückgewieſen und ſie durch Mißhandlung zur Rache entflammt hätte,) überſandt oder überbracht worden war, konnte er an den Kriegszug gegen Indien denken. Aber zuvor muß erzählt werden, wie der Vertilger der Sogdianer, der Schrecken der Scythen, der nun das fabelhafte Indien bedrohte, ſich auch ſeinen Freunden und den Macedoniern von Neuem furchtbar machte.

18.

Der Tod des Klitus. Die Verſchwörung des Hermolaus. Der Philoſoph Kalliſthenes.

Alexander, nach ſo vielen und großen Siegen und Eroberungen Beherrſcher des perſiſchen Reiches, hatte viele den Macedoniern und Griechen fremde, perſiſche Sitten angenommen, theils aus Klugheit, um die Beſiegten zu gewinnen und ihnen zu ſchmeicheln, und zugleich auch um ihnen in keiner Weiſe geringer zu erſcheinen, als ihre früheren, einheimiſchen Herrſcher geweſen waren, theils wohl auch aus Eitelkeit und Stolz, weil ihm die faſt göttliche Verehrung, welche den morgenländiſchen Herrſchern dargebracht wird, vielleicht beſſer gefiel als die vertrauliche und ungezwungene Gleichheit, welche die Macedonier in ihrem Betragen gegen ihre Könige behaupteten. Neueſtens hatte er die Perſerin Roxane zu ſeiner Gattin erkoren, zur förmlichen Königin, während er ſich nach der perſiſchen Sitte, welche auch den macedoniſchen Königen nicht ganz fremd geweſen zu ſeyn ſcheint, zuvor ſchon mehrere Frauen ausgewählt hatte, unter welchen ihm Barſine, die Wittwe des Feldherrn Memnon, die Tochter des Artabazus, beſonders lieb war. Um den Perſern und überhaupt den Barbaren, wie die Hellenen alle Fremden nannten, das Gefühl der Ehrfurcht und Scheue vor ſeiner Perſon recht tief einzuprägen, machte er ſich den Orakelſpruch des Ammon ſehr gerne zu Nutze, der ihn für einen Sohn des Zeus erklärte. Gegen die Griechen, beſonders in frühern Zeiten, hielt er mit ſeinen Anſprüchen, ein Götterſohn zu ſeyn, zurück, und ſprach ſich öfters in einer Weiſe aus, die ſolche Meinungen zurückzuweiſen und zu verſpotten ſchien. So bewunderte er den Ausſpruch des Philoſophen Pſammon in Aegypten: „daß alle Menſchen von Gott beherrſcht werden, weil Dasjenige was bei den Menſchen das Herrſchende und Beſte iſt, göttlichen Urſprungs ſey“; und er ſelbſt pflegte zu ſagen: „Gott ſey zwar der gemeinſchaftliche Vater aller Menſchen, aber die Beſten unter ihnen nehme er noch beſonders zu ſeinen Kindern an“. Auch als er einmal von einem Pfeile verwundet wurde, was ihm viele Schmerzen verurſachte, rief er aus: „was da fließt, meine Freunde, iſt Blut, nicht aber

Ichor, wie er den Wunden der ſeligen Götter entfließet.“

ein Vers von Homer, wo er von der Wunde ſingt, welche Diomedes der Aphrodite geſchlagen. Verwöhnt jedoch von Schmeichlern und durch ſein großes Glück verblendet, fand er es wohl ſpäter angenehm und vortheilhaft, wenn jener Glaube allgemein angenommen oder wenigſtens nicht widerſprochen wurde.

Indeſſen wurde Alexander doch nicht ganz ein Anderer, ſondern blieb in vielen Stücken Derjenige der er früher geweſen; Altes und Neues vermiſchten ſich, wie in ſeiner Rüſtung und Tracht, ſo in ſeinem ganzen Weſen. So wird von einem ſeiner Züge um dieſe Zeit, in einer rauhen Gebirgsgegend, wo viele Soldaten von der Kälte hingerafft wurden, Folgendes erzählt: Ein gemeiner Soldat, der vor Kälte ſich und ſeine Waffen kaum mehr ſchleppen konnte, kam faſt erſtarrt im Lager an, wo ſich Alles um die Feuer drängte. Der König der eben ſelbſt ſeine ſtarren Glieder am Feuer wärmte, ſprang von ſeinem Sitz auf und hieß den Halbtodten, der faſt ganz das Bewußtſeyn verloren hatte, die Waffen ablegen und ſich an ſeinen Platz ſetzen. Als der Soldat wieder zu ſich kam, erkannte er erſt den König und ſtand erſchrocken auf; Alexander aber beruhigte ihn und ſagte: „Siehſt du, wie viel beſſer Ihr unter mir lebt, als die Perſer unter ihren Königen? Bei jenen bringt es den Tod, wenn man ſich auf den Stuhl des Königs ſetzt; dir aber hat es das Leben gerettet.“ Wie er als Feldherr und Krieger mit ſeinen Soldaten alle Mühen, Gefahren und Entbehrungen theilte, ſo ſchloß auch ſeine angebliche Göttlichkeit und der orientaliſche Prunk ſeiner Umgebung die alte Traulichkeit mit ſeinen Freunden beim fröhlichen Mahl und Gelag nicht aus. Er ſcheute ſich nicht, in fröhlicher Geſellſchaft ganz Menſch zu ſeyn wie Andere, und ſogar den königlichen, nicht blos den göttlichen Glanz und Schimmer fahren zu laſſen; plötzlich aber konnte dann doch der ſchlummernde Stolz und Wahn erwachen, und mit dem Zorn und der Macht eines orientaliſchen Deſpoten im Bunde, das verletzte königliche und göttliche Anſehen eiferſüchtig rächen.

Im Marakanda (oder in Zariaſpa, denn Ort und Zeit werden nicht übereinſtimmend angegeben), hielt Alexander in einer Zeit längerer Waffenruhe große Gaſtmahle und Gelage. Die Macedonier ſollen einen dem Dionyſos (oder Bacchus) geheiligten Tag gehabt, und Alexander dem Gotte jedes Jahr an demſelben ſein Opfer dargebracht haben. Damals nun vernachläßigte er den Bacchus und opferte den Dioskuren (Kaſtor und Pollux), beſtimmte auch für die Zukunft dieſen Tag den Dioskuren. An dieſem Tage wurden dem Könige vom Meere her griechiſche Baumfrüchte überbracht, die noch ſo ſchön und friſch waren, daß er ſie ſehr bewunderte; und zugleich ließ er den Klitus rufen, um ſie ihm zu zeigen und ihm einige zu ſchenken. Klitus hatte ſich um den König große Verdienſte erworben, er hatte ihm in der Schlacht am Granikus das Haupt mit dem Schilde gedeckt und den gegen ihn aufgehobnen Arm eines Feindes abgehauen; er war der Bruder der Amme des Alexander, der Lanika, war mit Hephäſtio Anführer der Edelſchaaren, und kürzlich erſt, ſeit Artabazus ſeines Alters wegen die Statthalterſchaft über Baktrien niedergelegt hatte, zu ſeinem Nachfolger erkoren worden. Der Feldherr war eben mit einem Opfer beſchäftigt, ließ aber ſogleich davon ab, und wie er wegging, folgten ihm drei von den mit dem Trankopfer begoſſenen Schafen. Als der König dieß erfuhr, befragte er die Wahrſager deßhalb, welche es für eine ſchlimme Vorbedeutung erklärten. Da befahl der König eilig für Klitus ein Sühnopfer zu bringen; denn er ſelbſt hatte drei Tage zuvor den ſeltſamen Traum gehabt, daß er den Klitus in ſchwarzer Kleidung unter Parmenio's Söhnen, die Alle todt waren, ſitzen zu ſehen glaubte. Klitus jedoch ging, ohne das Ende des Opfers abzuwarten, ſogleich zur Tafel des Königs, der eben mit einem den Dioskuren gebrachten Opfer fertig war. Als ſich nun das Trinkgelage tief in die Nacht hinein gezogen, — denn in Sachen des Trinkens hatte Alexander ſchon ſo ziemlich Barbarenſitte angenommen — kam die Rede auch auf die Dioskuren, welche für Söhne des Zeus, und nicht des Tyndarus, galten. Einige der Anweſenden erklärten den Kaſtor und Pollux für nicht werth mit Alexander und ſeinen Thaten verglichen zu werden. Nicht einmal Herkules wurde von ihnen verſchont, und geklagt: den Lebenden ſtehe immer der Neid im Wege, ſo daß ihnen von ihren Zeitgenoſſen nie die gebührende Ehre zu Theil werde. Klitus, vom Wein erhitzt, und ſchon lange, wie er nicht verhehlt hatte, ärgerlich über die immer mehr zur Barbarenſitte ſich hinneigende

Umwandlung Alexanders, und über die Reden ſeiner Schmeichler, wollte nicht zugeben, daß ihre Verkleinerungsſucht mit der Gottheit und mit den Thaten der alten Heroen ihr freches Spiel treibe, um auf ſolche unwürdige Weiſe um Alexanders Gunſt zu buhlen, und erklärte Alexanders Thaten für nicht ganz ſo groß und wunderbar, als ſie ſie rühmten, jedenfalls habe er ſie nicht allein verrichtet, ſondern einem guten Theile nach ſeyen es Thaten der Macedonier. Dieſe Worte kränkten ſchon Alexander. Wie nun auch Einige Philippus' Thaten zur Sprache brachten, und ohne Fug und Recht, ebenfalls Alexandern zu gefallen, behaupteten: Philipp habe nichts Großes und Bewundernswerthes gethan, gerieth Klitus ganz außer ſich und ſetzte, Philippus erhebend, Alexander und ſeine Thaten herunter. Auch andere erbitternde Reden werden berichtet. Es ſollen die Lieder eines gewiſſen Pranichus, oder Pierion, geſungen worden ſeyn, zum Schimpf der neulich von den Scythen und Spitamenes beſiegten und erſchlagenen Anführer. Die Aeltern unter den Anweſenden erzürnten ſich darüber, Alexander und einige ſeiner Freunde forderten den Sänger auf fortzufahren. Klitus äußerte: es ſey nicht anſtändig hier, im Beiſeyn mehrerer Barbaren und Feinde, Macedonier zu verhöhnen, die, wenn ſie auch ein Unfall betroffen habe, doch immer beſſer ſeyen als die, welche ſich über ſie luſtig machen. Da Alexander verſetzte: Klitus müſſe ſich ſelbſt vertheidigen wollen, wenn er die Feigheit für einen Unfall erkläre, rief Klitus: „Dieſe Feigheit, hat dich, Götterſohn, gerettet, als du dem Schwerte des Spithridates ſchon den Rücken wandteſt. Durch das Blut der Macedonier und durch dieſe Wunden (dabei deutete er auf ſeine Narben,) biſt du ſo groß geworden, daß du den Philippus verläugneſt und dich dem Ammon zum Sohn aufdrängſt.“ Alexander warnte ihn, wenn ihm ſein Leben lieb ſey, keine ſolche Reden auszuſtoßen, Klitus aber pries die Todten glücklich, die nicht, für alle erduldeten Mühſeligkeiten zum Lohne. es mitanſehen müßten, daß Macedonier mit perſiſchen Ruthen gepeitſcht und gezwungen würden, ſich an Perſer zu wenden, damit ſie zu ihrem Könige Zutritt bekämen. Die Freunde Alexanders ſchalten den Klitus, und die Aelteren gaben ſich alle Mühe, den Lärm zu ſtillen. Alexander ſelbſt wandte ſich zu ſeinen Tiſchnachbarn, zwei Griechen, und ſagte: „Dünken Euch nicht die Griechen unter den Macedoniern wie Halbgötter unter wilden Thieren zu wandeln?“ Klitus aber ließ nicht ab, ſondern ſchrie: „Alexander möge immerhin Alles ſagen, was ihm beliebe, aber künftig keine freien Männer, die gewohnt ſeyen, freimüthig zu ſprechen, zur Tafel laden, ſondern ſich zu Barbaren und Sklaven halten, die den perſiſchen Gürtel und das weiße, purpurdurchwirkte Kleid willig anbeten.“

Dieſe Reden, in welcher Aufeinanderfolge ſie nun mögen geſprochen worden ſeyn, jedenfalls höchſt empfindliche Punkte aufs bitterſte berührend, reizten Alexander, der viel getrunken, zum unbezähmbaren Zorn; er warf einen der aufgeſetzten Aepfel dem Klitus an den Kopf und ſuchte nach ſeinem Schwert. Da der Leibwächter Ariſtophanes dieſes bei Zeiten weggeſchafft hatte, und die Andern ihn hielten und durch Bitten zu beſänftigen ſuchten, riß er ſich los, rief laut brüllend auf Macedoniſch ſeine Rundſchildner herbei, befahl dem Trompeter, Lärm zu blaſen, und ſchlug ihn, weil er zögerte, mit der Fauſt ins Geſicht. Nachmals wurde dieſer Mann ſehr dafür gelobt, weil er, hätte er gehorcht, das ganze Heer in Allarm gebracht hätte. Alexander aber, als er Niemand auf ſeine Befehle achten ſah, ſoll geäußert haben: ſo weit ſey es jetzt mit ihm gekommen, wie mit Darius zu der Zeit, da er von Beſſus fortgeſchleppt worden und nur noch den Namen eines Königs gehabt habe.

Indeß ſchafften die Gäſte den trunkenen Klitus, der noch immer nicht nachließ, mit vieler Mühe zum Saale hinaus. Aber gleich darauf kam er wieder durch eine andere Thüre herein und ſagte Verſe aus der Andromache des Euripides her, mit den Worten beginnend: „Welch ſchlimme Sitte herrſcht, o weh! in Griechenland!“ deren Sinn dahin geht, daß ſo oft Einzelne ſich den Ruhm von Vielen anmaßen. Da riß Alexander einem Leibwächter oder einer Wache die Pike aus der Hand und durchbohrte damit den Klitus, der ihm höhniſch zugerufen hatte: „Hier iſt Klitus, Alexander!“ Kaum war aber dieſer unter Stöhnen und Brüllen niedergefallen, ſo verflog auch der Zorn Alexanders. Er kam zur Beſinnung, und da er ſeine Freunde ſprachlos um den Leichnam herumſtehen ſah, erkannte er das Ungeheure ſeiner That, und ſoll den Spieß aus dem Leichnam geriſſen haben, um ihn ſich in den Hals zu ſtoßen, weil er, der ſeinen Freund im Rauſch ermordet, nicht mehr mit Ehren leben könne. Doch hinderten ihn daran die Leibwächter, die ihm in die Arme fielen und ihn mit Gewalt in ſein Schlafzimmer brachten.

Wehklagend rief er nun zuerſt nicht nur den Klitus mit Namen, ſondern auch die Schweſter des Klitus, ſeine ehemalige Amme, der er als Mann einen ſo ſchönen Ammenlohn bezahlt habe; ihre Söhne habe ſie im Kampfe für ihn verloren und ihren Bruder habe er mit eigener Hand ermordet. Dann brachte er die übrige Nacht mit beſtändigem Weinen ſehr übel zu, lag am folgenden Tage, von Schreien und Klagen erſchöpft, lautlos da, nur zuweilen einen Seufzer ausſtoßend, und verſchmähte drei Tage lang Speiſe und Trank und jede körperliche Pflege. Nur mit Mühe ließ er ſich nach dieſer Zeit von ſeinen Freunden bewegen, wieder Speiſe zu nehmen und ſeinem Aeußern die gehörige Sorgfalt zu widmen; und als die Zeichendeuter von dem Zorne des Bacchus ſprachen, weil das ihm gebührende Opferfeſt von Alexander unterlaſſen worden ſey, befahl er, dieß nachzuholen, weil er ſelbſt nicht ungerne den unſeligen Vorfall lieber auf den Zorn der Gottheit, als auf ſeine eigene Verfehlung ſchob. Seine Macedonier, in Angſt über den Kummer ihres Helden, waren hocherfreut, als er ſich wieder zeigte und empfingen ihn mit dem lauteſten Jubel; ſie erklärten, Klitus, der den König ſo heftig gereizt und erzürnt habe, ſey mit Recht von ihm getödtet worden, und wollten den Leichnam nicht einmal begraben laſſen, bis Alexander es befahl. Es ſollen auch zwei Philoſophen, welche ihn begleiteten, ihre Ueberredungskunſt an ſeinem Kummer verſucht haben. Kalliſthenes nämlich behandelte ihn mild und vernünftig, und ſo, daß er, ohne die That zu entſchuldigen, ihn doch aufzurichten ſuchte; Anaxarchus aber ſpottete über ſeinen Jammer, der ganz unnöthig ſey, denn was ein großer König einmal gethan, das müſſe für recht gehalten werden, zunächſt von dem Könige ſelbſt und hernach von der übrigen Menſchheit, — und dieß bewies er ihm daraus, daß die Dike (Göttin der Gerechtigkeit) die Beiſitzerin des Zeus ſey. Dadurch milderte und beſänftigte er zwar den Schmerz Alexanders und ſetzte ſich bei ihm in außerordentliche Gunſt, aber er machte ihn auch um Vieles trotziger und ungerechter. Der König, welcher ſchon göttliche Verehrung anſprach und Neigung zum orientaliſchen Deſpotismus zeigte, bedurfte dazu nicht noch verführender Schmeichler, am wenigſten des Sophiſten Anaxarchus und des Heldenſängers Agis, der, weit entfernt, der Homer dieſes Götterſohnes zu werden, nur durch ſeine unübertroffene Bereitwilligkeit, ihm zu ſchmeicheln, ſich auszeichnete. Sie ſchadeten dem Alexander ſelbſt, denn Weihrauch iſt nur ein Tribut für Götter, für die Sterblichen aber iſt er Gift!

Durch den Anaxarchus ſoll Alexander feindlich gegen den Kalliſthenes geſtimmt worden ſeyn, dem er zuvor ganz hold geweſen; denn er war als Großneffe des Ariſtoteles von dieſem zugleich mit Alexander unterrichtet worden. Er hatte in ſeinem Benehmen etwas Herbes und Rauhes und ſuchte gegenüber von Anaxarchus ſeinen Ruhm vielmehr in großer Freimüthigkeit und Tadelſucht, als in Schmeicheleien. So ſoll er erklärt haben: Alexander und deſſen Thaten hängen von ihm und der Geſchichte ab, die er darüber zu ſchreiben gedachte; er ſey nicht gekommen, um durch Alexander Ruhm zu gewinnen, ſondern um ihn hochberühmt in der Welt zu machen. Ganz entſchieden und kühn habe er ſich beſonders der göttlichen Anbetung Alexanders widerſetzt, welche bei einem Trinkgelage zur Sprache gekommen und von Anaxarchus in einer kunſtvollen Rede, der vorher getroffenen Verabredung gemäß, empfohlen worden ſey. Die Macedonier, der Mehrzahl nach dem Vorſchlage nicht günſtig, ſchwiegen, Kalliſthenes aber nahm das Wort und ſagte unter Anderem Folgendes: „Alexandern erkläre ich keiner einzigen Ehre unwerth, ſo weit ſie einem Menſchen zukommen kann; aber ein deutlicher Unterſchied findet Statt in der Welt zwiſchen menſchlichen und göttlichen Ehrenerweiſungen. Die Menſchen werden geküßt von den Begrüßenden; die Gottheit aber wird an einem erhöhten Standpunkt aufgeſtellt und darf nicht einmal berührt werden; darum wird ihr die Ehre der Anbetung erwieſen. Es iſt ungebührlich, dieß Alles durcheinander zu wirren und einerſeits den Menſchen durch übertriebene Ehrenbezeugungen eine allzu hohe Stellung anzuweiſen, andererſeits die Götter in eine ungeziemende Tiefe hinabzudrücken, indem man ihnen gleiche Ehre mit Menſchen erweiſt. Alexander ſelbſt würde es wohl nicht dulden, wenn irgend ein gewöhnlicher Menſch ſich in königliche Ehren eindrängen wollte; um ſo viel gerechter müßte alſo der Zorn der Götter gegen ſolche Menſchen ſeyn, welche in göttliche Ehren entweder ſelbſt ſich eindrängen, oder von Andern ſie ſich aufdrängen laſſen. Alexander iſt und gilt zur Genüge als der Tapferſte unter den Tapfern, der Königlichſte unter den Königen, unter den Feldherrn der Herrlichſte. Dir, Anaxarchus, käme es zu, dich zu erinnern, daß du nicht der Geſellſchafter oder Rathgeber von einem Kambyſes oder Xerxes biſt, ſondern von Philippus' Sohn, der zugleich ſein Geſchlecht von Herkules und Aeakus ableitet, deſſen Ahnherrn von Argos nach Macedonien gekommen ſind, und nie mit Gewalt, ſondern ſtets nach macedoniſchem Rechte geherrſcht haben. Nun aber wurde nicht einmal dem Herkules bei Lebzeiten göttliche Ehre von den Griechen zu Theil. Sollen jedoch die Wenigen, weil ſie im Barbarenlande wohnen, auch Barbarengeſinnung annehmen, ſo bitte ich dich, Alexander, auch an Griechenland zu denken, um deſſen willen der ganze Zug von dir unternommen worden iſt, in der Abſicht, Aſien mit Griechenland zu verbinden. Erwäge deßhalb, ob du wohl nach deiner Heimkehr die Griechen, das freiheitsliebendſte Volk, ebenfalls zu dieſer Anbetung zwingen, oder ob du ſie den Griechen erlaſſen willſt, ob du von Griechen und Macedoniern auf menſchliche und griechiſche Weiſe und nur von den Barbaren auf Barbarenweiſe dich ehren laſſen würdeſt?« Durch ſolche Reden ſoll Kalliſthenes Alexander zwar tief gekränkt, den Macedoniern aber ganz aus der Seele geſprochen haben; und dieß merkend, habe Alexander den Macedoniern jede weitere Erwähnung der Anbetung unterſagen laſſen. Aber als in der Unterhaltung Stille eingetreten, haben ſich die älteſten Perſer erhoben und die Anbetung ſofort verrichtet. Da habe einer der Vertrauten Alexanders einem Perſer höhniſch zugerufen: er ſolle ſein Kinn noch ſtärker auf den Boden ſtoßen, und ſey deßhalb bei Alexander in Ungnade gefallen, doch nachher wieder zu Gnaden gekommen. Auch wird erzählt: Alexander habe aus goldner Schaale im Kreis herum zugetrunken, und zwar zunächſt denen, mit welchen er verabredet hatte, die Anbetung zur Sprache zu bringen. Der Erſte, der die Schaale ausgetrunken, ſey dann aufgeſtanden, habe die Anbetung dargebracht und von Alexander einen Kuß erhalten, und ſo ſey es bei Allen der Reihe nach gegangen; Kalliſthenes aber habe auch ſtehend die Schaale geleert und ſey dann herzugetreten, um Alexander zu küſſen, doch ohne die Anbetung zu verrichten, worauf ihm Alexander den Kuß verweigert und Kalliſthenes geſagt habe: »ſo gehe ich denn weg, um einen Kuß ärmer.« Auch war einmal Kalliſthenes aufgefordert worden, eine Lobrede auf die Macedonier zu halten, und er that dieß mit ſolcher Beredtſamkeit, daß alle Anweſenden aufſtanden, ihm Beifall zuklatſchten und Blumenkränze zuwarfen. Alexander aber ſagte: eine leichte und ſchöne Aufgabe gut auszuführen, ſey nichts ſo Bewundernswerthes; weit mehr würde er ſeine Kunſt und Fertigkeit als Redner zeigen, wenn er eine Anklagerede gegen die Macedonier hielte, damit ſie ihre Fehler kennen lernten und beſſer würden. Der Sophiſt ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen, und hielt mit der größten Freimüthigkeit und Bitterkeit eine Rede gegen die Macedonier, worin er die Uneinigkeit der Griechen für die einzige Urſache der Macht und Größe des Philippus erklärte, und den Vers einflocht:

„Immer gel[illegible] bei Zwieſpalt der Schlimmſte zu Würden und Ehren.“

Dieſe zweite Red[illegible]n ihm viel mehr von Herzen zu gehen und beleidigte viele Macedonier und vorzüglich den Alexander.

Durch ſolches Benehmen wurde Kalliſthenes dem Könige nach und nach verhaßt, und die Feinde, die er ſich ſonſt durch die Berühmtheit ſeines Namens und ſeine Freimüthigkeit machte, ſowohl als die Schmeichler, welche ihn als ihren Gegner haßten, trugen nach Kräften dazu bei, die Abneigung des Königs gegen ihn zu nähren und ihm ihn als einen Feind der Macedonier überhaupt und Alexanders insbeſondere darzuſtellen. Kalliſthenes aber ſoll ſich um die Ungnade, die ihn der König manchmal merken ließ, wenig bekümmert, und ihm einmal beim Weggehen den homeriſchen Vers geſagt haben:

„Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging.“

Bei dem wachſenden Widerwillen des Königs ſchenkte dieſer dem Hephäſtion gerne Gehör, als er ihm hinterbrachte: Kalliſthenes habe ihm zugeſagt, die Anbetung zu verrichten, aber ſein Verſprechen nicht gehalten. Dann kamen noch Lyſimachus und Agnon hinzu, und meldeten, der Sophiſt gehe jetzt mit ſtolzer Miene herum, als wenn er auf einmal der Tyrannei ein Ende gemacht hätte; auch drängten ſich die jungen Leute zu ihm und verehrten ihn als einen Mann, der unter ſo viel Tauſenden allein frei ſey. Und daher fanden auch diejenigen leicht Glauben bei Alexander, welche den Kalliſthenes der Theilnahme an der Verſchwörung der Edelknaben und zum Theil ſogar der Anſtiftung beſchuldigten. Damit verhielt es ſich ſo.

Nach einer von Philippus eingeführten Sitte wurden die Söhne der vornehmſten Macedonier, ſobald ſie ins Jünglingsalter eingetreten waren, zum perſönlichen Dienſte des Königs auserleſen. Sie bedienten ihn, hatten Wache bei ihm, wenn er ſchlief, führten ihm das Pferd zu, halfen ihm in den Sattel, und nahmen auch an den königlichen Jagdbeluſtigungen Theil. Einer unter dieſen, Hermolaus, des Sopolis Sohn, ſchien Geſchmack an der Philoſophie zu finden und deßwegen ſich beſonders an den Kalliſthenes zu halten. Als nun einmal auf der Jagd dem Alexander ein Schwein in den Wurf rannte, kam ihm Hermolaus mit ſeinem Speerſchuß zuvor und erlegte daſſelbe. Alexander gerieth darüber in Zorn, und befahl, dem Hermolaus im Beiſeyn der andern Edelknaben Schläge zu geben, und ließ ihm ſein Pferd abnehmen. Gekränkt durch dieſe ſchmähliche Behandlung ſoll Hermolaus gegen Soſtratus, des Amyntas Sohn, ſeinen Freund und Altersgenoſſen, geäußert haben: das Leben ſey ihm entleidet, wenn er ſich für dieſen Schimpf nicht an Alexander rächen könne. Ohne große Mühe habe er den Soſtratus gewonnen, ihm zur Rache behülflich zu ſeyn, und noch mehrere Jünglinge aus angeſehenen Familien verſchworen ſich mit ihnen zur Ermordung Alexanders, welche ausgeführt werden ſollte, ſobald die Reihe der Wache Einen von ihnen, Antipater, Sohn des geweſenen Statthalters von Syrien, Asklepiodorus, treffe. Im Schlafe ſollte Alexander überfallen werden. Nun aber traf es ſich, daß gerade damals Alexander bis in den Tag hinein zechte. Die Einen erzählen, als er vom Gelage habe aufbrechen wollen, ſey ein ſyriſches Weib, eine Wahrſagerin, der er viel Vertrauen ſchenkte, ihm in den Weg getreten und habe ihn gebeten, umzukehren und die ganze Nacht fort zu zechen; Andere aber berichten, daß dieß ganz zufällig und eben nichts Seltenes geweſen.

Am Tage darauf erzählte Epimenes, einer der Verſchworenen, die Sache einem Freunde, Charikles, dieſer ſeinem Bruder Eurylochus, und Eurylochus eilte in das Zelt Aleranders, um Alles dem Leibwächter Ptolemäus Lagi zu entdecken, durch welchen es Alexander erfuhr. Dieſer befahl, alle von Eurylochus Genannten feſtzunehmen, und auf der Folter bekannten ſie nicht nur ſich ſelbſt zu der Verſchwörung, ſondern nannten auch noch andere Namen. Die Edelknaben wurden hingerichtet, — von den Macedoniern geſteinigt, wie es Sitte war; vorher aber ſoll Hermolaus vor ihnen zwar ſeinen Anſchlag bekannt, aber auch erklärt haben: ein freier Mann könne den Uebermuth Alexanders nicht länger ertragen; er habe ſie erinnert an die rechtswidrige Hinrichtung des Philotas und die noch ungeſetzlichere ſeines Vaters, Parmenio; an die Ermordung des Klitus im Rauſche; an die mediſche Kleidung; an die in Vorſchlag gebrachte und noch nicht aufgegebene Anbetung, und an das zwiſchen Trinken und Schlafen getheilte Leben Alexanders. Dieß habe er nicht länger mit anſehen können und darum ſich und die Macedonier zu befreien gewünſcht. An dieſer Verſchwörung wurde nun auch dem Kalliſthenes Schuld beigemeſſen: und er wurde bezichtigt, dem Hermolaus auf ſeine Frage: Wie Einer der berühmteſte Mann werden könne? geantwortet zu haben: Wenn er den berühmteſten Mann umbringt; auch habe er ihn zu der That ermuthigt durch die Vorſtellung: er ſolle ſich doch nicht vor dem goldnen Bett fürchten, ſondern bedenken, daß er ſich einem Manne nähere, der ſo gut wie Andere Krankheiten und Wunden ausgeſetzt ſey. Die Meiſten aber erzählen: die Verſchworenen ſelbſt hätten auf der Folter gegen Kalliſthenes nicht das Mindeſte ausgeſagt, und ſo konnte er aus Mangel an Beweiſen (oder weil er ein Grieche und kein Macedonier war) nicht vor das Heer der Macedonier zum Gericht geſtellt werden; Alexander aber ſchrieb an Antipater: »die Knaben ſind von den Macedoniern geſteinigt worden; aber den

Sophiſten will ich ſelbſt ſtrafen, ſo wie die, welche ihn abgeſchickt haben," mit welchen Worten er ſeinen Verdacht gegen Ariſtoteles, des Kalliſthenes' Lehrer und Großoheim, auszudrücken ſchien. Ueber das Schickſal des Kalliſthenes lauten die Nachrichten ganz verſchieden; am wahrſcheinlichſten iſt, daß er als Gefangener (in einem Käfig, melden Einige) mit fortgeſchleppt wurde, und ſpäter, vielleicht in Gegenwart des Ariſtoteles, gerichtet zu werden, und an einer Krankheit (vor Fettheit und an der Läuſeſucht heißt es) ſtarb. Wenn er auch nicht ganz unſchuldig war, ſo konnte doch, wie es ſcheint, ſeine Theilnahme an der Verſchwörung durchaus nicht bewieſen werden, und er wurde das Opfer des Haſſes Alexanders, welchen er ſich jedoch nicht ſowohl durch eine ächt männliche Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, als durch eine anmaßende und ſelbſtgefällige Eitelkeit zugezogen hatte. Nachdem Alexander aus ſeinen zwei Reden auf die Macedonier, der lobenden und ſchmähenden, erkannt hatte, daß auch dieſer Mann nicht der Mund der einfachen Wahrheit ſey, war es verzeihlicher, wenn er dem anmaßlichen und derben Tadler die glatten und honigſüßen Schmeichler vorzog; und nicht die wahre Weisheit und ächte Philoſophie hat er in dieſem Manne mißhandelt, aber doch durch ſein Verfahren in der Sache dem Unterricht des großen Ariſtoteles, des Lehrers des Maßes und der Mäßigung, ſo wenig wie durch die Ermordung des Klitus im Rauſch, Ehre gemacht.

19.

Alexander tritt den Feldzug gegen Indien an.

Nicht befriedigt noch von der Eroberung des unermeßlichen Perſerreichs, gelockt von den Sagen und Erzählungen, welche das für die Hellenen bisher immer fabelhafte Indien, mit ſeiner ganz eigenthümlichen Pflanzen- und Thierwelt, ſeinem Gold und Edelſteinen, ſeinem köſtlichen Linnen und Seide, mit ſeinen gewaltigen Strömen und ſeiner ſeltſamen Götterlehre verherrlichten, und beſonders wohl auch gereizt durch die Ueberlieferungen und Dichtungen, welche den Zug des Dionyſos von Indien her feierten, gedachte Alexander ſeine Züge noch weiter auszudehnen, nicht blos als Eroberer fremder Länder, ſondern auch gleichſam als Entdecker neuer, unbekannter Welten. Das Land der Wunder war Indien den Griechen, und noch nach dem Zuge Alexanders wußten ſie zu erzählen von Tigern, ſo groß wie Pferde, von Ameiſen, welche Gold aus der Erde graben ſollten, ſo groß wie die Füchſe, die man zwar nicht leicht ſelbſt, aber doch ihre Felle zu ſehen bekomme. Von den üppigen Mahlen, den trunkenen Gelagen, von weichlicher Luſt und Wohlleben rief den Helden der ſtärkere Trieb zu Thaten und Abenteuern, zu Schlachten, Mühſeligkeiten und Gefahren jeder Art hinaus, und indem er aus einem Krieg den andern herausſpann, erfüllte er zugleich, mit oder ohne Abſicht, die

Aufgabe: durch den entzweienden Krieg ſelbſt die Völker einander näher zu bringen.

Welchen Vorwand Alexander zu ſeinem Zuge gegen Indien hatte, weiß man nicht; aber vermuthlich galt ihm ſeine Thatenluſt und ſein Verlangen nach ruhmvollen Abenteuern mehr als irgend eine äußere Veranlaſſung. Jedoch ſcheint er, den indiſchen Ländern ſeit einigen Jahren ſo nahe und namentlich im Lande der ſchon mit Indiern vermiſchten Paropamiſaden, mit Einzelnen der vielen unter ſich feindlichen indiſchen Fürſten in Verkehr getreten, von dieſen um ſeine Freundſchaft und um Beiſtand gegen ihre Feinde gebeten worden zu ſeyn.

Im ſpäten Frühjahr (327 vor Chr.) brach Alexander von Baktrien gegen Indien auf, nachdem er die gehörigen Vorbereitungen zu dem wichtigen Zuge gemacht hatte. Den Amyntas ließ er mit zehntauſend Mann Fußvolk und dreitauſend fünfhundert Reitern in Baktrien zurück, hatte aber ſein Heer zu dieſem neuen Feldzuge durch viele der tüchtigſten aſiatiſchen Krieger bis auf hundertundzwanzigtauſend, wie erzählt wird, verſtärkt. In zehn Tagen überſtieg er den Kaukaſus, oder Paropamiſus, und gelangte in das an deſſen Fuß von ihm gegründete Alexandrien im Lande der Paropamiſaden. Dieſe Stadt bevölkerte er mit noch mehreren kampfunfähigen Soldaten und ſetzte ihnen den Nikanor, einen ſeiner Vertrauten, zum Befehlshaber; zum Statthalter des Landes bis an den Fluß Kophen ernannte er den Tyriaſpes. Um dieſe Zeit zeigte Alexander in einer auffallenden Weiſe, welche Macht er über die Gemüther ſeiner Soldaten beſaß. Da er ſah, daß ſein Heer mit zu vieler Beute beladen und deßhalb in ſeinen Bewegungen ſehr ſchwerfällig war, ſteckte er eines Tages beim Aufbruch ſeine und ſeiner Freunde Wagen, die ſchon bepackt waren, in Brand, und beſahl dann auch unter die Wagen der übrigen Macedonier Feuer zu legen. Und dadurch machte er nur Wenige unwillig, die Meiſten erhoben voll Begeiſterung ein lautes Freudengeſchrei, theilten die nöthigen Bedürfniſſe denjenigen mit, welche daran Mangel litten, und verbrannten oder zerſtörten alle überflüſſigen Dinge, wodurch der König mit neuem Muthe erfüllt und in ſeinem Vorhaben beſtärkt wurde.

In der Stadt Kabura, welche die Griechen Nicäa (Siegesſtadt) nannten, brachte er der Athene (Minerva) ein Opfer dar und rückte dann an den die Grenze bildenden Kophen vor. Von dieſem Fluſſe ſandte er einen Herold voraus an den Taxiles und die Fürſten dieſſeits des Fluſſes Indus, mit dem Befehl, ihm entgegenzukommen, wie er ſich den Grenzen eines Jeden nähern werde. Wirklich ſanden ſich auch Taxiles und die anderen Fürſten ein und brachten an Geſchenken mit, was unter Indiern für das Höchſte gilt; erboten ſich auch, die Elephanten, etwa fünfundzwanzig an der Zahl, auf welchen ſie gekommen waren, ihm zu überlaſſen. Alexander theilte jetzt ſein Heer; Hephäſtio und Perdikkas ſandte er in das Land Peucelaotis nach dem Fluß Indus zu, mit dem Befehl, auf dem Wege alle feſten Plätze entweder durch freiwillige Uebergabe ſich zu unterwerfen oder durch Sturm zu nehmen, und dann, am Ufer des Indus angekommen, alle zum Uebergang erforderlichen Anſtalten zu treffen. Mit ihnen gingen auch Taxiles und die andern Fürſten ab. Aſtes, der Fürſt von Peucelaotis, war der erſte indiſche Fürſt, welcher durch Widerſtand gegen den König Verderben über ſich und die Stadt brachte, in die er ſich geworfen hatte. Hephäſtio eroberte ſie nach dreißigtägiger Belagerung; Aſtes ſelbſt kam um und zum Befehlshaber der Stadt wurde Sangäus beſtellt, welcher vorher ſchon den Aſtes verlaſſen und ſich zu Taxiles begeben hatte, wofür ihn Alexander belohnte.

Der König ſelbſt mit den beſten Truppen ſetzte ſich gegen die Aſpaſier, Guräer und Aſſacener, nördlicher wohnende Völkerſchaften, in Bewegung. Er zog auf einem bergigen, rauhen Wege an einem Fluß, Choes, hin, ging nicht ohne Schwierigkeit über denſelben, befahl dem Fußvolk, ihm gemeſſenen Schrittes zu folgen, und rückte ſelbſt mit der Reiterei und achthundert Rundſchildern, die er beritten machte, vor, um die Barbaren zu überraſchen, welche ſich theils in die umliegenden Berge, theils in ihre feſten Städte geflüchtet. Vor der erſten Stadt warf er die ſich ihm in den Weg ſtellenden Feinde vom Marſch aus, wie er war, zurück und ſchloß ſie in der Stadt ein, erhielt aber ſelbſt eine, doch nicht tiefe und gefährliche Wunde in die Schulter durch einen Schuß. Auch Ptolemäus und Leonnatus wurden verwundet. Mit dem nächſten Frühroth erſtürmten die Macedonier die erſte, nicht ſehr feſte Mauer der Stadt, bei der zweiten leiſteten die Barbaren eine Zeit lang Widerſtand; als aber die Leitern angelegt und die Vertheidiger der Mauern von allen Seiten durch die Geſchoſſe verwundet wurden, warfen ſie ſich durch die Thore aus der Stadt, um die Gebirge zu gewinnen. Dieß gelang den Meiſten; Alle aber, welche den Macedoniern in die Hände fielen, hieben die Sieger nieder, aus Erbitterung über die Verwundung ihres Königs, und dieſer ſelbſt ließ die eroberte Stadt dem Erdboden gleich machen. Eine zweite Stadt, Andaka, ergab ſich und wurde von Kraterus beſetzt, welcher mit dem größten Theile des Fußvolks hier zurückblieb, um die andern Städte, die ſich nicht unterwarfen, zu erobern.

Alexander ſelbſt mit Reiterei und leichtem Fußvolk rückte gegen den Fluß Euaſpla, wo der Fürſt der Aſpaſier gebot.

Nach einem ſtarken Marſch kam er am zweiten Tage vor der Hauptſtadt an; dieſe war jedoch auf die Kunde von Alexanders Anzug in Brand geſteckt worden und die Bewohner hatten ſich in die Gebirge geflüchtet. Die Macedonier verfolgten die Flüchtlinge bis in die Berge, und es wurde ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, ehe ſie die unwegſamen Gegenden erreicht hatten. Den Anführer der dortigen Indier erblickte Ptolemäus Lagi bereits auf einem Hügel mit dem Gefolge ſeiner Leibwache angekommen; er ſelbſt hatte weniger Leute bei ſich; dennoch verfolgte er ihn noch immer zu Pferde. Da aber die Anhöhe für ein Pferd zu ſteil war, ſtieg er ab, ließ ſein Pferd nachführen, und ſetzte nun dem Indier zu Fuß nach. Sobald dieſer den Ptolemäus in ſeiner Nähe ſah, wandte er ſich mit ſeinen Leuten gegen ihn und traf ihn mit einer langen Stoßlanze vor die Bruſt, ſo daß nur der Panzer den Stoß aufhielt. Ptolemäus aber rannte ihn durch und durch, warf ihn nieder und beraubte ihn, nach althomeriſcher Sitte, ſeiner Rüſtung. Sobald ſeine Begleiter ihren Anführer fallen ſahen, hielten ſie nicht mehr Stand; die auf den Bergen Stehenden aber, ſchmerzlich ergriffen vom Anblick des Leichnams ihres Fürſten, den die Feinde wegtrugen, ſtürzten ſich von den Höhen wieder herab und es entſpann ſich am Fuß des Berges ein hartnäckiger Kampf um den Leichnam, wie einſt um den des Patroklus; denn ſchon war auch Alexander mit ſeinem wieder abgeſtiegenen Fußvolk auf dem Platze angekommen; dennoch gelang es den Macedoniern kaum, die Indier auf die Berge zurückzutreiben und den Leichnam zu behaupten. Eine andere Stadt, Arigäum, wohin nun das Heer zog, fanden ſie ebenfalls von den Einwohnern verlaſſen und angezündet. Hier ſtieß Kraterus wieder zu Alexander, nachdem er ſeine Befehle ausgeführt hatte, und wurde abermals zurückgelaſſen, um die Stadt, welche vortheilhaft gelegen ſchien, wieder aufzubauen, und mit freiwilligen Anſiedlern aus der Gegend und kampfunfähigen Soldaten zu bevölkern. Der König ſelbſt rückte nach der Gegend vor, wohin die Maſſe der dortigen Barbaren ſich geflüchtet hatte, und erreichte einen Berg, an deſſen Fuß er ein Lager bezog. Der vorausgeſchickte Ptolemäus brachte die Kunde, daß man bei den Feinden auf dem Berge mehr Feuer ſehe, als bei den Macedoniern. Alexander ließ einen Theil ſeines Heeres zurück, den andern theilte er in drei Haufen, an deren Spitze er ſelbſt, Ptolemäus und Leonnatus von verſchiedenen Seiten die Feinde angriffen und in ſehr hartnäckigem und mörderiſchem Kampfe beſiegten und vom Berge hinabtrieben. Ueber vierzigtauſend Menſchen und mehr als zweihundert und dreißig tauſend Stücke Rindvieh ſollen in die Hände des Siegers gefallen ſeyn. Von den trefflichen Heerden las Alexander die größten und ſchönſten Stücke aus, um ſie zum Behufe des Feldbaues nach Macedonien zu ſchicken.

Dann zog der König, durch den wieder nachgerückten Kraterus verſtärkt, gegen die Aſſacener, welche, wie er hörte, etwa zwanzigtauſend Reiter, mehr als dreißigtauſend Mann Fußvolk und dreißig Elephanten zum Kampfe aufgeboten hatten. Er führte ſein Heer durch das gebirgige Land der Guräer, und ging, da ſich ihm die Feinde nicht in offener Schlacht zu ſtellen wagten, auf die Stadt Maſſaga los. Die Feinde, im Vertrauen auf ſiebentauſend Mann Miethvölker aus dem jenſeitigen Indien, machten auf die vor der Stadt gelagerten Macedonier einen ſtürmiſchen Ausfall. Alexander, um ſie weiter von der Stadt wegzulocken und ihnen den Rückzug in dieſelbe abzuſchneiden, zog ſich mit ſeinem Heere gegen einen Hügel, etwa zweitauſend Fuß weit zurück, was die Barbaren noch mehr zum ungeſtümen und ungeordneten Angriff ermuthigte. Als ſie auf Schußweite ſich genähert, wandte ſich Alexander gegen ſie und rückte mit der Phalanx im Sturmſchritt vor. Die Indier wichen beſtürzt zurück, ſobald es zum Handgemenge kam und warfen ſich mit einem Verluſt von zweihundert Mann in die Stadt. Alexander ſtürmte gegen die Mauern an und erhielt eine leichte Schußwunde in den Knöchel. Am folgenden Tag wurde ein Theil der Mauer durch die Sturmmaſchinen niedergeſchmettert, aber als die Macedonier durch die Lücke hineinſtürmen wollten, wurden ſie von den Indiern zurückgeworfen. Auch am zweiten Tage waren ſie nicht glücklicher. Am dritten ließ Alexander von einem beweglichen Thurme eine Brücke in die Sturmlücke werfen, um ſeine Rundſchildner, wie bei Tyrus, hinüberzuführen; aber da ſich zu Viele vordrängten, brach die Brücke unter der zu großen Laſt und die Macedonier ſtürzten herunter, worauf die Belagerten unter Jubelgeſchrei Steine und Geſchoſſe herabwarfen und durch kleine Pforten die Beſtürzten mit dem Schwert angriffen. Am vierten Tage erneuerte Alexander den Verſuch mit der Brücke von dem beweglichen Thurme aus. Die indiſchen Söldner leiſteten tapfern Widerſtand; aber als ihr oberſter Anführer von einem Geſchoß getödtet wurde, knüpften ſie, an Zahl ſchon ſehr vermindert, Unterhandlungen mit Alexander an, welcher ſich freute, ſo tapfere Leute am Leben zu erhalten, und einen Vertrag mit ihnen ſchloß, daß ſie ihm hinfort dienen ſollten. Demgemäß zogen ſie mit den Waffen aus und lagerten ſich abgeſondert auf einem Hügel, gegenüber dem macedoniſchen Lager. Nachts jedoch ſollen ſie den Plan gefaßt haben, die Flucht zu ergreifen und ſich in ihre Heimath zurückzuziehen, weil ſie nicht gegen ihre Landsleute die Waffen tragen wollten. Sobald Alexander hievon Kunde erhielt, umſtellte er den Hügel in der Nacht mit ſeinem ganzen Heere, und ließ ſo die in die Mitte genommenen Indier niederhauen; andere Nachrichten ſagen aber, Alexander habe die den Miethvölkern gegebene Zuſage des freien Abzugs gebrochen und durch dieſe That ſeinen Kriegsruhm geſchändet, indem er ſonſt immer den Krieg auf eine rechtmäßige und Königen geziemende Weiſe zu führen gepflegt habe. Die von Vertheidigern entblößte Stadt fiel dann in ſeine Gewalt; die Königin Kleophis wurde ſeine Gefangene. Dann theilte Alexander wieder ſein Heer, um verſchiedene Städte zu belagern, welche, gegen ſeine Erwartung, ſtarken Widerſtand leiſteten. Ora, mit mehreren Elephanten, und Bazira fielen bald in ſeine Hände; aber ein ſchwieriges Werk war die Eroberung des Felſenſchloſſes Aornus, vom Indus beſpült. Die Sage meldete von ihm, daß es ſelbſt für Herkules uneinnehmbar geweſen, der durch ein Erdbeben davon vertrieben worden ſey, und gerade dieß reizte den Alexander noch mehr. Daher machte er aus Ora und Maſſaga Waffenplätze, um das Land im Gehorſam zu erhalten und befeſtigte Bazira noch ſtärker. Hephäſtio und Perdikkas waren inzwiſchen, nachdem ſie eine weitere Stadt, Orobatis, eingenommen, befeſtigt und eine Beſatzung darin zurückgelaſſen hatten, am Indus eingetroffen und vollzogen Alexanders ſämmtliche Befehle, den Bau einer Brücke über dieſen Strom betreffend. Er ſelbſt brachte die unweit des Indus gelegene Stadt Peucelaotis durch freiwillige Uebergabe in ſeine Gewalt und beſetzte ſie mit Macedoniern. Auch andere kleine Städte am Ufer des Indus unterwarf er ſich, ſo daß er ſich als Herrn des obern dieſſeitigen Indiens betrachten konnte, dem er den Nikanor, Einen ſeiner Vertrauten, zum Statthalter ſetzte. Es hatten ſich ihm auch ſchon die eingeborenen Fürſten Kophäus und Aſſagetes perſönlich angeſchloſſen. Nur der Aornusfelſen war noch übrig, zu deſſen Gewinnung er jetzt alle ſeine Kräfte aufbot.

Er ließ den Kraterus mit einem Theil des Heeres in der Stadt Embolina, in der Nähe von Aornus, zurück, um Lebensmittel und alle zu einem langen Aufenthalte nöthigen Vorräthe zuſammenzubringen; denn von hier aus ſollten die Macedonier die Beſatzung durch eine langwierige Belagerung aufreiben, falls das Felſenſchloß nicht durch Sturm ſich wegnehmen ließe. Um dieſen zu verſuchen, rückte er ſelbſt mit den beſten und beweglichſten Soldaten unmittelbar davor. Es führte aber zu demſelben hinauf nur ein Weg, ſo viel man ſah, und dieſer war ſo geſchickt angelegt, daß er an jedem Punkte leicht vertheidigt werden konnte, ſo daß für einen glücklichen Angriff faſt gar keine Hoffnung zu ſeyn ſchien.

Leute aus der Umgegend, ein Greis mit zwei Söhnen, arm, und genau mit der Gegend bekannt, kamen zu ihm und erboten ſich, geheime Wege zum angreifbarſten Punkte des Felſen zu zeigen, von wo aus er ſich leicht des Platzes würde bemächtigen können. Alexander ſchickte den Ptolemäus Lagi und auserleſene Mannſchaft mit ihnen, und befahl, ſobald ſie die Stelle erreicht hätten, ſich derſelben durch eine ſtarke Beſatzung zu verſichern, und ihm von der Beſitznahme ein Zeichen zu geben. Unbemerkt erſtieg Ptolemäus den Platz, und ſobald er ihn ringsum verſchanzt hatte, gab er Alexandern durch ein angezündetes Feuer ein Zeichen, und dieſer rückte am folgenden Tage mit ſeinem Heere heran. Aber der ungünſtige Boden ſetzte die Barbaren beim Kampf gegen ihn in Vortheil; und als dieſe ſeinen Angriff geſcheitert ſahen, wandten ſie ſich um und fielen den Ptolemäus an, der ſich hinter ſeinem Walle mit Mühe und in hartnäckigem Kampf ihrer erwehrte. In der Nacht, als ſich die Barbaren zurückgezogen hatten, ſchickte der

König durch einen vertrauten Mann aus der Gegend einen Brief an den Ptolemäus, und wies ihn an, wenn er ſelbſt den Felſen ſtürme, ſolle Ptolemäus von oben herab über die Barbaren herfallen, damit ſie, von zwei Seiten beſchoſſen, nicht wüßten, wohin ſie ſich wenden ſollten. Mit Tagesanbruch führte er ſein Heer gegen den Steig, auf welchem Ptolemäus ſich hinaufgeſchlichen hatte, um ſich mit dieſem zu vereinigen, was ihm nach vielſtündigem Kampfe wirklich gelang. Aber noch war der Sturm nicht möglich. Es mußte erſt eine Schlucht ausgefüllt und ein Schutt aufgeführt werden, um die Wurfmaſchinen aufzuſtellen; endlich aber, als einige Macedonier einer kleinen Anhöhe in gleicher Fläche mit dem Felſen ſich bemächtigten, und die Aufſchüttung wuchs, verlangten die Indier, betroffen über die unerhörte Kühnheit der Macedonier, durch einen Herold zu unterhandeln. Ihre Abſicht jedoch war, den Tag durch Unterhandlungen zu gewinnen und in der Nacht ſich zu zerſtreuen. Alexander, als er dieß erfuhr, ließ ihnen nicht nur Zeit zum Abzuge, ſondern zog auch alle ausgeſtellten Wachtpoſten zurück. Er verhielt ſich ganz ruhig, bis der Abzug begann: dann erſtieg er mit ſiebenhundert Mann, ſelbſt der Erſte, den Felſen und hieb die fliehenden Indier nieder, deren Viele über die Klippen hinabſtürzten. So ward er Meiſter des einſt dem Herkules unzugänglichen Felſen. Er opferte auf demſelben, ließ alle Befeſtigungen herſtellen, und gab den Befehl über die Beſatzung dem Soſikottus, welcher früher die Reihen der Indier verlaſſen und ſich in Baktra an Beſſus angeſchloſſen, aber nach der Beſitznahme von Baktrien bei Alexander Dienſte genommen und ausgezeichnete Treue bewieſen hatte.

Noch machte Alexander einen Zug in die gebirgigen Gegenden der Aſſacener, um einige Städte zu unterwerfen, und weil er vernommen hatte, daß der Bruder des Aſſakanus mit vielen Barbaren ſich dorthin gezogen habe, und mit Elephanten, deren ſich zu bemächtigen ihm von großem Werth war. Auch erfuhr er wirklich, daß die Elephanten auf den Waideplätzen am Indus zurückgeblieben ſeyen, während die Indier der dortigen Gegend ſich zu Abiſares geflüchtet hätten. Er ließ ſich den Weg zu den Elephanten zeigen, und da er indiſche Elephantenjäger bei ſich hatte, gelang es ihm, ſich der Thiere, bis auf zwei, welche zu Grunde gingen, zu bemächtigen. Die eingefangenen wurden mit Mannſchaft beſetzt und dem Heere beigegeben. Da ſich in der Nähe des Stromes auch Werkholz fand, ließ Alexander es durch ſein Heer fällen und Fahrzeuge bauen, um darauf den Indus hinabzufahren bis zu der Brücke, welche ihm Hephäſtio und Perdikkas längſt geſchlagen hatten. Da fuhren jetzt die Macedonier zehn Tage lang auf dem heiligen Strome der Indier, dem größten, den ſie geſehen, gegen welchen namentlich die Flüſſe Griechenlands wie kleine Bäche waren, deſſen Ufer mit einem ihnen ganz fremden Baum- und Pflanzenwuchs prangten, ſie ſelbſt untermiſcht mit fremdredenden Kriegern, mit Elephanten auf ihren Fahrzeugen, neuen Wundern und Abenteuern entgegen, und die hinter ihnen liegende Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft mußte ihnen gleich wunderbar erſcheinen. Ihrem Könige aber war es kaum zu verargen, wenn er ſich jetzt, gewiegt von den Wellen des majeſtätiſchen Stromes, dem Herakles oder Dionyſos zu vergleichen wagte. Das Andenken an den Gott Dionyſos und mit ihm an die griechiſche Heimath war vor Kurzem freundlich aufgefriſcht worden durch die Begrüßung, welche den kühnen Fremdlingen in der Stadt Nyſa zu Theil geworden war. Als nämlich Alexander gegen Nyſa heranzog, ſandten die Bewohner der Stadt ihren Fürſten, Akuphis, und dreißig Abgeordnete aus den angeſehenſten Häuſern ihm entgegen, und ließen ihn bitten, ihre Stadt dem Gotte zu lieb frei zu laſſen. In Alexanders Zelt geführt, trafen ſie ihn ſitzend an, noch ganz beſtäubt vom Marſch und in voller Rüſtung, namentlich den Helm auf dem Haupte und den Speer in der Hand. Erſchreckt warfen ſie ſich zur Erde, und verhielten ſich lange Zeit ganz ſtille. Von Alexander ermuthigt, ſtanden ſie auf, und Akuphis ſprach: „die Nyſäer, o König, bitten dich, ihnen aus Ehrfurcht vor Bacchus ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu laſſen. Denn als Bacchus nach Unterjochung Indiens den Rückweg nach dem griechiſchen Meere antrat, gründete er für ſeine dienſtunfähigen Krieger, welche zugleich ſeine Bacchanten waren, dieſe Stadt, wie auch Du vielfach gethan haſt und noch thun wirſt, da Du ja mehr Thaten verrichtet als Bacchus. Nyſa aber nannte Bacchus die Stadt und Nyſäa die Gegend nach ſeiner Amme Nyſa. Als Stifter unſerer Stadt mag ſich dir Bacchus dadurch bewähren, daß der Epheu, ein dem übrigen Indien fremdes Gewächs, bei uns gedeiht.“ Dieß Alles vernahm Alexander ſehr gerne, beſonders auch, weil er hoffte, ſeine Macedonier würden ſich um ſo weniger bedenken, aus Nacheiferung der Thaten des Bacchus ihm zu noch weiteren Mühſalen zu folgen. Er ließ den Bewohnern von Nyſa ihre Freiheit und als er auf ſeine Erkundigung nach ihrer Geſetzgebung erfuhr, daß die Herrſchaft in den Händen der beſten Bürger ſey, lobte er dieſe, und wünſchte, daß ihm dreihundert Reiter und hundert von den angeſehenſten Bürgern mitgegeben würden; Akuphis ſollte die letztern auswählen und zugleich wurde er zum Fürſten des nyſäiſchen Gebietes beſtellt. Die dreihundert Reiter wurden gerne bewilligt, die hundert edlen Bürger aber bat der Fürſt lächelnd, der Stadt zu laſſen, die ſie wohl brauchen könne, und dafür lieber hundert der ſchlechteſten mitzunehmen. oder auch noch mehr. Alexander verzichtete auf ſein Verlangen, doch gab ihm Akuphis ſeinen Sohn und ſeine Enkelin mit. Alexander bekam auch Luſt, die Gegend zu beſuchen, wo die Nyſäer ſich rühmten, noch Denkmale von Bacchus zu beſitzen. Er beſtieg den Berg Merus mit ſeinen Edelſchaaren und der Leibſchaar zu Fuß, und traf hier eine Fülle von Epheu an und Lorbeer und allerlei Strauchwerk; auch ſchattig fand er den Berg und vielerlei Wild darauf. Der Anblick des Epheu machte den Macedoniern große Freude; denn es war ein ſchon lange Zeit entbehrter Anblick, da ſonſt in Indien kein Epheu gedeiht, auch da nicht, wo der Weinſtock wächſt. Eifrig flochten ſie Kränze daraus und ſetzten dieſe auf, ſofort Loblieder anſtimmend und den Gott bei ſeinem Namen und ſeinen Zunamen anrufend. Alexander ſelbſt brachte dem Bacchus ein Opfer und hielt mit ſeinen Vertrauten ein feſtliches Gelage, bei welchem der ſchwärmende Jubel nicht fehlte.

20.

Alexander beſiegt den indiſchen König Porus (326 vor Chr.) und behandelt ihn königlich.

Am Indus angekommen fand Alexander die von Hephäſtio und Perdikkas geſchlagene Brücke, und außer vielen kleineren Fahrzeugen auch zwei Dreißigruderer, ſowie Geſchenke, welche von dem indiſchen Fürſten Taxiles angekommen waren: gegen zweihundert Silbertalente, an Schlachtvieh dreitauſend Stück Rinder, über zehntauſend Schaafe und gegen dreißig Elephanten. Siebenhundert eingeborene indiſche Reiter waren von Taxiles geſandt, um ſich an das Heer anzuſchließen und Taxila*), die größte Stadt zwiſchen dem Indus und Hydaſpes**), wurde ihm von ihrem Fürſten übergeben. Alexander raſtete dreißig Tage, brachte allen Göttern, denen er gewöhnlich opferte, ſeine Opfer, und ſtellte am Ufer des Stromes Wettkämpfe in Leibesübungen und mit Pferden an. Die Opfer waren für den Uebergang günſtig. Der Indus iſt der größte Fluß im damals bekannten Aſien, außer dem ebenfalls indiſchen Fluß Ganges. Er ſtrömt vom öſtlichen Abhange des Paropamiſus, oder Kaukaſus (ſeine eigentlichen Quellen ſind noch nicht entdeckt) in das große indiſche Weltmeer und nimmt auf ſeinem Laufe eine große Menge Flüſſe auf, größer als die meiſten in Kleinaſien; ins Meer ergießt er ſich durch zwei Mündungen, welche beide ſehr ſeicht ſind, gleich den Mündungen des Iſters (der Donau). Und wie der Nil in Aegypten bildet der Indus auch ein Delta. Ueber dieſen, immerhin eine halbe Stunde breiten Strom rückte Alexander mit Tagesanbruch an der Spitze ſeiner Völker in das eigentliche Indien, im Frühjahr 326 vor Chr., mittelſt einer Schiffbrücke, ohne Zweifel, da eine ſtehende Brücke darüber in kurzer Zeit zu ſchlagen wohl unmöglich war. Am andern Ufer angelangt, brachte er wieder die üblichen Opfer, und brach dann nach der Stadt Taxila auf, welche ihm ſchon von ihrem Fürſten übergeben worden war. Freundſchaftlich wurde er von dieſem und von den dortigen Indiern aufgenommen, und überließ ihnen von dem angrenzenden Gebiete ſo viel ſie wünſchten. Des Taxiles Geſchenke an Getreide, an goldenen Kronen und an Geld, achtzig Talente, erwiederte er mit noch größeren: er gab ihm tauſend Talente, ſilberne und goldene Gefäße und Geſchirre, prächtige perſiſche Kleider und dreißig vollſtändig ausgerüſtete Pferde. Ein Macedonier ſoll deßhalb neidiſch geworden ſeyn und dem Alexander bei Tiſche, vom Wein erhitzt, Glück gewünſcht haben, daß er doch in Indien einen Mann gefunden, der tauſend Talente werth ſey. Alexander blieb ruhig und verſetzte blos: „Die Neidiſchen tragen ihre Qual und Strafe in ſich ſelbſt mit ſich herum.“ Auch kamen hier Geſandte mit Geſchenken bei ihm an von Abiſares, dem Fürſten der Bergindier*), — deſſen eigener Bruder nebſt andern Vornehmen, — und eine

---

*) Das heutige Attock.

**) Das zwiſchen dieſen beiden Flüſſen liegende Land heißt jetzt Duab oder Sind-Sagur.

---

*) Das heutige Kaſchmir.

Geſandtſchaft des Fürſten Doxareus. In Taxila brachte Alexander wieder die gewohnten Opfer dar, ernannte zum Statthalter dieſes Theils von Indien Philippus, den Sohn des Machatas, und ließ dort eine Beſatzung nebſt den dienſtuntauglich gewordenen Leuten zurück. Er ſelbſt brach gegen den Fluß Hydaſpes auf, und bald vernahm er, daß jenſeits des Hydaſpes der mächtige König Porus ſtehe, mit einem großen Heere, entſchloſſen ihm den Uebergang zu verwehren oder ihn während des Uebergangs anzugreifen. Auf dieſe Nachricht ſandte er den Cönus, den Sohn des Polemokrates, zum Indus zurück mit dem Befehl, alle zum Uebergang über den Indus für ihn erbauten Schiffe auseinander zu legen und an den Hydaſpes zu bringen. Die kleinern Schiffe wurden in zwei, die Dreißigruderer in drei Theile zerlegt und dann auf Wägen an das Ufer des Hydaſpes geführt. Hier wieder zuſammengeſetzt, erſchien die Flotte alsbald auf dieſem Strom. Alexander ſelbſt an der Spitze der geſammten Macht, mit welcher er nach Taxila gekommen, nebſt fünftauſend Indiern unter Taxiles und den dortigen Fürſten, bezog ein Lager am Ufer des Fluſſes, nach einem ziemlich mühſeligen, durch heftige Regengüſſe und durch feindliche Angriffe des mit dem Porus verbündeten Fürſten Spittakus geſtörten Marſch durch enge Bergpäſſe.

Am jenſeitigen Ufer des damals zwölfhundert Schritte breiten Stromes zeigte ſich das ganze Heer des Porus, mit dreihundert Elephanten und vierhundert Streitwagen. Gegenüber der Stelle, wo er Alexander lagern ſah, blieb er ſelbſt, um den Uebergang zu bewachen; an alle andere zugängliche Stellen des Ufers — auf vielen Punkten war es ſteil oder verſchlammt, — ſchickte er Mannſchaft unter eigenen Befehlshabern, um den Feind zu beobachten, dem er ſo den Uebergang zu verwehren gedachte. Alexander fand nun auch für gut, ſein Heer vielfache Bewegungen machen zu laſſen, um Porus über ſeine Abſichten zu täuſchen und irre zu machen. Er theilte ſeine Soldaten in viele Haufen; den einen führte er perſönlich hier bald dorthin in der Gegend, ſie verheerend, wo er in Feindesland kam, und überall unterſuchend, wo der Fluß den Uebergang erlaube; die andern Haufen entſandte er in verſchiedenen Richtungen. Seine bald hier bald dort vorüberfahrenden Schiffe und mit Heu gefüllten Felle, und der Anblick des von Fußvolk und Reitern wimmelnden Ufers ließen Porus keinen Augenblick ruhig ſeyn, und er wußte nicht, welche Mittel und Vorkehrungen gegen den Uebergang, und wo er ſie in Anwendung bringen ſollte. Zugleich aber ließ Alexander auch von allen Seiten aus dem Lande dieſſeits des Indus Lebensmittel in das Lager führen, als ſchicke er ſich an, am Ufer ſtehen zu bleiben, bis das im Winter abnehmende Waſſer ihm den Uebergang erleichtern würde. Damals führten alle indiſchen Flüſſe eine Menge ſchlammigen Waſſers und hatten einen reißenden Lauf; denn es war die Zeit der Sommerſonnenwende (Ende Junius), wo nicht nur häufige Regen in Indien fallen, ſondern auch der Schnee auf dem Gebirge ſchmilzt. Im Winter aber nehmen ſie wieder ab, werden klein und hell und an einzelnen Stellen leicht zu überſchreiten, natürlich den Indus und Ganges ausgenommen. Dieſe Jahreszeit wolle er abwarten, äußerte Alexander abſichtlich, falls er für jetzt Widerſtand fände; nichts deſto weniger aber ſpähte er immer, ob er nicht durch Ueberraſchung den Uebergang unbemerkt bewirken könne. Im Angeſichte des Porus, ihm gerade gegenüber, konnte er freilich nicht hoffen, daß es ihm gelingen werde, ſchon wegen der Menge der Elephanten nicht, weil dieſe durch ihren Anblick und ihr Geſchrei die Pferde ſcheu machen und in den Strom treiben würden. Da erſann er folgende Kriegsliſt. Er ließ öfters bei Nacht den größten Theil ſeiner Reiterei an verſchiedenen Punkten in den Fluß hineinſprengen, ein Geſchrei erheben, den Schlachtruf anſtimmen, ſo daß der Lärm die Anſtalten zu einem Uebergang zu verrathen ſchien. Hiedurch aufmerkſam gemacht, rückte Porus mit ſeinen Elephanten aus und Alexander ſtörte ihn zu wiederholten Malen durch dieſen blinden Lärm auf. Zuletzt aber blieb Porus bei jenen Neckereien der Reiterei ruhig in ſeinem Lager und begnügte ſich, Wachtpoſten an vielen Punkten des Ufers auszuſtellen. Jetzt erſt machte Alexander Ernſt.

Er hatte erfahren, daß Abiſares (oder Embiſarus), der König der Bergindier (in Kaſchmir), mit einer nicht viel geringern Streitmacht als Porus ſelbſt hatte, dieſem zu Hülfe ziehe und nicht mehr weit entfernt ſey; deßwegen beeilte er ſich, vor deſſen Ankunft dem Porus eine Schlacht zu liefern. Am Ufer des Hydaſpes, gerade wo der Fluß eine bedeutende Biegung macht, erhob ſich eine Art Vorgebirg, dicht bewachſen mit verſchiedenen Bäumen und dieſem gegenüber im Strome eine waldige Inſel. Dieſe Punkte hielt Alexander für geeignet, um mit ihrer Hülfe ſein Heer unbemerkt über den Hydaſpes gehen zu laſſen. Sie waren vom Hauptlager gegen vier Stunden entfernt. Das ganze Ufer entlang hatte er in angemeſſenen Entfernungen Wachen ausgeſtellt, ſo daß ſie einander ſehen und die Befehle von jeder Seite her leicht vernehmen konnten, und bei Nacht ließ er allwärts ein großes Geſchrei erheben und viele Feuer anzünden. Als er entſchloſſen war, den Uebergang zu verſuchen, gebot er im ganzen Lager dazu offenbare Anſtalten zu machen. Kraterus wurde mit einem großen Theile des Heeres dort zurückgelaſſen und erhielt Befehl, nicht eher über den Fluß zu gehen, als bis Porus mit ſeinem Heere gegen Alexander aufgebrochen wäre, oder bis er Nachricht von der Flucht deſſelben und vom Siege der Seinigen erhalten hätte. Wenn aber Porus nur mit einem Theile ſeines Heeres aufbreche, und einen Theil mit Elephanten am Ufer zurücklaſſe, ſolle Kraterus ſtehen bleiben; denn die Elephanten ſeyen für die ans Land ſteigenden Pferde ein unüberwindliches Hinderniß. Nehme dagegen Porus ſämmtliche Elephanten mit, ſo ſolle Kraterus gegen das übrige Heer der Indier den Uebergang verſuchen. Auf der Uferſtrecke zwiſchen dem Hauptlager und der Inſel wurden mehrere Abtheilungen zu Fuß und zu Pferd unter Meleager, Attalus und Gorgias zurückgelaſſen und angewieſen, der Reihe nach in geordneten Schaaren überzuſetzen, ſobald ſie die Indier in den Kampf verwickelt ſähen. Alexander ſelbſt brach mit einem großen Theile der auserleſenſten Truppen auf und rückte unbemerkt, und in großer Entfernung vom Ufer, um ſeinen Zweck zu verbergen, der Bergſpitze und der Inſel zu. Hier wurden während der Nacht die ſchon längſt herbeigeſchafften Felle mit Heu gefüllt und ſorgfältig zugenäht. Die Mehrzahl der auseinandergelegten Schiffe war auch zur Stelle geſchafft, heimlich wieder zuſammengeſetzt und im Walde verborgen gehalten worden. Ein in der Nacht eingetretenes Gewitter mit furchtbarem Regen half ihm die Anſtalten zum Uebergang geheim halten, indem die Donnerſchläge und der Platzregen das Getöſe der Waffen, und das Geſchrei der Befehlenden und ſich Zurufenden übertönten. Gegen Morgen, als Wind und Regen ſich gelegt hatten, ließ er ſeine ſämmtliche Reiterei auf den Fellen, und vom Fußvolk ſo viele Raum hatten, auf den Schiffen nach der Inſel überſetzen, um von den Vorpoſten des Porus nicht eher geſehen zu werden, als bis ſie die Inſel hinter ſich hätten und ſchon in der Nähe des Ufers wären.

Er ſelbſt machte die Ueberfahrt auf einem Dreißigruderer, begleitet von den Leibwächtern Ptolemäus, Perdikkas und Lyſimachus, Seleukus und einem Theile der Rundſchildner. Sobald das Heer an der Inſel vorbei war, nahm es ſeine Richtung unverdeckt und offen gegen das Ufer. Die Späher des Porus jagten jetzt zu ihrem König ins Lager zurück, ſo ſchnell ſie konnten. Alexander aber ſtieg inzwiſchen ans Land und ordnete ſein Heer, die Reiter voran, an deren Spitze er nun vorrückte. Aber aus Unbekanntſchaft mit der Oertlichkeit wußte er nicht, daß er ſich noch nicht auf dem feſten Lande befand, ſondern auf einer viel größern Inſel, welche vom Lande durch einen ſchmalen Arm des Fluſſes getrennt war. Dazu war in Folge des furchtbaren Regens während der Nacht das Waſſer ſo geſtiegen, daß ſeine Reiter lange keine Furth fanden. Endlich fand ſich eine, aber der Uebergang war ſehr beſchwerlich; das Fußvolk watete bis an die Bruſt im Waſſer und von den Pferden ragten nur die Köpfe hervor. Hier ſoll Alexander ſcherzend geſagt haben: »O ihr Athener, wenn Ihr doch wüßtet, welchen Gefahren ich mich ausſetze, um von euch geprieſen zu werden!« Nachdem nun auch dieſer Flußarm überſchritten war, ſtellte er ſein Heer in Ordnung, gebot dem Fußvolk, etwa ſechstauſend Mann, langſam nachzurücken, er ſelbſt eilte mit der Reiterei voran. Dieſe zählte fünftauſend Mann; Alexander glaubte ſich damit dem Porus überlegen, und gedachte, falls dieſer ſeine Macht gegen ihn heranführe, durch einen Angriff mit ihr entweder ohne Schwierigkeit zu ſiegen, oder ihn doch ſo lange zu beſchäftigen, bis das Fußvolk nachkäme; wenn aber die Indier, beſtürzt durch die Kühnheit ſeines Ueberganges, die Flucht ergriffen, ſo konnte er mit den Reitern ein um ſo größeres Blutbad unter ihnen anrichten und ihre Macht brechen.

Zuerſt rückten jetzt nur zweitauſend Reiter und hundert und zwanzig Streitwagen unter dem Sohne des Porus ihm entgegen, welchen Alexander die berittenen Bogenſchützen entgegenſandte, ſelbſt mit der übrigen Reiterei nachfolgend, denn er glaubte, Porus ſey mit ſeiner ganzen Macht im Anzuge und der Reiterhaufen nur die Vorhut. Auf die Streitwägen legten die Indier großen Werth; ſie waren je mit ſechs Mann beſetzt, mit Schwerbewaffneten und Bogenſchützen, und mit vielen Wurfſpießen verſehen. Als Alexander über die Stärke der Indier genauere Nachricht erhielt, fiel er mit ſeiner geſammten Reiterei über ſie her. Sie konnten den Angriff nicht aushalten, die Wägen blieben, in Folge des heftigen Regens, im Kothe ſtecken und bewegten ſich ſchwerfällig. Vierhundert Mann und der Sohn des Porus ſelbſt fielen, und die Wägen wurden von den ſcheugewordenen Pferden in den Fluß geriſſen oder von den Macedoniern aufgefangen. Porus, als er die Nachricht erhielt, daß Alexander an der Spitze ſeines Heeres anrücke, war in großer Bedrängniß, weil auch die ihm im Lager Gegenüberſtehenden Anſtalt zum Uebergang machten, entſchloß ſich aber zuletzt doch, mit ſeinem ganzen Heere dem König entgegen zu gehen und ein Treffen zu liefern; nur wenige Elephanten mit einiger Mannſchaft ließ er im Lager zurück, um die Reiter von der Landung abzuſchrecken. Er ſelbſt rückte mit viertauſend Reitern, dreihundert Wägen, zweihundert Elephanten und dem Kern ſeines Fußvolkes, gegen dreißigtauſend Mann, den Macedoniern entgegen. Auf einem Platze, wo kein Koth, ſondern Sand, der Boden eben und feſt und bequem für die Pferde war, machte er Halt, und ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung. Voran ſtellte er in Eine Linie die Elephanten, je etwa fünfzig Fuß von einander entfernt, ſo daß ſie vor der ganzen Reihe ſeines Fußvolks ſich hinzogen und überall der Reiterei Alexanders Schrecken drohten. Hinter dieſen Thieren ſtand das Fußvolk, die Zwiſchenräume zwiſchen ihnen ausfüllend; auf beiden Seiten deſſelben ſtand die Reiterei und vor dieſer die Streitwägen.

Es war eine furchtbare Schlachtordnung; wie Thürme erſchienen in einiger Ferne die gewaltigen Elephanten, auf deren größtem und ſtattlichſtem Porus ſelbſt ragte, ein Mann von faſt übermenſchlicher Größe, unter den Männern ſeines Heeres der Schönſte und Gewaltigſte. Die Indier ſelbſt aber (deren Tapferkeit die heutigen Sikhs geerbt haben), waren ſtattliche Männer, von einer bei den Griechen ungewöhnlichen Größe, von dunkler Hautfarbe, bei weitem die tapferſten und ſtreitbarſten unter den damaligen Bewohnern Aſiens. Das Fußvolk trug Bogen, ſo hoch wie die Männer, die ſie auf dem Boden aufſetzten, mit dem linken Fuß darauf traten und ſo ſpannten. Die Pfeile, die ſie ſchoßen, waren über vier Fuß lang und drangen durch Panzer und Schild. Dazu hatten ſie auch Spieße und breite Schwerter, die ſie mit beiden Händen führten, und tüchtige Schutzwaffen. Beim Anblick dieſes großen und ſo fremdartigen Heeres ſtutzten die Macedonier ein wenig; aber ihr König ermuthigte ſie mit ſeiner kühnen Freudigkeit, indem er ſagte: »endlich ſehe ich doch einen Kampf vor mir, der nach meinem Herzen und meiner werth iſt; mit gewaltigen Thieren und mit tapfern Männern zugleich gilt es jetzt zu ſtreiten!« Nachdem ſein Fußvolk auch zur Stelle und etwas ausgeruht war, beſchloß er die Indier anzugreifen, aber er fand nicht für gut gegen die Mitte, die Elephanten und das Fußvolk, anzurücken, ſondern er ſprengte mit dem größten Theile ſeiner Reiterei gegen die feindlichen Reiter des linken Flügels an, während er den Cönus gegen den rechten Flügel hin ſandte. Das Fußvolk aber hatte Befehl, ſich nicht eher in den Streit einzulaſſen, als bis es die feindlichen Reihen durch ſeinen Angriff in Unordnung gebracht ſehe. Als er nun die feindliche Reiterei zu umgehen und von der Seite anzugreifen ſuchte, ſchwenkte ſich dieſe gegen ihn und zog ſich zuſammen; jetzt aber griff ſie der vom rechten Flügel der hinter ihrer Linie anrückende Cönus im Rücken an, ſo daß ſie ſich theilen mußte und bald in Verwirrung gerieth. Bald mußten ſie weichen und zogen ſich auf die Linie der Elephanten und des Fußvolks zurück, als zu einer befreundeten Schutzmauer. Die Elephantenführer trieben jetzt zum Theil ihre Thiere der feindlichen Reiterei entgegen, dagegen rückte nun aber auch das macedoniſche Fußvolk gegen die ſchwerfälligen Thiere an und beſchoß ſie und ihre Führer von allen Seiten. Ein Kampf war es, der mit keinem früheren Aehnlichkeit hatte. Die Thiere rannten gegen die Reihen des Fußvolks und durchbrachen, wo ſie ſich immer hinwandten, die noch ſo dicht geſchloſſenen Reihen der Macedonier; und als die indiſchen Reiter das Fußvolk in heißem Kampf verwickelt ſahen, wandten ſie ſich auch wieder und ſtürzten ſich auf die macedoniſche Reiterei. Aber von dieſer, die ihnen überlegen war, wurden ſie wieder zu den Elephanten zurückgedrängt, und die ganze Schlacht wurde jetzt zu einem verworrenen Klumpen, in deſſen Mitte die Indier ſich befanden und daher viel mehr gedrängt wurden. Ein ſchreckliches Gemetzel begann; die Elephanten waren nicht weniger verderblich für die Ihrigen als für die Feinde, indem ſie Alles ohne Unterſchied vor ſich niedertraten, und, ihrer Führer beraubt oder durch Wunden ſcheu und wüthend gemacht, in keiner Ordnung mehr zu halten waren. Die außen ſtehenden, ſich freier bewegenden Macedonier konnten ihnen noch eher ausweichen; die Indier aber, zwiſchen ihnen ſtehend, litten das

Meiſte von ihnen. Als endlich die Thiere erſchöpft waren und ihre Anläufe nicht mehr mit Kraft geſchahen, ſie vielmehr nur noch ein mattes Brummen hören ließen, umſtellte Alexander die ganze Schlachtordnung des Porus mit ſeiner Reiterei und gab dem Fußvolk Befehl, in dicht geſchloſſenen Reihen anzurücken, und ſo wurde die feindliche Reiterei größtentheils, aber auch vom indiſchen Fußvolk Viele niedergehauen; durch eine von den macedoniſchen Reitern gelaſſene Lücke wandte ſich Alles zur Flucht. In dieſem Augenblick aber kamen Kraterus und die andern Anführer Alexanders, als ſie ihn dieſen glänzenden Sieg erfechten ſahen, über den Fluß, und vollendeten die Niederlage der auf dem Rückzuge befindlichen Indier durch ein großes Blutbad, das ſie unter ihnen anrichteten. Die Indier verloren an Fußvolk gegen zwanzigtauſend Mann, gegen dreitauſend Reiter, alle Streitwägen, welche zertrümmert, alle Elephanten, welche getödtet oder gefangen wurden, und unter den Todten waren alle Oberbefehlshaber und Reiteranführer, die Wagen- und Elephantenlenker, der Fürſt Spitaces und zwei Söhne des Porus, während die Macedonier kaum vierhundert Todte hatten. Porus ſelbſt zeichnete ſich in der Schlacht nicht blos als tüchtiger Feldherr, ſondern auch als tapfrer Krieger aus. Erſt wie er ſeine Reiterei niedergehauen, die Elephanten führerlos, und das Fußvolk großentheils verloren ſah, dachte er an ſeinen Rückzug, aber er gab nicht, wie Darius, den Seinigen das Beiſpiel der Flucht, ſondern kämpfte ſo lange noch ein Reſt von Indiern auf dem Schlachtfeld Stand hielt. In der rechten Schulter verwundet, der einzigen Stelle, wo er durch ſeine wundervoll ſtarke und eng anſchließende goldne Rüſtung nicht geſchützt war, wandte er nun auch ſeinen Elephanten, um das Schlachtfeld zu verlaſſen. Alexander wünſchte den

Mann zu retten, deſſen großen Geiſt und Tapferkeit er in der Schlacht erkannt hatte, und ſchickte deßhalb zuerſt den Indier Taxiles an ihn ab. Dieſer ritt an den Elephanten des Porus ſo nahe heran, als ihm ſicher ſchien, und bat ihn, da weitere Flucht doch unmöglich ſey, ſein Thier anzuhalten und Alexanders Vorſchläge anzuhören. Als aber Porus ſeinen alten Feind erblickte, kehrte er ſich um, holte aus und ſchleuderte einen Wurfſpieß nach ihm, vor welchem ſich dieſer durch ſchnelle Flucht rettete. Doch auch dadurch wurde Alexander nicht aufgebracht gegen ihn; er ſchickte noch Mehrere zu ihm und endlich ließ ſich Porus durch den Indier Meroes, einen alten Freund, bewegen, anzuhalten und von ſeinem Elephanten abzuſteigen, zumal da er von Durſt ganz erſchöpft war. Denn acht Stunden lang hatte die Schlacht gedauert. Nachdem er ſich durch einen Trunk erquickt hatte, verlangte er eilends zu Alexander geführt zu werden. Sobald dieſer hörte, daß er nahe, ritt er, umgeben von einigen ſeiner Vertrauten, dem Porus entgegen und hielt ſein Pferd an, um die über ſieben Fuß betragende Größe deſſelben, ſeine Schönheit, überhaupt ſeine ganze Erſcheinung zu bewundern, welche keine Spur von Niedergeſchlagenheit zeigte, ſondern einen großherzigen Mann, der zu einem ebenſo Geſinnten kommt, nachdem er um ſein Königreich mit einem königlichen Gegner tapfer gefochten. Alexander redete ihn jetzt zuerſt an und hieß ihn ſagen, was er wünſche. Darauf antwortete Porus: »daß du mich königlich behandelſt, Alexander!« Hierüber erfreut verſetzte Alexander wieder: »das werde ich thun, Porus, um meinetwillen; verlange nun aber auch um deinetwillen, was ich dir Freundliches erweiſen ſoll.« Porus jedoch glaubte, mit jener Einen Bitte Alles geſagt zu haben, und Alexander, dem dieß ſehr wohl gefiel, gab ihm nicht nur die Herrſchaft über ſeine Indier zurück, ſondern auch ein noch viel größeres Gebiet zu dem ſeinigen. Dafür zeigte ſich von nun an Porus in Allem als ſeinen treuen Freund. Den in der Schlacht Gefallenen erwies Alexander die letzte gebührende Ehre, brachte den Göttern die üblichen Siegesopfer dar und feierte am Ufer des Hydaſpes, da, wo er an der Spitze ſeines Heeres zuerſt an's Land geſtiegen war, Wettkämpfe in Leibesübungen und mit Pferden. Auch gründete er an der Stelle, wo die Schlacht vorgefallen war, zum Denkmal des Sieges, eine Stadt die er Nicäa nannte, und eine andere auf dem jenſeitigen Ufer des Hydaſpes, von wo er den Uebergang angetreten hatte, Bucephala, zum Andenken an ſein Pferd Bucephalus, das hier in Folge der Strapazen und des Alters, etwa im dreißigſten Jahre, geſtorben war, nie von einem andern Menſchen als von Alexander beſtiegen. Da ſich in den benachbarten Gebirgen viele hohe Tannen, Cedern, Fichten und anderes Holz zum Schiffsbau in Menge fanden, ließ der König viele Fahrzeuge bauen, denn er gedachte, wenn er die Grenze von Indien erreicht und alle Einwohner unterworfen hätte, den Fluß hinab in den Ocean zu ſchiffen. In dem Waldgebirge fanden ſich mancherlei Arten ſehr großer Affen und Schlangen bis zu ſechszehn Ellen lang.

21.

Alexander unterwirft ſich Indien bis zum Hyphaſis.

Nachdem Alexander dreißig Tage geraſtet, ſetzte er ſich gegen die an das Reich des Porus angrenzenden Indier in Bewegung, welche er der Oberhoheit des von ihm ganz gewonnenen Porus zu unterwerfen wünſchte; dieß Volk hieß Glaukanigen oder Glauſen. Sie unterwarfen ſich ohne Schwertſtreich und er bekam gegen dreißig Städte in ſeine Gewalt, die alle über fünftauſend, viele über zehntauſend Einwohner hatten, ſo wie eine Menge ebenſo ſtark bevölkerter Dörfer. Den Taxiles ſöhnte er mit ſeinem alten Feinde Porus aus und entließ dann den Erſteren in ſeine Heimath. Um dieſe Zeit kamen Geſandte von Abiſares, welcher ſich und ſein ganzes Gebiet Alexandern übergab. Vor der Schlacht mit Porus hatte er im Sinne gehabt, ſich an Porus anzuſchließen, aber jetzt war er durch den Sieg der Macedonier eingeſchüchtert und vielleicht noch mehr betroffen darüber, daß Alexander den Porus zu ſeinem Freund und zu einem viel mächtigeren Fürſten gemacht hatte; daher ſchickte er ſeinen eignen Bruder zu Alexander und ließ ihm große Geſchenke, darunter vierzig Elephanten, überbringen. Alexander aber ſcheint ihm mißtraut und über ſein zweideutiges Benehmen gezürnt zu haben; denn es kamen auch von Siſikottus, dem Satrapen im Aſſacenerlande, Nachrichten, daß die Aſſacener ihren Fürſten ermordet hätten und im Aufſtande gegen Alexander begriffen ſeyen, woran Abiſares leicht Theil haben mochte. Daher befahl Alexander dem Abiſares, ſich eiligſt bei ihm einzufinden, und drohte ihm: wenn er nicht komme, ihm an der Spitze ſeines Heeres einen Beſuch zu machen, deſſen er ſich nicht freuen würde. Die Aſſacener zum Gehorſam zu bringen, erhielten die Satrapen von Paropamiſus und von Indien, Philippus und Tyriaſpes, Befehl. Geſandte kamen auch von den ſogenannten unabhängigen (nicht unter Fürſten ſtehenden) Indiern und von einem andern indiſchen Fürſten von Gandaritis, der ebenfalls Porus hieß, und der ihm Anträge gemacht zu haben ſcheint, welche Alexander nicht befriedigten. Dieſer hatte früher, als Alexander dem andern Porus feindlich gegenüber ſtand, Geſandte an ihn abgeſchickt, und ſich ihm mit Land und Leuten ergeben, mehr aus Feindſchaft gegen den ihm gleichnamigen Fürſten, als aus Freundſchaft gegen Alexander. Nachdem er aber erfuhr, daß Jener wieder frei, mit Alexander befreundet, und Herr ſeines eigenen und vielen andern Landes ſey, gerieth er in Angſt, und als es ihm nicht gelang, Alexander zu befriedigen und zu gewinnen, floh er aus ſeinem Gebiete mit ſo viel ſtreitbaren Leuten, als er zur Theilnahme an ſeiner Flucht bereden konnte. Ihn zu verfolgen rückte nun Alexander zuerſt an den ſehr reißenden Strom Aceſines, über welchen er ſein Heer theils auf ausgeſtopften Fellen, theils auf Fahrzeugen ſetzen ließ, aber dabei viele Leute verlor, weil mehrere Schiffe an Felſen geworfen und zertrümmert wurden. Vor dem Uebergang hatte Alexander den Porus in ſein Land zurückgeſchickt, mit dem Auftrag, Soldaten aufzubieten, und ſie ihm mit allen Elephanten, die noch kampffähig wären, nachzuführen. Den Cönus ließ er mit einer Heeresabtheilung am Ufer des überſchrittenen Stromes zurück, um die Verbindung mit den jenſeits gelegenen Ländern zu unterhalten und für Zufuhr von Bedürfniſſen aller Art zu ſorgen. Er ſelbſt rückte mit dem Heere weiter vor in der ſehr fruchtbaren Gegend, wo man eine beſondere Art von Bäumen fand, die bei einer Höhe von ſiebenzig Ellen kaum von vier Männern umſpannt werden konnten, und ihren Schatten auf dreihundert Fuß weit warfen. Aber es waren in dieſer Gegend auch Schlangen einheimiſch, zwar nicht von beträchtlicher Größe, jedoch bunt und glänzend; einige glichen ehernen Stäben, andere hatten einen dichten, haarigen Kamm und ihr Biß verurſachte ſchnellen Tod; man wurde von heftigen Schmerzen ergriffen und vergoß blutigen Schweiß. Die Macedonier hängten aus Furcht vor dieſen Thieren ihre Lagerſtätten an den Bäumen auf und brachten einen großen Theil der Nacht ſchlaflos zu. Die griechiſchen Aerzte fanden kein Heilmittel für den Biß der indiſchen Schlangen, die Indier ſelbſt aber wußten die Verletzten (mittelſt einer Wurzel, heißt es) zu heilen. Alexander ſammelte ſolche in der Heilkunſt erfahrene Indier um ſich, und es wurde im Lager öffentlich bekannt gemacht, daß Jeder, der gebiſſen würde, ſogleich in das Zelt des Königs kommen ſolle.

Alexander ließ in dem Landſtriche, den er jetzt durchzog, überall an den gelegenſten Punkten Beſatzungen zurück, damit Kraterus, der am Hydaſpes, und Könus, der am Aceſines zurückgeblieben, ſich ungefährdet mit ihm vereinigen könnten, und nachdem er am Hydraotes, einem weiteren Fluſſe des indiſchen Fünfſtrömelandes (Pendſchab), nicht minder breit als der Aceſines, doch minder reißend, angelangt war, entſandte er den Hephäſtio mit einer Abtheilung des Heeres in das Gebiet des abgefallenen, oder noch nicht unterworfenen Porus, und in das Gebiet der an den Ufern des Hydraotes wohnenden unabhängigen Indier, um dieſe Länder ebenfalls dem andern Porus zu unterwerfen. Er ſelbſt ging mit geringerer Schwierigkeit über den Hydraotes, und unterwarf ſich die meiſten Völkerſchaften auf deſſen jenſeitigem Ufer durch gütlichen Vergleich, einige, welche ſich ihm widerſetzten oder flohen, mit Gewalt.

Bald erhielt er die Nachricht, daß ſich die Kathäer, nebſt einigen andern unabhängigen indiſchen Stämmen für den Fall, daß er gegen ſie anrücken würde, zum Kriege rüſteten und alle ihre Grenznachbarn zur Theilnahme aufforderten; bei einer ſehr feſten Stadt gedachten ſie eine Schlacht anzunehmen. Die Kathäer galten für die beſten und muthigſten Krieger, ſo wie nächſt ihnen die Oxydracer und die Maller; ſie hatten kurz vorher die gegen ſie verbündeten Könige Porus und Abiſares nebſt andern Stämmen kräftig zurückgetrieben. Alexander ſäumte nicht, gegen ſie zu ziehen, gewann am zweiten Tage die Stadt der Adraiſter, das feſte Sangala, wo die Kathäer und ihre Verbündeten auf einem nicht überall ſteilen Hügel vor der Stadt eine Stellung eingenommen und mit einer dreifachen Wagenburg umſtellt hatten. Alexander ließ den Hügel ſogleich durch ſeine berittenen Bogenſchützen umſchwärmen und die Feinde beſchießen, um ſie an einem Ausfall zu hindern, ehe er ſein ganzes Heer beiſammen hätte; und als dieß geſchehen war, rückte er mit Reiterei gegen die Wagen an, wo ſie ihm weniger dicht zu ſtehen ſchienen. Als aber die Indier nicht aus ihrer Wagenburg hervorbrachen, ſondern von derſelben herab ihre Geſchoſſe ſchleuderten, ſah er ein, daß er mit ſeinen Reitern nichts ausrichten könne und griff ſie daher mit dem Fußvolk der Phalanx an, welches die erſte Reihe der Wagen leicht, die gedrängtere zweite aber nur mit Mühe erſtürmte, worauf die Indier die dritte von ſelbſt verließen und ſich in eiliger Flucht in die Stadt warfen. Alexander umſtellte dieſe und trieb die Kathäer, welche, durch den Ausgang des Treffens entmuthigt, in der erſten Nacht heimlich die Stadt verlaſſen wollten, mit großem Verluſt wieder zurück, ſchloß ſie enge ein und ließ Belagerungs- und Sturmzeug aufführen. Einem von den Indiern beabſichtigten Ausfall ſetzte er die ſorgfältigſten Vorſichtsmaßregeln entgegen, jagte die wirklich am Morgen hervorbrechenden Feinde zurück, und nahm nach kurzer Zeit die Stadt mit Sturm ein, wobei ſiebzehntauſend Indier auf dem Platze geblieben ſeyn ſollen; doch hatten auch die Macedonier ungewöhnlich viel Verwundete neben hundert Todten. Sobald dieſe beerdigt waren, ſchickte Alexander den Eumenes mit dreihundert Reitern nach zwei Städten, welche ſich mit Sangala zugleich gegen ihn erhoben hatten, um denſelben die Einnahme von Sangala zu verkünden und ihnen zu erklären, daß ſie von dem Könige nichts zu befürchten hätten, wenn ſie blieben und ihn freundſchaftlich aufnähmen. Aber die Einwohner hatten ſchon Nachricht von der Erſtürmung Sangala's erhalten und, erſchrocken darüber, ihre Städte verlaſſen. Alexander ſetzte ihnen nach; die Mehrzahl entkam; diejenigen, welche wegen Schwäche und Krankheit zurückbleiben mußten, gegen fünfhundert, wurden niedergehauen. Dann kehrte Alexander nach Sangala zurück, ließ die Stadt ſchleifen und überließ ihr Gebiet den unabhängigen Indiern, welche ſich freiwillig unterworfen hatten. Dem Porus, welcher ſich inzwiſchen wieder bei ihm eingefunden, trug er auf, in die unterworfenen Städte Beſatzungen zu legen; er ſelbſt ſetzte ſich mit ſeinem Heere in Bewegung gegen den Fluß Hyphaſis (den letzten, öſtlichſten der fünf Flüſſe des Pendſchab), um auch die Indier jenſeits deſſelben zu unterjochen.

Zuerſt kam er noch durch das Land des Königs Sopithes, welcher ſich ihm freiwillig unterwarf, ſein Heer einige

Tage köſtlich bewirthete und den König reich beſchenkte, namentlich mit hundert und fünfzig trefflichen Jagdhunden, von welchen ganz Fabelhaftes erzählt wird*. Ihre Mütter ſollen Tigerinnen geweſen ſeyn; ſie banden mit Löwen an, und es wird berichtet, es habe ſich einer, während er einen Löwen mit den Zähnen gepackt hielt, das Bein abſchneiden laſſen, ohne den Löwen loszulaſſen. Von den Indiern, die unter Sopithes ſtanden, wird erzählt, daß ſie eine vorzüglich gute Verfaſſung gehabt, und daß ſie theils die perſönlichen Verdienſte, theils die Schönheit der Einzelnen unter ſich mehr als andere Völker geachtet und ausgezeichnet haben. Bei ihren Heirathen fragten ſie nicht nach vornehmer Geburt und Reichthum, ſondern nur nach Schönheit und perſönlichen Vorzügen. Von den Kindern zogen ſie nur die kräftigen und wohlgeſtalteten auf, die ſchwächlichen und mißgeſtalteten aber brachten ſie um. — Hernach kamen die Macedonier in das Gebiet des Königs Phegeus, welcher dem Alexander mit großen Geſchenken entgegenkam und von ihm im Beſitz ſeiner Herrſchaft gelaſſen wurde. Von dieſem erfuhr der König: jenſeits des Hyphaſis komme man in eine Wüſte von etwa zwölf Tagereiſen, aber dann an den großen Gangesſtrom, und jenſeits deſſelben wohne das Volk der Praſier und Gandariden, deren König Xandrames zwanzigtauſend Reiter und zweim[illegible]hunderttauſend Mann Fußvolk, zweitauſend Wagen und viertauſend Kriegselephanten habe, und über große Schätze gebiete, da das Volk ebenſo arbeitſam als kriegeriſch und ſehr verſtändig beherrſcht ſey. Porus, welchen Alexander deßhalb auch befragte, beſtätigte ihm dieß Alles, und der Held, deſſen Thatenluſt mit ſeinem Glück und der Zahl ſeiner Siege wuchs, freute ſich der Gelegenheit zu neuen Zügen und Eroberungen.

Außer Porus war jetzt auch Hephäſtio, welcher mehrere Völkerſchaften unterworfen hatte, wieder bei ihm eingetroffen. Aber der für die Feinde Unüberwindliche wurde jetzt von ſeinem eigenen Heere auf ſeiner Siegeslaufbahn aufgehalten und an der Ausführung ſeiner weiteren kühnen Plane gehindert.

22.

Alexander wird von ſeinem Heere zur Umkehr gezwungen.

Acht Jahre lang waren jetzt die Macedonier, welche mit Alexander ausgezogen, von ihrer Heimath entfernt; viele Mannſchaft aber war in den Schlachten und bei den Belagerungen und Stürmen, durch Anſtrengungen und Krankheiten umgekommen; die Pferde hatten die Hufe abgerieben, die Menſchen waren erſchöpft; und es hatten ſich damals gerade ſiebzig Tage lang heftige Platzregen ergoſſen und ein fortwährendes Gewitter mit Donner und Blitz gewüthet. Die Ausſicht auf einen neuen langen Marſch durch eine wüſte Gegend und dann auf neue gefahrvolle Kämpfe in noch entlegeneren Ländern mit unbekannten, mächtigen Feinden, erſchreckte ſelbſt dieſe tapferen Herzen, während ihr unerſättlicher König nur immer von neuen Lorberen und von Ueberbietung der fabelhaften Züge des Dionyſos träumte. Dem Könige war die Geſinnung ſeiner Krieger nicht ganz unbekannt, denn die Freiheit der Rede war unter den Macedoniern nicht unterdrückt, weil der König bei ihnen nicht unumſchränkter Herr und Gebieter war, wie die Deſpoten Aſiens. Um ſie günſtiger zu ſtimmen, erlaubte ihnen Alexander, das Land am Ufer des Fluſſes Hyphaſis, welches an allen Bedürfniſſen Ueberfluß hatte, zu plündern:

und während die Mannſchaft auf Beute ausgezogen war, ließ er die Weiber der Soldaten und ihre Kinder zuſammenkommen und verſprach ihnen reichliche Lebensmittel und neben dem Solde ihrer Gatten und Väter noch eine beſondere Zulage für ſie ſelbſt. Aber dieß Alles fruchtete nichts. Die Macedonier waren der Kriege überdrüſſig, da ſie ſahen, daß ihr König nur Mühen an Mühen und Kämpfe an Kämpfe reihte. Im ganzen Lager zeigte ſich Unzufriedenheit; die Einen bejammerten ihr eignes Schickſal, in ſo ferne Lande geſchleppt zu werden; Andere erklärten geradezu, ſie würden Alexander nicht weiter folgen; und wirklich waren auch die Macedonier, als freie Männer, nicht zu unbedingtem Heeresdienſt mit ihrem Könige verbunden, ſondern ſie hatten ſich nur auf einen oder einige Feldzüge verpflichtet. Alexander, hievon in Kenntniß geſetzt, berief, ehe Unruhe und Muthloſigkeit noch weiter um ſich griffen, die Befehlshaber der Abtheilungen zu ſich und hielt eine wohlüberlegte Rede an ſie, wodurch er ſie bewegen wollte, mit ihm weiter zu ziehen. „Macedonier! Kriegsgefährten!“ redete er ſie an; „ich habe Euch um mich verſammelt, weil ich ſehe, daß Ihr mir nicht mehr mit der früheren Bereitwilligkeit in die Gefahren folgt, um entweder Euch zum weiteren Vordringen mit mir zu bewegen, oder um mich von Euch zur Umkehr beſtimmen zu laſſen. Wenn Ihr überhaupt der Mühen des Krieges und meiner, Eures Feldherrn, überdrüſſig ſeyd, ſo wären freilich alle meine Worte vergeblich. Aber wenn Ihr auf die Früchte dieſer Mühen einigen Werth legt, wenn Ihr mit Stolz und Freude bedenkt, welche Länder wir ihnen verdanken: Ionien, den Helleſpont, beide Phrygien, Kappadocien, Paphlagonien, Lydien, Carien, Lycien und Pamphylien, Phönicien, Aegypten, das griechiſche Libyen, einen Theil Arabiens, Syrien, Babylon, das Gebiet von Suſa, Perſien, Medien und Alles was dazu gehörte und noch viel mehr; die Länder jenſeits der kaſpiſchen Pforten und des Kaukaſus und die noch näher dem Tanais liegen, Baktriana, Hyrkanien und das Hyrkaniſche Meer, — wenn Ihr bedenkt, daß wir die Scythen in ihre Wüſten zurückgejagt haben, daß der Indus, der Aceſines und Hydraotes durch unſer Gebiet fließen: wie könnt Ihr dann Euch bedenken, auch noch den Hyphaſis und die jenſeits deſſelben wohnenden Volksſtämme dem Scepter Macedoniens, Eurem Scepter zu unterwerfen, um durch dieſe Eroberungen Eure Thaten vollſtändig zu machen? Fürchtet Ihr etwa, es könnten noch irgend Barbaren Eurem Angriffe Stand halten, da Ihr doch ſeht, daß Alle ſich entweder freiwillig unterwerfen, oder fliehend niedergemacht werden, oder durch ihre Flucht ihr Land uns und unſern Verbündeten überlaſſen? Verlangt Jemand das endliche Ziel unſerer Kriege zu wiſſen, ſo vernehme er, daß uns nicht mehr viel übrig iſt bis zum Gangesſtrom und zum Weltmeer, von welchem ich Euch zeigen werde, wie es mit den andern Meeren zuſammenhängt und eines iſt. Vom perſiſchen Meerbuſen aus laſſen wir durch unſere Flotte Libyen (Afrika) umſchiffen bis zu den Säulen des Herkules; von den Säulen an wird das ganze innere Libyen und ſomit ganz Aſien unſer, und die Grenze der Herrſchaft wird hier keine andere ſeyn, als die Grenze, welche die Gottheit der Erde geſetzt hat. Kehren wir aber jetzt um, ſo laſſen wir noch viele ſtreitbare Stämme jenſeits des Hyphaſis bis an das öſtliche Weltmeer, und viele von da nördlich bis an das hyrkaniſche Meer hin, auch die ſcythiſchen Stämme nicht ferne von dieſen, unbezwungen, ſo daß zu fürchten iſt, es werden, wenn wir den Rückzug antreten, die ſchon unterworfenen Völker, deren Beſitz nicht geſichert genug iſt, von den noch nicht unterworfenen zum Abfall und Aufſtand ſich verleiten laſſen, und wir verlieren dann die Frucht unſerer Anſtrengungen und Mühen, oder müſſen unſere Kämpfe von Neuem anfangen. Nun wohlan! ſo harret auch aus, Macedonier, Kampfgefährten! Nur unter Mühe und Kampf wird ja Preiswürdiges geleiſtet, und ſchön wie das Leben des Tapfern iſt auch ſein Tod, weil er unſterblichen Nachruhm zurückläßt. Wißt Ihr nicht, daß unſer Ahnherr Herkules auch nicht auf Argos oder den Peloponnes ſich beſchränkte, um zu ſo hohem Ruhme zu gelangen, daß der Menſch zu göttlicher Würde ſich erhob? Und auch der Beſchwerden des Bacchus waren nicht wenige, welcher ein noch höherer Gott iſt als Herkules. Wir aber, wir ſind noch über Nyſa hinausgekommen, und der Aornosfelſen, für Herkules uneinnehmbar, iſt in unſerer Gewalt. Füget nun das, was von Aſien noch übrig iſt, dem ſchon Gewonnenen, das Wenige dem Vielen hinzu. Haltet aus bei mir, der ich Euch ja nicht zu Mühen und Kämpfen geführt habe, ohne ſelbſt daran Theil zu nehmen, nur um die Frucht davon für mich zu ernten. Die Mühen und die Kämpfe ſind uns gemeinſchaftlich, und den Kampfpreis theilen wir als ein gemeinſames Gut. Euer iſt das Land und Ihr ſeyd die Herren davon; von den Schätzen kommt ein großer Antheil an Euch. Haben wir aber vollends Aſien durchzogen, dann werde ich, bei den Göttern ſchwöre ich es, die ſchönen Hoffnungen eines Jeden nicht nur erfüllen, ſondern ſogar übertreffen. Wer nach Haus zurückkehren will, den werde ich in die Heimath entlaſſen oder zurückführen; wer aber hier bleibt, den werde ich zum Gegenſtand des Neides für die Abgehenden machen."

Durch dieſe und ähnliche Reden ſuchte Alexander theils das Ehrgefühl und die Ruhmbegierde ſeiner Macedonier zu entzünden, theils ihre Luſt nach Macht und Reichthum rege zu machen, theils ſie durch die Erinnerung an ſein Beiſpiel und an ihre vieljährige Anhänglichkeit anzuſpornen, und ſelbſt durch die Gefahren, welche mit der Umkehr verbunden ſeyn ſollten, ſie zum weiteren Vordringen zu bewegen, weil dieß nicht nur das Ruhmvollere und Lohnendere, ſondern ſogar auch das Sichrere ſey. Aber er ſah ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Es folgte ein langes Stillſchweigen Aller; ſie wagten nicht dem Könige, den ſie liebten und doch auch fürchteten, geradezu zu widerſprechen, und doch wollten ſie auch nicht ihm zuſtimmen. Mehrmals forderte Alexander Jeden zum Sprechen auf, der etwa nicht mit dem einverſtanden ſey, was er geredet; dennoch ſchwiegen ſie noch lange, bis endlich der alte und vertraute Feldherr Gönus, des Polemokrates Sohn, Muth faßte, das Stillſchweigen brach, und alſo begann:

„Du ſelbſt, o König, verſicherſt, nicht wie ein unumſchränkter Herr und Gebieter Dich an die Spitze der Macedonier ſtellen, ſondern nur dann ſie weiter führen zu wollen, wenn es Dir gelinge, ihre freie Zuſtimmung zu erlangen, und keinen Zwang anzuwenden, wenn Du überſtimmt werdeſt. Daher will ich jetzt nicht in unſerem Namen ſprechen, die wir, geehrt vor Allen und des Ehrenlohnes für die erduldeten Beſchwerden größtentheils ſchon theilhaft, bereit ſind, Dir in Allem und überall hin zu folgen: ſondern im Namen der großen Maſſe des Heeres. Aber auch im Namen dieſer redend, werde ich nicht dasjenige ſagen, was ihnen wohl zu hören am angenehmſten wäre, ſondern was ich für Dich am nützlichſten und ſicherſten erachte. Und ich glaube das Recht dazu zu haben, durch mein Alter und das Vertrauen, das ich mir bisher erworben habe. Was Du durch deine Feldherrnkunſt geleiſtet haſt, o Alexander, und durch diejenigen, welche mit

Dir aus der Heimath gezogen ſind, übertrifft an Größe Alles, was Andere ſonſt geleiſtet haben; aber gerade deßwegen ſcheint es mir vernünftig und nothwendig, den Mühen und Kämpfen endlich einmal ein Ziel zu ſetzen. Du ſiehſt ſelbſt, wie Wenige von uns, die mit Dir ausgezogen, Macedonier und Griechen, jetzt noch übrig ſind. Die Theſſalier haſt Du von Ekbatana aus entlaſſen, weil Du ihren Eifer, die Beſchwerden zu theilen, erkalten ſahſt, und haſt wohl daran gethan; von den übrigen Griechen ſind die Einen in den von Dir gegründeten Städten angeſiedelt, und ſelbſt dieſe bleiben nicht gerne; die Andern ſammt dem macedoniſchen Heere theilen noch jetzt Deine Mühen und Kämpfe, haben aber einen Theil ihrer Landsleute in den Schlachten verloren; Andere ſind, durch Wunden kampfunfähig geworden, in verſchiedenen Theilen Aſiens zurückgeblieben; die Meiſten ſind an Krankheiten geſtorben, und nur Wenige von ſo Vielen ſind noch am Leben, körperlich entkräftet und noch mehr entmuthigt. Sie Alle ſehnen ſich nach ihren Eltern, nach ihren Weibern und Kindern, nach dem heimathlichen Boden — und dieſe wiederzuſehen, heimkehrend in dem Glanze, welcher von Dir auf ſie überſtrahlt, einſt klein und jetzt groß, ſonſt arm und jetzt bereichert — dieß iſt wohl eine verzeihliche Sehnſucht. Daher führe die Widerſpenſtigen nicht weiter, denn Du wirſt an ihnen in Gefahren nicht mehr dieſelben finden, weil ihnen zum Kampfe der gute Wille fehlt. Führe vielmehr Du ſelbſt ſie in die Heimath zurück; ſieh Deine Mutter wieder; ordne die Angelegenheiten von Griechenland; feiere dieſe zahlloſen herrlichen Siege in Deinen väterlichen Hallen, und dann magſt Du von Neuem einen andern Zug antreten, ſey es nun eben gegen dieſe Indierſtämme, die nach Oſten hin wohnen, oder gegen das euxiniſche Meer, oder gegen Karthago, die Pflanzſtadt von Tyrus, und gegen Libyen. Dann darfſt Du Dich nur an die Spitze ſtellen, und folgen werden dir andre Macedonier und andere Griechen, junge ſtatt der alten, friſche ſtatt der entkräfteten, welche mit unentmuthigter Kraft und ermuntert durch die Belohnungen ihrer Vorgänger, keine Mühe und Gefahr ablehnen und ſcheuen werden. Schön iſt, o König, wenn es irgend etwas Schönes gibt, die Mäßigung im Glücke. Wohl hat ein Feldherr wie Du, und an der Spitze eines Heeres wie das Deinige, von den Feinden nichts zu fürchten; aber was von Oben kommt, kommt unerwartet und darum für Menſchen unvermeidlich.“

Dieſe Worte des Cönus wurden von den Anweſenden mit lautem Beifall aufgenommen, und die Thränen, welche Vielen hervorbrachen, als er von der Heimath ſprach, zeigten noch deutlicher ihre Abneigung gegen weitere Kriegszüge und ihre Sehnſucht nach der Rückkehr. Alexander, ärgerlich über die Freimüthigkeit des Cönus und die Abgeneigtheit der Uebrigen, weiter zu ziehen, entließ die Verſammlung, rief ſie aber am andern Tage voll Mißmuth und Zorn wieder zuſammen, und erklärte: „Er ſelbſt werde weiter ziehen: zwingen aber wolle er keinen Macedonier, wider Willen ihm zu folgen. Er werde noch Männer finden, welche ihren König freiwillig begleiten. Wer nach Haus gehen wolle, könne heimziehen und in der Heimath erzählen: er komme zurück, nachdem er ſeinen König mitten unter den Feinden zurückgelaſſen.“ Nach dieſen Worten zog er ſich in ſein Zelt zurück, grollend und zürnend, wie der homeriſche Achilles, nur daß dieſer ſich von dem Heere der Griechen nicht wollte erbitten laſſen, mit ihnen zu kämpfen, Alexander dagegen gerne ſeinen ſchlachten- und thatenbegierigen Geiſt ſeinem Heere eingehaucht hätte, und ſich gleichſam als entehrt und beſiegt anſah, als es ihm nicht gelingen wollte;

denn den Rückzug betrachtete er als ein offenes Geſtändniß ſeiner Schwäche und Niederlage. Den ganzen Tag und die zwei folgenden ließ er nicht einmal Einen ſeiner Vertrauten vor ſich, und hoffte noch immer, es könne eine Sinnesänderung eintreten, wie dieß bei Soldaten nicht ſelten geſchieht, ſo daß man ihm doch noch Gehör ſchenke. Aber es blieb ſtill im Lager, oder wenn auch Einzelne vor ſeiner Thüre heulten und ſchrieen, ſo war dieß nur aus Betrübniß über den Zorn ihres Königs; aber ſie zeigten keine Neigung, ſich dadurch auf andere Gedanken bringen zu laſſen. Dennoch opferte er wegen des Uebergangs über den Fluß; als aber die Opfer nicht günſtig waren, berief er die älteſten und ihm anhänglichſten unter ſeinen Freunden zu ſich, und ließ dem Heere bekannt machen, die Rückkehr ſey beſchloſſen.

Auf dieſe Kunde erhob ſich im Lager ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei; die Meiſten vergoßen Thränen, und Manche traten zu dem königlichen Zelte und wünſchten Alexandern Glück, daß er ſich durch ſie allein habe beſiegen laſſen. Alexander ließ jetzt Anſtalt zur Rückkehr treffen; weil er aber nicht Alles das hatte ausführen können, wovon ſeine thaten- und ruhmdürſtige Seele geträumt hatte, wollte er Denjenigen, welche etwa ſpäter und aus der Ferne an den Ort kämen, welcher wider ſeinen Willen die Grenze ſeiner Eroberungen geworden war, eine recht große Vorſtellung von ſich und von ſeinen Kriegern beibringen, als wenn ſie übermenſchliche Weſen, Heroen oder Halbgötter geweſen wären. Er ließ nämlich nicht nur von ſeinem Heere, das er in zwölf Abtheilungen theilte, zwölf Altäre, ſo hoch als die höchſten Thürme, jedoch breiter als dieſe zu ſeyn pflegen, errichten, zum Zeichen des Dankes für die Götter, die ihn ſiegreich hieher geführt, und als Denkmale ſeiner Thaten, worauf er dann opferte und verſchiedene

Wettſpiele hielt: ſondern er ließ auch einen Raum, dreimal ſo groß als ſein bisheriges Lager, mit einem fünfzig Fuß breiten und vierzig Fuß tiefen Graben und einem entſprechenden Wall umgeben. Dann befahl er in den Zelten für jeden Fußgänger Lagerſtätten von doppelter Länge und Breite und für die Pferde der Reiter Krippen in demſelben Maaßſtabe zu machen; auch ließ er Waffen und Pferdezäume von ungewöhnlicher Größe und Schwere fertigen und ſie in der Gegend umher, ehe er aufbrach, zerſtreuen. Die Altäre ſollen noch in ſpätern Zeiten, mehrere Jahrhunderte nach Alexander, von den Königen der Praſier, die jenſeits des Ganges wohnten, beſucht und auf ihnen den griechiſchen Göttern geopfert worden ſeyn; vielleicht, daß ſie den Göttern an dieſem Orte dafür ihren Dank darbrachten, daß ſie hier Alexanders Siegeslauf ein Ende geſteckt und ihn nicht in ihr Land hatten vordringen laſſen. Wirklich hätte auch Alexander den König Xandrames ohne große Mühe beſiegen und ſich ſeiner Länder bemächtigen können, weil er wegen ſeiner Bosheit und ſeiner niedrigen Geburt — er war der Sohn eines Barbiers und hatte mit Hülfe der Königin, welche ſich in ihn verliebte, den rechtmäßigen König getödtet, und ſich auf den Thron geſetzt, — allgemein verhaßt und verachtet geweſen ſeyn ſoll.

Jetzt trat Alexander den Rückzug an, ging zuerſt über den Hydraotes, dann auch über den Aceſines, wo er eine von Hephäſtio angelegte Stadt ausgebaut fand und theils mit Eingebornen, theils mit griechiſchen Söldnern bevölkerte, und traf Anſtalten zu einer Einſchiffung nach dem großen indiſchen Weltmeer. Hier kamen Geſandte des Abiſares mit Geſchenken bei ihm an, ihn ſelbſt mit Krankheit entſchuldigend; Alexander beſtätigte ihn in ſeinem Fürſtenthum, und untergab den Häuptling Arſaces, den Fürſten des ihm benachbarten Gebiets, der ſich auch bei ihm einfand, ſeiner Oberhoheit. Er ſetzte die von ihm zu entrichtenden Abgaben an, und ging dann an den Hydaſpes zurück, wo er die Städte Nicäa und Bucephala, welche durch den Regen ſehr gelitten hatten, durch das Heer wieder in Stand ſetzen ließ und die Angelegenheiten des Landes ordnete.

23.

Alexander unterwirft die Völker am Indus und ſchifft ins indiſche Meer hinaus.

Nachdem Alexander an den Ufern des Hydaſpes ſehr viele Kriegsſchiffe und eine Menge Frachtſchiffe nebſt allen Bedürfniſſen zur Einſchiffung eines Heeres auf einem Fluſſe hatte in Bereitſchaft ſetzen laſſen, ſchickte er ſich an, auf dem Hydaſpes in das große indiſche Weltmeer hinabzufahren. Früher hatte er, weil im Indus ſich Krokodile finden, wie im Nil, obwohl eine andere Art, und auch die Lotuspflanze mit ihren bohnenähnlichen Saamenkörnern, geglaubt: die Quellen des Nils entdeckt zu haben; er meinte nämlich, derſelbe entſpringe, als Indusfluß, in Indien, durchſtröme dann vieles öde Land, verliere den Namen Indus, und komme dann, wo er wieder bewohntes Land durchſtröme, unter dem Namen Nil zum Vorſchein und ergieße ſich in das innere (mittelländiſche) Meer. Dieß hatte er ſchon ſeiner Mutter Olympias geſchrieben gehabt, erfuhr aber, ehe der Brief weggeſchickt wurde, auf nähere Erkundigung von den Landeseingebornen, daß der Indus den mit dem Hydaſpes vereinigten Aceſines aufnehme, und ſich dann, ohne allen Zuſammenhang mit dem Nil, durch zwei Mündungen in das große indiſche Meer ergieße: worauf er dieſe Nachricht an ſeine Mutter abänderte, zugleich aber den

Entſchluß zu jener Fahrt faßte. Die Schiffe wurden mit den Phöniciern, Cypriern, Kariern und Aegyptiern bemannt, welche ſich beim Heere befanden.

Aus Griechenland waren große Verſtärkungen angekommen, über dreißigtauſend Mann Fußvolk und nicht viel weniger als ſechstauſend Reiter; auch treffliche Waffenrüſtungen für fünfundzwanzigtauſend Soldaten, und Arzneimittel im Gewicht von hundert Talenten. An Geld aber litt Alexander damals, wie es ſcheint, einigen Mangel, weil er den Bau der Kriegsſchiffe reichen und angeſehenen Männern auf ihre eigenen Koſten übertrug. Dabei ereignete ſich Folgendes: Unter Denjenigen, welchen er die Ehre und den Aufwand der Erbauung eines Kriegsſchiffes übertrug, welches dreihundert Talente koſtete, war auch Eumenes von Kardia, ſein, wie einſt ſeines Vaters, Geheimſchreiber und ein ſehr tapferer Mann, der aber, als ein Grieche, das Geld ſehr liebte. Eumenes entſchuldigte ſich, daß er nur hundert Talente mit Mühe aufbringen könne. Alexander nahm dieſe nicht an und machte ihm keine Vorwürfe, gab aber insgeheim ſeinen Dienern Befehl, das Zelt des Eumenes in Brand zu ſtecken, indem er ihn, wenn das Geld herausgeſchafft würde, über der Lüge zu ertappen gedachte. Aber das Zelt brannte zu ſchnell ab, und Alexander bereute nun die Sache, da alle Schriften im Feuer mit verbrannt waren. An Gold und Silber, das im Feuer geſchmolzen war, fanden ſich mehr als tauſend Talente, wovon jedoch der König nichts nahm.

Um dieſe Zeit ſtarb Cönus, welcher durch ſeine Rede hauptſächlich die Umkehr bewirkt hatte, an einer Krankheit, und wurde als einer der angeſehenſten Anführer mit vielem Glanze beſtattet; doch ſoll Alexander, wiewohl er ſeinen Tod bedauerte, jener ihm ſo mißfälligen Rede gedenkend, geäußert haben: um ſo weniger Tage willen habe er ſich mit einer ſo langen Rede befaßt, als hätte er allein Macedonien wieder ſehen ſollen.

In einer Verſammlung ſeiner Vertrauten und der ſämmtlichen indiſchen Geſandtſchaften, welche bei ihm angekommen waren, übertrug nun Alexander dem Porus die Herrſchaft über die bis jetzt eroberten Theile Indiens, im Ganzen aus ſieben Völkerſchaften beſtehend, mit mehr als zweitauſend Städten. Er ſelbſt ſchiffte ſich dann ein mit den ſämmtlichen Rundſchildnern, den Bogenſchützen, den Agrianern und den berittenen Leibwächtern; einen Theil des Fußvolks und der Reiterei führte Kraterus am rechten Ufer des Hydaſpes, auf dem linken zog Hephäſtio hinab mit der Hauptmacht des Heeres und den Elephanten, deren Alexander jetzt ſchon gegen zweihundert hatte. Philippus, der Statthalter des Landes dieſſeits des Indus, gegen Baktrien hin, erhielt den Befehl, in drei Tagen mit ſeiner Mannſchaft nachzukommen. Die Reiter von Nyſa ſchickte er in ihre Heimath zurück. Der Oberbefehlshaber der ganzen Flotte, welche aus achtzig Dreißigruderern und faſt zweitauſend Frachtſchiffen und Flußbooten beſtand, war Nearchus, Steuermann des königlichen Schiffes Oneſikritus. Als Alles in Bereitſchaft war, wurde mit Tagesanbruch das Heer eingeſchifft; Alexander ſelbſt brachte den Göttern die gewohnten Opfer, ſo wie auch nach Anweiſung der Seher dem Fluſſe Hydaſpes. Nachdem er nämlich das Schiff beſtiegen, goß er vom Vordertheil die Spende aus goldener Schale in den Fluß, nebſt dem Hydaſpes auch den Aceſines und den Indus anrufend. Nachdem er dem Herkules, dem Ammon und den übrigen Göttern auch geopfert, ließ er durch die Trompete das Zeichen zur Abfahrt geben, und mit dieſem ſetzte ſich Alles in ſchönſter Ordnung in Bewegung. Es war nämlich der Abſtand vorgeſchrieben, in welchem ſich alle Schiffe von einander halten ſollten, um das Aneinanderſtoßen zu vermeiden. Unbeſchreiblich war nun nicht nur das Klatſchen der Ruderſchläge, indem ſo viele Schiffe zugleich in Bewegung geſetzt wurden, ſondern auch das Geſchrei der Bootsmänner, die den Beginn und die Pauſen des Ruderns angaben, ſo wie der Ruderer ſelbſt, wenn ſie Alle insgeſammt ihre gewaltig eingreifenden Ruderſchläge mit ihrem Jauchzen begleiteten. Die zum Theil hohen Ufer warfen die Stimmen wiederhallend zurück, und die nahen Schluchten verſtärkten ebenfalls das wilde Gelärme und Getöſe. Der Anblick von Pferden auf den Frachtſchiffen, etwas in Indien ganz Ungewöhnliches, verſetzte die Barbaren in ſtaunende Bewunderung, ſo daß Viele, die Zeugen der Abfahrt waren, eine Strecke weit mit liefen, um das ſeltene Schauſpiel länger zu genießen, und überall, wo in den Alexandern ſchon unterworfenen Gebieten das Geſchrei und Getöſe vernommen wurde, Alles an das Ufer rannte und nebenher zog, unter Anſtimmung barbariſcher Geſänge. Denn die damaligen Indier waren über alle Maßen Freunde von Geſang und Tanz, was man von den Zeiten des Bacchus und der Bacchanten, welche vor Zeiten Indien durchſchwärmt hatten, herleitete.

Am dritten Tage langte Alexander mit der Flotte da an, wo er den Kraterus und den Hephäſtio angewieſen hatte, einander gegenüber auf beiden Ufern des Fluſſes Lager zu beziehen, und blieb daſelbſt zwei Tage liegen, bis Philippus mit ſeiner Mannſchaft nachkam. Dieſen entſandte er nach dem Fluſſe Aceſines und hieß ihn ſich an demſelben hinabziehen; den Kraterus und Hephäſtio ließ er ihren Marſch am Hydaſpes hinab verfolgen; er ſelbſt ſetzte ſeine Fahrt auf dem durchgängig zum Wenigſten über eine halbe Stunde breiten Strome fort, überall die Anwohner der Ufer durch gütliche Uebereinkunft oder durch

Waffengewalt unterwerfend. Raſch ſteuerte er zu den Malliern und Oxydracen *) hinab, welche ihm als die ſtreitbarſten Indier dieſer Gegend genannt worden waren, und von denen er gehört, daß ſie Weiber und Kinder geflüchtet hatten und entſchloſſen waren, ihm entgegen zu gehen. Am fünften Tage nach der zweiten Abfahrt langte er beim Zuſammenfluſſe des Hydaſpes und Aceſines an. Dieſe beiden Flüſſe bilden bei ihrer Vereinigung einen verhältnißmäßig ſehr ſchmalen, aber eben wegen dieſer Einengung durch felſige Ufer deſto reißenderen Strom, mit ſehr gefährlichen Strudeln und Brandungen, ſo daß man das Getöſe der Wellen auf eine große Entfernung hört. Zwar waren Alexander und ſeine Leute hievon im Voraus unterrichtet; aber als ſie ſich dem Ort des Zuſammenfluſſes näherten, wurden ſie doch von dem Brauſen und Toben des Waſſers ſo überraſcht, daß die Schiffsmannſchaft ungeheißen und unwillkürlich das Rudern einſtellte und Allen ſo zu ſagen das Wort im Munde erſtarb. Als man dem Zuſammenfluß ganz nahe war, geboten die Steuermänner, durch möglichſt feſten Ruderſchlag ſich durch die Enge hindurchzuarbeiten und durch Rudern die Gewalt des Strudels zu brechen, damit die Schiffe nicht davon ergriffen und herumgedreht würden. Die kürzeren Frachtſchiffe kamen alle glücklich durch den Wirbel; von den langen Kriegsſchiffen aber wurden viele beſchädigt, zwei ſtießen an einander und gingen mit einem großen Theil ihrer Mannſchaft unter. Bald wurde dann der Fluß wieder breiter und die Heftigkeit der Strömung nahm ab. Alexander ließ an einem geſchützten Punkt des weſtlichen Ufers anlegen und die Trümmer der geſcheiterten Schiffe auffangen. Nachdem die beſchädigten Schiffe wieder ausgebeſſert

---

*) Die heutigen Radſchputen.

waren, erhielt Nearchus Befehl, bis an die Grenzmarken des Volkes der Mallier ſtromabwärts zu fahren; Alexander ſelbſt ſuchte mit einem Streifzuge die noch nicht unterworfenen Barbaren heim, um von dieſer Seite den Malliern alle Hülfe abzuſchneiden, und kehrte dann wieder zur Flotte zurück, wo auch Hephäſtio, Kraterus und Philippus eingetroffen waren. Die Elephanten, die Abtheilung des Polyſperchon, die berittnen Bogenſchützen und die ganze Mannſchaft des Philippus ließ er über den Hydaſpes ſetzen, und untergab ſie dem Kraterus. Den Nearchus hieß er mit der Flotte abgehen und ſeine Fahrt ſo einrichten, daß er dem Heere um drei Tage vorankomme. Das übrige Heer theilte er in drei Abtheilungen unter Hephäſtio, Ptolemäus und ihm ſelbſt, in Abſtänden von je einigen Tagemärſchen von einander ziehend, ſo daß der voranziehende Hephäſtio die vor Alexander her Fliehenden auffange, der nachrückende Ptolemäus aber die rückwärts ſich Flüchtenden überfalle. Am Zuſammenfluſſe des Aceſines und Hydraotes ſollten ſich alle Abtheilungen, auch die des Kraterus, wieder vereinigen.

Alexander ſelbſt zog mit auserleſenen Soldaten durch eine waſſerloſe Gegend und überraſchte die Mallier, die ihn auf dieſem Wege nicht erwarteten, ſo daß er ein paar Städte ſchnell gewann; dann rückte er der Hauptmacht der Mallier nach, verfolgte ſie über den Hydraotes, machte im Fluß und auf dem andern Ufer noch viele nieder und ließ die Stadt, in welche ſich die Uebrigen flüchteten, durch Pitho einnehmen, während er, ſelbſt gegen eine Stadt der Brachmanen rückte, in welche ſich auch einige Mallier geworfen haben ſollten. Auch dieſe Stadt ſammt der Burg wurde erſtürmt, und gegen fünftauſend Feinde kamen durch's Schwert oder in den Flammen um. Nach einem Raſttag rückte er gegen die noch übrigen

Mallier vor, welche aber ihre Städte verlaſſen und ſich in die Wüſte zurückgezogen hatten. Auch ihre Hauptſtadt, gegen welche Alexander heranzog, verließen ſie auf die Kunde ſeines Nahens, gingen über den Hydraotes, und ſtellten ſich an deſſen ſteilen Ufern auf, um ihm den Uebergang zu verwehren. Alexander brach ſofort mit der geſammten Reiterei nach der Gegend des Fluſſes auf, wo ſich die Mallier aufgeſtellt hatten, und warf ſich, ſobald er, dort angelangt, die Feinde am andern Ufer in Schlachtordnung erblickte, mit der Reiterei allein unmittelbar vom Marſch aus in den Fluß. Die Feinde zogen ſich in Eile, aber in beſter Ordnung, vom Ufer zurück, und Alexander verfolgte ſie mit der Reiterei allein. Wie ſie nun blos Reiter gegen ſich anrücken ſahen, wandten ſie ſich gegen dieſe und begannen den Kampf, — ein Heer von etwa fünfzigtauſend Mann. Alexander, noch ohne Fußvolk, ließ zwar einige Angriffe auf ſie machen, wich aber einer förmlichen Schlacht aus, bis ſich ſein leichtes Fußvolk bei ihm einfand und auch das ſchwere ſich in der Ferne näherte. Jetzt wandten ſich die Indier wieder und flohen nach einer ſehr feſten Stadt in der Nähe, wohin die Macedonier ſie verfolgten. Alexander umſtellte an dieſem Tage noch die Stadt; am folgenden Tage beſtürmte er ſie und drang ſelbſt mit ſeiner Abtheilung zuerſt in ſie ein, während die Indier ſich in die Burg zurückzogen. Ungeſtüm eilte jetzt Alexander auch die Burg zu gewinnen, riß einem eine Leiter tragenden Macedonier dieſe aus den Händen, weil es ihm zu langſam ging, legte ſie an die Mauer und ſtieg ſelbſt, mit ſeinem Schilde ſich deckend hinauf; hinter ihm kam auf derſelben Leiter Peuceſtes hinauf, mit dem heiligen Schilde, welchen Alexander aus dem Tempel der troiſchen Pallas mitgenommen hatte, und den er in den Schlachten vortragen ließ; auf der

Leiter Alexanders ſtieg auch noch der Leibwächter Leonnatus hinauf, und auf einer andern in der Nähe Abreas. Schon war der König an der Bruſtwehr der Mauer; und mit dem Schild an derſelben ſich haltend, ſtürzte er einige Indier nach innen über die Mauer hinab, andere ſtach er mit dem Schwert auf dem Platz nieder und hatte ſo die Mauer an dieſem Punkte von Feinden geſäubert. Seine Rundſchildner, in größter Beſorgniß für ihren König, drängten ſich hitzig Alle nach den Leitern, ſo daß ſie von der Wucht der vielen Hinaufklimmenden brachen, Einige die ſchon weit oben waren, herabſtürzten, und den Uebrigen das Hinaufſteigen unmöglich wurde. Dem Alexander auf der Mauer wagte zwar kein Indier mehr nahe zu kommen, aber von allen Seiten her flogen Geſchoſſe gegen ihn, der ſich ebenſo durch ſeine Kühnheit wie durch den Glanz ſeiner Waffen auszeichnete. Er erkannte, daß er ſich hier großer Gefahr ausſetze, ohne etwas Bedeutendes ausrichten zu können, bedachte, daß, wenn er von der Mauer in die Stadt hinabſpränge, dieß vielleicht die Indier einſchüchtern würde, oder, wenn er ſich einmal der Gefahr bloß ſtellte, wollte er doch zugleich eine große und kühne That verrichten, und nicht ohne Möglichkeit der Gegenwehr ſich zum Ziel der Geſchoſſe machen, und ſo ſprang er entſchloſſen hinab in das Innere der Burg. Hier lehnte er ſich an die Mauer um ſich den Rücken zu decken, und ſtreckte einige Indier, die ſich ihm näherten, namentlich einen Häuptling, der keck auf ihn eindrang, mit dem Schwert und mit Steinwürfen nieder, ſo daß die Feinde ſich nicht mehr in ſeine Nähe wagten, ſondern nur ihn umſtellten und von allen Seiten auf ihn Geſchoſſe und Steine warfen.

Peuceſtes, Abreas und Leonnatus, die Einzigen, welche vor dem Zerbrechen der Leitern die Mauer erſtiegen hatten, waren inzwiſchen auch herabgeſprungen und bildeten eine Schutzwehr für den König. Abreas ward von einem Pfeil in's Geſicht getroffen und ſank; Alexander erhielt ebenfalls durch den Panzer hindurch einen Pfeilſchuß in die obere rechte Bruſt, ſo daß neben dem Blut auch Luft durch die Wunde ausſtrömte. So lange ſein Blut noch warm war, fuhr er fort ſich zu vertheidigen, aber bei dem ſtarken Blutverluſt befiel ihn bald Schwindel und Ohnmacht, und er ſank, auf den Schild gelehnt, zu Boden. Peuceſtes ſtellte ſich über den Gefallenen und hielt den heiligen Schild von Troja vor; ebenſo ſchirmte ihn Leonnatus von der andern Seite; Beide aber erhielten Schußwunden, und Alexander war in Folge des Blutverluſtes dem Tode nahe. Einige Macedonier hatten jedoch, durch die Angſt um ihren König zu den verzweifeltſten Anſtrengungen angeſpornt, auf verſchiedene Weiſe die Mauern erklommen und waren herabgeſprungen, unter Wehklagen und Geſchrei, als ſie ihren König am Boden liegen ſahen. Einer um den Andern ſtellte ſich vor den Gefallenen und ein hitziger Kampf entſpann ſich. Endlich wurde ein Thor aufgeſprengt, die Soldaten ſtürzten herein, und die über das Schickſal ihres Königs Wüthenden machten jetzt Alles in der Stadt, Männer, Weiber und Kinder nieder. Alexander aber wurde auf ſeinem Schilde weggetragen, noch in ſo ſchlimmem Zuſtande, daß man zweifelte, ob er gerettet werden würde. Man mußte ihm, auf ſein eigenes Verlangen, ſofort den Pfeil aus der Wunde ſchneiden, nachdem er ſelbſt mit dem Schwert an der Oberfläche des Harniſches den Pfeil abzuſchneiden vergebens verſucht hatte; er befahl ohne Furcht anzugreifen und die nöthigen Einſchnitte zu machen; er ſchalt diejenigen Verräther, welche nicht wagten, ihm beizuſtehen; ſprach, der Verwundete den Unverwundeten, Muth ein, und rief: »Niemand ſoll um meinetwillen ſich ſchwach und feig zeigen; man glaubt nicht, daß ich vor dem Tode keine Furcht habe, wenn ihr euch ſo vor dem meinigen fürchtet!“ Er verlor bei dieſer Behandlung ſo viel Blut, daß er wieder ohnmächtig wurde; doch wurde durch dieſe Ohnmacht auch das Blut geſtillt. Die Heilung der Wunde aber erforderte längere Zeit.

Während der König hier liegen bleiben mußte, kam zu dem Heere, das er zurückgelaſſen, die Nachricht, er ſey an ſeiner Wunde geſtorben. Zuerſt brach allgemeine, unbeſchreibliche Wehklage aus. Dann aber, als ſie verſtummte, trat an ihre Stelle große Muth- und Rathloſigkeit, und Alle fühlten jetzt recht, wie Alexander die Seele und das Haupt des Heeres, wie unerſetzlich er ihnen war. „Wer ſolle ſich jetzt von Mehreren, welche ungefähr gleiche Anſprüche machen könnten, an die Spitze des Heeres ſtellen?“ fragten die Soldaten. „Wie würden ſie ſich jetzt nach Hauſe durchſchlagen, rings umſchloſſen von ſo vielen ſtreitbaren Völkern, von welchen die einen, noch nicht unterworfen, ſich mannhaft für ihre Freiheit wehren, andere, befreit von der Furcht vor Alexander, ſich bald wieder erheben würden?“ Sie glaubten auch damals mitten zwiſchen unüberſchreitbaren Flüſſen zu ſtehen; und ohne Alexander ſahen ſie von allen Seiten unüberwindliche Hinderniſſe ſich ihnen entgegen thürmen. Als endlich die Kunde kam, daß er lebe, und ſogar die ſchriftliche Nachricht von ihm ſelbſt eintraf, daß er bald wieder im Lager erſcheinen werde, wollten ſie es noch lange nicht glauben, weil die Furcht und die Betrübniß ſie ganz zaghaft gemacht hatte, und hielten es für eine Täuſchung von Seiten der ihn umgebenden Leibwächter und Feldherrn. Deßwegen ließ ſich Alexander, beſorgend, es möchte bei dem Heere zu Unruhen kommen, ſobald es nur möglich war, an das Ufer des Hydraotes und auf ein dort bereit liegendes Schiff tragen, um ſich ſo in das Lager zu begeben, welches ſich beim Zuſammenfluß des Aceſines und Hydraotes befand. Als das Schiff ſich dem Lager näherte, befahl der König, die Zeltdecke vom Hintertheil wegzunehmen, damit Alle ihn ſehen könnten. Die Macedonier waren immer noch unglaubig, als wäre es nur der Leichnam Alexanders, den man bringe, bis dieſer beim Anlanden des Schiffes die Hand der Menge entgegenſtreckte. Jetzt ſchrieen ſie vor Freuden laut auf und erhoben die Hände theils gegen den Himmel, theils gegen Alexander, und Viele vergoſſen vor Freude und Ueberraſchung über die unerwartete Erſcheinung Thränen. Einige Rundſchildner näherten ſich, als er aus dem Schiffe gehoben wurde, mit einer Sänfte. Er aber befahl ſein Pferd vorzuführen, und ſobald man ihn hoch zu Roß ſah, brach das ganze Heer in betäubenden Jubel aus, von welchem die Ufer und die nahen Wälder wiederhallten. In der Nähe ſeines Zeltes ſtieg er vom Pferde und nun drängten ſich Alle von allen Seiten herzu; man ſuchte ſeine Hände, ſeine Kniee, ſeine Kleider zu berühren; Andere wollten ihn nur in der Nähe ſehen; Viele ſtreuten Bänder und Blumen auf ſeinen Weg. So wurde ihm die ausgeſtandene Gefahr ſammt den Schmerzen der Wunde vergütet durch die herzliche Liebe ſeiner Soldaten, welche ſich nie deutlicher kund gegeben hatte, als jetzt; ſeine Feldherrn aber und Vertrauten machten ihm Vorwürfe, daß er perſönlich ſich allzuſehr Gefahren ausſetze, und über der Tapferkeit des Soldaten die Pflicht des Feldherrn vergeſſe. Darüber war Alexander ſehr empfindlich, um ſo mehr, als er ohne Zweifel einſah, daß ſie Recht hatten, doch aber bei ſeinem feurigen Ungeſtüm und ſeiner Ruhmliebe ſich nicht enthalten konnte, ebenſo als Krieger wie als Feldherr das Größte zu leiſten.

Um dieſe Zeit kamen zu Alexander Geſandte von den noch übrigen Malliern, um ihre Unterwerfung anzukündigen, und die Häuptlinge der Städte und die Gaufürſten der Oxydracen, ſo wie hundert und fünfzig ihrer angeſehenſten Männer, mit Geſchenken, beauftragt, mit dem Könige um Frieden zu unterhandeln und ihm ihre Unterwerfung anzubieten. Verzeihlich, ſagten die Geſandten, ſey ihr Vergehen, nicht eher Geſandte an ihn geſchickt zu haben, denn die Unabhängigkeit und Freiheit, welche ſie unverletzt bewahrt, ſeit Bacchus nach Indien gekommen, gelte ihnen als das Höchſte; nun aber wollten ſie von Alexander, der ja nach der allgemeinen Sage auch von Göttern abſtamme, ſich Statthalter ſetzen laſſen, ihm Abgaben und Steuern entrichten, und ihm Geiſeln ſtellen, ſo viele er fordere. Alexander verlangte von ihnen tauſend Männer aus den vornehmſten Familien, welche er nach Belieben auch zum Kriegsdienſt gegen die übrigen Indier ſollte benützen dürfen, und zum Statthalter über ſie und die Mallier beſtellte er den Philippus. Sie ſandten ihm die tauſend Geiſeln, aus ihren größten und kraftvollſten Männern gewählt, und dazu noch fünfhundert Streitwägen, mit der gehörigen Bemannung, worauf ihnen Alexander die Geiſeln zurückſchickte.

Dann fuhr Alexander, nachdem er neue Fahrzeuge hatte bauen laſſen, mit einem großen Theile ſeines Heeres den Hydraotes hinab, bis er ſich mit dem Aceſines vereinigt, und dann auf dieſem bis zu ſeinem Zuſammenfluß mit dem Indus. Hier blieb er auf dem weſtlichen Ufer des Aceſines einige Zeit liegen, bis Perdikkas mit ſeiner Heeresabtheilung wieder zu ihm ſtieß und ihm weitere Frachtſchiffe zugeführt wurden. Mehrere indiſche Stämme unterwarfen ſich durch Geſandte. Alexander grenzte hier die Statthalterſchaft des Philippus ab durch den Zuſammenfluß der beiden Ströme, ließ ihm ſämmtliche Thracier und einiges Fußvolk zur Deckung des Landes zurück und legte daſelbſt eine Stadt und Schiffswerften, gerade an dem Vereinigungspunkt beider Ströme an. Den Tyriaſpes, den ſeitherigen Statthalter im Lande der Paropamiſaden, entließ er, weil ſeine Verwaltung Grund zu Beſchwerden gab, und ſetzte an ſeine Stelle den Baktrier Oxyartes, den Vater der Roxane. Nachdem er den Kraterus mit dem größten Theile des Heeres auf das linke Ufer des nunmehr den Namen Indus führenden Stromes hatte überſetzen laſſen, weil auf dieſer Seite der Marſch für ein ſchwerbewaffnetes Heer bequemer ſchien, ſteuerte er ſelbſt den Fluß hinab gegen das Land der Sogder, und ließ hier wieder eine Stadt anlegen.

Weiter ſchiffte er hinab in das Land des Königs Muſikanus, welches man ihm als den reichſten Theil Indiens geſchildert hatte. Der König ſelbſt aber hatte ihm weder ſeine Unterwerfung angeboten, noch ihn beſchenkt, oder auch nur durch Geſandte begrüßen laſſen. Die Fahrt ging ſo raſch, daß Alexander an den Grenzen des Landes ankam, ehe Muſikanus von ſeiner Annäherung gehört hatte. Ueberraſcht kam er nun Alexandern eiligſt entgegen, brachte ihm Geſchenke, darunter ſeine Elephanten, bekannte ſein Unrecht und unterwarf ſich ihm mit Land und Leuten. Alexander beſtätigte ihn hierauf in ſeiner Herrſchaft und bezeigte ihm ſeine Huld; nur ließ er die Hauptſtadt durch Kraterus befeſtigen und legte eine Beſatzung hinein, weil ſie ihm ſehr gelegen ſchien, die Volksſtämme der Umgegend zu beobachten und im Gehorſam zu erhalten.

An der Spitze auserleſener Truppen brach er von hier gegen den Fürſten Oxykanus auf, welcher ſich ihm auch nicht unterworfen, noch ihm Geſandte geſchickt hatte. Er nahm die zwei bedeutendſten Städte im Sturm ein, und den Oxykanus ſelbſt gefangen. Die Beute überließ er ſeinen Soldaten, er ſelbſt behielt nur die Elephanten. Die übrigen Städte des Landes ergaben ſich ihm. Dann zog er weiter gegen den Fürſten der Bergindier, Sambus. Dieſer war geflohen; vermuthlich weil er gehofft hatte, der mit ihm verbündete Muſikanus werde Alexander längere Zeit aufhalten und ihm Zeit zu weitern Rüſtungen laſſen. Seine Hauptſtadt Sindomana öffnete dem heranziehenden Fremdling die Thore, und die Angehörigen des Sambus überlieferten ihm alle Schätze und ſämmtliche Elephanten deſſelben. Noch eine andere Stadt nahm er ein, und hier ließ er mit grauſamer Härte alle Brachmanen, die Weiſen und Prieſter des Landes, umbringen, ſo weit ſie an der Empörung Theil hatten, oder vielmehr, weil ſie dem König und dem Volke gerathen, ihre Freiheit gegen den fremden Eroberer zu vertheidigen. Ebenſo ließ er auch den Muſikanus, welcher nach ſeinem Abzug wieder von ihm abgefallen, von Pitho aber, dem Sohne Agenors, beſiegt und gefangen worden war, in ſeinem eignen Lande ans Kreuz ſchlagen, ſammt allen Brachmanen, die an ſeinem Abfall Theil genommen hatten. Auch ließ er mehrere Städte des Landes dem Erdboden gleich machen. Er ſchien vergeſſen und verlernt zu haben, die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe an ſeinen Feinden zu ehren, und ergrimmte nur noch über diejenigen, die ſich ihm zu widerſetzen wagten, wie wenn ſie ſich an ſeiner eingebildeten Gottheit frevelhaft verſündigten.

Unter den Indiern aber verbreitete dieſe Grauſamkeit, verbunden mit dem Glück Alexanders, großen Schrecken, und als er ins Lager zurückgekehrt war, nachdem er einige Plätze befeſtigt und Beſatzungen hineingelegt hatte, kam Möris der Fürſt des Landes Pattala, des durch den Indus gebildeten

Dreiecks oder Delta, welches größer iſt als das Nildelta, bei ihm an, übergab ihm ſein ganzes Land und überließ ſich und all das Seinige der Gnade des Siegers. Alexander ſandte ihn wieder zu ſeiner Herrſchaft zurück und befahl ihm nur, Alles zum Empfange ſeines Heeres bereit zu halten. Den Kraterus entſandte er nun mit einem Theile des Heeres und mit Allen, welche kampfuntüchtig geworden waren, und mit den Elephanten, nach Karamanien; das übrige Heer ließ er mit Hephäſtio und Pitho auf beiden Ufern des Indus nach Pattala hinabziehen, während er ſelbſt mit einem Theile des Heeres den Indus hinabſchiffte. Nach dreitägiger Fahrt erfuhr er, daß der Fürſt von Pattala mit der Mehrzahl ſeiner Leute geflohen und ſein Land menſchenleer gelaſſen hatte. Deſto mehr eilte er und fand wirklich Stadt und Land dieſes Namens verlaſſen und öde. Von ſeinen nachgeſchickten Soldaten wurden einige Flüchtlinge aufgegriffen; durch dieſe ließ er die Andern zur Rückkehr auffordern und ihnen verſprechen, daß ſie ganz ungeſtört und ruhig ihre Stadt bewohnen und ihr Land bebauen könnten, worauf die Meiſten zurückkamen.

Auf Pattala ließ Alexander durch Hephäſtio wieder eine feſte Stadt, ſammt Hafen und Schiffswerften anlegen, und beſchloß ſelbſt auf dem rechten Arme des Indus bis zu ſeiner Ausmündung ins Meer hinabzufahren, während Leonnatus mit achtzehnhundert auserleſenen Soldaten am Ufer nebenher zog. Da es ihm aber an Führern fehlte und ſich auch ein heftiger Sturm erhob, litt ſeine Flotte großen Schaden, ſo daß man die meiſten Schiffe unterwegs ausbeſſern mußte und auch nachdem ſie ſich Führer an einigen gefangenen Indiern verſchafft hatten, mußten ſie noch viele Gefahren und Beſchwerden ausſtehen; beſonders erſchreckte ſie auch die Ebbe und Fluth auf dem Indus, wodurch wieder einige Schiffe beſchädigt, auf den Strand getrieben wurden und ſcheiterten. Endlich erreichte Alexander mit ſeinen beſten Schiffen die Inſel Killuta und fuhr von da noch weiter hinab, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Ausfahrt ins Meer keine Schwierigkeiten habe. Etwa fünf Meilen unterhalb dieſer Inſel erblickten ſie eine zweite Inſel, die ſchon im Meere lag. Für jetzt kehrten ſie nach der Flußinſel zurück, gingen daſelbſt vor Anker und Alexander brachte allen Göttern Opfer dar, welchen zu opfern ihm Ammon, wie er behauptet, befohlen hatte. Am folgenden Tage ſteuerte er nach der Meerinſel, brachte dort andern Göttern nach anderem Brauche Opfer, ebenfalls nach Ammons Anweiſung, und fuhr dann durch die Mündung des Indus in die hohe See hinaus, wie er ſagte, um zu ſehen, ob nicht irgendwo ein benachbartes Land aus dem Meere hervortauche, in der That aber wohl nur, um ſagen zu können, er habe das Meer hinter Indien befahren. Er ſchlachtete dem Poſeidon zu Ehren Stiere und warf ſie ins Meer, brachte dann auch ein Trankopfer und verſenkte ebenfalls die goldne Opferſchale und die goldnen Miſchkelche zur Sühne in die See, zu dem Gotte flehend, ihm die Flotte ſicher zu geleiten, die er unter Nearchus nach dem perſiſchen Meerbuſen und den Mündungen des Euphrat und Tigris auslaufen zu laſſen gedachte.

Nach Pattala zurückgekehrt, wo er die Burg befeſtigt und den zu einem Kriegszuge entſandten Peithon wieder zurückgekehrt fand, fuhr Alexander, nachdem er Anſtalten zur Befeſtigung des Hafens und zu großen Schiffswerften getroffen hatte, weil er hier eine anſehnliche Flotte zurückzulaſſen gedachte, nun auch den andern Arm des Indus bis zum Meere hinab, um zu vergleichen, welche der Mündungen, die etwa fünfundvierzig Stunden auseinanderliegen, weniger Schwierigkeiten darbiete.

Auf dieſer Fahrt kam er zu einem großen, faſt einem Meere gleichen See, der durch den Fluß gebildet wird, worin ſich Seefiſche fanden, größer als im mittelländiſchen Meere. An dieſem See ließ er einen Hafen und Schiffswerfte anlegen, verſah den Platz mit einer Beſatzung und brachte Lebensmittel für das Heer auf wenigſtens vier Monate zuſammen. Auch hier fuhr er bis ins offene Meer hinaus und überzeugte ſich, daß der linke Indusarm eine bequemere Ausfahrt gewähre. Er ſuchte auch das Land am Ufer genauer kennen zu lernen und ließ hier, wie an andern Orten, Brunnen graben, damit die Schiffe Waſſer einnehmen könnten.

In Pattala wieder angekommen, traf Alexander alle Anſtalten für die Fahrt der Flotte. Er ſelbſt hatte keine Luſt, dieſe Seefahrt mitzumachen, ſo viel Werth er auch auf eine Verbindungsſtraße zu Waſſer zwiſchen ſo wichtigen Theilen ſeines Reiches wie die indiſchen Provinzen und die perſiſchen Länder, legte, weil er die Länge der Fahrt und einen ſeinem Ruhme nachtheiligen Ausgang fürchtete. Er fragte den Nearchus um Rath, wem er die wichtige Unternehmung übertragen ſolle, verwarf aber Einen nach dem Andern von denen, welche ihm dieſer vorſchlug, theils als zu weichlich, theils als abgeneigt, ſich Gefahren auszuſetzen, theils als halbkrank am Heimweh. Endlich erbot ſich ihm Nearchus ſelbſt, und der König nahm das Anerbieten freudig an; denn er war Einer ſeiner erprobteſten und nächſten Freunde und Vertrauten; und die vorher ſehr kleinmüthige und verzagte Mannſchaft der Flotte wurde nun auch getroſteren Muthes, weil Alexander den Nearchus wohl niemals in eine offenbare Gefahr geſchickt haben würde. Auch der große Glanz der Ausrüſtung, die Pracht der Schiffe und der Wetteifer der Schiffsbauherren hatte ſie zu mannhafteren Geſinnungen und beſſern Hoffnungen für das ganze Unternehmen aufgerichtet. Auch das trug viel zur Ermuthigung der Soldaten bei, daß Alexander ſelbſt beide Mündungen in das Meer hinausgefahren war. Nearchus entledigte ſich ſeines wichtigen Auftrags mit großem Geſchick und zur vollſten Zufriedenheit Alexanders, wie ſpäter erzählt werden wird. Alexander ſelbſt aber trat jetzt den Rückweg mit ſeinem Heere an, nachdem er, gehindert noch weiter in das eigentliche Indien, jenſeits des Ganges, vorzudringen, doch die Länder am Indus hinab unterworfen, oder doch wenigſtens für griechiſche Sitten, Handel und Kenntniß aufgeſchloſſen, durch Städte und Häfen den Grund zu einer dauernden Verbindung gelegt und die Achtung vor dem griechiſchen Namen weithin verbreitet hatte.

21.

Alexander zieht nach Perſepolis zurück. Zug durch die gedroſiſche Wüſte.

An der Spitze ſeines ganzen Heeres zog Alexander von Pattala bis an den Fluß Arabius. Hier nahm er die auserleſenſten Schaaren, meiſt Reiter, und wandte ſich mit ihnen links nach dem Meere zu, theils um nach Waſſer graben zu laſſen zum Gebrauch der ſpäter vorbeiſegelnden Flotte, theils um das Küſtenvolk der Oriten, welche ihm keine Beweiſe ihrer guten Geſinnung gegeben, zu überfallen. Mit dem übrigen Heere ſollte Hephäſtio nachkommen. Die Arabiten, an den Ufern des Arabius hauſend, zogen ſich auf die Kunde von Alexanders Nahen in die Wüſte zurück, er aber ging über den waſſerarmen Fluß, durchzog bei Nacht den größten Theil der Wüſte und rückte in das Land der Oriten ein, wo er an einem ihm paſſend ſcheinenden Punkte durch Hephäſtio eine Stadt anlegen ließ. Die Oriten hatten, in Verbindung mit den Gedroſiern, einen ſchmalen Paß beſetzt, um ihn am Vorrücken zu hindern, aber auf die Kunde ſeines Nahens flohen die Meiſten, und die Häuptlinge kamen, um ſich und ihr Volk zu ergeben. Er befahl ihnen, die geflohenen Oriten zurückzurufen, mit der Verſicherung, daß ſie nichts zu befürchten hätten, ſetzte ihnen den Apollophanes zum Statthalter, und ließ Leonnatus in Ora mit einer Heeresabtheilung zurück, um die Ankunft der Flotte abzuwarten, die erbaute Stadt zu bevölkern, und die Oriten an Gehorſam zu gewöhnen. Dann zog er gegen die Gedroſier, meiſt durch eine Wüſte. Hier wuchſen viele, ungewöhnlich große Myrrhenbäume, von welchen die Phönicier, die des Handels wegen dem Heere folgten, den ausgeſchwitzten Saft ſammelten und ganze Ladungen davon auf ihren Laſtthieren mit fort ſchleppten, da die Ausbeute von den großen, noch nie abgeernteten Stämmen ſehr reich war. Auch viele wohlriechende Nardenwurzeln waren in der Wüſte, welche ebenfalls von den Phöniciern geſammelt, aber auch vielfach von dem Heere zertreten wurden, und ſo weithin durch die Gegend einen balſamiſchen Geruch verbreiteten, — ein merkwürdiger Fall, daß ein Kriegsheer die Lüfte mit Wohlgerüchen erfüllte, ſtatt ſie mit Brandgeruch und Leichenduft zu verpeſten, und ſich bereicherte, ohne Tauſende arm zu machen. Durch das Land der Gedroſier ging es auf einem beſchwerlichen Wege, wo alle Bedürfniſſe, namentlich Waſſer für das Heer, mangelten. Sie mußten meiſtens bei Nacht marſchiren, und in ziemlicher Entfernung vom Meer, weil zunächſt am Ufer völlige Wüſte war, obgleich Alexander gewünſcht hatte, an der Küſte durch Grabung von Brunnen und Anlegung von Märkten für die Flotte zu ſorgen. Thoas, den er mit einiger Mannſchaft an die Küſte ſandte, um Landungsplätze und Waſſer zu ſuchen, meldete: daß nur Fiſcher dort hausten, von den Griechen Ichthyophagen, Fiſcheſſer, genannt, welche ſich und ihr weniges Vieh mit Fiſchen nährten, welche ihnen meiſt die Fluth am Strand zurückließ. Die Fiſche verzehrten ſie theils friſch, theils getrocknet, theils auch zermalmt und zermahlen; die Knochen verbrannten ſie ſtatt Holz, und von denen der größten bauten ſie ihre Häuſer. Sobald das

Heer in eine etwas fruchtbarere Gegend Gedroſiens kam, ließ Alexander, was er von Getreide vorfand, auf die Laſtthiere laden, verſah es mit ſeinem eigenen Siegel und ließ es an's Meer hinabſchaffen, weil ihm das Schickſal der Flotte ſehr am Herzen lag. Aber die ſelbſt noch hungernden Soldaten, welche das Getreide geleiten ſollten, achteten das Siegel des Königs nicht, bemächtigten ſich des Getreides und theilten den Andern davon mit. Alexander mußte, in Betracht der Noth, die ſie dazu trieb, dieſe Gewaltthat verzeihen, gab ſich aber alle Mühe, neues Getreide zuſammenzubringen, und ließ auch Datteln und Schafe für die Mannſchaft der Flotte an bequeme Landungspunkte ſchaffen.

Sechszig Tage nach dem Aufbruch von Ora erreichte das Heer die Hauptſtadt von Gedroſien, Pura, — und die zuletzt erduldeten Mühſeligkeiten und Entbehrungen übertrafen alle frühern. Die ſengende Hitze, verbunden mit Waſſermangel, wurde für einen großen Theil des Heeres tödtlich, beſonders aber für die Laſtthiere, welche wegen der Tiefe und Hitze des durchglühten Sandes und vor Durſt meiſt umkamen. Oft ſtieß man auf zuſammengewehte Hügel von Sand, welcher aber unter dem Tritte wich. Dabei mußte man große Märſche machen, um doch von Zeit zu Zeit Waſſer zu erhalten, und wenn ſie nach einem Nachtmarſch am Morgen Brunnen erreichten, ſchätzten ſie ſich glücklich; oft aber überfiel ſie die vorgerückte Sonne noch auf dem Marſch, und dann quälte ſie Durſt und Hitze zugleich. Sie mußten auch aus Mangel an Lebensmitteln viele Laſtthiere, die meiſten Pferde und Eſel ſchlachten, das Fleiſch verzehren und die Wägen zerſchlagen. Sehr viele Menſchen, beſonders faſt alle Weiber und Kinder, welche dem Heere folgten, blieben aus Erſchöpfung oder wegen Krankheit, oder ſchlafend, zurück, und wenn ſie ſich dann auch wieder erhoben und nachſchleppten, kamen ſie doch meiſt im Sande um, weil ſie die Spuren des Weges verloren. Viele fanden auch, da ſie tranken, ſo oft ſie in der Hitze und im Durſt großen Waſſervorrath fanden, durch ihr unerſättliches Trinken den Tod. Manchmal aber wurde das Uebermaß des Waſſers, ſo wie ſonſt der Mangel deſſelben, verderblich; öfters nämlich, wenn ſie ſich an Bächen gelagert hatten, ſchwollen dieſe in der Nacht, in Folge von heftigen Regengüſſen im Gebirge, plötzlich ſo an, daß Viele davon ergriffen und fortgeriſſen wurden. Auch der Unfall traf dort das Heer, daß die Führer einmal erklärten, ſie wüßten den Weg nicht mehr und alle Spuren deſſelben ſeyen vom Winde verweht. Alexander ſelbſt war es, welcher die einzuſchlagende Richtung angab und mit nur fünf Begleitern das Meer fand. Er ließ den Sand am Ufer aufgraben, wo man auf reines, ſüßes Waſſer ſtieß, und von da an zog das Heer an der Küſte hin, bis die Führer den Weg in das innere Land wieder wußten.

Freilich hatte Alexander alle Beſchwerden, Mühſeligkeiten und Gefahren dieſes Weges nicht vorher gekannt, wenn er ſie auch für nicht gering gehalten haben mochte. Einige erzählen, er habe dieſen Zug unternommen, weil er gehört habe, daß bis jetzt noch Niemand mit einem Heere glücklich hier durchgekommen, außer Semiramis, welche mit zwanzig, und Cyrus, welcher mit nur ſieben Soldaten ſich gerettet; und dieſe Kunde habe ihn zu einem Wettſtreite mit Cyrus und Semiramis veranlaßt. Aber außer ſeinem Verlangen, das Außerordentliche zu vollbringen, beſtimmte ihn auch die Sorge für ſeine Flotte, die ihm ſehr am Herzen lag, und welche er nie aus dem Auge verlor, dieſen Weg zu wählen, deſſen Beſchwerden er ganz mit ſeinem Heere theilte. Dieß ſieht man aus folgender Erzählung: Das Heer marſchirte in tiefem Sande und zwar bei ſengender Hitze, da bis zu dem weiter vorwärts liegenden Waſſer noch eine Strecke zurückzulegen war. Auch Alexander litt Durſt; mühſam und beſchwerlich, aber dennoch zu Fuß, hielt er ſich an der Spitze ſeiner Leute, um dieſen die Mühſeligkeiten durch gleiche Theilung der Noth erträglicher zu machen. Einige Leichtbewaffnete, welche ſich entfernt hatten, um Waſſer zu ſuchen, fanden in einem nicht tiefen Graben ſpärliches und ſchlechtes Quellwaſſer, das ſich angeſammelt hatte. Sie ſchöpften es aus und trugen es, als einen großen Schatz, zu Alexander, ſchütteten es in einen Helm und reichten es dem Könige dar. Dieſer nahm den Helm und dankte unter Lobſprüchen den Gebern; aber dann ſchüttete er es vor Aller Augen aus, weil er nicht allein ſeinen Durſt ſtillen und die Anderen lechzen ſehen wollte; durch dieſe Handlung wurde das Heer ſo ermuthigt, daß man hätte glauben ſollen, Alle haben von dem Waſſer zu trinken bekommen, welches Alexander ausgeſchüttet.

In der Hauptſtadt Gedroſiens angekommen, fand endlich der Ueberreſt des Heeres Raſt und Erholung nach den langen Mühen, während der unermüdliche König ſelbſt ſogleich wieder die Pflichten des weithinſchauenden, Alles ordnenden Herrſchers zu üben hatte. Den Apollophanes, den er zum Statthalter der Oriten ernannt hatte, entſetzte er dieſer Würde, wegen Vernachläſſigung der ihm ertheilten Aufträge für die Verpflegung des Heeres, und gab ihm einen Nachfolger an Thoas. Auch andere Statthalterſchaften beſetzte er neu. Wie er gegen Karamanien weiter zog, erfuhr er, daß Philippus, ſein Statthalter im Lande der Indier, in Folge einer Verſchwörung der Miethvölker, meuchleriſch umgebracht, die Mörder aber von den Macedoniern des Philippus theils auf friſcher That, theils nachher niedergehauen worden ſeyen. Die Verwaltung dieſer Satrapie trug er vorläufig dem Tariles und Eudemus auf. In Karamanien ſtieß Kraterus mit ſeinem Heere wieder zu Alexander, und führte als Gefangenen den Ordanes mit ſich, welcher ſich empört hatte. Staſanor, Statthalter der Arier und Dranger, und Pharismanes, Sohn des Statthalters von Parthyäa und Hyrkanien, Phrataphernes, trafen bei ihm ein mit reichlichen Lebensmitteln und einer Menge von Saumthieren und Kameelen, welche ſehr willkommen waren, und ſofort unter das Heer ausgetheilt wurden. Ebenſo kamen die Feldherren aus Medien, Kleander, Sitalces und Herako mit einem großen Theil ihres Heeres. Gegen dieſe drei Männer wurden von den Landeseingebornen und von ihrem eigenen Heere ſchwere Beſchuldigungen erhoben, daß ſie Tempel beraubt, die alten Gräber durchwühlt und ſich viele Ungerechtigkeiten und Erpreſſungen erlaubt hätten; denn die lange Abweſenheit Alexanders hatte viele ſeiner Statthalter und Beamten keck gemacht, ſich Alles zu geſtatten, weil ſie den Entfernten weniger ſcheuten, oder dachten, er werde gar nicht mehr zurückkehren. Daher fand Alexander nöthig, Ernſt und Strenge zu zeigen. Kleander und Sitalces wurden hingerichtet, Herako zwar bis jetzt der Schuld entbunden, aber nachher, des Tempelraubs in Suſa angeklagt, ebenfalls mit dem Tode beſtraft. Und durch nichts erhielt Alexander die unterworfenen Völker ſo ſehr im Gehorſam und in der Ordnung, als dadurch, daß er die Unterdrückung der Unterthanen durch die Beamten und Statthalter zu verhindern befliſſen war.

Nach dem Marſch durch die Wüſte von Gedroſien war der Zug durch Karamanien wie eine Luſtreiſe, und es iſt leicht zu glauben, daß der König und ſein Heer ſehr fröhlichen Muthes waren, wenn auch das zu ſehr ausgeſchmückt iſt, was von einem ſiebentägigen, feſtlichen, bacchiſchen Zuge durch Karamanien alſo erzählt wird: Alexander ſelbſt wurde mit ſeinen vornehmſten Freunden langſam von acht Pferden auf einer Art von Bühne dahingezogen, die auf einem hohen, von allen Seiten ſichtbaren Gerüſte befeſtigt war, fröhlich ſchmauſend und zechend bei Tag und Nacht. Eine Menge Wagen, theils von purpurnen und bunten Teppichen, theils von friſchen grünen Zweigen beſchattet, führten die übrigen Freunde und Feldherrn des Königs, welche mit Kränzen geſchmückt, ebenfalls feſtliche Gelage hielten. Da ſah man nicht Schilde, Helme und Lanzen, ſondern die Soldaten ſchöpften den ganzen Weg entlang mit Schalen, Krügen und köſtlichen Bechern aus den aufgeſtellten großen Fäſſern und Keſſeln, und tranken ſich tüchtig zu, die Einen im Weiterziehen, die Andern am Wege ſich lagernd. Die ganze Gegend ertönte von Schalmeien und Flöten, von Geſang, Saitenſpiel und den bacchiſchen Tänzen der Weiber, ſo daß es ſchien, als wenn der Gott ſelbſt zugegen wäre, deſſen feſtlicher Zug auf ſolche Weiſe nachgeahmt wurde.

Gewiß jedoch iſt, daß Alexander in Karamanien Dankopfer für die Beſiegung Indiens und für die Rettung ſeines Heeres in Gedroſien darbrachte und feſtliche Wettkämpfe in Muſenkünſten und Leibesübungen veranſtaltete; auch nahm er den Peuceſtes, weitere Belohnungen ſich vorbehaltend, unter die Zahl ſeiner Leibwächter auf, als achten zu den ſieben Andern: Leonnatus, Hephäſtio, Lyſimachus, Ariſtonus, Perdikkas, Ptolemäus und Pitho.

In Karamanien hatte nun auch Alexander die Freude, den ängſtlich und ſehnlich erwarteten Anführer der Flotte, Nearchus wieder zu finden, welcher den Auftrag des Königs treulich und ſorgſam erfüllt hatte: die bei der Küſtenfahrt vorkommenden Ufer, Landungsplätze und Inſeln zu unterſuchen, die etwa ſich findenden Buchten zu befahren, ſämmtliche Küſtenſtädte, wo fruchtbares und wo wüſtes Land ſey, auszukundſchaften. Viele Wochen lang hatte die Mannſchaft auf der Flotte bei ihrem kühnen, an wichtigen Erfahrungen reichen Unternehmen Gefahren aller Art beſtanden, vor feindſeligen Bevölkerungen ſich flüchten oder mit ihnen ſtreiten, zwiſchen Klippen durchſteuern, gegen gewaltige Brandungen ankämpfen, furchtbare, verderbliche Stürme beſtehen und an Nahrungsmittel und ſüßem Waſſer quälenden Mangel leiden müſſen, wozu noch die allgemeine Muthloſigkeit vom Anfang der Fahrt an kam, bis man endlich das perſiſche Meer erreichte. An der Mündung des Fluſſes Anamis ging die Flotte vor Anker, da ſie hier ſchon befreundetes und fruchtbares Land traf; die Mannſchaft verließ die Schiffe und ruhte von den vielen Mühſeligkeiten und Entbehrungen aus. Einige, die weiter in's Land hinein gingen, begegneten einem Mann in griechiſcher Tracht, welcher auch wirklich ein Grieche war, und bei deſſen Anblick ſie zuerſt weinten, weil es ihnen ſo wunderbar vorkam, nach ſo großen Drangſalen wieder einen Griechen zu ſehen und zu hören. Er war vom Lager des Alexander, das nur fünf Tagereiſen entfernt ſtand, und berichtete dieß dem Nearchus, welcher ſofort den König aufzuſuchen beſchloß. Der Unterſtatthalter des Landes, um ſich Alexanders Dank zu verdienen, eilte ihm auf dem kürzeſten Wege voran und brachte die frohe Kunde, über welche ſich der König ſehr freute; aber als Tag um Tag verfloß, Nearchus immer nicht kam und die ausgeſandten Boten alle keine Nachricht von ihm brachten, hielt Alexander jene Botſchaft für eine Lüge, ließ den Unterſtatthalter gefangen ſetzen, weil er ihn und das Heer frevCentlich getäuſcht, und zeigte in ſeinen Mienen und ſeinem ganzen Weſen tiefen Kummer. Endlich traf Nearchus mit einigen Begleitern ein, aber ſo verändert durch die ausgeſtandenen Beſchwerden, daß diejenigen, welche ihm zuerſt begegneten, ihn nicht erkannt haben ſollen. Alexander glaubte zuerſt, nur Nearch und ſeine Begleiter ſeyen gerettet; er reichte dem faſt unkenntlich gewordenen Freund die Rechte, führte ihn bei Seite und weinte lange Zeit. Als er aber erfuhr, daß die Flotte und die Mannſchaft wohlbehalten ſeyen, weinte er noch heftiger vor Freude, je unverhoffter ihm die Rettung der Flotte war, und ſchwur bei dem griechiſchen Zeus und dem libyſchen Ammon, daß er ſich mehr über dieſe Nachricht freue, als über den errungenen Beſitz von ganz Aſien; denn der Kummer über den Verluſt von Nearchs Heere habe ſein ganzes ſonſtiges Glück überwogen. Er brachte dann für die Rettung des Heeres dem Retter Zeus, dem Herkules und Apollo, dem Abwender des Unglücks, dem Poſeidon und allen Meergottheiten Dankopfer dar, und veranſtaltete Wettkämpfe und einen feſtlichen Aufzug. Nearchus war Einer der Erſten im Zug, und wurde von dem Heere mit Bändern und Blumen beworfen. Auch wollte Alexander ihn jetzt der Führung der Flotte überheben, aber auf ſeine eigene Bitte, ihm zu erlauben, daß er ſie bis nach Suſa, den Tigris hinauf führe, geſtattete es ihm der König und entließ ihn bald wieder an's Meer zu ſeiner Flotte.

Den Hephäſtio mit dem größten Theile des Heeres, den Saumthieren und Elephanten, ließ Alexander die von Karamanien aus an der See hin nach Perſis führende Straße einſchlagen, er ſelbſt ſetzte ſich aber mit den leichteren Truppen nach Paſargadä in Bewegung, und ſchickte den Staſanor in ſeine Statthalterſchaft zurück. In Paſargadä angekommen, ordnete er die Satrapien und ſonſtige Angelegenheiten des Reichs. Atropator, der Statthalter von Medien, brachte einen Meder mit Namen Baryaxes als Gefangenen mit, welcher die Tiara ſich angemaßt und den Titel eines Königs der Perſer und Meder angenommen hatte. Dieſen ließ Alexander ſammt den Theilnehmern an der Empörung hinrichten. Betrübend war für ihn der am Grabmale des Cyrus, des Kambyſes Sohn, verübte Frevel; daſſelbe war erbrochen und beraubt worden. In einer gewölbten Halle nämlich im königlichen Luſtgarten zu Paſargadä ſtand ein goldner Sarg, in welchem des Cyrus Leichnam beigeſetzt war, auf einer Bahre, deren Geſtell von gediegenem Golde war; den Ueberwurf bildeten babyloniſche Teppiche, die Unterlage purpurfarbiges Pelzwerk; ein Königsmantel war darüber gebreitet und andere köſtliche Gewänder; auch Ketten, Dolche und Gehänge mit Edelſteinen befanden ſich dort; und in der Nähe war ein Gemach für die Magier, welche das Grabmal zu bewachen hatten. Die Inſchrift deſſelben war perſiſch und beſagte: „Menſch! ich bin Cyrus, des Cambyſes Sohn, des Perſerreiches Gründer und Aſiens Beherrſcher. Darum mißgönne mir dieß Denkmal nicht!“ Alexander hatte ſich vorgenommen, dieß Grab zu beſuchen, wenn er das perſiſche Reich erobert hätte, und nun fand er Alles außer der Bahre und dem Sarg fortgeſchleppt, dieſe ſelbſt verſtümmelt und beſchädigt und ſogar den einbalſamirten Leichnam mißhandelt. Alexander ließ das Grab und Alles ſo gut als möglich wieder herſtellen, die Magier aber, in deren Obhut das Grab geſtanden, feſtnehmen und foltern, um die Thäter herauszubringen; aber ſie ſagten auf der Folter weder von ſich noch von Andern etwas aus, und da ſie der Mitwiſſenſchaft auf keine Weiſe überführt werden konnten, ließ man ſie wieder frei. Von da ging Alexander nach Perſepolis, und dort wurde Orxines, ein Perſer von großem Reichthum und Anſehen, welcher nach dem Tode des Statthalters Phraſaortes die Verwaltung von Perſis übernommen hatte, ohne von Alexander ernannt zu ſeyn, weil er ſich ſelbſt für den Würdigſten und Fähigſten gehalten, angeklagt, Heiligthümer und Königsgräber geplündert, auch viele Perſer ungerechter Weiſe ums Leben gebracht zu haben, und zur Strafe hiefür an's Kreuz geſchlagen, obgleich ſeine Schuld keineswegs erwieſen worden ſeyn ſoll; vielmehr wird berichtet, ein unwürdiger Günſtling Alexanders, Bagoas, welchen der ſtolze Perſer mit Geſchenken zu ehren verſchmähte, während er die Freunde des Königs reich bedachte, habe ihn verläumdet, und der mißtrauiſche König ſeinen Lügen ein bereitwilliges Ohr geliehen. Zum Statthalter von Perſis beſtellte er den Leibwächter Peuceſtes, welcher ihm in der Stadt der Mallier das Leben gerettet hatte, und der ſich in die Art der Perſer gut zu finden wußte. Er bewies dieß dadurch, daß er allein unter allen Macedoniern, ſobald er die Statthalterſchaft bekommen hatte, die mediſche Kleidung annahm, die perſiſche Sprache erlernte und in Allem perſiſchen Sitten und Gebräuchen nachlebte. Alexander lobte ihn deßhalb, und die Perſer fühlten ſich geſchmeichelt, daß er ihren Sitten vor ſeinen vaterländiſchen den Vorzug gab.

Im Winter 326 auf 325 vor Chriſtus kam Alexander nach Perſepolis und Paſargadä zurück, wo er im Jahre 330 zuerſt eingezogen war, verherrlicht durch zahlloſe neue Siege und Eroberungen, aber um fünf Jahre dem Ziele ſeiner kurzen Heldenlaufbahn näher gerückt.

25.

Alexander belohnt und beſtraft, hält Hof und Feſte als König von Aſien.

Jetzt war für Alexander die Zeit gekommen, wo er die Pflichten und Obliegenheiten des Kriegers und Feldherrn mit denen des Königs und Herrſchers zu vertauſchen hatte, wo er die mit den Waffen eroberten Länder und bezwungenen Völker durch bürgerliche Einrichtungen und Geſetze zu einem wohlgeordneten Reiche vereinigen und ſie die Vortheile einer ächt menſchlichen Geſittung, einer gerechten Verwaltung genießen laſſen konnte. Als einſichtsvollen Herrſcher hatte er ſich ſchon auf ſeinen Eroberungszügen bewährt; denn er hatte ſich nicht begnügt, die Feinde in Schlachten zu beſiegen und zu erwürgen und Städte zu erobern, ſondern überall hatte er bei ſeinen Siegen und Eroberungen Zwecke des Friedens im Auge behalten, die Grundlagen eines dauernden Reiches zu legen geſucht; deßwegen an den günſtigſten Punkten für den Handel und Verkehr, für den Austauſch der Güter, wie der Gedanken und der Bildung nicht minder als an denjenigen, welche im Kriege entſcheidend waren, Städte angelegt, Verbindungsſtraßen zu Waſſer und zu Land eröffnet, und für Erhaltung der Ruhe und Ordnung die zweckmäßigſten Einrichtungen getroffen. Zu Grundlagen ſeiner Herrſchaft hatte er nicht nur Gewalt und

Furcht, ſondern ebenſoſehr Vertrauen und Dankbarkeit zu machen ſich bemüht, und an dem König Porus z. B. eine feſte Stütze ſeines Reiches im fernen Oſten zurückgelaſſen. Er hatte immer den Homeriſchen Vers vor Augen behalten, den er als den herrlichſten im Munde zu führen und vor allen andern zu rühmen pflegte, wo Agamemnon bezeichnet wird als:

„Beides, ein trefflicher König zugleich und ein tapferer Streiter.“

Jetzt, nachdem das geſammte ehemalige perſiſche Reich und noch andere Länder unterworfen waren, war es die Aufgabe des Königs, das was er früher nur in Eile und vorläufig angeordnet hatte, für die Dauer zu gründen; was ſich erprobt hatte, zu befeſtigen, die Mißſtände abzuſtellen, die Einheit des Reiches zu ſichern, der Gerechtigkeit Geltung und Anſehen zu verſchaffen, und der Welt zu zeigen, was für ein König zu ſeyn er bei ſich beſchloſſen hatte, ob ein König in griechiſcher, oder in aſiatiſcher Art, ob er ein Kriegsfürſt bleiben, oder ein Friedensfürſt werden wollte.

Strafen und Belohnungen hatte der zurückgekehrte König viele zu ertheilen. Vielfach war ſeine lange Abweſenheit von Hohen und Niedern mißbraucht worden zu willkürlichen und widerrechtlichen Handlungen, zu Unterdrückungen und Erpreſſungen. Als der König zurückkam und ſofort einige Beiſpiele ſtrenger Strafgerechtigkeit gab, erſchracken die ihrer Schuld ſich bewußten. Einige Inhaber von Satrapien, welche Söldner hatten, empörten ſich gegen ihn: worauf er ſämmtlichen Befehlshabern und Statthaltern in Aſien gebieten ließ, alle Söldner augenblicklich zu entlaſſen. Andere aber rafften noch ſo viel Geld zuſammen, als ſie konnten, und entflohen damit. Unter dieſen iſt beſonders Harpalus zu nennen, gegen welchen Alexander aus Dankbarkeit eine allzugroße, höchſt verderbliche

Nachſicht und Langmuth zeigte. Dieſer Mann hatte ſich in Alexanders früher Jugend um ihn verdient gemacht, und ſich ſeines Vaters Philippus Haß und die Verbannung zugezogen. Alexander, um ihn für das Erduldete zu entſchädigen, ernannte ihn, da er wegen ſeiner körperlichen Beſchaffenheit zum Kriegsdienſt untauglich war, bald nach dem Anfang des perſiſchen Krieges zum Schatzmeiſter; Harpalus aber hatte ſich Ungeſetzliches erlaubt, und war dann mit den Geldern des Königs zu dem Epirotenkönig Alexander, welcher in Italien Krieg führte, geflohen. Dennoch rief ihn Alexander nach ſeiner Rückkehr aus Aegypten zurück, ſicherte ihm Verzeihung alles Vorgefallenen zu, und übertrug ihm wieder die Verwaltung des ungeheuern Schatzes in Ekbatana. Dieſen benützte Harpalus zu den zügelloſeſten Verſchwendungen und zur Befriedigung ſeiner grenzenloſen Genußſucht und Wolluſt, ſo daß ſein Leben und Treiben aller Welt ärgerlich war. Laute Klagen gelangten darüber an Alexander, der zuerſt nicht daran glauben wollte, bis die Flucht des Harpalus, welcher gehofft hatte, der König werde von ſeinen Zügen nicht zurückkehren, jene Anklagen beſtätigte. Zugleich nahm jener die ungeheure Summe von ſechstauſend Talenten mit, warb ſich Söldner, zog mit dieſen an's Meer und ſchiffte nach Attika; denn in Athen hoffte er mit ſeinen Schätzen willkommen und vor der Auslieferung an Alexander ſicher zu ſeyn. Doch wurde er auch von hier, nachdem er viele beſtochen, Andere aber, (den edeln Feldherrn Phocion mit ſiebenhundert Talenten) zu beſtechen verſucht hatte, aus Furcht vor der Rache Alexanders ausgewieſen.

Eine eines Königs ganz unwürdige Nachſicht bewies Alexander ſpäter, nach Hephäſtio's Tode, auch gegen den Kleomenes, den Statthalter und ſchändlichen Bedrücker und Ausſauger von Aegypten, deſſen Ungerechtigkeiten und Frevel er wohl kannte, ihn auch deßhalb ſchalt, aber ihm dennoch ſchrieb: „Wenn ich die Tempel und Opfer in Aegypten und Alles was den Hephäſtio angeht *), wohl eingerichtet finde, dann will ich dir Alles verzeihen, was du etwa vorher geſündigt haſt, und auch in Zukunft ſollſt du, wenn du dich etwa vergehſt, nichts Unangenehmes von mir erfahren.“ So gab Alexander einem ſchlimmen Mann einen förmlichen Freibrief zu allem Unrecht, zur Bedrückung eines großen Landes, oder ſetzte er ſich der Gefahr aus, ſein ſo unbedacht gegebenes königliches Wort zu brechen. Im Ganzen aber wurde Alexander nicht milder gegen Fehlende und ihm Mißfällige, ſondern er handelte nur mehr nach ſeiner Willkür und Laune; er wurde durch viele Täuſchungen, die er erfahren, erbittert, und verwöhnt durch ſein Glück und die Schmeichler, von dieſer Zeit an heftiger, ſchenkte Anklägern und Verläumdern allzuſchnell Glauben, und beſtrafte oft Leute wegen kleiner Vergehungen grauſam, weil er glaubte, daß ſie mit der Geſinnung, womit ſie ſich in Kleinem vergangen, ebenſoleicht auch große Verbrechen hätten begehen können. Außer den früher erzählten Beſtrafungen ließ er von vornehmen Perſern auch den Abulites und ſeinen Sohn Oxathres wegen ſchlechter Verwaltung in Suſa hinrichten.

In gleichem oder höherem Maße jedoch, als Strenge und Härte gegen Einzelne, ließ Alexander um dieſe Zeit ſeine großmüthige Freigebigkeit in Belohnungen walten; und wenn auch die ungeheuern Schätze, welche er hiebei verſchwendete, meiſt Kriegsbeute oder Erpreſſungen von gedrückten Völkern waren, und den Empfängern ſelbſt oft nicht zum Glück gereichten, ſondern ſie zu

---

*) Alexander ließ nämlich ſeinem verſtorbenen Freunde göttliche Ehren erweiſen.

maßloſer Ueppigkeit und unerſättlicher Habgier verleiteten: ſo iſt doch die Neigung zu geben und zu ſchenken immer ein Zeichen eines edeln Gemüths, während der Geiz eine enge und kleine Seele anzeigt. Er beſchloß, alle Schulden zu bezahlen, welche im Heere gemacht worden waren. Deßhalb befahl er, aufzuſchreiben, wie viel Jeder ſchuldig ſey, um dann Allen den Betrag auszahlen zu laſſen. Anfangs ließen nur Wenige ihre Namen aufſchreiben, weil man glaubte, es könnte dieß von Seiten Alexanders eine Liſt ſeyn, um zu erfahren, wer mit ſeinem Solde nicht ausreiche und einen zu großen Aufwand mache. Als dem Alexander gemeldet wurde, daß die Meiſten ſich nicht aufzeichnen ließen und ihre Schulden verhehlten, tadelte er dieß Mißtrauen: es gezieme weder einem Könige gegenüber von ſeinen Unterthanen etwas Anderes als Offenheit, noch einem Unterthanen etwas Anderes als Glauben an die Geradheit und Offenheit ſeines Königs; er ließ aber jetzt Tiſche mit Geld im Lager aufſtellen, und hier wurden von den damit Beauftragten die Schulden getilgt, ohne daß die Namen der Verſchuldeten aufgeſchrieben wurden. Und daß ihre Schulden verborgen blieben, dankten die Macedonier ihrem Könige eben ſo ſehr, als daß er ſie bezahlte. Dieſe Schenkung an das Heer betrug gegen zwanzigtauſend Talente. Vielfache Geſchenke theilte er ſonſt je nach den Verdienſten der Einzelnen aus. Mit goldenen Kränzen ehrte er Solche, die ſich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten; zunächſt die Retter ſeines Lebens, Peuceſtes und Leonnatus; ferner den Nearchus wegen ſeiner von Indien aus unternommenen Beſchiffung des großen Meeres, den Oneſikritus, den Steuermann des königlichen Schiffes, Hephäſtio und die übrigen Leibwächter. Mit ungemeiner Pracht und Freigebigkeit feierte ſodann Alexander ſeine eigene, ſeiner Freunde und vieler Macedonier Vermählung mit Perſerinnen. Er ſelbſt nämlich vermählte ſich (außer der Roxane) jetzt mit des Darius älteſter Tochter Barſine (welche nach andern Nachrichten Statira geheißen hätte), und neben dieſer ſoll er auch die jüngſte Tochter des Ochus, Paryſatis, geheirathet haben; dem Hephäſtio gab er die Schweſter der Roxane, Drypetis, damit die Kinder ſeines Freundes Vettern von den ſeinigen würden. Dem Kraterus gab er eine Tochter des Oxyartes, des Bruders von Darius, Amaſtrine; dem Perdikkas die Tochter des Atropates, Statthalter von Medien; dem Ptolemäus und dem Eumenes zwei Töchter des Artabazus, Artakama und Artonis; dem Nearchus die Tochter des Mentor; dem Seleukus die Tochter des Baktriers Spitamenes, und ebenſo achtzig angeſehenen Macedoniern perſiſche und mediſche Jungfrauen. Auch heiratheten zehntauſend Macedonier geringeren Standes aſiatiſche Frauen. Die Hochzeiten wurden nach perſiſcher Sitte und alle zu gleicher Zeit gefeiert, was dem Könige als Herablaſſung und Wohlwollen gegen ſeine Freunde hoch angerechnet wurde. Die Ausſteuern gab alle der König. Das Hochzeitfeſt aber wird ſo beſchrieben: Zwei und neunzig Schlafzimmer und ein Speiſeſaal, der hundert Tiſche faßte, an denen man ſich auf Polſtern zur Tafel legte, waren eigens für dieſe Feier eingerichtet. Jedes Polſter war mit einem Hochzeitteppich von bedeutendem Werthe bedeckt, Alexanders Ruhebett hatte ein goldenes Geſtell. Jeder nahm an ſeinen Tiſch ſeine eigenen nächſten Freunde mit, und Alexander ließ ſich und den andern Neuvermählten gegenüber das ganze Landheer und die Seeſoldaten an Tiſchen lagern, und in ſeinem Gezelte alle Geſandten und Fremden, welche ſich bei ihm aufhielten. Das ganze Gebäude, worin die Bewirthung ſtattfand, war mit prächtigen Teppichen und köſtlichen Waſſen von weißen Baumwollengeweben behangen, und unter den weißen Behängen waren golddurchwirkte Purpur- und Scharlachgewänder. Das Dach des Gebäudes ruhte auf zwanzig Ellen hohen Säulen, welche mit Silber, Gold und Edelſteinen verziert waren. An den Wänden herum hingen köſtliche, golddurchwirkte Tapeten, auf welchen Thiere abgebildet waren, und dieſe Tapeten waren oben an vergoldeten und verſilberten Leiſten befeſtigt. Der Raum des innern Hofs des Gebäudes betrug eine Viertelſtunde Wegs. Das Mahl wurde (und ebenſo auch ſonſt wenn der König viele Gäſte geladen hatte) unter Trompetenklang gehalten. Nach dem Schmauſe kamen die Bräute und ſetzten ſich jede neben ihren Verlobten. Dieſe umarmten und küßten ſie, und der König ſelbſt ging mit ſeinem Beiſpiele voran. Fünf Tage dauerten die Feſtlichkeiten, und Griechen, Perſer, Indier in großer Zahl wurden dabei zu den Spielen und Beluſtigungen als Tänzer, als Declamatoren und Sänger, Schauſpieler, Gaukler und Luſtigmacher gebraucht, und alle dieſe Leute, welche früher des Bacchus Hofgeſinde hießen, wurden jetzt Alexanders Hofgeſinde genannt, weil er ſie über die Maßen reichlich beſchenkte, (zehn Talente ſchenkte er einmal einem Schauſpieler, der in einem komiſchen Stücke einen bettelnden Vers einſchob,) und er hörte es gerne, daß man ſie ſo nannte. Seine Freigebigkeit zeigte Alexander auch gegen Griechenland, indem er zehntauſend Talente zur Herſtellung griechiſcher Tempel und öffentlicher Gebäude ſchenkte.

Ueberhaupt umgab ſich Alexander immer mehr mit ungemeiner Pracht, ſey es nun, daß er ſelbſt Neigung dazu hatte, oder daß er es der Klugheit gemäß fand, als König von Aſien dem Beiſpiel der früheren Herrſcher zu folgen. Die Art, wie er in den ſpäteren Zeiten die Seinigen und Fremde bei feierlichen Anläſſen zu empfangen pflegte, wird ſo beſchrieben: Das gewaltige, auf vergoldeten Säulen ruhende Zelt war mit einem golddurchwirkten, koſtbaren Baldachin bedeckt. Zunächſt am Könige ſtanden im Zelte ſelbſt fünfhundert perſiſche Apfelträger mit quittenfarbigen und purpurnen Oberkleidern. Nach dieſen kamen tauſend Bogenſchützen in flammgelben, ſcharlachrothen und hellblauen Gewändern. Vor dieſen ſtanden fünfhundert Macedonier mit ſilbernen Schilden. In der Mitte des Zeltes war ein erhöhter goldner Seſſel, worauf Alexander ſaß, wenn er Recht ſprach oder Gehör gab, und rund um ihn her ſeine Leibwache. Außerhalb des Zeltes ſtanden ſämmtliche abgerichtete Elephanten, tauſend Macedonier in macedoniſcher Kleidung, und um dieſe her zehntauſend Perſer. Die Zahl derer, welche in Purpurgewändern erſchienen, und welchen Alexander dieſe Kleidung für immer erlaubt hatte, betrug fünfhundert. Bei einer ſolchen Menge von Hofdienern und Heerführern wagte Keiner dem Könige nahe zu treten: ſolchen Eindruck machte die blendende Pracht um ihn her. So weit trieb er zuletzt die ausſchweifende Prunkſucht, daß er an die Purpurkaufleute der joniſchen Seeſtädte und der Inſel Chios ſchrieb, und ihnen befahl, allen Purpur aufzukaufen und ihm zu ſchicken, weil er alle ſeine Hofdiener in Purpur kleiden wollte, der bisher den Königen vorbehalten war. Er ſelbſt ſoll bei ſeinen Gelagen öfters Gewänder getragen haben, wie man ſie den Göttern und ihren Prieſtern gab, bald das Purpurgewand des Ammon, und die Hörner, um ganz den Gott vorzuſtellen; bald die Tracht der Diana, bald die des Hermes, manchmal aber auch Löwenfell und Keule des Herkules.

In Allem zeigt ſich der lebhafte, nach dem Außerordentlichen trachtende Geiſt des Mannes, der ebenſo in großartiger Freigebigkeit und grenzenloſem Aufwand, wie durch Heldenthaten und Eroberungen Alle zu übertreffen und einzig zu ſeyn ſtrebte. Aber ſo ſehr er ſich dieſen Neigungen in der Muße des Friedens überließ, ſo wenig fand er in ihnen allein Befriedigung und ſie vermochten ihn nicht von kriegeriſchen und weitgreifenden Planen abzuziehen. Nearchus war mit der Flotte, den vereinigten Euphrat und Tigris herauffahrend, glücklich in Suſa angelangt und hatte ſeinem Könige berichtet, an welchen Küſtenländern und Meerbuſen er vorbeigeſchifft. Alexander bekam nun auch Luſt, in das perſiſche Meer zu ſchiffen und die Mündungen jener Flüſſe zu ſehen. Er fuhr den Fluß Euläus hinab in's Meer, ſteuerte dann den Mündungen des Tigris zu und fuhr dieſen wieder hinauf bis zu dem Lagerplatze, wo Hephäſtio mit dem ganzen Heere ihn erwartete. Bei dieſer Fahrt ſtromaufwärts ließ er die mit vieler Mühe von den Perſern angelegten Schleußen und Dämme im Tigris zerſtören, um ſo dem Fluß eine durchaus gleiche Strömung zu geben. Sie ſollten angelegt worden ſeyn, um zur See kommende Feinde an einem Einfall in's Innere des Landes zu hindern. Alexander ſagte: wer in den Waffen überlegen ſey, der bedürfe ſolcher Mittel nicht. Wahrſcheinlich aber dienten dieſe Schleußen zur Bewäſſerung des Landes, und dann war die Eröffnung des Stromes für die Schiffahrt mit einem großen Opfer erkauft.

Noch weit größere Entwürfe ſollen damals Alexander beſchäftigt haben; man berichtet, er ſey geſonnen geweſen, den größten Theil Arabiens, das Land der Aethiopier, Libyer und Numidier jenſeits des Atlasgebirges zu umſchiffen, dann gegen Spanien zu in das mittelländiſche Meer einzudringen, und ſich durch Unterwerfung von Libyen und Carthago den Namen eines Königs der ganzen Erde zu verdienen. Auch in das ſchwarze Meer habe er ſegeln wollen zu den Scythen, oder nach Sicilien, und er habe auch ſchon an Bekriegung der Römer gedacht. Das wenigſtens ſcheint gewiß, daß er durch ſeine bisherigen Kriegsthaten und Eroberungen weder geſättigt und befriedigt war, noch auch die Einſicht gewonnen hatte, daß auf dieſe Art vollkommene Zufriedenheit doch nie dem glücklichſten Sieger und Eroberer zu Theil werde, und daß die Zahl der Siege, die Größe der Eroberungen, zuletzt kaum mehr einen Unterſchied mache, vielmehr das Verlangen nach immer größerer Macht und neuen Abenteuern wie ein ſtets wachſender Durſt die Seele erfülle. Der Zögling des Philoſophen Ariſtoteles erkannte wohl, daß dem Sieger und Gebieter der Erde ganz nahe ſtehe der Mann, welcher, wie der von ihm beſuchte und bewunderte Diogenes, durch Selbſtbeherrſchung und Bedürfnißloſigkeit ſich von den Menſchen ganz frei und unabhängig gemacht hat. Auf ſeinen Zügen war er an dieſe Wahrheit auf verſchiedene Weiſe erinnert worden. Er, der Mächtigſte der Menſchen, der Eroberer eines unermeßlichen Reiches, war an den Grenzen eines Landes, deſſen viel gerühmte Wunder ihn mächtig anlockten, durch ſeine eigenen Soldaten zur Umkehr gezwungen worden; er hatte oft erfahren, wie ſeine Macht und Größe auch dem Unglück um ſo mehr Blößen darbot; wie Sonnenglut oder Kälte, Stürme oder Regengüſſe die Werkzeuge ſeiner Macht, ſein Heer und ſeine Flotte in wenigen Tagen oder Stunden vernichten konnten; er hatte von den Weiſen Indiens eine Belehrung empfangen, deren Wahrheit, ſo ſehr ſie ihn überraſchte, er ſeinen Beifall nicht verſagen konnte. Als er nämlich mit ſeinem Heere ſich einem Garten oder Haine näherte, wo dieſe ihre Geſpräche und Unterhaltungen unter freiem Himmel hatten, ſtampften ſie, als ſie ihn erblickten, mit den Füßen auf den Boden, worauf ſie ſtanden. Als ſie Alexander durch einen Dollmetſcher fragen ließ, was dieß bedeute, antworteten ſie ihm: „O König Alexander! jeder Menſch hat nicht mehr

Erde inne, als worauf er ſteht; du aber, ein Menſch wie andere Menſchen, ausgenommen, daß du dich in fremde Dinge miſcheſt oder übermüthig biſt, ziehſt von deiner Heimath aus durch ſo viele Länder der Erde, dir ſelbſt und Andern zur Laſt. Und nun bald auch eine Leiche, wirſt du ſo viel Erde inne haben, als hinreicht zum Begraben für den Leib.“

Aber was er mit dem Verſtand klar erkannte, das vermochte doch ſeine Wünſche und Beſtrebungen, ſeinen Willen und ſeine Neigungen nicht zu ändern, und er blieb bei aller Bewunderung derjenigen Unabhängigkeit, welche den Menſchen durch Genügſamkeit frei macht, doch der nach der Weltherrſchaft dürſtende Eroberer; immer lieber Alexander, als Diogenes. Jene Wahrheit anerkennend und achtend, hatte er gewünſcht, von den indiſchen Weiſen, die er im Lande des Taxiles traf, Einen mit ſich zu nehmen, um ſo den Gegenſatz der größten, freiwilligen Entbehrung und Bedürfnißloſigkeit mit der ausſchweifenden Pracht und Genußſucht der Welteroberer beſtändig vor Augen zu haben. Dieſe indiſchen Weiſen, von den Griechen wegen ihrer höchſt einfachen und dürftigen Kleidung, oder weil einige Büßer ganz nackt gingen, Gymnoſophiſten (nackte Weiſe) genannt, führten ein höchſt beſchauliches und nüchternes Leben, nährten ſich von Früchten und verabſcheuten alle Fleiſchnahrung. Der Aelteſte derſelben, deſſen Schüler die Uebrigen waren, Dandamis genannt, erklärte, „weder er ſelbſt werde mit Alexander gehen, noch den Andern es geſtatten; denn der Gottheit Sohn ſey auch er, ſo gut wie Alexander, und er bedürfe nichts von Allem, was von dieſem ſich erbitten laſſe; für jetzt gehe es ihm gut; auch ſehe er, daß diejenigen, welche ſo viele Länder und Meere ohne einen guten Zweck durchirrten, ihrer vielen Irrjahrten kein Ziel finden würden. Weder wünſche er etwas, deſſen

Gewährung, noch fürchte er etwas, deſſen Entfernung in Alexanders Macht ſtehe. So lange er lebe, genüge ihm der irdiſche Boden, der ſeine Früchte zu ſeiner Zeit trage, und wenn er ſterbe, werde er befreit von der läſtigen Bürde und Geſellſchaft des Leibes.“ Alexander, der in ihm den wahrhaft freien Mann erkannte und ehrte, wollte ihm keine Gewalt anthun; dagegen ließ ſich ein Anderer der dortigen Weiſen, Kalanus, bewegen, mit zu ziehen; die übrigen aber ſagten, denſelben tadelnd: er verlaſſe die Glückſeligkeit bei ihnen, um einem andern Herrn zu dienen, als der Gottheit. Dieſen Kalanus hielt Alexander als einen Freund ſehr werth, obgleich die Unterredung zwiſchen ihnen durch Dollmetſcher geführt werden mußte, und bedauerte tief ſeinen Tod. Dieſer erfolgte in Suſa und zwar in folgender Weiſe. Der ſiebzigjährige Mann, der in ſeinem Leben niemals krank geweſen war, wurde von hartnäckigem Durchfall ergriffen, wollte ſich aber den ärztlichen Vorſchriften nicht unterwerfen und nicht von ſeiner bisherigen Lebensweiſe abgehen. Er erklärte nun dem König: unter dieſen Umſtänden ſey es für ihn das Beſte, heimzugehen, ehe er ſich mit einem Leiden abquälen müſſe, das ihn zwingen könnte, ſeiner bisherigen Lebensart zu entſagen. Lange widerſprach ihm Alexander; als er aber ſah, daß er nicht nachgab, befahl er endlich, ihm nach ſeinen eigenen Anweiſungen einen Scheiterhaufen zu errichten, und übertrug die Beſorgung der Sache dem Ptolemäus Lagi. Ein feierlicher Aufzug von Mannſchaft zu Roß und zu Fuß, zum Theil in voller Rüſtung, zum Theil allerlei Räucherwerk für den Scheiterhaufen, goldene und ſilberne Trinkgeſchirre und ein königliches Ehrenkleid tragend, gab ihm das Geleite; auch ein Pferd wurde für ihn vorgeführt, das er aber aus Schwäche nicht beſteigen konnte, daher er in einer Tragbahre fortgeſchafft wurde, bekränzt nach indiſcher Weiſe und in indiſcher Sprache ſingend — Preisgeſänge und Loblieder auf die Götter, wie die Indier verſicherten. Am Scheiterhaufen angekommen, ſchenkte er das treffliche nyſäiſche Pferd dem Lyſimachus, einem Verehrer ſeiner Weisheit; die Trinkgeſchirre und Teppiche vertheilte er unter ſeine Umgebung. Nachdem er dann von allen ſeinen Freunden Abſchied genommen, beſtieg er den Holzſtoß und legte ſich mit Faſſung und Würde unter den Augen des geſammten Heeres nieder. Wie der Scheiterhaufen von den dazu beſtellten Leuten angezündet war, ertönten gemäß den Befehlen Alexanders die Trompeten; das ganze Heer erhob das Schlachtgeſchrei, und auch die Elephanten vermiſchten damit ihre durchdringenden, kriegeriſchen Töne, Alles dem Kalanus zu Ehren. Ein ſtaunenswürdiger Anblick war es für die Zuſchauer, daß er nicht ein Glied rührte, wie die Flammen über ihm zuſammenſchlugen. Alexander ſelbſt wohnte dem freigewählten Tode ſeines Freundes nicht bei, weil es ihm nicht ziemlich ſchien, oder auch zu ſchmerzlich war, und Kalanus ſoll, da er nicht von ihm Abſchied nehmen konnte, geſagt haben: „den Alexander werde ich in kurzer Zeit in Babylon wieder ſehen.“

Unmittelbar nachdem dieß geſchehen, wird erzählt, habe Alexander viele ſeiner Freunde und Anführer zu einem Gelage eingeladen, einen Wettſtreit im Trinken angeſtellt und einen Kranz als Preis für den beſten Trinker ausgeſetzt. Der Sieger in dieſem Wettkampf überlebte aber ſeinen Sieg nur drei Tage, und auch von den Uebrigen ſollen viele in Folge des übermäßigen Trinkens geſtorben ſeyn, weil eine heftige Kälte eintrat. Schmäuſe und Trinkgelage waren bei faſt allen, beſonders bei roheren Völkern, nach Leichenbegängniſſen üblich, und die herkömmliche Sitte mußte einem Manne von Alexanders

Art ganz willkommen ſeyn, um trübe Gedanken und Erinnerungen durch die lärmende Luſt des Augenblicks und die Vergeſſenheit des Rauſches zu verſcheuchen. Früher war ihm der Becher nur die Würze und Zugabe des erheiternden Geſprächs geweſen; jetzt ſuchte er ſchmerzliche Gefühle gewaltſam zu übertäuben, ſtatt ſich ihnen mit Maß hinzugeben und ſie durch Vernunft und Seelenſtärke zu überwinden, — und ebenſo erſtickte er auch in den ſpätern Zeiten nur allzuoft die Mahnungen der Gerechtigkeit, der Menſchlichkeit und der Weisheit, die ſein eigenes beſſeres Gefühl oder wohlmeinende Freundſchaft ihm zuflüſterte, durch die laute Stimme und die Launen des willkürlichen Gewaltherrſchers. Allerdings war es jetzt ſeine Aufgabe, König von Aſien zu ſeyn, und den aſiatiſchen Völkern, ihren Gebräuchen, Sitten und Vorſtellungen ſich anzubequemen, und viele ſeiner Handlungen, auch ſolche, die ſeinen Macedoniern mißfielen, waren klug und weiſe berechnet, um das Vertrauen und die Neigung ſeiner neuen Unterthanen zu gewinnen, und aus Macedoniern und Perſern, aus Griechen und Barbaren nach und nach Ein Volk zu machen; aber in manchen Stücken vertauſchte er die beſſere griechiſche und macedoniſche Sitte gegen die ſchlechtere aſiatiſche, nicht aus entgegenkommender Herablaſſung gegen die Perſer, ſondern weil ihm ſelbſt der blinde und ſclaviſche Gehorſam, die göttliche Verehrung und Huldigung der Orientalen gegen ihren König beſſer gefiel, als der ſich fühlende Stolz freier Macedonier, und die offene, freimüthige Rede von Männern, welche noch ein anderes Recht neben dem des Königs kannten und behaupteten. Die Freigebigkeit und Großmuth des Königs erkaufte nicht den Stolz, die Freiheitsliebe und die Eiferſucht ſeiner Macedonier, und Alexander ward innerlich mehr und mehr ſeinen alten Unterthanen entfremdet, weil ſie ihm als undankbar und anmaßend erſchienen, und verlor, indeß er die Perſer gewann, die Herzen der Griechen, ſtatt daß es ihm gelungen wäre, beide Nationen wahrhaft zu verſöhnen. Dieß Fehlſchlagen ſeines großen Planes, wobei er ſelbſt nicht ohne Schuld war, verbitterte und vergiftete die ſpäteren Jahre des Königs.

26.

Alexander entzweit und verſöhnt ſich mit ſeinem Heere.

Während Alexanders Aufenthalt in Suſa kamen die Statthalter aus den neuerbauten Städten und den eroberten Ländern bei ihm an und brachten dreißigtauſend junge Perſer mit ſich, welche Alexander mehrere Jahre zuvor aus den ſtärkſten und ſchönſten Knaben hatte auswählen und nach griechiſcher Weiſe in der Handhabung der Waffen und im Kriegsweſen unterweiſen laſſen, und die jetzt im Schmucke macedoniſcher Rüſtung und Waffen erſchienen. Der König nannte ſie Epigonen, d. h., Nachkommen, Nachwuchs. Die Ankunft dieſer jungen Krieger verdroß die Macedonier ſehr, als denke der König alles Mögliche aus, um nicht mehr, wie ſonſt, Macedonier nöthig zu haben. Der Anblick der mediſchen Kleidung Alexanders war für ſie ſchon längſt ſchmerzlich und die nach perſiſcher Sitte vollzogene Hochzeitfeier ihnen nicht recht nach dem Sinne geweſen, ſogar einigen der Verheiratheten ſelbſt nicht, ſo ſehr ſie ſich auch durch die Gleichſtellung mit dem Könige geehrt fühlten. Anſtößig war ihnen die Nachahmung perſiſcher Tracht und Sitte bei Peuceſtes, dem Statthalter von Perſis, und der Beifall, welchen ihm Alexander zollte; anſtößig die Aufnahme der baktriſchen, ſogdianiſchen und arachotiſchen Reiter und ſonſtiger Barbaren, die ſich durch Rang, Tapferkeit und ſchöne Geſtalt auszeichneten, unter die berittenen Edelſchaaren, und einzelner Vornehmer unter die Leibwächter; Alexander ſchien ihnen ganz und gar ein Aſiate geworden zu ſeyn, und die Macedonier zu verachten. Als er nun auf der Rückfahrt den Tigris herauf ſein Heer in Opis traf, verſammelte er die Macedonier und erklärte ihnen, daß er die durch Alter und körperliche Gebrechen zum Kriege minder tüchtig Gewordenen entlaſſen und nach Hauſe zurückſenden wolle. Er glaubte damit dem Heere etwas Angenehmes zu ſagen, um ſo mehr, als er den bei ihm Bleibenden die reichſten Belohnungen verſprach, und wünſchte, daß junge Macedonier aus der Heimath zu ihm herüber kämen. Aber die vorher ſchon verſtimmten und mißtrauiſchen Macedonier glaubten, Alexander ſey ihrer überdrüſſig und wolle ſich ihrer ganz entledigen, um ſich aus lauter Aſiaten ein Heer zu bilden. Alle ſchrieen zuſammen und verlangten ſtürmiſch, ſämmtlich entlaſſen zu werden; ſie riefen ihm zu: er möge mit ſeinem Vater Ammon in den Krieg ziehen. Auf dieß ſprang Alexander, in heftigem Zorne aufbrauſend, von der erhöhten Rednerbühne herab und befahl die Hauptaufwiegler unter der Menge feſtzunehmen, ſelbſt mit der Hand ſeinen Rundſchildnern diejenigen bezeichnend, welche ſie faſſen ſollten. Es waren dreizehn, die er im Tigris ertränken ließ; und während die Andern betroffen ſchwiegen, beſtieg er von Neuem die Rednerbühne und ſprach ungefähr Folgendes:

„Nicht um Euch zurückzuhalten, Macedonier, ſpreche ich zu Euch; denn meinetwegen mögt Ihr gehen, wohin Ihr wollt; ſondern nur um Euch zu erinnern, was Ihr jetzt ſeyd, und was Ihr früher geweſen. Mein Vater Philippus, der Euch unſtät umherirrend und arm vorfand, größtentheils in Fellen auf den Bergen wenige Schafe weidend, und für dieſe gegen Illyrier, Triballer und Thracier unglücklich kämpfend, gab Euch Kriegsmäntel ſtatt der Felle und führte Euch von den Bergen in die Ebenen herab zum ſiegreichen Kampfe mit den benachbarten Barbaren. Er machte Euch zu Städtebewohnern, gab Euch heilſame Geſetze und Einrichtungen, unterwarf Euch die Barbaren, welche früher Euch geplündert hatten, gewann einen großen Theil Thraciens und viele Küſtenſtädte, öffnete dem Lande bequeme Wege an die See und bereicherte es durch Bearbeitung der Bergwerke. Er beſiegte die Theſſalier und Phocäer, die Athener und Thebaner, drang in den Peloponnes ein, ſtellte dort die Ordnung her, wurde zum Oberfeldherrn von Griechenland für den Zug gegen die Perſer ernannt, und gewann ſo eine Auszeichnung, durch welche er weniger ſeine eigene Perſon, als das Gemeinweſen der Macedonier verherrlichte. Das ſind meines Vaters Verdienſte um Euch, groß an ſich, aber klein im Vergleich mit den unſrigen. Ich überkam von meinem Vater wenige goldene und ſilberne Gefäße und kaum ſechzig Talente im Schatz; dagegen fünfhundert Talente Schulden, wozu ich ſelbſt achthundert entlehnen mußte; brach dann auf aus dem Lande, das nicht einmal Euch ſelbſt gut nähren konnte, und öffnete Euch den Weg über den Helleſpont, obgleich die Perſer damals noch die Oberhand zur See hatten. Sieger im Reitertreffen gegen die Statthalter des Darius, unterwarf ich ganz Jonien Eurer Herrſchaft und gewann ganz Arabien, beide Phrygien, Lydien und Milet. Alles aber nahm ich, um Euch die Früchte davon genießen zu laſſen. Die Schätze von Aegypten und Cyrene kommen Euch zu Gute; Cöleſyrien, Paläſtina und Meſopotamien ſind Euer Beſitzthum; Babylon, Baktra und Suſa, Lydiens Reichthümer, die Schätze Perſiens und Indiens und das äußere Meer ſind Euer. Ihr ſeyd die Statthalter, die Heerführer, die Hauptleute. Denn was iſt mir ſelbſt aus allen dieſen Kämpfen geblieben, als dieſer Purpur und dieß Diadem? Ich beſitze nichts für mich, und Niemand wird mir Schätze nachweiſen können, außer dieſen Euren Beſitzthümern oder was zu Eurem Beſten aufbewahrt wird. Wozu ſollte ich ſie für mich beſonders aufbewahren? da ich ja gleiche Speiſe und gleichen Schlaf mit Euch genieße; obwohl ich ſogar glaube, daß ich nicht einmal ſo köſtlich eſſe, wie die Ueppigeren unter Euch, und gewiß weiß, daß ich für Euch wache, damit Ihr ruhig ſchlafen könnt. Und habe ich ſelbſt die Mühen und Drangſale, wodurch Alles errungen worden, nicht mit Euch getheilt? Wer von Euch weiß, ob er mehr für mich, oder ich mehr für ihn erduldet habe? Wohlan, wer von Euch Wunden hat, entblöße und zeige ſie, und ich will dagegen die meinigen zeigen. Kaum ein Theil des Körpers iſt mir unverwundet geblieben; von allen Fauſtwaffen und Geſchoſſen trage ich Spuren und Narben an mir, ich bin mit dem Schwerdte verwundet, mit Pfeilen geſchoſſen, aus Wurfmaſchinen getroffen und mit Steinen und Holz verletzt worden. Für Euch und Euren Ruhm und Reichthum machte ich die ſiegreichen Züge durch alle Länder und Meere, über alle Flüſſe, Berge und Ebenen. Dieſelbe Hochzeit habe ich mit Euch gefeiert, und die Kinder von Vielen unter Euch werden verwandt ſeyn mit meinen Kindern. Eure Schulden habe ich getilgt, ſo großen Gold Ihr auch hattet, und ſo viel Euch Plünderungen reicher Städte eintrugen. Goldene Kränze haben die Meiſten von Euch, unſterbliche Denkmale nicht bloß Eurer Tapferkeit, ſondern auch meiner ehrenden Anerkennung. Und die Gefallenen — ruhmvoll war ihr Ende, glänzend ihre Beſtattung; eherne Bilder von Vielen ſind in der Heimath aufgeſtellt; ihre Eltern ſind geehrt und frei von allen Abgaben; und fliehend hat unter meiner Anführung Keiner den Tod gefunden. Jetzt wollte ich die Kampfuntüchtigen unter Euch reich beſchenkt, ſo daß ſie zu Hauſe beneidet werden ſollten, entlaſſen; da Ihr aber Alle gehen wollt, ſo geht, und erzählet daheim, daß Ihr Euren König Alexander, den Beſieger der Perſer und Meder und Baktrer und Saken, den Bezwinger der Parthyäer und Chorasmier und des hyrkaniſchen Landes, der den Kaukaſus jenſeits der kaſpiſchen Pforten überſtiegen, den Oxus und Tanais und den nur von Bacchus durchſetzten Indus, den Hydaſpes, Aceſines und Hydaotes überſchritten hat; der auch den Hyphaſis überſchritten haben würde, wenn Ihr nicht furchtſam Euch deſſen geweigert hättet; der in das große Meer hinausgefahren iſt und die gedroſiſche Wüſte als der Erſte mit einem Heere durchzogen, deſſen Flotte das Meer von Indien bis Perſien durchſchifft hat — daß Ihr den, ſobald Ihr ihn nach Suſa zurückgebracht, verlaſſen, und dem Schutze der beſiegten Barbaren übergeben habt. Solche Kunde wird Euch wohl bei den Menſchen zum Ruhme und bei den Göttern zum Verdienſte gereichen. Geht!«

Nach dieſen Worten ſprang Alexander raſch von der erhöhten Rednerbühne herab, zog ſich in das königliche Schloß zurück, und wollte weder körperliche Pflege annehmen, noch irgend Einen ſeiner Vertrauten ſehen; auch am folgenden Tage zeigte er ſich nicht. Am dritten rief er die Auserwählten der Perſer zu ſich herein und vertheilte unter ſie die Befehlshaberſtellen der Heerabtheilungen (denn die Anführer nicht minder als die Soldaten ſcheinen an dem Ausbruch der Unzufriedenheit Theil genommen zu haben, mit nur wenigen Ausnahmen), und nur denen allein, welche er für Verwandte erklären würde, (ein perſiſcher Titel) gab er das Recht, ihn zu küſſen.

Die Macedonier waren, betroffen von der Rede, ſchweigend unter der Rednerbühne ſtehen geblieben, und den weggehenden König hatten nur die Vertrauten ſeiner Umgebung und die Leibwächter begleitet. Die Meiſten wußten nun nicht, was ſie thun ſollten, da ſie entlaſſen waren, und doch auch nicht gehen wollten. So herrſchte in dieſen Tagen große Rathloſigkeit und Verwirrung unter dem Heere. Als ſie aber erfuhren, was mit den Perſern und Medern vorgegangen, daß Befehlshaberſtellen an Perſer übertragen, das Barbarenheer nach griechiſcher Weiſe eingetheilt, eine perſiſche Leibſchaar und Edelſchaaren mit macedoniſchen Benennungen und eine Schaar von Silberſchildnern errichtet worden: hielten ſie ſich nicht länger, denn zugleich mit ihrem Stolz erwachte auch ihre alte Liebe zu ihrem heldenmüthigen Könige. Sie rannten in Haufen nach der Königsburg und warfen ihre Waffen vor den Thoren ab, zum Zeichen der unbedingten Unterwerfung; ſie drängten ſich um die Eingänge, mit lautem Geſchrei und Thränen um Zulaſſung bittend. Sie wollten die Urheber der Meuterei ausliefern, und Tag und Nacht nicht von den Thoren weichen, wenn nicht Alexander mit ihnen Erbarmen habe. Auf dieß trat er endlich heraus, und als er ſie im Aufzug von Gnadeflehenden ſah und ihre wehklagenden Stimmen hörte, vergoß auch er Thränen. Ehe er etwas ſagte, trat Einer, Kallines, ein alter Krieger, Befehlshaber unter den berittenen Edelſchaaren, vor, während die Andern in ihrer flehenden Stellung beharrten, und ſprach: »Was die Macedonier betrübt, o König, iſt, daß du ſchon einige Perſer zu deinen Verwandten gemacht haſt, daß Perſer Alexanders Verwandte genannt werden und dich küſſen, keinem Macedonier aber bis jetzt dieſe Ehre zu Theil geworden iſt.« Alexander fiel ihm in's Wort und ſagte: »Euch Alle insgeſammt achte ich ja für meine Verwandte und von nun an werde ich Euch ſo nennen.“ Kallines trat nun heran und küßte ihn, und wer ſonſt ihn noch küſſen wollte; dann die Waffen wieder aufnehmend, kehrten ſie mit Jubelgeſchrei in's Lager zurück.

Alexander brachte nun, zur Feier der Ausſöhnung, den Göttern Opfer dar und veranſtaltete ein großes, öffentliches Gaſtmahl, bei welchem er ſelbſt obenan ſaß, ihm zunächſt die Macedonier, dann die Perſer und nach dieſen die durch Rang oder Verdienſte Ausgezeichneten von den übrigen Völkerſchaften; aus einem und demſelben Miſchkeſſel ſchöpfend, brachten er und ſeine Gäſte dieſelben Trankopfer dar, wobei die griechiſchen Wahrſager und die perſiſchen Magier die vorbereitende Handlung verſahen. Unter anderen Trinkſprüchen brachte er auch den aus: „Einigkeit und Gemeinſchaft des Reiches den Macedoniern und Perſern!“ Es ſollen der Gäſte neuntauſend geweſen ſeyn, und dieſe Alle ein Trankopfer dargebracht und dabei Einen Lobgeſang angeſtimmt haben.

Freiwillig nahmen nun alle Macedonier, welche wegen Alters oder irgend welcher Gebrechen kampfunfähig waren, gegen Zehntauſend, ihre Entlaſſung. Alexander ließ ihnen den Sold nicht bloß für die verfloſſene Dienſtzeit, ſondern bis zu der Zeit, wo ſie ihre Heimath erreicht haben würden, auszahlen, und legte überdieß noch Jedem ein Talent zu. Viele hatten in Aſien Kinder von aſiatiſchen Frauen; von dieſen wünſchte der König, daß ſie in Aſien blieben, und verſprach, ſelbſt dafür Sorge zu tragen, daß ſie durchaus und beſonders für den Krieg eine macedoniſche Erziehung erhielten; als Männer wolle er ſie einſt ſelbſt nach Macedonien führen und ihren Vätern übergeben. Einen Beweis ſeiner Fürſorge gab er den Abziehenden auch dadurch, daß er ihnen Einen ſeiner getreueſten und erprobteſten Feldherrn, den Kraterus, als Führer des Zuges mitgab; und außer dieſem noch den Polyſperchon und mehrere andere Anführer. Nachdem er zuletzt Alle insgeſammt umarmt hatte, trennte er ſich weinend von den Weinenden.

Außer dem Auftrag, die Heimziehenden zu geleiten, hatte Kraterus auch noch den, die griechiſchen Angelegenheiten zu ordnen und zu überwachen, und an der Stelle Antipaters, welcher dem Könige neue Soldaten zuführen ſollte, die Reichsverweſerſtelle in Macedonien zu übernehmen; denn Alexander mißtraute dem Antipater, theils weil ſeine Mutter Olympias beſtändig Klagen über ihn führte, daß er ſeiner Würde ſich überhebe, theils auch, weil er ſich bewußt war, denſelben durch die Hinrichtung des Philotas, ſeines Schwiegerſohns, verletzt zu haben; und daher wünſchte er ihn auf eine nicht beleidigende Art aus Macedonien zu entfernen. So hatte Alexander, nachdem auf eine Weile die Waffen des Krieges ruhten, doch vielfach Streit und Groll zu bekämpfen, Entzweiung und Zwieſpalt zu hindern und zu heilen; zwiſchen ſich ſelbſt und ſeinem Heere, zwiſchen Macedoniern und Perſern, zwiſchen Olympias und Antipater, und endlich auch zwiſchen ſeinen eigenen Freunden und Feldherrn; denn es wird aus dieſer Zeit erzählt, daß ſein Liebling Hephäſtion und ſein vertrauter Geheimſchreiber und tapferer Feldherr, der getreue Eumenes von Kardia, welche ſich nie gut vertragen, jetzt hart aneinander gerathen, von Alexander aber durch dringende Vorſtellungen wieder einigermaßen ausgeſöhnt worden ſeyen, indem Hephäſtion von Eumenes unwillig die willig dargebotene Hand der Verſöhnung angenommen habe. So ſah der nach Kampf und Krieg unerſättlich dürſtende Held nur zu häufig die Streitluſt der Menſchen in einer Geſtalt, in welcher ſie ihm ſelbſt peinlich wurde, und fand es oft viel ſchwerer, die ihm zunächſt Stehenden zu beſchwichtigen, als die gewaltigſten Feinde in Sturm und Schlacht niederzuſchlagen.

27.

Hephäſtio's Tod. Alexanders neue Plane und Zug nach Babylon.

Ueberzeugt, daß in einem ſo großen Reiche die Gegenwart des Königs in deſſen verſchiedenen Theilen nothwendig ſey, um Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Statthalter und Beamten zu verhüten, und ſeinen Willen wirklich ausgeführt zu ſehen, beſchloß Alexander, von Opis nach Ekbatana, der Hauptſtadt Mediens, ſich zu begeben, wo der Hauptſchatz niedergelegt worden, von wo aber Harpalus mit ungeheuren Summen entflohen war. Er ging über den Paſitigris, lagerte ſich in den ſogenannten kariſchen Dörfern, durchzog Sittacene und kam nach Sambana, wo er ſieben Tage raſtete. Nach drei Tagen erreichte er dann das Volk der Kelonen, unter welchen ſich ein böotiſcher Stamm und die griechiſche Sprache, neben der Landesſprache, erhalten hatte. Nach einigen Raſttagen zog er, von dem geraden Wege ablenkend, durch die berühmte, einer Götterwohnung gleiche Landſchaft Bagiſtane, welche an fruchtbaren Bäumen reich war und Genüſſe aller Art gewährte. Die Königin Semiramis hatte bei dem Berge Bagiſtanos einen großen Garten oder Luſthain anlegen und den Berg mit Bildhauerarbeiten ſchmücken laſſen. Dann beſuchte Alexander die Waidetriſten, welche den königlichen Stutereien gewidmet waren, die nyſäiſchen genannt, wie die daſelbſt gezogenen Pferde nyſäiſche hießen. Er ſoll noch fünfzig- bis ſechszigtauſend Pferde getroffen haben; früher aber ſollen es um hunderttauſend mehr geweſen ſeyn. Dort verweilte Alexander dreißig Tage; der mediſche Statthalter Atropates fand ſich bei ihm ein und brachte hundert Weiber zu Pferde mit, als Amazonen gekleidet und gerüſtet. In Ekbatana angekommen brachte der König Opfer dar, veranſtaltete Wettſpiele in Leibesübungen und Muſenkünſten, und ließ ſich von ſeinen Vertrauten mit Trinkgelagen unterhalten. Dabei wurde oft das Maß überſchritten und der liebſte Freund Alexanders, Hephäſtio, zog ſich entweder durch unmäßiges Trinken eine tödtliche Krankheit zu, oder verſchlimmerte er, ſchon krank, durch Trinken ſeinen Zuſtand, welcher bald ſehr bedenklich wurde. Am ſiebenten Tage ſollte ein Wettkampf von Knaben in Leibesübungen ſtattfinden; ſchon war die Rennbahn voll: da erhielt Alexander die Nachricht, daß es mit Hephäſtio ſehr ſchlimm ſtehe. Er eilte zu ihm, traf ihn aber nicht mehr lebend. Sein Schmerz und ſeine Trauer war außerordentlich; er brachte den ganzen Tag über dem Leichnam ſeines Freundes unter Thränen und Wehklagen zu, und wollte ſich nicht von ihm trennen. Bis zum dritten Tage koſtete er keine Speiſe und nahm keine körperliche Pflege an, ſondern lag wehklagend und in trauriges Schweigen verſunken da; er befahl, dem Todten in Babylon einen Scheiterhaufen zuzurüſten, zu tauſend, oder gar zu zehntauſend Talenten; er ordnete eine Trauer in ganz Aſien um ihn an, wobei alle heiligen Feuer, wie nach dem Tode der perſiſchen Könige, ausgelöſcht, und ebenfalls nach altperſiſcher Sitte den Pferden und Maulthieren die Mähnen und Schweiſe abgeſchoren worden ſeyn ſollen; Viele der Vertrauten Alexanders, um ihm zu huldigen, weihten ſich ſelbſt und ihre Waffen dem verſtorbenen Hephäſtio, und zwar auf den Vorſchlag des Eumenes, welcher dadurch dem Alexander beweiſen wollte, daß er ſich über den Tod ſeines frühern Widerſachers nicht freue. An die Stelle Hephäſtio's als Anführer der berittenen Edelſchaaren ernannte der König keinen Andern, damit ſein Name bei der Schaar nicht untergehe; ſie hieß immer noch nach ihm und es wurde ihr das von ihm gewählte Feldzeichen vorgetragen. Ferner gedachte Alexander einen Wettkampf in Leibesübungen und Muſenkünſten zu veranſtalten, der durch die Menge der Kämpfenden und die Koſten der Ausrüſtung alle frühern weit hinter ſich laſſen ſollte: denn er hatte gegen dreitauſend Wettkämpfer aufgebracht. So wie dieß an die Leichenſpiele nach dem Tode des Patroklus erinnert, ſo iſt auch ganz glaublich, daß Alexander, nach dem Beiſpiel Achills, ſich dem Verſtorbenen zu Ehren die Locken abgeſchnitten habe; auch wird erzählt, er habe ſelbſt von Zeit zu Zeit den Wagen gelenkt, auf welchem der Leichnam zur Leichenfeier nach Babylon weggeführt wurde. Aber es wird ſogar von Einigen berichtet, daß er in ſeiner Trauer gegen Menſchen und Götter gewüthet habe, nicht wie ein vernünftiger und tieffühlender Mann, ſondern wie ein unſinniger Deſpot; daß er den Arzt Glaucias hinrichten laſſen, weil er den Kranken falſch und nachläſſig behandelt habe; und daß er befohlen, den Tempel des Aeskulap in Ekbatana niederzureißen oder in Brand zu ſtecken, weil er ſeinem Freunde nicht geholfen, etwa wie Xerxes den Helleſpont peitſchen und Ketten darein verſenken ließ. Er ſoll auch durch eine Geſandtſchaft beim Ammon haben anfragen laſſen, ob er erlaube, dem Hephäſtio als einem Gotte zu opfern, habe aber eine verneinende Antwort erhalten; ihm als Halbgott Opfer bringen zu laſſen, trug jedoch Alexander kein Bedenken. Bei andern Gelegenheiten wurden ſeine ausſchweifenden Einfälle auch von Solchen, die ihm zu Gefallen ſeyn wollten, genährt; ſo machte ihm z. B. einmal der griechiſche Baumeiſter Steſikrates den abenteuerlichen Vorſchlag, den Berg Athos in Thracien zu einer menſchenähnlichen Geſtalt zu formen, welche mit der linken Hand eine Stadt von zehntauſend Einwohnern halte, mit der rechten einen anſehnlichen Waſſerſtrom ins Meer hinabgieße; und dieß würde dann die dauerhafteſte und am beſten in die Augen fallende Bildſäule Alexanders ſeyn. Dieſen Vorſchlag wies Alexander mit den Worten zurück: „Laßt den Athos auf ſeiner Stelle wie er iſt; es iſt genug, daß er ein Denkmal des Uebermuths Eines Königs iſt[*]); mich aber wird ſchon der Kaukaſus zeigen, die emodiſchen Berge, der Tanais und das kaſpiſche Meer. Dieß werden die Bilder meiner Thaten ſeyn;“ aber doch verlor er in ſeinen Planen und Unternehmungen, in der Kundgebung ſeiner Gefühle immer mehr das richtige Maß.

Lange Zeit hing er ſeiner Trauer um Hephäſtio nach, mit welchem ihm ſeine Jugend gleichſam geſtorben war; endlich ermannte er ſich und rüſtete ſich zum Kampf gegen das kriegeriſche und räuberiſche Volk der Koſſäer, in den Gebirgen hauſend, welche zwiſchen Ekbatana und Babylon liegen. Mitten im Winter unternahm er den Zug; aber weder der Winter konnte ihn aufhalten, noch der ungünſtige Boden, und ſo wenig als ihn, auch den Lagiden Ptolemäus, welcher ebenfalls eine Heeresabtheilung anführte: ſo war Alexandern, was er auch unternehmen mochte, im Kriege nichts unmöglich. Sehr viele Koſſäer wurden niedergemacht, und Alexander ſoll, ſo wird berichtet, dieß als eine Art von Todtenopfer für Hephäſtio betrachtet haben, ſo wie Achilles dem Patroklus zu Ehren zwölf Troer opferte.

---

[*]) Xerxes hatte befohlen, den Athos zu durchſtechen, an welchem früher eine perſiſche Flotte geſcheitert war.

Hierauf machte ſich Alexander auf den Weg nach Babylon, welches er zur Hauptſtadt ſeines Reiches erkoren hatte. Auf dem Wege dahin trafen Geſandtſchaften aus Libyen bei ihm ein, welche ihn wegen der Herrſchaft über Aſien beglückwünſchten und feierlich begrüßten. Auch aus Italien kamen Abgeordnete der Bruttier, der Lukaner und Tyrrhener bei ihm an. Die Karthager ſollen eine Geſandtſchaft an ihn geſchickt, und die Aethiopier, die Scythen in Europa, die Celten und Iberer durch Abgeordnete um ſeine Freundſchaft geworben haben: Völkerſchaften, deren Namen und Tracht früher den Griechen und Macedoniern gar nicht oder kaum bekannt waren. Von ihnen ſoll Alexandern das Amt des Schiedsrichters in ihren Streitigkeiten unter einander übertragen worden ſeyn, ſo daß er jetzt erſt ſich ſelbſt und ſeiner Umgebung als Herr aller Länder und Meere erſchien. Sogar von den Römern, erzählen Einige, ſeyen Geſandte zu Alexander gekommen. Sehr viele Abgeordnete aus Griechenland fanden ſich bei ihm ein, vermuthlich um ihm die Glückwünſche ihrer Staaten zu ſeiner Beſiegung Aſiens zu überbringen, beſonders aber auch, um ihm für einen Beſchluß zu danken, welcher für Griechenland ſehr wichtig war. Alexander hatte nämlich den Befehl gegeben und bei den olympiſchen Spielen verkündigen laſſen, daß ſämmtliche Verbannte aus griechiſchen Städten, mit einziger Ausnahme der Verfluchten (welche an Heiligthümern oder ſonſt gegen die Götter gefrevelt hatten), zwanzig oder gar dreißigtauſend an der Zahl, in ihre Städte ſollten zurückgerufen werden. Dadurch entfernte er eine wichtige, beſtändige Veranlaſſung zu Unruhen in Griechenland und verpflichtete ſich beſonders die in ihre Heimath zurückgerufenen Verbannten ſelbſt. Die griechiſchen Staaten mußten dem Befehl Folge leiſten und dem Könige dafür danken, obgleich einzelne, Athen z. B., ſich ſehr widerwillig dazu verſtanden und eine Verletzung der beſtehenden Verträge darin erblickten. Aber ſie hatten ſchon eben ſo Bitteres und ihrem Stolze faſt Unerträgliches ertragen müſſen. Früher ſchon waren nach Griechenland Alexanders Aufforderungen ergangen, ihm durch öffentliche Beſchlüſſe die Ehren der Götter zu gewähren. Bittere Reden wurden in Athen gegen den König vorgebracht, der als Gott verehrt ſeyn wolle, und doch voll Ungerechtigkeit ſey und ſelbſt die Geſetze der Sitte und Schicklichkeit nicht achte. Aber der Wille des Uebermächtigen überwog; das atheniſche Volk erkannte ihm die göttlichen Ehren zu; die Spartaner beſchloßen: „Will Alexander Gott ſeyn, ſo ſey er Gott!“ Die übrigen Hellenen folgten dem Beiſpiel und von nun an erſchienen die griechiſchen Geſandten an Alexander bekränzt, ſo wie die Geſandtſchaften zu den Tempeln der Götter ziehen. Unter den damals eintreffenden Abgeordneten befanden ſich nun auch Geſandte von Epidaurus im Peloponnes, wo Aeskulap unter dem Bild einer Schlange in einem eigenen Tempel verehrt wurde. Dieſen habe Alexander, wird erzählt, nicht nur alle ihre Bitten bewilligt, ſondern ihnen auch ein Weihgeſchenk für den Aeskulap mitgegeben, jedoch mit der Aeußerung: Aeskulap habe freilich an ihm nicht ſchön und freundlich gehandelt, daß er ihm den Freund nicht gerettet, der ihm ſo theuer geweſen wie ſein eignes Leben.

Der Anblick ſo vieler fremder und fernher gekommener Geſandten erweckte in der Seele Alexanders von Neuem wieder lebhaft das Verlangen, unbekannte und ferne Länder und Meere zu durchziehen, zu erforſchen und zu erobern; ein neuer

Plan beſchäftigte ihn: er gedachte das kaſpiſche oder hyrkaniſche Meer genauer zu unterſuchen, mit welchem Meere es zuſammenhänge und von welchen Völkerſchaften es umwohnt ſey; deßhalb ſandte er den Herakliden, den Sohn des Argäus, nebſt vielen Schiffszimmerleuten nach Hyrkanien mit dem Befehle, in den dortigen Gebirgen Bauholz zu fällen und daraus lange Schiffe mit oder ohne Verdeck nach griechiſcher Bauart zu zimmern. Darüber verlor er jedoch ſeine andern Entwürfe nicht aus dem Auge. In Babylon war die Flotte des Nearchus den Tigris und Euphrat herauf vom perſiſchen Meere angekommen, und eine große Anzahl phöniciſcher Schiffe zu Land, auseinandergelegt, an den Euphrat geſchafft und von Thapſakus nach Babylon geführt worden. Aus Phönicien hatte Alexander auch eine große Menge Schiffsleute aller Art, Purpurfiſcher, Taucher u. ſ. w. anwerben und nach Babylon kommen, und in Babylonien ſelbſt viele Cypreſſen, die einzigen zum Schiffbau tauglichen Bäume des Landes, fällen laſſen. Er hatte den Plan, die Küſten am perſiſchen Meerbuſen und die dortigen Inſeln zu bevölkern und daraus ein ſo blühendes und reiches Land zu machen wie Phönicien. Beſonders aber galt die Ausrüſtung der Flotte den Arabern, deren Land zu erobern ihn theils ſeine verletzte Eitelkeit reizte, weil ſie allein ihm keine Geſandtſchaft geſchickt und keine Huldigung bezeugt hatten, theils ſeine eigne Thatenluſt und die wunderbare Eigenthümlichkeit des Landes mit ſeinen köſtlichen Erzeugniſſen, Kaſſia, Myrrhen, Weihrauch, Zimmt und Narden; auch hatte er vernommen, daß die Araber zwei Götter verehrten, den Himmel und den Bacchus, letztern wegen ſeines weltberühmten Zuges nach Indien. Er hielt ſich nun nicht für unwerth, ſelbſt als dritter Gott von den Arabern anerkannt zu werden, da er nicht geringere Thaten als Bacchus verrichtet hatte, zumal wenn er ihnen, nachdem er ſie überwunden, ihre Geſetze und Einrichtungen ließe. Er gedachte auch Städte und Seehäfen in Arabien anzulegen.

Als Alexander auf ſeinem Zuge nach Babylon über den Tigris gegangen war, ſchickten die Chaldäer, die ſich durch Kunde und angebliche Deutung der Geſtirne ſehr großen Ruhm erworben hatten und die Zukunft vorauszuſagen pflegten, die Aelteſten aus ihrer Mitte, die am meiſten Erfahrung hatten, ihm entgegen mit dem Auftrag, weil ſie in den Sternen gefunden, daß der König in Babylon ſterben würde, dem Könige dieſe Gefahr anzuzeigen, und ihn zu bitten, doch ja nicht in die Stadt einzuziehen. Der Wortführer der abgeſandten Chaldäer, Belephantes, fürchtete ſich vor dem König und wagte nicht ihn anzureden; er ließ ihm deßwegen die Sache durch Nearchus vortragen. Alexander ſoll ihnen zuerſt mit einem Verſe aus dem Dichter Euripides geantwortet haben:

„Der beſte Seher iſt, Wer gut zu rathen weiß;“

die Chaldäer aber drangen von Neuem in ihn und ſagten: „So hüte dich wenigſtens, o König, ſo heranzuziehen, daß du gegen Abend ſchaueſt; mache lieber den Umweg, daß dein Auge gegen Morgen gerichtet iſt.“ Dieß ging jedoch wegen des unwegſamen Bodens nicht gut an; und obgleich die Weiſſagung Alexandern ein wenig beunruhigte und erſchreckte, hegte er doch auch einigen Verdacht gegen die Chaldäer, es könne ſie ihr eigener Vortheil veranlaßt haben, ihn für jetzt vom Einzug in Babylon abzuhalten. Sie hatten bisher die Nutznießung der Güter gehabt, welche zum Tempel des Belus gehörten, der von Xerxes zerſtört worden und von Alexander wieder hergeſtellt wurde; ſobald dieſer vollendet war, entging ihnen jener Vortheil und deßhalb wünſchten ſie die Sache zu verzögern. Auch ſollen Anaxarchus und andere Philoſophen ihm die Wahrſagerkunſt überhaupt, und beſonders die von den Chaldäern getriebene verächtlich gemacht haben, ſo daß er dieſen nicht geradezu glaubte, aber doch auch ihre Warnung nicht ganz unbeachtet ließ. Er bezog zuerſt ein Lager am Ufer des Euphrat und ging am folgenden Tage, den Fluß zur Rechten laſſend, immer längs deſſelben hin, um die Weſtſeite der Stadt zu umgehen und in öſtlicher Richtung einzuziehen. Aber er ſtieß auf dieſer Seite auf ſumpfigen Meeresgrund und zog nun doch, halb mit, halb ohne Willen dem Orakelſpruch ungehorſam, in der abgerathenen Richtung in die Stadt. Von den Babyloniern wurde das Heer, ebenſo wie das erſte Mal, freundlich aufgenommen: Alle überließen ſich dem Wohlleben und der Ueppigkeit, da für Bedürfniſſe jeder Art im Ueberfluß geſorgt war, und unter Feſten und Gelagen wurde die Warnung vergeſſen.

28.

Alexanders Tod.

Feſtlichkeiten und Opfer, die Vollendung des Belustempels und des Scheiterhaufens für Hephäſtio, die Rüſtungen zu den neuen Unternehmungen beſchäftigten Alexander in Babylon. Neue Geſandtſchaften trafen aus Griechenland bei ihm ein: Antipaters Sohn, Kaſſander, führte ihm aus Macedonien neue Mannſchaft zu; Peuceſtes, der Statthalter von Perſis, kam mit einem Heere von zwanzigtauſend Perſern in Babylon an; Philoxenus brachte Karier, Menander Lydier. Dieſe Soldaten reihte Alexander unter die Macedonier ein. Die ſehr verſtärkte Flotte ließ er vielfache Uebungen anſtellen: Kämpfe der Dreiruderer und der Vierruderer auf dem Strome, und Wettſpiele der Ruderer und der Steuermänner; die Sieger wurden mit Kränzen belohnt. Dem Hephäſtio ließ er in Aegypten zwei Tempel erbauen, den einen in Alexandria, den andern auf der Inſel Pharus. Bei Babylon ſelbſt ließ er einen großen Hafen graben, und während dieſe ungeheure Arbeit vollendet wurde, machte er eine Fahrt den Euphrat hinunter nach dem Fluſſe Pallakopas, welcher eigentlich nur ein Kanal des Euphrat iſt. Hier ließ er einen Damm und eine Schleuße bauen, welche für die Aſſyrier von großem Nutzen ſeyn mußten, weil dadurch die Waſſer des Euphrat zur rechten Zeit Abfluß erhielten oder gedämmt wurden. Auch legte er am Pallakopas an der Grenze Arabiens eine Stadt an, welche den Namen Alexandrien erhielt. Nach dieſer Fahrt kehrte er nach Babylon zurück, weniger beſorgt wegen jener Warnung der Chaldäer, welche ſich bei ſeinem vorigen Aufenthalte als nichtig erwieſen, obgleich ihn auch noch andere Vorfälle nachdenklich gemacht hatten. Apollodorus von Amphipolis, Einer der Vertrauten Alexanders und Befehlshaber des Heeres, welches in Babylonien zurückgelaſſen worden, hatte im Schrecken über die harten Strafen, welche Alexander über die Statthalter und Beamten nach ſeiner Rückkehr aus Indien verhängte, an ſeinen Bruder Pythagoras, einen Wahrſager aus den Eingeweiden der Thiere, geſchrieben, ihn gebeten, ſeinethalben die Zeichen zu befragen und ihm Alexander und Hephäſtio als Diejenigen genannt, vor welchen ihm bange ſey. Pythagoras opferte zuerſt wegen des Hephäſtio und da er an der Leber des Opferthiers keinen Lappen fand, ſchrieb er ſeinem Bruder, welcher mit Alexander in Ekbatana war: er möge wegen Hephäſtio's ohne Sorge ſeyn; dieſer werde ihnen bald aus dem Wege gehen. Dieſen Brief erhielt Apollodorus einen Tag vor dem Tode Hephäſtio's. Als Pythagoras auch wegen Alexanders opferte, fand er wieder eine Leber ohne Lappen, ſchrieb dieß ſeinem Bruder, und dieſer theilte die Nachrichten dem Alexander mit, um ihm ſeine Anhänglichkeit recht zu beweiſen, indem er ihn warnte auf ſeiner Hut zu ſeyn, daß ihm nichts zuſtoße. Alexander lobte ihn darum, und befragte, in Babylon angekommen, den Pythagoras ſelbſt, welches Zeichen er an dem Opferthier gefunden. Als dieſer es ihm nannte, fragte er weiter: was dieß bedeute, und die Antwort war: ein großes Unglück! Der König zürnte ihm jedoch nicht, ſondern ehrte ihn darum, daß er ihm offen die Wahrheit geſagt.

Auf der Rückkehr nach Babylon wollte Alexander die auf den Teichen in der Nähe der Stadt angelegten Gräber der Aſſyriſchen Könige beſuchen. Als er nun auf dieſen Gewäſſern fuhr, faßte ein heftiger Windſtoß ſeine Kopfbedeckung mit dem daran befeſtigten Diadem; jene fiel ins Waſſer, dieſes aber wurde vom Winde fortgeweht und blieb im Schilfe hängen, welches auf einem der alten Königsgräber wuchs. Einer aus dem Schiffe ſchwamm ſofort nach dem Diadem, nahm es von dem Schilfe weg, ſetzte es, damit es nicht naß würde, auf ſein Haupt, und überlieferte es ſo dem Könige wieder. Die Einen erzählen, ein gemeiner Matroſe ſey es geweſen, welcher von Alexander eine Belohnung an Geld bekommen habe, aber auch zugleich wegen ſeiner Anmaßung, das Diadem ſich aufzuſetzen, mit Schlägen oder ſogar mit dem Tode beſtraft worden ſey, weil die Weiſſager dem Könige gerathen, den Kopf nicht ſtehen zu laſſen, welcher ſein königliches Diadem getragen. Andere aber berichten, Seleukus ſey es geweſen, und es habe dieſer Vorfall für Alexander den Tod und für Seleukus das große Königreich bedeutet. Denn dieſer wurde der größte König unter Alexanders Nachfolgern.

Ein weiteres bedenkliches Zeichen war folgendes. Alexander hatte ſich eines Tages aus ſeinem königlichen Zelte entfernt und ſeine Kleider dort zurückgelaſſen, um ſich zu baden und zu ſalben. Als er zurückkehrte, fand er einen Menſchen, den Niemand kannte, welcher den königlichen Mantel und das Diadem angelegt hatte, auf ſeinem goldenen Thronſeſſel ſitzen und unbeweglich vor ſich hinſtarren. Die Eunuchen im Zelte zerriſſen ihre Kleider und ſchlugen ſich auf Bruſt und Angeſicht, hatten aber nicht gewagt den Unbekannten von dem Thron herabzuziehen, weil dieß gegen den perſiſchen Brauch war. Alexander, betroffen und beſtürzt, befahl, den Menſchen auf dem Throne zu foltern, weil er wiſſen wollte, ob er etwa in Folge einer verrätheriſchen Verabredung dieß gethan habe. Er nannte ſich Dionyſius von Meſſene; der Gott Serapis habe ihm dieß zu thun geboten. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen; er war offenbar geſtörten Geiſtes; Alexander aber ließ ihn auf das Verlangen der Wahrſager hinrichten. Noch andere Umſtände ſchienen von übler Vorbedeutung zu ſeyn; und das Volk erkannte auch darin, daß wegen Hephäſtio's Tod die heiligen Feuer gelöſcht wurden, eine Verkündigung vom Tode des Königs ſelbſt. Alexander ſelbſt ward verſtimmt und unruhig, und bereute jetzt zu ſpät, der Warnung der Chaldäer nicht gefolgt zu ſeyn, machte den Philoſophen Vorwürfe, daß ſie deren Kunſt und Weisheit verſpottet, und opferte eifrig den Unglück abwendenden Göttern. Auch andere Dinge machten ihn mißmuthig; er wurde immer ängſtlicher und ebenſo hoffnungslos hinſichtlich der Gunſt der Götter, als mißtrauiſch gegen ſeine Freunde, nachdem ihm der liebſte entriſſen war, dem er, wie Achilles dem Patroklus, gerne im Tode vorangegangen wäre. Am meiſten fürchtete er den Antipater und deſſen Söhne, von welchen Jollas ihm als Obermundſchenk diente, Kaſſander aber erſt kürzlich angekommen war. Als dieſer einige Barbaren vor dem Könige anbeten ſah, brach er, an ein ſolches Schauſpiel nicht gewöhnt, in ein lautes Gelächter aus. Darüber gerieth Alexander in ſolchen Zorn, daß er ihn bei den Haaren faßte und ihm den Kopf mit beiden Händen heftig gegen die Wand ſtieß. Auch bei andern Gelegenheiten fuhr er den Kaſſander, der ſich und ſeinen Vater Antipater gegen Ankläger zu rechtfertigen ſuchte und ſie Verläumder nannte, hart an, bedrohte ihn und ſeinen Vater und ließ auch ein mißtrauiſches und gehäſſiges Wort gegen den Ariſtoteles fallen. In Kaſſanders Seele ſoll ſich hievon eine ſo unauslöſchliche Furcht vor dem zornmüthigen König feſtgeſetzt haben, daß er viele Jahre nachher, als er ſelbſt König von Macedonien und Herr über ganz Griechenland war, in Delphi bei Betrachtung der dortigen Statuen über eine ihm plötzlich in's Auge fallende Bildſäule Alexanders heftig erſchrack, am ganzen Leibe zitterte, und ſich kaum wieder erholen konnte, — einen ſo überwältigenden Eindruck machte auf ihn die Erinnerung an den zürnenden König und die gegenwärtige Anſchauung ſeines marmornen oder ehernen Bildes. Aber freilich ließ ſich Alexander, wie nur von Apelles malen, ſo auch nur von Lyſippus abbilden, welcher allein es verſtand, Alexanders Auge in Erz und Stein treu wiederzugeben, und die Neigung des Hauptes gegen die Schulter und das aufwärts Schauende des Blickes darzuſtellen, ohne dem Bilde durch Verdrehung des Nackens zu ſchaden, und ohne über dem Ausdruck des Weichen und faſt weiblich Freundlichen in Alexanders Mienen das Männliche und Löwenartige außer Acht zu laſſen.

Hephäſtio's Scheiterhaufen war jetzt vollendet, ein ſeltſames, ungeheures Werk. Alexander hatte Bauleute in Menge zuſammenberufen, ließ die Mauer von Babylon auf eine Strecke von zehn Stadien abtragen und die Backſteine aufhäufen, den Platz, auf den der Scheiterhaufen zu ſtehen kommen ſollte, ebnen, und dieſen in Geſtalt eines Vierecks erbauen, wovon jede Seite ein Stadium betrug. Der Raum wurde in dreißig Gemächer getheilt, und oben der ganze Bau mit Palmſtämmen bedeckt. Eine unermeßliche Menge von Schmuck und Verzierungen aller Art wurde daran verſchwendet: vergoldete Schiffsſchnäbel, Bilder von Bogenſchützen und von Geharniſchten, gewaltige Leuchter mit Kronen an den Handgriffen; da wo die Flamme ſein ſollte, Adler, und von unten herauf

Drachen, gegen die Adler emporſtrebend; Waffen der Macedonier und fremder Völker, hohle Sirenenbilder, ſo daß aus dem Innern derſelben Klagelieder erſchallten; auch waren auf einem Stockwerk des Trauergerüſtes Centaurenkämpfe in getriebenem Golde, auf einem andern Stiere und Löwen aus demſelben Metall abgebildet. Die Höhe des ganzen Baues betrug über hundert und dreißig Ellen. Im Ganzen ſollen auf die Leichenfeier mehr als zwölftauſend Talente verwendet worden ſeyn. Der König ſelbſt war der Erſte, der das Opfer verrichtete, und die Soldaten wurden herrlich bewirthet, indem Alexander zehntauſend Opferthiere aller Art ſchlachten ließ. Längere Feſtlichkeiten ſchloßen ſich an die Leichenfeier an, denn Alexander gedachte nun bald auf ſeine neuen großen Unternehmungen auszuziehen und hatte ſchon dem Heer und der Flotte Befehl gegeben, ſich bereit zu halten. Er hatte, ſeitdem die Genehmigung des Ammon angelangt war, den Hephäſtio zwar nicht als einen Gott, aber doch als Heros zu verehren, die Trauer abgelegt, für glücklichen Fortgang ſeiner Unternehmungen geopfert, und namentlich dem Nearchus, dem Anführer ſeiner Flotte zu Ehren ein prächtiges Gaſtmahl gegeben. Nach dieſem badete er ſich, wie es ſeine Gewohnheit war, und wollte ſich dann ſchlafen legen, als er von Medius, aus Lariſſa in Theſſalien gebürtig, welcher ſeit Hephäſtio's Tode in der höchſten Gunſt bei ihm ſtand, die er, ſoviel man weiß, durch keine ausgezeichneten Vorzüge und Thaten verdient hatte, gebeten wurde, an einem Gelage, das er veranſtaltet, Theil zu nehmen. Alexander mochte es ihm nicht abſchlagen, und zechte bei ihm, wie die königlichen Tagebücher berichten, luſtig ſchmauſend; dann ſtand er auf, badete ſich und ſchlief; ſpeiſte dann wieder bei Medius und zechte fort bis in die ſpäte Nacht. Nachdem er ſich von dem Gelage zurückgezogen, badete er abermals, aß dann ein wenig, und ſchlief ſchon mit etwas Fieber ein. Auf dem Polſter zum Opfer getragen, opferte er, wie es jeden Tag ſeine Sitte war. Nach dem Opfer blieb er im Männergemache bis zur Abenddämmerung. Während dieſer Zeit gab er ſeinen Feldherrn Befehle wegen des Aufbruchs zu Land und zu Waſſer; das Landheer ſollte ſich auf den vierten, das Schiffsheer, mit welchem er ſelbſt ſich einſchiffen wollte, auf den fünften Tag bereit halten. Hierauf ließ er ſich auf einem Pfühl an den Euphrat tragen, welcher Babylon und den königlichen Pallaſt ſelbſt in zwei Hälften theilte, und fuhr in einem Schiff in den Garten, wo er wiederum badete und dann ruhte. Am folgenden Tage brachte er nach einem Bade wieder die gewöhnlichen Opfer, begab ſich dann in ſein Schlafzimmer, legte ſich nieder und unterhielt ſich mit Medius. Auch befahl er ſeinen Anführern, ſich am andern Morgen bei ihm einzufinden. Darauf aß er ein wenig zu Nacht, ließ ſich wieder in's Schlafzimmer bringen und lag dann ſchon die ganze Nacht hindurch im Fieber. Doch badete und opferte er am folgenden Tage, und gab Nearchus und den andern Anführern Befehle wegen der Abfahrt, die auf den dritten Tag feſtgeſetzt wurde. Auch am nächſten Tage blieb er ſeiner gewohnten Sitte treu und ordnete Alles zur Abfahrt, doch ſtand es ſchon ſehr ſchlimm. Tags darauf ließ er ſich in das Haus neben dem Badeort tragen, opferte, und beſprach ſich mit den vornehmſten Hauptleuten, ſo wie auch noch am folgenden Tage, wo er mit Beſchwerde zum Opfer getragen wurde. Jetzt hieß er die höchſten Befehlshaber im Vorgemach, die niederern aber vor den Thüren ſeines Palaſtes bleiben. Aus dem Garten ließ er ſich wieder in das Schloß tragen. Die zu ihm eintretenden Freunde und Feldherrn erkannte er zwar, ſprach aber nicht mehr zu ihnen. Das Fieber wüthete immer bösartiger.

Die Soldaten verlangten ihn jetzt zu ſehen, die Einen, um noch von ihm Abſchied zu nehmen, die Andern, weil ſie auf das ausgeſprengte Gerücht, er ſey bereits geſtorben, argwöhnten, ſein Tod werde von ſeinen Vertrauten und Leibwächtern verheimlicht. Die Meiſten jedoch verlangten aus Betrübniß und Liebe zu ihrem Könige durchaus, zu ihm gelaſſen zu werden. Sprachlos lag er da, während die Soldaten an ſeinem Lager vorbeizogen, doch reichte er, mit Mühe das Haupt aufrichtend und mit den Augen winkend, noch faſt Jedem die Hand.

In dem Tempel des Serapis, der ein ägyptiſcher Gott war, doch, wie es ſcheint, auch in Babylon verehrt wurde, ſchliefen Python, Attalus, Demophon und Peuceſtes, ferner Kleomenes, Menodas und Seleukus, um im Traume von dem Gott eine Weiſung, ein Orakel zu bekommen, ob es nicht für Alexander beſſer wäre, ſich in den Tempel des Gottes tragen zu laſſen und unter Gebeten ſeine Heilung von ihm zu erwarten. Der Gott aber ſoll ihnen geoffenbart haben, ſie ſollten ihn nicht in den Tempel bringen, ſondern ihn dort laſſen, wo er ſey, da werde es beſſer mit ihm werden. Dieß meldeten die Freunde: und bald darauf verſchied Alexander, wodurch zwar die Hoffnungen Derjenigen getäuſcht wurden, welche nach jenem Orakel ſeine Geneſung erwarteten, aber das Orakel ſelbſt eben nicht als falſch ſich erwies; denn Wer konnte ſagen, ob nicht ſelbſt für dieſen großen und in vielen Dingen ſo glücklichen König es beſſer war, jetzt ſchon, in der Blüthe ſeiner Jahre zu ſterben, als für künftige Mühen und Unglücksfälle aufgeſpart zu werden, wie ein Kröſus, welcher ſich für den Glücklichſten der Menſchen gehalten hatte, und von dem weiſen Solon, zu ſeiner Ueberraſchung, einige ihm ganz unbekannte Menſchen als die Glücklichſten preiſen hörte, weil ſie zur rechten Zeit durch die Gunſt und Gnade der Götter ihr Leben ſchließen durften.

So ſtarb Alexander im Sommer des Jahres 324 vor Chriſtus (oder nach andern Berechnungen 323), im zweiunddreißigſten Jahre ſeines Lebens, im zwölften ſeiner Herrſchaft. Zehn Jahre vorher war er nach Aſien herübergekommen, und ſeit etwa zwei Jahren war er von ſeinem indiſchen Feldzuge zurückgekehrt. Ungeheures hatte er in ſo wenigen Jahren vollbracht, nicht nur in Schlachten und Kriegszügen, ſondern auch in der Anordnung und Führung der Staats- und Reichsangelegenheiten in Griechenland und in Aſien; über dem Großen und Gewaltigen, das am glänzendſten in's Auge fällt, hatte er das, was minder auffällt, aber doch eben ſo wichtig iſt, nicht vernachläſſigt, hatte die Künſte und Beſtrebungen des Friedens, Dichtkunſt und Wiſſenſchaft gepflegt und ermuntert, hatte den Handel und Verkehr der Völker befördert durch Eröffnung neuer Straßen zu Land und zu Waſſer, durch Gründung vieler Städte, unter welchen das ägyptiſche Alexandria, eine der Hauptſtädte der alten Welt, durch Volkszahl, Reichthum, Bildung und Gelehrſamkeit hervorragte, und ſeinen Namen lebend bis auf unſere Zeiten überliefert hat. Um ſein ungeheures griechiſch-aſiatiſches Reich auf den dauernden Grundlagen weiſer, wohlthätiger und gerechter Geſetze und Einrichtungen zu befeſtigen, dazu war die Zeit ſeiner Herrſchaft und des Friedens zu kurz; aber vielleicht hätte er auch in längeren Jahren das große und mühſame Werk nicht ganz genügend ausgeführt, während er in der kürzeren Zeit wenigſtens bewies, daß er die wichtige und würdige Aufgabe erkannte und ſie löſen wollte. Wenn er ſie wirklich gelöſt hätte, ſo hätte er ſich das Lob und den Segen als Wohlthäter der Menſchheit erworben, neben dem Ruhme eines trefflichen Feldherrn, eines weitſchauenden Herrſchers und eines Helden von großmüthigen Geſinnungen; aber im andern Falle wäre ihm auch dieſer Ruhm geſchmälert worden, und durch weitere Kriegsthaten hätte er den Schatz ſeines Ruhmes vielmehr aufgezehrt als vermehrt. Sein früher Tod gab der Trauer und der Bewunderung Anlaß uad das Recht, ſeine wirklichen großen Thaten und Vorzüge noch zu ſteigern und zu verherrlichen durch die Erwartungen und Hoffnungen, welche man von ſeinen reifern Mannesjahren hegen durfte, und ihm das von ihm Gehoffte als wirkliches Verdienſt zuzurechnen. Bedeutend und wichtig iſt Alexander für die ganze Geſchichte der Menſchheit, weil er Europa und Aſien auf viele Jahrhunderte in näheren Verkehr mit einander gebracht hat: und wenn gleich die Ehre und das Glück, um welche er ſeinen Lieblingshelden Achilles ſo ſehr beneidete: von einem großen Dichter beſungen und verherrlicht zu werden, ihm nicht zu Theil wurde, ſo leben doch ſeine an's Wunderbare grenzenden Thaten und Unternehmungen ſelbſt, auch ohne die Darſtellung des Dichters, wie ein Gedicht in der Bewunderung der Jugend, in der Erinnerung der ſpäteſten Geſchlechter fort, und ſelbſt die chriſtlichen Dichter des Mittelalters haben ihn, wenn auch nicht mit homeriſcher Kunſt, in volksthümlichen Gedichten als einen Helden für alle Zeiten, beſungen. Was ſeine Macedonier, was ſeine Zeitgenoſſen ihm verargten, entweder weil ſie ihn nicht zu verſtehen vermochten, oder weil er den herrſchenden Meinungen und Sitten widerſprach, wurde ihm ſpäter leicht verziehen, und, mit Recht oder Unrecht, zur Ehre ausgelegt. Er hatte die gefangenen perſiſchen Frauen mit zarteſter Schonung, mit der edelſten Großmuth behandelt, und darin anderthalb Jahrtauſende vor der Blüthezeit des chriſtlichen Ritterthums mit ſeiner hohen Achtung vor den Frauen, ſich als einen geborenen Ritter gezeigt; er hatte der Sage nach dem Jehovah in Jeruſalem geopfert, und ſomit dem wahren Gott innerlich gehuldigt; er hatte das alte und tiefe Vorurtheil von dem Unterſchied der Hellenen und Barbaren mit kühner und ſtarker Hand erſchüttert und entwurzelt, und ſo konnte er, der Kriegsmann, der Ströme Blutes vergoß, doch gewiſſermaßen als ein Vorläufer der Religion der Liebe und des Friedens gelten, welche den Unterſchied der Stämme und Kaſten verwirft, und lehrt, daß alle Menſchen, alle Völker Brüder ſeyen. Die chriſtliche Dichtung des Mittelalters machte ihn zu einem Helden, der das Paradies geſucht, aber am Ende, die Eitelkeit und Nichtigkeit des Ruhmes erkennend, von ſeinem vermeſſenen Unternehmen abgeſtanden ſey. —

Der Leichnam Alexanders blieb längere Zeit in der ſchwülſten Sommerhitze in einem ſo heißen Lande liegen, ohne daß ſich die geringſte Spur von Zerſtörung durch Fäulniß daran zeigte, vielmehr ſoll er ſich ganz friſch erhalten haben; wie auch erzählt wird, daß er im Leben einen eigenthümlichen Wohlgeruch gehabt habe, welcher ſelbſt ſeine Kleider durchdrungen. Bei ſeiner Leichenfeier traten die dreitauſend Spieler und Wettkämpfer auf, welche er zur Leichenfeier des Hephäſtio verſammelt hatte, dem er ſo bald nachfolgte. Wenige Tage nach ihm ſtarb Siſygambis, die Mutter des Darius, welche, unter beſtändigen Wehklagen, daß Alexander todt und ſie verlaſſen ſey, durch freiwillige Enthaltung von aller Nahrung ihr Leben endete. Und freilich hätte ſie leicht bei den Erben des großmüthigen Siegers ſo wenig Schonung finden dürfen, als der greiſe Priamus, den der Held Achilles ſo liebreich aufnahm, bei der Erſtürmung von Troja bei deſſen wildem Sohne Neoptolemus.

29.

Das Erbe Alexanders.

Groß war die Beſtürzung, Trauer und Verwirrung bei dem Heere über den Tod des großen Königs; das Lager der Macedonier ſah, wie der Redner Demades ſagte, aus, wie der Cyklop Polyphemus, nachdem ihm ſein einziges Auge ausgeſtochen war; aber bei den vornehmſten Anführern, den Statthaltern und Vertrauten des Verſtorbenen war mächtiger als der Schmerz, den vielleicht Manche unter ihnen fühlten, der Ehrgeiz und die Begierde, aus der unermeßlichen Erbſchaft Alexanders ſich an Macht, Anſehen und Reichthum ſo viel als möglich zuzueignen. Mit ihren eigenen Wünſchen und Planen beſchäftigt, ließen ſie, wie ſchon erzählt wurde, den Leichnam viele Tage vernachläſſigt und unbeſorgt liegen, und ſeine Ueberführung von Babylon nach Aegypten fand erſt zwei Jahre ſpäter ſtatt, theils weil die Vorbereitungen dazu viele Zeit erforderten, theils aber auch, weil diejenigen, welchen die Sorge dafür oblag, ihre eigenen Angelegenheiten dieſer Pflicht voranſtellten. Die Ueberführung wird ſo beſchrieben: Man hatte einen für den Leichnam paſſenden goldenen Sarg von getriebener Arbeit verfertigt; der Zwiſchenraum wurde ganz mit Spezereien angefüllt, welche nicht nur Wohlgeruch verbreiteten, ſondern zugleich zur Erhaltung der Leiche dienten, und der Sarg mit einem genau anſchließenden goldenen Deckel verſchloſſen. Darüber wurde eine prächtige, golddurchwirkte Purpurdecke gebreitet, und daneben legte man die Waffen des Todten, zur Erinnerung an ſeine Kriegsthaten. Dann wurde der Wagen vorgeführt, welcher die Leiche aufnehmen ſollte, und der ein Werk von ebenſo großer Kunſt als Pracht war. Ueber demſelben wölbte ſich ein goldner Thronhimmel, ſchuppenförmig mit Edelſteinen ausgelegt, acht Ellen breit und zwölf Ellen lang. Unter dieſem Dache war ein viereckiger goldner Thron, der die ganze Breite einnahm, Köpfe von Bockhirſchen, welche die Lehnen bildeten, trugen goldne Ringe, in welchen ein prächtiger, aus künſtlichen Blumen von allerlei Farben gewundener Kranz hing. An den Ecken des Thronhimmels ſtand auf jeder Seite eine goldene Siegesgöttin mit einer Trophäe. Der Thronhimmel ruhte auf einer Reihe von goldnen Säulen, und hinter dieſen liefen an den vier Seiten vier Gemälde hin, Alexander auf einem Siegeswagen, umgeben von den verſchiedenen Soldaten und Nationen ſeines Heeres, ſowie von Elephanten, darſtellend, und Schiffe zu einer Seeſchlacht geordnet. Am Eingang unter dem Thronhimmel ſtanden goldene Löwen, gleichſam Wache haltend. Ganz zu oberſt, noch über dem Thronhimmel, gerade über der Mitte des Ganzen, war eine Purpurdecke, von einem großen goldnen Olivenkranz eingefaßt. Wenn auf dieſen die Sonnenſtrahlen fielen, entſtand ein blendender Wiederſchein mit zitterndem Lichte, ſo daß es in weiter Ferne ausſah wie Blitzesleuchten. Das Geſtell unter dem Thronhimmel hatte zwei Axen, um welche ſich vier perſiſche Räder drehten, auf der Seite und an den Speichen vergoldet. Der hervorragende Theil der Axen ſtellte goldene Löwenköpfe dar, welche mit den Zähnen einen Jagdſpieß hielten. Der Thronhimmel hing über den Axen in

Federn, ſo daß der Leichnam gegen das Rütteln auf unebenen Wegen geſichert war. Der Wagen hatte vier Deichſeln, und an jedem waren vier Joche hintereinander angebracht; an jedem Joch aber zogen vier Maulthiere nebeneinander, alſo im Ganzen vierundſechzig, alle von ausgezeichneter Größe und Schönheit, jedes mit einem vergoldeten Kranze und mit einer Kette von Edelſteinen um den Hals geſchmückt; auch hatten ſie goldene Schellen umgehängt, dergleichen auch am Wagen ſich befanden, ſo daß das Geläute ſein Kommen auf eine ziemliche Entfernung verkündigte. Die Pracht dieſes Aufzugs und die weitverbreitete Kunde zog zahlloſe Zuſchauer herbei. In allen Städten, durch welche der Zug ging, ſtrömte ihm die ganze Bevölkerung entgegen und begleitete ihn wieder hinaus, weil man ſich an dem herrlichen Schauſpiel nicht ſatt ſehen konnte. Ptolemäus, der Statthalter von Aegypten, ging dem Alexander zu Ehren mit ſeinem Heere bis nach Syrien entgegen, übernahm die Leiche von Arrhidäus, welcher ſie von Babylon her geleitete, und widmete ihr die größte Sorgfalt. Er beſchloß, ſie für jetzt nicht nach dem Ammonstempel, wie der Plan war, zu führen, ſondern in der von Alexander erbauten Stadt beizuſetzen, welche bereits eine der angeſehenſten Städte der Welt war. Er erbaute alſo einen Tempel, deſſen Größe und Ausſtattung dem Ruhme Alexanders entſprach. Daſelbſt beſtattete er ihn und ſtellte ihm zu Ehren Heroenopfer und glänzende Kampfſpiele an; und für ſeine treue Anhänglichkeit an den Todten ſchien ihn die Gunſt des Himmels und der Menſchen zu belohnen.

Aber freilich fiel es den Feldherrn und Vertrauten des Todten leichter, ihn durch großen Aufwand und prächtige Feierlichkeiten zu ehren, als durch die Erfüllung ſeines Willens, falls ihnen dieſer bekannt war, oder durch ſelbſtverläugnende Treue und Anhänglichkeit gegen ſeine hinterbliebene

Familie. Alexander hinterließ, außer ſeiner Mutter Olympias, und ſeiner Schweſter Kleopatra, der Wittwe des Epirotenkönigs Pyrrhus, ſeine Gattin Roxane, welche einige Monate nach Alexanders Tod einen Sohn, Alexander, gebar, und einen Sohn Herkules von ſeiner Nebenfrau Barſine. Außerdem lebte noch ein Sohn des Philippus, Arrhidäus, jedoch nicht von einer rechtmäßigen Gattin, welcher ſeit vielen Jahren, — Manche behaupteten in Folge von Gift, das ihm die Olympias beigebracht hatte, — geiſteskrank oder blödſinnig war. Dadurch, daß zur Zeit von Alexanders Tod ein Erbe ſeines Thrones von der Roxane zu hoffen war, wurde die Ungewißheit und die Schwierigkeit der Thronfolge noch größer, als ſie ſonſt ſchon geweſen. Alexander ſelbſt nämlich hatte darüber nichts entſchieden: zwar wird berichtet, er habe auf die Frage ſeiner Freunde: Wem er das Reich hinterlaſſe? ſterbend geantwortet: „dem Würdigſten*): denn ich ſehe voraus, daß zu meiner Leichenfeier ein großer Wettkampf von meinen Freunden wird gehalten werden;“ aber dieß iſt wenig verbürgt, obgleich Alexander wohl eingeſehen haben kann, daß nicht ſein Wunſch und Wille, ſondern die Gewalt der Waffen, die Klugheit und Macht der Einzelnen nach ſeinem Tode über die Herrſchaft entſcheiden würde. Wenn aber auch Alexander jene Antwort gegeben, ſo hat er die Frage viel mehr verwickelt als gelöst, Jedem, der ſich für würdig und tüchtig hielt, gleichſam das Recht zur Mitbewerbung gegeben, und einen verderblichern Streit hervorgerufen, als jener der homeriſchen Helden um die goldene Rüſtung und Waffen des Achilles, der die Griechen ihren beſten Helden, den Aias koſtete.

---

*) oder: dem Stärkſten, d. h demjenigen, welcher im Kampfe den Sieg davonträgt.

Ueber zwei Fragen mußte zuerſt entſchieden werden: in welcher Weiſe die Herrſchaft Alexanders fortgeführt und das Reich verwaltet und erhalten werden ſolle? und dann: wer der Erbe des Thrones ſeyn ſolle? Ueber die letztere Frage brach zuerſt großer Streit aus. Die Phalanx der Macedonier, aus der Maſſe des Volkes gezogen, wollte den ſchwachſinnigen Arrhidäus zum Könige machen; die Freunde und Leibwächter des Königs aber, die vornehmſten Männer, in Verbindung mit den berittenen Edelſchaaren, welche die Entbindung der Roxane abwarten, und falls ſie einen Sohn gebären, dieſem die königliche Würde übertragen wollten, widerſetzten ſich dieſem Vorſchlag, und ſchickten, entſchloſſen ſich nicht zu fügen, Abgeordnete, worunter Meleager der vornehmſte war, an das Fußvolk, mit dem Begehren, daß man ihnen gehorche. Meleager aber, ſtatt ſeinen Auftrag auszuführen, lobte die Phalanx wegen ihres Beſchluſſes, reizte ſie gegen ihre Gegner, die Adelspartei, und ſtellte ſich ſelbſt an ihre Spitze. Die Partei der Leibwächter und Edelſchaaren verließ Babylon und rüſtete ſich zum Kriege, ließ ſich aber doch von gemäßigten Männern beſchwichtigen, und den Arrhidäus unter dem Namen Philippus als König gefallen; für den Fall aber, daß Roxane einen Sohn gebäre, ſcheint dieſem ein Antheil an der Herrſchaft vorbehalten worden zu ſeyn. Die Geſchäfte der Regierung ſollte, in Verbindung mit Antipater und Kraterus, Perdikkas, der Anführer der Edelſchaaren verwalten, welchem Alexander ſterbend ſeinen Siegelring gegeben hatte; die Vornehmſten unter den Freunden und Leibwächtern aber ſollten die Statthalterſchaften übernehmen und dem Könige und Perdikkas Gehorſam leiſten. Hiemit hatte die Adelspartei in der That ihren Willen durchgeſetzt und den Macedoniern der Phalanx nur den Schein des Sieges gelaſſen.

Statthalterſchaften erhielten: Ptolemäus, des Lagus Sohn, Aegypten, eine der wichtigſten und reichſten; Laomedon Syrien, Philotas Cilicien, Pytho Medien, Eumenes Paphlagonien, Kappadocien und die angrenzenden Länder, Antigonus Pamphylien, Lycien und Großphrygien, Aſander Karien, Menander Lydien, Leonnatus Phrygien am Helleſpont; Lyſimachus Thracien, Antipater Macedonien und die benachbarten Völker. Die andern Statthalterſchaften in Aſien blieben unverändert: Oxyartes behielt das Land der Paropamiſaden, Sibyrtius Arachoſien und Gedroſien; Staſanor Aria und Drangene, Philippus Baktriana und Sogdiana, Phrataphernes Parthien und Hyrkanien, Peuceſtes Perſis, Tlepolemus Karamanien, Atropates Großmedien, Archon Babylonien, Arceſilaus Meſopotamien; Taxiles und Porus behielten ihre Gebiete; Seleukus wurde Befehlshaber der berittenen Edelſchaaren.

Die Vertheilung der Statthalterſchaften zeigte erſt recht, welche ungeheure Ländermaſſe der Feldherrn- und Herrſchergeiſt Alexanders zu einem Reiche verbunden und durch ſe[illegible] Kraft und ſeinen gewaltigen Willen, durch das Anſehen und den Schrecken ſeines Namens zuſammengehalten hatte. Schwer, ja unmöglich mußte dieß ſeyn für jeden Andern, der weder ſeinen Geiſt und ſeinen Willen, noch ſein königliches Anſehen beſaß, und er ſelbſt hatte oft nur mit Mühe die kecken und trotzigen Männer ſeines Hofes und Heeres unter ſeinen Willen gebeugt; daher konnte die Einheit und Stärke des Reichs unter einem blödſinnigen Könige und einem Reichsverweſer, welchen die Statthalter nur als ihres Gleichen betrachteten, keinen Beſtand haben. Auch legte Perdikkas alsbald das Geſtändniß ab, daß er im Sinne Alexanders die Regierung fortzuführen nicht vermöge oder nicht geſonnen ſey. Unter den Planen und Entwürfen, welche man nach Alexanders Tod auffand, waren folgende die wichtigſten und merkwürdigſten: Tauſend Kriegsſchiffe, größer als Dreiruderer, in Phönicien, Syrien, Cilicien und Cypern zu erbauen, zu einem Zuge gegen die Karthager und die andern am Meere wohnenden Völker in Libyen und Iberien und den angrenzenden Küſtenländern bis Sicilien; eine Straße auf der Küſte von Libyen bis zu den Säulen des Herkules zu führen; ſechs prachtvolle Tempel zu erbauen mit einem Aufwande von je fünfzehnhundert Talenten, und zwar im Delos, Delphi und Dodona, in Dium, in Amphipolis und Cyrrhus; die drei letztgenannten Städte liegen in Macedonien; für jene große Ausrüſtung Häfen und Schiffswerften an tauglichen Stellen anzulegen; Städte zu vereinigen, und Einwohner von Aſien nach Europa und umgekehrt zu verpflanzen, damit zwiſchen den zwei großen Welttheilen durch Wechſelheirathen und Austauſch der Wohnſitze eine allgemeine Uebereinſtimmung und geiſtige Verwandtſchaft ſich bilden möge. Endlich wollte Alexander für ſeinen Vater Philippus ein Grabmahl bauen, ähnlich einer der größten Pyramiden in Aegypten. Perdikkas berief, damit es nicht ſcheine, er wolle blos nach eigenem Gutdünken den Ruhm Alexanders ſchmälern, eine allgemeine Verſammlung der Macedonier, und legte ihnen die Plane vor. Dieſe entſchieden: ſo gerne ſie auch Alexanders Andenken ehrten, ſolle doch nichts von all dem Vorgeleſenen in's Werk geſetzt werden, weil es unausführbare und abenteuerliche Plane ſeyen. Abenteuerlich waren zum Theil dieſe Entwürfe, und unausführbar für einen Andern als Alexander; aber die Ehrfurcht vor dem Andenken des großen Königs hätte doch vielmehr gefordert, ſie ſtillſchweigend aufzugeben und ruhen zu laſſen, als die Krieger, mit welchen der Lebende nicht minder Großes und Wunderbares ausgeführt hatte, über den Todten ein Urtheil ausſprechen zu laſſen, mit welchem ſie ihn faſt für einen Wahnſinnigen erklärten! Laut war mit dieſer Entſcheidung ausgeſprochen, daß Alexanders Geiſt nicht aus ſeinem Leibe blos, ſondern auch aus ſeinem Reiche entflohen, daß dieß Reich ſelbſt gleichſam nur ein rieſenhafter Leichnam ſey, der bald ſich auflöſen und zerfallen müſſe.

30.

Krieg des Perdikkas und Eumenes gegen Antipater, Kraterus und Ptolemäus.

Es ſtand nicht lange Zeit an, bis in den verſchiedenen Theilen des Reiches Unruhen und Empörungen, und unter Denjenigen, welche im Namen der Nachfolger und Erben Alexanders die Herrſchaft führten, Streitigkeiten und Kriege ausbrachen. Da wurde es erſt recht offenbar, welche kühne, unternehmende, trotzige und liſtige Männer Alexander mit ſeiner ſtarken Hand und mit ſeinem königlichen Geiſte gebändigt, und ſelbſt da die Einheit der Macht behauptet hatte, wo nach ihm Alles Zwietracht, Aufruhr, Treuloſigkeit und Verrath war. Aber wenn auch die Geſchichte ſeines Reiches unmittelbar nach ſeinem Tode eine der traurigſten und gräuelvollſten iſt, ſo gingen doch ſelbſt aus den Trümmern deſſelben ſtarke und lebenskräftige Königreiche zum Theil unter einſichtsvollen und kräftigen Fürſten aus griechiſchem Stamme hervor, und der von dem kriegeriſchen und blutigen Sämann ausgeſtreute Samen der Bildung war nicht ganz verloren; die wohlthätigen Wirkungen überdauerten das augenblickliche Unglück.

Zuerſt entſtanden Unruhen unter den von Alexander im obern Aſien angeſiedelten Griechen, welche, wider ihren Willen dahin verpflanzt, ſich nach der Heimath zurückſehnten, und nur durch die Furcht vor dem Könige an der äußerſten Grenze des Reichs zurückgehalten worden waren. Zwanzigtauſend zu Fuß und dreitauſend Reiter, lauter erprobte Soldaten, vereinigten ſie ſich, um die Rückkehr nach Griechenland zu erzwingen, unter einem tüchtigen Feldherrn, Philo. Perdikkas ſchickte den Leibwächter Pytho mit einem Heere gegen ſie, das von den Statthaltern noch verſtärkt wurde. Pytho aber hatte im Sinne, mit Hülfe der Griechen ſich zum Herrn der obern Statthalterſchaften zu machen, beſiegte ſie durch Beſtechung und wollte ſie dann unter ſein Heer einreihen. Perdikkas aber hatte, dieß ahnend, für dieſen Fall den andern Befehlshabern Weiſungen gegeben: ſie fielen über die eingereihten Griechen her und ſtießen ſie nieder. So ward Pytho's Plan vereitelt.

Auch in Griechenland ſtanden mehrere Städte, namentlich die Athener, gegen den Antipater auf und ihr Feldherr Leoſthenes ſammelte ein anſehnliches Heer, ſchlug den Antipater, ſchloß ihn in der Stadt Lamia bei den Thermopylen ein, und beſiegte den zum Entſatz herbeigeeilten Leonnatus, welcher ſelbſt im Treffen umkam. Aber Leoſthenes wurde bald darauf bei der Belagerung von Lamia durch einen Steinwurf getödtet; Antipater erhielt Verſtärkung durch Kraterus, ſchlug die Griechen und zwang ſie einzeln zum Frieden. Dieſe Kämpfe nun endigten ſo, daß die Einheit des macedoniſchen Reiches und der Herrſchaft keinen Nachtheil litt. Aber bald brach die Eiferſucht der Statthalter und Feldherrn in offenen Kriegsflammen aus. Zwei Parteien traten zuerſt gegen einander auf: Antipater, Kraterus und Ptolemäus ſtanden auf der einen, Perdikkas und Eumenes auf der andern Seite; was ſie trennte und verband, war meiſt ihr perſönlicher Vortheil und Berechnungen des Ehrgeizes, und dieſe Beweggründe machten die Feldherrn in der jetzt folgenden Geſchichte alte Freundſchaften ſo gut als alte Feindſchaften vergeſſen. Die Soldaten aber wußten und fragten nicht mehr, auf welcher Seite das Recht und die Treue ſey, ſondern nur: wo der tapfrere und glücklichere, oder der reichere und freigebigere Feldherr an der Spitze ſtehe, Weſſen Unternehmungen am meiſten Raub und Beute verſprächen.

Perdikkas, als königlicher Vormund und Regent und als Befehlshaber der Hauptmacht des macedoniſchen Heeres in Aſien, beſaß ein überlegenes Anſehen, weswegen die andern Feldherrn und Statthalter ihn beneideten und zugleich den Verdacht hegten, er ſtrebe ſelbſt nach der Krone. Perdikkas dagegen mißtraute den Feldherrn und fürchtete, ſie gingen damit um, ſich ganz unabhängig und zu ſelbſtändigen Herrſchern zu machen; und vielleicht hatten beide Theile guten Grund zu ihrem Mißtrauen. Wie wenig geneigt die Statthalter waren, dem Perdikkas Folge zu leiſten, zeigte ſich ſchon, als er Leonnatus und Antigonus auftrug, dem Eumenes Hülfe zu leiſten, um ſich in den Beſitz der ihm zugetheilten Statthalterſchaft Kappadocien, Paphlagonien und Trapezus zu ſetzen; denn dieſe mußte erſt wieder erobert werden, weil der frühere Beherrſcher dieſer Länder, Ariarathes, dieſelben von Neuem in Beſitz genommen hatte. Antigonus, ſchon damals mit großen Dingen umgehend, kümmerte ſich um dieſen Befehl nichts; Leonnatus zog zwar mit einem Heere heran, ließ ſich aber durch einen Geſandten des Antipater bewegen, dem in Lamia belagerten alten Feldherrn zu Hülfe zu ziehen, und wurde dort erſchlagen. In der That aber war es ihm gar nicht um die Befreiung des Antipater zu thun geweſen, ſondern er wollte ſich ſelbſt in den Beſitz Macedoniens ſetzen und ſich mit der Schweſter Alexanders, Kleopatra, vermählen, wie er dem Eumenes ſelbſt entdeckte. So war die Niederlage und der Tod eine gerechte Strafe ſeiner verrätheriſchen Falſchheit.

Eumenes wurde jetzt von Perdikkas ſelbſt mit gewaffneter Hand in den Beſitz der ihm zugetheilten Statthalterſchaft eingeſetzt, nachdem der Fürſt des Landes beſiegt, gefangen und hingerichtet worden war. Eumenes bewies ihm dafür die ergebenſte Dankbarkeit, und legte auch die treueſte Anhänglichkeit an die königliche Familie an den Tag, in deren Namen und als deren Vormund Perdikkas handelte, — an den Arrhidäus Philippus und den inzwiſchen von der Roxane geborenen Alexander Aegus. Er ſelbſt war kein geborener Macedonier, ſondern aus Kardia auf dem Cherſones gebürtig, aber ſchon von Philipp als tüchtiger Mann erkannt und zu ſeinem Geheimſchreiber ernannt worden, was er auch bei Alexander blieb, daneben aber auch als tapferer und einſichtsvoller Feldherr ſehr gute Dienſte leiſtete. Die Macedonier waren auf ihn, als einen Fremden, immer eiferſüchtig, daher war es für ihn deſto nothwendiger, ſich eng an die königliche Familie anzuſchließen. Auch ſchuf er ſich in ſeiner Statthalterſchaft alsbald eine zahlreiche treffliche Reiterei aus Landeseingebornen, weil er das macedoniſche Fußvolk ſehr frech, trotzig und unbotmäßig fand und ſich auf daſſelbe allein nicht glaubte verlaſſen zu können. Dieſe Reiterei, ſo wie ſeine Feldherrnkunſt, erprobte ſich bald in dem Kriege, welcher zwiſchen Antipater, Kraterus, Antigonus und Ptolemäus einerſeits, und Perdikkas andrerſeits ausbrach. Der Letztere hatte früher, um ſeine Macht zu befeſtigen, ſich entſchloſſen gehabt, mit Antipater gemeinſchaftliche Sache zu machen und deßhalb mit ſeiner Tochter Nicäa ſich verlobt. Später aber ſchien es ihm wünſchenswerther, die Schweſter Alexanders, Kleopatra, welche ſich damals in Sardes aufhielt, zu heirathen, um ſich dadurch die Gunſt der Macedonier und künftige Anſprüche auf den Thron zu verſchaffen. Zwar vermählte er ſich für jetzt mit der Nicäa, um ſeine Plane nicht zu frühe zu verrathen und um ſich den Antipater nicht zum Feinde zu machen; aber Antigonus, Antipaters Freund, hatte ſeine Abſichten ſchon gemerkt. Perdikkas wünſchte deßhalb ſich ſeiner zu entledigen und brachte verſchiedene Beſchuldigungen und falſche Anklagen gegen ihn vor, wie er kurz zuvor den Meleager auf dieſelbe Weiſe aus dem Wege geräumt hatte. Antigonus erklärte öffentlich, ſich dagegen verantworten zu wollen, entfloh aber mit ſeinen Freunden, ſeinem Sohne Demetrius und ſeinen Schätzen zu Antipater nach Europa. Dieſer und Kraterus, in Kenntniß geſetzt von den Planen des Perdikkas, eilten dem Kriege mit den Griechen ein Ende zu machen, verbündeten ſich mit Ptolemäus, und zogen mit einem ſtarken Heere über den Helleſpont nach Aſien hinüber.

Ihnen ſtellte nun Perdikkas, welcher ſelbſt gegen Ptolemäus zog, den Eumenes gegenüber, und untergab ihm mehrere angeſehene und tüchtige Feldherrn und Statthalter, darunter ſeinen eigenen Bruder Alcetas, und Neoptolemus, welchen er gebot, ihm in allen Stücken Gehorſam zu leiſten. Alcetas aber weigerte ſich geradezu, dem Befehle Folge zu leiſten, unter dem Vorwand: die unter ihm ſtehenden Macedonier würden ſich ſchämen und ſcheuen, gegen den alten Antipater zu ſtreiten, und ſeyen dem Kraterus ſo ergeben, daß ſie ſogleich zu ihm übergehen würden. Andere Feldherrn waren ebenfalls unmuthig, unter dem Fremdling Eumenes ſtehen zu ſollen, und Neoptolemus, welcher eine große Zahl Macedonier unter ſich hatte, unterhandelte heimlich mit Antipater: er verabredete mit ihm einen Anſchlag auf des Eumenes Leben. Aber dieſer wurde entdeckt und er ſah ſich genöthigt, ein Treffen gegen Eumenes zu liefern, in welchem er ſelbſt in Lebensgefahr kam und beinahe alle ſeine Soldaten verlor. Denn Eumenes, nachdem er geſiegt und viele getödtet, gewann die übrigen Macedonier, daß ſie zu ihm in Dienſt traten. Neoptolemus entkam mit nur dreihundert Reitern und floh in das Lager des Antipater hinüber.

Antipater und Kraterus hatten ſchon zuvor den Eumenes einladen laſſen, zu ihnen überzutreten, mit dem Verſprechen, daß er ſeine Statthalterſchaft behalten und noch Länder und Mannſchaft dazu erhalten ſolle, wenn er aus einem Feinde Antipaters deſſen Freund, und nicht aus einem Freunde des Kraterus deſſen Feind werde. Aber Eumenes hatte geantwortet: »er ſey ein zu alter Feind Antipaters, als daß er noch ſein Freund werden könnte, zumal er ſehe, daß er ſeine Freunde wie ſeine Feinde behandle. Den Kraterus erbiete er ſich auf gerechte und billige Bedingungen wieder mit Perdikkas auszuſöhnen; ſollte dieſer zuerſt einen ungerechten Krieg anfangen, ſo würde er, ſo lang er athmete, dem beleidigten Theile beiſtehen, und eher Leib und Leben als ſeine Treue aufopfern.« Die Vorwürfe gegen den Antipater ſpielten vielleicht darauf an, daß, wie Einige berichten, Antipater im Verdachte ſtand, dem Alexander durch ſeinen Sohn Kaſſander Gift beigebracht zu haben — eine Art eiskalten Waſſers, das aus einem Felſen zu Nonakris in Arkadien träufle, ſo ſtark und ätzend, daß es ſelbſt Eiſen durchfreſſe und nur im Hufe eines Maulthiers ſich aufbewahren laſſe. Aber wenn auch die Mutter Alexanders, Olympias, ſpäter unter dieſem Vorwande Hinrichtungen vollziehen ließ, ſo wird dadurch doch jene Erzählung noch nicht hinreichend beſtätigt, da Olympias ohnedieß dem Hauſe Antipaters heftig zürnte und eine leidenſchaftliche Frau war.

Auf dieſe Antwort des Eumenes berathſchlagten Antipater und Kraterus über die weitere Kriegführung, als der flüchtige Neoptolemus bei ihnen ankam, und rieth: Antipater ſolle nach Cilicien vorrücken, um den Perdikkas im Rücken anzugreifen, Kraterus aber ihm, dem Neoptolemus, Hülfe leiſten gegen den Eumenes, über welchen er den Sieg als ganz leicht ſchilderte. Die Macedonier, behauptete er, empfänden eine ungemeine Sehnſucht nach dem alten, biedern Feldherrn, und wenn ſie nur ſeinen Schlachthut ſähen, oder ſeine Stimme hörten, würden ſie ſogleich mit den Waffen zu ihm übergehen. Wirklich war auch der Name des Kraterus ſehr mächtig und beliebt beim Heere, und die Meiſten wünſchten ihn zum Anführer zu haben, weil ſie ſich noch wohl erinnerten, wie er ſich immer der väterlichen Sitten angenommen hatte, als ſie aus Ueppigkeit und Stolz in Mißachtung fielen.

Der Rath des Neoptolemus wurde befolgt und das Heer getheilt. Kraterus und Neoptolemus zogen in Eile gegen Eumenes und hofften, ſein vom Siege berauſchtes Heer unvorbereitet zu überraſchen. Aber Eumenes war auf ſeiner Hut, und wußte ſogar ſeinen Soldaten zu verbergen, gegen wen er ſie in den Kampf führen werde. Er ſprengte das Gerücht aus, Neoptolemus und ein gewiſſer Pikres rückten mit einem Haufen kappadociſcher und paphlagoniſcher Reiter gegen ſie an. Dieſe Täuſchung ſeines Heeres hätte für ihn, wenn ſie entdeckt wurde, ſehr gefährlich werden können, und er ſchwankte lange, ob er nicht wenigſtens ſeinen Anführern das Geheimniß entdecken ſolle, unterließ es aber am Ende doch, und gebrauchte die Vorſicht, dem Kraterus keine Macedonier, ſondern fremde Reiter unter Pharnabazus, des Artabazus Sohn, gegenüber zu ſtellen, weil er fürchtete, Jene würde zu Kraterus übergehen. In der Nacht vor dem Kampf träumte er, er ſehe zwei Alexander, jeden an der Spitze ſeiner Phalanx, im Begriffe mit einander zu ſtreiten. Dem Einen kam die Athene, dem Andern die Demeter zu Hülfe. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurde der, welchem Athene beigeſtanden, beſiegt, und Demeter flocht dem Sieger einen Kranz aus Kornähren. Dieſen Traum deutete er zu ſeinen Gunſten, weil er um das fruchtbarſte Land kämpfte, welches eben damals im Schmuck der herrlichſten Kornfelder, der Ernte entgegen reifend, prangte. Noch mehr wurde er in ſeiner Hoffnung beſtärkt, als er erfuhr, daß die Loſung der Feinde: Athene und Alexander ſey. Er gab ſeinem Heere die Loſung: Demeter und Alexander, und befahl, daß Alle ſich und ihre Waffen mit Aehren bekränzen ſollten. So rückte er dem Feinde entgegen und beſchloß, ſelbſt an der Spitze von dreihundert auserleſenen Reitern den Neoptolemus aufzuſuchen.

Das Heer des Eumenes rückte im Sturmſchritt heran, denn der kluge Feldherr hatte befohlen, ſogleich anzugreifen, ohne den Feinden Zeit zum Sprechen, oder zur Abſendung eines Herolds zu laſſen. Kraterus machte dem Neoptolemus heftige Vorwürfe, daß er ihn mit der Verſicherung getäuſcht, das feindliche Heer werde zu ihm übergehen, ermahnte aber die Seinigen zu kräftiger Gegenwehr, und zeigte ſich in der Schlacht als Alexanders würdigen Feldherrn. Er kämpfte tapfer, ſchlug die Feinde mehrmals zurück und tödtete viele, wurde aber von einem Thracier durch die Seite geſtoßen, ſtürzte vom Pferde und wurde von den Roſſehufen der über ihn hin Reitenden ſchlimm zugerichtet. Ein Befehlshaber des Eumenes, Gorgias, erkannte und beſchützte den ſchon dem Tode Nahen.

Eumenes ſelbſt und Neoptolemus, ſchon lange vom bitterſten Haß gegen einander entbrannt, trafen und erkannten ſich, und ſprengten ſofort mit gezückten Schwertern unter lautem Geſchrei auf einander los. Wie zwei Schiffe ſtießen ihre Pferde mit Gewalt zuſammen; die Reiter ließen die Zügel fahren, packten ſich voll Wuth mit den Händen und riſſen einander die Helme und die Achſelſtücke der Panzer ab. Die Pferde liefen unter ihnen weg; ſie ſtürzten mit einander zu Boden und rangen in heftiger Erbitterung. Neoptolemus raffte ſich zuerſt auf, aber Eumenes hieb ihn in die Kniekehle, ſo daß er ſich nur noch knieend wehren konnte, bis er endlich, ſchwer am Hals verwundet, niederſank. Eumenes riß ihm unter Verwünſchungen die Waffen ab: der Sterbende ſtieß ihm jedoch das Schwert, das er noch in der Hand hatte, zwiſchen eine Fuge des Panzers und verwundete ihn, doch nicht gefährlich, weil ſeine Kraft erſchöpft war. Selbſt vielfach verwundet, eilte Eumenes nun zu Kraterus, durch deſſen Fall und Verluſt die Schlacht entſchieden war, und da er ihn noch am Leben und bei Beſinnung fand, ſtieg er vom Pferde, weinte die bitterſten Thränen und reichte ihm die Hand. Er beklagte ihn wegen ſeines Unglücks und ſich ſelbſt, daß er gezwungen worden, entweder einen alten Freund zu tödten, oder von deſſen Hand den Tod zu empfangen. Eumenes forderte dann die Macedonier der getödteten Feldherrn auf, in ſeine Dienſte zu treten. Sie nahmen den Vorſchlag zum Scheine an, die Meiſten aber zogen bei Nacht ab und entwichen zu Antipater; Eumenes vermochte ſie nicht daran zu hindern. Durch dieſen Sieg gewann er großen Ruhm und Anſehen und bedeutende Macht in Aſien, zog ſich aber auch viel Eiferſucht und Haß zu, weil er, ein Fremder, mit den Waffen und Armen der Macedonier einen der vornehmſten Feldherrn beſiegt und getödtet hatte, und ſeine Lage wurde ſehr gefährlich dadurch, daß der Reichsverweſer Perdikkas gegen Ptolemäus nicht glücklich war.

Perdikkas war ungehindert bis zu der Stadt Peluſium vorgedrungen; hier ſtieß er aber auf Hinderniſſe, die in dem

Nil, in dem moraſtigen Boden und in befeſtigten Plätzen lagen; nach einem erſten Mißgeſchick, einem Dammbruch, verließen ihn viele von ſeinen Freunden und gingen zu Ptolemäus über, denn er entzog den andern Befehlshabern ihre Rechte, wollte über Alle eine Gewaltherrſchaft üben, und hatte ſich nach Alexanders Tod blutgierig gezeigt, indem er Viele hinrichten ließ. Ptolemäus dagegen war freundlich, dienſtfertig, erlaubte allen Anführern freimüthig zu reden und wußte wohl auch von den Schätzen, welche der habgierige Kleomenes in dem reichen Aegypten aufgehäuft hatte, einen klugen Gebrauch zu machen, um ſich Freunde zu werben: Perdikkas ſuchte die Seinigen durch Geſchenke und Verſprechungen zu ermuthigen und machte dann einen Angriff auf einen feſten Platz, die Kamelsmauer genannt, wurde aber von dem ſelbſt herbeigeeilten Ptolemäus nach einem hartnäckigen Kampfe zurückgeſchlagen. Bei einem Uebergang über den Nil verlor er viele Leute, und kam in die größte Noth. Darüber wurden die Soldaten erbittert und Ptolemäus gewann ihre Herzen ganz dadurch, daß er ihre Todten verbrennen, ihnen die gebührenden Ehren erzeigen ließ, und ihre Ueberreſte den Verwandten und Freunden derſelben ſchickte. Die mißvergnügten Befehlshaber, der Angeſehenſte unter ihnen Pytho, traten zuſammen; ſie drangen in das Zelt des Perdikkas und ermordeten ihn. Am folgenden Tage wurde eine Verſammlung gehalten, bei welcher ſich Ptolemäus einfand, die Macedonier willkommen hieß und ſeine ganze Handlungsweiſe rechtfertigte. Jetzt hätte er ſich zum Vormund der Könige ernennen laſſen können, aber er wollte dieß nicht, ſondern ließ den Pytho und den Arrhidäus, welcher den Leichenzug Alexanders geleitet hatte, dazu wählen. Wenige Tage nachher traf die Nachricht von dem Siege des Eumenes über Kraterus ein, welche, wäre ſie etwas früher gekommen, den Tod des Perdikkas verhindert haben würde. Nun aber wurden Eumenes und fünfzig andere angeſehene Männer von der Partei des Perdikkas von den Macedoniern zum Tode verurtheilt und geächtet, und mehrere ſeiner vertrauteſten Freunde, welche anweſend waren, getödtet. Eumenes aber ſtand jetzt gegen ſo viele Feinde allein. Dieß geſchah bis zum Jahre 322 vor Chriſtus.

31.

Antigonus und Eumenes. Eumenes' Tod.

Pytho und Arrhidäus vermochten die Vormundſchaft nicht zu führen, da die Gattin des blödſinnigen Philippus Arrhidäus, Eurydice, die Tochter von Alexanders Halbſchweſter Cyna oder Cynane, die Soldaten von ihnen abwendig machte; daher übernahm der inzwiſchen in Triparadiſus im obern Syrien angekommene Antipater die Reichsverweſerſchaft und wußte die Eurydice durch Drohungen zur Ruhe zu bringen. Nachdem er den Aufruhr unter den Truppen geſtillt, vertheilte er von neuem die Statthalterſchaften ſo, daß alle Freunde und Anhänger des Perdikkas entfernt und durch Männer von ſeiner Partei erſetzt wurden; namentlich erhielt jetzt Seleukus Babylonien. Gegen Eumenes, welcher die Sache des königlichen Hauſes zu verfechten nicht abließ, und welchem, wie es ſcheint, auch Kleopatra wie Euridice Vertrauen ſchenkte, ſandte er den Antigonus, welchem Großphrygien und Lycien übertragen worden war, und gab ihm ſeinen Sohn Kaſſander an die Seite, um ihn zu beobachten, daß er nicht ſeine eignen Zwecke verfolgte. Er ſelbſt ging mit ſeinem Heere und mit den Königen nach Macedonien zurück.

Eumenes führte mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit und Zuverſicht den Krieg gegen ſeine ihm weit überlegenen Gegner und gegen den Verrath, der ihn von verſchiedenen Seiten umgarnte. Einer ſeiner vornehmſten Befehlshaber, Perdikkas mit Namen, fiel mit dreitauſend Fußſoldaten und fünfhundert Reitern von ihm ab und bezog ein eigenes Lager; Eumenes wußte ihn bei Nacht zu überfallen und bekam die ſämmtlichen Truppen in ſeine Gewalt. Die an dem Abfall ſchuldigen Befehlshaber ließ er hinrichten; die Soldaten aber vertheilte er unter ſein Heer und gewann ſich durch ſein mildes Verfahren ihre Zuneigung. Auch machte er ſich durch ſeine Freigebigkeit und die Beute, die er ihnen verſchaffte, ſo beliebt, daß, als einmal im Lager von den feindlichen Feldherrn Briefe ausgeſtreut wurden, worin demjenigen, der den Eumenes ums Leben bringen würde, hundert Talente und eine hohe Stelle verſprochen wurden, ſeine Soldaten in große Erbitterung geriethen und den Beſchluß faßten, daß tauſend der vornehmſten Krieger ihm zur Leibwache dienen und abwechſelnd Tag und Nacht bei ihm Wache halten ſollten. Und dieſe Leibwächter waren damit ganz wohl zufrieden, weil ihnen Eumenes ſolche Geſchenke machte, wie ſie Könige ihren Freunden gaben, purpurne Hüte und Mäntel, welche auszutheilen das Vorrecht der macedoniſchen Könige war, und wozu Perdikkas den Eumenes ermächtigt hatte. Jetzt gewannen ſeine Feinde durch große Verſprechungen den Apollonides, einen Reiteranführer in Eumenes Heere, daß er dieſen verrathen und in der Schlacht zu ihnen übergehen ſolle. Durch dieſe Verrätherei wurde Eumenes von Antigonus geſchlagen, verlor achttauſend Mann und das ganze Heergeräthe. Viele ſeiner Truppen gingen zu Antigonus über und er warf ſich nun mit einem kleinen Haufen ſeiner Getreueſten in den feſten Platz Nora, eine ſehr kleine, aber außerordentlich haltbare Feſtung, mit allen Vorräthen auf Jahre hinein verſehen. Antigonus verfolgte ihn dahin, und ehe er den Platz einſchloß, lud er den Eumenes zu einer Unterredung ein. Eumenes verlangte, daß Antigonus Geiſeln für ſeine Sicherheit ſtelle, und als ihm dieſer ſagen ließ: er müſſe mit ihm als ſeinem Obern ſprechen, ließ ihm Eumenes zurück ſagen: „So lange ich noch Meiſter meines Schwertes bin, erkenne ich keinen Obern über mir.“ Endlich ſchickte Antigonus ſeinen Neffen Ptolemäus auf das Schloß und nun kam Eumenes zu der Unterredung heraus. Beide umarmten ſich zärtlich, weil ſie lange Zeit in vertrauter Freundſchaft mit einander gelebt hatten. Eumenes ſprach mit keinem Worte von der Sicherſtellung ſeiner Perſon oder von Verzeihung, die ihm gewährt werden ſolle, ſondern forderte, daß ihm die Statthalterſchaft beſtätigt und alle ihm früher ertheilten Belohnungen wieder gegeben werden ſollten, ſo daß alle Anweſenden über den hohen Geiſt und die ungebeugte Zuverſicht des Mannes in ſolcher Lage ſich nicht genug wundern konnten. Viele Macedonier liefen zuſammen, um den Eumenes zu ſehen, den berühmteſten Kriegshelden ſeit des Kraterus Tode. Antigonus gerieth in Sorge wegen des Eumenes, daß ihm ein Leid geſchehen möchte, verbot den Soldaten mit lauter Stimme, ſich zu nähern, und warf ſogar mit Steinen nach denen, welche ſich herzudrängten. Zuletzt faßte er ihn in ſeine Arme, ließ die Menge auseinandertreiben, und brachte ihn ſo mit Mühe wieder in Sicherheit. Antigonus wollte die Forderungen des Eumenes nicht erfüllen, ſondern den Antipater entſcheiden laſſen; er ſchloß die Feſtung mit einer hinlänglichen Heeresmacht, mit einer doppelten Mauer und mit einem Wall und Graben ein, und zog dann mit dem übrigen Theile des Heeres gegen die andern Anhänger des Perdikkas, Alketas und Attalus, welche ſich nach Piſidien geworfen hatten. Attalus, Docimus, Polemo und viele andere vornehme Befehlshaber wurden in einer großen Schlacht gefangen, und bald darauf kam auch Alcetas um. Während dieſer glücklichen Kriegszüge erhielt Antigonus die Nachricht, daß der alte Antipater in Macedonien, der Vormund der Könige und Reichsverweſer, geſtorben ſey. Derſelbe hatte dem Macedonier Polyſperchon in Verbindung mit ſeinem eigenen, ziemlich jungen Sohne Kaſſander die Vormundſchaft und die Regierung übertragen; dieſe Beiden geriethen bald in heftigen Streit, Jeder ſuchte ſich einen überwiegenden Anhang zu gewinnen. Der junge Kaſſander verbündete ſich mit Ptolemäus und forderte ihn auf, eine Flotte an den Helleſpont zu ſchicken. Polyſperchon aber rief die Olympias aus Epirus zurück, wohin ſie wegen ihrer Streitigkeiten mit Antipater geflohen war, bat ſie, die Vormundſchaft über den jungen Sohn Alexanders zu übernehmen und als Reichsverweſerin in Macedonien zu bleiben.

Eumenes hatte inzwiſchen während einer zwölfmonatlichen Einſchließung in der kleinen Bergfeſte, wo er ſehr ſinnreiche Mittel erdachte, den Pferden in dem engen Raume die nöthige Bewegung zu verſchaffen, den Muth durchaus nicht ſinken laſſen, und auch ſeine Leute bei guter Hoffnung erhalten, weil er vorausſah, daß in einer ſolchen Zeit bei irgend einem Wechſel der Dinge Viele die Freundſchaft eines ſolchen Mannes ſuchen würden. Dieß geſchah auch ſo. Denn als Antigonus die Nachricht von Antipaters Tode erhielt, richtete er, längſt voll hochfahrenden Stolzes, ſeine Hoffnung auf die oberſte Gewalt und wünſchte den Eumenes zum Bundesgenoſſen und Freund bei ſeinen Unternehmungen zu haben. Er war von Antipater zum unumſchränkten Feldherrn in Aſien ernannt worden, hatte ein Heer von ſechzigtauſend Mann Fußvolk, zehntauſend Reiter, dreißig Elephanten und gebot über die reichen Schätze und Einkünfte Aſiens; daher war er entſchloſſen, weder den Königen noch ihren Vormündern Gehorſam zu leiſten. Er ſandte nun den Kardianer Hieronymus, einen Landsmann des Eumenes, den er mit großen Geſchenken gewann, zu dieſem in die Feſtung Nora, und ließ ihm ſagen: er ſolle die Schlacht, die er ihm in Kappadocien geliefert, vergeſſen und ſein Freund und Mitſtreiter werden; zum Lohne dafür ſolle er viel mehr, als er je beſeſſen, und eine weit größere Statthalterſchaft bekommen, unter ſeinen Freunden der Erſte ſeyn und alle ſeine Unternehmungen theilen. Eumenes ſchickte die Schrift, worin ihm Antigonus eidlich ſeine Freiheit zuſicherte, und dagegen ſeinen Eid verlangte, den ihn belagernden Macedoniern hinaus, änderte aber an derſelben einiges, und überließ den Macedoniern die Entſcheidung, welche von beiden Abfaſſungen gerechter ſey. Antigonus hatte nämlich bloß zum Scheine im Eingang der Könige Erwähnung gethan, und den ganzen Eid nur auf ſich bezogen; Eumenes aber ſetzte die Olympias nebſt den Königen oben an und ſchwur, nicht bloß dem Antigonus treu und ergeben ſeyn zu wollen, ſondern auch der Olympias und den Königen. Die Macedonier fanden das Letztere gerechter, ließen den Eumenes ſo ſchwören und hoben die Belagerung auf. Eilig zog nun Eumenes ab, weil er voraus ſah, daß Antigonus mit dieſem Eid nicht zufrieden ſeyn werde, und ſammelte bald wieder eine Schaar um ſich. Wirklich ſchalt auch Antigonus die Macedonier, daß ſie in dieſe Aenderung gewilligt. Der befreite Eumenes aber erhielt bald Briefe aus Macedonien, worin ſein Beiſtand nachgeſucht wurde. Olympias ſchrieb ihm von Epirus aus und bat ihn, zu ihr zu kommen, den Sohn Alexanders, welcher vielen Nachſtellungen ausgeſetzt ſey, in Schutz zu nehmen, und für ſeine Erziehung Sorge zu tragen. Polyſperchon aber und der König Philippus ertheilten ihm Befehl, mit den in Kappadocien ſtehenden Macht als unumſchränkter Feldherr für ganz Aſien gegen den Antigonus Krieg zu führen, und ermächtigten ihn, Geld ſo viel er brauche aus dem Schatze des feſten Bergſchloſſes Kuinda in Cilicien zu nehmen. Durch die dreitauſend Silberſchildner daſelbſt, alte erprobte Soldaten Alexanders, verſtärkt, und mit Geld reichlich verſehen, zog nun Eumenes gegen die Feinde der Könige zu Felde. Ptolemäus hatte Paläſtina, Cöleſyrien und Phönicien mit Aegypten vereinigt, und Eumenes zog dahin, um dieſe Provinzen wieder für die Könige zu erobern. Aber als Antigonus mit einem ſtarken Heere ſich näherte, mußte er ſeinen Plan aufgeben, und ſuchte nun die ſogenannten obern Statthalterſchaften, im innern Aſien, zu erreichen. Um ſich gegen die Eiferſucht der Befehlshaber und das Mißtrauen der Macedonier ſicher zu ſtellen, nahm er eine durchaus beſcheidene Sprache an, und verſicherte: er habe einen ſeltſamen Traum gehabt, als ſehe er den König Alexander lebend und mit dem königlichen Schmucke bekleidet, wie er Anordnungen treffe, den Heerführern Befehle ertheile und in Allem die Königsgewalt kräftig handhabe. Daher glaube er, man ſolle auf Koſten des königlichen Schatzes einen goldnen Thron verfertigen, auf welchem das Diadem und Scepter, die Krone und der übrige Schmuck gelegt würden. Hier ſollten jeden Morgen alle Anführer Weihrauch ſtreuen und neben dem Throne verſammelt die Befehle empfangen, wie wenn dieſe aus dem Munde des noch lebenden und ſein Reich beherrſchenden Königes kämen. Dieß wurde ſo ausgeführt, und vor dem Throne hielten die Befehlshaber, nachdem ſie aus einer goldnen Lade Weihrauch geopfert, ihren Rath über die jedesmal vorliegenden Gegenſtände. Indem Eumenes hiebei ſich allen andern Befehlshabern gleich ſtellte, und die gefälligſte Sprache führte, entfernte er die

Mißgunſt und erwarb ſich große Zuneigung. Der Glaube an die Gegenwart des Königs wirkte auch ſo mächtig, daß Alle voll der beſten Hoffnung waren in dem Gedanken, ein Gott ſey ihr Führer. Auf ähnliche Weiſe benahm ſich Eumenes gegen die Silberſchildner, ſo daß er bei ihnen ſehr beliebt und als ein würdiger Stellvertreter des Königthums angeſehen wurde. Daher ſcheiterten auch jetzt noch die Verſuche, welche Antigonus machte, die Soldaten des Eumenes, beſonders die Silberſchildner, zu einer Verſchwörung gegen ihren Feldherrn zu bewegen, ſo wie ſpäter die Aufforderungen des Seleukus und Pytho, einem von den Macedoniern zum Tode verurtheilten Manne nicht mehr zu gehorchen. Einige ſeiner Freunde ſchickte Eumenes auf Werbung aus und durch hohen Sold zog er bald ein bedeutendes Heer an ſich, mit welchem er nach großen Gefahren, von dem überlegenen Antigonus in Phönicien bedroht und von Seleukus in Babylonien angegriffen, endlich nach Suſa und Perſis gelangte, wo Peukeſtes und andere Statthalter mit ihren Soldaten zu ihm ſtießen, darunter Eudamus aus Indien, mit hundert und zwanzig Elephanten, die er dadurch gewonnen, daß er den König Porus durch Hinterliſt getödtet hatte. Als ſie ſich vereinigt hatten, hielten ſie eine allgemeine Verſammlung, worin ſehr heftig um den Oberbefehl geſtritten wurde. Peukeſtes behauptete, ihm gebühre die Leitung des Ganzen, weil er die meiſten Streiter geſtellt habe und von Alexander ſo ſehr vorgezogen worden ſey. Antigenes aber, der Anführer der Silberſchildner, machte geltend, ſeinen Macedoniern, welche mit Alexander Aſien erobert und ſich als eine unbeſiegte Heldenſchaar erwieſen, gebühre der Vorrang, und nur mit Mühe gelang es dem Eumenes, ihre Eiferſucht zu beſchwichtigen. In dieſen reichen Gegenden erholten ſich zwar des Eumenes Soldaten von den frühern Mühſeligkeiten, aber durch die verſchwenderiſchen Gaſtmahle und Opferfeſte wurde das Lager in kurzer Zeit zu einer Herberge der ausgelaſſenſten Schwelgerei und Zuchtloſigkeit.

Erſt im folgenden Jahre, 316 vor Chriſtus, rückte Antigonus mit einem ſtarken Heere heran. Eumenes fügte ihm beim Fluß Koprates großen Verluſt zu und hinderte ihn am Uebergang, weßhalb Antigonus auf einem Umweg durch Medien ihm beizukommen beſchloß. Eumenes und die andern Feldherrn zogen ihm entgegen nach Perſepolis, wo Peuceſtes ein glänzendes Gaſt- und Opfermahl für das ganze Heer veranſtaltete, dem Alexander und Philippus zu Ehren, um ſich die Gunſt des Heeres und die Feldherrnwürde zu gewinnen. Eumenes aber wußte durch Klugheit und Liſt das überwiegende Anſehen zu behaupten und zugleich doch den Peuceſtes ſich geneigt zu erhalten. Nun kam die Nachricht, daß Antigonus gegen Perſis heranziehe. Eumenes brach auf, entſchloſſen eine Schlacht zu liefern. Am zweiten Tage des Marſches brachte er Opfer und bewirthete das Heer köſtlich, ließ ſich aber von den trinkluſtigen Gäſten verleiten, ſich zu berauſchen und zog ſich eine Krankheit zu. Muthloſigkeit verbreitete ſich unter dem Heer, als der große Feldherr, auf welchem das allgemeine Vertrauen beruhte, ſo ſchwer darniederlag. Doch ging die Gefahr ſchnell vorüber, ſo daß er ſich in einer Sänfte dem Heere nachtragen laſſen konnte, das unter Peuceſtes und Antigenes vorrückte.

Bald trafen ſich die Heere und ſtanden mehrere Tage einander gegenüber, ohne ſich ein Treffen zu liefern. Am fünften Tage ſchickte Antigonus Abgeordnete an die Statthalter und die Macedonier, mit der Aufforderung, ihr Vertrauen ihm zu ſchenken, und mit großen Verſprechungen. Die Macedonier aber gaben ihnen kein Gehör, ſondern bedrohten ſie vielmehr. Eumenes trat unter ſie, lobte ſie und trug ihnen eine Fabel vor, welche ſich auf dieſen Fall anwenden laſſe. Ein Löwe habe eine Jungfrau liebgewonnen, und dem Vater den Heirathsantrag gemacht. Der Vater habe erwiedert: er ſey zwar bereit ſie ihm zu geben, fürchte aber die Klauen und die Zähne; wenn er die Jungfrau zum Weibe genommen hätte, und aus irgend einem Grunde erzürnt würde, könnte er als ein wildes Thier ſie mißhandeln. Der Löwe habe ſich nun Klauen und Zähne ausgeriſſen; der Vater aber, als er ihn wehrlos geſehen, ihn ohne Mühe todtgeſchlagen. So wolle nun Antigonus handeln. — Das Heer gab ihm laut jauchzend Beifall und die Verſammlung trennte ſich. Endlich maßen ſich die zwei berühmteſten Feldherrn jener Zeit in einer großen Schlacht mit einander, in welcher auf beiden Seiten alle Feldherrnkunſt aufgeboten und auf's tapferſte, jedoch ohne eine eigentliche Entſcheidung, geſtritten wurde. Der Verluſt des Antigonus war weit größer als der des Eumenes, aber Jener ſchrieb ſich deßwegen den Sieg zu, weil er ſich in der Nähe des Schlachtfeldes lagern konnte, während die Soldaten des Eumenes zu ihrem Feldgeräth zurückgeführt zu werden verlangten, und Eumenes ſich nicht getraute, es ihnen zu weigern. Nach kurzer Zeit kam es zu einer zweiten Schlacht. Unmittelbar vor dem Anfang derſelben ſchickte Antigenes, der Anführer der Silberſchildner, einen macedoniſchen Reiter ab, und hieß ihn, der feindlichen Schlachtreihe ſich nähernd, laut alſo rufen: „Gegen Eure Väter, Ihr Elenden, die alle Siege unter Philippus und Alexander gewonnen haben, wollt Ihr kämpfen? Bald werdet Ihr ſehen, daß ſie der Könige und ihrer frühern Thaten werth ſind!“ Es waren nämlich um dieſe Zeit die jüngſten der Silberſchildner gegen ſechzig, und die andern größtentheils gegen ſiebzig Jahre alt, einige noch älter, lauter erfahrene Krieger, welche ſich durch immerwährende Gefechte eine ſolche Gewandtheit und Unerſchrockenheit erworben hatten, daß ihr Angriff unwiderſtehlich war. Nach jenem Aufruf wurde unter den Leuten des Antigonus große Unzufriedenheit laut, daß ſie gezwungen würden, den Kampf gegen Verwandte und Greiſe fortzuſetzen; die Soldaten des Eumenes aber verlangten unter großem Geſchrei, gerade gegen den Feind geführt zu werden, worauf Eumenes das Zeichen gab. Durch die unwiderſtehliche Tapferkeit der Silberſchildner bekam die Schlacht, welche ſich gegen Eumenes entſcheiden zu wollen ſchien, wieder eine günſtigere Wendung, aber Peuceſtes verweigerte ſeinen Befehlen, durch welche noch der Sieg hätte errungen werden können, den Gehorſam, und ſo mußte ſich das ſchon ſiegreiche Fußvolk zurückziehen. Während der Schlacht hatte Antigonus unter dem Schutz eines ungeheuren Staubgewölkes das Lager des Eumenes ſammt den Weibern, Kindern und dem Troß mit ſämmtlichem Gepäck und Heergeräth wegnehmen laſſen. Dieſer Verluſt ging den Soldaten nahe, daher liehen ſie, die Silberſchildner insbeſondere, den Anerbietungen des Antigonus ihr Ohr, nahmen ihren Feldherrn Eumenes feſt, und lieferten ihn, gegen Zurückgabe ihrer Habe und ſonſtige Zuſagen, dem Antigonus aus. Auch die meiſten Statthalter und Feldherrn ſchloſſen mit Antigonus ihren Frieden. Dieſer ließ den Anführer der Silberſchildner lebendig verbrennen; ſie ſelbſt übergab er, als grauſame und verrätheriſche Leute, dem Statthalter von Arachoſia, mit der Weiſung, ſie auf jede Weiſe aufzureiben, damit Keiner von ihnen je nach Macedonien zurückkehre, noch das griechiſche Meer wieder ſehe; mit Eumenes, welcher vor ſeiner Abführung noch ſeine Soldaten beſchworen hatte, ihn doch lieber zu tödten, ihn den Elephanten vorzuwerfen, als ihn lebend ſeinen Feinden auszuliefern, zu ihrer eigenen ewigen Schmach, ſo daß er das ganze Heer, nur die Silberſchildner nicht, rührte, getraute ſich Antigonus nicht zu ſprechen wegen ihrer alten Freundſchaft, gebot aber denen, welche fragten, wie ſie ihn bewachen ſollten: »wie einen Elephanten oder einen Löwen.« Lange ging er mit ſich zu Rathe, wie er den gefangnen Feind behandeln ſollte; er hätte ihn gerne am Leben erhalten, wenn er ihm als Feldherr hätte dienen wollen, aber er hatte ſchon erfahren, daß Eumenes ſich von ſeiner Treue gegen das Königshaus nicht abwendig machen ließ. Da auch die Macedonier beſtändig auf die Beſtrafung des Eumenes drangen, ließ er ihn tödten, ſchickte aber, um der vormaligen Freundſchaft willen, die Gebeine des verbrannten Leichnams ſeinen Angehörigen. So endete (316 vor Chriſtus) ein Mann, der mehr als irgend ein Anderer die Wechſel des Glückes erfahren, aber eine in der damaligen Zeit ſeltene Treue und Beſtändigkeit in der Anhänglichkeit an die Familie Alexanders bewieſen hatte.

32.

Das Schickſal von Alexanders Hauſe.

In Europa hatten unterdeſſen Polyſperchon und Kaſſander fortwährend miteinander um die ihnen von Antipater gemeinſchaftlich hinterlaſſene Vormundſchaft und Oberherrſchaft gerungen. Kaſſander gewann für ſich in Aſien den Antigonus (welcher freilich eigentlich nur ſeine eigene Größe und Herrſchaft im Auge hatte), den ägyptiſchen Ptolemäus, die ariſtokratiſche Partei in den griechiſchen Städten, und von der königlichen Familie die Eurydice; Polyſperchon den Eumenes, die demokratiſche Partei in Griechenland, und die Olympias. Die beiden Gegner bekämpften ſich zunächſt in Griechenland, in Attika, wo Athen durch die beiderſeitigen Liſten und Ränke zuviel litt, und im Peloponnes, mit abwechſelndem Glücke; zuletzt aber behauptete Kaſſander die Oberhand; es unterwarfen ſich ihm die meiſten Städte, am Ende auch Athen. Dadurch gewann er auch in Macedonien großes Anſehen, um ſo mehr, als er ſich freundlich gegen Jedermann und ſehr thätig zeigte, Polyſperchon aber ein unthätiger und unkluger Regent war. Während jedoch Kaſſander im Peloponnes war, hatte ſich Olympias von Polyſperchon zur Rückkehr nach Macedonien bewegen laſſen, und langte von dieſem und von ihrem Bruder Aeacides, König von Epirus, begleitet, mit einem Heere in der Stadt Evia an, wo Eurydice ebenfalls mit einem macedoniſchen Heere ſtand. Als aber die Heere einander gegenüber ſtanden, ließen ſich die Macedonier der Eurydice, welchen ein tüchtiges und angeſehenes Oberhaupt fehlte, durch die Hochachtung vor dem Namen der Olympias, der Gemahlin, Mutter und Großmutter ihrer Könige, und durch das Andenken an die Wohlthaten Alexanders zum Uebergang bewegen. Der König Philippus Arrhidäus wurde ſogleich, Eurydice auf dem Wege nach Amphipolis, wohin ſie ſich flüchten wollte, gefangen. Olympias aber, ohne Schwertſtreich im Beſitze der Herrſchaft, wußte ſich in ihrem Glücke nicht zu mäßigen. Sie ließ das unglückliche Königspaar in einem engen Raum einmauern und ihnen durch eine kleine Oeffnung die Nahrung reichen; endlich ließ ſie den König niederſtoßen, die Eurydice aber, welche offen und laut erklärte: ihr, und nicht der Olympias, gebühre die Herrſchaft, ſchickte ſie ein Schwert, einen Strick und einen Becher mit Schierling, und hieß ſie wählen. Eurydice ſprach gegen den Ueberbringer den Wunſch aus, ähnlicher Geſchenke möge einſt Olympias theilhaft werden. Nun beſorgte ſie die Leiche ihres Gatten, ſo gut es die Umſtände erlaubten, erhängte ſich darauf an ihrem Gürtel und endigte ihr Leben, ohne ihr Schickſal zu bejammern, oder von der Laſt des Unglücks ſich beugen zu laſſen. Nachdem dieſe Opfer gefallen, tödtete Olympias den Nikanor, Kaſſanders Bruder, und zerſtörte das Grab des Jollas, auch eines Sohnes des Antipater, welcher Alexanders Mundſchenk geweſen, um, wie ſie ſagte, Alexanders Tod zu rächen. Auch von Kaſſanders Freunden las ſie hundert der angeſehenſten Macedonier aus und ließ ſie tödten. Durch ſolche Frevel ihre Rachgier kühlend, machte ſich das blutdürſtige Weib bald bei allen Macedoniern verhaßt, und Jedermann dachte an die Warnung welche Antipater kurz vor ſeinem Tode wie ein Orakel ausgeſprochen: man ſolle niemals geſtatten, daß ſich Weiber die Regierung anmaßten.

Im nächſten Jahre kehrte Kaſſander, ſobald die Angelegenheiten im Peloponnes es ihm geſtatteten, wo des Polyſperchon Sohn Alexander noch die Städte bedrohte, nach Macedonien zurück, woher er ſo ſchlimme Nachrichten erhalten hatte. Die Aetolier verſperrten ihm den Engpaß von Thermopylä, daher ſetzte er zu Schiffe ſeine Soldaten nach Theſſalien über. Einen Theil ſeines Heeres ſchickte er gegen den Polyſperchon in Perrhäbien, mit dem übrigen zog er gegen die Olympias, welche ſich mit der königlichen Familie, Alexanders Wittwe Roxane und ſeinem Sohn Alexander, der jetzt ſieben Jahre alt war, Theſſalonice, der Tochter des Philippus und den Verwandten anderer angeſehener Freunde des Königs, in die ſtarke Feſtung Pydna warf. Sie hatte viele Leute bei ſich, von denen jedoch nur Wenige zum Kriege tüchtig waren, auch waren dort nicht genug Vorräthe vorhanden, um eine lange Belagerung auszuhalten. Sie hoffte aber auf Zufuhr und Verſtärkung zur See von Macedonien und Griechenland.

Kaſſander konnte jetzt, nach dem Tode des Arrhidäus und der Eurydice, ſich nicht mehr darauf berufen, daß er im Namen der königlichen Familie handle, aber er ſcheute ſich nicht, auf eigene Fauſt den Krieg und die Herrſchaft zu führen, und der allgemeine Haß gegen die Olympias ſtand ihm mächtig bei. Der König Aeacides von Epirus zog mit einem Heere der Olympias zu Hülfe, wurde aber von ſeinen Soldaten verlaſſen; das Volk von Epirus empörte ſich, verbannte ſeinen König und machte ein Bündniß mit Kaſſander. Polyſperchon, gegen welchen Kaſſander den Kalas geſchickt hatte, wurde ebenhalle von seinen meiſten Soldaten, die mit Geld gewonnen worden waren, verlaſſen und entfloh mit wenigen Getreuen nach Aetolien. Nun konnte Kaſſander mit aller Macht die Belagerung von Pydna betreiben, in welcher Veſte bald die ſchrecklichſte Hungersnoth entſtand, und anſteckende Krankheiten ausbrachen. Bald mußte Olympias einen Theil ihrer Soldaten entlaſſen, welche Kaſſander gut aufnahm und durch dieſe Milde viele Macedonier für ſich gewann. Nur zwei Anführer behaupteten ſich noch in Amphipolis und Pella. Olympias wollte ſich nun zur See flüchten, aber das Schiff, welches ſie aufnehmen ſollte, wurde von den Feinden weggenommen. Jetzt ſchickte ſie Abgeordnete an Kaſſander, um zu unterhandeln. Dieſer verlangte zuerſt unbedingte Uebergabe und ward nur mit Mühe dahin gebracht, ihr ſelbſt Schonung ihres Lebens zuzuſichern. Die andern Städte ergaben ſich auch, und Kaſſander ließ den Befehlshaber der einen, den tapferen Ariſtonous, gegen ſeine gegebene Zuſage tödten. Dieß war eine böſe Vorbedeutung für die Olympias. Wirklich forderte auch Kaſſander die Verwandten der von ihr Getödteten auf, in der allgemeinen Verſammlung der Macedonier ſie anzuklagen. Sie thaten es, und Olympias wurde abweſend, ohne daß Jemand da war, ſie zu vertheidigen, von den Macedoniern zum Tode verurtheilt. Kaſſander ſchickte einige ſeiner Freunde zu ihr mit dem Rathe, heimlich zu fliehen, und ließ ihr verſprechen, ein Schiff für ſie ausrüſten und ſie ſicher nach Athen bringen zu laſſen; aber er that dieß nicht aus Fürſorge für die Erhaltung ihres Lebens, ſondern damit, wenn ſie ſich zur Flucht entſchlöſſe und auf der Fahrt umkäme, — was mit großer Wahrſcheinlichkeit zu erwarten war — dieß Schickſal als gerechte Strafe erſchiene. Es war ihm nämlich bange wegen des Anſehens, in welchem ſie doch noch ſtand und wegen der Wankelmuth der Macedonier; und als ſie ſich der Flucht weigerte und ſich dagegen bereit erklärte, in der Verſammlung der Macedonier ſich richten zu laſſen, fürchtete er ernſtlich, das Volk möchte anderen Sinnes werden, wenn es die Vertheidigung der Königin höre und an die Verdienſte des Philippus und Alexander erinnert würde. Daher ſchickte er zweihundert Mann ab, mit dem Befehle, ſie ſofort zu tödten. Dieſe drangen in die königliche Wohnung ein; als ſie aber der Olympias anſichtig wurden, gingen ſie, von Scheu vor ihrer Würde ergriffen, unverrichteter Dinge wieder weg. Die Verwandten der Getödteten aber, welche ſich nicht nur rächen, ſondern auch dem Kaſſander gefällig ſeyn wollten, ermordeten die Königin, welche mit keinem Laut eine feige, weibiſche Geſinnung verrieth, ſieben Jahre nach dem Tode ihres großen Sohnes. Kaſſander aber richtete nun ſeine Hoffnung auf die Würde eines Königs der Macedonier, und vermählte ſich mit der Theſſalonice, einer Halbſchweſter Alexanders, um ſich als einen Angehörigen des königlichen Hauſes darzuſtellen. Er erbaute auf Pallene eine Stadt, die er nach ſich Kaſſandrea nannte. Den König Philippus und Eurydice ließ er königlich beſtatten, die Roxane mit ihrem Sohne aber als Gefangene nach der Burg Amphipolis bringen, entfernte von dem Knaben ſeine bisherigen Geſpielen, und befahl, ihn nicht mehr königlich, ſondern wie den Sohn eines gemeinen Bürgers zu erziehen. Er hatte im Sinn, ihn und ſeine Mutter zu tödten, wollte aber zuerſt abwarten, wie ſich das Volk über die Ermordung der Olympias ausſpreche, und welche Wendung die Kriegsangelegenheiten nehmen würden. Er ſelbſt war in ſeinen Unternehmungen ſehr glücklich; er unterwarf ſich faſt ganz Griechenland; ſeine und ſeiner Verbündeten Flotte hatte längſt die Flotte der Gegner bei Byzanz geſchlagen und vernichtet; Polyſperchon hatte in Europa das Feld geräumt; Eumenes in Aſien war todt. Aber nun brach unter den Siegern ſelbſt neue Zwietracht aus.

Der unternehmende, kriegskundige und hochſtrebende Antigonus bemühte ſich nach Beſiegung des Eumenes die Herrſchaft über das ganze Reich in Aſien zu erlangen. Den Statthalter von Medien, den tapfern Feldherrn Pytho, welcher darauf ſann, ſich von ihm unabhängig zu machen und viele Soldaten für ſich gewann, lockte er durch große Verheißungen zu ſich, ſtellte ihn dann aber vor ein Kriegsgericht, von welchem er wegen Verſuchs der Empörung zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. In Ekbatana bemächtigte er ſich der Schätze und zog dann nach Perſis, wo ihm die Einwohner, als dem anerkannten Gebieter Aſiens, königliche Ehre erwieſen, und wo er in einer Verſammlung ſeiner Freunde die Statthalterſchaften zum Theil neu beſetzte; namentlich entzog er dem Peukeſtes die von Perſien, verſprach ihm aber eine andere. In Suſa ſetzte er ſich ebenfalls in den Beſitz der Schätze, indem er den Seleukus durch liſtige Freundlichkeit beſchwatzt und günſtig für ſich geſtimmt hatte, und brachte fünfundzwanzigtauſend Talente zuſammen. Aber in Babylon angekommen, verlangte er von Seleukus, welcher ihn freundlich aufgenommen und königlich beſchenkt hatte, Rechenſchaft von den Einkünften des Landes, welche zu geben Seleukus nicht ſchuldig zu ſeyn glaubte. Es kam zu einem heftigen Zwiſt, und Seleukus, das Schickſal des Pytho und anderer ausgezeichneter Männer fürchtend, entfloh mit fünfzig Reitern zu Ptolemäus. Antigonus, als er dieß hörte, ſprang vor Freuden auf, weil er nun die Statthalterſchaft zu ſeiner Verfügung hatte, ohne daß er ſich an einem Freund und Waffengefährten vergreifen mußte, der durch ſeine Flucht ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen hatte. Aber die Chaldäer weiſſagten ihm, wenn er den Seleukus entwiſchen laſſe, werde ganz Aſien in deſſen Gewalt kommen und er ſelbſt in einer Schlacht gegen ihn den Tod finden. Antigonus, gegen Weiſſagungen und Vorbedeutungen ſonſt gleichgültig, ließ doch jetzt dem Seleukus nachſetzen, weil dieſer Spruch ihn ängſtigte; aber der Entflohene wurde nicht mehr eingeholt und kam glücklich bei Ptolemäus an.

Von dieſem freundlich aufgenommenen, führte er bittre Klagen über Antigonus, welcher die Abſicht habe, alle angeſehene und würdige Männer, beſonders die Kampfgefährten Alexanders, die ihn gar nicht beleidigt, aus ihren Statthalterſchaften zu vertreiben; er ſchilderte die Stärke ſeiner Heere, die Größe der von ihm zuſammengerafften Schätze, und den Uebermuth, mit welchem er, trunken von ſeinem Glücke, das ganze macedoniſche Reich unter ſich zu bringen trachtete. Ptolemäus ließ ſich dadurch bewegen, ſofort ſich zum Kriege zu rüſten, und ſchickte Vertraute nach Europa ab, um den Kaſſander und Lyſimachus, den Statthalter von Thracien, zu einem Bündniß gegen Antigonus zu bewegen. Dieſer dagegen ſchickte Geſandte an die drei Statthalter, mit freundſchaftlichen Zuſicherungen und Anerbietungen. Wie Antigonus in das obere Syrien vorgerückt war, kamen Abgeordnete von dieſen, und verlangten eine andere Austheilung der Statthalterſchaften, namentlich Phrygien am Helleſpont für Lyſimachus, Syrien für Ptolemäus zu ihren bisherigen Ländern, Babylonien für Seleukus, und gleiche Austheilung der Schätze, die er ſich im Kampfe gegen Eumenes zugeeignet. Wenn er ſich deſſen weigere, würden ſie ſich zum Kriege gegen ihn rüſten. Antigonus antwortete trotzig: er rüſte ſich ſchon zum Kriege gegen Ptolemäus.

Ein neuer, großer Kampf begann, zu welchem Antigonus ungeheure Anſtalten machte, Griechenland gegen Kaſſander wieder unter die Waffen zu bringen ſuchte und Polyſperchon und deſſen Sohn Alexander mit Geld verſah, um Söldner zu werben und Kaſſander zu bekriegen. In Phönicien, in Cilicien und in Rhodus ließ er Schiffe bauen. Anfangs war er glücklich, eroberte Tyrus, und ſuchte ſich die allgemeine Gunſt und Neigung dadurch zu erwerben, daß er mit dem Sohne Polyſperchons, Alexander, als Beſchützer der königlichen Familie, Freundſchaft ſchloß, in einer allgemeinen Verſammlung der Krieger und der anweſenden Fremden als Ankläger des Kaſſander, wegen Ermordung der Olympias und Gefangenhaltung der Roxane und des jungen Königs, auftrat, und den Antrag machte, Kaſſander, welcher durch ſeine erzwungene Vermählung mit der Theſſalonice auch ſeine Abſichten auf den Thron von Macedonien verrathen habe, ſolle geächtet werden, wenn er nicht den König und deſſen Mutter Roxane freilaſſe und den Macedoniern übergebe, wenn er nicht überhaupt dem Antigonus Gehorſam leiſte, welcher als Feldherr aufgeſtellt ſey und die Reichsverweſung übernommen habe. Zugleich wurden alle griechiſchen Städte für frei und unabhängig erklärt. Um nicht hinter ihm zurückzubleiben, ließ auch Ptolemäus die Freiheit aller Griechen verkündigen: aber dieſe blieben nach wie vor dem jedesmaligen Sieger unterthan und preisgegeben.

Nach vielen blutigen Kämpfen in Europa und beſonders in Aſien, unter wechſelndem Glücke, wurde der kriegeriſche Sohn des Antigonus, Demetrius, der Städtebezwinger genannt, von Ptolemäus bei Gaza geſchlagen und Babylonien von Seleukus wieder gewonnen; Demetrius aber beſiegte den Ptolemäus bei Myus und gewann den größten Theil Babyloniens wieder. Müde des Krieges, der zu keiner Entſcheidung führte, ſchloſſen endlich **311** vor Chriſtus, die Feldherrn Frieden, wornach Kaſſander in Europa bis zur Volljährigkeit Alexanders, der Roxane Sohn, Feldherr ſeyn, Lyſimachus über Thracien, Ptolemäus über Aegypten und die benachbarten ägyptiſchen und libyſchen Städte, Antigonus aber über ganz Aſien herrſchen, und die Griechen frei und unabhängig ſeyn ſollten. Des Seleukus wurde in dem Friedensſchluſſe nicht gedacht. Antigonus aber, für welchen der Friede ſehr vortheilhaft war, ließ den jungen Alexander, für welchen er die Waffen zu führen vorgegeben hatte, in den Händen Kaſſanders, von dem er wohl wußte, wie er gegen denſelben geſinnt war, da es ihm ſelbſt auch vielmehr um Unabhängigkeit als um die Rechte und Herrſchaft des königlichen Knaben zu thun war. Kaſſander ſah den jungen König heranwachſen, und mußte die Reden mancher Macedonier hören, es gebühre ſich, den Knaben aus dem Gefängniß hervorzuführen und ihm das Reich ſeines Vaters zu übergeben. Um ſeine Sicherheit und ſeine Herrſchaft beſorgt, gab nun Kaſſander dem Glaucias, welcher die Aufſicht über die Gefangenen hatte, Befehl, die Roxane und den König umzubringen, die Leichname zu verbergen, und Niemand etwas davon erfahren zu laſſen. So hatten dem jungen Alexander die Großthaten ſeines vor ſeiner Geburt geſtorbnen Vaters nur eine kummervolle, bedrängte Jugend und einen frühen Tod durch Hände von Meuchelmördern als Erbe errungen: und Roxane bezahlte den kurzen Glanz ihrer Vermählung mit dem Ueberwinder ihres Vaterlandes, und — wenn der Bericht wahr iſt, die Ermordung von Alexanders Nebenfrau Statira, mit einem traurigen Ende auf fremdem Boden, **311** vor Chriſtus. Der Sohn Alexanders von der Barſine, Herkules, wurde von dem alten Polyſperchon, welcher ſo lange für die königliche Familie zu kämpfen ſich das Anſehen gegeben hatte, zwei Jahre ſpäter, um hundert Talente, die ihm Kaſſander bezahlte, ermordet, Kleopatra etwas ſpäter, in Sardes, wahrſcheinlich auf des Antigonus Anſtiften, umgebracht, weil er fürchtete, ſie werde ſich mit Ptolemäus vermählen und dieſem dadurch ein überwiegendes Anſehen zuwenden: Theſſalonice aber, die Letzte aus dem Königshauſe, wurde viele Jahre ſpäter, nach Kaſſanders Tode, von ihrem eignen Sohne Antipater getödtet.

33.

Schluß.

Durch den Tod des jungen Alexander waren Kaſſander, Lyſimachus, Ptolemäus und Antigonus von der Gefahr befreit, die ihnen von dem Könige drohte. Da kein Erbe des Reiches mehr vorhanden war, hatte von nun an Jeder, der über Städte oder Völker gebot, Hoffnung auf die Königswürde und betrachtete das ihm unterworfene Land wie ein erobertes Königreich; auch nahmen ſie allmälig, Einer nach dem Andern, den Namen von Königen an. An Veranlaſſung zur Eiferſucht und zu neuen Kriegen zwiſchen ihnen fehlte es nicht lange, und wieder verbündeten ſich gegen Antigonus und deſſen Sohn Demetrius die Uebrigen nebſt Seleukus. Nach mehrjährigem Krieg in Griechenland, in Aegypten und in Aſien unter wechſelndem Glücke wurde endlich eine entſcheidende Schlacht bei Ipſus in Phrygien zwiſchen Seleukus und Lyſimachus einerſeits und Antigonus und Demetrius andrerſeits geſchlagen, in welcher der einundachtzigjährige Antigonus mit dem Siege auch das Leben verlor, im Jahr 300 vor Chr. Sein Sohn Demetrius behauptete ſich nur in einigen Städten, wurde indeſſen ſpäter durch wunderbaren Glückswechſel wieder emporgehoben, ſo daß er ſogar eine Zeitlang in Macedonien als König herrſchte, ſtarb aber zuletzt entthront und als Gefangener, das Muſterbild eines abenteuernden Soldaten. Von ihm ſtammten jedoch die Könige ab, welche über Macedonien noch hundert und fünfzig Jahre herrſchten. Ptolemäus eignete ſich Paläſtina und Cöleſyrien wieder zu, und ſeine Familie behauptete Jahrhunderte lang das Königreich Aegypten. Lyſimachus bekam ganz Kleinaſien bis an den Taurus und an die Grenze von Kappadocien und Pontus; das jenſeitige Land fiel dem Seleukus zu.

Auch dieſe Theilung und der Friede zwiſchen den Siegern hatte kurzen Beſtand. Der greiſe Lyſimachus ließ ſeinen tapfern und edeln Sohn Agathokles, der viele Kriege glücklich für ihn geführt hatte, auf Anſtiften ſeiner zweiten Gattin, der Tochter des Königs von Aegypten, Ptolemäus Lagi, durch Gift umbringen, und viele Große ermorden. Daher fielen ſeine Statthalter und Feldherrn zu Seleukus ab, welcher ſchon längſt nach den Ländern des Lyſimachus, zu ſeinem großen Reiche hin, gelüſtet hatte. Dieß Paar war noch von Alexanders Kriegsgenoſſen übrig, Lyſimachus achtzig, Seleukus ſiebenundſiebenzig Jahre alt, aber beide noch von jugendlichem Muthe und unerſättlicher Herrſchgier beſeelt. Lyſimachus fiel in der Schlacht; ſo gewann Seleukus auch ſein Reich, erfreut über den großen Sieg, und, was ihn noch größer dünkte, daß er allein von Alexanders Heerführern übrig geblieben, Sieger über die Sieger geworden ſey und den großen Kampfpreis davon getragen habe. »Nicht menſchliches Werk ſey dieß, ſondern göttliches Geſchenk!« rühmte er: aber ſchon ſieben Monate darauf fiel er durch Ptolemäus', des Lagiden Sohn, meuchelmörderiſche Hand. Ptolemäus, der Vater, aber war zuvor ſchon, im Beſitze der befeſtigten Herrſchaft über Aegypten geſtorben. Drei Reiche: Macedonien, Aegypten und Syrien erhielten ſich unter den Nachkommen des Antigonus, des Ptolemäus und

Seleukus, der Glücklichſten unter den ſogenannten Diadochen, (ſo bezeichnet man die Nachfolger Alexanders) lange Jahre, bis ſie nacheinander den Römern erlagen.

Wie das treffliche Heer der Griechen mit ſeinen berühmten Helden nach der Eroberung von Troja größtentheils jammervoll zu Grunde ging und nur Wenige die liebe Heimath wieder erreichten, ſo gingen auch dieſe Eroberer, nicht von einer Stadt, ſondern von einem großen Theile Aſiens, nach ſo vielen gewonnenen Siegen meiſt auf jammervolle Art, freilich größten Theils durch eigne Schuld, unter, ohne ſich des Lohnes ihrer Thaten zu erfreuen: und wenn Xerxes ſchmerzlich weinte bei dem Gedanken, daß von ſo viel Tauſenden von kraftvollen Männern, die er nach Griechenland geführt hatte, in hundert Jahren nicht Einer mehr übrig ſeyn werde, ſo hätte Alexander kein Ende und Maß der Thränen finden können, wenn ſeiner Seele ein Bild des künftigen Schickſals der Seinigen gezeigt worden wäre, wie ſie nicht bloß nach dem gewöhnlichen Schickſale der Menſchen ſterben, ſondern einander in brudermörderiſchen Kriegen zerfleiſchen und erwürgen, mit Liſt, Tücke, Meuchelmord und Gewalt vertilgen ſollten, gleich jenen aus der Drachenzähneſaat des Kadmus erwachſenen eiſernen Männern. Aber in der entfernteren Zukunft hätte er dann auch die von ihm gegründeten Städte herrlich aufblühen, und Aſien, von griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft erfüllt und neu belebt, aus ſeiner geiſtigen Starrſucht erwachen ſehen. Und aus dem unheimlichen Bilde der Ränke, Zerrüttungen, Kriege und Greuel, die nach ſeinem Tode losbrachen unter den ehrgeizigen, herrſchſüchtigen und trotzigen Männern, den gehorſamen Vollſtreckern ſeines königlichen Willens, den Erben ſeines Ehrgeizes, aber nicht ſeines umfaſſenden Herrſchergeiſtes, tritt um ſo ſtrahlender ſeine Geſtalt hervor, die Geſtalt eines trotz aller ſeiner Mängel großherzigen und edelmüthigen, aus ſeinen ſchlimmſten Verirrungen immer wieder zur Menſchlichkeit zurückkehrenden Helden. Er ſelbſt hat das Uebermaß ſeiner Eitelkeit und Ruhmſucht bitter gebüßt; ſein Trachten nach göttlicher Ehre ward die Veranlaſſung zu der Ermordung des Klitus, durch die er ſich in ſeinen eignen Augen ſo tief erniedrigte; ſeine unbegrenzte Thatenluſt, vermöge welcher ihm nicht genügte, das Reich der Perſer geſtürzt und erobert zu haben, führte die für ihn ſo ſchmerzliche Weigerung ſeines Heeres herbei, mit ihm weiter zu ziehen, wodurch der Beſieger Aſiens zum Rückzug gezwungen war und in ſeinen eignen Augen als ein Beſiegter heimkehrte. Vielleicht hat er auch die Folgen ſeiner Thaten dadurch vergiftet und den Samen der vielen Kriege und Greuel nach ſeinem Tode ausgeſät, daß er ſelbſt ſeinen Feldherrn das verführeriſche Beiſpiel des unerſättlichen Ehrgeizes gegeben hatte, der ſie zur gegenſeitigen Vertilgung gegen einander ſpornte. Für den Adel ſeiner Natur bleibt aber das immer ein ſchönes Zeugniß, daß wohl jedes Gemüth, das für das Große und Schöne empfänglich iſt, ihn auf ſeiner kurzen Heldenlaufbahn mit innerer Theilnahme begleitet, und von der Betrachtung ſeines Schickſals und ſeiner Thaten mit dem Bedauern ſcheidet: an einem ſo großen Manne nicht Alles bewundern und billigen zu können.

Literariſche Anzeigen.

Im Verlage von Friedrich Perthes in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen ſchnell zu erhalten:

I.

Geſchichte

Alexanders des Großen

von

Joh. Guſt. Droyſen.

> Ὥσπερ θεὸν ἐν ἀνθρώποις εἰκὸς εἶναι τὸν τοιοῦτον .... Κατὰ δὲ τῶν τοιούτων οὐκ ἔστι νόμος· αὐτοὶ γάρ εἰσι νόμος.
>
> Aristoteles.

Mit einer Karte.

(Früher, 1833, Verlag von C. Fincke in Berlin)

gr. 8. VIII, 584 Seiten auf Druckpapier. Geheftet. Preis 2 Thlr. — 3 fl. 30 kr.

II.

Geſchichte
des
Hellenismus.

Erſter Theil.

Auch unter dem Titel:

Geſchichte der Nachfolger Alexanders.

Von

Johann Guſtav Droyſen.

gr. 8. 784 Seiten und ein Bogen genealogiſcher Tabellen auf Druckpapier. 1837. geheftet. Preis 4 Thlr. — 7 fl. —

(Verlag von Sam. Gottl. Lieſching in Stuttgart.)

Nachſtehende Werke

Guſtav Schwab's

empfiehlt der Verleger hiemit der Aufmerkſamkeit der geehrten Leſer: alles Nähere enthalten die den Titeln beigefügten Erläuterungen.

Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern.

Drei Theile.

Zweite, durchgeſehene Auflage.

Druck, Format und Papier

wie bei den „Deutſchen Volksbüchern" des Herrn Verfaſſers.

Octav. Zuſammen 75 Bogen, mit ſechs Bildern nach P. Veroneſe, Ingres, Flaxman, Guido Reni und Genelli.

Preis: geheftet: fl. 5. 24 kr. — 3 Thlr. Preuß. —; gebunden fl. 6. 18 kr. — 3⅔ Thlr. Preuß.

Inhalt: **Erſter Theil.** Prometheus. — Die Menſchenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Io. — Phaëthon. — Europa. — Kadmus. — Pentheus. — Perſeus. — Ion. — Dädalus und Ikarus. — Die Argonautenſage. — Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmoneus. — Aus der Herkulesſage. — Bellerophontes. — Theſeus. — Die Sage von Oedipus. — Die Sieben gegen Theben. — Die Epigonen. — Alkmäon und das Halsband. — Die Sage von den Herakliden. —

Zweiter Theil. Die Sagen Troja's von ſeiner Erbauung bis zu ſeinem Untergang.

Dritter Theil. Die letzten Tantaliden. — Odyſſeus. — Aeneas.

Ein umfaſſender Cyklus der ſchönſten und bedeutungsvollſten Mythen und Heldenſagen des klaſſiſchen Alterthums, die in ihrer einfachen Schönheit, in der Fülle von Poeſie und Leben, die darin walten, einen gleich mächtigen Reiz auf die Jugend, wie auf ein reiferes Alter ausüben, tritt in dieſer Sammlung dem Auge des Leſers in reicher Mannigfaltigkeit und in einer

Darſtellung entgegen, die ſo edel und einfach als anziehend, überall auf die Werke der großen Dichter des Alterthums gegründet iſt, die jene Stoffe verherrlicht haben, ja ſo oft als möglich ihre eigenen Worte wiedergibt. Wer irgend Sinn für die Dichtergebilde der klaſſiſchen Welt beſitzt, wenn zumal dieſe farbenreichen Gemälde in ihrer Urgeſtalt nicht zugänglich ſind, der wird ſich mit ſteigendem Genuſſe einer Bearbeitung erfreuen, in welcher ſich — bei ſtrenger Vermeidung alles Anſtößigen — eine blühende Darſtellung und ein dichteriſcher Geiſt zu einem ſchönen Ganzen vereinigen, und die der Herr Verfaſſer mit Recht einen „Wiederhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beſchäftigungen“ nennt.

Schiller's Leben

in drei Büchern.

Zweierlei Ausgaben, zu Schillers Werken in Duodez und in groß Octav paſſend.

Duodez-Ausg., [illegible] Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. — fl. 2. 24 kr.
Octav-Ausg., [illegible] Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr. — fl. 3. 6 kr.

Wenn der Verleger auch den Werth und das Intereſſe dieſer vielverbreiteten Lebensbeſchreibung als genugſam bekannt vorausſetzen darf, welche immer mehr als eine weſentliche Ergänzung der Werke unſeres volksthümlichſten Dichters erkannt wird, ſo mag doch das Urtheil eines der erſten kritiſchen Blätter Deutſchlands, als kürzeſte Bezeichnung für die Eigenthümlichkeit des Buches, paſſend hier ſtehen, während die am Schluſſe mitgetheilte Stelle aus dem Buche ſelbſt, was Geiſt und Darſtellungsweiſe betrifft, beſſer als jede Empfehlung ſprechen wird.

Aus den „Wiener Jahrbüchern der Literatur.“

— — „Dieſes Werk liefert aufs Neue den Beweis, daß der eigentliche Biograph des Dichters nur der Dichter ſeyn kann, da nur er mit all den tauſend wundervollen Eigenthümlichkeiten bekannt iſt, welche den Poeten zu dem machen, was er iſt, und welche von dem tiefen Darſteller der Zufälligkeiten, die in ſeinem Leben auf ihn eingewirkt haben, oder von dem prüfenden Verſtande allein nicht wohl aufgefaßt und dargeſtellt werden können.

Wenn dies nun von jedem Dichter überhaupt gilt, muß es um ſo mehr bei Schiller der Fall ſeyn, deſſen Hinneigung zur Spekulation und deſſen Sorgen für oratoriſche Pracht ſo leicht zu falſchen Beurtheilungen verleiten können. Alle dieſe Einwirkungen und Verhältniſſe müſſen als Zuthat angeſehen und beurtheilt werden, und die dichteriſche Natur iſt immerdar als ſolche ins Auge zu faſſen und zu erklären. In dieſem Geſchäfte iſt nun der Verfaſſer der vorliegenden Biographie, in dem Deutſchland mit Recht einen ſeiner vorzüglichſten Dichter erkennt und achtet, und der ſich dabei der durch Kenntniſſe und Erfahrungen erworbenen kritiſchen Ruhe erfreut, ganz der Mann, und ſo iſt dieſe Biographie unbeſtritten die beſte der vielen, die wir von Schiller beſitzen.“ — —

Aus dem

Rückblick auf die zweite Lebensperiode Schillers;

Schluß des zweiten Buches.

— — „Als der Don Carlos vollendet war, und Schiller in dem gewaltigen Bewußtſeyn daſtand, einen mächtigen Schritt über dieſes Stück im Stücke ſelbſt hinausgethan zu haben; und als gerade dieſes Bewußtſeyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geſchichte und der Philoſophie zu forſchen; als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbſtbeſchränkung durch die Form verlangen ließ: da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben und Freundeshand lenkte ſeine Schritte nach dem Hafen, wo er ſich zu neuen und kühneren Geiſtesfahrten ausrüſten ſollte, nach Weimar, an die Stätte helleniſcher Bildung, unter den Schutz eines Kunſt pflegenden und Dichter liebenden Fürſten, in den Kreis der erſten Geiſter ſeiner Nation.

Und weil er jetzt ſich auf dem rechten Boden befand, auf dem ſein Genius endlich gedeihen und reife Früchte tragen konnte, ſo ſorgte das Schickſal dafür, daß der umgetriebene Dichter endlich auch ein feſtes Hausweſen gründen konnte; er empfing von ſeinem Fürſten eine Stellung, und aus der Hand einer geiſtreichen und begeiſternden Freundin die geliebte, ſanfte, ſeelenvolle Lebensgefährtin, die ſein von mannigfacher Sorge beſchwertes Gemüth aufrecht erhielt, und ſeinen vom Geiſt erkrankten Körper pflegte.

Nicht in Bauerbach durfte einſeitige Neigung an ein gleichgültiges Herz, nicht in Mannheim unreife Ruhmſucht an eine ſchöngeiſtige Männin, nicht in Dresden blinde Leidenſchaft an eine gefallſüchtige Schönheit ihn feſſeln. Aus dem Schooße der Natur, der Frömmigkeit, der Freundſchaft und des edelſten Familienlebens empfing er im lieblichen und ſtillen Rudolſtadt zur Gattin „das zarte Weib“, das nicht im bunten Kreiſe der Gelehrſamkeit, ſondern „in ſtiller Thätigkeit, in Uebung ihres hohen, heiligen Berufs, in liebender Sorge“ ihr ganzes Lebensglück an ſeiner Seite fand und das ſeinige ſchuf. „Selig der Mann,“ rief Schiller aus, als dieſer Bund ſchon ein alter war, „ſelig der Mann, der ein ſolches Kleinod zu ſchätzen weiß, und die Freundin ſeines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beſchäftigungen ſucht, um ſich an ihren anſpruchsloſen Talenten von ſeinem mühevollen Streben zu erheitern.“

Heller und lichter leuchtete ihm jetzt, ſeit dieſer Stern ihm leuchtete, der Pfad ſeines Denkerlebens durch Dunkel und Dickicht der Geſchichtsforſchung und der Reflexion, durch die öden Schlüchte des Zweifels, durch die Nebel tiefſinniger Dichtungen, nach che er zu dem Aether der heiteren Kunſt, im friſchen, freien Athem des Schaffens wieder zu Tage kam. Und als eine ſchwere Krankheit noch vor dem Abſchluſſe, ja vor dem rechten Beginne des kurzen Tagewerks, das ihm auf Erden vergönnt war, das Glück ſeines Lebens und Dichtens vernichten zu wollen ſchien, da zeigte ſich's, daß ſie nur geſendet war, großmüthige Freunde zu erwecken, ihn durch ſie von nagenden Sorgen zu befreien, und ſeinem Geiſt in einem ſchwächlichen Körper das Wirken, ſo lange es Tag war, wenigſtens möglich zu machen.

Erfriſcht und an der Seele geſtärkt beſucht er ſein Vaterland Schwaben, umarmt die alten Eltern, athmet Jugendluft, erquickt ſich an Freundesumgang, und kehrt am Schluſſe dieſer zweiten Lebensperiode, den Erſtgebornen auf dem Arm, die Gattin an der Hand und ſeinen Wallenſtein im Buſen, an den häuslichen Heerd der Liebe und in die Werkſtatt unſterblicher Schöpfungen zurück.“

Die deutſchen Volksbücher,

für Jung und Alt wiedererzählt.

Zweite Auflage

des „Buchs der ſchönſten Geſchichten und Sagen.“

Zwei Theile in vier Lieferungen,

jede mit einem ſehr ſchönen Stahlſtiche geziert. Preis einer Lieferung 54 kr. rhein. — ½ Thlr. preuß. — 45 kr. C.M. — Beide Theile, gebunden 2 ⅓ Thlr. — fl. 4. 3 kr. rhein. — fl. 3. 24 kr. C.M.

Inhalt: Der gehörnte Siegfried. — Die ſchöne Magelone. — Der arme Heinrich. — Hirlanda. — Genovefa. — Das Schloß in der Höhle Xa Xa. — Griſeldis. — Robert der Teufel. — Die Schildbürger. — Die vier Heymonskinder. — Kaiſer Octavianus. — Die ſchöne Meluſina. — Herzog Ernſt. — Doctor Fauſtus. — Fortunat und ſeine Söhne.

Ueber den Werth dieſer Sammlung, in welcher der Herr Verfaſſer vor fünf Jahren die Schätze ſeiner „Deutſchen Volksbücher“ der Gegenwart zum erſtenmale wieder in ihrer Urgeſtalt, aber auch mit dem vollen Reize der ihm eigenen Darſtellungsgabe zugänglich machte, hat die Stimme des Publikums entſchieden; ſie darf **ein Lieblingsbuch** deutſcher Jugend genannt werden, das nicht minder von allen Erwachſenen willkommen geheißen wurde, welche einen ungetrübten Sinn für dieſe anmuthsvollen, dem Borne der ächten vaterländiſchen Poeſie entſprungenen Dichtungen bewahrt haben.

Die deutſche Proſa

von Mosheim bis auf unſere Tage.

Eine Muſterſammlung,

mit Rückſicht auf höhere Lehr-Anſtalten herausgegeben.

Ein Werk, für welches der Name **Guſtav Schwab's** einſteht; das ſich dem erſten Blicke als ein Führer in das Gebiet der Deutschen klassischen Literatur ankündigt, bedarf keiner besondern Empfehlung, um so weniger, als ihm ein früheres, die „**Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte**“,* für das Feld der Poesie vorangegangen und einem so großen Kreise von Freunden lieb geworden ist. In großer Reichhaltigkeit gibt es ein Bild der Entwicklung der deutschen Prosa von der Feststellung der heutigen Sprachformen an bis herab auf die Gegenwart — ein Bild, das kaum irgend einen berühmten und einflußreichen Namen vermissen lassen wird, dessen Erzeugnisse auch für die heutige Zeit von größerer Bedeutung geblieben sind. Im steten Hinblicke auf eine, wenn auch schon gereiftere Jugend blieb es ein Hauptaugenmerk, nicht allein überall das Eigenthümliche und Beste — aus dem Geiste einzelner Schriftsteller wahre Perlen — zu geben, sondern wo immer möglich auch den **sittlichen Grundton**, der durch die Gesammt-Literatur der Deutschen geht, wieder durchklingen zu lassen. So sollte ohne Zwang, der Eindruck des Ganzen der eines „**weltlichen Erbauungsbuches**“ seyn — der deutschen Jugend, wie Erwachsenen ein Werk dargeboten werden, das mit vollem Rechte ein **Abdruck deutschen Lebens und Sinnes** genannt werden dürfte und den Reichthum unserer von keiner andern übertroffenen Literatur wie in einem treuen Spiegel veranschaulichte.

Die äußere Form betreffend, so finden sich in dem Buche, das von **hundertundsechzig** Schriftstellern über 700 Mittheilungen enthält, alle Erscheinungsweisen deutscher Prosa in einer Vollständigkeit, wie sie die chronologische Folge der Verfasser von selbst hervorbrachte; das Interesse der darin behandelten Stoffe aber, die zugleich eine große Zahl wichtiger Fragen des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft einschließen, wird aus einer näheren Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses, wie des Buches selbst, zu der wir Ältern, Erzieher und Vorsteher von Lehranstalten einladen — am besten hervorleuchten.

Preis des 56 Bogen auf feinem Velin in zwei Theilen 3 Thlr. [illegible] für **Lehranstalten** bei Abnahme von 10 Exemplaren und gegen baare Zahlung nur 2 Thlr. 7½ Sgr. oder fl. 3. 56 kr. netto; (cartonnirte Exemplare 15 kr. — 7½ Sgr. mehr.)

* [illegible] Buchhandlung.

Uhland und Rückert.

Ein kritiſcher Verſuch

von

Guſtav Pfizer.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Möge die Zuſammenſtellung der beiden auf dem Titel ſtehenden Dichter-Namen in Niemand die Beſorgniß erregen, es ſolle hier wieder eine Controverſe eröffnet werden, ähnlich jener vielfach zu beklagenden, welche die beiden größten, unter ſich brüderlich verbundenen Dichter Deutſchlands zu Parteihäuptern in der literariſchen Welt ſtempelte, die reinſten und ſchönſten Genüſſe vergällte, und dem Ausland gegenüber uns Deutſche in das lächerliche Licht ſtellte: daß wir über unſrem beſten Beſitz uns entzweiten. Gerade um vorzubeugen, daß nicht etwas Aehnliches eintrete mit den beiden, zur Freude und zum Stolz der Nation noch lebenden und blühenden Dichtern, haben wir den Gedanken zu dieſer vergleichenden Zuſammenſtellung gefaßt, deren Reſultat, wie wir im voraus erklären, nicht die Ueberordnung des Einen über den Andern, ſondern die möglichſt ſcharfe Bezeichnung der Eigenthümlichkeit eines Jeden, verglichen mit der des Andern, ſeyn wird. Den Fall geſetzt, daß zwei Leſer allem, was wir in dieſem

Aufſatz über die beiden Dichter ſagen werden, ihre vollkommenſte Zuſtimmung gäben: fänden wir es dennoch ganz möglich und begreiflich, daß ſie trotz dem in ihrer Vorneigung für den einen oder den andern Sänger nicht zuſammenſtimmten; denn ſo gewiß man auch in der Sphäre des Schönen gewiſſe Regeln und Geſetze zugeben, und die Urtheile der beſonnenen Kritik anerkennen muß, ſo wenig darf ſich die Kritik einen äſthetiſchen Gewiſſens-, einen Geſchmacks-Zwang anmaßen, und einen, bald mehr mit aphoriſtiſchen Gemeinplätzen, bald mehr mit wiſſenſchaftlicher Oſtentation auftretenden Terrorismus ausüben. Wie das Weſen der Poeſie, ihre Erzeugung, ein Geheimniß iſt, bis zu deſſen tiefſtem Kern der größte Scharfſinn nicht vorzudringen vermag, ſo viel Treffendes und der Wahrheit Annäherndes darüber gedacht und geſagt worden iſt: ſo entzieht ſich auch die Wirkungsweiſe der Poeſie, der Eindruck, den ſie auf die poetiſche Receptivität der verſchiedenen Gemüther hervorbringt, mehr oder weniger den Beſtimmungen äſthetiſcher Geſetze, ſo daß, wie weit man ſich auch theoretiſch über den Werth und die Eigenthümlichkeit eines Dichters verſtändigt, die Neigung oder die gemüthliche Wahlverwandtſchaft zu demſelben immer ſpecifiſch verſchieden bleiben wird.

Um unſerm Verſprechen der Unparteilichkeit getreu zu bleiben, müſſen wir uns hauptſächlich davor hüten, was einem bei einer Parallele gar leicht geſchieht: bewußt oder unbewußt die Leiſtungen des Einen als Maßſtab gelten zu laſſen, und danach den Andern zu bemeſſen, wodurch natürlich der Letztere immer in Nachtheil kommen muß. Unſer Streben muß ſeyn, ſo viel möglich aus dem Weſen der Poeſie ſelbſt unſer Maß zu entnehmen, und darnach die Leiſtungen beider Dichter zu betrachten.

Es iſt nicht willkürlich, daß wir Uhland und Rückert, und gerade nur dieſe zwei zuſammenſtellen. Obgleich auch ſonſt vielfach ausgezeichnete Männer, treffen ſie doch anerkanntermaßen auf dem Felde der lyriſchen Poeſie mit ihren bedeutendſten Leiſtungen zuſammen, ſo daß man ihre Geiſteserzeugniſſe inſofern nicht erſt unter einen gemeinſchaftlichen Nenner zu bringen hat, wie wenn z. B. ein Epiker mit einem Dramatiker zu vergleichen wäre. L. Tieck mit dem Einen oder Andern zuſammenzuſtellen, wäre ſchon etwas ſchief, weil ſein größtes Verdienſt nicht in der Lyrik liegt. Eher könnte man an Heine erinnern; aber Heine iſt, wie hoch man ſein poetiſches Talent ſtellen mag, eine den beiden ächt deutſchen Dichtern ſo heterogene Natur; der von ihm allerdings im Sturme gewonnene Beifall iſt ſo ganz anderer Art, als die langſamer, aber nachhaltiger gereifte Popularität Uhlands und Rückerts; ſein Ton und ſeine Tendenz ſind die eines ſo capriciöſen Geiſtes, daß er die Zuſammenſtellung mit keinem Andern zu dulden ſcheint. Uhland und Rückert aber ſind Zeit- und Altersgenoſſen; ihre früheſten poetiſchen Leiſtungen fallen ziemlich in dieſelbe Zeit; ſie gehören der gleichen Stufe in der bürgerlichen Welt an; ſie widmen ſich gleichartigen Studien; ſie haben beide Geltung als ernſte, würdige Männer; ſie werden von der öffentlichen Meinung als Ebenbürtige anerkannt. Von einem perſönlichen Bezug, welcher in frühern Zeiten zwiſchen beiden Männern beſtand, zeugt die in G. Schwabs Muſterſammlung aus einem Almanach aufgenommene, jetzt auch von Rückert dem zweiten Bande ſeiner Gedichte einverleibte Tenzone: Tod oder Untreue? Das Verhältniß wurde durch politiſche Mißhelligkeiten abgebrochen während des würtembergiſchen Verfaſſungsſtreites, an welchem Uhland als geborner Würtemberger, Rückert als Freund und Anhänger des geiſtvollen Wangenheim Antheil nahm. Beide haben, was wir gleich hier anknüpfen wollen, dem noch immer nicht entwurzelten Vorurtheil thätlich entgegengewirkt: als ob der Dichter, in ſeiner Traum- und Idealwelt lebend, der wirklichen Welt und den Intereſſen des realen Lebens nothwendig fremd bleiben, und, ein Seher in den idealen Gebieten, im Kampf und Ernſt des Lebens blind ſeyn müſſe. Beide haben in ihren Gedichten an dem Aufſchwung der deutſchen Nation im Jahr 1813 und den folgenden begeiſterten Antheil genommen, und Uhlands Lied auf den 18ten October, Rückerts geharniſchte Sonette haben einen wohlverdienten Ruhm erlangt. Uhland hat noch neuerlich bewieſen, daß er in dem Frieden und Genügen der Poeſie ſich jene Rüſtigkeit bewahrt, welche den Kampf und Streit um würdige Intereſſen nicht ablehnt; Rückert hat ſich mit einer gewiſſen mißmuthigen Reſignation von dem Boden des politiſchen Kampfes zurückgezogen, und den Welthändeln halb mit Verdruß, halb mit Ironie zuſehend, oder vielmehr ſich von ihnen abwendend, haucht er gerne ſeinen Gedichten, mitten unter den froheſten Ergießungen der poetiſchen Luſt und Phantaſie, den tiefern Ernſt des Lebens ein, welchen er weit entfernt iſt, wegſingen und wegtändeln zu wollen; wie er ſelbſt ſo ſchön dieß ausſpricht:

Um Mitternacht
Kämpft' ich die Schlacht,
O Menſchheit, deiner Leiden!

Eine beachtenswerthe Aehnlichkeit in den Lebensumſtänden der beiden Dichter iſt das, daß beide gelehrte Forſcher, zwar auf verſchiedenen Gebieten, aber doch in einem und demſelben geiſtigen Reiche ſind: beide ſuchen den Genius der Poeſie und der dichtenden oder erkennenden Weisheit in verſchiedenen Regionen und verſchiedenen Zeitaltern auf. Rückert hat ſich mit großer Vorliebe den orientaliſchen Studien ergeben; er kann von ſich ſagen: es lebe ihm jede Sprache, die Menſchen ſchrieben, und ſpricht ſich über ſeine Studien und Talente ſcherzend ſo aus:

Wer Philolog und Poet iſt in Einer Perſon, wie ich Armer,
  Kann nichts Beſſeres thun als überſetzen wie ich.
Wie Poeſie und Philologie einander zu fördern
  Und zu ergänzen vermag, hat mein Hariri gezeigt.*

Und anderswo:

Was vor Jahrtauſenden gerauſcht
Im Wipfel ind'ſcher Palmen,
Wie wird es heut von dir erlauſcht
Im Strohdach nord'ſcher Halmen.

— — — — —

Daß über ihrer Bildung Gang
Die Menſchheit ſich verſtänd'ge,
Dazu wirkt jeder Urweltsklang,
Den ich verdeutſchend bänd'ge.

Mit poetiſchen Blüthen und Früchten beladen, kehrt Rückert von ſeinen Geiſteswanderungen in den

---

* Die Makamen des Hariri.

Orient zurück, bald arabiſche, bald perſiſche, bald indiſche, bald chineſiſche Gedichte in trefflichen, kunſtreichen Uebertragungen der deutſchen Sprache aneignend, wie Nal und Damajanti, Hariri, Schi-King, die Gedichte von Dſchelal-eddin Rumi; bald orientaliſche Formen, Sitten und Anſchauungsweiſe, mit deutſchen Gefühlen und Gedanken gemiſcht, in eigenen Gedichten reproducirend, wie in den drei Leſen öſtlicher Roſen. So vergönnt er ſeinen Landsleuten an den ſchönen Ergebniſſen ſeiner Studien heitern Antheil zu nehmen, wofür ihm alle Freunde der Poeſie Dank wiſſen müſſen, welchen er jene Schätze zugänglich gemacht hat, und die über die Verdienſte ſeiner Forſchungen hinſichtlich der Mühe und Gelehrſamkeit kein Urtheil haben.

Wenn Rückerts ſehnende Phantaſie gern zum Orient ſchwebt, wo nach der Sage das Paradies geweſen, ſo ſchließt ſich Uhlands Gemüth in ſeinen Forſchungen an die Heimath, an ihre Vorzeit, an das Germaniſche im weiteren Sinn, an; er beſchäftigte ſich mit den Schätzen der altdeutſchen Poeſie, woran ſich Forſchungen über altfranzöſiſche Poeſie und über nordiſche Mythologie knüpften. Die Reſultate ſeiner Studien theilte er in akademiſchen Vorleſungen und in einzelnen Schriften mit; Vieles aber hat man noch zu erwarten.

Bei Männern, welche, wie unſere beiden Dichter, ihre Studien aus Wahl und Neigung betreiben, iſt man zu der Vorausſetzung berechtigt, daß die Geiſteseigenthümlichkeit, aus welcher ihre Poeſien hervorgehen, ſich auch in ihren übrigen Strebungen und Leiſtungen nicht verläugnen, daß ſich ein übereinſtimmender Charakter in ihren poetiſchen und in ihren gelehrten Arbeiten leicht nachweiſen laſſen werde; vergleicht man nun die Arbeiten beider Dichter außer ihren eigenen Gedichten, ſo fällt auf, daß Rückert faſt lauter poetiſche Ueberſetzungen, alſo auch wieder Poeſie, Uhland aber proſaiſche Aufſätze gegeben hat, die freilich auch mit Poeſie, poetiſcher Religion und Geſchichte der Poeſie ſich beſchäftigen. Ein weiterer Unterſchied iſt, daß Rückerts poetiſche Ader in den jüngſten Tagen ergiebiger als je ſprudelt, Uhlands Leyer dagegen ſich ſeit mehreren Jahren nur ſehr ſelten noch vernehmen läßt. Von dieſem iſt nun freilich der Grund hauptſächlich in der verſchiedenen Individualität beider Dichter zu ſuchen; denen aber, welche in Uhlands Verſtummen die Erfüllung von Goethe's Prophezeyung erblicken: „der Politiker werde den Poeten aufzehren,“ dürfen wir aufs zuverſichtlichſte widerſprechen und ihnen die Verſicherung geben, daß wenn irgend etwas von Uhlands innerem Weſen Unabhängiges das Verſtummen ſeiner Leyer verurſacht haben ſoll, dieß nichts Anderes iſt, als ſein inniges Sichverſenken in die Gegenſtände ſeiner Forſchungen; ſein poetiſches Vermögen iſt, ſo zu ſagen, ganz zur Receptivität geworden; er nährt fremde Poeſie, die Poeſie geſammter Völker, mit ſeiner beſten Kraft, daß ſie ihm neu in der Seele lebendig wird. Den Geiſt der Poeſie ſelbſt, der germaniſchen Poeſie, ſtrebt er zu beſchwören, zu ſchauen, und wie bei manchen Beſchwörungen als eine unverletzliche Bedingung das Schweigen deſſen, der einen Schatz heben will, genannt wird, ſo ſcheint auch Uhland mit verſchloſſenem Munde den Geiſt der germaniſchen Poeſie heraufzubannen. Aufgrabend und erleuchtend den ehrwürdigen Rieſenbau germaniſcher Poeſie, vergißt der Meiſter ſelbſt etwas zu erbauen. Uhland ſcheint das große Epos des germaniſchen Geiſtes in ſich aufnehmen, und den Fortgang dieſer Aufnahme durch keine eigenen poetiſchen Ausſtrömungen unterbrechen zu wollen. Ganz anders Rückert. Wie in den Gärten der Heſperiden wandelnd, wirft er bunte Blumen und goldene Früchte mit vollen Händen aus; ſtatt wie Uhland den Geiſt der Poeſien, die ihm bei ſeinen Forſchungen begegnen, erfaſſen zu wollen, gibt er uns dieſe Poeſien ſelbſt mit wunderbarer Treue wieder; wohin er ſeine Wünſchelruthe trägt, da fordert er gediegenes Gold zu Tage; die unendliche Mannichfaltigkeit der ihn begrüßenden Dichterſtimmen fordert ihn zum Wettkampf heraus, und mit Ausdehnung ſeiner Studien ſchwillt auch der Strom ſeines eigenen Geſanges; je mehr er in ſich aufnimmt, deſto mehr wird ſeine Spontaneität und Productionskraft geweckt. Seiner gewaltigen, unerſchöpflichen Aſſimilationskraft wird alles zu neuem Liederſtoff; das Fernſte wie das Nächſte, das aus alten und neuen Büchern Erlernte wie das innerlich Erlebte, regt ihn an zum Geſang. Nunmehr Goethe den Namen und Begriff des Gelegenheitsgedichts wieder zu Ehren gebracht und erklärt hat: daß die beſten lyriſchen Gedichte in dieſe Claſſe gehören, darf man ohne Beſorgniß, nicht verſtanden zu werden, Rückert als Virtuoſen des Gelegenheitsgedichts bezeichnen, d. h. als einen Dichter, der, was ihm in Leben und Studium, in weiteſten, engern und engſten Sphären aufſtößt, in ein Gedicht verwandelt; lyriſcher Dichter aber iſt er, ſofern es nicht dem Umfange nach große Stoffe ſind, die er wählte und umfaſſend bearbeitete, ſondern mehr nur einzelne Impulſe auf die Empfänglichkeit und Erregbarkeit ſeines Gemüths und ſeiner Phantaſie, welche auf die leiſeſte Berührung klingen und tönen. Dagegen iſt Uhland, wie ſchon angedeutet, eine mehr epiſche Natur; er beſitzt nicht jene geflügelte Beweglichkeit des Geiſtes, jene vom Augenblick befruchtete Productionskraft und Luſt; er bearbeitet eher Stoffe, als daß er auf einfache Impulſe hin dichtete, und wirklich machen auch die zur epiſchen Gattung gehörenden Gedichte Uhlands einen ſehr bedeutenden (nach unſerm ſubjectiven Geſchmacke den ſchönſten) Theil ſeiner Poeſien aus, während Rückert nur Weniges in dieſer Gattung hat. Ein wirkliches Epos aber hat Uhland nicht producirt, ſo ſehr er, unſers Erachtens, dazu befähigt und berufen geweſen wäre, wenn überhaupt noch die Zeit das wahre Epos begünſtigte, und es einen kräftig anſprechenden Stoff dafür gäbe. Selbſt Goethe's herrliches Gedicht, Hermann und Dorothea, von A. W. Schlegel als ein wahres Epos geprieſen, iſt doch nur eine hochſtehende Idylle; der Form nach, aber nicht durch den Inhalt ein Epos im höhern Sinn. Durch den Genius der Zeit gehemmt, konnte auch Uhland nur lyriſcher Epiker werden, und ſtatt im Spiegel eines größern Gedichts eine große Epoche, ein Zeitalter dem Auge zu zeigen, beſchenkte er uns mit den einzelnen Edelſteinen ſeiner Romanzen und Balladen. Der Lyriker iſt der Natur der Sache nach weniger an Stoffe gebunden, da jede Empfindung Gegenſtand und Seele eines Gedichts werden kann; er iſt freier als der Epiker, der gleichſam in dem Boden des Stoffes wurzelt.

Treten wir nach dieſen hoffentlich dem Gegenſtande nicht fremden Vorbemerkungen unſerer eigentlichen Aufgabe der Vergleichung der Originalpoeſien beider Dichter näher, ſo drängt ſich uns ſogleich der Unterſchied auf: daß Uhlands ſämmtliche lyriſche Gedichte in Einem Bande geſammelt, und zum zehntenmal aufgelegt, ſeit zwanzig Jahren nicht um die Hälfte vermehrt, dem Publicum vorliegen; Rückert dagegen erſt vor einigen Jahren ſeine Gedichte zu ſammeln anfing in einem ſtarken Bande, welchem vor kurzem ein zweiter folgte, der aber noch nicht der letzte ſeyn wird, da in vielen Zeitſchriften und Almanachen noch andere, neuere Gedichte von ihm zerſtreut ſind, und er überdieß neben jener Hauptſammlung früher die öſtlichen Roſen, neueſtens die Sprüche eines indiſchen Dorfweiſen abgeſondert herausgab. Hieraus leuchtet ein theils die bei weitem überwiegende Fruchtbarkeit Rückerts, theils aber auch die größere Schwierigkeit, die Totalität ſeiner umfaſſenden, noch nicht geſammelten und deßwegen noch weniger familiär gewordenen Producte zu überſehen und zu einer Geſammtanſchauung zu verbinden, während es bei Uhland nicht ſchwer hält, „als Einheit im Zerſtreuten des Dichters ganz Gemüth zu ahnen,“ wie ſeine Lieder im Prolog ſich wünſchen.* Doch aber beſitzen wir von Rückert ſo Vieles und Mannichfaltiges, daß ſich kaum mehr ganz neue Offenbarungen ſeines Dichtergeiſtes erwarten laſſen, um deren willen ein Aufſchub der Würdigung ſeines Genius rathſam wäre.

Unſere Anſicht, daß bei Uhland ein epiſcher, bei Rückert der lyriſche Charakter vorherrſche, ſuchen wir weiter zu begründen und zu erläutern, und die ſich daraus ergebenden Folgerungen zu ziehen. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß wir Uhland damit, daß wir ihm einen epiſchen Charakter zuſchreiben, keineswegs aus der Reihe der lyriſchen Dichter verdrängen, ſondern nur ſeine Eigenthümlichkeit innerhalb dieſer Sphäre ſchärfer bezeichnen wollen.

Die epiſche Poeſie iſt Erzählung; Gegenſtand der Erzählung ſind Ereigniſſe, Begebenheiten, und zwar ſolche, welche verdienen, in höherer Sprache, weil das Intereſſe ſtärker anſprechend, vorgetragen zu werden. Treue und Anſchaulichkeit ſind Hauptvorzüge der erzählenden Poeſie, und dieſe Eigenſchaften ſind ſowohl mit gedrängter Kürze, als mit redſeliger Ausführlichkeit vereinbar; letzteres findet mehr im eigentlichen Epos, erſteres in der Gattung der Romanze und Ballade ſtatt; immer aber iſt hiezu erforderlich, daß der Dichter ſelbſt mit ruhiger Beſonnenheit ſeinen Gegenſtand beherrſche, nicht ſeine eigenen Empfindungen und Gedanken vorſchiebe, kurz, daß er ſich in der Regel möglichſt objectiv zu ſeinem Gedicht verhalte, ſich gleichſam davon zurückziehe. Bei einem vollkommen epiſchen Gedicht vergißt man, daß es einen Urheber hat; es iſt, als ob es ſich ſelbſt ſo gemacht hätte. Dieſe epiſche Klarheit, Ruhe, Mäßigung und Beſcheidenheit iſt ein Grundzug von Uhlands durchaus anſpruchsloſer Poeſie, und dieſer epiſche Charakter, der, freilich verbunden mit tiefem Gemüth, ſeine Romanzen und Balladen zu den höchſten Muſtern ihrer Gattung ſtempelt, zieht ſich auch unverkennbar in ſeine Lieder hinein. Der Lyriker im ſtrengſten Sinne ſpricht im Liede nur ſeine eigenen Empfindungen aus, die bald rein perſönlich, bald allgemein menſchlich ſind; aus der Sphäre der eigentlichen Lyrik tritt ſchon derjenige Dichter heraus, der nicht ſelbſt das Subject ſeiner in Liedern kund gegebenen Empfindungen bleibt, ſondern andere, fingirte oder wirkliche Perſonen, zu Trägern derſelben macht, und ſeine Gefühle an hiſtoriſche Anſchauungen oder

---

* Ebendaſelbſt heißt es, unſere Anſicht beſtätigend:

— vielleicht, wer ſtillem Deuten
Nachzugehen ſich bemüht:
Ahnt in einzelnen Geſtaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen . . .

Fictionen anknüpft. Geht man Uhlands Lieder mit dieſem Maßſtabe durch, ſo findet man eine Menge, die an das Epiſche mehr oder weniger ſtreifen; unter den etwa zwanzig erſten findet man folgende: Harfnerlied am Hochzeitmahle, der König auf dem Thurme, Lied eines Armen, Lied des Gärtners, Mönch und Schäfer, Geſang der Nonnen, des Knaben Berglied u. ſ. w., ſo daß, wenn man ſtreng ſondert, die Zahl der im ſtrengſten Sinne lyriſchen, der rein ſubjectiven Gedichte, ſich auf wenige reducirt. Aber auch bei dieſen verläugnet ſich der epiſche Charakter des Dichters inſofern nicht, als der einzelne Gemüthszuſtand, das einzelne Gefühl, die einzelne Anſchauung nur je mit Einem Liede bezeichnet, und damit das Factum gleichſam erſchöpft iſt; es ſind einzelne Punkte einer epiſch fortlaufenden Linie. Wie verſchieden dagegen iſt die Art des ſubjectiven, Alles auf ſich ſelbſt beziehenden Lyrikers! — Sein Bewußtſeyn, das Gefühl ſeiner ſelbſt, aller ſeiner Zuſtände und Affectionen iſt ſeine Welt; ob aber dieſe Welt engbegränzt oder unermeßlich groß iſt, das hängt von der größern oder geringern Empfänglichkeit, von der Lebensfülle und dem geiſtigen Trieb des Dichters ab. Der ächte Lyriker athmet Leben ein und Poeſie aus; wie ſelbſt das einförmigſte

Leben nicht ohne beſtändige, wenn auch nur leichte Veränderung iſt, ſo verſiegt dem lyriſchen Dichter bei der größten Beſchränkung ſeiner Intereſſen und ſeiner Themata nie die Quelle ſtets ſich anders geſtaltender Lieder; er liebt es, Perlenſchnüre zu reihen und Blumenſträuße zu binden, wo eine Perle der andern, eine Blume der andern gleicht, wo aber doch jede wieder anders iſt, und gerade die Fülle der vielen gleichartigen erfreut und ergötzt. Welch unerſchöpflicher Stoff iſt für den, der ſich recht und mit ganzer Seele in den Lebensgenuß verſenkt, die Liebe, der Wein, die Schönheit der Natur! Welch ein Liederheer keimt aus einer unglücklichen Liebe! Zweig ſproßt aus Zweig, Blüthe dringt aus Blüthe, und der Trieb will kein Ende nehmen. Der Lyriker ſucht nicht gerade objectiv Neues; ihm genügt es und beglückt ihn, wenn er dem Alten ſubjectiv eine neue Seite der Betrachtung abgewinnt. So faßt er ſein Thema von allen Seiten an, und rückt es in verſchiedenes Licht, und die bunteſten Variationen beweiſen theils die Unerſchöpflichkeit des Gegenſtandes, theils den innern Reichthum und die Kunſt des Dichters. Je nach der Eigenthümlichkeit des Dichters erweitert ſich der Kreis ſeines poetiſchen Intereſſe's, und er geſtattet einer unendlichen Menge von Gegenſtänden den Einzug in ſeine

Dichterſeele, um als Lieder hervorzutreten. Aber auch bei dem ausgedehnteſten Horizont, bei der größten Univerſalität bleibt die Empfindung, das Gemüth des Dichters der Mittelpunkt; der weitausgebreitete Blüthenbaum ſeiner Poeſie ruht auf dem Stamme ſeines Ichs; alle Lebensbilder, die er etwa mittheilt, ſind durch ſeine Seele hindurchgegangen und haben von dieſer ihre Färbung erhalten. Ein ſolcher, verſchwenderiſch ſeine Lieder ausſtreuender, alle Lebenseindrücke und Gefühle der Poeſie ausprägender Lyriker iſt Rückert, der eben ſo unerſchöpflich iſt in der engſten Sphäre, als fähig, von den heterogenſten Impulſen ſich zum Geſang anregen zu laſſen. Bei dieſer Eigenthümlichkeit liegt ihm das Hiſtoriſche, das Epiſche ferner, und was ſich davon in ſeinen Poeſien findet, hat mehr nur die Bedeutung des Symboliſchen und Allegoriſchen. Dem Lyriker, als ſolchem, iſt Alles Gegenwart, und deßwegen iſt er unhiſtoriſch.

Suchen wir nun zu beſtimmen, welche Seelenkräfte bei den beiden Dichtern vorzugsweiſe thätig erſcheinen, ſo iſt wohl bei Uhland beſonders hervorzuheben die applicative Phantaſie, d. h. die Phantaſie nach der Seite oder Aeußerungsweiſe betrachtet, wonach ſie, durch ſtärkeres Intereſſe angezogen, dieſe oder jene Facta und Anſchauungen lebendig ergreift und ſelbſtthätig weiter ausbildet und geſtaltet. Dieſe Phantaſie weiß herauszufinden, wo Keime der Poeſie verborgen liegen, und durch ihre brütende Kraft gleichſam die Blumen daraus zu entwickeln; aber ſie verſteht ſich auch auf das Wunder, aus dem gemeinen und von Vielen verachteten Samenkorn die ſchönſten Blumen hervorzulocken. Einem Factum, einer Anſchauung, woran Tauſende gleichgültig vorübergehen, gewinnt dieſe Phantaſie ſogleich eine tiefe Bedeutung ab und entbindet den poetiſchen Geiſt von der proſaiſchen Hülle und Gefangenſchaft. Die Zuthat und das Verdienſt des in dieſem Gebiete thätigen Dichters kann nun freilich unendlich verſchieden ſeyn; welch eine Stufenleiter iſt zwiſchen dem, der einen Anekdotenſtoff in fließende oder gar in holperige Reime bringt, und dem, der die zarte Pſyche aus den materiellen Banden erlöſ't! Und dennoch gibt es Kritiker, welche dieſen Unterſchied aus Unverſtand und Stumpfſinn nicht einſehen, oder aus Bosheit nicht anerkennen wollen! Kritiker, die z. B. über Uhlands Ver sacrum berichten: „eine Geſchichte aus dem Livius erzählend!“ Kann man einerſeits demjenigen, der gehaltloſe Stoffe ohne Gemüth, Phantaſie und Sprachtalent verſificirt, den Namen eines Dichters nicht zugeſtehen, ſo nimmt andererſeits derjenige, der mit treffendem Blick die prägnanteſten Stoffe herausgreift, ſie ganz und gar in ſich aufnimmt, geiſtig durchdringt und geläutert reproducirt, eine der höchſten Stufen unter den Poeten ein, und ſeine Phantaſie ſteht kaum hinter der frei ſchöpferiſchen zurück. Es bedarf wohl keiner Verſicherung, daß — keines Beweiſes, warum wir Uhland zu dieſen Dichtern zählen; beinahe jede ſeiner Romanzen und Balladen könnten wir als Beleg für unſere Behauptung anführen. Auf Einzelnes einzugehen, iſt hier nicht der Ort; aber hinweiſen müſſen wir auf die Mannichfaltigkeit von Uhlands Phantaſie, welche die verſchiedenartigſten Stoffe aufgenommen und jeden in der ihm gemäßeſten Weiſe behandelt hat; die Fülle von Tönen, welche angeſchlagen werden; das reiche, wechſelnde, bunte Bild des Lebens, das ſich vor uns ausbreitet. Die Scene iſt abwechſelnd der Wald, die Schäfertrift, das Schlachtfeld, der Roſengarten, das Meer — ein Schloß, eine Capelle, eine Gruft, ein Gnadenort, ein Turnierplatz u. ſ. w., und auf dieſer wechſelnden Scene ſehen wir immer die Perſonen ihrer Umgebung gemäß handeln und leiden, ſich freuen oder trauern. Die ganze Scala milder und heftiger, froher und ſchmerzlicher Empfindungen wird hier durchgemacht — von der harmloſen Zufriedenheit des unſchuldigen Naturkindes bis zur ſchwärmenden Luſtigkeit im Königsſchloß; von der erſten ſüßen Ahnung der Liebe bis zum tiefſten Schmerz über den Tod, bis zum Gram über die Untreue der Geliebten; Liebe, Ehre, Treue, Heldenmuth, Frömmigkeit durchwehen dieſe Gedichte, deren gemeinſamer Charakter in Klarheit der Anſchauung, Tiefe des Gemüths, edler Haltung und ſchöner Mäßigung beſteht. In dem Geſagten liegt nun auch ſchon, welche andere Seelenkräfte wir in Uhlands Gedichten als mitwirkend anerkennen (man halte uns dieſe etwas atomiſtiſch klingende Ausdrucksweiſe zu gut; wir wiſſen wohl, daß der dichtende Geiſt eine Einheit iſt!) — wir bewundern an ihm die Lebendigkeit und Friſche der Einbildungskraft, welcher wir, wie der Phantaſie die Conception der Idee, der Seele eines Gedichts — die Verſinnlichung, die Incarnation desſelben zuſchreiben, und die Individualiſirung in den einzelnen Zügen; wir fühlen die Schärfe und Richtigkeit ſeines Urtheils, oder vielmehr ſeines dramatiſchen Talentes, womit er alle ſeine Perſonen in ihrem Charakter reden und handeln läßt; wir werden ergriffen von ſeinem Naturſinn, womit er uns auf einmal in einen prangenden Frühling, in das heilige Dunkel des Waldes, an die Küſten des weitgedehnten Meeres, in die ehrwürdige Einſamkeit des Gebirgs verſetzt. Die hie und da in Uhlands Gedichten hervorbrechende Laune und den Witz werden wir noch beſonders beſprechen.

Eine mehr productive Phantaſie müſſen wir Rückert zuſchreiben; aber dieſe Productivität hat ihre Gränzen an ſeiner Subjectivität. Seine Muſe hat ſich ſeit langer Zeit von der durch That und Leidenſchaft bewegten Welt zurückgezogen und ſich zur ſtilleren Beſchauung gewendet. Durch ſeine Gedichte, beſonders die ſpäteren, ſchreiten keine fremden Geſtalten; nur er ſelbſt mit ſeinen mannichfachen Empfindungen, Gedanken, Erfahrungen iſt der Held derſelben. Aber welch einen Reichthum, welche erfreuliche Mannichfaltigkeit bietet er uns! Ein Aufenthalt auf dem Lande gibt dem Dichter Stoff zu einem Kranze von Gedichten, deren Maſſe größer iſt, als die geſammten Producte manches nicht unbedeutenden Sängers. Die öſtlichen Roſen behandeln faſt ausſchließlich, freilich mit manchen Abſchweifungen, das Thema: Liebe und Wein. Am ſtaunenswertheſten aber iſt der Liebesfrühling in fünf Sträußen, der mehr als die Hälfte des erſten Bandes von Rückerts Gedichten füllt. Keine ſeltſamen Abenteuer, keine drohenden Schwankungen bezeichnen die hier gefeierte Liebe; nur ein inniges, unverkümmertes, reines, glückliches, mit der Zeit immer mehr erſtarkendes Gefühl iſt es, was ſich hier in Hunderten von Liedern ausſpricht, die die Blüthe Eines Jahres ſind. Was für ein unerſchöpflicher Schatz muß in der Bruſt eines Dichters ruhen, wenn in ſo kurzer Friſt eine ſolche Fülle von Poeſie, Einem Gegenſtand gewidmet, zu Tage gefördert wird. Nichts wohl kann uns einen höhern Begriff von dem ſchöpferiſchen Vermögen des Dichters geben, als dieſe hundertfältige Ernte aus Einem Saatkorn! Mit Recht kann der Dichter ausrufen:

Mehr, als Blumen im Gefilde, ſproſſen
Lieder täglich unter meiner Feder.

Der Eine Lichtſtrahl des Liebeglückes bricht ſich in hunderttauſend Farben; der Eine Grundton klingt in unzähligen Accorden, und dieſe Fülle ſchildert Rückert ſelbſt in folgenden Verſen:

Tauſend Nachtigallen
Sind in meiner Bruſt.
Durcheinander ſchallen
Hör' ich ſie mit Luſt.
Tauſend Frühlingsroſen
Blühn in meinem Thau,
Und mit jeder koſen
Will ein Oſtwind ſchlau.
Tauſend Liebesſterne
Stehn in meiner Luft,
Und ich lauſchte gerne,
Wie mir jeder ruft.

Tauſend Edelſteine
Sprühn in meinem Schacht,
Hell vom bunten Scheine
Flimmt des Herzens Nacht.
Traumgefühle ſchweifen
Um im Meer von Glanz.
Können nicht ergreifen
Der Geſtalten Tanz.
Komm' mit leiſem Tritte,
Liebe, Schöpfungsgeiſt,
In des Herzens Mitte,
Wo die Schöpfung kreiſ't.
Alle Frühlingsroſen
Werden dir ein Kranz,
Buntes Farbentoſen
Schmilzt in deinen Glanz.

Alle Reiche der Natur plündert Rückert, und mit der köſtlichen, reichen Beute ſchmückt er ſeine Geliebte:

Roſe, Meer und Sonne,
Sind ein Bild der Liebſten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Und:

Aus Oſt und Weſt erheb' ich Geiſteszehnten.

Gedanken, Bilder, Ton, Form — Alles wechſelt aufs anmuthigſte durcheinander; und wenn einmal die Phantaſie des Dichters matter zu werden ſcheint, ſo ſchwingt ſie ſich plötzlich wieder mit neuer Friſche in eine ganz neue Sphäre. Das kleinſte Ereigniß, jedes leichte Wort wird der fruchtbare Keim eines

Liedes; und wo alle äußere Veranlaſſung fehlt, da geſtaltet die freie Phantaſie des Dichters jede Empfindung, jeden Gedanken zum Gedicht, und trotz dieſer Menge wird doch keines karg ausgeſtattet; in jedem einzelnen wieder drängen ſich die Gedanken und Bilder. Bald ſchmeichelnd, bald ernſt, bald innig, bald witzig, jetzt ſehnſüchtig, jetzt glühend, bleibt doch Rückert immer derſelbe — immer phantaſie- und geiſtreich und mild-gemüthlich. In das weitausgeſpannte Netz ſeiner Phantaſie lockt er Sonne, Mond, Sterne — Blumen und Düfte, Farben und Töne, Bilder und Vergleichungen aus Weſt und Oſt, und dieſer bunte Reichthum wirkt wie ein Zaubertrank auf das Gemüth und verſetzt es in eine ganz neue Welt. Man kann ſich des Glaubens nicht erwehren, daß der Dichter, um eine ſolche Poeſieverſchwendung lange fortſetzen zu können, ganz anders organiſirt ſeyn müſſe, als wir Werktagsmenſchen; daß in Rückerts Geiſt ein ewiger Sonntag, ein ewiger Frühlingsſonntag herrſchen müſſe, während ſo mancher andere, beſonders der lyriſche Dichter, nur an beſonders heitern, feſtlichen Tagen die rechte Stimmung findet. Die Unabhängigkeit Rückerts von der Stunde der Stimmung iſt bewundernswerth; der Genius der Poeſie iſt ihm nicht ein zu Zeiten einkehrender Engel, ſondern ein von ihm unzertrennlicher Hausgenoſſe — ſein Spiritus familiaris:

Keine wilde ſchwärmende
Sinnesübermeiſtrung,
Eine milde wärmende
Haltende Begeiſtrung.
Wie mein Dichten von Natur,
Liebſte, ſo mein Lieben;
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geſchrieben.

So iſt ihm die poetiſche Production keine Ekſtaſe, kein aus ſich Heraustreten, kein über ſich ſelbſt Erhobenwerden, ſondern die gewöhnliche Temperatur ſeines Weſens. Die Betrachtungsweiſe, wornach der Dichter ſich als das Gefäß anſieht, welches der Gott der Poeſie plötzlich erfüllt — als den Mund, durch welchen jener ſeine Orakel ausſpricht, muß demnach Rückert ganz fern liegen, der ſein Dichten unabhängig weiß von unberechenbarer, zufälliger Inſpiration. Wir wollen der ſich hier aufdrängenden Frage, ob das Gebieten über die Stimmung, das ſich ſelbſt Erwecken zur poetiſchen Production, oder ob das Erwarten der Stimmung das Wahre und Höhere ſey, um ſo weniger ausweichen, als gerade von unſern beiden Dichtern jeder als der Repräſentant der entgegengeſetzten Weiſe in ausgezeichnetem Grade gelten kann. Eine philoſophiſche Schule, welche das Begreifen, das Wiſſen, das

Bewußtſeyn über Alles ſetzt, wird demjenigen Dichter, der durch willkürliches Produciren (verſteht ſich nicht von ſchlechten Gedichten!) das Bewußtſeyn ſeiner Dichterkraft und Dichternatur ſich immer lebendig und gegenwärtig erhält, der, weil ſich vollkommen bewußt, deßwegen in ſeinem Dichten frei iſt, unbedingt in dieſer Hinſicht den Vorzug vor einem Andern geben, welcher ſich von einem, nicht in ſeiner Gewalt ſtehenden Trieb und Drang abhängig bekennt. Aber dieſer Anſicht können wir nicht geradezu beitreten; ſo wenig wir den ſonnigen, hellen Tag in Nacht verwandeln, und dem begreifenden, aufklärenden Geiſt wehren oder Schranken ſetzen möchten, ſo wenig möchten wir auch die mit dem Tage wechſelnde Nacht mit ihren Sternen und ihrer heiligen Dämmerung miſſen; ſo wenig möchten wir das Unbegriffene oder Unbegreifliche für etwas Begriffloſes halten, und das Bewußtloſe überall dem Bewußten unterordnen. Entſchieden müßte die Frage doch am Ende nur dadurch werden, daß man ſich verſtändigte, bei welcher Weiſe die ſchöneren Gedichte erzeugt werden. Der Unterſchied ſinkt aber auch zu einem bloß graduellen herab, wenn man bedenkt, daß der die Stimmung nicht abwartende Dichter es doch nicht in ſeiner Gewalt hat, willkürlich ein vorzüglich ſchönes Gedicht zu ſchaffen, mithin ſeine ſchönſten Erzeugniſſe doch auch als glückliche Würfe und Inſpirationen anzuſehen ſind, nur daß ihm ſelbſt der Unterſchied dieſer Producte der beſondern Inſpiration von den aus ſeiner habituellen Stimmung hervorgegangenen nicht ſo deutlich zum Bewußtſeyn kommen, und er deßhalb kein glücklicher Kritiker ſeiner eigenen Arbeiten ſeyn dürfte. Hat nun aber demnach der mit Willkür ſchaffende Dichter vor dem Andern nur noch die nicht ſo hochſtehenden, obwohl ſchönen und zahlreichen Gedichte voraus, ſo bleibt ihm nur der Vorzug einer allerdings erfreulichen Fruchtbarkeit und einer bewundernswerthen geiſtigen Fertigkeit. Ob aber die eine oder die andere Weiſe einen höhern Begriff von der Poeſie vorausſetze, maßen wir uns nicht an zu entſcheiden. Zu Gunſten der einen läßt ſich ſagen: ein Prieſter der Poeſie dürfe nie ſeiner Prieſterweihe vergeſſen, nie ſein Prieſterkleid ablegen; zu Gunſten der andern: nur bei außerordentlichen Fällen dürfe er im vollen Schmuck ins Allerheiligſte treten. Die Wendung des Dilemma's aber: es heiße doch mehr, immer ein Dichter ſeyn, als nur zuweilen, können wir nicht unterſchreiben, indem auch wer nur von Zeit zu Zeit, von der poetiſchen Begeiſterung ergriffen, producirt, deßhalb in der übrigen Zeit nicht unpoetiſch, ja nicht einmal unproductiv zu ſeyn braucht, und der Charakter des Dichters nicht ſelten durch Ein lange nachtönendes Gedicht, dem ein zeitweiliges Verſtummen folgt, mehr gewahrt und behauptet bleibt, als durch einen fortwährenden Erguß von Poeſien, die zum Theil nicht die ſtrengere Probe halten.

Unter den geiſtigen Factoren von Rückerts Poeſie darf mit Recht die Phantaſie zuerſt genannt werden — die, unabhängig von äußern Stoffen, aus ſich ſelbſt die Ideen oder Seelen der Gedichte erzeugende Kraft, welche ſodann von der Einbildungskraft verwirklicht werden — wenn man anders in zwei Acte theilen darf, was urſprünglich nur Einer iſt. — Wie ein klarer Quell, glänzenden Goldſand emporſpielend, ſprudelt Rückerts Phantaſie, und jedes Goldſandkörnchen iſt ein Lied; ſie kann füglich eine orientaliſche genannt werden, und wir ſind weit eher der Anſicht, daß das Gefühl der geiſtigen Verwandtſchaft Rückert zum Orient hinzog, als daß er durch ſeine orientaliſchen Studien ſich die Weiſe des Orients angeeignet habe; wiewohl ſie auch, beſonders im Materiellen, nicht ohne Einfluß auf ſeine Dichtung geblieben ſeyn mögen. Wenn man nun aber dieſer reichen Phantaſie allgemein die Geiſtesfriſche und Klarheit nachrühmt, ſo hat man dagegen nicht ſelten die Gefühlswärme daran vermißt. Unſers Erachtens verhält ſich die Sache ſo: Rückert iſt durchaus nicht ausſchließlicher Gefühlsdichter der Impuls zum Dichten geht bei ihm nicht immer vom Gefühl aus; aber grundfalſch wäre es, deßwegen ihm, oder ſeinen Gedichten überhaupt, Gefühl und Gemüth abzuſprechen. Man käme gewiß nicht in Verlegenheit, eine beliebig geforderte Anzahl tief empfundener Gedichte von Rückert namhaft zu machen. Wir wollen nur ein einziges kleineres hier herſetzen:

Herbſthauch.

Herz, nun ſo alt und noch immer nicht klug,
Hoffſt du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbſt dir noch tragen!

Läßt doch der ſpielende Wind nicht vom Strauch
Immer zu ſchmeicheln, zu koſen –
Roſen entfaltet am Morgen ſein Hauch,
Abends verſtreut er die Roſen.

Läßt doch der ſpielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, iſt ein Wind und ein Hauch,
Was wir geliebt und gedichtet.

und erinnern nur an die ſterbende Blume, an die griechiſchen Tageszeiten, wo die griechiſche Symbolik aus dem tiefſten Naturgefühl herrlich wiedergeboren wird, an ſo manche ſeiner angereihten Perlen und viele Lieder aus dem Liebesfrühling, wie das: Ich ſehe wie in einen Spiegel ꝛc.; Seltſam aber wahr empfunden ꝛc.; Schüre du Sommer die feurige Gluth ꝛc.; dann: Mir gefällt der Herbſt, der klare ꝛc.; Um Mitternacht hab' ich gewacht ꝛc.; Blick' empor zum Sternenchor ꝛc. So viele durchaus gemüthvolle Lieder Rückert jedoch geſungen, und ſo viel Gemüthliches ſich überall zerſtreut bei ihm findet, ſo iſt doch das richtig, daß bei ihm das Gemüth nur ein mitwirkender Factor, nicht die vorherrſchende Potenz iſt. Völlig undenkbar übrigens wäre es, daß ein ſo fruchtbarer Dichter wie Rückert durchaus und vorherrſchend gemüthlich ſeyn könnte, ohne trivial zu werden. Das reine Gefühl müßte, in einer ſolchen Reihe von Liedern ausgeſponnen, bald monoton werden, und wenn es ſtark wäre bis zur Leidenſchaftlichkeit, das Herz des Dichters verzehren. Sehr leicht aber geht das Gefühl, wenn es nicht ſehr energiſch und leidenſchaftlich iſt, wenn es nicht auf der Baſis eines beſtimmten, der Seele immer gegenwärtigen Factums beruht, oder wenn es nicht in einem plötzlich gebornen Liede ausgehaucht wird, in die Beſchauung und Reflexion über; das Gefühl bleibt wohl etwa der Ausgangspunkt eines Gedichts, aber dann bemächtigt ſich entweder die Phantaſie, oder der Gedanke des angeſponnenen Fadens, um ihn weiter zu ſpinnen, wobei bald ſie ganz Meiſter bleiben, bald auch zum Schluß wieder das Gefühl eintritt. Sehr mächtig und tief muß das Gefühl ſeyn, wenn es jeden Ausbruch der Einbildungskraft, jeden Blitz des Gedankens ſofort wieder unter ſich bringen und beherrſchen ſoll; bei Rückert reißen häufig die geflügelte Phantaſie, der vorwärts dringende Gedanke die urſprüngliche Empfindung mit ſich fort ins Weite. Das Gefühl iſt ſeiner Natur nach etwas in ſich Beſchloſſenes, und ſobald es aus ſeiner Beſchloſſenheit heraustritt, verliert es ſeinen eigenſten Charakter. Der Gedanke dagegen, ſowohl in ſeiner abſtracten Reinheit, wie in ſeiner bunten Verkleidung als Einbildungskraft, ſtrebt weiter, ſucht ſich auszudehnen, zu bereichern, und dadurch lebendig zu erhalten. Die dem Gedanken und der Einbildungskraft anhaftende bewegliche Dialektik hat ſich nun auch Rückerts Poeſie in hohem Grade mitgetheilt; die in den Sphären von jenen vorkommenden Geſetze und Formen, wie z. B. das Geſetz der Ideenaſſociation und Satz, Gegenſatz und Vermittlung, Schluß und Beweis, ſind in eine Menge ſeiner Dichtungen übergegangen, und treten häufig faſt allzu nackt und ſchroff darin hervor. Ein eigentlich dem ordnenden, diſponirenden Verſtand angehöriger Schematismus bildet oft bei Rückert die Form ſeiner Lieder, und übt natürlich auch auf den Inhalt einen nicht geringen Einfluß. Ein Gedanke wird durch eine Reihe von (öfters beinahe ſtereotypen) Bildern hindurchgeführt, oder läßt ein lange behaupteter Parallelismus, oder eine willkürliche Reimkette uns den Witz, die Kunſt und Gewandtheit des Dichters bewundern; aber in dieſer, auf die Löſung der ſelbſtgeſetzten, ſchwierigen Aufgabe geſpannten Bewunderung geht eigentlich der reine poetiſche Genuß, und für den Laien, welcher die Schwierigkeiten nicht merkt, die Kunſt des Dichters dazu verloren. Rückert iſt, verwandt mit manchen Orientalen, ein vortrefflicher lyriſcher Dialektiker, und zwar in dem doppelten Sinn, daß er ſowohl der im Gegenſtand ſelbſt liegenden Entwicklung des Gedankens folgt, als auch willkürlich und mehr tändelnd Zufälliges und Unweſentliches ausſpinnt. Wir können nicht umhin, ihn mit einem geſchickten Volantſpieler zu vergleichen, der ſeinen Federball nie auf den Boden fallen läßt, wie drohend auch oft die Gefahr ſcheint; der mit raſchen Wendungen und oft mit queren Streichen ihn vom Falle rettet, aber ihn immer wieder glücklich ſo in Gang bringt, daß er, von vollen, kunſtgerechten Schlägen getroffen, in prachtvollen Bögen ins Himmelblau emporfliegt. Wird man auch bisweilen nicht gerade von ſeinen Gedichten gemüthlich angeſprochen, ſo erfreut ſich doch der empfängliche Leſer, der nicht eben auf einen beſtimmten, gleichſam handgreiflichen Stoff, auf Rührung, Erbauung oder gar Thränen aus iſt, an irgend einem überraſchenden oder einem geiſtreich durchgeführten Gedanken, an der Friſche der Bilder, der Schärfe und Originalität des Ausdrucks. Derjenige wird ſelten unbefriedigt von Rückert ſcheiden, der nicht mit einer entſchiedenen, etwa ſentimentalen Stimmung an ſeine Gedichte geht, vielmehr mit allſeitig offener Empfänglichkeit ſich mannichfachen Tönen und Eindrücken hingibt; der es verſteht, aus dem Phantaſtiſchen und Geiſtreichen die leiſeren Stimmen des Gemüths herauszuhören, dem durch das Hereinſpielen eines ſprach- und reimfertigen Witzes der ernſte Gehalt nicht verbittert oder verflüchtigt wird. Charakteriſtiſch iſt für Rückert der theils in Bildern und Vergleichungen, theils in der Reimbildung waltende Witz, das Wort im weiteren Sinne gebraucht, ein Witz, der nicht eben Lachen macht, oder einen eigentlich komiſchen Effect bewirkt, ſondern, mehr ernſter Natur, ſich in Auffindung ſeltſamer Analogien und Beziehungen, wohin auch die frappanten Reime gehören, offenbart:

„Wo der Freund nicht bei dir ſitzt,
Sitzt ſein Angedenken itzt;

Laß es nicht auf Dornenſpitzen,
Sondern weich auf Roſen ſitzen:“

Wie der Witz dem Verſtand und der Einbildungskraft verwandt — er iſt gleichſam das feine, in das Innere der Dinge ſich hineindrängende Fühlhorn des Verſtandes — ſo ſteht die Laune in engerer Beziehung zum Gemüth — ſie iſt eine indirecte Offenbarung desſelben, hervorgerufen durch das höchſte Genügen. Der Witz eignet Rückert, die Laune Uhland. Jedoch haben beide Dichter mehr und mehr Uhland dem Ernſtgemüthlichen, Rückert der ernſten Betrachtung und Beſchauung ſich zugewendet, und dieß führt uns auf ein neues Moment, das in des letztern Poeſie Beachtung verdient: nämlich ſeine didaktiſch-ſpeculative Tendenz. Hatte ſchon früher immer der *Gedanke* eine wichtige Rolle in Rückerts Poeſie geſpielt, obwohl eingekleidet in bunte, heitere Masken, ſo trat er neuerlich nackter und ſelbſtſtändiger hervor in der *Weisheit der Brahmanen.* Die Idee und Tendenz dieſes Lehrgedichts gibt Rückert ſelbſt ſo an:

Ein indiſcher Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts geleſen, als den Veda der Natur:

Hat viel geſehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenſchaft gekühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald um ſich's klar zu machen,
Von ihm angebunden bald, bald nicht angebunden Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu ſehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verſtehn.

Woran er immer nur ſieht ſchimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an ſeinem Roſenkranz.

Das ganze Lehrgedicht beſteht aus ſolchen gnomenartigen Sprüchen, von welchen je mehrere zuſammen eine Idee erläutern, und alle in dem ihnen gemeinſamen Charakter ruhiger Weltbetrachtung zuſammenſtimmen. Die darin liegende Philoſophie wird uns noch ſpäter beſchäftigen; hier bleiben wir bei dem Aeſthetiſchen ſtehen. Gewiß findet jeder gebildete Geiſt in dieſen philoſophiſchen Epigrammen, von welchen nicht wenige für vollendete kleine Gedichte gelten können, Nahrung und Stoff genug zum Denken und Fühlen. Neben Sprüchen über die höchſten Intereſſen, über Geiſt und Natur, Gott und Welt, neben praktiſchen Weisheits- und Lebensregeln, finden ſich auch Sprüche über ſcheinbar ganz abſtracte und für Geiſt und Gemüth unfruchtbare Begriffe — wie z. B. über Ganz und Halb, zu Wenig und zu Viel, die doch der Dichter aufs geiſtreichſte zu wenden und an die er die glücklichſten Betrachtungen anzuknüpfen weiß. Dieſe didaktiſche Poeſie ſind nun Manche geneigt, als den Gipfel der Rückert'ſchen Poeſie, ja wohl gar der Poeſie überhaupt, als das Ziel anzuſehen, nach dem die moderne Dichtkunſt geſtrebt, und das ſie nunmehr erreicht habe — denn hiermit ſey die Verſöhnung, ja die Identität von Poeſie und Speculation gewonnen.

Dieſe Anſicht ſcheint auf zwei Vorausſetzungen zu beruhen, die wir nicht zu theilen vermögen: erſtens auf der, daß die Poeſie, um das Höchſte zu leiſten, zur Philoſophie hinzuſtreben, ſich ihr mehr und mehr anzunähern habe; und auf der andern: bei einem ſo trefflichen Dichter, wie Rückert, ſey gewiß ſein ſpäteſtes poetiſches Product auch ſein reifſtes und vollkommenſtes. In Beziehung auf Letzteres ſind auch wir der Meinung, daß Rückerts Poeſie gerade in ſpätern Zeiten einen noch anmuthigeren Charakter angenommen, als früher; daß ein milder Anhauch und Duft des Gemüths die früher nicht ſelten etwas grellen Farben gedämpft und den Eindruck harmoniſcher gemacht habe. Wir ſind ferner damit einverſtanden, daß ein ſo vorzüglicher Geiſt in ſeiner Entwicklung und Bildung keine Rückſchritte thun könne, und ſind bereit, die Weisheit, die Liebe, die Milde und Klarheit, welche in dem Lehrgedichte ſich ſpiegeln, vollkommen anzuerkennen. Eine andere Frage aber iſt, ob die poetiſche Form und die Productionskraft eben ſo wie Geiſt und Gemüth ſich immer mehr erheben und reicher werden müſſe, und darauf glauben wir verneinend antworten zu dürfen. * Gerade das, was dem Dichter am ungeſuchteſten, wie eine Offenbarung kommt, was ihn ſelbſt als ein glücklicher Fund überraſcht, das wird er auch in der glücklichſten, leichteſten Form ausſtrömen; ſeine Geiſtesthätigkeit kann ſich hier ganz dem Schaffen zuwenden; wenn aber ſeine Geiſtesthätigkeit ſchon durch das Suchen, durch das Nachdenken und Speculiren in Anſpruch genommen worden; wenn ihm die Reſultate ſeines Denkens die Hauptſache geworden ſind, dann wird er auf die poetiſche Geſtaltung nicht mehr die volle Kraft verwenden können; und wenn ſich auch immer noch die Hand und das Geſchick des Meiſters darin offenbart, ſo erſcheint doch die Liebe zur Poeſie etwas ſtiefmütterlich. Das Geſtändniß des Dichters: der Brahman ſpreche „bald was klar ihm ward, bald um ſich's klar zu machen,“ läßt zum voraus ein unpoetiſches Element in dieſem Lehrgedichte vermuthen; beim Philoſophen iſt das bloße Reſultat, ohne den Weg dazu, ohne die Methode, wenig werth, und der Unterricht in der Philoſophie iſt Anleitung zum Selbſt-

---

* Reich iſt wohl der Gehalt, allein die Form iſt ſteif;
Weich war die grüne Saat, hier ſind die Aehren reif.

denken; aber wer dichtet, um ſich ſelbſt erſt etwas klar zu machen, der iſt in dieſer Hinſicht wohl etwa Philoſoph, aber kein Poet.

Die andere Vorausſetzung betreffend, ſoll gar nicht in Abrede geſtellt werden, daß Speculation und Poeſie übereinſtimmen können und ſollen; ſind doch beide Thätigkeiten und Producte Eines und deſſelben Menſchengeiſtes; — aber die Forderung: die Poeſie müſſe ſich auch in ihrer Form, als didaktiſch, der Speculation annähern, um von dieſer als ebenbürtige Schweſter anerkannt zu werden, ſchließt im Grunde ſtillſchweigend die Annahme in ſich: daß die Poeſie eigentlich bis dahin nicht ebenbürtig ſey, und ihre ſcheinbare Anerkennung durch Verläugnung ihres bisherigen Weſens, mithin durch eine Demüthigung, erkaufen müſſe. Der Behauptung, die Speculation ſey etwas Höheres als die Poeſie, können wir freilich hier nur unſern einfachen, nicht weiter motivirten Widerſpruch entgegenſetzen; das aber wird wohl kaum zu beſtreiten ſeyn, daß, wenn der Unterſchied beider ein weſentlicher, tief in der Form beider — (Form im umfaſſendſten Sinn genommen) wurzelnder iſt, die Poeſie ſich ſelbſt aufgebe, wenn ſie den Reichthum, die Freiheit und Lebendigkeit ihrer Form zur Einförmigkeit des Lehrgedichts herunterſetzt, um ſo der weſentlich ſtrengen und dürren Form der Speculation näher zu kommen; wenn ſie nach denjenigen Eigenſchaften ſtrebt, die Vorzüge ſind an der Speculation, aber an der Poeſie — Mängel. Uebrigens geſtehen wir dieſem poetiſchen Commentar zu einer heitern Lebensweisheit einen nicht geringen Werth zu, und bekennen gern, daß dieß didaktiſche Gedicht zu manchem nicht unbeliebten, platt moraliſchen oder ſentimentalen Lehrgedicht in eben dem Verhältniß ſtehe, wie ein ausgezeichneter Philoſoph zu einem pedantiſchen Schulmeiſter.

Hier iſt wohl der paſſendſte Ort, auch über die Weltanſicht der beiden Dichter, wie ſie ſich in ihrer Poeſie kund gibt, ein Wort zu ſagen. Der Deutſche, von Natur ernſt, nachdenklich, in ſich gekehrt und ſyſtematiſch, vergißt ſelbſt in der Poeſie den Ernſt des Lebens ſo wenig, daß ein leichtes, wenn auch noch ſo geiſtreiches Tändeln und Scherzen in der Poeſie, wie z. B. bei Beranger, ihn nicht befriedigt, daß er unter dem leuchtenden Spiegel der Dichtung ſofort nach dem Grunde forſcht. Er ſucht überall gern die Ueberzeugung und die Geſinnung, und bei Dichtern wie Rückert und Uhland wird er dieſe nicht vergeblich ſuchen.

Obgleich gerade in dieſem Punkte die beiden Dichter einander ziemlich fern zu ſtehen ſcheinen, und der didaktiſch reflectirende, dialektiſche Rückert hier wenig Berührungen mit der naiven, unbefangenen Muſe Uhlands darbieten möchte, ſo verſchwindet doch plötzlich dieſe Unähnlichkeit, und werden ſie ſich ſehr nahe gerückt, ſobald man andere poetiſche Zeitgenoſſen, von den Deutſchen etwa Heine, von Engländern und Franzoſen Byron und V. Hugo neben ſie ſtellt. Gegenüber von dieſen verneinenden, zweifelnden Geiſtern unter den Poeten erſcheinen uns Uhland und Rückert als verbrüdert in der Einheit eines zuverſichtlichen Feſthaltens an tröſtlichen und freudigen Ueberzeugungen. Jene aus innerer Zerriſſenheit und Zerfallenheit mit der Welt hervorbrechenden, oft gewaltig erſchütternden Mißtöne, jene Geiſterſtimmen aus den nur von Blitzen erleuchteten Abgründen des Zweifels oder der Verzweiflung, jene marternden, unaufgelöſ'ten Diſſonanzen und jene peinigenden Effecte — alles dieß iſt der Poeſie unſerer beiden Dichter fremd geblieben. Wie ſie keine ungeheuren Leidenſchaften ſchildern, ſo auch keine unheimlichen Verirrungen des Gedankens. Sie ſind ſich gleich in der Geſundheit ihres Gemüths und ihrer ſittlichen Natur, in der Reinheit und Klarheit ihrer Geſinnung.

Wollte man aber ihre Verſchiedenheit damit bezeichnen, daß man Uhland den Standpunkt der noch nicht entzweiten Unbefangenheit, Rückert dagegen den des überwundenen und verſöhnten Zweifels, des vermittelten Bewußtſeyns anwieſe: ſo hätten wir dagegen inſofern nichts einzuwenden, als dadurch ausgeſprochen werden ſoll: Rückert verläugne in ſeiner Poeſie nicht, daß auch er von den ſpeculativen Bewegungen und Kämpfen der Zeit ergriffen worden; daß auch er eine philoſophiſche Entwickelung und Kriſis, doch in regelmäßigem Verlauf, durchgemacht habe, und in ein nachbarlich freundſchaftliches Verhältniß zur Speculation getreten ſey; Uhland aber habe ſich, ſo viel man aus ſeinen Gedichten abnehmen kann, in gar kein beſtimmtes Verhältniß zu irgend einem philoſophiſchen Syſtem, oder überhaupt zu der philoſophiſchen Entwickelung der Zeit geſetzt, weil er in der Sphäre der Poeſie gar nicht das Bedürfniß gefühlt, irgend eine Lücke, einen Mangel, durch ſpeculative Elemente auszufüllen und zu ergänzen. Will man aber damit behaupten: weil Rückert den philoſophiſchen Proceß durchgemacht habe, weil er ſpeculative Fragen auf eine, den Formeln der Schule nicht allzu fern ſtehende Weiſe behandle und das Räthſel der Theodicee mit Bewußtſeyn löſe, ſtehe er auf einer höhern Stufe der Poeſie als Uhland; ſo müſſen wir uns gegen dieſe Anwendung eines der Poeſie fremden Maßſtabes erklären. Der poetiſche Werth eines Gedichts hängt doch wohl hauptſächlich von der Unmittelbarkeit und Urſprünglichkeit deſſelben ab; nun aber iſt gerade der ſpeculative Stoff das Reſultat des geiſtigen Suchens und Nachdenkens, mithin ein vermittelter, und der poetiſche Werth deſſelben iſt nur gering; macht man aber die Schätzung der Poeſie abhängig von dem ſpeculativen Lehrgehalt, ſo geräth man auf den Abweg, jene nur als die Dienerin der Wahrheit gelten zu laſſen, und ihr die Aufgabe zu ſtellen: dieſe mit ihrem Schmuck herauszuputzen und anziehender zu machen.

Iſt Uhland, in ſeinen Gedichten, durchaus nicht Philoſoph, ſo hat er doch ſeine entſchiedene, innerlich conſequente Weltanſchauung, und wir können uns darüber kurz faſſen: ſein Dichterauge ſieht die Welt ſchön; was er als eine Wirkung von Kerners Liedern beſchreibt:

„Die Höh' erſchien in goldnem Maienſtrahle,
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.“

das iſt ihm gewiß häufig die Wirkung ſeines eigenen Gemüthes; Wald, Gebirg, Trift und Roſengarten zeigen ſich ihm in einer eigenthümlichen Schönheit, die ſelbſt der zerſtörende, entfärbende Herbſt nicht zu vertilgen vermag; aber ſeiner epiſchen Natur nach hat es Uhland mehr mit Thaten und Menſchen, als mit der Natur zu thun; nun hat er zwar keine größern Gedichte, worin ſich eine Schickſalsidee vollſtändig entwickeln und offenbaren könnte; aber auch in den kleinern Romanzen und Balladen tritt ſeine Anſchauung von der moraliſchen Weltordnung und von dem Walten der höhern Macht deutlich genug hervor. Die Heiligkeit der ſittlichen Geſetze in jeder Form, als Pietät, Vaterlandsliebe, Treue, Milde macht ſich überall geltend; eine ſtrenge Nemeſis heftet ſich an die Ferſen des Uebermüthigen, Grauſamen, des Verächters der menſchlichen und göttlichen Geſetze; und unverſchuldetes Leid, wie auch öfters die reuige Schuld, ſchließt entweder mit irdiſcher, oder mit himmliſcher Verſöhnung. Wie ſchmelzend wehmüthig iſt der Cyclus von Gedichten: Sängerliebe betitelt, und doch welch einen ſüßen Eindruck laſſen ſie in der Seele zurück! Die irdiſche Verſöhnung iſt in Bertran de Born, die himmliſche im Waller am herrlichſten gefeiert. *

---

* Es darf vorausgeſetzt werden, daß dem Leſer die Uhland'ſchen Gedichte, auf welche ſich bezogen wird, meiſt gegenwärtig ſind; um jedoch das im Text Geſagte auch mit ein paar von Uhlands ſchönſten Poeſien zu belegen, folgt hier der Abdruck der letztgenannten Romanzen:

Der Begriff der Verſöhnung führt uns auf den in Uhlands Poeſie wehenden religiöſen Geiſt, aber ſeine Religioſität iſt eben ſo wenig ſüßlich frömmelnd, als

---

Bertran de Born.

Droben auf dem ſchroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr ſteht gefeſſelt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamſt du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

„Steht vor mir, der ſich gerühmet
In vermeſſ'ner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geiſtes nöthig ſey?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!“

„Wie du ſagſt, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

„Deine Tochter ſaß im Saale,
Feſtlich, eines Herzogs Braut.
Und da ſang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einſt ihr Stolz geweſen,
Ihres Dichters Sehnſuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeſchmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

ſtarr dogmatiſch. Religiöſe oder chriſtliche Themata hat Uhland nicht behandelt; nur die religiös ſehnſüchtige Stimmung veranſchaulicht er in dem ſchö-

---

„Aus des Oelbaums Schlummerſchatten
Fuhr dein beſter Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgeſängen
Ich beſtürmen ließ ſein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

„Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der ſcharfe, kalte Stahl —
Daß er ſterb' in deinem Fluche,
Das war ſeines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

„Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht haſt du den Arm gebunden,
Seit der Geiſt mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er ſich noch aufgerafft."

Und der König ſenkt die Stirne:
„Meinen Sohn haſt du verführt,
Haſt der Tochter Herz verzaubert,
Haſt auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
Hab' ich einen Hauch verſpürt."

nen Lied: die verlorene Kirche. Wie er über die philoſophiſch-religiöſen Controverſen des Tages denke, möchte ſchwer ſeyn, aus ſeiner Poeſie heraus-

---

Der Waller.

Auf Galliciens Felſenſtrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitſtern dort,
Dem Verſtürmten auf dem Meere
Oeffnet ſich ein ſtiller Port.

Rühret ſich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöſtern
Werden alle Glocken wach.
Und es ſchweigt die Meereswoge,
Die noch kaum ſich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis ſein Ave ſprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Geprieſ'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den ſie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt ſie Wunder mancher Art;
Wie ſie ſonſt im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felſenpfade klimmen
Waller, feſtlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der ſchroffe Berg hinan.

zuleſen oder herauszudeuten; obgleich es uns gerade nicht befremden würde, wenn ein ſcharfſinniger Exeget aus den Worten:

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, barfuß und beſtaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Aſche tragend auf dem Haupt;
Solche ſind's, die der Gemeinſchaft
Frommer Chriſten ſind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen iſt erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Deſſen Auge troſtlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart ſich wirrt;
Einen Reif von roſt'gem Eiſen
Trägt er um den Leib geſchirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erſchlagen er den Bruder
Einſt in ſeines Zornes Haſt,
Ließ er aus dem Schwerte ſchmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Raſt,
Bis ein himmliſch Gnadenwunder
Sprenget ſeine Kettenlaſt.

Trüg' er Sohlen auch von Eiſen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er ſie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh'.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder ſucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

„Wie über ſeinen Welten
Der Unſichtbare ſchwebt,“

das Syſtem Uhlands von dem Verhältniß Gottes zur Welt herauszudemonſtriren unternähme. Aber nicht in einzelnen Worten oder Gedichten iſt Uhlands Religioſität beſchloſſen; ſie iſt mit ſeiner geſammten Empfindungsweiſe, Geſinnung und Anſchauung verſchmolzen, und das Chriſtenthum gilt ihm als eine im Leben der Menſchheit unbeſtreitbar und hiſtoriſch

---

Als nun der den Fels erſtiegen
Und ſich an der Pforte neigt,
Tönet ſchon das Abendläuten,
Dem die Menge betend ſchweigt.
Nicht betritt ſein Fuß die Hallen,
Drinn der Jungfrau Bild ſich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niederſteigt.

Welche Gluth iſt ausgegoſſen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Roſenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine ſelbſt hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröſtet,
Nur der Eine rührt ſich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle,
Mit dem bleichen Angeſicht.
Feſt noch ſchlingt um Leib und Glieder
Sich der Feſſeln ſchwer Gewicht!
Aber frei iſt ſchon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

vorhandene und wirkende Macht. Aecht religiös und chriſtlich iſt beſonders die Art, wie in Uhlands Poeſie der Tod — der Verderber und Feind aller irdiſchen Schönheit, Herrlichkeit, Macht und Glückſeligkeit — aufgefaßt und behandelt wird. Zwar in dem Gedicht: der ſchwarze Ritter, wird er in ſeiner Schrecklichkeit geſchildert, als „ein Fürſt von großen Reichen;" als ein mißgünſtiger, ſchadenfroher Geiſt, der „im Frühling Roſen bricht." Aber in vielen andern Gedichten, z. B.: An den Tod, wird er anerkannt als der Diener, als der erbarmende Bote Gottes. Furchtloſigkeit vor demſelben, verbunden mit friſchem Lebensgefühl, iſt ſehr ſchön ausgeſprochen in dem: Kirchhof im Frühling. Auf die Gräber ſtreut der Dichter Roſen, andeutend, daß der Tod kein abſolutes Welken, daß er der Anfang einer neuen Blüthe ſey. Wenn man vielleicht (was freilich immer ſubjectiv bleibt) einem Theil der früheren Lieder das Prädicat einer allzu elegiſchen Weichheit geben könnte, wie der Dichter ſelbſt im Vorwort andeutet:

„Anfangs ſind wir faſt zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus;
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus."

ſo iſt dagegen ſpäter und vielleicht zum Theil durch den wohlthätigen Einfluß des epiſchen Elements, Zartheit und Stärke, Wehmuth und Ernſt, Gemüth und Energie aufs glücklichſte ins Gleichgewicht gebracht, ſo daß die geſammte Uhland'ſche Poeſie der Ausdruck und Spiegel eines durchaus harmoniſchen, reinen und edeln Geiſtes iſt.

Rückert iſt in ſeiner Poeſie, wie aus dem Obigen hervorgeht, mehr Philoſoph, mehr ſpeculativer Denker, als Uhland. Ohne uns je zu Zeugen eines heftigen Kampfes, einer bedrohlichen Kriſe in ſeinem Innern zu machen, gibt er doch einzelne Proben von den Zweifeln und Problemen, welche ſeinen Geiſt beſchäftigt und bewegt haben; z. B. in dem Gedicht: die ſterbende Blume und einem andern auf ein grüngoldnes Frühlingswürmchen; meiſt aber bekommen wir nur die Reſultate, bei welchen, als in einem friedlichen Port, der Geiſt des Dichters angekommen iſt, in welchen er die Ruhe gefunden hat. Der ſpeculative Trieb: im Einzelnen das Allgemeine, in der Mehrheit der Anſchauungen den Begriff zu erfaſſen, tritt, merkwürdig genug, ſogar in Liebesgedichten von Rückert hervor, wie im folgenden:

Die Lieb' iſt höher, als was du liebſt;
Und wie ſie dir irdiſch erſcheine,
Und was du ihr da für Namen giebſt,
Sie ſelbſt iſt himmliſch nur Eine.

Wie wenn, in wechſelnder Maske verſteckt,
Im Saal, wo die Kerzen brennen,
Ein Liebchen in mancher Geſtalt dich neckt,
Und endlich ſich gibt zu erkennen:

So liebt' ich wohl die nun, und jene jetzt,
Sie wechſelten mir und ich ihnen,
Und waren alle nur Masken zuletzt,
Worunter die Lieb' erſchienen.

Für poetiſch können wir dieß Beſtreben, die concrete Liebe in die abſtracte aufzulöſen, und die beglückende Wirklichkeit, gegenüber von der Idee, zu einem bloßen Schein herabzuſetzen, gerade nicht halten; aber deſto charakteriſtiſcher iſt es für die Geiſtesrichtung des Dichters. Er iſt ſo gar noch nicht durch das unmittelbare Gefühl der Liebe und ihrer Seligkeit ausgefüllt und befriedigt, daß er gleichſam erſt noch von dem religiös-philoſophiſchen höchſten Begriff die wahre Beſtätigung und Sanction derſelben erwartet und verlangt:

„Mache, daß mein Ich mir ſchwinde,
Das mich mit mir ſelbſt entzweit,
Daß ich Gott und dich empfinde
Und die Welt in Einigkeit.“

Man darf wohl Rückerts Weltanſchauung, wie ſie in ſeiner Poeſie vorherrſcht, als myſtiſchen Pantheismus bezeichnen, verwandt dem des Dſchelaleddin Rumi, nur mit größerer, d. h. mehr ins Einzelne herabſteigender Dialektik ausgebildet. Dabei wollen wir jedoch keineswegs entſcheiden, ob dieß aus ſeinen ſpeculativen Gedichten hervorleuchtende Syſtem ſeine Ueberzeugung als Denker oder mehr nur als Poet ſey, müſſen aber geſtehen, daß Gedichte wie die von Rückert und ſeinem perſiſchen Vorgänger (auch von Angelus Sileſius) ganz geeignet ſind, dieſer Betrachtungsweiſe recht viele Gemüther zu Freunden zu werben und die etwa vorhandenen feindſeligen Vorurtheile gegen dieſelbe wegzuräumen. Die Poeſie hat hier den Vortheil, ganz ignoriren zu dürfen, ob nicht vielleicht andere Syſteme wahrer ſind, ja überhaupt, daß es andere Syſteme gibt; ſie leiſtet das Ihrige, wenn ſie das *Gemüth* gewinnt, auch wenn ſie nicht den Fragen und Zweifeln des Verſtandes Rede ſteht. Die Grundanſchauung jenes Syſtems iſt: die Lebendigkeit, Beſeeltheit, ja Göttlichkeit des Alls, oder: die nicht bloß theoretiſch, als Dogma behauptete, ſondern lebendig, verſöhnend und beſeligend empfundene Allgegenwart Gottes. Wer zu dieſer erhabenen Betrachtungsweiſe hindurchgedrungen iſt, für den gibt es keinen Mißklang, keinen Kampf, nichts Störendes mehr in der Welt; der ſchwelgt in ſeliger Contemplation. Dieß iſt die Weltanſchauung Rückerts; ſie lag ſchon vielen ſeiner früheren Gedichte zum Grunde, und iſt das eigentliche Thema ſeines neuen indiſchen Lehrgedichts geworden. Bald erſcheint ſie mehr als Identitätsſyſtem (wenn hier dieſe Terminologie geſtattet iſt), bald mehr als Idealismus, wie ja der Dichter als ſolcher ſich nicht an die ſtreng wiſſenſchaftliche Linie zu halten braucht, ſondern auf der bewegten Welle ſich gerne ſchaukelt. Eine Folge jener Weltanſchauung, oder, kann man auch ſagen, ein Grund der Hinneigung zu derſelben, iſt Rückerts innige Verſenkung in die Natur im Großen und im Kleinen, wie ſie ſich theils in der Tiefe ſeiner auf ſie bezüglichen Gefühle, theils in der Mannichfaltigkeit und Genauigkeit ſeiner Bekanntſchaft mit ihr, theils in ſeiner glücklichen und treffenden Bezeichnung ihrer Zuſtände und Thätigkeiten, ihrer Proceſſe und Producte offenbart. Er weiß jeden Vogel in der Luft, jede Blume im Garten, jeden Baum und jede Staude im Walde zu nennen, er erkennt ſie am Ton, am leiſen Duft, am Geſäuſel der Blätter; und es bedarf nur ſeines Winkes, ſo verwandelt ſich ihm der deutſche Fluß zum Ganges, der Obſtbaum zur Palme — Gazellen und Vögel des Oſtens oder der Tropenländer umſchwärmen ihn — und er iſt mit ihnen ſo vertraut, als wäre er dort geboren und aufgewachſen. Aber nicht bloß den Puls des Lebens in allem Lebendigen fühlt — auch das Lebloſe beſeelt er; er weiß und erzählt die Geſchichte des Edelſteins und der Perle, wo ſein Auge bis in die dunkeln Spalten der Berge und in die ſchwarze Tiefe des Meeres dringt. Als ſeine glücklichſten Gedichte erſcheinen uns diejenigen, wo dieſer belebende und beſeelende Pantheismus nur die unſichtbare Wurzel bildet; weniger anſprechend dagegen manche von denen, wo er ganz offen, bewußt und faſt abſichtlich hervortritt. In der Natur der Sache liegt es, daß von dieſem Standpunkt aus leichter die Natur ſich betrachten und begreifen läßt, als die Phänomene der ſittlichen Welt, der Geſchichte. Entſtehen und Vergehen, Leben und Tod ſind leichter zu vermitteln und zu verſöhnen, als Gut und Böſe. Eben ſo ſehr in Rückerts Individualität als in der Eigenthümlichkeit ſeines Syſtems liegt es, daß er dem Hiſtoriſchen mehr und mehr ſich abwendet, und ſtatt der einzelnen Erſcheinungen des Lebens die Anſchauung der Idee ſucht:

Wenn du der Außenwelt verſchließeſt deine Sinne,
Wirſt du in dir das Welt- und Gottgeheimniß inne.

und ſo gilt auch, daß, wer vom Kampf der Welt ſich abwende, in ſich den Frieden Gottes finde. Das höchſte Reſultat, das immer wiederkehrt, iſt das Bewußtſeyn des Lebens in Gott, des Einsſeyns mit ihm:

Du fühleſt, was du biſt, iſt Er in dir, nicht du;
Und ſtrömſt in dem Gefühl dich deinem Urquell zu.

Gewiß iſt dieß Frömmigkeit; aber ſie hat mehr den Charakter des orientaliſchen Quietismus, als des chriſtlichen Heroismus an ſich; es herrſcht darin mehr der Begriff der Liebe, als der Heiligkeit Gottes vor, und die Verſöhnung hat nicht das Hemmniß der Sünde zu überwinden. Die wichtigſte That iſt der zum Begriff der Einheit ſich aufſchwingende Gedanke, der größte Sieg iſt die Hingabe des Selbſts an das ewige Seyn. Rückerts Poeſie iſt mehr philoſophiſch-, Uhlands mehr ſittlich-religiös.

Der Dichter iſt ein Sprachkünſtler, wenn man ſeine Thätigkeit nach dem Material bezeichnet, deſſen er ſich zu ſeinen Schöpfungen bedient, und es iſt nicht unintereſſant, auch nach dieſer Seite unſere beiden Dichter zu vergleichen. Die Sprache iſt etwas allgemein Menſchliches; ſodann etwas Nationelles und endlich auch etwas Individuelles, und deßwegen iſt ſie ein Material ganz eigenthümlicher Art; einerſeits von außen gegeben, andrerſeits doch auch wieder vom Dichter ſelbſt hervorgebracht. Sprache und Poeſie eines Volks hängen unter ſich eng zuſammen; die Beſchaffenheit von jener kann dieſe entweder begünſtigen, oder ihr gewiſſe Schranken ſetzen, und wieder im Individuum entſprechen ſich Sprache und Poeſie; ein großer Maler oder Bildhauer kann mit ſchlechten Farben ein treffliches Bild malen, aus dem geringſten Material eine bewundernswerthe Geſtalt herausmeißeln; aber der Dichter kann nicht ſchöne Gedichte in unſchöner Sprache ſchaffen, weil bei ihm der Stoff zugleich mit der Form aus ſeinem Geiſte geboren wird; dieß Erzeugen des Sprachſtoffs iſt jedoch nicht ſo abſolut frei, wie bei dem Componiſten das der Töne; es iſt beſchränkt durch die gegebene Sprache mit ihren Wörtern, ihren Regeln, ihrem Genius überhaupt. So iſt in der poetiſchen Literatur eines Volks immer eine gewiſſe auf die Identität der Sprache ſich gründende Gleichartigkeit, daneben aber auch eine große ſprachliche Mannichfaltigkeit der Dichter. Am Dichter laſſen ſich unterſcheiden: der Poet im ſtrengſten Sinn, der Sprachbaukünſtler und der Sänger oder Muſiker; jedes Gedicht gibt ſeinen geiſtigen Gehalt, ſeine Idee, in einer für das Ohr (oder auch für das Auge) meßbaren, dem Ohr wohlthuenden Form — Metrum und Melodie oder Harmonie. Machen wir, ohne dieſe Reflexionen weiter zu verfolgen, die Anwendung auf unſere beiden Dichter, ſo kann man ſagen: Uhland iſt in ſeiner Poeſie mehr muſikaliſch, Rückert mehr Sprachbaumeiſter oder plaſtiſcher Künſtler; nicht als ob Rückert, wenn es ihm darum zu thun iſt, nicht auch Gedichte oder Lieder vom höchſten muſikaliſchen Wohllaut producirte; aber die

Luſt am Plaſtiſchen, bald gefällig Abgerundeten, bald ſcharf Abgeſchnittenen iſt vorherrſchend bei ihm.

Uhland hat in ſeinen Gedichten die Sprache aufs vortrefflichſte zu benützen gewußt; er bewegt ſich innerhalb ihres Gebietes mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit; er zeigt, wie kurz und treffend, aber auch wie biegſam und wohltönend ſie ſeyn kann, aber er macht keine Verſuche zu Neuerungen und Reformen; die in einzelnen früheren Gedichten vorkommenden Spuren einer alterthümlichen Ausdrucksweiſe (beſonders bei der romantiſchen Schule beliebt!) finden ſich in den ſpätern nicht mehr; alles Auffallende, Gewaltſame und Erkünſtelte iſt vermieden, eben ſo wie das Rohe und Nachläſſige. Die deutſche Sprache hat kaum etwas Wohllautenderes, und doch ohne allen pompöſen Schwulſt, aufzuweiſen, als einzelne von Uhlands Liedern und Romanzen. Wenn er in den letztern beſonders im kurzen, treffenden Ausdruck glücklich iſt, ſo läßt er in jenen, gemüthlich verweilend, die Empfindung rein und voll austönen, wodurch ſie ſich wohl ſo vorzüglich zur Compoſition eignen. Die Versmaße ſind, auch abgeſehen von den Gedichten in ausländiſchen Formen, mannichfaltig genug; der Reim iſt ſtreng und ſorgfältig behandelt, doch ohne ängſtliche Pedanterie; er iſt meiſt ſchön und kräftig, aber nicht vorlaut und auffallend. Die Sprache gilt Uhland in der Poeſie durchweg nur als Mittel; in einem andern Verhältniß zu ihr ſteht Rückert. Er begnügt ſich nicht damit, der Sprache, ſo wie ſie einmal vorhanden iſt, ſich zu bedienen; er ſtrebt darnach, ihr Gebiet erobernd auszudehnen, ihren Schatz an Wörtern und Wendungen zu vermehren, und zwar nicht theoretiſch, ſondern praktiſch; er will, was er der Sprache verdankt, durch Gegendienſte erſtatten. Und zwar nicht bloß etwa in Uebertragungen ausländiſcher Gedichte ſucht er die Schmiegſamkeit und Bildſamkeit der deutſchen Sprache darzuthun, ſondern auch in ſeinen eigenen Gedichten ſtrebt er über das Hergebrachte hinaus und prägt die Münzen der Sprache um. Dieſe Beſtrebungen Rückerts ſind aller Anerkennung, oft der Bewunderung und des Dankes werth; wenn eine Sprache einen gewiſſen Grad der Ausbildung erlangt hat, iſt ſie von der Gefahr der Stagnation bedroht, und ein glückliches Ankämpfen dagegen muß gerühmt werden. Manches, was Rückert als Sprachneuerer und Sprachkünſtler aufgebracht hat, wird ſich nach und nach Bahn brechen; Manches, was jetzt noch fremd erſcheint, wird vertraut und bequem werden, wenn auch Anderes von ihm Verſuchte oder Gewagte ſich nicht halten ſollte. Man kann es nicht läugnen: wie Rückert oft einen Gedanken ſtatt einer wahrhaft poetiſchen Conception in einem Gedicht ausprägt, ſo reizt ihn bisweilen auch ſchon der Sprachſtoff ſelbſt zum Dichten; ein Wort oder ein Reim wird Gegenſtand ſeiner Kunſt; aber dann iſt doch auch in ſolchen Gedichten noch der Reiz der Sprachpoeſie — d. h. nicht dasjenige, was man allzu oft poetiſche Diction nennt und am Ende nichts als Phraſen und Floskeln ſind, ſondern Luſt und Vermögen, die Sprache zu bilden, ſie zu ſchmeidigen und zu ſtählen, zu reinigen und zu bereichern, ſie zu berichtigen und zu verſchönen. Seine Poeſie wird auch da, wo kein tief poetiſcher Hauch ſie durchweht, nicht trivial, weil nichts Verſchwommenes, Schlaffes, Verwaſchenes darin ſich findet; weil der Mangel eines tieferen Gehalts durch die Schärfe der Form immer einigermaßen aufgewogen wird. Unerſchöpflich iſt Rückert in neuen Wortbildungen und Zuſammenſetzungen, in neuen Versmaßen und Reimen; und wenn es wahr ſeyn mag, daß manche Strophe in Rückerts Gedichten wie die Ausfüllung von vorgeſchriebenen Endreimen ausſieht, ſo iſt es eben ſo wahr, daß er in ſolcher künſtlichen Faſſung der Reime manchen Edelſtein bietet. Wer am alten Schlendrian abgöttiſch feſthält, ja auch Mancher, der aus der Poeſie einen ſtrengen und ernſten Cultus macht, wird freilich vielen Sprachkeckheiten Rückerts keinen Geſchmack abgewinnen können und ſie für unnütze Grillen erklären; aber wer an die Möglichkeit des Fortſchritts in Allem, auch in der Sprache glaubt, und nicht von der Poeſie einen ganz und gar paſſiven Genuß verlangt, wird die Verſuche und Neuerungen Rückerts da, wo er ihnen nicht geradezu beiſtimmt, als ein wohlthätiges Ferment anerkennen. Immerhin jedoch bleibt, nach Abzug aller Gedichte, wo Rückert mit dem Geiſt der Sprache ringt, eine große Anzahl ſolcher übrig, wo man nur ſeine Meiſterſchaft in der Sprache zu bewundern hat, ohne durch Sprachkunſtſtücke und Neuerungen im ruhigen Genuß der Schönheit geſtört zu werden.

Endlich bleibt uns noch übrig zu erwägen: in welchem Verhältniß die Poeſie beider Dichter zum Genius der deutſchen Nation ſtehe, wie groß ihre Popularität ſey, und worauf ſie ſich gründe? Daß beide ächt deutſche Dichter ſeyen, wird wenig Widerſpruch erfahren, wiewohl man, früher wenigſtens, Rückert eines übertriebenen Orientalismus beſchuldigte, und neuerlich eine Stimme Uhland zwar nicht der Undeutſchheit, wohl aber der Unvolksthümlichkeit zieh, aus dem Grunde, weil in ſeinen Romanzen und Balladen der ariſtokratiſche Feudalismus des Mittelalters ſpuke; weil er nur Ritter, Grafen und

Könige beſinge — ein Vorwurf, dem ein Anderer noch beiſetzt, daß die Geſtalten aus dem Mittelalter keine wirklichen Menſchen, ſondern nur ausgeſtopfte Harniſche, Masken und Schatten ſeyen. Allein Rückert, ſo ſehr viele ſeiner Poeſien an den Orient erinnern, iſt doch dem deutſchen Genius durchaus nicht untreu geworden, und diejenigen Gedichte, die als eine Ueberſetzung des orientaliſchen Geiſtes ins Deutſche angeſehen werden dürften, werden weit überwogen durch die rein deutſch gedachten und empfundenen. Aber auch in den öſtlichen Roſen erhält das orientaliſche Schwärmen und Schwelgen in Wein und Liebe eine ernſtere und reinere Färbung, und ſchwingt ſich vom Sinnlichen zum Geiſtigen und Gemüthlichen empor. Wir gehen nicht ſo weit, daß wir von der Einführung der orientaliſchen Poeſie in Deutſchland eine neue Epoche oder eine Regeneration der unſrigen datirten; gewiß läuft bei der Anpreiſung von jener nicht wenig kindiſche Luſt am Neuen und Reſpect vor dem Exotiſchen mitunter; aber ſollte es nicht erwünſcht ſeyn, wenn ein Dichter wie Rückert ſich uns zum Führer in jenem fremden Lande anbietet, und uns ſeine Schätze vorzeigt und erklärt? Der müßte aber leicht vom Scheine ſich verblenden laſſen, der hinter der an den Orient erinnernden Phantaſie, hinter der Farbenpracht und dem Gedankengewimmel Rückerts nicht den ächt deutſchen Sinn und Geiſt erkennte, nicht den heimiſchen Hauch ſeiner innigſten und einfachſten Lieder fühlte!

Uhland wurde dagegen eines unzeitgemäßen, veralteten Ariſtokratismus beſchuldigt. In den eigentlich lyriſchen Gedichten wird man gewiß nichts zu dieſem Vorwurf Berechtigendes finden; in ihnen weht die reinſte, edelſte Humanität; der Vorwurf trifft alſo einen Theil der Romanzen, der epiſchen Gedichte. Nun aber hat das Epos immer den, wie es ſcheint in ſeinem Weſen liegenden Drang, zu ſeinen Helden die im Leben hervorragendſten Geſtalten zu wählen, ſey es nun, daß ſie ſich in die Höhe emporarbeiten, oder durch die Geburt ſchon hoch geſtellt ſind. Die Poeſie, in Allem Symbole erblickend, iſt geneigt, aus den äußern Attributen der Größe und Würde auch auf das Vorhandenſeyn innerer, geiſtiger Vorzüge zu ſchließen, und identificirt leicht die Begriffe Reichthum und Großmuth, vornehme Geburt und edle Geſinnung, ſo wenig die Erfahrung dieſe Ideenaſſociation beſtätigen mag. Waren doch auch in dem republicaniſchen Griechenland die Helden des Homeriſchen Epos und der Tragödie meiſt Fürſten und Könige, ohne daß man daran einen Anſtoß nahm. Zudem muß man bedenken, daß die Sagen und Ueberlieferungen, welche Uhland bearbeitete, eben gerade dieſen Stoff boten — natürlich, weil die Chroniſten und Hiſtoriker die Begebniſſe und Schickſale Geringerer nicht ſo der Aufmerkſamkeit werth hielten, und daß bei uns nicht ſo viele Sagen im Munde des Volks fortleben, wie z. B. in Schottland. Den Vorwurf betreffend, daß die mittelalterlichen Perſonen nicht dem Charakter ihrer Zeit gemäß gehalten ſeyen, ſo möchten wir fragen, ob der, von welchem der Vorwurf ausgeht, das Mittelalter beſſer, oder ob er es ſo gut kenne, wie Uhland? bemerken aber außerdem, daß es bei ſolchen epiſch-lyriſchen Gedichten nicht ſo ſehr auf die ſtrenge Durchführung des Coſtume's, im engern und weitern Sinn, ankommen kann, weil ihre Abſicht doch nicht ſowohl hiſtoriſche Belehrung, als vielmehr die iſt, das Gemüth poetiſch anzuregen. Wer darf es dem Dichter zum Vorwurf machen, wenn er nur die freundliche, milde, begeiſterte Seite des Mittelalters hervorhob, wenn er es einigermaßen idealiſirte? Fehlt es doch, Gott ſey Dank! nicht an Romanſchreibern, welche die ſchlimmen Seiten desſelben mit noch größerer Begierde ergreifen und ausmalen, als Uhland die ſchöne! Die halblaute Anklage endlich, daß Uhland das Mark des Mittelalters in Sentimentalität auflöſe, und die Andeutung, gerade dadurch ſage ſeine Poeſie dem Geſchmack unſerer

Zeit zu, kann nur von Solchen gemacht werden, die, beſtändig in den Krämpfen ihrer Weltironie zuckend, zwiſchen Gemüth und Sentimentalität keinen Unterſchied machen können oder wollen, und, um ein unläugbares Factum auf eine gehäſſige Weiſe zu erklären, keinen Anſtand nehmen, den Geſchmack eines ganzen Volkes für krank zu erklären.

Die große Popularität, deren Uhlands Poeſie ſich erfreut, iſt eine Folge und eine Probe ihres ächt deutſchen Charakters, ihrer Gemüthlichkeit, Einfachheit, Geſundheit und Laune. Um ſie leſen und verſtehen zu können, wird nur ein offener empfänglicher Sinn, keine Gelehrſamkeit und hohe Bildung erfordert; aber auch der Gebildetſte, wenn er nur nicht überbildet iſt, findet ſich davon befriedigt. Mehrere ſeiner Gedichte ſind auch wirklich ganz ins Volk übergegangen — in der heutigen Zeit, bei den großen Abſtänden der Bildung, gewiß ein ſeltener Fall! Sie prägen ſich aber auch wegen ihrer Einfachheit und ihres Wohllauts dem Ohr und Gedächtniß ſehr leicht ein, und erwachen aus dem Grabe des Buchs zum Leben des Geſanges. Die Stellung Uhlands zum Publicum blieb immer durchaus unbefangen; er hat ihm nicht geſchmeichelt und ſich nicht über daſſelbe beklagt. Dagegen glaubte Rückert lange Zeit Grund zu haben, mit dem Publicum und den Kritikern unzufrieden zu ſeyn, und ſich über Verkennung zu beſchweren, bis endlich in neueſter Zeit ihm die läng vorenthaltene Würdigung und Gunſt in reichem Maße zu Theil wurde, und ſeine Beliebtheit noch immer im Steigen begriffen iſt. Wie ſehr Rückert dieſe Anerkennung verdient, haben wir im Bisherigen zu zeigen geſucht und wollen hier nur die Urſachen andeuten, welche derſelben lange im Wege ſtanden. Erſtlich fehlte eine Sammlung, wie man ſie in Deutſchland liebt; ferner ſtießen ſich Viele an der künſtlicheren Form, und drittens fand man ſich nicht in die bald phantaſtiſche, bald witzige Weiſe und vermißte das gemüthliche Behagen. Nunmehr aber iſt jenem Bedürfniß genügt; man hat die kunſtreiche Form nicht nur anerkannt, ſondern vielfach liebgewonnen, und man hat gefunden, welches innige und tiefe Gefühl neben dem Geiſt und der Phantaſie jene Gedichte enthalten; man überſieht erſt jetzt den Gedanken- und Formen-Reichthum Rückerts, und glücklicherweiſe hat er falſch prophezeyt, wenn er ſang:

Einſt, wann Seel' und Leib ſich trennen,
Sieht mein Auge noch, und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen,
Wen es hatt' und wußt' es nicht.

Unſeres Erachtens wird Rückert, weil er in ſeiner Poeſie gelehrter, kunſtreicher und phantaſtiſcher iſt als Uhland, nie ein ſo großes Publicum ſich gewinnen, wie dieſer; er wird ſchwerlich in den Mittelſtand hinabdringen, für welchen Uhland leicht zugänglich iſt, und immer vorzüglich ein Dichter der Gebildeteren bleiben. Aber weder denjenigen können wir beitreten, welche auf die ausgebreitetere Popularität Uhlands ſich berufen, noch denjenigen, welche die größere Bildung von Rückerts Publicum geltend machen wollen, um den Vorzug des einen oder des andern Dichters zu behaupten und zu beweiſen. Etwas ſehr Schönes iſt es allerdings um die Wirkung, welche Uhlands Gedichte in einem ſo weiten Kreiſe hervorgebracht haben und noch hervorbringen; und daß ſo Verſchiedene, von ſo verſchiedenem Stand der Bildung von ihnen angeſprochen werden, beweiſ't ihren tiefen und reichen Gehalt — ein Zeichen des Genius iſt es, mit einfachen Mitteln ſo große Wirkungen zu erreichen; aber da einmal die Kluft der Bildung zwiſchen den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft befeſtigt iſt, kann doch nicht mehr die abſolute Forderung an den Dichter geſtellt werden, daß er Alle befriedigen, Allen verſtändlich ſeyn müſſe, und auch Uhlands Popularität und Verſtändlichkeit hat ja ihre Gränzen; eben ſo wenig aber können wir der andern Meinung beiſtimmen: Rückert ſey, weil für die höher Gebildeten anſprechend und nur ihnen wahrhaft verſtändlich, deßwegen der höher ſtehende Dichter; Uhland ſey der Poet für die Laien, Rückert für die Eingeweihten der Poeſie. Aus manchen Anzeigen ſcheint es faſt, als wollte eine gewiſſe, mit Geiſtesvornehmheit coquettirende Partei in der Literatur der Poeſie Rückerts als eines ausſchließlichen Beſitzes der Privilegirten ſich bemächtigen, und ihn als den Repräſentanten deutſcher Poeſie und Bildung κατ᾽ ἐξοχην proclamiren, worin gewiß, um des Andern zu geſchweigen, eine ziemliche Verachtung des größern Publicums liegt. Wir ſind weit entfernt, es an Rückerts Poeſie zu tadeln, daß ſie ſich in die höheren Sphären des Gedankens aufſchwingt; daß ſie gelehrte, nicht Jedem zugängliche und vertraute Elemente in ihren Bereich zieht; wir bewundern und lieben Gedichte wie: die griechiſchen Tageszeiten; aber wie charakteriſtiſch auch an dieſem Dichter es iſt, daß er ſo Vieles, zum Theil Fremderes und Abſtracteres in ſeine Poeſie verwebt, ſo machen doch gewiß nicht dieſe Zuthaten ihre Haupttugend und ihr Weſen aus, und wäre es möglich, dieſelben auszuſcheiden, ſo bliebe Rückert auch bei verminderter Maſſe ſeiner Productionen doch derſelbe treffliche Dichter. Er hat auch ſelbſt in ſeinen frühern Gedichten den Volkston aufs glücklichſte getroffen, und wenn ihn Umſtände und Neigung ſpäter zu einer andern Sphäre hinzogen, ſo iſt er doch gewiß weit entfernt, von der populäreren Poeſie gering zu denken.

Hiermit ſind wir am Ziel unſerer Aufgabe angelangt. Es mag wohl ſeyn, daß nun mancher Leſer ein Alles zuſammenfaſſendes, abſchließendes Urtheil über den Werth beider Dichter erwartet, und die Frage entſchieden, oder vielmehr beantwortet wünſcht: Welcher iſt der größere Dichter? Daß wir darauf verzichten, haben wir von vorn herein erklärt; die hier zu ſtellende Frage würde lauten: „Weſſen Poeſie enthält mehr neue Offenbarungen des Gemüths, des in Natur und Menſchheit waltenden Geiſtes?“ Oder, nach dem Eindruck: „Weſſen Poeſie iſt ergreifender, überraſchender, haftender?“ Und dieſe Frage wiſſen wir nicht zu löſen; hier muß dem ſubjectiven Geſchmack die letzte Entſcheidung bleiben. Wer aber iſt ſo engherzig, daß in ſeiner Seele nur für die ausſchließliche Bewunderung des Einen Dichters Raum wäre?

Augsburg:
Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

In unſerm Verlage erſchien ferner und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Gedichte S. M. des Königs Ludwig von Bayern. 2 Theile. 2te Aufl. 2 Thlr. 20 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Blomberg, Frhr. v., Gedichte. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Byron, Ritter Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Engliſchen von **Zedlitz.** 2 Thlr. oder 3 fl. 21 kr.

Eckermann, Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Feuchtersleben, E. Frhr. v., Gedichte. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Flemming, P., auserleſene Gedichte. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Fouqué, Baron de la Motte, Gedichte. 5 Bände. 3 Thlr. 18 gr. oder 6 fl.

Gedichte, auserleſene altdeutſche. Neudeutſch umgearbeitet von **F. Grafen Mailáth.** 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Grüneiſen, Karl, Lieder. 12 gr. oder 45 kr.

Hebels allem. Gedichte. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Herder, J. G. v., Gedichte. Herausgegeben von **J. G. Müller.** 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl.

Immermann, Karl, Gedichte. Neue Folge. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Lamartine, Alph. de, auserleſene Gedichte. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Langbein, neuere Gedichte. 2 Thle. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Lenau, N., Fauſt, Ein Gedicht. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 12 kr.

— — **Gedichte.** 2te Aufl. 1 Thlr. 20 gr. oder 3 fl.

Loewe, J., Theorie der Dichtkunſt. 2 Thle. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl.

Matthiſſon, F. v., Gedichte. 2 Thle. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Mayer, C., Lieder. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Müller, Nicl., Lieder. Eingeleitet von **G. Schwab.** 1 Thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Oehlenſchlägers Gedichte. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Platen-Hallermünde, A. Graf, die Abaſſiden. Ein Gedicht in 9 Geſängen. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

— — **Gedichte.** 2te Aufl. 2 Thlr. 8 gr. od. 3 fl. 48 kr.

Pyrker, ſämmtliche Werke. 3 Bde. 5 Thlr. 12 gr. oder 9 fl.

Rückert, Fr., Kranz der Zeit. 2r Band. 1 Thlr. 16 gr. oder 2 fl. 15 kr.

— — **die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri.** 2te Aufl. 26 Bdchn. 4 Thlr. oder 6 fl. 36 kr.

Schlegel, Fr., Gedichte. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Schwab, G., Gedichte. 2 Bde. 3 Thlr. oder 5 fl.

Stöber, E., Gedichte. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Tegner, die Frithiofſage. Aus dem Schwediſchen von **A. v. Helvig.** 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Uhland, Ludw., Gedichte. 11te Aufl. 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 36 kr.

Weſſenberg, J. H. v., ſämmtliche Dichtungen. 19 — 39. 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 36 kr.

— **Julius, Pilgerfahrten eines Jünglings.** Gedicht in 7 Geſängen. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

0

Geſchichte der Griechen

für die

reifere Jugend

von

Guſtav Pfizer.

Mit einem Titelbilde.

Stuttgart.

Verlag von Samuel Gottlieb Lieſching.

1847.

Ad/51/744

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Schnellpreſſendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Die Freude, welche mir die Ausarbeitung der Geſchichte Alexanders des Großen für die Jugend gemacht, und die freundliche Aufnahme, welche derſelben von vielen Seiten zu Theil geworden iſt, ließ mich der Aufforderung zur Ausarbeitung eines weitern ähnlichen Buches ein bereitwilliges Ohr leihen. Dieſes Buch ſollte urſprünglich eine Bearbeitung der in früherer Zeit ſo beliebten Goldſmith'ſchen griechiſchen Geſchichte werden, und derſelben ſpäter vielleicht auch die römiſche Geſchichte folgen; ich überzeugte mich jedoch bald, daß das mit Recht berühmte Goldſmith'ſche Werk weder in ſeiner urſprünglichen Geſtalt noch auch in den neuern engliſchen Bearbeitungen (deren eine mehr als zwanzig Auflagen erlebt hat und in England weit verbreitet iſt,) den Anforderungen ganz entſpreche, welche ich an eine Geſchichte der Griechen, für die Jugend beſtimmt, glaubte machen zu müſſen. Es ſchien mir, daß auch durch einzelne Aenderungen das, was mir nicht ganz zuſagte, ſchwerlich getilgt, das was ich vermißte, nicht leicht ergänzt werden könnte, und daß eine weitgreifende Aenderung den Charakter jenes Werks verwiſchen würde, während ich mich doch nicht mit der wünſchenswerthen Freiheit würde bewegen können. Daher zog ich bald vor, mich ganz von der Goldſmith'ſchen Geſchichte unabhängig zu machen, und nach meinem eignen Plane die Geſchichte der Griechen für die reifere Jugend zu bearbeiten.

Dem Gegenſtande nach reiht ſich dieſe Geſchichte der Griechen an die Geſchichte Alexanders des Großen an. Wäre ich Goldſmith gefolgt, ſo hätte ich nur die Geſchichte Griechenlands bis auf Alexander erzählen dürfen, wo ſich denn jenes Büchlein eingefügt und die Erzählung bis zu dem Zeitpunkt fortgeführet hätte, wo Goldſmith ſchließt: denn ſeine Geſchichte hört mit dem Tode Alexanders auf. Aber es ſchien mir nicht angemeſſen, hier ſchon die griechiſche Geſchichte abzubrechen, obgleich die ſchönſte Blüthe Griechenlands allerdings mit dem peloponneſiſchen Kriege zu Ende ging: die Geſchichte des achäiſchen Bundes, des Agis und Kleomenes, der Unterjochung durch die Römer ſchien mir nicht fehlen zu dürfen. Die Geſchichte Alexanders ſelbſt jedoch iſt von Goldſmith wohl mit unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit erzählt und ich hätte ihm hierin nicht folgen mögen, theils weil ich geglaubt hätte, dem Leben und den Thaten eines einzelnen Mannes in der Darſtellung der Geſchichte eines ganzen Volkes nicht ſo viel Raum vergönnen zu dürfen, theils weil ich das nicht wiederholen mochte, was in einem ausſchließlich von dem großen Könige Macedoniens handelnden Werkchen ausführlich darzuſtellen ganz angemeſſen war. Dieſe Geſchichte nun, wie ſie vorliegt, geht über die Zeit Alexanders noch um ein Anſehnliches hinaus, und ſo bildet meine „Geſchichte Alexanders“ nicht deren Schluß; aber auch nicht einen einzufügenden Theil derſelben. Vielmehr ſetze ich voraus, daß die Leſer der Geſchichte der Griechen die „Geſchichte Alexanders“ ſchon geleſen haben. Die letztere ſcheint mir an ſich einfacher und wenigſtens den Hauptumriſſen nach für die Jugend früher ſchon verſtändlich und anziehend als die Geſchichte der Griechen; hierüber habe ich mich in der Vorrede dazu ausgeſprochen. Die Bekanntſchaft mit der Geſchichte, den Kriegszügen und Thaten Alexanders bei den Leſern der griechiſchen Geſchichte vorausſetzend, habe ich mich nun in dieſem Buche auf eine ganz ſummariſche Andeutung ſeiner Eroberungszüge in Aſien beſchränkt, und nur ſein Verhältniß zu Griechenland etwas genauer dargeſtellt, und ich glaube dieß genügend rechtfertigen zu können. Mit Alexander tritt eine neue Epoche in der Weltgeſchichte ein, und in gewiſſem Sinne verdunkelt er, durch den Glanz und die Folgen ſeiner Thaten, alle die frühern großen Männer der griechiſchen Geſchichte. Aber dieß gerade hervorzuheben ſchien mir nicht wünſchenswerth; das tragiſche Gefühl, welches das unaufhaltſame Herabſinken des griechiſchen Volkes von ſeiner ſtolzen Höhe in der Seele des Betrachters erregt, ſoll nicht durch das Auftreten eines ſolchen weltgeſchichtlichen Helden geſtört werden, und dieß würde geſchehen, wenn er als der Vertreter des griechiſchen Volkes dargeſtellt würde, als der Held ſeiner Geſchichte, während er doch, wenn ſchon zum Theil unabſichtlich, den Untergang Griechenlands beſchleunigte.

Die beiden Bücher bilden auch in ſofern nicht ein zuſammenhängendes Ganze, als ſie in etwas verſchiednem Tone gehalten ſind, die Geſchichte Alexanders für die Jugend, das heißt nach meiner Vorausſetzung für Knaben ſchon von etwa 9 bis 12 Jahren, die griechiſche Geſchichte aber für die reifere Jugend, das Alter von etwa 13 bis 16 Jahren, beſtimmt iſt. Wie dort ſuchte ich jedoch auch hier den Zweck der Unterhaltung mit dem der Belehrung *) zu vereinigen und habe im Ganzen dieſelben Grundſätze befolgt. Die politiſchen Verhältniſſe habe ich mich beſtrebt möglichſt einfach darzuſtellen; aber ich war doch genöthigt, überall ein etwas reiferes Verſtändniß vorauszuſetzen, da es mir nicht um bloße Kriegsthaten, Schilderungen von Schlachten und einzelne Charakterzüge zu thun war, ſondern darum, den Sinn für wirkliche Geſchichte zu wecken und zu nähren. Dieſer Zweck machte es nöthig, auf Staatsverfaſſung, Geſetze, Regierung, auf Sitten, Religion, Bildung hin und wieder etwas ausführlicher einzugehen, und ich würde mich freuen, wenn mir die Anerkennung zu Theil würde, daß ich hiebei ebenſo die Klippe einer für die Jugend abſtoßenden und langweiligen Trockenheit und Weitläufigkeit, als die einer nichts ſagenden Oberflächlichkeit vermieden habe. Ich habe die dahin einſchlagenden Notizen ſo viel als möglich mit dem Gang und Intereſſe der lebendigen Geſchichte ſelbſt zu verweben geſucht und mich von gelehrten literarhiſtoriſchen Excurſen ferne gehalten. Die Darſtellung der griechiſchen Schriftſteller,

---

*) Beſonders möchte ich darauf aufmerkſam machen, daß die Knaben dieß Buch nie ohne die Landkarte von Griechenland und den andern betreffenden Ländern leſen ſollen.

aus welchen ich geſchöpft, habe ich beibehalten, ſo weit es nur die nothwendige Gleichheit des Tones der Erzählung im Ganzen geſtattete, ich habe den Herodot, Thucydides, Xenophon, Diodor, Plutarch, Pauſanias u. ſ. w. häufig mit ihren eignen Worten reden laſſen, und was ich zur Ergänzung beifügen zu müſſen glaubte, ſo zu halten mich bemüht, daß es wenigſtens durch konkrete Ausdrucksweiſe mit der Sprache jener Schriftſteller zuſammenſtimmte. Ueberfluß an Reflexionen wird man dieſem Buche wohl nicht zum Vorwurf machen; ganz vermeiden habe ich ſie weder können noch wollen, da mir eine übertriebene und geſuchte Objektivität nicht minder tadelnswerth ſcheint, als die vorlaute Aufdringlichkeit der Empfindung und des Urtheils. Daß der Eine dieß, der Andere jenes Element ausführlicher behandelt wünſchen werde, Dieſer die Charakteriſtik der Perſonen, Jener die ſtaatlichen, ein Andrer die ſittlichen, die religiöſen, die ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe, oder die Poeſie und die Literatur, — dieß kann ich wohl vorausſehen, und es hat mich ſelbſt oft Ueberwindung gekoſtet, einen anziehenden Gegenſtand nicht weiter zu verfolgen; aber das Geſetz der überſichtlichen Einheit gebot mir Beſchränkung nach all dieſen Seiten. Nicht vollkommen den Stoff an ſich zu erſchöpfen war mein Augenmerk und meine Aufgabe; ich würde mich für hinlänglich belohnt halten, wenn es mir gelungen ſeyn ſollte, durch eine des großen Inhalts nicht ganz unwürdige Darſtellung und Auffaſſung empfängliche, lernbegierige, dem Großen und Edeln aufgeſchloſſene jugendliche Gemüther zu einem tieferen Studium anzulocken, ihnen einen einladenden Vorſchmack von dem zu geben, was ihnen ein umfaſſendes, ſelbſtthätiges Eindringen in die unermeßlich reiche griechiſche Geſchichte gewähren kann.

Stuttgart, im September 1846.

Guſtav Pfizer.

Inhalts-Überſicht.

Seite

I. Herkunft der Griechen. Aelteſte Bewohner des Landes. Fabelhafte Zeiten. Die griechiſche Götterlehre oder Mythologie. Alte Stammſagen. Wanderungen 1

II. Etwas hellere Zeiten. Die alten griechiſchen Königreiche. Neue Wanderungen. Kolonien 9

III. Die Anfänge der geſchichtlichen Zeit. Verſchiedene Staatsverfaſſungen. Tyrannen. Die Olympiaden und die olympiſchen Spiele 14

IV. Die erſten Anfänge der Feindſchaft zwiſchen Griechen und Perſern 23

V. Aufſtand der Jonier und unglücklicher Ausgang deſſelben. Theilnahme der Athener. Folgen hievon 32

VI. Die Lacedämonier. Die Geſetzgebung Lykurgs 42

VII. Frühere Geſchichte der Lacedämonier von Lykurg an bis zu den Perſerkriegen, 880 bis 490 vor Chr. Die zwei erſten meſſeniſchen Kriege. Hegemonie der Spartaner 61

VIII. Frühere Geſchichte von Athen. Theſeus. Kodrus. Die Archonten. Drakon. Solon und ſeine Geſetzgebung. Piſiſtratus 71

IX. Die Herrſchaft des Piſiſtratus und ſeiner Söhne. Harmodius und Ariſtogiton. Vertreibung der Piſiſtratiden. Kriege der Athener mit den Lacedämoniern, Thebanern, Aegineten 83

X. Griechenland zur Zeit des Anfangs der Perſerkriege. Aeußere und innere Verhältniſſe der Staaten. Kolonien. Kriegsweſen. Das delphiſche Orakel und ſeine Bedeutung. Die ſieben Weiſen. Pythagoras. Dichter. Beredtſamkeit. Künſte . . . 96

XI. Der erſte Perſerkrieg, 590 vor Chr. Rüſtungen unter Datis und Artaphernes. Einfall in Griechenland. Rüſtung der Athener. Miltiades. Schlacht bei Marathon. Tod des Miltiades 117

Seite

XII. Ariſtides und Themiſtokles. Neue Rüſtungen des Darius. Sein Tod. Kriegsrüſtung des Xerxes. Aufbruch und Zug von Heer und Flotte gegen Griechenland. Vorbereitungen der Hellenen zum Kriege. Orakelſprüche. Der Bundesrath auf dem Iſthmus. Geſandtſchaften nach Argos, Kreta, Korcyra, Syrakus um Hülfe 126

XIII. Einbruch des Xerxes in Griechenland. Der Paß in Theſſalien von den Hellenen aufgegeben. Die Thermopylen beſetzt. Die Flotte bei Artemiſium. Die perſiſche Flotte durch Sturm beſchädigt. Kampf bei Thermopylä. Heldentod des Leonidas. (480 vor Chr. Olymp. 75, 1.) 140

XIV. Thätigkeit des Themiſtokles. Kämpfe der Flotte bei Artemiſium. Rückzug der Hellenen nach Salamis. Zug des Xerxes durch Griechenland gegen Attika. Rettung von Delphi. Räumung und Einnahme von Athen. Seeſchlacht bei Salamis. (480 vor Chr. Olymp. 75, 1.) 150

XV. Rückkehr des Xerxes. Siegesfeier der Hellenen. Themiſtokles in Sparta. Rückkehr der Athener nach Athen. Mardonius in Theſſalien und Macedonien. Sendung des Alexander an die Athener 162

XVI. Die Schlachten bei Platää und bei Mykale. Befreiung Griechenlands und der Inſeln von den Perſern 169

XVII. Griechenland nach den Perſerkriegen. Bau der Mauern um Athen und des Piräeus. Uebergang des Oberbefehls zur See an die Athener. Pauſanias. Themiſtokles' letzte Schickſale und Tod. Ariſtides' Tod 185

XVIII. Cimon und ſeine Kriegsthaten. Die Unfälle Sparta's. Der dritte meſſeniſche Krieg; deſſen Ausgang und Folgen. Entzweiung von Sparta und Athen. Ausbruch von Kriegen zwiſchen mehreren Staaten. Siege und wachſende Macht von Athen. Cimons Tod. Die atheniſche Demokratie . . . 199

XIX. Perikles und ſein Zeitalter. Charakter und Eigenſchaften deſſelben. Seine Schilderung der Athener. Seine Beredtſamkeit. Bauten und Kunſtwerke. Spenden an das Volk. Redner, Dichter, Philoſophen, Sophiſten zu ſeiner Zeit. Aſpaſia 210

XX. Die Staatsverwaltung des Perikles bis zum Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges. Krieg gegen Samos. Theilnahme

Seite

Athens am Kriege zwiſchen Korinth und Korcyra. Krieg in Thracien. Beſchluß der Peloponneſier gegen Athen. Perikles beſtimmt die Athener zum Kriege 224

XXI. Ausbruch und erſte Jahre des peloponneſiſchen Krieges. 431 vor Chr. Olymp. 87, 2. Die drei erſten Jahre des Kriegs. Die Einfälle der Peloponneſier in Attika und Belagerung von Platää. Die Peſt in Athen. Tod des Perikles, 429 v. Chr. 236

XXII. Der peloponneſiſche Krieg bis zum Frieden des Nicias, 421 vor Chr. Olymp. 89, 3. Abfall und Unterwerfung von Lesbos. Belagerung und Uebergabe von Platää. Gräuel auf Korcyra. Kampf bei Pylos und Sphakteria. Niederlagen der Athener bei Delium und Amphipolis. Abſchluß eines Waffenſtillſtandes; Tod des Braſidas und des Kleon. Friedensſchluß und Bündniß von Athen und Sparta 248

XXIII. Frieden zwiſchen Sparta und Athen. Verſchiedene Bündniſſe der Staaten. Alcibiades. Das Unternehmen der Athener gegen Sicilien. Wiederausbruch des Kriegs zwiſchen Athen und Sparta. Unglücklicher Ausgang des Krieges in Sicilien. Vernichtung der Flotte und des Heeres der Athener . . . 261

XXIV. Fortſetzung uhd Ende des peloponneſiſchen Krieges. 413 bis 404 vor Chr. Athens Standhaftigkeit im Unglück. Abfall der Verbündeten. Umſchwung der Dinge durch Alcibiades. Seine Siege und Rückkehr nach Athen. Seine zweite Entſetzung. Schlacht bei den Aeginuſen. Hinrichtung der Feldherrn. Lyſander bei Aegospotamos. Athens Uebergabe. Friede mit Sparta. Die dreißig Tyrannen. Des Alcibiades Tod . 278

XXV. Die Zeiten nach dem peloponneſiſchen Kriege bis zum Frieden des Antalcidas, 404 bis 387 vor Chr. Der Zuſtand Sparta's. Lyſander. Die dreißig Tyrannen und ihre Vertreibung. Krieg in Aſien. Ageſilaus. Der korinthiſche Krieg. Der Friede des Antalcidas 296

XXVI. Die Sitten, Künſte, Wiſſenſchaften. Ariſtophanes, Sokrates. Sein Leben, Anklagen und Tod. Xenophon. Thucydides . 312

XXVII. Folgen des Antalcidiſchen Friedens. Gewaltthätigkeit Sparta's gegen Theben. Die Rückkehr des Pelopidas nach Theben. Pelopidas und Epaminondas. Schlacht bei Leuktra. Wiederholte Kriege zwiſchen Sparta und Theben. Einfälle im Peloponnes. Schwanken Athens. Pelopidas in Aſien, in Theſ-

Seite
ſalien und Macedonien. Uebergewicht der Thebaner. Schlacht bei Mantinea. Tod des Epaminondas 327
XXVIII. Griechenland nach dem Tod des Epaminondas. Ageſilaus: ſeine letzten Thaten und Schickſale. Wachſender Einfluß der Könige von Macedonien auf Griechenland. Der Bundesgenoſſenkrieg. Der heilige Krieg. Philippus und die Athener. Demoſthenes. Der heilige Krieg durch Philippus beendigt. Beſchlüſſe des Amphiktyonenrathes 348
XXIX. Die Zeiten bis zur Schlacht von Chäronea; 338 vor Chr. Demoſthenes, Aeſchines und Phocion; Dionyſius, Dion, Plato. Urſachen des neuen Krieges der Athener mit Philippus. Deſſen Sieg und ſeine Folgen. Tod des Philippus. Alexander der Große ſein Nachfolger. Zerſtörung Thebens. Vorbereitung zum Krieg gegen Perſien. Timoleon 363
XXX. Alexander der Große erobert das Perſerreich. Aufſtand und Tod des Königs Agis. Demoſthenes und Aeſchines in Athen. Harpalus. Verbannung des Demoſthenes. Der Tod Alexanders. Kampf und Kriege um ſein Erbe. Der lamiſche Krieg. Rückkehr und Tod des Demoſthenes. Athen von Antipater zum Frieden und Aenderung der Verfaſſung gezwungen . . 386
XXXI. Die Nachfolger Alexanders und deren Kriege in und um Griechenland. Antipater, Kaſſander und Polyſperchon. Demades und Phocion: deren Tod. Demetrius in Griechenland, beſonders in Athen. Allgemeiner Zuſtand von Griechenland zur Zeit von Demetrius' Tod, 286 vor Chr. 404
XXXII. Die macedoniſchen Könige und die Griechen. Die Einfälle der Gallier. Antigonus Gonnatas. Pyrrhus. Sein Zug gegen Sparta. Sturm auf die Stadt. Sein Tod in Argos. Der ätoliſche und achäiſche Bund. Aratus von Sicyon. Agis und Kleomenes in Sparta. Die Macedonier von Aratus in den Peloponnes gerufen. Kleomenes' Ende. Die Größe der ſpartaniſchen Frauen 422
XXXIII. Ende des Aratus. Philopömen. Die Römer in Griechenland. Flamininus verkündigt die Freiheit Griechenlands. Sparta's Schickſale. Philopömen's Tod. Niederlage des Perſeus. Ende des macedoniſchen Reiches. Krieg der Achäer mit den Römern; Korinths Zerſtörung: Griechenland eine römiſche Provinz. Ueberſicht der Geſchichte Griechenlands bis auf die Gegenwart. Schluß. 449

Geſchichte der Griechen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Herkunft der Griechen. Aelteſte Bewohner des Landes. Fabelhafte Zeiten. Die griechiſche Götterlehre oder Mythologie. Alte Stammſagen. Wanderungen.

Das Volk der Griechen, oder wie ſie ſelbſt ſich nannten, der Hellenen, iſt weder, verglichen mit andern Nationen, ſehr zahlreich geweſen, noch hat es ausſchließlich ein ſehr ausgedehntes Land bewohnt, (denn ſeine Pflanzſtädte oder Kolonien dehnten ſich allerdings ſehr weit aus,) und doch ſteht es als eines der wichtigſten Völker in der Geſchichte der Menſchheit da. Von der Natur mit glücklichen Anlagen des Körpers und des Geiſtes ausgeſtattet, welche es mit unermüdetem Eifer übte und entwickelte, gewann es im Laufe der Jahrhunderte durch friedliche und kriegeriſche Unternehmungen, durch Siege über ſeine Feinde, durch Schiffahrt, Handel und Ausſendung von Kolonien eine große Macht zu Land und auf dem Meere, und iſt in vielen Künſten und Wiſſenſchaften, in der Baukunſt und Bildhauerkunſt, in der Beredtſamkeit, in der Poeſie, ſogar in der Philoſophie, für alle ſpäteren Völker ein unerreichtes oder doch unübertroffenes Muſter und Vorbild geworden. Die Blüthe dieſes merkwürdigen Volkes iſt ſchon vor mehr als zweitauſend Jahren untergegangen, aber wir beſitzen noch aus ſeinen ſchönſten Zeiten Erzeugniſſe des Geiſtes, Dichtungen, geſchichtliche Werke, Reden, welche uns über die Thaten und Schickſale deſſelben und ſeine merkwürdigſten Männer, über das häusliche und öffentliche Leben, über Kriege und Siege, über Staatsverfaſſung und Geſetze vielfache Belehrung darbieten, obgleich Manches, was zu wiſſen wünſchenswerth wäre, dunkel und unerklärt bleibt; und beſonders die früheren Zeiten und Schickſale der Griechen verhüllt uns Finſterniß oder Dämmerung. Die Nachrichten, welche wir von den erſten Anfängen dieſer Nation beſitzen, ſind höchſt unſicher und fabelhaft, wie bei allen Völkern des Alterthums und ſelbſt den neuern.

Zu dem Gedeihen des griechiſchen Volkes, zum Wachsthum ſeines Reichthums, ſeiner Macht und ſeiner Geiſtesbildung hat die Lage des Landes und die Gunſt des Klima's nicht wenig beigetragen. Der Hauptwohnſitz des Volkes, das eigentliche griechiſche Feſtland, als deſſen nördliche Grenze man das Cambuniſche Gebirge mit dem berühmten Berge Olympus anſehen darf, auf welchen die griechiſche Sage die Wohnung der Götter verlegt, erfreut ſich im Ganzen eines milden und heitern Himmels. Von zahlreichen Gebirgszügen durchſchnitten, welche zum Theil, wie der Olymp in Theſſalien, und noch mehr der Taygetus auf der Halbinſel, Peloponneſus bei den Alten, jetzt Morea genannt, zu bedeutender Höhe hinanſteigen, (letzterer iſt über 7400 Fuß hoch,) enthält es die lachendſten, lieblichſten Thäler, ſo wie die fruchtbarſten Ebenen. Manche Bezirke hatten treffliches Waideland für Vieh und Pferde, andere waren günſtig gelegen für den Ackerbau, und in den mildeſten Strichen gediehen Feigen, Oliven und Trauben, wie z. B. in Attika, welches übrigens einen ziemlich magern Boden hatte. Auch Bergwerke, namentlich Silberminen, hatte das Land. Wenn die Gebirge die einzelnen Staaten oder Städte und ihre Gebiete gegen einander abgrenzten, ſo daß die Bevölkerungen ſich nicht ſo leicht vermiſchten, ſo beförderten dagegen die zahlreichen, doch nicht ſehr großen Flüſſe den Verkehr, noch weit mehr aber that dieß das Meer, welches Griechenland überall, außer gegen Norden, umgürtet, und öſtlich das ägeiſche,*) ſüdlich das kretiſche, weſtlich das joniſche Meer hieß. Mit Ausnahme von Arkadien, in der Mitte des Peloponneſes gelegen, deſſen Bewohner von den Dichtern als friedliche Hirten geprieſen werden, und von Doris, lagen die ſämmtlichen Haupt-Landſchaften Griechenlands am Meere, das durch günſtige Buchten und Häfen die Anwohner zur Schiffahrt und zum Handel aufforderte. Die Schiffahrt ſelbſt nöthigt gleichſam, ſobald einmal die erſten Verſuche darin gemacht worden ſind, zu neuen Entdeckungen, um Unbequemlichkeiten und Gefahren zu vermeiden und zu überwinden, und der Verkehr und Handel mit andern Völkern lehrt neue Bedürfniſſe und Genüſſe, bereichert durch eingetauſchte leibliche Güter und durch Kenntniſſe, und entzündet den Wetteifer. Mehr noch als das griechiſche Feſtland aber waren die zahlreichen von Griechen bewohnten Inſeln, darunter das ziemlich ausgedehnte Creta, jetzt Candia genannt, durch ihre Lage zur Betreibung und Vervollkommnung der Schiffahrt aufgefordert.

Aber die Fruchtbarkeit des Landes, die Milde des Himmels, die Gunſt der Lage, — alle dieſe Vortheile führen ein Volk doch nicht ſo ſchnell, und gleichſam im Fluge zu einer höhern Geſittung und Bildung, zur Größe und zum Ruhm. Auch bei den Griechen ſind Jahrhunderte verfloſſen, bis ſie zu derjenigen Stufe des geſitteten Lebens gelangten, auf welcher ſie zu der Zeit ſtanden, von welcher wir zuverläſſigere Nachrichten beſitzen. Alles, was die Griechen ſelbſt von dem früheſten Zuſtand ihres Volkes uns überliefert haben, iſt unzuverläſſig oder offenbare Fabel. Dichter waren die Erſten, welche die Thaten ihrer Landsleute und Vorfahren durch ihre Dichtungen im Gedächtniß der Menſchen zu erhalten beſtrebt waren, und ihre Kunſt hat die Aufgabe, vielmehr die Einbildungskraft zu vergnügen, als ſich ſtreng an die Wahrheit zu halten. Daher bekommen wir in den früheſten Erzählungen von Griechenland von dem Thun und Treiben von Göttern und Halbgöttern zu hören, von Abenteuern der Helden und Rieſen, dem Wüthen und den Verheerungen von Ungeheuern und Drachen, von Wundern und Zaubereien. Der Menſch, ſo wie er ſonſt in der zuverläſſigen Geſchichte auftritt, ſcheint in den Gemälden der Dichter ganz zu fehlen, und der Leſer begegnet kaum irgendwo Weſen ſeines gleichen, ſo ſehr ſeine Einbildungskruft durch die reizenden Erfindungen entzückt wird.

---

*) jetzt Archipel.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, aus Erzählungen und Darſtellungen, bei welchen es gar nie um geſchichtliche Wahrheit zu thun war, einen geſchichtlichen Kern herausſchälen zu wollen. Gelehrte Männer haben ſchon mit großem Fleiß und Scharfſinn den Verſuch gemacht, die Wahrheit von der Fabel, wie das Gold von Schlacken, zu ſcheiden und eine fortlaufende Erzählung vom erſten Dämmern der fabelhaften Ueberlieferung und Sage an bis zum Aufgang des Tageslichts der Geſchichte zu geben; ſie haben alle mythologiſchen Gebilde nach ihren Vermuthungen gedeutet und jeder Fabel das Gewand des Wunderbaren ausgezogen; ſtatt nach einem goldnen Vließ unternimmt Jaſon ſeinen Zug, um einen großen Schatz zu erbeuten; ſtatt einer Hydra überwindet Herkules einen Räuber und ſofort. Aber dieſe und ähnliche Auslegungen ſind ſehr willkührlich und oft um Nichts glaublicher, ſondern nur trockener als die reizenden Erfindungen einer lebhaften Einbildungskraft, an deren Stelle ſie treten ſollen. Die fabelhafte Zeit Griechenlands findet daher keinen Raum in der Geſchichte; es iſt jetzt zu ſpät, um mit Sicherheit den Theil der Sagen, welcher in der Wirklichkeit ſeinen Grund haben mag, von demjenigen zu ſcheiden, welcher reine Erfindung und Dichtung iſt. Fortwährend beſchäftigen ſich jedoch ſcharfſinnige Gelehrte mit der griechiſchen Götterlehre oder Mythologie und Sagengeſchichte, und wenn ſie auch nicht im Stande ſind, die Spur und den Faden der wirklichen Geſchichte überall wieder aufzufinden und unter ſich ſelbſt durchaus nicht einig werden können, haben ſie doch ſchon Vieles aufgeklärt, was zuvor dunkel war, und die Fabeln ſelbſt zu einer Quelle von wichtigen Erkenntniſſen gemacht. Die griechiſche Götterlehre oder Mythologie greift tief ein in das Leben und die Geſchichte jenes Volkes; deßwegen ſoll gleich hier einiges darüber geſagt werden.

Herodot, der *Vater der Geſchichte*, wie man ihn treffend genannt hat, ſagt in ſeinem Geſchichtswerke: Homer, welcher etwa 400 Jahre vor ihm gelebt, habe den Hellenen ihre Götter gemacht oder gedichtet. In der That, wenn man die homeriſchen Gedichte liest, in welchen von dem Thun und Treiben, von dem Haß und der Liebe, von den Kämpfen und den Mahlzeiten der Götter ſo viel die Rede iſt, könnte man leicht glauben, das Alles ſeyen die Erfindungen eines ſinnreichen und heitern Dichters, und erſt ſeit und durch Homer ſey der Glaube an dieſe Götter, ihre Eigenſchaften, die Art ihrer Wirkſamkeit in Griechenland entſtanden. Tiefere Forſchungen aber zeigen unwiderſprechlich, daß Homer dieſe Götter nicht erfunden hat, ſondern daß lange vor ihm der Glaube an ſie bei den Hellenen vorhanden war. Aber die Gunſt und die weite Verbreitung, welche die homeriſchen Gedichte fanden, trugen ohne Zweifel dazu bei, daß die große Mehrzahl der Griechen ſich mehr und mehr die Götter ſo vorſtellten, wie Homer ſie geſchildert hat. Mag dieſer Dichter in der griechiſchen Mythologie Manches verändert, Manches für die Zukunft feſtgeſtellt haben, erfunden und gemacht hat er ſie nicht; vielmehr iſt außer Zweifel, daß die helleniſche Mythologie in ihren einzelnen Perſonen und in ihrer Geſammtheit vollendet ſeyn mußte, ehe ſie dieſe letzte, feſte, künſtleriſche und dichteriſche Geſtalt annahm. Die homeriſche Götterfabel, als Ganzes, iſt in einer Reihe von Jahrhunderten entſtanden und gewachſen, bis er ſie abſchloß. Ihre Entſtehung und ihr Wachsthum im Einzelnen zu erforſchen, ſo weit dieß möglich, iſt die Aufgabe der mythologiſchen Wiſſenſchaft; in der Geſchichte kann davon nur weniges Raum finden. Was man ſich wohl zu merken hat, iſt dieſes: die griechiſche Mythologie oder Götter- und Heroen-Sage und Lehre iſt zum Theil daraus entſtanden, daß Naturgegenſtände und Naturkräfte als Perſonen, als Götter gedacht und verehrt wurden, wie z. B. die Sonne, der Mond, Sterne, oder der geſtirnte Himmel überhaupt, die Erde, das Meer, Flüſſe, Quellen u. ſ. w. theils daraus, daß Menſchen, tapfere, glückliche, einſichtsvolle Anführer und Könige von den bewundernden oder dankbaren Nachkommen als übermenſchliche Weſen verehrt und gefeiert, als Götterſöhne oder Götter betrachtet wurden; und in beiden Fällen that die dichtende Einbildungskraft zu dem urſprünglichen Inhalt der Vorſtellung oder Sage Vieles hinzu, oft ſo Vieles, daß die frühere Geſtalt ſpäter nicht mehr erkennbar, der erſte Sinn kaum mehr verſtändlich blieb. Aber weder die Naturkräfte noch wirkliche Menſchen würde die Einbildungskraft und der Glaube der Hellenen zu Göttern erhoben haben, wenn nicht im menſchlichen Geiſte überhaupt die Anlage zur Religion läge, und das Bedürfniß derſelben, welches durchaus

Befriedigung verlangt. Wenn die Geſittung und Bildung bei einem Volke wächst, wird auch ſeine Religion über das Sinnliche und Natürliche ſich mehr und mehr erheben, und ſo wurden auch bei den Hellenen im Verlaufe der Jahrhunderte ihre Gottheiten, die ſie ſich früher wohl mehr nur als Beherrſcher der Naturkräfte dachten, ſittlich fühlende, handelnde und waltende Weſen, welche über der Heilighaltung des Gaſtrechts, des Eides, der Gerechtigkeit überhaupt wachten, wie wir dieß ſchon bei Homer finden. Bei manchen Perſonen der griechiſchen Mythologie iſt leicht zu erkennen, ob ſie urſprünglich ein perſönlich gedachter Naturgegenſtand oder vergötterte Menſchen ſind; Gäa iſt die Erde, Oceanus das Meer, Phöbus Apollo urſprünglich die Sonne; Theſeus ſcheint eine geſchichtliche Perſon geweſen zu ſeyn, aber von Herkules (Herakles) iſt ſchwer zu entſcheiden, ob er die als Perſon gedachte Sonne iſt, oder ob auf einen Menſchen göttliche Eigenſchaften übertragen worden ſind, oder ob man zwiſchen zwei oder noch mehreren Halbgöttern oder Göttern dieſes Namens unterſcheiden muß. Erſchwert wird das Verſtändniß und die Deutung der griechiſchen Mythologie auch dadurch, daß nicht nur die mythologiſchen Vorſtellungen mit der ſteigenden Geſittung des Volks der Hellenen Jahrhunderte lang beſtändig ſich veränderten, ſondern auch die von einander abweichenden Vorſtellungen, Götterſagen und Culte der verſchiednen griechiſchen Volksſtämme bei Einwanderungen oder Eroberungen mit einander in Kampf geriethen, ſich vermiſchten, oder die einen von den andern verdrängt wurden, und dieſer Kampf der verſchiedne Gottheiten verehrenden Volksſtämme ſelbſt auch als ein Streit und Krieg dieſer Gottheiten in die Mythologie überging. Die Entthronung und Verdrängung des Uranus durch Kronos oder Saturnus, und dieſes durch den Zeus oder Jupiter, gegen deſſen Herrſchaft ſich dann die Titanen und Giganten auflehnten und ihn, wiewohl vergeblich, zu ſtürzen ſuchten, — dieſe und andere Sagen oder Mythen beweiſen, daß lange vor der homeriſchen Zeit andere religiöſe Vorſtellungen und Culte bei den Griechen geherrſcht haben, und daß viele Jahrhunderte verfloſſen ſeyn müſſen, bis die zu ſeiner Zeit geltenden Meinungen allgemein angenommen wurden. Denn die mythologiſche Forſchung und Wiſſenſchaft lehrt, daß die religiöſen oder mythologiſchen Anſichten und Lehren der Völker ſich nicht ſchnell, ſondern nur ſehr allmählig verändern, und meiſt diejenigen, welche früher gegolten und geherrſcht haben, noch neben den neuern, aber dieſen untergeordnet, etwa als Geheimlehren, (Myſterien), ſich erhalten.

Mit denjenigen Mythen, welche von den Gottheiten berichten, hängen andere zuſammen, deren Gegenſtand unſtreitig geſchichtliche Ereigniſſe, menſchliche Thaten und Schickſale geweſen zu ſeyn ſcheinen. Von dieſer Art ſind die Fahrt der Argonauten nach Kolchis am ſchwarzen Meere, welche auf eine ſchon ziemlich ausgebildete Schiffahrtskunde deutet, der Kriegszug der ſieben Helden gegen Theben, und ganz beſonders der Zug der vereinigten Hellenen oder Achäer (ſo, oder auch Danaer und Argeier oder Argiver heißen ſie bei Homer,) gegen Ilion oder Troja. Dieſe drei Unternehmungen müßten der Zeit nach ſehr raſch auf einander gefolgt ſeyn; denn an der Argonautenfahrt ſollen die Väter von vielen trojaniſchen Helden, Neleus der Vater Neſtors, Peleus der Vater des Achilles, Telamon der Vater des ältern, und Oileus, der Vater des jüngern Ajax, Menötius, der Vater des Patroklus, Theil genommen haben; und ebenſo waren einige der Helden vor Troja die Söhne der ſieben Helden, welche Theben vergeblich beſtürmten, wie dieß Diomedes, der Sohn des Tydeus, bei Homer ausdrücklich ſagt, und hinzufügt, daß ſie, die Söhne, glücklicher als ihre Väter, jene Stadt wirklich erobert haben. Aber hierauf darf man keine Berechnung der Zeit gründen, denn in Betreff der Zeit entdeckt man leicht die gröbſten Widerſprüche in jenen Sagen. Nicht nur ſollen der Vater des greiſen Neſtor, und Peleus, der Vater des ganz jugendlichen Achilles an dem Argonautenzug Theil genommen haben, ſondern ſogar Caſtor und Pollux, die Brüder der Helena, welche in der Ilias noch als die jugendlichliebreizende Frau auftritt. Die Argonautenfahrt, obgleich ſie in eine ziemlich frühere Zeit fällt, als der Zug gegen Troja, (ungefähr ein Jahrhundert früher, nämlich 1280 vor Chr., der trojaniſche Krieg 1190,) wurde doch erſt viel ſpäter als dieſer poetiſch dargeſtellt und dabei viel mehr unzuſammenhängende Sagen und Ueberlieferungen willkührlich zuſammengerafft, als in dem homeriſchen Gedicht, der Ilias. In ſeinen geſchichtlichen Angaben ſchenkten die Griechen lange Zeit dem Homer vielen Glauben und betrachteten ihn als eine zuverläſſige Quelle der Wahrheit, — in Ermanglung glaubwürdigerer und genauerer Berichte aus einem fernen und dunkeln Zeitalter; und offenbar liegt auch den homeriſchen Gedichten eine ſehr umfaſſende, genaue und anſchauliche Kenntniß der Geſchichte und des Lebens der Griechen einer frühern Zeit, wenn auch vielleicht nicht gerade derjenigen, in welcher Troja zerſtört wurde, zu Grunde. Wenn nun Homer mehrere Jahrhunderte vor der geſchichtlich helleren Zeit gelebt hat, aber ſchon zu ſeiner Zeit die religiöſen oder mythologiſchen Vorſtellungen der Griechen ſo ziemlich feſtgeſtellt und abgeſchloſſen waren; wenn er ferner bei ſeinen Helden in vielen Stücken eine ziemlich hohe Stufe der Geſittung und daneben auch ein bedeutendes Maß von Kunſtfertigkeiten vorausſetzt, — man denke z. B. an den kunſtreich gearbeiteten Schild des Achilles, an die köſtliche Einrichtung mancher Königshäuſer! — und wenn zu ſeiner Zeit ſchon die griechiſche Sprache ſich zu ſolcher Vollkommenheit und ſolchem Reichthum ausgebildet hatte: ſo ſieht man deutlich, daß viele Jahrhunderte verfloſſen ſeyn mußten, ehe die Griechen das wurden, was ſie zu ſeiner oder auch nur zur Zeit des trojaniſchen Krieges waren.

Ueber dieſe früheren Jahrhunderte fehlen uns Nachrichten; wir wiſſen nicht, wann Griechenland mit griechiſch redenden Bewohnern bevölkert wurde, auch nicht: ob griechiſch redende Völkerſchaften die erſten Bewohner des Landes waren, die Ureinwohner, Autochthonen, ſofern keine Kunde meldet, daß ſie anders woher gezogen ſeyen: oder ob griechiſch redende Einwanderer frühere Bewohner verdrängt, oder vertilgt, oder ihnen ihre Sprache aufgedrungen haben. Die wahrſcheinlichſte Vermuthung iſt, daß die einer im Weſentlichen gleichen Sprache ſich bedienenden griechiſchen Volksſtämme, Abkömmlinge und Theile von Einem, ſehr frühe in Griechenland von Aſien herüber, theils zur See theils zu Land, über die Meerenge des Helleſpont eingewanderten Volke ſeyen, welches mit dem Namen der Pelasger bezeichnet wird. Ohne Zweifel war dieß ein ſehr großes Volk, welches in viele Stämme zerfallend, einen großen Theil von Kleinaſien bevölkerte oder eroberte, ehe es durch wiederholte Ausſendungen und Züge die Inſeln und das Feſtland Griechenlands beſetzte. An Cultur und Geſittung mögen die verſchiednen auf einander folgenden Einwanderungen der Pelasger in Griechenland ſehr ungleich geweſen ſeyn, und dieſe Unterſchiede je nach der Verſchiedenheit der Lebensweiſe ſich erhalten oder noch zugenommen haben. Eine Menge Veränderungen der Wohnſitze ſcheinen in Griechenland ſelbſt in frühen Zeiten ſtattgehabt zu haben; jede Völkerſchaft zog ein oder mehrere Male hin und her, freiwillig oder gezwungen, woraus man ſchließen darf, daß Städte und feſte Wohnungen überhaupt damals noch gefehlt haben. Viehzucht und Ackerbau war ohne Zweifel die Beſchäftigung der frühen Griechen, und daneben — wie Thucydides angibt — Seeräuberei, welche die Küſtenbewohner ſowohl als beſonders auch die Bewohner der Inſeln als ein Gewerbe trieben, deſſen ſie ſich gar nicht ſchämten. Auch im Binnenlande machten die Nachbarn häufig Raub- und Beutezüge, nahmen einander das Vieh weg, und dieſe wilde Lebensweiſe erhielt ſich in einigen Gegenden Griechenlands, bei den Lokriern, Aetoliern und Akarnanen bis auf die Tage des Thucydides. Lange Zeit mochten ſo die verſchiednen Völkerſchaften hin und her wogen und ſich drängen; neue Einwanderer aus verſchiednen Gegenden brachten dieſen oder jenen neuen Keim der Geſittung; einzelne Stämme behaupteten ſich in ihren Wohnſitzen, ſiedelten ſich feſter an und machten deßhalb auch raſchere Fortſchritte in ihrer Cultur. Letzteres wird beſonders von den Bewohnern Attika's berichtet, wo Athen die wichtigſte Stadt war. Neue Einwanderer aber kamen theils von demſelben großen Volksſtamme, von welchem aus Griechenland ſammt den Inſeln (und das untere Italien), zuerſt bevölkert wurde, theils auch, wie es ſcheint, von Aegypten und von Phönicien, Heimathſitzen einer ſehr frühen Cultur. Aus Aegypten läßt die Sage den Danaus nach Argos flüchten, deſſen Gründer, der noch ältere Inachus, ebenfalls ein Aegypter geweſen ſeyn ſoll, und Stammvater des dortigen Königshauſes der Perſiden werden, und ebendaher läßt ſie den Cecrops eine Colonie nach Attika führen und als Beherrſcher dem Lande Geſetze, der Burg und Stadt ſeinen Namen geben. Kadmus, der, aus Phönicien kommend, die Buchſtabenſchrift mitbrachte, ſoll die berühmte Stadt Theben und deren Königsgeſchlecht gegründet haben, angeblich etwa 1500 vor Chriſto. Aber wenn auch wirklich Fremdlinge zu Anſehen und zur Herrſchaft in mehreren Theilen Griechenlands gekommen ſeyn ſollten, ſo führten ſie nicht die Sprache und den Geiſt des Auslandes ein, ſondern ſie ſelbſt wurden Griechen. Der Phrygier Pelops, der Stammvater des über Sparta und Mycene herrſchenden Königshauſes der Pelopiden, muß wohl als ein durch ſeine Sprache dem griechiſchen Volke Angehöriger gelten; kam er doch aus einem Lande her, das die älteſten Bewohner Griechenlands als ihre Heimath anſehen mußten. Ein großer Theil Kleinaſiens nämlich war von Völkern Eines Stammes mit den Pelasgern oder den älteſten Griechen bewohnt; die Trojaner und ihre Bundesgenoſſen ſprachen alle Griechiſch; wohl nur als Grieche konnte Paris der Gaſtfreund des Menelaus werden, und die Anführer der Troer haben insgeſammt griechiſche Namen. In der ſpäteren geſchichtlichen Zeit iſt Kröſus, der König der Lydier, wiewohl ein Barbare genannt, doch dem Weſen nach ganz ein Grieche, ein Gaſtfreund Solons, und befragt die Orakel der Hellenen; und daſſelbe gilt von den Kariern und Myſiern. Nach und nach entfremdeten ſich natürlich dieſe Völkerſtämme durch die Entfernung, durch die Verſchiedenheit der Lebensweiſe, der Beſchäftigung, der Staatsverhältniſſe, und die Griechen des Feſtlandes ſchloßen ſich durch Bande verſchiedener Art mehr zu einem Geſammtkörper ab, während ſie ſich den alten Stammesbrüdern jenſeits des Meeres, zumal wenn dieſe unter fremde Herrſchaft fielen und fremde, barbariſche Sitten annahmen, als Freie den Knechten mit ſtolzem Selbſtgefühl gegenüberſtellten.

Einer der älteſten Namen iſt der des Ogyges, welcher in Böotien geherrſcht haben ſoll, und nach welchem die älteſten, dunkelſten Zeiten und Sagen überhaupt ogygiſch genannt werden.

II.

Etwas hellere Zeiten. Die alten griechiſchen Königreiche. Neue Wanderungen. Colonien.

Die homeriſchen Gedichte haben auf ſtrenge geſchichtliche Glaubwürdigkeit keinen Anſpruch in dem, was ſie von einzelnen Perſonen und deren Thaten und Schickſalen berichten, wohl aber iſt zu glauben, daß ſie ziemlich zuverläſſige Nachrichten enthalten über den Zuſtand, die Macht, die Städte, den Reichthum, die Bildung der verſchiednen Völkerſchaften, die an dem Kriegszuge Theil nahmen, oder welche der wandernde Held Odyſſeus und ſein Sohn Telemachus beſuchten. Doch mögen dieſe Nachrichten eher von einer etwas ſpätern Zeit als der des trojaniſchen Krieges ſelbſt gelten. Wir erfahren aus ihnen, daß die meiſten und größten Helden Könige oder Königsſöhne waren, daß mithin Griechenland in eine große Anzahl von Königreichen oder Herrſchaften zerfiel. Aufgezählt werden die Könige, Königsſöhne oder Beherrſcher und Anführer der Böotier und ihrer verſchiednen Städte und Landſchaften, der Minyer, der Phocäer, der Lokrer, der Euböer, der Athener, der Salaminier, von Argos, von Mycene, von Lacedämon, von Pylos, von Arkadien, von Elis, von Dulichion, von den Inſeln Cephalene, Ithaka, Zakynthos, die der Aetolier, Creter, Rhodier, des pelasgiſchen Argos und des im engen Sinne ſo genannten Hellas, und noch einer Menge anderer Städte, Bezirke und Völkerſchaften. Natürlich waren dieſe Königreiche nicht groß, befaßten oft nur eine Stadt mit einem kleinen Gebiet, oder eine kleine Inſel; doch führte der mächtigſte König, Agamemnon, der deßhalb auch zum Heerführer des ganzen Zuges gewählt wurde, aus ſeiner Stadt Mycene, Korinth, Sicyon und andern, hundert Schiffe, ſein Bruder Menelaus aus Lacedämon, und ſonſtigen Städten ſechszig Fahrzeuge gegen Troja. Die Menge von, wenn auch kleinen Reichen oder Herrſchaften zeigt, daß das Land damals ſchon ſehr ſtark bevölkert ſeyn mußte. Bemerkenswerth iſt, daß alle dieſe Völkerſchaften oder Städte bei Homer als beherrſcht von Königen oder Fürſten dargeſtellt werden, deren Herrſchaft, hauptſächlich auf die Anführung im Kriege und die prieſterliche Verrichtung der Opfer ſich beſchränkend, während ſie ſonſt von den freien Männern ihres Stammes nicht Viel voraus haben mochten, und auf Reichthum, Tapferkeit und Einſicht gegründet, ſich dennoch der Regel nach in ihrer Familie vererbte. Man darf hieraus ſchließen, daß auch zu Homers Zeiten noch die Herrſchaft von Königen, das heißt von je Einem erblichen Oberhaupte in allen oder faſt allen Landſchaften und Volksſtämmen Griechenlands gleichmäßig üblich war, und wenn alle Griechen mit dieſer Staatseinrichtung zufrieden waren, auch ihre

Bildung und ihre Geſittung überhaupt ſo ziemlich die gleiche geweſen ſeyn muß.

Die Menge von Städten, welche Homer als blühend, reich, wohlgebaut, mit Mauern umgürtet und mit andern Bezeichnungen aufzählt, zeigt deulich, daß lange vor ſeiner Zeit, und wohl auch lange vor dem trojaniſchen Kriege ſchon die Griechen von dem Hirten-, Ackerbauer- und halben Nomadenleben zur Gründung des ſtädtiſchen Lebens übergegangen waren. War ja doch in Griechenland ſelbſt ſchon vor dem Zuge gegen Ilion die damals ſchon ſehr alte Stadt des Kadmus, Theben, welches dem erſten Angriff und Sturm der ſieben Helden widerſtanden, von deren Söhnen zerſtört worden, nachdem es mehrere Jahrhunderte geſtanden hatte. Eines höhern Alters jedoch als ſelbſt Theben rühmten ſich andere Städte: Sicyon, in der Nähe von Korinth, Tiryns und Argos in Argolis, ebenfalls im Peloponnes. Das Königreich, deſſen Hauptſtadt die erſtere Stadt war und deſſen erſter König Aegialeus genannt wird, ſoll neunhundert Jahre vor dem trojaniſchen Krieg, dreizehnhundert Jahre vor der erſten Olympiade, entſtanden ſeyn und tauſend Jahre gedauert haben; das Königreich Argos, aus welchem dann das von Mycenä hervorging, ſoll etwa elfhundert Jahre vor der erſten Olympiade gegründet worden ſeyn. Dreihundert Jahre ſpäter wird Cekrops, der Gründer von Athen geſetzt.

Aber dieß Alles gründet ſich auf unzuverläſſige Sagen und Vermuthungen; gewiß iſt nur, daß ſchon lange vor dem trojaniſchen Kriege oder doch lange vor Homers Zeit Griechenland ſehr bevölkert und in einem nicht geringen Grade geſittigt, mit vielen Fertigkeiten und Künſten eines behaglicheren und verfeinerten Lebens bekannt war, daß namentlich auch zwiſchen den verſchiednen Landſchaften und Völkern Griechenlands, zwiſchen dem Feſtland und den Inſeln ein nicht geringer Verkehr geherrſcht haben muß. Der Zug gegen Troja, was auch deſſen Veranlaſſung geweſen ſeyn mag, — vielleicht Eiferſucht auf die Macht, die Ausdehnung und den Reichthum von Troja, welches ſeine Herrſchaft über einen anſehnlichen Theil von Kleinaſien ausgedehnt zu haben ſcheint — dieſer gemeinſame Zug faſt des geſammten Griechenlands beweist, daß die Griechen ſich in gewiſſem Sinne als Ein Ganzes, als Blutsverwandte und Brüder fühlten, und dieſer gemeinſame Zug, die mit Geſammtkräften ausgeführte große That, woran jede Völkerſchaft ihren Antheil hatte, und welche durch die homeriſchen Geſänge immer in der Erinnerung der ſpäteren Griechen friſch erhalten wurde, mußte viel dazu beitragen, das Gefühl der Verwandtſchaft und Volkseinheit, trotz aller vorübergehenden Zwiſtigkeiten, Feindſchaften und Kriege, zu bewahren und zu verſtärken. Genährt und geheiligt wurde dieſes Gefühl auch durch gemeinſame religiöſe Heiligthümer und ein unter den Schutz der Götter durch Eide und feierliche Handlungen geſtelltes Bündniß, durch die Orakel zu Dodona und ſpäter zu Delphi und durch den Bund der Amphiktyonen. So dunkel die Entſtehung von Beiden iſt, ſo gewiß iſt doch ihre große Bedeutung und Wirkſamkeit, ihr überall verbreitetes Anſehen ſchon in einer frühen Zeit und es iſt eine nicht ganz verwerfliche Vermuthung, daß der Krieg gegen Troja ſelbſt von dem Bunde der Amphiktyonen möge beſchloſſen worden ſeyn. Die Entſtehung des Amphiktyonenbundes führt die Sage auf Amphiktyon, den Sohn des Deukalion, die Geſetze deſſelben aber auf Agriſius, einen König von Argos zurück. Zwölf Völkerſchaften nahmen daran Theil und beſchickten die zwei jährlichen Verſammlungen, welche im Frühjahr zu Delphi, im Herbſt zu Anthela, in dem Paß der Thermopylen, gehalten wurden. Der Bundeseid verpflichtete die Theilhaber: nie eine amphiktyoniſche Stadt zu zerſtören und nie einer ſolchen den Zufluß des Waſſers abzuſchneiden, beſonders aber auch, Verletzungen des Tempels und Gebiets des Gottes Apollo, unter deſſen Schutze der Bund (und das Heiligthum zu Delphi) ſtand, aus allen Kräften zu wehren und die Uebelthäter, welche ſich ſolcher Verbrechen ſchuldig machten, zu ſtrafen. Völkerrechtlichen, auf Milderung der Sitten und Abſtellung mancher Grauſamkeiten im Kriege abzweckenden Geſetzen eine religiöſe Weihe und Heiligkeit und zugleich durch die Macht der vereinigten Staaten Anſehen zu verleihen, war wenigſtens nebenbei Aufgabe des Bundes. Uebrigens kommen außer dem delphiſchen Amphiktyonenbund mehrere andere Amphiktyonien oder Tempelbündniſſe gewiſſer Landſchaften oder Völkerſchaften vor. Von dem Orakel in Delphi wird ſpäter die Rede ſeyn.

Als Bruder des Amphiktyon und Sohn des Deukalion nennt die Sage den Hellen, deſſen wir erwähnen müſſen, weil auf ihn der ſpätere Name der Griechen überhaupt und ihres Landes, Hellenen und Hellas, zurückgeführt wird, obgleich er, wenn er je gelebt hat, einer ganz dunkeln und fabelhaften Zeit angehört. Deukalion (von welchem die Fabel erzählt, daß er, nach einer großen Ueberſchwemmung mit ſeiner Gattin Pyrrha allein in Theſſalien, am Berge Parnaſſus, übrig geblieben, durch hinter ſich geworfene Steine, aus welchen Menſchen geworden, das menſchenleere Land wieder bevölkert habe), ſoll nach einer andern Sage aus Phocis durch eine große Fluth nach Theſſalien vertrieben worden ſeyn. Ein Sohn von ihm hieß Hellen, Söhne von dieſem ſollen Dorus und Aeolus, und Enkel durch einen dritten Sohn Xuthus, Achäus und Ion geweſen ſeyn, — die Stammväter der vier Hauptfamilien, in welche die Nation der Hellenen zerfiel: der Dorier, Aeolier, Achäer und Ionier. Die Abkömmlinge jener vier Söhne und Enkel Hellens ſollen ſich in erobernden Wanderzügen über den größten Theil von Griechenland ergoſſen, die Herrſchaft an ſich geriſſen, die ältern Pelasger theils vertrieben, theils vertilgt, theils unterjocht haben, theils mit ihnen verſchmolzen ſeyn, den Namen Hellenen aber, den ſie von ihrem Stammvater geführt, zum Geſammtnamen des Volkes und des Landes gemacht haben. So gewiß jedoch ſolche Wanderungen von Phocis und Theſſalien aus ſtattgehabt und große Veränderungen und die allmälige Verbreitung des helleniſchen Namens über das geſammte Land und Volk bewirkt haben, hat man doch allen Grund an jenem ganzen Stammbaum, ſo wie daran zu zweifeln, ob je ein Hellen, Dorus, Aeolus u. ſ. w. gelebt haben; vielmehr ſcheint die Sage aus den Stämmen einzelne Perſonen gemacht, und die Stammverwandtſchaft ſofort in ein Verhältniß von Vater, Sohn und Enkel, und von Brüdern verwandelt zu haben.

Theils in Folge dieſer Wanderungen, wodurch manche Völkerſchaften aus ihren bisherigen Wohnſitzen verdrängt wurden, theils in Folge der ſchnell wachſenden Bevölkerung ſiedelten ſowohl auf die Küſten und Inſeln des kretiſchen als des joniſchen und ägeiſchen Meeres Kolonien über, welche unter glücklichen Verhältniſſen des Klima's, der Lage und der Nachbarſchaft in ihrer Blüthe ſelbſt dem Mutterlande, dem griechiſchen Feſtlande, voraneilten. So bedeckte ſich die Küſte Kleinaſiens ſammt den Inſeln mit griechiſchen Kolonien vom joniſchen, doriſchen und äoliſchen Volksſtamme, und Homer wie Herodot waren kleinaſiatiſche, joniſche Griechen. Die Athener ſchickten, aber erſt nach dem trojaniſchen Kriege, die Jonier und die meiſten Inſelbewohner als Koloniſten oder Anſiedler aus; die Peloponneſier bevölkerten den größten Theil von Sicilien und Italien, und einige Gegenden des übrigen Griechenlandes. Viele Inſeln wurden, und zwar in noch früherer Zeit, von der großen Inſel Kreta aus von ihren kariſchen und phöniciſchen urſprünglichen Einwohnern geſäubert und mit Griechen bevölkert.

Kreta nämlich beſaß in ſehr früher Zeit ſchon, lange vor dem trojaniſchen Kriege wie es ſcheint, eine ſehr bedeutende Macht. Der König Minos wird als der älteſte Begründer einer Seemacht genannt, er ſoll den größten Theil des griechiſchen Meeres, namentlich die cykladiſchen Inſeln beherrſcht, und ſoweit es ihm möglich war, die Seeräuberei vernichtet haben. Wahrſcheinlich unterwarf er ſich auch einen Theil des griechiſchen Feſtlandes, oder erhob wenigſtens einen Tribut. Dieß zeigt die bekannte Sage von Theſeus, welcher ſeine Landsleute, die Athener, von der ſchweren und ſchimpflichen Laſt, alle neun Jahre ſieben Jünglinge und Jungfrauen nach Kreta zu ſchicken, befreit haben ſoll. Dieſer König Minos bildete die Kreter nicht nur zu tapfern Kriegern und geſchickten Seefahrern, ſondern er beſtrebte ſich auch, ſie durch gute und weiſe Geſetze und Staatseinrichtungen gerecht und menſchlich zu machen, und gewiß iſt, daß die ſpäteren großen Geſetzgeber der Griechen ſich nach Kreta wandten, um die dortigen Geſetze und Verfaſſung kennen zu lernen, ſo wie auch die Philoſophen dieſelben prüften und ſie genauer Beachtung werth fanden. Die Einſicht und Gerechtigkeitsliebe des Königs Minos ſelbſt aber ſtand in ſo großem Anſehen, daß die Fabel ihn zu einem der drei Richter der Todten in der Unterwelt machte. Die Sage, daß der höchſte Gott Zeus, oder Jupiter, auf Kreta nach ſeiner Geburt verſteckt worden ſey, mag auf die ſehr alte Cultur dieſer Inſel gedeutet werden. Kreta ſtellte zu dem trojiſchen Zuge achtzig Schiffe und heißt bei Homer die Inſel mit hundert Städten. Sie hatte fortwährend tüchtige See- und Handelsleute, die dort herrſchenden Geſetze jedoch erlaubten keine großen Unternehmungen nach außen, und die Kreter ſtehen ſeit der fabelhaften Zeit des Minos nie mehr voran unter den griechiſchen Völkerſchaften.

Nach dem trojaniſchen Kriege, und theilweiſe in Folge deſſelben, begannen in Griechenland neue Unruhen und Wanderungen. Die Ausgezogenen mochten nach einer ſo langen Abweſenheit bei ihrer Rückkehr Vieles verändert, zum Theil Andere im Beſitz ihres Vermögens oder ihrer Frauen finden; daraus konnten dann Feindſeligkeiten entſtehen, welche mit der Vertreibung der Einen oder der Andern endigten; Unruhen und Verwirrungen, welche ſo in manchen Städten entſtanden, wurden ohne Zweifel von eroberungsluſtigen Nachbarn oder Feinden benützt. So beſetzten achtzig Jahre nach dem trojiſchen Kriege die Dorier den Peloponnes in Verbindung mit den ſogenannten Herakliden, den angeblichen Nachkommen des Helden Herakles oder Herkules, von welchen auch auf ihrem Zuge durch Attika der letzte König von Athen, Kodrus, erſchlagen worden ſeyn ſoll, und machten der Herrſchaft der Pelopiden, den Häuſern des Agamemnon und Menelaus, ein Ende. So gelangte Griechenland nur mit Mühe und ſpät zu feſter Ruhe, ſo daß es, frei von erſchütternden und erſchöpfenden Umwälzungen, innerlich erſtarken und geordnete Kolonien ausſenden konnte. Fruchtbar an ſolchen Anſiedlungen ſcheint beſonders das zehnte Jahrhundert vor Chriſtus, zwei bis dreihundert Jahre nach dem trojiſchen Kriege geweſen zu ſeyn, wo, außer in Aſien und den Inſeln, beſonders auch an den Küſten von Macedonien und Epirus, in Thracien, am ſchwarzen Meere und ſelbſt in Afrika eine Menge Pflanzſtädte gegründet worden ſein müſſen, welche bald zu großer Macht und Reichthum heranwuchſen.

III.

Die Anfänge der geſchichtlichen Zeit. Verſchiedene Staatsverfaſſungen. Tyrannen. Die Olympiaden und die olympiſchen Spiele.

Die erobernde Rückkehr der Herakliden, verbunden mit den Doriern, in den Peloponnes, etwa elfhundert Jahre vor Chriſti Geburt, bezeichnet einen wichtigen Abſchnitt in der griechiſchen Geſchichte. Nach dieſem Ereigniß, nach der allmäligen Unterwerfung faſt der ganzen Halbinſel unter dieſen Stamm, befeſtigte ſich, ohne weitere bedeutende Wanderungen und Verdrängungen, ein Zuſtand, welcher im Weſentlichen mehrere Jahrhunderte hindurch gleichmäßig fortdauerte oder ſich fort entwickelte. Völlige Ruhe lag freilich nicht in der Art und Anlage der Griechen; Bewegung und Kampf hörte bei ihnen nie ganz auf, wie etwa bei manchen großen Völkern des Orients; Reibung und Wetteifer hielt die Kräfte und die Geiſter immer geſpannt; aber weder hatten große Unternehmungen des geſammten Volkes gegen außen, angreifender oder vertheidigender Art, Statt, noch ereignete ſich im Innern Etwas, das den Schickſalen des Volkes eine ganz andere Wendung gegeben hätte. Wichtig iſt, daß von dieſem Zeitpunkt an zwei griechiſche Volksſtämme neben einander und in beſtändigem nebenbuhleriſchem Wetteifer mit einander ſich entwickelten und der höchſten Blüthe entgegengingen, an welche ſo zu ſagen die ausgezeichnetſten Eigenſchaften des griechiſchen Volkes vertheilt waren, — jedoch nicht gleich vertheilt, ſondern ſo, daß der eine in manchen Stücken das Gegentheil vom andern zu ſeyn ſchien, und doch Beide zuſammen Alles enthielten, was dieſe Nation ſo merkwürdig und groß gemacht hat. Dieſe beiden Stämme waren die der Dorier und der Jonier, oder um diejenigen Staaten oder Städte zu nennen, welche hier und dort an der Spitze ſtanden: die Lacedämonier oder Spartaner, und die Athener. An dieſe beiden Staaten knüpft ſich eigentlich die griechiſche Geſchichte von da an, wo ſie ganz hell und zuverläſſig zu werden beginnt und während der Zeiten der ſchönſten Blüthe, und zwar ſo ſehr, daß man ſich hüten muß, die übrigen Städte und Völkerſchaften neben dieſen beiden nicht zu ſehr mit Stillſchweigen und Gleichgültigkeit zu übergehen. Denn auch dieſe berühmteſten Staaten ſchwangen ſich zu ihrer Größe und Macht nicht allein durch ihre eignen Kräfte empor, ſondern dadurch, daß ſie ſich auf die Hülfsmittel der andern Staaten ſtützen und ſich an die Spitze derſelben ſtellen konnten. Auch gingen manche Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten des griechiſchen Volkes nicht gerade von ihnen, ſondern von andern Volksſtämmen aus, wie z. B. der Amphiktyonenbund, das Orakel zu Delphi, die olympiſchen Spiele.

Auch wurden ſie noch zu Anfang dieſes Zeitalters von andern Städten oder Staaten in großen Unternehmungen, Macht und Geſittung übertroffen. Die Korinthier, deren Stadt durch ihre glückliche Lage auf der Landenge an zwei Meeren zum Handel vorzüglich geeignet und früher ſchon ſehr reich war, waren die Erſten, welche Kriegsſchiffe von der Art bauten, wie ſie zur Zeit des Perſerkrieges üblich waren, das heißt größere, mit dreifachen Ruderbänken verſehene; und zwiſchen ihnen und den Korcyräern (Korcyra, jetzt Korfu, eine Inſel gegenüber von Epirus), fand auch die erſte Seeſchlacht ſtatt, von welcher man weiß. Auch die Ionier hatten ſpäter, zur Zeit des Cyrus, eine zahlreiche Seemacht; ebenſo Polykrates, der Gewaltherrſcher (Tyrann) der Inſel Samos; und die Phocäer, die Gründer der Pflanzſtadt Maſſilia, gewannen frühe ſchon ein Seetreffen gegen die Karthager. Während dem ſammelten und übten die Lacedämonier und Athener mehr im Innern ihre Kräfte.

Die Vertreibungen und Wanderungen der Völkerſchaften hatten meiſt aufgehört; alle ſiedelten ſich in den gewonnenen Niederlaſſungen bleibend an; aber dafür begannen jetzt Bewegungen anderer Art. Mit der ſtädtiſchen, bürgerlichen Lebensweiſe, mit dem Emporkommen von Handel und Schiffahrt wuchs zwar der Reichthum der griechiſchen Staaten, aber auch, wie dieß immer die Folge des Reichthums zu ſeyn pflegt, die Ungleichheit des Beſitzes, und dieſe erzeugt meiſt auch mit der Zeit verſchiedene Stände und Klaſſen, welche ſich leicht feindſelig entgegentreten. Daraus entſtehen häufig bürgerliche Zwiſte, innere Parteiungen, und dieß war auch der Fall bei dem ohnehin ſo beweglichen, zum Ehrgeiz ſo geneigten Volke der Griechen. Als Griechenland mächtiger und wohlhabender wurde, ſchreibt Thucydides, kamen mit Vermehrung des Reichthums und der Einkünfte in manchen Städten Zwingherrſchaften auf, wo zuvor erbliche Könige oder Fürſten mit wenigen beſtimmten Vorrechten geweſen waren. Den Hergang können wir uns etwa ſo vorſtellen: Die älteren Königsfamilien, ehemals durch Landbeſitz, Pferde und Viehherden die reichſten, wurden im Verlaufe der Zeit von andern Familien, welche Handel und Schiffahrt trieben, überholt und verdunkelt, und ihr Anſehen nahm mit ihrem Reichthum und ihrer Macht, welche im Frieden zumal immer ziemlich beſchränkt, oft nur die eines Erſten unter Gleichen geweſen war, zugleich ab; oder ſtarben auch wohl die Königsfamilien aus. Die erſte Stelle in den Staaten oder Städten nahmen nun die reichſten und älteſten oder edelſten Familien ein, und ihrer mochten an einem Ort viele, an einem andern wenige ſeyn, — in jenem Fall bildete ſich eine Ariſtokratie (Herrſchaft der Beſten oder der Vornehmſten), in dieſem eine Oligarchie (Herrſchaft von Wenigen): um aber auch die große Zahl der niedern Claſſen, der freien Bürger mit dieſem Wechſel zufrieden zu ſtellen, mußten ihnen wohl oft einige neue Rechte oder Vortheile, oder wenigſtens der Schein davon, eingeräumt werden, und der Staat konnte deshalb wohl eine Demokratie (Republik) heißen, wenn gleich er es in der That nicht war. Unter den an der Spitze des Gemeinweſens Stehenden aber, mochten es nun Wenige oder Mehrere ſeyn, entſtand leicht Eiferſucht, Uneinigkeit und Haß, da ſie ſich als Gleiche betrachteten, und doch an Reichthum, an Einſicht und Anſehen nie gleich waren; eine Anzahl derſelben oder ein Einzelner ſuchten ſich über die Uebrigen emporzuſchwingen und ſich deßhalb möglichſt viele Anhänger unter allen Claſſen der Bürger zu werben. So konnten bei dem Ehrgeiz und der Eiferſucht der Vornehmen auch die unteren Claſſen Vortheile gewinnen. Am Ende ſchwang ſich gewöhnlich Einer über alle Andern empor, und weil er hiedurch den Neid und Haß vieler ſeiner Standesgenoſſen ſich zuzog, ſuchte er ſich auf die Gunſt derjenigen zu ſtützen, welche nicht mit ihm wetteifern konnten und daher weniger Neid und Eiferſucht gegen ihn hegten, auf die geringeren Bürger, die Maſſe des Volkes. Dieſe Inhaber der höchſten Gewalt waren bald aus den alten und edeln Familien, bald aber auch aus einer geringern Bürgerclaſſe, als Handel und Unternehmungsgeiſt die Städte bereicherte, als die Anmaßungen der Vornehmen unter dem Volke Widerſtand weckten und begabte Männer aufforderten, deſſen Rechte zu wahren oder auszudehnen. Solche Männer, die ſich, aufrichtig oder zum Scheine, der Sache des Volks gegen die Vornehmen annahmen, mochten es nun ſelbſt Männer aus dem Volk oder ehrgeizige, etwa in ihrem Vermögen zurückgekommene, oder von ihren Standesgenoſſen beleidigte Vornehme ſeyn, hießen Demagogen (Volksführer); ein Kampf entſpann ſich dann zwiſchen den Parteien, welcher ſich meiſt nicht innerhalb der Schranken der Geſetze und der Verfaſſung hielt, ſondern durch Leidenſchaften von beiden Seiten zu Verletzung der Geſetze, zu Blutvergießen und zum Mißbrauch des Sieges durch willkührliche Gewalt führte. Der Zweck der ehrgeizigen Vornehmen war die höchſte, ſo wenig als möglich beſchränkte Gewalt in der Stadt; aber auch der Verfechter der Rechte des Volkes, der Volksführer oder Demagog wurde meiſt durch eigne Neigung oder durch die Macht der Umſtände zu demſelben Ziele geführt. Um das Errungene zu behaupten, durfte er ſeine Stellung, ſeine Macht und ſeinen Einfluß nicht aufgeben, und dieß konnte oft nicht geſchehen ohne die beſtehenden Geſetze zu verletzen und ſich durch eine bewaffnete Macht, durch eine Leibwache von Söldnern, gegen die Anklagen und die Rache derjenigen zu ſichern, welche die alte Ordnung der Dinge wieder herſtellen wollten. So entſtanden auf verſchiedene Weiſe in vielen griechiſchen Städten Willkür- oder Gewalt-Herrſchaften — Tyranneien; denn Tyrannen hießen in Griechenland die im Widerſpruch mit dem Geſetz, der Verfaſſung, zur Alleinherrſchaft Gelangten. Der Name brandmarkte nicht, wie in der jetzigen Sprachweiſe, die Art einer willkürlichen, grauſamen Führung und Uebung der Gewalt, ſondern bezeichnete nur, und nicht einmal immer tadelnd, die Art der Erlangung derſelben. Und zwar hieß der Sohn oder Enkel deſſen, der eine ſolche Alleinherrſchaft in ſeiner Familie erblich machte, ebenſo wie der Vater oder Ahnherr ein Tyrann.

Allerdings gab es unter den zahlreichen Tyrannen in den griechiſchen Städten — beinahe in allen traten wenigſtens einmal Solche auf, — gar Manche, die nach dem jetzigen Sinne des Wortes Tyrannen waren, d. h. argwöhniſch und grauſam das Recht und die Menſchlichkeit verhöhnten. Thucydides ſagt von ihnen: die Tyrannen, ſo viele deren in den helleniſchen Städten waren, ſahen blos auf ihren eigenen Vortheil und hatten bei der Verwaltung der Staaten vorzüglich die Erhebung ihrer Perſon und ihres Hauſes im Auge, nach dem Grundſatz der Sicherheit; und er ſetzt hinzu: von ihnen wurde keine bedeutende Unternehmung ausgeführt, außer was Jeder gegen ſeine Nachbarn that. Aber wenn gleich der eigene Vortheil die meiſten Tyrannen in ihrem Thun und ihrer Handlungsweiſe beſtimmen mochte, und die Sicherheit ihrer Perſon ſie oft zur Strenge oder gar zur Grauſamkeit veranlaßte, durften ſie doch eben um ihrer Sicherheit willen nicht zu weit gehen in der Strenge und in der Verfolgung ihres perſönlichen Vortheils. Sie mußten ſich die Gunſt und die Achtung wo nicht aller Bürger, doch derjenigen Partei, durch welche ſie erhoben worden waren, zu erhalten ſuchen, ſie mußten für das Gedeihen, das Wohlbehagen, den Reichthum und die Macht der Stadt Sorge tragen, und die Klugheit gebot ihnen viel mehr, kein Mißvergnügen aufkommen zu laſſen, ihm durch eine gute Verwaltung zu begegnen, als es, was oft zu ſpät verſucht wird, durch Strenge und Härte niederzuhalten. Wirklich finden wir unter den ſo genannten Tyrannen jener Zeit mehrere durch Einſicht, Regentenweisheit, Geſchmack und vielfache Tugenden ausgezeichnete Männer, welche die Wohlthäter ihrer Staaten wurden, und ſogar mehrere von den berühmten ſieben Weiſen des alten Griechenlands waren Tyrannen: Periander, Beherrſcher von Korinth, und Kleobulus von Lindus, ungefähr 600 Jahre vor Chriſtus. Der Erſtere beherrſchte vierzig Jahre das reiche, zur See mächtige Korinth ſehr glücklich, wiewohl ſtreng und willkührlich, und erwarb ſich einen unſterblichen Namen als Beſchützer und Förderer der Kunſt. Es wird ihm der Ausſpruch zugeſchrieben: „Eine Demokratie iſt beſſer als eine Tyrannei;“ als er nun gefragt wurde, warum er dennoch Tyrann bleibe, antwortete er: „weil es gefährlich iſt, freiwillig zurückzutreten oder wider Willen abgeſetzt zu werden.“ Ein dritter der ſieben Weiſen, Pittakus von Mitylene auf der Inſel Lesbos, kann nur in ſehr uneigentlichem Sinne ein Tyrann genannt werden; er wurde nämlich durch die freie Wahl des Volkes zum Tyrannen erhoben, herrſchte zehn Jahre und legte dann die Herrſchaft freiwillig nieder, weil er dieſe Würde nur habe tragen wollen, ſo lange der Staat der Lenkung durch einen einzigen Regenten benöthigt geweſen. — Die Einheit des Herrſcherwillens war es, was die wohlthätige Seite der Tyranneien in Griechenland ausmachte, ſofern wirklich einſichtsvolle und kraftvolle Männer die Zügel des Staates ergriffen und den Kämpfen der Parteien auf einige Zeit Stillſtand geboten; und in der That fanden ſie im Innern ihrer Städte ſo viele widerſtrebende Kräfte und Geſinnungen zu bändigen und zu verſöhnen, daß ihnen wenig Muße und Kraft zu großen Unternehmungen nach Außen blieb, die, wenn ſie einen ungünſtigen Ausgang hatten, auch ihre Herrſchaft im Innern erſchüttern oder umſtürzen mußten.

Wie willkürlich und grauſam allerdings manche dieſer Tyrannen herrſchen mochten, zeigt folgende Erzählung. Cypſelus, der Vater des oben genannten Periander, beherrſchte dreißig Jahre lang Korinth mit Härte, vertrieb Viele und ließ Viele hinrichten, war aber im Ganzen ein glücklicher Regent. Sein Sohn Periander war anfangs milder, aber von der Zeit an, wo er durch Boten mit Thraſybulus, dem Tyrannen von Milet verkehrte, ward er noch härter als Cypſelus ſelbſt. Er hatte ſich nämlich durch einen Herold bei dieſem erkundigt, auf welche Art er ſeine Stadt am ſicherſten verwalten könne. Thraſybul führte den Boten vor die Stadt hinaus in bebautes Feld, und wie ſie durch die Saat gingen, ließ er ſich von dem Boten immer wieder ſeinen Auftrag wiederholen, und während dem riß er jede Aehre, die er über die übrigen hervorragen ſah, ab und warf ſie weg, bis er ſo die Saat, wo ſie am ſchönſten und reichlichſten ſtand, verdorben hatte. Dann entließ er den Herold, ohne eine ausdrückliche Antwort auf ſeine Frage. Periander aber verſtand wohl, was Thraſybulus mit jenem ſeltſamen Thun gemeint hatte, daß er nämlich die hervorragenden Bürger aus dem Wege räumen ſolle, und handelte fortan nach dieſen Grundſätzen.

Berühmt wurde durch ſein Glück zuerſt und dann ſpäter durch ſein Unglück ein anderer Tyrann, Polykrates von Samos, einer mäßigen Inſel im ikariſchen Meere. Nachdem er die Herrſchaft über die ganze zuvor getheilte Inſel an ſich gebracht, (etwa 530 vor Chr.) ſtieg in kurzer Zeit ſeine Macht hoch empor und war in Aller Munde durch ganz Jonien und das übrige Griechenland. Denn wohin er ſeine Waffen richtete, ging ihm Alles nach Wunſch von Statten; er eroberte einen großen Theil der Inſeln, viele Städte des Feſtlands, hatte hundert Fünfzigruderer und tauſend Bogenſchützen, die ohne Zweifel ſeine Leibwache bildeten, womit die Tyrannen oft nöthig fanden ſich zu umgeben. Der Machthaber einer kleinen Inſel ſchloß Gaſtfreundſchaft und Bündniß mit dem mächtigen König Amaſis von Aegypten. Dieſer Gaſtfreund mißtraute dem fortwährenden Glücke des Polykrates und forderte ihn wohlmeinend und beſorgt auf, ſich ſelbſt durch Aufopferung des liebſten Gutes einen recht empfindlichen Verluſt aufzuerlegen, damit ſein Glück nicht ungetrübt ſey und über die den Menſchen von den Göttern gezogenen Grenzen hinausgebe; denn Amaſis fürchtete, auf ein ſo außerordentliches Glück möchte ebenſo großes Unglück folgen. Polykrates beherzigte dieſen Rath und warf einen koſtbaren, herrlich gearbeiteten Siegelring, ſein liebſtes Kleinod, auf hoher See ins Waſſer. Nach einigen Tagen fing ein Fiſcher einen ſchönen und großen Fiſch, den er würdig hielt, dem Polykrates damit ein Geſchenk zu machen, und als der Koch denſelben zubereitete, fand er im Bauche deſſelben den ins Meer geworfenen Ring, den er dem Polykrates wieder brachte. Dieſer ſchrieb es dem Amaſis, und der König von Aegypten ſagte ihm die Gaſtfreundſchaft auf, weil er überzeugt war, es ſtehe dem Polykrates kein gutes Ende bevor, da er in Allem Glück habe. Und ſo war es denn auch. Zwar widerſtand Polykrates einem Angriff, welchen die Lacedämonier auf Samos machten. Der Tyrann hatte dem Könige Kambyſes ein Schiffsheer auf deſſen Kriegszuge gegen Aegypten angeboten, diejenigen Bürger ausgeleſen, welche er am meiſten zum Aufruhr geneigt glaubte, ſie auf vierzig Dreiruderern abgeſchickt, und dem Kambyſes heimlich empfohlen, ſie nicht mehr nach Hauſe zurückkehren zu laſſen. Aber die verrathenen Samier merkten die Tücke, entwichen von dem Schiffsheere des Kambyſes und ſuchten Hülfe bei den Lacedämoniern, welche jetzt ihren erſten aber fruchtloſen Feldzug nach Aſien machten, um die Samier in ihre Heimath zurückzuführen und den Polykrates zu ſtürzen. Dagegen wurde dieſer bald nachher das Opfer einer Verrätherei. Der Perſer Orötes, in Sardes, ſpiegelte ihm vor, der König Kambyſes trachte ihm, dem Orötes, nach dem Leben; er bat daher den Tyrannen von Samos um Aufnahme und Schutz, und bot ihm dafür große Schätze an, mit deren Hülfe er ſeine Abſicht, Herr über Jonien und die Inſeln und über ganz Hellas zu werden, leicht werde erreichen können. Er veranlaßte ihn, zu ihm zu kommen, um mit eigenen Augen von der Größe dieſer Schätze ſich zu überzeugen. Polykrates ging in die Schlinge; aber in Magneſia angekommen, wurde er auf eine nicht zu erzählende Art umgebracht und ſein Leichnam ans Kreuz gehangen, wo er dem Regen und der Sonne preisgegeben blieb. Dieß war das unwürdige Ende eines Herrſchers, mit welchem nach dem Urtheil Herodots kaum ein anderer helleniſcher Herrſcher an Großſinn verglichen werden darf.

Von anderen Tyrannen wird ſpäter erzählt werden; während eines gewiſſen Zeitraums, ein paar hundert Jahre lang vor den Perſerkriegen, war dieſe Staatsverfaſſung, obgleich durch Mißbrauch und

Verletzung der Geſetze entſtanden, in einem großen Theile Griechenlands, beſonders im aſiatiſchen Griechenland und auf den Inſeln, die allgemeine; ſie war nach den Umſtänden vielleicht nothwendig und in manchen Stücken heilſam. Die Tyrannei kam vorzugsweiſe bei dem joniſchen Stamme der Griechen vor, weniger bei dem doriſchen; ſie war häufig die Folge einer demokratiſchen, volksmäßigen Verfaſſung und bereitete wieder eine ſolche vor, wie z. B. bei den Athenern; ſie war gegen die Ariſtokratie, gegen die Herrſchaft der vornehmen Geſchlechter gerichtet, und deßwegen auch den ariſtokratiſch eingerichteten Staaten der Dorier, den Lacedämoniern beſonders, am meiſten verhaßt. Nach der Erklärung des Thucydides machten es ſich die Lacedämonier zur Aufgabe, die Tyrannen zu ſtürzen, welche der größte Theil von Griechenland hatte, und es gelang ihnen dieß auch in den meiſten Fällen. Sie ſelbſt hatten zwar Könige, aber dieſe ſind von den Tyrannen wohl zu unterſcheiden; und die Verfaſſung war bei ihnen in der That mehr eine ariſtokratiſche.

Man kann die heller werdende Geſchichte des griechiſchen Volkes etwa mit dem Anfang ihrer Zeitrechnung nach Olympiaden beginnen laſſen. Die Römer rechneten die Jahre von der Erbauung ihrer Stadt an; die Griechen legten ihrer Zeitrechnung eine für ganz Griechenland wichtige Einrichtung zu Grunde und zeigten auch hiedurch, daß ſie ſich als Ein Volk fühlten. Sie begannen nämlich ihre Zeitrechnung mit der Gründung der olympiſchen Spiele, und nannten die vierjährigen Friſten, in welchen dieſelben jedesmal gefeiert wurden, Olympiaden. Die erſte Olympiade fällt etwa in das Jahr 776 vor Chriſtus, ungefähr 20—24 Jahre vor dem angenommenen Zeitpunkt der Erbauung Roms, vier bis fünf Jahrhunderte nach dem trojaniſchen Kriege.

Kampfſpiele bei feierlichen Gelegenheiten, zu Ehren einer Gottheit oder zur Feier eines geliebten Todten zu halten, war eine uralte Sitte bei den Griechen, wie aus der Schilderung der Kampfſpiele zur Leichenfeier des Patroklus bei Homer bekannt iſt. Die olympiſchen Spiele ſoll Herkules ſchon dem olympiſchen Zeus, ſeinem Vater, zu Ehren geſtiftet haben; nach einer Unterbrechung von mehreren hundert Jahren wurden ſie erneuert oder wieder ins Leben gerufen, wie es heißt durch die vereinten Bemühungen des Iphitus, König in Elis, und des berühmten Geſetzgebers von Sparta, Lykurgus. In der Landſchaft Elis nämlich, auf der Weſtſeite des Peloponneſes, wurden zu Piſa, oder Olympia, wie die Stadt auch genannt wurde, am Fluß Alpheus, dieſe Feſte begangen; den Lacedämoniern aber lag ihre Wiederherſtellung deßwegen beſonders am Herzen, weil ſie als Herakliden damit eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren Ahnherrn zu erfüllen glaubten; auch wurden die Spiele zugleich zu Ehren dieſes vergötterten Heroen gefeiert. Das Orakel in dem ebenfalls doriſchen Delphi heiligte durch ſeine Beſtätigung eine Einrichtung, welche für Griechenland die wichtigſten und wohlthätigſten Folgen hatte. Denn erſtens bildeten dieſe feſtlichen Spiele einen Sammel- und Vereinigungspunkt, wo ſich alle Genoſſen des griechiſchen Volkes in religiös und vaterländiſch erhobener Stimmung begrüßten, Gaſtfreundſchaften ſchloßen oder erneuerten, Zwiſte und Feindſchaften vergaßen oder doch vertagten, und ſich als Brüder fühlten, als Söhne Eines ſchönen und reichen Landes. Zwar gab es ähnliche Spiele in vielen einzelnen Städten, und berühmt waren namentlich auch die pythiſchen zu Delphi, die ſogenannten iſthmiſchen zu Korinth, und die zu Nemea in Argolis, aber über alle ragten doch die olympiſchen weit hervor an Anſehen und Ehre, die ſie genoßen und den Siegern verliehen. Sodann wirkten ſie höchſt wohlthätig auf die Erziehung und Bildung der Jugend zunächſt in leiblichen Uebungen, in körperlichen Fertigkeiten, in der Gymnaſtik, wie die Griechen es nannten; und darauf legten die Hellenen mit Recht einen ungemeinen Werth, ſofern ſie darin die Bedingung der Geſundheit, der Wehrhaftigkeit, der Tapferkeit, im Kriege und in Ertragung von Beſchwerden erblickten, und überhaupt körperliche Schönheit und Rüſtigkeit an ſich für einen hohen Vorzug, ja für ein Verdienſt achteten. Nicht blos die Bewerber um die Preiſe zu Olympia, ſondern die ganze Jugend von Hellas empfand ſo die heilſamen Folgen der olympiſchen Wettſpiele. Endlich übten auch dieſe Spiele einen preiswürdigen Einfluß auf die Milderung der Sitten durch religiöſe Scheue. Eine Art Gottesfriede, eine Ausſetzung aller Feindſeligkeiten, wurde während der Dauer der Spiele verkündigt, und keine Bewaffneten durften während der heiligen Feſtzeit das Gebiet von Elis betreten, welches als unter dem Schutze der Götter ſtehend betrachtet wurde. Ja die Eleer nahmen ſogar das Recht einer beſtändigen Heilighaltung ihres Bodens und immerwährenden Friedens in Anſpruch, und blieben in der That meiſt unangefochten und ungeſtört, — ein reiches, faſt prieſterliches Volk, gleichſam die allgemein geachteten Wächter eines Heiligthums.

Die Spiele, in welchen gewetteifert und gekämpft wurde, waren: Ringen, Springen, Speere- und Diskus-Werfen, Fauſtkampf, Wettlauf, und Wagen- und Pferderennen. Jedoch ſcheinen im Verlauf der Zeit manche Veränderungen hierin ſtattgehabt zu haben, indem die Eleer, welchen die Sorge für dieſe Feſtlichkeiten oblag und aus deren Mitte die Feſtordner ebenſo wie die Kampfrichter genommen wurden, ſich angelegen ſeyn ließen, theils neue Arten von Wettkämpfen einzuführen, theils ſolche, welche weniger Beifall fanden, abzuſchaffen. Die glänzendſten Wettſpiele waren die Wagenrennen, — an welchen bei der Koſtbarkeit der Pferde in Griechenland nur die Reichen Theil nehmen konnten; der angeſehenſte Sieger aber war der beim Wettlauf im Stadium, weil dieſe Art von Wettkampf als die älteſte galt, ſofern nach dieſem die Olympiade benannt wurde. Der Preis war der allereinfachſte — ein Kranz von Olivenzweigen! Aber die Ehre war unermeßlich. Das verſammelte Griechenland jauchzte dem Sieger zu, überſchüttete ihn mit Blumen und Kränzen, ſein Name wurde in das öffentliche Verzeichniß der Sieger eingetragen, in welchem der Eleer Choröbus, etwa hundert Jahre nach der Wiederherſtellung der Spiele durch Iphitus, der Erſte war; er hatte das Recht, ſeine Bildſäule in Olympia aufſtellen zu laſſen, das ſich nach und nach mit zahlreichen Statuen füllte, er durfte in ſeine Vaterſtadt durch eine Breſche in den Mauern, ſtatt durch das Thor, zurückkehren, (wodurch angedeutet werden ſollte, daß Städte, welche ſolche Männer die Ihrigen nannten, keiner Mauern bedurften), er hatte bei allen öffentlichen Schauſpielen den Ehrenſitz, und meiſt ehrten ihn ſeine Mitbürger, auf welche der Glanz eines ſolchen Sieges zurückfiel, noch durch beſondere Belohnungen, wie z. B. die Athener die ihrigen durch die Ehre des Prytaneums, d. h. ſie hatten ihre Wohnung und wurden geſpeiſt in dem Rath- oder Regierungshauſe, wo die jedesmaligen Prytanen, die Vorſitzenden und Leitenden der Volksverſammlung, ihren Sitz hatten. Bei Elis ſiegen gab lebenslänglichen, ja über das Grab hinaus reichenden Ruhm und war für einen Griechen keine geringere Auszeichnung als das Conſulat für einen Römer. Wenn ſo groß die Ehre des Sieges, ſo war auch ſchon die Möglichkeit der Mitbewerbung um den Preis, wovon kein freier Grieche ausgeſchloſſen war, etwas Schönes und Erhebendes; denn allen Barbaren, das heißt, allen Nichtgriechen, war die Theilnahme verſagt; ſelbſt die Könige von Macedonien, als Beherrſcher eines barbariſchen Volkes, mußten zuvor ihre Abkunft von Griechen nachweiſen, ehe ihnen die Mitbewerbung geſtattet wurde, und ſo ſtand jeder freie Grieche über dem mächtigſten Barbariſchen Könige. Unter den Griechen ſelbſt fielen bei der Bewerbung um den Sieg alle Unterſchiede des Standes weg. Die Frauen durften, da die Kämpfer zum Theil nackt auftraten, nicht Zuſchauerinnen dieſer Spiele ſeyn, die Prieſterinnen der Demeter (Ceres) ausgenommen; bei dem Wagenrennen jedoch durften ſie durch Stellvertreter mit um den Preis werben.

Der natürlich edle Geſchmack, der ächt menſchliche Sinn der Griechen bewährte ſich darin, daß ſie die Kampfſpiele nicht ausarten, das dem olympiſchen Gott geweihte Feſt nicht durch blutige Kämpfe mit den Waffen, durch keine Grauſamkeiten zur Luſt, keine Kämpfe zwiſchen Menſchen und Thieren, wie ſie bei den wilder gearteten Römern üblich waren, beflecken ließen. Zwar glänzte bei dieſen Spielen die leibliche Mann- und Wehrhaftigkeit, die körperliche Tüchtigkeit und erſchien als eine Lebensaufgabe für jeden Hellenen; aber die ſinnliche Vollkommenheit, die körperliche Kraft erſchien darum doch nicht an ſich, oder gar als unbändige Brutalität, den gebildeteren Griechen als das Höchſte; ſondern nur, wenn ſie gemildert war durch Anmuth, die Gabe der Grazien, und unter der Herrſchaft der Einſicht und Beſonnenheit ſtand, galt ſie, die Bedingung tüchtiger Vertheidiger des Vaterlandes und der heimiſchen Götter, als nothwendige Eigenſchaft des Mannes. Ob ſpäter auch Wettkämpfe in Muſenkünſten, Muſik, Geſang, Poeſie u. dergl. im Elis ſtattfanden, iſt zweifelhaft und eher unwahrſcheinlich, obgleich erzählt wird, daß Herodot daſelbſt dem verſammelten Volke der Griechen ſeine Geſchichte vorgeleſen, und der dabei anweſende junge Thucydides darüber geweint habe; wenn aber auch die Muſenkünſte keinen Theil der eigentlichen Wettkämpfe und Feſtſpiele ausmachten und keine Preiſe darin vertheilt wurden, fanden ſie ſich doch von ſelbſt bei dieſer erhebenden, vaterländiſchen Feſtfeier ein, wie ſchon daraus erhellt, daß Statuen, ſo wie Dichtungen und Geſänge die Sieger ehrten; und die höhern, geiſtigen Künſte, indem ſie zunächſt leibliche Vorzüge und Leiſtungen verherrlichten, ſchufen Denkmale, welche an Werth und unſterblicher Dauer jene übertrafen. Dagegen fanden poetiſche und muſikaliſche Wettkämpfe ſtatt bei den pythiſchen, in der Nähe von Delphi unter dem Vorſitz der Amphiktyonen, zu Ehren des Apollo gefeierten Spielen. Auch ſie fanden alle vier Jahre, je im zweiten Jahre der Olympiade, ſtatt. Der Preis war hier ein Lorbeerkranz, bei den nemeiſchen, alle zwei Jahre zu Ehren des Zeus gefeiert, ein Epheukranz, bei den iſthmiſchen endlich, die dem Poſeidon heilig waren, und alle fünf Jahre gefeiert wurden, ein Fichtenkranz. Mit dieſen Feſten waren, wie ſich dieſes von ſelbſt ergab, auch große Märkte und Schauſtellungen jeder Art verbunden, und ſie waren in jeder Hinſicht die ſtolzeſten und reichſten Tage des ſich ſelbſt in ſeinen Göttern und Helden feiernden, genießenden und bewundernden Griechenlands.

IV.

Die erſten Anfänge der Feindſchaft zwiſchen Griechen und Perſern.

Durch ihre Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften, durch das Große was ſie hierin geleiſtet, ſind die Griechen in der That am meiſten die preiswürdigen, bewundernswerthen Wohlthäter der Menſchheit geworden; was aber ihrem Namen in den Augen Vieler den höchſten Glanz verliehen hat, ſind ihre Kriegsthaten gegen die Perſer; denn die durch die Tapferkeit des Armes errungenen Siege beſtechen das Auge und das Urtheil der Menſchen mehr, als die ſtilleren Werke des Friedens und die Thaten und Schöpfungen des Geiſtes. So tapfer wie die Hellenen ſind auch andere Völker der ältern und der neuern Zeiten geweſen, ſo gebildet und ſo reich an Künſten keines. Vermuthlich aber hätte ſich ſelbſt die Wiſſenſchaft und Kunſt bei ihnen nicht ſo herrlich entwickelt, oder wären die Erzeugniſſe derſelben größtentheils zerſtört worden und für alle Zeiten verloren gegangen, wenn ſie ſich ihrer Feinde, der Perſer, nicht ſo tapfer und glücklich erwehrt, nicht ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit als Nation behauptet hätten. Jedenfalls bilden die Kriege mit den Barbaren den Hauptfaden in der äußern Geſchichte des griechiſchen Volkes; mit der Belagerung von Troja beginnt gewiſſermaßen die griechiſche Geſchichte, die Kriege mit den Perſern ſind der Zeitpunkt der ſchönſten und reifſten Blüthe, und der Umſturz des perſiſchen Reiches durch den Griechen Alexander den Großen iſt zwar nicht im ſtrengen Sinne der Schluß der Geſchichte Griechenlands, aber doch hört von dieſem Zeitpunkt an das Volk der Hellenen auf, die erſte der Nationen zu ſeyn, und tritt dieſe Ehre an die Römer ab. So wollen auch wir dieſem Faden der Kriege der Griechen mit den Barbaren folgen.

Mit den Barbaren ſtießen zuerſt in der geſchichtlichen Zeit nicht die Griechen des europäiſchen Feſtlandes, ſondern die kleinaſiatiſchen und die auf den Inſeln an der Küſte von Kleinaſien oder Jonien feindlich zuſammen. Dieſe nämlich, Kolonien oder Pflanzſtädte von den verſchiedenen Stämmen und Städten des griechiſchen Feſtlands, in der Zeit etwa vom zehnten bis achten Jahrhundert vor Chriſtus gegründet, wurden immer auch mit zu dem geſammten Hellenenvolke gezählt und machten einen ſehr bedeutenden Theil deſſelben aus, ſowohl was die Zahl, als was die Ländergebiete, den Reichthum und die Leiſtungen ihrer Angehörigen in Künſten und Wiſſenſchaften betrifft. Denn in der Bildung waren ſie ohne Zweifel zu Homers Zeit den Griechen des europäiſchen Feſtlands bedeutend voraus. Beinahe die ſämmtlichen Küſten von Kleinaſien entlang, ſo wie auf den Inſeln unweit derſelben, an günſtigen Buchten und Häfen gelegen, waren Pflanzſtädte der drei griechiſchen Stämme der Jonier, der Dorier und der Aeolier. Von dieſen bildeten zwölf Städte joniſcher Abkunft, hauptſächlich von den Volksſtämmen gegründet, die durch die Herakliden aus Achaia vertrieben, ſich einige Zeit in Attika aufgehalten hatten, einen Bund und gründeten ſich ein Heiligthum in Mykale, dem ſie den Namen Panionium gaben und wo ſie theils ihre gemeinſamen religiöſen Feſte feierten, theils über wichtige Gegenſtände ſich beriethen. Die Namen der Städte, nach Herodot's Anſicht da gegründet, wo der Himmel und die Jahreszeiten am allerſchönſten, ſind folgende: Milet, Myus, Priene, in Karien gelegen, die ſüdlichſten; in Lydien lagen Epheſus, Kolophon, Lebedus, Teos, Klazomenä, Phocäa; ferner Erythra und die Inſelſtädte Samos und Chios. Doriſcher Abkunft waren ſechs, ſpäter, nach dem Ausſchluß von Halikarnaſſus, noch fünf unter ſich verbündete Städte: Lindus, Jalyſſus, Kamyrus, Kos und Knidus. Die Aeolier hatten elf Städte, worunter keine ſonderlich berühmt geworden iſt, die bedeutendſten waren Smyrna und Cyme; zu ihnen gehörte auch die anſehnliche Inſel Lesbos mit Mitylene. Alle dieſe Städte und Landſchaften zuſammen wurden auch unter dem gemeinſamen Namen Jonien befaßt.

Unter einem heitern, glücklichen Himmel, in einer fruchtbaren Gegend, vor ſich das zu Schiffahrt, Verkehr und Handel einladende Meer, hinter ſich das goldreiche Lydien und andere fruchtbare, wohlhabende Länder, machten dieſe Städte in kurzer Zeit ſtaunenswerthe Fortſchritte in Wohlſtand und Bildung, und der heitere und ſchöne Lebensgenuß ging Hand in Hand mit emſigem, vom Glück gekrönten Unternehmungsgeiſt. Joniſche Küſtenſtädte oder Inſeln erhoben die begründetſten Anſprüche unter den vielen um dieſe Ehre Streitenden, Geburtsort des Homer geweſen zu ſeyn.

Die joniſchen Städte ſcheinen lange Zeit unangefochten geblieben zu ſeyn, in friedlichem und gedeihlichem Zuſtande, denn erſt als ſie von den Perſern unter Cyrus mit einem Angriffe bedroht wurden, ſchützten ſie ſich alle mit Mauern. Ganz frei und unabhängig hatten ſie ſich aber auch zuvor nicht erhalten können. Kröſus nämlich, der König von Lydien, etwa ſeit 560 vor Chr., berühmt durch ſeinen Reichthum und ſeine Freigebigkeit, der ſich für den Glücklichſten unter den Menſchen gehalten, und es dem weiſen Solon, ſeinem Gaſtfreund, ſehr übel genommen hatte, daß er, auf einem Beſuch in ſeiner Hauptſtadt Sardes, einem einfachen atheniſchen Bürger und einem Paar argiviſcher Jünglinge den Preis des Glückes vor ihm zuerkannt und hinzugefügt hatte: kein Menſch ſey überhaupt glücklich zu preiſen, ehe er ſein Leben gut und ſchön vollendet, — Kröſus hatte, wie auch ſchon ſeine Vorgänger, joniſche Städte, namentlich das blühende und reiche Milet, bekriegt, und nach und nach alle griechiſchen Städte von dem großen lydiſchen Reiche abhängig gemacht. Doch war dieſe Abhängigkeit nicht ſehr drückend und beſtand vermuthlich nur in der Entrichtung von mäßigen Steuern, und wohl auch zuweilen in der Stellung von Hülfstruppen und Schiffen; im Uebrigen aber lebten ſie nach ihren eigenen Geſetzen. Mit den Joniern auf den Inſeln ſchloß Kröſus ein Freundſchaftsbündniß, weil ihm Schiffe fehlten, um ſie zu bekriegen. Dieſer König hieß zwar den Griechen ein Barbar, aber wenn er auch nicht von rein griechiſcher Herkunft war, ſo ſchloß er ſich doch in ſeiner Bildung, ſeinem religiöſen Glauben — er befragte häufig das delphiſche Orakel und beſchenkte es mit ungeheuren Schätzen, — und in allen ſeinen Neigungen den Griechen eng an, wie denn auch das Königsgeſchlecht, das vor ihm auf dem Throne Lydiens geſeſſen, ein herakli diſches geweſen ſeyn ſoll. Und als er ſich zum Kriege gegen Cyrus, den Begründer des großen perſiſchen Reichs rüſtete, ſuchte er Bundesgenoſſen bei den Hellenen des Feſtlandes, zumal die Spartaner, die man ihm als die Mächtigſten nannte. Dieſe nahmen ſeine Anträge willig und mit Freuden an, und es wurden zwiſchen ihnen Gaſtgeſchenke getauſcht. Aber ehe ſie ihm Hülfe ſchicken konnten, war Kröſus ſchon von Cyrus beſiegt, ſein Reich geſtürzt und er ſelbſt zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurtheilt, aber von dem Sieger verſchont und zu Gnaden angenommen worden, 546 vor Chriſtus.

Nach dem Sturze des lydiſchen Reiches ſandten die kleinaſiatiſchen Griechen Boten nach Sardes an Cyrus, und erklärten ſich bereit, ihm unter denſelben Bedingungen unterthan zu ſeyn, wie ſie es dem Kröſus geweſen. Aber Cyrus wies ſie zürnend ab, weil ſie früher, als er ſie hatte auffordern laſſen, von Kröſus an ihn abzufallen, ſich deſſen geweigert hatten. Nur die Mileſier hatten mit Cyrus, unter denſelben Bedingungen wie mit Kröſus, einen Bund gemacht, oder ſich zu einer gewiſſen Unterthänigkeit verpflichtet. Die übrigen Jonier rüſteten ſich nun nothgedrungen zum Kriege und beſchloßen Geſandte nach Sparta zu ſchicken, um Hülfe zu bitten.

Als die Geſandten in Sparta angekommen, hielt ein Phocäer, Pythermus, welchen ſie zum Sprecher für Alle gewählt hatten, — in ein Purpurgewand gehüllt, um durch das Ungewohnte des Schauſpiels deſto mehrere Lacedämonier herbeizuziehen, — eine ſehr wortreiche Rede, und forderte ſie auf, den Joniern Beiſtand zu leiſten. Die Lacedämonier aber, ohnehin keine Freunde vieler Worte, beſchloßen im Gegentheil, den Joniern nicht beizuſtehen und entließen die Geſandten. Doch ſchickten ſie in einem Fünfzigruderer Männer aus ihrer Stadt nach Aſien ab, vermuthlich um zu beobachten, wie die Sachen zwiſchen Cyrus und den Joniern ſich geſtalteten. In Phocäa angekommen, ſchickten dieſe Einen aus ihrer Mitte nach Sardes an den Cyrus ab, um ihm im Namen der Lacedämonier zu entbieten: er möge keiner Stadt des helleniſchen Landes ein Leid zufügen, indem ſie dabei nicht gleichgültig zuſehen würden. Cyrus, ſehr verwundert über dieſe kecke Sprache von einem kleinen Volke, das ihm bisher ganz unbekannt geweſen, erwiederte dieſe Rede mit der Drohung: die Lacedämonier ſollten bald Urſache haben, ſtatt um das Schickſal der Jonier, um ihr eigenes ſich zu bekümmern. Aber da Cyrus zunächſt Kriegszüge gegen Babylonien, Baktrien, die Saken und Aegypten im Sinne hatte, zog er ſelbſt nicht gegen die Jonier, ſondern ließ in Sardes den Feldherrn Tabalus zurück, dem er die Unterwerfung der griechiſchen Städte auftrug.

Die ungeheuren Schätze des Kröſus in Sardes hatte Cyrus dem Lydier Paktyas in Verwahrung gegeben; dieſer wiegelte die Lydier gegen Tabalus und Cyrus auf, ging in die Küſtenländer, miethete mittelſt des Goldes, das er in Händen hatte, Hülfstruppen und bewog die Küſtenbewohner zur Theilnahme am Krieg. Dann zog er nach Sardes, bemächtigte ſich der Stadt, und ſchloß den Tabalus in der Burg ein, wo er ihn belagerte. Cyrus ließ ſich durch die Nachricht hievon in ſeinem Zuge nach Perſien nicht aufhalten, ſchickte aber den Meder Mazares mit einem Heere ab, um Lydien wieder zu unterwerfen und ſich des Paktyas zu bemächtigen. Dieſer wartete die Ankunft des Perſerheeres nicht ab, ſondern verließ eilig Sardes und begab ſich nach der Stadt Cyme. Mazares ließ ſofort die Cymäer auffordern, den Paktyas auszuliefern, weßhalb dieſe das Orakel der Branchiden bei Milet befragten. Trotz der zweimaligen zurathenden Antwort des Gottes trugen doch die Cymäer wohlbegründetes Bedenken, einen Schützling zu verrathen, ergriffen einen Mittelweg und ſchickten den Paktyas nach Mitylene auf der Inſel Lesbos, und als ſie hörten, daß die Mitylenäer geneigt ſeyen, denſelben um einen gewiſſen Preis dem Mazares auszuliefern, ſchickten ſie ein Schiff nach Lesbos, und brachten den Paktyas nach Chios. Aber auch hier war er nicht ſicher; die Chier lieferten ihn gegen Abtretung eines Landſtrichs, Atarneus, dem perſiſchen Feldherrn aus. Lange Zeit blieben die Gerſtenkörner von Atarneus, und überhaupt Alles, was dieſer Ort ertrug, vom Gebrauch bei den Opfern und allen heiligen Handlungen ausgeſchloſſen, weil er der Kaufpreis einer ſo ſchändlichen Handlung war.

Der perſiſche Feldherr Mazares überzog nun die Jonier, welche dem Paktyas beigeſtanden, mit Krieg, unterwarf Priene und Magneſia, und als er ſtarb, ſetzte der Meder Harpagus den Krieg fort. Zuerſt griff er die Phocäer an, welche zuerſt unter den Hellenen weite und gewinnreiche Schiffahrten auf (kriegeriſch ausgerüſteten) Fünfzigruderern unternommen hatten, ins adriatiſche Meer, nach Italien und Spanien. Als Harpagus ſie zur Uebergabe unter milden Bedingungen aufforderte, verlangten ſie einen Tag Bedenkzeit und daß er ſo lange ſein Heer von der Mauer zurückführe. Als er ihnen dieß gewährte, brachten ſie alle ihre Schiffe in die See, ſetzten ihre Weiber und Kinder hinein, beluden ſie mit allen ihren beweglichen Gütern, den Bildern der Götter und den Weihgeſchenken der Tempel, ſtiegen ſelbſt hinein, fuhren nach Chios, und überließen die verödete Stadt den Perſern, da ſie lieber die Heimath verlaſſen, als Knechte ſeyn wollten. Als ſie auf den ſogenannten Oenuſſen, Inſeln, welche den Chiern gehörten, keine Unterkunft fanden, ſchickten ſie ſich zur Auswanderung nach Cyrnus (Korſika) an, wo ſie ſchon eine Niederlaſſung hatten. Vorher aber ſchifften ſie nach Phocäa zurück und überfielen und tödteten die Beſatzung, welche die Perſer in ihrer Stadt zurückgelaſſen hatten. Dann verſenkten ſie einen Klumpen Eiſen im Meere, und ſchwuren, nicht eher nach Phocäa zurückzukehren, als bis dieſes Eiſen wieder zum

Vorſchein käme, unter ſchweren Verfluchungen Derer, die von ihnen abtrünnig würden. Aber als ſie die Fahrt nach Cyrnus antraten, ergriff die größere Hälfte der Phocäer ſo heftige Sehnſucht nach der Stadt und der Heimath, daß ſie meineidig wurden und nach Phocäa zurückſchifften. Die Uebrigen fuhren nach Cyrnus und verweilten daſelbſt in ihrer Pflanzſtadt Alalia fünf Jahre. Aber da ſie von hier aus Seeräuberei trieben, vereinigten ſich die Tyrrhener (Etruſker, in Italien) und die Karchedonier (Carthager) gegen ſie und rüſteten zuſammen hundert und zwanzig Schiffe gegen ſie aus. Die Phocäer ſiegten zwar mit ihren ſechzig Schiffen über ſie, verloren aber ſelbſt auch vierzig Schiffe ſammt der Mannſchaft; die übrigen wurden unbrauchbar zum Kampfe, und ſo ſchifften ſie nach Alalia zurück, nahmen Weiber und Kinder und von ihrer Habe darein auf, ſo viel ſie tragen konnten, verließen die Inſel und ſteuerten nach Rhegium in Unteritalien. Ebenſo wie die Phocäer, handelten die Tejer; als Harpagus ihre Stadt einzunehmen drohte, beſtiegen ſie die Schiffe, ſteuerten nach Thracien und gründeten daſelbſt die Stadt Abdera. Die übrigen Ionier leiſteten zwar dem Harpagus bewaffneten Widerſtand, aber als ſie beſiegt wurden, leiſteten ſie, was ihnen die Perſer auferlegten; und nachdem Harpagus die Ionier auf dem Feſtlande ſich unterworfen hatte, ergaben ſich die Inſeln von ſelbſt dem Cyrus. Die Mileſier allein, welche mit Cyrus früher ſchon einen Vertrag geſchloſſen hatten, blieben ungeſtört. Bias von Priene gab den unterworfenen Ioniern, die ſich auch jetzt noch im Panionium verſammelten, den Rath: alleſammt nach der Inſel Sardo (Sardinien) zu ſchiffen und dort eine Stadt für alle Ionier zu gründen. Da würden ſie, im Beſitz einer großen Inſel, von der Knechtſchaft frei, reich und blühend werden, während, wenn ſie in Ionien blieben, es mit ihrer Freiheit aus ſey. Aber dieſer Rath wurde nicht befolgt, denn die ſchöne Heimath hatte einen zu mächtigen, feſſelnden Reiz.

Einige Zeit blieben nun die kleinaſiatiſchen Griechen der perſiſchen oder mediſchen Herrſchaft unterworfen und mußten zum Theil zu den Kriegen des Perſerkönigs Hülfstruppen ſtellen. Die Inſeln jedoch waren weniger abhängig, weil die Perſer ſelbſt Anfangs noch keine Seemacht hatten; und ſo kam es, daß der Tyrann von Samos, Polykrates, von welchem ſchon erzählt wurde, eine nicht geringe Macht ſich gründen konnte. Dieſer wurde verrätheriſch umgebracht von dem Perſer Orötes, dem Statthalter in Sardes, 622 vor Chr. Unter ſeinen Begleitern auf ſeiner unglücklichen Reiſe war der Arzt Democédes, von Kroton, geweſen, welcher zu ſeiner Zeit als der Erſte in ſeiner Kunſt galt. Dieſer wurde von dem Verräther Orötes als Sklave behandelt, und, nachdem der König Darius ſeinen Satrapen wegen Unbotmäßigkeit und Uebermuths hatte aus dem Wege räumen laſſen, mit deſſen übriger

Habe nach Suſa gebracht. Als nun hier der König ſich den Fuß gefährlich verrenkte, gedachte Einer ſeiner Leute des Krotoniaden Democédes, deſſen Geſchicklichkeit ihm von früher her bekannt war; er wurde herbeigeholt und ſtellte den Darius wieder her. Durch weitere wichtige Dienſte machte er ſich dem Könige ſehr werth und unentbehrlich, ſo daß er hoch geehrt und reichlich belohnt wurde, aber ſich auch die Ausſicht abgeſchnitten ſah, nach Griechenland zurückkehren zu können. Um nun doch dieß zu erreichen, vermochte er die Gattin des Darius, Atoſſa, welche er von einem ſchweren Uebel geheilt hatte, den König zu einem Feldzuge gegen Griechenland aufzumuntern, unter dem Vorgeben, daß ſie ſich lakoniſche, argiviſche, attiſche und korinthiſche Dienerinnen wünſche; auch habe der König noch keine Eroberungen gemacht, wie ſeine Vorgänger Cyrus und Kambyſes. Zugleich wies Atoſſa den König auf den Democédes hin, als den tauglichſten Mann, ihm über Hellas in Allem Auskunft zu geben. Auf dieß hin beſchloß Darius, eine Anzahl ſeiner zuverläſſigſten Perſer mit Democédes ſelbſt auszuſchicken, als Späher, damit ſie Alles in Griechenland in Augenſchein nähmen und ihm dann Bericht erſtatteten. Den Democédes entließ er mit großer Huld und reichen Geſchenken für ſeine Angehörigen, den Perſern aber ſchärfte er ein, denſelben ja nicht entfliehen zu laſſen, ſondern ihn wieder mitzubringen. Die Ausgeſandten ſchifften nach Griechenland und beſichtigten und verzeichneten den größten Theil des Küſtenlandes, bis ſie endlich nach Tarent in Unteritalien kamen. Hier verhalf der König der Stadt, Ariſtophilidas, dem Democédes zu ſeiner Freiheit; die Perſer aber ſchifften ihm nach Kroton nach, wohin er ſich begeben hatte, und legten auf dem Markte Hand an ihn. Die Krotoniaden wollten dieß nicht zugeben, ſetzten ſich zur Wehre, und ließen ſich durch die Drohungen der Perſer mit der Macht ihres Königs zuletzt nur bewegen, ſie ſelbſt frei ziehen zu laſſen, ihren Mitbürger aber gaben ſie ihnen nicht mehr heraus. Und ſo kehrten die Perſer, die erſten welche aus Aſien nach Griechenland als Kundſchafter gekommen waren, ohne ihren Führer, nach manchen weitern Gefahren und Abenteuern zum Könige Darius zurück.

Bald nach dieſem ließ der Perſerkönig Darius durch ſeinen Feldherrn Otanes die Inſel und Stadt Samos wegnehmen, in welcher nach Polykrates Tode Mäandrius herrſchte, und zwar that er dieß urſprünglich aus Wohlwollen gegen den Bruder des Polykrates, Syloſon, dem er für einen Dienſt Dank ſchuldig war, und befahl ſeinem Feldherrn, ſich der Inſel zu bemächtigen, ohne einem Samier ein Leid zu thun, vielmehr dieſelbe unbeſchädigt dem Syloſon wiederzugeben. Aber durch Widerſtand und Verrath gereizt, verwüſtete Otanes die Stadt und die Inſel und übergab ſie faſt ganz entvölkert dem Syloſon, 512 vor Chr. Der bisherige Tyrann Mäandrius aber flüchtete ſich nach Lacedämon und ſuchte daſelbſt durch Schauſtellung ſeiner Reichthümer und durch Anbieten großer Geſchenke den König Kleomenes zu gewinnnen, daß er ihm Beiſtand leiſte. Kleomenes aber nahm Nichts von ihm an und damit er nicht andere Bürger zu etwas Unrechtem verleitete, machte er bei den Ephoren den Antrag, den Fremdling aus dem Peloponnes auszuweiſen, was auch geſchah.

Während Samos von einem Feldherrn unterworfen wurde, bezwang Darius ſelbſt die abgefallenen Babylonier und unternahm dann einen Zug gegen die Geten und Scythen, die am Pontus Euxinus (ſchwarzen Meere,) um den Iſter und Boriſtehenes herum und bis an den Danais (Donau, Dnieper und Don), wohnten. Er ließ eine Schiffsbrücke über die Propontis (die Meerenge von Conſtantinopel) ſchlagen durch den Griechen Mandrokles von Samos, und rückte mit einem gewaltigen Heere nach Europa hinüber. Auch hatte er ſechshundert Schiffe, großentheils von den Joniern, Aeoliern und Helleſpontiern. Ueber den Iſter ließ Darius, nachdem er Thracien durchzogen hatte, ebenfalls von den Joniern eine Schiffbrücke ſchlagen; ſobald er hinübergezogen war, wollte er ſie wieder abbrechen laſſen, beſann ſich aber, auf den Rath des Mitylenäers Koes eines Beſſern, ließ die Brücke ſtehen, und die Jonier, die Landtruppen und die Schiffe dabei zurück, mit dem Befehl ſie zu hüten und ſechzig Tage lang ſeine Rückkehr zu erwarten, wenn er aber binnen dieſer Zeit nicht zurückkäme, in ihre Heimath zu gehen. Während Darius weiter zog, näherte ſich ein Theil der Scythen, ihn umgehend, der Schiffbrücke und den ſie bewachenden Joniern, und ermahnte ſie, doch ja nicht länger als ſechzig Tage auf Darius zu warten, in welchem Falle ſie gegen den König ganz entſchuldigt ſeyen und daneben ihre Freiheit wieder erlangen würden, und die Jonier ſagten dieß zu. Darius richtete im Lande der wilden Scythen, welche einer Schlacht auswichen und Alles verheerten, Nichts aus, und ſah ſich endlich durch Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr gezwungen. Die Scythen verfolgten ihn und kamen vor den Perſern an der Schiffbrücke über den Iſter an, wo ſie nunmehr die Jonier dringend aufforderten, da die feſtgeſetzte Zahl von Tagen verfloſſen ſey, nicht mehr zu warten, ſondern eiligſt davon zu ſegeln und den Göttern und den Scythen für die wieder erlangte Freiheit Dank zu ſagen. Auf dieß hin beriethen ſich die Anführer der Jonier. Miltiades, ein Athener, Anführer und Tyrann der helleſpontiſchen Cherſoneſier, war der Anſicht, ſie ſollten dem Rathe der Scythen folgen und Jonien befreien; Hiſtiäus aber, Tyrann von Milet, ſagte: jetzt ſey, durch Darius, Jeder von ihnen Herr und Machthaber einer Stadt; nach dem Sturze der Macht des Darius aber werde weder er in Milet noch ein Anderer ſonſt wo im Stande ſeyn, ſich in ihren Städten als

Machthaber zu behaupten, ſondern jede Stadt werde lieber eine Volksherrſchaft haben wollen. Dieſer Anſicht traten alle Anführer um ihres eignen Vortheils willen bei, obgleich ſie vorher dem Rathe des Miltiades zu folgen geneigt geweſen waren. Unter den Berathenden waren die Tyrannen von Abydus, Lampſakus, Prokonneſus, Cyzikus, Byzanz, aus dem helleſpontiſchen Lande, von Chios, Samos, Phocäa, Miletus; und von dem äoliſchen Cyme: Ariſtagoras. Sie brachen nun, um die Scythen zu täuſchen, die Brücke über den Iſter auf der ſcythiſchen Seite auf Pfeilſchußweite ab, ſo jedoch, daß ſie leicht wieder herzuſtellen war, und erklärten den Scythen, ſie hätten ihrem Rathe gefolgt und Jene möchten nun nur den Darius mit ſeinem Heere vernichten. Die Scythen kehrten auf dieß hin um, die Perſer aufzuſuchen, verfehlten ſie aber wieder, und das Heer des Darius gelangte, zwar mit großer Mühe und Beſchwerde, an den Iſter, wo ſie bei Nacht ankamen und als ſie die Brücke abgebrochen fanden, in große Angſt geriethen. Auf ihren Ruf jedoch erſchien Hiſtiäus von Milet, brachte die Schiffe herbei und das Perſerheer ſetzte ſofort über den Strom. Von den Scythen wurden die Jonier ſehr geſchmäht und verachtet, als die ſchlechteſten und feigſten Menſchen in der Welt, was die Freiheit angehe, und als die anhänglichſten, am wenigſten zum Entlaufen geneigten Sklaven. Darius zog durch Thracien zurück nach Seſtus im Cherſones, von wo er nach Aſien hinüberging; ſeinen zuverläſſigſten Feldherrn aber, den Perſer Megabazus, ließ er mit achtzigtauſend Mann in Europa zurück, um im Lande der Helleſpontier, die der perſiſchen Herrſchaft noch nicht Gehorchenden zu unterjochen, 514 vor Chr.

Der Feldherr Megabazus unterwarf viele Städte und Stämme am Helleſpont und in Thracien, darunter auch griechiſche Pflanzſtädte; ſodann die Päonier, einen großen Volksſtamm, der die Landſchaften am Strymon und Axius und die Gegenden nördlich von Macedonien bewohnte, und Viele von ihnen wurden auf Verlangen des Darius nach Aſien hinübergebracht. Sodann ſchickte er ſieben angeſehene Perſer an den König von Macedonien, Amyntas, um von ihm für Darius Erde und Waſſer, als Zeichen der Unterwerfung, zu verlangen. Amyntas verweigerte das Verlangte nicht; als aber die Perſer bei einem großen Gaſtmal, das er ihnen zu Ehren veranſtaltete, in der Trunkenheit ſich höchſt übermüthig und ungebührlich benahmen, veranſtaltete der Sohn des Königs, auch Amyntas genannt, daß ſie von jungen Macedoniern mit glatten Wangen, welche Frauenkleider angezogen und ſich ſo neben die Perſer ſetzten, mit Dolchen niedergeſtoßen wurden. Auch ihr zahlreiches Gefolge wurde umgebracht; und obſchon die Perſer natürlich nach den ausbleibenden Abgeſandten Nachfrage und Nachſuchung thun ließen, wurde doch die That geheim gehalten und die

Nachſuchenden wurden durch große Geſchenke und durch Vermählung der Tochter des Königs mit dem Perſer Bubares, welcher die Nachſuchung anſtellte, beſchwichtigt.

V.

Aufſtand der Jonier und unglücklicher Ausgang deſſelben. Theilnahme der Athener. Folgen hievon.

Durch die Treue der Jonier war Darius am Iſter vom Verderben gerettet worden und er ſäumte, in Sardes angekommen, nicht, ſich dankbar zu erweiſen. Er ließ den Koes von Mitylene und Hiſtiäus von Milet nach Sardes kommen und hieß ſie ſich eine Belohnung wählen. Der Erſtere erbat ſich die Machthaberſchaft (Tyrannei) von Mitylene, wo er bisher einfacher Bürger geweſen war; Hiſtiäus, der ſchon Herrſcher von Milet war, bat ſich das Gebiet Myrcinus im edoniſchen Lande, in Thracien am Strymon, aus, um daſelbſt eine Stadt zu gründen, und Beiden wurden ihre Wünſche gewährt. Hiſtiäus machte ſich nun unverweilt daran, auf dem ihm geſchenkten Gebiet eine Stadt zu gründen, ſo daß Megabazus, als er von dem Kriegszug gegen die Päonen an den Helleſpont zurückkehrte, daſelbſt Alles ſchon in voller Thätigkeit fand. In Sardes angekommen, warnte der Feldherr den Perſerkönig, einen ſo mächtigen und klugen Hellenen doch ja keine Stadt in Thracien bauen zu laſſen, wo es Holz zum Schiffbau im Ueberfluß gebe, und Silberbergwerke, und wo eine Menge Hellenen und Barbaren wohnten, die, wenn ſie einen Leiter und Beherrſcher bekämen, dem Könige ſehr gefährlich werden könnten. Er rieth ihm, den Hiſtiäus auf eine huldvolle Art zu ſich zu berufen und zu verhindern, daß er je wieder zu den Hellenen komme. Dieſem Rathe folgte Darius und lud den Hiſtiäus ein, zu ihm nach Sardes zu kommen, da er ihn über ſehr wichtige und große Angelegenheiten zu Rath zu ziehen wünſche. Hiſtiäus leiſtete, arglos und geſchmeichelt vom Vertrauen des Königs, dieſer Einladung Folge, und als [illegible] in Sardes angekommen war, erklärte ihm Darius, daß er einen [illegible]geſinnten und verſtändigen Freund beſtändig um ſich zu haben wünſche; Hiſtiäus ſolle daher Milet und ſeine neue Stadt in Thracien fahren laſſen, mit ihm nach Suſa gehen und dort als beſtändiger Rathgeber und Hausfreund bei ihm leben. Und darein mußte der Tyrann von Milet, gern oder ungern, willigen, und den König nach Suſa begleiten. Den Küſtenvölkern Kleinaſiens ſetzte Darius, ehe er heimzog, den Perſer Otanes zum Statthalter, welcher mehrere helleſpontiſche Städte und auch die Inſeln Lemnos und Imbros einnahm und unterjochte, unter dem Vorwand, daß ſie dem Heereszuge gegen die Scythen ſich entzogen, oder dem Heere des Darius auf dem Rückzug Schaden gethan hätten.

Ein Jahrzehnt etwa blieben die Jonier unter der milden perſiſchen Oberherrſchaft im Frieden, und ihre Städte gediehen und blühten; dann aber brach neues Unheil herein. Aus Naxos, der durch Bacchus und Ariadne berühmten cykladiſchen Inſel, wurden einige der Reichen von der Volkspartei verjagt und kamen als Vertriebene nach Milet, von deſſen Machthaber Hiſtiäus die Naxier alte Gaſtfreunde waren. Dieſer ſelbſt aber wurde noch immer vom Könige Darius in Suſa zurückgehalten, und an ſeiner Stelle herrſchte zu Milet Ariſtagoras, ſein Vetter und Tochtermann. Dieſer hoffte, wenn er der Bitte der Naxier, ſie mit einer bewaffneten Macht in ihre Heimath zurückzuführen, entſpreche, auch Herr von der Inſel Naxos zu werden, und verſprach ihnen, da er ſelbſt nicht mächtig genug ſey, ſich für ſie bei Artaphernes, dem Statthalter von Kleinaſien, dem Bruder des Darius, ſeinem Freunde, zu verwenden. Als die Naxier hierein willigten, begab er ſich nach Sardes zu Artaphernes, ſchilderte ihm den Reichthum und die glückliche Lage von Naxos und den andern Cykladen, deren damals noch keine den Perſern unterworfen war, verſprach ihn mit großen Schätzen zu unterſtützen und ſtellte ihm vor, wie leicht er von den Cykladen aus auch die große und reiche Inſel Euböa erobern könne. Artaphernes gefiel der Vorſchlag und er verſprach ihm für das nächſte Frühjahr ſtatt der verlangten hundert Schiffe zweihundert. Ariſtagoras ging hoch erfreut nach Milet zurück; Artaphernes ſchickte nach Suſa, legte den Plan dem Darius vor, welcher ihn gut hieß, rüſtete nun zweihundert Dreiruderer ſammt einem großen Heere von Perſern und Bundesgenoſſen unter dem Feldherrn Megabates und ſchickte dieſe Streitmacht dem Ariſtagoras nach Milet, 501 vor Chr. Olymp. 69, 4. Dort nahm er den Ariſtagoras, das Heer der Jonier und die Naxier in die Schiffe ein und ſchiffte angeblich dem Helleſponte zu, nach Chios, um von dort nach Naxos hinüberzuſteuern. Die Mißhandlung aber, welche ein Freund des Ariſtagoras, der Anführer eines Schiffes, von Megabates erfuhr, veranlaßte einen heftigen Streit zwiſchen dieſen Beiden; und Megabates, um das Unternehmen zu vereiteln, deſſen Erfolg Ariſtagoras als ſo ſicher und leicht dargeſtellt hatte, ſchickte bei Nacht ein Schiff nach Naxos und ließ den Naxiern, welche bisher gar nicht geahnt hatten, welche Gefahr ihnen drohe, Alles verrathen, was ihnen bevorſtand. Sie ſchafften nun eilig Alles von dem Land in die Stadt, rüſteten ſich für eine Belagerung und widerſtanden dem Heer und der Flotte der Perſer und des Ariſtagoras ſo tapfer und glücklich, daß die Angreifer nach einer viermonatlichen Belagerung, nachdem ſie alle ihre Vorräthe aufgezehrt hatten, unverrichteter Dinge und in üblem Zuſtande nach dem Feſtlande zurückkehren mußten.

Ariſtagoras fürchtete, wegen des ſchlimmen Ausgangs der Sache und auf die Verläumdungen des Megabates hin, zur Verantwortung gezogen zu werden und die Herrſchaft über Milet zu verlieren; um dem zuvorzukommen, ſann er auf Abfall und Aufſtand gegen die Perſer. In dieſen Geſinnungen wurde er beſtärkt durch eine Botſchaft des Hiſtiäus von Suſa. Dieſer wünſchte ſehnlich, nach ſeiner Heimath Milet zurückzukehren, ſah aber hiezu keine andere Ausſicht vor ſich, als wenn Milet abfiele, in welchem Fall er hoffte, dorthin geſchickt zu werden, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Um dem Ariſtagoras die Weiſung zum Abfall zukommen zu laſſen, erſann er, da alle Wege bewacht wurden, folgendes Mittel. Er ließ ſeinem treueſten Sklaven den Kopf glatt abſcheeren, äzte ihm dann auf die Haut einige Zeichen oder Worte, und wartete, bis ihm das Haar wieder gewachſen war. Dann ſchickte er ihn an den Ariſtagoras nach Milet, ohne einen weitern Auftrag, als, demſelben zu ſagen, er ſolle ihm ſein Haar abſcheeren und ſeinen Kopf beſehen. So kam dem Ariſtagoras die Aufforderung des Hiſtiäus zum Abfall zu, gerade als er ſelbſt mit dieſem Gedanken umging. Sofort verſammelte er ſeine vertrauten Anhänger und trug ihnen ſeine Meinung und die Botſchaft des Hiſtiäus vor. Die Meiſten ſtimmten ihm ſogleich bei; nur Einer, Hekatäus (der als Geſchichtſchreiber ein Vorgänger Herodot's war, aber deſſen Schriften nicht auf uns gekommen ſind), rieth ab, wegen der ungeheuern Uebermacht des Perſerkönigs. Als er kein Gehör fand, rieth er, ſie ſollten ſich wenigſtens die Herrſchaft über das Meer dadurch zu ſichern ſuchen, daß ſie die großen Schätze aus dem Branchidenheiligthum, welche Kröſus geſtiftet, wegnähmen und verwendeten. Auch dieſer Rath fand keinen Beifall; der Abfall aber wurde beſchloſſen; Einer von ihnen fuhr nach Myus, wo die von Naxos zurückgekehrte Flotte lag, und bekam durch Liſt viele Anführer, Tyrannen verſchiedener Städte, gefangen. Dann erklärte Ariſtagoras offen ſeinen Abfall, legte ſeine Würde als Tyrann von Milet nieder, erklärte die Stadt für einen freien Staat, vertrieb im übrigen Jonien zum Theil die Tyrannen, und lieferte die auf den Schiffen gefangenen Tyrannen je an ihre Städte aus, damit ſie mit ihnen nach Belieben verführen. An die Stelle der abgeſchafften Tyrannen wurden ſofort in den Städten Feldherrn aufgeſtellt, und Ariſtagoras ſelbſt begab ſich auf einem Dreiruderer nach Lacedämon, um dieſes Volk zum Bundesgenoſſen zu gewinnen, 500 vor Chr.

In Sparta angekommen ging er zu dem Könige Kleomenes, den er bat und beſchwor, um der gemeinſamen Götter der Hellenen willen den Joniern, welche ſich ſelbſt und den übrigen Hellenen zur Schande Knechte ſtatt Freie ſeyen, beizuſtehen. Der Kampf gegen die nicht ſehr ſtreitbaren, ſchlecht bewaffneten Barbaren, ſey für die Lacedämonier, das tapferſte Volk der Erde, leicht, der Preis des Sieges aber unermeßlich; und er zeigte ihm ſofort auf einer ehernen Tafel, die er mitgebracht hatte, und worauf der Umkreis der Erde ſammt Meeren und Flüſſen eingegraben war, die Länder Aſiens und zählte ihm ihre Reichthümer und Erzeugniſſe auf. Kleomenes verſprach ihm auf den dritten Tag Antwort, und als ſie wieder zuſammen kamen, fragte er ihn: wie viel Tagereiſen der Weg vom Meere der Jonier bis zum Könige nach Suſa betrage? Ariſtagoras antwortete gerade heraus: es ſey ein Weg von drei Monaten; worauf Kleomenes ihn aufforderte, Sparta vor Sonnenuntergang zu verlaſſen, da ſein Antrag, die Lacedämonier neunzig Tagereiſen vom Meere weg landeinwärts zu führen, nicht annehmbar ſey. Ein weiterer Verſuch, welchen Ariſtagoras machte, indem er als Schutzflehender mit dem bekränzten, mit Wolle umwundenen Stabe in das Haus des Kleomenes ging, ſchlug ebenfalls fehl. Er bot dem Könige von Sparta zuerſt zehn Talente *), wenn er ihm ſeine Bitte erfülle, und ſtieg, als dieſer ſich fortwährend weigerte, zuletzt bis auf fünfzig. Da rief des Kleomenes anweſende kleine Tochter Gorgo, ein Kind von acht bis neun Jahren: „Vater, der Fremde wird dich doch noch beſtechen, wenn du ihn nicht ſtehen läßt und weggehſt.“ Kleomenes entfernte ſich wirklich und nun verließ Ariſtagoras Sparta.

Er begab ſich nach Athen, als der mächtigſten Stadt Griechenlands nächſt Sparta, und trug hier dem verſammelten Volke ſeine und der Jonier Bitte um Beiſtand gegen die Perſer mit beſſerem Erfolge vor. Die Athener beſchloßen, den Mileſiern als Abkömmlingen von ihnen, zwanzig Schiffe unter Melanthus zu Hülfe zu ſchicken. Und dieſe Schiffe waren, wie Herodot ſagt, der Anfang böſer Händel für Hellenen und Barbaren.

Ariſtagoras eilte, den Schiffen der Athener voran, nach Hauſe zurück; und ſobald jene, nebſt fünf Schiffen von Eretria, auf der Inſel Euböa, ſo wie die andern verbündeten Jonier in Milet angekommen waren, veranſtaltete er einen Kriegszug gegen Sardes, die Hauptſtadt Lydiens, wo der Satrap Artaphernes ſaß, 499 vor Chr. Olymp. 70, 2. Das Heer, das jedoch nicht Ariſtagoras ſelbſt, welcher in Milet blieb, ſondern ſein Bruder Charopinus anführte, zog über Epheſus am Fluß Kayſtrius hin, über den Berg Tmolus, und nahm die Stadt Sardes ein. Artaphernes hatte zu wenig Mannſchaft, ihnen entgegen zu rücken oder die Stadt zu vertheidigen und ſchloß ſich daher in die Burg von Sardes ein. Die Beute der reichen Stadt entging jedoch den Joniern, weil ein Krieger eines der meiſt leicht aus

---

*) Ein Talent wird zu etwa 1300 oder 1375 Thalern geſchätzt.

Rohr gebauten Häuſer anzündete, und die ganze Stadt abbrannte. Von dem Feuer wurde auch das Heiligthum der Landesgöttin Cybebe, oder Cybele, verzehrt, und dieß gaben die Perſer als Grund an, warum ſie nachmals auch die Heiligthümer in Hellas anzündeten. Die Jonier kehrten um, weil ſie hier keine Unterkunft fanden und ein großes Heer den in der Burg eingeſchloſſenen Perſern zu Hülfe heranzog, wurden aber von den Perſern verfolgt und bei Epheſus eingeholt. Hier ſtellten ſich ihnen die Jonier zum Kampfe gegenüber, wurden aber gänzlich beſiegt und ihrer eine Menge, namentlich auch der Anführer der Eretrier, erſchlagen. Diejenigen, welche dem Blutbad entkamen, flohen auf die Schiffe oder zerſtreuten ſich in ihre Städte. Die Athener, entmuthigt durch einen ſo ſchlimmen Anfang, ließen die Jonier gänzlich im Stich, und konnten durch keine Bitten bewogen werden, weitern Antheil am Kriege zu nehmen. Die Jonier ſelbſt dagegen ſetzten, nachdem ſie einmal die Sache ſo weit getrieben hatten, ihre Kriegsrüſtungen mit allem Eifer fort und ſetzten ihr Vertrauen hauptſächlich auf ihre Flotte. Sie waren nach dem Helleſpont geſegelt, hatten Byzanz und alle andern dortigen Städte gewonnen, ſodann den größten Theil von Karien mit wichtigen Städten, und faſt die ganze große Inſel Cypern, auf Anſtiften des Oneſilus, des jüngeren Bruders des Königs Gorgus von Salamis daſelbſt war ihnen zugefallen. Der König hatte ſich immer geweigert, dem Rathe ſeines Bruders, von den Perſern abzufallen, Folge zu leiſten; als nun die Jonier ſich empörten, vertrieb Oneſilus den Gorgus aus Salamis (einer angeblich von dem Salaminier Teucer, dem Bruders des Aias, gegründeten Pflanzſtadt), riß die Herrſchaft an ſich, brachte alle Cyprier zum Abfall und ſchloß ſich den Joniern an. Die einzige Stadt Amathus wollte ihm nicht gehorchen, weßwegen er ſie förmlich belagerte. Während der Belagerung erfuhr er, daß der Perſer Artybius mit einer großen Flotte gegen Cypern zu ziehen ſich rüſte und ſchickte deßhalb Boten an die Jonier mit der Bitte um Beiſtand. Die Jonier kamen unverweilt mit einer großen Anzahl von Schiffen; zu derſelben Zeit aber war die Flotte der Perſer, aus phöniciſchen Schiffen beſtehend, bei Cypern angelangt, ſetzte die Perſer bei Salamis an's Land, und die Phönicier ſelbſt umſchifften das Vorgebirg, welches der Schlüſſel von Cypern hieß, um von einer anderen Seite die Inſel anzugreifen. Die Machthaber der Cyprier ließen den Joniern die Wahl, ob ſie ſich den Perſern zu Land oder den Schiffen der Phönicier entgegen ſtellen wollten, und da die Jonier das Letztere erwählten, rückten ſie ſelbſt dem Landheere der Perſer entgegen, und bald erfolgte eine Schlacht zu Land und zur See. Die Jonier überwanden in tapferem Kampfe die Phönicier; in der Landſchlacht tödtete zwar der Cyprier Oneſilus den perſiſchen Feldherrn Artybius; aber durch die feige Flucht eines Theils der Cyprier bekamen die Perſer die Oberhand, die Cyprier wurden gänzlich geſchlagen und Oneſilus ſelbſt fiel. Sämmtliche Städte Cyperns wurden von den Perſern belagert und mußten ſich nach längerer oder kürzerer Belagerung ergeben und wieder unterwerfen, 498 vor Chr. Olymp. 70, 3. Die Jonier ſchifften hierauf alsbald nach Jonien zurück, welches von den zu Lande ſiegreichen Perſern übel zugerichtet und verheert wurde. Der Perſer Dauriſes nahm Tag für Tag eine der helleſpontiſchen Städte ein, bis er die Nachricht erhielt, daß Karien, im Südweſten von Kleinaſien, mit den Joniern gemeinſchaftliche Sache gemacht habe und von den Perſern abgefallen ſey, worauf er ſich mit ſeinem Heere dorthin wandte. Er ſchlug die Karier in einer hitzigen Schlacht beim Fluße Marſyas mit großem Verluſt und drängte ſie in das Heiligthum des Zeus Stratios (Kriegszeus), einen großen heiligen Platanenhain. Hier kamen ihnen die Mileſier zu Hülfe; eine neue Schlacht wurde geliefert und die Karier, ſammt den Mileſiern, zum zweitenmale noch härter geſchlagen. Als jedoch die Perſer gegen ihre Städte ziehen wollten, legten ihnen die Karier einen Hinterhalt in einem Engpaß und hieben ſie ſammt ihren Anführern nieder. — Hymeas, ein zweiter Feldherr der Perſer, wandte ſich nach der Propontis und nach Dauriſes Abzug gegen den Helleſpont und unterwarf viele Städte; Artaphernes ſelbſt und Otanes zogen gegen das eigentliche Jonien und Aeolien und eroberten Klazomenä und Cyme.

Als die Sachen der Jonier ſo ſchlimm gingen, entfiel dem Ariſtagoras, welcher Jonien aufgewiegelt und dieſe große Kriegesflamme angefacht hatte, und zwar ein kluger aber kein ſehr beherzter und tapfrer Mann war, der Muth, und an einem glücklichen Ausgang verzweifelnd, übergab er die Verwaltung von Milet einem gewiſſen Pythagoras und er ſelbſt ſchiffte mit Allen, die ſich ihm anſchließen wollten, nach Thracien, wo Hiſtiäus eine Stadt zu gründen angefangen hatte. Dort wurde er auf einem Zuge gegen die Thracier von dieſen mit ſeinem Heere getödtet. Der von ihm entzündete Krieg aber dauerte auch nach ſeiner Flucht fort und es fand dabei auch der andere Miturheber des Aufſtands einen traurigen Tod. Als nämlich nach Suſa an den König Darius die Nachricht gelangte, daß Sardes von den Joniern und Athenern verbrannt worden, und Ariſtagoras von Milet, der Anſtifter des Aufſtandes und das Haupt der Verbündeten ſey, fragte er zuerſt: Wer denn die Athener ſeyen? und als man es ihm ſagte, ſoll er ſeinen Bogen gefordert, einen Pfeil darauf gelegt und ihn gegen den Himmel hinauf geſchoſſen haben, mit der Bitte an die Gottheit, ihm Rache an den Athenern zu gewähren. Auch ſoll er einen Diener beauftragt haben, ihm ſo oft er zur Mahlzeit gehe, dreimal zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!“ Die Beſtrafung der Jonier machte ihm wenig Sorge; doch ließ er den Hiſtiäus zu ſich rufen und gab ihm ſeinen Argwohn zu erkennen, er ſelbſt möchte an dem Aufſtand Schuld haben, welchen ſein Stellvertreter und Neffe erregt habe. Hiſtiäus aber wußte ihm nicht nur ſeinen Verdacht auszureden, ſondern bewog ihn ſogar, unter feierlichen Verſprechungen und Schwüren: die Ordnung in Jonien herſtellen, ihm den Ariſtagoras als Gefangnen überliefern, die Inſel Sardo (Sardinien) ſeiner Herrſchaft unterwerfen, und dann nach Suſa zurückkehren zu wollen, dazu, daß er ihn nach Jonien ſchickte, um die Jonier zu unterwerfen und zu beruhigen. Als er nach Sardes zu Artaphernes kam, beſchuldigte ihn dieſer geradezu der Urheberſchaft der Empörung, mit den Worten: „Du, Hiſtiäus, haſt den Schuh gemacht, und Ariſtagoras hat ihn angezogen.“ Hiſtiäus glaubte ſich jetzt ganz durchſchaut, und entfloh in der nächſten Nacht aus Sardes nach der Küſte, um ſich ſofort an die Spitze der empörten Jonier zu ſtellen. Er ſetzte nach der Inſel Chios über; die Chier aber mißtrauten ihm, der ſo lange am Hofe des Darius geweſen, und legten ihn in Bande; und erſt nachdem ſie Alles erfuhren, wie er des Königs Feind ſey, ließen ſie ihn frei. Auf die Frage der Jonier, warum er den Ariſtagoras zum Abfall vom König aufgemuntert, wodurch ſie nun in ſo großes Unglück geſtürzt worden, entdeckte er ihnen die wirkliche Urſache nicht, ſondern gab vor, Darius habe den Plan gefaßt, die Phönicier nach Jonien und die Jonier nach Phönicien zu verpflanzen. So täuſchte er ſeine Landsleute ebenſo wie den König der Perſer. Sodann ſandte er an mehrere Perſer in Sardes, mit welchen er ſich früher über einen Aufſtand verabredet hatte, Briefe, die aber ſein Bote in die Hand des Artaphernes lieferte. Dieſer ließ ſie denjenigen zuſtellen, an welche ſie gerichtet waren, ihre Antworten aber an Hiſtiäus ſich ausliefern, entdeckte ſo den ganzen Anſchlag und ließ viele Perſer hinrichten. Auch in dieſem Plane getäuſcht ließ ſich Hiſtiäus von den Chiern nach Miletus hinüberführen. Die Mileſier aber, froh den Ariſtagoras los zu ſeyn, wollten keinen Tyrannen mehr in ihre Stadt aufnehmen, nachdem ſie die Freiheit gekoſtet hatten; und als Hiſtiäus bei Nacht mit Gewalt in die Stadt eindringen wollte, wurde er von einem Mileſier verwundet. Von ſeiner Stadt zurückgewieſen, vermochte er endlich die Mitylenäer, ihm acht Schiffe zu geben, mit welchen er nach Byzanz ſegelte und alle aus dem Pontus fahrenden Schiffe wegnahm, welche ihm zu folgen ſich weigerten.

Mittlerweile zog die vereinigte Streitmacht der Perſer gegen Milet, da ſie dieſe Stadt für die ſtärkſte, für den Sitz und das Haupt der Empörung hielten, und belagerten ſie theils zu Land, theils mit einem gewaltigem Schiffsheer von Phöniciern, Cypriern, Ciliciern, und Aegyptiern. Die Abgeordneten der Jonier beſchloßen darauf, den Perſern kein Landheer entgegenzuſtellen, ſondern die Mileſier ſich ſelbſt in ihren Mauern vertheidigen zu laſſen, dagegen alle ihre Schiffe ohne Ausnahme zu bemannen und damit Milet zur See zu decken. Wirklich brachten ſie dreihundert und fünfzig Dreiruderer zuſammen, wovon den Chiern hundert, den Mileſiern achtzig gehörten. Die Barbaren hatten zwar ſechshundert Schiffe, fürchteten aber doch, die Flotte der Jonier nicht beſiegen zu können, und forderten daher die ehemaligen Tyrannen der Jonier, welche aus ihren Städten vertrieben, zu den Perſern geflohen waren, auf: Jeder ſeine Mitbürger bei der joniſchen Flotte durch Zuſage der Strafloſigkeit im Falle der Unterwerfung, und durch Androhung der grauſamſten Rache an ihnen ſelbſt, den Ihrigen und ihren Städten im Falle der fortdauernden Widerſetzlichkeit, von der Sache der Empörung abzuziehen. Die ehemaligen Tyrannen ſandten bei Nacht ſolche Botſchaft Jeder an ſeine Landsleute, die Jonier aber blieben für jetzt feſt und wollten von dem Verrath nichts wiſſen. Auch ließen ſie ſich von dem einſichtsvollen Phocäer Dionyſius, um in der Seeſchlacht deſto eher zu ſiegen, in allen möglichen Bewegungen und Wendungen der Schiffe acht Tage lang einüben. Dann aber wurden die weichlichen, ſolcher Anſtrengungen nicht gewohnten Jonier der Mühen und der Sonnenhitze ganz überdrüſſig, leiſteten den Befehlen des Dionyſius keine Folge mehr, ſondern ſchlugen ſich auf der Inſel Lade bei Milet Zelte auf und pflegten im Schatten der Ruhe. Dieſe Unbotmäßigkeit ſchien den Anführern der Samier einen ſchlimmen Ausgang des Krieges zu weiſſagen, und daher beſchloßen ſie jetzt, den ihnen zuvor gemachten Vorſchlag anzunehmen und ließen dieß die Perſer wiſſen. Und in dem Seetreffen, welches bald darauf vorfiel, fuhren die Schiffe der Samier, bis auf elf, die gegen den Willen ihrer Anführer aushielten und die Seeſchlacht mitmachten, mit ausgeſpannten Segeln aus der Schlachtordnung davon nach Samos; ihnen folgten die Lesbier und noch viele Andere; die Chier fochten aufs tapferſte, durchbrachen die feindliche Linie, enterten viele Schiffe der Feinde, verloren aber ſelbſt auch die meiſten. Dionyſius der Phocäer nahm drei feindliche Schiffe, als er aber die Sache der Jonier verloren ſah, fuhr er Phönicien zu, erbeutete viele Kauffahrer mit großen Schätzen und fuhr dann nach Sicilien, wo er Seeräuberei trieb, aber nie an Hellenen, ſondern nur an Karthagern und Etruskern. Milet ward ſodann von den Perſern zu Land und zu Waſſer angegriffen und nach einer langen Belagerung erobert. Sämmtliche Mileſier mit Weibern und Kindern wurden nach Suſa abgeführt, und nach Ampe am rothen Meere verpflanzt. Die Athener waren über den Fall Milet's ſehr betrübt. Als der Dichter Phrynichus ein Trauerſpiel dichtete: die Eroberung von Milet, und es aufführte, brachen alle verſammelten Zuſchauer in Thränen aus; es wurde ihm eine Geldſtrafe auferlegt, weil er ihnen das Unglück der Ihrigen vor Augen geſtellt, und verboten, dieß Trauerſpiel je wieder aufzuführen.

Hiſtiäus verließ, auf die Nachricht von Milet's Fall, den Helleſpont, ſchiffte nach Chios, erzwang ſich daſelbſt die Landung, unterwarf ſich die Inſel, fuhr dann mit einem ziemlichen Heere Jonier und Aeolier nach Thaſos im nördlichen ägeiſchen Meer, von hier nach Lesbos, und als ſein Heer Hunger litt, ging er auf das Feſtland hinüber, ſtieß aber hier auf den Perſer Harpagus mit einem anſehnlichen Heere. Der größte Theil der Jonier wurde erſchlagen; Hiſtiäus aber hatte das Leben ſo lieb, daß er einem Perſer, der ihn auf der Flucht durchbohren wollte, ſich zu erkennen gab, und ſo lebend gefangen wurde. Er hoffte von Darius begnadigt zu werden, aber dieß fürchteten vermuthlich Harpagus und Artaphernes und ließen ihn deßwegen in Sardes ſofort ſpießen; den Kopf ſchickten ſie eingeſalzen dem Könige nach Suſa. Darius ſchalt ſie, daß ſie ihn nicht lebendig vor ihn gebracht hätten, und befahl, den Kopf des Hiſtiäus mit Ehren zu beſtatten, als eines Mannes, der ſich um ihn und um die Perſer große Verdienſte erworben. So zeigte Darius in Vertrauen, Dankbarkeit und Großmuth eine wahrhaft königliche Geſinnung.

Sofort eroberten die Perſer der Reihe nach die joniſchen Städte auf dem Feſtland und auf den Inſeln und erfüllten alle ihre Drohungen, verbrannten die Städte und Heiligthümer, raubten die ſchönſten Jungfrauen, und verſtümmelten und mordeten die übrigen Einwohner. Zum drittenmal wurde jetzt den Joniern das Joch der Knechtſchaft auferlegt. Und außer den joniſchen Städten nahmen die Perſer mit ihrer Flotte auch viele andere auf der linken, europäiſchen Seite des Helleſponts liegende weg und brannten ſie nieder. Von den Samiern ſchiffte ein Theil, unzufrieden mit dem Verrath ihrer Schiffsanführer, mit den noch übrigen Mileſiern, nach Sicilien, wo ſie die Stadt Zankle in Beſitz bekamen. Im Jahre 497 vor Chr. Olymp. 70, 4 wurde die Wiedereroberung und theilweiſe Verwüſtung Joniens durch die Perſer ſo ziemlich vollendet, und im Ganzen und Großen hatte der unheilvolle Krieg ein Ende, in welchem zwar die Jonier Beweiſe von Freiheitsliebe, von Kühnheit und Muth ablegten, der aber doch gerade von den Urhebern nicht aus reiner Liebe zum Vaterland und zur Freiheit begonnen worden war, und viele traurige Fälle von Verrath, Unzuverläſſigkeit, Uneinigkeit und Treuloſigkeit unter den joniſchen Griechen ſelbſt darbietet. Die Schwächen und Fehler, welche der Charakter des griechiſchen Volkes im Ganzen zeigt, treten bei den aſiatiſchen Griechen, vielleicht in Folge ihres nachbarlichen Verkehrs mit den Barbaren, noch auffallender hervor, als bei den europäiſchen Hellenen. Namentlich das Ehrgefühl ſcheint bei ihnen weniger vermocht und gegolten zu haben, als bei ihren Brüdern auf dem europäiſchen Feſtland, mit welchen ſie in erfinderiſchem, an Hülfsmitteln faſt unerſchöpflichem Geiſte wetteiferten. Bei ſeiner herrlichen Lage und dem ſchnellkräftigen Geiſte ſeiner Einwohner erholte ſich Jonien von den harten Drangſalen des Krieges und der Verwüſtung raſcher wieder, als man hätte vermuthen ſollen; und die härtere perſiſche Herrſchaft hatte für die Jonier ſogar einen wichtigen Vortheil. Artaphernes nämlich, der Satrape von Sardes, ließ Geſandte aus den Städten kommen und zwang die Jonier zu Verträgen unter ſich, daß ſie einander ordentlich zu Rechte ſtehen und nicht in Fehde und Raub miteinander leben wollten. Und Herodot erzählt, als etwas, worüber die Hellenen nicht wenig ſich wundern würden, daß Mardonius, der Tochtermann des Darius, alle Tyrannen in Jonien abgeſetzt und Volksregierungen in den Städten eingeführt habe.

Dieſem Mardonius, einem jungen Perſer von edler Geburt, des Gobryas Sohn, welcher erſt jüngſt eine Tochter des Darius geheirathet, hatte der König den Auftrag zugedacht, mit einer großen Streitmacht zu Land und zur See die Athener und Eretrier für ihre Theilnahme an der Empörung der Jonier und der Verbrennung von Sardes zu ſtrafen. Die übrigen Feldherrn wurden zurückgerufen und der junge Oberbefehlshaber ſetzte ſich mit einem großen Heer gegen Europa in Bewegung, 492 vor Chr. Olymp. 72, 1. Eine gewaltige Flotte unterſtützte ihn, welche zuerſt die goldreiche Inſel Thaſos wegnahm, dann nach Akanthus am ſtrymoniſchen Meerbuſen ſchiffte und von da den Berg Athos umſteuerte. Aber während der Umſchiffung überfiel ſie ein furchtbarer Nordſturm, welcher gegen dreihundert Schiffe mit mehr als zwanzigtauſend Menſchen zu Grunde richtete. Mardonius ſelbſt mit dem Landheer unterwarf die Thracier und griff die Macedonier an. Im Lande der Letztern lagernd, wurde er des Nachts von einer thraciſchen Völkerſchaft, den Brygern, überfallen, die ihm eine Menge Leute tödteten und ihn ſelbſt verwundeten. Zwar unterjochte er auch ſie noch, dann aber zwang ihn der ſchwere Verluſt, den er zu Land und noch mehr zur See erlitten hatte, zur Rückkehr nach Aſien.

König Darius aber ließ ſich durch dieſen mißglückten Zug nicht entmuthigen. Im Beſitze von faſt unerſchöpflichen Hülfsquellen, unermeßlichen Reichthümern und über Heere gebietend, welche durch Niederlagen faſt zu wachſen ſchienen, wurde er durch fehlgeſchlagene Verſuche nur noch mehr im Entſchluſſe beſtärkt, Rache an den Griechen zu nehmen und betrieb mit verdoppeltem Eifer neue Kriegsrüſtungen. Er ſchickte Herolde in die ihm unterworfenen Seeſtädte, mit dem Befehl, lange Schiffe und Fahrzeuge zum Ueberſetzen von Pferden zu bauen; andere Herolde ſchickte er dahin und dorthin durch ganz Hellas, mit dem Auftrag, Erde und Waſſer für den König zu fordern. Ohne Zweifel hatten dieſe Herolde zugleich den Auftrag, die Geſinnungen der verſchiednen griechiſchen Staaten zu erforſchen, ob ſie freundſchaftlich oder feindſelig gegen den Darius ſeyen. Alle Inſelbewohner gaben den Herolden Erde und Waſſer, auch viele von den Griechen auf dem Feſtland; die zwei vornehmſten Staaten aber, die Lacedämonier und Athener, verweigerten mit Entrüſtung die entehrende Forderung; ja ſogar mißhandelten und tödteten ſie die Herolde, um jede Ausſöhnung unmöglich zu machen. Die Folge war, daß Darius ſeinen Kriegszug gegen ſie ausführte. Der Erzählung deſſelben muß aber eine kurze Darſtellung der frühern Geſchichte dieſer beiden Staaten bis zu dieſem Zeitpunkt vorangeſchickt werden.

VI.

Die Lacedämonier. Die Geſetzgebung Lykurgs.

Die Lacedämonier nennt Herodot ein vielgewandertes Volk; es bewohnte, ihm zufolge, unter ſeinem Könige Deukalion das Land Phthiotis, darauf unter Dorus, Hellen's Sohne, die Gegend am Oſſa und Olympus, welche Heſtiäotis heißt; und dann, als es von den Kadmäern von hier vertrieben wurde, wohnte es am Pindus und hieß das macedoniſche Volk. Von da ging es wieder in das Land Dryopis und wie es von Dryopis (mit den Herakliden) in den Peloponnes gezogen war, ward es das Doriſche genannt. Wie ſchon erzählt, unterwarfen ſich die Dorier und Herakliden den größern Theil der Halbinſel und ſiedelten ſich ſtammweiſe in mehreren Landſchaften derſelben an; der wichtigſte Stamm nahm Lakonien in Beſitz. Erſt ein paar Jahrhunderte nach dieſer Anſiedelung beginnt die hellere und zuverläſſigere Geſchichte der La[illegible]monier, welche jedoch ſelbſt faſt keine Geſchichtſchreiber oder überhaupt Schriftſteller unter ſich gehabt haben, durch welche die Schickſale und Thaten des Volkes der Nachwelt überliefert worden wären. Denn von Haus aus waren ſie ein rauhes und ſtrenges Volk; und die vielgewanderten Dorier müſſen ſchon das harte Metall in ihrem Weſen gehabt haben, aus welchem die ſtählernen Spartaner geſchmiedet wurden. Starr und zu Neuerungen in keiner Weiſe geneigt, hielten ſie am Alten, an hergebrachten Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen mit zäher Beharrlichkeit feſt, was ebenſo eine Quelle von Fehlern wie von großen Vorzügen und Tugenden war. Treu hingen ſie an der althergebrachten Verehrung ihrer Götter, namentlich des delphiſchen Apollo, von deſſen Orakel ſie einſt Nachbarn geweſen und das ſie auch ſpäter fortwährend in hohen Ehren hielten, und des Herakles, ihres, oder ihrer Könige Stammvaters; nirgends wurde dem Alter mit größerer Ehrfurcht begegnet als in Sparta; die Geſetze Lykurgs hätten nicht ſo lange in Anſehen und Geltung bleiben können, wenn nicht die Gemüthsart des Volkes ſelbſt etwas Beſtändiges und Unveränderliches in ſich gehabt hätte, und dieſe Geſetzgebung und Verfaſſung ſelbſt war, wie man mit gutem Grunde annimmt, nicht ſowohl eine Neuerung, als vielmehr nur eine Wiederbelebung uralter, im Geiſt und in den Sitten des doriſchen Stammes, namentlich der mit den Spartanern ſtammverwandten Kreter gelegenen Einrichtungen, Satzungen, Gewohnheiten. Die Anhänglichkeit an das Alte zeigte ſich bei den Lacedämoniern auch darin, daß ſie einen ſo großen Werth auf alte Abkunft, z. B. die ihrer Könige von Herkules, legten und die Herrſchaft der alten edeln Geſchlechter, (die Ariſtokratie) bei ſich ſelbſt und bei andern Staaten begünſtigten.

Von den drei Söhnen des Herakliden Ariſtomachus, welche in den Peloponnes eindrangen, erhielt Temenus die Herrſchaft über Argolis, Kresphontes über Meſſenien, und da der dritte Ariſtodemus, geſtorben war, fiel Lakonien ſeinen beiden Söhnen Euryſthenes und Prokles zu. Dieſe waren Zwillinge, und da die Mutter den Erſtgebornen nicht nennen konnte oder wollte, beſchloßen die Lacedämonier, nach dem Rathe des delphiſchen Orakels, Beide zu Königen zu machen. Viele Jahrhunderte lang hatten ſie nun zwei Könige, je einen aus jedem der beiden Häuſer. Doch ſollen dieſe erſten zwei Könige ihr ganzes Leben lang immer in Streit mit einander geweſen ſeyn, und daſſelbe wiederholte ſich nicht ſelten bei ihren Nachkommen. Ueberhaupt aber waren die Lacedämonier, nach Herodot's Zeugniß, in alten Zeiten beinahe unter allen Hellenen in der ſchlechteſten Verfaſſung, unverträglich unter ſich wie gegen Fremde. Dieſem ſchlimmen Zuſtande machte ihr großer Geſetzgeber Lykurgus ein Ende.

Lykurg, deſſen Geſetzgebung etwa in das Jahr 884 vor Chr. geſetzt wird, war der Bruder des ſpartaniſchen Königs Polydektes, und folgte dieſem, da er kinderlos ſtarb, in der Herrſchaft. Aber die Wittwe des Polydektes war, was man damals noch nicht wußte, ſchwanger; ſobald Lykurg dieß erfuhr, erklärte er, wenn ſie einen Sohn bekomme, werde er der Erſte ſeyn, der ihn als Thronerben anerkenne, und führte die Regierung nur als Stellvertreter des zu hoffenden jungen Königs. Den geheimen Vorſchlag der Königin, ihr zu erwartendes Kind umbringen zu laſſen, (wozu die Eltern in Sparta und in einem großen Theile Griechenlands das geſetzliche Recht hatten,) wenn er ſie heirathen wolle, lehnte er ab, und erkannte, als ſie einen Knaben gebar, dieſen freudig als König an. Nachdem er eine Zeit lang die Vormundſchaft geführt, verließ er, ſey es freiwillig und ſchon mit der Abſicht, die Verfaſſungen und Geſetze anderer Völker kennen zu lernen, ſey es gezwungen durch Verläumdungen, als trachte er dem jungen Könige nach dem Leben, und durch den Haß der Parteien, ſein Vaterland und unternahm lange und weite Reiſen. Zuerſt ſoll er nach der den Lacedämoniern ſtammverwandten doriſchen Inſel Kreta gegangen ſeyn, welche ſich von den Zeiten des Königs Minos her einer vielbewunderten, ſtrengen und einſichtsvollen Geſetzgebung rühmte, und deren Volk ſich ebenſo durch ſeine Schiffahrt, wie durch Geſchicklichkeit in vielen Künſten und Gewerben, beſonders in Metallarbeiten und Verfertigung von Waffen auszeichnete. Hier ſoll er einen Dichter mit Namen Thales getroffen, und ihn beredet haben, ſich nach Lacedämon zu begeben und dort niederzulaſſen, um durch ſeine Gedichte und Geſänge die Gemüther zum Gehorſam und zur Eintracht zu ſtimmen und für die neue Geſetzgebung vorzubereiten; — eine ſchöne Sage, welche beweiſt, welchen bildenden und ſänftigenden Einfluß die Griechen der Poeſie und der Muſik zuſchrieben, wie ſie darin nicht bloß eine Kurzweil und einen Genuß, ſondern treffliche Mittel der Erziehung der Einzelnen und der Völker erblickten. Und hierin ſtimmten die rauhen Dorier mit den milderen Ioniern überein, ja ſie ſchrieben dieſen Muſenkünſten noch mehr eine im eigentlichen Sinne ſittliche und heilige Bedeutung zu, ſtatt ſie blos als einen erheiternden und verſchönernden Lebensgenuß zu betrachten.

Von Kreta begab ſich Lykurg nach Aſien, wo er ſich mit neuen Kenntniſſen und Erfahrungen bereicherte und wo er zuerſt die homeriſchen Gedichte, die bisher in Griechenland nur ſtückweiſe gekannt geweſen, geſammelt und in dieſer Geſtalt nach Griechenland verpflanzt haben ſoll. Noch weitere Reiſen werden von ihm berichtet: er ſoll nach Aegypten und ſogar bis nach Indien zu den Gymnoſophiſten gekommen ſeyn. Die wiederholten Botſchaften ſeiner Landsleute, welche ihn dringend aufforderten zurückzukehren, riefen ihn endlich in ſeine Heimath zurück. Alle Parteien begannen zu fühlen, daß ſeine Anweſenheit nothwendig ſey, um dem zerrütteten Staate wieder aufzuhelfen, in welchem die Verwirrung und Zügelloſigkeit immer größer wurde, und die Könige ſelbſt vereinigten ihre dringenden Bitten mit denen der Uebrigen. Nach Sparta zurückgekehrt unternahm er das wichtige Werk, ſeinem Volke eine gute Verfaſſung und Geſetze zu geben, oder die bisherigen wiederherzuſtellen, zu verbeſſern, ſie in Uebereinſtimmung zu bringen und ihnen Kraft und Anſehen zu verleihen. Ohne Zweifel nahm er in ſeine Geſetzgebung — welche nicht geſchrieben worden ſeyn ſoll, weil er ſie nicht in Pergament oder ſelbſt in Stein und Erz, ſondern in die Herzen ſeiner Landsleute einprägen wollte, — Vieles von den hergebrachten Bräuchen, Sitten und Geſetzen ſeines Volkes auf, und was er Neues einführte aus dem Schatze ſeiner Weisheit und ſeiner auswärts geſammelten Erfahrungen, ſuchte er dem Charakter und der Gemüthsart der Spartaner ſo viel als möglich anzupaſſen; beſonders aber ließ er ſich angelegen ſeyn, ſeiner Geſetzgebung ein religiöſes Anſehen und hiedurch eine lange Dauer zu verſchaffen. Bei ſeinem erſten Beſuch in Delphi begrüßte ihn die Pythia gleich bei ſeinem Eintritt in die Halle als einen dem Zeus und allen Bewohnern des Olympus theuern Mann, ja ſie fand mehr einen Gott als einen Menſchen in ihm. Auf ſeine Anfrage wegen ſeiner Geſetzgebung erhielt er die Antwort: die Götter hören ſeine Gebete, und der Staat den er neu einrichte, werde der herrlichſte und dauerndſte auf Erden ſeyn. Er legte ſeine Entwürfe zuerſt ſeinen Freunden und den angeſehenſten Bürgern zur Prüfung und dann der Geſammtheit zur Genehmigung vor, ſetzte aber nicht ohne heftige und ſogar blutige Stürme die Annahme durch. Als Alle damit endlich zufrieden waren, nahm er den Königen und ſämmtlichen Spartanern einen heiligen Eid ab, nichts an der Verfaſſung ändern zu wollen, bis er vom Orakel zu Delphi zurückgekommen ſey, welches er noch einmal über dieſelbe befragen wolle. Dann reiste er nach Delphi, fragte das Orakel: ob die neuen Geſetze genügen, das Glück der Spartaner zu ſichern? erhielt von der Pythia die Antwort: Sparta werde die blühendſte Stadt ſeyn, ſo lange es dieſelben gewiſſenhaft beobachte; ſchickte dieſe Antwort in ſeine Heimath, aber er ſelbſt kehrte, um jenen Eid in Kraft zu erhalten, nicht mehr zurück, ſondern ſtarb fern von ſeinem Vaterlande, zufrieden, deſſen Glück und Größe gegründet zu haben. Nach einer Sage ſoll ſeiner Verordnung gemäß die Aſche ſeines verbrannten Leichnams ins Meer geſchüttet worden ſeyn, damit ſeine Landsleute durchaus keinen Vorwand hätten, wenn etwa ſeine Ueberreſte zurückgebracht würden, die von ihm eingeführte Verfaſſung zu ändern. Durch einen Tempel wurde ſein Andenken in Sparta geehrt.

Die Geſetzgebung Lykurgs iſt ausgezeichnet theils durch ihre ſtrenge Folgerichtigkeit und die Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile unter ſich, theils dadurch, was überhaupt ein Vorzug mancher alten Geſetzgebungen vor denjenigen der neuen Zeiten iſt, daß ſie ſich nicht begnügt, die Regeln und Vorſchriften aufzuſtellen, nach welchen gehandelt und der Staat verwaltet werden ſoll, ſondern zugleich die Bürger ſo zu erziehen ſtrebt, daß ſie jenen Geſetzen Folge zu leiſten tüchtig und willig wären, — daß ſie die Sitten und Lebensweiſe des Volkes, nicht blos einzelne gebotene und verbotene Handlungen, in den Kreis ihrer Aufgabe zieht, und nicht nur zeitenweiſe die Thätigkeit des Bürgers regelt und in Anſpruch nimmt, ſondern über ſein ganzes Leben, von der Geburt an bis zum Grabe, verfügt und waltet. Daher ſind die lykurgiſchen Anordnungen über die Erziehung der Jugend, über die Lebensart, die Beſchäftigungen und Mahlzeiten der Spartaner nicht minder wichtig, als die Beſtellung der Aemter, die Vertheilung der Rechte und Befugniſſe, der Verwaltung des Staats. Wahrſcheinlich jedoch hat ſich Lykurg in erſterer Beziehung mehr noch als in letzterer an die hergebrachten Bräuche und Sitten des Volkes halten müſſen; und es iſt ſehr glaublich, daß Vieles dieſer Art, was man ſeiner Geſetzgebung zuſchreibt, in den Gewohnheiten des doriſchen Volkſtammes überhaupt ſchon gegründet, und daß die Lacedämonier nicht erſt durch ihn von der Ueppigkeit und Weichlichkeit zu einer rauhen und einfachen Lebensweiſe zurückgeführt werden, ſondern zuvor ſchon ein abgehärtetes Geſchlecht waren, daß er ihnen keine feinern Genüſſe abzugewöhnen, ſondern mehr nur den Geiſt der Fehde und Parteiung, des zügelloſen Uebermuthes zu bannen hatte.

Lykurgs Zweck war, gemäß dem Geiſte der damaligen Zeit: aus ſeinen Spartanern ein Volk oder einen Staat von tapfern, ausdauernden Kriegern zu bilden. Krieg und Jagd galten jedem ächten Spartaner im Grunde als die einzigen eines freien Mannes würdigen Beſchäftigungen. Hierauf war die ſpartaniſche Erziehung und Lebensweiſe von Lykurg berechnet. Die neugebornen Kinder, welche mißgeſtaltet oder ſchwächlich waren, wurden in einer Höhle bei dem Berge Taygetus ausgeſetzt und dem Tode preis gegeben; die geſunden und kräftigen Kinder dagegen wurden als Kinder des Gemeinweſens angenommen und vorerſt ihren Eltern zur Auferziehung übergeben, aber zu einer Auferziehung der rauheſten und ſtrengſten Art. Vom zarteſten Alter an wurden ſie gewöhnt, im Eſſen keinen Unterſchied zu machen, ſich in der Dunkelheit, oder wenn man ſie allein ließ, nicht zu fürchten, nicht unruhig und ungeberdig zu ſeyn, barfuß zu gehen, auf einem harten Lager zu ſchlafen, Sommer und Winter dieſelbe Kleidung zu tragen. Mit ſieben Jahren wurden die Knaben den Eltern abgenommen und den öffentlichen Anſtalten zur weitern Erziehung übergeben. Hier wurden ſie in Rotten getheilt und mußten beſtändig zuſammen leben, mit einander eſſen, ſpielen und lernen. Jede Rotte erhielt einen Anführer aus ihrer Mitte, den verſtändigſten und zugleich tapferſten Knaben, deſſen Befehlen ſie gehorchen, ſo wie die von ihm auferlegten Strafen erdulden mußten. Leſen und ſchreiben lernten ſie zur Nothdurft; ſonſt war aller Zweck der Erziehung Gehorſam gegen die Obern, Ausdauer in Anſtrengungen und Schmerzen, Sieg im Kampfe. Mit den Jahren hielt man ſie immer ſtrenger, ſchor ſie kahl, ließ ſie gewöhnlich nackt ſpielen, und auf einer Streue ſchlafen, die ſie ſich ſelbſt vom Schilfe des Eurotas mit den Händen knicken und ausraufen mußten. Wie ſie mehr heranwuchſen, hatten ſie einen vorzüglichen Mann zum Aufſeher, und außerdem wählte ſich jede Rotte unter den ſogenannten Eirenen, (Friedenswärtern), welche ſeit zwei Jahren aus dem Knabenalter getreten waren, einen Anführer oder Vorſteher. Außerdem ſchloß ſich auch in der Regel jeder jüngere Spartaner an einen ältern in beſonderer Freundſchaft und Zuneigung an, wurde von dieſem in allem Guten und Anſtändigen unterwieſen, war in der Schlacht in ſeiner

Nähe und ſeiner beſondern Obhut empfohlen, und wurde von ihm in Allem vertreten und geſchützt. Genährt wurden ſie ſehr karg; dagegen an Ertragung von Schmerzen auch durch folgenden Brauch gewöhnt: vor der Geſetzgebung Lykurgs hatten die Spartaner der Artemis Orthia jährlich Einen aus ihrer Mitte, der durch's Loos beſtimmt wurde, zum Opfer dargebracht — ein Beweis der damaligen Wildheit des Volkes! — An die Stelle dieſes Opfers ſetzte nun Lykurg die jährliche Geißelung der Jünglinge am Altare der Göttin. Derjenige, welcher die Streiche mit der größten Standhaftigkeit ertrug, galt als Sieger. Dieß geſchah öffentlich, vor den Augen ihrer Verwandten und der ganzen Stadt; und es wird behauptet, Viele ſeyen unter den Schlägen geſtorben, ohne auch nur durch ein Stöhnen ihren Schmerz zu äußern. Ihre eignen Angehörigen, wenn ſie ſie mit Blut und Wunden bedeckt ſahen, ermahnten ſie, ſtandhaft zu bleiben. Peitſchenhiebe waren auch die Strafe der Knaben und Jünglinge, wenn ſie über Diebſtählen entdeckt wurden. Um nämlich die Knaben ſchon früh an das Leben und den Brauch des Krieges zu gewöhnen, wo es gilt, die Wachſamkeit und die Aufmerkſamkeit des Feindes auf jede Art zu täuſchen, erlaubte Lykurg den jungen Spartanern, ja er nöthigte ſie, Lebensmittel, Obſt und dergl. zu ſtehlen, und nur ihre Ungeſchicklichkeit hierin wurde beſtraft. Es wird erzählt, ein Knabe habe einen jungen Fuchs geſtohlen und ihn unter dem Mantel verborgen gehalten; und er habe ſich von dem Thiere mit Klauen und Zähnen zerfleiſchen laſſen, ehe er durch irgend ein Zeichen ſich verrathen. Kriegeriſche Uebungen und Spiele, Kämpfe von Einzelnen und von ganzen Schaaren füllten einen großen Theil ihrer Zeit aus; daneben wurde jedoch die Ausbildung des Geiſtes nicht verſäumt. Sowohl die Eirenen, als überhaupt die ältern Männer alle ließen es ſich angelegen ſeyn, die Knaben durch lehrreiche Geſpräche zu unterrichten, den Sinn für das Große, Schöne und Edle, für Tapferkeit und Vaterlandsliebe in ihnen zu nähren, ihr Urtheil zu bilden und beſonders ſie daran zu gewöhnen, an ſie gerichtete Fragen raſch, kurz und treffend zu beantworten. Für ſolche kurze Antworten und Reden, welche man Lakonismen nannte, waren die Spartaner in ganz Griechenland berühmt, und es war darin oft der feinſte Witz mit dem tiefſten Ernſt vereinigt. Sie lehrten, ſagt Plutarch, die Knaben ihre Rede mit dem Salz eines beißenden und doch gefälligen Witzes würzen, und mit wenigen Worten Viel zu ſagen. Auch lehrte man ſie Lieder und Geſänge, welche einen Stachel in ſich hatten den Muth zu erregen und begeiſterte Luſt zu Thaten zu erwecken; die Sprache derſelben war ſchmucklos und einfach, der Inhalt ernſt und bildend für die Sitten, handelte vom Ruhm und Glück derjenigen, die für Sparta gefallen, oder von der Schande der Feigen, welche geflohen waren. Die Lacedämonier galten für ebenſo muſikaliſch als tapfer, und ihre kriegeriſche Hymnen waren berühmt; aber ihre Muſik war durch Geſetze feſt beſtimmt und es war ein Verbrechen, eine Melodie zu verändern oder einen neuen Rhythmus zu erfinden. Vor jedem Treffen brachte der König den Muſen ein Opfer dar, vermuthlich, um die Krieger an ihre Erziehung und an die Dichterſprüche zu erinnern, damit dieſe Göttinnen, dem Geiſte der Kämpfenden gegenwärtig, ſie zu denkwürdigen Thaten begeiſterten. Dieſe Erziehung dauerte wie es ſcheint bis zum zwanzigſten Jahre; aber erſt mit dem dreißigſten Jahre bekam der Spartaner das Recht, in der Volksverſammlung mitzuſtimmen und Aemter im Staate zu bekleiden, und vielleicht durfte er auch erſt in dieſem Alter heirathen. Die Mädchen und Jungfrauen wurden nicht viel weniger rauh erzogen als die Knaben, weil Lykurg glaubte, daß die Mütter der Spartaner auch kräftige und tüchtige Frauen ſeyn müßten. Daher wurden ſie durch Wettlauf und Ringen, ſo wie durch Schleudern von Wurfſcheiben und Spießen abgehärtet, und um alle Verweichlichung und weibliche Schwäche zu entfernen, wurden ſie gewöhnt, gleich den Jünglingen in den feierlichen Aufzügen faſt unbekleidet einherzugehen und ſo bei gewiſſen Feſten zu tanzen und zu ſingen. Und dieß galt in Sparta nicht als eine Verletzung der Schamhaftigkeit und ſchadete den guten Sitten nicht, wohl aber wurden die Frauen, welche ſo männlich erzogen wurden, in Sparta höher geehrt als im übrigen Griechenland, wo ſie meiſt ein ganz zurückgezogenes Leben führten, von den Männern und im Staate wenig geachtet. Die Jungfrauen züchtigten Fehler und Vergehungen durch Spott und ſangen das Lob der Würdigen in Liedern, wodurch ſie feurige Ehrbegierde und edlen Wetteifer in den Seelen der Jünglinge erweckten. Als Gattinnen und Mütter theilten ſie den Ruhm der Tapferkeit ihrer Gatten und Söhne und fürchteten den Tod derſelben für das Vaterland ſo wenig als dieſe ſelbſt; es kam vor, daß nach einer für die Spartaner unglücklichen Schlacht die Frauen und Mütter der Gefallenen ſich freuten und beglückwünſchten, die der Ueberlebenden aber trauerten; die im Kriege tapfer und edel Gefallenen wurden durch dauerndes Andenken und in Geſängen geehrt. Um die Furcht und Scheu vor dem Tode auf jede Weiſe aus den Gemüthern zu verbannen, ließ Lykurg auch die Todten in der Stadt ganz nahe bei den Tempeln begraben, damit Niemand glaube, er verunreinige ſich, wenn er eine Leiche berühre oder über Gräber wandle. Die Trauerzeit war auf eilf Tage feſtgeſetzt; am zwölften wurde ſie mit einem der Demeter dargebrachten Opfer beſchloſſen. Auf das Grabmal durfte nur dann der Name geſetzt werden, wenn ein Mann im Kriege gefallen und eine Frau als Prieſterin geſtorben war.

Die ſtrenge Zucht in Sparta hörte nicht mit den Jünglingsjahren auf, ſondern erſtreckte ſich auch auf die Erwachſenen. Keiner durfte nach eigenem Gutdünken leben, ſondern die Stadt war für ſie gleichſam ein Lager, wo ſie die vorgeſchriebene Lebensweiſe beobachteten, immer für das gemeine Beſte thätig waren und in Allem den Grundſatz befolgten, daß ſie nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Vaterlande angehörten. Eine bekannte Einrichtung, welche an das Kriegsleben erinnerte, zur Erhaltung des Gemeingeiſtes Vieles beitrug, aber auch die Freiheit des Einzelnen nicht wenig beſchränkte, waren die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten der Männer, (Syſſitia und Pheiditia genannt,) welche ſich auch bei den Kretern fanden und vielleicht überhaupt doriſche Sitte waren. Jedoch ſpeisten nicht Alle miteinander, ſondern ſie bildeten einzelne Tiſchgeſellſchaften, deren jede gewöhnlich aus fünfzehn Männern, zuweilen einigen mehr oder weniger, beſtand, welche ſich nach eigner Wahl zuſammengeſellten und kein neues Mitglied aufnahmen, das nicht Allen genehm war. Jedes Mitglied trug monatlich ein beſtimmtes Maß Gerſtenmehl, Wein, Käſe, Feigen und etwas Geld zur Anſchaffung ſonſtiger Erforderniſſe bei; wer gerade opferte, ſchickte einen Theil des Opfers der Tiſchgeſellſchaft, und ebenſo wer ein Wild erjagt hatte. Wer ſich beim Opfer oder bei der Jagd verſpätete, war entſchuldigt und durfte zu Hauſe ſpeiſen, ſonſt aber Niemand, und noch in ſpäter Zeit wurde der König Agis geſtraft, weil er, eben von einem ſiegreichen Zuge zurückgekehrt, zu Hauſe mit ſeiner Gattin gegeſſen hatte. Doch galt dieß ohne Zweifel nur von der Hauptmahlzeit. Die ſchwarze Suppe war mithin nicht das einzige, aber ſie war, wie Plutarch erzählt, das Lieblingsgericht der Spartaner und wurde namentlich von den Aelteren dem Fleiſche vorgezogen. Ein König von Pontus kaufte ſich einen lacedämoniſchen Koch, um ſich dieſe berühmte Suppe kochen zu laſſen; er fand ſie, als er ſie koſtete, nicht nach ſeinem Geſchmack und der Koch ſagte ihm: „dieſe Suppe, o König, muß man nach einem Bad im Eurotas eſſen!“ Allerdings waren von den Mahlzeiten der Spartaner köſtliche Leckereien ausgeſchloſſen, und etwas Unbekanntes war es in Sparta, ſich, wie Plutarch ſagt, gleich gefräßigen Thieren in der Dunkelheit von Kunſtbäckern und Köchen mäſten zu laſſen; es beſtand keine Ungleichheit und kein Wetteifer zwiſchen Reichen und Armen im Eſſen, aber die Mahlzeiten waren, wenn auch einfach, doch nicht ſchlecht und kärglich; ſie wurden durch mäßigen Weingenuß erheitert und ganz beſonders durch Geſpräche gewürzt. Die Knaben wurden oft in die Speiſeſäle, als in Schulen der Weisheit geführt, wo ſie Geſpräche über öffentliche Angelegenheiten hörten, Vorbilder eines würdigen Benehmens vor Augen hatten, ohne Grobheit ſcherzen und ſpotten, und von Andern Scherz ertragen lernten. Scherz zu verſtehen gehörte zu den guten Eigenſchaften eines Lacedämoniers; wer ſich aber dadurch verletzt fühlte, durfte bitten, daß man aufhöre, und es geſchah ſogleich. Jedem Eintretenden deutete der Aelteſte am Tiſche auf die

Thüre mit den Worten: „durch dieſe geht kein Wort hinaus!“ Den Scherz bei der Mahlzeit und am paſſenden Ort überhaupt ſoll Lykurg ſelbſt begünſtigt und geliebt und dem Lachen eine kleine Bildſäule geweiht haben.

Ihren Tag brachten die Spartaner, wenn ſie nicht ins Feld gezogen waren, mit Jagen, Leibesübungen, Baden und Schwimmen, mit Geſprächen in den Verſammlungsorten, (Leſchen genannt,) Belehrung der Knaben und Jünglinge, mit Tänzen, religiöſen Feiern, Opfern, Feſtlichkeiten und Mahlzeiten zu, und führten ſo nach ihrer Weiſe, entfernt von den Gewohnheiten der Ueppigkeit und der Willkür, ein ſehr genußreiches und freies Leben. Während ſie trägen Müſſiggang und weichliche Faulheit verabſcheuten und ihre Kraft durch Anſtrengung und Beſchwerden ſtählten, verachteten ſie alle Arbeit, den Ackerbau wie die Gewerbe und jeden Gelderwerb als ſklaviſche, eines freien Mannes unwürdige Beſchäftigung. Alle die gewöhnlichen Sorgen und Mühen der Menſchen blieben ihnen fremd; ſie lebten in gewiſſer Art ſo, wie Homer das Leben der olympiſchen Götter ſchildert, fortdauernde Feier- und Feſttage, da ihnen die harten Uebungen ſelbſt durch Gewöhnung leicht und durch Wetteifer eine angenehme Unterhaltung waren. Im Kriege wurde die ſtrenge Zucht der jungen Leute gemildert. Man wehrte ihnen nicht beim Herannahen des Kampfes die Haare kunſtreich zu ordnen und mit Salben einzureiben, und auf den Schmuck ihrer Waffen und Kleider Sorge zu verwenden. Die Spartaner trugen im Kriege einen rothen Mantel, entweder weil ſie paſſend fanden, ſich für Krieg und Schlacht am meiſten zu ſchmücken, oder um durch den auffallenden Anblick die Feinde zu ſchrecken, oder auch um durch dieſe Farbe das aus den Wunden fließende Blut dem Auge weniger bemerklich zu machen. Auch die Leibesübungen waren im Felde weniger mühſam und man geſtattete den jungen Leuten eine weniger beſchränkte und beaufſichtigte Lebensweiſe, ſo daß für ſie in der That der Krieg eine Erholung von den Vorübungen des Krieges war.

Dieſe Einrichtungen der Erziehung und der Lebensweiſe der Spartaner waren darauf gegründet, daß ſie in Beziehung auf das Vermögen unter ſich gleich, nicht die Einen arm, die Andern reich, und ſodann auch darauf, daß die Spartaner nicht bloß Freie, ſondern daß ſie Herren, eine zahlreiche Ariſtokratie, waren. Lykurg erkannte, daß aus dem Unterſchiede der Reichen und Armen, und aus dem Trachten nach Gelderwerb eine Menge Uebel des bürgerlichen Lebens erwachſen; dieſe Quelle von Unheil ſuchte er daher zu verſtopfen. Er ſchaffte das Gold- und Silbergeld ab, und führte eiſerne Münzen ein, die ſo ſchwer und ſo gering an Werth waren, daß man, um ein paar hundert Thaler aufzubewahren, ein Gemach, und um ſie fortzuſchaffen, einen zweiſpännigen Wagen brauchte, und ſie daher außerhalb Lakonien gar nicht angenommen, ſondern verſpottet wurden. Plutarch ſagt hierüber: während die eiſernen Münzen der Spartaner bei großem Gewicht nur geringen Werth gehabt, hätten ſie bei ihren Reden in einfache, wenige Worte einen tiefen und reichen Gehalt gelegt. Alle unnützen und überflüſſigen Künſte verbannte Lykurg, und ohnehin ſchon mußten ſie, ſo wie der Handel, mit der Abſchaffung des Gold- und Silbergeldes aufhören; nur die nothwendigen Geräthe und die Waffen wurden aufs beſte in Lacedämon verfertigt. Der Reichthum gewährte nun keinen Vorzug mehr, weil die Gelegenheit fehlte, ſich dadurch beſondere Genüſſe zu verſchaffen oder damit zu prunken. So einfach war, nach den Geſetzen, in Sparta Alles, daß wenn ein Haus gebaut wurde, beim Dache nur die Axt, bei den Thüren nur die Säge und ſonſt kein Werkzeug gebraucht werden durfte. Eine Menge Uebelſtände, Betrügereien, Diebereien, Rechtsſtreitigkeiten, wurden hiedurch beſeitigt. Sodann verfügte Lykurg eine gleiche Theilung des Grundbeſitzes, während zuvor die Ungleichheit des Vermögens in Sparta ſehr groß geweſen ſeyn ſoll, um Uebermuth, Neid, Ungerechtigkeit und Ueppigkeit zu verbannen, damit bei völliger Gleichheit des Vermögens und der Unterhaltsmittel die Bürger des Staates nur in der Tugend einen Vorzug ſuchten. Er vertheilte die Landſchaft Lakonien, welche etwa hundert und achtzig Quadratmeilen betrug, in dreißigtauſend, die Markung von Sparta aber in neun (oder in ſechs) tauſend gleiche Looſe oder Theile, (nach einigen Nachrichten nämlich hätte ein ſpäterer König, Polydorus, den urſprünglichen ſechstauſend weitere dreitauſend hinzugefügt.) Jedes dieſer Looſe war hinreichend um eine Familie zu ernähren; ſie durften nicht zerſtückelt, aber auch nicht mehrere in Einer Hand vereinigt werden. Die letztern Looſe erhielten die eigentlichen Spartiaten, die Bürger der Stadt ſelbſt, die dreißigtauſend erſtern Looſe die Bewohner der Landſtädte, die Lakonier, oder Periöken. Dieß ihr Feld bebauten jedoch die Spartaner nicht ſelbſt, ſondern ließen es von ihren Sklaven, den Heloten, beſtellen, die ihnen beſtimmte Abgaben entrichten mußten. Lykurg ſoll die Abſicht gehabt haben, auch die bewegliche Habe gleich zu vertheilen, als er aber erkannte, daß er hier auf zu harten Widerſtand ſtoßen würde, gab er es auf und begnügte ſich mit den oben erwähnten Geſetzen über den ausſchließlichen Gebrauch eiſerner, das Verbot goldner und ſilberner Münzen.

Wenn die Spartaner, die eigentlichen Bürger der Stadt Sparta, unter ſich im Vermögen und dem Stande nach gleich waren, ſo waren ſie dagegen, im Verhältniß zu den übrigen Lakoniern ſo zu ſagen die Edeln, und zu den Heloten die Herren. Eine zahlreiche Bevölkerung von Unterthanen und von Sklaven machte ihnen die Lebensweiſe möglich, welche ſie führten, geſtattete ihnen die ausſchließliche Beſchäftigung mit dem Krieg und mit den Vorübungen dazu, und die Enthaltung von allen Arbeiten und Geſchäften des Friedens. Die ſechstauſend, oder ſpäter neuntauſend Spartiaten bildeten nicht eigentlich ein Volk, ſondern den kriegeriſchen Adel, die zahlreiche Ariſtokratie eines Volkes, und der Zweck von Lykurgs Geſetzgebung war, dieſen Kern, die Blüthe und Kraft des Volkes durch Erziehung zu vollkommenſter Mannhaftigkeit, zur Behauptung der Herrſchaft im Innern und der Freiheit nach Außen tüchtig zu machen. Von dieſem Volke von Edlen ſollte jeder Einzelne ein tüchtiger und ganzer Mann und durch eine ſtrenge Schule des Gehorſams zum Befehlen und Herrſchen gebildet ſeyn. Sie waren für den Staat um ſo koſtbarer, als ihre Zahl durch die Zahl der Looſe von Landſtücken feſtbeſtimmt war und nicht über dieſe Grenze hinaus vermehrt werden konnte, durch heftige und langwierige Kriege aber ſehr fühlbare Lücken darin entſtanden.

Die bisher beſchriebene Einrichtung der Erziehung und der Lebensweiſe der Lacedämonier war die Grundlage ihrer Staatsverfaſſung und Regierungsweiſe und ihres Benehmens und Verhaltens nach Außen, gegen andere Staaten. Lykurg wollte, daß ſein Volk, unter unveränderlichen Geſetzen, der von ihm eingeführten Ordnung treu bleiben ſolle bis in die fernſte Zeit. Deßwegen verbannte er aus ſeinem Staate Alles, was am meiſten Veränderungen herbeiführt und den Trieb zu Neuerungen nährt, — Geld, Künſte, Ueppigkeit, Handel; er verbot den Lacedämoniern häufige Reiſen ins Ausland und duldete Fremde nicht lange in der Stadt, damit die Spartaner nicht ihre Sitten annähmen und durch ihr ſchlechtes Beiſpiel verdorben würden. Ein nach ſeinen eigenen Sitten lebendes, abgeſchloſſenes Volk ſollten ſie ſeyn; damit vertrug ſich nun nicht, daß ſie weit und breit herrſchende Eroberer geweſen wären, denn das erkannte gewiß Lykurgs Weisheit, daß ein Volk, welches Eroberungen macht, ſeinen alten Sitten und Gewohnheiten nicht treu bleibt, und daß insbeſondere die Spartaner dadurch in hundertfache Verſuchung geführt werden mußten. Wenn er nun dennoch ein Kriegervolk aus ihnen bildete, ſo war ſein Zweck theils der, daß ſie gegen ihre Feinde in der Nähe, gegen die kleinen Staaten und Völkerſchaften, ſich ſollten tapfer und mit Erfolg vertheidigen können, theils daß ſie überhaupt diejenige Mannhaftigkeit ſich aneignen ſollten, in welcher er die höchſte Ehre und Zierde des ächten Bürgers und Freien erblickte, jene Mannhaftigkeit, welche nie zu behaglicher Ruhe und zum ſorgloſen Genuß des Beſitzes ſich niederzulegen geſtattet, ſondern jeden Tag von Neuem um Sicherheit, Gut und Leben zu kämpfen bereit iſt; und von dieſer Geſinnung zeigten ſich die Spartaner beſeelt, wenn ſie es verſchmähten, ihre Stadt mit einer Mauer zu umziehen, da ſie ja ſelbſt eine lebendige eherne Mauer für ſie bildeten. Zum Vertheidigungs- mehr als zum Angriffs- und Eroberungskrieg ſollten ſie allezeit fertig und bereit, Erhaltung des Ihrig[illegible]

Schutz und die Ehre des Vaterlandes und beſtändige Uebung in der Wehr- und Mannhaftigkeit, nicht Gewinn von fremdem Land und Eigenthum ſollte das Ziel ihres Strebens ſeyn. Nach Lykurgs Weiſung ſollten die Spartaner nicht lange Zeit mit demſelben Feinde Krieg führen, und die vom Kampf Abſtehenden, die Fliehenden nicht weit verfolgen, denn der Krieg ſollte nicht geführt werden, um die Feinde zu vertilgen, ſondern um ſich in blutigem Kampfſpiel mit ihnen ritterlich zu meſſen. Aber die natürlichen Begierden und Leidenſchaften des Menſchen, Ehrgeiz, Habſucht und Herrſchſucht verunreinigten mit der Zeit den reinen Geiſt des ſpartaniſchen Staates, welchen Lykurg ihm eingehaucht hatte, und die Spartaner der ſpäteren Jahrhunderte begnügten ſich, wie wir ſehen werden, nicht, Angriffe zurückzuſchlagen oder in zweifelhaften Fällen die Entſcheidung der Waffen anzurufen, ſondern im übermüthigen Gefühl ihrer Kraft und Mannhaftigkeit forderten ſie Feinde heraus, und veranlaßten Kriege, um ihre Habſucht oder Herrſchſucht, ihren Geſetzen zum Trotz, zu befriedigen.

Die Verfaſſung, welche Lykurg den Spartanern gab, war einfach, wie ihre Sitten und Lebensweiſe; ſie war urſprünglich die eines Heeres oder Lagers von unter ſich gleichen und ebenbürtigen Kriegern, die den alten homeriſchen Bräuchen wenig entfremdet waren. Die königliche Gewalt und der königliche Name waren beibehalten, aber die königliche Macht, welche ſich zuvor übermäßig ausgedehnt und der Geſammtheit Eintrag gethan, deßwegen auch Unruhen und Partheiungen erregt hatte, wurde ſehr eingeſchränkt. Die angebliche Entſtehung der doppelten Königswürde iſt oben erzählt worden; aber vielleicht wurden zwei Könige deßwegen beibehalten oder eingeſetzt, um gerade durch die Theilung der königlichen Gewalt dieſe zu ſchwächen. Während die zwei Könige im Guten Einer durch den Andern zum Wetteifer angeſpornt wurden, wurde der Eine durch den Andern gehindert, Schlimmes, dem Staate Schädliches, vorzunehmen. Die ſpartaniſchen Könige waren kraft ihrer Würde die Anführer im Kriege; es ſtand ihnen frei, in welches Land ſie ihn verſetzen wollten, und durfte ihnen kein Spartaner, bei ſchwerer Strafe, dabei in den Weg treten; ſie waren beim Aufbruch die Erſten und die Letzten beim Abzug und es bildete eine auserleſene Schaar von dreihundert Männern ihr beſonderes Gefolge, ſie hatten im Krieg unbeſchränktes Recht über Leben und Tod. Aber nach Sparta zurückgekommen, hatten ſie von all ihrem Thun im Kriege Rechenſchaft abzulegen und konnten zu ſtrenger Verantwortung gezogen werden. Ihre Ehrenrechte im Frieden beſtanden in Folgendem: ſie waren die Oberprieſter des lacedämoniſchen Zeus und des himmliſchen Zeus; hatten den Vorſitz bei allen Kampfſpielen und öffentlichen Opfern, bei welchen ihnen, und ebenſo wenn ſie zu einem Bürger zum Mahle geladen waren, ein doppelter Theil Speiſe und Wein gereicht wurde.

Sie ernannten die Bewirther von fremden Geſandten, wählten die Geſandten an den delphiſchen Gott und verwahrten die eingegangenen Weiſſagungen. Sie waren in einigen, jedoch minder wichtigen Sachen, die Verlobung von Erbtöchtern, die Annahme an Kindesſtatt, und die öffentlichen Straßen betreffend, die alleinigen Richter. Sie erhielten mancherlei Ehrengaben und ſaßen endlich als die Erſten in der Geruſie, dem Rathe der Alten, (Geronten). Nach ihrem Tode wurden ſie durch ein allgemeines Wehklagen und Anlegung von Trauerkleidern geehrt, wozu ſich die Unterthanen aus ganz Lakonien einfinden mußten.

Im Frieden waren die Könige nur vorſitzende und ſtimmberechtigte Mitglieder der Geruſie, beſtehend außer ihnen noch aus achtundzwanzig, wenigſtens ſechszigjährigen Spartanern, welche vom Volke, d. h. den Spartiaten auf Lebenszeit gewählt wurde und die Verwaltung und Regierung des Staates eigentlich in Händen hatte; die Vorſchläge und Beſchlüſſe gingen von ihr aus, dem geſammten Volke aber wurde dann die Entſcheidung über Annahme oder Verwerfung übertragen. Als ſpäter das Volk die Beſchlüſſe des Rathes der Alten abzuändern ſich erlaubte, ſtellten die Könige Polydorus und Theopompus das Geſetz auf: wenn das Volk einen verkehrten Beſchluß faſſe, ſo ſollen die Aelteſten demſelben die Beſtätigung verſagen. Außer den Berathungen und Beſchlüſſen über Krieg, Frieden, Bündniſſe und andre wichtige Staatsangelegenheiten, übte die Geruſie die richterliche und Strafgewalt, und zwar gegen Jedermann, auch gegen die Könige, welche von den übrigen Bürgern überhaupt in Wenigem ſich unterſcheidend, ebenſo zurechtgewieſen, geſtraft, verbannt und zum Tode verurtheilt werden konnten. Die erſten Mitglieder des Rathes der Alten ſollen diejenigen geweſen ſeyn, welche dem Lykurg ſeine Geſetzgebung durchzuführen geholfen hatten: und ſpäter wählte das Volk an die Stelle der Abgehenden Männer von ähnlicher Geſinnung, „die Tugendhafteſten,“ wie Lykurg gebot.

Außer der Geruſie (dem Rathe der Alten) beſtand in Sparta noch eine weitere ſehr wichtige obrigkeitliche Behörde: die fünf Ephoren (Aufſeher). Bei allen doriſchen Völkerſchaften, namentlich bei den Kretern, ſoll eine ähnliche Behörde geweſen ſeyn, und ſchon Lykurg ſcheint die Ephoren eingeführt oder auch ſchon vorgefunden und beſtätigt zu haben; aber nach ſeiner Anordnung hatten ſie noch weit nicht die Gewalt und die Rechte wie ſpäter. Sie waren urſprünglich ein Gericht für bürgerliche Streitigkeiten, hatten die Aufſicht über den öffentlichen Markt, über die Einkünfte und den Schatz. In ſpäterer Zeit, wie berichtet wird durch den König Theopompus, etwa anderthalb Jahrhunderte nach Lykurg, wurden ihre Rechte ſehr erweitert, und natürlich in eben dem Verhältniß die der Könige und der Geronten vermindert. Dem genannten Könige ſoll deßhalb auch ſeine Gattin Vorwürfe gemacht haben, daß er die Krone nicht mehr mit derſelben Macht, wie er ſie empfangen, ſeinen Nachkommen hinterlaſſe, worauf er antwortete: „vielmehr um ſo mächtiger, je dauerhafter ſie iſt.“ Platon ſagt, die den Ephoren übertragene Gewalt ſey für die bisherige Oligarchie (Herrſchaft Weniger, d. h. der Könige und der auf Lebenszeit gewählten Geronten) eine Art von Zaum und Gebiß geweſen. So groß die Gewalt der Ephoren war, konnten ſie ſie doch nicht ſo leicht mißbrauchen, weil ſie alle Jahre neu vom Volke gewählt wurden: der Erſte der Ephoren gab dem Jahre ſeinen Namen. Sie hatten die Oberaufſicht über die andern Staatsbehörden, über die Könige, die Geronten und über das geſammte Volk und wachten über der Beobachtung der Verfaſſung, der Geſetze und des Herkommens mit unbeſchränkter Gewalt und meiſt mit großer Strenge. Sie beriefen die Volksverſammlung und vollzogen ihre Beſchlüſſe, welche mit dem Ausdruck verkündet wurden: „Es hat den Ephoren und der Volksverſammlung gefallen.“ Zwei von ihnen begleiteten ſpäter den in den Krieg ziehenden König, um ihn zu beaufſichtigen, jedoch ohne ſich in die eigentliche Kriegführung zu miſchen, wenn er ſie nicht um ihren Rath fragte, und ebenſo die Geſandten; geringere Verfehlungen der Könige rügten ſie ohne weitere Förmlichkeiten; wegen ſchwererer Anſchuldigungen luden ſie ſie vor ein förmliches Gericht, welchem ſie ſich auf die dritte Ladung ſtellen mußten. Alle acht Jahre, in einer dunkeln Nacht, beobachteten die Ephoren den Himmel, und wenn eine Sternſchnuppe (oder ein ſchießender Stern) ſich zeigte, ſo wurde angenommen, daß die Könige die Gottheit beleidigt hätten und ſie mußten ſo lange auf die Ausübung ihrer Gewalt verzichten, bis ſie durch das delphiſche Orakel oder die Prieſter zu Olympia freigeſprochen waren. So bekamen in der That die Ephoren die höchſte Gewalt im Staat in ihre Hände, während den Königen und der Geruſie die Würde und der Name ihrer Aemter blieb. Die Einführung der Ephoren machte nach dem Urtheile Plutarchs die Verfaſſung noch feſter, und gab unter dem Schein, das Volk zu begünſtigen, der Herrſchaft der Beſten größere Kraft. Sie wirkten der Ariſtokratie oder Oligarchie entgegen, weil ſie, jährlich gewählt, den Willen und die Rechte des Volkes vertraten und im Sinne von dieſem handelten; aber das Volk ſelbſt war in der That ſchon eine Ariſtokratie, vermöge ſeiner Stellung zu der Geſammtheit der Lacedämonier und der Heloten.

Der herrſchenden Spartiaten waren es nur höchſtens neuntauſend: darunter waren vielleicht die Knaben und Jünglinge mitgerechnet, und durch häufige und langwierige Kriege, wenn ſie auch nicht ſehr blutig waren, wurde dieſe Zahl nach und nach ſehr vermindert, zumal da die Ehen der Spartaner nicht ſehr reich an Kindern geweſen zu ſeyn ſcheinen. Bei weitem größer war die Zahl der Bewohner der übrigen

Städte Lakoniens (Periöken genannt,) welche nicht dieſelben Rechte mit den Spartanern beſaßen, ſondern in einer Art Unterthanenverhältniß zu ihnen ſtanden, ohne jedoch der Freiheit beraubt zu ſeyn. Dieſe bildeten den eigentlichen Bürger- und freien Bauernſtand in Lakonien, wie die Spartiaten den adeligen Kriegerſtand, trieben Künſte, Handwerke und Ackerbau, und ſteuerten vermuthlich in den Staatsſchatz. Wahrſcheinlich beſtanden ſie aus der frühern achäiſchen Bevölkerung Lakoniens, welche ſich den eingedrungenen kriegeriſchen Doriern unterworfen hatte; ſie galten in Griechenland als Freie und nahmen auch an manchen Rechten der Spartaner, an Volksverſammlungen, worin gewiſſe Dinge berathen wurden, Antheil; ſie zogen wie es ſcheint regelmäßig mit in den Krieg — und bei den Griechen wurde es zwar einerſeits als eine Pflicht, aber zugleich als ein Ehrenrecht betrachtet, das Vaterland mit den Waffen zu vertheidigen; aber doch war zwiſchen ihnen und den Spartanern der Abſtand ſo groß oder größer, als zwiſchen dem gewöhnlichen Spartiaten und dem Könige. Wie dieſe in den Landſtädten wohnenden Lakonier (Periöken) die Unterthanen, ſo waren die Heloten die förmlichen Knechte und Sklaven der Spartaner. Die Sklaverei herrſchte in ganz Griechenland, aber an verſchiednen Orten nahm ſie verſchiedene Geſtalten an. Sie war eine Folge theils der Wanderungen und Eroberungen, wobei die zurückgebliebenen alten Bewohner, zumal wenn ſie ſich zur Wehre geſetzt hatten und mit den Waffen bezwungen worden waren, in die Knechtſchaft der Sieger geriethen, theils der Land- und Seeräuberei, die im alten Hellas üblich war, wobei nicht nur Heerden und bewegliche Güter, ſondern auch Menſchen geraubt und zu Sklaven gemacht wurden. Die Nachkommen von all dieſen Sklaven waren dann wieder Sklaven. In ſpäteren Zeiten kauften auch die Bewohner reicherer Städte und Staaten viele Sklaven. Bei den andern Hellenen nun, namentlich bei den Athenern, hatten die einzelnen Bürger, die Reichen zumal, ihre Sklaven, die ſie theils als Diener im Hauſe, theils beim Feldbau, oder mit verſchiednen Arbeiten als Handwerker, in Bergwerken u. ſ. w. beſchäftigten; und es wird berichtet, daß der Sklaven in Athen vielmal mehr geweſen ſey, als der freien Bevölkerung, der Bürger; ſie wurden aber, wie es ſcheint, von ihren Herren im Ganzen, um ihres eignen Vortheils willen und wohl auch aus Menſchlichkeit, ziemlich mild gehalten und manche gehörten gewiſſermaßen zur Familie. Wahrſcheinlich hatten die Athener, als ein Handelsvolk, ſehr viele Sklaven überall her gekauft und eingeführt; dieſe waren einander unter ſich fremd, hielten nicht zuſammen, und waren deßhalb trotz ihrer großen Anzahl, der Sicherheit der Bürger und des Staates nicht gefährlich. Ganz anders war dieß Alles bei den Spartanern. Der Urſprung ihrer Heloten und des Namens derſelben iſt ungewiß; es wird angegeben, eine Stadt Helos habe ſich den eindringenden Herakliden und Doriern hartnäckig widerſetzt; nach der Eroberung ſeyen die Einwohner der Sklaverei anheimgefallen und ſo wie dieſe dann überhaupt alle Sklaven der Spartaner Heloten genannt worden. Andere behaupten, die Heloten ſeyen die urſprüngliche ſklaviſche Bevölkerung ſchon bei den Achäern geweſen, welche unter den doriſchen Spartanern in noch härtere Dienſtbarkeit geſunken ſeyen. Außer allem Zweifel aber iſt theils ihre große Zahl, theils ihre harte und grauſame Behandlung. Die Spartaner ſelbſt, ganz dem Staate angehörend, und wie im Lager lebend, hatten kaum Familien; Alles war bei ihnen öffentlich, gemeinſam, Sache und Eigenthum des Staates, und ſo auch ihre Sklaven, die Heloten. *Staatsknechte* nennt ſie der Geſchichtſchreiber Ephoros; der Beſitzer konnte ſie weder befreien, noch über die Grenzen verkaufen; vermuthlich war auch den einzelnen Spartanern überhaupt nicht geſtattet, ſie zu verkaufen, weil ſie meiſt zu den unveräußerlichen liegenden Gründen gehörten. Sie hatten ihre eignen Wohnungen, und ihre Dienſte und Leiſtungen waren feſtgeſetzt; ſie zinsten aber nicht wie die Periöken an den Staat, ſondern an ihre Herren. Die einzelnen Spartaner bedurften, bei ihrer einfachen Lebensweiſe, ihrer Dienſte wenig, außer daß ſie ihnen beim Mahl aufwarteten; die meiſten wurden zu den öffentlichen Arbeiten verwendet oder mußten ſie das Feld bauen, zum Vortheil der einzelnen Beſitzer der Ländereien, zu welchen ſie gehörten. So hatten ſie einerſeits, zwar nicht in der Art wie die Hausſklaven, einen einzelnen Herrn, andrerſeits auch noch den härteſten und argwöhniſchſten Gebieter am ganzen Staate. Durch gleiche Abſtammung, gleiche Beſchäftigung und gleiche Bedrückung und Leiden verbunden, waren die Heloten für die Spartaner, welche doch von dem Ertrag ihrer Arbeit lebten und denen ſie deßhalb unentbehrlich waren, durch ihre große Anzahl ein Gegenſtand beſtändiger Unruhe und Beſorgniß; und je höher ſie für ſich ſelbſt die Freiheit und die kriegeriſche Muße ſchätzten, um ſo tiefer verachteten ſie den zur Arbeit verdammten, ein ſolches Leben ertragenden Heloten, — eine Verachtung, die ſich bis zum Ekel und Abſcheu ſteigerte. Man kann ſich leicht denken, welche Behandlung der Heloten die natürliche Härte der Spartaner, ihre ſtolze Verachtung und ihr Abſcheu und dazu die argwöhniſche Furcht vor dem Haß derſelben zur Folge haben mußten. Die grauſamen Herrn betrachteten dieſe Sklaven des Staates theils als *Niederträchtige*, als *Sachen*, nicht als Menſchen, theils als *Unreine* und Verworfene, — ſie durften Nichts berühren, was den Spartanern als heilig galt, bei Todesſtrafe kein ſpartaniſches Lied ſingen und dgl. — theils als Feinde. Haß und Erbitterung glühten daher in den Seelen der unmenſchlich behandelten Heloten gegen ihre Herren, und dieſe ſcheuten kein Mittel, ſie im Zaum und in der Unterwürfigkeit zu halten. Als ein Beiſpiel der entwürdigenden Behandlung, die ſie erduldeten, wird erzählt, daß ſie einmal im Jahre von den Spartanern genöthigt wurden, ſich zu berauſchen, indem dieſe durch den Anblick der Betrunkenen ihren Knaben und Jünglingen Abſcheu vor der Trunkenheit einflößen wollten. Aber auch das Leben der Heloten ſchlugen die Spartaner gering oder gar nicht an, und nicht nur wirkliche Empörungen beſtraften ſie aufs grauſamſte, ſondern auch der Möglichkeit derſelben ſuchten ſie durch entſetzliche Mittel vorzubeugen. Nach der Erzählung Plutarchs nämlich ſchickten die Vorgeſetzten der Jünglinge von Zeit zu Zeit diejenigen, welche ihnen die Verſtändigſten ſchienen, aufs Land hinaus, den Einen dahin, den Andern dorthin, mit Dolchen bewaffnet und mit den nöthigen Lebensmitteln. Dieſe hielten ſich bei Tag zerſtreut in Schlupfwinkeln verborgen, (daher der Name Krypteia,) Nachts aber kamen ſie auf die Straßen und erſchlugen jeden Heloten, der in ihre Hände fiel. Oefters ſtreiften ſie auch in den Ortſchaften der Heloten umher und ſtießen die Stärkſten und Muthigſten derſelben nieder. Wenn dieſe Erzählung auch ſehr übertrieben ſeyn ſollte, ſo ſcheint doch das unzweifelhaft, daß von Zeit zu Zeit Schaaren von Spartanern, welche das Land der kriegeriſchen Uebung und der Gewöhnung an Mühſeligkeit wegen durchzogen, zugleich mit einer ſcharfen Beaufſichtigung der Heloten beauftragt wurden und wahrſcheinlich, daß ſie oft ſchon dem bloßen Verdacht ohne Bedenken Unſchuldige opferten. Empörend mußten jedenfalls die Mißhandlungen der Heloten durch die Spartaner ſeyn, wenn ein Erdbeben in Sparta nach der allgemeinen Meinung in Griechenland als ein Strafgericht der Götter wegen der Unmenſchlichkeit der Spartaner gegen die Heloten galt. Die Ephoren ſollen jedesmal ſogleich nach ihrem Amtsantritt den Heloten Krieg angekündigt haben, damit man ſie ohne Blutſchuld tödten könnte. Aus *ſeiner*, freilich viel ſpäteren Zeit, etwa vierhundert Jahre nach Lykurg, erzählt der glaubwürdige Thucydides Folgendes: als die Spartaner von den Athenern den Peloponnes bedroht ſahen, machten ſie unter den Heloten, gegen welche ſie vorher ſchon manche Anſtalten zur Sicherheit getroffen hatten, bekannt: Wer von denſelben als Krieger zu dienen Luſt hätte und ſich tapfer halten würde, ſolle die Freiheit erhalten. Zweitauſend wurden ausgewählt, welche bekränzt in den Tempeln umherzogen, als hätten ſie die Freiheit erhalten; aber bald darauf ließ man dieſe Leute verſchwinden, ohne daß Jemand erfuhr, auf welche Weiſe jeder Einzelne umgekommen war. Der Aufruf war eine ſchändliche Liſt geweſen, um diejenigen kennen zu lernen, welche am meiſten nach der Freiheit ſich ſehnten und daher, als die Muthigſten, am meiſten zu fürchten waren. Fälle, daß man die Heloten bewaffnete (aber nur als leichte Soldaten, nicht als Schwergerüſtete, wie die Spartaner,) waren ſchon früher vorgekommen, namentlich im perſiſchen Krieg, wo an der Schlacht bei Platää neben fünftauſend Spartiaten und ebenſovielen Lacedämoniern fünf und dreißigtauſend leichtbewaffnete Heloten, alſo je ſieben auf einen Spartiaten mitfochten. Man ſieht hieraus, wie zahlreich ſie waren; und vielleicht hatten ihre Herren ſie mit ſich geführt, weil ſie ſich nicht getrauten, ſie ohne gehörige Aufſicht zu Hauſe zu laſſen. Zuweilen wurden jedoch auch Heloten freigelaſſen und zwar gelangten ſie, wie es ſcheint, durch verſchiedne Mittelſtufen bis zur Freiheit, in ſeltenen Fällen bis zum vollen Bürgerrecht; aber die Freilaſſung ſtand auch nicht Einzelnen, ſondern nur dem Staate ſelbſt zu.

Bei der Verfaſſung, den Geſetzen, Gebräuchen und Gewohnheiten, wie ſie angegeben worden ſind, bildeten ſich bei den Spartanern manche Tugenden zu einem hohen Grade, aber auch manche Fehler und Uebelſtände aus. Zu erſtern gehörten ihr unbedingter Gehorſam gegen ihre Vorgeſetzten und Anführer, gegen ihr Vaterland, in deſſen Namen Jene geboten, — die Frucht ihrer ganzen ſtrengen Erziehung, aber zugleich auch der Vaterlandsliebe, welche, neben der Ruhmbegierde, dem Beſtreben das Lob und den Dank des Vaterlandes zu verdienen, ſie zur Anſtrengung jeder Kraft, zu allem Schweren und Großen trieb und begeiſterte. Nicht minder ausgezeichnet war der mit ebenſoviel Beſonnenheit als perſönlicher Tapferkeit und Leibesſtärke gepaarte Muth der Spartaner und ihre Todesverachtung, ebenfalls Folge jener Ehr- und Vaterlandsliebe, und nicht einer brutalen, tobenden Wildheit und des zügelloſen Blutdurſtes. Den Spartanern war, wie oben erwähnt worden, verboten, das Schwert noch gegen diejenigen zu gebrauchen, welche ſich für beſiegt erkannten und das Feld räumten; auch ſollten ſie denſelben Feind nicht lange in Einem fort bekriegen. Nicht bloß im Sturm und Rauſch der Schlacht vergaßen ſie ſich über dem Vaterland; dieſelbe Geſinnung beſeelte ſie auch im Frieden. Als ein junger Spartaner, Pädaret, nicht unter die Dreihundert aufgenommen wurde, welche dem Könige im Kriege zur Begleitung und Bedeckung dienten, — was eine Auszeichnung war, — ging er mit heiterem Geſicht weg und ſagte: er freue ſich, daß Sparta dreihundert habe, welche beſſer ſeyen als er. Aber bei ihrer mächtigen und ſtolzen Vaterlandsliebe, zeigten ſich die Spartaner oft wenig gewiſſenhaft in den Mitteln, ihre Stadt zu ſichern und zu vergrößern, wie z. B. gegenüber von den Heloten, und gleichgültiger gegen das gemeinſame größere Vaterland, gegen das geſammte Hellas, als die Athener es waren. Lakonien, am Ende des Peloponneſes gelegen, ſchien ihnen Alles zu ſeyn, während die mehr im Mittelpunkt Griechenlands wohnenden Athener mehr Sinn und Herz für das allgemeine Beſte zeigten. Auch waren die verhältnißmäßig wenig gebildeten Spartaner allzu geneigt, alles Fremde neben ſich und ihren Einrichtungen zu verachten.

Das Vaterland, der Staat war in Lacedämon Alles, die Familie Wenig oder Nichts. Die Frauen waren daſelbſt geehrter, heroiſcher, und patriotiſcher als ſonſtwo, aber auch männlicher, rauher, und wo nicht den Tugenden der Sittſamkeit, doch der Anmuth ihres Geſchlechts häufig entfremdet; die Ehe war zu ſehr den Zwecken des Staates untergeordnet und dienſtbar, obgleich die Eheloſigkeit zwar nicht verboten, aber durch eine gewiße Mißachtung und Entziehung mancher Rechte ausgezeichnet war: die innigere Häuslichkeit fehlte, Eltern und Kinder wurden ſich fremd; dagegen wurde bei den Spartanern die Freundſchaft ſehr gepflegt, durch die gemeinſame Erziehung der Knaben und Jünglinge, durch die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten, durch den Krieg, wo ſich die Freunde vom Frieden her als Waffenfreunde bewährten und wo vielleicht auch die Angehörigen der einzelnen Stämme und Geſchlechter ſich enger zuſammenhielten. Ueberhaupt gewöhnte Lykurg ſeine Mitbürger ſo, daß ſie einſam zu leben weder wünſchten noch vermochten, ſondern gleich den Bienen ſich immer an das Ganze hielten und mit einander um den Anführer ſich zuſammendrängten, in Begeiſterung und edlem Wettſtreit beinah ihrer ſelbſt ſich entäußernd, und ganz allein dem Vaterlande angehörend.

So lange die Geſetze Lykurgs beſtanden, ſagt Plutarch, benahm ſich Sparta nicht wie eine Stadt, ſondern führte gleichſam das Leben eines Wettkämpfers und Weiſen, oder vielmehr, wie die Dichter den Herkules mit einer Löwenhaut und Keule auf der Welt umherziehen laſſen, den Uebermuth tyranniſcher Ungeheuer zu beſtrafen, alſo waltete die Stadt blos mit einem Briefſtabe und einem gemeinen Mantel über Griechenland, das gerne und bereitwillig ihm gehorchte, ſtürzte die unrechtmäßigen Gewaltherrſchaften in den Städten, ſchied und ſchlichtete Fehden, ſtillte Empörungen öfters ohne einen einzigen Schild zu bewegen, blos durch Abſendung eines Geſandten, dem ſich Alles ſogleich zu Willen fügte, und wie die Bienen, wenn ſich der Weiſel (die Königin) zeigt, zur Ordnung und Eintracht kehrte. So groß war Sparta durch geſetzliche Ordnung und Gerechtigkeit. — Die größten Philoſophen Griechenlands haben die Geſetze Sparta's höchlich bewundert, beſonders Platon; und Thucydides gibt zu, daß Sparta, obgleich ſeit der Beſitznahme der Dorier durch Parteizwiſt beunruhigt, doch von Alters her, ſeit mehr als vierhundert Jahren, eine gute Verfaſſung genoſſen. Die glänzende Schilderung Plutarchs jedoch iſt mehr redneriſch ausgeſchmückt als ſtreng der Wahrheit gemäß, wie dieß zum Theil ſchon aus Manchem erhellt, was bisher erzählt wurde, theils ſpäter noch gezeigt werden wird. Der Geſetzgebung Lykurgs bleibt das Lob, daß ſie vier oder fünf Jahrhunderte in Kraft und Beſtand geblieben und während dieſer Zeit die Spartaner zu einem mächtigen und geachteten Staate gemacht hat; aber man darf nicht überſehen, daß dieſe Blüthe des lacedämoniſchen Staates um einen ungeheuren Preis, was edlere Menſchlichkeit betrifft, erkauft war, und der Verlauf unſerer

Geſchichte wird zeigen, daß auch Sparta von dem Sittenverderben, welches nach den Perſerkriegen beſonders in Griechenland einbrach, nicht allzulange verſchont blieb. Jetzt aber iſt erſt die Geſchichte der Lacedämonier bis zu den Perſerkriegen in der Kürze zu erzählen.

VII.

Frühere Geſchichte der Lacedämonier von Lykurg an bis zu den Perſerkriegen, 880 — 490 vor Chr. Die zwei erſten meſſeniſchen Kriege. Hegemonie der Spartaner.

Die Geſetzgebung Lykurgs machte die Lacedämonier nicht im Augenblick zu dem mächtigſten und gebietenden Volke Griechenlands: ſeine Abſicht war vielleicht auch nicht dieß geweſen, ſondern nur, ſie frei und unabhängig zu erhalten; und es bedurfte mehrerer Jahrhunderte, bis ſie jenes überwiegende Anſehen erlangten. Etwa hundert Jahre lang nach Lykurg ſcheinen ſie entweder den kriegeriſchen Ehrgeiz und den Eroberungsgeiſt gezügelt, oder ihre noch ſchwachen Kräfte geſammelt und zu Kämpfen geſtählt zu haben. Dann, etwa 743 vor Chr. begannen ihre langen und blutigen Kriege mit den Meſſeniern, ihren weſtlichen Nachbarn und doriſchen Stammverwandten, deren Kunde jedoch nur in ſagenhaften und poetiſchen Darſtellungen, Ausſchmückungen und Uebertreibungen auf uns gekommen iſt. Mehrere Jahrhunderte hatten die Meſſenier in ihrem ſchönen Lande frei, unter weiſen und guten Geſetzen und einfachen Sitten, in gutem Vernehmen oder im Bündniß mit den Lacedämoniern gelebt; da brachen Mißhelligkeiten aus, in Folge gegenſeitiger Beleidigungen und Anſchuldigungen. Auf der Grenze zwiſchen beiden Staaten ſtand ein ihnen gemeinſamer Tempel der Artemis (Diana). Die Meſſenier wurden von den Spartanern beſchuldigt, ſpartaniſche Jungfrauen in dieſem Tempel mißhandelt und den zu ihrem Schutze herbeigeeilten König Teleklus getödtet zu haben, während die Meſſenier behaupteten, nicht Jungfrauen, ſondern verkleidete Spartaner ſeyen es geweſen, welche ihnen mit Dolchen unter ihren Frauenkleidern aufgelauert hätten. Noch weitere gegenſeitige Beleidigungen führten endlich zu einem erbitterten Kriege. Die Lacedämonier bemächtigten ſich eines feſten Platzes der Meſſenier an der Grenze, Amphea, und machten von hier aus verheerende Raubzüge auf das Gebiet ihrer Nachbarn. Dieſe, ein friedlicheres Volk, wurden Jahre lang von ihrem König Euphaes, welcher den kriegeriſchen Geiſt in ihnen zu entflammen wußte, in den Waffen und in der Kriegszucht geübt, bis ſie ſich mit den waffenkundigen Nachbarn im Streite meſſen konnten. Dann aber zeigten ſie ſich ihnen im Kampfe gewachſen und in zwei großen Schlachten blieb der Sieg unentſchieden. Während jedoch die hartnäckigen Spartaner an den Altären der Götter einen Eid abgelegt hatten, die Waffen nicht abzulegen und nicht nach Hauſe zurückzukehren, als bis ſie Meſſenien unterworfen, wurde das Heer der Meſſenier durch verſchiedene Unfälle und beſonders auch durch eine verheerende Seuche geſchwächt. Sie beſchloßen, von der Bergfeſte Ithome aus, wo ſie ſich verſchanzten, das Orakel zu befragen und erhielten die Antwort: Die Rettung Meſſeniens hänge davon ab, daß eine durch das Loos beſtimmte Jungfrau aus dem königlichen Hauſe geopfert werde. Das Loos traf die Tochter des Lyciſkus, aber dieſer entfloh ſogleich mit ihr nach Lacedämon. Der Krieger Ariſtodemus bot ſeine Tochter an; der Verlobte derſelben widerſetzte ſich aufs Aeußerſte; aber trotz ſeiner verzweifelten Gegenwehr brachte der Vater der Rettung des Vaterlandes das vergebliche Opfer dar. Zwar ſchlug Ariſtodemus, nach dem Tode des Euphaes König der Meſſenier, die Feinde in mehreren Schlachten; in einer derſelben wurden dreihundert Spartaner gefangen und an den Altären geſchlachtet; aber die Belagerung von Ithome dauerte noch Jahre lang fort; Ariſtodemus verzweifelte an der Rettung Meſſeniens und tödtete ſich endlich ſelbſt mit dem Schwerte. Die Meſſenier vertheidigten ſich noch mehrere Monate; endlich, nachdem ſie ihre beſten Leute verloren und Hunger litten, übergaben ſie die Feſte dem Feinde; ſie mußten ſich den Lacedämoniern unterwerfen und die Hälfte ihres Feldertrags dieſen abliefern. Ein Theil der Meſſenier wanderte nach Arkadien, Sicyon und Argos aus. Zwanzig Jahre hatte dieſer Krieg gedauert, der auch für die Spartaner reich an Verluſten war und ſchlimme Folgen für ſie hatte. Wegen der langen Abweſenheit der Spartaner von Hauſe und des Todes vieler Krieger wurden in Sparta zahlreiche Verbindungen geſchloſſen, und zwar auf Befehl des Staates, welche doch nach dem ſonſtigen Herkommen nicht als geſetzlich galten, und die Söhne, welche daraus ſtammten, wurden den andern Spartanern nicht ebenbürtig geachtet. Darüber erbittert, ließen ſie ſich mit den Heloten in eine Verſchwörung ein, welche den Staat mit großer Gefahr bedrohte, jedoch glücklich unterdrückt wurde. Aus der Stadt vertrieben ſchifften ſie nach Italien und gründeten die Stadt Tarent.

Die Erinnerung an die alte Freiheit lebte in Meſſenien unter der Laſt und der Entwürdigung fremder Herrſchaft fort; und als die Kräfte des Landes wieder hergeſtellt waren, erhoben ſich die Meſſenier unter ihrem Helden Ariſtomenes zum Aufſtand und Krieg gegen die Lacedämonier, etwa 40 Jahre nach dem Ende des erſten meſſeniſchen Krieges, ungefähr 685 bis 670 vor Chr. Ariſtomenes war ein Abkömmling des alten Königshauſes, und durch ſeine großen Eigenſchaften hatte er von früher Jugend an die Blicke ſeiner unterdrückten Landsleute auf ſich gelenkt, er hatte ihre Hoffnungen erweckt und ſie in der Stille zum Kampf vorbereitet. Er knüpfte Verbindungen mit Argos und Arkadien an, und nachdem er ſich des Beiſtandes dieſer Völkerſchaften verſichert hatte, gab er ſeinem Volke das Zeichen zum Aufſtand. Gleich im erſten Kampfe mit den Spartanern leuchtete ſeine Tapferkeit ſo hervor, daß ihn die Meſſenier zum König erwählen wollten, eine Ehre, die er beſcheiden ablehnte. Doch wurde er an die Spitze des Heeres geſtellt, und durch ein kühnes Wageſtück wollte er den Muth der Seinigen erhöhen, den Spartanern Trotz und Hohn bieten. Er ſchlich ſich bei Nacht in den Tempel der Pallas Athene in Sparta und hing daſelbſt, als Weihgeſchenk für die Göttin, einen Schild auf, welchen er von den Spartanern erbeutet hatte und auf welchen er dieß geſchrieben hatte. Der erbittertſte Krieg begann; die Spartaner wurden durch ein Orakel angewieſen, ſich einen Rathgeber oder Anführer von Athen zu erbitten; die Athener ſchickten ihnen den Tyrtäus, einen des Krieges unkundigen Mann,*) aber einen Dichter, welcher durch begeiſternde Schlachtgeſänge die Spartaner zum Kampf anfeuerte. Mehreremale erlitten die Lacedämonier ſchwere Niederlagen durch den Ungeſtüm und den Feldherrngeiſt des Ariſtomenes, durch die verzweifelnde Tapferkeit der Meſſenier; aber ihre Beharrlichkeit und die Geſänge des Tyrtäus (der ihnen auch rieth, Heloten an die Stelle der Gefallenen in das Heer aufzunehmen,) hielten ihren Muth aufrecht, während ſchon die meſſeniſchen Frauen Triumphgeſänge anſtimmten. Die Meſſenier hatten Eleer und Arkadier, Argiver und Sycionier zu Bundesgenoſſen, und die Nachkommen der meſſeniſchen Flüchtlinge ſtanden ihnen bei: auf der Seite der Lacedämonier fochten Korinthier und Lepreaten. Ariſtomenes beſonders that Wunder der Tapferkeit an der Spitze von achtzig auserleſenen Meſſeniern, ſeinen Altersgenoſſen, vermuthlich wie er aus Andania gebürtig. Nur der Umſtand, daß er an einem wilden Birnenbaum, vor welchem ihn der Seher Theoklus warnte, weil auf demſelben die Dioskuren, Kaſtor und Pollux ſäßen, ſeinen Schild verlor, ſoll die Lacedämonier in dem Treffen bei dem Denkmale des Ebers vom völligen Verderben gerettet haben. Seinen Schild ſoll er nachmals, auf eine Anfrage beim delphiſchen Orakel, in der Höhle des Trophonius zu Lebadia in Böotien wieder gefunden haben. Dann machte er mit einer auserleſenen Schaar einen Angriff auf die lakoniſche Stadt Pharis und gewann große Beute. In Sparta ſelbſt wollte er dann bei Nacht eindringen, wurde aber durch Erſcheinungen der Helena und der Dioskuren zurückgehalten. Zu Karyä lauerte er den Jungfrauen auf, welche der Artemis zu Ehren Reigen aufführten, ſchleppte dieſenigen, deren Väter ſich durch Reichthum und Anſehen auszeichneten, gefangen fort und ließ ſie dann gegen ein großes Löſegeld unverletzt wieder frei. Ein ähnliches Unternehmen gegen die lacedämoniſchen Frauen, welche zu Aegila der Demeter zu Ehren ein Feſt feierten, ſchlug fehl. Die Frauen ſetzten ſich zur Wehre, die meiſten Meſſenier wurden mit den Opfermeſſern und Spießen verwundet; auf Ariſtomenes ſchlugen ſie mit brennenden Fackeln und nahmen ihn gefangen. Aber in derſelben Nacht noch rettete er ſich nach Meſſenien; Archidamia, die Prieſterin der Demeter, ſchon zuvor von Liebe zu ihm entzündet, ſoll ihm zur Freiheit geholfen haben, und gab vor, Ariſtomenes habe ſeine Feſſeln durchgebrannt.

---

*) Er ſoll ein Kinderlehrer und auf einem Fuße lahm geweſen ſeyn.

Im dritten Jahre des Krieges, vor der Schlacht bei dem ſogenannten großen Graben, als aus allen arkadiſchen Städten Hülfsvölker bei den Meſſeniern angekommen waren, beſtachen die Lacedämonier den Ariſtokrates, den König und Anführer der Arkadier; und Pauſanias, der dieß erzählt, ſetzt hinzu: ſie ſeyen die Erſten geweſen, die einem Feind im Kriege Geſchenke gegeben und den Sieg im Felde käuflich gemacht hätten. Ariſtokrates nun ließ, als er die Geſchenke aus Lacedämon erhalten, Nichts gegen die Arkadier von ſeiner Abſicht merken; als aber die Heere eben anfingen handgemein zu werden, machte er den Arkadiern bange: ſie ſeyen an einem Ort aufgeſtellt, wo ihnen kein Weg zum Rückzug offen ſtehe, und die Opfer bedeuteten nichts Gutes. Jeder ſolle daher, ſobald er das Zeichen gebe, die Flucht ergreifen. Dieß that er denn gleich im Anfang der Schlacht, und ließ überdieß die Arkadier mitten durch die Meſſenier hindurch die Flucht nehmen, welche dadurch ſelbſt in große Verwirrung geriethen. Der Ueberzahl der Lacedämonier erlagen trotz aller Tapferkeit des Ariſtomenes die eingeſchloſſenen Meſſenier; eine große Menge fiel und unter ihnen Mehrere der erſten Männer. Ariſtomenes entkam, ſammelte nach der Schlacht die noch übrigen Meſſenier, rieth Andania und die übrigen Städte im Binnenlande größtentheils zu verlaſſen und ſich auf dem Berg und in der Stadt Eira anzubauen und zu verſchanzen. Hier wurden ſie von den Lacedämoniern eingeſchloſſen und belagert, hielten ſich aber, da die Stadt von der See her offen war, und ſie ſo Zufuhr erhielten, eilf Jahre lang, machten häufige und glückliche Ausfälle und Streifzüge in das lakoniſche und meſſeniſche Gebiet, und gewannen viele Beute an Lebensmitteln, die ſie verzehrten, ſo wie an ſonſtigen Gütern und Gefangenen, welche ſie verkauften. Die Lacedämonier ließen deßhalb Meſſenien und den daran ſtoßenden Theil Lakoniens unangebaut; dieß verurſachte einen Getreidemangel in Sparta und der Getreidemangel einen Aufſtand, welcher jedoch durch Tyrtäus geſtillt wurde. Der unermüdliche Ariſtomenes überfiel einmal das Städtchen Amyklä und plünderte es, ehe man von Sparta aus ihm zu Hülfe kommen konnte; bei einem andern

Streifzug aber ſtieß er auf eine bedeutendere Streitmacht der Lacedämonier, wurde mit einem Stein am Kopfe verwundet und mit fünfzig ſeiner Genoſſen gefangen. Die Lacedämonier beſchloſſen, dieſe Alle in eine Grube oder Schlucht hinabzuſtürzen, — die härteſte bei ihnen übliche Todesſtrafe. Alle übrigen Meſſenier kamen ſogleich um; Ariſtomenes aber kam durch ein Wunder lebend unten an. Er legte ſich nieder, zog das Gewand über das Geſicht und erwartete den Tod, der unvermeidlich ſchien. Am dritten Tag hörte er ein Geräuſch, enthüllte ſein Angeſicht und erblickte, da ſeine Augen ſchon an das Dunkel gewöhnt waren, einen Fuchs, der an den Leichnamen fraß. Als er ihm nahe gekommen, faßte er ihn beim Schweife, und mit der andern Hand hielt er ihm, ſo oft er ſich umkehrte, das Gewand hin und ließ ihn hineinbeißen. So ließ er ſich von dem davoneilenden Fuchs den Weg zeigen und fortſchleppen, bis ihn dieſer an ein Loch brachte, durch welches er, wo es zu eng war mit den Händen es erweiternd, glücklich entkam und wieder zu den Seinigen in Eira gelangte. Die Lacedämonier wollten an ſein Entkommen nicht glauben, bis er ſelbſt ſie davon überzeugte, indem er eine Schaar Korinthier, die ihnen zu Hülfe gekommen waren und ihr Lager nicht gehörig bewachten, bei Nacht überfiel, ihre Anführer tödtete und das Feldherrnzelt erbeutete. Er brachte jetzt dem Zeus Ithomatas zum zweitenmal das Opfer dar, welches man Hekatomphonia nennt, welches derjenige Meſſenier verrichtete, der hundert Feinde erlegt hatte, und wiederholte es ſpäter noch ein Mal. Während eines vierzigtägigen Waffenſtillſtandes wurde er von den Kretern, welche im Solde der Spartaner ſtanden, gefangen und in einen Bauernhof auf meſſeniſchem Gebiet geſchleppt, wo eine Mutter mit ihrer Tochter, die noch Jungfrau war, hauste; der Vater war geſtorben. Dieß Mädchen war durch einen bedeutſamen Traum in der vorhergehenden Nacht aufmerkſam gemacht worden: Wölfe führten ihr einen gefeſſelten Löwen zu, der keine Klauen hatte; ſie ſelbſt löste dem Löwen die Feſſeln, fand ſeine Klauen, gab ſie ihm und nun zerriß er die Wölfe. Als die Kreter den Gefangenen brachten, merkte ſie, daß der Traum in Erfüllung gehe, und als ſie ſeinen Namen erfahren, faßte ſie Muth und entſchloß ſich, der Weiſung des Traumes zu folgen. Sie ſchenkte den Kretern Wein ein, bis ſie berauſcht waren, löste die Feſſeln des Ariſtomenes und dieſer tödtete dann die Kreter mit dem Schwerte. So entkam er und die Jungfrau vermählte er zum Dank mit ſeinem erſt achtzehnjährigen Sohne Gorgus.

Aber im eilften Jahre der Belagerung war es vom Schickſal beſtimmt, daß Eira erobert und die Meſſenier vertrieben werden ſollten; die Pythia hatte dem Ariſtomenes und dem Seher Theoklus nach der Niederlage am Graben ein Orakel gegeben, welches den Fall von Meſſenien auf den Zeitpunkt verkündete, wenn ein Tragos das Waſſer der Neda (beim Berge und der Burg Eira) trinken würde. Tragos bedeutet Bock, aber in der Sprache der Meſſenier auch: wilder Feigenbaum. Sie hatten zuerſt nur an die erſte Bedeutung gedacht; als aber der Seher einen wilden Feigenbaum mit ſeinen herabhängenden Zweigen das Waſſer berühren ſah, erkannte er die Erfüllung des Orakels und zweifelte nicht mehr am Untergang der Meſſenier. Er theilte dieß jedoch nur dem Ariſtomenes mit, und dieſer, überzeugt, daß das Verderben nahe bevorſtehe, ſorgte wenigſtens ſo viel als möglich für die Zukunft. Es war etwas Geheimes und Heiliges im Beſitze der Meſſenier; wenn dieß verloren ginge, ſollte Meſſenien für immer in Vergeſſenheit ſinken; wenn es aber erhalten bliebe, ſollten die Meſſenier, nach der Verheißung des Orakels, ihr Land mit der Zeit wieder gewinnen. Dieß vergrub Ariſtomenes bei Nacht am einſamſten Ort des Berges Ithome, in der ſichern Hoffnung, die Götter würden es nicht in die Hände der Lacedämonier fallen laſſen.

Bald darauf wurden die Lacedämonier in einer ſtürmiſchen, entſetzlichen Regennacht durch den Sklaven eines angeſehenen Spartaners, des Polemarchen Emperamus, welchen eine Meſſenierin des Nachts zu ſich kommen ließ, auf Leitern über die von den Wächtern verlaſſenen Mauern in die Stadt geführt. Die Meſſenier, aus dem Schlafe aufgeſchreckt, ſetzten ſich entſchloſſen zur Wehre unter ihren tapfern Führern, welche ſie zur höchſten Kampfwuth entflammten. Drei Tage und Nächte lang wurde, bei fortwährendem ſtrömendem Regen, bei Sturm, Blitz und Donner wüthend geſtritten, von Männern und Weibern; aber die Lacedämonier, an Zahl überlegen, konnten ſich ablöſen, die Meſſenier mußten den Kampf ununterbrochen fortſetzen. Da ermahnte der Seher Theoklus den Ariſtomenes, den nutzloſen Kampf aufzugeben, und von den Meſſeniern ſo Viele als möglich und beſonders ſich ſelbſt zu retten und dem Vaterlande zu erhalten. Er ſelbſt aber ſtürzte ſich auf die Feinde, rief ihnen begeiſtert zu: „fürwahr! wenigſtens nicht in allen künftigen Zeiten werdet ihr fröhlich die Früchte der Meſſenier genießen!“ und fiel dann, nachdem er ſeine Rache mit dem Blute vieler Feinde geſättigt. Ariſtomenes aber rief die Meſſenier bis auf wenige Tapfere vom Kampfe zurück, hieß ſie Weiber und Kinder in ihre Reihen aufnehmen und ihm unter Anführung von Gorgus und Mantiklus, dem Sohne des Sehers, folgen, wo er einen Ausweg öffnen würde. Er eilte gegen die vorderſten Reihen der Lacedämonier und gab durch Gebärden und Bewegungen des Speeres zu verſtehen, daß er um freien Durchzug bitte. Die Spartaner, auf den Rath des anweſenden Wahrſagers Hekos, bewilligten dieß, da ſie nicht für gerathen hielten, wüthende und bis zur Verzweiflung gebrachte Menſchen noch wilder zu machen.

Als die Arkadier die Einnahme von Eira erfuhren, forderten ſie von Ariſtokrates, ſie dahin zu führen, da ſie die Meſſenier retten oder mit ihnen umkommen wollten. Dieſer verſicherte ſie, es ſey kein Meſſenier mehr am Leben. Als ſie aber das Gegentheil erfuhren, und daß ihrer Viele gezwungen Eira verließen, luden ſie die Flüchtlinge durch ihre angeſehenſten Männer ein, ſich bei ihnen, auf dem Berge Lycäus anzuſiedeln, hielten Nahrungsmittel und Kleider für ſie bereit und nahmen ſie aufs gaſtfreundlichſte auf, bemüht ſie auf jede Weiſe zu tröſten. Sie wollten ſie ſogar in ihre Städte aufnehmen und zu ihren Gunſten das Land neu vertheilen.

Noch ließ der kühne Held Ariſtomenes den Muth nicht ſinken; das Leid um Eira und der Haß gegen die Lacedämonier gaben ihm einen neuen Plan ein. Er wählte fünfhundert Meſſenier, deren Todesverachtung er kannte, aus den übrigen aus, und legte ihnen in Anweſenheit des Ariſtokrates und der Arkadier die Frage vor, ob ſie bereit ſeyen, ihr Vaterland rächend, mit ihm zu ſterben? Er wußte nämlich noch nicht, daß der König der Arkadier ihn früher verrathen und verkauft hatte, und ſchrieb deſſen Flucht aus dem Treffen nur ſeiner Unmännlichkeit und Feigheit zu. Als Alle ſeine Frage bejahten, entdeckte er ihnen ſein Vorhaben, in der nächſten Nacht gegen Sparta zu ziehen; denn es waren jetzt die meiſten Spartaner in Eira und gingen immer Weitere dorthin, um die Güter der Meſſenier fortzuſchaffen. Nun gedachte Ariſtomenes Sparta erobern zu können und es dann gegen Eira wieder auszutauſchen; mißlinge aber auch das Unternehmen, ſo werde ihnen die That unſterblichen Nachruhm erwerben. Dreihundert Arkadier wollten an dieſem Wageſtück theilnehmen, da jedoch die Opfer nicht günſtig waren, zögerten ſie mit dem Aufbruch; am folgenden Tag aber entdeckten ſie, indem einige Arkadier einem von Sparta zurückkehrenden Sklaven des Königs auflauerten und ihm einen Brief an ihren König abnahmen, daß Ariſtokrates ſie zum zweitenmal an die Lacedämonier verrathen hatte. Sobald dieß ſämmtliche Arkadier erfuhren, warfen ſie den verrätheriſchen König mit Steinen und forderten auch die Meſſenier dazu auf. Dieſe blickten auf Ariſtomenes hin; der Held ſenkte die Augen zur Erde und weinte; ſo tödteten die Arkadier ihren König allein, ſchleppten ihn dann über ihre Grenzen, ohne ihn zu begraben und ſetzten in den heiligen Bezirk des Zeus Lycäus eine Denkſäule mit einer Inſchrift, welche den Frevel und die Strafe des verrätheriſchen Königs zur Warnung für Andere verewigte. Des Ariſtomenes Schwager Euergetidas zog, als des Erſtern Plan gegen Sparta vereitelt war, mit fünfzig Meſſeniern wieder gegen Eira, überfiel die plündernden Sieger und richtete ein großes Blutbad an, kam jedoch ſelbſt dabei um.

Alle Meſſenier um Eira herum und im ganzen Lande, welche zurückblieben, machten die Spartaner zu Heloten oder den Heloten gleich;

die Bewohner aber der noch nicht eroberten Seeſtädte, wie Pylos und Mothone, ſegelten nach der Erſtürmung von Eira nach Cyllene, der Hafenſtadt der Eleer, ließen von dort den Meſſeniern in Arkadien ſagen, ſie wünſchten mit ihnen zu Schiff ein Land aufzuſuchen, wo ſie ſich niederlaſſen könnten, und forderten den Ariſtomenes auf, ihr Führer zu ſeyn. Er antwortete: ſo lange er lebe, werde er gegen die Lacedämonier Krieg führen, gewiß, ihnen immer ein Unheil zu bereiten; ſtatt ſeiner gab er ihnen Gorgus und Mantiklus zu Anführern. Alle Meſſenier, welche an der Niederlaſſung theilnehmen wollten, hieß er nach Cyllene gehen, was auch Alle thaten, welche nicht hohes Alter oder Armuth daran hinderte. Dieſe blieben bei den Arkadiern. Die Uebrigen blieben den Winter in Cyllene, und als ſie im Früjahr beriethen, wohin ſie ſich wenden ſollten, lud ſie Anaxilaus von Rhegium zu ſich nach Italien, und forderte ſie dann auf, mit ihm nach Sicilien hinüberzuſchiffen und die Stadt Zanklä zu erobern. Dieß geſchah; die Meſſenier beſiegten die Zankläer, bewohnten aber dann die Stadt mit ihnen gemeinſchaftlich und nannten ſie Meſſene (jetzt Meſſina). So fanden die vertriebenen Meſſenier ein Ziel ihres Umherirrens. Ariſtomenes aber ſollte ſeinen Feinden, den Lacedämoniern, kein Leid mehr anthun; er ſtarb auf einer Reiſe, die er nach Medien unternehmen wollte, nachdem er zuvor eine Tochter mit dem Beherrſcher von Jalyſus auf der Inſel Rhodus, vermählt hatte. Dieſer, Damagetus mit Namen, hatte damals den delphiſchen Apollo befragt, Weſſen Tochter er zur Frau nehmen ſolle, und von der Pythia den Orakelſpruch erhalten: die Tochter des trefflichſten Mannes unter den Hellenen zu heirathen; und da er der Meinung war, daß Ariſtomenes bei weitem der Trefflichſte unter den damals lebenden Hellenen ſey, heirathete er deſſen Tochter. Auf Rhodus ſtarb auch, wie es ſcheint, der Vertheidiger und Held Meſſeniens; die Rhodier errichteten ihm ein ausgezeichnetes Grabmal und erwieſen ihm beſondere Verehrung.

Da der ſogenannte dritte meſſeniſche Krieg zwei Jahrhunderte ſpäter fällt, wird von ihm erſt in einem folgenden Abſchnitt erzählt werden.

Hatten gleich die Spartaner ſelbſt auch durch die beiden langen und blutigen Kriege mit den Meſſeniern viel gelitten, ſo ſicherte doch der endlich errungene Sieg, der ſie zu förmlichen Herren eines ſo großen Theils der Halbinſel machte, fortan ihr Uebergewicht über den Peloponnes und über ganz Griechenland, und im Weſentlichen den Geſetzen Lykurgs und ſeiner Verfaſſung treu bleibend, erſtarkte und befeſtigte ſich ihr kriegeriſcher, jedoch nicht mit Ungeſtüm auf Eroberungen ſich ſtürzender Staat. Sie begnügten ſich damit, die andern griechiſchen Staaten oder Städte zur Einführung einer der ihrigen gleichartigen Verfaſſung und Regierung zu nöthigen, wo immer ſich eine Gelegenheit darbot, ſich in deren Angelegenheiten zu miſchen, und Thucydides ſagt von ihnen, daß ſie, mittelſt ihrer guten Verfaſſung und Eintracht im Innern, endlich, einige Jahre vor dem Anfang der Perſerkriege, die Tyrannen oder Gewaltherrſcher im ganzen Hellenenlande, mit Ausnahme von Sicilien, geſtürzt haben. Die Tyrannen oder Gewaltherrſcher gingen meiſt aus einer Volksherrſchaft (Demokratie) hervor und ſtanden mehr den alten, angeſehenen Geſchlechtern als der Maſſe des Volkes feindſelig gegenüber, vielmehr begünſtigten ſie dieſes und ſchmeichelten ihm. Die Vornehmen (Ariſtokraten) wurden von ihnen gedrückt, vertrieben, oder flohen ſie ſelbſt und ſuchten Schutz und Hülfe bei den Lacedämoniern, welche ſie ihnen bereitwillig gewährten, weil ſie durch ihre Zurückführung und die Wiederbegründung ihrer Herrſchaft ſelbſt mächtiger wurden. Auf dieſe Weiſe erlangten ſie nach und nach, weil die ihnen anhängliche und von ihrer Hülfe abhängige ariſtokratiſche Partei faſt in ganz Griechenland zur Herrſchaft kam, nicht nur das größte Anſehen. ſondern auch die förmliche Vorſtandſchaft (Hegemonie) von ganz Griechenland. Hiebei zeigten ſie ſich inſofern uneigennützig, als ſie von den ihrer Leitung folgenden Staaten keine Steuern (zur Führung des Krieges) verlangten, ſondern nur darauf bedacht waren, daß Wenige herrſchten. Doch ſtieg ihre Macht nur allmälig zu dieſer Höhe, und noch kurz ehe Kröſus ihre Bundesgenoſſenſchaft ſuchte, weil man ſie ihm als das mächtigſte Volk Griechenlands nannte, (etwa 550 vor Chr.) hatten ſie mit den Tegeaten, einem arkadiſchen Volke, lange unentſchieden, ja unglücklich gekriegt, endlich jedoch den Sieg davongetragen und dadurch ohne Zweifel über ganz Arkadien ein entſchiedenes Uebergewicht erlangt. Und wenn gleich die Lacedämonier eigentlich kein ſeefahrendes Volk waren, unternahmen ſie doch, wie ſchon erzählt, längere Zeit vor den Perſerkriegen, 528 vor Chr. einen Zug zur See gegen Polykrates von Samos, wozu ihnen entweder ihre lakoniſchen und meſſeniſchen Unterthanen, oder die mit ihnen verbündeten, ihrer Hegemonie folgenden Korinthier die Schiffe und Schiffsmannſchaft lieferten. Ob und wie weit zur Zeit der Perſerkriege ihre alte Sitteneinfalt und Strenge und die von Lykurg beabſichtigte Gleichheit noch bei den Spartanern geherrſcht habe, läßt ſich nicht zuverläſſig ausmachen, und manche Umſtände laſſen daran zweifeln. Der Unterſchied von Armen und Reichen ſcheint auch ſchon damals dieſem Staate nicht fremd geblieben zu ſeyn; und wenn Gold und Silber ſeinen Bürgern gänzlich gleichgültig geweſen wären, ſo hätten die glänzenden Silbergeſchirre des Mäandrius und die Talente des Ariſtagoras gar keinen Eindruck machen, keine Beſorgniſſe erregen können.

Ueber die Könige der Lacedämonier aus dieſer frühern Zeit iſt nicht viel zu ſagen, auch war die Verfaſſung von der Art, daß ſie auf die Verwaltung und Führung des Staates keinen ſehr großen Einfluß hatten, ſondern durch die Geronten, durch die Ephoren und die Orakel, welche von Sparta beſonders häufig befragt wurden, ſehr beſchränkt waren. Ihre wichtigſte Obliegenheit war die Anführung des Heeres, und dieſe erforderte in jenen einfachen Zeiten, bei der Art der Kriegführung der Spartaner, weniger Feldherrntalente als perſönliche Tapferkeit, und dieſe mag den ſpartaniſchen Königen nicht leicht gefehlt haben. Im Uebrigen ſollte die Weisheit und Güte und die ſtrenge Beobachtung der Geſetze die Mittelmäßigkeit eines Königs vergüten, oder ſeine Schlechtigkeit unſchädlich machen. Der König Teleklus, aus dem Hauſe der Agiden, (das andere hieß das der Eurypontiden oder Prokliden,) ſoll von den Meſſeniern getödtet worden, und ſein Tod eine Veranlaſſung des Kriegs geweſen ſeyn, etwa 743 vor Chr. Den erſten Krieg führten dann deſſen Sohn Alkamenes und Theopompus; und unter der Herrſchaft des Letztern und des Polydorus ſollen die Ephoren eingeführt, oder ihnen ein Theil der Rechte und Obliegenheiten der Könige übertragen worden ſeyn. Während des zweiten meſſeniſchen Krieges herrſchten in Sparta Anaxander und Anaxidamus. Von dem König Anaxandridas erzählt Herodot folgendes. Er hatte eine Frau nach ſeiner Neigung, die aber kinderlos blieb. Deßwegen beriefen ihn die Ephoren und forderten ihn auf, damit der Stamm des Euryſthenes nicht ausſterbe, ſeine jetzige kinderloſe Frau zu entlaſſen und eine andere zu heirathen. Er erklärte, keines von beiden thun zu wollen, da dieß kein ſchöner Rath von ihnen ſey. Die Ephoren und die Alten beriethen ſich nun von Neuem, und forderten ihn auf, unter Androhung ſchlimmer Beſchlüſſe der Spartiaten über ihn, neben ſeiner jetzigen Frau, die er behalten möge, noch eine zweite zu nehmen, welche vielleicht Kinder haben werde. Dieß that Anaxandridas und lebte mit zwei Frauen in zwei Haushaltungen, was ganz gegen die Sitte der Spartiaten war. Nach einiger Zeit gebar die zweite Frau einen Sohn, Kleomenes, und bald darauf auch die erſte den Dorieus, und auf dieſen noch den Leonidas und den Kleombrotus. Die zweite Frau bekam keine Kinder mehr; Kleomenes aber wurde, obwohl er ein unbeſonnener Mann und kaum recht bei geſundem Verſtande war, als der Erſtgeborene, König. Dorieus aber, der Erſte unter allen ſeinen Altersgenoſſen, und ſich wohl bewußt, daß er ſeinem Werthe nach König ſeyn ſollte, konnte die Herrſchaft ſeines Halbbruders nicht ertragen, erbat ſich von den Spartanern Volk, mit welchem er eine Kolonie gründen wollte, und ſchiffte fort, ohne jedoch das Orakel zu befragen und die religiöſen Gebräuche zu beobachten. Er ſteuerte nach Libyen und gründete in einer ſchönen Landſchaft eine Niederlaſſung, wurde aber vertrieben, kam in den Peloponnes zurück und faßte den Entſchluß, nach Sicilien ſich zu wenden. Auf Gutheißen des Orakels ſchiffte er dahin, fiel aber in einer Schlacht gegen die Phönicier und Egeſtäer mit dem größten Theile ſeiner Mitauswanderer. Hätte er ausgehalten, ſo wäre er König von Sparta geworden; denn **Kleomenes** ſtarb ohne Söhne, und **Leonidas** folgte ihm in der Königswürde, welcher durch ſeinen Heldentod ſo berühmt wurde.

VIII.

Frühere Geſchichte von Athen. Theſeus. Kodrus. Die Archonten. Drakon. Solon und ſeine Geſetzgebung. Piſiſtratus.

In die fabelhafte Zeit fallen Cekrops, der angebliche Gründer von Athen, und Theſeus, der Sohn des Aegeus, welcher die zwölf Flecken, aus welchen Athen bis zu ſeiner Zeit beſtanden, zu einer Stadt vereinigt haben ſoll. Den Namen der Stadt leitet die Sage davon ab, daß Poſeidon und Pallas Athene ſich geſtritten, welche Gottheit der neugegründeten Stadt den Namen geben ſolle, und daß ſie übereingekommen, dieſe Ehre ſolle derjenigen Gottheit zuſtehen, welche die nützlichſte Gabe aufweiſe. Da habe Poſeidon das Pferd erſchaffen, Athene aber den Oelbaum ſprießen laſſen und ſey hiedurch Siegerin geworden.

Die Sage verherrlicht Athen ferner dadurch, daß daſelbſt, auf dem Hügel **Kolonos**, einem der Bezirke oder Gauen, der von Theben vertriebene, blinde Oedipus, zur Zeit des Theſeus, eine ſchützende Freiſtätte und einen verſöhnenden und verklärenden Tod gefunden, und die Stadt dafür ſterbend geſegnet habe, und erzählt von Oreſtes, welchen die Eumeniden (Furien) wegen Ermordung ſeiner Mutter verfolgten, daß er in Athen durch Vermittlung der Schutzgöttin dieſer Stadt, von dem Areopagus, dem uralten Gericht der Athener, von ſeinem Verbrechen freigeſprochen und gereinigt worden. Seinen Namen führte der Hügel und das daſelbſt ſitzende Gericht der Sage nach von dem Umſtand, daß der **Kriegsgott**, Ares, daſelbſt zuerſt wegen Tödtung des Halirrhotius vor Gericht geſtanden ſeyn ſollte.

So viel Fabelhaftes von Theſeus berichtet wird, welcher vor dem trojaniſchen Kriege gelebt haben müßte, ſo leitet doch der nüchterne Thucydides ſelbſt von ihm gewiſſe Einrichtungen des atheniſchen Staates her. Bis auf ihn ſey die Bevölkerung von Attika, welche Landſchaft einen Flächenraum von nur etwa vierzig Quadratmeilen hatte, in verſchiedene Stadtgemeinden unter beſondere Obrigkeiten vertheilt geweſen; man kam nicht zur Berathung bei dem Könige zuſammen, ſondern jeder Ort oder Bezirk berathſchlagte für ſich, und einige führten ſogar Kriege mit einander, wie die Eleuſinier unter Eumolpus mit Erechthus, dem Athener. Theſeus aber hob, als er König wurde, da er Einſicht mit Macht verband, die Obrigkeiten und Rathsgebäude in den übrigen Bezirken auf, errichtete Ein Haus zur Berathung für Alle, und machte die Genoſſen der einzelnen Bezirke zu Bürgern Einer Hauptſtadt, welche jetzt ſchnell zu bedeutender Größe heranwuchs, während ſie vorher hauptſächlich nur aus der Burg (Akropolis) und dem ſüdlich daran ſtoßenden Theile beſtand. Die meiſten Athener aber blieben, obgleich ſie ſich an die Eine Stadt zu halten genöthigt waren, doch in ihren Häuſern und auf ihren Gütern auf dem Lande wohnen, wo ſie ihre Familienheiligthümer hatten, und nur wenn Noth und Gefahr ſie zwang, vertauſchten ſie den ländlichen Aufenthalt mit dem in der Stadt.

Mehrere Könige aus dem Geſchlechte des Theſeus werden aufgezählt: Demophoon, Oxintes, Aphidas, Thymötes. Als zwiſchen den Athenern und ihren Nachbarn den Böotiern ein Zwiſt über die Grenzmarken ihrer Gebiete ausbrach, ſollte dieſer durch einen Zweikampf zwiſchen beiden Königen entſchieden werden. Thymötes ſchlug den Kampf aus; ein meſſeniſcher Flüchtling, Melanthus mit Namen, trat für ihn ein, tödtete den Gegner durch eine Liſt, entthronte den feigen Athener und erlangte die Herrſchaft über Athen. Mit ihm, der von Neſtor abſtammte, wanderten in Athen, welches ſehr vielen Flüchtlingen und Vertriebenen eine Zuflucht und zweite Heimath ward, zwei Männer aus demſelben Geſchlecht ein, Päon und Alkmäon, die Stammväter zweier mächtigen und angeſehenen Familien. Während der Herrſchaft von Melanthus' Sohn, Kodrus drangen die Herakliden und Dorier, auf ihrem Zuge gegen den Peloponnes, in Attika ein. Das Delphiſche Orakel hatte ihnen den Sieg über die Athener verheißen, wenn ſie den König derſelben nicht tödteten. Auf dieß hin miſchte ſich Kodrus, der dieß Orakel erfahren, verkleidet unter die Doriſchen Krieger, fing mit ihnen Händel an und wurde von ihnen erſchlagen. Als die Athener ſich durch Geſandte die Leiche ihres Königs erbitten ließen, erkannten die Dorier das Mißgeſchick, das ſie betroffen, verzweifelten am Siege, brachen ihr Lager ab und zogen weiter. Einige Dorier hatten ſich ſchon in die Stadt geſchlichen und hielten ſich verſteckt. Als ſie ſich von den Ihrigen im Stiche gelaſſen ſahen, flüchteten ſie ſich auf den Areopag und zu den Altären der Furien, (Eumeniden,) und wurden unverletzt entlaſſen, weil die Athener die Freiſtätte und das Recht der Schutzflehenden heilig hielten. Schon jetzt ſollten die Dorier, die Väter der Lacedämonier, auf die Verfaſſung Athens einen wichtigen nicht beabſichtigten Einfluß üben; denn es wird berichtet, daß die Athener beſchloßen, damit der heldenmüthige Kodrus keinen ſeiner unwürdigen Nachfolger bekomme, an die Stelle der Könige Archonten treten zu laſſen. Zwar war dieſe Würde lebenslänglich und erblich, aber doch wurde mit dem Namen wohl auch die Macht zuerſt eingeſchränkt. Des Kodrus Nachfolger war ſein Sohn Medon, als erſter Archon; ein jüngerer Bruder Nileus wollte ihn, weil er lahm war, verdrängen; aber das delphiſche Orakel entſchied für Medon, und nun zog Nileus mit ſeinen jüngern Brüdern und einer großen Schaar von Athen aus und gründete in Kleinaſien viele der joniſchen Kolonien. Von einer Reihe von Archonten während mehrerer Jahrhunderte und von den Thaten und Schickſalen Athens während dieſes langen Zeitraums wird nichts Denkwürdiges berichtet, doch iſt nicht zu zweifeln, daß dieß rührige und begabte Volk in ſeiner Bildung, in Künſten, Verkehr und Reichthum bedeutende Fortſchritte machte. Sang doch ſchon ſieben Jahrhunderte vor Chriſtus der atheniſche Dichter Tyrtäus ſeine begeiſternden Kriegslieder im meſſeniſchen Kriege! Um dieſelbe Zeit wurde das Archontenamt, nachdem es ſchon früher auf zehn Jahre beſchränkt worden war, jährlich neu beſetzt und an die Stelle Eines Archon deren neun gewählt und zwar aus den Adelsgeſchlechtern der Eupatriden, wie ſie in Athen hießen. Der Erſte gab dem Jahre ſeinen Namen und hieß deßwegen Eponymos; der zweite hieß Archon Baſileus, d. h. König, und dieſer ſtand hauptſächlich dem Cultus, den Opfern und allen religiöſen Angelegenheiten vor; der dritte hieß Archon Polemarchos, d. h. Kriegsvogt; die ſechs übrigen hießen Thesmotheten, d. h. die mit der Aufrechthaltung und Ordnung der Geſetze Beauftragten. Dieſe Veränderung läßt auf wichtige Veränderungen im Innern des Staates ſchließen, wovon uns das Genauere nicht bekannt iſt. Sehr wahrſcheinlich iſt jedoch, daß nicht geringe Parteiungen und Zerwürfniſſe unter den Einwohnern, zwiſchen den vornehmen und alten Geſchlechtern unter ſich, zwiſchen ihnen und den geringern Bürgern und zwiſchen Armen und Reichen herrſchten; und man wird in dieſer Vermuthung beſtärkt durch die wegen ihrer Härte und Grauſamkeit berüchtigte Geſetzgebung Drakons. Ein tugendhafter aber ſtrenger Mann, übernahm er als Archon die Aufgabe, neue Strafgeſetze einzuführen — die Verfaſſung ließ er unberührt — und dieſe waren ſo hart, daß man geſagt hat, ſie ſeyen nicht mit Tinte, ſondern mit Blut geſchrieben geweſen. Dieſe grauſamen Geſetze deuten wohl ſicher auf einen Zuſtand verwilderter Sitten hin, wofür ſie ein Heilmittel ſeyn ſollten, die ſie aber nur noch wilder machten, weil ſie entweder erbitterten, oder nicht angewendet wurden und ſo ihr Anſehen verloren. Er kannte keine andere Strafe als die Todesſtrafe, die er auf alle große und kleine Verbrechen und Vergehen und ſelbſt auf den Müſſiggang ſetzte. Indeſſen iſt von dieſem Manne, der die dunklere Geſchichte von Athen beſchließt, — er lebte und gab ſeine Geſetze etwa 620 vor Chr. — und von ſeiner Geſetzgebung wenig Zuverläſſiges bekannt.

Wie der Zuſtand von Athen um jene Zeit, nach der Geſetzgebung

Drakons, und trotz derſelben, war, zeigt folgendes Ereigniß, das ſich etwa 612 vor Chr. begab. Cylon, ein Athener von edlem Geſchlechte und großem Anſehen, der in Olympia einen Preis davongetragen, war mit einer Tochter des Tyrannen von Megara, Theagenes, vermählt. Er gelüſtete auch nach der Tyrannei, befragte das Orakel zu Delphi und erhielt die Antwort, er ſolle am größten Feſte des Zeus die Burg von Athen beſetzen. Er zog Kriegsleute von Theagenes an ſich, gewann ſeine Freunde für ſeinen Plan, und beſetzte während der Feſtfeier zu Olympia die Burg, um ſich der Gewaltherrſchaft zu bemächtigen, weil er dieß Feſt, obwohl vielleicht mit Unrecht, für das größte des Zeus hielt. Die Athener rückten, ſobald ſie dieß erfuhren, ſchaarenweiſe vom Lande gegen Cylons Partei, lagerten ſich vor der Burg und ſchloßen ſie ein. Die Belagerten geriethen durch Mangel an Waſſer und Lebensmitteln in große Noth. Cylon und ſein Bruder entkamen; die Uebrigen ſetzten ſich, als ſchon Einige Hungers ſtarben, als Flehende auf den Altar in der Burg. Die Athener, welchen die Wache aufgetragen war, der Archon Megakles mit ſeinen Amtsgenoſſen an der Spitze, forderten ſie auf, als ſie ſie im Heiligthume mit dem Tode ringen ſahen, wegzugehen und verſprachen ihnen kein Leid zuzufügen, dann aber fielen ſie über ſie her und tödteten ſie. Wegen dieſes Verbrechens wurden ſie und ihre Nachkommen Fluchbeladene und Frevler an den Göttern genannt, auch aus der Stadt verbannt, ſpäter aber wieder zurückgerufen und es lebten fortwährend Abkömmlinge von ihnen in Athen.

In ſolcher Verwirrung und Unordnung befand ſich Athen, als daſelbſt Solon auftrat. Er ſtammte aus einem alten, angeſehenen Geſchlecht, aus dem Hauſe des Kodrus, auch war ſein Vater Exekiſtides reich geweſen, war aber durch Aufwand und Wohlthätigkeit in ſeinem Vermögen heruntergekommen. Solon verſchmähte es, von ſeinen Freunden ſich unterſtützen zu laſſen, und erwarb ſich, wie es ſcheint, durch eigne Thätigkeit, durch Handelſchaft und Reiſen, Vermögen, und zugleich vielfache Erfahrung und Einſicht. Andere Nachrichten melden, er ſey nur der Vermehrung ſeiner Kenntniſſe und als Liebhaber der Weisheit gereist, denn er beſaß eine unerſättliche Luſt zu lernen, und es iſt uns der Spruch von ihm aufbehalten:

„Lernend ohn' Unterlaß ſchreit' ich im Alter voran.“

Solon liebte und geſtattete ſich einen heitern und freien Lebensgenuß, den er auch in ſeinen Gedichten vielfach beſang und empfahl; er beſaß nämlich ein dichteriſches Talent, welches er in frühern Zeiten nur zu ſeiner Unterhaltung anwandte; ſpäter aber faßte er auch Sprüche der Weisheit in Verſe, ſprach darin ſeine Grundſätze über die Einrichtung und Verwaltung des Staates aus, und kleidete Ermahnungen, Warnungen und Tadel an ſeine Mitbürger in Gedichte. Wegen ſeiner Einſicht in die Sitten- und Staatslehre wurde er zu den ſieben Weiſen gerechnet. Mit Hülfe ſeines poetiſchen Talents that ſich Solon zuerſt, wie berichtet wird, im öffentlichen Leben hervor. Die Athener waren eines langen und ſchwierigen Krieges, welchen ſie mit Megara — das von den Doriern in Beſitz genommen war, — um den Beſitz der Inſel Salamis führten, ſo müde geworden, daß ſie bei Todesſtrafe verboten, in einem Geſetzesvorſchlage oder in einer Rede auf die Eroberung der Inſel anzutragen. Solon, der eine ſolche Schmach unerträglich fand und viele junge Männer von Kriegsluſt erfüllt ſah, ſtellte ſich verrückt und ließ die Kunde davon in der Stadt verbreiten. Indeſſen fertigte er ein Gedicht, Salamis betitelt, in hundert recht ſchönen Diſtichen, welches zur Eroberung der Inſel aufforderte, prägte es ſeinem Gedächtniß wohl ein, um es frei vortragen zu können, und lief dann eines Tages in wunderlichem Anzug auf den Markt. Als viel Volk zuſammenlief, ſtieg er auf den Stein des Heroldes und trug ſingend ſein Gedicht vor, welches großen Beifall fand. Die Bürger, von Solons Freunden bearbeitet, beſchloßen dem Rathe zu folgen, hoben das Geſetz auf, begannen den Krieg von neuem und wählten Solon zum Feldherrn, welcher die Megareer ſchlug und die Inſel Salamis wegnahm. Der noch länger fortdauernde Krieg mit Megara wurde dann durch fünf Spartaner als Schiedsrichter geſchlichtet.

Solons Anſehen in ganz Griechenland ſtieg noch, als er ſeine Stimme für den Tempel in Delphi erhob, und verlangte, man ſolle ſich deſſelben annehmen und den Freveln der Cirrhäer, welche einen dem Apollo geweihten Landſtrich ſich zugeeignet und Weihgeſchenke aus ſeinem Tempel geraubt hatten, nicht unthätig zuſehen; und auf ſeine Mahnung erklärten die Amphiktyonen den Cirrhäern den Krieg, und zogen ſie endlich zur gebührenden Strafe. Dieß war der erſte ſogenannte heilige Krieg, etwa 600 — 590 vor Chr.

In Athen dauerten die Unruhen wegen des gegen Cylons Anhänger begangenen Frevels fort; die Geretteten von Cylons Partei gewannen wieder Macht und befehdeten die Anhänger des Megakles unaufhörlich. Solon, in Verbindung mit den vornehmſten Athenern, bewog nun die ſogenannten Fluchbeladenen durch dringende Bitten, ſich der Entſcheidung eines Gerichts von dreihundert der rechtſchaffenſten Bürger zu unterwerfen. Sie wurden verurtheilt und Alle, die von ihnen noch lebten, des Landes verwieſen. Um die Stadt, welche damals Salamis wieder verlor und durch viele ſchlimme Zeichen und Vorbedeutungen geängſtigt wurde, zu entſündigen und zu reinigen, wurde Epimenides von Phäſtus auf Kreta berufen, welchen Einige zu den ſieben Weiſen zählen. Er kam und leiſtete dem Solon, mit welchem er enge Freundſchaft ſchloß, ſehr wichtige Dienſte, indem er ſeiner Geſetzgebung den Weg bahnte. Er lehrte die Athener größere Einfachheit im Götterdienſte, hob viele ungriechiſche Gebräuche auf und machte die Bürger gehorſamer gegen die Pflichten der Gerechtigkeit und williger zur Eintracht. Doch war die Stadt von der Ruhe und Ordnung noch weit entfernt, und die Parteien bekämpften ſich fortwährend. Die auf der Ebene Wohnenden, die Güterbeſitzer und Reichen verlangten eine ariſtokratiſche oder oligarchiſche Verfaſſung, — die Herrſchaft verhältnißmäßig Weniger, der reichen und alten Familien, — die Gebirgsbewohner, d. h. die Aermeren und Geringeren, Hirten und Tagelöhner, wollten eine demokratiſche Verfaſſung, Gleichheit der Rechte aller Bürger, wodurch ihnen, als der Mehrzahl, die Gewalt zufallen mußte; die Bewohner der Küſte endlich, die mittleren Bürger, Handelsleute, Handwerker, Seefahrer, verlangten eine mittlere und gemiſchte Form der Regierung, ſo daß die Freiheit ſämmtlicher Bürger nicht beeinträchtigt und unterdrückt würde, aber auch nicht die große Maſſe herrſchte. Weil gerade auch die Ungleichheit zwiſchen Reichen und Armen aufs höchſte geſtiegen war, ſtand es ſehr ſchlimm in der Stadt. Die Maſſe des geringeren Volkes war den Reichen verſchuldet; die Einen mußten ihnen frohnen, oder einen großen Theil ihres Feldertrags entrichten; Andere, welche ſich mit ihrer Perſon verpfändet hatten, fielen den Gläubigern als Eigenthum zu, und mußten entweder im Lande Sklavendienſte thun oder wurden ins Ausland verkauft. Manche verkauften aus Noth ihre eigenen Kinder und Viele verließen das Land, um ſich ihren Gläubigern zu entziehen. Die Entſchloſſenſten und Stärkſten unter den Armen drohten dieſen Zuſtand nicht länger zu dulden, ſondern das Vermögen, das Land insbeſondere, neu zu vertheilen und überhaupt die ganze Verfaſſung umzugeſtalten; und nur die unumſchränkte Gewalt eines Einzigen ſchien die Ordnung und Ruhe wiederherſtellen zu können. In dieſer Noth wurde Solon, der weder zu den Armen noch zu den ſehr Reichen gehörte, und welchen durchaus kein Vorwurf der Ungerechtigkeit traf, zum Archon, Friedensſtifter und Geſetzgeber gewählt, und von den verſchiedenen Parteien dringend um Uebernahme dieſer ſchwierigen Aufgabe gebeten, 594 vor Chr. Ungern, wie es ſcheint, willigte er ein, weil er die Habſucht der einen Partei und den Uebermuth und die Zügelloſigkeit der andern fürchtete. So groß war das Vertrauen Aller zu ihm, daß ihm die Häupter der Parteien die Alleinherrſchaft anboten, um deſto freier und kühner verfahren zu können, daß viele Bürger geneigt waren, dem Staate den gerechteſten und verſtändigſten Mann zum Beherrſcher zu geben, und ſeine Freunde ihn tadelten, daß er blos um des Namens willen die Allein- oder Gewaltherrſchaft fliehe: er aber blieb feſt gegen Bitten, Verlockungen, Tadel und Spott, theils weil er die Gefahren der Gewaltherrſchaft (Tyrannei) erkannte,

— er ſagte: ſie ſey ein ſchönes Landhaus, habe aber keinen Ausgang, — theils weil er ſeinen Ruhm dadurch zu beflecken glaubte. Wie wenig es ihm aber an Kühnheit und Muth fehlte, zeigte er durch ſeine Geſetzgebung, durch welche er Viele gegen ſich aufbrachte, obgleich er mit der möglichſten Schonung verfuhr, und wie er ſelbſt ſagte, Gewalt und Recht verband. Daß er ſich nach den Umſtänden richten mußte, nicht alle Uebel von Grund aus heilen, ſondern oft nur beſſern durfte, erkannte Solon ſelbſt an, wenn er auf die Frage, ob er den Athenern die beſten Geſetze gegeben habe, antwortete: „die beſten, welche ſie ſich geben ließen,“ oder „ertragen konnten.“

Der erſte Schritt Solons war die Erleichterung des Zuſtandes der Verſchuldeten, der Armen, ſey es nun daß er die Schulden ganz nachließ und aufhob, oder nur eine Herabſetzung des Zinſes anordnete, und durch Erhöhung des Geldwerthes die Zurückzahlung der Schulden erleichterte, — denn darüber lauten die Berichte verſchieden. Auch hob er das Recht des Gläubigers auf die Perſon des Schuldners, ſo daß er ihn zum Sklaven machen durfte, ganz auf. Solon ſelbſt verlor hiedurch fünf, oder nach Anderen fünfzehn Talente.*) Doch war kein Theil ganz mit ihm zufrieden; die Reichen ſchmerzte der Verluſt, und die Armen hätten auch eine neue Theilung der Ländereien und völlige Gleichſtellung des Vermögens gewünſcht, während Solon nur der Erwerbung von Landbeſitz gewiſſe Grenzen ſteckte. Doch ſöhnten ſie ſich allmälig damit aus und ließen dem Solon freie Hand zu weiterer Umgeſtaltung der Verfaſſung und Geſetze. Sofort hob er die ſämmtlichen Geſetze Drakons, mit Ausnahme der den Mord betreffenden, wegen ihrer unmäßigen Härte auf, und ſetzte für die verſchiedenen Verbrechen und Vergehen Strafen nach vernünftiger und billiger Abſtufung feſt; eine der ſchwerſten Strafen war der Verluſt der Bürgerehre und Bürgerrechte. Aber Solon ſetzte auch Belohnungen für Verdienſte feſt: Kränze, öffentliche Feſtmahle in der Halle des Staats, Errichtung von Bildſäulen, Ehrenſitze im Theater, — mächtige Antriebe für die Ehrliebe! Auch ſorgte er auf Staatskoſten für die Erziehung und den Unterhalt der Kinder der im Kriege für die Heimath Gefallenen. Sodann theilte er die ſämmtlichen Bürger nach ihrem Vermögen in verſchiedene Claſſen, in der Abſicht, das Recht zu allen Aemtern den Vermögenden ſo wie bisher zu erhalten, an der übrigen Staatsverwaltung aber auch dem von jenen Aemtern ausgeſchloſſenen Volke einen Antheil zu gewähren. Die weniger als zweihundert Maß trockner und flüſſiger Früchte ernteten, durften kein Amt verwalten, aber an den Volksverſammlungen und an gewiſſen Gerichten (der Heliäa) Theil nehmen; Solon geſtattete auch bei ſolchen Rechtsſachen, worüber Obrigkeiten zu erkennen hatten, die Berufung an das

*) Etwa 20,600 Thaler oder 36,000 Gulden.

Volksgericht, und die unbeſtimmte Faſſung ſeiner Geſetze gab den Gerichten um ſo mehr freien Spielraum und erhöhte ihre Macht. Zu Gunſten der Armen und Geringen verfügte er auch, daß Jedem erlaubt ſeyn ſolle, für einen Unrecht Leidenden Genugthuung zu fordern, den Beleidiger anzuklagen und gerichtlich zu verfolgen. Dadurch wollte er die Bürger gewöhnen, als Glieder Eines Körpers mit einander zu fühlen und zu leiden, und er erklärte diejenige Stadt für die beſte und glücklichſte, in welcher das Unrecht auch von dem, der nicht darunter leide, ebenſo wie von dem Gekränkten ſelbſt empfunden und verfolgt werde. Jedoch gab dieſe Einrichtung ſpäter Veranlaſſung zu vielen Anklägereien und nährte das händel- und proceßſüchtige Weſen der Athener. Die neun Archonten ließ er beſtehen: ſie konnten nur aus der erſten, vermöglichſten, Bürgerklaſſe gewählt werden, und aus den jährlich Abtretenden bildete er (oder geſtaltete neu) den Rath auf dem Areopagus, der ſelbſt auch Areopag genannt wurde, über Mord und andere ſchwere Verbrechen zu richten und beſonders über der Beobachtung der Geſetze, der religiöſen Bräuche und den Sitten zu wachen hatte. Namentlich übte er eine ſtrenge Aufſicht über das Benehmen ſeiner Mitglieder, und die Genoſſen dieſes ehrwürdigen Rathes zeichneten ſich durch ernſte Würde vor allen Bürgern aus.

Aus je hundert Männern von jedem der vier Stämme, in welche die Athener getheilt waren, bildete er einen zweiten Rath, welcher Alles, was der Volksverſammlung vorgelegt wurde, prüfen und vorbereiten ſollte; die Volksverſammlung, welcher alle Bürger (mit Ausſchluß der Beiſaßen oder Schutzverwandten, der freien Fremden und der Nachkommen von Solchen) beiwohnten, entſchied durch Stimmenmehrheit über die wichtigſten Angelegenheiten auf den Vortrag des jeweiligen Vorſitzenden des Rathes, der Bule. Die genauere Erörterung der Befugniſſe der einzelnen Gerichtshöfe, welche niedergeſetzt wurden, und der Obliegenheiten der einzelnen Archonten übergehen wir. Von den ſonſtigen Geſetzen und Einrichtungen Solons aber führen wir folgende an: bei Parteiungen im Staate mußte jeder Bürger bei Verluſt ſeiner bürgerlichen Rechte auf die eine oder die andere Seite ſich ſchlagen; dadurch ſollte entweder der Lauheit und Gleichgültigkeit gegen das gemeine Wohl vorgebeugt, oder die Stärke der Parteien ſogleich ins Licht geſtellt werden. Die Verunglimpfung der Verſtorbenen wurde gänzlich, die Schmähung von Lebenden in Tempeln, vor Gerichten und Obrigkeiten und bei der Feier öffentlicher Spiele verboten. Solon erlaubte Vermächtniſſe, während zuvor das Vermögen von Verſtorbenen nothwendig bei dem Geſchlechte bleiben mußte, und glaubte dadurch wohlthätig auf die Eintracht und den Frieden in den Familien zu wirken. Er verbot das Uebermaß der Trauer und des Aufwands bei Todesfällen und Leichenbegängniſſen. Arbeit hielt er nicht, wie

Lykurg, für eine Schande, ſondern für etwas Ehrenhaftes, ermunterte die Bürger zu allen Arten von Künſten und Gewerben, zumal da das wenig fruchtbare Land ſeine vielen Bewohner nicht gut nähren konnte (auf etwa vierzig Quadratmeilen theilweiſe gebirgigen Landes wohnten ſpäter wenigſtens gegen fünfmalhunderttauſend Menſchen) und belegte den Müſſiggang mit Strafen. Den Handel und die Schiffahrt ermunterte und förderte er, ebenſo wie den Ackerbau, verbot aber die Ausfuhr der Bodenerzeugniſſe, mit Ausnahme des in Attika reichlich gewonnenen Oeles.

Die Geſetze Solons wurden auf hölzerne Tafeln geſchrieben und vermuthlich öffentlich aufgeſtellt; die Athener verpflichteten ſich durch große Eidſchwüre, zehn Jahre lang dieſelben halten zu wollen, ſofern nicht Solon ſelbſt etwas daran ändern würde. Um nun nicht durch Räthe, Bitten, Drohungen zu einer Veränderung oder Auflöſung genöthigt zu werden, reiſte er auf zehn Jahre außer Landes, nachdem er die Bewilligung dazu erlangt hatte, etwa 575 vor Chr., denn die ganze Geſetzgebung hatte wohl lange Zeit erfordert. Binnen dieſer Zeit, hoffte er, würden die Athener ſich an ſeine Geſetze gewöhnen. Zuerſt ging er nach Aegypten, wo er mit gelehrten Prieſtern bekannt wurde, dann nach Cypern, wo ein dortiger König auf ſeinen Rath eine neue Stadt in der günſtigſten Lage baute und ſie ihm zu Ehren Soli nannte. Sodann ſoll er nach Lydien zu Kröſus gekommen ſeyn, welchem nachmals die Erinnerung an Solon und das Ausrufen ſeines Namens das Leben rettete, und nach Ablauf der zehn Jahre kehrte er in ſeine Heimath zurück, 564 vor Chr.

In ſeiner Hoffnung, die von ihm gegebenen Geſetze in voller Kraft, den Staat in Ordnung, Ruhe und blühend zu finden, wurde Solon ſehr getäuſcht. Die alten Parteien in Athen lagen während ſeiner Abweſenheit wieder beſtändig im Streite miteinander; an der Spitze der Reichen und Vornehmen vom platten Lande oder der Ebene ſtand Lykurgus, des Ariſtolaides Sohn; an der Spitze der Küſtenbewohner Megakles, Alkmäons Sohn; die dritte Partei, die ärmeren Gebirgsbewohner, hatten zu ihrem Haupte des Hippokrates Sohn, Piſiſtratus, auch aus einer edlen Familie. Zwar ließ man Solons Geſetze noch gelten, ſah aber ihrem baldigen Umſturz entgegen, und Alle wünſchten eine andere Verfaſſung, wobei jede Partei der andern nicht gleichgeſtellt ſeyn, ſondern ſie beherrſchen wollte. Dem zurückgekehrten Solon wurde von Allen Achtung und Ehre erwieſen; aber bei ſeinem hohen Alter fehlte ihm Kraft und Luſt öffentlich zu reden und zu handeln; dagegen ſuchte er durch Beſprechungen mit den Häuptern der Parteien die Einigkeit und Ruhe wieder herzuſtellen und beſonders Piſiſtratus ſchien ihm willig ſein Ohr zu leihen. Dieſer höchſt begabte Mann hatte in ſeinem Weſen viel Gewinnendes, war ein Wohlthäter der Armen und ſelbſt gegen Feinde gemäßigt und billigdenkend; als Anführer gegen die Megareer, durch die Eroberung von Niſäa und andere tapfere Thaten, hatte er ſich ſchon großen Ruhm erworben, auch wußte er den Schein von Eigenſchaften, die ihm fehlten, ſo geſchickt anzunehmen, daß man ihm allgemein vertraute und ihn für einen Mann hielt, welcher die Gleichheit über Alles liebe und Neuerungen feind ſey. Der weiſe Menſchenkenner Solon jedoch durchſchaute ihn bald und merkte, was er im Sinn hatte; doch warf er deßhalb keinen Haß auf ihn, ſondern ſuchte ſeinen Ehrgeiz durch Vorſtellungen zu mäßigen. Wenn er die Begierde, der Erſte zu ſeyn, aus ſeinem Herzen verbannen, die Neigung zur unumſchränkten Gewalt heilen könnte, erklärte er, würde es keinen Mann geben, der mehr zur Tugend geſchaffen und ein beſſerer Bürger wäre.

Um ſeinen Zweck die Herrſchaft über Athen zu erreichen, erſann Piſiſtratus folgende Liſt: er verwundete ſich und ſein Geſpann von Maulthieren, fuhr dann auf den Markt, als wäre er ſeinen Feinden entflohen, die ihn eben auf dem Wege nach dem Felde hätten ermorden wollen, und bat das Volk, ihm eine Wache zu ſeiner Sicherheit zu gewähren. Das atheniſche Volk war ihm ſehr gewogen und geneigt ſeinem Verlangen zu willfahren; Solon ſoll zu ihm hingetreten ſeyn und ihm geſagt haben: „nicht gut, o Sohn des Hippokrates, ahmſt du den homeriſchen Odyſſeus nach, denn er verwundete ſich, um die Feinde zu täuſchen, du thateſt es, um deine Mitbürger zu betrügen;“ aber die Menge ließ ſich nicht irre machen. In einer Volksverſammlung ging trotz aller Gegenreden Solons der Vorſchlag durch, dem Piſiſtratus zwar nicht Lanzenträger (ſo nannte man gewöhnlich die Trabanten oder die Leibwache der Tyrannen) aber Keulenträger, fünfzig an der Zahl, zu gewähren. Mit Hülfe von dieſen, deren Zahl bald vermehrt wurde, ſetzte er ſich in Beſitz der Burg von Athen, womit die Tyrannei erklärt war. Die Stadt gerieth in große Beſtürzung, Megakles und die Alkmäoniden flohen, Solon aber, obgleich ſehr alt und ohne Unterſtützung, eilte auf den Markt, hielt eine Rede an die Bürger, ſchalt ihre Unbeſonnenheit und Feigheit, und beſchwor ſie, nicht von der Freiheit zu laſſen. „Früher,“ ſagte er „war es Euch leichter, die Tyrannei, die erſt im Keimen war, zu unterdrücken; jetzt iſt es größer und ehrenvoller, die erwachſene und erſtarkte Tyrannei zu zerſtören und zu vertilgen.“ Als ſeine Vorſtellungen keinen Eingang fanden, ging er nach Hauſe, waffnete ſich, ſtellte ſich in voller Rüſtung auf die Straße, und ſagte: er habe, ſo viel in ſeinen Kräften geſtanden, Vaterland und Geſetze vertheidigt. Von nun an hielt er ſich ruhig, und als ihm ſeine Freunde zur Flucht riethen, foglte er ihnen nicht, ſondern ſchrieb Gedichte, worin er die Athener bitter tadelte und ihnen vorwarf, daß ſie die Schmach der Knechtſchaft durch eigene Schuld über ſich gebracht hätten. Viele warnten ihn deßhalb, er werde noch von dem Tyrannen getödtet werden, und fragten ihn, auf was er ſich denn verlaſſe? ſeine Antwort war: „auf mein Alter.“ Er hätte hinzuſetzen können: auf die ihm wohl bekannte Großmuth des Piſiſtratus. Dieſer, nachdem er ſeine Macht befeſtigt, bewies ihm alle Achtung und Zuneigung, lud ihn oft zu ſich ein und wußte ihn ſo zu gewinnen, daß er ſogar ſein Rathgeber wurde, und manche ſeiner Schritte billigte. Obgleich Piſiſtratus das Geſetz Solons, welches die Tyrannei verbot und dem, der nach ihr ſtrebe, den Tod zur Strafe ſetzte, übertrat, hielt er doch im Uebrigen die meiſten Geſetze Solons aufrecht und gab ſelbſt das Beiſpiel in Befolgung derſelben; als er ſchon im Beſitze der unumſchränkten Gewalt war, wurde er vor dem Areopagus des Mordes angeklagt; ganz beſcheiden erſchien er, ſich zu vertheidigen, der Ankläger aber blieb aus. Manche Geſetze Solons verbeſſerte oder ergänzte er. Solon aber ſoll ſich in ſeiner letzten Lebenszeit mit einem großen Gedicht beſchäftigt haben von der verſunkenen Inſel Atlantis; und Platon behauptet, wenn er ſich ganz der Dichtkunſt gewidmet hätte, ſo würde ihn kaum Homer übertroffen haben; aber das Werk blieb unvollendet, wie ſein anderes großes Werk, die Geſetzgebung und Verfaſſung Athens, durch des Piſiſtratus' Tyrannei entſtellt und theilweiſe vernichtet war, als er, im zweiten Jahre von deſſen Herrſchaft, achtzigjährig ſtarb, 559 vor Chr. Olymp. 55, 2.

Der Scythe Anacharſis behielt freilich Recht, welcher über Solons Bemühung mit ſeiner Geſetzgebung gelacht, und zu ihm geſagt haben ſoll: es ſey eine leere Einbildung, wenn er glaube, den Gewaltthätigkeiten und Betrügereien in der Stadt mit geſchriebenen Formeln Einhalt thun zu können, die doch ganz den Spinngeweben gleichen und wie dieſe nur den Schwachen und Kleinen, der hineinfalle, feſthalten, während die Mächtigen und Reichen ſie zerreißen würden; aber Solons Geſetzgebung war darum doch nicht fruchtlos, wenn ſchon noch zu ſeinen Lebzeiten ein Tyrann die freie Verfaſſung umſtürzte. Solon vermochte ſeinem Werke nicht die Dauer zu geben, wie Lykurg, noch auch das Gebäude ſeiner Verfaſſung und Geſetzgebung ſo auf dem Grunde einer ſtreng vorgeſchriebenen, gleichförmigen Erziehung der Jugend aufzuführen, wie der Spartaner; aber was das Erſtere betrifft, ſo muß man bedenken, daß er nicht die Macht des Lykurgus, des Mannes aus königlichem Hauſe und Vormundes des Königs beſaß, welcher ſeine Geſetze mit dem Beiſtand der angeſehenſten Männer durchſetzte, während Solon doch nur ein ſehr angeſehener Privatmann und Bürger blieb; ſodann hätte die Natur des atheniſchen Volkes eine Gewaltſamkeit und Gleichförmigkeit, eine ſolche Strenge und Starrheit, wie ſie Lykurgs Geſetzen eigen war, ſchwerlich ertragen; und endlich hätte Solon ſelbſt eine ſolche Verfaſſung und Erziehung, wie die Lykurgiſche, niemals wollen und wünſchenswerth finden können. Ein glücklicher Dichter, ein gewandter, glänzender Redner, ein unternehmender Kaufmann und ein Freund des heitern Lebensgenuſſes — wie hätte er daran denken können, die Gewerbe und den Handel, die Arbeit und die Künſte, den Schmuck und die Heiterkeit des Lebens aus ſeinem Staate zu verbannen, und aus den Athenern durch ſtrenge Zucht von früheſter Jugend an nur ein Volk von ſchweigſamen, wortkargen Kriegern zu bilden? Lykurg wollte, daß die Spartaner Alle gleich, Alle bloß Jäger und Krieger ſeyn, daß Alle derſelben Freiheit genießen ſollten; Solon wollte in ſeinem Staate keinen Müſſiggänger dulden; Jeder ſollte irgend einen Beruf, neben der zufälligen Verpflichtung die Waffen zu tragen, ergreifen und üben, und von der Freiheit hatte er eine ganz andere Vorſtellung als Lykurg; die ſpartaniſche Freiheit wäre ihm (und den Athenern) als der härteſte Zwang erſchienen, weil ſie faſt alle Willkür des Thuns und Lebens ausſchloß, und nicht nur gewiſſe Pflichten gegen den Staat auferlegte, ſondern die Hingabe des ganzen Willens an ihn in ſich ſchloß; Solon's Geſetze waren darauf berechnet, daß der Bürger nicht bloß dem Staate, ſondern auch ſich ſelbſt und ſeiner Familie leben wolle und ſolle. Hätte nun aber Solon nicht dennoch auch Vorſchriften über die Erziehung der Athener, wenn ſchon nach ganz andern Grundſätzen, geben und ſo die Sitten ſeiner Bürger begründen können? Von einem gewiſſen Alter an beſtand wirklich die Verpflichtung, die Knaben oder Jünglinge die öffentlichen, gymnaſtiſchen Schulen beſuchen zu laſſen, wo neben körperlichen Uebungen auch geiſtiger Unterricht ertheilt wurde; in den frühern Jahren aber blieb die Erziehung den Eltern überlaſſen — der Waiſen im Kriege gefallener Bürger nahm ſich der Staat an — und die Sitte und die Ehrliebe ſcheint bewirkt zu haben, daß in den Familien der angeſeheneren und wohlhabenderen Bürger die vorbereitende Erziehung nicht vernachläſſigt wurde; hiemit begnügte ſich Solon, und handelte gewiß weiſe, denn eine öffentliche gemeinſame Erziehung muß entweder für Alle gleichförmig ſeyn, wie in Sparta, wo Alle zu Athleten, zu Jägern, zu Kriegern gebildet wurden, oder ſie artet in den grauſamſten Zwang, in die härteſte Willkür aus, wenn ſie jedem Einzelnen ſeinen Beruf vorſchreibt.

Lykurg's Verfaſſung hat ſich lange erhalten; die Solon's wurde bald verändert; aber waren die Spartaner, bei ihrer größern Abhärtung und Einfachheit, glücklicher, tapferer, gerechter, waren ſie von größerer Vaterlandsliebe beſeelt als die Athener? Die ſpätere Erzählung wird dieſe Fragen vielleicht beantworten; gewiß aber iſt dieß: die Athener haben, trotz der kürzeren Blüthe der eigentlichen Machtfülle ihres Staates, vermöge der reichen und vielſeitigen Bildung ihres Geiſtes zahlreiche bewunderte Meiſterwerke für alle Zeiten in verſchiedenen Künſten und Wiſſenſchaften hinterlaſſen, während die Geſchichte nur Beiſpiele von dem Heldenmuth und der Todesverachtung der Spartaner zu erzählen weiß, zu welchen es auch in der Geſchichte Athens nicht an Seitenſtücken mangelt. Wir bewundern die Kraft und Folgerichtigkeit Lykurgs, welchem es gelang, ſo vielen tauſend Spartanerſeelen einen und denſelben Stempel ſtarker und rauher Männlichkeit aufzudrücken und die natürliche Verſchiedenheit der Anlagen durch Vernichtung aller Schößlinge der Willkür und Eigenart, in der Gleichförmigkeit der Bildung und der Willensrichtung faſt verſchwinden zu machen: aber mit noch reinerer Bewunderung erfüllt uns die zuverſichtliche Kühnheit Solons, welcher durch ſeine Geſetzgebung den Geiſt ſeiner Athener befeuerte und beflügelte zum Wettlauf und Ringen um alle unverwelklichen Kränze der Kunſt, der Schönheit, der edeln Bildung; der den herrlich emporwachſenden Baum des griechiſchen Lebens und Geiſtes nicht ängſtlich beſchnitt, ſondern frei ſeine Zweige ausbreiten ließ, ſo daß ſie durch die heilſamſten Einflüße begünſtigt, durch eingeimpfte Augen veredelt, auf Einem Stamme die mannigfachſten und köſtlichſten Früchte trugen.

IX.

Die Herrſchaft des Piſiſtratus und ſeiner Söhne. Harmodius und Ariſtogiton. Vertreibung der Piſiſtratiden. Kriege der Athener mit den Lacedämoniern, Thebanern, Aegineten.

Piſiſtratus herrſchte mit Mäßigung und Weisheit und ließ Solons Verfaßung und Geſetze größtentheils fortbeſtehen. Aber es dauerte nicht lange, ſo wurde ſeine Herrſchaft bedroht. Die Häupter der gemäßigteren Parthei des Megakles, die Alkmäoniden, die Fluchbeladenen, waren zwar vertrieben, aber es blieb die eben ſo mächtige und dem Piſiſtratus feindlich geſinnte Parthei des Lykurg, die reichen, alten Geſchlechter in ſich begreifend, zurück. Nach etwa fünf oder ſechs Jahren verband ſich Lykurg mit den vertriebnen Alkmäoniden, und ſo gelang es ihm, den Piſiſtratus aus der Stadt zu vertreiben. Nach errungenem Siege entzweiten ſich aber alsbald die Verbündeten wieder, und der Kampf zwiſchen den Bewohnern der Ebene und der Küſte brach von neuem aus, nachdem die dritte Partei in Piſiſtratus überwunden war. Da ließ Megakles, vom Haß gegen die andere, jetzt mächtigere Partei getrieben, durch einen Herold dem Piſiſtratus anbieten, ob er ſeine Tochter zur Frau nehmen wolle, wofür er ihm zur Herrſchaft zu helfen verſprach. Piſiſtratus nahm den Vorſchlag an und durch eine ziemlich plumpe Liſt ſollen die Athener für ſeine Wiederaufnahme geſtimmt worden ſeyn. In einem Landbezirk von Athen war ein faſt rieſengroßes, übrigens wohlgebildetes Weib. Dieſe thaten die Freunde des Piſiſtratus mit einer völligen Waffenrüſtung an, ſetzten ſie auf einen Wagen, und wieſen ſie an, wie ſie ſich halten und geberden ſollte, um ſich recht würdevoll und majeſtätiſch auszunehmen. So fuhr ſie, Piſiſtratus neben oder hinter ihr, in die Stadt, und voranziehende Herolde mußten ausrufen: „Athener, empfanget mit guter Geſinnung den Piſiſtratus, den die Göttin von Athen (Pallas Athene) ſelbſt am höchſten unter allen Menſchen ehrt, und in eure Burg wieder einführt!“ Das Gerücht, Athene führe den Piſiſtratus zurück, verbreitete ſich alsbald in allen Stadtbezirken; und die Einwohner der Stadt, ſey es nun daß ſie leichtgläubig ſich täuſchen ließen, oder daß ſie an dem Einfall und an Piſiſtratus ſelbſt ein Wohlgefallen hatten, nahmen ihn wieder auf. Wieder zur Herrſchaft gelangt, heirathete er die Tochter des Megakles, aber er behandelte ſie nicht mit der Aufmerkſamkeit, die ſie erwarten konnte, ſondern kränkte ſie durch Vernachläſſigung. Als dieß ihr Vater erfuhr, glaubte auch er ſich dadurch beſchimpft; und im Zorn darüber ſöhnte er ſich mit der Partei des Lykurgus aus. Sie machten Anſchläge gegen den Piſiſtratus, welcher, zu ſchwach zum Widerſtand, und vermuthlich überraſcht, ſich gezwungen ſah, ganz aus dem Lande zu fliehen und ſich nach Eretria auf der Inſel Euböa zu begeben, wo er große Güter beſaß; ungefähr 552 vor Chr.

Dießmal dauerte die Verbannung des Piſiſtratus länger; er berieth ſich mit ſeinen Söhnen, welche ſchon erwachſen waren, was zu thun ſey. Hippias, der älteſte, drang mit ſeiner Meinung durch, daß Piſiſtratus die Herrſchaft wieder zu erobern ſuchen ſolle. Viele griechiſche Städte, welche ihnen aus irgend einem Grunde zu Danke verpflichtet oder ergeben waren, oder von ihrer Rückkehr ſich Nutzen verſprachen, ſteuerten ihnen reichlich bei; die Thebaner aber übertrafen alle Andern an Freigebigkeit. Elf Jahre verfloßen jedoch bis die Rüſtungen vollendet waren; Piſiſtratus hatte argiviſche Söldner aus dem Peloponnes, und der Naxier Lygdamis, welcher ſelbſt nach der Herrſchaft über ſeine Inſel trachtete, unterſtützte ihn mit Mannſchaft. So rückte Piſiſtratus in Attika ein und nahm Marathon. In ſein Lager daſelbſt ſtrömten die Anhänger ſeiner Partei und Andere aus den Land-Bezirken von Athen, welchen die Herrſchaft lieber war als die Freiheit. Die zu lange ſorgloſen Athener zogen jetzt gegen ihn aus; am Heiligthum der Palleniſchen Athene trafen ſie zuſammen und lagerten ſich einander gegenüber. Um die Mittagszeit, als die Athener bei der Mahlzeit lagen, oder ſich dem Spiel und dem Schlaf ergeben hatten, griff Piſiſtratus plötzlich an und ſchlug ſie. Den Fliehenden ſandte er ſeine Söhne zu Pferde nach und ließ ſie auffordern, getroſt und ungefährdet nach Hauſe zu gehen, wodurch weiteres Blutvergießen erſpart wurde.

Ohne weitern Widerſtand bemächtigte ſich Piſiſtratus zum drittenmale Athens und nun erſt ſchlug ſeine Herrſchaft recht tiefe und ſtarke Wurzeln. Er hielt viele fremde Hülfstruppen und verſchaffte ſich reichliche Einkünfte theils aus dem Lande ſelbſt, theils vom Fluſſe Strymon her, in Macedonien, wo die Athener Kolonien hatten; auch verſicherte er ſich der Athener, welche nicht geflohen waren, dadurch, daß er ihre Söhne nahm und als Geiſeln nach Naxos verſetzte, welche Inſel er unterworfen und dem Lygdamis übergeben hatte. Viele ſeiner Feinde in Athen waren in der Schlacht gefallen, und viele Alkmäoniden waren geflohen. Sobald jedoch die Herrſchaft und die Ruhe der Stadt geſichert war, ließ Piſiſtratus wieder die Milde walten und ſuchte ſich auf jede Weiſe bei den Athenern beliebt zu machen. Ihrer Eitelkeit ſchmeichelte er durch die Reinigung der Inſel Delos kraft erhaltener Götterſprüche, und ihrer Ruhmbegierde durch Eroberung der Stadt Sigeum in einem Kriege mit den Mitylenäern; er ermunterte den Ackerbau, den Handel und die Künſte; er erwarb ſich große Verdienſte um die Homeriſchen Gedichte durch genauere Sammlung und Anordnung und durch Verbreitung derſelben in weiterem Kreiſe, indem er ſie am Feſte der Panathenäen öffentlich vorleſen ließ; auch ſoll er zuerſt eine Bücherſammlung geſtiftet und Jedermann den Zutritt und die Benützung geſtattet haben; er veredelte den Geſchmack der Bürger durch Aufführung von Gebäuden, dem öffentlichen Gebrauch oder dem Dienſte der Götter gewidmet, wie z. B. durch den von ihm begonnenen prächtigen Tempel des olympiſchen Zeus und die Gärten und Haine des Lyceums. Wie die Geſetze Solons während ſeiner Herrſchaft ſich im Ganzen befeſtigten, ſo wurde während derſelben auch der Samen der Kunſt und Poeſie in den Gemüthern ausgeſtreut, welcher in den nächſten Generationen nach ihm ſo reichliche Früchte trug. Er ſtarb 528 vor Chr., Olymp. 63, 1, und hinterließ ein Beiſpiel, auf welches ſich viele Gewaltherrſcher berufen mochten, um zu beweiſen, wie wohlthätig ſelbſt die Tyrannei für einen Staat ſeyn könne, aber welches ſelten von ihnen nachgeahmt und nie erreicht worden iſt.

In der Herrſchaft folgten ihm ungeſtört ſeine Söhne Hippias und Hipparchus; der dritte, Theſſalus, ſcheint bald geſtorben oder ohne Antheil an der Herrſchaft geblieben zu ſeyn. Sie herrſchten in demſelben Geiſt, mit derſelben Milde und Mäßigung wie ihr Vater und ihre Regierung war im Anfang für Athen gedeihlich. Nach etwa vierzehn Jahren aber, 515 vor Chr. Olymp. 66, 3, wurde der jüngere Bruder, Hipparchus am Feſte der Panathenäen, wo erlaubt war Waffen beim Feſtzuge zu tragen, — ſonſt war den Athenern von Solon ſchon verboten, bewaffnet in der Stadt umherzugehen, — ermordet von zwei Verſchworenen, den Freunden Harmodius und Ariſtogiton. Er hatte den Erſtern ſelbſt und auch in der Perſon ſeiner Schweſter ſchwer beleidigt; und zu der perſönlichen Kränkung kam nun in der Seele der beiden jungen Männer auch noch der Haß gegen die Tyrannei, von welcher ſie ihr Vaterland zu befreien gedachten. Hippias aber entgieng ihren Dolchen; Harmodius wurde auf der Stelle getödtet, Ariſtogiton, ſcheint es, gefoltert und hingerichtet. Auf der Folter ſoll er die treueſten Freunde des Hippias als ſeine Mitverſchworenen genannt, und ſo die Seele des Tyrannen mit dem peinlichſten Mißtrauen erfüllt haben. Noch in ſpäten Zeiten wurde die That des Harmodius und Ariſtogiton von den freiheitsliebenden Athenern in Geſängen gefeiert, obgleich weder die Beweagründe zu dieſem Meuchelmord aus reiner Vaterlandsliebe hervorgingen, noch auch die Befreiung der Stadt von der Tyrannei die unmittelbare Folge davon war. Vielmehr wurde jetzt die Zwingherrſchaft des erbitterten und argwöhniſch gewordenen Hippias viel ſtrenger und härter, als zuvor. Er tödtete viele Bürger und ſah ſich im Ausland nach einem Ort um, wo er im Fall einer Veränderung eine ſichere Zuflucht finden könnte. Deßwegen vermählte er ſeine Tochter Archedice mit Aeantidas, dem Sohne des Hippocles, Tyrannen von Lampſakus (in Kleinaſien, an der Propontis), von welchem er wußte, daß er bei dem Könige Darius viel gelte. Nicht nur im Innern glaubte er ſich bedroht, — (die Furcht vor gefährlichen Feinden veranlaßte ihn z. B. den angeſehenen und reichen Cimon, einen Olympiaſieger mit dem Viergeſpann, beim Berathungshaus durch Meuchelmörder tödten zu laſſen, doch fällt dieſe That vielleicht in die frühere Zeit, denn Herodot ſchreibt ſie den Söhnen des Piſiſtratus zu,) ſondern auch die reiche und mächtige Familie der Alkmäoniden, von Piſiſtratus aus Athen vertrieben und ihrer Güter in Attika beraubt, aber doch noch im Beſitz großer Reichthümer, dachte auf Angriffe gegen ſeine Macht. Bald nach Hipparchs Tode ſuchten ſie mit Gewalt die Rückkehr zu erzwingen, in Verbindung mit andern Verbannten, wurden aber mit ſtarkem Verluſte zurückgetrieben. Als nun 548 vor Chr. der prächtige Tempel zu Delphi abgebrannt war, übernahmen die reichen Alkmäoniden von den Amphiktyonen vertragsweiſe die Wiedererbauung deſſelben und führten den Tempel nicht nur ſchöner auf, als das Muſter war, ſondern erbauten namentlich die Vorderſeite deſſelben, ſtatt von gewöhnlichem Stein, von Pariſchem Marmor. Dadurch gewannen ſie ſich die gute Meinung und Gunſt von ganz Griechenland, und beſonders auch das Wohlwollen des delphiſchen Gottes und ſeines Orakels. Die Pythia rieth namentlich allen Spartanern, welche das Orakel befragten: ſie ſollten Athen befreien. Die Lacedämonier, obwohl mit den Piſiſtratiden in Gaſtfreundſchaft ſtehend, beherzigten dieſe häufigen Ermahnungen des Gottes und ſandten ein Heer zu Schiffe unter dem Feldherrn Anchimolius, um den Hippias zu vertreiben, welches bei Phalerum landete. Hippias aber hatte ein ſtarkes Hülfsheer, beſonders von Reitern, aus Theſſalien an ſich gezogen, griff auf dem Phaleriſchen Gefilde die Feinde mit der Reiterei an, und trieb ſie auf die Schiffe zurück, wobei Viele ſammt dem Feldherrn erſchlagen wurden.

Nicht entmuthigt hiedurch ſandten die Lacedämonier ein größeres Heer nach Attika zu Lande, unter dem Könige Kleomenes. Dieß Heer ſchlug zuerſt, in Attika eindringend, die theſſaliſche Reiterei der Athener; die Uebriggebliebenen kehrten ſofort in ihre Heimath nach Theſſalien zurück. Kleomenes drang nun in die Stadt und belagerte mit denjenigen Athenern, welche der Tyrannei entledigt zu werden wünſchten, die Machthaber in der Burg. Da jedoch die Lacedämonier zu einer langen Belagerung nicht geneigt und gerüſtet und die Belagerten mit Lebensmitteln reichlich verſehen waren, hätten wohl die Erſteren nach wenigen Tagen wieder nach Sparta umkehren müſſen, wenn nicht die Kinder der Piſiſtratiden, welche man flüchten wollte, gefangen worden wären. Jetzt zeigten ſich die Piſiſtratiden zum Nachgeben geneigt, und unter der Bedingung, ihre Kinder wieder zu bekommen, willigten Hippias und ſeine Freunde darein, die Burg zu übergeben und Attika binnen fünf Tagen zu räumen. Dieß geſchah 510 vor Chr. Olymp. 67, 3, etwa fünfzig Jahre nach Begründung der Tyrannei durch Piſiſtratus. Sie begaben ſich nach Sigeum, am Helleſpont, welches unter der Herrſchaft des Hegeſiſtratus, eines Halbbruders von Hippias, von einer unebenbürtigen Mutter, ſtand.

Eine fünfzigjährige, im Ganzen einſichtsvolle, gemäßigte und wohlwollende Herrſchaft hatte durch Einheit des Willens und Ordnung wohlthätig auf die Entwicklung des Staates gewirkt; und manche von den Machthabern gepflanzten Keime entfalteten ſich nun noch beſſer in der wiedererlangten Freiheit. Athen, ſchon zuvor groß, ſagt Herodot, ward jetzt, ſeiner Gewaltherrſcher entledigt, noch größer, — doch nicht ohne vielfache, faſt beſtändige Kämpfe und Stürme. Zwei Männer ſtanden ſich jetzt als Parteihäupter gegenüber: der Alkmäonide Kliſthenes, und Iſagoras, Tiſanders Sohn, auch aus einem angeſehenen, doch minder berühmten Hauſe. Beide gehörten der Partei der Reichen und Vornehmen an und es war zuerſt, wie es ſcheint, zwiſchen ihnen weniger der Kampf verſchiedner Volksparteien und Grundſätze in der Staatsverwaltung, als des perſönlichen Ehrgeizes. Als Kliſthenes unterlag, zog er das Volk auf ſeine Seite und ward nun ſeinen Gegnern weit überlegen. Die Veränderungen, die er in der Eintheilung des Volkes einführte, indem er aus vier Stämmen oder Geſchlechtern (Phylen) zehn machte, ihnen ſämmtlich neue Namen gab, und die zehn Stämme wieder je in zehn Bezirke oder Gaue zerfällte, müſſen ohne Zweifel dem Volke günſtig und gefällig geweſen ſeyn und ſeine Macht und Befugniſſe erweitert haben. Auch vermehrte er die Zahl der Bürger durch Aufnahme von Beiſaßen oder Fremden, ſogar, nach einigen

Nachrichten, von freigelaſſenen Sklaven; auch ſoll er es geweſen ſeyn, der den in einigen Staaten üblichen Brauch des Oſtracismus oder des Scherbengerichts in Athen einführte. Dieſer Brauch beſtand darin, daß ein Bürger, welcher zu mächtig und deßhalb der Freiheit des Staates gefährlich wurde, durch eine gewiſſe Anzahl von Stimmen, die mittelſt Scherben abgegeben wurden, ohne irgend eines Vergehens angeklagt zu ſeyn, auf eine Anzahl von Jahren verbannt werden konnte.

Als Iſagoras gegen Kliſthenes, der durch die Maſſe des Volkes verſtärkt ward, unterlag, rief er den Lacedämonier Kleomenes, ſeinen Gaſtfreund von der Belagerung der Piſiſtratiden her, zu Hülfe. Zuerſt ſandte Kleomenes einen Herold nach Athen, und verkündete, auf Anſtiften des Iſagoras, daß Kliſthenes und viele andere Athener, als Fluchbeladene von der Ermordung der Anhänger Cylons her, aus der Stadt verwieſen werden ſollten. Vermuthlich nahte auch ſchon Kleomenes ſelbſt mit einer kleinen Heeresmacht, deßhalb verließ Kliſthenes alsbald die Stadt, und als Kleomenes eintraf, vertrieb er noch ſiebenhundert Familien, welche ihm Iſagoras bezeichnete. Dann wollte er den Rath (aus vierhundert, ſpäter fünfhundert Bürgern beſtehend, die alljährlich aus der Geſammtheit genommen wurden, und unter monatlich wechſelnden Vorſitzern, Prytanen genannt, ſich beriethen), auflöſen und die ganze Regierung in die Hände von dreihundert Anhängern des Iſagoras geben. Als der Rath ſich dagegen ſetzte und nicht gehorchen wollte, bemächtigten ſich Kleomenes und Iſagoras mit ſeinem Anhang der Burg. Die übrigen Athener aber hielten zuſammen und belagerten ſie zwei Tage; am dritten mußten die Belagerten, wahrſcheinlich aus Mangel an Lebensmitteln, die Burg räumen. Die Lacedämonier erhielten freien Abzug, die Athener aber wurden ins Gefängniß geſetzt und hingerichtet. Kliſthenes und die ſiebenhundert vertriebenen Familien wurden alsbald zurückgerufen.

Die Athener zweifelten nicht, daß die Lacedämonier bald einen neuen Einfall in ihrem Lande machen würden, um die jüngſt erlittene Schmach zu rächen, und fühlten ſich zu ſchwach, dieſem mächtigen und einflußreichen Volke allein zu widerſtehen. Die meiſten Hellenen, beſonders die Peloponneſier faſt Alle, erkannten die Obermacht und den Einfluß Sparta's an; in dieſer Bedrängniß beſchloſſen die Athener, nach Sardes zu ſchicken, um Bundesgenoſſenſchaft mit den Perſern zu machen. Als die Geſandten dort ankamen, fragte ſie der Statthalter Artaphernes, des Darius Bruder, hochmüthig aus, was für Leute ſie ſeyen, die da Bundesgenoſſen der Perſer zu werden begehrten. Nachdem die Geſandten ihm darüber Auskunft gegeben, erklärte er ihnen kurz, wenn die Athener dem Könige Erde und Waſſer geben, ſchließe er Bundesgenoſſenſchaft mit ihnen, weigerten ſie ſich deſſen, ſo möchten ſie wieder heimziehen. Die Geſandten, um ihren Zweck zu erreichen, verſtanden ſich dazu, zogen ſich aber dadurch bei ihrer Heimkehr eine ſchwere Verantwortung zu. Aus dem Bündniß wurde Nichts, und die Athener ſahen ſich, ihren Feinden gegenüber, auf ihre eigne Kraft und Entſchloſſenheit angewieſen.

Kleomenes ſammelte wirklich aus dem ganzen Peloponnes ein Heer, ohne ſeinen Zweck anzugeben. Dann drang er nach Attika vor, und nahm Eleuſis ein; die Böotier, mit ihm im Einverſtändniß, nahmen die Städte Oenoe und Hiſiä, an der Grenze von Attika, weg und die Chalcidier, von der Inſel Euböa, verheerten von Nordweſten her das attiſche Land. Die Athener wandten ſich mit ihrer ganzen Macht gegen die Lacedämonier in Eleuſis, und ließen, um ihre Streitkräfte nicht zu zerſplittern, vorerſt die Einfälle der Böotier und Chalcidier ungeahndet. Ehe es zu einer Schlacht kam, brach im Lager der Lacedämonier Uneinigkeit aus, welche die Athener aus drohender Gefahr rettete. Zuerſt zogen die Korinthier aus dem Lager der Lacedämonier ab, ſey es, daß ſie es als unrecht oder als unklug erkannten, zur Unterdrückung der Athener zu helfen, und dann entzweite ſich der andere König Demaratus mit Kleomenes, mit welchem er zuvor nie uneinig geweſen war. Dieſer Zwiſt hatte das Geſetz zur Folge, daß in Zukunft je nur der eine König von Sparta mit dem Heere ausziehe. Auf dieß zogen auch die übrigen Bundesgenoſſen davon. So löſte ſich dieß Heer ruhmlos auf, und die Athener konnten ſich gegen die andern Feinde wenden. Zuerſt rückten ſie gegen die Chalcidier ins Feld, die Böotier kamen aber den Chalcidiern an dem Euripus, die Meerenge zwiſchen Böotien und der Inſel Euböa, zu Hülfe. Die Athener griffen nun zuerſt die Böotier an, gewannen ein Treffen gegen ſie, erſchlugen Viele und nahmen gegen ſiebenhundert gefangen. An demſelben Tage noch gingen ſie, durch den Sieg mehr gekräftigt als durch die Anſtrengung der Schlacht ermüdet, über den Euripus, lieferten den Chalcidiern ein Treffen und beſiegten ſie ebenfalls. Die Beſiegten mußten ihnen einen Theil ihrer Ländereien abtreten, auf welchen ſich viertauſend Athener anſiedelten, als ſogenannte Kleruchen, welche jedoch das volle Bürgerrecht in Athen behielten. Die gefangnen Chalcidier und Böotier mußten ſich um bedeutende Löſegelder loskaufen, und davon weihten die ſiegreichen Athener ihrer Schutzgöttin ein ehernes Viergeſpann mit einer ſtolzen Inſchrift. So wuchſen, ſagt Herodot, die Athener empor, und es zeigt ſich nicht nur hierin, ſondern durchaus in Allem, was es Großes um die bürgerliche Freiheit iſt; denn unter ihren Machthabern waren die Athenener Keinem ihrer Nachbarn im Kriege überlegen, während ſie, derſelben entledigt, bei weitem die Erſten wurden. Unter fremden Joche hielten ſie ſich abſichtlich ſchlecht, weil ſie einem Gebieter dienten; nachdem ſie aber frei geworden, hatte jeder für die eigene Sache Eifer und Muth zu Allem.

Die Thebaner dürſteten nach Rache und erholten ſich Rathes bei dem delphiſchen Gotte. Das Orakel wies ſie an, ihre Nächſten um Beiſtand zu bitten. Sie wandten ſich nun an die Aegineten, als Stammverwandte, welche ihnen die Bilder ihrer Stammherren, der Aeaciden zum Beiſtand und Geleite ſchickten. Die Thebaner verſuchten einen Angriff gegen die Athener, wurden aber zurückgeſchlagen und baten die Aegineten um Männer zum Beiſtand. Auf die Bitten der Thebaner griffen wirklich die Aegineten, durch großen Wohlſtand kühn und übermüthig gemacht, und einer alten Feindſchaft gegen Athen eingedenk, die Athener ohne Kriegserklärung an, fuhren in langen Schiffen auf Attika los, während die Athener gegen die Böotier im Felde lagen, und verwüſteten Phalerum, die Hafenſtadt, und viele Gauen die Küſte entlang.

Von der alten Feindſchaft zwiſchen Aegina und Athen erzählt Herodot Folgendes, was zeigen mag, durch welche Veranlaſſungen oft die unaufhörlichen Fehden zwiſchen den griechiſchen Staaten erzeugt wurden. Die Epidaurier in Argolis hatten Mißwachs; ſie holten deßhalb einen Spruch in Delphi ein, und der Gott gebot ihnen, der Damia und Aureſia (Gottheiten der Fruchtbarkeit) Bilder zu errichten, und zwar nicht aus Erz oder Stein, ſondern aus dem Holze eines zahmen Oelbaums. Die Epidaurier baten die Athener, ſie einen ſolchen Baum fällen zu laſſen, weil die dortigen Oelbäume für die heiligſten galten, und die Athener geſtatteten es, unter der Bedingung, daß die Epidaurier alljährlich der Stadtgöttin Athene und dem Erechtheus (einem alten atheniſchen Heros) Opfer darbrächten, wozu die Epidaurier ſich verſtanden. Den Epidauriern waren von frühern Zeiten her die Aegineten, als theilweiſe Kolonie derſelben, pflichtig, ſo daß ſie in Epidaurus Recht gaben und nahmen und mit ihnen dieſelben Heiligthümer gemein hatten. Als ſie aber durch Handel und Schiffahrt reich und mächtig wurden und Herren des Meeres, wie Herodot ſagt, machten ſie ſich von den Epidauriern ganz unabhängig, befehdeten ſie und raubten ihnen namentlich auch jene heiligen Bilder, welche ſie in ihrem Lande aufſtellten und ihnen einen Cult weihten. Seit der Entwendung der Bilder entrichteten die Epidaurier den Athenern nicht mehr die ausbedungenen Opfer, und als die Athener ſie daran mahnten, beriefen ſie ſich darauf, daß ſie ja die Bilder nicht mehr beſäßen, und wieſen ſie an die Aegineten. Nun forderten die Athener von dieſen die Bilder zurück, wurden aber mit der Erklärung abgewieſen: die Aegineten hätten nichts mit den Athenern zu ſchaffen. Die Athener wollten nun mit Gewalt ſich in Beſitz der Bilder ſetzen, was ihnen aber mißlang und zu weiterer Feindſchaft führte. Deſſen eingedenk griffen jetzt die Aegineten die Athener bereitwillig an und verheerten Attika. Wie die Athener ſich gegen ſie aufmachten, kam ihnen ein Spruch aus Delphi:

ſie ſollten ſich dreißig Jahre lang ruhig gegen die Aegineten halten, dann dem Aeakus ein Heiligthum weihen und Krieg beginnen, ſo würden ſie ihren Zweck erreichen; wenn ſie ſogleich in den Krieg zögen, würden ſie zwar am Ende ihre Feinde überwältigen, aber ſelbſt auch zuvor viel leiden. Die ungeduldigen Athener weihten ſofort dem Aeakus das Heiligthum und beſchloſſen die dreißig Jahre nicht abzuwarten. Als ſie ſich jedoch zur Rache rüſteten, kam eine neue Gefahr von Sparta her dazwiſchen.

Die Lacedämonier erkannten, daß ſie ſehr unklug gehandelt hatten, die Piſiſtratiden aus Athen zu vertreiben, da jetzt die Athener ſo emporwuchſen, und ſie fürchteten, das attiſche Volk, welches unter dem Joche eines Machthabers ſchwach und zum Gehorchen bereitwillig geweſen, möchte, im Genuß der Freiheit, es ihnen an Macht wohl gleich thun. Auch nahmen ſie jetzt Anſtoß an der Beſtechung der Pythia durch die Alkmäoniden; und delphiſche Sprüche an die Athener, welche Kleomenes in der dortigen Burg aufgefunden, ließen ſie von dieſem Volke viel Unheil für ſich befürchten. Daher faßten ſie den Plan, obgleich ſie ſonſt überall gegen die Tyrannen auftraten, den Hippias wieder in Athen einzuſetzen, ließen ihn von Sigeum am Helleſpont zu ſich einladen und er folgte ihrem Rufe. Dann beriefen ſie Geſandte von allen ihren Bundesgenoſſen, d. h. vom größten Theil des Peloponneſes, namentlich von Korinth, Sicyon, Megara, Orchomenus, Elis. Dieſe ſuchten ſie für ihren Plan zu gewinnen, indem ſie ihnen erklärten: ſie müßten geſtehen, nicht recht gehandelt zu haben, daß ſie durch trügeriſche Weiſſagungen bewogen, ihre nächſten Gaſtfreunde, welche zugleich Athen zu Gunſten Spartas im Zaume gehalten, aus ihrem Vaterlande vertrieben und dann die Stadt dem undankbaren Volke übergeben hätten, das jetzt, durch ihre Hülfe befreit, ſie und ihren König beleidigt und verjagt habe und gewaltig emporwachſe, ſeinen Nachbarn zu großer Gefahr. Sie wollten jetzt den begangenen Fehler wieder gut machen und hätten deßhalb den Hippias und die Geſandten aus den Städten berufen, um Jenen mit gemeinſamem Beſchluß und vereinter Macht wieder in die Herrſchaft einzuſetzen.

Den meiſten Bundesgenoſſen gefiel dieß nicht, doch ſchwiegen ſie: nur Soſikles, der Geſandte von Korinth, nahm mit Kühnheit und Eifer das Wort und begann: „Wahrlich, der Himmel und die Erde werden ihren Ort vertauſchen, der Himmel unten und die Erde oben ſeyn, die Menſchen werden im Meere, und die Fiſche auf dem Feſtlande hauſen, wenn es dahin gekommen iſt, daß Ihr Lacedämonier die freien und gleichheitlichen Verfaſſungen umzuſtürzen und Tyrannen in den Städten einzuſetzen anfangt, — das allerungerechteſte und ruchloſeſte Beginnen! Wenn Ihr wirklich für das Beſte haltet, daß die Städte von Tyrannen beherrſcht werden, ſo ſetzet zuerſt bei Euch ſelbſt einen Tyrannen ein und dann auch bei Andern. Aber Ihr ſelbſt kennt die Tyrannei nicht aus Erfahrung, hütet Euch auch wohl davor, gegen Fremde aber wollt Ihr in entgegengeſetzter Weiſe verfahren!“ Dann bewies er aus der früheren Geſchichte von Korinth, welche Leiden und Drangſale die Tyrannei über die Staaten bringe, indem er erzählte, wie Cypſelus (658 vor Chr.) und Periander, ſein Sohn, in langjähriger Herrſchaft die Korinthier mißhandelt hätten. „Dieß, Ihr Lacedämonier,“ ſchloß Soſikles, „iſt die Tyrannei, und das ſind ihre Werke und Früchte. Daher wunderten wir Korinthier uns nicht wenig, daß Ihr den Hippias kommen ließet; und jetzt iſt unſere Verwunderung noch größer, Euch ſo reden zu hören; und wir beſchwören Euch bei den helleniſchen Göttern, ſetzet keine Tyrannen in den Städten ein. Und wenn Ihr nicht ablaßt, und den Hippias wider das Recht zurückzuführen verſucht, ſo wiſſet, daß wenigſtens die Korinthier Euch nicht beitreten.“ Hippias entgegnete zwar hierauf: die Korinthier würden noch am allermeiſten die Piſiſtratiden ſchmerzlich vermiſſen und zurückwünſchen, wenn die verhängten Tage kämen, wo auch ſie von den Athenern viel zu leiden haben würden. Aber die übrigen Bundesgenoſſen ſtimmten, durch Soſikles ermuthigt, ſeiner Meinung bei, beſchworen die Lacedämonier, keine Neuerung in einer helleniſchen Stadt anzuſtellen, und ſo gaben dieſe für jetzt ihren Plan auf. Hippias verließ Sparta, lehnte die Anerbietungen des Königs Amyntas von Macedonien, der ihm Anthemus in Chalcidice, und der Theſſalier, die ihm Jolkus ſchenken wollten, ab und kehrte nach Sigeum zurück. Von hier ſetzte er Alles in Bewegung und ſuchte den Artaphernes auf jede Art zu vermögen, Athen ihm und dem Darius zu unterwerfen. Die Athener, hievon benachrichtigt, ſchickten Geſandte nach Sardes und ließen die Perſer bitten, den atheniſchen Vertriebenen kein Gehör zu geben. Artaphernes forderte ſie auf, den Hippias wieder aufzunehmen, wenn ſie ſich kein Unheil zuziehen wollten, aber deſſen weigerten ſie ſich natürlich aufs beſtimmteſte, und wollten lieber offene Feindſchaft mit den Perſern haben. Dieß geſchah bis zum Jahre 505 vor Chr. Olymp. 68, 4. Bald darauf brach der Aufſtand und Krieg der Jonier gegen Darius, unter Ariſtagoras und Hiſtiäus, aus, 499 vor Chr., an welchem, wie ſchon erzählt worden, Athen mit zwanzig Schiffen Theil nahm und dadurch den Zorn des perſiſchen Königs ſich zuzog, welcher von Hippias nach Kräften geſchürt wurde.

Nach Unterdrückung des joniſchen Aufſtandes und Unterwerfung der ganzen kleinaſiatiſchen Küſte, ſo wie vieler Inſeln, ſandte Darius, etwa 493 vor Chr., Geſandte an die griechiſchen Staaten, um Erde und Waſſer für den König zu verlangen. Wie ſchon erzählt verweigerten Sparta (vermuthlich auch andere ſeiner Leitung folgende Staaten des Peloponneſes) und Athen die Forderung, mißhandelten und tödteten ſogar die Geſandten; unter vielen andern Staaten und Inſeln aber gaben namentlich auch die Aegineten Erde und Waſſer. Sobald die Athener dieß erfuhren, argwohnten ſie, die Aegineten beabſichtigten, in Verbindung mit den Perſern ſie mit Krieg zu überziehen, und ſchickten deßhalb Geſandte nach Sparta, mit welcher Stadt das gute Vernehmen für den Augenblick wieder hergeſtellt und durch die gemeinſame Gefahr befeſtigt war, um die Aegineten als Verräther von Hellas anzuklagen. Alsbald begab ſich der ebenſo heftige als launenhafte und unbeſtändige König Kleomenes, der ſchon früher oft nicht ganz bei geſundem Verſtande zu ſeyn ſchien, nach Aegina, um die Schuldigſten der Aegineten zu greifen und wegzuführen. Die Aegineten widerſetzten ſich ihm, zwangen ihn unverrichteter Dinge abzuziehen, und erklärten: er thue dieß nicht im Auftrag der ſpartaniſchen Volksgemeinde, ſondern weil ihn die Athener beſtochen hätten; ſonſt würde er den andern König Demaratus mitgebracht haben. Dazu hatte ſie eben dieſer Demaratus angewieſen, welcher den Kleomenes bei Eleuſis im Stiche gelaſſen hatte, mit ihm uneinig war und bei den Spartanern dieſelben Beſchuldigungen wie bei den Aegineten gegen ihn vorbrachte. Kleomenes ſann auf Rache und verband ſich zum Sturze des Demaratus mit Leotychides, welcher aus demſelben königlichen Hauſe mit Demaratus und der Nächſte nach ihm am Throne war, und welchen dieſer ſich dadurch zum unverſöhnlichen Feinde gemacht, daß er ihm ſeine ſchon verlobte Braut vorwegraubte und zur Frau nahm, was freilich nach ſpartaniſchem Brauche kein Unrecht war, indem die jungen Männer überhaupt ihre Bräute rauben mußten. Auf des Kleomenes Anſtiften legte Leotychides einen Eid gegen Demaratus ab, daß er nicht rechtmäßiger König von Sparta, weil nicht der Sohn ſeines angeblichen Vaters Ariſton ſey. Einige Umſtände unterſtützten ſcheinbar ſeine Behauptung; die Spartaner befragten das Delphiſche Orakel, und Kleomenes brachte durch einen angeſehenen Delphier, Kobon, die Prieſterin dahin, daß ſie, nach Kleomenes' Wunſch erklärte: Demaratus ſey nicht Ariſtons Sohn. Zu ſpät erſt wurde die Beſtechung entdeckt und geſtraft, — durch Verbannung Kobons und Entſetzung der Prieſterin Perialla; — Demaratus wurde ſofort der Königswürde beraubt, den übrigen Spartanern gleichgeſtellt, und in der Folge zu einem untergeordneten Amte gewählt. Darüber verſpottete ihn Leotychides und ließ ihn fragen: Wie ihm dieſe Amtsführung nach dem Königthum behage? Demaratus, aufs tiefſte gekränkt, verhüllte ſich, ging nach Haus, und von ſeiner Mutter in ſeinem Ingrimm über das erlittene Unrecht beſtärkt, verließ er Sparta, angeblich um nach Delphi zu gehen, und das Orakel zu befragen. Er ging aber nach Elis, und die Lacedämonier, argwöhnend er wolle aus dem Lande entweichen, ſetzten ihm nach und verfolgten ihn zu Schiffe nach der Inſel Zakynthos, wohin er vor ihrer Ankunft geflohen war, ergriffen ſeine Diener und wollten an ihn ſelbſt Hand legen. Die Zakynthier aber gaben dieß nicht zu, und Demaratus begab ſich von dort zum Perſerkönig Darius, welcher ihn aufs wohlwollendſte aufnahm, ihm Land und Städte gab, und ſeine Perſon und ſeinen Rath fortwährend in hohen Ehren hielt. Er war der einzige König von Sparta, welcher einen Olympiaſieg mit dem Viergeſpann davongetragen hat.

Nachdem Demaratus der Königswürde entſetzt und Leotychides ſtatt ſeiner auf den Thron erhoben war, gingen ſofort beide Könige nach Aegina, gegen welches Kleomenes heftig erbittert war. Jetzt wagten die Aegineten nicht mehr ſich zu widerſetzen und lieferten den Königen zehn der angeſehenſten und reichſten Männer als Geiſeln aus, welche den Hauptfeinden der Aegineten, den Athenern, in Verwahrung gegeben wurden. Bald darauf aber wurde entdeckt, welcher Mittel ſich Kleomenes bedient hatte, um den Demaratus zu ſtürzen, und aus Furcht vor den Spartanern entwich er zuerſt nach Theſſalien, ging dann nach Arkadien zurück und ſuchte die Arkadier gegen Sparta aufzuwiegeln, indem er ſie bei dem in Arkadien fließenden Styx wollte ſchwören laſſen, mit ihm zu ziehen, wohin er ſie führe, d. h. ohne Zweifel gegen ſeine eigne Vaterſtadt. Die Lacedämonier fürchteten bei der ohnehin von den Perſern drohenden Gefahr neue Feinde, beriefen deßhalb den Kleomenes nach Sparta zurück und ſetzten ihn in die königliche Gewalt und Würde wieder ein. Aber ſobald er zurückgekommen, brach der Wahnſinn, von welchem man früher ſchon oft Spuren an ihm wahrgenommen, völlig bei ihm aus. Er wurde eingeſperrt und ihm ein Helote als Wächter beigegeben; von dieſem verlangte er ein Meſſer, bewog ihn durch Drohungen, es ihm endlich zu geben und zerſchnitt ſich damit am ganzen Leibe, von den Füßen an bis an den Bauch aufs entſetzlichſte, ſo daß er ſtarb. Die Lacedämonier behaupteten, ſein Wahnſinn ſey Folge der Trunkſucht geweſen, die er ſich durch ſeinen Umgang mit Scythen angewöhnt, von welchen einmal längere Zeit Geſandte in Sparta weilten; die meiſten Hellenen erklärten denſelben für eine Strafe der Götter dafür, daß er die Pythia zu dem falſchen Orakel gegen Demaratus beſtochen; oder, wie die Athener behaupteten, dafür, daß er bei ſeinem Einfall in Eleuſis das Heiligthum der Göttinnen, Demeter und Kora (Ceres und Proſerpina) verheert, oder endlich, wie die Argiver meinten, dafür, daß er bei einem frühern Kriege Sparta's gegen Argos die in das Heiligthum des Argus geflüchteten Argiver herausgelockt und ſie niedergehauen, und den Hain ſelbſt angezündet hatte. So viele Anklagen und Verbrechen laſteten auf dem Haupte dieſes Spartaners! ein Beweis, daß die Geſetze Lykurgs nicht lauter tugendhafte Helden bildeten. Am meiſten zu verwundern aber iſt, daß dem Kleomenes ſo Vieles ungeſtraft hinging, woraus man ſchließen muß, daß auch in Sparta die Gunſt und Macht der

Parteien oft über das Recht, die Satzungen und die Ehre des Staates den Sieg davontrug.

Die Aegineten, als ſie den Tod des Kleomenes erfuhren, ſchickten Geſandte nach Sparta, um gegen Leotychides zu klagen wegen der ihnen abgenommenen und nach Athen geführten Geiſeln. Die Lacedämonier, plötzlich umgeſtimmt, erkannten in ihrem Rathe, die Aegineten ſeyen von Leotychides freventlich beleidigt worden, und verurtheilten dieſen nach Aegina ausgeliefert zu werden für die in Athen gefangen gehaltenen Männer. Schon wollten ihn die Aegineten wegführen, als ein angeſehener Spartaner, Thraſides, ſie warnte, den König der Spartaner, obgleich ſeine Bürger ihn ausliefern wollten, ja nicht wegzuführen, denn die Spartaner würden ſie dieß ſpäter, wenn ſich ihre Leidenſchaft gelegt, ſchwer büßen laſſen. Auf dieß enthielten ſich die Aegineten, ihn wegzuführen; dagegen kamen ſie mit Leotychides überein, daß er ſie nach Athen begleiten ſolle, um die Geiſeln zurückzufordern. Dieß geſchah; die Athener aber machten Ausflüchte, beriefen ſich darauf, daß die zwei ſpartaniſchen Könige ihnen die Geiſeln der Aegineten übergeben hätten und ſie nicht verpflichtet ſeyen, ſie Einem zurückzugeben und behielten trotz der dringenden Vorſtellungen des Leotychides die Gefangenen zurück. Die Aegineten rüſteten ſich von neuem zum Krieg und nahmen das heilige Schiff der Athener weg, welches alle Jahre nach Delos fuhr, um dem Apollo ein Opferfeſt zu feiern, mit vielen angeſehenen Athenern, die ſie in Bande legten. Die Athener, ſich zu rächen, knüpften ein Einverſtändniß mit dem Aegineten Nikodromus an, welcher der herrſchenden Partei grollend, weil er einmal verbannt worden war, den Athenern an einem beſtimmten Tage ſeine Vaterſtadt in die Hände zu liefern verſprach und wirklich, der Verabredung gemäß, eines Stadttheils ſich bemächtigte. Die Athener aber hatten ſelbſt nicht hinreichende Schiffe zum Kampfe mit den Aegineten und entlehnten zu ihren fünfzig Schiffen noch zwanzig von den Korinthiern, damals ihren beſten Freunden. Dieß verzögerte ihren Heerzug, ſo daß ſie einen Tag zu ſpät kamen. Nikodromus mit andern Aegineten entfloh, da er ſich nicht behaupten konnte, und ſeine Partei, das Volk, wurde von den Vornehmen überwältigt; ſiebenhundert wurden gefangen und erbarmungslos getödtet — einer ſogar in der Vorhalle der Demeter Thesmophoros. Als die Athener mit ihren Schiffen kamen, lieferten ihnen die Aegineten ein Treffen; ſie unterlagen und riefen die Argiver zu Hülfe; das Volk von Argos ſandte ihnen zwar keine Hülfe, wohl aber kamen gegen tauſend Freiwillige, die jedoch meiſt durch die Hand der Athener umkamen. Dafür überfielen die Aegineten die Athener einmal, als ſie ſich deſſen nicht verſahen, und nahmen ihnen vier Schiffe mit der Mannſchaft ab. So dauerte der Krieg mit wechſelndem Glück fort, eine Schule des Kampfes, beſonders zur See, für die Athener, und eine Vorbereitung zu den großen Thaten der Perſerkriege. Ehe wir davon berichten, werfen wir einen Blick auf den Zuſtand Griechenlands unmittelbar vor denſelben.

— — — —

X.

Griechenland zur Zeit des Anfangs der Perſerkriege.

In den letzten Abſchnitten ſind die wichtigſten Begebenheiten aus der Geſchichte der zwei bedeutendſten griechiſchen Staaten oder Städte, Sparta's und Athen's, bis zu den Perſerkriegen erzählt worden. Mancher anderen Städte und Völkerſchaften geſchah dabei Erwähnung, doch zum Theil nur ſehr kurz, denn von manchen ſind uns wenige Nachrichten erhalten, und es wäre ermüdend, jeden kleinen Krieg und Friedensſchluß zwiſchen kleinen Städten, jeden Tyrannen einer kleinen Inſel aufzuzählen. Doch gehören auch die kleinen Völkerſchaften und Staaten mit zum Ganzen des griechiſchen Lebens und der griechiſchen Geſchichte, und faſt jede Stadt hat irgend einen Beitrag gegeben zum Ruhme von Hellas, durch irgend eine denkwürdige That, durch die Geburt eines berühmten Mannes, durch eine wenn auch nur flüchtige Blüthe irgend einer Kunſt, durch merkwürdige Einrichtungen, durch edle Bauwerke, durch einen ausgezeichneten Gottesdienſt, durch ein Orakel, durch öffentliche Spiele. Der Wetteifer war, möchte man ſagen, die eigentliche Seele des griechiſchen Lebens; und gerade der Umſtand, daß das griechiſche Volk in ſo viele Staaten getheilt war, welche faſt alle der Freiheit genoßen, begünſtigte dieſen Wetteifer und ließ ſie in den Erfindungen und den Künſten des Friedens wie des Krieges das Höchſte leiſten. Der Wetteifer entzweit, aber er verbindet auch; und Spaltung und Streit einerſeits, Zuſammenwirken und Gemeingeiſt andrerſeits zeichnen das griechiſche Volk vor allen andern aus, verleihen der Geſchichte dieſes kleinen Volkes einen ſo unendlichen Reichthum.

Ehrgeiz, Herrſchſucht und Habſucht, welche die Einzelnen wie die Staaten und Völker in Streit und Kampf verwickeln, aber auch die Kräfte zu Unternehmungen und Thaten wecken, waren zwar dem lebhaften Volke der Hellenen in hohem Grade, aber ziemlich gleichmäßig eigen und daher ließ ſich, ſo groß die Neigung zu Uebergriffen und Gewaltthätigkeiten gegen Andere bei faſt allen Hellenen war, doch kein Staat ſo leicht vom andern unterdrücken oder ohne Kampf überflügeln. Zahlloſe Reibungen und Feindſchaften entſtanden hieraus, und die Geſchichte Griechenlands kann wie ein faſt ununterbrochener Krieg im Innern, von Hellenen gegen Hellenen, erſcheinen. Aber jene ſelbſtſüchtigen Triebe und Eigenſchaften waren bei den Griechen in ihren beſten Zeiten, das heißt um die Zeit der Perſerkriege, eingeſchränkt und gemäßigt durch reine Ehrliebe und Gerechtigkeitsſinn, durch Liebe zu ihren Angehörigen, Freunden, zu ihrem Vaterland, durch eine Menſchenfreundlichkeit oder Humanität, welche ſich freilich meiſt nur auf Hellenen erſtreckte, und durch Ehrfurcht vor den göttlichen Geſetzen, durch Pietät. Durch gemeinſame Sprache, Religion, Orakel, feſtliche Spiele fühlten und ſahen ſich die ſämmtlichen helleniſchen Staaten von der Grenze Macedoniens bis zum Vorgebirge Tänarum zu Einem Volke verbunden; und außerdem gehörten noch dem Volke der Hellenen die zahlreichen Kolonien an, die ſie nach Sicilien und Unteritalien, nach Aegypten und Lybien, Cyrene, an die Küſtenländer Macedoniens und Thraciens bis ins ſchwarze Meer entſandt hatten, und nicht nur die Ehre und das Mitgefühl, auch die Klugheit und der eigne Vortheil geboten den ſämmtlichen griechiſchen Staaten, und den mächtigſten am meiſten, Sorge zu tragen, daß die Genoſſen ihres Namens, die Glieder ihres Volkes dem Ganzen erhalten blieben, oder wieder gewonnen würden.

Einen förmlichen Bund mit beſtimmten Geſetzen bildeten freilich die Hellenen damals noch nicht; denn der alte Amphiktyonenbund umfaßte nicht alle Griechen und hatte ſich auch nicht mit allen griechiſchen Angelegenheiten zu beſchäftigen, ſondern nur mit einigen beſtimmt bezeichneten, hauptſächlich mit dem Schutze des delphiſchen Heiligthums und mit der Sorge für Beobachtung gewiſſer völker- und kriegsrechtlichen Satzungen. Auch ſtand kein Staat mit ausdrücklich und allgemein anerkannter Obergewalt an der Spitze von Griechenland, obwohl die Lacedämonier in der That der angeſehenſte und einflußreichſte Staat waren, und eine gewiſſe Oberleitung übten, Hegemonie genannt, welche jedoch nicht geſetzlich geregelt war, ſondern auf dem freien Willen der ihnen folgenden Staaten und dem Herkommen beruhte. Die Peloponneſier namentlich ſtanden in dieſem Verhältniß zu Sparta, welches ſich bald mehr auf Furcht, bald mehr auf Berechnung von Vortheilen, bald auf Dankbarkeit und Anhänglichkeit gründete. Die doriſchen Völkerſchaften hielten ſich gerne zu den ihnen ſtammverwandten, mächtigen Spartanern, und in den Städten, wo eine der ſpartaniſchen verwandte Verfaſſung, die ariſtokratiſche, beſtand, oder gar von den Lacedämoniern ſelbſt eingeführt worden war, ſchloß ſich die herrſchende Partei natürlich dieſem Staate an. Aber ſelbſt Athen ſcheint gewiſſermaßen die Hegemonie Sparta's anerkannt zu haben, wenn es dort die Aegineten als Verräther an Hellas anklagte. Der erfolgreiche Widerſpruch des Korinthiers Soſikles jedoch und der andern Bundesgenoſſen gegen den Plan der Spartaner, den Hippias wieder einzuſetzen, zeigt, wie wenig jene Hegemonie, je nach Umſtänden, die Freiheit der geführten Staaten band. Das Vertrauen der minder mächtigen Staaten zur Macht, Klugheit und guten Geſinnung des die Hegemonie übenden Staates war die beſte Stütze derſelben. Hegemonien im Kleinen, (doch wurden ſie nicht ſo genannt,) beſtanden auch bei einzelnen griechiſchen Völkerſchaften, bei den böotiſchen Städten z. B. welche zuſammen einen Bund bildeten, an deſſen Spitze die mächtigſte und einflußreichſte Stadt, Theben, ſtand. An ein Verhältniß der Unterthanſchaft darf man dabei nicht denken; alle dieſe Städte hatten das Recht, nach ihren eigenen Geſetzen ſich zu regieren; und wenn die größern Städte ſich in ihre Streitigkeiten und Staatsangelegenheiten miſchten, ſo geſchah es immer auf das Anrufen der einen Partei, als deren Helfer ſie auftraten. Seit die Athener ſich der Tyrannen entledigt hatten, wurde es mehr und mehr Regel, daß die volksthümliche (demokratiſche) Partei ſich an ſie anſchloß und nöthigenfalls ſie zu Hülfe rief, die ariſtokratiſche dagegen an die Spartaner ſich wandte, und daß alle Griechen, neben dem daß ſie Hellenen, und Genoſſen eines gewiſſen Volksſtammes, Einwohner und Bürger einer beſtimmten Stadt waren, auch der atheniſchen oder lacedämoniſchen Partei angehörten; doch war dieß erſt nach der Zeit, von welcher bisher erzählt worden. Unterthanen waren aber in gewiſſem Sinne (nicht etwa die Helotenbevölkerung, denn dieſe waren Sklaven, ſondern) die Landſtädte in Lakonien und Meſſenien, gegenüber den herrſchenden Spartanern, ſo wie auch einige Arten von Kolonien oder Pflanzſtädten. Die Kolonien wurden auf verſchiedne Weiſe gegründet. Zuweilen legten Flüchtlinge, vom Feinde vertrieben, nach dem Verluſt oder der Zerſtörung ihrer Vaterſtadt in andern Gegenden oder Ländern Kolonien an, wie z. B. die Phocäer, die Samier, die Meſſenier, die dann gänzlich unabhängig und durch keine Bande, als die der Erinnerung, an ihre verlaſſene Heimath gekettet waren. In andern Fällen gründete die unterliegende Partei einer Stadt, wenn ſie vertrieben wurde oder ſelbſt nicht mehr bleiben mochte, oder einzelne mißvergnügte aber reiche und mächtige Männer Kolonien, und es hing von den Umſtänden, von zufälligen Ereigniſſen ab, ob eine ſolche Kolonie ſich freundlich oder feindſelig gegen die Mutterſtadt ſtellte. Eine wichtige Kolonie gründete (559 vor Chr.) der Athener Miltiades, der Oheim des berühmteren Mannes dieſes Namens, im Cherſonnes am Helleſpont, aufgefordert von den Doloneiern, einer thraciſchen Völkerſchaft, welche von den Abſinthiern gedrängt wurden. In ſolchen Fällen kam Alles auf die Perſönlichkeit des an die Spitze geſtellten Mannes an. Endlich wurden Abſendungen von Kolonien in ordentlicher und friedlicher Weiſe veranlaßt durch den Ueberfluß an Bevölkerung, in Verbindung mit dem Wunſche, die Macht und den Handelsverkehr der Mutterſtadt durch Gründung von Tochterſtädten in fernen Gegenden auszudehnen und zu verſtärken. Zufällige Umſtände, Seuchen und Krankheiten, Mißwachs, Gelübde Einzelner, Orakelſprüche gaben Veranlaſſung dazu; der abenteuerluſtige und ärmere Theil der Bevölkerung ſchloß ſich gerne unternehmenden Führern an, der Staat unterſtützte ſie mit ſeinen Waffen, Schiffen und Geld, und häufig nahmen Bewohner von andern Staaten an ſolchen Unternehmungen Antheil. Dergleichen Kolonien gründeten entweder ganz neue Städte, oder bemächtigten ſich ſchon beſtehender mit gewaffneter Hand, wobei es nie an einem Vorwand zum Kriege fehlte. Einer ſolchen von den Athenern durch Aufrufe zur Theilnahme in ganz Griechenland und durch Schiffe unterſtützten Kolonie, welche Thurium in Unteritalien gründete, ſchloß ſich der Geſchichtſchreiber Herodot (444 vor Chr.) an. Die Kolonien nahmen von dem heiligen Feuer, das auf den Altären der Mutterſtadt oder im Prytaneum, brannte, mit ſich: ſie wurden von deren Prieſtern begleitet, bewahrten denſelben Götterdienſt und die gleichen Geſetze und Gebräuche, und ſchickten häufig Opfer in ihre Tempel. Sie betrachteten ſich ganz als Töchter der Mutterſtadt und erwieſen ihr und ihren Bürgern alle möglichen Ehren, wofür ihnen, im Fall feindlicher Angriffe, der Schutz derſelben zu Theil wurde. Dieß war das natürliche ſchöne Verhältniß zwiſchen den Pflanzſtädten und den Mutterſtädten, welches indeſſen durch die Umſtände vielfache Aenderungen und Störungen erlitt. Bald mißbrauchten die Mutterſtädte ihre Macht und behandelten die Kolonien, ſtatt als Töchter, als Unterthanen; bald vergaßen und zerrißen die letztern das Band der Verwandtſchaft, das ſie an jene knüpfte, wenn ſie reich und mächtig wurden, wenn der Vortheil Beider in Widerſtreit gerieth, und die Tochter kündigte der Mutter den Gehorſam auf und Krieg an. — Ein anderes Verhältniß der Abhängigkeit bildete ſich dadurch, daß eine ſiegreiche Stadt einen Theil der Ländereien der beſiegten wegnahm und ihn an einen Theil von ihren (ärmeren) Bürgern vertheilte, die als eine Art Beſatzung in die unterworfene Stadt gelegt wurden, wie die Athener ihre viertauſend Kleruchen auf die Inſel Euböa ſandten.

So hing die Macht eines Staates theils von der Furcht, theils von dem Vertrauen und der Neigung ab, die er ſeinen minder mächtigen Nachbarn einflößte, von dem Einfluß, welchen die zu ſeinen Grundſätzen ſich haltende Partei in den Städten übte, von der Größe und der guten Geſinnung ſeiner Kolonien, von einzelnen Bündniſſen und Verträgen, die er mit andern Städten, namentlich ſtammverwandten, ſchloß, am meiſten aber, da alle dieſe Verhältniſſe vielen und raſchen Wechſeln ausgeſetzt waren, von der Zahl, der Tapferkeit, der Einigkeit und Einſicht ſeiner eignen Bürger, ſo wie auch von ihrem Reichthum, um Kriegsrüſtungen beſtreiten und Söldner bezahlen zu können; nicht von einem großen Gebiete, nicht von einer weitausgedehnten eigentlichen Herrſchaft war ſie bedingt und getragen, weniger durch Zwang, als durch Vertrauen und Neigung geſichert. Mißbrauch des Siegs, Unterdrückung oder Vernichtung der Beſiegten wurden in den guten Zeiten Griechenlands allgemein gemißbilligt und ſchwächten das Anſehen des Siegers, das Vertrauen zu ihm. So erhielt ſich, ungeachtet der überlegenen Macht eines oder einiger Staaten, ein gewiſſes Gleichgewicht und bis auf einen gewiſſen Grad die allgemeine Freiheit oder Unabhängigkeit. Der Gewaltthätigkeit und Herrſchſucht einer Stadt ſtellte ſich theils die Eiferſucht, theils das Rechtsgefühl, theils die Freiheitsliebe der andern gegenüber und that ihr Einhalt, — durch Vorſtellungen und Bitten, oder durch Gewalt.

Der Krieg wird als ein Hinderniß des Wohlſtandes und der Blüthe der Völker betrachtet; aber Griechenland wuchs, trotz beſtändiger Kriege, an Macht und Reichthum. Die Kriege der einzelnen Staaten gegen einander berührten nemlich meiſt nur einen ſehr kleinen Theil Griechenlands und richteten, wenn ſie auch eine Ernte zerſtörten, doch ſelten bleibende Verheerungen an; die Plünderung, Zerſtörung oder Verknechtung einer Stadt war ein ungewöhnliches, von ganz Griechenland beklagtes Ereigniß. Oft überließen kriegführende Staaten die Entſcheidung ihres Streites einem Schiedsgericht. Die Kriege ſelbſt wurden in vielen Fällen mit einer ſehr kleinen Streitmacht geführt und die Verluſte in den Schlachten waren in der Regel nicht ſehr bedeutend, jedoch auch ſo allerdings, wenn die Getödteten Bürger waren, für eine nicht große Bevölkerung empfindlich. Oft aber wurden die Kriege auch durch Miethtruppen oder Söldner geführt, wodurch die Städte vieler unruhigen und abenteuerluſtigen Leute entledigt wurden. Der Kern der Heere jedoch waren die eigenen Bürger der Städte, welche natürlich nur in wichtigen Fällen in ſehr großer Anzahl oder Alle aufgeboten wurden. Die Spartaner, (ohne die Lacedämonier,) betrugen in der beſten Zeit ſchwerlich mehr als acht bis zehntauſend Krieger; die Athener ſtellten den Perſern bei Marathon, mit Anſtrengung aller Kräfte, ungefähr ebenſo viele entgegen; und dieß waren die mächtigſten Staaten. Mancher Kriegszug wurde wohl nur mit einigen Hunderten oder tauſend Kriegern ausgeführt. Die Kriegskunſt ſelbſt war damals ſchwerlich ſehr weit vorgeſchritten, ſie beſtand meiſtens in der Ausführung von Ueberfällen und Kriegsliſten, neben perſönlicher Tapferkeit und Entſchloſſenheit des Feldherrn; man darf dieß daraus ſchließen, daß die Athener namentlich ihre zehn Feldherrn jährlich neu wählten; aber den Perſern gegenüber machten die von jeher tapfern Hellenen bald große Fortſchritte in dieſer Kunſt. Die Hauptmacht beſtand aus Fußvolk, Reiterei hatten ſie wenig, beſonders die Spartaner; bei den Athenern hieß die zweite Claſſe der Bürger, nach der Abſtufung nach dem Vermögen, die der Ritter oder Reiter, weil ſie ein Pferd für den öffentlichen Dienſt halten und entweder ſelbſt oder durch einen Stellvertreter im Heere dienen mußten. Eine zahlreiche, treffliche Reiterei hatten nur die Theſſalier, deren Land ſehr gute Waiden darbot und bei welchen ein ſtarker Herren- oder Ritter-Stand die geringeren Claſſen zu Knechten herabdrückte. Die große Maſſe der Bürger war zum Kriegsdienſt, vom zwanzigſten etwa bis zum ſechszigſten Jahre, verpflichtet und berechtigt; denn einerſeits war es zwar eine Laſt, aber andererſeits eine Ehre, und die Aermſten, die Fremden, die der Ehrenrechte Verluſtigen waren entweder ganz vom Kriegsdienſt ausgeſchloſſen, oder wurden ſie doch nicht unter die Schwerbewaffneten, den Kern des Heeres, eingereiht, weil man ſich nicht auf ſie glaubte verlaſſen zu können, oder auch weil ſie zu arm waren, ſich die erforderlichen Waffen anzuſchaffen. Söldner dienten häufig als Leichtbewaffnete, als Schleuderer und Bogenſchützen, die im Heere ſelbſt dienenden Bürger aber erhielten erſt in ziemlich ſpäter Zeit, bei den Athenern im peloponneſiſchen Krieg, wie es ſcheint, einen Sold, und waren ſonſt auf die etwa zu machende Kriegsbeute angewieſen.

Ziemlich anſehnlich muß ſchon damals die Seemacht der Griechen geweſen ſeyn, beſonders der handeltreibenden Staaten und Inſeln; die Ausrüſtung der Schiffe jedoch war ſehr koſtbar und erforderte große Opfer der Einzelnen oder bedeutende Einkünfte des Staates, welche ſich zu verſchaffen und ſicher zu ſtellen die wichtigſten Seeſtaaten ſchon frühe Sorge trugen. Mit fünfzig eignen und zwanzig korinthiſchen Schiffen griffen die Athener die Aegineten an, welche etwa ebenſo ſtark geweſen ſeyn mögen. Mit der Stärke der Seemacht ſtand der Seehandel im Verhältniß, denn ohne dieſen hätten die Seeleute gefehlt, um die Kriegsſchiffe zu bemannen und zu führen. Wie viel mußte ganz Griechenland Schiffe aufbringen können, wenn dieſe drei kleinen Staaten deren anderthalbhundert oder mehr aufſtellten!

Mochte auch faſt immer irgend ein Theil von Hellas im Kriegszuſtande ſeyn und die Schwerter der Abenteuerluſtigen anlocken, ſo hinderte dieß keineswegs das Gedeihen des übrigen Volkes, und in den kriegführenden Staaten ſelbſt wurden, wenn die Gefahr und Bedrängniß nicht gerade aufs Aeußerſte ſtieg, durch ſolche Kämpfe die Kräfte mehr geweckt und angeſpannt als erſchöpft; durch Siege wurde das Selbſtgefühl gehoben, durch Verluſte und Opfer die Anhänglichkeit an das Vaterland erprobt und befeſtigt. Zeiten des Friedens löſten für die einzelnen Staaten immer wieder die des Krieges ab, bei der Feier der olympiſchen Spiele trat für ganz Hellas eine Friſt des geweihten Waffenſtillſtands und Gottesfriedens ein, und die Bürger der feindlichen Staaten begegneten ſich waffenlos auf den geheiligten Räumen des Feſtes.

Das Gefühl, Einem Volke anzugehören, welches durch die Fehden der Staaten untereinander allerdings geſchwächt werden konnte, wurde genährt und belebt vorzüglich durch die Gemeinſamkeit des religiöſen Glaubens und Cultus und was damit in Verbindung ſtand, durch die, zu Ehren der Götter und zur Freude der Menſchen gefeierten olympiſchen, iſthmiſchen, nemeiſchen, pythiſchen Spiele, durch das allen Griechen gemeinſame, in hohen Ehren ſtehende und höchſt einflußreiche delphiſche Orakel. Zwar hatte faſt jede Stadt und Landſchaft in Griechenland ihre vorzugsweiſe verehrten Gottheiten und Heroen, ihre dieſem oder jenem Cultus geweihten, berühmten Tempel, ihre eigenthümlichen religiöſen Gebräuche; ſo wurden in Athen vorzugsweiſe die Pallas Athene als Stadt- und Schutzgöttin, (und daneben in Eleuſis Demeter und Perſephone, die Hauptgottheiten der Myſterien oder Geheimlehren,) in Argos die Here (Juno), in Lacedämon Apollo, Herakles, Kaſtor und Pollux, Aphrodite (Venus) in Korinth, in Theben Dionyſos (Bacchus), und andere anderswo verehrt, auch den Göttern verſchiedene Beinamen an verſchiedenen Orten beigelegt, aber demungeachtet ſtimmten die ſämmtlichen Hellenen im Glauben an ihre zahlreichen Gottheiten und in deren Verehrung überein; und namentlich ſcheinen der höchſte Gott der Olympier, Zeus, der Vater der Götter und Menſchen, der Beſchützer und Rächer des Gaſtrechts und des Eides, ſodann Phöbus Apollo, der die Welt erleuchtende Sonnengott, der Alles ſchaut und Alles hört, der Spender der Weiſſagungen und Orakel, und der vergötterte Held Herakles, auf welchen ſo viele Hellenen ihre Abkunft zurückführten, einer allgemeinen ausgezeichneten Verehrung genoſſen zu haben; auch wurden ihnen zu Ehren die meiſten und berühmteſten Spiele und Feſte gefeiert. Die Gemeinſamkeit der von den religiöſen Griechen gewiſſenhaft verehrten Gottheiten flocht um Alle ein unſichtbares Band, welches auch durch Feindſchaft und Kriege nicht völlig zerriſſen wurde, und ihre Herzen verſchloßen ſich nicht leicht ganz der Stimme der Verſöhnung und des Erbarmens, wenn ſie bei den über ihnen Allen waltenden Göttern beſchworen wurden. Von den olympiſchen Spielen und ihrer Bedeutung für das griechiſche Leben iſt ſchon die Rede geweſen; von dem delphiſchen Orakel aber iſt noch Einiges zu ſagen, ſo wie von den Orakeln und Weiſſagungen bei den Hellenen überhaupt.

Von den älteſten Zeiten her waren die Griechen geneigt, die Zukunft zu erforſchen durch verſchiedene Mittel, theils aus den Eingeweiden der Opferthiere, theils aus dem Fluge der Vögel, beſonders der Adler und Raben, theils aus andern Zeichen, namentlich Träumen, welche von den Prieſtern und Sehern oder Wahrſagern gedeutet und ausgelegt wurden. So weiß die alte Sage viel zu erzählen von den Sehern Teireſias und Kalchas. Auch kamen ſchon in frühern Zeiten Orakel auf, d. h. Heiligthümer gewiſſer Gottheiten, wo den Fragenden über die Zukunft Sprüche und Weiſſagungen ertheilt wurden. Das älteſte dieſer Orakel ſoll nach Herodot das zu Dodona in Epirus geweſen ſeyn, dem Sitze der älteſten Stämme, der Pelasger. Die weiſſagenden Prieſterinnen daſelbſt erzählten, zwei ſchwarze Tauben ſeyen aus dem ägyptiſchen Theben ausgeflogen und die eine nach Libyen, die andere nach Dodona gekommen. Die letztere habe ſich auf eine Eiche niedergeſetzt und mit menſchlicher Stimme geredet: hier ſolle ein Zeus-Orakel ſeyn; und ſo ſey wirklich ein ſolches gegründet worden. Die andere Taube ſey nach Libyen geflogen, wo dann das ſpäter ſo berühmte Orakel des ammoniſchen Zeus geſtiftet worden ſey. Die Orakel zu Dodona oder die Offenbarungen des Gottes, Zeus, wurden ertheilt durch den heiligen Baum, die Eiche, des Zeus, durch die Bewegung und das Rauſchen ſeiner Aeſte und Zweige; durch das Brauſen und Toſen einer am Fuße deſſelben entſpringenden Quelle, durch die Töne von Erzbecken, welche um den Tempel herum aufgehängt wurden, und deren eines von der Prieſterin angeſchlagen wurde, oder endlich aus dem Dröhnen von ehernen Figuren, die auf Säulen aufgeſtellt waren; aus all dieſen Zeichen hatten die Prieſterinnen dann erſt die Antwort des Gottes zu deuten. Schon in früherer Zeit wurde das Anſehen und der Einfluß dieſes uralten Orakels durch das des delphiſchen Apollo übertroffen und verdunkelt. Delphi war eine mäßige Stadt in Phocis, an dem Berge Parnaſſus, und rings von Gebirgen umſchloſſen; dort floß auch die heilige kaſtaliſche Quelle, deren Waſſer den Prieſtern des Gottes und den Beſuchenden diente, ſich zu reinigen. Die Zeit der Stiftung dieſes Orakels iſt nicht genauer bekannt, in älteren Zeiten ſollte Gäa (die Erde) hier Orakel ertheilt haben, dann ihre Tochter Themis, und nach ihr Phöbe; aber zu Lykurgs Zeiten, etwa 850 vor Chr., ſtand es ſchon in hohem Anſehen; und durch die Wanderungen der Dorier, welchen es urſprünglich angehört zu haben ſcheint, in den Peloponnes, verbreitete ſich ſein Einfluß namentlich auch dorthin. Die Art der Offenbarungen oder Weiſſagungen des Gottes war hier eine andere. Im Heiligthum war eine Höhle oder Kluft, dem Apollo geheiligt, deren aufſteigende Dünſte die Kräfte der Weiſſagung enthalten und mittheilen ſollten. Auf einem Dreifuß wurde die weiſſagende Prieſterin, Pythia genannt, über dieſe qualmende Höhle geſetzt, deren Ausdünſtungen oder Dämpfe ſie bald in heftige Krämpfe verſetzten, während welcher ſie, körperlich und geiſtig heftig erregt, ſchäumend, einer Wahnſinnigen ähnlich, Reden oder Worte ausſtieß oder murmelte. Die Prieſter erlauſchten dieſe Worte und geſtalteten daraus die Antworten auf die an den Gott gerichteten Fragen, und zwar meiſt in ſechsfüßigen Verſen, Hexametern.

Welch eine Menge von Beſuchenden und Fragenden dem delphiſchen Orakel zuſtrömten, dieß erkennt man aus den unermeßlichen Schätzen, den zahlloſen Weihgeſchenken, zum Theil köſtlichen Kunſtwerken, welche ſich in dem Tempel zu Delphi anſammelten, und von welchen verſchiedene Schriftſteller aus verſchiednen Zeiten aus eigner Anſchauung mit Verwunderung erzählen. Einzelne Bürger, darunter die reichſten und angeſehenſten, ſo wie ganze Staaten und Städte, aber auch auswärtige Tyrannen und Könige, wie namentlich der reiche Lydierkönig Kröſus, wetteiferten, ſich die Gunſt des Gottes zu erwerben oder ihm ihre Dankbarkeit durch reiche Geſchenke zu bezeugen. Es wird berichtet, man habe die Schätze des delphiſchen Tempels an Werth der ganzen Rüſtung des Xerxes gegen Griechenland gleich geſchätzt; und zu einer Zeit, wo goldne Münzen in Griechenland noch ſelten waren, befanden ſich ſchon im dortigen Tempel große Bilder von gediegenem Golde. Durch die Menge der Weihgeſchenke und Kunſtwerke, die ſich im Laufe der Jahrhunderte daſelbſt anſammelten, war das Heiligthum Apollo's zu Delphi ſchon in dieſem Betracht ein werthvoller Beſitz, eine Ehre und ein Stolz für Griechenland. Die einzelnen Staaten und Städte, wenigſtens die bedeutenderen, hatten ihre eigenen Schatzgemächer, wo die von ihnen dargebrachten Geſchenke zuſammen aufgeſtellt waren, und ſo bot dieß Heiligthum Gelegenheit, den Reichthum, die Freigebigkeit, den Geſchmack und die Kunſt der verſchiednen Völkerſchaften, ſo wie ihre Ehrfurcht und Frömmigkeit gegen den Gott vergleichend zu überſchauen.

Schon inſofern war das delphiſche Orakel ein Vereinigungspunkt für Griechenland, ein Band, welches ſich um alle Hellenen ſchlang und ſie einander näher brachte, wozu auch nicht wenig die pythiſchen Spiele beitrugen, welche bei Delphi zu Ehren des Phöbus Apollo gefeiert wurden; aber dieſe Geſchenke und Feſtſpiele waren erſt die Folgen der eigentlichen Wirkſamkeit des Orakels. Der Trieb und Wunſch, zukünftige Ereigniſſe zu erfahren und durch göttliche Weisheit im Handeln berathen zu werden, war bei dem Volke der Hellenen außerordentlich ſtark, der Glaube, daß dieß möglich ſey, war allgemein verbreitet; unter den zahlreichen Orakeln des Landes (Böotien allein ſoll deren fünfundzwanzig beſeſſen haben, und aus verſchiednen Vorbedeutungen weiſſagten aller Orten Prieſter und Zeichendeuter), errang Delphi das größte Anſehen: und ſo kam es, daß es tief in das Leben der Einzelnen wie in die Schickſale der Staaten eingriff. Kein großes Vorhaben wurde ausgeführt, keine Stadt gegründet, keine Kolonie geſtiftet, kein Krieg unternommen ohne den Rath eines Orakels. Bei Hungersnoth und Peſt wandte man ſich an die berathende Gottheit. In Herodots Geſchichte ſind wohl einige hundert Orakelſprüche des delphiſchen Gottes theils angeführt, theils kurz erwähnt. Nicht etwa nur die Thörichten und Abergläubiſchen, auch die Edelſten und Weiſeſten unter den Griechen, ein Lykurg und ein Sokrates, verſchmähten es nicht, das Orakel zu Delphi zu befragen und durch ihr Beiſpiel den Glauben an daſſelbe zu beſtärken.

Das delphiſche Orakel ertheilte aber auch nicht bloß, wie man oft meinte, Weiſſagungen über künftige Ereigniſſe, ſondern es beantwortete außerdem Fragen der verſchiedenſten Art und übte einen Einfluß, der ſich nicht allein auf den Glauben oder Aberglauben des Volkes gründete. Es ſuchte den Griechen die Grundſätze und Lehren der Weisheit, der Vaterlandsliebe, der Gerechtigkeit, der Ehrfurcht vor den Göttern, als den Beſchützern der Tugend und Rächern des Frevels, einzuprägen. Merkwürdig iſt die Antwort, welche das delphiſche Orakel einem Lacedämonier, Glaukos, gegeben haben ſoll, auf ſeine Anfrage, ob er bei ihm niedergelegtes Geld zurückgeben oder durch einen Eid, daß er keines empfangen habe, es ſich aneignen ſolle:

„Glaukos, du Sohn Epikydes', es bringt zwar jetzo dir Vortheil,
Wenn du durch Eidſchwur ſiegſt und das Geld zur Beute gewinneſt:
Schwöre nur, weil ja der Tod auch redliche Männer erwartet.
Aber es folget dem Eid ein Sohn, der führet nicht Namen,
Führet nicht Hand noch Fuß, doch ereilt er dich, bis er das ganze
Haus ergreift und das ganze Geſchlecht von der Erde vertilget.
Doch des redlichen Mannes Geſchlecht hat Ruhm bei der Nachwelt.

Und das binnen kurzer Zeit erfolgte Ausſterben des ganzen Hauſes dieſes Mannes, obwohl er das ihm anvertraute Geld zurückgab, wurde als eine Strafe der Götter dafür betrachtet, daß er ſich erfrecht, das Orakel wegen einer ſolchen frevelhaften Handlung auch nur zu befragen. Das Orakel der Branchiden bei Milet bejahte wiederholt die Frage der Cymäer, ob ſie einen Schutzflehenden den Perſern ausliefern ſollten, erklärte aber am Ende, daß es dieſe Entſcheidung nur gegeben, damit deſto ſchneller das Verderben ſie ereile wegen dieſer Sünde, daß ſie erſt einen Götterſpruch darüber verlangten, ob ſie einen Schützling preisgeben oder beſchützen ſollten. Am Eingang des Heiligthums befanden ſich die Inſchriften: Nichts im Uebermaaß! und: Erkenne dich ſelbſt! welche letztere, den Menſchen auf ſich ſelbſt, auf ſein Inneres zurückweiſend, richtig verſtanden und gewiſſenhaft befolgt, eine Menge Fragen an das Orakel erſpart haben würde. Man ſieht hieraus, daß das Orakel die Einſchärfung und Beobachtung ſittlicher Pflichten, wie die Erfüllung des Eides und die Heilighaltung des Gaſtrechts und des Rechts der Schutzflehenden, als unter beſonderer Obhut der Gottheit ſtehend, daß es Gerechtigkeit und die ſittliche Bildung des Volkes überhaupt im Auge hatte. Wie richtig es das ſittliche Verdienſt zu ſchätzen wußte, erhellt daraus, daß es, befragt, den Sokrates für den Weiſeſten der Menſchen erklärte, ſo wie es in frühen Zeiten den Lykurg faſt einem Gotte gleich geachtet hatte. An ſeiner Geſetzgebung nahm es den lebhafteſten und förderndſten Antheil, und wie es ſcheint auch an der des Solon, durch Beſtätigung und Empfehlung der von ihnen aufgeſtellten Satzungen. Wichtig und ehrenvoll für die Orakel iſt auch, daß, als die Bewohner der Inſel Chios zuerſt den Brauch einführten, Sklaven zu kaufen und zu verkaufen, das Orakel ihnen zu erkennen gegeben haben ſoll: ſie hätten ſich dadurch den Zorn der Götter zugezogen.

Am häufigſten waren allerdings die Fälle, wo das Orakel über die Zukunft, über den Ausgang von beabſichtigten Unternehmungen, wegen drohender Gefahren und Bedrängniſſe gefragt und ſein Rath hinſichtlich der Mittel der Rettung oder der einzuſchlagenden Handlungsweiſe eingeholt wurde. Die bekannteſten Fragen (und Antworten) ſind die des Lydiers Kröſus in Bezug auf ſeine Söhne und auf ſeinen Krieg gegen Cyrus, ſo wie die den Hellenen während des perſiſchen Krieges ertheilten Orakel, denen aber noch hunderte von Fällen ſich hinzufügen laſſen. Die Antworten des Orakels enthielten ſelten eine bloße Weiſſagung: meiſt wurde mit oder ſtatt derſelben dem Fragenden ein Rath ertheilt, welcher ihn veranlaßte und nöthigte, den Gegenſtand wiederholt aufs reiflichſte und ernſteſte zu überlegen, auf Mittel zu ſinnen, den oft dunkel und räthſelhaft ausgeſprochenen Willen des Gottes zu erfüllen, der ihn auf Umſtände aufmerkſam machen konnte, welche er zuvor überſehen hatte, der aber auch oft diente, ſeinen Muth und dadurch ſeine Kraft zu erhöhen, oder der ihn in das Unabänderliche, vom Schickſal und den Göttern Beſchloſſene mit Ruhe und Faſſung ſich ergeben lehrte. Wenn das Orakel die Pflege der Gerechtigkeit, die ſittliche Reinheit der Einzelnen im Auge hatte, ſo darf gewiß angenommen werden, daß es gegen das geſammte Volk der Hellenen, von deſſen Vertrauen ſein Anſehen abhing, wohlmeinend geſinnt war. Unter dem Orakel verſtehen wir nämlich hier die den Spruch ertheilenden Prieſter in Verbindung mit der Pythia, der weiſſagenden vom Gotte begeiſterten Prieſterin ſelbſt, in welchen freilich Manche nur ſchlaue und gewinnſüchtige Betrüger erblicken wollen, die das leicht- und abergläubiſche Volk täuſchten und von ihren Täuſchungen ungeheuern Vortheil zogen. In den ſpäteren Zeiten der Ausartung mögen dieſe Vorwürfe das delphiſche Orakel treffen, aber für die frühern Zeiten ſind ſie gewiß, in ſolcher Härte ausgeſprochen, ungerecht. Die im Dienſte des Orakels Stehenden, die Pythia und die Prieſter, waren vermuthlich, in den frühern Zeiten, ſelbſt überzeugt, nicht ohne göttlichen Auftrag und göttliche Eingebung die Orakelſprüche zu ertheilen: hätten ſie ſelbſt nicht dieſen Glauben in ſich gehabt, ſo wäre nicht wohl zu begreifen, wie ſie das Vertrauen des geſammten griechiſchen Volkes gewonnen und Jahrhunderte lang ſich bewahrt hätten; noch viel unzweifelhafter aber iſt, daß ſie bei ihrer Wirkſamkeit, mochten ſie nun dabei der Eingebung des Gottes Viel oder Wenig zuſchreiben, wirklich das Beſte der Fragenden und des geſammten Vaterlandes, das ſittliche und ſtaatliche Gedeihen Griechenlands im Auge hatten, daß ſie ihren eigenen und des Tempels Vortheil nicht dem Vortheile und Heile des Volkes entgegenſetzten, ſondern beide unzertrennlich mit einander verbanden, daß ſie alſo, wenn ſchon nicht gleichgültig gegen den Vortheil des Tempels und ihren eigenen, doch in wahrhaft patriotiſchem Sinne, im Sinne der Weisheit und des Gemeingeiſtes handelten und auf Erhaltung und Förderung der Gerechtigkeit, der Freiheit und Frömmigkeit in Griechenland hinarbeiteten.

Bei dieſen Beſtrebungen und bei der ausgebreiteten Wirkſamkeit des delphiſchen Orakels verſäumten natürlich die dortigen Prieſter und die andern mit ihm in Verbindung ſtehenden Perſonen Nichts, um ſich mit den Angelegenheiten aller Griechen ſo genau als möglich bekannt zu machen, und dazu hatten ſie auch die günſtigſte Gelegenheit. Durch die zahlloſen an das Orakel gerichteten Fragen von einzelnen Bürgern, von Städten und Staaten, von Tyrannen und Königen, und durch den Aufenthalt der Beſuche und Geſandten in Delphi, beſonders auch der Amphiktyonen, gewannen ſie eine Einſicht in die Verhältniſſe der Familien und der Staaten, einen Ueberblick über die Lage ſämmtlicher Griechen im Mutterlande und in den zahlreichen Kolonien, wie ſonſt wohl Niemand in Griechenland ſie beſaß. Sie erfuhren die geheimen Plane und Beſorgniſſe früher als irgend Jemand und waren bei reicher Menſchenkenntniß und geübter Staatsklugheit im Stande, manches künftige Ereigniß vorauszuſehen, den Ausgang mancher Unternehmungen mit ziemlicher Sicherheit zu beurtheilen. Sie mochten Verbindungen in den einzelnen Staaten unterhalten, um von allen wichtigeren Vorfällen unterrichtet zu werden, und höchſt wahrſcheinlich ſtanden ſie in vertrautem Verkehr mit den einſichtsvollſten und weiſeſten Staatsmännern, und unterſtützten deren Abſichten um ſo eifriger, je mehr ſie von ihrer Weisheit und der Reinheit ihrer Vaterlandsliebe überzeugt waren. So viel ſcheint unbeſtreitbar: ohne wirkliche Weisheit, ohne Unparteilichkeit und Vaterlandsliebe hätte das delphiſche Orakel nicht Jahrhunderte lang das Vertrauen der Griechen ſich erhalten und einen ſo mächtigen Einfluß auf die wichtigſten Entſchließungen und Unternehmungen ausüben können: Schlauheit, und die Kunſt zweideutige Antworten zu geben waren nicht, wie Manche glauben, die Haupteigenſchaft des Orakels, obſchon es derſelben nicht entbehren konnte, wenn es ſich gegen den Vorwurf, falſch geweiſſagt zu haben, im Voraus decken und ſich ſo das Anſehen der Unfehlbarkeit erhalten wollte. Merkwürdig, für den Scharfſinn und Witz des griechiſchen Volkes bezeichnend ſind die zweideutigen und räthſelhaften Ausdrücke vieler Orakelſprüche und deren Deutung, ſey es nun daß dieſe Deutung im Sinne der Orakel ſelbſt lag, oder daß die Empfänger erſt ſie hineinlegten, — wenn z. B. Kröſus Verderben geweiſſagt war, wenn ein Maulthier den perſiſchen Thron beſteige, worunter Cyrus verſtanden war, als Sohn einer mediſchen Mutter und eines (geringeren) perſiſchen Vaters, oder wenn die Athener angewieſen wurden, durch eine hölzerne Mauer ſich zu ſchützen, was Themiſtokles auf eine Flotte deutete.

Bemerkenswerth iſt, daß das delphiſche Orakel ſich das Vertrauen aller griechiſchen Staaten ſo ziemlich in gleichem Maße erworben und lange bewahrt zu haben ſcheint, daß es von den nebenbuhleriſchen Staaten Sparta und Athen in gleicher Weiſe zu Rathe gezogen wurde, woraus man ſchließen muß, daß es ſich keine große Parteilichkeit habe zu Schulden kommen laſſen, was in der That auch nicht minder gegen ſeinen Vortheil als gegen ſein Anſehen geweſen wäre. Von dem Vertrauen aller Griechen hing ebenſo ſeine genaue Kenntniß der öffentlichen und der Privatangelegenheiten der Hellenen, wie ſein Einfluß ab. Bei den Streitigkeiten und Kriegen der Staaten unter einander hatte es eine ſchwierige Aufgabe; es miſchte ſich, wie es ſcheint, nicht allzutief in Dinge, die es nicht hindern konnte, rieth gern zum Aufſchub der Feindſeligkeiten, zur Mäßigung im Siege, ließ es ſich aber doch gefallen, daß Weihgeſchenke zum Andenken an Siege, welche Griechen über Griechen davongetragen, mit Inſchriften, welche dieß beſagten, im Tempel aufgeſtellt wurden, ſo daß dieß Heiligthum nicht nur die Einheit Griechenlands, ſondern auch deſſen vielfache Spaltungen und Feindſchaften veranſchaulichte.

Gelegentlich wurde auch das delphiſche Heiligthum ſelbſt Veranlaſſung zu Kriegen. Schon zu Solons Zeit, wie oben erwähnt wurde, erlaubten ſich die Nachbarn deſſelben, die Bewohner der phociſchen Städte Kriſſa, Cirrha und Anticirrha Beläſtigungen und Mißhandlungen der dorthin Wandernden, ja ſie unternahmen ſogar, die Ehrfurcht der übrigen Hellenen vor dem Heiligthum nicht theilend, einen Zug gegen das unvorbereitete, wehrloſe Delphi, nahmen die Stadt ein, raubten viele Tempelſchätze, und entweihten ſonſt auf jede Art den heiligen Ort. Geſandte der Amphiktyonen wurden mit Hohn und Schimpf zurückgewieſen. Durch Solon ließen ſich die Amphiktyonen beſtimmen, den Krieg gegen die Tempelſchänder zu beſchließen, welcher lange dauerte und nach vielen Jahren, mit Hülfe mehrerer Orakelſprüche, durch die Einnahme von Kriſſa und Cirrha, ſehr feſter Städte, beendigt wurde. Die Einwohner wurden getödtet oder zu Sklaven verkauft, ihr Gebiet dem delphiſchen Gotte geweiht, die pythiſchen Spiele wieder hergeſtellt, aus der Beute von Kriſſa für die Sieger, ſtatt des bisher üblichen Kranzes, Geldpreiſe feſtgeſetzt, und für Muſik und Poeſie je ein Preis geſtiftet, während zuvor für beide zuſammen einer gegeben worden war. Von anderen ſogenannten heiligen Kriegen ſpäter.

In den frühen Zeiten, von Lykurg bis Solon etwa, ſcheint das delphiſche Orakel im Beſitze des ungetrübteſten Vertrauens geweſen zu ſeyn; der überlegenen Weisheit, der ernſten und frommen Vaterlandsliebe der Prieſter und ihrer eigenen Ueberzeugung von ihrer gottgeheiligten Wirkſamkeit entſprach der kindliche Glaube des Volkes; ſpäter erwachte bei Manchen der Zweifel an die Unfehlbarkeit des Orakels, ſo daß ſie es verſuchten und auf die Probe ſetzten, ehe ſie Sprüche und Räthe von ihm einholten, wie z. B. der Lydier Cröſus und der Tyrann von Korinth, Periander; das Orakel ſoll dieſe Proben ſiegreich beſtanden und dadurch an Anſehen und Glanz gewonnen haben; aber natürlich wurde es durch ſolche Zweifel zu Anwendung um ſo größerer Vorſicht und Liſt genöthigt. Nicht geringen Schaden mußten ihm dagegen die Fälle thun, wo entdeckt wurde, daß die Pythia, oder die Prieſter, ſich hatten beſtechen laſſen, z. B. von Kleomenes, dem Könige Sparta's, wie oben erzählt wurde. Doch galt dieß damals noch als außerordentlicher Fall und beeinträchtigte noch längere Zeit ſein Anſehen nicht; man trennte noch den Frevel der Menſchen von dem göttlichen Heiligthum und ſeiner Wirkſamkeit. Mit der Zeit aber artete allerdings das Orakel aus, durch Leichtſinn, Unglauben, Gewinnſucht der Prieſter, welche dem ſinkenden Anſehen ihres Heiligthums durch unwürdige Künſte zu Hülfe kommen, durch Begünſtigung der Reichen und Mächtigen ſich fortwährend große Einkünfte verſchaffen und obwohl ſie durch Kenntniſſe, Einſicht und Weisheit nicht mehr über den Meiſten ſtanden, doch noch den frühern Einfluß ausüben wollten, aber nicht mehr von wahrhaft Glaubenden und Vertrauenden befragt, ſondern nur noch zur Täuſchung des großen Haufens von Ehrgeizigen mißbraucht und erkauft wurden.

Das delphiſche Orakel ſtand, wie ſchon geſagt, in frühern Zeiten mit den ausgezeichnetſten, den mächtigſten, den weiſeſten und tugendhafteſten Männern in enger Verbindung und wirkte durch dieſe auf das geſammte Volk. Die zwei ſchon erwähnten Inſchriften des delphiſchen Heiligthums werden als Wahlſprüche Zweier der ſieben Weiſen Griechenlands betrachtet; Nichts im Uebermaß! ſoll das Wort Solons, Erkenne dich ſelbſt! der Spruch des Lacedämoniers Chilon geweſen ſeyn, von welchen ſie das Orakel angenommen und ihre Beherzigung ganz Griechenland empfohlen hätte. Durch ihre Verbindung einerſeits unter einander, andererſeits mit dem delphiſchen Orakel ſind dieſe ſogenannten ſieben Weiſen doppelt merkwürdig; es ſind nicht nur einzelne durch ihren Geiſt oder ihre Kenntniſſe hervorragende Männer, ſondern ſie ſind die einflußreichen, durch eine Art von Bund verknüpften, das Orakel unterſtützenden und von ihm wieder geförderten Lehrer, Erzieher, die vorleuchtenden Bildner des griechiſchen Volkes ihrer Zeit. Deßwegen verweilen wir etwas länger bei ihnen, um zu zeigen, welcher Art die damalige Bildung des griechiſchen Volkes war.

Die ſogenannten ſieben Weiſen blühten etwa um das Jahr 600

v. Chr. und in den folgenden Jahrzenten; ſie waren ſämmtlich Zeitgenoſſen und Freunde oder Bekannte von einander. Ihre Namen ſind: Kleobulus von Lindus, Periander von Korinth, Pittakus aus Mitylene, Bias von Priene, Thales von Milet, Chilon aus Sparta, Solon von Athen; Periander iſt uns ſchon als Gewaltherrſcher bekannt, Solon als Geſetzgeber, und des Pittakus wurde auch ſchon erwähnt. Statt des Tyrannen Periander wird von Einigen der minder berühmte Myſon von Chene mitgezählt, und eine Ueberlieferung will wiſſen, Kleobulus und Periander ſeyen von den fünf Uebrigen wegen ihrer Tyrannei oder wegen Mangels an Einſicht, nicht als wahre Weiſe anerkannt, ſondern insgeheim aus ihrem Bunde ausgeſchloſſen, und nur um ihrer Macht und äußeren Anſehens willen öffentlich von ihnen als Genoſſen behandelt und geduldet worden. Ueberhaupt waren mancherlei Sagen von ihnen im Umlauf; unter andern folgende, in welcher auch das Orakel eine Rolle ſpielt. Fiſcher von der Inſel Kos hatten einen goldenen Dreifuß, den Helena verſenkt haben ſollte, aus dem Meere gefiſcht, und Mileſier ihnen den Fiſchzug, ehe er noch ſichtbar geworden, abgekauft, und darüber entſtand ein Streit; die Städte nahmen ſich ihrer Bürger an, ein Krieg drohte, als die Pythia den Streitenden gebot, den Dreifuß dem Weiſeſten zu geben. Er wurde an Thales nach Milet geſchickt; da aber dieſer den Bias für weiſer erklärte, und ſo fort, bis er an Allen herumgekommen war, wurde er am Ende, zur Beilegung des Wettſtreits der Beſcheidenheit dem Orakel geweiht.

Gewiß ſcheint, daß dieſe Männer durch das Band der gegenſeitigen Anerkennung und Freundſchaft mit einander verknüpft waren und daß ſie jede Gelegenheit benützten, um ihre Gedanken, Kenntniſſe, Erfahrungen in lebendigem Verkehre mit einander auszutauſchen und ſie ſo zum Gemeingut Aller zu machen. Daher wird viel von ihren Reiſen und Zuſammenkünften erzählt; der König von Lydien, Kröſus, wurde von Mehreren beſucht; einmal ſollen ſie in Delphi, ein andermal in Korinth bei Periander zuſammengekommen ſeyn. Der Trieb, Weisheit zu ſuchen, führte auch um jene Zeit den Scythen Anacharſis nach Griechenland, welcher zuweilen den Sieben beigezählt wird, und von welchem eine Aeußerung ſich erhalten hat über die Art wie in den griechiſchen Freiſtaaten Beſchlüſſe gefaßt wurden: es ſchien ihm ſonderbar, daß bei den Griechen die verſtändigen Leute den Vortrag hielten und den Antrag machten, die Urtheilsloſen und Einfältigen aber den Ausſchlag gäben.

Die Weiſen waren Alle, bis auf Thales, angeſehene und einflußreiche Staatsmänner, drei derſelben Tyrannen, Solon Geſetzgeber, Chilon ein Ephore von Sparta; nur der einzige Thales war einfacher Bürger und beſchäftigte ſich mit gelehrten, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Der freigeſinnte Mileſier ſoll ein abgeſagter Feind der

Könige geweſen ſeyn, die Tyrannen mit bittern Spottreden gegeißelt haben und man erzählte von ihm die Ausſprüche: „das Seltſamſte, was er geſehen, ſey ein alter Tyrann;“ und: „das ſchlimmſte unter den wilden Thieren ſey der Tyrann, unter den zahmen der Schmeichler.“ Er trieb Aſtronomie, die ihn in Stand ſetzte, Sonnenfinſterniſſe zu berechnen; ſeine Kenntniſſe ſoll er in Kreta und Aegypten geholt haben. Es wird erzählt, er habe, einen für die Oliven höchſt günſtigen Jahrgang vorausſehend, hierauf ein kaufmänniſches Unternehmen gegründet, ſich ſchnell bereichert, und ſeinen Freunden gezeigt, daß es für Philoſophen eine leichte Sache ſey, reich zu werden, obgleich darauf nicht ihr vornehmſtes Trachten gehe. Daneben beſchäftigten ſein Nachdenken auch die erſten Entſtehungsgründe der Welt und er kann als der Vater der griechiſchen Philoſophie im engern Sinne betrachtet werden. Er hielt das Waſſer, oder die Feuchtigkeit, für den Entſtehungsgrund aller Dinge, und führte als Grund dafür an, daß ja auch das Feuer, ſelbſt das der Sonne und der Sterne, durch die aus der Feuchtigkeit aufſteigenden Dünſte genährt werde. Uebrigens glaubte er, die ganze Welt ſey von der Gottheit erfüllt und beſeelt. Schüler von Thales waren Anaximander und Anaximenes, ebenfalls Mileſier.

Ganz anderer Art, als die des Thales, war die Weisheit der Uebrigen, welche ſich vorzugsweiſe mit der verſtändigen und löblichen Führung des Lebens und der Einrichtung und Führung der Staaten beſchäftigten, und Menſchen- und Weltkenntniß ſich zur Hauptaufgabe machten, dagegen mit Erforſchung des Weſens der ſinnlichen und der überſinnlichen Dinge ſich nicht befaßten. Sie ſtellten keine zuſammenhängenden Lehrmeinungen auf, aber ſie faßten in kurzen, treffenden und ſinnreichen Sprüchen die Erfahrungen ihres Lebens, die Ergebniſſe ihres Nachdenkens zuſammen. Dergleichen Sprüche waren: „Maß halten iſt gut;“ „Bedenke Alles zuvor;“ „Erwäge die rechte Zeit wohl;“ „Mehrere zuſammen machen die Sachen ſchlecht;“ „Bürgſchaft bringt Leid.“ Von Pittakus werden noch folgende berichtet: „Es iſt ſchwer, tugendhaft zu ſeyn;“ „Gleiches haben iſt mehr, als mehr haben;“ „Verzeihen iſt räthlicher als ſtrafen!“ „Gefahren vorherſehen und vermeiden iſt Sache des Weiſen, ſie, wenn ſie eintreten, überwinden, iſt Sache des Tapfern.“ Vom Lacedämonier Chilon werden dieſe berichtet: „Liebe ſo, wie wenn du ſpäter haſſen, und haſſe, wie wenn du ſpäter lieben könnteſt.“ — „Der Sicherheit droht der Verluſt.“ — „Man prüft das Gold am Prüfſtein. Gold iſt der Prüfſtein der Seele.“

Dieſe Sprüche der Weiſen haben eine lakoniſche Kürze, um welche ſie Platon lobt: mit der ſpätern Philoſophie der Griechen, eines Platon z. B. haben ſie Nichts gemein. Sie ſind durch ihre Kürze und Einfachheit faßlich und leicht zu behalten: ſie enthalten, wenn man in ihren Sinn tiefer eindringt, eine große Lebensweisheit, und die gefeierten Namen der Weiſen mußten ihnen bei den damaligen Griechen vielfach Eingang und Gunſt verſchaffen. Vielleicht darf man aus dieſen kurzen Sprüchen ſchließen, daß in jener Zeit eine wortreiche Beredtſamkeit überhaupt noch nicht in Griechenland üblich geweſen. Nicht nur die Geſetze des Lykurg und die Sitten und Gewöhnungen der Spartaner verboten eine ſolche, ſondern auch in Athen vor dem Gericht des Areopagus war es verboten, durch Redeſchmuk und Redekünſte das Urtheil der Richter zu beſtechen. Aber in der demokratiſchen Stadt Athen mußte ſich doch bald die Beredtſamkeit zu voller Blüthe entfalten, und ſchon Solon und Piſiſtratus bedienten ſich der Macht derſelben um die Gemüther zu gewinnen und zu lenken. An die Stelle des Schweigens in den von Tyrannen beherrſchten Städten, an die Stelle der Einſylbigkeit bei den ſtrengen und derben Spartanern, trat in dem freien Athen, in dem Staate der für alles Schöne empfänglichen Jonier, (die Hauptvertreter dieſes Stammes waren die Athener,) der mächtige Zauber der Rede, geſchmückt mit allen Reizen der gebildetſten Sprache, allen Künſten der Ueberzeugung und Rührung. Wie in Solon das Redner- und das Dichtertalent verſchwiſtert waren, ſo hielt, wie es ſcheint, in Athen überhaupt die Beredtſamkeit ziemlich gleichen Schritt mit der Poeſie; der warme Hauch der Freiheit rief beide zugleich ins Leben.

Den Namen eines Philoſophen ſoll zuerſt angenommen haben Pythagoras von Samos, ein Mann, an deſſen Namen und Leben eine Menge Fabeln und abenteuerlicher Sagen ſich knüpfen, aber welcher ohne Zweifel einen großen Einfluß auf viele der bedeutendſten Geiſter Griechenlands geübt und bis in ſpäte Zeiten auf Philoſophen, Staatsmänner und Geſetzgeber gewirkt hat. Seine Geburt wird etwa 600 vor Chr. geſetzt, ſo daß er der jüngere Zeitgenoſſe (und Schüler, wie behauptet wird) des Thales geweſen wäre, den er jedoch lange überlebte, da er neunzig Jahre alt geworden ſeyn ſoll. Theils von Thales, theils in Aegypten, wohin er reiſte und welches den älteren Griechen als der Sitz aller tiefern Weisheit galt, mag er die großen, mathematiſchen Kenntniſſe überkommen haben, die ihn auszeichneten; er machte Entdeckungen in der Geometrie, in der Arithmetik, in der Aſtronomie, ſo wie auch in der Muſik. Zugleich aber nahm in Aegypten ſein empfänglicher Geiſt viele tiefſinnige philoſophiſche und religiöſe Lehren über die Gottheit, die Welt, die menſchliche Seele in ſich auf, die er weiter ausbildete. Von ſeinen Reiſen, die er wohl auch in andere Länder ausgedehnt haben mag, zurückgekehrt, wanderte er von ſeiner Heimath Samos, welche damals von dem Tyrannen Polykrates beherrſcht wurde, nach Kroton in Unteritalien aus, wo ſchon viele griechiſche Kolonien blühten. Nachdem er ſich durch ſeine Einſichten, Kenntniſſe und ſeine mächtige Perſönlichkeit einen großen Namen erworben, ſchritt er zur Ausführung ſeines großen Planes, eine auf Weisheit und Religion gegründete Verbrüderung oder Geſellſchaft zu ſtiften, deren Hauptaufgabe ſeyn ſollte, die Staaten nach den Geſetzen und Forderungen der ächten Weisheit umzugeſtalten. Pythagoras war ein Feind der Tyrannei wie der Volksherrſchaft: er erwartete das Heil der Staaten von der wahren Ariſtokratie, d. h. von der Herrſchaft nicht etwa der Reichſten oder der älteſten Geſchlechter, ſondern der wirklich Beſten, der Weiſen und Tugendhaften; er ſchloß ſich auch an die beſtehenden Ariſtokratien an, in der Hoffnung, ſie für ſeine großen und edeln Abſichten gewinnen und bilden zu können, und wählte zu Kroton dreihundert Schüler oder Bundesbrüder aus den edelſten Geſchlechtern aus. Durch eine lange und ernſte Schule, durch Unterwerfung unter eine ſtrenge Lebensweiſe und Ordnung hatten ſie ſich für ihren Beruf vorzubereiten. Sieben Jahre, ging die Sage, mußten ſie ſchweigend zuhören, das heißt, ſo lange dauerte ihre Unterweiſung in den verſchiedenen Fächern des Wiſſens, in der Mathematik, Aſtronomie, Muſik, in der Natur-, Sitten- und Staatslehre. Zugleich wurden ſie zur Selbſterkenntniß und Enthaltſamkeit angehalten, als den unerläßlichen Eigenſchaften, um weiſe und gerecht über Andere zu herrſchen. Aus Griechenland nicht minder als aus Italien und Sicilien ſtrömten ihm edle und wißbegierige Jünglinge zu; ſeine Schule bekam bald die Herrſchaft in Kroton in ihre Hand; eine Menge ausgezeichneter Männer gingen aus derſelben hervor und noch lange nach ſeinem Tode breitete ſich der pythagoräiſche Bund über viele Städte aus, obgleich noch zu ſeinen Lebzeiten plötzlich in Kroton und in vielen andern Städten Argwohn und Haß gegen den Weiſen und ſeine Anhänger rege wurde, und in Aufſtände ausbrach, welchen viele Pythagoräer als Opfer fielen. Das unwiſſende und mißtrauiſche Volk, welches Pythagoras durch die Herrſchaft der Beſten glaubte zügeln zu können, erhob ſich, aufgeſtachelt vielleicht von Ehrgeizigen, die keine Freunde der Weisheit waren, gegen den Philoſophen. Und freilich mag die, an die ägyptiſche Kaſten-Eintheilung und Sonderung erinnernde, wohl auch theilweiſe daher entlehnte Einrichtung des pythagoräiſchen Bundes, dem griechiſchen Sinn und Geiſt, der auf Gleichheit und Ungebundenheit ging, widerſagt haben. In ſeiner ſtaatlichen Macht und Bedeutung vernichtet, beſtand jedoch der Bund der Pythagoräer noch mehrere Jahrhunderte einflußreich fort.

Der religiös geſinnte Pythagoras ſcheint den Volksglauben, die mythologiſchen Vorſtellungen ſeiner Zeitgenoſſen in keiner Weiſe bekämpft und angetaſtet zu haben, wie er ſich denn auch einen Abkömmling Apollo's nennen ließ; aber kein Zweifel iſt, daß er auf die ſittlichen Eigenſchaften der Gottheiten und auf die Pflichten, welche die religiöſe Verehrung derſelben dem Menſchen auferlegt, größern Werth legte. Indem er die religiöſen Lehren und Meinungen der Griechen, der Aegyptier und der Orientalen mit einander verglich und zum Theil verſchmolz, ſuchte er die einen durch die andern zu reinigen und aus allen zuſammen die höhere Wahrheit, die ſich in Bildern verbarg, zu ſchöpfen. Nachdrücklich trug er die wichtige Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und von der Vergeltung nach dem Tode vor; die Art und Weiſe, wie er ſich die letztere dachte, hat er wahrſcheinlich von den Aegyptiern entlehnt. Pythagoras ſoll nämlich die Seelenwanderung gelehrt haben, wornach die abgeſchiedenen Seelen, je nach ihrer Güte und Würdigkeit in dieſem Leben, in andere Weſen, höherer oder niederer Art, übergehen, auch als Menſchen wieder geboren werden ſollten: er ſelbſt ſoll behauptet haben, er habe ſchon zur Zeit des troiſchen Krieges als Euphorbus, des Panthous Sohn, gelebt. Wichtig war jedenfalls die Folgerung, die er aus dieſer Lehre zog: die Pflicht, in dieſem Leben nach Reinheit, Heiligung, Vollkommenheit zu ſtreben, durch Mäßigkeit, Zucht und Enthaltſamkeit, durch ſtrenge Geſundheitspflege, (er ſoll auch ein großer Arzt geweſen ſeyn,) ſo wie durch Bildung des Geiſtes zur Weisheit und Gerechtigkeit. — Den Zahlen ſchrieb er eine große Bedeutung, gewiſſe Kräfte und Tugenden zu, weil ſich dem aufmerkſamen Beobachter der Natur in vielen ihrer lebloſen und belebten Weſen die regelmäßige Wiederkehr gewiſſer Zahlen aufdrängt; und weil die Rhythmen der Muſik auf Zahlenverhältniſſen beruhen, und die Bewegungen der Himmelskörper nach Regeln und Zahlen erfolgen, welche ſich auf's genaueſte berechnen laſſen, lehrte er eine Harmonie oder Muſik der Sphären, d. h. der himmliſchen Körper. Weil in den Sätzen des Pythagoras wirkliche Weisheit und Tiefſinn mit wunderlichen Vorſtellungen und Bildern gemiſcht ſind, haben Weiſe und Thoren ſie bewundert; Jene die fruchtbarſten und ſchönſten Lehren, Dieſe Nahrung für den abgeſchmackteſten Aberglauben daraus geſchöpft; und nicht minder haben ſehr verſtändige Menſchen wegen der ſeltſamen Einbildungen die ganze Lehre als träumeriſchen Wahn verworfen, und oberflächliche Schwätzer den tiefſinnigen Weiſen des Alterthums verſpottet, deſſen Sinn ſie gar nicht begriffen.

Von Philoſophen, welche vor den Perſerkriegen (d. h. den Kriegen gegen die europäiſchen Griechen) blühten, ſind noch zu nennen Xenophanes von Kolophon, Pherecydes von Syros, Heraklitus von Epheſus, Parmenides von Elea, ſämmtlich kleinaſiatiſche Griechen.

Herodot glaubt, daß Homer etwa vierhundert Jahre vor ihm gelebt habe, alſo im neunten Jahrhundert vor Chr., und ihm etwa gleichzeitig war Heſiod. Als frühere Dichter, denen noch vorhandene Werke, aber fälſchlich, zugeſchrieben werden, ſind zu nennen Orpheus und Muſäus, die aber der Sage und nicht der Geſchichte angehören. Auf die epiſchen Dichter folgten, aber wie es ſcheint in bedeutenden Zwiſchenräumen, Lyriker, welche zuerſt in Jonien blühten, und ihren Namen davon bekamen, daß ſie ihre Dichtungen mit Begleitung der Lyra, Leier, vortrugen. Berühmt ſind hauptſächlich geworden Arion von Methymna, Terpander von Antiſſa, zur Zeit Perianders, Alcäus und die Dichterin Sappho, jener bekannt durch den kriegsluſtigen kühnen Geiſt, der in ſeinen (meiſt verlorenen) Gedichten lebte, während er im erſten Treffen, woran er Theil nahm, die Flucht ergriff und ſeinen Schild verlor, dieſe durch ihre unglückliche Liebe, die ſie zum Selbſtmord trieb, — ſie ſtürzte ſich vom leukadiſchen Felſen ins Meer: dieſe waren ſämmtlich Lesbier. Zur Zeit des Piſiſtratus lebte und blühte Anakreon von Teos, ein Freund und Günſtling des Tyrannen und ſeines Sohnes, der Sänger der Luſt und des Genuſſes, deſſen Leier dem Eros und dem Dionyſos geweiht war. Alle dieſe aber übertraf an Ruhm Archilochus von der Inſel Paros, welcher in ſeiner Gattung von Poeſie, der lyriſchen, als ſo groß angeſehen wurde, wie Homer in der epiſchen. Er lebte ſchon etwa ſiebenhundert Jahre vor Chr. und die Pythia hatte ſeine Geburt und ſeinen Ruhm vorhergeſagt. So groß jedoch die Kraft ſeiner Sprache, ſo kühn der Schwung ſeiner Poeſie, ſo feurig und männlich ſein Geiſt und ſo reich ſeine Phantaſie und ſeine muſikaliſche Begabung war, befleckte er doch dieſe großen Eigenſchaften durch ſeine zügelloſe Frechheit und ſeine giftige Bitterkeit: er ſchleuderte ſeine Verſe wie vergiftete Pfeile gegen ſeine Feinde, ſeine Freunde, ja gegen ſich ſelbſt, und verwirkte durch ſein Leben die Achtung der Menſchen, während ſein Talent ihm ihre Bewunderung errang. Er aber, gleichgültig gegen Tadel und Vorwürfe, wagte dennoch ſich nach Sparta zu begeben, wo ihn die Spartaner alsbald mit Entrüſtung aus ihrer Stadt verwieſen und ſeine Dichtungen in ihrem ganzen Staate verboten, weil er in einem Gedicht geſagt hatte: es ſey beſſer die Waffen wegzuwerfen als zu ſterben. Als er von Kallondas von Naxos, den er lange mit ſeinen Schmähgedichten verfolgt hatte, getödtet wurde, wies die Pythia zuerſt den Mörder, welcher ſich reinigen wollte, aus dem Tempel, weil er den Liebling der Muſen getödtet, und gewährte ihm erſt, nachdem er bewieſen, daß er zu dieſer Nothwehr gezwungen geweſen, die Entſündigung und Reinigung, unter der Bedingung, die erzürnten Manen des Dichters durch Opfer zu ſühnen. Am berühmteſten war ſein Hymnus zu Ehren des Herakles. Ein Zeitgenoſſe der ſieben Weiſen war der Fabeldichter Aeſop. Vor die Perſerkriege fällt die Geburt und das erſte Auftreten zweier der berühmteſten griechiſchen Dichter: des Tragödiendichters Aeſchylus, geb. 525, und des Odendichters Pindarus, des Thebaners, 517 vor Chr. Noch zu Lebzeiten Solons legte in Athen Theſpis, aus einem attiſchen Flecken, Ikaria, den Grund zur atheniſchen Schaubühne und Tragödie. Seit alten Zeiten wurden in Athen dem Dionyſos (Bacchus) fröhliche, ſelbſt wilde Feſte, mit Aufzügen und Chorgeſängen und Tänzen gefeiert, wobei der Bock, als das dem Bacchus dargebrachte Opferthier nicht fehlte, von welchem (Tragos heißt Bock) die Tragödie ihren Namen erhielt. Theſpis verband mit dieſen Geſängen mimiſche Erzählungen und Darſtellungen, urſprünglich wohl in ziemlich roher, ſpaßhafter und plumper Weiſe, Phrynichus aber veredelte dieſe Darſtellungen, aus den Poſſen wurde ernſte Poeſie, und ſo brach er für Aeſchylus Bahn.

Mit der Poeſie entfalteten ſich auch die andern Künſte, namentlich die mit ihr innig verſchwiſterte Muſik; Lyra und Flöte waren die beliebteſten Inſtrumente. Die Baukunſt nahm frühe einen großen Aufſchwung dadurch, daß ſo viele öffentliche und heilige Gebäude in Griechenland aufgeführt wurden, in deren Größe, Schönheit und Pracht die Frömmigkeit, der Reichthum, der Geſchmack und der Stolz der einzelnen Bürger und ganzer Städte ſich hervorthat, während die Wohnhäuſer der Bürger, ſelbſt der Reichſten und Angeſehenſten, lange klein und unanſehnlich blieben. Den gewaltigen Tempel des olympiſchen Zeus in Athen, welchen der Kaiſer Hadrian vollendete, hatte ſiebenhundert Jahre zuvor ſchon Piſiſtratus begonnen. Das Innere der Tempel und der öffentlichen Gebäude, ſo wie auch die öffentlichen Plätze ſchmückte die bildende Kunſt in Erz und Stein. Der Schönheitsſinn der Hellenen, der Athener beſonders, verlieh gern auch den Gegenſtänden des Bedürfniſſes eine künſtleriſche, gefällige Form. So ſtellte Hippias in Athen und auf den Landſtraßen, als Wegweiſer oder Meilenſteine, ſteinerne Bruſtbilder des Hermes (Merkur), Hermen genannt, auf, welchen Sprüche in Verſen eingegraben waren. Veranlaſſungen zu Bildarbeiten, in Erz und in koſtbaren Metallen, gab die Sitte der Weihgeſchenke in die Tempel, wodurch die Kunſt gefördert und zugleich mit einer religiöſen Weihe umgeben wurde. Die Malerei ſcheint erſt in etwas ſpäterer Zeit zu großer Blüthe gekommen zu ſeyn; ein Hauptſitz derſelben war das uralte Sicyon.

Da Piſiſtratus ſchon in Athen eine Bibliothek anlegte, muß es gar manche geſchriebene Bücher gegeben haben; doch hatte bei den Griechen jener Zeit das lebendige, mündliche Wort bei weitem den Vorzug vor dem geſchriebenen Buchſtaben. Die Gedichte, wenn ſie auch niedergeſchrieben wurden, pflanzten ſich doch ohne Zweifel häufiger von Mund zu Mund fort; die homeriſchen wurden von wandernden Männern, Rhapſoden genannt, vorgetragen; die Pythagoräer waren verpflichtet, täglich davon auswendig zu lernen. Lykurg ſchrieb ſeine Geſetze nicht, und auch der Philoſoph Thales bediente ſich nicht der Schrift; mehrere Philoſophen legten ihre Lehren und Gedanken in Verſen und Gedichten nieder, theils weil ſie die Gabe der Poeſie beſaßen und weil ihre Lehren ſelbſt oft mehr der Einbildungskraft als dem ſcharfdenkenden und prüfenden Verſtand angehörten, theils vielleicht auch, um ſie durch dieſe Form dem Gedächtniß leichter einzuprägen. Wenn die Griechen wenig laſen, ſo vertrieben ſie ſich um ſo mehr die Zeit und belehrten ſich um ſo emſiger durch Geſpräche, und die öffentlichen Plätze waren ebenſowohl Sammelpunkte für die Lern- und Wißbegierigen und diejenigen, welche Weisheit und Kenntniſſe mitzutheilen hatten, als für die Müſſiggänger. Ueberhaupt lebten die Griechen mehr in der Oeffentlichkeit als zu Hauſe, wozu neben andern Gründen auch die Stellung des weiblichen Geſchlechts gegenüber dem männlichen beitrug. Die Frauen wurden von den Griechen, mit Ausnahme der Spartaner, nicht ſonderlich geehrt, nahmen an ihrem Thun wenig Antheil und ſtanden deßwegen auch an Bildung weit hinter ihnen zurück. So galten ſie den Männern hauptſächlich nur als Haushälterinnen und Mütter ihrer Kinder. Bei den Griechen doriſchen Stammes genoßen ſie größerer Achtung, und Pythagoras, welcher ſich in ſeinem ganzen Weſen mehr zu der Art der Dorier hinneigte, hatte in ſeiner Schule auch eine größere Anzahl ausgezeichneter Frauen.

XI.

Der erſte Perſerkrieg. 490 v. Chr.

Darius, der Perſerkönig, nicht entmuthigt durch das Mißgeſchick ſeines Feldherrn Mardonius, noch immer von ſeinem Diener täglich erinnert, der Athener zu gedenken, von den Piſiſtratiden noch mehr gegen ſie aufgeſtachelt, machte große Rüſtungen zu einem neuen Zuge gegen das kleine Volk, welches ſich ſo trotzig weigerte, ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen. Zu Anführern des neuen Zuges ernannte er den Meder Datis, und ſeinen eigenen Neffen Artaphernes, Sohn des frühern Satrapen zu Sardes, und ſein Auftrag an ſie lautete: die Athener und Eretrier zu Sklaven zu machen und ſie vor ſein Angeſicht zu führen. Mit ihrem großen Heere zogen die Feldherrn nach Cilicien, auf das aleiſche Feld, eine große Ebene nahe beim Meere, wo die ganze Schiffsmacht, hauptſächlich aus phöniciſchen und ägyptiſchen Schiffen beſtehend, ſich einfand; auch die Fahrzeuge für die Pferde kamen hier an, welche Darius den ihm zinspflichtigen Inſeln und Städten auszurüſten befohlen hatte. Die Flotte betrug ſechshundert Dreiruderer*), auf welchen ſich das ganze Heer einſchiffte zur Fahrt nach Jonien zunächſt. Von der Inſel Samos aus ſteuerte die Flotte den cykladiſchen Inſeln zu, von welchen die bedeutendſte, Naxos, ſo wie auch andere den Perſern noch nicht unterworfen waren. Die Naxier ſahen ſich außer Stand, dieſer Uebermacht Widerſtand zu leiſten und flüchteten ſich in die Berge; die Perſer machten alle zu Sklaven, deren ſie habhaft werden konnten, verbrannten die ganze Stadt ſammt den Heiligthümern und wandten ſich dann gegen die andern Inſeln. Die Bewohner der durch die Geburt von Apollo und Artemis geheiligten Inſel Delos flüchteten nach Tenos, erſchreckt durch das Schickſal von Naxos; Artaphernes aber ließ ihnen durch einen Herold entbieten, ſie möchten ohne Furcht zurückkehren, ſie ſollten auf ihrer Inſel nicht geſtört werden, denn er habe von ſeinem Könige Befehl, dem Lande, wo die zwei Gottheiten geboren ſeyen, und deſſen Bewohnern, kein Leid zu thun. Auch ſoll er eine Menge Weihrauch als Rauchopfer auf dem Altare verbrannt haben, vermuthlich weil er den Apollo für denſelben Gott anſah, welchen die Perſer als Lichtgott, unter dem Namen Ormuzd, verehrten. Hierauf ſchiffte die Flotte nach den übrigen Cykladen, aus welchen ſie Mannſchaft und Geiſeln mit nahm, und ſteuerte dann auf die große Inſel Euböa zu. Die Stadt Karyſtus, am ſüdlichen Ende derſelben, weigerte ſich zuerſt, Mannſchaft zum Kriege gegen ihre Nachbarn zu ſtellen, wurde aber durch Belagerung und Verheerung ihres Landes dazu gezwungen. Nach der Abfahrt der Perſer von Delos ſoll die Inſel durch einen Erdſtoß erſchüttert worden ſeyn, welcher als eine Vorbedeutung des großen, Hellas bevorſtehenden Unheils gedeutet wurde.

---

*) So, Trieren, heißen die Kriegsſchiffe, weil ſie drei Reihen Ruderbänke hatten.

Jetzt ſetzten die Perſer ihr Heer an der Küſte von Eretria ans Land. Die Eretrier hatten auf die Kunde hin, daß der Zug ihnen gelte, die Athener um Hülfe gebeten, und dieſe ihnen die viertauſend Kleruchen oder Koloniſten geſandt, welche ſie in Chalcis hatten. Aber die Eretrier waren ſelbſt unentſchloſſen und getheilten Sinnes. Die Einen gedachten aus der Stadt zu flüchten auf die Berge ihrer Inſel, Andere ſannen darauf, ſich durch Verrath ihrer Vaterſtadt Rettung und Lohn zu erkaufen. Die Anſicht, daß man die Stadt nicht verlaſſen, ſondern vertheidigen ſolle, ſiegte zwar; die viertauſend Athener aber wurden von der Uneinigkeit und Unentſchloſſenheit in der Stadt in Kenntniß geſetzt, folgten dem Rathe des Eretriers Aeſchines, ſich der drohenden Gefahr nicht mit auszuſetzen und gingen nach Oropus, auf dem Feſtland, zurück. Die Eretrier hielten ſechs Tage lang eine Beſtürmung ihrer Stadt aus, bei welcher viele Menſchen umkamen; am ſiebenten Tag aber verriethen zwei angeſehene Männer, Euphorbus und Philagrus, die Stadt an die Perſer. Dieſe drangen in die Stadt, plünderten und verbrannten die Tempel, zur Rache für die Verbrennung der Heiligthümer in Sardes, und machten die Bewohner, dem Befehle des Darius gemäß, zu Sklaven. Einige Tage raſteten ſie und ſchifften dann nach Attika hinüber. Sie landeten bei Marathon, wohin der vertriebene Hippias die Feinde ſeines Vaterlandes führte, als einen zur Landung, ſo wie für die Reiterei ſehr günſtigen Platz.

Die Athener hatten Nichts verſäumt, ſich nach beſten Kräften gegen die ſich heranwälzende Gefahr zu rüſten. Sie ſandten namentlich einen Herold, Phidippides, nach Sparta, welcher den gegen ſechzig Stunden betragenden Weg in zwei Tagen zurückgelegt haben ſoll. Er berichtete den Athenern, es ſey ihm bei Tegea in Arkadien der Gott Pan begegnet, habe ihn angeredet und ihm aufgetragen, die Athener an ihn zu erinnern, da er ihnen hold ſei, ſchon viel Gutes erwieſen habe und noch künftig erweiſen werde. Die Athener ſtifteten aus dieſer Veranlaſſung nachmals dem Pan ein Heiligthum und ein jährliches Feſt mit Opfern und Fackellauf. Weniger glücklich war der Herold mit dem eigentlichen Zwecke ſeiner Sendung. Zwar beſchloſſen die Lacedämonier, den Athenern Hülfe zu ſchicken; aber nach ihren religiöſen Satzungen war es ihnen verboten, vor dem Eintritt des Vollmonds auszuziehen: es war erſt der neunte Tag im neuen Monde, und ſo verzögerte ſich der Beiſtand, deſſen die Athener ſo dringend benöthigt geweſen wären. Von andern griechiſchen Städten und Völkerſchaften erhielten die Athener keinen Beiſtand; aus welchen Gründen, iſt nicht bekannt, auch wird nicht gemeldet, daß die Athener darum gebeten hätten; vermuthlich hielt die Furcht vor der Uebermacht der Perſer die übrigen Hellenen ab, an dem Kriege, der ſie ſelbſt nicht bedrohte, Theil zu nehmen: nur von der Stadt Platää, an der thebaniſchen Grenze, ſtießen auf dem Marſche tauſend Mann zu ihnen. Dieſe, von den Thebanern vielfach bedrängt, hatten ſich zuerſt unter den Schutz der Lacedämonier ſtellen wollen und ſich, von dieſen abgewieſen, als Schutzflehende den Athenern ergeben. Die Athener nahmen ſich ihrer gegen die Böotier an, führten einen Krieg gegen die letztern für ſie und erweiterten ihr Gebiet. Dankbar und hochverpflichtet kamen nun die Platäer ihnen zu Hülfe.

Auf ſich ſelbſt mußten die Athener vertrauen; und wie ihre Macht, ihr Reichthum, ihre Blüthe und ihr Glück ſeit der Erringung der Freiheit raſche Fortſchritte gemacht hatten, ſo war auch, und in noch höherem Maß, ihre Zuverſicht, ihr Selbſtgefühl und ihre Vaterlandsliebe gewachſen. Durch den Grundſatz der möglichſten Gleichſtellung der Bürger wurden auch die Geringeren und Aermeren feſt an den Staat gekettet, und durch die freie Verfaſſung und die für Künſte, Gewerbe und Handel ſo günſtigen Verhältniſſe viele Hellenen anderswoher in dieſe Stadt gezogen. Kriege zu Land und zur See, meiſt glücklich geführt, hatten die Männer geübt und abgehärtet, und der Krieg gegen Aegina insbeſondere hatte zur Rüſtung einer bedeutenden Flotte veranlaßt. Wie groß das Heer war, welches die Athener aufzubringen vermochten, wird nicht zuverläſſig berichtet. Es wird zu zehntauſend angegeben und behauptet, daß auch Sklaven eingereiht worden ſeyen;

jedenfalls war ihm das perſiſche, welches zu 120,000 Mann, darunter 10,000 Reiter, angegeben wird, ungeheuer überlegen. Aber dieſe für ihr Vaterland, ihre Freiheit, ihre Weiber und Kinder und ihr Leben fechtenden Athener hatten an ihrer Spitze Männer, deren Einſicht und Tapferkeit das Mißverhältniß der Zahl auszugleichen diente.

Unter dieſen iſt zuerſt Miltiades zu nennen, ein Mann, deſſen Geiſt ebenſo unternehmend war, als ſein Leben reich an Abenteuern und großen Schickſalswechſeln. Er war der Neffe jenes Miltiades, welcher von den thraciſchen Dolonciern als Haupt einer Kolonie nach dem Cherſonnes am Helleſpont berufen worden war, 559 vor Chr. und dort ſeine Herrſchaft begründet hatte. Nach dem Tode dieſes alten Miltiades war ihm in der Herrſchaft über den Cherſonnes ſein älteſter Neffe Steſagoras gefolgt, der Sohn von Miltiades' Halbbruder (von der Mutter) Cimon. Dieſer Letztere war von Piſiſtratus aus Athen verbannt, nachdem er zweimal mit dem Viergeſpann bei Olympia geſiegt und das zweitemal ſtatt ſeiner den Piſiſtratus als Sieger hatte ausrufen laſſen, zurückgerufen und ſpäter, nachdem er mit denſelben Roſſen noch einen Olympiaſieg errungen, auf Anſtiften der Söhne des Piſiſtratus gemeuchelmordet worden. Nach dem Tode des Steſagoras kam die Herrſchaft an Miltiades auf folgende Weiſe. Die Söhne des Piſiſtratus hatten ihm die Herrſchaft über die atheniſche Kolonie übertragen und ihn mit einem Dreiruderer dahin geſchickt, während die Bewohner des Cherſonnes, wie es ſcheint, nicht mehr unter einem Machthaber (Tyrannen) ſtehen wollten. Nach ſeiner Ankunft auf dem Cherſonnes hielt ſich Miltiades immer in ſeinem Hauſe, wie wenn er in tiefſter Trauer das Andenken ſeines verſtorbenen Bruders Steſagoras ehrte. Als dieß die Einwohner hörten, verſammelten ſie ſich und ſchickten ihre Vornehmſten zu ihm, um ihm ihr Beileid auszuſprechen. Wie dieſe Alle miteinander kamen, legte er ſie in Bande und bemächtigte ſich der Herrſchaft des Cherſonnes; er hielt fünfhundert Söldner und heirathete die Tochter des Thracierkönigs Olorus, Hegeſipyle. Dieß geſchah etwa 513 vor Chr. Einige Jahre nachher unternahm Darius ſeinen Zug gegen die Scythen, an welchem Miltiades Theil zu nehmen genöthigt war, und wobei er den Joniern rieth, der Aufforderung der Scythen zu folgen, die Brücke über den Iſter abzubrechen und ſo den Darius mit ſeinem Heere dem Untergange preis zu geben, — ein Rath, der nicht befolgt wurde. Früher einmal hatte er ſich gezwungen geſehen, vor einer Schaar Scythen, die, von Darius aufgeſtiftet, gegen den Cherſonnes zogen, zu flüchten, ohne ihre Ankunft abzuwarten. Nach dem Abzuge der Scythen riefen ihn die Doloncier zurück. Nach dem Aufſtande der joniſchen Griechen und deſſen Dämpfung ſah ſich Miltiades, welcher daran ohne Zweifel Theil genommen hatte und jedenfalls ſich einer alten Schuld gegen die Perſer bewußt war, beim

Herannahen der phönicischen Schiffe, aus welchen die Flotte der Perſer beſtand, zum zweitenmal zur Flucht genöthigt und ſchiffte mit fünf Fahrzeugen nach Athen, ſtieß aber auf die Schiffe der Phönicier. Mit vieren ſeiner Schiffe entkam er glücklich, das fünfte, von ſeinem älteſten Sohne Metiochus befehligt, fiel den Feinden in die Hände. Metiochus wurde vor den Perſerkönig gebracht, aber von dieſem großmüthig und huldvoll behandelt, mit Haus und Gütern beſchenkt, und erhielt eine Perſerin zur Frau; ſeine Kinder wurden unter die Perſer aufgenommen. Miltiades ſelbſt ſetzte von Imbros, wohin er ſich geflüchtet hatte, ſeine Fahrt nach Athen fort. Hier lebte er ſeitdem, als ein angeſehener und reicher Mann, berühmt als ein einſichtsvoller und vielerprobter Krieger. Zwar wurde er von ſeinen Feinden vor Gericht angeklagt, weil er die Tyrannei im Cherſonnes geübt, während die Geſetze geboten, daß kein atheniſcher Bürger irgendwo als Tyrann herrſchen ſolle; aber er wurde freigeſprochen und war jetzt einer der zehn Feldherrn der Athener, nach der Zahl der zehn Stämme, Phylen, in welche die Athener in neuerer Zeit, ſtatt der früheren vier, getheilt waren. Ein anderer der Feldherrn war der durch ſeine Gerechtigkeitsliebe und ſeine reine Tugend berühmte Ariſtides.

Miltiades' Rath, die Perſer nicht vor den Mauern zu erwarten, ſondern ihnen entgegenzurücken, um dadurch das Selbſtvertrauen und den Muth der Bürger zu ſteigern und die übermüthigen Hoffnungen des Feindes zu dämpfen, drang durch; ſie zogen den Perſern nach Marathon entgegen. Hier nun war die Frage, ob man den Perſern ſofort eine Schlacht liefern oder die weiteren Bewegungen des Feindes abwarten ſolle. In dem Rathe der Feldherrn der Athener ſchien die letztere ſchüchternere Anſicht vorzuwiegen, weil Mehrere glaubten, das Heer ſey zu klein, um ſich mit den Medern zu meſſen. Wie es ſcheint, ergab ſich bei den zehn Feldherrn Stimmengleichheit und Kallimachus, der Kriegsvogt (Polemarch, einer der neun Archonten), hatte die entſcheidende Stimme abzugeben; da wandte ſich Miltiades zu dieſem mit einer nachdrücklichen Rede, worin er ihm die Größe ſeiner Verantwortlichkeit im einen Falle, ſeines Verdienſtes im andern, vorſtellte: „In deiner Hand, Kallimachus, ſteht es jetzt, Athen in Knechtſchaft zu ſtürzen oder es zu befreien, und dir ein Gedächtniß zu ſtiften, wie es Harmodius und Ariſtogiton ſelbſt nicht hinterlaſſen haben. Denn ſeit es Athener gibt, iſt die jetzige Gefahr die größte, die ſie bedroht hat. Wenn ſie unter die Meder ſich beugen, ſo ſteht es feſt, welches Schickſal ſie, dem Hippias überliefert, treffen wird; wenn aber die Stadt ſich durchkämpft, ſo mag ſie wohl die erſte der helleniſchen Städte werden.“ Er erklärte ihm nun, wenn man ſich nicht ſchlage, werde Verzagtheit und Uneinigkeit ausbrechen und die Athener würden ſich dann, entzweit und dadurch geſchwächt, den Perſern unterwerfen; aber wenn man die Schlacht wage, ſo lange noch Einigkeit, Zuverſicht und Muth vorhanden ſey, hoffe er mit Hülfe der Götter auf Sieg; „dieß Alles,“ ſchloß er, „beruht nun auf dir und hängt von dir ab. Denn wenn du meiner Meinung beitrittſt, ſo iſt dein Vaterland frei und die erſte Stadt von Hellas, ſtimmſt du aber mit denen, welche gegen die Schlacht ſind, ſo wirſt du das Gegentheil von all dem herbeiführen, was ich geſagt habe.“ Dieſe Rede gewann den Kallimachus, man entſchied ſich für die Schlacht, und während nach dem Herkommen der Oberbefehl jeden Tag wechſelte, traten die Feldherrn, welche für die Schlacht geſtimmt hatten, oder nach anderen Angaben Alle auf den Rath des Ariſtides, ihre Tage dem Miltiades ab. Doch wartete dieſer bis zu dem Tage, wo ihn ſelbſt die Reihe traf, ehe er die Schlacht lieferte.

Die Aufſtellung der Athener ordnete er mit größter Einſicht an; beſonders ſtark machte er die Flügel, damit ſie hier von den Perſern nicht überwältigt würden. Den rechten Flügel führte der Polemarch Kallimachus; auf dem linken Flügel waren die Platäer aufgeſtellt, und für die Dienſte, die ſie hier leiſteten, waren die Athener ſo erkenntlich, daß von dieſer Schlacht an bei dem großen Feſte der Panathenäen, zu Ehren der Stadtgöttin Pallas Athene alle fünf Jahre gefeiert, der atheniſche Herold in ſeinem Gebet den Segen der Gottheit ebenſo für die Platäer wie für die Athener ſelbſt erflehte. Sodann ließ er die Griechen die Barbaren im Sturmlauf angreifen. Die Perſer hielten ſie für Wahnſinnige und Verzweifelte, daß ſie, ohne Reiterei und Bogenſchützen, ſo gegen ſie heranſtürmten, aber die Athener kämpften mit derſelben Tapferkeit und Hitze fort, mit welcher ſie den Angriff gemacht hatten. Sie ſeyen, ſagt Herodot, die erſten unter den Hellenen geweſen, die im Sturmſchritt gegen die Feinde angerannt, und die erſten, die den Anblick der mediſchen Waffenrüſtung und der Männer in dieſer Tracht ausgehalten, während bis dahin der Name der Meder ſchon den Hellenen ein Schrecken geweſen.

Die Schlacht war lang und blutig; im Mitteltreffen, wo die tapfern Perſer ſelbſt und die Saken ſtanden, ſiegten die Barbaren, durchbrachen die helleniſche Schlachtordnung und drangen vor, gegen Athen zu; auf beiden Flügeln aber ſiegten die Athener und Platäer; ſobald ſie jedoch die Perſer zurückgeſchlagen, ließen ſie ſie unverfolgt fliehen und wandten ſich gemeinſam gegen die im Mitteltreffen ſiegenden Barbaren. Auch dieſe wurden geſchlagen und jetzt verfolgten die Athener die fliehenden Perſer, welche ſtatt ihrem Lager ſogleich dem Meere und den Schiffen zu eilten. Die Athener jagten ihnen bis zu den Schiffen nach, legten Hand an dieſe und riefen um Feuer, ſie zu verbrennen. Einem Bruder des Dichters Aeſchylus, Cynägirus, wurde eine Hand mit einem Beil abgehauen, als er ein Schiff gepackt hatte. Sieben perſiſche Schiffe gewannen die Athener auf dieſe Art und viele

Perſer ertranken bei dem Verſuche, ſich auf die Schiffe zu retten; mit den übrigen ſtießen die Barbaren vom Lande, nahmen die Gefangenen von Eretria auf der Inſel Aegilea wieder ein und umſchifften das Vorgebirge Sunium, — unverfolgt, da die Athener ihre Flotte nicht in der Nähe hatten.

Die ruhmvolle Schlacht der Freiheit war von der kleinen Schaar gewonnen; ſtark durch Selbſtvertrauen, Einigkeit und Vaterlandsliebe hatten die wenigen Tapfern die Tauſende der Perſer, die Eroberer von halb Aſien, zurückgeſchlagen; über ſechstauſend perſiſche Leichname, nicht ganz zweihundert gefallene Athener, bedeckten das Schlachtfeld; unter den Letztern war der tapfere Polemarch Kallimachus und einer der zehn Feldherrn, Steſilaus; auch noch viele andere namhafte Athener waren unter den Todten. Ein verwundeter Athener ſoll unmittelbar vom Schlachtfeld weg mit der Siegesbotſchaft nach Athen gerannt, und ſobald er ſie überbracht, todt niedergeſtürzt ſeyn. Auf Seiten der Perſer ſoll, nach einer Nachricht, in dieſer Schlacht, welche die Unabhängigkeit Athens ſicherte, deſſen ehemaliger Tyrann, der Wegweiſer des feindlichen Heeres, Hippias, gefallen ſeyn, nachdem er zuvor bedenkliche Träume und Vorbedeutungen gehabt, die er Anfangs noch günſtig zu deuten ſuchte; nach andern Angaben wäre er erſt ſpäter in Aſien geſtorben. Da die Perſer in wilder Flucht nach ihren Schiffen eilten, fiel ihr Lager mit reicher Beute den Athenern in die Hände; weil aber die perſiſche Flotte um das Vorgebirg Sunium ſchiffte, beſorgten die Athener, ſie möchten etwas gegen ihre Stadt unternehmen, und eilten alsbald zurück, um den Feinden zuvorzukommen, langten auch wirklich vor denſelben an und lagerten ſich abermals, wie bei Marathon, bei einem Heraklesheiligthum in Cynoſarges. Die Barbaren kamen mit ihrer Flotte bis auf die Höhe von Phalerum, dem damaligen Seehafen von Athen, verweilten daſelbſt einige Zeit, doch ohne Etwas gegen die Stadt zu unternehmen und traten dann die Rückfahrt an. Die Behauptung des Schlachtfeldes und die Bewachung der reichen Beute war dem Ariſtides durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger übertragen worden, und er rechtfertigte daſſelbe vollkommen, denn weder er ſelbſt gelüſtete nach irgend Etwas, noch geſtattete er Andern, das Mindeſte zu berühren. Nach dem Vollmond kamen zweitauſend Lacedämonier in Athen an, welche den Weg von Sparta in drei Tagen zurückgelegt hatten. Obgleich zu ſpät gekommen, wünſchten ſie doch das Schlachtfeld mit den Leichen der Meder zu ſehen, zogen nach Marathon, befriedigten ihr Verlangen, und nachdem ſie ihre Anerkennung der Thaten der Athener ausgeſprochen, kehrten ſie heim nach Sparta.

Die Perſer kehrten ſofort nach Aſien zurück und ihr Feldherr Datis ſoll, durch ein Traumgeſicht aufmerkſam gemacht, den Grund ſeines Mißgeſchicks in einer Beleidigung des Apollo erkannt haben, deſſen Bild von Phönicien aus einem Tempel geraubt worden war und für deſſen Zurückgabe er nun Sorge trug. Die gefangenen Eretrier wurden nach Suſa vor den König Darius geführt, zum Beweiſe, daß ſein Auftrag vollzogen worden ſey, und ſeine großmüthige Milde gegen dieſe Hellenen, welchen er zuvor heftig gezürnt hatte, läßt vermuthen, daß er von dem glücklichen Widerſtand und Siege der Athener Wenig erfahren habe; er wies ihnen nämlich, ohne ihnen ſonſt ein Leid zu thun, einen Wohnplatz in der Nähe von Suſa an, mit Namen Arderikka, wo ſie ſich anſiedelten und ihre angeſtammte Sprache behielten.

Durch den herrlichen Sieg bei Marathon war Athen nicht nur gerettet, ſondern auch in Anſehen und Ruhm über alle griechiſchen Staaten erhoben, in allen ſeinen Bürgern das ſtolzeſte Selbſtgefühl und die mächtigſte Freiheitsliebe geweckt. Der Name des Miltiades ſtrahlte in hellſtem Glanze, aber die Belohnung, die ihm wurde, war nach der Sitte der Zeit einfach: in der Halle welche Poikile hieß, (d. i. die bunte), wurde nachmals die Schlacht bei Marathon in einem Gemälde dargeſtellt, auf welchem das Bild des Miltiades die Hauptfigur war, unter den zehn Befehlshabern ſtehend und die Krieger zur Schlacht ermunternd. Zu einem Meiſterwerke der bildenden Kunſt wurde durch den Sieg bei Marathon wenigſtens das Material geliefert: die Perſer hatten einen Marmorblock mitgebracht, um daraus eine Trophäe zum Andenken ihres Sieges, woran ſie gar nicht zweifelten, zu machen; dieſen benutzte in etwas ſpäterer Zeit der große Phidias zu einer Statue der Nemeſis, der über dem Recht waltenden, Uebermuth und Unrecht ſtrafenden und rächenden Gottheit. Und von einem andern Weihgeſchenke aus der Kriegsbeute berichtet Pauſanias: einer ehernen Bildſäule der Pallas Athene, ebenfalls von Phidias, im Tempel der Athene Polias aufgeſtellt, deren Lanzenſpitze und Helmbuſch ſchon ſichtbar wurden, wenn man vom Vorgebirge Sunium herfuhr. Von dem Schlachtfeld von Marathon berichtet derſelbe viele Jahrhunderte ſpätere Pauſanias: hier könne man jede Nacht wiehernde Pferde und das Getöſe von kämpfenden Männern vernehmen. Wer ſich in der Abſicht, es deutlich zu hören, hinſtelle, der komme nicht ungeſtraft davon; Wem es aber zufällig begegne, dem zürnen die Dämonen nicht. Die Schlacht von Marathon fiel vor im Jahre 490 vor Chr. Olymp. 72, 3.

Das Zeitalter der Größe und des Ruhms, in welches jetzt die Athener traten, war zugleich auch eine Zeit der raſtloſen Unruhe und beſtändiger Kämpfe im Innern wie nach außen. Die Parteien und einzelne hervorragende Männer waren in fortwährendem, offenem oder geheimem Streit und Ringen mit einander begriffen. Der Verſuch der Perſer, nach der Schlacht von Marathon mit ihren Schiffen Athen zu überraſchen, wurde auf die Schuld eines Verraths geſchrieben; als verabredetes Zeichen nämlich ſey den Perſern, wie ſie ſich ſchon eingeſchifft, ein emporgehobener Schild gezeigt worden; und ſogar wurde die angeſehene Familie der Alkmäoniden dieſes Frevels bezichtigt. Neben ihrer Freiheitsliebe waren die Hellenen im höchſten Maße empfänglich für den Parteihaß, und dieſer verleitete ſie nicht ſelten zum Verrath ſelbſt ihres Vaterlandes, zumal in Verbindung mit der ihnen ebenfalls eigenen Habſucht, die ſie der Beſtechung leicht zugänglich machte. Der Umſtand, daß dieſe Beſchuldigungen ſo leicht Glauben fanden, beweiſt, daß die Verbrechen ſelbſt häufig vorkamen. Und ſelbſt der Held von Marathon, Miltiades, ſollte von ſolchen Anklagen nicht verſchont bleiben.

Nach dem Siege ſtieg er, der zuvor ſchon bei den Athenern Ruhm und Ehre genoß, in ihrer Achtung und ihrem Vertrauen noch unendlich höher. Als er daher von ihnen ſiebzig Schiffe mit vollſtändiger Ausrüſtung und Bemannung verlangte, ohne Angabe des Landes, das er bekriegen wollte, nur mit dem Verſprechen, ſie zu bereichern und in ein Land zu führen, von wo ſie Gold in Fülle nach Haus bringen könnten, gewährten ſie ihm die verlangten Schiffe und die koſtbare Ausrüſtung. Mit dieſer Kriegsmacht ſchiffte Miltiades gegen die Inſel Paros, eine der Cykladen, unter dem Vorwand, daß die Parier den Krieg angefangen, indem ſie den Perſern (gezwungen) einen Dreiruderer geſtellt hätten. In der That aber hegte Miltiades einen perſönlichen Groll gegen die Parier, weil ihn der Parier Lyſagoras bei dem Satrapen von Kleinaſien, Hydarnes, verleumdet hatte. Vor der Inſel angekommen, belagerte er die Stadt, welche ſehr reich geweſen ſeyn muß, und forderte hundert Talente, mit der Drohung, falls ſie das Geld verweigerten, nicht abzuziehen, bis er die Stadt erobert habe. Die Parier aber waren nicht gemeint, das Geld zu bezahlen, ſondern entſchloſſen, ihre Stadt, die ſie eiligſt noch ſtärker befeſtigten, mannhaft zu vertheidigen. Nach einer Belagerung von ſechsundzwanzig Tagen, während welcher Zeit er die Inſel verwüſtete, ſah ſich Miltiades genöthigt, unverrichteter Dinge heimzukehren, ſey es, daß ihm die Lebensmittel und Vorräthe ausgingen, oder daß ihn das Gerücht vom Herannahen der perſiſchen Flotte zur Umkehr veranlaßte; und ſelbſt durch einen Unfall am Bein beſchädigt, und in ſeiner Feldherrnthätigkeit gehemmt, führte er die Flotte zwar ohne Verluſt an Schiffen, aber auch ohne die verheißenen Reichthümer, von dem ungerechten und unrühmlichen Zuge nach Athen zurück. Nicht nur hatte er der Stadt große Koſten und Verluſte an Mannſchaft verurſacht, und ihre Hoffnungen getäuſcht, ſondern auch die Schande eines ungerechten Angriffs gegen eine ſtammverwandte Stadt über ſie gebracht; und daher fand die Anklage des Xanthippus gegen ihn beim Volke Gehör. Er wurde des Betruges an den Athenern, nach andern Nachrichten der Beſtechung durch den Perſerkönig angeſchuldigt. Miltiades, krank und an's Bett gefeſſelt, konnte ſich nicht ſelbſt vertheidigen; ſeine Freunde, (namentlich ſein Bruder Tiſagoras wird genannt), führten ſeine Vertheidigung und erinnerten das Volk nachdrücklich an ſeine Verdienſte bei Marathon; ſie konnten aber nur ſo viel bewirken, daß die Todesſtrafe in eine Geldbuße von fünfzig Talenten *) verwandelt wurde. Auch wird erzählt, er habe ſich ſelbſt in ſeinem Bette in die über ihn richtende Verſammlung tragen laſſen. Da er die Geldbuße nicht erlegen konnte, wurde er ins Gefängniß geworfen, wo er bald, am Brand, ſtarb; ſein Sohn Cimon bezahlte ſpäter das Geld für ihn. Wenn dieß Verfahren gegen Miltiades hart und undankbar war, ſo hatte doch auch er das Vertrauen der Athener unbeſonnen, ſelbſtſüchtig und gewaltthätig mißbraucht und ihnen Schaden und Schmach bereitet.

XII.

Rüſtung und Anfang des zweiten Perſerkrieges. 489—480 vor Chr.

Unter allen griechiſchen Staaten war Athen der glänzendſte, der für die Geſchichte der Menſchheit und der Bildung wichtigſte; ſeine ſchönſte Blüthezeit war von dem erſten Perſerkriege bis gegen Anfang des peloponneſiſchen Krieges, und zwei Männer vor Allen waren es, die zu Anfang dieſer Periode an der Spitze dieſes kleinen aber merkwürdigen Staates ſtehend und durch ihre großen Eigenſchaften und die Gunſt und den Willen des Volkes ihn lenkend, die ausgezeichnetſten Vorzüge des griechiſchen Geiſtes und Charakters in ſich darſtellten und veranſchaulichten, — Ariſtides und Themiſtokles. In ihren Grundſätzen und Anſichten von der Verfaſſung und Verwaltung des Staates Gegner, und in ihren Beſtrebungen, in ihrer öffentlichen Laufbahn, vielleicht ſchon von ihrer frühen Jugend her Feinde, trugen doch Beide zur Größe und zum Wachsthum ihres Staates mit unermüdetem Eifer weſentlich bei; nach ihrem ſittlichen Werthe ſehr ungleich, zeichneten ſich doch Beide durch die glühendſte Vaterlandsliebe aus, und wenn Themiſtokles mit all ſeinen guten und ſchlimmen Eigenſchaften den helleniſchen oder den atheniſchen Charakter am treueſten und vollſtändigſten abſpiegelt, ſo zeigt dagegen der minder glänzende aber reinere Ariſtides, welcher ſittlichen Veredlung und Höhe dieſer Charakter wenigſtens in Einzelnen fähig war; und das ſpätere Zuſammenwirken, die gegenſeitige Anerkennung dieſer beiden ſo verſchiednen Männer iſt eines der ſchönſten und erhebendſten Schauſpiele in der Geſchichte.

Ariſtides ſtammte aus einer edeln und angeſehenen Familie, ſoll

---

*) Gegen 70,000 Rthlr., über 120,000 Gulden.

aber nur ein ſehr geringes Vermögen beſeſſen haben. Mit Kliſthenes, welcher nach dem Sturze der Piſiſtratiden den atheniſchen Staat neu ordnete, ſtand er in freundſchaftlichen Verhältniſſen, aber während er die Tyrannei haßte, war ihm auch die Volksherrſchaft zuwider; er verehrte und bewunderte vor allen Staatsmännern und Geſetzgebern den Lykurg, und hing ariſtokratiſchen Grundſätzen an, da er dem Urtheil und der Einſicht der Menge mißtraute, und ſah, daß ihre Gunſt oft von Unwürdigen, und oft auch von den Würdigen durch unwürdige Künſte und Mittel, durch Täuſchung und Schmeichelei gewonnen wurde. Zu dieſen Mitteln bequemte er ſich nicht, denn edler Stolz, Geradſinn, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit waren das Innerſte ſeines Weſens. Er hielt ſich gern von Parteiungen fern und ging als Staatsmann ſo viel als möglich ſeine eigene gerade Bahn. Doch trat er manchen Vorſchlägen, die er an ſich nicht für unnützlich hielt, entgegen, zumal ſolchen, welche von ehrgeizigen Männern, namentlich von Themiſtokles gemacht wurden, nur damit dieſe ehrſüchtigen, um die Gunſt des Volks buhlenden Männer nicht eine unbeſchränkte, am Ende dem Staate ſelbſt gefährliche Macht erlangten; er ließ aber auch oft ſeine Anſichten und Vorſchläge, auf den eigenen Ruhm verzichtend, durch Andere dem Volke vortragen, um nicht den Widerſpruch ſeiner Gegner zu reizen, und er trug kein Bedenken, einen von ihm geſtellten Antrag, gerade wie er nach heftigem Streite angenommen werden wollte, ſelbſt zurückzunehmen, weil er ſich durch die Verhandlung von deſſen Nachtheilen überzeugt hatte. Als bei einer gerichtlichen Verfolgung die Richter auf ſeine Anklage hin den Angeklagten ſofort verurtheilen wollten, ſprang er ſelbſt auf und verlangte, daß man denſelben zuvor höre; und wie ihm, als Richter zwiſchen zwei Bürgern, der Eine ſagte, ſein Gegner habe ihm, dem Ariſtides, viel zu Leide gethan, verſetzte er: ſage mir was er dir zu Leide gethan hat, denn in deiner Sache, nicht in meiner, bin ich Richter. —

Zum Vorſteher der öffentlichen Einkünfte erwählt, — eine Wahl, die von großem Vertrauen zeugte, — wies er den damaligen und den frühern Beamten große Veruntreuungen nach; dafür wurde er ſelbſt von der Gegenpartei bei Ablegung der Rechenſchaft wegen ſchlechter Amtsführung angeklagt, und ſogar verurtheilt; aber da die Angeſehenſten und Beſten in der Stadt laut ihren Unwillen ausſprachen, wurde ihm die Geldſtrafe erlaſſen und ihm zum zweitenmal daſſelbe Amt übertragen. Nunmehr, wird erzählt, habe er ſich ſehr nachſichtig gegen die Diebe am Staate geſtellt und ſich große Gunſt erworben, ſo daß er dem Volke dringend zu einer dritten Wahl empfohlen worden ſeyn ſoll; er aber habe jetzt alle begangenen Unterſchleife aufgedeckt und den Athenern eine bittere Strafrede gehalten, daß ſie ihn früher wegen treuer und gewiſſenhafter Verwaltung mit Schimpf und Schande bedeckt hätten, jetzt aber ihn für einen bewundernswürdigen Bürger hielten. Zuverläſſiger als dieſe Erzählung iſt Folgendes: als im Theater die Verſe des Aeſchylus geſprochen wurden:

> „Denn nicht gerecht nur ſcheinen will er, ſondern ſeyn,
> Einerntend Frucht vom tiefen Saatfeld ſeiner Bruſt,
> Aus dem hervorſprießt weiſen Raths Beſonnenheit,“

wandten ſich die Blicke aller Anweſenden auf Ariſtides, weil Alle überzeugt waren, daß ihm vor Allen das Lob dieſer Tugend gebühre. Und durch dieſe Jedermann ins Auge fallende Eigenſchaft erwarb er ſich den, wie Plutarch ſagt, königlichen, ja göttlichen Beinamen: der Gerechte. Auch ehrte das Volk ſeine Verdienſte und Tugenden durch Uebertragung wichtiger und angeſehener Aemter; wie ſchon erzählt, war er bei der Schlacht von Marathon einer der zehn Feldherrn und bewies als Solcher ebenſoviel edle und kluge Beſcheidenheit gegenüber von Miltiades, als glänzende Tapferkeit, und im darauffolgenden Jahr wurde er zum erſten Archon gewählt, nach welchem bei den Athenern das Jahr den Namen führte.

Etwa zehn Jahre jünger als Ariſtides war Themiſtokles, geboren 514 vor Chr., von nicht ſehr edler Abkunft vom Vater her, und nach den ſtrengen atheniſchen Begriffen der frühern Zeit nicht einmal ein vollbürtiger Bürger, da ſeine Mutter eine Fremde, eine Thracierin war. Doch ſcheint er wohlhabend geweſen zu ſeyn, und genoß eine gute und ſorgfältige Erziehung; erregte auch frühe ſchon bei ſeinen Lehrern große Erwartungen, obgleich er den Muſenkünſten und der Bildung zu feinen Sitten weniger Aufmerkſamkeit widmete, ſondern als Knabe ſchon Beredtſamkeit, Staatsverwaltung und kriegeriſchen Ruhm im Sinne hatte. Nach einer ziemlich ausgelaſſenen und wilden Jugend nahm er, ſobald es ſeine Jahre geſtatteten, am öffentlichen Leben Theil. Zur Zeit der Schlacht von Marathon war er etwa vierundzwanzig Jahre alt und ohne Zweifel focht er ſelbſt auch mit; aber der Ruhm des Miltiades weckte ſeinen ganzen Ehrgeiz, und er ſagte: die Trophäen des Miltiades ließen ihn nicht ſchlafen. Sein Ehrgeiz verzehrte ſich nicht in müſſigen Träumen, ſondern ſchlug bald in Thaten aus. Durch gerichtliche Beredtſamkeit geübt, wußte er ſich bald auch in der Volksverſammlung Gunſt und Anſehen zu verſchaffen, und einen wichtigen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu gewinnen. Nicht an die Vornehmen und Edeln ſchloß ſich der unternehmende junge Mann an, ſondern auf die Seite des Volkes ſchlug er ſich, um durch deſſen Unterſtützung zu herrſchen. Die Größe des Vaterlandes und ſein eigner Ruhm waren für ihn aufs engſte verbunden und verſchmolzen; er wußte vielleicht zwiſchen beidem ſelbſt kaum zu unterſcheiden; und wenn er in der Wahl der Mittel zur Befriedigung ſeines perſönlichen Ehrgeizes ſchon nicht ſehr bedenklich und ängſtlich war, ſo machte ihn der Vortheil und das Wohl des Vaterlandes noch gleichgültiger gegen die ſtrengen Geſetze der Rechtlichkeit. Es koſtete ihn nichts, gegen das Volk leutſelig zu ſeyn und ihm gelegentlich zu ſchmeicheln, wogegen ſich der Stolz des Ariſtides ſträubte; und parteiiſch zu ſeyn, ſchien ihm ſo wenig ein Unrecht, vielmehr ſo natürlich und nothwendig, daß er ſagte: Nimmermehr möchte er auf einem Amtsſtuhl ſitzen, wo der Freund keinen Vorzug vor dem Fremden hätte! Und ein weiteres Wort von ihm wird berichtet: „Die Götter mögen verhüten, daß ich je im Beſitze der Macht ſeyn, und Freunde mein Glück nicht mit zu genießen haben ſollten!“ Genußſüchtig in jüngeren Jahren und ſein ganzes Leben hindurch ein Freund von Glanz, Pracht und Aufwand, warf er das Geld wie ein Verſchwender weg und war genöthigt, zu Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe und Erreichung ſeiner Zwecke es ſich wie ein Habgieriger zu verſchaffen, ſo wenig er auf deſſen Beſitz an und für ſich Werth legen mochte. So war er in vielen Stücken das Gegentheil von Ariſtides; aber wie dieſer ſtrebte er darnach, ſeine Vaterſtadt groß zu machen; für dieſen Zweck bot er alle ſeine Geiſtesgaben und ſeine ganze Kraft auf, und begabt mit einem großen, vorausſchauenden Scharfblick, ſo daß er die Menſchen und die Dinge richtig beurtheilte, richtete er Großes aus, weil ſeine Thätigkeit unermüdet ihre Zwecke verfolgte und ſein kecker und rückſichtsloſer Geiſt die Hinderniſſe nicht nur durch löbliche, ſondern auch durch gefährliche und unerlaubte Mittel zu überwinden ſtrebte. Er beſaß, nach des Thucydides Urtheil, in hohem Grade den Vorzug, durch die Kraft der Natur und durch kurzes Nachdenken das Rechte augenblicklich herauszufinden.

Bald nach der Schlacht von Marathon, 490 vor Chr., ſcheint der noch junge Mann, während der ariſtokratiſch geſinnte Ariſtides des höchſten Anſehens genoß, im Jahre nach der Schlacht Archon wurde und als Solcher durch ſeine Amtsführung ſich allgemeine Bewunderung erwarb, — zu dieſer Zeit ſcheint Themiſtokles ſchon zum Führer der demokratiſchen Partei ſich aufgeſchwungen zu haben. Einen rühmlichen Beweis von ſeiner tiefen ſtaatsmänniſchen Einſicht und Vorausſicht, ſo wie auch der patriotiſchen Benützung ſeines Einflußes auf das Volk, legte er in den erſten Zeiten ſeiner Geltung und ſeines Anſehens ab. Die Athener beſaßen in ihrem Gebiete die ſehr ergiebigen und ſeit langen Zeiten bearbeiteten Silberbergwerke von Laurium, welche alljährlich einen großen Ertrag lieferten. Dieſe Minen gehörten urſprünglich dem Staate, der jedoch Antheile daran an Einzelne gegen einen Zins und einen beſtimmten Theil des Ertrags vermiethete; eine Menge Sklaven, wohl mehrere Tauſende, fanden in dieſen Bergwerken Beſchäftigung, und die Vermiethung ihrer Arbeit trug ihren Herrn große Summen ein. Das öffentliche Einkommen aus denſelben war jährlich unter die ſämmtlichen freien Bürger vertheilt worden und hatte für Jeden eine nicht ganz unbedeutende Summe betragen; Themiſtokles wagte, den Bürgern das Opfer dieſes jährlichen Einkommens vorzuſchlagen und traute ſich den Einfluß zu, dieſen Antrag durchzuſetzen. Er erkannte nämlich, daß Athen, um ſeine Macht und Größe zu ſteigern, weit mehr als bisher auf ſeine Schiffe verwenden, daß es die unbeſtreitbar erſte Seemacht Griechenlands werden, das Meer beherrſchen und ſich neue Wege des Handels und der Erwerbung von Reichthum öffnen müße. Denn bisher hatte Athen nicht einmal die kleine Inſel Aegina, welche vermöge ihres Reichthums eine bedeutende Seemacht hatte, ganz zu überwältigen vermocht. Die noch immer fortdauernde Feindſchaft und Fehde mit dieſer Inſel war für Themiſtokles auch der Vorwand, womit er zunächſt ſeinen Antrag begründete: die Geldaustheilung einzuſtellen und von dem Gelde die Flotte bis auf zweihundert Kriegsſchiffe zu vermehren, um deſto erfolgreicher die Aegineten bekämpfen zu können. Ohne Zweifel aber hatte er dabei nicht nur den Krieg mit dieſer kleinen Inſel, ſondern einen neuen Perſerkrieg und große Unternehmungen für die Zukunft im Auge. Der Antrag ging durch, und es iſt ebenſo ehrenvoll für die atheniſchen Bürger, daß ſie der Wohlfahrt und Größe des Staats freiwillig ein nicht geringes Opfer brachten, als für Themiſtokles, daß er ſeine Volksgunſt durch einen ſo bedenklichen Vorſchlag aufs Spiel zu ſetzen ſich getraute. Er hatte in ſeinem Vertrauen zu der patriotiſchen Großmuth ſeiner Mitbürger ſich nicht getäuſcht, und ſtatt in ihrer Gunſt zu ſinken, ſtieg er gerade noch dadurch bei ihnen, daß er ſie in ihrer eigenen Achtung gehoben hatte. Man hat Themiſtokles vorgeworfen, daß er zuerſt ſeine Landsleute von Speer und Schild abwendig gemacht und ihnen die Schiffsbank und das Ruder angewieſen habe; aber es iſt ſehr zu bezweifeln, ob ohne die Seemacht der Athener der zweite Perſerkrieg einen glücklichen Ausgang genommen hätte. Alljährlich wurden, wie es ſcheint auch noch in ſpäteren Zeiten, zwanzig Dreiruderer zur Verſtärkung und Erhaltung der Flotte gebaut.

Nunmehr an der Spitze der Volkspartei, gerieth der kühne Neuerer Themiſtokles mit Ariſtides, dem Führer der ariſtokratiſchen, auf Erhaltung des bisherigen Zuſtandes bedachten Partei, in vielfache Reibungen. Ariſtides ſelbſt ſoll, die Gefahr ſolchen Kampfes erkennend, geſagt haben: es wäre für Athen das Beſte, wenn ſie Beide in den Abgrund geſtürzt würden, in welchen man die todeswürdigen Verbrecher warf, — obgleich er ſich der vollkommenen Reinheit ſeiner Abſichten bewußt, und darum nicht gemeint war, ſeinem Gegner das Feld zu räumen. Der ehrgeizige und wenig bedenkliche Themiſtokles aber that ernſtliche Schritte, um ſich ſeines Gegners zu entledigen, und er wählte zu Erreichung ſeines Zweckes das eigenthümliche Mittel, welches die atheniſche Verfaſſung darbot: den Oſtracismus oder das Scherbengericht, dazu angeordnet, um Bürger, welche durch überwiegenden Einfluß, Anſehen und Reichthum der Freiheit gefährlich waren oder ſchienen, durch eine ehrenvolle Verbannung auf zehn Jahre ungefährlich für den Staat zu machen. Gegen Ariſtides nun, den Gerechten, welcher als ariſtokratiſch geſinnt dem Volke und deſſen demokratiſchen Häuptern anſtößig, wenn ſchon hochgeachtet war, wurde, beſonders durch Themiſtokles, wie es heißt, das Gerede verbreitet, er habe dadurch, daß er bei allen Streitigkeiten den Richter und Schiedsmann mache, die ordentlichen Gerichtshöfe aufgehoben und unvermerkt eine Gewaltherrſchaft ohne Leibwache errichtet. Dieſe Anſchuldigungen fanden bei dem auf ſeine Freiheit eiferſüchtigen und deßhalb mißtrauiſchen Volke Glauben. Die Verbannung wurde gegen den Ariſtides ausgeſprochen, 483 vor Chr., und ſo unerſchütterlich war der Gleichmuth und ſo edel, von aller Rachſucht fern die Geſinnung dieſes Mannes, daß er beim Abſchiede von ſeiner Vaterſtadt den Wunſch ausſprach: es möchte die Athener kein Schickſal treffen, wodurch das Volk des Ariſtides zu gedenken gezwungen würde. — Themiſtokles aber befeſtigte ſein Anſehen, nachdem er ſeinen Nebenbuhler aus dem Wege geſchafft, auf jede Weiſe, theils durch glückliche Kriegszüge, theils auch durch die Anlegung des für Athen ſo wichtigen Seehafens Piräeus und übte namentlich, wie es ſcheint, die Flotte für einen künftigen großen Krieg ein.

Daß von den Perſern ein neuer Angriff zu erwarten ſtehe, ſah Themiſtokles vermuthlich mit Gewißheit voraus, wenn auch die Athener die Gefahr überwunden glauben mochten; und vielleicht erwartete er ihn noch früher, als er wirklich ſtattfand. König Darius nämlich, als er die Niederlage ſeines Heeres bei Marathon erfuhr, machte neue, noch größere Rüſtungen und wollte ſich ſelber an die Spitze eines Heerzuges gegen Griechenland ſtellen; aber die gewaltigen Vorbereitungen in dem weitausgedehnten Reiche erforderten drei Jahre; im vierten Jahre brach ein Aufſtand in Aegypten aus, welches von den Perſern abfiel, und zu deſſen Wiederunterwerfung Darius ſelbſt ausziehen wollte; im Hauſe des Königs ſelbſt enſtand Streit zwiſchen ſeinen Söhnen um die Thronfolge, weil er nach perſiſcher Sitte einen Nachfolger ernennen mußte, ehe er in den Krieg zog. Auf den Rath des Spartaner Demaratus entſchied ſich Darius für ſeinen jüngern Sohn Xerxes, deſſen Mutter Atoſſa, Tochter des Cyrus, und welcher geboren war, als Darius ſchon auf dem Throne ſaß; aber ehe die Rüſtungen ganz vollendet waren, ſtarb Darius, 485 vor Chr., und hinterließ dem Xerxes die Erbſchaft ſeines unermeßlichen Reiches und des helleniſchen Krieges.

Xerxes, anfänglich nicht ſehr zum Kriege geneigt, ließ ſich durch ſeinen Verwandten, den kriegsluſtigen und ehrgeizigen Mardonius, der nach der Herrſchaft Griechenlands gelüſtete, ſo wie durch die dringenden Vorſtellungen der Piſiſtratiden und theſſaliſcher Häuptlinge, der ſogenannten Aleuaden, die ſie mit Weiſſagungen und Orakelſprüchen unterſtützten, endlich doch dazu beſtimmen. Nachdem er Aegypten unterworfen, ſprach er im Rathe ſeiner Fürſten und Edeln den Vorſatz aus, an dem Volke der Hellenen Rache zu nehmen, das perſiſche Reich durch dieſe und andere Eroberungen zu vergrößern, und den letzten Feind, der ſich den Perſern zu widerſetzen vermöchte, zu demüthigen. Trotz mancher ernſten Abmahnungen und des Widerwillens vieler Perſer, beharrte er, längere Zeit unſchlüſſig, doch zuletzt bei ſeinem Vorſatz und gebot, die Rüſtungen mit größtem Eifer fortzuſetzen. Vier Jahre waren dazu erforderlich; aber es wurden nicht nur Krieger, Pferde, Schiffe und Waffen angeſchafft, ſondern gewaltige Werke mußten vorher ausgeführt werden. Drei Jahre vor dem Beginne des Heerzugs ließ Xerxes nämlich, weil früher die perſiſche Flotte bei Umſchiffung des Berges Athos ſo übel zugerichtet worden war, die dieſe Halbinſel mit dem Lande verbindende Landenge durchſtechen und einen über eine halbe Stunde langen Kanal graben, breit genug, daß zwei Dreiruderer neben einander durchfahren konnten — ein Werk, mehr aus Prahlerei als aus Nothwendigkeit unternommen, da derſelbe Zweck weit leichter auf andere Art hätte erreicht werden können. Nöthiger und klüger war die Anlegung von Vorräthen von Lebensmitteln für ſein unermeßliches Heer an vielen Orten, beſonders in Thracien und Macedonien. Endlich, im Jahre 481 vor Chr. zog Xerxes mit ſeinem ganzen Heere von Kritalla in Kappadocien, dem Sammelplatze, nach Sardes, und von hier aus ſandte er Herolde nach Hellas, welche Erde und Waſſer fordern und anſagen ſollten, daß man dem Könige das Mahl bereite; nur nach Athen und Sparta wurden keine Herolde mehr geſchickt. Bei Abydos befahl er eine Schiffbrücke über die mehr als eine Viertelſtunde breite Meerenge zu ſchlagen. Die erſte Brücke wurde, als ſie eben fertig geworden, von einem gewaltigen Sturme zerriſſen und zerſtört, und darüber ſoll Xerxes in heftigen Zorn gerathen ſeyn und befohlen haben, dem Meere dreihundert Geißelhiebe zu geben und Feſſeln darein zu verſenken, auch die Werkmeiſter, welche den Brückenbau geleitet, Phönicier und Aegypter, haben enthaupten laſſen. Da jedoch Xerxes ſich ſonſt menſchlich, großmüthig und verſtändig zeigte, könnte die Erzählung von dieſer grauſamen und unſinnigen Handlungsweiſe eine Erfindung der Griechen ſeyn, obwohl die Laune übermüthiger orientaliſcher Deſpoten, an knechtiſchen Gehorſam der Menſchen gewöhnt, auch einer ſolchen Thorheit wohl fähig ſeyn mochte. Die zweite, doppelte Brücke wurde von neuen Baumeiſtern aus zuſammen ſechshundert und vierundſiebenzig Schiffen geſchlagen, die durch mächtige Anker gehalten wurden. Darüber wurden dicke Taue geſpannt, doppelte hölzerne Dielen darauf gelegt, Erde darauf geſchüttet und feſtgeſtampft und zu beiden Seiten Schranken und Zäune gezogen. Mit Frühlingsanfang 480 vor Chr. zog das Heer, nachdem es in Kleinaſien überwintert hatte, nach Abydos, in ſtattlicher Ordnung. Bei Abydos angekommen weidete ſich Xerxes am Anblick ſeiner ganzen unermeßlichen See- und Landmacht von einem Hügel am Meere aus, wo man ihm einen Altan aus weißem Marmor gemacht hatte, ließ auch die Schiffe eine Wettfahrt halten, und wie er nun den ganzen Helleſpont von Schiffen wimmeln und den ganzen Strand und die Ebenen von Abydos mit Kriegern bedeckt ſah, pries er ſich zuerſt glücklich, darnach aber weinte er, und von ſeinem Oheim, dem Perſer Artabanus über den Grund befragt, antwortete er: es habe ihn ein Gefühl des Jammers angewandelt bei dem Gedanken, daß das Menſchenleben ſo kurz ſey, und von allen hier Verſammelten in hundert Jahren Keiner mehr da ſeyn werde. Nachdem er am folgenden Tage Räucherwerk hatte verbrennen laſſen, opferte er aus einer goldenen Schaale ein Trankopfer ins Meer und betete zum perſiſchen Sonnengotte um Glück. Dann warf er die Schaale, einen goldenen Miſchkrug und ein perſiſches Schwert ins Meer, vielleicht zur Sühne, und trat dann den Zug über die Brücken an; auf der einen, Hauptbrücke, ſetzte das Fußvolk und die Reiterei über, auf einer andern das Laſtvieh und der Troß; und ſieben Tage und ſieben Nächte ununterbrochen ſoll der Zug, durch Peitſchenhiebe der Anführer und Aufſeher beſchleunigt, gedauert haben. Bei Doriskus in Thracien muſterte und zählte Xerxes ſein Heer und ſeine Flotte, und die Zahl des geſammten Landheeres wird von Herodot auf ſiebzehnmalhunderttauſend angegeben. Folgende Völkerſchaften werden als Theile des bunten Heergewimmels genannt: Perſer, Meder, Aſſyrer, Chaldäer, Baktrer, Saken, Indier, Arier, Parther, Sogdianer, Kaſpier, Araber und lybiſche Aethiopier, Armenier, Kleinaſiaten aller Landſchaften. Die Reiterei betrug achtzigtauſend; und außerdem zogen Araber auf Kamelen mit. Der Dreiruderer waren es zwölfhundert und ſieben, wovon die Phönicier dreihundert, die Aegypter zweihundert, die Cyprier hundert und fünfzig, die Cilicier hundert, die Lycier fünfzig ſtellten. Die eigentlichen Jonier lieferten hundert, ebenſo viel die Karier und Dorier zuſammen, und die gleiche Zahl die Helleſpontier; fünf Schiffe wurden von der Wittwe eines kariſchen Fürſten, der muthigen Artemiſia, angeführt, nächſt den ſidoniſchen die beſten von der Flotte. Nach vollendeter Heerſchau ließ Xerxes den ehemaligen König von Sparta, Demaratus, der ihn begleitete, zu ſich rufen und fragte ihn, ob die Hellenen ſich könnten einfallen laſſen, ihre Hand gegen ihn zu erheben? Demaratus verſicherte ihn, daß, was auch die übrigen Hellenen thun möchten, die Lacedämonier ſich ihm gewiß nicht unterwerfen, ſondern ſich, wenn auch noch ſo gering an Zahl, mit ihm ſchlagen würden, weil ihnen ihr Geſetz gebiete, vor keiner Heeresmenge zu fliehen, ſondern ihren Platz zu behaupten und zu ſiegen oder zu ſterben, — eine Antwort, über welche Xerxes ungläubig lachte.

In langſamem Zuge wälzte ſich das ungeheure Heer durch Thracien und Macedonien daher, Länder, welche ſchon von frühern Zeiten her den Perſern, wenigſtens dem Namen nach, unterworfen waren; oder ſoweit dieß nicht der Fall war, mußten ſie ſich jetzt der Uebermacht ſofort ergeben und Mannſchaft in den Krieg ſtellen, und die Städte und Landſchaften wurden durch den Aufwand für die Bewirthung des Königs und ſeines Heeres, für die ſie zu ſorgen hatten, gänzlich aufgezehrt. Von Akanthus aus ſchickte er die Flotte mit einem Theile des Heeres durch den Athoskanal in den thermaiſchen Meerbuſen, wo ſie des Königs warten mußte, welcher mit dem Landheer weiter zog und in Therma angelangt, ein gewaltiges Lager ſchlagen ließ. Denn hier verweilte er längere Zeit, im Angeſichte der Berge Olympus und Oſſa, welche die Gränze des eigentlichen Griechenlands bildeten, und ließ durch einen bedeutenden Theil des Heeres Züge in das macedoniſche Gebirge ausführen, um den Uebergang zu ſichern. Während er hier lagerte, kamen die Herolde zurück, welche er zu den Hellenen geſandt hatte, um Erde und Waſſer für ihn zu fordern, und erſtatteten Bericht.

Erde und Waſſer hatten gegeben die Theſſalier, Doloper, Elienen, Peräber, Lokrer, Magneten, Melier, die phthiotiſchen Achäer, die Thebaner, und alle Böotier außer den Theſpiern und Platäern. Es waren dieß meiſt die zunächſt bedrohten Völkerſchaften; bei andern aber wirkte wohl zu dieſem Schritte Eiferſucht und Haß gegen die andern Staaten Griechenlands, namentlich gegen Athen, mit.

Die Hellenen müſſen von den Rüſtungen des Xerxes, und daß dieſe ihnen galten, ſchon längere Zeit unterrichtet geweſen ſeyn, denn ſie ſandten, als Xerxes noch in Sardes war, Späher dahin, um Kundſchaft von des Königs Macht einzuziehen. Drei Männer wurden abgeſchickt, aber in Sardes entdeckt und zum Tode hinausgeführt. Xerxes jedoch, als er die Sache erfuhr, kam der Vollſtreckung des Urtheils zuvor, hieß ſie vor ſich führen, fragte ſie aus, weßhalb ſie gekommen und gebot dann ſeinen Trabanten, ſie herumzuführen, ihnen das ganze Heer, Fußvolk und Reiter zu zeigen und ſie dann ungekränkt ziehen zu laſſen; denn er glaubte, ſobald die Griechen erführen, mit welcher Heeresmacht er gegen ſie ziehe, würden ſie ſich freiwillig unterwerfen, ohne erſt das Glück des Krieges zu verſuchen. Aber dieſe ließen ſich dadurch nicht entmuthigen, obgleich ſie in nicht geringer Sorge ſchwebten, und innere Uneinigkeit, der Abfall ſo vieler Hellenen und ungünſtige Orakel ihren Muth wohl hätten beugen können.

Als die vom Zorne und von der Rache des Xerxes am meiſten bedrohten Athener auf die Kunde von ſeinen Rüſtungen Geſandte an das delphiſche Orakel ſchickten, ſich eine Weiſſagung zu erbitten, gab ihnen die Pythia einen troſtloſen, unglückverheißenden Spruch, welcher mit den Worten anfing:

„Unglückſel'ge, was weilt Ihr? Hinweg zu den Enden der Erde!
Fleuch von dem Haus, von der Stadt Ringkreis und erhabenen Zinnen,
Denn nicht das Haupt bleibt ganz, noch der Leib, noch unten die Füße."

alles Verderben und den Graus der Zerſtörung durch Schwert und Feuer aufs grellſte ſchilderte und den Sturz einer Menge Burgen und Tempel, nicht der atheniſchen allein, verkündete. Auf den Rath eines angeſehenen Delphiers nahten die Geſandten dem Orakel zum zweitenmal, als Schutzflehende mit Bittſtäben, und baten um einen milderen Spruch für ihr Vaterland, um der Bittſtäbe willen; ehe ſie einen ſolchen bekämen, wollten ſie nicht aus dem heiligen Gemache weichen. Jetzt gab ihnen die Pythia einen zweiten Spruch, deſſen Worte, mag es ſich nun damit verhalten wie es will, jedenfalls das ausſprechen, was den Ausgang des Krieges und die Rettung und Freiheit Griechenlands entſchied:

„Pallas verſuchet umſonſt, den Olympier Zeus zu verſöhnen,
Bittet ſie gleich mit emſigem Mund und kluger Beſinnung.
Eins doch ſag' ich dir noch, ein Wort, das wie Eiſen geſtählt iſt:
Siehe, wenn Alles dem Feind heimfällt, was die Marke des Kekrops
In ſich faßt, und die Bucht des heiligen Berges Kithäron,
Läßt den Tritogeborenen doch der waltende Gott Zeus
Unzerſtöret die hölzerne Burg, dein Heil und der Kinder.
Harre du nicht, bis die Reiter ſich nahn und die wogende Menge
Fußvolk, ruhig auf feſtem Land: nein, weich und den Rücken
Weiſe dem Feind: es kommt die Zeit, ihm die Stirne zu bieten!
Göttliche Salamis, traun, du vertilgſt die Söhne der Weiber,
Wenn Demeter ſich nun zerſtreuet oder ſich ſammelt!"

Als die Geſandten dieſen Spruch heimbrachten und der Volksverſammlung mittheilten, ſiegte über die andern Deutungen und Meinungen die des Themiſtokles, welcher die hölzerne Burg von den Schiffen verſtand und vom Kampf zur See den Athenern, nach dem Orakel, Rettung und Sieg verhieß, deßhalb auch rieth, dazu Alles vorzubereiten, wie ſie ſchon lange, auf ſeinen Vorſchlag hin, ihre Flotte gewaltig verſtärkt hatten. Themiſtokles war es auch, der in dem Rathe der verbündeten Hellenen, welcher ſich auf dem Iſthmus (der Landenge) bei Korinth verſammelte, die weiſeſten und heilſamſten Beſchlüſſe veranlaßte und durchſetzte. Hier nämlich hatten ſich, wahrſcheinlich auf die Mahnung Sparta's, als des leitenden Staates, 481 vor Chr. Abgeordnete zunächſt der meiſten Peloponneſier: Lacedämonier, Arkadier, Elier, Korinthier, Sicyonier, Epidaurier, Phliaſier, Trözenier, Mycenäer, Tirynthier, Hermioneer, und aus dem übrigen Griechenland von den Athenern, vielleicht auch den Megareern, Platäern und Theſpiern verſammelt, um über die perſiſche Kriegsgefahr zu berathen. Durch die Theilnahme der Athener an dieſem Bund und Rath, und durch die Einſicht des Themiſtokles, den der Tegeate Chileus kräftig unterſtützte, wurde verhindert, daß die Peloponneſier ſich nicht, wie ſie Luſt hatten, auf die Vertheidigung ihrer Halbinſel und Verſchanzung des Iſthmus beſchränkten, in welchem Falle es doch um die Freiheit Griechenlands geſchehen wäre. So urtheilt, wohl mit Recht, Herodot, welcher ſagt: „Hätten die Athener die hereinbrechende Gefahr geſcheut und ihr Land verlaſſen, oder auch nicht verlaſſen und, darin verbleibend, ſich dem Xerxes ergeben, ſo hätte zur See gar Niemand verſucht, dem Könige zu widerſtehen, und dann wäre es zu Lande ſo ergangen: wenn ſich auch die Peloponneſier mit noch ſo viel Mauern am Iſthmus umpanzert hätten, die Lacedämonier wären doch, im Stiche gelaſſen von den Bundesgenoſſen, deren Städte durch die Schiffsmacht der Barbaren nach einander gefallen wären, bald allein geſtanden und dann hätten ſie nach heldenmäßigem Kampfe eines ruhmvollen Todes ſterben müſſen. Oder ſie hätten, wenn ſie geſehen, daß die übrigen Hellenen mediſch waren, einen Vertrag mit Xerxes geſchloſſen, und in beiden Fällen wäre Hellas unter die Perſer gekommen, denn die Mauern über den Iſthmus hätten nichts genützt, wenn der König Meiſter der See war. Wer alſo die Athener die Erretter von Hellas nennt, der hat Recht; auf welche Seite ſie ſich ſchlugen, dahin mußte die Wage ſich neigen. Sie wählten für Hellas die Erhaltung der Freiheit; und das ganze übrige Volk der Hellenen, das noch nicht mediſch war, das haben ſie erweckt, und ſie nächſt den Göttern den König zurückgeſchlagen. Selbſt fürchterliche Götterſprüche, die ihnen aus Delphi zukamen und ſchreckbar genug waren, vermochten ſie nicht, Hellas zu verlaſſen, ſondern ſie blieben und hielten dem Feinde Stand.“

Der Bundesrath zu Korinth, welcher auch die Späher nach Sardes ausgeſchickt hatte, ließ ſich zunächſt angelegen ſeyn, die Eintracht unter den Hellenen herzuſtellen und ihre Macht durch Bundesgenoſſen und Hülfe von außen zu vermehren. Mit einem Eide beſiegelten ſie den Beſchluß: Alle Hellenen, welche ſich ungezwungen, und bei gutem Stande ihrer Macht zur Gegenwehr, den Perſern ergeben, ſollen dem Gotte in Delphi gezehntet werden. Ein höchſt wichtiger und ſegensreicher Beſchluß war ferner: vor allen Dingen jede Feindſchaft und Fehde unter einander aufzuheben; ſolche beſtand zwiſchen einigen, die erbittertſte aber zwiſchen den Athenern und Aegineten, welche Letztgenannten mithin auch an dem Bunde Theil genommen haben müſſen und als Seemacht wichtig waren. Endlich beſchloſſen ſie, Geſandte zu ſchicken nach Argos, nach den Inſeln Korcyra und Kreta, und zu Gelon, König von Syrakus in Sicilien, um ſie Alle zur Hülfeleiſtung aufzufordern, da von den Perſern alle Hellenen gleiche Gefahr bedrohe. So wurde nichts verſäumt, was die Klugheit und Vorſicht gebot, aber dieſe Aufforderungen hatten einen geringen Erfolg.

Die Argiver, welche im Kriege mit den Lacedämoniern durch Kleomenes große Verluſte erlitten hatten und noch immer, wie es ſcheint, gegen dieſe feindſelig geſinnt waren, wenn auch die Waffen ruhten, antworteten auf die Aufforderung der Geſandten, ſie ſeyen bereit in den Bund einzutreten, — obgleich ein Orakelſpruch ihnen gerathen, ſich ganz ruhig zu verhalten, — wenn die Lacedämonier einen dreißigjährigen Frieden mit ihnen ſchließen und die Hälfte an der Führung des Bundes ihnen überlaſſen wollten. Da die Geſandten hierauf keine befriedigende Antwort gaben, wurden ſie angewieſen, vor Sonnenuntergang das Gebiet der Argiver zu verlaſſen; ſonſt würden ſie als Feinde behandelt werden. Eine Sage behauptete, ſie ſeyen zu dieſer Handlungsweiſe veranlaßt worden durch eine Botſchaft des Xerxes, welcher ſie, als Stammverwandte, ja Väter der Perſer (durch Perſeus, einen Argiver), ſeines Wohlwollens habe verſichern und ſie auffordern laſſen, ſich ruhig zu verhalten, was er ihnen huldvoll gedenken werde.

Die Kreter lehnten die Hülfeleiſtung ab und zwar, wie berichtet wird, auf einen Spruch des delphiſchen Orakels hin, welcher ſie daran mahnte, wie viele Trübſale (Peſt nämlich und Verödung der Inſel) ihr vergötterter Heros und König Minos über ſie geſandt habe, im Zorn darüber, daß die Hellenen ſeinen Tod in Kamikus (auf Sicilien) nicht mit gerächt hätten, während die Kreter den Raub des Weibes aus Sparta durch einen Barbaren rächen halfen, — eine Antwort, welche ganz zuſammenſtimmte mit der Handlungsweiſe der Kreter, die ſich in ſpätern Zeiten in auswärtige Händel wenig mehr miſchten.

Die Korcyräer (eine Kolonie von Korinth), ein ſehr blühender und mächtiger Staat, ſagten den Geſandten im Augenblick Hülfe zu, mit der Erklärung, daß ſie beim Untergang von Hellas nicht gleichgültig zuſehen dürfen: denn wenn es falle, ſo ſtehe ihnen auch die Knechtſchaft bevor. Als es jedoch galt, wirklich die verſprochene Hülfe zu leiſten, bemannten ſie zwar ſechzig Schiffe, verzögerten aber die Abfahrt lange, ſteuerten den Peloponnes hinunter, und hielten auf der Höhe von Pylus und Tänarum an, ohne die Halbinſel zu umſchiffen, und warteten ſo ab, bis ſich der Krieg entſchieden haben würde, an deſſen für die Perſer günſtigem Ausgange ſie nicht zweifelten. Dieſe Unthätigkeit gedachten ſie ſich den Perſern gegenüber als ein großes Verdienſt anzurechnen; als aber wider ihre Erwartung die Hellenen ſiegten, entſchuldigten ſie ſich gegen dieſe mit den Eteſien, (um eine gewiſſe Zeit beſtändig fort wehende, für ihre Fahrt widrige Winde), welche ſie gehindert, das Vorgebirg Malea zu umſegeln.

Die große und fruchtbare Inſel Sicilien hatte ſich im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte mit griechiſchen Pflanzſtädten bedeckt, von welchen ſpäter noch weiter die Rede ſeyn wird. Unter dieſen Kolonien war eine der wichtigſten Gela, von Lindiern, auf der Inſel Rhodus, vorlängſt geſtiftet. Unter dem Machthaber Hippokrates ward Gelon, der Abkömmling eines Mitſtifters der Stadt Gela, zum Anführer der ganzen Reiterei ernannt und half als ſolcher dem Tyrannen von Gela viele griechiſche und barbariſche Städte auf Sicilien unterwerfen. Nur Syrakus, die Pflanzſtadt Korinths, entging durch die Hülfe der Korinthier und Korcyräer dem Joche des Hippokrates. Nach deſſen Tode nahm ſich Gelon zuerſt vorgeblich ſeiner Söhne gegen die Bürger von Gela an, welche die Machthaber nicht mehr dulden wollten, bald aber entriß er ſeinen Schützlingen die Herrſchaft und maßte ſie ſich ſelbſt an. Dann führte er die aus Syrakus vertriebenen Ariſtokraten in dieſe Stadt mit gewaffneter Hand zurück, zwang das Volk zur Ergebung und herrſchte nun auch in Syrakus, welches er bald zum Mittelpunkt ſeiner Herrſchaft machte, während er Gela ſeinem Bruder Hieron übergab. Eine Menge Einwohner anderer Städte ſiedelte er in Syrakus an, welches durch ſeine Gunſt und Vorſorge, und im Beſitz eines trefflichen Seehafens, ſchnell empor blühte; überhaupt herrſchte er glücklich und einſichtsvoll, aber auch mit Willkür und Härte. Zu dieſem Gelon nun nach Syrakus begaben ſich die Geſandten der Hellenen, unter ihnen namentlich ein Lacedämonier Syagrus. Sie forderten ihn dringend zur Hülfeleiſtung auf, als Hellenen und als mächtigen Gebieter von Sicilien. Als Hellene ſey er verpflichtet, ſeinen Brüdern zu Hülfe zu eilen und ihre Freiheit retten zu helfen; als mächtiger Fürſt aber ſey, nach der Beſiegung von Griechenland, er von der Eroberungsſucht und der Macht der Perſer bedroht. — Gelon beklagte ſich zuerſt darüber, daß die Hellenen früher, von den ſiciliſchen Griechen um Beiſtand angeſprochen gegen ihre Feinde, die Barbaren, ihnen denſelben verweigert hätten. Deſſen ungeachtet wolle er nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; und er bot ihnen zweihundert Dreiruderer, zwanzigtauſend Schwerbewaffnete, zweitauſend Bogenſchützen, zweitauſend Schleuderer und ebenſoviele leichte Reiter an, auch die Unterhaltung des ganzen Hellenenheeres bis zum Ende des Krieges, unter der Bedingung, daß er der Anführer und Feldherr der Hellenen gegen die Barbaren ſey; werde dieſe Bedingung verweigert, ſo werde weder er ſelbſt kommen noch Hülfe ſchicken. Dieſe Forderung erfüllte den Spartaner Syagrus mit Staunen und Entrüſtung, die er offen ausſprach: der Schatten Agamemnons würde zürnen, wenn er vernähme, daß den Spartiaten die Anführung entriſſen ſey von Gelon und den Syrakuſiern. Nimmermehr werde die Bedingung zugeſtanden; wenn Gelan den Hellenen Hülfe leiſten wolle, ſo müſſe er den Lacedämoniern folgen, wolle er dieß nicht, ſo verzichten ſie auf die Hülfe.

Nun machte Gelon den Vorſchlag, daß er ſich mit der Anführung entweder der Seemacht oder des Landesheeres, nach der Wahl der Spartaner, begnügen wolle; jetzt aber kam der atheniſche Geſandte dem lacedämoniſchen mit der Antwort zuvor und erklärte: wenn auch die Lacedämonier der Anführung der Seemacht entſagten, ſo würden die Athener nicht zugeben, daß ſie der König übernehme; denn ſobald die Spartaner ſie nicht wollen, gehöre ſie ihnen; nicht einen Führer zu verlangen, habe Hellas Geſandte an ihn geſchickt, ſondern ein Heer. Der König erwiederte hierauf, da er ſehe, daß es ihnen nicht an Befehlshabern, ſondern an Befehligten mangle, möchten ſie alsbald heimkehren und die Hellenen von dem Fehlſchlagen ihrer Sendung benachrichtigen, wodurch ihrer Kriegsmacht die beſte Hülfe entgehe.

Eine ſo mächtige Hülfe wieſen die Hellenen zurück, weil ſie ſie hätten mit einer Demüthigung, ſo erſchien es ihnen, erkaufen müſſen; aber nicht blos aus Ehrgeiz, der auf äußere Dinge hält, und aus Eitelkeit handelten ſie ſo. Für die älteſten eingebornen Hellenen, die Abkömmlinge des Herakles und Cekrops, war es in der That faſt eine Unmöglichkeit, ſich unter die Führung des Hauptes einer wenn auch noch ſo großen und blühenden Pflanzſtadt zu ſtellen, es wäre dieß ſchon ein Aufgeben ihrer Sache, ihrer Ehre und Freiheit geweſen, — und dazu mochte auch noch das, mit Verachtung gepaarte Mißtrauen gegen einen Tyrannen kommen, welcher ſeine Liſt, Gewaltthätigkeit und Herrſchſucht in Sicilien ſelbſt hinlänglich an den Tag gelegt hatte, und welcher den Oberbefehl zu Anſchlägen gegen die Freiheit Griechenlands hätte mißbrauchen können. Das Selbſtgefühl und der Muth der Hellenen aber mußte ſchon dadurch gehoben werden, daß ſie ſich ſagen konnten, ſie hätten eine ſo große Hülfe aus ſtolzem Ehrgefühl, und um ihrer Würde nichts zu vergeben, ausgeſchlagen.

Von Gelon wird nun weiter erzählt, er habe, nachdem die Perſer wirklich über den Helleſpont geſetzt, da er für ſehr wahrſcheinlich hielt, die Griechen würden unterliegen, einen zuverläſſigen Mann, Kadmus, von der Inſel Kos gebürtig, nach Delphi geſchickt mit großen Schätzen, um daſelbſt den Ausgang des Krieges abzuwarten, und wenn die Perſer ſiegten, dem Xerxes dieſelben ſammt Erde und Waſſer von Gelons Gebiet, als Zeichen der Unterwerfung, zu übergeben; wenn aber die Hellenen ſiegten, ſollte er die Schätze wieder zurückbringen. Dieſen Kadmus rühmt Herodot gar ſehr wegen ſeiner Redlichkeit, daß er, nachdem die Hellenen geſiegt hatten und Xerxes geflohen war, die Schätze alle dem Gelon zurückgebracht, während er ſie ſehr leicht hätte unterſchlagen können. Die Sicilianer ſelbſt aber erzählten, Gelon habe dennoch den Hellenen zu Hülfe kommen wollen, ſey aber daran verhindert worden durch den Krieg, mit welchem in demſelben Jahre, wo Xerxes in Griechenland einfiel, Terillus, der durch den Beherrſcher von Akragas (Agrigent) vertriebene Machthaber von Himera, und Anaxilas, Machthaber von Rhegium, in Verbindung mit Phöniciern, Libyern, Iberiern und Sardoniern, unter dem karthagiſchen Feldherrn Amilkas (Hamilkar), (nach einer Angabe in Folge einer Verabredung mit Xerxes,) ihn und den damaligen Tyrannen von Himera, Theron, überzogen. Dieß fremde Heer, welches dreimalhunderttauſend Streiter gezählt haben ſoll, wurde von den ſiciliſchen Griechen, Gelon an ihrer Spitze, bei Himera in einer höchſt blutigen Schlacht durch eine Kriegsliſt und die einſichtsvollen Anordnungen des kriegskundigen Gelon, völlig geſchlagen, Amilkas ſelbſt getödtet, und zwar, wie behauptet wird an demſelben Tage, wo die Hellenen bei Salamis gegen die Perſer fochten, nach andern Angaben am Tage wo Leonidas bei Thermopylä fiel.

XIII.

Die erſten Ereigniſſe des zweiten Perſerkrieges, 480 vor Chr.

Sobald die Theſſalier Kunde hatten, daß die Perſer im Begriffe ſeyen, nach Europa überzugehen, ſchickten ſie Geſandte zu der Bundesverſammlung auf dem korinthiſchen Iſthmus und forderten ſie auf's Dringendſte auf, ihnen Hülfe zu leiſten. Die Theſſalier verlangten, der Bund ſolle ein zahlreiches Heer ſchicken, um zunächſt den olympiſchen Paß (zwiſchen dem Olympus und Oſſa, eine enge Thalſchlucht, das berühmte Tempe,) zu vertheidigen, wo der wichtigſte Punkt des Krieges für Theſſalien und ganz Hellas ſey. Sie ſelbſt würden an der Vertheidigung kräftigen Antheil nehmen, wenn ſie gehörig unterſtützt würden, ſonſt aber ſich mit den Perſern vertragen, da ihnen nicht zuzumuthen ſey, daß ſie, dem Andrang der Feinde zuerſt bloßgeſtellt, ſich für alle Uebrigen opfern ſollen, und ſie auch unmöglich allein widerſtehen könnten. — Die Theſſalier waren alſo gar nicht geneigt, es mit den Perſern zu halten, obgleich die Aleuaden, ein vertriebenes Fürſtengeſchlecht derſelben, in Perſien eine Zuflucht geſucht und zum Kriege gerathen hatten, und nur die Noth brachte ſie ſpäter dazu. — Der Bund beſchloß, die Bitte der Theſſalier zu gewähren und zur See ein Heer nach Theſſalien zu ſchicken zur Vertheidigung des Paſſes. Dieſes Heer, ſobald es beiſammen war, ſchiffte durch den Euripus, die Meerenge zwiſchen der Inſel Euböa und dem Feſtlande, ſtieg bei Halos, am maliſchen Meerbuſen, ans Land, ließ die Schiffe zurück und zog durch Theſſalien nach Tempe in den Paß, der aus dem untern Macedonien (Pierien, wo Xerxes ſich nachher lagerte,) nach Theſſalien hineinführt, längs des Fluſſes Penéus. Hier lagerten ſich die Schwerbewaffneten der Hellenen, ein bedeutendes Heer, verſtärkt durch die Reiterei der Theſſalier, eines Reiter- oder Ritter-Volkes, unter Anführung des ſpartaniſchen Polemarchen Euänetus und des Atheners Themiſtokles, um den Feind zu erwarten, welcher jedoch damals noch in Abydos war. Nur wenige Tage jedoch verweilte das Heer daſelbſt, denn es kamen Boten von Alexander, dem Könige Macedoniens, die ihnen riethen abzuziehen und nicht in dem Paß zu bleiben, da ſie von dem heranrückenden Heere, deſſen Zahl ſie ihnen nannten, würden zertreten werden. Durch dieſen Rath, oder vielleicht noch mehr durch die Kunde, daß es noch einen andern Paß von Macedonien nach Theſſalien gebe, im peräbiſchen Gebiet bei der Stadt Gonus, welchen Xerxes wirklich auch vorzog, und welchen zugleich zu vertheidigen ſie ſich nicht ſtark genug ſahen, ließen ſich die Hellenen, die ſo weit von ihrer Heimath entfernt waren und welche, thatlos daliegend, die Gefahr und die Macht der Feinde ſich immer ſchreckbarer ausmalen mochten, zur Umkehr beſtimmen; ſie zogen zu ihren Schiffen zurück, beſtiegen ſie und kehrten heim. Den Theſſaliern, ſo von den Bundesgenoſſen verlaſſen, blieb nun Nichts übrig, als ſich den Perſern zu unterwerfen, welchen ſie im Verlaufe des Krieges gute Dienſte leiſteten.

Nach der Rückkehr der Hellenen wurde im Rath auf dem Iſthmus von neuem über die Kriegführung berathen, und die Kunde erwogen, welche ihnen der König von Macedonien mitgetheilt hatte. Nunmehr wurde der Beſchluß gefaßt, den Paß bei Thermopylä zu beſetzen, welcher ſchmäler, und daher leichter zu vertheidigen war, als der nach Theſſalien führende, und zugleich der Heimath näher, — denn die Hellenen, und vermuthlich am meiſten die Spartaner, ſcheinen ſehr abgeneigt geweſen zu ſeyn, den Krieg in der Ferne zu führen, — und zugleich die Flotte bei Artemiſium, der äußerſten nordöſtlichen Spitze der Inſel Euböa, in geringer Entfernung von Thermopylä, aufzuſtellen, wo, vermöge der Enge des Meeres das Uebergewicht der Zahl der feindlichen Schiffe unſchädlicher wurde und den griechiſchen Schiffen der Rücken gedeckt und der Rückzug leicht war. Als die Kunde ankam, daß die Perſer in Pierien angekommen ſeyen, ging der auf dem Iſthmus verſammelte Rath auseinander und die Hellenen zogen zum Kriege aus, die Einen zu Land nach den Thermopylen, die Andern zur See nach Artemiſium.

An dieſen beiden Punkten trafen die feindlichen Völker zuerſt aufeinander, nachdem Xerxes ungehindert, und ſogar noch verſtärkt, durch Theſſalien gezogen war. Bis dahin hatte er noch keine Verluſte, weder zur See noch zu Lande erlitten, ſondern im Weiterziehen ſein Heer wie eine Lawine ſich vermehrt, und Herodot berechnet noch einmal die ganze Anzahl ſeiner Streitmacht vor dem Beginne des Kamvles. Kriegsſchiffe brachte er aus Aſien 1207 und dazu kamen von den Hellenen in Thracien und auf den Inſeln 120, außerdem mehrere tauſend Laſtſchiffe, und die Bemannung an Kriegern berechnet Herodot auf 540,000 Mann. Das aſiatiſche Fußvolk betrug 1,700,000, die Reiter 80,000, die Araber auf Kamelen und die Libyer auf Wagen 20,000 Mann; die Hülfsvölker aus Thracien, Macedonien u. ſ. w. ſchätzt er auf 300,000. Demnach ſoll das ganze Kriegsvolk 2,640,000 Mann betragen haben, und eben ſo hoch ſchlägt er die Zahl der Seeleute auf den Kriegs- und Laſtſchiffen, das Ganze mithin, die Weiber nicht gerechnet, auf mehr als fünf Millionen an, welche Xerxes bis nach Sepias, die Südoſtſpitze von Magneſia, dem theſſaliſchen Küſtenlande und bis Thermopylä gebracht habe. Eine ungeheure Menge Zug- und Laſtthiere begleiteten dieß Heer; und Herodot verwundert ſich nicht ſowohl darüber, daß für dieſe Menge mitunter das Waſſer der Flüſſe nicht ausgereicht, als darüber, daß ſich Lebensmittel für einen ſo zahlloſen Schwarm gefunden haben. Und unter ſo viel tauſend Männern, ſetzt er hinzu, ſey Keiner durch Schönheit und Größe würdiger geweſen, Herr dieſer Macht zu ſeyn, als Xerxes ſelbſt. — Da die orientaliſchen Heerzüge meiſt Völkerwanderungen gleichen, ſo iſt wohl glaublich, daß die Zahl des Heeres und Troſſes von Xerxes eine ungeheure, wenn auch vermuthlich kleiner als die von Herodot angegebene war; jedenfalls aber waren darunter, neben dem Troß und Geſinde, eine Menge kriegsunkundiger und zuchtloſer Völker, welche das Heer vielmehr verwirrten und ſchwächten, als verſtärkten, und es konnte eine ſo gewaltige Maſſe gar nicht auf Einen Punkt verſammelt werden, aus Mangel an Raum, an Wegen und Lebensmitteln, ſondern ſie mußte ſich in weiter Ausdehnung über die Gebiete zerſtreuen, welche ſie durchzog, und ohne Zweifel blieben unterwegs viele Tauſende zurück. Gewiß aber iſt, daß, je größer der Schwarm war, deſto kürzere Zeit er, aus Mangel an Unterhalt, in einer Gegend verweilen konnte, daß er ſchnell vordringen oder bald wieder umkehren mußte.

Der erſte Kampf hatte zur See Statt und er war nicht glücklich für die Hellenen. Die bei Artemiſium vor Anker liegende Flotte hatte drei Schiffe als Vorhut und Wache nach der vorliegenden Inſel Sciathus geſandt: eine trözeniſches, ein äginetiſches und ein attiſches. Dieſe wurden von zehn ſchnellſegelnden Schiffen der Perſer, welche der übrigen von Therma abſegelnden Flotte voraneilten, überraſcht und angegriffen. Das trözeniſche Schiff fiel ſogleich den Barbaren in die Hände, welche ſofort den Schönſten von der Mannſchaft, Leon (Löwe) mit Namen, am Schnabel des Schiffes ſchlachteten, und es als eine gute Vorbedeutung anſahen, daß ihr erſter Gefangener der ſchönſte Hellene war. Das äginetiſche Schiff wehrte ſich tapfer, und deſſen

Anführer Pytheas fiel mit ganz zerfetztem Leibe, aber noch lebend, in die Hände der Perſer, welche ihn ſorgfältig pflegten und ſehr gut behandelten; das atheniſche Schiff trieb auf den Strand, und fiel ſo den Feinden in die Hände, die Mannſchaft aber rettete ſich. Die durch Feuerzeichen von Sciathus her hievon benachrichtigten Hellenen bei Artemiſium erſchracken und zogen ſich von Artemiſium nach Chalcis zurück, um die Meerenge, den Euripus, zu vertheidigen, ließen jedoch auf dem nördlichen Euböa Wächter und Späher zurück. Nachdem ſie ihren bisherigen Poſten geräumt, nahm die perſiſche Flotte, ohne Widerſtand zu finden, ihren Standort bei Sepias, wo die vordern Schiffe ſich ans Land legten, die hintern aber Anker auswarfen, weil die Küſte bei weitem zu klein war für alle Schiffe. Und hier traf die Perſer der erſte große Unfall in dieſem Kriege. Am erſten Morgen nach ihrer Ankunft in der Frühe, überfiel ſie ein gewaltiger Sturm von Oſten her, der ſogenannte Helleſponter. Die der Küſte zunächſt vor Anker Liegenden zogen beim Herannahen des Sturms ihre Schiffe ans Land, die andern Schiffe aber wurden von demſelben gefaßt, von den Ankern losgeriſſen, zerſtreut und die ganze Küſte entlang an verſchiedenen Punkten, zum Theil auf Felſen und Klippen, gegen das Land geſchleudert. Nach der geringſten Angabe ſollen durch dieſen furchtbaren, drei Tage lang fortwährenden Sturm vierhundert perſiſche Kriegsſchiffe und noch viel mehr Laſt- und Vorrathsſchiffe, mit unzähligen Menſchen und Schätzen und Gütern aller Art zu Grunde gegangen ſeyn. Eine Menge Güter und Koſtbarkeiten von den geſcheiterten Schiffen wurden nachmals ans Land geworfen, goldene Trinkgefäſſe u. dgl., ſo daß ein Mann, welcher Güter an jener Küſte beſaß, dadurch gewaltig reich wurde; und der Schiffstrümmer waren ſo viele, daß die Feldherrn des Schiffsheeres, das ans Land geſetzt war, ſich mit einem hohen Bollwerk aus denſelben verſchanzen konnten, weil ſie fürchteten, von den feindlichen Theſſaliern in ſolcher Noth auch noch angegriffen zu werden. Nachdem der Sturm ſich gelegt hatte, zogen die Barbaren ihre übrigen Schiffe wieder in die See, umſchifften die Landſpitze von Magneſia und fuhren in den Buſen von Pagaſä hinein nach Aphetä, wo ſie vor Stürmen geſichert waren.

So ging das Orakel in Erfüllung, welches den Delphiern gegeben worden war, als ſie in banger Beſorgniß für ſich und für Hellas, ihren Gott um einen Spruch baten: »ſie ſollten die Winde anrufen; denn die würden mächtige Bundesgenoſſen für Hellas ſeyn.« Die Delphier machten dieſen Spruch den Hellenen kund und erwarben ſich von ihnen, bei ihrer großen Beſorgniß vor den Barbaren, unſterblichen Dank. Auch ſollen die Athener, nach dem Ausbruch des Sturmes, einer Weiſſagung zufolge, welche ſie anwies ihren Schwager zu Hülfe zu rufen, den Boreas angefleht und ihm Opfer gebracht haben, weil dieſer der Sage nach eine attiſche Frau, eine Tochter des Erechtheus gehabt; und ſie ſtifteten ihm nach ihrer Heimkehr ein Heiligthum beim Fluß Iliſſus. Auf die Kunde von der Verwüſtung, welche der Sturm unter der perſiſchen Flotte angerichtet hatte, die ihnen durch die Späher auf den Höhen von Euböa zukam, opferten die Hellenen dem Poſeidon (Neptun), dem Retter und ſegelten dann eiligſt nach Artemiſium zurück, in der Hoffnung, es werde ihnen jetzt nur noch eine geringe Anzahl Schiffe entgegenſtehen. Zu ihrer Flotte hatten Schiffe geſtellt: Korinth vierzig, Megara zwanzig, Aegina achtzehn, Sicyon zwölf, Sparta zehn, die Epidaurier acht, die Eretrier ſieben, Trözen fünf, die Lokrer ſieben Fünfzigruderer; die Athener allein ſtellten hundert und ſieben und zwanzig Schiffe, drei mehr, als die aller übrigen Bundesgenoſſen zuſammen betrugen, befehligt von Themiſtokles. Wie die perſiſche Flotte in den Meerbuſen hineinfuhr, hielten fünfzehn ihrer Schiffe die helleniſchen Schiffe, die ihren frühern Standort bei Artemiſium einnahmen, für befreundete, geriethen unter ſie hinein und wurden von den Griechen weggenommen, wobei einige angeſehene Anführer in ihre Hände fielen, die ſie gebunden nach dem Iſthmus ſandten.

Mittlerweile war Xerxes mit ſeinem Landheer durch Theſſalien und Achaja herangerückt und hatte durch Wettkämpfe zu Roſſe die theſſaliſche Reiterei geprüft, die er als die beſte in Griechenland hatte rühmen hören. Dann zog er in das meliſche oder maliſche Land, am Meerbuſen gleichen Namens, wo eine ungeheure Ebene, von den trachiniſchen Bergen eingeſchloſſen, von Flüſſen durchſtrömt, eine Lagerſtätte für ſein gewaltiges Heer bot. Die Hellenen dagegen hatten ſich hinter und in dem Paß von Thermopylä gelagert. Dieſer Engpaß war an manchen Stellen nur fünfzig Schuh breit, auf zwei Punkten hatte er nur eine Wagenbreite. Gegen Weſten iſt er von unzugänglichen, ſteilen und hohen Bergen umſchloſſen, gegen Oſten ſtößt er an das Meer und Sümpfe. In dem Paß waren warme Quellen, woher er ſeinen Namen hat. Die Phocier hatten darin eine Feſte erbaut, um ihr Land gegen Einfälle der Theſſalier zu ſchützen, welche ſehr in Verfall gerathen war, jetzt aber von den Hellenen wieder in Stand geſetzt wurde. Hier glaubten ſie mit beſtem Erfolge dem herranrückenden Feinde Widerſtand leiſten zu können, weil die Barbaren ihre Reiterei nicht gebrauchen konnten, und ihre Menge ihnen nichts nützte. Das Heer der Hellenen auf dieſem Punkte beſtand aus dreihundert ſchwerbewaffneten Spartiaten, je aus fünfhundert Tegeaten und Mantineern, hundert und zwanzig Orchomeniern und tauſend andern Arkadiern, vierhundert Korinthern, zweihundert Phliaſiern, achtig Mycenäern, ſiebenhundert Theſpiern, vierhundert Thebanern, wozu noch tauſend Phocier und die opuntiſchen Lokrer kamen. An der Spitze dieſer nicht großen Heerſchaar ſtand der ſpartaniſche König Leonidas, der dritte Sohn des Anaxandridas, nachdem die älteren Brüder, Kleomenes und Dorieus ohne Söhne geſtorben waren, wider Vermuthen zur Königswürde gelangt.

Ein ſo kleines Heer hatten die verbündeten Hellenen zur Vertheidigung des ſo wichtigen Paſſes abgeſandt, da ſie, wie es ſcheint, nicht vermutheten, daß die Streitmacht des Xerxes ſo bald daſelbſt ankommen würde und ſie dieſe Schaar für hinlänglich zum erſten Widerſtand hielten. Die Spartaner hätten, wie Herodot erzählt, gerne ihre Leute noch ganz zurückbehalten, wenn ſie nicht gefürchtet hätten, es möchten dann alle Hellenen jenſeits des Iſthmus ſich zu den Perſern ſchlagen. Sie hatten nämlich das wichtige, neuntägige Feſt der Karnéen, zu Ehren des Apollo zu begehen, und etwa um dieſelbe Zeit fielen auch die olympiſchen Spiele; und bei ihrer gewiſſenhaften und ängſtlichen Religioſität verſäumten ſie nicht leicht die einem Gotte ſchuldige Feier; ihre ſpätere Handlungsweiſe zeigt aber auch, daß ſie vor Allem nur an die Beſchützung des Peloponneſes dachten; nach ihrem Beiſpiele ſchickten auch die andern Peloponneſier wenige Krieger; mit der geſammten Macht wollten ſie nachrücken, ſobald jene Feſte vorüber wären. So klein die Zahl der voranziehenden Spartaner war, ſo auserleſene Krieger hatte der König Leonidas zu ſeinen Gefährten gewählt, lauter ſolche, die Kinder hatten, gereifte aber kraftvolle Männer, von welchen er jede Aufopferung erwarten durfte. Vielleicht hatte er jetzt ſchon ein Vorgefühl von dem Schickſal, das ihm und den Seinigen bevorſtand, zumal wenn den Spartanern, wie berichtet wird, ſchon zu Anfang des Krieges von der Pythia ein unglückweiſſagender Spruch ertheilt worden war, welcher alſo lautete:

„Aber Euch, Einwohner der chorgeräumigen Sparta,
Wird entweder zerſtört durch die Hand perſiſcher Männer
Jene herrliche Stadt; wo nicht, vom Geſchlecht des Herakles
Ein gefallener König beweint im Land Lakedämon.

An Männern aber, bereit für das Vaterland das Leben hinzugeben, fehlte es in Sparta nie; dieß zeigt auch die That zweier Spartaner, Sparthias und Bulis, welche hier erwähnt werden mag. Die Spartaner hatten die für den Perſerkönig Erde und Waſſer fordernden Geſandten in Brunnnen geworfen und ſo getödtet. Nach dieſem erhielten ſie lange Zeit keine günſtige Opfer mehr und leiteten dieß vom Zorne der Götter her, wegen Verletzung der geheiligten Herolde. Da ließen ſie einen Heroldsruf ergehen, Wer von den Lacedämoniern für Sparta ſterben wolle? Die genannten zwei angeſehenen Männer erboten ſich freiwillig, für die in Sparta umgebrachten Herolde des Darius ſich ſeinem Nachfolger Xerxes zu überliefern und gingen nach Suſa ab. Dem Statthalter von Kleinaſien, Hydarnes, der ſie auf ihrer Reiſe zu Sardes gaſtlich bewirthete, und ſie fragte, warum doch die Lacedämonier nicht die Freundſchaft des Königs annähmen, der ſie hoch ehren und zu Herrſchern machen würde, antworteten ſie: er wiſſe zwar, was Knecht ſeyn heiße, aber die Freiheit habe er nie gekoſtet, ſonſt würde er ihnen rathen, an ihre Vertheidigung Alles zu ſetzen. In Suſa ſelbſt angekommen und, des Todes gewärtig, vor den König geführt, weigerten ſie ſich, vor ihm ſich zur Erde niederzuwerfen, obgleich die Trabanten ſie mit Gewalt dazu zwingen wollten. Dann erklärten ſie dem Könige den Zweck ihrer Sendung, für den Tod der in Sparta umgebrachten Herolde zu büßen. Aber Xerxes dachte zu großmüthig, um die ihm angebotene Rache anzunehmen; er erklärte, obgleich die Spartaner durch Tödtung der Herolde gegen alles Völkerrecht gefrevelt, wolle er doch nicht daſſelbe thun, was er ihnen zum Vorwurf mache, und entließ ſie ungekränkt, vielleicht in der Hoffnung, durch dieſe Milde die Spartaner zu gewinnen.

Als die Perſer ſich den Thermopylen näherten, ergriff die kleine Schaar der Hellenen doch Angſt wegen der ungeheuren Uebermacht der Feinde. Die Anführer hielten einen Rath und alle übrigen Peloponneſier ſtimmten dafür, nach dem Peloponnes umzukehren und nur den Iſthmus von Korinth zu vertheidigen; die Phocier und Lokrer aber, welche hiedurch ganz bloßgeſtellt und den Feinden preisgegeben worden wären, widerſetzten ſich aufs leidenſchaftlichſte dieſem Vorſchlage, und Leonidas ſelbſt, der Oberanführer, entſchied dafür, daß ſie Stand halten und Boten in die Städte abſenden wollten, mit der dringenden Aufforderung, ihnen Hülfe zu ſchicken, da ſie zu Wenige ſeyen, um das Mederheer lange aufzuhalten.

Xerxes ſeinerſeits ſchickte, ſobald man der Hellenen anſichtig wurde, einen Späher zu Pferde ab, um zu erkunden, wie Viele ſie ſeyen und was ſie trieben, denn er hatte noch in Theſſalien gehört, daß ein kleines Heer unter der Führung der Lacedämonier und des Leonidas den Paß hüte. Der heranreitende Späher wurde nur der Lacedämonier gewahr, welche vor der wieder hergeſtellten Feſte ihre Stellung hatten, während das übrige Heer innerhalb derſelben ſtand, merkte ſich genau ihre Zahl, beobachtete was ſie thaten, kehrte dann unverfolgt zurück und meldete dem Xerxes, daß es dreihundert Spartaner ſeyen, und daß die Einen Leibesübungen anſtellten, die Andern ihre Haare kämmten und ſchmückten. Xerxes begriff nicht, daß ſie in Wahrheit ſich bereiteten, aus allen Kräften auf Leben und Tod zu kämpfen, ſondern ihr Thun erſchien ihm lächerlich und er befragte darüber den Spartaner Demaratus. Dieſer erklärte ihm: dieſe Männer, ſo Wenige es auch ſeyn möchten, ſeyen hieher gekommen, um ſich mit den Perſern zu ſchlagen und ihnen den Paß ſtreitig zu machen, und dazu ſchicken ſie ſich jetzt an, nach ihrem Brauche; denn wenn ſie ihr Leben im Kampfe wagen, ſchmücken ſie ihr Haupt. — Bei dieſem Brauche beriefen ſie ſich auch auf ein Wort Lykurgs: daß die Haare den Schönen ſchöner, den Häßlichen furchtbarer machten. — Xerxes fand dieß unglaublich und ließ vier Tage ohne Angriff verſtreichen, da er noch immer hoffte, ſie würden davonlaufen. Am fünften endlich, als ſie nicht abzogen, ſchickte er auserleſene Truppen, Meder und Ciſſier gegen ſie, zürnend, und mit dem Befehle, die Wahnſinnigen, welche ihm Widerſtand zu leiſten ſich vermäßen, als Gefangene lebend vor ſein Angeſicht zu führen. Wie die Meder gegen die Hellenen anrückten, fielen ihrer eine Menge, und die Ueberzahl, womit ſie die Griechen zu überwältigen gedachten, ſchlug ihnen ſelbſt zum Schaden aus, weil ſie nur einander drängten und die Vorderſten nicht zurück konnten und ſo währte das Treffen in dem engen Paß den ganzen Tag. An die Stelle der Meder traten hierauf die Perſer, die ſogenannten Unſterblichen, eine auserleſene Schaar, die immer vollzählig erhalten wurde, unter Anführung des Hydarnes, aber ſie richteten ſo wenig aus als die Meder, und die Hellenen, namentlich die Spartaner, zeigten ſich ihnen durch ihre langen Speere, ihre Bewaffnung und Kriegserfahrung auf dem engen Raume, wo Mann gegen Mann focht, weit überlegen, und tödteten eine unzählige Menge, beſonders auch durch klugberechnete Bewegungen und Schwenkungen, während ſie ſelbſt, trefflich gerüſtet, nur Wenige verloren. Dreimal ſoll der König, welcher von ferne dem Treffen zuſchaute, für ſein Heer fürchtend, vom Throne aufgeſprungen ſeyn, und ohne einen Fuß breit Boden gewonnen zu haben, mußten ſeine Schaaren am Abend den Kampf aufgeben.

Die Angriffe der Barbaren am zweiten Tage blieben ebenſo erfolglos. Sie hatten gehofft, die kleine Schaar werde, von Anſtrengung und Wunden erſchöpft, nicht mehr im Stande ſeyn, die Hände zu rühren, aber die Hellenen waren nach Stämmen und Geſchlechtern wohlgeordnet und kämpften der Reihe nach, mit Ausnahme der Phocier, welche ins Gebirg entſandt worden waren, um einen Fußpfad zu bewachen. Die Perſer mußten wieder unverrichteter Dinge abziehen.

Jetzt erbot ſich dem zürnenden und rathloſen Könige, der ſeine Hunderttauſende von einem kleinen Häuflein aufgehalten ſah, ein verrätheriſcher Melier, Ephialtes mit Namen, ihm einen durch das Gebirge nach den Thermopylen führenden, wohl nur ſehr Wenigen bekannten Fußpfad zu zeigen, und Xerxes ergriff begierig dieſen Vorſchlag und gab ihm die auserleſenen Perſer des Hydarnes mit, welche um die Abendzeit aus dem Lager aufbrachen und die ganze Nacht hindurch den Berg hinan klommen. Mit dem Frühroth befanden ſie ſich auf der Höhe des Gebirges und ſtießen nun zwar auf die hier Wache haltenden Phocier, griffen aber, ſobald ſie von Ephialtes die Verſicherung erhielten, daß es keine Lacedämonier ſeyen, mit ihrer überlegenen Macht ſie an, trieben ſie auf den Gipfel des Berges hinauf, und ſtiegen dann, ohne Jene weiter zu verfolgen, die Höhe hinab, ſo daß ſie den Rücken der Hellenen bedrohten.

Dieſen verkündete zuerſt der Seher Megiſtias aus den Opfern, daß ihnen mit dem Morgenlicht der Tod bevorſtehe; ſodann kamen Ueberläufer bei ihnen an und meldeten, daß ſie von den Perſern umgangen würden; und endlich beſtätigten ihnen mit Anbruch des Tages die auf den Höhen ausgeſtellten Wachen und Späher die Kunde. Ein Beſchluß mußte ſchnell gefaßt werden, und Leonidas entſchied, daß die Uebrigen eilends abziehen ſollten, ſey es, daß er ſie nicht geneigt ſah auszuhalten, oder daß er es nutzlos fand, ſo Viele dem Tode zu weihen, er ſelbſt aber hielt es für ſeine Pflicht, mit den Spartanern zu bleiben; die ſiebenhundert Theſpier blieben ebenfalls freiwillig, von dem Heldenmuthe der Spartaner und ihres Königs angeſteckt, die vierhundert Thebaner aber behielt Leonidas wider ihren Willen, weil er ihrer Treue mißtraute, gleichſam als Geiſeln. Außerdem ſcheinen etwa zweitauſend Heloten die Spartaner begleitet zu haben, welche von Herodot nicht ausdrücklich aufgezählt, aber ſpäter unter den Gefallenen mit gerechnet werden. Zwei edle Spartaner wollte Leonidas als Boten nach Sparta ſchicken, damit ſie über den Stand der Dinge berichteten, um ſie dem Tode zu entziehen, aber ſie erklärten, daß ſie Krieger, nicht Boten ſeyen, und blieben; ſo that auch der Seher Megiſtias, welcher ebenfalls bei Leonidas blieb und nur ſeinen einzigen Sohn wegſandte.

Xerxes, nachdem er der aufgehenden Sonne Trankopfer ausgegoſſen, wartete noch mit dem Angriff bis zu der mit Ephialtes verabredeten Vormittagsſtunde, dann ließ er die Hellenen von Neuem angreifen; und dieſe unter Leonidas, ihres Todes gewiß, rückten jetzt weit mehr in die Breite der Thalſchlucht vor, wodurch das Treffen ausgedehnter und blutiger wurde. Eine Menge der Barbaren, von den Anführern mit Geißeln vorwärts gepeitſcht, wurden erſchlagen, zertreten und ins Meer geſtürzt, und die Griechen kämpften mit der höchſten Tapferkeit und Todeswuth. Als den Meiſten die Lanzen zerbrochen waren, hieben ſie mit den Schwertern auf die Perſerhaufen ein. In dem mörderiſchen Kampfe fiel nach tapfern Thaten Leonidas, und um ſeine Leiche entbrannte das wildeſte Gefecht, in welchem zwei Brüder und ein Oheim des Xerxes fielen, bis es der Tapferkeit der Hellenen gelang, den Leichnam aufzuheben und den Feind viermal zurückzuſchlagen. Als aber von der andern Seite Ephialtes mit der Perſerſchaar ankam, zogen ſie ſich wieder in den Engpaß, wo er ſchmäler war, und auf die Befeſtigung zurück, und wehrten ſich mit den Waffen die ſie noch hatten, und mit Händen und Zähnen, bis ſie unter dem Andrang von Feinden, welche die Feſte einrißen, erdrückt und begraben wurden. Von den Spartanern und Theſpiern, die bei Thermopylä gekämpft, blieb kein Mann übrig; die Thebaner aber, als ſie Leonidas gefallen ſahen, und die

Hellenen ſich in den Engpaß zurückzogen, trennten ſich von ihnen, ſtreckten flehend die Hände aus und gingen den Perſern entgegen mit der Verſicherung, daß ſie nur gezwungen mit ihnen gekämpft hätten, im Herzen aber mediſch geſinnt ſeyen. Dadurch retteten Viele ihr Leben; doch wurden Einige ſogleich getödtet, Andere, ſammt dem Anführer Leontiades, auf Befehl des Xerxes mit dem königlichen Malzeichen gebrandmarkt. So groß ſoll des Königs Erbitterung gegen den Leonidas geweſen ſeyn, daß er deſſen Leichnam den Kopf abhauen und auf einen Pfahl ſtecken ließ, ganz gegen die Art der Perſer, welche ſonſt tapfere Krieger hoch zu ehren pflegten. Dagegen hielten die Spartaner und alle Hellenen den gefallenen König und ſeine Mitſtreiter in hohen Ehren und ſetzten ihnen Denkmale mit Inſchriften an der Stelle, wo ſie für das Vaterland geſtorben. Unter ſo vielen Tapfern wurden noch Einige als die Tapferſten und Preiswürdigſten ausgezeichnet: von Spartanern die Brüder Alpheus und Maron, von den Theſpiern Dithyrambus; ferner ſoll der Spartiate Dieneces ſeine gleichmüthige Faſſung an den Tag gelegt haben durch manche Worte, die er geſprochen, z. B. als ein Trachinier ſagte, die Barbaren verdunkelten mit der Menge ihrer Geſchoſſe die Sonne, verſetzte er: dieß ſey eine erwünſchte Nachricht, da ſo die Hellenen im Schatten fechten könnten. Von Leonidas ſelbſt wird die Antwort auf die Aufforderung des Xerxes: die Waffen auszuliefern: „komm und hole ſie!“ und das weitere Wort berichtet, das er am Morgen vor dem letzten Kampfe geſprochen: „Laßt uns das Frühmahl genießen, eingedenk, daß wir das Abendmahl im Hades einnehmen werden.“

Nach dem Treffen ſoll Xerxes den ehemaligen König von Sparta Demaratus zuerſt nach der Zahl der Spartaner gefragt haben, und nachdem er ihm dieſe genannt, (etwa achttauſend Spartiaten): auf welche Art man dieſer Männer am leichteſten Meiſter werden könne? Darauf rieth ihm Demaratus, dreihundert Kriegsſchiffe nach der Inſel Cythera, unterhalb Lakonien, zu ſchicken und von dort aus die Lacedämonier zu bedrohen, ſo würden ſie ihr Landheer zurückziehen. Wenn dann das übrige Hellas unterworfen ſey, könne Lakonien allein nicht lange Widerſtand leiſten. Dieſem Rathe widerſetzte ſich aber Achämenes, ein Bruder des Xerxes, Feldherr des Schiffsheeres, weil dadurch die ſchon durch den Sturm ſo geſchwächte Flotte noch mehr zerſplittert und den Hellenen an Zahl gleich würde, die ſie bis jetzt nicht anzugreifen wagen dürften, und dieſe Anſicht ſchien dem Xerxes den Vorzug zu verdienen vor dem Rathe des Demaratus, obgleich er an der aufrichtigen Geſinnung dieſes ſeines Gaſtfreundes nicht zweifelte. Von dieſem Demaratus, der, wenn auch hochgeehrt von Xerxes, doch als Rathgeber des Feindes ſeines Vaterlandes ſich ſchlechten Ruhm erwarb, erzählt Herodot auch, er habe zu allererſt den Lacedämoniern Kundſchaft geſandt, daß der Perſerkönig gegen Griechenland ziehen wolle, mittelſt einer Schreibtafel, von welcher er das Wachs abgeſchabt, dann auf das Holz geſchrieben und dieß wieder mit Wachs übergoſſen habe. Ob er jedoch dieß aus Wohlwollen, um ſie bei Zeiten zu warnen, oder aus Schadenfreude gethan habe, will Herodot nicht entſcheiden.

XIV.

Weitere Kämpfe und Schlachten des zweiten Perſerkrieges, 480 vor Chr.

Für den Ruhm Griechenlands ſtarb der heldenmüthige, todverachtende Leonidas, und er fand tauſend Männer, welche ſeine Aufopferung theilten; für die Rettung Griechenlands wirkte der Eine Themiſtokles, unterſtützt zwar von Andern, beſonders von Ariſtides und von der kühnen Entſchloſſenheit der Athener, aber auch von Vielen durchkreuzt und gehindert in ſeinen Abſichten und Räthen; und ſeiner Einſicht, Klugheit, Beharrlichkeit und Thatkraft gebührt das Verdienſt, die vorhandenen Kräfte benützt, die guten Geſinnungen zuſammengehalten, die kleinlich und übel Geſinnten gezwungen zu haben zur Befreiung und zum Heile des Vaterlandes. Hierin hätte ihn Keiner erſetzen können, und mit all ſeinen Fehlern darf er deshalb dem großherzigen Spartanerkönig an die Seite geſetzt werden, auf deſſen Namen kein Flecken haftet und der durch die Eine That ſeiner Aufopferung die Unſterblichkeit in der Geſchichte ſich erwarb.

Lange vor dem Einfall der Perſer hatte der vorausſehende Staatsmann durch den Bau vieler Schiffe Vorkehrungen für denſelben getroffen. Als das feindliche Heer aufbrach und man in Athen über die Wahl des oberſten Befehlshabers ſich berieth, traten, wie erzählt wird, im Hinblick auf die ſchreckbare Gefahr alle Andern freiwillig zurück, nur Epicydes, beim Volke durch ſeine Beredtſamkeit beliebt und vielgeltend, aber einer ſolchen Aufgabe nicht gewachſen, dieſer Ehre nicht würdig, bewarb ſich darum und es ſtand zu erwarten, daß er die meiſten Stimmen bekommen würde. Themiſtokles, damit nicht Alles zu Grunde ginge, wenn der Feldherrnſtab in ſolche Hände käme, bewog dieſen Mann durch Geld, ſeine Anſprüche aufzugeben. Gegen Solche, welche zu Unterhandlungen mit den Medern die Hände boten und die Vermittler machten, bewirkte er das härteſte Verfahren, um hievon abzuſchrecken. Sein Werk war es ſodann, daß auf dem Iſthmus beſchloſſen wurde, alle innern Streitigkeiten und Fehden, des

Krieges mit den Perſern wegen, ruhen zu laſſen und zu verſöhnen, und er vor Allen ſcheint den urſprünglich mehr nur peloponneſiſchen Bund in einen allgemeinen helleniſchen verwandelt zu haben.

Sobald er zum Feldherrn ernannt war, ſuchte er die Athener zu bewegen, daß ſie zu Schiffe gingen, die Stadt verließen und dem Feinde zur See, je weiter von Griechenland, deſto beſſer, begegneten. Als er hiemit nicht durchdrang, führte er die Athener an die theſſaliſche Grenze nach Tempe, von wo jedoch das vereinigte Heer bald wieder umkehrte. Jetzt erkannte Themiſtokles, daß man die Feinde hauptſächlich zur See angreifen müſſe und ſtellte ſich an die Spitze der hundert und ſiebenundzwanzig Schiffe ſtarken atheniſchen Flotte. Obgleich dieſe Zahl die der ſämmtlichen übrigen helleniſchen Schiffe übertraf, führte doch nicht Themiſtokles, ſondern der Spartaner Eurybiades den Oberbefehl; die verbündeten Hellenen hatten nämlich erklärt, ſie würden, wenn nicht ein Lacedämonier der Feldherr ſey, unter der Führung der Athener nimmermehr ausziehen, ſondern das Aufgebot des Heeres einſtellen. Themiſtokles ſelbſt war es, der nicht nur für ſich dem Oberbefehl entſagte, ſondern auch die Athener zum Nachgeben beredete und ſie mit dem Verſprechen beruhigte: wenn ſie ſich in dem Kriege als tapfere Männer bewährten, wolle er ihnen Griechenland für alle Zukunft ohne Widerrede folgſam machen. Einen ſchönen Beweis ſeiner Mäßigung und Selbſtverläugnung gab er auch dadurch, daß er die Zurückberufung ſeines Gegners, des verbannten Ariſtides, um dieſe Zeit entweder ſelbſt veranlaßte oder doch nicht hinderte und ſo dem Vaterlande einen höchſt tüchtigen Rathgeber und Mitſtreiter gewann.

Die erſten Bewegungen der helleniſchen Flotte wurden oben erzählt. Sie war jetzt wieder bei Artemiſium angekommen und lag der ihr noch immer an Zahl wohl dreifach überlegenen feindlichen Flotte bei Aphetä gegenüber. Die Uebermacht der Perſer erfüllte die Hellenen, welche durch den Sturm die feindliche Flotte beinahe vernichtet glaubten, mit bangen Beſorgniſſen und von neuem trugen die Peloponneſier darauf an, in's innere Hellas zurückzuweichen. Die Euböer, als ſie hievon hörten, baten den ſpartaniſchen Oberanführer Eurybiades dringend, noch eine kurze Zeit zu verweilen, bis ſie ihre Familien und einen Theil ihrer Güter in Sicherheit gebracht hätten; als ſie aber bei ihm kein Gehör fanden, wandten ſie ſich an den Themiſtokles und ſchenkten ihm dreißig Talente, damit er die Hellenen bewege, zu bleiben und vor Euböa ein Treffen zu liefern. Themiſtokles gewann nun den Eurybiades durch fünf Talente, und den ebenfalls ſehr hartnäckigen und widerſtrebenden Anführer der Korinthier, Adimantus, durch drei Talente, daß ſie einwilligten, dem Verlangen der Euböer zu willfahren. Dieß Geld gab er ihnen, als ob es von ihm oder von den Athenern käme, während er ſelbſt noch zweiundzwanzig Talente für ſich behielt. Die perſiſche Flotte wollte mit dem Angriffe nicht ſäumen, damit die griechiſchen Schiffe nicht durch die Flucht ſich ihr entzögen; damit aber auch nicht ein Mann davonkäme, ſchickten die perſiſchen Anführer zweihundert Schiffe hinter der Inſel Sciathus herum, welche ungeſehen von den Feinden ganz Euböa umſchiffen, gegen den Euripus hinaufſteuern und die Hellenen von hinten einſchließen ſollten. Und ſo lange, bis dieſe Schiffe im Rücken der griechiſchen Flotte angekommen wären, wollten ſie noch den Angriff verſchieben und inzwiſchen zählten und muſterten ſie die Schiffe. Durch einen Taucher, Scyllias, der von den Perſern entwich, erfuhren die Hellenen die Abſicht der Perſer und die Entſendung der zweihundert Schiffe. Im Rathe der Feldherrn wurde auf dieß beſchloſſen, dem Angriffe der Perſer zuvorzukommen und ſelbſt eine Seeſchlacht zu beginnen. Von der Ueberzahl der feindlichen Flotte wurden ſie ganz eingeſchloſſen, und die in der perſiſchen Flotte dienenden Jonier hielten ſie ſchon für verloren, die Andern aber glaubten der Geſchenke gewiß zu ſeyn, welche Xerxes für jedes weggenommene attiſche Schiff verſprochen hatte: als die Hellenen durch kühne und glückliche Bewegungen und mannhafte Tapferkeit ihre Erwartungen gänzlich vereitelten und dreißig Schiffe der Barbaren wegnahmen. Die Nacht trennte jedoch bald die Kämpfenden, denn das Treffen hatte Abends begonnen. Ein Athener Lykomedes war der Erſte, welcher ein feindliches Schiff wegnahm und den Preis der Tapferkeit davon trug; und ein Hellene, Antidorus von Lemnos, ging mit ſeinem Schiffe von den Perſern zu den Hellenen über. In derſelben Nacht brach ein Sturm aus, von entſetzlichen Regengüſſen begleitet, was die Perſer, die ſich kaum von dem frühern Sturm erholt und ſo eben eine hitzige nnd nicht glückliche Schlacht geliefert hatten, nicht wenig ängſtete, zumal da der Sturm viele Schiffstrümmer und Leichen nach Aphetä hineintrieb. Noch ſchlimmer aber ging es den zweihundert Schiffen, welche Euböa umſegeln ſollten; ſie wurden auf der Fahrt vom Sturm überfallen, ſcheiterten an den Klippen von Euböa, welche hier die Schiffahrt überhaupt ſehr gefährlich machten, und gingen größtentheils zu Grunde. So wurde die perſiſche Macht immer mehr der griechiſchen gleich, durch die Gunſt des Gottes, wie Herodot ſagt.

Die Griechen wurden durch dreiundfünfzig attiſche Schiffe verſtärkt, welche zu ihnen ſtießen; ſie unternahmen am Abend nach der ſtürmiſchen Regennacht wieder eine Ausfahrt, ſtießen auf ciliciſche Schiffe, richteten ſie zu Grunde und kehrten dann nach Artemiſium zurück. Am dritten Tage jedoch beſchloßen die Feldherren der Barbaren, entrüſtet, daß ihnen die kleine Flotte der Hellenen ſo vielen Schaden that, und den Unwillen des Xerxes fürchtend, ſelbſt eine große und entſcheidende Schlacht zu liefern und führten um Mittag ihre Schiffe in die See. Die Hellenen, die ſich anfänglich ruhig verhielten, rückten ihnen, um nicht überflügelt und eingeſchloſſen zu werden, entgegen, und ein hitziges Treffen entſpann ſich, in welchem der Sieg unentſchieden blieb. Die Flotte des Xerxes litt zwar, wie Herodot meldet, durch ihre eigne Größe und Menge, indem die Schiffe ſich drängten und an einander ſtießen; aber ſie hatte doch ſehr viele treffliche Seeleute und Schiffe, namentlich Phönicier und Aegyptier, welche den Hellenen an Erfahrung und Geſchicklichkeit keineswegs nachſtanden und deren Schiffe noch ſchneller ſegelten; die Letzteren beſonders hielten ſich trefflich und nahmen fünf griechiſche Schiffe ſammt der Mannſchaft. Der Verluſt der Barbaren an Schiffen und Mannſchaft war ſehr groß, aber auch die Hellenen, ohnehin ſchwächer an Zahl, litten empfindlich. Zwar blieben ſie, als der Kampf zu Ende ging, und beide Flotten in ihr Lager zurückkehrten, im Beſitze der Leichen und der Schiffstrümmer, waren aber übel zugerichtet, am meiſten die Athener, deren Schiffe zur Hälfte beſchädigt waren, und unter welchen ſich, der Erſte unter den Tapferſten, Klinias, mit ſeinem von ihm ſelbſt ausgerüſteten Schiffe am ruhmvollſten auszeichnete. Dieſe Seetreffen, bei welchen es ſich um die Vertheidigung der Meerenge Euripus handelte, fielen in dieſelben Tage, in welchen den Perſern der Paß der Thermopylen ſtreitig gemacht wurde.

Durch die Seetreffen geſchwächt, waren die Hellenen nicht geneigt, noch länger hier auszuhalten, ſondern drangen auf die Rückkehr in's innere Hellas, Themiſtokles aber ſuchte den Rückzug ſo lang als möglich hinauszuſchieben, zumal da er immer noch hoffte, die Jonier und Karier von den Perſern abzuziehen und dann, wenn die Flotten ſich an Zahl gleich wären, die Feinde zu überwältigen. Wie es ſcheint, herrſchte bei den Hellenen auch Mangel an Lebensmitteln. Themiſtokles rieth ihnen nun, von dem Waidevieh der Euböer, welches dieſe zur rechten Zeit zu flüchten verſäumt hatten, — obwohl gewarnt durch einen Spruch des Bakis, von welchem um die Zeit des Perſerkriegs viele Weiſſagungen umliefen, — zu ſchlachten ſo viel Jedem beliebe, da es doch beſſer ſey, daß es ihnen in die Hände falle als dem Feinde, und dieſer Rath wurde befolgt. Als jedoch durch den in Trachis aufgeſtellten Späher die Nachricht vom Fall des Leonidas und vom Verluſt der Thermopylen überbracht wurde, ließen ſich die Hellenen nicht mehr aufhalten, ſondern traten den Rückzug an, die Korinthier als die Erſten, die Athener die Letztern. Noch auf dem Rückzuge war des Themiſtokles erfinderiſcher Geiſt geſchäftig, für die Sache des Vaterlandes zu wirken. Er las ſich die am beſten ſegelnden Schiffe aus, fuhr damit an die Uferplätze, wo die Schiffer Trinkwaſſer aus Quellen einzunehmen pflegten, und ließ in die Steine Inſchriften eingraben, welche die Jonier leſen mußten, wenn ſie an dieſe Orte kamen. Darin forderte er ſie und die Karier, bei ihrer Stammesverwandtſchaft, auf, zu den Hellenen überzutreten, ſtatt gegen ſie zu fechten; oder wenn ſie dieß nicht könnten, wenigſtens im Treffen ſich unthätig zu verhalten. — Wenn er auch kaum hoffen konnte, daß die Jonier und Karier, welche ihre Städte und Familien in Aſien hatten, dieſer Aufforderung Folge leiſten würden, ſo konute er ſich doch den Erfolg verſprechen, daß Xerxes, wenn er davon höre, gegen die Jonier mißtrauiſch werden und ſie von Seeſchlachten entfernt halten würde

Als die Perſer von dem am Abend erfolgten Rückzug der Hellenen benachrichtigt wurden, wollten ſie es anfangs nicht glauben; am andern Morgen mit Sonnenaufgang fuhren ſie dann nach Artemiſium und von da nach der Stadt Hiſtiäa, die ſie beſetzten, und ſich ſofort über einen großen Theil der Inſel Euböa verbreiteten. Xerxes, als er die Abfahrt der griechiſchen Flotte erfahren, ſandte einen Herold an das Schiffsheer, beſonders die joniſchen Griechen, und ließ Jeden der wollte, auffordern ans Land zu fahren, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, wie der König gegen die Unſinnigen ſtreite, welche ſich einfallen ließen ihm zu widerſtehen. Zuvor hatte er nämlich alle gefallene Perſer, 20,000, gibt Herodot an, bis auf tauſend begraben, die gefallenen Griechen aber, mit den Heloten gegen viertauſend, auf einen Haufen zuſammenbringen laſſen, als ob er mit ſo geringem Verluſt ſo viele der tapferſten Griechen beſiegt und erſchlagen hätte. Dadurch hoffte er das Vertrauen des Schiffsheeres zu erhöhen; aber ſeine plumpe Liſt blieb nicht unentdeckt.

Die Sachen ſtanden jetzt für die Hellenen viel ſchlimmer als bisher; die Perſer hatten den Landpaß, der in das innere Griechenland führte und die Straße zur See durch den Euripus gewonnen, und ihre zahlloſen Schaaren ſingen nun an, das eigentliche Griechenland zu überſchwemmen und zu verwüſten. So hielt ſich denn Xerxes des Sieges ganz gewiß. Mit Verwunderung vernahm er von einigen Ueberläufern aus Akarnanien, welche er fragte, was die Hellenen machten, daß ſie eben jetzt die olympiſchen Feſte feierten und Wettkämpfe und Wettrennen anſtellten. Er erkundigte ſich nach dem Preiſe, der dem Sieger zu Theil würde, und ſie ſagten ihm: bloß ein Olivenkranz. Als dieß ein vornehmer Perſer hörte, ſoll er zu Mardonius, dem Hauptanſtifter des Krieges, geſagt haben: „Wehe, Mardonius, gegen welche Männer haſt du uns in den Krieg geführt, welche nicht um Gold und Schätze Wettkämpfe halten, ſondern um Mannestugend!“ Obgleich er damit nur die edle und hochherzige Geſinnung der Hellenen gebührend anerkannte, tadelte ihn doch Xerxes, als habe er dieß aus Feigheit geſprochen.

Das Unheil der feindlichen Verwüſtung und Zerſtörung traf zuerſt die Phocier, die einzige Völkerſchaft im obern Griechenland, welche nicht mediſch geſinnt war, und an der Vertheidigung des Thermopylenpaſſes Theil genommen hatte. Alte Feinde der Phocier waren die Theſſalier, ſo daß Herodot glaubt, nur aus Haß gegen dieſe ſeyen die Phocier auf die Seite der Hellenen getreten, weil die Theſſalier es mit den Perſern hielten. Jetzt ſchickten die Theſſalier eine höhniſche Botſchaft an die Phocier, forderten ſie auf, ihre Ueberlegenheit anzuerkennen, erboten ſich jedoch zugleich, gegen eine Bezahlung von fünfzig Talenten, das ihrem Lande von den Perſern drohende Verderben abzuwenden. Die Phocier wollten davon nichts hören und erklärten, wenn ſie mediſch werden wollten, bedürften ſie der Vermittlung der Theſſalier nicht; ſie ſeyen aber nicht geſonnen, an Griechenland zu Verräthern zu werden. Dieß erbitterte die Theſſalier noch mehr gegen die Phocier; ſie machten die Wegweiſer der Perſer, ſchürten deren Haß gegen ihre Nachbarn und munterten ſie auf zum Raub und zur Verwüſtung. Die Landſchaft Doris, welche ſich für die Meder erklärt hatte, durchzogen ſie ohne Schaden zu thun; ſobald ſie aber nach Phocis kamen, begann die Verwüſtung mit Feuer und Schwert. Die Einwohner ſelbſt hatten ſich großentheils geflüchtet, theils auf die Höhen des Parnaſſes, theils zu den ozoliſchen Lokrern nach Amphiſſa, aber geplündert, verheert und verbrannt wurden die Städte Drymus, Charadra, Erochus, Tithronium, Amphicäa, Neon, Elatea und viele andere, namentlich auch Abä, wo ein reiches Heiligthum des Apollo war, mit Schatzkammern und einer Fülle von Weihgeſchenken, welches ſie ebenfalls plünderten und verbrannten; und die Phocier, die in ihre Hände fielen, tödteten ſie und mißhandelten die Frauen. Von Panopeus an, der Grenzſtadt von Phocis gegen Böotien, theilte ſich der Heerzug der Perſer; die Hauptmacht mit Xerxes ſelbſt rückte, gegen Athen ihre Richtung nehmend, in Böotien ein ins Land der Orchomenier. Die ſämmtlichen Böotier (mit Ausnahme der Theſpier und Platäer), welche mit einander den böotiſchen Bund unter der Leitung von Theben bildeten, waren mediſch geſinnt; in ihre Städte waren von Alexander dem Könige Macedoniens macedoniſche Sicherheitswachen gelegt, welche dem Xerxes ihre Anhänglichkeit an die Perſer bezeugten und dadurch das Verderben von ihnen abwandten; die andere Abtheilung zog, immer den Parnaſſus zur Rechten, auf Delphi zu, auf ihrem Wege durch phociſches Gebiet Alles verwüſtend. Ihre Beſtimmung war, das Heiligthum in Delphi zu plündern und dem Könige Xerxes die Schätze zu bringen. Denn er wußte aufs genaueſte Alles, was das Heiligthum enthielt, namentlich die Weihgeſchenke von Kröſus. Die Delphier geriethen in die äußerſte Angſt und fragten den Gott, ob ſie die Schätze in die Erde vergraben oder in ein anderes Land ſchaffen ſollten; der Gott aber verbot ihnen, etwas zu verrücken: er ſey ſelbſt wohl im Stande, das Seine zu hüten und zu vertheidigen. Die Delphier brachten nun ſich, die Ihrigen und ihre Güter theils im Gebirge, dem Parnaſſus, theils in Höhlen, theils in Achaja im Peloponnes in Sicherheit: und nur etwa ſechszig Männer und der Prophet oder der die Weiſſagungen abfaſſende Prieſter blieben zurück. Als die Barbaren im Anzuge gegen das Heiligthum waren, ſoll allerlei Wunderbares ſich ereignet haben; wie ſie nämlich das Heiligthum der Athene Pronäa erreichten, ſchlugen Blitze vom Himmel unter ſie hinein, zwei gewaltige Felsſtücke, vom Parnaſſus ſich losreißend, ſtürzten mit gewaltigem Krachen auf ſie und zermalmten eine Menge, und aus dem Heiligthum erſcholl gewaltiges Geſchrei und Schlachtruf. Schrecken ergriff die Barbaren, und als die geflüchteten Delphier ſie umkehren ſahen, eilten ſie von ihren Bergen herab, erſchlugen Viele und jagten die Uebrigen nach Böotien. Unter den Verfolgern wollten die Perſer auch zwei Gewaffnete von übermenſchlicher Größe geſehen haben. Gewiß iſt, daß das Heiligthum ſelbſt mit ſeinen Schätzen unbeſchädigt blieb.

Die nun zunächſt bedrohten Athener hatten gehofft, die Peloponneſier mit geſammter Heeresmacht in Böotien aufgeſtellt zu finden, um dem weitern Vordringen der Perſer Einhalt zu thun, ſahen aber ihre Erwartung getäuſcht, zumal da die Thermopylen ſo bald überwältigt worden waren, und vernahmen zu ihrem Leidweſen und Verdruß, daß die Peloponneſier den korinthiſchen Iſthmus verſchanzten, an die Vertheidigung von dieſem Alles ſetzen und alles Uebrige aufgeben zu wollen ſchienen. Durch ihre dringenden Bitten und Vorſtellungen brachten ſie die Anführer der von Artemiſium zurückgekehrten Flotte, welche vermuthlich am liebſten Jeder in ſeine Heimath geſegelt wären, wenigſtens dahin, bei Salamis einzulaufen und daſelbſt zu verweilen, bis ſie, die Athener, einen Beſchluß gefaßt hätten, was ſie thun ſollten. Nachdem die atheniſchen Schiffe gelandet waren, wurde durch Heroldsruf bekannt gemacht: jeder Athener möge ſeine Angehörigen und ſeine beweglichen Güter retten, wohin er könne. Da ſchickten denn die meiſten Athener ihre Familien und Habe nach Trözen, Andere nach Salamis, und Andere nach Aegina; und theils wurden ſie von den Bewohnern dieſer Orte gaſtfreundlich aufgenommen, theils wurde ihnen Geld aus dem Schatz ausgetheilt. Vorzeichen und Orakelſprüche erleichterten den Athenern den ſchweren Entſchluß, ihre Heimath zu verlaſſen, und um ihnen Muth und Zuverſicht einzuflößen, machte Themiſtokles den Vorſchlag, die Stadt dem Schutze Athene's, ihrer himmliſchen Gönnerin, zu befehlen. Und nachdem die Alten, die Weiber, Kinder und Sklaven in Sicherheit gebracht waren, beſtiegen die ſämmtlichen kampffähigen Athenern ihre Schiffe und begaben ſich wieder nach Salamis zu der übrigen Flotte. Dort, oder in dem

Hafen der Trözenier, Pagon, ſtießen neue Schiffe zu den bisherigen, und die Athener allein ſtellten jetzt hundertundachtzig. Oberbefehlshaber blieb aber auch jetzt der Spartaner Eurybiades. Die Korinthier ſtellten vierzig Schiffe, die Aegineten zweiundvierzig, — im Ganzen waren es dreihundert und achtundſiebzig Kriegsſchiffe.

Bald nachdem die Flotte verſammelt war, kam die Nachricht, der Barbare ziehe in Attika ein und lege Alles in Schutt und Aſche. Das Heer des Xerxes verbrannte die Stadt der Theſpier und Platäer und rückte dann in die leere Stadt Athen, wo Niemand mehr verweilte, als wenige arme und geringe Menſchen, welche theils nicht die Mittel gehabt hatten, ſich zu flüchten, theils im Vertrauen auf ein Orakel geblieben waren, das ſie ſo auslegten: die Burg von Athen werde nicht erobert werden. In dieſer ſchloßen ſie ſich ein und verbollwerkten ſich ſo gut ſie konnten; nachdem ſie ſich einige Zeit nicht unglücklich vertheidigt und die Anträge der Perſer zurückgewieſen hatten, entdeckten dieſe endlich einen Zugang, mittelſt deſſen ſie die Burg erſtiegen, die ſie in Brand ſteckten; die ins Heiligthum Geflüchteten wurden gemordet, die Schätze geplündert, und nunmehr ſchickte Xerxes einen reitenden Boten an Artabanus nach Suſa, mit der Botſchaft von ſeinem Glücke, da er jetzt den Zweck des ganzen Krieges erreicht zu haben glaubte.

Wie die Hellenen zu Salamis die Botſchaft vom Schickſal der Burg von Athen erhielten, geriethen ſie in die äußerſte Beſtürzung; einige der Feldherrn wollten gar keinen Beſchluß abwarten, ſondern ſich in die Schiffe werfen und davonſegeln, diejenigen aber welche zu bleiben gedachten, faßten vorläufig den Beſchluß, erſt in der Nähe der korinthiſchen Landenge, des Iſthmus, eine Seeſchlacht zu liefern, und dann gingen ſie, da es Nacht wurde, auseinander. Themiſtokles aber wurde von einem einſichtsvollen Athener, Mneſiphilus, gefragt, was für ein Beſchluß gefaßt worden ſey, und als er es erfahren, rieth er ihm aufs dringendſte, den gefaßten Beſchluß wieder zu hintertreiben; denn wenn man einmal Salamis verlaſſe, ſo komme es gar nicht mehr zu einer Schlacht, ſondern Jeder werde heimziehen, und Hellas untergehen. Themiſtokles erkannte, wie einſichtsvoll und begründet dieſer Rath war, begab ſich ſofort nach dem Schiffe des Eurybiades, trug ihm Alles vor und ließ nicht ab, bis er die Feldherrn noch einmal zur Berathung verſammelte.

Ehe noch Eurybiades, wie ihm zukam, den Feldherrn vortrug, warum er ſie verſammelt habe, ſprach Themiſtokles mit großem Eifer mit den Anweſenden, um ſie für ſeine Anſicht zu ſtimmen. Der korinthiſche Feldherr ſprach verweiſend zu ihm: „Themiſtokles, bei den Kampfſpielen werden, die zu frühe aufſtehen, geſchlagen.“ Der Athener bezwang ſich und antwortete ihm treffend, aber glimpflich: „Ja, aber die dahinten bleiben, werden nicht gekrönt.“ Nachdem dann

Eurybiades den Zweck der Berathung angezeigt, ſetzte Themiſtokles ſeine Anſicht in einer nachdrücklichen Rede auseinander, worin er jedoch nichts davon ſagte, daß die Bundesgenoſſen, wenn ſie Salamis verließen, auseinanderlaufen würden: ſondern er ſetzte dem Eurybiades, indem er ihn beſchwor, Hellas zu retten, auseinander: daß der Kampf bei Salamis, auf einem engen Meere, für die minder zahlreiche helleniſche Flotte günſtiger ſey, als auf dem weiteren am Iſthmus, und daß man jedenfalls durch den Rückzug Salamis, Megara und Aegina verliere und der Feind noch näher an den Peloponnes heranziehe. Der Korinthier Adimantus, der ſeine Gründe mit keinen triftigen Gegengründen zu beſtreiten wußte, äußerte nun mit unwürdigem Hohne: Wer kein Vaterland habe, (weil Athen erobert und in Feindes Hand war) ſolle ſchweigen, und Eurybiades dürfe der Stimme eines Mannes ohne Stadt kein Gewicht beilegen. Aber jetzt brach die zürnende Beredtſamkeit des Themiſtokles los; er ſchonte den Adimantus und die Korinthier nicht, und erinnerte ihn, daß die Athener eine Stadt und ein Land hätten, doppelt ſo groß als Jene, und zweihundert bemannte Schiffe, ſo daß ihnen kein helleniſches Volk gewachſen ſey. Dann richtete er die Rede wieder an den Eurybiades, und ſtellte ihm die Wahl, entweder zu bleiben und große Ehre zu erndten oder abzuziehen und Hellas zu verderben. Von den Schiffen hänge die Entſcheidung des Krieges ab. Wolle aber Eurybiades ſeinem Rathe nicht folgen, ſo würden die Athener die Ihrigen an Bord nehmen, mit ihnen nach Siris in Italien ſteuern und dort eine neue Stadt gründen; und die Hellenen, von ſolchen Bundesgenoſſen verlaſſen, würden zu ſpät bereuen, ſeine Reden verachtet zu haben. — Dieſe Drohung machte Eindruck, und Eurybiades willigte in des Themiſtokles Begehren, bei Salamis zu ſchlagen. Darüber wurde es Tag, und mit Sonnenaufgang ſpürte man zur See und auf dem Lande eine Erderſchütterung, was die Hellenen bewog, zu den Göttern zu beten und die Aeaciden, Telamon und Aias, zu Mitkämpfern herbeizurufen.

Mit dem Landheere gleichen Schritt haltend, war inzwiſchen auch die perſiſche Flotte, ſechs Tage nach der Abfahrt von Hiſtiäa im Hafen von Phalerum angekommen und Xerxes ſelbſt begab ſich hinab an den Strand, berief die Häuptlinge und Anführer der Völkerſchaften und Schiffe, hieß ſie in der Ordnung ſich ſetzen und ließ ſie dann durch den Mardonius um ihre Meinung fragen, ob man eine Seeſchlacht liefern ſolle. Alle, vom Könige der Sidonier an, ſtimmten dafür, nur Artemiſia, die ſich in den früheren Gefechten mit ihren Schiffen ausgezeichnet hatte, ſoll dem Könige dringend abgerathen haben, keine Seeſchlacht zu liefern, ſondern ſeine Schiffe zu ſchonen. Athen und der größte Theil Griechenlands ſey in ſeinen Händen, und das Uebrige werde ihm ohne Kampf zufallen, wenn er nur zuwarte, oder auch gegen den Peloponnes vorrücke. Denn die Hellenen hätten keine Vorräthe von Lebensmitteln, um auszuhalten, und würden, wenn der König gegen den Peloponnes ziehe, ſich Jeder in ſeine Heimath zerſtreuen; für die Athener aber ſich zu ſchlagen, würden ſie nicht ſehr bereitwillig ſeyn. Ein Unfall der Schiffe würde auch dem Landheere der Perſer große Gefahr bringen. Xerxes hatte zwar großes Wohlgefallen an der Klugheit und Freimüthigkeit der Artemiſia, beſchloß aber doch dem Rathe der Mehrheit zu folgen, und hoffte, jetzt unter ſeinen Augen, würde ſich ſeine Flotte weit tapferer ſchlagen, als bei Euböa, wo er nicht zugegen geweſen. Er gab Befehl zum Auslaufen der Schiffe, und ſo ſegelten die Schiffe gegen Salamis hin und ſtellten ſich in Schlachtordnung auf. Der Tag reichte aber nicht mehr, um ein Treffen zu liefern; die Nacht brach ein, und ſo rüſteten ſie ſich für den folgenden Morgen. In derſelben Nacht zog auch das Landheer der Barbaren vorwärts, gegen den Peloponnes hin. Sie hier nicht eindringen zu laſſen, war die Hauptſorge der Peloponneſier. Faſt alle Völkerſchaften, die Argiver und Achäer ausgenommen, hatten ihre waffenfähige Mannſchaft aufgeboten und an den Iſthmus geſandt, wo ſie den Weg an den ſcironiſchen Felſen verſchütteten und eine gewaltige Mauer quer über die Landenge bauten. Da wurden Steine, Ziegel, Balken und Tragkörbe voll Sand herbeigeſchleppt, bei Tag und Nacht keinen Augenblick gefeiert, und da der Arbeitenden ſo viele Tauſende waren, wurde das große Werk raſch gefördert. Der Anführer der Peloponneſier war Kleombrotus, des Anaxandridas Sohn, der jüngere Bruder des Leonidas, welcher jedoch nicht König, ſondern Vormund von des Leonidas unmündigem Sohne Pleiſtarchus war. Aber vollendet war die Mauer noch nicht, und die Peloponneſier ſchwebten in nicht geringer Sorge, wenn ſie an den Heranzug des gewaltigen Heeres dachten, welches die Thermopylen erſtürmt hatte und gegen das ſie den letzten Paß zu vertheidigen hatten.

Noch größer war die Unruhe und Angſt der Peloponneſier auf den Schiffen, und da es nun wirklich bei Salamis zur Schlacht kommen ſollte, bereuten ſie wieder oder tadelten noch ſtärker den gefaßten Beſchluß; es wurde eine Verſammlung der Befehlshaber gehalten, in welcher es ſehr leidenſchaftlich und ſtürmiſch zuging. Die Peloponneſier kamen immer wieder darauf zurück, daß man nach dem Peloponnes fahren und um dieſen den Kampf wagen müſſe, nicht aber bleiben und um ein ſchon verlorenes Land fechten; die Athener, Aegineten und Megareer dagegen beſtanden darauf: hier müſſe man ſchlagen.

Als Themiſtokles ſeine Anſicht überſtimmt ſah, ging er unbemerkt aus der Rathsverſammlung hinaus und ſandte, ohne Zweifel ſchon hierauf vorbereitet, einen vertrauten Hausſklaven, Sicinnus mit Namen (den er nachmals zum Bürger von Theſpiä und wohlhabend machte) auf einem Fahrzeug nach dem Lager der Meder ab, mit dem Auftrag, dem Feldherrn der Barbaren Folgendes zu ſagen: er ſey von dem Feldherrn der Athener abgeſandt, der in ſeinem Innern für den König ſey und ihm den Sieg wünſche, um ihnen zu ſagen, daß die Hellenen aus Angſt den Entſchluß faſſen, zu entweichen. Die Perſer hätten ſie jetzt ganz in der Hand, wenn ſie ſie angriffen, da ſie unter einander uneinig ſeyen und ſich nicht mehr zur Wehre ſetzen würden; daher ſollten die Perſer ſie hindern, zu entweichen. Den Perſern erſchien dieß nicht unglaubhaft; daher ſetzten ſie zuerſt auf der kleinen Inſel Pſyttalia, die zwiſchen Salamis und dem Feſtland liegt, viele Krieger ans Land, und gegen Mitternacht machten ſie eine Bewegung mit beiden Flügeln ihrer Flotte, um die Schiffe der Hellenen ſowohl vom Iſthmus und Peloponnes als vom ägeiſchen Meere abzuſchneiden und einzuſchließen. Die Krieger auf der Inſel Pſyttalia ſollten ſich der Schiffstrümmer und der ans Land getriebenen Mannſchaft bemächtigen. Während ſie dieß in der tiefen Stille der Nacht thaten, dauerte die ſtürmiſche Berathung unter den Feldherrn zu Salamis, die zu keinem Beſchluß kommen konnten, fort, und ſie hatten keine Ahnung, daß die Barbaren ſie mit den Schiffen umringt hätten, ſondern glaubten, ſie ſtünden noch in derſelben Ordnung, wie ſie ſie am Tage geſehen hatten.

Während dem kam der entweder kürzlich aus der Verbannung zurückgerufene oder noch verbannte Ariſtides von Aegina an und ließ den Themiſtokles aus der Rathsverſammlung herausrufen, um, der alten Feindſchaft vergeſſend, in der Größe der gegenwärtigen Noth ſich mit ihm zu beſprechen. Er war ſchon zuvor unterrichtet, daß die Peloponneſier zum Abzug nach dem Iſthmus drängten, und jetzt brachte er dem Themiſtokles die Kunde: der Streit über die Abfahrt nach dem Iſthmus ſey nunmehr überflüſſig; es ſey nicht mehr möglich, hinauszufahren, denn die Flotte ſey rings von Feinden eingeſchloſſen. Themiſtokles dankte dem Ariſtides für dieſe Botſchaft, eröffnete ihm, ſeine edle Handlungsweiſe durch ſein Vertrauen erwiedernd, er ſelbſt habe dieß veranſtaltet, und weil die Hellenen nicht freiwillig zur Schlacht ſich entſchließen gewollt, die Perſer aufgefordert, ſie einzuſchließen, und bat ihn, den verſammelten Anführern ſelbſt ſeine Botſchaft zu überbringen, um ſie ihnen deſto mehr glaubhaft zu machen. Ariſtides theilte nun den Verſammelten ſeine Botſchaft mit, und daß er ſelbſt nur mit Noth von Aegina herüber durch die Perſerflotte durchgekommen ſey, weßhalb er ihnen rieth, ſich eilig zur Gegenwehr zu rüſten. Auch jetzt noch wollten Viele nicht daran glauben, bis ein Dreiruderer von der Inſel Tenos ihnen die volle Gewißheit brachte. Dieſer ging jetzt von den Perſern zu ihnen über und dafür wurden die Tenier nachmals auf dem goldenen Dreifuß zu Delphi, welchen die Hellenen weihten, unter den Beſiegern der Barbaren mit angeſchrieben. Jetzt rüſteten ſich die Hellenen zur Seeſchlacht; mit Anbruch des Morgens hielt Themiſtokles an das verſammelte Schiffsheer eine ergreifende Rede, ſie zum tapfern und freudigen Kampfe zu begeiſtern und hieß ſie dann die Schiffe beſteigen. Nach einer Nachricht ſollen dem Themiſtokles, wie er auf ſeinem Schiff opferte, drei vornehme junge gefangene Perſer, Neffen des Königs, von großer Schönheit und in herrlicher Kleidung vorgeführt worden ſeyn. Der Seher Euphrantides habe ihm geboten, die Jünglinge dem roheſſenden Bacchus zu opfern, ſo werde den Hellenen der Sieg werden; und Themiſtokles habe, erſchrocken und wider Willen, von der Menge gezwungen, dem furchtbaren Prophetenwort gehorchen müſſen. So wie ſie in die See ſtachen, wurden ſie von den Barbaren angegriffen; die meiſten ruderten auf dieß wieder zurück, da aber ein Schiff, das nicht zurückfuhr, ins Gedränge kam, eilten ihm die andern zu Hülfe und ſo begann die Seeſchlacht da, wo die Athener den Phöniciern gegenüber ſtanden, im Norden der Inſel Salamis, gegen Eleuſis hin, während die Peloponneſier, gegen den Piräeus hin, die Ionier ſich gegenüber hatten. Von den Ioniern fochten Einige ſchlecht, jener Aufforderung des Themiſtokles eingedenk, die Meiſten aber kämpften nur zu tapfer für die Hellenen, denen ſie gar manche Schiffe zerſtörten oder wegnahmen, unter Andern namentlich zwei Samier, welche dafür von Xerxes hoch geehrt, der Eine zum Tyrannen von Samos eingeſetzt, der Andere als Wohlthäter des Königs aufgezeichnet wurde. Und im Ganzen übertrafen in dieſer Schlacht die Perſer an Tapferkeit ſich ſelbſt, und hielten ſich ganz anders als bei Euböa, Alle voll Eifer und in Furcht vor Xerxes, und Jeder glaubend, der König, welchem auf dem Berge Aegaleos, Salamis gegenüber, ein Thron errichtet worden war, von wo er die Schlacht überſah, ſchaue auf ihn. Aber trotz ihrer Tapferkeit wurden ſie von den in beſſerer Ordnung kämpfenden, der Gewäſſer und Winde kundigen und für ihr Vaterland und die Freiheit fechtenden Hellenen überwunden, hauptſächlich von den Athenern und Aegineten, welche den Ruhm dieſes Tages hatten, und zwar Letztere den allergrößten. Insbeſondere, als die Perſer ſich zur Flucht wandten und nach dem Phalerum durch eine ſchmale Straße hinausſteuerten, verlegten ſie ihnen den Weg und richteten die hinausſegelnden Schiffe zu Grunde, welche den Athenern entkamen. Auf die von den Perſern beſetzte kleine Inſel Pſyttalia ſetzte Ariſtides von Salamis mit einer Anzahl atheniſcher Schwerbewaffneten über und hieb alle Perſer nieder. Den Preis der Tapferkeit erhielten der Aeginete Polykritus, welcher zugleich mit Themiſtokles ein ſidoniſches Schiff angriff, das den früher gefangenen Pytheas an Bord hatte, und die Athener Eumenes und Aminias; und mancherlei Heldenthaten in dieſer Schlacht werden von Verſchiedenen berichtet, auch von Ioniern die auf der Seite der Perſer kämpften. So z. B. bohrte ein ſamothraciſches Schiff ein attiſches in den Grund; ein äginetiſches kam dazu und bohrte das Schiff der Samothracier in den Grund; dieſe aber, mit Speeren zum Schleudern bewaffnet, tödteten mit dieſen Waffen die Mannſchaft des äginetiſchen Schiffes, ſprangen von ihrem Schiff, ehe es ſank, hinüber auf das feindliche und eroberten es. Dieſe tapfere That gerieth den Joniern zum Heile, denn Xerxes ſelbſt war Augenzeuge davon, und wies jetzt die Anſchuldigung der Phönicier gegen die Jonier, als Verräther, durch deren Schuld die Schlacht verloren gehe, mit Entrüſtung zurück. Die entſchloſſene Königin Artemiſia, von dem Athener Aminias heftig verfolgt, rettete ſich dadurch, daß ſie ein barbariſches Schiff, das ihr in den Weg kam, in den Grund bohrte, und dadurch täuſchte ſie ſowohl ihren Verfolger, der nun von ihr abließ, als den Xerxes, welcher glaubte, ſie habe ein helleniſches Schiff vernichtet, ſie höchlich lobte, und ausrief: „die Männer ſind mir Weiber geworden, und die Weiber Männer.“ Der Verluſt der Perſer an Schiffen war ungeheuer, weil nicht nur vom Feinde viele zerſtört wurden, ſondern auch im Gedränge der Fliehenden und der zum Angriff Vordringenden ſie einander beſchädigten und verſenkten; und auch eine Menge Menſchen kam um, darunter der Feldherr Ariabignes, des Xerxes Bruder, und zahlreiche angeſehene Männer; von den Hellenen aber nur Wenige, beſonders auch darum, weil ſie ſchwimmen konnten, (die Barbaren aber nicht,) und ſich, wenn ihre Schiffe verſenkt wurden, durch Schwimmen nach Salamis retteten. So groß jedoch war noch immer die perſiſche Flotte geweſen, daß ſelbſt nach ſo ungeheuren Verluſten ſich in dem Hafen von Phalerum noch eine anſehnliche Zahl Schiffe ſammelte, und die Hellenen auf eine neue Seeſchlacht ſich gefaßt machten; aber durch den Verluſt der großen Schlacht bei Salamis war Xerxes auf ganz andere Gedanken gekommen.

XV.

Fortſetzung des zweiten Perſerkriegs, 480 vor Chr.

Bisher immer nur vom Siege träumend, durch die Gewinnung des Thermopylenpaſſes, den Rückzug der helleniſchen Flotte und die Einnahme des von den Bewohnern verlaſſenen Athens in ſeinen ſtolzen Hoffnungen beſtärkt, war Xerxes jetzt durch die gänzliche Niederlage ſeiner Flotte aufs tiefſte erſchüttert und entmuthigt. Er ſchickte ſogleich einen Boten mit der Nachricht von dieſem Unglück nach Suſa ab, welche die ausſchweifende Freude über die kurz zuvor gemeldete Einnahme von Athen, und die Siegesfeier mit Rauchopfern und Feſtmahlen, bald in tiefſte Trauer und Bekümmerniß, hauptſächlich um das Leben des Königs ſelbſt, verwandelte. Anfänglich zwar ſtellte ſich der Perſerkönig, als ſey er zur rüſtigen Fortſetzung des Krieges, zu einer neuen Seeſchlacht entſchloſſen, und ließ Anſtalten machen, mittelſt phöniciſcher Frachtſchiffe eine Schiffbrücke und einen Damm vom attiſchen Feſtlande nach der Inſel Salamis anzulegen; aber die ihn am genaueſten kannten, Mardonius beſonders, merkten wohl, daß es ihm mit der Fortſetzung des Krieges nicht Ernſt war. Daher machte ihm Mardonius, indem er ihn wegen der unglücklichen Seeſchlacht tröſtete, und ihm vorſtellte, daß von den Schiffen die Entſcheidung des Kampfes nicht abhänge, ſondern von dem Landheere der eigentlichen Perſer, denen die Griechen außer bei Thermopylä noch nirgends Stand gehalten hätten, den Vorſchlag, ſofort gegen den Peloponnes zu ziehen; oder aber, wenn der König entſchloſſen ſey heimzukehren, möge er ihn mit dreihunderttauſend auserleſenen Perſern zurücklaſſen, damit nicht durch den Rückzug des ganzen Heeres die Perſer den Hellenen zum Geſpötte würden; und mit dieſem Heere mache er ſich verbindlich, dem Xerxes ganz Griechenland zu unterwerfen. Dieſer Vorſchlag gefiel dem Xerxes, welcher des Krieges ſatt war, und insgeheim fürchtete, die Griechen möchten, von den Ioniern aufmerkſam gemacht, oder auch von ſelbſt darauf verfallen, die Schiffbrücke über den Helleſpont zu zerſtören und ihm den Rückzug nach Aſien abzuſchneiden. Nachdem er den Rath auch von Andern, namentlich den der Artemiſia angehört hatte, welche ihn darauf hinwies, daß der Hauptzweck des Krieges, die Zerſtörung Athens, erreicht, daß jetzt die Rettung ſeiner Perſon das Wichtigſte, ein Sieg des Mardonius ſein Sieg, deſſen Niederlage dagegen ein leicht zu verſchmerzender Verluſt ſey, beſchloß Xerxes, jenem Vorſchlage zu folgen. Er ſchickte ſeine Söhne unter dem Schutze der Artemiſia nach Epheſus hinüber, gebot dem Mardonius, ſich die Perſer auszuwählen, die er wolle, ſandte die ſämmtlichen Anführer der Schiffe nach dem Helleſpont, um dem Könige den Uebergang über die Schiffbrücke zu hüten, und er ſelbſt bereitete ſich zur Rückkehr mit der großen Maſſe ſeines Heeres.

Die Hellenen feierten auf der Inſel Salamis ihren herrlichen Sieg, und um die Trophäen, welche errichtet wurden, tanzte, zur Lyra ſingend, der damals noch ganz jugendliche Sophokles, welcher dahin geflüchtet worden war, ausgezeichnet durch ſeine Schönheit und ſeine Geſchicklichkeit in den Muſenkünſten, während der ältere Aeſchylus in der Schlacht ſelbſt tapfer mitgefochten hatte, und in ſeiner Tragödie: die Perſer, eine höchſt lebendige und begeiſterte Schilderung derſelben hinterlaſſen hat. An demſelben Tage endlich ſoll der dritte der drei großen tragiſchen Dichter Athens, Euripides, auf der Inſel Salamis geboren worden ſeyn.

Sobald die Hellenen die Abfahrt der Schiffe bemerkten, welche in der Nacht abgeſegelt waren, beſchloßen ſie, ſie zu verfolgen und fuhren ihnen nach bis Andros, einer der Cykladen. Da ſie ihrer hier noch nicht anſichtig wurden, hielten ſie einen Rath, in welchem Themiſtokles den Vorſchlag machte, den Fliehenden durch die Inſeln hindurch nachzuſetzen bis zum Helleſpont und dort die Brücken abzubrechen. Eurybiades dagegen (Andere nennen den Ariſtides,) war entgegengeſetzter Meinung, man ſolle den Xerxes mit ſeinem Heere nicht in Europa zurückzuhalten ſuchen, wo er das Land aufzehre oder wohl gar die Griechen noch überwältigen könne, ſondern ihn fliehen laſſen. Dem traten die übrigen Peloponneſier bei, weil ſie ſich nicht ſo weit von ihrer Heimath entfernen wollten, die von den Perſern zu Lande noch immer bedroht war, während die Athener vor Ungeduld und Begierde brannten, an den Verwüſtern ihrer Stadt durch deren gänzliche Vernichtung ſich zu rächen. Als Themiſtokles die Abgeneigtheit der Uebrigen ſah, beſchwichtigte er auch die Athener, und ſtellte ihnen vor, daß man die Perſer nicht aufs Aeußerſte und zur Verzweiflung treiben müſſe, weil ſie ſonſt ſich ermannen und ſiegen könnten, ſondern man ſolle ſie ziehen laſſen, dankbar gegen die Götter und Heroen, welche den Hellenen ſo wunderbar beigeſtanden und zum Siege geholfen. Für jetzt ſey die dringendſte Sorge der Athener, ihre verwüſtete Stadt wieder aufzubauen, ihre Familien zurückzuführen, das Feld zu beſtellen; im nächſten Frühjahr aber (es war jetzt Anfang des Herbſtes) wollten ſie gegen den Helleſpont und Jonien ausziehen. Zu gleicher Zeit aber ließ der liſtenreiche Mann durch ſeinen vertrauten Diener Sicinnus dem Xerxes ſagen: er, dem Könige in ſeinem Innern gewogen und geneigt ihm einen Dienſt zu leiſten, habe die verbündeten Hellenen abgehalten, die perſiſchen Schiffe, wie ſie im Sinne gehabt, zu verfolgen und die Brücken am Helleſpont abzubrechen. So könne der König ruhig ſeines Weges ziehen. — Dieſe Botſchaft ſollte ohne Zweifel den Xerxes antreiben, ſeinen Rückzug zu beeilen, weil er beſorgen mußte, die Griechen könnten doch noch jenen Plan ausführen; die Erzählung zeigt jedoch, daß Themiſtokles an ſolchen Liſten und Ränken eine Freude hatte, die eines großdenkenden Mannes nicht würdig iſt, und ſeine ſpätere Geſchichte hat ſelbſt dem Herodot Anlaß gegeben zu dem Verdacht: er habe dadurch den Perſerkönig ſich verpflichten und gewinnen wollen, falls er künftig einmal ſeiner Freundſchaft benöthigt wäre, und man hat ſelbſt bezweifelt, ob es ihm mit dem Rathe, die Schiffbrücken abzubrechen, völliger Ernſt geweſen ſey. Der Zweck, den Xerxes zum eiligen Rückzug zu beſtimmen, wurde wirklich erreicht, und das ganze Heer zog wenige Tage nach der Schlacht aus Attika weg, nach Böotien zurück. Denn auch Mardonius hielt für das Beſte den König zu geleiten, und in der vorgerückten Jahrszeit den Krieg nicht mehr fortzuſetzen, ſondern in Theſſalien zu überwintern und erſt im Frühjahr den Peloponnes anzugreifen. In Theſſalien las ſich nun Mardonius, ehe der König weiter zog, die beſten Krieger aus, die ſogenannten Unſterblichen, die Gepanzerten, Perſer, Meder, Saken, Baktrer, Indier, zuſammen dreimalhunderttauſend. Während er ſich dieß Heer ausſonderte, ſandten die Lacedämonier, welchen ein Orakelſpruch zugekommen war: ſie ſollten von Xerxes Buße fordern für ihren erſchlagenen König, und was er ihnen gebe, annehmen, einen Herold an den Perſerkönig nach Theſſalien. Dieſer lachte über die Forderung, und zuletzt deutete er auf den gerade anweſenden Mardonius und ſagte: der werde ihnen die gebührende Buße geben. Der Herold, mit dieſem Worte zufrieden, zog ab.

Xerxes erreichte in fünfundvierzig Tagen den Helleſpont; aber was er von ſeinem Heere noch mitbrachte, das war, wie Herodot ſagt: ſo gut wie Nichts. Was es auf ſeinem Zuge von Vorräthen und Lebensmitteln vorfand, raubte es; aber das reichte in dem ausgezehrten Lande nicht hin, und ſie mußten vor Hunger Wurzeln, Kräuter und Baumrinden eſſen; Seuchen befielen das Heer, und rieben es theilweiſe auf und Viele blieben auch krank zurück. Die an den Helleſpont Zurückgekehrten mußten eilfertig auf Schiffen nach Abydos hinüberſetzen, weil die Schiffbrücken durch Stürme beſchädigt und zerriſſen waren. Und nun ſie in Sicherheit waren und keinen Mangel mehr litten, ſtarben Viele durch Uebermaß des Eſſens und Trinkens nach der langen Entbehrung. Nur ein kleiner Theil von den Hunderttauſenden, über welche Xerxes geweint hatte, daß in hundert Jahren keiner mehr am Leben ſeyn werde, kam nach Jahresfriſt wieder nach Sardes zurück.

Die helleniſche Flotte umlagerte, nachdem man beſchloſſen hatte, von der Verfolgung abzuſtehen, die Inſel Andros; und von den Bewohnern dieſer Inſel verlangte Themiſtokles zuerſt Geld, als Strafe für ihre Theilnahme am Kriege der Perſer. Die Andrier verweigerten es und wurden dafür belagert; andre Städte und Inſeln aber zahlten ihm, als er drohte, das Heer der Hellenen herbeizuführen und ſie mit Gewalt zu plündern, große Summen, ſo Paros und Karyſtos; und die letztere wurde trotzdem belagert und erobert. Dieß Geld zog Themiſtokles von den Inſelvölkern ein, ohne Wiſſen der andern Feldherrn; ob er es aber für ſich behielt, oder ob er es den Athenern gab, und namentlich zum Wiederaufbau der in Trümmern liegenden Stadt verwendete, iſt nicht bekannt; und das erſtere iſt nicht unwahrſcheinlich, weil er gerne großen Aufwand machte, und um ſeine Zwecke zu erreichen, auch wenn dieſe das Heil ſeiner Vaterſtadt und Griechenlands förderten, viel Geld nöthig hatte zu Beſtechungen und ähnlichen Ausgaben. Im andern Falle hätte die Unredlichkeit gegen die Bundesgenoſſen, denn das blieb es immer, eine bedeutende Entſchuldigung darin gehabt, daß die Athener nicht nur durch den Krieg einen ungeheuren Verluſt erlitten hatten, ſondern auch von den ängſtlichen und ſelbſtſüchtigen Peloponneſiern bei Salamis im Stiche gelaſſen worden waren.

Nach dem Beutezug, auf welchem jedoch Andros nicht erobert wurde, kehrte die helleniſche Flotte nach Salamis zurück. Hier wurden den Göttern Erſtlinge von der Siegesbeute ausgeſondert, darunter drei phöniciſche Dreiruderer, wovon einer auf dem Iſthmus, als der Bundesſtätte der Hellenen, der zweite auf dem der Athene geheiligten Vorgebirge Sunium, der dritte in Salamis, dem Heros dieſer Inſel, Aias, zu Ehren aufgeſtellt und geweiht wurde. Dann vertheilten ſie die Beute, und nach Delphi wurde von den Erſtlingen eine Statue geſandt mit einem Schiffsſchnabel in der Hand. Die Aegineten weihten noch beſonders, auf eine Mahnung des Gottes, drei goldene Sterne auf einem ehernen Maſt. Nach der Vertheilung der Beute fuhren ſie nach dem Iſthmus, um daſelbſt, am Altare des Poſeidon, demjenigen Hellenen den Preis zu ertheilen, welcher ſich im Kriege als den Tüchtigſten erwieſen. Jeder der Feldherrn hatte zwei Stimmen abzugeben, und Alle gaben die erſte Stimme ſich ſelbſt, die zweite aber dem Themiſtokles. Obgleich ihm nun, wie es ſcheint, die Hellenen den erſten Preis nicht zuerkennen wollten, und ohne entſchieden zu haben in ihre Heimath abfuhren, ſprach doch jene Abſtimmung deutlich genug das Urtheil von ganz Griechenland aus, und Herodot berichtet, daß er allgemein im Ruf und Anſehen geſtanden, der einſichtsvollſte Mann in ganz Hellas zu ſeyn. Auch an ſeiner Tapferkeit konnte Niemand zweifeln, aber wahrſcheinlich war er bei den übrigen Hellenen, beſonders den Peloponneſiern, nicht ſehr beliebt wegen der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und der Liſt, womit er die Andern nach ſeinem Willen zu lenken wußte, und wohl auch beneidet wegen ſeines Anſehens und ſeines Glückes. Hoch geehrt wurde er jedoch von den Spartanern, als er gleich darauf ihrer Einladung folgend, nach Sparta kam. Sie nahmen ihn herrlich auf, gaben ihm einen Olivenkranz, als Preis der Klugheit und Geſchicklichkeit, ſchenkten ihm den ſchönſten Wagen, der in Sparta zu finden war und ließen ihn beim Weggehen von dreihundert auserleſenen Kriegern bis an die tegeatiſche Grenze geleiten, — eine Ehre die noch Keinem widerfahren war, die einen ſtrahlenden Glanz über die Vaterſtadt des Gefeierten verbreitete, und nur von kleinen Seelen unter ſeinen Landsleuten ihm beneidet wurde. Von dieſer Art war ein gewiſſer Timodemus, welcher dem Themiſtokles ſeine Ehrſucht vorwarf, und bemerkte, er verdanke die ihm von den Lacedämoniern erwieſenen Ehren Athen und nicht ſich ſelbſt; darauf antwortete ihm Themiſtokles: „Gewiß, als Belbiniten hätten mich die Spartaner ſo wenig geehrt, wie dich als Athener.“

Nachdem die Perſer ſich zurückgezogen hatten, kehrten die Athene in ihre verlaſſene Stadt zurück, die, obwohl vielfach beſchädigt, doch keineswegs ganz zerſtört oder gar verbrannt worden war, ſtellten ſie her, und richteten unter der Leitung des Themiſtokles ſofort wieder ihre Aufmerkſamkeit auf ihre Seemacht, deren Wichtigkeit der letzte Feldzug ſie hatte erkennen laſſen.

Die Peloponneſier am Iſthmus waren in ihre Heimath zurückgekehrt und Mardonius lag mit ſeinen Hunderttauſenden in Theſſalien und Macedonien, um dort zu überwintern; beide Theile ſammelten Kräfte zum Kampfe, der im Frühjahr 479 von neuem beginnen ſollte; und auch während die Waffen im eigentlichen Griechenland ruhten, wurde oben in Thracien gekriegt, und die Hellenen waren noch lange nicht aller Beſorgniſſe überhoben.

Der Perſer Artabazus hatte mit ſechszigtauſend Mann von denen, welche Mardonius ſich ausgewählt, den Perſerkönig bis zum Uebergange begleitet, und auf dem Rückwege gedachte er die Stadt Potidäa auf der Halbinſel Chalcidice in Macedonien, eine Kolonie von Korinth, welche ebenſo wie die übrigen Bewohner von Palene (der dritten Landzunge von Chalcidice) nach der Schlacht von Salamis von den Barbaren abgefallen waren, wieder zu unterwerfen. Zuerſt belagerte er Olinthus und ſchlachtete die Einwohner in einem See ab, nachdem er die Stadt erobert. Potidäa ſelbſt belagerte er drei Monate, und endlich hoffte er es mit Hülfe einer außerordentlich ſtarken Ebbe zu gewinnen, aber ſeine Krieger wurden von der ebenſo ungewöhnlich ſtarken Fluth überraſcht und kamen großentheils um. So ward das Heer des Mardonius ſchon geſchwächt. Der Reſt der perſiſchen Flotte, etwa dreihundert Schiffe, lagerte bei Samos, um Ionien vor den Hellenen zu hüten. Da jedoch die Hellenen nach der Schlacht bei Salamis ſie nicht verfolgt hatten, glaubten ſie kaum etwas von ihnen befürchten zu müſſen, und hofften vielmehr, wenn Mardonius glücklich ſey, auch etwas gegen die Hellenen unternehmen zu können.

So verfloß der Winter, und während deſſelben war der Perſer Mardonius ſehr befliſſen, aller Orten die Orakel zu befragen und Weiſſagungen einzuholen, und auf dieß hin, ſo wird erzählt, ſandte er nach Athen den König Alexander von Macedonien, der den Perſern unterworfen und ein Gaſtfreund der Athener war, mit folgendem Antrag: der Perſerkönig habe ihm eine Botſchaft geſchickt des Inhalts, daß er den Athenern alle ihre Vergehungen gegen ihn verzeihe; Mardonius ſolle ihnen ihr Land zurück geben und ſie ſollten ſich noch anderes dazu wählen und es inne haben als freie Leute; und wenn ſie ſich mit dem Könige vertragen wollten, ſo wolle er ihnen alle ihre verbrannten Heiligthümer wieder aufbauen laſſen. So lade ſie denn Mardonius im Namen des Königs zur Ausſöhnung und zu einem Kriegsbündniß ein, mit dem Anerbieten völliger Freiheit und mit Hindeutung auf die Gefahren, die ihnen von der Macht des Königs unaufhörlich drohen würden, wenn ſie bei ihrem raſenden Trotze beharrten. Der König Alexander ſelbſt rieth ihnen wohlmeinend aufs dringendſte, dieſen ehrenden Antrag anzunehmen, da ſie doch auf die Länge unmöglich dem Könige widerſtehen könnten, bei einem Kriege aber immer zuerſt das Opfer werden müßten. — Die Athener vermutheten, daß die Lacedämonier von dieſer Botſchaft bald Nachricht erhalten und Schritte dagegen thun würden; deßhalb verſchoben ſie es einige Zeit dem Alexander öffentlich Gehör zu geben, und wirklich ließen die Geſandten der Spartaner nicht lange auf ſich warten. Die Athener ließen nun Beide zugleich ihre Vorträge halten und nachdem der König von Macedonien geſprochen, nahmen die Geſandten von Sparta das Wort, und riethen den Athenern dringend ab, doch ja keine Neuerungen in Hellas anzufangen und keine Vorſchläge von den Barbaren anzunehmen. Ihnen am wenigſten gezieme dieß, denn um ihretwillen ſey der Krieg ausgebrochen, zuerſt in Folge der Verbrennung von Sardes und dann wegen der Vertreibung der Piſiſtratiden. Unmöglich könne man den Athenern, welche ſich in ſo vielen Fällen als Freunde und Retter der Freiheit gezeigt, zutrauen, daß ſie jetzt die Hand zur Unterdrückung von Hellas bieten würden. Der Macedonier halte es, als ein Tyrann, mit dem Tyrannen, aber ſie, als Freie ſollten ſich von ſeinem trüglichen Rathe nicht beſchwatzen laſſen. Um endlich den Athenern ihren guten Willen und ihre Theilnahme an den erlittenen Verluſten zu beweiſen, erboten ſich die Lacedämonier mit ihren Bundesgenoſſen, den Peloponneſiern, die Weiber, Kinder, die Alten und die Sklaven der Athener bei ſich zu unterhalten, ſo lange der Krieg währe. — Die Athener erwiederten zuerſt dem Alexander, daß ſie die Macht der Perſer auch ohne ſeine Beſchreibung derſelben wohl kennten, daß ſie aber, ſtets nach der Freiheit ſtrebend, ſich für ſie wehren wollten ſo lange ſie könnten. „Geh denn und berichte dem Mardonius,“ ſagten ſie: „ſo lange die Sonne die Bahn wandelt, die ſie jetzt geht, werden wir niemals mit Xerxes einen Bund machen, ſondern auch in Zukunft gegen ihn die Waffen führen, ſtark im Vertrauen auf den Beiſtand der Götter und der Heroen, deren Wohnungen und Bilder er ſich nicht geſcheut hat zu verbrennen.“ Dem Alexander ſelbſt aber riethen ſie, künftig nicht mehr den Athenern zu Schändlichem zu rathen, in der Meinung, ihnen gute Dienſte zu leiſten, weil ihm ſonſt ein Leid geſchehen könnte, was ihnen unlieb wäre. Den Geſandten von Sparta antworteten ſie: „Daß die Lacedämonier Beſorgniſſe hegten vor einem Bunde von uns mit den Barbaren, war menſchlich und entſchuldbar; aber ſchimpflich war es, den Athenern, deren Geſinnungen ſie doch kennen müſſen, zuzutrauen, daß ſie ihn eingehen würden, da doch die Welt nicht ſo viel Geld hat, noch ein Land ſo ausgezeichnet iſt durch Schönheit und Güte, daß wir dafür mediſch werden und Hellas in Knechtſchaft bringen möchten. Auch verbietet uns Vielerlei und Wichtiges, ſo zu handeln, ſelbſt wenn wir Luſt hiezu hätten: erſtens und hauptſächlich der Götter Bildniſſe und Wohnungen, die verbrannt und verſchüttet ſind, wofür wir verpflichtet ſind, Rache zu nehmen aufs Aeußerſte, und nicht einen Bund zu machen mit dem der es gethan hat; ſodann das geſammte Hellenenvolk, das Ein Blut und Eine Sprache mit uns hat, gemeinſame Heiligthümer und Opfer, und gleiche Art und Bräuche, woran Verräther zu werden den Athenern nicht frommen würde. So ſeyd denn gewiß, wenn Ihr es bisher noch nicht gewußt, ſo lange noch Ein Athener übrig iſt, werden wir nimmer mit Xerxes Bund und Vertrag machen.“ Für das Anerbieten der Spartaner, ihre Familien aufzunehmen und zu ernähren, dankten ſie zwar, lehnten es aber ab, (vielleicht erblickten ſie darin, nicht ganz ohne Grund, die Abſicht der mißtrauiſchen Peloponneſier, Geiſeln für die Treue der Athener in ihre Hände bekommen,) forderten ſie aber auf, unverweilt ihr Heer aufzubieten und ausziehen zu laſſen. Denn der Feind werde nicht ſäumen, gegen ſie vorzurücken, ſobald er ihre abſchlägige Antwort vernommen habe, und ehe er in Attika eindringe, müſſe man ihm in Böotien gewaffnet entgegentreten. Mit dieſem Beſcheid entließen ſie die Geſandten nach Sparta. Die Antworten an den Alexander ſowohl als an die Lacedämonier ſoll Ariſtides abgefaßt haben, und wohl ſind ſie des Gerechteſten und Beſten der Athener würdig.

XVI.

Die Schlachten bei Platää und bei Mykale. Befreiung Griechenlands und der Inſeln von den Perſern.

Mit dem Frühjahr, 479 vor Chr. Olymp. 75, 1—2 begann denn der Krieg wieder. Früher als das Landheer ſammelten ſich die Schiffe der Griechen bei Aegina, hundertundzehn an der Zahl; Feldherr der Flotte war der ſpartaniſche König Leotychides, der Nachfolger des entſetzten Demaratus; der Anführer der Athener war Xanthippus. Hier kamen zu ihnen Geſandte von Jonien, welche zuvor ſchon in Sparta geweſen waren, und baten ſie, auf die Inſeln und an die Küſte Aſiens hinüberzuſchiffen und die nach Abwerfung des perſiſchen Joches ſich ſehnenden Jonier zu befreien. Die Hellenen zeigten ſich nicht abgeneigt, kamen aber nur bis zur Inſel Delos; weiter zu ſchiffen hatten ſie große Scheue, aus Unkunde der Gewäſſer, wie Herodot ſchreibt, und weil ſie meinten, weiterhin wimmle Alles von Kriegsvolk, und die feindliche Flotte in Samos aufzuſuchen, dazu waren ſie durchaus nicht zu bewegen; und die Barbaren ihrerſeits wagten ſich nicht über Samos hinaus. Vielleicht war es der lacedämoniſche Oberbefehlshaber, welcher ſich einer weiten Fahrt von der Heimath weg widerſetzte.

Mardonius brach, ſobald er die Antwort der Athener vernommen hatte, aus Theſſalien auf und führte ſein Heer gegen Athen, wobei er unterwegs Hülfstruppen von allen Völkerſchaften mitnahm, die es mit den Medern hielten; namentlich unterſtützten ihn viele Häuptlinge der Theſſalier aufs eifrigſte. Als das Heer in Böotien ankam, wollten die Thebaner den Mardonius aufhalten unt riethen ihm, in ihrer Gegend ein Heerlager aufzuſchlagen, da es nirgends einen gelegenern Ort dafür gebe, und von da aus werde er, ohne einen Schritt und ohne einen Schwertſtreich ganz Hellas unterwerfen. Mit Gewalt nämlich könnten die Hellenen, wenn ſie Eines Sinnes ſeyen, ſchwerlich von irgend Jemand überwunden werden, aber wenn Mardonius ihrem Rathe folge und Geld an die mächtigſten und angeſehenſten Männer in den Städten ſchicke, ſo werde es ihm gelingen, Hellas zu entzweien, und mit Hülfe der zu ihm Haltenden die andere Partei zu unterwerfen. Mardonius folgte jedoch dieſem Rathe nicht, — welcher für die Hellenen überhaupt nicht rühmlich war, am ſchimpflichſten aber für diejenigen, welche ihn gaben, die Thebaner ſelbſt, — weil er nach kriegeriſchem Ruhme und Thaten gelüſtete und rückte, ohne auf einen Feind zu ſtoßen, in Attika ein.

So lange die Athener noch auf ein Heer aus dem Peloponnes zu ihrem Beiſtande hoffen konnten, blieben ſie, trotz dem Herannahen des Feindes, in Attika; aber die Spartaner und die andern Peloponneſier, ſtatt durch die edle und hochherzige Handlungsweiſe der Athener bei dem Antrage des Mardonius beſchämt und zum Wetteifer angeſpornt worden zu ſeyn, waren dadurch nur über die Geſinnungen derſelben beruhigt worden, daß ſie nicht mit den Perſern ſich verbinden würden, und gegen ihr Schickſal zeigten ſie ſich ganz gleichgültig. Als nun der Feind ſchon in Böotien ſtand, mußten ſich die Athener zum zweitenmal entſchließen, ihre Heimath mit all den Ihrigen und ihrer Habe zu verlaſſen und nach Salamis hinüber zu flüchten; an die Lacedämonier aber ſchickten ſie und ebenſo an die Megareer und Platäer Geſandte um ſie zur Hülfe zu mahnen, ihnen Vorwürfe zu machen über ihre Saumſeligkeit und Gleichgültigkeit, und ihnen zu erklären, wenn ſie den Athenern nicht Beiſtand leiſteten, würden dieſe ſich am Ende ſelbſt zu helfen wiſſen.

Die Lacedämonier hatten wieder eine Feſtzeit, und feierten die

Hyacinthien, die ſie ſehr hoch hielten; daneben aber arbeiteten ſie mit den Peloponneſiern eifrig an dem Wall über dem Iſthmus fort, welcher ſchon Bruſtwehren bekam. Die Geſandten, wozu in dieſer dringenden Angelegenheit die erſten Männer des Staates, darunter ſelbſt Ariſtides, gewählt worden waren, als ſie vor die Ephoren geführt wurden, in deren Händen die Leitung der Staatsangelegenheiten lag, ſprachen in ſehr ſtarken Worten den zürnenden Unmuth der Athener aus. Sie erinnerten die Ephoren an die lockenden Anträge, welche Mardonius vor Kurzem den Athenern hatte machen laſſen und an die Beſorgniß der Spartaner, ſie möchten ſie annehmen, und wie ſie dieſelben entſchloſſen abgewieſen, aus Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande. Nunmehr aber die Spartaner darüber beruhigt ſeyen, daß die Athener ihre Bundesgenoſſen nicht verrathen würden, und auch ihren Wall über den Iſthmus weit gefördert hätten, kümmern ſie ſich nichts mehr um die Athener und um das ihnen gegebene Verſprechen, den Perſern nach Böotien entgegenzurücken und ſehen ruhig zu, daß dieſe in Attika von neuem einfallen. Noch einmal forderten ſie jetzt im Namen der ihnen mit Recht zürnenden Athener, die Lacedämonier auf, Hülfe zu ſchicken, um auf dem thriaſiſchen Feld in Attika dem Feind eine Schlacht zu liefern.

In Athen ſelbſt mochten zu der Zeit, wo die Geſandten ihres Auftrags ſich entledigten, die Perſer noch nicht eingedrungen ſeyn, aber jedenfalls geſchah dieß, während ſie in Sparta hingehalten wurden; denn die Ephoren gaben ihnen nicht ſogleich eine Antwort, ſondern verſchoben ſie auf den andern Tag, und ſo immer weiter hinaus bis zum zehnten. Während dieſer Zeit wurden die Schanzarbeiten am korinthiſchen Iſthmus mit größtem Eifer von allen Peloponneſiern fortgeſetzt und wirklich vollendet, ſo daß es ſcheint, es war den Spartanern nur um ihre eigne Vertheidigung durch dieſe Mauer zu thun, und ſobald ſie ſich darauf verlaſſen konnten, kümmerten ſie ſich nicht mehr viel weder um die Bundesgenoſſenſchaft noch um das Schickſal der Athener und der andern Hellenen. Endlich aber erklärte der Tegeate Chileus, ein in Lacedämon angeſehener und vielgeltender Mann, welcher das Geſuch der Athener erfahren hatte, den Ephoren: wenn die Athener nicht mit den Peloponneſiern vereint, ſondern Bundesgenoſſen der Barbaren ſeyen, ſo ſtehen dem Perſer, wie ſtark auch der Iſthmus verſchanzt ſey, Thore genug in den Peloponnes weit offen. Daher rathe er ihnen, den Athenern zu willfahren, ehe ſie Etwas beſchlößen, was Hellas ins Verderben ſtürze. —

Die Ephoren hatten wieder auf den folgenden Tag die Antwort zugeſagt; noch in derſelben Nacht aber ſchickten ſie, ohne den Geſandten ein Wort zu ſagen, fünftauſend Spartiaten aus, derem Jedem ſieben Heloten beigegeben wurden, unter Anführung des Pauſanias, des Sohnes von Kleombrotus, der kurze Zeit nach der Rückkehr vom Iſthmus geſtorben war; dieſer Pauſanias war jetzt Vormund von Leonidas Sohn, Pleiſtarchus. Am folgenden Tage traten die Geſandten wieder vor die Ephoren, ſchon zur Abreiſe entſchloſſen und ihnen drohend, daß nunmehr die Athener ſich gezwungen ſehen würden, mit den Perſern Frieden und Bündniß zu ſchließen, da ſie von ihnen ſo ſchmählich verlaſſen ſeyen, als die Ephoren ihnen mit einem Eide betheuerten, ein großes Hülfsheer ſey unterwegs und ſchon am Oreſteum, der Grenze des lacedämoniſchen Gebietes. Auf dieß reisten nun die überraſchten Geſandten ab.

Inzwiſchen hatten ſich die Athener aus ihrer Stadt nach der Inſel Salamis geflüchtet, und Mardonius rückte in dieſelbe ein, zehn Monate nach der erſten Einnahme Athens durch die Perſer unter Xerxes ſelbſt, etwa im Mai oder Junius 479 vor Chr. Im Beſitze der verlaſſenen Stadt ſandte er den Helleſpontier Murichides nach Salamis an die Athener, um ihnen dieſelben Vorſchläge zu wiederholen, welche ihnen der macedoniſche König Alexander hatte machen müſſen, und er hoffte, ſie würden jetzt, da er im Beſitz ihres Landes und ihrer Stadt ſey, ihren Sinn ändern. Der Geſandte brachte ſeinen Auftrag vor dem Rathe, (entweder dem der Fünfhundert und den jeweilig den Vorſitz führenden fünfzig Prytanen, oder dem Areopagus) vor; eines der Mitglieder, Lycidas, rieth, den Antrag anzunehmen und ihn vor die Volksgemeinde zu bringen, und vielleicht that er dieß beſtochen von Mardonius. Aber die Athener, zwar vom Feinde hart bedrängt, in ihrem Haſſe jedoch beharrlich und noch beſtärkt, geriethen über dieſen Vorſchlag in Wuth, und nicht nur Lycidas wurde von dem erbitterten Volke geſteinigt, ſondern auch ſein Weib und ſeine Kinder wurden von den zürnenden Athenerinnen geopfert. Der Helleſpontier Murichides wurde mit der verneinenden Antwort unverletzt entlaſſen, und als Mardonius ſie vernahm, verwüſtete er Attika und Athen, das er bisher geſchont hatte, aufs entſetzlichſte und verbrannte, zertrümmerte und verſchüttete was von Mauern, Häuſern und Heiligthümern ſtand. Sodann, als ihm die Argiver zu wiſſen thaten, daß die Spartaner, trotz ihrer Bemühungen es zu verhindern, ein Heer gegen ihn ſchickten, zog er ſich aus Attika zurück, weil das Land für die Reiterei nicht günſtig war, und falls er geſchlagen worden wäre, ihm der Rückzug durch die engen Straßen und Päſſe, die nach Attika führten, hätte abgeſchnitten werden können. Wie er ſich gegen Böotien zurückzog, erhielt er eine Botſchaft, daß eine Schaar von tauſend Lacedämoniern in Megara angekommen ſey, und der Wunſch und die Hoffnung, dieſe zu überraſchen und gefangen zu nehmen, veranlaßte ihn, wieder gegen Megara ſich zu wenden, deſſen Gebiet ſeine Reiterei durchſtreifte. Und dieß iſt der weſtlichſte Punkt, bis wohin dieß Heer gelangte. Die Nachricht jedoch, daß die Hellenen in Maſſe am Iſthmus verſammelt wären, trieb ihn wieder nach Böotien zurück. Die Thebaner, obwohl ſie es mit den Medern hielten, mußten nun die Laſt und Plage des Krieges ſchwer empfinden. Denn Mardonius legte in ihrem Lande, längs dem Aſopusfluß, von Erythrä an bis ins platäiſche Gebiet, ein verſchanztes Lager an, und dabei wurde das thebaniſche Land übel verwüſtet und ausgezehrt. Die vornehmen Thebaner aber luden den Mardonius und die angeſehenſten Perſer zu Gaſte und bewirtheten ſie köſtlich. Bei einem ſolchen Gaſtmahl, wo fünfzig Perſer und fünfzig Thebaner, je zwei miteinander auf einem Polſter beim Eſſen gelagert waren, ſoll ein Perſer ſeinem Tiſch- und Becher-Genoſſen aus Freundſchaft und guter Meinung, unter vielen Thränen, eröffnet haben: daß von allen hier Schmauſenden und von allen am Fluße Gelagerten in kurzer Zeit nur noch Wenige übrig ſeyn würden; daß viele Perſer ebenſo wie er hievon feſt überzeugt ſeyen, und nur gezwungen und mit Leidweſen dem Mardonius folgen; daß aber, was von den Göttern verhängt, unmöglich ſey, abzuwenden, und Mardonius, verblendet durch himmliſche Schickung, ihm und den Andern nicht glaube; freilich aber ſey es der härteſte unter allen Schmerzen des Menſchen, mit aller Einſicht und Vorausſicht doch Nichts zu vermögen.

Indeß das Heer des Mardonius, verſtärkt durch Zuzüge von den helleniſchen Städten und Landſchaften, die es freiwillig oder gezwungen mit den Medern hielten, ſich in Böotien verſchanzte, zogen die Lacedämonier, und durch ihr Beiſpiel ermuntert auch die übrigen Peloponneſier mit anſehnlicher Macht heran. Als die Opfer auf dem Iſthmus günſtig ausfielen, rückten ſie nach Eleuſis vor, wo die von Salamis übergeſetzten Athener zu ihnen ſtießen, und dann, auf abermals günſtige Opfer, zogen ſie gegen Erythrä in Böotien und lagerten ſich den Perſern gegenüber am Abhang des Cithäron.

Mardonius wünſchte ſofort eine Schlacht zu liefern, und als die Hellenen ruhig in ihrer Stellung ſtehen blieben, ließ er ſie angreifen durch ſeine treffliche Reiterei, angeführt von dem Perſer Maſiſtius, einem ſehr ſtattlichen Manne, der ein niſäiſches, herrlich geſchmücktes Pferd mit goldnem Zaume ritt und ſelbſt prächtig gewaffnet und gekleidet war. Unter den heftigen Reiterangriffen litten am meiſten die Megareer, welche die ausgeſetzteſte Stellung, mehr in der Ebene, inne hatten, und ſchickten deßhalb einen Herold an die Feldherrn der Hellenen, mit der dringenden Bitte, ſie in ihrer gefährlichen Stellung, die ſie bisher ſtandhaft behauptet, nun durch Andere ablöſen zu laſſen. Pauſanias, der Oberfeldherr des Heeres, forderte Andere auf, ob ſie freiwillig die Megareer ablöſen wollten, aber da Keine Luſt hatten, erboten ſich dreihundert auserleſene Athener, unter Anführung des Olympiodorus, dazu und eilten den Megareern zu Hülfe. Nach langem Kampfe ward das Roß des Maſiſtius, welcher Allen voraus war, bei einem neuen Angriffe von einem Pfeile im Bug verwundet; vor Schmerz bäumte es ſich und warf ſeinen Reiter ab. Auf den Liegenden ſtürzten ſich die Athener, nahmen ſein Pferd, und ihn ſelbſt, der ſich noch am Boden verzweifelt wehrte, tödteten ſie nach langer vergeblicher Mühe. Er trug nämlich einen goldnen Schuppenpanzer und darüber einen purpurnen Leibrock und blieb unverwundet, bis ihn zuletzt Einer ins Auge traf und ſo erſchlug. Als die Perſer den Verluſt ihres Führers bemerkten, was in der Hitze und im Gewühl des Angriffs nicht ſogleich geſchah, ſtürmten ſie voll Ingrimm heran, um wenigſtens ſeinen Leichnam zu retten. Die Athener riefen nun auch das übrige Heer zu Hülfe, und ein heißer Kampf entbrannte um den Leichnam; zuerſt mußten die Athener weichen, als ihnen aber ein großer Theil des Fußvolks zu Hülfe kam, trieben ſie die Reiter mit großem Verluſt zurück und behaupteten den Leichnam. Die Perſer betrauerten den Maſiſtius, nächſt Mardonius den Höchſten und bei dem Könige Beliebteſten unter Allen, mit unmäßigem Wehklagen und ſchoren ſich ſelbſt und ihre Roſſe, nach perſiſchem Brauche; den Hellenen aber wurde durch dieſe glückliche That der Muth nicht wenig erhöht, und Alle kamen herbei, um den Leichnam, der von bewundernswerther Größe und Schönheit war, zu beſchauen. Dann rückten ſie vor nach Platää, wo ein gelegenerer Platz war zu einem Lager und beſſeres Waſſer, und an der Quelle Gargaphia, an unbedeutenden Hügeln und flachen Gefilden hin lagerten ſie ſich.

Bei der Aufſtellung entſtand ein Streit zwiſchen den Athenern und Tegeaten, welche von beiden den linken Flügel, (den rechten bildeten die Lacedämonier,) einnehmen ſollten, und Beide machten ihre Anſprüche auf dieſen Ehrenplatz durch Berufung auf ihre bisherigen Thaten und alte Rechte geltend. Nachdem die Tegeaten ſich weitläufig ihrer alten, zum Theil fabelhaften Thaten gerühmt, die Athener aber ſich auf ihre neuen unzweifelhaften Verdienſte um Griechenland, namentlich auf den Sieg bei Marathon berufen hatten, erklärte endlich Ariſtides, der Anführer der Athener in dieſem Feldzuge: längeres Streiten mit den Tegeaten um den Waffenruhm erlaube der Augenblick nicht, er aber erkläre im Namen der Athener den Spartanern und den andern Griechen, daß der Ort und die Aufſtellung weder die Tapferkeit gebe noch nehme, und daß ſie entſchloſſen ſeyen, jedem Platze, den man ihnen anweiſe, Ehre zu machen, ihn zu behaupten, und den Ruhm ihrer frühern Kämpfe nicht zu beflecken. Denn ſie ſeyen hieher gekommen, nicht um mit den Freunden zu hadern, ſondern mit den Feinden zu kämpfen, nicht um die Thaten der Väter zu rühmen, ſondern um ſich ſelbſt als tapfere Vertheidiger von Hellas zu erweiſen. — Die Feldherrn entſchieden für die Athener und räumten ihnen den linken Flügel ein.

Die Weisheit und kluge Mäßigung des atheniſchen Feldherrn bewährte ſich auch noch in einem andern Falle. Einige Männer aus angeſehenen und ſonſt reichen Häuſern, die aber durch den Krieg verarmt waren und mit dem Reichthum auch ihre Macht und ihr Anſehen in der Stadt geſunken und Andere im Beſitz der Ehre und Gewalt ſahen, traten in einem Hauſe in der Stadt Platää zuſammen und verſchworen ſich, die Volksherrſchaft zu ſtürzen, wenn aber ihr Plan mißlänge, Alles zu Grunde zu richten und an die Perſer zu verrathen. Sie hatten ſchon Viele im Lager für ſich gewonnen, als Ariſtides, der ſelbſt einer zu weit ausgedehnten Volksherrſchaft abgeneigt und ein Freund der gemäßigten Ariſtokratie, aber gerecht und den beſtehenden Geſetzen treu war, davon Kunde erhielt. Er beſchloß, die Sache zwar nicht zu vernachläſſigen, aber auch nicht zu raſch zu Werke zu gehen, weil man nicht wiſſen konnte, ob nicht die Zahl der Theilnehmer und Schuldigen allzugroß ſich zeigen würde, und er lieber der Strenge der Strafgerechtigkeit als der Sorge für das Gemeinwohl eine Grenze ſetzen wollte. Er ließ nicht mehr als acht Männer verhaften; Zwei derſelben, welche zuerſt vor's Gericht gezogen wurden, und die Schuldigſten waren, machten ſich aus dem Lager flüchtig; die Uebrigen wurden wieder in Freiheit geſetzt, und Ariſtides erklärte laut: die Schuldigen und Verdächtigen hätten jetzt an dem Kriege einen großen Gerichtshof, wo ſie ſich von den Anklagen reinigen könnten, wenn ſie es treu und redlich mit dem Vaterlande meinten.

Die Hellenen ſtellten ſich nun folgendergeſtalt auf: den rechten Flügel bildeten zehntauſend Lacedämonier, darunter fünftauſend Spartiaten, begleitet von fünfunddreißigtauſend leichtbewaffneten Heloten, auf die Spartaner folgten fünfzehnhundert Tegeaten, ſodann fünftauſend Korinthier nebſt dreihundert Potidäaten; ſechshundert Arkadier aus Orchomenos, dreitauſend Sicyonier, achthundert Epidaurier, tauſend Trözenier, zweihundert Lepreaten, vierhundert Mycenäer und Tirynthier, tauſend Phliaſier, dreihundert Hermioneer, ſechshundert Eretrier und Styreer, vierhundert Chalcidier, fünfhundert Amprakioten, achthundert Leukadier und Anaktorier (von der Weſtküſte Griechenlands, am ambraciſchen Meerbuſen,) zweihundert Paleer von Cephallenia, fünfhundert Aegineten, dreitauſend Megareer, ſechshundert Platäer, achttauſend Athener. Dieſe Alle, zuſammen 38,700 Mann, waren ſchwer gewaffnet und gerüſtet mit Helmen, Panzern, Beinſchienen. Der Leichtbewaffneten waren es, mit den 35,000 Heloten, etwa 69,500 und dazu kamen achtzehnhundert Theſpier, der Ueberreſt dieſer Stadt, die auch nicht ſchwer gewaffnet waren. Das ganze Heer betrug 110,000 Mann.

Den Hellenen gegenüber ſtellte Mardonius ſein Fußvolk, nach Völkerſchaften geordnet, auf, deſſen Zahl Herodot, (nach den Verluſten des Artabazus bei Potidäa vielleicht zu hoch,) auf 300,000 angibt; die Zahl ſeiner helleniſchen, freiwilligen und gezwungenen Bundesgenoſſen ſchätzt er auf 50,000. Die Perſer, als die ſtärkſte und tapferſte Mannſchaft, ſtellte er auf den Rath der Thebaner den Lacedämoniern entgegen; die Athener hatten ſich gegenüber die helleniſchen Bundesgenoſſen der Perſer, namentlich auch die Macedonier und Theſſalier. Die Reiterei, welcher die Hellenen ſo gut wie keine entgegenzuſetzen hatten, war beſonders aufgeſtellt.

Nach der Aufſtellung der Heere opferten beide Theile: auch Mardonius hatte einen helleniſchen Seher oder Opferdeuter, und zwar ebenfalls, wie der ſpartaniſche Zeichendeuter Tiſamenus, einen Eleer. Die Opfer der Hellenen waren günſtig für die Vertheidigung, aber nicht für den Angriff, und ebenſo rieth auch dem Mardonius, welcher ſehr begierig war, die Schlacht zu beginnen, ſein Seher vom Angriff ab. Acht Tage ſtanden nun die beiden Heere unthätig einander gegenüber, und da die Hellenen mit jedem Tage neuen Zuzug erhielten, rieth ein Thebaner dem Mardonius, die Päſſe des Cithäron zu beſetzen und Jenen die Verſtärkungen abzuſchneiden. Der Perſerfeldherr befolgte den Rath; er ſchickte ſeine Reiterei in die nach Platää führenden Päſſe und dieſe überfiel eine Zufuhr von fünfhundert Stück Zugvieh ſammt der Mannſchaft, tödtete dieſe, und führte die Beute ins Lager. Noch weitere zwei Tage vergingen, während welcher die Barbaren, bis zum Aſopus vorgehend, die Hellenen neckten und ſie beſonders mit ihrer Reiterei beläſtigten, aber ſie weder zum Angriff bewegen konnten, noch ſelbſt förmlich angriffen. Dem Mardonius rieth nun Artabazus, ebenſo wie früher ſchon die Thebaner, mit dem ganzen Heere in die Schanzen bei Theben einzurücken, wo Vorräthe und Lebensmittel genug angeſchafft ſeyen, daſelbſt ruhig zu liegen, und dem Kriege durch Beſtechung der einflußreichſten Männer in den verſchiedenen Städten ein Ende zu machen. Der ungeſtüme und kriegsluſtige Mardonius dagegen, im Vertrauen auf die Uebermacht ſeines Heeres und voll Unmuth über die lange Unthätigkeit, wollte durchaus eine Schlacht liefern, auch wegen der Opferzeichen nicht mehr zögern, ſondern ſich an die perſiſchen Bräuche halten, und befahl den ſämmtlichen Anführern, ſich für den nächſten Tag zur Schlacht bereit zu halten.

In der folgenden Nacht, als Alles ruhig war, ritt der König der Macedonier, Alexander, zu den Wachen der Athener hinüber und verlangte eine Unterredung mit ihren Anführern, doch ohne ſich den Wachen zu entdecken. Den Feldherrn nun, welche eilig herbeikamen, theilte er mit, daß Mardonius beſchloſſen habe, mit Tagesanbruch eine Schlacht zu liefern, obgleich ihm auch jetzt noch die Opferzeichen nicht günſtig ſeyen. Wenn jedoch Mardonius das Treffen noch aufſchiebe, ſo ſollten ſie hier aushalten, denn die Perſer hätten nur noch für wenige Tage Lebensmittel. Er bat ſie dann ferner, wenn der Krieg für ſie glücklich ende, auch ſeiner zu gedenken und zur Befreiung ſeines

Landes vom Joche der Perſer mitzuwirken, da er den Hellenen, ſeinen Stammesbrüdern, zulieb ein ſolches Wagniß ausgeführt und ſie von den Abſichten und der Lage des Perſerfeldherrn in Kenntniß geſetzt habe, und verpflichtete ſie, Niemand als dem Pauſanias etwas von dem Geſagten mitzutheilen. Dann ritt er unter dem Schutze der Nacht wieder in ſein Lager zurück.

Die atheniſchen Feldherrn meldeten dem Pauſanias das ihnen Aufgetragene, und dieſer, bange vor dem nun ſo nahen Kampfe mit den Perſern, ſchlug den Athenern vor, mit den Spartanern den Platz zu wechſeln, damit Jene, von der Schlacht von Marathon her mit den Perſern und ihrer Kampfweiſe bekannt, den Perſern im Treffen gegenüber ſtänden, die Spartaner aber, welche noch nie mit ihnen geſtritten (denn die Thermopylenkämpfer waren Alle gefallen), den Böotiern, Theſſaliern und den andern helleniſchen Bundesgenoßen der Barbaren. Die Athener nahmen mit Freuden dieſen Vorſchlag an und ſo wechſelten ſie mit dem Anbruche des Morgens ihre Standorte. Die Böotier merkten es und benachrichtigten den Mardonius davon; dieſer ließ nun auch ſeine beiden Flügel wechſeln, und als die Spartaner wieder ihre alte Stellung einnahmen, that er dieß ebenfalls.

Jetzt ſchickte Mardonius einen Herold an die ihm wieder gegenüberſtehenden Spartaner, ließ ihnen höhniſche Vorwürfe machen, daß ſie, die für die tapferſten Männer auf der Welt gelten wollten, dem Kampfe mit den Perſern ſelbſt ausgewichen ſeyen und ſich ihren Knechten gegenüber geſtellt hätten, und machte ihnen den Vorſchlag: die Spartaner und die Perſer, welche unter den beiden Heeren als die Tapferſten angeſehen würden, ſollten ſich in gleicher Anzahl miteinander ſchlagen, und welche von beiden obſiegten, die ſollten für das ganze Heer Sieger ſeyn. — Der Herold wartete eine Weile, nachdem er ſich ſeines Auftrags entledigt hatte, und als ihm Niemand antwortete, kehrte er um, und Mardonius, hierin einen neuen Beweis von der Zaghaftigkeit der Spartaner erblickend, ließ jetzt ſeine Reiterei gegen die Hellenen anſprengen. Dieſe that mit ihren Pfeilen und Wurfſpießen dem helleniſchen Heere nicht geringen Schaden, verdrängte es von der Quelle Gargaphia, an welcher die Lacedämonier ſtanden, und verderbte und verſchüttete ſie. Aus derſelben hatte das ganze Heer, ſchon vom Aſopus weggedrängt, ſich mit Waſſer verſehen; durch den Verluſt derſelben geriethen die Hellenen, denen auch ſonſt die Lebensmittel ausgingen, in Noth, und ihre Feldherrn, um Pauſanias ſich verſammelnd, faßten den Beſchluß, wenn die Perſer heute nicht mehr angriffen, auf eine Inſel des Aſopus, vor der Stadt Platää, überzugehen, wo ſie Waſſer hätten und vor der Reiterei geſchützt wären. Den Tag über erwehrten ſie ſich mit Mühe und Noth der Reiterei; und als die Nacht anbrach, ſetzten ſich die Meiſten in Bewegung und zogen ab, aber nicht dem verabredeten Orte zu, ſondern nachdem ſie einmal ihre Stellung verlaſſen, zogen ſie ſich noch weiter vor der Reiterei zurück, nach der Stadt Platää und machten vor dem Heiligthum der Here (Juno) Halt. Als Pauſanius ſie abgezogen ſah, gab auch er den Lacedämoniern Befehl zum Aufbruch und wollte den Uebrigen an den verabredeten Ort nachziehen; ein Anführer aber, Amompharetus, welcher von dem frühern Beſchluſſe nichts wußte, oder auch erkannte, daß aus der Bewegung rückwärts leicht eine Flucht werden könnte, erklärte: er werde nicht vor den Barbaren fliehen und nie mit Willen Sparta ſchänden. Die ſpartaniſchen Feldherrn Pauſanias und Euryanax geriethen in große Noth, da ſie den Amompharetus doch nicht allein laſſen und preisgeben wollten und ihn auch nicht bereden konnten, ihnen zu folgen. Die Athener, welche auch noch ſtehen geblieben waren, ſandten einen Reiter zu Pauſanias, um zu ſehen, was die Spartaner thun und den Pauſanias zu fragen, wie ſie ſich verhalten ſollten. Dieſer kam gerade an, als die Spartaner ſo im Streite waren, Amompharetus mit beiden Händen einen Stein ergriff, ihn dem Pauſanias vor die Füße warf, und erklärte: „Mit dieſem Stimmſtein ſtimme ich, nicht vor den Barbaren zu fliehen,“ während Pauſanias ihn einen Tollen und Wahnſinnigen nannte. Den Athenern ließ er ſagen, ſie möchten zu ihnen heranziehen und es mit dem Abzuge halten wie ſie. Gegen Morgen endlich zog Pauſanias dennoch mit den Tegeaten ab, in der Hoffnung, Amompharetus werde doch noch folgen, und die Athener zogen ſich zuerſt in entgegengeſetzter Richtung zurück, dem verabredeten Orte zu. Pauſanias wartete, nachdem er etwa eine halbe Stunde weit gegangen war, auf die zurückgebliebene Schaar, welche auch wirklich ihnen nachzog, und zugleich rückte auch die feindliche Reiterei an, denn Mardonius, als er die bisherige Stellung von den Spartanern verlaſſen ſah, jubelte und triumphirte über die Feigheit dieſer ſo geprieſenen Krieger und eilte nun ſie zu verfolgen und Rache zu nehmen für Alles, was ſie den Perſern Leides angethan.

So führte er die Perſer über den Aſopus und in ſtürmiſcher Eile hinter den Hellenen drein, und die übrigen Anführer gaben auch das Zeichen zur Verfolgung der Hellenen und jagten ihnen ohne Ordnung und Schlachtreihe nach. Und zwar hatten ſie nur die Lacedämonier und Tegeaten im Auge, denn die Athener, welche in die Ebene ſich gewendet hatten, wurden von den Hügeln verdeckt. Pauſanias, von der perſiſchen Reiterei hart bedrängt, ſandte einen Boten zu den Athenern, mit der dringenden Bitte, ihm zu Hülfe zu ziehen oder wenigſtens ihre Bogenſchützen ihm zu ſenden. Aber wie die Athener ſich dazu anſchickten, wurden ſie von den ihnen gegenüberſtehenden helleniſchen Bundesgenoſſen der Perſer angegriffen und hatten ſelbſt Mühe, ſich ihrer zu erwehren. So ſtanden die Lacedämonier und Tegeaten, mit den Leichtbewaffneten zuſammen 53,000, allein gegen die Perſer, und Pauſanias opferte zur Schlacht, bekam aber keine günſtigen Zeichen und es wurden von dem Hagel der feindlichen Pfeile und Geſchoße Viele verwundet und getödtet. Da wandte Pauſanias ſeine Blicke nach dem Hereheiligthum der Platäer und flehte mit lauter Stimme zur Göttin, ſie möchte doch ihre Hoffnung nicht zu Schanden werden laſſen; „wenn den Hellenen nicht zu ſiegen beſtimmt iſt,“ rief er, „ſo laß uns doch, ehe wir fallen, etwas Rühmliches vollbringen, und dem Feinde mit der That beweiſen, daß er gegen wackere und kampfgeübte Männer zu Felde gezogen iſt!“ Während dem ermannten ſich zuerſt die Tegeaten und gingen auf den Feind los; und als ſofort die Opferzeichen günſtig wurden, griffen auch die Spartaner die Perſer an und es kam zum hitzigſten Handgemenge, bei einem Heiligthum der Demeter. Die tapferen Perſer packten die Lanzen ihrer Feinde und zerbrachen ſie ihnen; aber ſie waren nicht ſo ſchwer gerüſtet wie die Hellenen und ſtanden ihnen an Uebung und in der Kampfordnung weit nach, aber dennoch blieb der Kampf lang unentſchieden und tobte beſonders da heftig, wo Mardonius ſelbſt auf weißem Roſſe, umgeben von tauſend auserleſenen Perſern kämpfte. Als aber Mardonius von der Hand des Spartaners Aeimneſtus getödtet wurde, und der ihn umgebende Schlachthaufe fiel, erlagen auch die Uebrigen und wichen, und der Sieg fiel dem Pauſanias zu. Die Perſer flohen ohne alle Ordnung ihrem Lager und der hölzernen Feſte zu, welche ſie im thebaniſchen Gebiete ſich erbaut hatten. Eine große Anzahl, vierzigtauſend Mann unter Artabazus, waren gar nicht zum Treffen gekommen; ihr Feldherr, die Niederlage des Mardonius vorausſehend, hatte von Anfang an mehr für den Rückzug als für die Schlacht ſeine Maßregeln getroffen, und eilte mit ſeinem Heere, als ihm die Flüchtigen entgegen kamen, ſofort nach Phocis, um ſo bald als möglich den Helleſpont zu gewinnen.

Die Athener auf ihrer Seite hatten mit den griechiſchen Hülfsvölkern der Perſer zu fechten; die meiſten von dieſen waren zum Streite verdroſſen und der Sache der Perſer im Herzen abgeneigt; auch ſoll Ariſtides, als er ſie gewahr wurde, ihnen weit entgegen gegangen ſeyn, und ſie bei den helleniſchen Göttern beſchworen haben, ſich der Feindſeligkeit zu enthalten und die Athener nicht zu hindern, den Vorkämpfern für Griechenlands Sache Hülfe zu leiſten; die Böotier aber fochten tapfer, und namentlich die Thebaner, von welchen Dreihundert der Beſten durch das Schwert der Athener fielen. Nachdem dieſe erlegen waren, flohen die Uebrigen nach Theben.

Während das Fußvolk die Flucht ergriff, hielt ſich noch die Reiterei überhaupt und beſonders auch die böotiſche, und deckte einigermaßen die Flucht des Perſerheeres gegen die Hellenen, und als die

Hellenen, welche bei der eigentlichen Schlacht nicht zugegen geweſen, nun aber auf die Kunde vom Siege des Pauſanias vom Hereheiligthum vorrückten, ohne rechte Ordnung und Richtung, ſtießen die Megareer und Phliaſier auf die thebaniſche Reiterei, und wurden ihrer Viele niedergeſtreckt und die Uebrigen in den Cithäron zerſprengt. Doch konnte die Reiterei der Perſer für ſich allein den Feind nicht aufhalten und mußte zuletzt auch fliehen.

Die Sieger verfolgten die Geſchlagenen und tödteten Viele; doch erreichte die große Maſſe der Perſer das verſchanzte Lager oder die hölzerne Feſte bei Theben noch vor den Lacedämoniern, gegen welche ſie ſie auch einige Zeit vertheidigten, da dieſe des Feſtungs- und Belagerungskampfes unkundig waren. Als aber die Athener vor der Feſte eintrafen, erſtiegen ſie nach hitzigem Kampfe mit ausdauernder Tapferkeit das feſte Lager und brachen eine Lücke hinein. Zuerſt drangen die Tegeaten in die Feſte und erbeuteten das reiche Zelt des Mardonius; unter den eingeſchloſſenen Barbaren wurde ein entſetzliches Blutbad angerichtet, und es ſollen von Allen, außer den Vierzigtauſend, mit welchen Artabazus floh, nicht dreitauſend am Leben geblieben ſeyn, denn Pauſanias hatte wegen der überlegenen Zahl der Feinde Befehl gegeben, keine Gefangene zu machen ſondern alle Feinde niederzuhauen. Von den Spartanern ſollen nur einundneunzig, Tegeaten ſechszehn und zweiundfünfzig Athener gefallen ſeyn. Dieſe kleine Anzahl wird aus der ſchweren und ſtarken Rüſtung der Schwerbewaffneten erklärlich: die Leichtbewaffneten und die in den früheren Gefechten fielen, ſind nicht mitgezählt.

Unter den Perſern ſelbſt hatte ſich Mardonius durch Tapferkeit hervorgethan, aber den unglücklichen Ausgang der Schlacht nicht mehr geſehen. Dem Pauſanias rieth Einer, zur Rache für das, was dem Leonidas widerfahren, den Kopf oder den Leichnam des gefallenen Heerführers auf einen Pfahl zu ſtecken, was jedoch der Spartaner mit Unwillen und Abſcheu verwarf. Am Tage nach der Schlacht aber wurde der Leichnam des Mardonius entwendet, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung ſeines Sohnes. Unter den Spartanern und Athenern ſoll ſich nach Plutarch gleich nach der Schlacht ein hitziger Streit erhoben haben um den Ehrenpreis der Tapferkeit, der jedoch durch die Klugheit und Mäßigung des Ariſtides beſchwichtigt worden ſey. Der Ehrenpreis wurde, dieſer Nachricht zufolge, der Stadt Platää verliehen, welche keine Eiferſucht gegen ſich hatte, und ſo wurden ihr achtzig Talente ausgeſchieden, wovon die Platäer der Pallas Athene einen Tempel erbauten. Jedes Volk, die Athener und die Lacedämonier, errichtete dann ſein beſonderes Siegeszeichen und ehrte ſeine Tapferſten, die Lebenden und die Gefallenen. Jede Stadt und Völkerſchaft errichtete ihren Gefallenen Grabhügel mit Denkſteinen und Inſchriften, und der

Aiantiſche Stamm der Athener, welcher am meiſten Todte verloren, brachte auf Koſten des Staats das Siegesopfer dar. Unter den preiswürdigſten Todten der Spartaner waren der hartnäckige Amompharetus und Ariſtodemus, welcher allein von den Dreihundert des Leonidas am Leben geblieben war, weil ihn eine gefährliche Augenkrankheit zurückgehalten hatte; und auch Kallikrates fiel, der ſchönſte Mann im Lager, nicht nur unter den Spartanern, ſondern im ganzen Heere, den ein Pfeil in die Seite traf, ruhig in ſeiner Reihe daſitzend, während Pauſanias noch opferte. Während die Andern fochten lag er in ſchwerem Todeskampfe da und ſagte zu einem Platäer: nicht das kränke ihn, daß er für Hellas ſterbe, aber daß er ſeinen Arm noch nicht gebraucht und keine ſeiner würdige That vollbracht habe. Von dem Platäer Euchidas wird folgende That der Aufopferung erzählt: auf die Anfrage wegen des Opfers verordnete der Gott, nach der Schlacht Zeus dem Befreier einen Altar zu errichten, aber nicht zu opfern, bis ſie das von den Barbaren entweihte Feuer im Lande gelöſcht und eine reine Flamme vom gemeinſchaftlichen Herde zu Delphi angezündet hätten. Alle Feuer wurden ſofort gelöſcht, und der genannte Platäer verſprach, das Feuer von dem Gotte in möglichſt kurzer Zeit zu holen und eilte nach Delphi. Nachdem er ſich dort gereinigt und mit Weihwaſſer beſprengt, bekränzte er ſein Haupt mit Lorbeer, nahm das Feuer von dem Altare, lief nach Platää zurück und legte ſo in einem Tage fünfzig Stunden Weges zurück. Kaum aber hatte er ſeine Mitbürger begrüßt und das Feuer abgegeben, als er zu Boden ſtürzte, und nach wenigen Augenblicken den Geiſt aufgab.

Ungeheuer war die Beute dieſes Sieges. Pauſanias ließ einen Ausruf ergehen, daß Niemand die Beute angreife, und befahl den Heloten, die Schätze zuſammen zu tragen. Dieſe fanden im Lager und der Verſchanzung Zelte mit Gold und Silber ausgelegt, Ruhebetten vergoldet und verſilbert, Miſchkrüge, Schalen und ſonſtige Trinkgeräthe von Gold, ſilberne und goldene Keſſel, Armbänder, Halsketten und Mederſäbel von Gold, der koſtbaren Gewänder gar nicht zu gedenken. Vieles ſollen nun die Heloten geſtohlen und an die Aegineten verkauft haben, aber Viel trugen ſie zuſammen; und von den aufgehäuften Schätzen wurde zuerſt der Zehnte dem Gotte in Delphi geweiht und davon ein goldner Dreifuß gefertigt, auf welchem die Namen der weihenden Hellenen angeſchrieben waren; ferner wurde für den Gott in Olympia ein zehn Ellen hoher eherner Zeus, und für den Gott auf dem Iſthmus ein ſieben Ellen hoher eherner Poſeidon von der Beute gefertigt und geweiht. Das Uebrige, Sklavinnen, Gold, Silber, Pferde und Vieh und ſonſtige Schätze, wurde unter Alle vertheilt, und Pauſanias, der Oberfeldherr, bekam Alles zehnfach. In der ſpätern Zeit fanden die Platäer noch ſehr viele Kiſten mit Silber, Gold und ſonſtigen Schätzen, denn die Perſer pflegten mit großer Pracht in den Krieg zu ziehen, und Nichts zurückzulaſſen, was zu ihrer gewohnten, bequemen und üppigen Lebensweiſe gehörte. Xerxes hatte ſeine ganze Einrichtung dem Mardonius zurückgelaſſen, und als nun Pauſanias all das Gold und Silber und die bunten Teppiche geſehen, habe er, ſo wird erzählt, den Bäckern und Köchen des Mardonius befohlen, eben ein ſolches Mahl zuzubereiten, wie für ihren bisherigen Gebieter; hierauf habe er, beim Anblick der von Gold und Silber ſtarrenden Sitzpolſter, die ſchon gebreitet waren, und der goldnen und ſilbernen Tiſche und des prächtigen und köſtlichen Mahles, ſtaunend über all den Reichthum, zum Scherz ſeinen eignen Dienern befohlen, ein lakoniſches Mahl zuzurichten. Wie nun der Tiſch mit dieſem beſtellt und der Unterſchied gar groß war, habe er die Feldherrn der Griechen rufen laſſen, und auf die beiden Mahlzeiten hindeutend, geſagt: „Ihr Hellenen, ich habe Euch verſammelt, um Euch die Thorheit dieſes Fürſten der Meder zu zeigen, der ein ſolches Leben führte, und kam um uns zu berauben, die wir ſo einfach und kärglich leben!“ — Es war dieß auch das letzte Mal, daß die Perſer auf das griechiſche Feſtland herüber kamen; aber Pauſanias, welcher jetzt ſo ſpartaniſch dachte und ſprach, der den perſiſchen Waffen ſo tapfern Widerſtand geleiſtet, unterlag ſelbſt binnen kurzer Zeit den perſiſchen Sitten und der perſiſchen Ueppigkeit.

Nachdem die Hellenen bei Platää ihre Todten begraben, ihnen Leichenhügel errichtet, die Weihgeſchenke beſtimmt und die Beute getheilt hatten, beſchloßen ſie ſofort gegen Theben zu ziehen und die Auslieferung der Mediſchgeſinnten zu verlangen, und wenn die Thebaner dieſe, das heißt die Häupter derſelben, nicht herausgäben, nicht abzuſtehen als bis ſie die Stadt erobert hätten. Am elften Tage nach der Schlacht kamen ſie vor Theben an, ſchloßen es ein und verlangten die Auslieferung der Schuldigen, und da ſie verweigert wurde, verheerten ſie das Land und berannten die Mauern. Am zwanzigſten Tage ſchlug Timagenidas, eines der Häupter der Mediſchgeſinnten, (von welchen jedoch ſchon dreihundert der Angeſehenſten bei Platää gefallen waren) den Thebanern vor, ſie ſollten den Hellenen Geld anbieten; begnügten ſich aber dieſe damit nicht, ſo ſollten die, deren Auslieferung verlangt werde, ſich zur Rechtfertigung ſtellen. Die Thebaner erklärten ſich gegen Pauſanias zur Auslieferung bereit und ein Vertrag kam zu Stande. Attaginus, einer der Schuldigſten, entkam aus der Stadt, und ſeine Söhne ſprach Pauſanias von der Schuld frei; die Andern aber, welche hofften durch Geld ihr Leben und ihre Freiheit retten zu können, nahm er mit ſich nach Korinth und ließ ſie dort, als an dem Sitze des Hellenenbundes, gegen den ſie gefrevelt hatten, hinrichten.

Artabazus mit ſeinem Heere entkam unverfolgt; es kamen zwar gleich nach der Schlacht die Mantineer und Eleer an, welche ihre Saumſeligkeit durch Verfolgung des Artabazus gut machen wollten, aber Pauſanias wehrte es ihnen, weil es gegen den ſpartaniſchen Brauch war, den Feind nach dem Siege über die Landesgrenze zu verfolgen. Die Eleer und Mantineer, welche ſo um alle Theilnahme an dem Siege kamen, verbannten auf dieß ihre bisherigen Häupter, (die den Medern geneigt geweſen zu ſeyn ſcheinen,) und Artabazus eilte, die Theſſalier mit Lügen täuſchend, durch ihr Land und Macedonien, Thracien zu und erreichte, obwohl mit Verluſt vieler Leute durch Hunger, Elend und das Schwert der Thracier, Byzanz und Aſien.

An demſelben Tage, wo das helleniſche Heer bei Platää den großen Sieg erfocht, ſiegte auch das griechiſche Schiffsheer bei Mykale in Jonien. Zu den bei der Inſel Delos, unter Anführung des lacedämoniſchen Königs Leotychides liegenden Griechen kamen Geſandte der Samier, welche ſie bei den gemeinſamen Göttern beſchworen, ihre helleniſchen Brüder aus der Knechtſchaft der Perſer und des Tyrannen zu befreien, und ſie verſicherten, ſobald die Jonier ſie ſähen, würden ſie von den Perſern abfallen; dieſe würden nicht Stand halten, oder wenn ſie dieß thäten, eine leichte Beute ſeyn. Leotychides folgte der Aufforderung, nahm die Samier ſogleich in den Bund der Hellenen auf und ſchiffte nach günſtigen Opfern von Delos nach Samos hinüber. Sie warfen bei Kalami Anker und rüſteten ſich zur Seeſchlacht, die Perſer aber, auf die Kunde von dem Anzug der Hellenen, ſteuerten nach dem Feſtland hinüber und ihre phöniciſchen Schiffe entließen ſie in ihre Heimath, da ſie nicht geſonnen waren, eine Seeſchlacht zu liefern. Sie ſelbſt wollten ſich unter den Schutz ihres bei Mykale ſtehenden Landheeres ſtellen, die Schiffe ans Land ziehen und ſich und dieſelben durch einen Ringwall ſichern. Das Heer beſtand aus ſechszigtauſend Mann unter dem Perſer Tigranes. Die Hellenen unmuthig darüber, daß ihnen die perſiſche Flotte ſollte entwiſcht ſeyn, folgten ihnen nach dem Feſtland bis Mykale, und als ſie die Schiffe auf's Land gezogen und ein ſtarkes Landheer hinter einem Ringwall gelagert ſahen, fuhr Leotychides nahe ans Ufer hin und ließ durch einen Herold die Jonier auffordern, wenn es zu einem Treffen käme, der Freiheit zu gedenken, und that ihnen kund, daß das Loſungswort der Hellenen: Hebe (die Göttin der Jugend) ſey. Dann ſtiegen die Hellenen ans Land und ſtellten ſich in Schlachtordnung, um die Perſer anzugreifen, welche ſofort, mißtrauiſch gemacht gegen die Jonier, den Samiern die Waffen wegnahmen und den Mileſiern einen Poſten außerhalb der Schlachtlinie übertrugen, ſelbſt aber, des Angriffs gewärtig, ihre geflochtenen Schilde zu einer feſten Schutzwand, hinter welcher ſie ſchoßen, aufſtellten. Die Athener, auf ebenem Felde der Küſte entlang anrückend, kamen früher an als die Lacedämonier, die ihr Weg durch eine Kluft und über Berge führte, und begannen ſogleich den Angriff, um wo möglich die Ehre des Sieges allein zu ernten. Nach heißem Kampf durchbrachen ſie die Flechtſchilde und ſtürzten ſich in dichten Haufen auf die Perſer, welche hinter ihren Schanzen Schutz zu ſuchen gezwungen wurden. Aber die Athener, und dann die Korinthier, Sicyonier und Trözenier drangen zugleich mit ihnen ein, und nun wehrten ſich von den Barbaren nur noch die wenig zahlreichen Perſer tapfer, und es fielen zwei ihrer Feldherrn, die Uebrigen flohen. Noch während des Kampfes kamen auch die Lacedämonier an und halfen den Feind aufreiben; die waffenloſen Samier bewogen, ſobald ſie die Perſer bedrängt ſahen, die andern Jonier zum Abfall und zum Kampf gegen die Barbaren, und die Mileſier, welche die Päſſe bei Mykale für die Perſer bewachen und ſie im Fall der Niederlage als Wegweiſer führen ſollten, wieſen den Fliehenden falſche Wege und ſchlugen zuletzt ſelbſt als die erbittertſten Feinde auf ſie los, ſo daß ihre Niederlage vollſtändig und das Gemetzel groß war. Die Griechen waren zur höchſten Tapferkeit begeiſtert worden durch das Gerücht von dem Siege bei Platää, welches ſich unter ihnen verbreitete, obgleich derſelbe an eben dem Tage, am Morgen, gewonnen wurde, deſſen Abend der Sieg bei Mykale verherrlichte.

Die Hellenen brachten die ganze Beute zuſammen, ſchafften ſie an die Küſte und auf ihre Flotte, und ſteckten die Schiffe der Perſer und die Schanzen in Brand. Auf Samos hielten ſie dann Rath wegen des Schickſals von Jonien, welches für ſich allein der Macht der Perſer ſich nicht wohl erwehren konnte. Die Peloponneſier hatten keine Luſt, auch in Zukunft immer den Joniern Hülfe zu leiſten und ihr Land vertheidigen zu helfen, und ſchlugen daher vor, den helleniſchen Völkerſchaften, welche es mit den Medern gehalten, ihre Städte, zumal die am Meere gelegenen, zu nehmen und ſie den Joniern zur Anſiedlung einzuräumen. Die Athener aber wollten weder, daß die Peloponneſier über ihre (der Athener) Pflanzſtädte, — denn dafür ſahen ſie die zwölf joniſchen Städte an — einen Beſchluß faßten, noch auch daß Jonien entvölkert werde; ſie ſagten den Joniern ihre Unterſtützung bei jeder Gefahr zu, und die Peloponneſier ſtanden willig von ihrem Vorſchlag ab. Es wurden ſofort die Samier, die Chier, die Lesbier und die andern Inſelvölker, welche in dieſem Kriege ſich zu den Hellenen geſchlagen hatten, in den Bund der Hellenen aufgenommen und mußten ſich durch einen Eid verpflichten, darin zu beharren und nicht abzufallen. Ueber die Städte auf dem Feſtlande, welche ſich weniger entſchieden für die Sache der Griechen erklärt hatten und ſchwerer zu ſchützen waren, wurde, wie es ſcheint, Nichts beſchloſſen. Dann fuhr die Flotte nach dem Helleſpont, um die dortigen Brücken zu zerſtören und als ſie dieſelben nicht mehr fanden, kehrte ein Theil unter dem Spartanerkönig Leotychides heim, die Athener aber unter Xanthippus blieben, um den Cherſones anzugreifen, belagerten die ſtarke und wohlvertheidigte Feſte Seſtus, und gewannen ſie nach einer langen Belagerung durch Hunger. Hier machten ſie große Beute und es fielen auch die Seile, die zu den Schiffbrücken über den Helleſpont gedient hatten, in ihre Hände, und ſie weihten ſie in ihren Heiligthümern den Göttern, nachdem ſie heimgekehrt waren. Alles dieß geſchah im Jahre 479 vor Chr. Olymp. 75, 2, wohl dem ſchönſten und ruhmvollſten in der ganzen Geſchichte der Griechen.

XVII.

Griechenland nach den Perſerkriegen.

Die Geſchichte der Perſerkriege durfte ausführlicher erzählt werden, theils weil wir durch Herodot eine überaus lebendige und anſchauliche Darſtellung derſelben beſitzen, theils weil bei dieſem ſchönſten Abſchnitt der griechiſchen Geſchichte Jeder mit Freude und Wohlgefallen verweilen wird, und endlich auch darum, weil hier mit der Erzählung der kriegeriſchen Ereigniſſe und Thaten mancherlei Nachrichten von den Sitten und Bräuchen dieſes Volkes und von den Verhältniſſen der einzelnen Staaten zu einander ſich verbinden ließen. Der Ausgang dieſer großen, gefährlichen und mühevollen Kämpfe war ruhmvoll, erfüllte die Theilnehmer an denſelben mit dem gerechteſten Stolz und Selbſtgefühl und ſteigerte die Freiheitsliebe, den Abſcheu vor der Knechtſchaft, aufs höchſte; aber wir ſehen auch ſchon während derſelben, ſo dringend ſie die Griechen zur Einigkeit auffordern mußten, daß die Geſinnungen der Hellenen vielfach geſpalten waren, daß nicht nur die Macedonier, damals noch für Barbaren geltend, den Perſern unterworfen waren, die Theſſalier und Böotier, dem Einfalle mehr ausgeſetzt, freiwillig oder aus Angſt und gezwungen, und allzu leicht den Feinden preisgegeben, es mit den Medern hielten, ſondern daß auch die Argiver der mediſchen Geſinnung ſtark verdächtig, die meiſten Arkadier und die Achäer wenigſtens gleichgültig waren, die Spartaner und die übrigen Peloponneſier lange ungerührt von der Großherzigkeit der Athener, ſelbſtſüchtig nur an ihre eigene Sicherheit dachten, und bei jeder Gelegenheit verderbliche Eiferſucht die Sache der Hellenen gefährdete. Manche Städte und Völkerſchaften ſcheinen ihre nächſten Nachbarn mehr als die Barbaren gehaßt zu haben, und die Perſerkriege haben ſowohl manche tiefe Wunde im Leben des griechiſchen Volkes aufgedeckt, als auch manche Keime zu künftigem Unheil ausgeſät. Sie haben die Größe Athens begründet, aber auch durch die bittere Eiferſucht zwiſchen dieſem Staat und Sparta, welche von nun an immer wuchs, mit den Grund zu dem verderblichen peloponneſiſchen Krieg und zum Sinken Athens nach kurzer Blüthe gelegt.

Nach der Schlacht bei Platää machte Ariſtides den Vorſchlag, daß alljährlich die Feſtgeſandten von Griechenland in dieſer Stadt zuſammenkommen, alle fünf Jahre feierliche Kampfſpiele unter dem Namen Eleutherien (Freiheitsfeſte) gehalten, und die Platäer ſelbſt für unverletzlich und heilig erklärt werden ſollten, um dem Gotte für Griechenland Opfer zu bringen. Dieſe Opfer wurden mehrere Jahrhunderte lang dargebracht, und es goß dabei der erſte Stadtvorſteher, feſtlich gekleidet, zum Beſchluß einen Becher mit Wein als Trankopfer aus, mit den Worten: „Ich bringe es den Männern zu, welche für Griechenlands Freiheit ſtarben.“ Ferner ſchlug Ariſtides die Aufſtellung und Unterhaltung eines griechiſchen Bundesheeres zum Kriege gegen die Perſer vor, von zehntauſend Schilden, tauſend Pferden und hundert Schiffen; und dann kehrten die Heere, wie es ſcheint, in ihre Heimath zurück. Die Aufſtellung eines Heeres wurde für nöthig erachtet um etwaigen Einfällen der Perſer zu begegnen, oder den Inſelbewohnern zu Hülfe zu kommen und wohl auch um die Hellenen, die es mit den Perſern gehalten, zu ſtrafen. Für jetzt aber wurden nur die Thebaner, und zwar Wenige von ihnen, zur Strafe gezogen, und den übrigen Hellenen ließ man ohne Zweifel die Entſchuldigung gelten, daß ſie von den Perſern gezwungen worden, mit ihnen zu ziehen.

Nach Beendigung des Feldzugs führten die Athener ihre Weiber, Kinder und Sklaven von Salamis und Trözen wieder nach Athen zurück, und machten ſich mit allem Eifer daran, ihre großen Theils in Trümmern liegende Stadt wieder aufzubauen, und zwar ſchöner und feſter als ſie geweſen war. Auf den Rath des Themiſtokles führten ſie entweder ganz neue oder feſtere und ſtärkere Mauern als früher zum Schutze der Stadt auf. Themiſtokles war weder bei der Schlacht von Platää noch bei der von Mykale geweſen; es wird nirgends berichtet, warum er gefehlt habe; aber nach dem Feldzug finden wir ihn in höchſtem Anſehen bei den Athenern ſtehend. Die Lacedämonier, welche ſahen, daß ſich die Athener durch ihre Seemacht ſo großen Ruhm erworben hatten, fürchteten, ſie möchten auch zu Lande allzumächtig werden, und ſuchten deßhalb den Bau der Mauern zu verhindern. Sie ſchickten, 478 vor Chr. Geſandte nach Athen mit dem Rathe, die Stadt für jetzt nicht zu ummauern, weil dieß für die geſammten Griechen nicht heilſam ſey; denn wenn Xerxes wieder in Griechenland einfiele, könnte er ſich in ummauerten Städten als in Waffenplätzen feſtſetzen und von da aus Griechenland leicht bezwingen, daher ſollten die Athener lieber den Lacedämoniern helfen, alle Ringmauern der Städte außerhalb des Peloponneſes niederzureißen, da dieſer Allen die ſicherſte Zuflucht biete. Themiſtokles rieth den Athenern, ihn mit einigen Andern nach Sparta zu ſchicken, um den Spartanern Auskunft über den Bau der Mauern zu geben; ſich einſtweilen zu ſtellen, als gäben ſie nach, und die Geſandten mit einer zufriedenſtellenden Antwort zu entlaſſen, weil ſonſt die Peloponneſier ein Heer ſchicken und den Bau mit Gewalt hindern könnten, während ſeiner Abweſenheit aber die ganze Bevölkerung an der Mauer arbeiten zu laſſen. Dieß geſchah, und Männer, Weiber, Kinder, Fremde und Sklaven arbeiteten eifrig an dem Werke, und weder Häuſer noch Grabmäler wurden dabei geſchont. So wurde das Werk raſch gefördert; Themiſtokles aber täuſchte die Spartaner mit Ausreden und Vorſpiegelungen einige Zeit, und endlich forderte er ſie auf, nicht leeren Gerüchten zu vertrauen, ſondern glaubwürdige Männer nach Athen zu ſchicken, die ihnen die Wahrheit berichten ſollten. Bis dieſe Geſandten, die angeſehenſten Männer Sparta's dort ankamen, waren die Mauern bis zu einer anſehnlichen Höhe fortgeſchritten, und als die Geſandten mit Ungeſtüm in Athen ſchalten und drohten, ſetzte man ſie gefangen und erklärte, man werde ſie entlaſſen, ſobald Themiſtokles und ſeine Begleiter in Sparta freigegeben wären, — denn ſo zu handeln hatte dieſer ſeine Mitbürger angewieſen. Themiſtokles aber, als er Kunde erhielt von der Vollendung der Mauern, trat nun kühn auf und erklärte: Athen ſey jetzt im Stande ſich gegen jeden Feind, Griechen wie Barbaren, zu vertheidigen; was es gethan, ſey ganz dem Völkerrechte und der Wohlfahrt des geſammten Vaterlandes gemäß; und wenn man ſich in Sparta an ſeiner Perſon vergreife, ſo würden die Athener an den Geſandten der Spartaner Vergeltung üben. So wurden die Lacedämonier überliſtet und Themiſtokles gewann in Athen hiedurch großen Dank und Anſehen, die Stimmung zwiſchen den beiden Staaten wurde aber dadurch nicht gebeſſert, und es fehlte nicht an Anläſſen, die ſie noch bittrer machten. Im Rathe der Amphiktyonen trugen die Lacedämonier darauf an, die Städte, welche nicht mit gegen die Meder geſtritten, von der Bundesverſammlung auszuſchließen. Themiſtokles fürchtete, wenn Jene Theſſalien, Argos und die Böotier vom Bunde verdrängt hätten, möchten ſie die Stimmen ganz in ihre Gewalt bekommen und ihren Willen in Allem durchſetzen; daher nahm er ſich dieſer Städte an und brachte die Pylagoren (ſo hießen die Abgeſandten) auf andere Geſinnungen, indem er ihnen vorſtellte, daß nur einunddreißig Städte, darunter die Mehrzahl ganz unbedeutende, an dem Kriege Theil genommen hätten, und es ein Uebelſtand wäre, wenn das übrige Griechenland vom Bunde ausgeſchieden würde und die Verſammlung von den zwei oder drei größten Städten gelenkt würde. Dieß brachte die Lacedämonier noch mehr gegen den Themiſtokles auf, und er ſeinerſeits wurde immer unbedenklicher in den Mitteln, die Macht dieſes Staates zu beſchränken oder zu brechen. Er erklärte, nach dem Berichte Plutarchs, dem Rathe oder der Volksverſammlung, er habe einen geheimen, für die Wohlfahrt der Stadt ſehr wichtigen Plan, den er nur Einem oder Wenigen mittheilen könne; auf dieß wurde Ariſtides beauftragt, denſelben zu hören und mit Themiſtokles in Erwägung zu ziehen. Themiſtokles eröffnete ihm, er gedenke die Flotte der Griechen (vermuthlich war es nach dem Feldzug von 479 nach der Schlacht von Mykale) in Brand zu ſtecken, wodurch Athen die erſte Stadt in Griechenland und Gebieterin aller übrigen werden würde; Ariſtides trat vor das Volk und erklärte: es gebe nichts Nützlicheres als der von Themiſtokles vorgeſchlagene Plan ſey, aber auch nichts Ungerechteres. Sofort befahlen die Athener dem Themiſtokles davon abzuſtehen; — ſo ſehr vertrauten ſie der Gerechtigkeitsliebe des Ariſtides.

Als ſich die griechiſchen Staaten von der Erſchöpfung durch den Krieg etwas erholt hatten, beſchloßen ſie, alle griechiſchen Städte, in welchen noch Beſatzungen der Perſer lagen, zu befreien. Eine Flotte wurde ausgeſandt unter dem Oberbefehl des Spartaners Pauſanias, welche aus fünfzig peloponneſiſchen Dreiruderern und aus dreißig atheniſchen unter Ariſtides beſtand, 477 vor Chr. Pauſanias ſegelte zuerſt nach Cypern und befreite die noch von den Perſern beſetzten Städte, dann wandte er ſich nach dem Helleſpont, eroberte das wichtige Byzanz, und machte daſelbſt viele angeſehene Perſer zu Gefangenen. Dieſe ließ er dem Xerxes ausliefern, und gab vor, ſie ſeyen aus der Gefangenſchaft entflohen; entweder ſtand er zuvor ſchon mit dem Perſerkönig im Einverſtändniß, oder knüpfte er ein ſolches jetzt durch dieſe Gefälligkeit an, und ſeine Abſicht dabei war vermuthlich nicht ſowohl die, Griechenland den Perſern zu unterwerfen, als vielmehr ſich ſelbſt zum Herrn von ganz Hellas zu machen. Er hatte durch Anmaßung und Härte, durch rauhes und ſtolzes Betragen gegen die Anführer und durch Mißhandlung der gemeinen Krieger ſich die Bundesgenoſſen entfremdet, und durch ſeine Neigung zu perſiſcher Pracht und Ueppigkeit das Mißfallen und Mißtrauen ſeiner Landsleute ſich zugezogen. Der atheniſche Anführer Ariſtides, bei welchem ſich auch Cimon befand, benützte die Gelegenheit, die Griechen an ſich zu ziehen, und ſämmtliche Bundesgenoſſen, beſonders die Chier, Samier und Lesbier drangen in ihn, den Oberbefehl zu übernehmen, und nachdem einige ihrer Anführer bei Byzanz durch eine ſchwere Verunglimpfung, die ſie dem Pauſanias anthaten, ſich die Umkehr abgeſchnitten hatten, erfolgte der förmliche Abfall der Bundesgenoſſen von ihm, und der Oberbefehl fiel den Athenern, dem Ariſtides zu, welcher ſich durch Freundlichkeit und Gerechtigkeit das allgemeinſte Vertrauen erworben hatte. Pauſanias wurde zurückberufen und zur Unterſuchung gezogen; von der Anſchuldigung des Verraths wurde er freigeſprochen, — obgleich er von Xerxes ſchon eine Tochter zur Gattin verlangt haben ſoll, — aber zu einer Geldſtrafe wegen anderer Vergehungen verurtheilt. Die Spartaner ſchickten an die Stelle des Pauſanias andere Anführer, welchen aber jetzt die Bundesgenoſſen nicht mehr gehorchten und ſich fortwährend an die Athener hielten; und dieſen blieb von da an der Oberbefehl zur See. Die Spartaner, von jeher Unternehmungen in der Ferne wenig geneigt, riefen ihre Anführer zurück, und verzichteten vorläufig ohne weitern Kampf auf jenes Ehrenrecht. Erſt einige Jahre darauf dachten ſie daran, den Oberbefehl zur See wieder zu gewinnen und die ihnen abtrünnig gewordenen Bundesgenoſſen zu züchtigen. Der Rath der Geronten berieth über einen Krieg mit Athen um den Oberbefehl zur See, nachdem die Volksverſammlung ſich dafür ausgeſprochen hatte, in der Hoffnung die Macht des Staats und den Wohlſtand der einzelnen Bürger dadurch zu erhöhen. Aber einer der Geronten, Hetoimaridas mit Namen, ſchlug vor: man ſolle den Athenern den Oberbefehl zur See laſſen, denn Sparta habe keinen Nutzen davon, wenn es ſich um das Meer ſtreite; und wider Vermuthen drang dieſe Anſicht, die er mit triftigen Gründen unterſtützte, durch; und die Athener welche ſich ſchon gerüſtet und auf jede Weiſe um die Gunſt der Bundesgenoſſen ſich bemüht hatten, wurden jetzt ihrer Beſorgniſſe wegen eines Krieges entledigt und übten unbeſtritten ihre Seeherrſchaft.

Die großen und ſchönen Eigenſchaften des Ariſtides halfen den Athenern dieſen Triumph erringen, welchen die vorausſchauende Staatsklugheit des Themiſtokles, durch Verſtärkung der atheniſchen Flotte, vorbereitet hatte. Schon unter Sparta's Oberbefehl hatten die Griechen gewiſſe Steuern für den Krieg entrichtet; Ariſtides gab den ſämmtlichen Bundesgenoſſen den Rath, in einer allgemeinen Verſammlung (nicht Athen, was Neid und Mißtrauen erregt haben würde, ſondern die durch die Geburt Apollo's und der Artemis geheiligte Inſel) Delos zur gemeinſamen Schatzkammer zu beſtimmen, wo alles Geld, das man zuſammenbrächte, niedergelegt würde, und für den fortzuführenden Krieg mit den Perſern den ſämmtlichen Staaten eine Steuer aufzulegen, welche im Ganzen vierhundertundſechszig Talente *) betragen ſollte. Mit der Vertheilung dieſer Steuer beauftragt, wozu die genaueſte Kenntniß der Beſchaffenheit und Einkünfte der einzelnen Staaten erforderlich war, beſorgte er die Vertheilung ſo genau und gewiſſenhaft, daß alle Staaten zufrieden waren, bereicherte ſich ſelbſt dabei nicht im Mindeſten, und erwarb ſich dadurch, daß er ein für un-

---

*) Das Talent 1300 bis 1375 Thaler.

möglich gehaltenes Werk ausführte, den höchſten Ruhm, ſoll ſich aber den Spott des minder gewiſſenhaften Themiſtokles zugezogen haben.

Während Ariſtides ſo für Athen die Führung Griechenlands errang, verfolgte Themiſtokles eifrig und mit Glück ſeinen großen Zweck, Athen zu einer gewaltigen Seemacht zu erheben. Nach Herſtellung der Mauern entwarf er den Plan, an der Stelle der bisherigen ungenügenden atheniſchen Seehäfen, Phalerum und Munychia, den Hafen Piräeus anzulegen, welcher leicht zum größten und ſchönſten Hafen in ganz Griechenland eingerichtet werden, und dann die größte Flotte aufnehmen und ſchützen konnte. Dieſen Plan hatte er ſchon vor dem zweiten Perſerkriege, als Archon, entworfen, aber damals war es noch nicht zur Ausführung gekommen. Auch jetzt hatte er dabei große Schwierigkeiten zu bekämpfen; theils die Eiferſucht Sparta's, welches ſich ſchon dem Bau der Mauern widerſetzt hatte, theils auch die fortwährende Abneigung eines großen Theils der Athener ſelbſt, der grundbeſitzenden ariſtokratiſchen und am Alten hängenden Partei, der Bewohner der Ebene und des Gebirgs gegen die Ausdehnung des Seeweſens und gegen eine überwiegende Begünſtigung der Küſtenbewohner und der Handelsleute; endlich das Mißtrauen des auf ſeine Freiheit eiferſüchtigen Volkes, er möchte durch ſeine großen Unternehmungen eine Art Alleinherrſchaft gewinnen wollen. Themiſtokles ſchlug in der Volksverſammlung vor, zwei Männer zu ernennen, welchen er ein für die Stadt höchſt wichtiges Unternehmen vorlegen wolle und ihnen, wenn ſie es genehmigten, die Ausführung zu übertragen. Ariſtides und Xanthippus, hiezu ernannt, erkannten den Plan für ausführbar und nützlich, das Volk verlangte jedoch, daß er ihn auch dem Rath der Fünfhundert vorlege, und nachdem er auch deſſen Genehmigung erhalten, konnte Themiſtokles zur Ausführung ſchreiten. Die Einreden der Spartaner wußte er durch die Vorſtellung zu beſeitigen, wie nützlich es für ganz Griechenland wäre, wenn man bei künftigen Einfällen der Perſer einen tauglichen großen Seehafen habe; und da das Werk mit nicht minderem Eifer als der Bau der Mauern angegriffen wurde, kam es in kurzer Zeit zu Stande. Der Piräeus wurde mit einer feſten und ſtarken Mauer umgeben, ſo breit, daß zwei Wagen darauf fahren konnten, aus großen, nach dem Winkelmaß behauenen Quadern, außen durch Eiſen und Blei verbunden, und ganz wenige, ſonſt kaum zum Kampf tüchtige Mannſchaft ſollte zur Vertheidigung genügen, während die Uebrigen zur Bemannung der Flotte dienten; und Themiſtokles rieth oft den Athenern, wenn ſie einmal zu Lande überwältigt würden, ſollten ſie ſich in den Piräeus werfen und mit der Flotte allein den Feinden die Spitze bieten. Doch wurde die Mauer nur halb ſo hoch, als zuerſt die Abſicht geweſen war. Auch der Bau von Schiffen ward rüſtig fortgeſetzt, und Themiſtokles beſtimmte das

Volk, die Beiſaßen und die Handwerker ſteuerfrei zu machen, damit überallher viele Leute in die Stadt, und namentlich in die neuerſtehende Stadt am Piräeus, zögen, und die mit der Seefahrt und dem Schiffbau zuſammenhängenden Gewerbe einen rechten Aufſchwung nähmen. Durch die Anlage dieſes ſtark befeſtigten Hafens und der daſelbſt gegründeten neuen Stadt wurde nicht nur Athen ans Meer verſetzt und aus einer Binnenſtadt eine Seeſtadt, ſondern es wurde dadurch auch die Macht des Volkes gegenüber von den alten vornehmen Geſchlechtern gehoben und indem die Gewalt an Steuerleute, Rudermeiſter und Bootsknechte kam, eine oft ſehr ſtürmiſche und unbeſonnene Demokratie gegründet. Es traten um dieſe Zeit ſehr wichtige Veränderungen in der Verfaſſung Athens ein, von welchen wir aber nicht klar genug unterrichtet ſind. Der Areopagus, aus geweſenen Archonten, meiſt Angehörigen alter edler Geſchlechter, beſtehend, hatte ſich während des Perſerkrieges große Verdienſte um den Staat erworben, indem er die Leitung der Staatsangelegenheiten in dieſer außerordentlichen Lage in die Hände nahm und mit Weisheit und Entſchloſſenheit handelte; aber die Maſſe der Bürger war nach der Rückkehr in die Stadt, im Gefühl deſſen, was ſie gelitten und geleiſtet hatten, geneigt ihre Geltung möglichſt auszudehnen, ihre Rechte zu erweitern und in Allem die Entſcheidung ſich vorzubehalten, während die alten reichen Geſchlechter zum Theil verarmten oder ſonſt ihr Anſehen und ihren Einfluß verloren. Der ariſtokratiſche Ariſtides ſelbſt, weil er das große Verlangen der heimgekehrten Athener nach demokratiſcher Verfaſſung bemerkte, das Volk wegen der bewieſenen Tapferkeit aller Achtung und Ehre werth hielt, und ſo waffengeübten und ſiegesſtolzen Männern ſich mit Gewalt zu widerſetzen ſchwer fand, ſchlug vor, die Rechte im Staate gleich zu machen und die Archonten aus allen Athenern, nicht mehr nur aus der Claſſe der Reichſten (der Fünfhundertſcheffler) zu nehmen. Vielleicht kam er aber damit nur dem Themiſtokles zuvor und erwarb ſich die Gunſt des Volkes, und vielleicht beabſichtigte er damit auch, den alten, angeſehenen, aber im Vermögen zurückgekommenen Geſchlechtern den Zutritt zur Archontenwürde zu ſichern. Uebrigens war die Macht und Bedeutung der Archonten nicht mehr ſehr bedeutend und wurde immer mehr beſchränkt; ſie hatten nur gewiſſe Obliegenheiten bei der Rechtspflege und der Verwaltung, bei religiöſen und bürgerlichen Feierlichkeiten; im Kriege lag die Gewalt in den Händen der Feldherrn, zu Hauſe übten die erprobten, durch Einſicht, Beredtſamkeit und Volksgunſt ausgezeichneten Staatsmänner und Redner den größten Einfluß, während das Volk ſelbſt in den wichtigſten Angelegenheiten entſchied. Dieſer Zuſtand einer an ſich vernünftigen Rechtsgleichheit war befriedigend und heilſam, ſo lange die Mehrzahl des ſelbſt entſcheidenden Volkes aus rechtlichen, ſelbſtſtändigen, unabhängigen und einſichtsvollen Bürgern beſtand, fähig ſelbſt zu prüfen und ihrer Ueberzeugung zu folgen, und ſo lange wirklich einſichtsvolle, vaterlandsliebende und rechtliche Staatsmänner durch ehrenhafte Mittel die Gunſt dieſes Volkes zu gewinnen, ſeine Zuſtimmung zu ihren Vorſchlägen zu erlangen hoffen durften: aber er mußte gefährlich und verderblich werden, ſobald die Anzahl der rohen und ungebildeten, der abhängigen und unſelbſtſtändigen, der beſitzloſen aber bedürfniß- und anſpruchsvollen, daher beſtechlichen Mitglieder der Volksgemeinde überwog; wenn die Führer und Leiter des Volkes zu unerlaubten Mitteln und Künſten greifen mußten, um ſelbſt ihre guten, dem Staate heilſamen Abſichten durchzuſetzen; wenn ſolche an ſich ſchon verwerfliche Mittel angewendet wurden, um ſchlechte, ehrgeizige und ſelbſtſüchtige Zwecke zu erreichen, und am Ende die rechtlichen und vaterlandsliebenden Staatsmänner den Gewiſſenloſen und Schlechten das Feld räumten, weil ſie zu einem ſolchen Volke kein Vertrauen mehr hatten und mit jenen Waffen nicht kämpfen konnten und wollten. Dieſe Veränderung trat für Athen nur zu bald ein und wurde gerade durch an ſich glückliche Ereigniſſe beſchleunigt. Die ungeheure Siegesbeute in den Schlachten von Platää und Mykale und bei den ſpätern Eroberungen von Städten, ſo wie der raſch aufblühende Handel, Gewerbe- und Kunſtfleiß ſteigerte den Reichthum Athens im Ganzen, und verfeinerte die Bildung, den Geſchmack und die Genüſſe, erweiterte aber auch die Kluft, welche die Reichen von den minder Wohlhabenden und von der zahlreichen Claſſe der Armen trennte, und machte die Letztern zu Neuerungen geneigt und zu einem gefährlichen Werkzeug in den Händen von ehrgeizigen und gewiſſenloſen Volksführern und Verführern (Demagogen).

Raſchere und ſchlimmere Wirkungen als in dem zuvor ſchon mehr verfeinerten Athen drohte die perſiſche Beute in dem bisher im Ganzen ſo ſtrengen und rauhen Sparta hervorzubringen; doch beugten ihnen die Spartaner für jetzt noch vor. Ihr König Pauſanias, der über die Ueppigkeit und Prachtliebe der Perſer geſpottet hatte, dem aber von der Beute ein reicher Antheil zugefallen war, bekam bald Geſchmack an den perſiſchen Sitten und Bräuchen, ergab ſich der Ueppigkeit, machte ſich durch Härte und Hochmuth verhaßt, (er hatte auf den goldnen nach Delphi geweihten Dreifuß zuerſt eine prahleriſche Inſchrift ſetzen laſſen, die ihn als den Geber bezeichnete, und welche auf Befehl der Lacedämonier wieder ausgelöſcht wurde,) durch geheime Unterhandlungen mit den Perſern in hohem Grade verdächtig, wurde zurückberufen und, wie ſchon erzählt, wegen geringerer Vergehen um Geld beſtraft, die Hauptanklage aber wurde nicht als erwieſen angenommen. Doch mochte die Handlungsweiſe des Pauſanias für die Spartaner eine Warnung ſeyn, ſich von den auswärtigen Kriegen, welche einen ſo ſchlimmen Einfluß auf ihren König geübt hatten, ferne zu halten, und ſie bewegen, den Oberbefehl um ſo williger den Athenern zu überlaſſen. Pauſanias ſelbſt begab ſich, wie berichtet wird, ohne Erlaubniß der Spartaner nach Byzanz und zeigte ein höchſt unkluges, ja wahnſinniges Benehmen, trat mit königlichem Prunk und in mediſcher Tracht auf, ließ ſich von mediſchen und ägyptiſchen Trabanten begleiten, ſpeiſte ſehr üppig und zeigte ſich durchaus ſtolz und grauſam. Während er in Kolonä, im Gebiete von Troas, ſich aufhielt, ſchickten die Lacedämonier, welche von ſeinem Treiben und ſeinen verdächtigen Anſchlägen Kunde erhielten, Abgeordnete an ihn mit einem kurzen Schreiben: wenn er nicht nach Hauſe zurückkehre, würden ſie ihn zum Tode verurtheilen. Dieſem Befehl wagte er nicht den Gehorſam zu verſagen und hoffte, durch Geld und Einfluß die ihm drohende Gefahr abwenden zu können. Als er ankam, ließen ihn die Ephoren in das Staatsgefängniß ſetzen, was ihnen ſelbſt gegen einen König zu thun zuſtand. Doch gelang es ihm auch jetzt wieder ſeine Freiheit zu erhalten, weil die Spartaner einen Bürger und gar einen ihrer Könige nicht ohne die genügendſte Ueberweiſung verurtheilen mochten, obwohl er ſich vom Verdacht durchaus nicht reinigte. Pauſanias aber, erbittert über das Erlittene, oder vielleicht auch ſicher gemacht durch die zweimalige Freiſprechung, gab ſeine Plane noch immer nicht auf und ſoll namentlich die Heloten durch das Verſprechen der Freiheit aufzuwiegeln verſucht haben. Immer aber fehlten die Beweiſe, um ein Urtheil über ihn fällen zu können, bis endlich ein mit einem Briefe des Pauſanias an den Perſer Artabazus beauftragter Bote den unzweifelhaften Beweis ſeiner Schuld herſtellte. Pauſanias hatte mit dem Artabazus verabredet, daß von den Ueberbringern ſeiner Briefe an den König keiner zurückkehren dürfe, damit ſie das Geheimniß nicht verrathen könnten, und ſie wurden daher von den Empfängern der Briefe umgebracht. Der Umſtand, daß keiner der frühern Boten zurückgekommen war, fiel endlich Einem auf; er eröffnete den ihm übergebenen Brief, fand ſeinen Argwohn, daß auch er dem Tode entgegen ginge, beſtätigt und lieferte den Brief den Ephoren aus. Sie waren jetzt von ſeiner Schuld überzeugt, wünſchten aber doch aus dem Munde des Pauſanias ſelbſt das Geſtändniß ſeines Verraths zu vernehmen, und eine Veranſtaltung wurde getroffen, daß die Ephoren als verborgene Ohrenzeugen hörten, wie er gegen den Boten von ſeinen verbrecheriſchen Planen ſprach. Als nun die Ephoren Maßregeln ergreifen wollten, um ihn wieder verhaften zu laſſen, flüchtete er ſich, ihre Abſicht merkend, in den Tempel der Athene, wo er als Schutzflehender durch die religiöſen Bräuche des Volkes gegen Gewalt geſichert war. Während die Spartaner ungewiß waren, wie ſie ſich verhalten ſollten, ſoll die eigne Mutter des Pauſanias zu dem Tempel gekommen ſeyn, ohne ein Wort zu ſprechen, einen Ziegelſtein, den ſie mitgebracht, am Eingang des Heiligthums niedergelegt und ſich dann entfernt haben. Die Lacedämonier, an die Entſcheidung der Mutter ſich haltend, vermauerten ſofort den Eingang und ſo mußte Pauſanias Hungers ſterben. Dem Tode nahe wurde er aus dem Tempel weggetragen und gab bald den Geiſt auf. Die Gottheit aber mißbilligte die Verletzung des Rechts der Schutzflehenden, und die Lacedämonier ſtellten, um das Unrecht zu ſühnen, zwei eherne Bildſäulen des Pauſanias im Tempel der Athene auf.

Dieß traurige und ſchimpfliche Ende nahm der Sieger von Platää, und ſo unbegreiflich erſcheint ſeine ganze verkehrte, übermüthige und verrätheriſche Handlungsweiſe, daß man darin entweder die Folgen von Gewiſſensbiſſen über einen in Byzanz begangenen Mord und eine Strafe des Himmels erblickt, oder ſie aus einer in ſeiner Familie liegenden Anlage zum Wahnſinn abgeleitet hat. Die Geſetze und Sitten von Sparta müſſen ſchon in dieſer Zeit nicht mehr ſtark genug geweſen ſeyn, um ſolche freche Vermeſſenheit zu hindern oder zurückzudrängen, und die Langmuth der Ephoren ſcheint eher noch in der Scheu, den Namen eines ſpartaniſchen Königs und damit des Staates ſelbſt durch eine Verurtheilung wegen Verraths zu brandmarken, als in der Vorſicht, ja keinen Unſchuldigen zu verurtheilen, ihren Grund gehabt und Pauſanias ſelbſt ſcheint auf dieſe Nachſicht nur allzuſehr ſich verlaſſen, aber durch das Uebermaß ſeiner Frechheit ſie am Ende erſchöpft zu haben. Viele Umſtände in ſeiner Geſchichte jedoch zeigen an, daß jedenfalls die alte Zucht Sparta's etwas erſchlafft war; und die Spartaner, wenn ſie ſie noch länger erhalten oder wiederherſtellen wollten, handelten klug, daß ſie den Oberbefehl zur See, die Hegemonie, Athen überließen und ſich von den Kriegen in der Ferne zurückzogen.

Folgenreich war der Verrath des Pauſanias hauptſächlich auch in ſo fern, als die Entdeckung deſſelben auf das Schickſal des Themiſtokles großen Einfluß übte. Hier mag auch das Schickſal des andern ſpartaniſchen Königs Leotychides erzählt werden. Er bekriegte einige Jahre nach dem Perſerkriege die Theſſalier, vermuthlich um ſie wegen ihrer den Perſern geleiſteten Hülfe zu züchtigen, und als er es ſchon in ſeiner Hand hatte, Alles zu unterwerfen, ließ er ſich durch ſchweres Geld beſtechen. Aber auf friſcher That ertappt, wie er im Lager ſelbſt auf einem vollen Beutel Geld ſaß, ward er aus Sparta flüchtig, ſein Haus wurde niedergeriſſen und er ſtarb in Tegea in der Verbannung. So wenig war auch dieſer König den ſpartaniſchen Geſetzen und Sitten getreu.

Themiſtokles, unmittelbar nach der Schlacht von Salamis ſo hoch gefeiert, hatte durch ſein ſpäteres Benehmen den Haß der Lacedämonier ſich zugezogen, und ſie arbeiteten an ſeinem Sturze dadurch, daß ſie den Athener Cimon, den Sohn des Miltiades, ſo viel ſie konnten durch Auszeichnung ehrten und hoben, und ihn dem Themiſtokles als Nebenbuhler in der Lenkung und Führung des Staats entgegen ſtellten. Nun wurden zwar die großen Verdienſte des Themiſtokles um die Befreiung des geſammten Vaterlandes von allen Hellenen bereitwillig anerkannt, und wie er beim nächſten Feſte zu Olympia zur Rennbahn kam, ſollen alle Anweſenden nicht mehr nach den Wettkämpfen, ſondern den ganzen Tag nur auf ihn geſehen und ihn voll Jubels und mit Händeklatſchen den Fremden gezeigt haben, ſo daß er hocherfreut ſeinen Freunden geſtand, er fühle ſich jetzt belohnt für ſeine Anſtrengungen für Griechenland. Aber ſeine Erpreſſungen, und manche Beweiſe von Habgier und Prunkſucht ſchadeten ihm in der guten Meinung der Hellenen; und in Athen ſelbſt, ſo ſehr ſeine Einſicht und ſeine nützlichen Dienſte anerkannt wurden, genoß er doch, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, keine ausgezeichnete Achtung und Liebe. Wie er die wichtigſten und ernſteſten Dinge mit einem gewiſſen Leichtſinn behandelte, ein übermüthiges und muthwilliges Spiel damit trieb, zeigt ein Wort von ihm über ſeinen Sohn, ein verzogenes Kind, von welchem er ſagte: der ſey der Gewaltigſte in Griechenland; denn den Griechen befehle Athen, den Athenern er, ihm die Mutter des Knaben, und der Mutter ihr Sohn. Einige Zeit noch blieb er den Athenern unentbehrlich; ſein edler Gegner Ariſtides, welcher zuerſt den Oberbefehl über die Flotte der Athener und dann über die ſämmtlichen Hellenen, und namentlich der verbündeten Jonier erhielt, und nachmals zu dem wichtigen Amte eines Schatzmeiſters der Hellenen (Hellenotamias) ernannt wurde, erkannte die großen Verdienſte und die nützlichen Beſtrebungen des Themiſtokles und enthielt ſich, wie es ſcheint, der Bekämpfung deſſelben; und der emporſtrebende Cimon wurde aus Athen entfernt zuerſt als Mitbefehlshaber, und nach Ariſtides Abgang als erſter Befehlshaber der Flotte. Cimon, ein Mann von großen Fähigkeiten, die er jedoch in ſeiner etwas wilden und wüſten Jugend nicht ſehr ſorgfältig ausgebildet hatte, von ausgezeichneten Vorzügen des Körpers und des Geiſtes, ein tüchtiger Redner und von ſeinem großen Vater Miltiades von den Knabenjahren an in der bürgerlichen Verwaltung wie in der Kriegskunſt unterwieſen und in einer rauhen Schule geübt, durch eine Heirath oder durch das väterliche Erbtheil im Cherſones und nachmals durch Siegesbeute ſehr reich, und obwohl den alten vornehmen Geſchlechtern angehörig, doch außerordentlich leutſelig gegen die Bürger und gegen die Krieger, zeigte ſich als Feldherr ſehr glücklich. Er belagerte und eroberte die thraciſche Stadt Eion, am Strymon gelegen, worin eine ſtarke perſiſche Beſatzung lag, und nahm die von den ſeeräuberiſchen Dolopern beſetzte kleine Inſel Skyros ein, nach welcher ſodann eine Kolonie aus Attika geführt wurde. — Einige Jahre ſpäter befahl ein Orakel den Athenern, auf dieſer Inſel nach den Gebeinen des Theſeus zu forſchen, und wirklich wurde das Gerippe eines großen Mannes, mit einer ehernen Lanze und einem Schwert an der Seite aufgefunden, als das des Theſeus anerkannt, auf das Schiff des Cimon gebracht, und mit großen Feierlichkeiten nach Athen geführt. Zur Feier dieſes Ereigniſſes wurden Spiele geſtiftet und Wettkämpfe der tragiſchen Dichter eingeführt, bei deren erſtem Sophokles dem Aeſchylus den Preis abgewonnen haben ſoll. Der Name Cimons wurde dadurch mit neuem Glanze umgeben.

Als Cimon von ſeinen Kriegszügen nach Athen zurückkam, begann er durch den Schimmer friſcher Thaten, durch gewinnendes Benehmen, durch unbegrenzte Freigebigkeit und Leutſeligkeit, (die man dem Manne aus altem vornehmem Hauſe um ſo höher anrechnete) den Themiſtokles zu verdunkeln. Dieſer hatte durch ſein großes Glück und Anſehen, durch ſeinen Stolz und ſeine Prunkſucht Neid und Haß ſich zugezogen und durch Habſucht und Mangel an Gewiſſenhaftigkeit ſeinen Gegnern Waffen in die Hand gegeben; er erinnerte die Athener gar häufig an ſeine Thaten und ſeine Verdienſte um ſie, und ſtiftete ganz in der Nähe ſeines Hauſes der Artemis Ariſtobule, d. h. der den beſten Rath ertheilenden, einen Tempel, was man ihm ſo auslegte: er wiſſe allein immer den beſten Rath zu geben. Gegründete und ungegründete Anſchuldigungen wurden auf ihn gehäuft, und ſo in dem mißtrauiſchen und leicht zu erregenden Volke der Verdacht erweckt, daß Themiſtokles wohl das Beiſpiel des Piſiſtratus nachahmen und nach der Tyrannei über Athen ſtreben könnte. Daher mußte er ſich dem Oſtracismus unterwerfen, wurde verbannt und nahm ſeinen Wohnſitz in Argos, wo er hoch geehrt wurde. Ariſtides war unter ſeinen Gegnern der Einzige, der Nichts zu ſeinem Nachtheil ſagte oder that, und das Unglück des Feindes nicht benützte. Dieß geſchah 471 vor Chr. Olymp. 77, 1. Schon vorher, wie es ſcheint, hatten die Lacedämonier den Themiſtokles bei den Athenern wegen Theilnahme an dem Verrathe des Pauſanias angeklagt, aber er hatte ſich zu reinigen gewußt und war von der Schuld des Verrathes freigeſprochen worden. Nun aber ſchickten die Lacedämonier, nachdem die ihnen gewogene Partei in Athen den Sieg erlangt hatte, von neuem Geſandte, und ſparten das Geld nicht, um der Anſchuldigung und Forderung derſelben Gehör zu verſchaffen. Man hatte nach des Pauſanias Tode Papiere gefunden, welche andeuteten, daß er im Briefwechſel mit Themiſtokles geſtanden und ihm ſeine Plane und Verbindungen mit Perſien anvertraut hatte. Themiſtokles geſtand zu, daß ihm Pauſanias ſolche Mittheilungen gemacht und ihn zur Theilnahme aufgefordert habe, er aber habe dieß Anſinnen zurückgewieſen und alle weitere Gemeinſchaft verbeten; und in der That ſcheint ihm nur das zur Laſt zu fallen, daß er das ihm anvertraute Geheimniß nicht verrieth, nicht den Angeber des Pauſanias machte, weil er entweder dieß für unwürdig, oder die Plane des Pauſanias für unausführbar, für thöricht und ungefährlich hielt. Die Lacedämonier verlangten jetzt, über das gegen ganz Griechenland begangene Verbrechen müßten nicht die Athener für ſich, ſondern die allgemeine Verſammlung der Hellenen erkennen. Das atheniſche Volk ließ ſich von den Anklägern beſtimmen, in dieſe Forderung zu willigen, und Häſcher zu ſenden, die ihn greifen und vor ein Gericht der ſämmtlichen Hellenen ſtellen ſollten Themiſtokles aber hatte kein Vertrauen zu einer Verſammlung, welche allzuſehr unter dem Einfluß der Spartaner ſtand, und noch zu rechter Zeit von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß geſetzt, floh er zuerſt nach Corcyra, deſſen Bewohnern er früher einen wichtigen Dienſt geleiſtet hatte, und von da nach Epirus hinüber. Von den Athenern und Lacedämoniern auch hier verfolgt, warf er ſich dem Könige der Moloſſer, Admetus, in die Arme, welchen er früher in den Tagen ſeiner Größe mit einer Bitte ſchnöde abgewieſen. Den Knaben des Königs auf dem Arme ließ er ſich am Herde des Königshauſes nieder und flehte ihn, wie er nach Hauſe zurückkehrte, um Schutz an, welchen ihm, auf ſolche Weiſe gebeten, Admetus nicht zu verſagen vermochte. Als aber die Lacedämonier die angeſehenſten Männer als Geſandte an Admetus ſchickten, die Auslieferung des Verräthers und Verderbers von ganz Griechenland forderten, und ihm, wenn er ſie verweigere, mit einem Kriegszuge der geſammten Hellenen drohten, gab der König, welcher ſich vor den Drohungen fürchtete, aber ſich ſcheute, ſein dem Schutzflehenden gegebenes Wort zu verletzen, dem Themiſtokles den Rath, heimlich und eilig ſein Land zu verlaſſen und ſchickte ihm eine große Summe Geldes zur Unterſtützung auf die Flucht. Glücklich gelangte dieſer von der Seeſtadt Pydna, jedoch unter manchen Gefahren und Nachſtellungen, nach Aſien in die Stadt Cyme und von da nach Aege, wo ihn Gaſtfreunde bei ſich aufnahmen und verſteckt hielten. Dann begab er ſich, auf die Großmuth der perſiſchen Könige vertrauend, mit einem Perſer, (jedoch in einem verſchloſſenen Wagen, als wäre er eine Frau, die man dem Könige brächte,) nach Suſa, bat den König Artaxerxes, (deſſen Vater Xerxes war damals ſchon todt) um Schutz, und erinnerte ihn auch an die Dienſte, die er, obwohl der eifrigſte und gefährlichſte Feind der Perſer, doch dem Xerxes geleiſtet, indem er ihn zu rechter Zeit zum Rückzug ermahnt habe, verſprach dem Könige auch jetzt wichtige Dienſte zu leiſten, denn wegen ſeiner Freundſchaft gegen ihn ſey er von den Hellenen verfolgt, und verpflichtete ſich dem Könige ſelbſt nach Jahresfriſt zu eröffnen, warum er nach Suſa gekommen. Der König bewunderte die Klugheit des Mannes und billigte ſeinen Vorſchlag. Themiſtokles machte ſich in der bedungenen Friſt mit der perſiſchen Sprache und den Landesſitten bekannt, erſchien dann vor dem Könige und gelangte bei ihm zu ſo großem Anſehen wie kein Hellene, theils wegen ſeines früher erworbenen großen Ruhmes, theils weil er ihm Hoffnung machte, ihm die helleniſchen Staaten zu unterwerfen, theils durch ſeinen großen Verſtand und die Einſicht, womit er von allen Dingen zu ſprechen und ſie richtig zu beurtheilen wußte. Der König ſoll ihn bei der erſten Zuſammenkunft, zwar ohne zu antworten, aber voll Bewunderung ſeines Geiſtes und ſeines kühnen Muthes angehört, dann aber gegen ſeine Freunde geäußert haben: die Gottheit möge nur immer die Feinde ſo mit Blindheit ſchlagen, daß ſie ihre Beſten von ſich ſtoßen; und ſogar bei Nacht habe er im Schlafe dreimal gerufen: „Ich habe den Themiſtokles, den Athener!“

Er wurde ſodann vom Könige ſo mit Ehren und Wohlthaten überhäuft — die Einkünfte von drei reichen Städten, Lampſakus, Magneſia und Myus, wurden ihm zu ſeinem Unterhalt angewieſen — daß die Perſer ſelbſt eiferſüchtig und neidiſch auf ihn wurden. Sogar ſoll ihm der König erlaubt haben, eine eherne Statue aus einem Tempel in Sardes, welche er ſelbſt hatte fertigen laſſen und welche von den Perſern geraubt worden war, den Athenern zurückzuſenden, um ihnen zu beweiſen, daß er ihrer noch in Gutem gedenke, oder auch, in welch hohem Anſehen er beim Perſerkönige ſtehe. Seinen bleibenden Aufenthalt nahm er in Magneſia, wo er im Ueberfluß und in Ehren, gleich den vornehmſten Perſern lebte, und ſeine Frau und Kinder bei ſich hatte, welche ihm ſeine Freunde nachgeſchickt hatten. Es mag hier auch des Themiſtokles Tod erzählt werden, obgleich er viel ſpäter erſt eintrat. Längere Zeit ließen den König die Angelegenheiten im innern Aſien nicht an den Krieg mit den Hellenen denken, bei welchem er hauptſächlich auf den Rath und den Beiſtand des Themiſtokles zählte; und nach der einen Nachricht ſoll dieſer ruhig, bis zu ſeinem Tode an einer Krankheit, fortgelebt haben, nach einer andern aber wäre er endlich von dem Könige, der ſich eifrig zum Kriege gegen die Hellenen rüſtete, zu Erfüllung ſeiner Zuſage und zur thätigen Theilnahme daran gemahnt worden. Dazu konnte er ſich nicht entſchließen, entweder weil ihn die Vaterlandsliebe abhielt, etwas gegen ſein Volk zu unternehmen, oder weil er dadurch ſeine frühern Thaten und ſeinen Ruhm zu beflecken fürchtete, oder auch weil er an der Möglichkeit zweifelte, gegen die Hellenen und ihre großen und glücklichen Feldherrn etwas auszurichten. Daher beſchloß er, wird erzählt, das Leben durch ein würdiges Ende zu krönen, lud ſeine Freunde zu einem Abſchiedsmahle zuſammen, opferte den Göttern und trank ſich mit Ochſenblut oder mit ſchnellwirkendem Gifte den Tod, zu Magneſia, im fünfundſechszigſten Lebensjahre. Seine Gebeine wurden ſeinem Verlangen gemäß in die Heimath gebracht und in Attika beerdigt, doch ohne Vorwiſſen der Athener, denn es war nicht erlaubt, ihn dort zu begraben, weil er als Verräther vom Vaterlande flüchtig geworden war. Er ſtarb etwa 449 vor Chr. Schon achtzehn Jahre vorher, 467 vor Chr. war ſein großer Gegner Ariſtides, hochgeehrt von ſeinen Mitbürgern und von ganz Griechenland, geſtorben, und die Dankbarkeit des Staates ſprach ſich in einem Grabmal aus, das ihm auf öffentliche Koſten geſtiftet wurde; ſeine Töchter wurden von der Stadt ausgeſtattet und ſein Sohn mit Geld und Land beſchenkt. Von ihm wurde das ſchöne Wort geſagt: Andere, Themiſtokles, Cimon, Perikles, haben die Stadt mit Hallen, Reichthümern und vielem eiteln Prunke erfüllt, Ariſtides aber die Tugend zum Ziele ſeines öffentlichen Lebens gemacht.

XVIII.

Die Zeiten Cimon's.

In Athen war nach der Verbannung des Themiſtokles Cimon, zuerſt berathen und geleitet von Ariſtides, welcher ihn den Verirrungen einer wilden und ausgelaſſenen Jugendzeit entriſſen und auf edlere und würdigere Beſtrebungen hingewieſen hatte, der mächtigſte und einflußreichſte Mann. Seiner Geburt nach gehörte er der ariſtokratiſchen Partei an; die Spartaner, die ihn früher ſchon gegen Themiſtokles unterſtützt hatten, waren ihm ebenſo wie er ihnen gewogen, und ſo erhielt ſich, während er an der Spitze des Staates ſtand, ein gutes Vernehmen zwiſchen den beiden Staaten. Durch ſeine Freundlichkeit und Freigebigkeit gewann er die höchſte Gunſt der Bürger. Durch ſeine Kriegsthaten bereichert, hielt er offenen Tiſch für Jeden der zu ihm kam; er öffnete ſeine Gärten allen Bürgern; er war immer von Dienern begleitet, welche die ihm begegnenden Armen oder Schlechtgekleideten mit Geld oder Gewändern beſchenkten, und dabei zeichnete er ſich durch Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit aus. Neue glückliche Kriegsthaten hoben ihn auf den Gipfel des Ruhmes und der Volksgunſt. Athen, jetzt die Hegemonie zur See behauptend, legte den Befehl über die griechiſche Flotte in ſeine Hände. Jedoch hatte er als Anführer der Flotte nicht bloß die Perſer zu bekriegen, ſondern auch Hellenen. Nachdem die nächſte Gefahr von den Perſern beſeitigt war, ſträubten ſich einzelne Städte gegen die läſtige Stellung von Kriegsſchiffen und gegen die Bezahlung der Geldbeiträge, und die Stellung der Bundesgenoſſen gegen Athen wurde dadurch verändert, ihre Stimmung wurde unzufrieden und bitter und Athen mußte ſein Anſehen mit Gewalt behaupten. So wurden die Stadt Karyſtus auf Euböa und die Inſel Naxos von Cimon zur Unterwerfung unter den Bund und Athen genöthigt, und letzterer ſchwere Bedingungen auferlegt. — Die große Flotte, mit welcher er Naxos unterworfen, führte er dann nach Kleinaſien, wo in den meiſten Städten die perſiſche Herrſchaft noch nicht erſchüttert worden war. Mit zweihundert atheniſchen, hundert joniſchen und äoliſchen Kriegsſchiffen landete er in Karien, wo die griechiſchen Kolonien an der Küſte alsbald von den Perſern abfielen, die Städte der Eingebornen aber mit perſiſcher Beſatzung von ihm belagert und erobert wurden. Dann gewann er die Städte von Lycien und verſtärkte durch deren Aufnahme in den Bund noch mehr ſeine Flotte. Die Perſer ſammelten eine aus phöniciſchen, ciliciſchen und cypriſchen Schiffen beſtehende, den Griechen an Zahl überlegene Flotte bei Cypern, und auf der gegenüberliegenden Küſte ein Landheer. Cimon griff die Flotte an, ſchlug ſie in einer glänzenden Schlacht, trieb die Schiffe ans Land, wo die Mannſchaft ſich flüchtete, und nahm die leeren Schiffe weg. Sofort beſetzte er dieſe mit ſeinen beſten Leuten, welche perſiſche Kleidung anlegen mußten, ſegelte nach der gegenüberliegenden Küſte, landete dort Abends und fiel in das Lager der Barbaren ein, welche durch die perſiſche Kleidung der auf den erbeuteten Schiffen heranfahrenden Griechen getäuſcht, ihn als Freund empfangen hatten. Große Verwirrung entſtand unter den Perſern und ein glänzender Sieg wurde von Cimon hier, am Fluß Eurymedon, erfochten. Durch emporgehobene Fackeln rief Cimon die Griechen von der Verfolgung in der Nacht zurück, damit ihnen nicht ein Unfall zuſtieße, und am folgenden Tage errichtete er Siegeszeichen für zwei, an Einem Tage, von demſelben Heere erfochtenen Siege. Dreihundert und vierzig Kriegsſchiffe, zwanzigtauſend Gefangene und große Schätze waren die Frucht dieſer glücklichen Kämpfe 470 vor Chr. Einige Jahre ruhten jetzt, wie es ſcheint, die Waffen zwiſchen den Perſern und den Griechen, und während dieſer Zeit übten die Athener und befeſtigten fortwährend ihre Oberherrſchaft zur See; ſie unterwarfen die unbotmäßigen Bundesgenoſſen, wie z. B. die Inſel Thaſos mit reichen Goldbergwerken, und ſchickten eine Kolonie von zehntauſend Köpfen an die Ufer des Strymon, wo ſpäter Amphipolis gegründet wurde. Doch wurden dieſe Koloniſten von den edoniſchen Thraciern in einer hitzigen Schlacht, in Folge längerer Feindſeligkeiten, niedergehauen.

Während ſo die Macht und der Reichthum Athens auf jede Weiſe ſtieg, brach mancherlei Unheil über die Spartaner herein. Die ſchmachvolle Handlungsweiſe ihrer Könige Leotychides und Pauſanias (dieſer war eigentlich nur Vormund und Verweſer für den jungen Pleiſtarchus,) warf einen Schatten und Flecken auf den Staat, und der Letztere brachte ſie um den Oberbefehl zur See. Durch ſeine Aufwieglung der Heloten hat er vielleicht auch den Samen ausgeſtreut zu den Gefahren, welche einige Zeit hernach die Spartaner bedrohten. Gleichzeitig mit einem gewaltigen Erdbeben in Lacedämon, durch welches die Grundmauern der Häuſer einſtürzten und über zwanzigtauſend Menſchen umgekommen ſeyn ſollen, und das man einer den Lacedämoniern zürnenden Gottheit zuſchrieb, erhoben ſich die längſt feindſelig geſtimmten, aber durch Furcht vor der Macht Sparta's gebändigten und gelähmten Heloten und Meſſenier gegen ihre ſo ſchwer heimgeſuchten und verminderten Gebieter. Sie verabredeten ſich mit einander und bekriegten gemeinſchaftlich die Lacedämonier. Der König Archidamus, welcher beim Ausbruch des Erdbebens zuerſt ſeine Waffen angelegt und die Trompeten hatte blaſen laſſen, wodurch viele Spartaner, dem Kriegsſignal augenblicklich Folge leiſtend und mit ihm auf's Feld hinauseilend, gerettet worden waren, leiſtete auch jetzt im Kriege tapfern Widerſtand und trieb die Empörer, welche die halb zerſtörte und entvölkerte Stadt leicht einzunehmen gehofft hatten, zurück. Sie beſetzten jetzt den feſten Platz Ithome in Meſſenien und machten von da Streifzüge nach Lakonien. So geſchwächt waren die Spartaner, daß ſie, die vor Kurzem, eiferſüchtig auf die wachſende Macht von Athen, und von den Thaſiern um Beiſtand gebeten, ſchon Rüſtungen gemacht hatten, um in Attika einzufallen, jetzt die Athener um Hülfe gegen ihre empörten Unterthanen und Sklaven baten, da dieſe für beſonders geſchickt in der Belagerungskunſt galten. Die Athener, hiedurch geſchmeichelt und zur Großmuth immer geneigt, ſchickten ein Hülfsheer unter Cimon, welcher auch dieſen Beſchluß, gegen den abrathenden Ephialtes, durchgeſetzt hatte, mit der Ermahnung: „laßt nicht Griechenland verſtümmelt werden und Athen nicht ſeinen Waffenbruder verlieren!“ Die Spartaner aber, immer mißtrauiſch, ſchöpften gegen ſie Verdacht, als könnten ſie den Geiſt der Neuerungen im Peloponnes einführen, oder als wollten ſie auf die Seite der Meſſenier treten, und entließen nach einiger Zeit das atheniſche Hülfsheer unter dem Vorwand: die übrigen Bundesgenoſſen ſeyen für den Krieg hinlänglich. Dieß war keineswegs der Fall; der Krieg, der dritte meſſeniſche genannt, und die Belagerung von Ithome dauerte zehn Jahre, 464 vor Chr. bis 454 mit abwechſelndem Glücke, und am Ende mußten die Spartaner den Meſſeniern ziemlich gelinde Bedingungen bewilligen, denn ſie durften mit ihren Weibern und Kindern den Peloponnes verlaſſen, als ſie endlich Ithome übergaben. Von den Heloten aber wurden die Anſtifter hingerichtet und die Uebrigen wieder unter das alte Sklavenjoch gebeugt. Von den Athenern wurde den ausziehenden Meſſeniern die Stadt Naupaktus eingeräumt, an der Grenze von Aetolien, welche dieſe den Ozoliſchen Lokrern abgenommen hatten. Im Beſitze dieſer Stadt eroberten die Meſſenier nachmals die Stadt der Oeniaden, eines akarnaniſchen Stammes, wurden aber in

Oeniadä ſpäter von der Macht der geſammten Akarnanier angegriffen und lange belagert, wobei ſie ſchweren Verluſt erlitten; doch erreichte ein Theil von ihnen Naupaktus, und fortwährend beſeelte ſie der heftigſte Haß gegen die Lacedämonier.

Die Athener begnügten ſich nicht mit dieſer Begünſtigung der Feinde von Sparta. Die Zurückſendung ihres Hülfsheers, die ſie als eine Beſchimpfung betrachteten, hatte ſie tief erbittert, ihre Abneigung gegen Sparta beſtärkt, und vermuthlich den Anlaß zur Verbannung Cimons, welcher dazu gerathen hatte, gegeben. Er war ſchon zuvor wegen ſeiner unverhehlten Vorliebe für Sparta angefeindet, und nachdem er von dem Feldzug gegen Thaſos zurückgekommen, ohne einen vollſtändigen Sieg davon getragen zu haben, wegen nachläſſiger Führung des Krieges und ſogar wegen Geldannahme von dem Könige Macedoniens, angeklagt worden. Von dieſer Anklage wurde er ehrenvoll freigeſprochen; aber jetzt wurde er durch den Oſtracismus verbannt, 461 vor Chr.

Ueberhaupt ſchien der dritte meſſeniſche Krieg das Zeichen zu geben zu fortdauernden heftigen Feindſchaften und Kriegen der Hellenen unter einander. Gleich nach der Rückkehr des Hülfsheers aus dem Peloponnes ſagten ſich die Athener von dem mit den Lacedämoniern gegen die Perſer geſchloſſenen Bunde los und ſchloßen ein Bündniß mit den beſtändigen Feinden der Lacedämonier, den Argivern, welche der mediſchen Geſinnung verdächtig, und mit den Theſſaliern, welche entſchieden auf der Seite der Perſer geweſen waren. Argos hatte den Helotenaufſtand benützt, um Krieg mit der Stadt Mycenä, welcher die Spartaner jetzt nicht zu Hülfe kommen konnten, anzufangen; ſie gewannen eine Schlacht, eroberten die Stadt mit Sturm, zerſtörten ſie, machten die Einwohner zu Sklaven und weihten den zehnten Theil der Beute dem Gotte. Die Megareer, von ihren Nachbarn, den Korinthiern, geneckt und beunruhigt, riſſen ſich von der Hegemonie der Spartaner los und traten ebenfalls in den Bund der Athener, welche Megara und Pegä beſetzten, den Megareern die langen Mauern von der Stadt nach dem Hafen bauten und eine Beſatzung hineinlegten. Dieß legte den Grund zu dem heftigſten Haß der Korinthier gegen die Athener, und während ſie früher dieſem Staate geneigt geweſen waren, ſchloßen ſie ſich von jetzt enge an Sparta an.

Noch während der zehnjährige meſſeniſche Krieg dauerte, kam es zwiſchen Megara und Korinth und ihren mächtigeren Bundesgenoſſen zum förmlichen Kriege. Die Athener machten eine Landung in Haliä, in Argolis, wurden aber von den Korinthiern geſchlagen; dagegen ſiegten ſie bald darauf über die peloponneſiſche Flotte in der Nähe von Epidaurus. Auch Aegina wurde jetzt in den Krieg verwickelt und eine große Seeſchlacht erfolgte bei Aegina, worin die Athener ſiegten, ſiebzig Schiffe eroberten, und die Stadt ſelbſt belagerten. Die Peloponneſier ſchickten den Aegineten Hülfstruppen und die Korinthier drangen in das megariſche Gebiet ein, in der Meinung, die Athener hätten keine Mannſchaft mehr, da ihre Kriegsmacht in Aegina und auf einem Kriegszug in Aegypten war. Aber der Feldherr Myronides rückte mit den Aelteſten und Jüngſten der in der Stadt Gebliebenen den Korinthiern entgegen und leiſtete ihnen tapfern Widerſtand. Bald kam es auch zu einem Kampfe der Athener mit den Lacedämoniern ſelbſt. Dieſe hatten den Doriern, am Parnaß und Oeta, welche von den Phociern bekriegt wurden, eine ſtarke Hülfsmacht geſchickt unter dem Feldherrn Nikomedes, Vormund des minderjährigen Königs Pleiſtoanax, und nachdem er die Phocier zum Frieden genöthigt, trat er den Heimzug an. Die Athener aber kreuzten mit einer Flotte in jener Gegend, und ſchickten ſich an, ihnen die Ueberfahrt durch die Bucht von Kriſſa zu ſperren. Der Zug zu Lande über den Iſthmus ſchien auch gefährlich; daher beſchloſſen ſie in Böotien zu verweilen und abzuwarten, bis ſie ſicher hinüber kommen könnten. Zugleich aber waren ſie auch von der Partei der Ariſtokraten in Athen heimlich eingeladen worden, die Volksherrſchaft zu ſtürzen und den Bau der langen Mauer, welche den Piräeus mit der Stadt verbinden ſollte, zu hindern; auch unterhandelte Nikomedes ſchon mit Theben wegen eines Bündniſſes gegen Athen. Die Athener boten eine ſtarke Macht eigner Bürger, Argiver, ſonſtiger Bundesgenoſſen, namentlich theſſaliſche Reiter gegen ſie auf. Cimon, der wegen ſeiner Vorliebe für die Spartaner Vertriebene, kam jetzt aus der Verbannung und ſtellte ſich bewaffnet in ſeinem Stamme, um durch die Theilnahme an der Gefahr ſeiner Mitbürger ſich vom Verdacht ſpartaniſcher Geſinnung zu reinigen. Perikles, — dieſer war jetzt an die Spitze des Staates getreten — und ſeine Freunde, wieſen ihn als Verbannten zurück, weil ſie fürchteten, ſeine Anweſenheit möchte Verwirrung erregen. Durch heldenmäßige Tapferkeit ſuchte Perikles die Abweſenheit ſeines Nebenbuhlers zu vergüten; und ebenſo kämpften Cimons Freunde Alle aufs tapferſte, um ſich von dem auch auf ihnen ruhenden Vorwurfe zu reinigen und es fielen die Meiſten: dieß hatte zur Folge, daß Cimon bald darauf, weil Reue und Sehnſucht nach ihm die Athener ergriff, zurückgerufen wurde; die Schlacht aber, bei Tanagra 457 vor Chr. geſchlagen, entſchied ſich am Ende doch, durch den Abfall der theſſaliſchen Reiter zu den Lacedämoniern, gegen die Athener. Doch eilten nunmehr die Sieger nur, in ihre Heimath zu kommen. Die Athener aber, unter dem Feldherrn Myronides, unternahmen zweiundſechszig Tage nach der Schlacht bei Tanagra ſchon wieder einen Heerzug gegen die Böotier oder vielmehr die Thebaner; denn dieſe hatten die Lacedämonier gebeten, ihrer Stadt wieder zur Oberherrſchaft über Böotien zu helfen, und dafür verſprachen ſie ihnen, den Krieg gegen die Athener allein zu führen. Die Lacedämonier fanden den Antrag vortheilhaft, halfen ihnen zur Aufführung weiterer Mauern um Theben und zur Unterwerfung der böotiſchen Städte. Myronides griff die Thebaner mit einer bei weitem geringern Truppenzahl an, ſchlug ſie völlig, eroberte dann Tanagra, durchzog verwüſtend und zerſtörend Böotien und bereicherte ſeine Krieger mit großer Beute. Die vereinigten Böotier ſtellten jetzt ein großes Heer auf und einen ganzen Tag wurde bei Oenophyta aufs erbittertſte gekämpft. Die Athener ſiegten und bekamen alle Städte Böotiens, mit Ausnahme von Theben, in ihre Gewalt. Dann zog Myronides gegen die opuntiſchen Lokrer und die Phocier, bezwang ſie, ließ ſich Geiſeln ſtellen und brach dann gegen die Theſſalier auf, welche an Athen zu Verräthern geworden waren. Doch konnte er die Stadt Pharſalus nicht einnehmen und zog dann mit großem Ruhme nach Athen zurück. Ebenſo ruhmvoll war für die Athener das folgende Jahr, 456 vor Chr. Der Befehlshaber der atheniſchen Seemacht, Tolmides, landete mit fünfzig Dreiruderern und viertauſend Schwerbewaffneten bei Methone in Lakonien und nahm dieſen Platz ein; dann fuhr er weiter, eroberte Gythium, die Hafenſtadt der Lacedämonier, verbrannte ihre Schiffswerfte und verheerte das Land. Weiter ſegelte er dann nach den Inſeln Zakynthus und Cephallenia und unterwarf ſie, und gewann dann die Stadt Naupaktus, welche, wie ſchon erwähnt, den aus Ithome abgezogenen Meſſeniern eingeräumt wurde. Im folgenden Jahre unternahmen die Athener wieder unter Perikles einen glücklichen Zug nach dem Peloponnes, verheerten einen Theil deſſelben und unterwarfen dann alle Städte von Akarnanien. Jetzt, als die Athener auf der höchſten Höhe des Ruhmes ſtanden, wegen ihrer Tapferkeit und Kriegskunſt, und einem ſehr großen Theil Griechenlands geboten, wurde durch die Vermittlung des aus der Verbannung zurückgerufenen Cimon ein Frieden oder Waffenſtillſtand mit den Peloponneſiern geſchloſſen, 450 vor Chr., und in Griechenland ſelbſt ruhten jetzt die Waffen eine Weile.

Ueberblicken wir dieſen letzten Zeitraum, ſo finden wir die Macht Sparta's ſehr geſunken und von ſchweren Unfällen betroffen, von dem Verluſt des Oberbefehls zur See, von dem Erdbeben, von dem Aufſtand der Meſſenier und Heloten, dem zehnjährigen Kriege mit ihnen, welcher eine theilweiſe Entvölkerung des Landes zur Folge hatte, von den ſiegreichen Einfällen der atheniſchen Flotten im Peloponnes ſelbſt, der Verbrennung der Schiffswerfte, dem Verluſt oder Abfall vieler Städte. Hätten wir jedoch genauere Nachrichten von ihnen, ſo würden wir vielleicht ſehen, daß unter dieſen harten Schlägen die alte ſpartaniſche Strenge und Größe ſich, wenigſtens in einem Theile, wieder verjüngte; und den Muth und die Hoffnung ſcheinen ſie jedenfalls nie verloren zu haben. Glanzvoll aber ſtieg in dieſer Zeit die Macht Athens, welches Sparta für immer zu überflügeln drohte.

Von den Kriegsthaten dieſer lebensvollen und ehrgeizigen Stadt iſt zuerſt noch einiges nachzuholen. Im Jahre 465 vor Chr. war Xerxes von dem Anführer ſeiner Leibwache Artabanus ermordet worden, und ſein Sohn Artaxerxes, die Plane des Mörders auf den Thron vereitelnd, folgte ihm in der Regierung. Aber da doch eine nicht geringe Verwirrung im Reiche ausbrach, benützten dieß die Aegypter zu einer Empörung. Ein lybiſcher Fürſt Inaros brachte den größten Theil des Landes an ſich und als die Perſer ſich zur Unterdrückung des Aufſtandes rüſteten, rief Inaros die Athener zu Hülfe, 462 vor Chr., indem er ihnen große Verſprechungen machte. Die Athener waren gerade mit zweihundert Kriegsſchiffen in einer Unternehmung gegen die Inſel Cypern, die ſie noch nicht ganz unterworfen hatten, begriffen: aber ſie fanden das Unternehmen in Aegypten noch vortheilhafter und lockender, ſchifften mit einer großen Flotte dahin, fuhren den Nil hinauf, wurden Meiſter des Stromes und des größten Theils des Landes, nahmen die Stadt Memphis zu zwei Drittheilen ein und belagerten den dritten Theil, wohin ſich die Perſer geflüchtet hatten. Der Perſerkönig ſandte zuerſt den Megabazus mit Geld nach Lacedämon, um die Peloponneſier zu einem Einfall in Attika zu bewegen, damit die Athener dadurch zum Abzug von Aegypten genöthigt würden, aber ohne Erfolg. Dagegen beſiegte ſpäter der Perſer Megabyzus, mit einem großen Heere zu Land in Aegypten einrückend, die Aegyptier und ihre Bundesgenoſſen in einer Schlacht, vertrieb die Athener aus Memphis und ſchloß ſie auf der Nilinſel Proſopitis ein. Hier belagerte er ſie achtzehn Monate, bis er endlich den Kanal austrocknete, indem er das Waſſer ableitete, ſo die Schiffe auf's Trockne ſetzte (welche von den Hellenen ſofort verbrannt wurden) und einen großen Theil der Inſel mit dem feſten Lande verband, worauf er zu Fuß hinüberrücken konnte und ſie eroberte, 455 vor Chr. Nur wenige Griechen von dem großen Heere entkamen; Aegypten wurde wieder unterworfen, und fünfzig weitere atheniſche Kriegsſchiffe, welche landeten, ohne von den neueren Ereigniſſen zu wiſſen, wurden von phöniciſchen Schiffen und zugleich vom Lande her überfallen und größern Theils zerſtört, ſo daß dieß ägyptiſche Unternehmen den Athenern ungeheuren Schaden brachte. Doch ließ ſich dieß ſchnellkräftige Volk dadurch nicht entmuthigen; und bei ihren reichen Hülfsquellen waren ſie bald im Stande, der vielen Kriegszüge in Griechenland ſelbſt ungeachtet, wieder eine große Flotte von zweihundert Schiffen gegen Cypern (und Aegypten) zu ſenden, unter dem zurückgerufenen Cimon. Dieſe nahm mehrere wichtige Städte, namentlich das angeblich von Teucer gegründete Salamis, ein, beſiegte die Cilicier und Phönicier in einer See- und Landſchlacht und kehrte nach doppeltem Siege mit hundert eroberten Schiffen in die Heimath zurück, 450 und 449 vor Chr. Während dieſes Krieges ſtarb Cimon an einer Krankheit; ſein Tod wurde dem Heere einige Zeit verhehlt und ſein Name führte es noch zum Siege, als ſchon ſein Geiſt entflohen war. Die Athener ehrten hoch das Andenken dieſes großen und glänzenden Feldherrn und edlen Bürgers; aber der vielgerühmte Friedensſchluß mit Perſien, welcher ſeinen Namen trägt, wornach alle griechiſchen Städte in Aſien von Perſien als frei und unabhängig anerkannt worden wären, und Perſien verſprochen hätte: die perſiſchen Feldherrn ſollten ſich den griechiſchen Meeren auf die Entfernung von drei Tagemärſchen nicht nähern, kein perſiſches Schiff zwiſchen Phaſelis, in Lycien, und den cyaneiſchen Felſen, am nördlichen Ende des thraciſchen Bosporus, ſich blicken laſſen, — dieſer Friedensſchluß iſt ohne Zweifel eine Erfindung und Fabel, da die beſten Gewährsmänner davon ſchweigen, und ſeiner in ſpäteren Verhandlungen zwiſchen Hellas und Perſien nicht erwähnt wird. Allerdings jedoch hörten die Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Völkern, in Folge der von den Hellenen errungenen Siege, für längere Zeit auf.

Neben ſo großen und faſt fortwährenden Kriegsunternehmungen fanden die raſtloſen Athener doch Zeit und Mittel, ihre Stadt durch wichtige Werke theils zu befeſtigen, theils zu verſchönern. Etwa 457 vor Chr. begannen ſie die langen Mauern zum Meere zu bauen, deren eine den Hafen von Phalerum, die andere den Piräeus mit der Stadt verband; die bisher nach Süden noch unbefeſtigte Burg wurde auch hier mit Werken verſehen, und die Kriegsbeute gewährte die dazu erforderlichen großen Summen. Säulengänge und die Gärten der Akademie wurden von Cimon angelegt, und in ſeine Fußtapfen trat, was die Verſchönerung der Stadt betrifft, der kunſtliebende Perikles. Von der Zeit nach den Perſerkriegen an, ſagt Diodor, hob ſich fünfzig Jahre lang der Wohlſtand von Griechenland, und alle griechiſchen Städte gelangten zu einer ſolchen Fülle von Reichthümern, daß Jedermann über dieſen großen Wechſel ſich wunderte. Während dieſer Zeit wurden durch den Reichthum die Künſte gefördert, und die größten Künſtler, von welchen man weiß, haben damals gelebt. Mehr als von einer andern Stadt gilt dieß von Athen, welches den glücklichen Krieg gegen die Perſer am längſten fortſetzte und welchem die Siegesbeute des Cimon faſt allein zu Gute kam, das aber außerdem durch Gründung von Kolonien, durch den Beſitz von Bergwerken, durch den ſteten Verkehr mit reichen und fruchtbaren Ländern ſeinen Reichthum ſteigerte. Werfen wir einen Blick auf ſeine Macht zur Zeit von Cimons Tode, 449 vor Chr., ſo gebot es damals, als Bundesgenoſſen und zum Theil als Unterthanen, faſt ſämmtlichen Inſeln des ägeiſchen Meeres, einer Menge von Städten Joniens und Kleinaſiens, Thraciens und Macedoniens und beherrſchte ohne Nebenbuhler das Meer; ſeiner Führung folgten, im eigentlichen Griechenland, die zu Demokratien umgeſtalteten Städte Böotiens, mit Ausnahme Thebens, die von Phokis, Akarnanien und Megaris; es ſtand im Bunde mit den Argivern im Peloponnes, hatte die Inſeln des joniſchen Meeres unterworfen und die große Inſel Cypern; auf lange Zeit hinaus ſchien ſein Uebergewicht unerſchütterlich, zumal da Sparta durch viele Unfälle geſchwächt war. Aber das prächtige und ſtolze Gebäude ſeiner Macht war auf einer zu ſchmalen und zu wenig feſten Grundlage aufgeführt, durch allzu künſtliche Mittel aufrecht erhalten, als daß es hätte von langer Dauer ſeyn können. Durch ſeine Seemacht war Athen ſo groß geworden, und was Themiſtokles vorausgeſehen, das beſtätigte Perikles mit dem berühmt gewordenen Worte: „Etwas Großes iſt es um die Gewalt des Meeres!“ Aber wahr iſt auch, was ein Dichter ſagt: „Auf den Wellen iſt Alles Welle!“ und die gleichſam auf den Wellen ſchwimmende Größe Athens, von einem allzu kleinen Gebiet, von einer zu geringen Bevölkerung von Bürgern getragen, ſank ſo ſchnell zuſammen wie ſie erſtanden war, während die Macht Sparta's, auf der breiteren und natürlicheren Grundlage eines ausgedehnteren Gebietes und des Bundes mit Stammverwandten ruhend, ſich wieder erhob.

Was die Macht Athens nach den Siegen über die Perſer ſo ſehr verſtärkt hatte, der erlangte Oberbefehl über die Bundesgenoſſen, die Hegemonie, das untergrub ſie auch bald. Durch Freundlichkeit, Gerechtigkeit und Milde hatten ſie ſie erworben, aber allmählich behandelten ſie die Bundesgenoſſen wie Unterthanen, hart, gewaltthätig und willkürlich. Die Beiträge zu den Kriegen wurden von 460 Talenten immer höher, zuerſt auf 600, und ſpäter gar auf 1300 Talente geſteigert, während doch der Krieg weniger ernſtlich geführt wurde, und außerdem mußten die Bundesgenoſſen viele Schiffe zu den Kriegszügen der Athener nach Cypern und Aegypten ſtellen. Cimon geſtattete manchen Städten, ſich mit Geld von der Lieferung von Schiffen und Mannſchaft loszukaufen und ſchwächte dadurch ihre kriegeriſche Kraft und Uebung. Die gemeinſchaftliche Kriegskaſſe wurde mit der Zeit von Delos nach Athen verſetzt, und dadurch die Stellung der andern Hellenen gegenüber von den Athenern in ein Verhältniß von ſteuerpflichtigen Unterthanen ſtatt von Bundesgenoſſen verwandelt, den Athenern aber die willkürliche Verwendung dieſer Gelder, zuerſt zu kriegeriſchen Unternehmungen, dann aber auch zu Ausgaben, die dem Zweck des Bundes fremd waren, zur Verſchönerung der Stadt, zu Feſten und Spenden an das Volk, erleichtert, die Unzufriedenheit der Bundesgenoſſen aber natürlich zur höchſten Erbitterung geſteigert und alle Bande der Anhänglichkeit, der Dankbarkeit und des Vertrauens zerriſſen. Durch Furcht und Gewalt wurde der kunſtvolle und prächtige, aber innerlich hohle Bau zuſammengehalten.

Sehr viel war unter dieſen Umſtänden in die Hand derer gelegt, welche das atheniſche Volk leiteten. Eine einſichtsvolle, ſtarke und folgerechte Regierung hätte auch unter ſo ſchwierigen und gefährlichen Verhältniſſen die Macht des Staates vielleicht lange Zeit behaupten können, aber eine ſolche fehlte den Athenern, ſo große Staatsmänner und Feldherrn auch dieß hochgebildete und kluge Volk fortwährend ſeit den Perſerkriegen beſaß. Nicht ein Rath, eine Behörde leitete und entſchied die wichtigſten Staatsangelegenheiten, ſondern einzelne, an der Spitze einer Partei ſtehende Männer durch die Gunſt und Unterſtützung des geſammten Volkes. Die mächtigſten Männer blieben doch immer von der Gunſt der Maſſe abhängig, die ſie auf jede Weiſe zu erkaufen und zu behaupten ſuchten, und die ſie oft zu verlieren fürchten mußten, wenn ſie ihrer eignen beſſern Einſicht folgten; und andrerſeits wurde oft das Volk, während es zu herrſchen und nach freier Einſicht zu entſcheiden wähnte, von ſchlauen Rednern getäuſcht und zu Beſchlüſſen veranlaßt, die ſeinem Vortheil und ſeinen eigentlichen Wünſchen zuwider liefen, aber vielleicht ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten. Von den Perſerkriegen an wurde die Verfaſſung Athens immer demokratiſcher und wuchſen die in dieſer Verfaſſungsform mehr als in einer andern liegenden Gefahren, obgleich dieß Volk und dieſe Volkshäupter (Demagogen) uns häufig die höchſte Bewunderung abnöthigen durch große und ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes und des Willens.

Schon Ariſtides, der ariſtokratiſchen Partei angehörig, hatte dem Streben des Volkes nach Gleichſtellung der Rechte nachgeben zu müſſen geglaubt, und den Antrag geſtellt, daß die Archonten aus Bürgern aller (Vermögens-) Klaſſen, nicht bloß aus der höchſten, aus der Klaſſe der Eupatriden, genommen oder erloost werden ſollten. Da die Archonten im Grunde keine große Macht mehr beſaßen, war das Zugeſtändniß mehr dem Namen und Schein, als der Sache nach wichtig. Sein Zögling Cimon, ebenfalls innerlich der ariſtokratiſchen Verfaſſung der Spartaner geneigt, und dem Themiſtokles entgegentretend, vermochte die Rechte und Anſprüche des Volkes nicht einzuſchränken und ſteigerte durch ſeine Leutſeligkeit und Freigebigkeit die Anſprüche deſſelben an die Perſon ſeiner Führer. Nach ſeiner Verbannung ſetzte die demokratiſche Partei, an deren Spitze Ephialtes, ein kräftiger und durch ſeine Rechtlichkeit ausgezeichneter Mann, von welchem man aber wenig Genaueres weiß, und der nachmals ſo berühmte Perikles ſtanden, einen Beſchluß beim Volke durch, wonach die Gerichtsbarkeit des Areopagus ſehr beſchränkt und die herkömmlichen, altberühmten Einrichtungen und Befugniſſe deſſelben aufgehoben wurden. Hiemit hat Ephialtes, um mit Platon zu reden, dem Volke vollauf die lautere Freiheit eingeſchenkt, wovon es, nach dem Ausdruck der Komödiendichter, ſo unbändig wurde, daß es wie ein wildes Pferd keinem Zügel mehr gehorchen wollte, ſondern Euböa biß und auf die Inſeln ſprang. Es war dieß ein wirklicher Schlag für die ariſtokratiſche Partei, welche in ihren edelſten Mitgliedern in ihm vertreten war; 459 vor Chr. Ihre Rache war es vermutlich, welche den Ephialtes bald nachher auf eine geheimnißvolle Weiſe aus dem Wege räumte; und ebenſo war es dieſe tiefgekränkte Partei, welche im Jahr 457 vor Chr. während Cimons Verbannung mit den in Böotien ſtehenden Lacedämoniern Verbindungen anknüpfte, um die Volksherrſchaft in Athen zu ſtürzen. Dieſer Plan mißlang, da der Sieg der Lacedämonier bei Tanagra nicht entſcheidend genug war und ſie alsbald in den Peloponnes abzogen; aber die ariſtokratiſche Partei gab ihr Vorhaben darum nicht auf und bedrohte ernſtlich die Volksherrſchaft. Perikles beſchwor die Gefahr dadurch, daß er ſelbſt auf Zurückrufung des geradſinnigen Cimon antrug und ihm das Feldherrnamt überließ, während er nach Ephialtes' Tode die Leitung der innern Angelegenheiten übernahm. Und nachdem Cimon auf dem Feldzuge gegen Cypern geſtorben, 449 vor Chr., ſtand Perikles, zuvor ſchon einflußreich, neben Ephialtes und Cimon, nun noch zwanzig Jahre mit geringen Unterbrechungen allein an der Spitze des Staates. Hievon in den nächſten Abſchnitten.

Von den einzelnen griechiſchen Städten und Staaten kann außer dem gelegentlich Erwähnten nicht viel erzählt werden; ihre Bedeutung trat in dieſer Zeit mehr und mehr gegen die von Sparta und noch mehr von Athen zurück. Der Wohlſtand und mit ihm die Blüthe der Künſte und Gewerbe ſtieg überall, wo nicht gerade die verheerende Wuth des Krieges tobte, und auch die vom Kriege geſchlagenen Wunden ſcheinen ſchnell wieder vernarbt zu ſeyn. Der nun ungehemmte und ſo ſehr erweiterte Verkehr mit den zahlloſen griechiſchen Pflanzſtädten in Europa und Aſien erhöhte überall das Leben und die Thätigkeit. Der Einfluß griechiſcher Bildung und Geſittung fing an ſich jetzt namentlich auch über Macedonien, wenigſtens über das Königshaus und die Vornehmen zu erſtrecken. Der Uebergang der Hegemonie an Athen hatte zur Folge, daß in den meiſten ihm Folge leiſtenden Staaten an die Stelle der Oligarchie oder Ariſtokratie eine demokratiſche Verfaſſung trat. Der Peloponnes, der Hauptſitz der Dorier, blieb ruhiger und ſchien in dem großen Wettlauf weit zurückzubleiben; aber er ſammelte neue Kräfte, und das minder kriegeriſche aber reiche, geſchmackvolle und üppige Korinth konnte ſich wenigſtens in den einzelnen Zweigen der Kunſt und der Pflege des Schönen mit Athen meſſen, und nicht minder blühten in Sicyon treffliche Schulen der Kunſt.

XIX.

Perikles und ſein Zeitalter.

Perikles, der ſich durch den Ernſt und die Würde ſeines Weſens und Benehmens, durch die Tiefe ſeiner Gedanken, ſeine Macht über die Gemüther und ſeine gewaltige Beredtſamkeit den ſtolzen Beinamen: *der Olympier* erwarb, ſtammte durch ſeine Mutter Agariſte, Nichte des Kliſthenes, der die Piſiſtratiden geſtürzt, aus dem alten angeſehenen Geſchlechte der Alkmäoniden, und war der Sohn des Xanthippus, welcher bei Mykale die Perſer beſiegt hatte. Er war durch körperliche Vorzüge nicht minder als durch Anlage des Geiſtes ausgezeichnet, hatte aber von Geburt an einen unförmlich langen Kopf, weßhalb er von den Künſtlern gewöhnlich mit einem Helme abgebildet wurde, um jenen Mißſtand zu verbergen; von den komiſchen Dichtern Athens aber hatte er deßhalb viel zu leiden; ſie nannten ihn *Meerzwiebelkopf*, *Köpfeverſammler* und ſpotteten über ſein *eilfſitziges Haupt*. Durch die ſorgfältigſte Erziehung gebildet, genoß er hauptſächlich auch in ſpäteren Jahren die Unterweiſung und den Umgang des berühmten Philoſophen Anaxagoras von Klazomenä, welcher der Erſte war, der den lautern, reinen, Alles beherrſchenden und durchdringenden Geiſt als letzten und höchſten Grund der Welt betrachtete. Von dieſem Manne, ſagt Plutarch, nahm Perikles die hohe Sinnesart an, die erhabene, nie mit gemeinem, muthwilligem Witz ſich befaſſende Sprache, den Ernſt der Gebärde, den ruhigen Gang und die Haltung, die ſanfte Biegung der Stimme und Anderes, was auf Jedermann einen wunderbaren Eindruck machte; auch wurde durch denſelben ſein Geiſt von mancherlei Aberglauben befreit. In ſeiner Jugend hatte er eine beſondere Scheu vor dem Volke, denn ſein Ausſehen ſo wie ſeine Stimme und Redeweiſe erinnerte ſtark an Piſiſtratus, ſo daß er bei ſeinem Reichthum und ſeiner vornehmen Geburt deſſen Mißtrauen fürchtete, und ſtatt den Staatsgeſchäften ſich zu widmen, vielmehr den Krieg aufſuchte, in welchem er ſich als tapferer Mann auszeichnete. Später jedoch wandte er ſich den innern Staatsgeſchäften zu und ſchloß ſich dem ariſtokratiſchen Cimon gegenüber der Volkspartei an, deren Haupt er bald wurde. Man ſah ihn nun in der Stadt nur den einen Weg nach dem Markt (der Agora) und dem Rathhaus wandeln; er ſchlug jede Einladung zu Gaſtmahlen aus und entſagte allen ſolchen heitern Zuſammenkünften, ſo daß er während ſeiner langen Staatsverwaltung bei keinem Freunde zu Gaſte war, außer bei der Hochzeit eines Verwandten, wo er bis zum Trankopfer blieb, aber als das Trinkgelage begann, aufſtand und wegging. Um nicht durch allzuhäufigen Verkehr mit dem Volke ſein Anſehen zu ſchwächen, nahte er ſich demſelben nur von Zeit zu Zeit, ſprach nicht in jeder Verhandlung, trat in der Volksverſammlung nicht immer auf, ſondern nahm ſich nur der großen Angelegenheiten und Geſchäfte an; bei den übrigen ließ er ſeine Freunde und vertraute Redner auftreten. Wenn er aber ſelbſt auftrat, ſo ſtand auch ſeine Sprache und Beredtſamkeit, gleich einem trefflichen, rein geſtimmten muſikaliſchen Inſtrumente, ganz im Einklang mit ſeinem großen, umfaſſenden, durch Philoſophie genährten und überall nach Vollendung ſtrebenden Sinne, und übertraf er weit alle Redner. Man pflegte von ihm zu ſagen: er donnere und blitze von der Rednerbühne herab; jedoch war ſeine Beredtſamkeit nicht heftig und ungeſtüm, vielmehr ſoll er, ſo oft er die Bühne beſtieg, gebetet haben, daß ihm ja nicht ein Wort, das nicht zur Sache gehörte und paßte, wider Willen entſchlüpfen möge. Nicht durch buhleriſche Beredtſamkeit alſo, nicht durch kriechende und ſchmeichleriſche Leutſeligkeit gewann Perikles und beherrſchte er das Volk; vielmehr wurde ihm ein vornehmes Weſen und Hochmuth von Manchen zum Vorwurf gemacht; er machte ſich nicht mit dem Volke in unwürdigen Künſten der Gunſtbewerbung gemein, er wandte ſich in ſeinen Reden und Aufforderungen an die ſchönſten Eigenſchaften der Bürger, er hob ihre Geſinnung einigermaßen zu der Höhe der ſeinigen empor; und ohne Zweifel waren die Athener, welche Perikles zu Hauſe mit ſeinen Worten und Gedanken lenkte, und zu Land und zur See gegen den Feind führte, das gebildetſte, für Schönes und Großes empfänglichſte Volk, das je gelebt hat. Er hat keine geſchriebenen Reden hinterlaſſen, aber der Geſchichtſchreiber Thucydides, ſein Zeitgenoſſe und Mitbürger, hat Reden von Perikles ſeinem Werke eingeflochten, die zwar nicht die Worte aber ohne Zweifel den Sinn und die Gedanken des großen Staatsmannes ziemlich getreu ausſprechen; und aus einer derſelben, bei der Leichenfeier der erſten im peloponneſiſchen Kriege gefallenen Athener gehalten, möge hier Einiges ausgehoben werden, weil ſie zugleich das Schöne und Große in der Verfaſſung und in der Art des atheniſchen Volkes rühmt. „Wir leben," heißt es dort, nachdem die Vorfahren im Eingang gelobt ſind, „unter einer Verfaſſung, die nicht eine Nachbildung auswärtiger Geſetze iſt; vielmehr ſind wir ſelbſt eher Manchen ein Muſter, als daß wir Andern nachahmen ſollten. Unſre Verfaſſung trägt den Namen Volksregierung (Demokratie), weil ſie nicht zum Vortheil von Wenigen, ſondern der Mehrzahl eingerichtet iſt. Bei Rechtshändeln genießen Alle das gleiche Recht; bei den öffentlichen Würden und Aemtern wird jeder nach dem Rufe und Namen, den er ſich erworben, und nicht als Mitglied eines Standes oder einer Klaſſe, ſondern nach ſeiner Tüchtigkeit in Staatsgeſchäften hervorgezogen; Niemand iſt durch Armuth und Unſcheinbarkeit des Standes und der Geburt gehindert, dem Staate nützliche Dienſte zu leiſten. Freiſinnig handeln wir in der Verwaltung des Staates und in der täglichen Lebensweiſe; ferne von läſtiger Strenge im gewöhnlichen Verkehre, laſſen wir uns im öffentlichen Leben vornehmlich durch ehrerbietige Scheu vor geſetzwidrigen Handlungen zurückhalten, aus Gehorſam gegen die Obrigkeit und die Geſetze, auch die ungeſchriebenen, deren Verletzung in der öffentlichen Meinung entehrt. Wir haben vielerlei Erholungen von den Lebensmühen dem Geiſte bereitet, durch geſetzliche Veranſtaltung von Kampfſpielen und jährlichen Opfern und durch gefällige Einrichtung des häuslichen Lebens, deren tägliche Erheiterung den traurigen Ernſt verſcheucht. Wegen der Größe unſrer Stadt wird aus allen Landen Alles bei uns eingeführt, und daher iſt uns der Genuß der Güter andrer Gegenden ſo geläufig, wie der der einheimiſchen Erzeugniſſe. Bei unſern kriegeriſchen Unternehmungen vertrauen wir nicht auf Heimlichkeit, auf gewiſſe ſchlaue Plane und Liſten, ſondern auf unſern perſönlichen Muth. Andere bemühen ſich, durch die Erziehung von früheſter Jugend an Mannhaftigkeit ſich anzueignen; wir aber, trotz unſrer ungezwungenen Lebensweiſe ſcheuen den Kampf mit den abgehärtetſten Gegnern nicht, und mit kleiner Macht erringen wir ſelbſt auf fremdem Boden über Solche, die für ihre Heimath fechten, leicht den Sieg. Aus einem behaglichen Leben, nicht aus einer ſtrengen Uebungsſchule heraus, ziehen wir mit einer Tapferkeit, welche nicht auf Geſetzen ſondern auf der angebornen Geiſtesart beruht, in den Kampf; wir ſind bei dem Ungemach und den Drangſalen, die unſer warten, nicht im Voraus ſchon ermattet, und treten ihnen mit nicht minderer Seelenſtärke entgegen, als Solche die ſich von jeher abgemüht und kaſteit haben; und für die tapferſten Seelen darf man doch mit Recht diejenigen erklären, welche mit den Beſchwerden ſowohl als den Annehmlichkeiten vertraut, doch darum vor den Gefahren des Kampfes nicht zurückbeben. Wir lieben das Schöne, ohne für Pracht unmäßigen Aufwand zu machen; wir lieben die Wiſſenſchaften, ohne durch ſie weichlich zu werden. Unſern Reichthum zeigen wir zur rechten Zeit, mehr durch die That als durch Wortgepränge. Seine Armuth zu geſtehen, iſt bei uns für Niemand entehrend, wohl aber, ſie nicht durch Thätigkeit abzuwenden. Unſer Staat iſt nicht nur im Ganzen eine Schule für Hellas, ſondern auch im Einzelnen vermag ein Mann aus unſrer Mitte ſich für mancherlei Leiſtungen und Geſchäfte tüchtig, und zugleich in hohem Grade gewandt und anmuthig zu zeigen; und dieß wird bewieſen durch die Macht unſeres Staates, wie ſie jetzt beſteht, welche wir durch dieſe Eigenſchaften unſeres Volkes errungen haben. Dadurch werden wir Gegenſtand der Bewunderung bei der Mit- und Nachwelt ſeyn, und keines Lobredners oder Dichters wie Homer bedürfen. Durch unſern Heldenmuth haben wir uns in allen Ländern und Meeren eine Bahn gebrochen und überall unvergängliche Denkmale, daß wir wohlzuthun und zu ſtrafen wiſſen, geſtiftet. Ein ſolches Vaterland iſt es, für deſſen Beſitz dieſe Männer den edeln Tod in der Schlacht geſtorben ſind, und billig iſt es, daß Jeder der Ueberlebenden demſelben ein Opfer zu bringen bereit ſey. Was ich an unſerm Staate als preiswürdig dargeſtellt, das haben die Tugenden der hier ruhenden Männer und ihres Gleichen zu ſeinem Glanze erhoben, und es mag wohl wenige Hellenen geben, bei welchen, wie bei dieſen, Wort und That in ſo ſchönem Gleichgewichte ſich zeigen; ein ſolches Lebensende wie dieſe es gefunden, ſcheint mir, ſey es als erſte Probe, oder als krönende und abſchließende Weihe, wahrhaft männliche Tugend zu beweiſen. In einem kurzen Augenblick wurden ſie, auf dem Gipfel des Ruhmes ſich fühlend, nicht ſowohl von der Furcht — denn dieſe war ihnen fremd, — als von der Macht des Schickſals entbunden und befreit. Indem ſie dem öffentlichen Wohl Leib und Leben hingegeben, haben ſie für ſich nie alternden Ruhm geerntet und das ehrenvollſte Grabmal erhalten, nicht ſowohl das, in welchem ſie ruhen, als das, in welchem ihr Ruhm bei jedem Anlaſſe zu Wort und That unvergeßlich bewahrt wird. Denn ausgezeichneter Männer Grabmal iſt der ganze Erdkreis, und nicht bloß die Inſchrift der Denkſäulen in der Heimath verkündet ihren Ruhm; auch in fremden Landen lebt ihr Andenken nicht ſowohl im Werke des Künſtlers als in den Gemüthern fort. Der Staat aber wird ihrer Kinder Erziehung bis zu den Jahren der Männlichkeit beſorgen und ſo dieſen Todten, wie ihren Hinterbliebenen, für ihre Kämpfe einen nützlichen Siegeskranz reichen; denn wo der Tugend die größten Belohnungen beſtimmt ſind, da leben im Staate auch die trefflichſten Männer."

Wenn Perikles ſo zu ſeinen Mitbürgern ſprach, ſo ſchmeichelte er nicht, ſeine Ueberzeugung oder ſeine Würde verleugnend, den einzelnen Athenern, ſondern er begeiſterte durch das beredte Ausſprechen des patriotiſchen Selbſtgefühls, das ihn ſelbſt, das Haupt der Stadt, beſeelte, das ganze Volk zu einem hochſinnigen Stolze und zu einer Aufopferung, welche die Früchte der ſchönſten Thaten, der edelſten Geſinnungen trugen, — er adelte das Volk, indem er die Vorzüge und Tugenden, die es wirklich beſaß, zu einem nicht unwahren, wenn auch allzu glänzenden Bilde vereinigte. Aber wenn er gleich nie ſich erniedrigte, um die Gunſt des Volkes zu erringen und zu behaupten, ſo waren doch die Mittel, deren er ſich zu dieſem Zweck bedienen mußte, zum Theil ſehr bedenklich und gefährlich; denn das atheniſche Volk hatte neben ſeiner bewundernswerthen Größe auch ſeine großen Schwächen, und dieſe mußte ſein Führer ebenſo pflegen, wie die edelſten Eigenſchaften. Durch die maßloſe, wohlberechnete Freigebigkeit des reichen Cimon war das Volk, beſonders die unbemittelten Bürger, verwöhnt; Perikles, weniger vermöglich, nahm, um das Volk für ſich zu gewinnen, ſeine Zuflucht zu den Staatsgeldern, und verwandte dieſe zu vielen theils wirklich nützlichen und ſchönen, theils aber auch zu überflüſſigen und ſchädlichen Einrichtungen und Ausgaben.

Um die Stadt von müſſigen und im Müſſiggang in Alles ſich miſchenden, unruhigen Leuten zu erleichtern, den Verlegenheiten der Armuth abzuhelfen und zugleich um den Bundesgenoſſen eine Wache in die Nähe zu legen, ſandte er tauſend Koloniſten in den Cherſones, ebenſoviele nach Thracien, fünfhundert nach Naxos und halbſoviel nach Andros; auch ſandte er eine große Kolonie nach Thurium in Italien und unterſtützte ſie auf Koſten des Staates. Der letztern ſchloß ſich der berühmte Geſchichtſchreiber Herodot an, welcher von der Stadt Athen zehn Talente zum Geſchenke bekommen, nachdem er einen Theil ſeiner Geſchichte, worin Athen ſo ſehr verherrlicht wird, dem geſchmeichelten Volke am Feſte der Panathenäen vorgeleſen hatte. Ferner ſchickte er jährlich ſechszig Kriegsſchiffe aus, auch wenn kein Krieg war, auf welchen viele Bürger acht Monate lang Sold empfingen, um die Schiffskunde zu lernen und einzuüben. Minder nothwendig und nützlich, aber den Ruhm Athens und des Perikles großentheils mit begründend, waren die von ihm ausgeführten Bau- und Kunſtwerke. Was zu vollenden ſonſt kaum in Menſchenaltern und Geſchlechtsfolgen für möglich gehalten wird, das wurde in der Blüthezeit Einer Staatsverwaltung in Athen ausgeführt, und doppelt bewundernswerth ſind die für lange Dauer in kurzer Zeit gefertigten Werke des Perikles. Von den großen und berühmten Bauwerken ſind beſonders folgende zu nennen: das Parthenon, der Tempel der jungfräulichen Pallas auf der Burg zu Athen, hundert Fuß ins Gevierte haltend; der Einweihungstempel in Eleuſis, der Demeter geweiht, worin die großen Myſterien gefeiert wurden; das Odeum, für muſikaliſche Darſtellungen beſtimmt, die Propyläen, die Vorhallen der Stadtburg, — Werke welche viele Jahrhunderte lang die Bewunderung der Welt waren und es noch jetzt in ihren Trümmern ſind. Mehrere große Baumeiſter führten ſie auf; die Oberleitung aber hatte der berühmte Bildner Phidias, welcher ſelbſt eine Menge der trefflichſten Bilder aus Erz, Marmor, Gold und Elfenbein ſchuf; namentlich eine goldne Bildſäule der Athene und das Bild des olympiſchen Zeus aus Elfenbein und Gold. Auf dieſe Bauten und Kunſtwerke ſoll Perikles zwei bis dreitauſend Talente verwendet haben. Als einmal ſeine Gegner ihn vor dem Volke der Verſchwendung der Staatsgelder beſchuldigten, ſtellte er in der Verſammlung die Frage an das Volk, ob es glaube, daß wirklich zu viel aufgewendet werde. Wie dieß bejaht wurde, erklärte er: ſo wolle er, ſtatt des Volkes, die Koſten tragen, aber dann auch auf die Weihgeſchenke ſeinen Namen ſetzen. Dieß gab das ehrgeizige Volk, ſtaunend über dieſe große Geſinnung, nicht zu, ſondern es ermächtigte ihn mit lautem Zuruf, ſo viel ihm gut dünke, aus dem Schatze für ſolche Zwecke zu verwenden. Nicht bloß Kunſtliebe beſtimmte den Perikles zu den großen Bauten und Kunſtwerken, ſondern auch berechnende Klugheit, er brachte die großen Bauentwürfe vor das Volk, damit die zu Hauſe bleibenden Bürger ſo gut wie die zur See und im Feldlager dienenden Gelegenheit fänden, von den Geldern des Staats Genuß zu ziehen, und die vielfachen Künſte und Gewerbe, welche dadurch in Anſpruch genommen und beſchäftigt wurden, den Wohlſtand unter Alle verbreiteten. Dem verderblichen Müſſiggang wurde dadurch geſteuert; aber andrerſeits trifft doch den Perikles der Vorwurf ihn begünſtigt zu haben, nämlich durch die Einführung von Spendungen aus der Staatskaſſe, von Schauſpielgeldern, Richterſold und andern Gehalten und Vergünſtigungen. Ein Volksfeſt über das andere mit Schauſpiel, Schmaus und feierlichen Aufzügen wurde in der Stadt veranſtaltet und das Volk in Ergötzlichkeiten gewiegt. Bei den Feſten wurde den Aermern Geld ausgetheilt, um davon das Eintrittsgeld zum Schauſpiel zu beſtreiten und ſich eine beſſere Mahlzeit anzuſchaffen; der Richterſold, zuerſt in einem Obolus, ſpäter in drei beſtehend, war eine Folge der demokratiſchen Einrichtung der Atheniſchen Gerichte, welche Perikles in der obigen Rede rühmt, die aber in der That viel Gefährliches hatte. Seit Solons Zeit wurden alljährlich ſechstauſend Bürger, über dreißig Jahre alt, erloost, um Recht zu ſprechen. Dieſe Körperſchaft, Heliäa genannt, wurde in einzelne kleinere Rechtshöfe getheilt, von welchen alle Arten von Vergehen und Verbrechen, beſonders gegen den Staat, abgeurtheilt werden konnten; mit der Zeit aber zogen dieſe Volksgeſchwornen, (die Heliaſten leiſteten einen feierlichen Eid,) die Unterſuchung und Entſcheidung aller Rechtsſachen an ſich. Je fünfhundert bildeten einen Gerichtshof, und in manchen Fällen wurden zwei oder drei ſolcher Abtheilungen zuſammengerufen. Eine ſo große Zahl von Richtern, fünf bis fünfzehnhundert, hatte an ſich ſchon etwas Ungeordnetes und begünſtigte Entſcheidungen durch das Geſchrei und das Gewicht der Maſſe, durch die blinde Leidenſchaft ſtatt nach klarem Recht und Einſicht, wozu noch kam, daß dieſe Gerichte, das Volk ſelbſt darſtellend, Niemand verantwortlich waren, und durch Erkennung von Geldſtrafen, welche ſehr häufig und in hohem Betrag vorkamen, ſich ſelbſt gleichſam Einkünfte verſchafften. Noch ſchlimmer aber wurde die Sache dadurch, daß unter dieſer großen Zahl natürlich eine Menge wenig gebildeter, zu einem ſelbſtändigen Urtheil durchaus nicht befähigter Bürger war, und das Schlimmſte war, daß man den Gebrauch einführte, ſie für ihr Erſcheinen im Rechtshofe zu bezahlen. Nicht nur wurde nun das Richten (und ebenſo das Erſcheinen in der Volksverſammlung, die über Staatsangelegenheiten entſchied,) eine Erwerbsquelle für die Aermern, während die Wohlhabenderen ſich mehr und mehr davon zurückzogen und wurde ſomit der Müſſiggang genährt und belohnt; es wurde dadurch auch der Beſtechung der Richter Thür und Thor geöffnet und zuerſt ihr Erſcheinen oder Wegbleiben, am Ende geradezu ihre Entſcheidung erkauft. Bei den atheniſchen Geſetzen, welche Jedem geſtatteten, als Ankläger nicht bloß in eigenen Angelegenheiten aufzutreten, war die Zahl der Anklagen groß, durch den Gebrauch und den Mißbrauch dieſes Rechts; die Ankläger wurden ſo zu ſagen eine eigene Klaſſe und Zunft, die ein nicht uneinträgliches ſehr gefürchtetes Gewerbe trieb, und nicht leicht entging ein ausgezeichneter Mann denſelben; aber die Reichen und Angeſehenen hatten auch Mittel genug, nicht bloß wenn ihre Sache gerecht war, ein freiſprechendes Urtheil zu erlangen, durch das Aufbieten ihrer Freunde und Verwandten, durch Erbitten und Erkaufen von Stimmen, durch den Eindruck einer beſtechenden, ſchmeichleriſchen Beredtſamkeit, und in ſpäterer Zeit wurde der Redner Ariſtophon fünfundſiebenzigmal angeklagt, und jedesmal freigeſprochen.

Die Mittel zu dem großen, vielfachen Aufwande lieferte der Staatsſchatz von Athen, deſſen Verwaltung, wie es ſcheint, wenigſtens in den ſpäteren Zeiten ganz in den reinen Händen des für ſich gänzlich uneigennützigen Perikles lag, und welcher durch die Beuten glücklicher Feldherrn, des Cimon, des Myronides und Tolmides, ſo wie des Perikles ſelbſt bereichert, zu einer Zeit faſt zehntauſend Talente betrug. Groß waren auch die jährlichen Einkünfte von den Gold- und Silberbergwerken des Staats und anderen Hülfsquellen; darunter waren aber auch die Kriegsſteuern der Bundesgenoſſen, mehrere hundert Talente jährlich, und die Verwendung von dieſen hauptſächlich wurde vielfach ſehr heftig, nicht nur als unzweckmäßig, ſondern als geradezu widerrechtlich angegriffen. Die Bundeskaſſe war von Delos nach Athen verlegt und nach und nach den meiſten Bundesgenoſſen anfänglich mit ihrer Zuſtimmung und zur Erleichterung ſtatt der Stellung von Kriegsſchiffen eine jährliche Geldſteuer auferlegt worden, welche fortdauerte, auch nachdem der Krieg aufgehört hatte. Dem Perikles warfen nun ſeine Gegner vor: Griechenland werde mit frechem Uebermuth und offenbarer Tyrannei gehöhnt, da es ſehen müſſe, wie die Athener mit ſeinen für den Nothfall eines Krieges berechneten Beiſteuern ihre Stadt vergolden und ausſchmücken. Perikles dagegen ſtellte den Athenern vor: für das Geld ſey man den Bundesgenoſſen keine Rechnung ſchuldig; denn man vertheidige ſie und weiſe den Feind zurück, während ſie kein Pferd, kein Schiff, keine Mannſchaft ſtellen, und das Geld gehöre mit allem Recht dem Empfänger, wenn er das leiſte, wofür er es empfangen; da der Staat hinlänglich zum Kriege gerüſtet ſey, werde billig der Ueberſchuß zu andern ſchönen und nützlichen Werken verwendet. Dieſe Steuer jedoch war es, welche hauptſächlich den für Athen ſo verderblichen peloponneſiſchen Krieg herbeiführte.

Die Bau- und Kunſtwerke, welche zur Zeit des Perikles und großentheils durch ihn geſchaffen wurden, ſind nie übertroffen, ja nicht einmal erreicht worden; und nicht minder als die Bau- und Bildner-Kunſt blühten damals in Athen auch andere Künſte, wie Poeſie, Muſik und die Verbindung beider in der dramatiſchen Kunſt. Der Geſchmack in dieſen Künſten, das Urtheil darüber wurde Sache des geſammten Volkes, deſſen Sinn durch die tägliche Anſchauung oder das häufige Anhören von ausgezeichneten Erzeugniſſen gebildet und geſchärft wurde, und das über Plane und Entwürfe, über Leiſtungen bei Preisbewerbungen zu entſcheiden hatte. Jeder gebildete Athener trieb Muſik, namentlich das Flötenſpiel, und bei ausgezeichneten Männern werden immer ihre Lehrmeiſter darin genannt. Der des Perikles war Damon, welcher zugleich ſich eifrig mit der Staatskunſt beſchäftigte, und durch ſeine Leier nicht gedeckt, als angeblicher Tyrannenfreund der Verbannung durch das Scherbengericht anheimfiel. Herrlich blühte um dieſe Zeit die Tragödie auf, gepflegt von Aeſchylus, der bei Salamis, 480 vor Chr., mitgefochten, von Sophokles, der damals als blühender Knabe mit der Leier um die Trophäen tanzte, von Euripides, deſſen Geburt in jene Zeit fällt. Dieſe großen und fruchtbaren tragiſchen Dichter, (die Zahl ihrer, meiſt verlornen Tragödien betrug wohl gegen dreihundert, Sophokles allein ſchrieb über hundertundzwanzig), waren keineswegs die einzigen; nicht ſelten trugen Andere, deren Werke verloren gegangen ſind, den Preis über ſie davon. Die Darſtellungen der griechiſchen, der atheniſchen Schaubühne vornehmlich, erhielten eine beſondere, nachdrücklichere und ergreifendere Feierlichkeit und Bedeutung dadurch, daß ſie nicht als Sache der täglichen Unterhaltung und Kurzweil behandelt, nicht zu einem ſtehenden Gewerbe gemacht, ſondern vom Staate geleitet, mit einer religiöſen Feſtfeier in Verbindung gebracht und einmal im Jahre für die Dichter eine Preisbewerbung eröffnet wurde, welche dem geſammten Volke die edelſten und reinſten Genüſſe verſchaffte. Im Anfange des Frühjahrs wurden die großen Dionyſien in der Stadt gefeiert, zu Ehren des Dionyſos (Bacchus), des Gottes des Weins und der Begeiſterung, das prachtvollſte und feierlichſte unter allen atheniſchen Feſten, wo die Geſandten der Bundesgenoſſen mit dem Tribut kamen und Fremde aus ganz Griechenland in Athen zuſammenſtrömten. Bei dieſem Feſte wurden nur neue Dramen, und zwar von jedem Dichter drei, deren Einübung von den Dichtern ſelbſt geleitet wurde, mit Begleituug von Muſik, in dem großen Theater des Dionyſos, das 30,000 Zuſchauer faſſen konnte, und unbedeckt war, zur Aufführung gebracht und die Sieger (es wurden drei Preiſe vertheilt,) bekränzt. Der Archon ließ die Kampf- oder Preisrichter durch das Loos wählen und dieſe mußten dann den Eid der Unparteilichkeit leiſten, ehe ſie die Preiſe zuerkannten. Einmal wurde von dem Archon das Richteramt dem Cimon und ſeinen neun Mitfeldherrn übertragen, wie dieſer eben die Gebeine des Theſeus von der Inſel Skyros nach Athen brachte und in das Theater trat, um dem Dionyſos das übliche Trankopfer darzubringen. Dieß war damals, als der jugendliche Sophokles zum erſtenmal über den gereiften und mit Ruhm bedeckten Aeſchylus ſiegte, was dieſen ſo kränkte, daß er Athen verließ. Entweder trug der Staat die Koſten der ſehr prachtvollen Aufführung, oder einzelne reiche Bürger übernahmen die koſtbare Ehre der Ausrüſtung der Chöre; die Schauſpieler erſchienen (wenigſtens in einzelnen Fällen) in koſtbaren Gewändern und mit goldenen Kränzen auf dem Haupt; von Sophokles wird erzählt, daß er bei dem Tode des Euripides, ſeines jüngern, von ihm nicht geliebten Nebenbuhlers, in Trauerkleidern im Theater erſchienen ſey, und den Schauſpielern die Kränze vom Haupt genommen habe.

Der Inhalt und Gegenſtand der Tragödien war ernſt, groß, würdevoll, theils aus Homer, dem allbekannten Dichter, theils ſonſt aus der Götter- und Heldenſage, oder aus der vaterländiſchen Geſchichte genommen; Götter, Könige, Helden, überhaupt große und würdige Menſchen traten darin auf, und die tragiſchen Dichter können zugleich als Lehrer der Weisheit, der Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe betrachtet werden; ganz beſonders gilt dieß von Aeſchylus und Sophokles. Der tiefſinnige und religiöſe Aeſchylus wurde ſogar angeklagt, er habe in ſeinen Tragödien die eleuſiniſchen Geheimlehren (Myſterien), welche den Eingeweihten mit der Verpflichtung ſtrenger Verſchwiegenheit mitgetheilt wurden, dem Volke enthüllt; aber er reinigte ſich von dieſer Anſchuldigung durch den Beweis, daß er in dieſelben gar nie eingeweiht worden war. Eine ſchöne Sage von Aeſchylus iſt folgende: Aeſchylus ſelbſt habe erzählt, wie er einmal in ſeiner Jugend auf dem Lande die Trauben gehütet, ſey ihm im Schlafe Bacchus erſchienen und habe ihm geboten, Trauerſpiele zu dichten; wie es Tag geworden, habe er alsbald dem Befehl folgen wollen und es ſey ihm ganz leicht gelungen.

In religiöſer Geſinnung, ſchwungvollem Tiefſinn und kühner Pracht der Sprache iſt mit Aeſchylus verwandt der Odendichter Pindarus, jedoch nicht von Athen gebürtig, ſondern ein Thebaner, ein Stammgenoſſe der von den ſtolzen Athenern als ſtumpf und ungebildet verſchrieenen Böotier, der Meiſter und Vertreter der doriſchen Poeſie, 518 bis 434 vor Chr. Sehr ungleich aber war Pindarus dem Aeſchylus, welcher in ſeinen Perſern den ſtolzen Siegesgeſang der Freiheit über die von ihm mitbeſiegten Feinde anſtimmt, darin, daß er den Perſern günſtig war und ſeinen Mitbürgern rieth, in dem Kriege nicht gegen, ſondern für den König die Waffen zu ergreifen, oder doch ſich unthätig zu verhalten. Der Volksregierung überhaupt war er abgeneigt und einem milden, gemäßigten, die Künſte und den

Frieden hegenden Königthum hold; auch genoß er große Gunſt von den Königen von Macedonien und von Syrakus. Aber ſeine herrlichen Geſänge löſchten die Erinnerung an dieſen Fehler, und er dachte frei genug, um der Stadt Athen, der Feindin von Theben, in einer Ode anerkennendes Lob zu ſpenden. Seine Landsleute legten ihm dafür eine Geldſtrafe von tauſend Drachmen auf; die dankbaren Athener aber erſtatteten ihm dieſe Summe doppelt und ſetzten ihm ein Standbild. Seine uns erhaltenen Oden ſind Lobgeſänge auf die Sieger bei den verſchiedenen feſtlichen Wett- und Kampfſpielen, die an mehreren Orten gefeiert wurden, und an das den Siegern freigebig und ſinnvoll geſpendete, von ihnen meiſt dankbar vergoltene Lob, knüpfen ſich die ſchönſten, erhabenſten Gefühle und Gedanken über das Walten, die Eigenſchaften, die Ehre der Götter, über das Thun, die Tugenden und Pflichten der Männer, die Feier heiliger Orte, großer Thaten und Ereigniſſe der Vergangenheit. Ganz beſonders verherrlichte der Schüler der Dichterin Korinna den delphiſchen Apollo, der ihm durch einen Orakelſpruch die Hälfte der Erſtlinge ſchenkte, die an den pythiſchen Feſttagen dem Gott von den verſammelten Hellenen dargebracht wurden, und während der Feier von deſſen Spielen, den pythiſchen, ſoll er auch geboren worden ſeyn; doch gab es keine Gottheit, welcher Pindar nicht geopfert hätte. Die Darſtellung ſeiner Siegesgeſänge war überall, wo ſie aufgeführt wurden, einem Chor übertragen, von Muſik und Tanz begleitet, und der Vortrag vermuthlich zwiſchen Chorführer und Chor vertheilt, ſo daß ſie ſich dem Drama näherten, welches ſelbſt jedoch der doriſchen ſtrengen Art fremd blieb. Der von ihm am meiſten gefeierte Gott hieß ihn, als er ihn um das höchſte und größte Gut des Menſchen bitten ließ, an das Schickſal zweier Männer denken, welchen Apollo den Tod im Schlafe geſendet, und wirklich war auch dieß ſein Ende. Im Theater ſitzend entſchlummerte im Schooße eines geliebten jungen Freundes ſanft zum Tode der Dichter, welcher in ſeinen frommen und tiefſinnigen Geſängen die Ueberzeugung klar ausgeſprochen, daß der Tod nur ein Schlummer, und ein ſchönes Erwachen der unſterblichen Seele, dem allein „von der Gottheit entſtammten“, unvergänglichen „Ebenbild des Lebens“ beſtimmt ſey.

Vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, gehören dagegen dem joniſchen Volksſtamme der Athener wieder, neben den Tragödiendichtern, die Komödiendichter an. Aus Einer Wurzel mit Tragödie entkeimte die Komödie, aus den Aufzügen, Geſängen und Darſtellungen beim Dionyſosfeſte, wobei ſich jedoch mit der Zeit der Ernſt vom Spaßhaften trennte, und jedes für ſich ausgebildet wurde. Die ausgelaſſenen und muthwilligen Dionyſoslieder nahmen nach und nach ebenfalls dramatiſche Geſtalt an, und an Ausgelaſſenheit und ſelbſt Freiheit verloren ſie, obgleich die Sitten in Athen feiner und gebildeter wurden, nicht das Mindeſte, vielmehr trugen die zunehmende Freiheit, die immer demokratiſcher werdende Verfaſſung, die ſteigende Ueppigkeit und die beſtändigen Kämpfe der Parteien dazu bei, in dieſe Erzeugniſſe der Dichtkunſt neben wirklich dichteriſchen Gefühlen und Gedanken, allen gerechten oder ungerechten, ſcherzhaften und böswilligen Spott, den feinſten und plumpſten, den harmloſeſten und giftigſten Witz, Tadel und Verhöhnung von Menſchen und Dingen, Züchtigung aller Thorheiten und Schlechtigkeiten, Verläſterung und Verläumdung des Höchſten und Edelſten, kurz den Ausdruck der reinſten und ſtrengſten, wie der verwerflichſten, neidiſchen Geſinnungen zuſammenzudrängen. Bei der Aufführung der Komödien lachte das atheniſche Volk über ſeine Obrigkeiten und Redner, die darin lächerlich gemacht und angegriffen wurden, über ſeine Feldherrn, Helden und Weiſen, über ſeine Götter und über ſich ſelbſt, und dieſe Freiheit ließ es ſich nicht leicht nehmen und beſchränken; die ausgezeichnetſten Männer, wie ein Perikles ſelbſt, mußten es ertragen, von dieſen kecken und oft zügelloſen Dichtern vor der Menge verhöhnt zu werden, welche die Staatsangelegenheiten und Staatsmänner hauptſächlich zur Zielſcheibe ihres Spottes und Witzes machten, und damit, da alle atheniſchen Bürger an den Angelegenheiten und der Regierung des Staats theilnahmen, den allgemeinſten Eindruck hervorbrachten. Aber die wirklich großen Männer gewöhnten ſich, dieſe Stiche des Spottes und der Bosheit ruhig zu ertragen, und das Volk, das den witzigen Spöttern Beifall klatſchte, verkannte darum doch nicht die wirkliche Größe der ausgezeichneten Männer, die durch ihren Gleichmuth oder ihre Heiterkeit ſelbſt bei dergleichen ſcherzhaften und boshaften Mißhandlungen die Stärke und Tapferkeit ihrer Seele und das ſichere Bewußtſeyn ihres Werthes bewieſen. Jedoch wurde zur Zeit des ſamiſchen Krieges, als die ſamiſchen Dichter Krates und Kratinus blühten, die Komödie einmal durch einen förmlichen Beſchluß verboten, drei Jahre nachher aber das Verbot wieder aufgehoben. Den Areopagiten war durchs Geſetz verboten, Komödien zu dichten. Mit Ariſtophanes hörte die alte Komödie, welche ſich vorzugsweiſe mit Staatsangelegenheiten beſchäftigte, auf. Nach einer Sage hätte Alcibiades den Komödiendichter Eupolis wegen eines gegen ihn gerichteten Stückes erſäufen laſſen; und ſolche Gefahr, wie die Beſchränkung der Freiheit und Unabhängigkeit Athens mochte wohl die Keckheit der Komödiendichter zügeln. Von den Komikern zu Perikles Zeit ſind namentlich Kratinus, Platon, Teleklides und Eupolis, die den Staatsmann und Feldherrn keineswegs ſchonten, bekannt, ihre Werke aber ſind verloren. Der Letztgenannte war das Vorbild und der Lehrer des berühmteſten komiſchen Dichters, des Ariſtophanes.

Nicht minder als die Poeſie blühte im Zeitalter des Perikles die

Beredtſamkeit in Athen; und wenn auch derjenige Redner, welcher für den vollendetſten gilt, Demoſthenes, erſt einer ſpäteren Zeit angehört, ſo fällt doch wenigſtens die freudigſte und ſtolzeſte Blüthe der ſtaatsmänniſchen Beredtſamkeit mit der ſchönſten Machtfülle des noch ungebeugten, noch emporſtrebenden Staates zuſammen, und ein Perikles erfüllt uns mit freudiger, ein Demoſthenes mit wehmüthiger Bewunderung. Bei einem Volke von der Verfaſſung, der Bildung und der Geiſtesart der Athener übte die Beredtſamkeit eine ungeheure Macht; bei der Beſchaffenheit der Gerichte in Athen war in der gerichtlichen Beredtſamkeit, bei der Anklage wie bei der Vertheidigung, die Gabe und Kunſt auf die Zuhörer und Richter Eindruck zu machen, ſie zu gewinnen, über ihre Gefühle zu gebieten, in den meiſten Fällen ebenſo wichtig oder wichtiger, als die genaueſte Kenntniß des Rechts und der Geſetze; in Folge der Staatsverfaſſung, welche den ordentlichen obrigkeitlichen Perſonen und Beamten, ſelbſt den Archonten, nur eine ſehr eingeſchränkte Thätigkeit zuwies und faſt die ganze Entſcheidung wichtiger Angelegenheiten dem ſelbſtregierenden Volke vorbehielt, war die Staatsberedtſamkeit das faſt nothwendige Mittel für den Staatsmann, den Willen und die Entſcheidung des Volkes zu beſtimmen, ſeinem Willen die Genehmigung der Geſammtheit zu verſchaffen, obwohl freilich in den beſſern Zeiten das Volk einſichtsvoll und beſonnen genug war, nicht von der bloßen Beredtſamkeit ohne abgelegte Proben der Sachkenntniß und der Thatkraft ſich blenden zu laſſen und nur dem Redner ſein Vertrauen zu ſchenken, der zugleich als Held und Staatsmann ihm Dienſte leiſtete. Erfahrung in allen Staatsſachen, in Krieg und Frieden war zum wahren und einflußreichen Volksredner erforderlich, aber dabei durften ihm die Kunſt der Darſtellung, die Macht und der Reiz der Sprache, die Fülle der Gedanken und der Nachdruck und die Anmuth des Vortrags, die Uebung der Stimme und der Geberden nicht fehlen, und dieß Alles erforderte die ſorgfältigſte Unterweiſung und Schule. Durch Erziehung und Kunſt erreichte das von Natur ſchon zur Beredtſamkeit angelegte Volk der Hellenen die höchſte Meiſterſchaft und Vollendung.

Zur Beredtſamkeit iſt, wo nicht nothwendig doch ſehr förderlich die Philoſophie, theils ſofern ſie den Geiſt an folgerichtiges und ſcharfes Denken gewöhnt, ihn die Geſetze und Regeln des Denkens erkennen und entdecken lehrt, theils auch ſofern ſie ſich mit der gründlichen Erkenntniß des Weſens des Menſchen, aller menſchlichen Dinge, der ganzen Welt, mit der Unterſuchung und Erkenntniß des menſchlichen Geiſtes, mit der Sitten- und Staatslehre, ſo wie mit den Erzeugniſſen und Geſetzen der ganzen Natur, mit den Fragen über die Weltregierung und die Gottheit beſchäftigt. Nach dieſen verſchiedenen Seiten hin machte die Philoſophie in dem Zeitalter des Perikles und beſonders auch in

Athen große Fortſchritte, wohin ſie von Kleinaſien mehr und mehr überzuſiedeln begann. Perikles ſelbſt war in der Philoſophie gründlich unterwieſen worden von Zeno von Elea, einem ſcharſſinnigen Denker und Dialektiker, und noch mehr hatte er ſich, wie ſchon erwähnt, von Anaxagoras von Klazomenä angeeignet, welcher ſeinem glücklichen und edeln Geiſte Tiefe und hohen Schwung mittheilte, und ihn durch gründliches Denken über vielerlei gemeine Vorurtheile und ſchädlichen Aberglauben erhob. Aber gerade dieſe Eigenthümlichkeit ſeiner Philoſophie gab Anſtoß. Andere Philoſophen, welche die Welt aus dieſem oder jenem Element, aus dem Waſſer, der Feuchtigkeit, oder aus Feuer entſtehen ließen, traten dennoch den allgemeinherrſchenden religiöſen Vorſtellungen und dem Glauben des griechiſchen Volkes an eine Vielheit von Göttern nicht zu nahe, ließen alle dieſe Meinungen ungeſtört und erſchienen mehr nur als Naturforſcher. Anaxagoras aber, welcher lehrte, daß der (göttliche) Verſtand oder der Geiſt das eigentliche Weſen, der innerſte und letzte Entſtehungsgrund des Weltalls ſey, und es erhaltend und lenkend durchdringe, ſchien mit dieſer Lehre dem Volksglauben und ſeinen zahlreichen Gottheiten den Krieg zu erklären, und wurde der Geringſchätzung der Götter der Hellenen, der Götterläugnung verdächtig, ja förmlich deßhalb, als gefährlicher Feind des Staates angeklagt, in Folge eines vom Volke genehmigten Antrages von Diopeithes, daß derjenige als Staatsverbrecher behandelt werden ſolle, der die Landesreligion verläugne oder neue Lehren über die himmliſchen Dinge vortrage. Der Streich war mehr nach Perikles ſelbſt, dem Freund und Beſchützer des Anaxagoras, als nach der Perſon des Philoſophen von den Nebenbuhlern und Gegnern des Erſtern gezielt; der Ausgang der Anklage iſt nicht mit Sicherheit bekannt, aber gewiß iſt, daß Anaxagoras, verbannt oder fliehend, die Stadt verlaſſen mußte. Ein berühmter Schüler von ihm war der Athener Archelaus. Auch die Philoſophie des Pythagoras wirkte in Athen fort und man hat beſonders auch im Dichter Aeſchylus den Schüler des Pythagoras erkennen wollen.

Philoſophie, in einem gewiſſen Sinne, Staatskunſt und Beredtſamkeit wurde verbunden betrieben oder vielmehr gelehrt von den ſogenannten Sophiſten, welche um dieſe Zeit in Athen aufzutreten begannen. Dieß waren Lehrer der Staatsberedtſamkeit, welche neben der Anweiſung in der zweckmäßigſten, ſchönſten und gewinnendſten Form der redneriſchen Darſtellung und des Vortrags auch den Inhalt und Gegenſtand der in Staatsverhandlungen zu haltenden Reden, alſo die ganze Lehre vom Staat, von ſeiner Verfaſſung, von den Geſetzen, von den Pflichten, Tugenden und Sitten in ihren Unterſuchungen und Lehren erörterten, und zugleich, indem ſie über das Weſen und die Kraft von Schlüſſen und Beweiſen, über die Mittel und die Hinderniſſe der Ueberzeugung und Ueberredung nachdachten, Unterſuchungen anſtellten über die Zuverläſſigkeit oder Unzuverläſſigkeit des menſchlichen Denkens und Erkennens, über die Grenzen, über Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit eines ſichern und feſten Wiſſens für den Menſchen, alſo über philoſophiſche Aufgaben im engern Sinne. Dieſe Männer beſchränkten ſich theils auf Lehrvorträge und die Schule, theils ſuchten ſie durch handelndes Auftreten im Staate ſich Geltung und Einfluß zu verſchaffen. Zur Zeit des Perikles hielt ſich in Athen ein berühmter Sophiſt Protagoras von Abdera auf und ſtand in vertrautem Verhältniß mit ihm. Was man nun den Sophiſten, — die ſich ſelbſt nicht ſo genannt haben würden, wenn nicht der Name urſprünglich ganz unanſtößig und ehrend geweſen wäre, — in ſpäterer Zeit hauptſächlich zum Vorwurf machte, und was ihren Namen ganz in Verruf gebracht hat, iſt dieß: daß ſie bei ihren Unterſuchungen, Lehren und Beſtrebungen im handelnden Leben nicht auf die Erkenntniß der Wahrheit ausgingen, ſondern daß ſie Erkenntniß, Wiſſen und Beredtſamkeit als Mittel betrachteten und anwandten, um Andere zu überreden, und ſo entweder zu glänzen, oder zu herrſchen, oder ſich, als öffentliche Redner im Solde Anderer, oder als Lehrer, zu bereichern. Man betrachtete es als die Kunſt des Sophiſten, über jeden Gegenſtand, mochte er ihn genauer kennen oder nicht, mit dem Scheine gründlicher Sachkenntniß und vollſter Zuverſicht zu ſprechen; einen Satz und deſſen Gegentheil mit gleichgewichtigen Gründen zu vertheidigen; die einfachſten Gegenſtände ſchwierig zu machen und das Urtheil darüber zu verwirren; das Unwahrſcheinlichſte als wahrſcheinlich, das Einleuchtendſte als zweifelhaft darzuſtellen. Solche Männer, unter denen ſich ſehr glänzende Geiſter hervorthaten, welchen aber entweder der ſittliche Ernſt und die Würde des Charakters fehlte, oder welche durch ihre philoſophiſchen Unterſuchungen beim Zweifel an aller Wahrheit angelangt waren, fanden in dem demokratiſchen Athen, wo Beredtſamkeit das Volk lenkte, einen ſehr dankbaren Boden für ihre Kunſt; und während die ernſteren und haltungsvolleren Sophiſten ſich an die tiefſinnigſten Philoſophen und Staatsmänner anreihten und von ehrgeizigen Jünglingen, die ſich an ihre Ferſen hefteten, mit Bewunderung, mit Schmeicheleien und Gold überſchüttet wurden, fanden doch auch die frechſten und geſinnungsloſeſten, die feilſten und ſeichteſten, wenn ſie dabei einigen Witz und Gewandtheit beſaßen, ihren Kreis und ihren Verdienſt.

Eine Meiſterin in der Kunſt zu gewinnen und zu überreden war die berühmte Aſpaſia, welche mit der einſchmeichelndſten und ſüßeſten Beredtſamkeit und einer hohen, vielſeitigen Bildung die ſeltenſte Schönheit und alle Anmuth des Geiſtes und Weſens verband, ſo daß ſie die Gemüther, und den großen Perikles ſelbſt, unwiderſteblich an ſich zog und feſſelte. Dieſe Frau von freien Sitten, eine Mileſierin, unter dem köſtlichen Himmel Kleinaſiens geboren, brachte, als ſie nach Athen kam, die althergebrachten Geſetze von Zucht und Anſtand, welche die Achtung der Frauen an ſtrenge Sittſamkeit und häusliche Zurückgezogenheit banden, in Vergeſſenheit: ſie verſammelte die erſten Staatsmänner und Philoſophen und ſelbſt tugendhafte Frauen um ſich, und entzückte ſie durch den Reichthum und die Anmuth ihres Geiſtes nicht minder als durch Schönheit. Nicht nur ſoll bei ihr, als Rednerin, mancher Athener (ſelbſt Sokrates) in die Schule gegangen ſeyn, ſie ſoll auch die Staatsangelegenheiten mit ſcharfem Blicke überſchaut und treffend beurtheilt, und den Perikles namentlich nicht bloß durch ihren Einfluß beherrſcht, ſondern ihm als einſichtsvolle Genoſſin in Allem gerathen haben. Dieſer Staatsmann nämlich ſtand im vertrauteſten Verhältniß mit der ſchönen und geiſtreichen Frau, und nachdem er ſich von ſeiner Gattin mit ihrer Einwilligung getrennt hatte, trat ſie an deren Stelle und verſchönerte und erheiterte ſein Leben durch ihre Liebe und ihren Geiſt.

XX.

Die Staatsverwaltung des Perikles, bis zum Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges.

Ungefähr ſeit dem Jahre 469 vor Chr. hatte Perikles Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen, doch erſt zur Zeit der Verbannung Cimons trat er offen als einer der einflußreichſten Männer auf, lenkte als Redner das Volk oder wurde zum Feldherrn erwählt; denn zum Archon wurde er nie erloost und ſaß daher auch nicht in dem, jetzt freilich ziemlich bedeutungsloſen, Areopag. Er war einer der vom Volke beſtellten Ankläger Cimons, griff ihn aber nicht ſehr hart an, (wie behauptet wird, auf die Bitte von Cimons Schweſter Elpinice) und ſchlug nachmals, als er die Stimmung des Volkes für Cimon günſtiger werden ſah, ſelbſt ſeine Zurückrufung vor. Als Krieger zeichnete er ſich aus in der Schlacht bei Tanagra gegen die Spartaner und Böotier, bewährte ſich überhaupt als einen ebenſo tapfern als umſichtigen und das Leben der Athener ſchonenden Feldherrn, und ließ ſich nicht freiwillig in eine Schlacht ein, deren Ausgang ſehr zweifelhaft war. Dem zurückberufenen Cimon überließ er die Führung des auswärtigen Krieges; nach ſeinem Tode aber, 449 vor Chr. trat er entſchieden an die Spitze der geſammten Verwaltung des Staates. Damals beſtand mit Sparta und dem Peloponnes der von Cimon auf fünf Jahre abgeſchloſſene Friede; doch währte die geheime Eiferſucht und Feindſchaft immerfort, wurde beſtändig genährt und brach oft hervor. Die Delphier, welche ſich von den Phociern, zu deren Volksſtamm ſie gehörten, in ihrer Selbſtſtändigkeit beeinträchtigt ſahen, riefen die Lacedämonier zu Hülfe, welche zu dem ſogenannten heiligen Kriege ſofort auszogen, ſich des delphiſchen Tempels bemächtigten, ihn den Delphiern zurückgaben und ſich gewiſſe Vorrechte bei Befragung des Orakels ausbedangen; aber alsbald nach ihrem Abzuge rückten die Athener unter Perikles im delphiſchen Gebiet ein, ſtellten den frühern Zuſtand wieder her und übergaben den Tempel der Obhut der Phocier, ohne daß dieß dem Waffenſtillſtand zwiſchen Athen und Sparta ein Ende gemacht hätte, 448 vor Chr. Im Jahre darauf bemächtigten ſich die verbannten oder geflohenen böotiſchen Ariſtokraten einiger böotiſchen Städte, und die Athener wollten dieß nicht dulden. Tolmides wollte ein ſtarkes Heer nach Böotien führen, Perikles rieth dringend ab: „wenn Ihr nicht auf meine Erfahrung achten wollt,“ ſagte er, „ſo wartet wenigſtens den Rath der Zeit, der beſten Rathgeberin, ab.“ Er drang nicht durch; Tolmides gewann die Stadt Chäronea, wurde aber bei Koronea von einer ſtarken feindlichen Macht angegriffen und gänzlich geſchlagen, er ſelbſt, Klinias, der Vater des Alcibiades, und die Blüthe der atheniſchen Jugend fiel; viele wurden gefangen und mußten zu ſchweren Bedingungen ausgelöſt werden; Böotien, Lokris und Phocis führten die ariſtokratiſche Verfaſſung ein und fielen vom atheniſchen Bunde ab; Perikles aber ſtieg als ein weiſer Rathgeber, ja als ein Seher in der Achtung ſeiner bitter gewitzigten Mitbürger. Vermöge ſeines immer wachſenden Anſehens überwand er auch den letzten bedeutenden Gegner, welchen die ariſtokratiſche Partei nach dem Tode Cimons gegen ihn aufgeſtellt hatte, den Thucydides, Cimons Schwager; einen beſonnenen und geſchäftskundigen Mann, jedoch weniger kriegserfahren. Dieſer ſammelte die Partei der Edeln und ſuchte ſie vom Volke auszuſcheiden und zu trennen, aber dadurch wurde die Spaltung ſo tief und der Kampf ſo hitzig, daß nun ein Theil der Stadt Volk, und der andere Adel hieß, und es, da Perikles von Thucydides und den Rednern auf deſſen Seite heftig angegriffen, der Verſchwendung der Staatsgelder angeſchuldigt wurde, zu einem offenen Kampfe kam, in welchem Thucydides unterlag und durch den Oſtracismus verbannt wurde. Und von dieſer Zeit, von dieſem Siege an, ſagt Plutarch, nachdem Perikles Athen und Alles was davon abhing, ganz in ſeiner Hand hatte, ſtimmte er einen adeligen ja königlichen Ton an, und ihn, zum gemeinen Beſten, untadelhaft rein durchführend, leitete er meiſt in Güte das Volk durch Ueberredung und Vorſtellung, nöthigte es jedoch bisweilen auch durch Ernſt und Zwangsmittel, wie ein weiſer Arzt, zu ſeinem Nutzen und Wohl, und handhabte die Beredtſamkeit als eine wahre Zucht der Geiſter, neben dem, daß er durch ſeinen unbeſcholtnen Wandel ſeine Macht über die Gemüther behauptete. Er wurde, nach dem

Urtheile des Geſchichtſchreibers Thucydides, nicht vom Volke geleitet, vielmehr war er es, der das Volk leitete, weil er nicht durch ungebührliche Mittel zu ſeiner Macht gelangt war; und ſo beſtand dem Namen nach eine Volksregierung, in der That aber die Herrſchaft des erſten Mannes.

Mühevoll jedoch und durch vielfache Kämpfe im Innern und nach außen geſtört blieb die Staatsverwaltung des außerordentlichen Mannes, der mit bewundernswerther Feſtigkeit und Stetigkeit das beweglichſte, reizbarſte und freieſte Volk lenkte. Die Unzufriedenheit der Bundesgenoſſen kam da und dort zum Ausbruch; Euböa fiel 446 vor Chr. von den Athenern ab. Schon war Perikles mit einem Heere dorthin übergeſetzt, als er durch die Nachricht zurückgerufen wurde, daß die Megareer abtrünnig geworden, die Beſatzung der Athener von ihnen niedergemacht, und die Peloponneſier im Begriff ſeyen, in Attika einzufallen. Wirklich rückten Korinthier, Sicyonier, Epidaurier und Lacedämonier unter dem jungen König Pleiſtoanax, dem Sohne des Pauſanias, in Attika bis Eleuſis vor und verwüſteten das Land; Perikles aber bewog, wie es heißt, durch ein Geſchenk von zehn Talenten an Kleandridas, den Rathgeber des jungen Königs, die Peloponneſier zum Rückzug. Kleandridas wurde deßwegen von den Spartanern zum Tode, Pleiſtoanax zu einer großen Geldbuße verurtheilt, und da er dieſe nicht aufbringen konnte, verbannte er ſich; Perikles aber verrechnete den Athenern zehn Talente als: nothwendige Ausgabe, die er nicht näher bezeichnete, ohne daß er deßhalb weiter befragt wurde; es wird auch behauptet, er habe alljährlich zehn Talente nach Sparta geſchickt für die Mitglieder der Regierung, nicht ſowohl um den Frieden, als um Zeit zu erkaufen, ſich für den Krieg zu rüſten. — Dann trat er wieder den Zug gegen Euböa an mit einer ſtarken Macht, unterwarf die Städte, vertrieb in Chalcis die ſehr reichen und angeſehenen Ritter, wie man ſie nannte, in Hiſtiäa aber, wo die Mannſchaft eines atheniſchen Schiffes ermordet worden war, alle Einwohner, und ſiedelte dafür Athener an. Mit den Lacedämoniern wurde der abgelaufene Friede oder Waffenſtillſtand auf dreißig Jahre erneut, und den Peloponneſiern die Beſitzungen, welche die Athener auf dem Peloponnes noch inne hatten, zurückgegeben.

Nachdem Athen durch glückliche Kriege groß und reich geworden, war der Wunſch des Perikles auf den Frieden, namentlich mit dem Peloponnes, gerichtet; denn durch Krieg mit dem ſtarkbevölkerten Peloponnes mußte das ſchwachbevölkerte kleine Attika, die Eine Stadt Athen zu ſehr geſchwächt und erſchöpft werden, während die Flotte, auf welche er die größte Sorgfalt verwendete, immer im Stande war, die Herrſchaft über die nahen und fernen zahlreichen Bundesgenoſſen und Unterthanen zu behaupten. Daher waren einzelne glückliche und glänzende

Seezüge, wie nach dem Cherſones, wo er tauſend neue Koloniſten in den Städten anſiedelte und durch Werke über die Landenge den Einfällen der umherſchwärmenden Thracier Einhalt that, und nach dem Pontus Euxinus (dem ſchwarzen Meere), wo er den fremden Städten und Königen die Macht und Kühnheit der Athener zeigte, und die Stadt Sinope mit ſechshundert Athenern beſetzte, ſeinen Abſichten und Planen ganz entſprechend; aber im Uebrigen widerſetzte er ſich den kecken Gelüſten vieler Bürger, welche ſchon wieder die Hand nach Aegypten auszuſtrecken, die Küſtenvölker zum Kriege gegen Perſien aufzuſtiften, oder Sicilien zu erobern, auch wohl gar Karthago in Beſitz zu nehmen gedachten. Dieſe übermüthige Unternehmungsluſt zügelte der beſonnene Perikles; dagegen entwarf er (wann? iſt ungewiß) einen Plan, deſſen Ausführung für ganz Hellas ebenſo wohlthätig als für Athen ruhmvoll hätte werden müſſen: nämlich alle Hellenen, in Europa wie in Aſien, kleine Städte wie große zur Beſchickung eines Geſandtentags in Athen und zu gemeinſamer Berathung einzuladen über die helleniſchen Tempel, welche die Barbaren verbrannt, und über die Opfergelübde für Griechenland, die man noch von den Perſerkriegen her den Göttern ſchuldete, und über das Meer, wie die allgemeine Sicherheit der Schiffahrt und der Friede beſtehen möge. Zwanzig angeſehene Männer über fünfzig Jahren wurden nach den verſchiedenen Gegenden und Ländern ausgeſandt, um zu dem Friedens- und Bundesvereine einzuladen; aber die Spartaner waren dagegen und ſo zerſchlug ſich der ganze Entwurf.

Im Jahr 440 vor Chr, während des erneuten dreißigjährigen Waffenſtillſtandes mit Sparta, trug Perikles auf einen Kriegszug gegen Samos an, eine Inſel, deren Seemacht damals raſch anwuchs und vielleicht ſelbſt den Athenern Beſorgniſſe erregte. Die Samier hatten mit den Mileſiern um die joniſche Stadt Priene Krieg geführt, und die Letztern ſich, als ſie im Nachtheil waren, an die Athener gewendet; die Samier hatten der Aufforderung von Athen, als dem Bundeshaupt, die Waffen niederzulegen und den Streit ſeinem Urtheil anheimzugeben, keine Folge geleiſtet; daher wurde der Krieg beſchloſſen. Samos hatte nicht nur eine bedeutende Seemacht; ſeine damalige ariſtokratiſche Verfaſſung war den Athenern anſtößig, und es wurde behauptet, Perikles ſey noch beſonders von der Aſpaſia, als einer geborenen Mileſierin, gegen die Feinde ihrer Vaterſtadt aufgereizt worden. Perikles ſegelte mit vierzig Schiffen nach Samos, ſtürzte die Oligarchie, führte eine demokratiſche Verfaſſung ein, nahm hundert Geiſeln, die er nach Lemnos ſchickte, und ließ eine Beſatzung auf der Inſel zurück, trotz aller Anerbietungen der Samier, welche dieß mit großen Geldſummen abkaufen wollten. Aber nach dem Abzug der Athener überfielen Samier, die ſich zuvor auf das Feſtland geflüchtet hatten, im Einverſtändniß mit den Angeſehenſten in der Stadt und im Bunde mit dem Perſer Piſſuthnes, dem Statthalter von Sardes, Samos bei Nacht, ſtürzten die Volksregierung, nahmen die atheniſche Beſatzung gefangen, überlieferten ſie dem Piſſuthnes, befreiten die Geiſeln auf Lemnos, ſagten ſich von Athen los und rüſteten ſich zum Kriege gegen Milet; mit ihnen fiel auch das mächtige Byzanz ab. Mit ſechszig Schiffen zog jetzt Perikles gegen ſie und ſchlug mit ſechsundvierzig Schiffen ſiebzig ſamiſche; mit fünfundſechszig Schiffen verſtärkt landete er, ſchlug die Samier in einer Landſchlacht und ſchloß die Stadt von drei Seiten mit Belagerungswerken und auf der vierten mit der Flotte ein. Auf die Nachricht, daß phöniciſche Schiffe im Anzug ſeyen, fuhr er ihnen mit ſechszig Schiffen entgegen; die Samier aber benützten ſeine Abweſenheit, überfielen die zurückgebliebenen Schiffe, ſchlugen ſie, und waren einige Zeit Herren des Meers. Mit einer neuen Verſtärkung von neunzig Schiffen überwältigte Perikles nach neunmonatlicher Belagerung die Samier und legte ihnen harte Bedingungen, Niederreißung ihrer Mauern, Auslieferung der Schiffe und Bezahlung der Kriegskoſten auf; Byzanz wurde ebenfalls wieder unterworfen. Bei der Belagerung von Samos wurden ganz neue und unerhörte Maſchinen angewendet, und es ſoll Perikles auf die Eroberung dieſer ſehr feſten Stadt nicht wenig ſtolz geweſen ſeyn; Elpinice aber, die Schweſter Cimons, ſoll ihm Vorwürfe gemacht haben wegen dieſes ſeines, mit dem Verluſte von vielen Athenern erkauften Triumphes, nicht über Phönicier und Meder, die ihr Bruder beſiegt habe, ſondern über eine verbündete und ſtammverwandte Stadt. Nach dieſem herrſchte einige Jahre Friede, und in dieſe Zeit fallen wohl meiſtentheils die großen Bauten des Perikles und die Schöpfung der Kunſtwerke; doch blieb Perikles auch hier nicht ohne Kränkung. Phidias, der große Bildner, ſein Freund, den er über alle Bauwerke geſetzt hatte, hatte viele Neider und Feinde, und er wurde von einem gewiſſen Menon wegen Veruntreuungen angeklagt. Von der Beſchuldung, an dem Bilde der Pallas Athene Gold entwendet zu haben, reinigte er ſich ſiegreich, da er das Gold ſo angebracht hatte, daß es leicht abgenommen und gewogen werden konnte, aber doch wurde er ins Gefängniß geworfen, in welchem er ſtarb. Dieſe Friedensjahre waren die Stille vor dem losbrechenden Gewitterſturme; denn die tödtliche Eiferſucht der Lacedämonier ließ ſich nicht beſchwören, und mit weiſſagendem Geiſte ſprach Perikles einige Zeit vor dem Ausbruch die Worte: „Ich ſehe ſchon den Krieg vom Peloponnes heranſchreiten!“

Die Veranlaſſung zu dem peloponneſiſchen Kriege war folgende. Korcyra, eine bedeutende Inſel im joniſchen Meere, gegenüber der Küſte von Epirus, war eine Kolonie von Korinth und ſehr reich und mächtig geworden, ſo daß die Korcyräer hundertundzwanzig Kriegsſchiffe beſaßen. Sie hatten ſich aber nie einem Bunde der Hellenen, weder dem der Peloponneſier, noch dem der Athener angeſchloſſen, auch ihre Mutterſtadt, Korinth, vernachläſſigt und ihr die üblichen Ehrenrechte nicht mehr gewährt. Von Korcyra aus war, unter der Anführung eines Korinthiers, wie dieß Sitte war, die Stadt Epidamnus auf der Küſte von Illyrien auf einer Landzunge gegründet worden. Auch dieſe Stadt gedieh lange ſehr glücklich; aber der Streit der ariſtokratiſchen und Volkspartei, und unglückliche Kriege mit den umwohnenden Barbaren hatten ſie geſchwächt; und neuerlich hatte die Volkspartei die Machthaber verjagt. Dieſe beunruhigten nun in Verbindung mit den Barbaren, den Illyriern, die Epidamnier durch Räuberei zu Land und zur See. Die bedrängten Epidamnier wandten ſich mit der Bitte um Hülfe an Korcyra, als ihre nächſte Mutterſtadt, und als ſie bei dieſer kein Gehör fanden, an die entferntere, Korinth, der ſie ihre Pflanzſtadt unterwarfen. Die Korinthier nahmen dieß an, ſagten ihnen Schutz zu und ſchickten eine Beſatzung nach Epidamnus, auf dem Landwege über Apollonia, damit ſie nicht von den Korcyräern aufgehalten würde. Die Korcyräer wurden über den Abfall ihrer Kolonie an Korinth erbittert, ſchickten eine Flotte gegen Epidamnus, forderten ſie auf, die Vertriebenen, welche den Beiſtand der Korcyräer geſucht hatten, aufzunehmen und die korinthiſche Beſatzung wegzuſchicken, und belagerten, als dieß verweigert wurde, die Stadt. Die Korinthier, auf die Nachricht hievon, rüſteten einen ſtarken Kriegszug und luden zu einer Anſiedlung in Epidamnus ein; mehrere peloponneſiſche und andere Städte ſtellten ihnen Schiffe. Die Korcyräer ſchickten Geſandte nach Korinth mit der Forderung, die Korinthier ſollten ihre Anſprüche auf Epidamnus aufgeben und ihre Beſatzung zurückziehen; erboten ſich aber zugleich, die Entſcheidung des Streits über das Recht auf Epidamnus einem Schiedsgericht peloponneſiſcher Städte, oder auch dem Orakel zu Delphi zu überlaſſen. Die Korinthier aber wollten ſich hierauf nicht einlaſſen, bevor nicht die Korcyräer die Belagerung von Epidamnus aufgäben, wozu dieſe ſich nicht verſtanden. Nun ließen die Korinthier durch einen Herold den Korcyräern den Krieg ankündigen und ſchifften mit fünfundſiebzig Schiffen und einem anſehnlichen Heere nach Epidamnus, um es zu entſetzen. Bei Aktium, an der Mündung des ambrakiſchen Meerbuſens mahnte ſie ein Herold von Korcyra vom Vorrücken ab, und als dieß ohne Erfolg blieb, fuhr die Flotte der Korcyräer, achtzig Schiffe, den Korinthiern entgegen und errang einen großen Sieg. An demſelben Tage mußte ſich auch Epidamnus den belagernden Korcyräern ergeben; die fremden Anſiedler wurden verkauft, die Korinthier einſtweilen in Gewahrſam behalten. Dann fuhren die Korcyräer nach mehreren Küſtenländern, die Kolonien oder Verbündete der Korinthier waren, verheerten ſie, und beherrſchten das Meer, bis die Korinthier eine neue Flotte nach Aktium ſchickten, welche die der Korcyräer beobachtete, doch ohne ſie anzugreifen.

Die reichen Korinthier machten das ganze folgende Jahr mit großem Eifer gewaltige Kriegsrüſtungen gegen die Korcyräer und ſtellten überall Werbungen an. Die Korcyräer ſahen ſich nun auch nach Bundesgenoſſen um und ſchickten Geſandte an die mächtigen Athener; aber die Korinthier, als ſie dieß erfuhren, ſchickten ebenfalls Geſandte nach Athen, und beide Theile hielten vor der Volksverſammlung ihre Vorträge. Die Korcyräer wünſchten ein förmliches und vollſtändiges Schutz- und Trutzbündniß mit den Athenern, ſtellten dieſen die Vortheile davon für ſie vor, da ſie nächſt den Athenern die ſtärkſte Seemacht beſäßen, und verſicherten ſie, daß ihre Dankbarkeit unerſchütterlich ſeyn werde. Die Korinthier verlangten von den Athenern, ſie ſollten dieß Begehren abweiſen, da es gegen das Recht der Korinthier gegenüber von ihren Kolonien, und gegen die beſtehenden Verträge gebe, ſie erinnerten ſie an die ihnen früher von den Korinthiern geleiſteten Dienſte, warnten ſie vor der Unzuverläſſigkeit der Korcyräer und forderten ſie auf, durch eine ſolche Handlung nicht den jetzt beſtehenden Frieden, der ſich wohl noch lang halten werde, zu ſtören. — Die Athener hielten über einen ſo wichtigen, für das Schickſal ihres Staates ſo folgereichen Gegenſtand zwei Volksverſammlungen; in der erſten fanden die Bitten und Vorſtellungen der Korinthier ſtarke Unterſtützung; in der zweiten aber wurde beſchloſſen, mit den Korcyräern zwar kein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zu ſchließen, da dieß gegen die Verträge und den Waffenſtillſtand mit den Peloponneſiern geweſen wäre und ſogleich zum Kriege geführt hätte; aber ſie machten einen Vertheidigungsbund mit Korcyra zur gegenſeitigen Beſchützung ihres Gebietes, wenn ein Feind Korcyra oder Athen, oder deren Bundesgenoſſen angriffe. Dazu bewog ſie die Ueberzeugung, daß es doch jedenfalls zum Kriege mit den Peloponneſiern kommen würde, und für dieſen Fall wollten ſie die große Seemacht der Korcyräer den Korinthiern nicht preis geben; auch reizte ſie die zur Ueberfahrt nach Italien und Sicilien ſo ſehr günſtige Lage der Inſel Korcyra. Alſo nahmen ſie Korcyra in ihren Bund auf und ſchickten, nachdem die Korinthier ſich entfernt hatten, zehn Schiffe Jenen zu Hülfe. Den Befehlshabern jedoch wurde die Anweiſung gegeben, gegen die Korinthier nicht eher etwas Feindſeliges zu unternehmen, als bis dieſe Korcyra wirklich angriffen. Der oberſte Anführer war Lacedämonius, Cimons Sohn. Die Korinthier ſandten neunzig eigene und fünfzig Schiffe von Bundesgenoſſen gegen Korcyra und zogen auch von dem Feſtland eine anſehnliche Macht beſonders von Barbaren, die ihnen befreundet waren, zuſammen, die Korcyräer ſammelten ebenfalls ein Landheer, darunter tauſend ſchwerbewaffnete Zakynthier, und ſandten den Korinthiern hundert und zehn Schiffe entgegen. Beim Vorgebirge Chimerium kam es zur Seeſchlacht, der größten, der Zahl der Schiffe nach, welche bis jetzt Hellenen gegen Hellenen geliefert, und da auf beiden Seiten die Schiffe viele Schwerbewaffnete, Bogenſchützen und Lanzenträger an Bord hatten, hatte dieſe Seeſchlacht viele Aehnlichkeit mit einem Landtreffen, indem meiſt die Schiffe ſtehen blieben und die Bewaffneten mit einander kämpften. Es wurde mit größter Erbitterung und lange unentſchieden geſchritten; mit dem linken Flügel waren die Korcyräer glücklich, trieben die Korinthier bis ans Land zurück, landeten ſelbſt, verbrannten die Zelte und plünderten das Lager; aber ihr rechter Flügel wurde von den an Zahl überlegenen Korinthiern überwältigt, zumal da die atheniſchen Anführer zögerten, den Kampf wirklich zu beginnen, und erſt als die Korcyräer zur Flucht ſich wandten, den Feind förmlich angriffen, und die Korcyräer erlitten großen Verluſt. Nachdem ſich die Schiffe beider Theile bei der gewaltigen Verwirrung, welche herrſchte, wieder geſammelt, wollten die Korinthier eben gegen die noch übrigen Schiffe der Korcyräer und die zehn Schiffe der Athener einen neuen Angriff machen, als zwanzig Schiffe von Athen eintrafen worauf die Korinthier ſich zurückzogen. Am folgenden Tag boten die Athener und Korcyräer den Korinthiern von neuem eine Schlacht an, aber dieſe hatten keine Luſt dazu, ſondern dachten nur an die Heimfahrt, weil ſie fürchteten, die Athener möchten ihnen nunmehr den Rückweg ſperren. Um ihre Geſinnungen zu erforſchen, ſchickten ſie einige Männer auf einem leichten Schiffe, doch ohne Heroldsſtab, an ſie ab; ließen ihnen Vorwürfe machen wegen der Verletzung des Vertrags, und fragen, ob ſie ihre Fahrt gegen Korcyra oder irgendwohin hindern wollten; in dieſem Falle, ſagten die Abgeſandten, möchten die Athener ſie nur ſogleich ergreifen und als Feinde behandeln. Die Korcyräer riefen, man ſolle ſie ergreifen und tödten, die Athener aber erklärten ihnen: ſie fingen die Feindſeligkeiten nicht an und brächen auch den Vertrag nicht, ſondern wollten nur ihren Bundesgenoſſen, den Korcyräern, Beiſtand leiſten, und jeden Angriff gegen ſie zurückweiſen; ſonſt aber wollen ſie den Korinthiern nichts in den Weg legen. Hierauf ſchickten ſich die Korinthier zur Heimfahrt an, nachdem ſie ein Siegeszeichen bei Sybota auf dem Feſtland errichtet. Die Korcyräer ihrer Seits errichteten ebenfalls ein Siegeszeichen zu Sybota auf der Inſel. Jene ſchrieben ſich den Sieg zu, weil ſie bis zum Anbruch der Nacht im Vortheil geweſen, die meiſten Schiffstrümmer und Todten weggebracht, tauſend Gefangene gemacht und gegen ſiebzig feindliche Schiffe verſenkt hatten. Die Korcyräer machten auf den Sieg Anſpruch, weil ſie dreißig feindliche Schiffe vernichtet und nach der Ankunft der Athener ihre Schiffstrümmer und Todten geſammelt hatten;

und weil auch die Korinthier bei der Annäherung der Athener zurückgerudert waren und Nichts mehr gegen ſie zu unternehmen gewagt hatten.

Bald darauf brach eine neue Mißhelligkeit zwiſchen den Athenern und Peloponneſiern aus. Gleich nach der Schlacht bei Korcyra verlangten die Athener von den Bewohnern der Stadt Potidäa bei Macedonien, die eine Kolonie der Korinthier, aber mit Athen verbündet und ihm zinsbar war, ſie ſolle ihre Feſtungswerke niederreißen, Geiſeln als Bürgen ihrer Treue ſtellen und die Stadtvorſteher, welche ihnen von Korinth geſchickt wurden, nicht mehr annehmen, weil ſie beſorgten, ſie möchten ſich durch die Korinthier und den König Perdikkas von Macedonien, mit welchem die Athener ſich entzweit hatten, zum Abfall bewegen laſſen und die übrigen Bundesgenoſſen Athens in der Gegend von Thracien zum Treubruch verleiten. Als die Potidäaten durch Geſandte in Athen die Zurücknahme jener harten Forderungen nicht bewirken konnten und Gewalt gegen ſie gebraucht werden ſollte, ſchickten ſie, gemeinſam mit Korinth, Geſandte nach Sparta, um zu bewirken, daß man ſich zu ihrem Schutze rüſte, und ebendahin ſchickte Perdikkas Geſandte, um die Peloponneſier zu einem Einfall in Attika zu bewegen; zugleich ſuchte er die Chalcidier und Bottiäer in Thracien von dem Bunde mit Athen abzuziehen. Wirklich fielen dieſe Alle ſammt den Potidäern von Athen ab. Eine atheniſche Flotte, die nach Thracien geſchickt wurde, griff, weil ſie zu ſchwach war, um auch die Bundesgenoſſen zn bekriegen, in Verbindung mit den Brüdern des Perdikkas nur Macedonien an. Die Korinthier ſchickten Hülfstruppen nach Potidäa, die Athener Verſtärkungen nach Thracien. Die Letztern ſchloßen eilig einen Vergleich mit Perdikkas und wandten ſich nun, von macedoniſchen Hülfstruppen unterſtützt, nach Potidäa gegen die Peloponneſier und Potidäer. Dieſen führte Perdikkas, welcher den Vertrag alsbald wieder brach, Reiterei zu. Bei Potidäa kam es zur Schlacht, in welcher die Athener einen jedoch nicht vollſtändigen Sieg davon trugen, und welche dadurch merkwürdig iſt, daß hier der Philoſoph Sokrates, der ſeinem Vaterland als tapfrer Krieger diente, dem Alcibiades das Leben rettete und ihm den Preis der Tapferkeit verſchaffte, auf welchen er ſelbſt mindeſtens ebenſo große Anſprüche gehabt hätte. Potidäa wurde dann durch neue Streitkräfte von Athen von der Land- und Seeſeite hart eingeſchloſſen, und der korinthiſche Befehlshaber Ariſteus forderte dringend Hülfe vom Peloponnes.

Die Korinthier, beſorgt um ihre Mannſchaft und um ihre Pflanzſtadt, veranlaßten eine Zuſammenberufung ſämmtlicher Bundesgenoſſen in Sparta und erhoben Klage gegen die Athener, daß ſie die Verträge gebrochen und die Rechte des Peloponneſes verletzt hätten. Heimlich beſchwerten ſich die Aegineten, welche nicht offen aufzutreten wagten, aufs bitterſte, daß die Athener ſie, gegen die Verträge, ihrer

Unabhängigkeit beraubt hätten. Oeffentlich aber traten unter Andern die Megareer auf, und beſchwerten ſich über die vertragswidrige Sperrung der Häfen und Märkte in Attika. Zuletzt ſprachen die Korinthier, machten den Spartanern Vorwürfe wegen der Saumſeligkeit und Gleichgültigkeit, womit ſie der Vergrößerung Athens und den Gefahren zuſähen, welche aus der Herrſchſucht, der Unternehmungsluſt und den Bedrückungen dieſes Staates gegen die peloponneſiſchen Bundesgenoſſen drohten, wieſen auf die Verletzung der Verträge durch die Vorfälle bei Korcyra und Potidäa hin und drohten, falls ihnen kein Beiſtand werde, ſich nach andern Bundesgenoſſen umzuſehen. — Von den Athenern waren gerade wegen anderer Angelegenheiten Geſandte in Sparta anweſend, und als dieſe nun von den Klagen gegen ſie hörten, verlangten auch ſie, vor dem Volke reden zu dürfen, und als es ihnen gewährt wurde, bemühten ſie ſich durchaus nicht, ſich wegen der Beſchwerden zu entſchuldigen, welche die Städte gegen ſie vorbrachten, ſondern nur, die Spartaner zu vermögen, daß ſie die Sache reiflich erwägen und im Andenken an die Macht von Athen nicht übereilt den Krieg beſchließen ſollten. Stolz beriefen ſie ſich auf ihre Verdienſte um Griechenland im Perſerkrieg, welche die Folge gehabt, daß die Hegemonie ihnen zugefallen; dann aber ſey es für ſie eine Nothwendigkeit geworden, das Band der Herrſchaft nicht lockrer werden zu laſſen, um nicht die Bundesgenoſſen und Unterthanen wieder zu verlieren. Sie läugneten nicht, daß ſie mit einiger Strenge und Härte gegen die Bundesgenoſſen verfahren, wo es ihr Vortheil und drohende Gefahr gefordert, behaupteten aber, ſich ihrer Macht doch überhaupt mit großer Mäßigung bedient, und im Ganzen ſich dem Rechte gefügt, die Schwächeren nicht unterdrückt und als ganz Rechtloſe behandelt zu haben.

Während die meiſten Lacedämonier geneigt waren, den Athenern Unrecht zu geben und für alsbaldigen Krieg zu ſtimmen, rieth der beſonnene König Archidamus mit Ernſt zur reiflichen Ueberlegung; er erinnerte an die große Macht der Athener, ihre zahlreiche wohlgerüſtete Flotte, ihre umfaſſenden Beſitzungen, ihre großen Schätze, und weiſſagte einen Krieg, den ſie noch ihren Kindern hinterlaſſen würden. Zugleich rieth er, nicht unthätig zuzuſehen, ſondern durch Geſandte Beſchwerde zu führen wegen der vorgekommenen Vertragsverletzungen, Genugthuung zu fordern, den Athenern den Krieg von Ferne zu zeigen und alle nöthigen Rüſtungen und Vorkehrungen zu treffen. Nach ihm aber ſprach noch der Ephore Sthenelaidas und dieſer lieh den Geſinnungen und Gefühlen der meiſten Spartaner Worte, indem er auf ſchnelle, nachdrückliche Genugthuung drang und die Verſammelten aufforderte, nicht zu dulden, daß die Bundesgenoſſen unterdrückt würden, noch auch daß die Athener ihre Macht immer mehr vergrößerten. Die

Mehrzahl entſchied, daß der Vertrag gebrochen ſey, und die Athener Unrecht haben. Dieß wurde den Geſandten erklärt; man wolle aber ſämmtliche Bundesgenoſſen einladen und abſtimmen laſſen, damit ſie, wenn die Sache genehmigt würde, den Krieg begännen. Dieß geſchah 432 vor Chr. Olymp. 87, 1.

In der ſodann berufenen Verſammlung ſämmtlicher Peloponneſier mahnten hauptſächlich wieder die Korinthier zu kräftigem, gemeinſamem, ansdauerndem Kriege gegen den Alle bedrohenden Feind, zeigten, daß deſſen Beſiegung und Demüthigung für alle Peloponneſier nützlich und nothwendig ſey und forderten Hülfe für Potidäa, eine Stadt der Dorier, die von Joniern belagert werde, was in frühern Zeiten nicht oft vorgekommen ſey. Die Mehrzahl ſtimmte für den Krieg, doch war es wegen Mangels an Vorbereitungen nicht möglich, ſogleich anzugreifen und es wurde beſchloſſen, jede Stadt ſolle alles Erforderliche anſchaffen. Auch wurden noch Geſandtſchaften nach Athen geſchickt, um vor Beginn der Feindſeligkeiten gütliche Ausgleichung, wenigſtens zum Schein zu verſuchen. Die erſte Geſandtſchaft verlangte die Tilgung und Sühnung des Fluches, der noch auf Athen laſte von dem an den Anhängern Cylons verübten Frevel her, (vergl. Abſchn. VIII. S. 74) mittelſt Verbannung der Allmäoniden, und unter dieſen des Perikles. Sie erwarteten nicht ſowohl, daß die Athener dieß wirklich thun würden, als daß es dieſen Leiter Athens in übeln Ruf bringen werde, wenn ſeine Abſtammung von den Alkmäoniden als Urſache des Krieges angeſehen würde. Die Athener mahnten die Lacedämonier an nicht minder ſchwere, viel friſchere Verſündigungen und Frevel, die ſie ſelbſt tilgen müßten, — an die Tödtung von ſchutzflehenden Heloten im Tempel des Poſeidon zu Tänarum und die des Pauſanias im Heiligthum der Athene, und mit dieſer beſchämenden Antwort entließ man die Geſandten. Eine zweite Geſandtſchaft verlangte, die Athener ſollten von Potidäa ablaſſen, Aegina's Unabhängigkeit wiederherſtellen und beſonders den Beſchluß aufheben, welcher Megara von den attiſchen Häfen und Märkten ausſchloß. Die Athener verweigerten Alles, namentlich auch die Zurücknahme des letztern Beſchluſſes, als deſſen Grund ſie angaben, daß die Megareer das heilige Feld ſich zum Anbau zugeeignet hätten und die entlaufenen Sklaven der Athener aufnähmen. Die dritte Geſandtſchaft brachte nur die Erklärung: „die Lacedämonier wünſchten den Frieden, und er werde fortbeſtehen, wofern Athen den Hellenen Unabhängigkeit gewähre.“ Die Athener hielten nun eine Volksverſammlung, in welcher ein entſcheidender Beſchluß gefaßt werden ſollte. Die Meinungen waren getheilt, die einen Redner riethen zum Kriege, die andern zur Aufhebung des Beſchluſſes gegen Megara, welcher das nächſte und wichtigſte Hinderniß der Erhaltung des Friedens ſchien; endlich trat Perikles auf und hielt eine kraftvolle Rede. Er ſtellte den Athenern vor, die Ehre und Würde des Volkes verlange, daß man bei dem gegen Megara gefaßten Beſchluß beharre; gebe man hierin nach, ſo werden bald andere ſchwerere Forderungen an ſie geſtellt werden und es gebe dann keine Grenze der Nachgiebigkeit. Durch Feſtigkeit dagegen ſichere man ſich gegen künftige ähnliche Forderungen, wenn nicht anders die Lacedämonier, wie er allerdings glaube, durchaus feindſelige Geſinnungen hegen und es zum Kriege treiben wollen; und in dieſem Falle müßten auch die Athener ſofort ſich dazu als tapfre Männer entſchließen. Er ſtellte ihnen die Vortheile ihrer Lage gegenüber von den Peloponneſiern in einem Kriege vor, welche Ueberlegenheit ihnen die Einheit ihrer Macht, ihre treffliche Flotte und ihr Geld gebe, und empfahl ihnen nur, im Landkriege ſich möglichſt zurückzuhalten, es auf keine weitere Eroberungen anzulegen, nicht an eine Hauptſchlacht alles zu ſetzen, ſondern ſich hauptſächlich auf ihre Seemacht zu verlaſſen, und dann, ſprach er die ſichere Hoffnung aus, würden ſie auch aus einem langen Kampfe als Sieger und mit neuem Ruhme hervorgehen. So ſchlug er denn vor, den Lacedämoniern eine zwar mild gefaßte und billige, aber beſtimmte Antwort zu geben, von welcher voraus zuſehen war, daß Jene nicht damit zufrieden ſeyn würden, weil darin Gegenforderungen an ſie geſtellt wurden, und den Krieg zwar nicht anzufangen, aber gegen Angreifer ſich zu vertheidigen. Als unvermeidlich und gewiß ſtellte er aber dem Volke den Krieg vor, und forderte es auf, ſich aus allen Kräften zu deſſen Führung zu rüſten.

Den Geſandten wurde geantwortet: die Athener wollen ſich Nichts vorſchreiben laſſen, ſeyen aber bereit, vertragsmäßig durch rechtliche Entſcheidung die Beſchwerden zu erledigen, unter der Bedingung der Rechtsgleichheit; und nun kamen keine Geſandte mehr. Der Krieg war beſchloſſen, in welchem, nach dem Urtheil des einſichtsvollen Thucydides, während dreißig Jahren Hellas Unfälle erlitt, wie nie im gleichen Zeitraume. Denn nie wurden ſo viele Städte erobert und verödet, theils durch Barbaren, theils durch die Kriegführenden ſelbſt; nie hatten ſo Viele ihre Heimath verlaſſen müſſen; noch war je der Menſchenverluſt, theils wegen des Krieges ſelbſt, theils wegen der Parteiwuth, ſo groß, wozu noch Erdbeben, Hungersnoth und Seuchen, letztere ebenfalls im Gefolge des Krieges, kamen.

Dem Perikles wurde vorgeworfen, daß er zu dieſem Kriege gerathen und getrieben, um ſich dadurch ſelbſt aus Verlegenheiten zu ziehen und ſich unentbehrlich zu machen. Seine Gegner nämlich verklagten die Aſpaſia gerichtlich wegen Religionsfrevels und ſchlimmen Einfluſſes auf die Sitten und es ſoll ihm nur durch flehentliche Bitten an die Richter gelungen ſeyn, ihre Losſprechung zu bewirken; und er ſelbſt ſoll wegen Veruntreuung oder Rechtsverletzung eben damals entweder angeklagt oder doch verdächtigt worden ſeyn, und um dieſe Anklagen niederzuſchlagen, wurde behauptet, ſey ihm der Krieg willkommen geweſen. Aber wahrſcheinlicher iſt, daß er den Krieg, bei der Eiferſucht und dem Haſſe der Lacedämonier, für unabwendbar hielt, und nachdem er ihn lange hinausgeſchoben, jetzt den günſtigen Zeitpunkt gekommen glaubte, wo die Athener, trefflich gerüſtet, ihn mit Glück würden beſtehen können; auch iſt zu vermuthen, daß der Krieg für Athen wenigſtens nicht ſo verderblich geendet hätte, wäre Perikles am Leben geblieben, um ihn zu führen, oder hätten die Athener ſeinem Rathe, wie ſie ihn führen ſollten, gefolgt.

XXI.

Ausbruch und erſte Jahre des peloponneſiſchen Kriegs, 431 vor Chr.

Bis jetzt war noch keine Kriegserklärung zwiſchen Athen und Sparta erfolgt und der friedliche Verkehr dauerte noch immer, obwohl nicht ohne Mißtrauen, fort, als im Anfang des Frühjahrs 431 vor Chr., ſechs Monate nach dem Treffen bei Potidäa, die böotiſche Stadt Platää, welche mit Athen verbündet war und eine Volksregierung beſaß, von dreihundert Thebanern bei Nacht überfallen wurde. Dieſe waren herbeigerufen und eingelaſſen worden von Männern aus der Partei der Ariſtokraten, welche ans Ruder kommen, ſich von Athen losſagen und dem böotiſchen Bunde anſchließen wollten. Während des ganzen Krieges nämlich lagen in den meiſten Städten außerhalb des Peloponneſes die zwei Parteien der ſpartaniſch geſinnten Ariſtokraten und der atheniſch geſinnten Demokraten im Streite miteinander, und ein Sieg des einen oder des andern der kriegführenden Theile brachte ſofort in vielen Städten die ihm anhängliche Partei empor, und die andere in Nachtheil. Es handelte ſich in dieſem Kriege nicht bloß darum, ob Sparta oder Athen an der Spitze von Hellas ſtehen, ſondern auch, welche Verfaſſungs- und Regierungsform in den Städten gelten ſolle; und außerdem wurden eine Menge alte Stammes- und Nachbarſchaftsfeindſchaften in den großen Krieg hinein verflochten, und ſchloß ſich in vielen Fällen eine Stadt an Athen an, nur darum, weil eine alte Gegnerin es mit Sparta hielt und umgekehrt.

Die eingedrungenen dreihundert Thebaner ließen am Morgen durch Heroldsruf die Platäer auffordern, dem Bunde der Böotier beizutreten, und die überraſchten Einwohner nahmen zuerſt dieſen Vorſchlag an und hielten ſich ruhig, bis ſie die geringe Anzahl der Thebaner entdeckten. Jetzt verabredeten ſie, der Mehrzahl nach nicht geneigt, von den Athenern abzufallen, indem ſie die Zwiſchenwände der Häuſer durchbrachen, um nicht über die Straße gehen zu müſſen, einen Angriff auf die Eingedrungenen, ſtellten dann unbeſpannte Laſtwagen auf die Straßen und trafen alle Vorkehrungen zum Kampfe. Noch in der Dämmerung griffen ſie die des Ortes nicht kundigen Thebaner an, und obwohl dieſe ſich tapfer vertheidigten, wurden ſie doch durch die vereinigten Anſtrengungen der bewaffneten Bürger und der Weiber und Sklaven, welche unter Geſchrei und Wuthgeheul von den Häuſern herab Steine und Dachziegel auf ſie ſchleuderten, in der Dämmerung und bei heftigem Regenguß, überwältigt, zerſprengt und da das Thor, durch welches ſie eingedrungen, wieder geſchloſſen war, ſehr Viele niedergemacht, Viele gefangen, und nur Wenige entkamen. Bald rückten die Thebaner, deren Stadt nicht ganz zwei Meilen von Platää entfernt lag, mit ihrer geſammten Streitmacht nach, kamen aber zu ſpät, als ihre Leute ſchon gefallen oder gefangen waren. Die Platäer ſandten ihnen einen Herold entgegen und ließen ſie auffordern, keine weitern Feindſeligkeiten zu verüben, ſonſt würden ſie die Gefangenen tödten; wenn ſie ſich aber zurückzögen, ſollten ihnen die Gefangenen zurückgegeben werden. Die Thebaner zogen auf dieß zurück, die Platäer aber, ſobald ſie Alles vom Lande in die Stadt in Sicherheit gebracht hatten, ließen die Gefangenen alle, hundertundachtzig an der Zahl, darunter Eurymachus, den Sohn des angeſehenſten Thebaners Leontiades, hinrichten.

Die Athener, durch Boten von dem Vorgefallenen, jedoch nicht von der Hinrichtung der Gefangnen in Kenntniß geſetzt, ließen alle Böotier auf attiſchem Gebiet feſtnehmen und den Platäern ſagen, ſie möchten gegen die Gefangnen Nichts vornehmen, bis ſie ſelbſt einen Beſchluß darüber gefaßt hätten. Nachdem ſie aber das Schickſal derſelben erfahren, ſchickten ſie Kriegsvolk nach Platää, verſahen es mit Lebensmitteln und ſchafften Weiber, Kinder und die zum Kriege Untüchtigen aus der Stadt weg, da jetzt der Krieg unzweifelhaft und ein Angriff auf Platää bald zu erwarten war.

Eifrig wurde jetzt auf beiden Seiten zum Kriege gerüſtet und Bundesgenoſſenſchaften geſucht, auch mit Barbaren; namentlich ſuchten die Lacedämonier ein Bündniß mit dem Perſerkönige. Ihren Verbündeten gaben ſie Befehl, im Ganzen fünfhundert Fahrzeuge zu rüſten, je nach der Größe der Städte, auch Geld bereit zu halten, doch vorerſt ruhig zu bleiben und einzelne Schiffe der Athener bei ſich einlaufen zu laſſen. Die Athener ſuchten ſich beſonders durch Bundesgenoſſenſchaft mit Nachbarn der Peloponneſier zu verſtärken, um ſie von allen Seiten zur See mit Nachdruck angreifen zu können. Groß war überall die Kriegsluſt unter der jungen Mannſchaft, weil ſchon lange kein allgemeiner Krieg mehr geweſen war, und groß die Erwartung und Spannung auf den Ausgang des Kampfes zwiſchen den zwei mächtigſten Staaten; und ein Erdbeben auf der Inſel Delos ſchien eine gewaltige Erſchütterung von Hellas zu verkündigen. Im eigentlichen Griechenland waren die Meiſten für die Spartaner geſtimmt, weil ſie erklärten, ſie wollten Hellas befreien, und weil die Städte der Oberherrſchaft Athens entweder loszuwerden wünſchten, oder unter dieſelbe zu kommen fürchteten. Denn das Verhältniß der Bundesgenoſſenſchaft war immer läſtiger und beinahe eine Unterthanenſchaft geworden; und nicht nur hatten die Bundesgenoſſen nach Athen ihre Kriegsſteuern, ſelbſt im Frieden, entrichten müſſen, ſondern ſie waren auch in jüngſter Zeit genöthigt worden, bei den atheniſchen Gerichtshöfen ihr Recht zu ſuchen, wodurch ihre Abhängigkeit noch drückender und offenbarer wurde.

Die Verbündeten der Spartaner waren beim Anfange des Kriegs: alle Peloponneſier, mit Ausnahme der Argiver und Anfangs eines Theils der Achäer, die Megareer, Lokrier, Böotier, Phocier, Amprakioten, Leukadier, Anaktorier. Die Athener hatten zu Verbündeten die Chier, Lesbier, Platäer, die Meſſenier in Naupaktus, die Akarnanier, die Korcyräer, Zakynthier, eine Menge Städte in Ionien und im ganzen kleinaſiatiſchen Griechenland, den Helleſpont, die Grenzgegenden von Thracien, alle zwiſchen dem Peloponnes und Kreta öſtlich gelegenen Inſeln und faſt alle Cykladen. Aber unter dieſen waren Viele Unterthanen, auf deren Treue und Unterſtützung nur im Falle des Sieges zu rechnen war, ſo lange ſie die Macht der Athener zu fürchten hatten, die aber gefährliche Feinde werden konnten, wenn ein Unfall ihre Oberherren traf.

Nach den Vorfällen in Platää ließen die Lacedämonier alle Bundesgenoſſen auffordern, ihre Truppen zu einem Einfall in Attika bereit zu halten, und auf der Landenge fanden ſich zwei Drittheile der ſämmtlichen Mannſchaft der verbündeten Städte, etwa ſechzigtauſend Mann, unter dem Oberbefehl des ſpartaniſchen Königs Archidamus ein. Dieſer ſchickte noch einen Herold nach Athen, um zu verſuchen, ob die Athener nicht durch das wirkliche Anrücken des Feindes zur Nachgiebigkeit geſtimmt würden; aber Perikles hatte zuvor einen Volksbeſchluß veranlaßt, daß man keinen Herold und Geſandten mehr annehme, ſobald die Lacedämonier ausgerückt wären, und ſo wurde der Herold eilig mit Geleite über die Grenze geſchickt, und beim Weggehen ſprach er die Worte: „Dieſer Tag wird für die Hellenen der Anfang großen Unheils ſeyn.“ Archidamus rückte jetzt mit ſeinem Heere in Attika ein; von den Böotiern ſtieß ein Theil zu ihm; ein Theil zog vor Platää und verheerte das Gebiet dieſer Stadt.

Perikles ermahnte, während die Peloponneſier ſich ſammelten und heranrückten, die Athener, mit ihren Angehörigen und ihrer beweglichen

Habe vom Land in die Stadt zu ziehen, die Heerden aber nach Euböa und andern Inſeln zu ſchicken, den Feinden nicht zu einer Schlacht entgegenzurücken, ſondern ſich in der Stadt einzuſchließen, dieſe zu behaupten, und hauptſächlich ihre Aufmerkſamkeit auf ihre Seemacht zu richten. Da er vermuthete, Archidamus werde, ſey es als ſein Gaſtfreund, oder aus Liſt, um ihn den Athenern verdächtig zu machen, ſeine Güter verſchonen, überließ er ſie für dieſen Fall dem Staate als öffentliches Gut. Die Hoffnung auf endlichen Sieg belebte er in den Athenern, indem er ihnen ihre Hülfsmittel vorrechnete. Die Schwerbewaffneten, außer den Beſatzungen in Städten, betrugen dreizehntauſend Mann, und die Beſatzung der nach den Häfen führenden langen Mauern, ſechzehntauſend, die aus den Aelteſten und Jüngſten genommen waren; der Bogenſchützen waren es ſechszehnhundert, der Reiter zwölfhundert, der Dreiruderer dreihundert. Die jährlichen Einkünfte von den Bundesgenoſſen allein betrugen ſechshundert Talente; der Schatz auf der Burg ſechstauſend Talente, nachdem auf Bauwerke und den Krieg mit Potidäa 3700 Talente verwendet worden waren. Im Nothfall ſagte er, könnten ſie von den Heiligthümern der Götter beträchtliche Weihgeſchenke, gegen ſpätere vollſtändige Erſtattung, entlehnen, wie z. B. das Gold an der Bildſäule der Athene, welches vierzig Goldtalente wog. *)

Die Athener, ſo ſchwer es ihnen wurde, denn ſie waren von alter Zeit her des ländlichen Lebens gewohnt, folgten dem Rathe des Perikles, zogen vom Lande in die Stadt, gaben ihre verlaſſenen Wohnungen, ihre Gärten und Felder den Verheerungen des Feindes preis und ſuchten ſich, wo ſie konnten, in Athen ſelbſt ein Unterkommen, die Einen bei Freunden und Verwandten, die Meiſten aber auf den freien Plätzen der Stadt, in allen Tempeln und Heiligthümern, mit Ausnahme derjenigen, welche verſchloſſen werden konnten, wie des Eleuſiniums und der Burg, auch auf den Thürmen der Mauer. Das langſame Vorrücken des Archidamus geſtattete ihnen, ſich mit all ihrer Habe zu flüchten, und dieſer wurde deßhalb von den Seinigen getadelt. Die Grenzſtadt Attika's, Oenoe, mit einer Beſatzung verſehen, widerſtand ſeinen Aufforderungen und Angriffen; ſo zog er daran vorbei, drang in Attika ein, zur Zeit wo das Getreide in der Blüthe ſtand, verheerte Eleuſis und das thriaſiſche Feld, trieb die atheniſche Reiterei zurück, rückte bis Acharnä vor, dem größten von den attiſchen Flecken oder Bezirksgemeinden (Demoi), ſchlug ein Lager und machte Verheerungszüge durch das Land.

Archidamus hatte zuerſt gehofft, die Athener würden, um die Verwüſtung ihres Landes zu verhindern, ihm mit einem Heer an die Grenze entgegenrücken und eine Schlacht wagen, in welcher er auf den Sieg

---

*) Dieß wird auf mehr als 1,300,000 Gulden berechnet. Ein Silbertalent betrug etwa 1375 Thaler; ein Goldtalent ungefähr das Dreizehnfache.

rechnete, und nachher, ſie würden wenigſtens durch die Verheerung des Gebiets der Acharner und ihres eigenen ſich zu einem Treffen bewegen laſſen. Wirklich brannte auch die junge Mannſchaft in Athen vor Ungeduld, ſich mit dem Feinde zu ſchlagen, und gar als ſie das Feuer der Verwüſtung in der Nähe ihrer Stadt und ihre Ernten und Bäume zerſtört ſahen, wollten ſie, und beſonders die dreitauſend Schwerbewaffneten von Acharnä, ſich nicht mehr zurückhalten laſſen. Perikles aber, ſo hart er getadelt und geſcholten, der Feigheit angeklagt und die Schuld des Krieges und ſeiner Trübſale auf ihn gewälzt wurde, ſetzte dieſem Ungeſtüm eine unerſchütterliche Feſtigkeit entgegen, zügelte den Eifer und beharrte bei ſeinem Entſchluß, nicht mit der Geſammtmacht dem Feinde entgegenzuziehen. Nur kleine Reiterſchaaren ſchickte er aus, um die Feinde der Stadt nicht allzu nahe kommen zu laſſen, hielt keine Volksverſammlung, damit nicht das Volk durch blinde Leidenſchaftlichkeit zu unbeſonnenen Beſchlüſſen ſich hinreißen ließe, hielt die Stadt ſo viel er konnte in Ruhe und ſtellte den über die Verwüſtung ihrer Felder klagenden Athenern vor, daß Bäume, beſchnitten und abgehauen, bald wieder wachſen, der Verluſt von Bürgern aber ſich nicht ſo leicht erſetze. Während er ſelbſt in der Stadt blieb, ſchickte er aber hundert Schiffe mit vierzehnhundert Bewaffneten unter der Anführung von Karcinus nach dem Peloponnes, wo ſie, in Verbindung mit fünfzig zu ihnen geſtoßenen Schiffen von Korcyra, die Küſtenländer verheerten und einige Feſten wegnahmen; und der Schrecken darüber ſammt dem Mangel an Lebensmitteln veranlaßte die Peloponneſier zum Rückzuge, ohne daß ſie etwas Bedeutendes ausgerichtet hatten. Dreißig weitere Schiffe ſandten die Athener in die Gegend von Lokris, zum Schutze von Euböa, und nach dem Abzuge der Peloponneſier vertrieben ſie die Aegineten mit Weibern und Kindern von Aegina, weil ſie ſie beſchuldigten, den Krieg veranlaßt zu haben, und beſetzten Aegina mit Anſiedlern aus ihrer Mitte. Die Vertriebenen wurden von den Lacedämoniern aufgenommen und ihnen Thyrea, zwiſchen Argos und Lakonien, eingeräumt. Zu Land und zur See ſtellten die Athener Wachpoſten aus, wie ſie ſie während des ganzen Krieges beſtehen laſſen wollten, und beſchloßen, von den Schatzgeldern tauſend Talente zurückzulegen, welche nicht eher angegriffen werden ſollten, als wenn die Feinde die Stadt mit einer Flotte angriffen, und ebenſo ſollten hundert der beſten Kriegsſchiffe mit auserleſenen Befehlshabern nur in dieſem Falle gebraucht werden. Auch verſtärkten ſie ſich durch ein Bündniß mit Sitalces, Sohn des Königs der Thracier, Teres, und einen neuen Frieden und Bündniß mit Perdikkas, König von Macedonien. Im Spätherbſt dieſes Jahres machte Perikles ſelbſt mit einem zahlreichen Heere, wie die Athener noch nie eines zuſammengebracht, — über zehntauſend Schwerbewaffneten und vielen leichten

Truppen, — einen Einfall ins megariſche Gebiet, welches ſie größtentheils verheerten, und im Winter fand die Todtenfeier ſtatt, bei welcher Perikles die oben erwähnte Rede zu Ehren der im erſten Kriegsjahre Gefallenen hielt.

Im folgenden Jahre, 430 vor Chr. wiederholten die Peloponneſier ihren Einfall in Attika, und auch jetzt wieder beobachtete Perikles daſſelbe Verfahren, wie im Jahre zuvor. Aber ſein und der Athener Muth hatte jetzt eine ſchwere Probe zu erſtehen: eine furchtbare Seuche, wohl mit Recht eine Peſt genannt, brach in der mit Menſchen überfüllten Stadt aus. Sie kam ganz plötzlich ins atheniſche Gebiet, (in Aegypten, Libyen und andern Ländern des Perſerreichs ſoll ſie zuvor geherrſcht haben,) und ergriff zuerſt die Einwohner des Piräeus, ſo daß dieſe behaupteten, die Peloponneſier hätten die Ciſternen vergiftet; dann breitete ſie ſich auch in der innern Stadt aus und raffte eine zahlloſe Menge von Opfern, unter den heftigſten Schmerzen und Qualen, Entzündung, Krämpfen, Geſchwüren außen und innen im Leibe, dahin. Die Raubvögel und reißenden Thiere rührten die daran Geſtorbenen nicht an, oder ſtarben ſie, wenn ſie davon fraßen. Keine Pflege, kein ärztliches Mittel wollte helfen; Viele aber ſtarben auch verlaſſen und ungepflegt. Nicht nur Furcht, Entſetzen, Muthloſigkeit verbreitete ſich in der, von Unglücksweiſſagungen noch mehr geängſteten Stadt, in den von plötzlichen Todesfällen gezehnteten Familien; auch Gleichgültigkeit und Stumpfſinn bemächtigten ſich der Gemüther, ſo daß eine Menge Leichname unbeerdigt dalagen, und Sterbende, für die Niemand ſorgte, ſich an die Brunnen ſchleppten, um ihren Durſt zu löſchen; daß man alle ſonſt bei Begräbniſſen üblichen Gebräuche vernachläſſigte und fremde Begräbnißplätze nicht mehr achtete; ja Gottloſigkeit und Ruchloſigkeit traten ungeſcheut und offen hervor; die Menſchen überließen ſich verzweiflungsvoll und durch Verzweiflung frech, keine Sitte und kein Geſetz mehr achtend, ihren zügelloſeſten Trieben und Gelüſten, weil die Ordnung aufgelöst war, weil ſie durch den nahe drohenden Tod aller Strafe zu entgehen glaubten, und das kurze noch übrige Leben durch den wildeſten Genuß würzen, oder ſich aller Sorgen in betäubender Ausgelaſſenheit entſchlagen wollten.

Während die Peſt die Stadt, die Peloponneſier das Land verwüſteten, rüſtete Perikles mit ungebeugtem Muth eine Flotte von hundert Schiffen zu einem Einfall in den Peloponnes und führte ein anſehnliches Heer darauf mit. Fünfzig Schiffe der Chier und Lesbier nahmen an dem Zuge Theil. Sie verheerten einen großen Theil des Gebiets von Epidaurus, die Stadt ſelbſt aber vermochten ſie mit allen Anſtrengungen nicht zu erobern und kehrten nach einigen wenig bedeutenden Thaten in die Heimath zurück, wo ſie die Peloponneſier nicht mehr trafen, welche zum Theil aus Furcht vor der Peſt zurückzogen.

Mit dem Heere, welches Perikles zurückgebracht hatte, zogen zwei andre Feldherrn ſofort nach Thracien gegen die Chalcidier und gegen das noch immer nicht eroberte Potidäa. Aber die Seuche wüthete auch dort fort, hemmte und vereitelte jede Unternehmung, und raffte einen großen Theil des Heeres weg, ſo daß die Feldherrn bald unverrichteter Dinge umkehrten. Das atheniſche Volk, über die wiederholten Verwüſtungen des Landes, die Peſt, und die geringen Erfolge der Feldherrn höchſt mißmuthig, fing an ſich nach Frieden zu ſehnen und über Perikles zu murren, als den Urheber aller dieſer Leiden. Durch ſeine Beredtſamkeit ſuchte er ſie von ſeiner Unſchuld zu überzeugen, da er ihnen das Beſte gerathen, ſie ſelbſt aber den Beſchluß gefaßt hätten, und ſie zur Ausdauer und Standhaftigkeit zu ermuntern. Es gelang ihm, ſie von dem Gedanken an Frieden abzubringen; aber ihr Unmuth und Verdruß machte ſich doch dadurch Luft, daß ſie ihm eine bedeutende Geldſtrafe auferlegten und, wie es ſcheint, des Feldherrnamtes entſetzten. Zugleich traf ihn häusliches Unglück. Der ältere von ſeinen rechtmäßigen Söhnen, Xanthippus, hatte ihm während ſeines Lebens durch Verſchwendung und unkindliche Geſinnungen vielen Verdruß gemacht; jetzt raffte ihn die Peſt dahin, bis an ſein Ende unverſöhnlich gegen ſeinen Vater. Dann ſtarb dem Perikles eine Schweſter und viele Freunde und Verwandte, die ihm wichtige Dienſte geleiſtet hatten. Doch verläugnete er im Unglück ſeinen Geiſt und die Größe ſeiner Seele nicht; auch ſah man ihn am Grabe ſeiner Angehörigen nicht weinen und trauern, bis er den letzten ſeiner rechtmäßigen Söhne, Paralus, verlor. Zwar wollte er auch jetzt ſich ſelbſt treu und der Held bleiben, der er immer geweſen; aber als er dem Todten den Kranz aufſetzte, überwältigte ihn der traurige Anblick, daß er laut aufſchluchzte und einen Strom von Thränen vergoß, dergleichen er nie in ſeinem Leben gethan hatte.

Bald empfanden die Athener, daß von den andern Rednern und Feldherrn Keiner Kraft, Einſicht und Anſehen genug hatte zur Leitung der Staatsgeſchäfte und des Krieges; ſie beriefen und wählten ihn wieder zum Feldherrn, und er ließ ſich von Alcibiades und andern Freunden bewegen, ſeiner Zurückgezogenheit und ſeiner Trauer ſich endlich zu entziehen. Eine ſeiner erſten Handlungen, als er wieder zum Feldherrn ernannt worden, war, daß er auf Abſchaffung eines früher von ihm ſelbſt beantragten Geſetzes antrug, wornach alle diejenigen Athener, deren Eltern nicht Beide in Athen eingebürgert geweſen, für unächt erklärt worden waren. Dieß Geſetz hatte fünftauſend Athener getroffen, welche ausgeſtoßen wurden; auf die Abſchaffung deſſelben trug Perikles an, damit der Name und Stamm ſeines Hauſes, das ſonſt völlig ausgeſtorben wäre, durch einen eigentlich unächten Sohn, welchen ihm Aſpaſia geboren, erhalten würde; und das Volk, ſein Unglück und ſeine Gefühle ehrend, geſtattete ihm, dieſen Sohn als Bürger einzuſchreiben.

In demſelben Jahre fuhren die Lacedämonier und ihre Bundesgenoſſen mit hundert Schiffen nach der Inſel Zakynthos, welche mit Athen verbündet war, verheerten ſie, richteten aber weiter Nichts aus. Die Athener aber ſandten zwanzig Schiffe unter dem Befehlshaber Phormio aus, um den kriſſäiſchen Meerbuſen zu ſperren, und im Winter andere Schiffe nach Karien und Lycien, um Geld einzutreiben und die Raubſchiffe der Peloponneſier wegzunehmen: aber als die Mannſchaft ins Innere Lyciens vordrang, fiel der Anführer und ein Theil ſeiner Leute. In demſelben Winter ergaben ſich die Potidäaten, nach einer harten Belagerung, während welcher ſie am Ende aus Hunger Menſchenfleiſch gegeſſen hatten, an die Athener unter der Bedingung des freien Abzugs, jeder Mann mit einem Kleide, jedes Weib mit zweien, worüber jedoch das Volk zu Athen unzufrieden war, und wanderten nach Chalcidien aus. Potidäa wurde nachmals von atheniſchen Anſiedlern wieder bevölkert. In demſelben Jahre hatten auch die Peloponneſier Geſandte an den Statthalter von Kleinaſien und an den Perſerkönig abgeſchickt, um wo möglich ein Bündniß mit ihm zu ſchließen und Geldunterſtützungen von ihm zu erlangen. Dieſe reisten über Thracien, um den König Sitalces zu bereden, von den Athenern abzufallen und ihrem Bunde beizutreten. Aber dort trafen ſie mit atheniſchen Geſandten zuſammen, welche des Sitalces Sohn, Sabokus, welcher atheniſcher Bürger war, baten, ihnen jene Geſandten zu überliefern. Er erfüllte ihren Wunſch, die peloponneſiſchen Geſandten wurden nach Athen gebracht, und dort alsbald hingerichtet. Die Athener glaubten das Recht dazu zu haben, weil auch die Lacedämonier Kaufleute von den Athenern und deren Bundesgenoſſen, die ſie auf Frachtſchiffen fingen, umbrachten. Unter den Geſandten waren der ſehr angeſehene Korinthier Ariſteus, welcher bei Potidäa gegen die Athener befehligt hatte, Timagoras aus Tegea, Pollis aus Argos und die Lacedämonier Stratodemus, Aneriſtus und Nikolaus, — die beiden Letzten Söhne derjenigen Männer, welche, um den Zorn des Talthybios zu ſühnen, wegen verletzten Heroldsrechts, ſich dem Xerxes zur Sühne angeboten hatten, aber von ihm frei entlaſſen worden waren; auf ihre Söhne ſchien jetzt doch, fünfzig Jahre ſpäter, der Zorn des Heros und die Strafe des verletzten Völkerrechts zu fallen. Jedenfalls zeigt auch dieſe That, wie hoch die Erbitterung des Krieges geſtiegen war.

Im dritten Sommer, 429 vor Chr., machten die Peloponneſier keinen Einfall in Attika, aber ſie zogen, wieder unter Anführung des Archidamus, gegen Platää und ſchickten ſich an, das Gebiet der Stadt zu verheeren. Die Platäer ſchickten Geſandte an ihn, und forderten ihn unter Anrufung der Götter auf, die Zuſicherungen und Bundesſchwüre zu achten, durch welche Pauſanias nach der Schlacht bei

Platää ihre Stadt für unabhängig und unverletzlich erklärt, und die ſämmtlichen Bundesgenoſſen zur Abwehr eines ungerechten Angriffs und Unterjochungskriegs gegen ſie feierlich verpflichtet habe; die Spartaner möchten jetzt nicht mit den größten Feinden der Platäer, den Thebanern, gemeinſame Sache machen, vielmehr ſollten ſie ihnen beiſtehen gegen Jene. Archidamus antwortete ihnen: um dieſer Unabhängigkeit ſich zu erfreuen, müßten ſie auch an dem Kriege Theil nehmen, welcher gegen die Athener geführt werde, um die Bundesnoſſen von deren drückender Herrſchaft zu befreien; oder doch wenigſtens ſich ruhig verhalten und ſich zu keiner Partei ſchlagen. Die Platäer gaben die Antwort: es ſey ihnen nicht möglich, dieß Verlangen ohne Vorwiſſen der Athener zu erfüllen, bei welchen ſie ihre Weiber und Kinder hätten, und welche nach dem Abzuge der Peloponneſier ihre Stadt zur Strafe für den Abfall zerſtören könnten. Archidamus machte ihnen nun den Vorſchlag, die Stadt für die Dauer des Kriegs den Lacedämoniern zu übergeben; ſie ſelbſt möchten ziehen, wohin ſie wollten; und nach dem Kriege ſollte ihnen Alles in demſelben Stande, die Felder angebaut, zurückgegeben, auch von dem Ertrag ihnen ein Theil geliefert werden, um ihre Bedürfniſſe zu befriedigen. Die Platäer erklärten, auch dieſen Vorſchlag den Athenern zur Genehmigung mittheilen zu müſſen, und es wurde ihnen auf ihr Verlangen ein Waffenſtillſtand bewilligt auf ſo viele Tage, als eine Geſandtſchaft nach Athen erforderte. Die Athener ließen ihnen ſagen, ſie würden ſie nach beſten Kräften unterſtützen, und ſie bei den von den Vätern geſchworenen Eiden beſchwören, dem alten Bunde unverrückt treu zu bleiben. Auf dieſe Botſchaft beſchloßen die Platäer, lieber Alles zu dulden, als den Athenern untreu zu werden, und riefen von den Mauern herab den Lacedämoniern zu: es ſey ihnen unmöglich, ihrer Aufforderung zu folgen. Nun rief der König Archidamus die Götter und Heroen des Landes zu Zeugen an, daß die Platäer zuerſt von dem gemeinſam Beſchworenen abgefallen, und deßhalb die Peloponneſier ſich keines Unrechts ſchuldig machen, wenn ſie an denſelben Strafe üben, und ſchritt dann zum Angriff. Er ließ aus umgehauenen Bäumen Pfahlwerke errichten und einen Wall gegen die Stadt aufwerfen. Siebzig Tage wurde ununterbrochen an dem Wall gearbeitet. Die Platäer ihrerſeits erhöhten ebenfalls ihre Mauern durch ein hölzernes Stockwerk, auch führten ſie im Innern der Stadt noch eine zweite Mauer auf. Ein mit großem Nachdruck und mit furchtbaren Kriegsmaſchinen begonnener Sturm auf die Stadt wurde von den Platäern mit großer Tapferkeit zurückgeſchlagen; auch ein Verſuch, die Stadt mit Feuer zu zerſtören, welcher die Platäer in lebhafte Angſt verſetzte, wurde noch zu rechter Zeit durch einen einfallenden ſtarken Regen vereitelt. Nun ſchloßen die Peloponneſier die Stadt mit einem Theile des Heeres mit

Verſchanzungen ein, und die Uebrigen zogen in ihre Heimath zurück. In der Stadt ſelbſt befanden ſich nur vierhundert Platäer, achtzig Athener, und hundert und zehn Weiber, welche das Eſſen bereiteten. Alle übrigen Einwohner waren nach Athen geflüchtet.

In dieſem Sommer ſchickten die Athener ein Heer gegen die Chalcidier an der thraciſchen Grenze, wurden aber vor der Stadt Spartolus von den Chalcidiern und Bottiäern mit anſehnlichem Verluſt geſchlagen und ihre Anführer getödtet, ſo daß ſie nach Potidäa ſich zurückzogen und von da nach Athen heimkehrten. Dagegen erlitten die Lacedämonier unter Knemus, welche auf die Bitte der Amprakioten vom Peloponnes hinübergeſchifft waren, verſtärkt durch Leukadier, Anaktorier, durch Chaonier, Theſprotier, Moloſſer und andere Barbaren, von der geſammten Macht der Akarnanier bei Stratus eine Niederlage. Vom Peloponnes erwartete Knemus eine bedeutende Verſtärkung, die aber nicht ankam; denn der Athener Phormio, welcher mit zwanzig Schiffen bei Naupaktus Wache hielt, lauerte den Korinthiern und den andern Verbündeten außerhalb des Meerbuſens auf und griff ihre ſiebenundvierzig Schiffe mit zwanzig an, während ſie ſich, keiner Seeſchlacht gewärtig, zur Ueberfahrt von Paträ nach Akarnanien anſchickten. Phormio benützte mit großer Kunſt und Einſicht alle Umſtände, die ihm günſtig ſeyn konnten, und griff die wenig geübten Feinde mit gewaltigem Nachdruck an. Gleich im Anfang wurde das Schiff eines Oberbefehlshabers verſenkt, worauf die übrigen in Verwirrung flohen; viele Schiffe wurden zerſtört oder fielen mit der Mannſchaft den Athenern in die Hände. Die noch übrigen flohen nach Cyllene, und dahin kam bald auch Knemus zurück. Die Lacedämonier, erſtaunt und unwillig über dieß Mißgeſchick zur See, ſandten dem Knemus drei berathende Beiſtände, und darunter den Braſidas, welcher durch heldenmüthige Tapferkeit die Feſte Methone gegen die Athener unter Perikles gerettet hatte, und ließen ihm befehlen: Anſtalten zu einer rühmlicheren Seeſchlacht zu machen und ſich nicht durch ſo wenige Schiffe vom Meere vertreiben zu laſſen. Den Städten geboten ſie, eiligſt neue Schiffe zu liefern. Auch Phormio erbat ſich Verſtärkung von Athen, und es wurden zwanzig Schiffe ausgeſchickt, deren Befehlshaber jedoch den Auftrag erhielt, vorher nach Kreta zu ſchiffen, wo man eine feindliche Stadt erobern zu können hoffte; dieß gelang aber nicht und er wurde durch Winde und ſtürmiſche See lang aufgehalten. Phormio ſtand ſo mit zwanzig Schiffen ſiebenundſiebzig feindlichen entgegen, ermuthigte aber dennoch ſeine Leute, ſelbſt einen ſo ungleichen Kampf nicht zu ſcheuen, wenn es nöthig ſey, und die Feinde beſannen ſich lange, ihn in ſeiner günſtig gewählten Stellung anzugreifen. Endlich lockten ſie ihn heraus; neun ſeiner Schiffe wurden abgeſchnitten und weggenommen, die Mannſchaft großentheils getödtet, aber elf Schiffe, welche ins offne Meer entkommen waren, griffen die zwanzig Schiffe der Peloponneſier, die ſie unordentlich verfolgten, plötzlich an, bohrten mehrere in den Grund, trieben die andern in die Flucht, und gewannen die ihnen abgenommenen beſchädigten Schiffe wieder, deren Mannſchaft gefangen oder getödtet wurde. Beide Theile errichteten Siegeszeichen; die Peloponneſier aber kehrten in der Nacht in den Kriſſäiſchen Meerbuſen und nach Korinth zurück, aus Furcht vor der erwarteten Verſtärkung der Athener, welche auch bald nachher von Kreta ankam.

Ehe die Mannſchaft der peloponneſiſchen Flotte auseinander ging, wollten Knemus, Braſidas und die andern Anführer im Anfang des Winters auf den Rath der Megareer einen Verſuch gegen den Piräeus machen, welcher ohne Beſatzung und nicht geſchloſſen war. Die Schiffsmannſchaft ſollte ſich zu Fuß mit ihren Rudergeräthſchaften nach Megara begeben, vierzig in Niſäa liegende Schiffe beſteigen, dann ſofort dem Piräeus zuſteuern und ihn überrumpeln. Wirklich fuhren ſie auf den Schiffen bei Nacht heran, wagten aber doch nicht, oder wurden von widrigen Winden abgehalten, geradezu auf den Piräeus loszugehen, ſondern ſteuerten auf das Vorgebirg von Salamis, gegenüber von Megara, zu, griffen eine Verſchanzung mit einem Wachtpoſten an, beſtürmten ſie und bemächtigten ſich der dort liegenden drei unbemannten Kriegſchiffe, verwüſteten auch die Inſel, wo man auf keinen Angriff gefaßt war. In Athen ſelbſt aber, wo man durch Feuerzeichen von einem feindlichen Anfall Kunde erhielt, war die Beſtürzung unbeſchreiblich; in der Stadt glaubte man, die Feinde ſeyen ſchon im Piräeus eingedrungen; und im Piräeus: Salamis ſey ſchon erobert und der Angriff werde alsbald ſich gegen den Hafen richten. Mit Tagesanbruch beſtiegen die Athener die Schiffe und ſegelten nach Salamis und das Landheer ſtellte ſich zum Schutze des Piräeus auf. Die Peloponneſier aber zogen ſich, als ſie die Seemacht der Athener heranſegeln ſahen, nach Niſäa zurück, nachdem ſie die Inſel Salamis durchſtreift und viele Beute gemacht hatten. Die Athener verfolgten ſie nicht; und von jetzt an bewachten ſie den Piräeus mit größerer Sorgfalt.

In dieſem Jahre, dem dritten des Krieges, ſtarb Perikles, an der Peſt, wie es heißt; doch wurde er nicht ſo ſchnell weggerafft, ſondern erlag nach längerer Krankheit. Als er dem Tode nahe war, erzählt Plutarch, redeten ſeine Freunde und die angeſehenſten Männer der Stadt, um ſein Lager verſammelt, von der Größe ſeiner Verdienſte und zählten ſeine Thaten und die Menge ſeiner Trophäen auf. Sie glaubten, er höre ſie ſchon nicht mehr, aber er hatte Alles vernommen, erhob ſeine Stimme und ſprach: „Mich wundert, daß Ihr nur deſſen mit Lob von mir gedenkt, was theils dem Glück zuzuſchreiben iſt, theils vielen andern Heerführern gelungen iſt, daß Schönſte aber und

Wichtigſte vergeßt: daß kein atheniſcher Bürger durch meine Schuld ein Trauerkleid angelegt hat.“

Die Mäßigung und Uneigennützigkeit dieſes Mannes, welcher vierzig Jahre entweder mit Andern oder allein die Staatsverwaltung leitete, wurde von Niemand mit Grund angegriffen, nur von ſeinen Gegnern und Neidern verdächtigt; und wenn nicht der peloponneſiſche Krieg ausgebrochen wäre, würde auch ſeine Staatsverwaltung als die glücklichſte, glänzendſte und weiſeſte allgemein geprieſen worden ſeyn. Dieſen veranlaßt zu haben, hat man ihm zum Vorwurf gemacht; aber der große und verſtändige Geſchichtſchreiber Thucydides, ſein Zeitgenoſſe, iſt der Anſicht, daß er denſelben nicht hätte verhindern können, weil die auf die Größe und Macht Athens eiferſüchtigen Lacedämonier durchaus entſchloſſen waren, dem Wachsthum dieſer Stadt Schranken zu ſtecken. Er iſt aber auch überzeugt, daß Perikles die Kräfte der Athener und den Ausgang des Krieges richtig berechnet habe, daß er die Feinde durch ſeine Einſicht und Klugheit überwältigt haben würde, und daß nur deßwegen der Krieg einen ſo ſchlimmen Ausgang für die Athener genommen, weil dieſe von der Handlungsweiſe des Perikles abwichen und ſich auf große Unternehmungen in der Ferne einließen; weil in der Ausführung derſelben die größten Fehler, durch Mangel an Klugheit und an Einigkeit, begangen wurden, und die Nachfolger des Perikles, untereinander ſich bekämpfend und befehdend, ſtatt das Volk mit überlegener Weisheit zu leiten, dieſem, um ihm zu ſchmeicheln und es für ſich zu gewinnen, die Leitung der Staatsgeſchäfte überließen. Die Schwäche der ſpätern Feldherrn und Redner ſetzte die Größe des Perikles erſt in ihr volles Licht.

Die drei erſten Jahre des peloponneſiſchen Krieges zeigen ſchon die Ausdehnung deſſelben, die Art der Kriegführung, die Erbitterung und Hartnäckigkeit der Parteien. Nicht nur in Attika und Böotien, und hinwieder im Peloponnes wurde gekriegt; Illyrier, Epiroten und Theſſalier nahmen am Kampfe Theil; in Macedonien und Thracien wurde geſtritten und die Hülfe des Perſerkönigs nachgeſucht; im ägeiſchen, kretiſchen und joniſchen Meere ſegelten die feindlichen Flotten; Küſten und Binnen-Länder boten ihre Kriegsmacht auf. An Menſchen und Geld war damals Hellas, waren die griechiſchen Kolonien reich; ſechszigtauſend Mann ſoll das Heer der Peloponneſier bei ihren Einfällen betragen haben. Zu ſehr großen Schlachten kam es noch nicht, die Kriegführung beſtand hauptſächlich in Einfällen und Verwüſtungen, in Ueberraſchungen des Feindes, und die Erſtürmung und Belagerung feſterer Städte war noch ſelten; fünfhundert Platäer widerſtanden in ihrer Stadt dem Heere der Peloponneſier. Die Erbitterung des Kriegs aber offenbarte ſich in trauriger Weiſe in der Ermordung von Gefangnen, wovon mehrere Fälle erzählt worden ſind, und in dem Ermatten des vaterlänbiſchen Gemeinſinnes, indem Hellenen ſich nicht ſcheuten, zur Bekämpfung von Hellenen die Barbaren aufzubieten und um Bundesgenoſſenſchaft zu bitten, deren Beſiegung die ſchönſte That des einigen Griechenlands geweſen war.

XXII.

Der peloponneſiſche Krieg bis zum Frieden des Nicias, 421 vor Chr. Olymp. 89, 3.

Ermüdend wäre es, den ganzen Verlauf des peloponneſiſchen Krieges zu erzählen, alle Einfälle und Verwüſtungen, alle Treffen zur See und zu Land, alle kleinen Siege und Niederlagen, in welchen ſich die Kräfte Griechenlands verzehrten und wodurch die Erbitterung immer tiefer wurde, immer weiter um ſich griff, und die Fehden und Feindſchaften ſich immer unauflöslicher verwickelten. Nur die Hauptbegebenheiten, die in ihren Folgen oder durch die Thaten und Eigenſchaften der handelnden Perſonen wichtigſten, ſollen angeführt werden. Faſt regelmäßig wiederholten ſich die Einfälle der Peloponneſier in Attika, und die Seezüge der Athener gegen den Peloponnes; im Uebrigen wurde mit abwechſelndem Glücke in verſchiednen Gegenden von den beiden Hauptfeinden und ihren Verbündeten z. B. dem mächtigen Thracierkönig Sitalces gegen die Macedonier, längere Zeit geſtritten, ohne daß ein entſcheidender Erfolg errungen worden wäre.

Sehr empfindlich war für die Athener der Abfall des größten Theils der reichen Inſel Lesbos mit der Hauptſtadt Mitylene, welche in den Bund der Peloponneſier aufgenommen wurde. Die Ausrüſtung einer Flotte gegen Lesbos und die Belagerung nöthigte zuerſt die Athener, da der bisherige Krieg ſchon ihren Schatz erſchöpft hatte, ſich ſelbſt eine Kriegſteuer aufzulegen. Mit Hülfe der demokratiſchen Partei in Mitylene wurde die Stadt und Inſel nach langer Belagerung wieder unterworfen; die Mitylenäer ergaben ſich den Athenern unter der Bedingung, daß die Sieger nach Gefallen über die Mitylenäer verfügen ſollten; doch ſollten dieſe eine Geſandtſchaft nach Athen ſchicken dürfen und vor deren Zurückkunft ſollte den Mitylenäern kein Leid geſchehen. Die an dem Abfalle Schuldigen wurden mit dem daſelbſt gefangnen Spartaner Saläthus nach Athen geſchickt und Letzterer ſogleich hingerichtet. Ja es wurde der grauſame Beſchluß gefaßt, nicht nur die in Athen befindlichen, ſondern ſämmtliche Mitylenäer, die das männliche Alter erreicht hätten, zu tödten und die Weiber und Kinder als Sklaven zu verkaufen, und zu dieſem Beſchluß trug beſonders die Erbitterung darüber bei, daß ſie peloponneſiſche Schiffe herbeigerufen hatten und daher der Abfall als ein ſchon lang angelegter Plan erſchien. Am Tage nachdem der grauſame Befehl an den atheniſchen Feldherrn Paches geſchickt worden, wandelte die Athener Reue an, und es wurde eine neue Volksverſammlung gehalten. Kleon, der Nachfolger des Perikles, aber dieſem faſt in allen Stücken unähnlich, welcher das Todesurtheil durchgeſetzt hatte, wie er denn am meiſten gewaltſame Maßregeln liebte, und beim gemeinen Volke wegen ſeines heftigen, leidenſchaftlichen Weſens in großem Anſehen ſtand, ſuchte den barbariſchen Beſchluß in Kraft zu erhalten; Diodotus aber ſprach für Aufhebung deſſelben und drang nach hartem Kampfe durch. Ein Fahrzeug wurde ſchnell dem erſten nachgeſandt und kam noch zu rechter Zeit in dem vom Untergang bedrohten Mitylene an; diejenigen aber, welche am Abfall am meiſten Schuld hatten und nach Athen geſchickt worden waren, wurden, (mehr als tauſend!) auf Kleons Vorſchlag hingerichtet, die Mauern der Stadt niedergeriſſen, die Schiffe weggenommen und die ganze Inſel Athen unterthan und zinspflichtig gemacht.

Ein Gegenſtück zu dem Unglück von Mitylene war das, welches die Stadt Platää in demſelben Jahre, 427 vor Chr., betraf. Lange hatten ſich die Bürger dieſer Stadt gegen die Belagerer heldenmüthig vertheidigt, aber als ſie von Athen keine Unterſtützung erhielten und die Belagerungswerke immer drohender, der Mangel an Lebensmitteln immer drückender wurde, beſchloßen ſie einen Ausfall zu machen und die Verſchanzungen des Feindes, die aus zwei Ringmauern beſtanden, zu überſteigen. Die Hälfte trat von dem kecken Wageſtück wieder zurück, die Andern führten es in einer ſtürmiſchen, regneriſchen, finſtern Winternacht wirklich aus. Mit unglaublicher Gewandtheit und Kühnheit klommen ſie auf Leitern, mit ihren Waffen ſich nachhelfend und Einer den Andern unterſtützend, über die zwiefachen Mauern und die Gräben, täuſchten lange die Aufmerkſamkeit des Feindes, und als endlich ihr Unternehmen durch ein zufälliges Geräuſch, das Herabfallen eines Ziegelſteins, den Peloponneſiern entdeckt wurde, machten die in der Stadt Zurückgebliebenen einen Ausfall, hielten ſo die Belagerer im Ungewiſſen und zogen ſie eine Zeit lang von den Andern ab. Mit dreihundert Feinden hatten die Platäer, nachdem ſie die Verſchanzungen erſtiegen, die Thürme beſetzt, die Wachen getödtet hatten, noch einen Kampf außerhalb der Verſchanzungen zu beſtehen; aber da die Feinde mit Fackeln gegen ſie anrückten, ſetzte ſie dieß in Vortheil, da ſie ſelbſt im Dunkel fochten, und ſo entkamen ſie, zuletzt noch den äußern, halbzugefrornen, mit Schnee und Waſſer gefüllten Graben durchwatend, und durch liſtige Wahl des Weges die Verfolgung der Feinde täuſchend und vereitelnd, glücklich, mit Verluſt nur Eines Mannes, nach Athen. Einige aber waren, vor den Gefahren und Schreckniſſen des Unternehmens zurückbebend, wieder nach Plataä zurückgekehrt und hatten die Nachricht verbreitet, daß wohl Keiner mit dem Leben davongekommen ſey; die Plataäer erbaten ſich am Morgen durch einen Herold die Leichen und jetzt erſt erfuhren ſie die Wahrheit.

Später, im Sommer, mußten ſich die zurückgebliebenen Plataäer, aus Mangel an Lebensmitteln und durch die Belageruug hart gedrängt, ergeben. Der Anführer der Lacedämonier hatte ſie auffordern laſſen, und ihnen zugeſagt: wenn ſie ſich freiwillig den Lacedämoniern ergeben und dieſe als Richter anerkennen wollten, ſo werde er bloß die Schuldigen, und Niemand ohne Urtheil und Recht ſtrafen. Auf dieß übergaben ſie die Stadt. Die Peloponneſier reichten den Entkräfteten einige Tage Lebensmittel, bis die fünf zu Richtern beſtellten Männer aus Sparta ankamen. Dann wurden die Plataäer, ohne daß man ihnen förmliche Klagepunkte vorlegte, vorgeladen und gefragt, ob ſie den Lacedämoniern und ihren Verbündeten in dieſem Kriege irgend einen Dienſt geleiſtet hätten. Die Plataäer erbaten ſich Erlaubniß, ſich ausführlicher ausſprechen zu dürfen und ſtellten zwei aus ihrer Mitte, darunter Lakon, den Staatsgaſtfreund der Lacedämonier, als Wortführer auf. Dieſe beklagten ſich zuerſt über das der gegebenen Zuſage und dem Rechtsgebrauche nicht entſprechende Verfahren, daß man ihnen keine Klagepunkte, ſondern nur eine Frage vorlege, deren einfache Beantwortung nothwendig gegen ſie ſprechen, ſie als Schuldige nach eigenem Bekenntniß darſtellen müßte. Sie trugen nun, unter Berufung auf ihre frühern Verdienſte um ganz Griechenland, den ganzen Gang der Sache vor, wie die Thebaner ſie gedrängt, wie ſie ſich nach Beiſtand umgeſehen, von den Lacedämoniern abgewieſen, ſich an die Athener gewendet hätten, und wie ſie dann in allem Späteren nach den anerkannten Geſetzen des Rechts, der Treue und des Krieges gehandelt. Aufs feierlichſte und rührendſte beſchworen ſie die Richter, Milde zu üben: „Mit Entſetzen würde man in ganz Griechenland hören, daß Plataä durch die Lacedämonier zerſtört ſey, und daß eine Stadt, deren Namen wegen ihrer Verdienſte Eure Väter auf den Dreifuß zu Delphi eingegraben, durch Euch, um der Thebaner willen aus der geſammten Hellenen-Welt von Grund aus getilgt ſey! Wir Plataäer, die wir für der Hellenen Wohl über Vermögen eifrig waren, ſind nun von Allen verſtoßen, einſam und hülflos; Keiner von denen, die damals unſre Bundesgenoſſen waren, ſteht uns bei. — Wir beſchwören Euch bei jenen in der Schlacht der Befreiung Gefallenen: laßt uns nicht in die Hände der Thebaner gerathen und überliefert nicht Eure beſten Freunde ihren grimmigſten Feinden. Wir rufen Euch jenen Tag ins Gedächtniß zurück, wo wir mit Euren Vätern die glänzendſte That vollbrachten, da wir heute in Gefahr ſind, das Schrecklichſte zu erleiden. Indem wir unſere Rede ſchließen, was einmal ſeyn muß, ſo ſchwer dieß auch Männern in unſrer Lage fällt, da mit dem Ende der Rede auch die Gefahr des Todes uns näher rückt, laßt uns noch das erwähnen, daß wir unſere Stadt nicht den Thebanern überliefert haben; denn wir wären lieber des gräßlichſten, — des Hungertodes geſtorben; ſondern Euch haben wir uns vertrauensvoll ergeben; und billig iſt es, wenn unſre Bitten bei Euch kein Gehör finden, daß Ihr uns wieder in unſern vorigen Stand verſetzt. Noch einmal beſchwören wir Euch, uns, die Platäer, der Hellenen eifrigſte Freunde, die wir Euch flehend genaht, nicht aus Euren Händen und Eurem Schutze, dem wir vertraut, den Thebanern, unſern grimmigſten Feinden, zu überliefern, ſondern unſre Retter zu werden, und als Befreier der übrigen Hellenen nicht unſern Untergang zu beſchließen." Nach ihnen traten aber auch die Thebaner auf, entſchuldigten ihren Uebertritt zu den Perſern mit der damaligen ungeſetzlichen Herrſchaft einiger Wenigen, (Oligarchie), klagten die Platäer wegen ihres Uebertritts vom böotiſchen Bunde zu den Athenern, den Unterdrückern von Griechenland und ihrer Theilnahme an allem Unrecht derſelben an, und drangen hauptſächlich auf deren Beſtrafung wegen des Angriffs auf die eingedrungenen Thebaner nach geſchloſſenem Vergleich und wegen der Hinrichtung der Gefangenen, der feierlich gegebenen Zuſage zuwider. — Die harten Lacedämonier, hauptſächlich um den Thebanern ſich gefällig zu erzeigen, ſie für den jetzigen Krieg feſt an ſich zu knüpfen und mit den Athenern unverſöhnlich zu entzweien, ließen ſich nicht zur Milde ſtimmen. Sie ließen noch einmal jeden der Gefangenen einzeln vorführen, legten ihm dieſelbe Frage vor: ob ſie den Lacedämoniern und deren Bundesgenoſſen während des Krieges einen Dienſt geleiſtet? und ſobald Einer dieß verneint hatte, ließen ſie ihn zum Tode führen; und nicht Einer wurde verſchont. So tödteten ſie zweihundert Platäer und fünfundzwanzig Athener; die Weiber wurden als Sklavinnen verkauft. Die Stadt überließen die Thebaner ein Jahr lang Männern aus Megara zum Bewohnen, welche wegen Parteiungen ausgewandert waren, und den noch übrigen Platäern, welche es mit den Thebanern gehalten hatten; ſpäter aber ſchleiften ſie die ganze Stadt von Grund aus, erbauten neben dem Here-Tempel eine große Herberge, und von dem Erz und Eiſen, das ſie in der Stadt fanden, fertigten ſie Weihgeſchenke für dieſe Göttin, der ſie auch einen ſteinernen Tempel von hundert Fuß Länge bauten. Die Ländereien erklärten ſie zum Gemeingut ihrer Bürger und verpachteten ſie.

In demſelben Jahre brach auf der Inſel Korcyra, deren Bundesgenoſſenſchaft für Athen, wegen ihrer ſtarken Seemacht, ſo wichtig war, ein heftiger Parteienkampf und Bürgerkrieg aus, da die Anhänger der Korinthier, die Ariſtokraten, die Volksregierung, welche für die Athener war, zu ſtürzen und ſich auf die Seite der Peloponneſier zu ſchlagen ſuchten. Beide Parteien wurden von den kriegführenden Staaten mit Flotten unterſtützt und mehrere Treffen mit abwechſelndem Glücke geliefert. Zwar behauptete am Ende die Volkspartei, die es mit den Athenern hielt, die Oberhand; aber die Kräfte der Inſel waren durch dieſe innere Kämpfe ſehr erſchöpft und blutige Greuel wurden in dem Bürgerkriege begangen. So hatten ſich Vierhundert von der ariſtokratiſchen Partei als Schutzflehende in einen Tempel der Here geflüchtet. Ein Theil von dieſen ließ ſich bereden, gegen die heranfahrenden Peloponneſier die Schiffe zu beſteigen; aber nach dem Abzuge der Feinde wurden ſie von der Volkspartei umgebracht. Von den in den Tempel Geflüchteten verſtanden ſich Fünfzig dazu, einem gerichtlichen Urtheil ſich zu unterwerfen, und Alle wurden zum Tode verurtheilt. Die Meiſten der Uebrigen tödteten dann einander in dem Heiligthum, oder brachten ſich ſelbſt ums Leben. Während die atheniſche Flotte, unter Eurymedon, dort verweilte, mordeten die Korcyräer Solche, die ſie für ihre Gegner hielten, als Feinde der Volksregierung, aber Viele wurden wegen perſönlichen Haſſes, Andere wegen des ausgeliehenen Geldes von ihren Schuldnern zum Tode gebracht. Alle Todesarten kamen da vor, und das Schrecklichſte geſchah, was unter ſolchen Umſtänden zu geſchehen pflegt, der Vater tödtete den Sohn, und man riß die Leute von den Altären weg und brachte ſie an denſelben um; Einige wurden im Tempel des Bacchus eingemauert und mußten ſo ſterben. Die Grauſamkeit bei dieſem Parteienkampfe erſchien um ſo gräßlicher, weil es einer der erſten Fälle der Art war. Denn ſpäter wurden dieſe innern Spaltungen und die daran ſich knüpfenden Greuel faſt in ganz Griechenland allgemein, indem überall die Volkspartei die Athener, die Minderzahl der Vornehmen, die Lacedämonier herbeirief, und es trafen in dieſem Parteienkampfe die Städte die ſchwerſten Drangſale. Durch dieſe Parteizwiſte nahm die Entſittlichung aller Art unter den Hellenen überhand. Die redliche Einfalt wurde zum Geſpötte und verſchwand; Ränke und Mißtrauen herrſchten überall, und nicht das bündigſte Wort, nicht die furchtbarſten Schwüre vermochten Etwas dagegen. Weder Weisheit noch Gerechtigkeit gewährten Schutz, ſondern die Unbeſonnenſten und Gewaltthätigſten bekamen gewöhnlich, für einige Zeit wenigſtens, die Oberhand. Die Häupter in den Städten, während ſie ſich in ihren Reden den Schein gaben, als ob ſie dem allgemeinen Beſten huldigten, wandten Alles an, um nur einander in dieſem Wettkampfe zu beſiegen, und erlaubten ſich dabei die frechſten und empörendſten Handlungen; dem Recht und der Frömmigkeit wurde von keiner Seite mehr ein Werth beigelegt. Die Sprache ſelbſt und die Bedeutung der Worte wurde verkehrt; unbeſonnene Verwegenheit und tollkühne Leidenſchaftlichkeit galten als Tapferkeit: Männlichkeit, Vorſicht und Mäßigung aber für Feigheit und Zaghaftigkeit. Treuloſigkeit und Ungerechtigkeit wurden als Klugheit gelobt; und die Sicherheit gegenſeitiger Treue beruhte nicht ſowohl auf der Ehrfurcht vor dem göttlichen Geſetz und der Heiligkeit des Eides, als auf gemeinſchaftlicher Theilnahme an Verbrechen. So ſchildert der große Geſchichtſchreiber Thucydides das Elend jener Zeiten.

Im Jahre 427 vor Chr. ſchickten die Athener zuerſt eine Flotte von zwanzig Schiffen unter Anführung von Laches und Charöades nach Sicilien, um den Leontinern gegen die Syrakuſier beizuſtehen. Die Athener betrachteten die Leontiner, welche Jonier waren, als Stammverwandte, aber ſie wünſchten auch, die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem fruchtbaren Sicilien nach dem Peloponnes zu hindern, und zugleich wollten ſie verſuchen, ob ſie nicht dieſe ſchöne und große Inſel, nach welcher ſie ſchon lange lüſtern waren, von ſich abhängig machen könnten. Der Geſandte der Leontiner an die Athener war der berühmte Sophiſt Gorgias, deſſen kunſtvolle Beredtſamkeit das gebildete und erregbare Volk in das größte Erſtaunen ſetzte und vielleicht zu dem Beſchluſſe mit beitrug. Ganz Athen ſtaunte den Mann an; die jungen Männer erkauften mit hohen Summen ſeinen Unterricht; die noch ganz wilden ungeſittigten Theſſalier ſoll er ſo bezaubert haben, daß Viele ſofort ſich auf die ſchönen Künſte und geiſtige Bildung legten, und die bei den pythiſchen Spielen verſammelten Griechen erkannten ihm eine Statue zu, die im Tempel des Apollo aufgeſtellt wurde.

Zu derſelben Zeit, wo die Athener ſich von der kunſtvollen und prunkenden, aber innerlich kalten Beredtſamkeit des Sophiſten Gorgias blenden ließen, liehen ſie ihr Ohr auch der davon ganz verſchiednen, heftigen und leidenſchaftlichen Beredtſamkeit des Volksredners Kleon. Dieſer Nachfolger des Perikles wird als ein Mann von roher und wilder Gemüthsart geſchildert und als ſolcher zeigte er ſich auch in der Berathung über das Schickſal von Mitylene. Der Komödiendichter Ariſtophanes hat dieſen Mann in ſeinen Komödien lächerlich gemacht und gegeißelt und ihn als Gerber verſpottet; aber wenn auch Beſitzer einer von Sklaven betriebenen Gerberei, war er doch ſelbſt nicht ein Handwerker, und ohne Zweifel kein ungebildeter, wenn auch ein wilder, den Sitten und dem Gemüth nach roher Mann. Durch ſeine heftige Beredtſamkeit, ſeine blinde Begeiſterung für Athen, ſeinen wüthenden Haß gegen Sparta, und durch ſeine von großem Reichthum unterſtützte Freigebigkeit erwarb er ſich die Gunſt des Volkes und trug es über ſeinen Mitbewerber um die Verwaltung des Staates, den tapfern und einſichtsvollen Feldherrn Nicias, davon, welcher, ein nüchterner, ernſter und etwas ſcheuer Mann, das Volk nicht ſo gut zu behandeln wußte. Beſonders wurde das Anſehen Kleons erhöht durch eine von Nicias widerrathene und abgelehnte, Jenem aber wider Vermuthen gelungene Waffenthat. Der atheniſche Feldherr Demoſthenes hatte mit einer kleinen Macht den Platz Pylos im meſſeniſchen Gebiet im Peloponnes beſetzt und, ſo gut es in der Eile möglich war, befeſtigt. Die Lacedämonier, welchen dieſe Nähe des Feindes läſtig war, machten alsbald eifrigſt Anſtalten, Pylos wieder zu nehmen, namentlich beſetzten ſie die Pylos gegenüber liegende kleine Inſel Sphakteria. Die Athener, durch eine Flotte verſtärkt, ſchlugen die Angriffe der Lacedämonier mit größter Tapferkeit zurück, wobei der heldenmüthige Spartaner Braſidas ſchwer verwundet wurde und ſeinen Schild verlor, und ſchnitten die auf der Inſel befindlichen Spartaner, darunter ſehr angeſehene Männer, ab. Dieß erregte in Sparta ſolche Beſtürzung, daß ſie einen Waffenſtillſtand mit den Athenern in Pylos ſchloßen, unter der Bedingung, daß ſie ihnen die Schiffe, womit die Seeſchlacht geliefert worden, etwa ſechzig an der Zahl, ausliefern, und die Feſtung weder zur See noch zu Land angreifen ſollten; dagegen ſollte es ihnen erlaubt ſeyn, die Mannſchaft auf der Inſel Sphakteria mit den nöthigſten Lebensmitteln zu verſehen, bis die Geſandten der Lacedämonier, welche in Athen Friedensvorſchläge machen ſollten, zurück wären. Dann ſollten die Schiffe wieder zurückgegeben werden. — Die lacedämoniſchen Geſandten trugen den Athenern Frieden und Bündniß an, unter der Bedingung, daß ſie ihre auf der Inſel abgeſchnittene Mannſchaft zurück erhielten, und ſtellten vor, daß jetzt, wo das Kriegsglück im Ganzen noch unentſchieden, für beide Theile die Zeit zu einer ehrenvollen Ausſöhnung ſey. — Die Lacedämonier glaubten, die Athener ſehnten ſich ſchon lange nach Frieden, und hofften, ſie würden ihn jetzt gerne annehmen, wo man ihnen denſelben anbiete. Aber die Athener, obwohl ſie durch den Krieg viel gelitten hatten, ihre Ernten und Güter häufig zerſtört worden waren, und die Peſt, welche zum zweiten Mal ausgebrochen war, viertauſendvierhundert ihrer Schwerbewaffneten und dreihundert Reiter, etwa den dritten Theil ihrer wehrhafteſten Bürger, weggerafft hatte, auch ihre Schätze ziemlich erſchöpft waren, ſpannten nun ihre Forderungen hoch, weil ſie glaubten, die Spartaner auf der Inſel ganz gewiß in ihrer Gewalt zu haben, und ſo jederzeit den Frieden vorſchreiben zu können. In dieſer Geſinnung wurden ſie hauptſächlich durch Kleon beſtärkt, und auf ſeinen Rath gaben ſie die Antwort: die Spartaner auf der Inſel ſollten zuerſt die Waffen niederlegen, ſich ergeben und nach Athen gebracht werden; dann ſollten die Lacedämonier Niſäa, Pegä, Trözen und Achaia herausgeben und hierauf ihre Mannſchaft zurückhalten, dann könne ein Frieden auf beliebige Zeit geſchloſſen werden. Die Geſandten antworteten hierauf Nichts, ſondern verlangten, man ſolle einige Männer auswählen, um ſich mit ihnen zu beſprechen; Kleon aber widerſetzte ſich und reizte den Argwohn des Volkes gegen ſie, weil ſie ſich nicht vor der ganzen Verſammlung ausſprechen wollten. Die Lacedämonier verließen nun Athen unverrichteter Dinge, und nach ihrer Zurückkunft begannen bei Pylos ſogleich wieder die Feindſeligkeiten; die Zurückgabe der Schiffe aber verweigerten die Athener, weil die Lacedämonier nicht alle Bedingungen gehalten, ſondern dem Vertrage zuwider einen Angriff gegen Pylos gemacht hätten. Mit beiſpielloſer Anſtrengung wurde nun von beiden Seiten geſtritten; die Athener hatten ſiebzig Schiffe dort, die Spartaner ein anſehnliches Landheer. Die Athener in Pylos litten Mangel an Lebensmitteln und beſonders an Waſſer; die Spartaner auf der Inſel aber, auf deren baldige Ergebung in Folge des Hungers die Athener gezählt hatten, erhielten Lebensmittel zugeführt von kecken Schiffern, welche die Lacedämonier durch große Belohnungen, und beſonders durch Heloten, die ſie durch das Verſprechen der Freiheit zu dem Wageſtück ermunterten. Auch Taucher ſchwammen hinüber und ſchleppten Schläuche mit Nahrungsmitteln nach. Auf die Kunde von der Bedrängniß ihrer Leute bereuten die Athener, die Friedensanträge der Spartaner nicht angenommen zu haben. Kleon, auf welchen deßhalb Viele mit Mißbilligung und Vorwurf ſahen, erklärte zuerſt die Nachrichten für unwahr; als aber die Ueberbringer derſelben vorſchlugen, Männer hinzuſchicken, um ſich vom Stand der Sachen zu überzeugen, und das Volk ihn und Theogenes dazu erwählte, rieth er den Athenern, nicht mit Unterſuchen und Zögern die Zeit zu verlieren, ſondern wenn ſie die Nachrichten für wahr hielten, eine Kriegsflotte gegen die Mannſchaft auszuſenden. Es würde ein Leichtes ſeyn, wenn die Feldherrn rechte Männer wären, ſich der Spartaner auf der Inſel zu bemächtigen, und er ſelbſt, wenn er das Amt hätte, würde dieß thun. Nicias, den er dabei im Auge hatte, erklärte, ihm und ſeinen Mitfeldherrn ſey es nicht zuwider, wenn Kleon ſelbſt ſo viel Mannſchaft, als er wolle, nehme und den Verſuch mache. Kleon hielt dieß Anfangs nicht für Ernſt, daß Nicias ihm das Feldherrnamt abtreten wolle; als aber Nicias dabei beharrte, ſuchte er Ausflüchte. Das Volk jedoch nöthigte ihn, der nun auf jede Art auszuweichen ſuchte, ſich an die Spitze der Unternehmung zu ſtellen, und als er kein Mittel ſah, loszukommen, erklärte er: er fürchte die Lacedämonier nicht und wolle hinſchiffen, ohne Mannſchaft aus der Stadt mitzunehmen, ſondern nur Lemnier, Imbrier und einige andre Truppen, namentlich Bogenſchützen, vierhundert an der Zahl; mit dieſen und den Kriegern in Pylos wolle er binnen zwanzig Tagen die Lacedämonier entweder lebendig herbeibringen, oder dort niedermachen, — ſo daß die Athener ſich des Lachens über ſeine Großſprecherei nicht enthalten konnten, und die Verſtändigeren es ſchon für einen Gewinn hielten, durch dieſe Unternehmung Kleons los zu werden.

Kleon fuhr nach Pylos ab, nachdem er ſich den Feldherrn Demoſthenes hatte beigeben laſſen, welcher die Feſtung angelegt hatte, der Gegend genau kundig war, und auch ſelbſt ſchon den Plan zu einer

Landung auf der Inſel entworfen hatte. Dieſe war ſehr ſchwierig, aber jetzt doch etwas erleichtert durch einen Brand, welcher einen Theil der Bäume und des Gebüſches auf der Inſel verzehrt hatte. Nach einer erfolgloſen Aufforderung an die Spartaner auf Sphakteria, ſich zu ergeben, erfolgte frühe vor Tagesanbruch der Angriff auf die Inſel von zwei Seiten, die Wachtpoſten wurden überfallen und niedergehauen, und die höchſten Punkte der Inſel beſetzt, ſo daß die Spartaner, Epitadas an ihrer Spitze, ſich plötzlich von einer weit überlegenen Anzahl von Feinden, namentlich leichten Truppen mit Bogen, Schleudern und Wurfſpießen umringt ſahen. Sie rückten zwar in Schlachtordnung den Athenern entgegen, aber ſie erreichten ihre Schwerbewaffneten nicht, ſondern wurden von den Bogenſchützen und Schleuderern von allen Seiten angegriffen und in ungünſtige Stellung auf ſchwierigem Boden zurückgeworfen und ſchwer gedrängt. Auch wirbelte die mit Staub vermiſchte Aſche von dem Waldbrande empor und hinderte ſie am Sehen, ſo daß ſie daran verzweifelten, ſich durch Gegenwehr zu retten. Sie zogen ſich auf ihre äußerſte Verſchanzung zurück, verloren aber ſchon ziemlich viel Leute und viele wurden verwundet. Hier wehrten ſie ſich den größten Theil des Tages und beide Theile hielten mannhaft aus unter den Beſchwerden des Gefechts, des Durſtes und der Sonnenhitze; endlich, als die Angriffe Nichts fruchteten, erbot ſich der Anführer der beim Heere der Athener anweſenden Meſſenier von Naupaktus mit einem Theile der Bogenſchützen und leichten Truppen die Erſtürmung der Schanze zu bewirken. Er umging über die zugänglichen Punkte der Felſen und Klippen ſteigend, mit großer Mühe und Schwierigkeit den Platz ungeſehen da, wo die Lacedämonier im Vertrauen auf die natürliche Feſtigkeit des Orts keine Wache hatten. Voll Beſtürzung erblickten dieſe auf einmal den Feind in ihrem Rücken und wurden von zwei Seiten heftig gedrängt und beſchoſſen. Nachdem die Athener ſich der Zugänge der Schanzen bemächtigt, ſtellten ſie den Kampf ein, um die Feinde lebendig in ihre Gewalt zu bekommen, und ließen ſie auffordern, die Waffen zu ſtrecken und ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Auf dieſe Aufforderung des Herolds ließen die Meiſten die Schilde ſinken und hoben die Hände auf, zum Zeichen, daß ſie zur Unterhandlung bereit ſeien. Sie ließen bei den Lacedämoniern auf dem Feſtland anfragen, was ſie thun ſollten, und dieſe gaben die Antwort: ſie möchten ſelbſt über ihr Loos einen Entſchluß faſſen, aber nur Nichts thun, was die Ehre verletze. Darauf ergaben ſich die Spartaner, und nach einem Tage ſchickten die Athener ihre Gefangnen nach Athen, beinahe Dreihundert an der Zahl, darunter hundert und zwanzig Spartiaten; über hundert waren gefallen. Die Ergebung der Lacedämonier erregte großes Erſtaunen in ganz Griechenland; man hätte von ihnen erwartet, daß ſie es vorgezogen hätten, fechtend zu ſterben, und man zweifelte, ob die, die gefallen und die Gefangenen von gleicher Art geweſen. Einer der atheniſchen Bundesgenoſſen äußerte gegen einen der Gefangenen von der Inſel höhniſch, die Gefallenen müßten wohl die Trefflichſten unter ihnen geweſen ſein; dieſer aber verſetzte: das müßten wunderbare und köſtliche Pfeile ſein, welche die Tapferſten herausfinden könnten. Kleon aber hatte ſein Verſprechen, ſo ruhmredig es war, wirklich, begünſtigt durch das Glück, gelöst, und binnen zwanzig Tagen brachte er die Gefangnen nach Athen. Es wurde beſchloſſen, ſie in Gewahrſam zu halten, bis man einen Vertrag ſchlöſſe; wenn aber die Lacedämonier einen Einfall in Attika machten, ſie ſofort hinrichten zu laſſen. Nach Pylos wurde eine ſtarke Beſatzung gelegt. Meſſenier aus Naupaktus, welche den Platz als eine alte Heimath einnahmen und den Lacedämoniern durch Raubzüge und Verleitung der Heloten zum Abfall großen Schaden zufügten. Die Spartaner wurden dadurch veranlaßt, mehrere Geſandtſchaften nach Athen zu ſchicken, die aber, weil die Athener zu hohe Forderungen machten, unverrichteter Dinge zurückkehrten. Nicht wenig geängſtet wurden die Lacedämonier auch dadurch, daß kurze Zeit nachher, im Jahre 425 vor Chr., die Athener mit einer anſehnlichen Streitmacht unter Nicias die Inſel Cythera gegenüber und ganz in der Nähe von Lakonien, angriffen und beſetzten, und ſie verloren für einige Zeit alle Sicherheit und Entſchloſſenheit, während den Athenern durch viele günſtige Erfolge der Muth erhöht wurde. Doch kam bald auch an dieſe die Reihe der Unglücksfälle. Meſſene in Sicilien wurde ihnen entriſſen; ein ſorgfältig und umſichtig angelegter Plan, mit Hülfe der demokratiſchen Partei ſich Böotiens und eines Theils von Phocis zu bemächtigen, welcher von dem Feldherrn Demoſthenes mit einer Flotte und dem Feldherrn Hippokrates mit einem Landheer unterſtützt wurde, ward, nachdem die Athener Delium eingenommen und befeſtigt hatten, durch eine vollſtändige Niederlage vereitelt, welche Hippokrates bei Delium durch den thebaniſchen Feldherrn Pagondas erlitt. Hippokrates ſelbſt mit etwa tauſend Athenern fiel. Ihre Feldherren mußten Sicilien räumen, weil die Sicilier unter ſich Frieden ſchloßen; und verwöhnt durch ihr Glück, ſtraften die Athener zwei ihrer Feldherrn, Pythodorus und Sophokles, mit Verbannung, den dritten, Eurymedon, um Geld, weil ſie keine Eroberungen in jenem Lande gemacht. Megara, welches zu gewinnen ſie alle Ausſicht hatten, da ſie ſchon im Beſitze des damit verbundenen Niſäa waren und die ihnen anhängende Partei in der Stadt die Oberhand zu gewinnen ſchien, wurde ihnen durch die Entſchloſſenheit des ſpartaniſchen Feldherrn Braſidas wieder entriſſen; und eben dieſer tapfere und kluge Spartaner, die Seele der Kriegsunternehmungen der Lacedämonier, — ihr junger König Agis, Sohn des Archidamus, leiſtete noch nichts Großes, — bedrohte durch einen Kriegszug, den er durch Theſſalien, nach Macedonien und Thracien, gegen die Pflanzſtädte Athens an der dortigen Küſte unternahm, und auf welchem er durch kluges Benehmen und durch ſeine Rechtlichkeit den Lacedämoniern viele Freunde erwarb, namentlich auch den Perdikkas, König von Macedonien, die Beſitzungen und die Macht der Athener in jenen Gegenden aufs empfindlichſte. Er ſtellte ſich und die Lacedämonier als Befreier vom Joche der Athener dar, und verſprach, die Unabhängigkeit der Bundesgenoſſen ſolle nie angetaſtet werden. So gewann er Akanthus, Stagirus, das für die Athener höchſt wichtige Amphipolis, Argilus und andere Städte und behandelte ſie durchaus mit Milde und Mäßigung; und im folgenden Jahre ergaben ſich ihm noch viele Städte; Torone im chalcidiſchen Gebiet und Lecythus eroberte er. Im Frühjahr 423 vor Chr. ſchloſſen die Lacedämonier und Athener einen Waffenſtillſtand auf ein Jahr; die Erſtern, weil ihnen ſehr am Herzen lag, die auf der Inſel Sphakteria gefangenen Spartaner zurückzuerhalten, und weil ſie hofften, die Athener würden zum Frieden geneigter ſeyn, wenn ſie nach achtjährigem Kriege wieder die Ruhe koſteten; die Athener aber beſorgten, Braſidas könnte bei der Fortdauer des Krieges noch mehrere ihrer Beſitzungen ihnen entreißen oder zum Abfall bewegen. Die Hauptbedingung des Waffenſtillſtandes war, daß beide Theile ihre Beſitzungen, die ſie eben jetzt inne hatten, behalten, und keiner dem andern ſeine Bundesgenoſſen abſpenſtig machen ſollte. Die förmliche Beendigung des Krieges und der Schluß des Friedens blieb weitern Unterhandlungen durch Herolde und Geſandte vorbehalten, welchen freies Geleite zugeſagt wurde. Doch ſollte ſchon jetzt das ſonſt im Frieden übliche Recht gelten und die Streitigkeiten durch gerichtliche Urtheile erledigt werden. Während jedoch der Waffenſtillſtand unterhandelt und abgeſchloſſen wurde, fiel noch die Stadt Scione auf der Landzunge Pallene von den Athenern an Braſidas ab, welcher als Befreier Griechenlands mit einem goldnen Kranze von Staatswegen geehrt und von den einzelnen Bürgern, wie ein Sieger im Wettkampfe, mit Binden geſchmückt wurde. Als er von dem abgeſchloſſenen Vertrage benachrichtigt wurde, weigerte er ſich, Scione wieder herauszugeben; die Athener verlangten dieß und wollten ſogleich Scione wieder erobert wiſſen, die Lacedämonier aber erklärten, daß ſie dieß als einen Bruch des Vertrages betrachten würden, erboten ſich jedoch, die Sache der Entſcheidung durch einen Rechtsſpruch zu überlaſſen. Aber die Athener blieben bei ihrem Entſchluß, in welchem Kleon ſie beſtärkte, Scione zu zerſtören und die Einwohner zu tödten; und ſie waren um ſo erbitterter, als auch noch die Stadt Mende von ihnen abfiel. Ein Heer unter Nicias und Nikoſtratus wurde nach Thracien geſandt, und während Braſidas mit Perdikkas einen Kriegszug gegen einen andern macedoniſchen Fürſten, Arrhibäus, machte, der jedoch durch die Feigheit der Macedonier mißlang, ſo daß er ſelbſt durch einen ſehr gefährdeten Rückzug ſein Heer rettete, eroberten die Athener Mende wieder und belagerten Scione. Ein nächtlicher Angriff des Braſidas auf Potidäa mißlang.

Im Frühling des Jahres 421 vor Chr. nach Ablauf des Waffenſtillſtandes, unternahm Kleon einen Seezug gegen die thraciſchen Städte, um ſie dem Braſidas und den Lacedämoniern wieder zu entreißen, und wirklich gelang es ihm, Torone wieder zu gewinnen, als Braſidas entfernt war; dann zog er gegen die Stadt Amphipolis; Braſidas lagerte ſich ihm gegenüber und Beide verſtärkten ſich durch macedoniſche und thraciſche Hülfsvölker. Kleon hatte ein treffliches, aus lauter atheniſchen Bürgern und ſonſt erprobten Kriegern beſtehendes Heer; aber es war ungern mit ihm ausgezogen und murrte jetzt gegen ihn, weil es ihm an Einſicht in die Kriegsführung und Entſchloſſenheit, bei großer Einbildung von ſeinem Siege bei Pylos her, fehlte. Braſidas machte vor Amphipolis, in welche Stadt er ſich mit ſeinem Heere geworfen, einen Angriff auf den eben abziehenden Kleon, deſſen Heer durch den ganz-unerwarteten Ueberfall in Beſtürzung und Verwirrung gerieth. Kleon floh ſogleich und wurde auf der Flucht getödtet; ſein Heer wurde gänzlich geſchlagen und floh in wilder Flucht mit Verluſt von ſechshundert Mann. Der tapfere Braſidas ſelbſt aber wurde tödtlich verwundet weggetragen, erfuhr noch den vollſtändigen Sieg der Seinigen und gab wenige Augenblicke nachher den Geiſt auf. Er wurde noch im Tode von den Bundesgenoſſen als Retter und Befreier hoch geehrt, und von den Amphipolitanern als Heros gefeiert. Die Athener ſegelten in ihre Heimath zurück.

Jetzt waren beide Theile zum Frieden geneigt: die Athener, weil ihre Stadt durch die Peſt geſchwächt, ihre Schätze erſchöpft waren durch den nun zehnjährigen Krieg, ihre Zuverſicht herabgeſtimmt durch die Niederlagen bei Delium und Amphipolis, weil ſie einen noch ſtärkeren Abfall der Bundesgenoſſen fürchteten, und der heftige Kleon ſie nicht mehr aufhetzte; die Spartaner, weil ſie ihren Helden Braſidas verloren hatten, ihre bei Pylos gefangnen Mitbürger noch in den Händen der Athener, Pylos ſelbſt, und die Inſeln Sphakteria und Cythera noch von den Athenern beſetzt waren, und ſie bei dieſer Nähe des Feindes immer in Sorgen ſeyn mußten wegen eines Abfalls oder Aufſtands der Heloten; vor dem Auszuge des Braſidas waren jene zweitauſend Heloten, (Abſchn. VI. S. 57) denen man die Freiheit zugeſagt hatte, verſchwunden. Am meiſten bemüht, den Frieden zu Stande zu bringen, waren unter den Spartanern Pleiſtoanax, des Pauſanias Sohn, König der Lacedämonier, welcher auf einen Orakelſpruch hin, mit Feſtreigen und feierlichen Opfern aus ſeiner neunzehnjährigen Verbannung zurückgeholt worden war, und deſſen Zurückberufung von ſeinen Feinden als

Grund aller Unfälle dargeſtellt wurde, welche Sparta im Kriege trafen, und unter den Athenern Nicias, damals ihr glücklichſter Feldherr, welcher durch Herſtellung des Friedens ſich ein bleibendes Anſehen in Athen zu begründen wünſchte. Wirklich kam nach längern Unterhandlungen der Frieden auf fünfzig Jahre zu Stande, während welcher Zeit alle Beſchwerden und Zwiſtigkeiten durch rechtliche Entſcheidung erledigt werden ſollten, und nicht mit den Waffen. Die weſentlichſte Friedensbedingung war, daß beide Theile zurückgeben ſollten, was ſie im Kriege beſetzt hätten; die Athener durften Niſäa behalten, verpflichteten ſich aber, ihre Bundesgenoſſen als Solche, nach dem alten Herkommen, nicht als Unterthanen zu behandeln und zu beſteuern. Dem Friedensſchluß wurde die Beſtimmung vorangeſtellt: „Den gemeinſamen Gottesdienſt betreffend ſolle Jedem freiſtehen, nach Gefallen, gemäß der hergebrachten Weiſe, zu opfern, Tempel zu beſuchen, die Orakel zu befragen und heilige Geſandtſchaften zu ſchicken, mit voller Sicherheit zu Waſſer und zu Lande. Das Heiligthum und der Tempel des Apollo zu Delphi, und Delphi ſelbſt ſollen das Recht der Selbſtgeſetzgebung, Selbſtbeſteuerung und eignen Gerichtsbarkeit haben,“ — ſo wichtig galten den Hellenen auch damals noch die religiöſen Einrichtungen. Der Frieden ſollte von jeder Stadt mit den höchſten Eiden nach Landesſitte beſchworen, der Eid alljährlich erneut, und Denkſäulen ſollten errichtet werden zu Olympia, zu Delphi, auf dem Iſthmus, in der Stadt Athen und zu Lacedämon im Amykläum — einem Apollotempel. Dieſem Friedensvertrage traten die Böotier, welche den Beſitz von Plataä verlangten, die Korinthier, Eleer und Megareer nicht bei und beharrten auf ihrem Widerſpruche gegen die für die Athener zu günſtigen Bedingungen, trotz allem Zureden der Lacedämonier. Dieſe ſchloßen nun, um gegen jede Kriegsgefahr ſich ſicher zu ſtellen, ein Kriegsbündniß auf fünfzig Jahre mit den Athenern, worin feſtgeſetzt war, jeder Theil ſolle dem andern, im Fall eines Angriffs, woher er immer kommen möge, — ein Aufſtand der Heloten würde ausdrücklich erwähnt — nach Kräften Beiſtand leiſten. Dieſer Bund ſollte jährlich erneut und durch Geſandte der Lacedämonier zu den Dionyſien, und der Athener zu den Hyacinthien beſchworen, auch Bundesſäulen in beiden Städten errichtet werden. So trat nach zehnjähriger Dauer des Krieges ein Stillſtand ein durch den ſogenannten Frieden des Nicias, der aber nicht lang währte und nicht einmal überall den Feindſeligkeiten ein Ende machte.

XXIII.

Waffenſtillſtand und Wiederausbruch des peloponneſiſchen Krieges.

Die Bedingungen des Friedens wurden von keinem Theile zur vollen Zufriedenheit des andern erfüllt und nicht Alles ſo, wie es der Vertrag forderte, zurückgegeben; doch blieben Sparta und Athen im Frieden miteinander. Mehrere peloponneſiſche Staaten aber beſchuldigten jetzt die Spartaner, den Frieden und den Kriegsbund mit den Athenern nur zur Unterjochung des Peloponneſes geſchloſſen zu haben. Die Korinthier und Argiver beſprachen ſich insgeheim und beſchloſſen, alle helleniſchen Staaten zu einem Bund einzuladen, um ihre Gebiete gegen die Lacedämonier und Athener, welche ſich miteinander zur Unterdrückung der Freiheit verbündet zu haben ſchienen, zu vertheidigen. Nicht nur waren den kleineren Staaten dieſe beiden Städte verdächtig, ſondern es war auch ihr Anſehen durch die neueren Niederlagen der Athener und durch den Unfall der Spartaner auf der Inſel Sphakteria geſunken. Dem Bunde traten ſofort bei die Mantineer, die Eleer, die Chalcidier, und an die Spitze ſtellten ſich die Argiver, die an dem Kriege bisher nicht theilgenommen hatten und daher ungeſchwächt waren. Die Böotier und Megareer, obgleich ſie ähnliche Beſchwerden führten, traten dem Bunde nicht förmlich bei, welchen zu hintertreiben die Lacedämonier ſich vergeblich bemühten. In ihrer Beſorgniß ſchenkten die Letztern auch tauſend Heloten, welche unter Braſidas gekämpft hatten, die Freiheit, und gaben den auf der Inſel Sphakteria Gefangenen die ihnen anfangs entzogene volle Bürgerehre zurück. Indeſſen gelang es ihnen, die Böotier von dem Bunde mit den Argivern fern zu halten und zu einem beſondern Bündniß mit ihnen zu bewegen, wiewohl dieß ihrem Vertrage mit Athen zuwider lief. Ueberhaupt boten die verſchiedenen griechiſchen Staaten damals alle Kunſt, Geſchicklichkeit und Liſt auf, um durch eigene Bündniſſe ſich Vortheile, Sicherheit und Macht zu verſchaffen, und fremde, ihnen Gefahr drohende Bündniſſe zu verhindern und aufzulöſen; und in den vornehmſten Städten arbeiteten immer zwei Parteien hierin einander entgegen, indem die Einen auf dieſe Weiſe den Frieden zu ſichern und zu befeſtigen, die Andern dagegen, die Erneuerung des Krieges wünſchend, ſich zur Führung desſelben zu verſtärken und den Bruch des Friedens herbeizuführen trachteten, oder auch die Einen die Gründung der Ariſtokratie, die Andern die der Demokratie im Auge hatten. Nachdem die Böotier dem Bunde der Argiver abwendig gemacht worden, geriethen dieſe ſelbſt in Beſorgniß und ſuchten einen Vertrag mit Sparta, ihrem alten Erbfeind, zu unterhandeln; während jedoch dieſer im Werke war, ließen die Athener unter der Hand die Argiver auffordern, nebſt den Mantineern und Eleern ſich um ein Bündniß mit Athen zu bewerben, und die Argiver entſchloßen ſich ſchnell dazu, obgleich ihre Geſandten noch in Sparta waren. Um das Bündniß der Athener mit den Argivern zu hintertreiben, ſchickten die Lacedämonier eilends bevollmächtigte Geſandte, Männer, welche den Athenern angenehm waren, in jene Stadt, mit dem Auftrage, die Mißhelligkeiten zwiſchen beiden Staaten gütlich beizulegen.

In Athen, für welches der Ausgang des Kampfes trotz aller beſtandenen Leiden und Unfälle des Krieges im Ganzen günſtig und ehrenvoll geweſen, und wo das lebhafte und unruhige Volk deßhalb voll ungebeugter Zuverſicht und Freudigkeit war, ſtand der dem Frieden und den Lacedämoniern geneigteren Partei, aus den beſonneneren, wohlhabenderen und angeſeheneren Bürgern beſtehend, die beiden abgeneigte Kriegspartei gegenüber, zu welcher die Maſſe der Aermeren und die unruhige, neuerungsſüchtige Jugend gehörte. An der Spitze der erſtern ſtand der Schöpfer und Vermittler des Friedens, der gemäßigte und nüchterne Nicias, ein Mann von bewährtem Feldherrngeiſt und anerkanntem Ruhme; an der Spitze der letztern der junge Alcibiades, welcher vor Begierde brannte, im Kriege ſich auszuzeichnen und die erſte Rolle im Staate zu ſpielen, und welcher auf das Anſehen des Nicias im höchſten Grade eiferſüchtig war. Alcibiades beſaß außerordentliche Eigenſchaften, aber er war nicht zum Heile Athens geboren. Sohn des tapfern Klinias, der bei Artemiſium rühmlich kämpfte, bei Koronea fiel, Neffe des Perikles, der als Vormund ſeine Erziehung leitete, reich und ſchön, und von ſeltener Anmuth, gewann er ungeſucht von früher Jugend an die Herzen, wie es ſein eifrigſtes Beſtreben war, Aufmerkſamkeit und Bewunderung zu erregen, den Willen der Menſchen zu lenken und zu beherrſchen, überall, im Krieg und Frieden der Erſte zu ſeyn. Seine außerordentlichen Geiſtesanlagen und den edeln Grund ſeines Gemüthes erkannte der weiſe und tugendhafte Sokrates, welcher ihn ſeiner Freundſchaft und Belehrung würdigte, ſich ſeine innigſte Anhänglichkeit erwarb, und ſich alle Mühe gab, ſein Herz und ſeinen Geiſt für das Rechte, das Gute und Schöne zu bilden, ihn den Gefahren und der Verführung der Wolluſt und Schmeichelei zu entziehen. Sie wurden Kriegs- und Zeltgenoßen, bei Potidäa rettete Sokrates ſeinem Freunde das Leben, und dieſer vergalt ihm bei Delium den Liebesdienſt; aber vor den Gefahren und dem Verderben eines zügelloſen Ehrgeizes vermochte der Weiſe ſeinen übermüthigen Schüler nicht zu bewahren. Trotz ſeiner tollen und ausgelaſſenen Streiche, zum Theil wohl durch dieſelben, wurde der reichbegabte, glänzende Jüngling ſchon der Liebling des Volkes, und nicht bloß als ein unſinniger Aufwand und als eitle Verſchwendung, ſondern als ein wirkliches Verdienſt galt es in den Augen der Hellenen und beſonders ſeiner Mitbürger, daß er mit ſieben Roſſegeſpannen zugleich bei den olympiſchen Spielen auftrat, was nie ein Bürger und nicht einmal ein König gethan hatte, und den erſten, den zweiten und vierten Preis davontrug. Tapferkeit, Prachtliebe, Beredtſamkeit und Freigebigkeit empfahlen dem erregbaren Volke den reichen Sprößling eines alten edlen Hauſes und gewannen ihm ſchon frühe Einfluß; aber die Beſonneneren betrachteten den jungen Mann mit Mißtrauen, welcher einen ſein Vermögen überſteigenden Aufwand machte, der deßhalb auf außerordentliche Weiſe ſein Vermögen zu vermehren, ſich die Mittel zur Befriedigung ſeiner ausſchweifenden Gelüſte zu verſchaffen ſuchte, und ſich den Verdacht zuzog, daß er nach der Alleinherrſchaft ſtrebe. Jetzt ſuchte er den Nicias aus der Gunſt des Volkes und der erſten Stelle im Staat zu verdrängen und die Athener zum Kriege mit den Lacedämoniern zu bewegen, welche ihm während der Friedesunterhandlungen nicht ſo viel Achtung bezeigt hatten, als er wegen alter Gaſtfreundſchaft ſeines Hauſes mit ihnen und wegen der Gefälligkeiten, die er ihren Gefangenen von Sphakteria erwieſen, erwartet hatte. Daher hatte er von Anfang an gegen den Frieden geſprochen und den Athenern vorgeſtellt, daß den Lacedämoniern nicht zu trauen ſey; und jetzt war er es geweſen, der die Argiver unter der Hand veranlaßte, Geſandte wegen eines Bündniſſes nach Athen zu ſchicken; und er hatte ihnen ſeine eifrige Unterſtützung zugeſagt.

Er beredete die Geſandten von Sparta, welche im Rathe erklärten, ſie haben unbeſchränkte Vollmacht wegen aller ſtreitigen Punkte ſich zu vertragen, ſie möchten in der Volksverſammlung nicht als Geſandte mit unbedingter Vollmacht auftreten, und verſprach ihnen, unter dieſer Bedingung, die Herausgabe von Pylos und die Erledigung ihrer übrigen Beſchwerden zu bewirken. Die Lacedämonier trauten ihm und nahmen in der Volksverſammlung ihre Erklärung, daß ſie unbedingte Vollmacht zum Unterhandeln hätten, zurück. Durch dieſe Doppelzüngigkeit wurden die Athener mißtrauiſch und ſo aufgebracht, daß ſie ſich nicht mehr zurückhalten ließen und auf den Rath des Alcibiades, der aufs ſtärkſte gegen die Lacedämonier ſprach, bereit waren, ſofort mit den Argivern und ihren Bundesgenoſſen einen Bund zu ſchließen. Ein Erdbeben hemmte die Beſchlußfaſſung und am andern Tage rieth Nicias, obwohl ſelbſt getäuſcht durch die Liſt des Alcibiades, zur Freundſchaft mit den Lacedämoniern und zur Aufſchiebung des Bundes mit den Argivern, ließ ſich auch mit andern Geſandten nach Sparta ſchicken, um die Spartaner zur Erfüllung der Forderungen der Athener zu beſtimmen. Aber er richtete nicht aus, was er wünſchte, nämlich ſie zum Aufgeben ihres Bundes mit den Böotiern zu vermögen, und nur den Friedenseid erneuerten ſie auf ſein Verlangen. Nicias gerieth dadurch, als Stifter des Friedens, in Mißachtung bei den Athenern, und auf Betreiben des Alcibiades ſchloßen nun dieſe einen feierlich beſchworenen Frieden und Waffenbund mit den Argivern, Eleern, Mantineern und deren Bundesgenoſſen auf hundert Jahre. Die Verträge zwiſchen Sparta und Athen wurden demungeachtet nicht aufgekündigt; die bisherigen Verbündeten der Argiver, die Korinthier, nahmen an dem Bündniß mit Athen nicht Theil, ſondern neigten ſich wieder den Lacedämoniern zu. Die bald darauf einfallenden olympiſchen Spiele wurden (im Sommer 420 vor Chr.) wieder von allen Hellenen in äußerem Frieden gefeiert; nur die Lacedämonier wurden von den Eleern von der Theilnahme am Feſt ausgeſchloſſen, ſo daß ſie weder mit opfern noch kämpfen durften, weil ſie eine nach olympiſchem Rechte von den Eleern ihnen auferlegte Geldſtrafe, wegen Verletzung der olympiſchen Waffenruhe, nicht bezahlt hatten und auch jetzt noch zu bezahlen ſich weigerten. Weil man fürchtete, ſie möchten die Theilnahme mit Gewalt erzwingen, hielten mehrere tauſend bewaffnete Eleer, Argiver, Mantineer und Athener Wache; aber die Verſammelten waren doch in großer Sorge, zumal da auch der Spartaner Lichas von den Kampfrichtern mit Schlägen beſtraft wurde, weil er ihrem Ausſpruche zum Trotz, daß er als Spartaner keinen Anſpruch auf den Preis habe, ſeinen Wagenlenker, welcher der erſte beim Rennen geweſen, ſelbſt auf den Kampfplatz tretend bekränzt hatte. Doch blieben die Lacedämonier ruhig und das Feſt ging ungeſtört vorüber.

Mehrere Jahre verfloſſen jetzt unter allerlei Händeln, Neckereien, Feindſeligkeiten und Kriegszügen, beſonders im Peloponnes, wo es nach langen Reibungen zu einer entſcheidenden Schlacht zwiſchen den Spartanern und Argivern bei Mantinea, 418 vor Chr., kam, in welcher letztere von dem Könige Agis völlig geſchlagen, zum Frieden und zur Einführung einer oligarchiſchen Verfaſſung gezwunden wurden; doch gewann bald wieder die demokratiſche, atheniſch geſinnte Partei die Oberhand. Die Athener ließen zwar auf die lakoniſche Vertragsſäule in ihrer Stadt die Worte eingraben: „Die Lacedämonier haben ihren Eid nicht gehalten!“ und ſandten ihren Verbündeten im Peloponnes mehrere Male Hülfstruppen, aber doch wurde zwiſchen ihnen und Sparta kein Krieg erklärt. Nicht nur im Peloponnes jedoch, ſondern auch in Thracien und Macedonien bekämpften ſich ſchon wieder, zwar verdeckt und mehr durch Bündniſſe und Gegenbündniſſe als durch Waffen, die beiden Hauptſtaaten Griechenlands, und der Seezug der Athener zur Unterwerfung der Inſel Melos, einer Kolonie der Lacedämonier, welche mit der Tödtung aller erwachſenen Melier und mit dem Verkaufe der Weiber und Kinder in die Sklaverei endigte, war das Vorſpiel zur Erneuerung des Krieges im weiteren Umfang.

Sicher, ja übermüthig gemacht durch die Ruhe, in welcher die Lacedämonier ihnen gegenüber ſich hielten, beſchloßen die unruhigen und ehrgeizigen Athener im Jahr 416 vor Chr. die Unternehmung gegen Sicilien wieder aufzunehmen, welches ihre Feldherrn früher hatten räumen müſſen. Die große, ſchöne und fruchtbare Inſel Sicilien war vermöge ihrer günſtigen Lage ſeit unvordenklichen Zeiten von verſchiedenen nichtgriechiſchen Völkerſchaften beſetzt und mit Städten bedeckt worden, von Cyklopen und Läſtrygonen, von Sikanern aus Iberien (Spanien), von Trojanern, von den italieniſchen Sikulern und von Phöniciern; nachher hatten Kolonien daſelbſt gegründet: Chalcidier aus Euböa die Stadt Naxos, Leontini und Katana; die Korinthier Syrakus, die Megareer Teotilus, Thapſus und das hybläiſche Megara, und ſpäter Silinus. Rhodier und Kretenſer gründeten Gela und Lindii; von Gela wurde Agrigent gegründet. Zankle, ſpäter Meſſene von den vertriebenen Meſſeniern genannt, hatte zuerſt unteritaliſche Seeräuber, dann Euböer, ſpäter Samier und andre Jonier, endlich Meſſenier zu Bewohnern, und von hier aus wurde Himera gegründet. Von Syrakus gingen die Städte Akrä, Krasmenä und Kamarina aus. Die Athener kannten die Größe der Inſel und ihrer Bevölkerung gar nicht genau, aber es gelüſtete ſie, eine bedeutende Eroberung zu machen durch Unterwerfung der ganzen Inſel; zum Vorwand diente die Unterſtützung ihrer Stammesverwandten und Bundesgenoſſen, der Bewohner von Egeſta, von den Sikaniern gegründet, welche von ihren Nachbarn den Selinuntiern und den Syrakuſiern hart gedrängt, die Athener baten, ihnen eine Flotte zur Hülfe zu ſchicken, und ihnen vorſtellten, wenn die doriſchen Syrakuſier die Herrſchaft von ganz Sicilien an ſich geriſſen hätten, ſo könnten ſie leicht den doriſchen Peloponneſiern als ihrem Mutterſtaate mit großer Kriegsmacht zu Hülfe kommen und die Macht der Athener zerſtören helfen. Auch verſprachen ſie, den Athenern hinlängliches Geld zum Kriege zu liefern. In der Volksverſammlung der Athener wurde beſchloſſen, Geſandte nach Egeſta zu ſchicken, welche unterſuchen ſollten, wie der Krieg mit den Selinuntiern und die Sachen in Sicilien überhaupt ſtänden, und ob wirklich in dem öffentlichen Schatze und in den Tempeln der Egeſtäer ſo viel Geld ſey, als die Geſandten angaben. Die mit dieſer Sendung Beauftragten kamen im Frühjahr 415 vor Chr. aus Sicilien zurück, mit neuen Geſandten der Egeſtäer, welche ſechszig Talente ungemünzten Silbers als Sold für ſechszig Schiffe auf einen Monat mitbrachten. Die Athener hielten eine Volksverſammlung, und als ſie von den großen Schätzen der Egeſtäer und andere verlockende Nachrichten vernahmen, beſchloſſen ſie, ſechszig Schiffe nach Sicilien zu ſchicken, und ernannten zu Feldherrn mit unbeſchränkter Vollmacht Alcibiades, des Klinias Sohn, Nicias des Niceratus und Lamachus des Xenophon Sohn, mit dem Auftrage zunächſt den Egeſtäern beizuſtehen, und wenn ſie im Kriege glücklich wären, eine Kolonie nach Leontium zu führen, überhaupt in Sicilien ſo zu handeln, wie ſie es für Athen am zuträglichſten erachteten. Nach fünf Tagen wurde wieder eine Volksverſammlung gehalten und berathſchlagt, wie man die Flotte ſo ſchnell als möglich ausrüſten könne. Hier trat Nicias, wider ſeinen Willen zum Feldherrn in einer Kriegsunternehmung gewählt, die ihm unüberlegt und gefährlich ſchien, auf, und verſuchte die Athener zur Aenderung des ſchon gefaßten Beſchluſſes zu bewegen. Er ſtellte ihnen vor, daß ſie um höchſt ungewiſſer Vortheile willen und Fremden, halben Barbaren zulieb, ihre gegenwärtige Lage und Sicherheit gefährdeten und durch den Zug nach Sicilien ſich neue Feinde zuzögen, während ſie derſelben nur zu viele zurückließen; denn nur dem Namen nach beſtehe der Friede, — mit den Böotiern nur ein Waffenſtillſtand, der je auf zehn Tage erneuert werde. Sobald ſie ein Unfall träfe, würden ihre Feinde in Hellas den Frieden brechen, ſich mit den Sicilioten verbünden und über Athen herfallen. Nicht in neue Gefahren möchten ſie den wie auf der Höhe der Meereswogen ſchwebenden Staat verwickeln und nicht nach neuer Herrſchaft trachten, ehe die bisherige befeſtigt, während ſo manche Bundesgenoſſen empört oder unzuverläſſig ſeyen. Im beſten Fall würde für ſie eine ſo ferne Eroberung wie Sicilien wenig vortheilhaft, im ſchlimmſten Fall die Herrſchaft der Syrakuſier über ganz Sicilien nicht ſo gefährlich ſeyn; aber eine Niederlage oder ſonſt ein Unfall der Athener würde für die Lacedämonier, die fortwährenden und nahen Feinde das Zeichen ſeyn, den Krieg wieder zu beginnen und ihre durch den letzten Krieg befleckte Ehre wieder herzuſtellen. Kaum erſt habe ſich Athen von der Seuche und vom Kriege zu erholen angefangen, und dieß Wachsthum der Bevölkerung und des Reichthums ſollten ſie zu ihrem eignen Beſten verwenden. Er warnte ſie vor dem Rathe des Alcibiades, der zum Feldherrn noch zu jung ſey und aus der Anführerſtelle für ſeinen unmäßigen Aufwand Nutzen zu ziehen trachte; er warnte ſie, ihm Gelegenheit zu geben, mit der Gefahr des Vaterlandes ſeinen eignen Glanz zu erhöhen. Er beſchwor ſie, durch ihren Beſchluß nicht dem Vaterland eine größere Gefahr als je auf den Nacken zu wälzen, und forderte, für ſich im Bewußtſeyn treuer Pflichterfüllung den Vorwurf der Feigheit nicht ſcheuend und auch die Andern zu dieſem wahrhaft männlichen Muth ermunternd, den vorſitzenden Prytanen auf, die Bürger noch einmal abſtimmen zu laſſen.

Aber andere Redner traten für den Krieg auf, namentlich Alcibiades, der, von Nicias perſönlich angegriffen, zuerſt ſeinen glänzenden Aufwand bei den Kampfſpielen als rühmlich und vortheilhaft für den Staat, und ſeine Lebensweiſe überhaupt rechtfertigte, an ſeine Verdienſte erinnerte, daß er die bedeutendſten Peloponneſier von Sparta abgezogen und zum Bunde mit den Athenern geeinigt habe, dann aber die Athener aufforderte, bei ihrem erſten Beſchluß zu beharren und hiezu ſeiner ſowohl als des im Kriege glücklichen Nicias ſich zu bedienen.

Er ſtellte ihnen die Eroberung Siciliens leicht vor, weil dort die Bevölkerung der Städte gemiſcht und uneinig ſey, dieſe auch keine ſo bedeutende Kriegsmacht beſäßen, als man behaupte. Gegen die entmuthigten Peloponneſier laſſe man eine hinreichende Seemacht zurück; den Egeſtäern aber ſey man durch Zuſage und Schwur zur Hülfe verpflichtet, und es ſey überdieß auch ſicherer, ſich immer kampffertig zu zeigen und Angriffen zuvorzukommen, als ſie abzuwarten, und es ſey dieß ganz der Art der Athener gemäß. Er wandte ſich vorzugsweiſe an die thatenluſtige und thatkräftige Jugend, und forderte die Aeltern auf, nicht hinter jenen zurückzubleiben, vielmehr ihre gereifte Einſicht mit dem Feuer und der Kraft der Jüngeren zu verbinden, um, nach dem Beiſpiele der Väter, den Staat auf die höchſte Höhe zu heben. Davon hänge das Wohl eines Staates hauptſächlich ab, daß man den hergebrachten Sitten und Gewohnheiten treu bleibe.

Die Rede des Alcibiades, die Bitten der Egeſtäer und der vertriebenen Leontiner, welche unter Mahnungen an den beſchwornen Bund um Hülfe flehten, ſtimmten die Athener dafür, bei ihrem erſten Beſchluß zu beharren. Nun verſuchte Nicias, als er ihre Geſinnung bemerkte, ſie dadurch auf andre Gedanken zu bringen, daß er ihnen die Größe der Kriegsrüſtungen ſchilderte, die nach ſeiner Anſicht zu einem ſolchen Unternehmen erforderlich ſeyen. Gegen die mächtigen, großen und reichen Städte Siciliens bedürfe man einer großen Flotte, viel ſchweres Fußvolk, einheimiſches und geworbenes, Bogenſchützen und Schleuderer gegen die Reiterei, hinreichende Lebensmittel und vor Allem ſehr viel Geld. Die Athener aber ließen ſich auch hiedurch von dem Kriege nicht abwendig machen, ſondern beſchloßen mit nur um ſo größerem Eifer die von ihm vorgeſchlagenen Rüſtungen und glaubten ſich nun erſt des Erfolges recht ſicher. Alles wurde vom Verlangen ergriffen, den Kriegszug mitzumachen, und die der Sache Abgeneigten ſchwiegen, um nicht für übelgeſinnte Bürger angeſehen zu werden. Nicias, aufgefordert die Stärke der erforderlichen Kriegsmacht anzugeben, forderte hundert Kriegsſchiffe und wenigſtens fünftauſend Schwerbewaffnete, und eine damit im Verhältniß ſtehende ſonſtige Ausrüſtung.

Während die Rüſtungen, nach dem Gutdünken der drei bevollmächtigten Feldherrn, mit großem Eifer betrieben wurden, geſchah es, daß in einer Nacht an den meiſten ſteinernen Hermesbildern an den Straßenecken und Tempeln die Geſichter verſtümmelt wurden. Von Staatswegen wurden große Belohnungen ausgeſetzt für Entdeckung der Thäter dieſes Frevels, den man als ein Vorzeichen für den Seezug anſah, und hinter welchem man eine Verſchwörung zur Umwälzung der Verfaſſung und zum Sturze der Volksregierung vermuthete. Auch forderte man Alle auf, die ſonſt Religionsfrevel anzugeben wüßten, ſie zur Anzeige zu bringen. Es erfolgten nun Anzeigen, daß früher ſchon andre Götterbilder von jungen Leuten im Muthwillen und in der Trunkenheit verſtümmelt, ſo wie auch, daß in gewiſſen Häuſern die Myſterien mit höhnendem Scherze nachgeäfft worden ſeyen. Auch Alcibiades wurde deſſen beſchuldigt, die Anklage von ſeinen Gegnern begierig aufgegriffen und vergrößert, ſeine Bürgergeſinnung verdächtigt, und an ſeine im Ganzen unordentliche und den Sitten der Stadt zuwiderlaufende Lebensweiſe erinnert.

Alcibiades erklärte ſich bereit, vor der Abfahrt ſich einer gerichtlichen Unterſuchung zu unterwerfen; wenn durch dieſe ſeine Unſchuld erwieſen ſey, werde er Feldherr bleiben und die Athener ſollten dann während ſeiner Abweſenheit keinen Verläumdungen ihr Ohr leihen. Seine Feinde aber hielten nicht für räthlich, die Unterſuchung gegen ihn jetzt zu beginnen, wo er an der Spitze des ihm günſtigen Heeres ſtand, und das Volk ihn gelind behandeln würde, weil um ſeinetwillen viele Argiver und Mantineer den Zug mitmachten. Alſo ließen ſie beſchließen, der Zug ſolle nicht aufgehalten und die Sache erſt nach ſeiner Zurückkunft gerichtlich unterſucht werden. In der Zwiſchenzeit hofften ſie noch ſtärkere und ſchwerere Anſchuldigungen und Beweiſe gegen ihn auffinden zu können; ſo ſegelte die Flotte in der Mitte des Sommers 415 vor Chr. nach Sicilien ab. Die abfahrende Mannſchaft wurde ſo zu ſagen von der ganzen übrigen Bevölkerung Athens, von Bürgern und Freunden in den Piräeus geleitet und mit Segenswünſchen, unter Hoffnung und bangen Sorgen entlaſſen. Nie war eine größere und prächtigere Flotte aus dem Piräeus abgeſegelt, denn der Staat und die Bürger hatten gewetteifert, die Ausrüſtung ſo reichlich und ſtattlich als möglich zu machen. Nachdem die Schiffe bemannt waren, wurde mit der Trompete das Zeichen zum Stillſchweigen gegeben, dann verrichteten ſie das herkömmliche Gebet vor der Abfahrt, nicht einzeln auf jedem Schiffe, ſondern Alle zuſammen dem Herold nachſprechend, während man zugleich auf der ganzen Linie die Miſchkrüge füllte, und Schiffsmannſchaft und Anführer aus goldnen und ſilbernen Schalen Trankopfer ſpendeten. Die Zuſchauer auf dem Lande beteten mit, Bürger und Wer ſonſt mit theilnehmenden Geſinnungen zugegen war. Dann, nachdem ſie den Kriegsgeſang angeſtimmt und das Opfer vollendet, fuhren ſie, ein Schiff nach dem andern, aus und ſteuerten im Wettlauf bis Aegina.

In Syrakus, der mächtigſten Stadt Siciliens, hatte der durch Tapferkeit, Einſicht und Großmuth ausgezeichnete Gelon bis 478 vor Chr. geherrſcht. Sein Nachfolger Hieron, ſein älteſter Bruder, herrſchte elf Jahre, obwohl er dem Gelon nicht ähnlich, habſüchtig und gewaltthätig war, und der noch ſchlimmere jüngere Bruder Thraſybulus wurde nach einjähriger Herrſchaft von den Syrakuſiern und den ihnen zu Hülfe eilenden Bewohnern von Gela, Agrigent, Selinus, Himera und den

Sikulern im Innern des Landes verjagt, 465 vor Chr. Alle Staaten, welche Alleinherrſcher oder Beſatzungen von Söldnern hatten, wurden befreit und die Volksregierung in den Städten hergeſtellt. Von dieſer Zeit an war der Wohlſtand von Syrakus immer blühender geworden und die Volksregierung beſtand noch jetzt daſelbſt, doch gab es auch hier Parteien, eine ariſtokratiſche und demokratiſche. Den Athenern eine Flotte entgegenzuſchicken, verſäumten zwar die Syrakuſier, aber ſobald ſie ganz ſichre Kunde von ihrem Nahen hatten, rüſteten ſie ſich aufs eifrigſte und boten alle ihre Bundesgenoſſen auf. Die Athener fanden bei den unteritaliſchen Städten nirgends eine günſtige Aufnahme; bei manchen durften ſie nicht einmal Waſſer einnehmen; in Rhegium wurde ihnen nur außerhalb der Stadt ein Markt eröffnet und der Beitritt und Hülfstruppen verweigert. Von Egeſta erhielt man jetzt ſichere Kunde, daß daſelbſt wenig Geld ſey, denn die frühern Geſandten waren von den Egeſtäern getäuſcht worden. Dieß alles ſchlug den Muth und die Zuverſicht der Athener nieder und Nicias ſchlug vor, nur Selinus mit Güte oder Gewalt zum Frieden mit Egeſta zu bewegen, dann aber, ohne ſich auf große und unſichre Unternehmungen einzulaſſen, heimzuſegeln. Alcibiades aber widerſetzte ſich und drang darauf, man ſolle möglichſt viele Städte zu Freunden zu gewinnen ſuchen und dann auf Syrakus und Selinus losgehen, und ihm trat auch Lamachus bei. Naxos und Katana ergaben ſich den Athenern und dieſe waren eben im Begriff, zu weitern Unternehmungen zu ſchreiten, als das ſalaminiſche Staatsſchiff von Athen ankam, um den Alcibiades und einige Andere vom Heere wegen Verſtümmlung der Hermesbilder und Entweihung der Myſterien zur gerichtlichen Verantwortung abzuholen. Denn die argwöhniſchen Athener hatten nach der Abfahrt der Flotte doch weitere Unterſuchungen wegen der Sache angeſtellt, den Angebern bereitwillig ihr Ohr geliehen und ſchon mehrere bedeutende Männer ins Gefängniß werfen laſſen, mehr noch weil ſie eine oligarchiſche oder tyranniſche Verſchwörung argwöhnten, als wegen des Religionsfrevels. Mehrere wurden hingerichtet, nachdem einer der Verhafteten, unter Bedingung der eignen Strafloſigkeit ſich und Andere als Schuldige angegeben hatte; ob die Angabe wahr geweſen, wurde nicht ermittelt. Gegen Alcibiades wurden die Athener, von ſeinen Feinden aufgereizt, auch noch aus andern Gründen mißtrauiſch; ſie glaubten, er habe die Lacedämonier, welche gegen Böotien ausrückten, nach Athen berufen, und ſie ſchliefen in ihrer Beſorgniß eine Nacht bewaffnet im Theſeustempel. Das Staatsſchiff wurde nach Sicilien geſchickt, um ihn abzuholen, doch ohne ihn gefangen zu ſetzen, um kein zu großes Aufſehen zu erregen. Alcibiades begleitete in ſeinem eignen Schiffe das Staatsſchiff zurück, aber da er mit gutem Grunde vermuthete, er würde zum Tode verurtheilt werden, entfloh er von Thurii aus mit ſeinen Begleitern und begab ſich, indem er ſich als einen Verbannten betrachtete, nach dem Peloponnes. Die Athener aber verurtheilten ihn und ſeine Genoſſen als ungehorſam Abweſende zum Tode.

An Alcibiades verlor das Heer in Sicilien einen Feldherrn, welcher den Krieg trefflich zu führen wußte und die Krieger begeiſterte, und zugleich wurde das Vertrauen und die Zuverſicht geſchwächt, zumal da Nicias dieſem Kriege überhaupt abgeneigt war. Im Winter rüſteten ſie ſich, nach einigen kleinern Unternehmungen zum Angriff auf Syrakus, deſſen Einwohner um ſo mehr Muth faßten, als ſie die Athener nichts Bedeutendes ausrichten ſahen. Dieſe ſiegten zwar in einem Treffen vor Syrakus, kehrten aber dann für den Winter nach Naxos und Katana zurück, um Verſtärkungen von Athen abzuwarten und weitere Bundesgenoſſen in Sicilien zu erwerben. Die Syrakuſier aber rüſteten ſich auf jede Weiſe zur Fortſetzung des Krieges, verſtärkten ihre Mannſchaft, befeſtigten ihre Stadt und ſchickten Geſandte nach Korinth und Lacedämon, um ſie zum offnen Kampfe gegen Athen zu bewegen. Die Athener machten geringe Fortſchritte; einige Städte im Innern des Landes traten zu ihnen und unterſtützten ſie; aber die Stadt Kamarina entſchied ſich für keinen von beiden Theilen, und in der Stadt Meſſene, wo ſie ſchon heimliche Unterhandlungen angeknüpft hatten, wurde durch Alcibiades, als er vom Heere abberufen wurde, die Sache verrathen und der Uebertritt vereitelt. Im Sommer 414 vor Chr. rückten die Athener, nachdem ſie Verſtärkungen von Hauſe und von ſiciliſchen Bundesgenoſſen erhalten, wieder vor Syrakus, lieferten einige glückliche Gefechte, belagerten und berannten die Stadt, drangen in den großen Hafen der Stadt ein, verloren jedoch ihren Feldherrn Lamachus. Die Syrakuſier, zu Land und zur See eingeſchloſſen, begannen den Muth zu verlieren und mit Nicias, dem einzigen noch übrigen Feldherrn der Athener, zu unterhandeln, zumal da die gehoffte Hülfe vom Peloponnes ausblieb. Indeſſen war der Feldherr der Lacedämonier, Gylippus, ſchon mit korinthiſchen und andern Schiffen in der Nähe, und nur Stürme und falſche Nachrichten von Syrakus, als wäre deſſen Lage ſchon hoffnungslos, hatten ihn zurückgehalten.

Die Geſandten der Syrakuſier hatten ſich zuerſt nach Korinth, ihrer Mutterſtadt, begeben, um Hülfe gegen die Athener zu ſuchen. Die Korinthier ſagten ihnen eifrige Unterſtützung zu, und gaben ihnen Geſandte nach Lacedämon mit, um dort ihr Geſuch zu unterſtützen. Zugleich mit den korinthiſchen und ſyrakuſiſchen Geſandten kam nun auch Alcibiades in Sparta an, von den Lacedämoniern unter Zuſage ſichern Geleites eingeladen. Die Ephoren hatten auf die Vorträge der Geſandten hin nur im Sinne, durch Geſandte die Syrakuſier ermahnen zu laſſen, ſich den Athenern nicht zu ergeben, mit der wirklichen Hülfeleiſtung wollten ſie zögern; Alcibiades aber, von Zorn und Rachſucht gegen ſeine Vaterſtadt erfüllt, bemühte ſich, ſie zu kräftigerem Handeln zu beſtimmen. Zuerſt ſuchte er ſich wegen ſeiner frühern Feindſeligkeit gegen Sparta zu rechtfertigen und zu entſchuldigen mit der von ihnen erfahrenen Zurückſetzung, und ihr Mißtrauen zu beſeitigen wegen der von ihm bewieſenen Anhänglichkeit an die Volksregierung, der er zugethan geweſen, weil ſie in Athen hergebracht ſey, deren Mängel er aber ſelbſt wohl einſehen gelernt und deren ſchlimme Folgen er bitter empfunden habe. Dann erklärte er ihnen, als ein genau Unterrichteter, die Athener hätten den Zug nach Sicilien unternommen, um zuerſt die ſiciliſchen Griechen, ſofort die italiſchen zu unterjochen, dann die Karthager zu unterwerfen, und dann ſo, mächtig verſtärkt durch auswärtige Hellenen und Barbaren, den Peloponnes anzugreifen und die Herrſchaft über die geſammte Hellenenwelt zu erringen. Ferner verſicherte er ſie, die Sicilioten, im Kriege wenig geübt, würden ſich ohne fremde Hülfe ſchwerlich gegen die Athener behaupten können, rieth ihnen ſofort Schiffe und Mannſchaft hinüber zu ſchicken und vor Allem einen Spartaner zum Feldherrn, um Ordnung und Einigkeit herzuſtellen; zugleich ſollten ſie in Griechenland ſelbſt mit Entſchiedenheit zum Kriege ſchreiten, die Athener hindern, weitere Verſtärkungen nach Sicilien zu ſchicken und Decelea in Attica beſetzen und befeſtigen, wegen deſſen die Athener immer am meiſten in Sorge geweſen ſeyen. Seine Handlungsweiſe rechtfertigte er mit ſeinem Verlangen, ſein widerrechtlich verlorenes Vaterland wieder zu gewinnen, und erbot ſich den Lacedämoniern zu allen Dienſten, die er, mit der Lage der Athener genau bekannt, ihnen leiſten könne. Auf dieß hin beſchloßen die Spartaner den Krieg gegen Athen wieder anzufangen; denn bisher hatte der ſeltſame Friede noch fortbeſtanden, indem die Athener zwar im Peloponnes landeten und Raubzüge machten, aber doch das lakoniſche Gebiet verſchonten, neueſtens aber waren ſie bei dem Limeriſchen Epidaurus gelandet und hatten die Gegend verwüſtet, was den Lacedämoniern um ſo mehr einen Vorwand gab, den Frieden für gebrochen zu erklären; auch ſandten die Spartaner ſofort den oben genannten Spartaner Gylippus als Feldherrn mit den Geſandten der Syrakuſier nach Sicilien.

Nachdem Gylippus und Pythen, die Anführer der Lacedämonier, Korinthier und mehrerer ſiciliſcher Bundesgenoſſen, erfahren, daß Syrakus noch nicht ganz eingeſchloßen war, rückten ſie zu Lande gegen die Stadt vor, und zugleich lief der Korinthier Gongylus im Hafen von Syrakus ein, mit der Nachricht, daß eine Flotte und ein Heer zu ihrer Hülfe nahe. Die ermuthigten Syrakuſier rückten nun aus, dem Gylippus entgegen, welcher alsbald die ſchon weit vorgeſchrittenen Belagerungswerke der Athener angriff, und dieſe nöthigte, ſich gegen die See hin zurückzuziehen und dort zu verſchanzen, wo es ihnen jedoch bald an Waſſer mangelte. Ein erſtes Treffen bei der Stadt fiel für die Athener, ein zweites bedeutenderes aber für die Lacedämonier und Syrakuſier günſtig aus, und es liefen jetzt weitere Schiffe der Peloponneſier im Hafen ein. Beide kriegführende Theile verlangten aufs dringendſte Verſtärkungen von Hauſe, da ſo Großes auf dem Spiele ſtand; und während des Winters verhielten ſich die Belagerer und Belagerten ruhig, die Letzteren jedoch bemannten jetzt auch ihre Flotte.

Auf einen dringenden Brief des Nicias, worin er die mißliche Lage des Heeres, das ſelbſt in den Schanzen gleichſam belagert werde, den übeln Zuſtand der Schiffe, welche zu faulen anfingen, und die ſtets wachſende Uebermacht der Feinde ſchilderte, und ſchleunige Verſtärkung begehrte, wenn man es nicht vorziehe ihn mit dem Heere zurückzurufen, beſchloßen die Athener ihm einſtweilen zwei Unterbefehlshaber beizugeben, da er wegen Krankheit um einen Nachfolger gebeten, und zwei Feldherrn, Demoſthenes und Eurymedon nach Sicilien zu ſenden. Eurymedon ging ſogleich mit Schiffen und Geld ab, Demoſthenes traf Anſtalten zu einer größern Ausrüſtung und lief mit fünfundſechzig Schiffen und einer anſehnlichen Streitmacht aus, ſollte jedoch zuerſt den Peloponnes und Lakonien beunruhigen. Die Lacedämonier hatten inzwiſchen wirklich den von Alcibiades gerathenen Einfall in Attika unter ihrem König Agis gemacht und Decelea befeſtigt, und ſie waren jetzt voll Zuverſicht, theils weil ſie die Macht der Athener durch den Krieg in Sicilien geſchwächt, theils weil ſie dießmal das Recht ganz auf ihrer Seite glaubten, ſofern die Athener zuerſt den Frieden offen gebrochen hatten. Die bleibende Beſetzung dieſes feſten Platzes war für die Athener äußerſt läſtig, denn ſie konnten ihr ganzes Gebiet nicht mehr als ihr Eigenthum betrachten und gebrauchen; über 20,000 Sklaven, meiſt Handwerker, entliefen ihnen; alle Schafe und das Zugvieh ging zu Grunde, und die Pferde verloren ſie bei den täglichen Streifzügen der Reiterei gegen Decelea. Zu gleicher Zeit ſandten die Spartaner Truppen nach Sicilien, ſechstauſend Schwerbewaffnete von den Freigelaſſenen und Heloten, neben vielen Korinthiern, Böotiern, Sicyoniern, Arkadiern.

Mit dem Frühjahr 413 begann um Syrakus, wohin Gylippus zurückgekehrt war, nachdem er in den Städten herumgereiſt und ſie zur Hülfe aufgefordert hatte, der Krieg wieder. Er beredete die Syrakuſier, die Flotte der Athener anzugreifen, während er ſelbſt mit dem Landheer einen Angriff auf ihre Verſchanzungen rüſtete. Im Seetreffen ſiegten zwar die Athener über die achtzig Schiffe der Syrakuſier, aber die Schanzen der Athener wurden erſtürmt und ſie mußten ſich in das Lager an der Küſte flüchten. Es wurden dabei viele Leute getödtet und gefangen, und große Vorräthe aller Art erbeutet. Durch den Verluſt der Verſchanzungen wurde Muthloſigkeit unter dem atheniſchen Heere verbreitet und ihm die Zufuhr erſchwert. Manche andere Unfälle kamen noch dazu; doch langten endlich Demoſthenes und Eurymedon mit ihrer ſtarken, unterwegs durch viele Hülfstruppen und Verbündete vermehrten Streitmacht in Unteritalien an; aber ihre Ankunft vor Syrakus verzögerte ſich, und inzwiſchen griffen Gylippus noch einmal zu Lande und die Syrakuſier mit den Schiffen das Heer und die Flotte des Nicias an, und die achtzig ſyrakuſiſchen Schiffe beſiegten die fünfundſiebzig atheniſchen im Hafen. Der nun angekommene neue atheniſche Feldherr, Demoſthenes, wollte durch einen unverzüglichen Angriff und Sturm auf Syrakus dieſen Verluſt gut machen und die erſte Beſtürzung der Syrakuſier über die große Verſtärkung der atheniſchen Macht benützen; denn jetzt war die letztere zu Land und zur See dem Feind an Stärke überlegen. Er griff, während Nicias im Lager zurückblieb, den weſtlichen Stadttheil von Syrakus, Epipolä, vor Mitternacht mit Sturm an, eroberte eine Schanze und einen Theil einer Mauer, wurde aber von Gylippus und ſeinem Heere in einem blutigen, nächtlichen Kampfe mit großem Verluſt zurückgetrieben. Die auseinander geſprengten Athener erkannten ſich nicht, und wurden einzeln niedergemacht; wenn ſie den doriſchen Schlachtgeſang der Argiver und Korcyräer, ihrer Bundesgenoſſen, hörten, ſo hielten ſie ſie, weil alle Dorier den gleichen Schlachtgeſang haben, auch für Feinde; auf vielen Punkten fielen ſie ſelbſt über einander her, Freund über Freund, und Mitbürger über Mitbürger, ſo daß man ſie kaum auseinander brachte; Viele ſtürzten die Höhen von Epipolä herab und kamen durch den Fall um, Viele verirrten ſich und wurden bei Tagesanbruch von den ſyrakuſiſchen Reitern niedergemacht.

Die Athener waren jetzt, während die Syrakuſier in ſtolzer Siegesfreude jubelten, in der ſchlimmſten Lage; das Heer, entmuthigt und durch Niederlagen und Krankheiten geſchwächt, murrte gegen längeres Verweilen auf der Inſel, an einem ungeſunden Orte, in der Hitze des Sommers. Die Meinungen der Feldherrn waren getheilt; Demoſthenes ſtimmte dafür, ohne Zeitverluſt heimzukehren, und die Feinde in Attika zu bekämpfen, nachdem der Angriff auf Epipolä mißlungen ſey, oder doch wenigſtens von Syrakus weg, nach Thapſus oder Katana zu ziehen, um nicht mit der Flotte in dem engen Raume des Hafens ein Treffen liefern zu müſſen. Eurymedon ſtimmte ihm bei; Nicias aber wollte nicht offen für den Rückzug ſtimmen, fürchtete die Anklagen der Athener, und erklärte ſich auch deßhalb für die Fortſetzung der Belagerung, weil er die Geldverlegenheiten der Syrakuſier kannte und eine atheniſch geſinnte Partei in der Stadt ihm Hoffnung machte, ſie doch noch in ſeine Gewalt zu bekommen. So blieb alſo das Heer der Athener vor der Stadt Syrakus liegen, welche jetzt neue große Verſtärkungen bekam. Endlich wollten die Athener, da auch Nicias nicht mehr ſich widerſetzte, abſegeln; aber als eben Alles bereit war, trat eine Mondsfinſterniß ein; die Mehrzahl der Athener, denen dieß bedenklich war, forderte die Feldherrn auf, mit dem Abzug inne zu halten und Nicias erklärte: vor Ablauf von dreimal neun Tagen dürfe man, den Warnungen der Wahrſager gemäß, nicht an den Aufbruch denken. Die Syrakuſier erfuhren, daß die Athener hatten abſegeln wollen, wodurch ihr Muth erhöht wurde, ſo daß ſie jetzt nicht damit zufrieden waren, wenn ſie abzogen, ſondern vielmehr fürchteten, ſie möchten ihnen ohne Kampf entwiſchen. Sie griffen die atheniſche Flotte mit ſechsundſiebenzig Schiffen an und rückten zugleich mit dem Landheer gegen die Verſchanzungen aus. Eurymedon wurde mit ſeinen Schiffen im Hafen abgeſchnitten, getödtet, ſeine Schiffe vernichtet und die übrige Flotte ans Land getrieben. Doch wurde das Landheer der Syrakuſier, welches die Mannſchaft der Schiffe niederhauen und dieſer ſelbſt ſich bemächtigen wollte, von den Athenern zurückgeſchlagen. Achtzehn Schiffe der Athener gingen verloren, und dieſe Niederlage ihrer Flotte demüthigte ſie tief. Die Syrakuſier dagegen trachteten jetzt nach dem Ruhme, die Heeresmacht der gefürchteten Athener zu vernichten und Griechenland von ihrer Herrſchaft zu befreien, und durch einen vollſtändigen Sieg einen Kampf zu beendigen, in welchem auf beiden Seiten ſo zahlreiche Heere von ſo vielen helleniſchen Staaten und Städten aus allen Ländern und Weltgegenden einander gegenüber ſtanden. Sie ſperrten daher den großen Hafen, um die Athener am Auslaufen zu hindern, mit Fahrzeugen aller Art und trafen ſonſt Anſtalten für den Fall, daß die Athener noch eine Seeſchlacht wagen würden.

Die Athener, als ſie dieß ſahen, beſchloßen, die landeinwärts gelegenen Verſchanzungen zu verlaſſen und nahe an der Küſte einen kleinen Raum, ſo viel für die Unterbringung der Kranken und des Gepäcks nöthig wäre, zu befeſtigen und eine Beſatzung daſelbſt zurückzulaſſen, das ganze übrige Landheer aber auf allen dienſttauglichen Fahrzeugen einzuſchiffen und eine entſcheidende Seeſchlacht zu liefern; im Falle des Sieges nach Katana zu ſegeln, im andern Fall aber die Schiffe zu verbrennen und mit dem Landheer nach irgend einer befreundeten Stadt ſich durchzuſchlagen, dort Halt zu machen und ſich zu behaupten. Dieſen Beſchluß führten ſie aus, bemannten etwa hundert und zehn Schiffe, trafen alle Anſtalten ſo gut es ihre bedrängte Lage geſtattete und dann ermunterte Nicias das durch ſo viele ungewohnte Niederlagen muthlos gewordene Heer in einer nachdrücklichen Rede zum Kampfe der Entſcheidung, bei welchem es, wie er ſagte, für Alle, für ſie wie für die Feinde, Daſeyn und Vaterland gelte. Allen rief er ins Gedächtniß und legte er ans Herz, was ſie ermuthigen, anſpornen, zum Wetteifer der Tapferkeit reizen konnte, beſonders aber wandte er ſich an die Athener mit den ernſteſten Vorſtellungen: „Bedenkt, daß Ihr weder andere Schiffe auf Euren Schiffswerften, noch dienſtfähige Mannſchaft von Schwerbewaffneten zurückgelaſſen habt; und daß, wenn Euch ein anderes Loos als das des Sieges treffen ſollte, Eure Feinde hier ſogleich in Eure Heimath ſteuern und Eure Landsleute dort nicht im Stände ſeyn würden, ſich zugleich der alten und der neuangreifenden Feinde zu erwehren. Da nun dieſer eine Kampf, den Ihr zu beſtehen habt, über Euch und über Jene zugleich entſcheidet, ſo harret aus, wenn Ihr es je gethan habt, und bedenket Alle für das Ganze und jeder Einzelne für ſich, daß auf denen, die jetzt die Flotte beſteigen werden, die Land- und Seemacht der Athener, der Ueberreſt der Staatskräfte und der große Name Athens beruht!“

Gylippus ſeinerſeits ermahnte ebenſo die Syrakuſier, ihre bisherigen Thaten durch den ruhmvollſten Sieg über die ſonſt ſo furchtbare Stadt Athen in der gerechteſten Sache zu krönen, und nachdem Nicias, der ſich nicht genug thun konnte in Ermahnungen, noch einmal zu allen Schiffsanführern einzeln geſprochen, ſtellte er ſein Landheer in einer ausgedehnten Linie an der Meeresküſte auf, Demoſthenes aber, Menander und andere Feldherrn führten die Flotte zum Treffen gegen die den Hafen ſperrenden Schiffe der Syrakuſier. Die hitzigſte Seeſchlacht begann in dem engen Raume des Hafens; es kam auf vielen Schiffen zum Handgemenge; nicht nur zwei, oft mehrere klammerten ſich an einander an; das betäubende Geſchrei, die Verwirrung und das Blutbad war fürchterlich, und die vom Land aus zuſehenden Heere verfolgten mit der geſpannteſten Erwartung und Bangigkeit den Gang der Seeſchlacht, bald vor Freude und Triumph aufjauchzend, bald voll Jammer zu den Göttern flehend. Endlich brachten, nach langem Kampfe, die Syrakuſier die Athener zum Weichen, bedrängten ſie merklich, und verfolgten ſie unter lautem Geſchrei und gegenſeitigen Zurufen und Ermunterungen zum Strande. Die Seetruppen ſprangen ans Land, das Landheer eilte theils den Schiffen zu Hülfe, theils den Verſchanzungen zu; und Viele ſuchten nur ſich in Sicherheit zu bringen und flohen in wilder Verwirrung. Die Schlacht, von welcher die Rettung der Flotte abhing, war für die Athener verloren. In der Größe ihres Unglücks dachten die Athener nicht einmal daran, die Auslieferung ihrer Todten, wie ſonſt immer Sitte war, ſich zu erbitten, ſondern wollten noch in der Nacht abziehen. Demoſthenes machte zwar dem Nicias den Vorſchlag, die noch übrigen Schiffe zu bemannen und mit Tagesanbruch die Ausfahrt zu erzwingen, denn die Athener hatten noch etwa ſechzig, die Feinde kaum fünfzig Schiffe übrig, und Nicias trat ſeiner Meinung bei; aber als ſie die Schiffe bemannen wollten, weigerten ſich die Seeleute, entmuthigt und an der Möglichkeit des Sieges verzweifelnd, ſie wieder zu beſteigen, und ſo beſchloß man, daß Alle zu Lande abziehen ſollten.

Der Feldherr der Syrakuſier, Hermokrates, errieth das Vorhaben der Athener und da er für gefährlich hielt, ſie abziehen und irgendwo in Sicilien eine neue Stellung einnehmen zu laſſen, trug er bei den Vorſtehern der Stadt darauf an, die Athener an ihrem nächtlichen Abzuge zu hindern; man ſolle die Wege und Päſſe beſetzen und verbollwerken. Die Syrakuſier aber hatten ſich jetzt der Freude des Siegesfeſtes hingegeben und waren nicht leicht zu bewegen, die Waffen zu ergreifen. Durch eine Liſt veranlaßte er den Nicias, dieſe Nacht noch nicht abzuziehen, und die Athener verweilten nun noch einen Tag, um die Vorbereitungen zum Zuge bequemer und vollſtändiger treffen zu können. Hiedurch gewannen die Syrakuſier unter Gylippus einen Vorſprung vor ihnen, beſetzten die Furthen der Bäche und Flüſſe und verſperrten ihnen an allen gelegenen Punkten die Wege; mit ihren Schiffen aber ſegelten ſie heran, zogen die atheniſchen Schiffe, von welchen die Athener ſelbſt nur die wenigſten hatten verbrennen können, vom Strande, und führten ſie in die Stadt.

Am dritten Tage nach der Seeſchlacht brachen Nicias und Demoſthenes mit ihrem Heere auf, und es war dieß ein erſchütternder, herzzerreißender Auftritt. Nicht nur ließen ſie die Todten unbegraben zurück; noch weit jammervoller und entſetzlicher war, daß ſie die Kranken und Verwundeten nicht mit ſich nehmen konnten, trotz aller Bitten und Wehklagen, womit ſie ſich an die Abziehenden klammerten oder ihnen folgten, ſo weit ihre Kräfte reichten, und dann erſchöpft, unter Jammer und Beſchwörungen, liegen blieben. Die Zahl der Abziehenden, Schwer- und Leichtbewaffnete, Athener, Bundesgenoſſen, Hellenen und Barbaren betrug noch vierzigtauſend, und mühſelig zogen ſie daher, unter der Laſt des Unglücks und Jammers und der Bürde ihrer Waffen und Lebensmittel, die ſie ſelbſt ſchleppen mußten. Nicias, obwohl ſelbſt krank und ſchwach, bot allem auf, um durch Ermahnungen und Troſt das Heer aufzurichten, welches der gewaltigſte Glückswechſel, den je ein helleniſches Heer erfahren, tief entmuthigt hatte; er durcheilte die Reihen und redete ihnen mit laut erhobener Stimme zu, ſie an ihre noch immer große Zahl erinnernd, zur Ordnung, Kriegszucht und Tapferkeit mahnend, und ihnen die Ausſicht auf die Heimath, als Preis der muthigen Ausdauer zeigend. Die Athener insbeſondere befeuerte er durch Erinnerung an ihre Aufgabe, die geſunkene Macht ihrer Vaterſtadt wieder aufzurichten, die auf ihnen beruhe; denn Männer ſeyen es, nicht Mauern oder menſchenleere Schiffe, die eine Stadt ausmachen. Den Uebergang über den Fluß Anapus erzwangen ſie, in zwei Abtheilungen unter den beiden Feldherrn daherziehend, indem ſie die Feinde warfen; aber von den Reitern der Syrakuſier wurden ſie beſtändig beunruhigt. Einige Tage rückten ſie unter Mühen, Beſchwerden und Kämpfen ſehr langſam vor, von den Feinden immer umſchwärmt, gehemmt und im Rücken angegriffen; Waſſer und Lebensmittel fehlten ihnen öfters. Sie mußten ihre Richtung ändern und ſtatt gegen Katana, nach Kamarina und Gela ziehen. Von dem nachziehenden Heerhaufen des Demoſthenes zerſtreute ſich über die Hälfte, von einem paniſchen Schrecken ergriffen; der übrige wurde von der Reiterei der Syrakuſier eingeſchloſſen. Die Syrakuſier forderten nun durch einen Herold die Sicilioten bei dem atheniſchen Heere auf, unter der Zuſage der Freiheit, zu ihnen überzugehen und einige folgten der Aufforderung. Dann wurden die übrigen Truppen zur Ergebung aufgefordert und ſie lieferten ihre Waffen ab, unter der Bedingung, daß Keiner gewaltſamer Weiſe oder im Kerker oder durch Entziehung der Nahrung getödtet werden ſollte; ſo wurden ſechstauſend Mann gefangen und in die Stadt abgeführt. Am folgenden Tage holten die Syrakuſier auch den Nicias ein, verkündeten ihm das Schickſal des Demoſthenes und forderten ihn auch zur Ergebung auf. Nachdem er ſich von der Wahrheit ihrer Angaben überzeugt, ſchlug er einen Vergleich vor, daß ſie ihn mit ſeinem Heere gegen Erſatz der Kriegskoſten, wofür er Geiſeln ſtellen wollte, ſollten abziehen laſſen. Dieſer Antrag wurde abgewieſen, ſein Heer enger eingeſchloſſen, und ein Verſuch, in der Nacht durchzubrechen, vereitelt. Nur dreihundert Mann ſchlugen ſich durch, die aber ſpäter größtentheils gefangen wurden. Die Athener gelangten noch bis zu einem Fluß, Aſſinarus, nach welchem ſie in wilder Eile und Unordnung ſich hindrängten, theils um ihren Durſt zu löſchen, theils um hinüberzukommen und ſo den Feinden zu entgehen. In ihrer Haſt fielen ſie Einer über den Andern und traten einander zu Boden; Viele kamen ſogleich um, Andere wurden vom Strome fortgeriſſen; und ſchon beſchoßen die nachrückenden Feinde von dem abſchüſſigen Ufer die Athener, welche in Maſſe gierig tranken und in dem tiefen Flußbette einander ſelbſt in Unordnung brachten; und die faſt Verſchmachteten ſtritten ſich noch um das mit Schlamm und Blut vermiſchte Waſſer.

Nachdem eine Menge Leichen im Strome über einander lagen und das aufgelöſte Heer von der Reiterei der Feinde zuſammengehauen wurde, ergab ſich Nicias dem Gylippus, als einem Spartaner; er möge über ihn nach Gefallen verfügen, aber das Morden der übrigen Krieger ſolle aufhören. Alsbald befahl Gylippus die Athener lebendig zu fangen, was geſchah, doch wurden viele Gefangene dem Staate vorenthalten und über ganz Sicilien verbreitet; auch entkamen, ſogleich oder ſpäter, Viele. Groß aber war die Zahl der Umgekommenen.

Die Gefangenen, etwa ſiebentauſend, wurden nach Syrakus gebracht und in die ſogenannten Steingruben eingeſperrt, als ſicherſten Verwahrungsort, wo ſie durch Hitze, Mangel an Nahrungsmitteln und Mißhandlung viel litten. Nach ſiebzig Tagen wurden, mit Ausnahme der Athener, der ſiciliſchen und italiſchen Griechen, die Uebrigen verkauft.

Die beiden Anführer, Nicias und Demoſthenes, wurden hingerichtet, ſo gerne Gylippus ſie gerettet hätte, beſonders den Nicias; aber die Syrakuſier, welche mit ihm in heimlichen Unterhandlungen geſtanden, und die Korinthier, welche fürchteten, er möchte ſpäter wieder Unternehmungen gegen ſie anſtiften, drangen auf ſeinen Tod, und ſo erlitt er dieß traurige Schickſal, das er, nach dem Urtheil des Thucydides bei ſeiner der Tugend ganz entſprechenden, ſtreng geſetzlichen Handlungsweiſe unter allen Griechen ſeines Zeitalters am wenigſten verdient hatte. Derſelbe Geſchichtſchreiber hält den ſiciliſchen Krieg und ſeinen Ausgang für das wichtigſte Ereigniß nicht bloß dieſes Krieges, ſondern der griechiſchen Geſchichte überhaupt, das glänzendſte für die Sieger, das jammervollſte für die Beſiegten, welchen Landheer, Flotte und Alles von Grund aus mit Einem Schlage vernichtet wurde.

XXIV.

Fortſetzung und Ende des peloponneſiſchen Krieges.

In Athen wollte man ſelbſt angeſehenen Kriegsleuten, welche dem Tod und der Gefangenſchaft entgangen waren und die Kunde von dem entſetzlichen Unglück brachten, lange keinen Glauben ſchenken; und als endlich nicht mehr an der Größe der Niederlage und des Verluſtes zu zweifeln war, erreichte der Zorn des Volkes gegen die Anſtifter der unſeligen Unternehmung, gegen Wahrſager und Zeichendeuter, welche die Hoffnung auf Eroberung beſtärkt hatten, und zugleich die Beſtürzung, Niedergeſchlagenheit und Trauer den höchſten Grad. Jeder Einzelne und der Staat hatten die unerſetzlichſten Verluſte erlitten; es fehlte auf den Werften an Schiffen, in den Schatzkammern an Geld, es fehlte an Rudermannſchaft, an Kriegern, an Pferden: ſie waren jeden Augenblick gewärtig, die feindliche Flotte gegen den Piräeus heranfahren und nicht bloß ihre Feinde in Griechenland, auch viele von den Bundesgenoſſen ſich erheben und über ihre Stadt herfallen zu ſehen. Doch verzweifelten ſie nicht; ſie faßten den Entſchluß, bis aufs Aeußerſte ſich zu wehren, trafen alle Anſtalten, um wieder eine Flotte und ein Heer zu ſchaffen, Geld zuſammenzubringen und die Bundesgenoſſen im Zaume zu halten; auch wurde ein außerordentlicher Rath von ältern Männern gewählt, um die den Umſtänden entſprechenden Maßregeln zu ergreifen. Aber auch ihre Feinde rüſteten ſich in dem nun eintretenden Winter, 413 auf 412 vor Chr., den Krieg gegen Athen mit allem Nachdruck zu führen. Noch im Winter unternahm der König der Lacedämonier, Agis, von Decelea aus glückliche Züge in verſchiedne Gegenden, und die Lacedämonier trieben von allen Bundesgenoſſen Geld ein und ließen ſich Schiffe ſtellen. Die Euböer und Lesbier unterhandelten mit Agis, welcher große Vollmachten hatte, für ſich handelte und wegen ſeiner entſchloſſenen Thatkraft ſehr geachtet und gefürchtet war, wegen des Abfalls von Athen; die Chier und Erythräer dachten ebenfalls an Abfall, und der perſiſche Satrape von Kleinaſien, Tiſſaphernes, bot den Peloponneſiern ſeine Hülfe gegen Athen an; ſo Viele verſchworen ſich gegen die ſchon geſchwächte und noch immer gefürchtete Stadt. Indeſſen beſchickten dieſe noch das ins Frühjahr 412 fallende iſthmiſche Feſt, wozu ſie eingeladen worden, mit einer Geſandtſchaft, dann ſchickten ſie eine Flotte aus, welche die der Peloponneſier bei Epidaurus ſchlug, ihren Anführer Alkamenes tödtete, und die Flotte bei Piräum einſperrte. Dieſe erſte Niederlage entmuthigte einigermaßen die Lacedämonier und ſie wollten keine Schiffe nach Jonien ſchicken, den Abfall der atheniſchen Bundesgenoſſen zu unterſtützen. Alcibiades aber, der zu Sparta in vielen Stücken ganz wie ein Spartaner und ächter Schüler und Zögling Lykurgs lebte, drang in die Ephoren, den Seezug nicht aufzugeben, verſprach ſelbſt die Jonier zum Abfall zu bewegen und ſchiffte ſich auf der peloponneſiſchen Flotte ein. Wirklich veranlaßte er viele Städte in Jonien zum Abfall, namentlich Chios und Milet; und zwiſchen den Lacedämoniern und dem Perſerkönig kam jetzt das erſte Waffenbündniß gegen die Athener zu Stande, des Inhalts, daß dem Könige alles Gebiet und alle Städte, welche er beſitze oder ſeine Vorfahren beſeſſen, gehören und bleiben; daß Beide den Krieg gemeinſam führen und nicht einſeitig Frieden ſchließen ſollten; und daß, wer von dem Könige abfalle, von den Lacedämoniern als Feind behandelt werden ſolle, und umgekehrt. Athen rüſtete nun eine anſehnliche Flotte mit äußerſter Anſtrengung aller Kräfte, die es nach Aſien ſandte, und welche mit abwechſelndem Glück gegen die vereinigten Flotten der Peloponneſier, der Sicilier und ihrer abgefallenen Bundesgenoſſen kämpfte. Die Peloponneſier bezahlten ihre Flotte jetzt größtentheils mit perſiſchem Gelde, aber der Spartaner Lichas, einer der elf Spartaner, welche zur Leitung der Kriegsangelegenheiten nach Aſien geſchickt worden war, mißbilligte die mit den Perſern geſchloſſenen Verträge, weil ſie dem Könige zu viel einräumten und die Lacedämonier durch dieſelben den Hellenen ſtatt der Freiheit die perſiſche Herrſchaft brächten. Darüber entzweiten ſie ſich mit Tiſſaphernes, ſo daß dieſer unwillig ſich zurückzog.

Vortheilhafter noch für die Sache der Athener war in dieſem Zeitpunkt die Handlungsweiſe des Alcibiades. Dieſer reichbegabte Mann hatte ſich bei den Spartanern großes Anſehen erworben, aber er hatte ſich den König Agis durch eine ähnliche Verletzung des Gaſtrechts zum Feinde gemacht, wie diejenige, durch welche einſt der ſchöne Trojaner Paris den König Menelaus von Sparta ſchwer verletzt und über Ilion das Verderben herabgezogen hatte. Dagegen wußte er den Ephoren Endius, ſeinen Gaſtfreund, für ſich und ſeine Plane zu gewinnen, indem er ihn mit der Ausſicht lockte, das Anſehen und den Ruhm des Agis durch glückliche Thaten in Aſien zu verdunkeln. Nachdem jedoch Chalcideus, der mit Alcibiades den Zug nach Aſien leitete und der ſein Freund geweſen, gefallen war und ein nachtheiliges Treffen bei Milet gegen die Athener das Anſehen und die Gunſt des Alcibiades bei den Lacedämonier vermindert hatte, kam von Sparta, auf Betreiben des Agis und anderer gegen Alcibiades mißtrauiſcher oder eiferſüchtiger Männer, an den Befehlshaber der Lacedämonier in Kleinaſien, Aſtyochus, der Befehl, ihn tödten zu laſſen. Aber er wurde, wie es ſcheint, gewarnt, und floh nun zu dem Perſer Tiſſaphernes, bei welchem er der Sache der Peloponneſier möglichſt zu ſchaden ſuchte. Der gewandte und glänzende Athener wußte bei Tiſſaphernes ganz den Perſer zu ſpielen und mit verſchwenderiſchem Prunk die perſiſche Pracht zu verdunkeln; und nicht nur perſönlich ſchmeichelte er ſich durch ſein geſchmeidiges und angenehmes Weſen bei dem Satrapen ein, ſondern auch ſein Rath hatte große Geltung. Ohne noch förmlich als Gegner der Lacedämonier aufzutreten, wußte er die ihnen zufließenden Geldunterſtützungen von Tiſſaphernes bedeutend zu ſchmälern; und dann rieth er dieſem, weder den einen noch den andern der griechiſchen feindlichen Staaten entſchieden zu unterſtützen und ſo den Krieg ſchnell zum Ende zu bringen; weit vortheilhafter für den Perſerkönig ſey es, wenn die Gewalt zwiſchen beiden getheilt wäre, ſo daß er immer welche Partei er wolle, gegen die andre unterſtützen, ihr ſo den Sieg verſchaffen und ſelbſt ungefährdet bleiben könne; ja er deutete an, die Athener ſeyen geeigneter, mit ihm die Herrſchaft zu theilen, weil ſie ſich mit einem Theile des Meers und der Inſeln begnügen, das Uebrige dem Könige laſſen würden, während die Lacedämonier gekommen ſeyen, die Hellenen in Aſien von dem atheniſchen, ſpäter aber gewiß auch vom perſiſchen Joche zu befreien. Dieſem Rath folgte Tiſſaphernes und lähmte abſichtlich auf jede Weiſe die Macht der Lacedämonier; Alcibiades aber hatte dabei nicht ſowohl den Vortheil der Perſer, als ſeinen eigenen im Auge, denn er hoffte, wenn er das Aeußerſte von Athen abwende, doch wieder einmal dahin zurückgerufen zu werden, und dazu würde beſonders beitragen, wenn bekannt würde, in welcher Gunſt er bei Tiſſaphernes ſtehe. So geſchah es auch. Er ſandte den Angeſehenſten vom Heer und der Flotte der Athener bei Samos Vorſchläge zu, daß er ihnen die Hülfe des Tiſſaphernes verſchaffen wolle, wenn ſie ſeine Zurückberufung bewirken, ſtatt der ſchlechten Verfaſſung und Volksherrſchaft, die ihn geſtürzt, eine Oligarchie einführen und ihm an der Leitung des Staats Antheil geben wollten; und ſein Antrag fand ein geneigtes Gehör. Es kamen mehrere Athener ſelbſt von Samos zu Alcibiades, um ſich mit ihm zu beſprechen, und es leuchtete ihnen ebenſo ſehr die Ausſicht auf perſiſche Unterſtützung und den dadurch zu erringenden Sieg, als auf ihre künftige bevorzugte Stellung unter ihren Mitbürgern ein. Nach Samos zurückgekehrt, ſprachen ſie offen vor den Athenern von der Sache, und obgleich die Menge zuerſt über die Abſchaffung der Volksregierung murrte, lockte doch die Ausſicht auf perſiſche Hülfe und hohen Sold. Die Anführer beriethen die Sache noch einmal und ſie ſchien leicht ausführbar; der tapfere Anführer des Heers und der Flotte aber, Phrynichus, widerſetzte ſich. Er behauptete, dem Alcibiades ſey es nicht um irgend eine Verfaſſung von Athen, ſondern nur um ſeine Perſon und ſeine Rückkehr zu thun; ſeine Verſprechungen, die Freundſchaft des Königs betreffend, ſeyen ſehr unwahrſcheinlich, und auf die Bundesgenoſſen der Athener werde die Zuſage einer ariſtokratiſchen Verfaſſung keinen guten Eindruck machen, ſie weder in der Treue befeſtigen, noch die Abgefallenen wieder gewinnen. Dem ungeachtet nahmen die Verſchworenen die Vorſchläge des Alcibiades an und ſchickten Abgeordnete nach Athen, um wegen der Rückkehr des Alcibiades und Aufhebung der Volksregierung zu unterhandeln, und zwiſchen Tiſſaphernes und den Athenern Freundſchaft zu ſtiften.

Phrynichus beſorgte nun, wenn man in Athen die Vorſchläge des Alcibiades genehmige, von dieſem wegen ſeines Widerſpruchs angefeindet zu werden, und um dieſe Gefahr von ſich abzuwenden, that er dem Aſtyochus, Befehlshaber der lacedämoniſchen Flotte bei Milet, zu wiſſen, daß Alcibiades die Macht der Lacedämonier untergrabe, indem er für die Athener die Freundſchaft des Tiſſaphernes zu gewinnen ſuche und theilte ihm alle Angaben über dieſe Sache ſchriftlich und genau mit. Aſtyochus aber wurde ſelbſt wieder an dieſem Verrath zum Verräther, indem er ſich nach Magneſia zu Tiſſaphernes begab, um von ihm für Mittheilung aller dieſer Nachrichten Geld zu bekommen, nach welchem er ſich auch ſonſt gierig gezeigt hatte; und ſo ſah jetzt der perſiſche Satrape zwei der angeſehenſten Hellenen an ſeinem Hofe, um den Beiſtand und das Gold des Perſerkönigs ſich bemühend, und zwar nicht ſowohl für ihre Vaterſtädte, als für ſich ſelbſt, zu Erreichung ihrer perſönlichen Zwecke.

Alcibiades forderte ſogleich in einem Schreiben nach Samos an die dortigen Obrigkeiten den Tod des Phrynichus, als Strafe für ſeinen Frevel. Dieſer, in der größten Gefahr ſchwebend, ſchritt nun auf der Bahn des Verraths noch weiter und erbot ſich gegen Aſtyochus, zwar unter bittern Vorwürfen wegen ſeiner Handlungsweiſe, ihm Gelegenheit zur Vernichtung des ganzen atheniſchen Heeres in dem unbefeſtigten Samos zu geben und zeichnete ihm den Plan zur Ausführung aufs genaueſte vor. Aſtyochus theilte auch dieß wieder dem Alcibiades mit; Phrynichus aber, der davon Kunde erhielt und voraus ſah, daß bald ein Brief von Alcibiades kommen würde, erklärte ſofort dem Heere: er wiſſe zuverläſſig, daß die Feinde einen Angriff auf Samos beabſichtigten, und trug daher auf raſche Befeſtigung der Stadt an. Dieß geſchah, und die bald darauf eintreffenden Briefe des Alcibiades, welche die Nachricht von dem Verrathe des Phrynichus enthielten, fanden bei den Athenern keinen Glauben, weil man ſeinen Worten überhaupt nicht ganz traute. Später wurde dieſer Phrynichus von einem jungen Athener auf dem Marktplatz mit einem Dolchſtich getödtet, und nach ſeinem Tode noch durch gerichtlichen Spruch des Hochverrathes ſchuldig erklärt, ſein Mörder Hermon aber und deſſen Mitverſchworene erhielten Ehrenkränze. — Mittlerweile ſtimmte jedoch Alcibiades den Tiſſaphernes immer günſtiger für ein Bündniß mit Athen, und die von Samos nach Athen Abgeſandten, Piſander an ihrer Spitze, ſuchten das Volk für die Vorſchläge des Heeres in Samos und des Alcibiades zu gewinnen. Anfänglich ſtießen dieſe auf vielfachen und heftigen Widerſpruch, theils wegen des Haſſes von Vielen gegen den Alcibiades, den Frevler an den Göttern und Verräther des Vaterlandes, theils weil eine ſtarke Abneigung gegen die Oligarchie herrſchte; aber Piſander bewirkte doch die Annahme durch die dringendſten Vorſtellungen, daß nur hiedurch die Stadt in der drohendſten Gefahr gerettet werden könne, und Alcibiades der Einzige ſey, auf den man noch Hoffnung ſetzen dürfe; die Verfaſſung aber laſſe ſich ja ſpäter wieder umgeſtalten. So wurde ein Volksbeſchluß gefaßt, daß Piſander mit zehn andern Athenern abgehen ſollte, um mit Alcibiades und Tiſſaphernes nach beſtem Ermeſſen zu unterhandeln. Phrynichus und ſein Mitfeldherr Scironides wurden zurückberufen und Diomedon und Leon an ihre Stelle ernannt; auch waren die neuen Feldherrn zur See glücklich in Unternehmungen gegen Rhodus und Chios. Die Geſandten aber richteten bei Tiſſaphernes, in deſſen Namen Alcibiades unterhandelte, Nichts aus, weil derſelbe ſeine Geſinnungen wieder geändert hatte und die Furcht vor den Peloponneſiern bei ihm überwog. Die an die Athener geſtellten Forderungen waren ſo groß, daß ſie ſie nicht annehmen konnten und unwillig nach Samos abgiengen, und Alcibiades ſelbſt wurde ihnen jetzt wieder höchſt verdächtig. Tiſſaphernes aber näherte ſich wieder den Lacedämoniern, ſchloß mit ihnen einen neuen Vertrag und verſah ſie wieder mit Geld; auch traf er Anſtalten, eine große phöniciſche Flotte zu ihrer Verſtärkung kommen zu laſſen. Dieß geſchah 412 vor Chr.

Im folgenden Jahre aber trat ſowohl in der Verfaſſung von Athen als in dem Kriege ein großer, plötzlicher Umſchwung ein. Piſander und die andern Geſandten, nach Samos zum Heere zurückgekehrt, verbanden ſich noch feſter mit den ihnen Gleichgeſinnten zur Einführung einer ariſtokratiſchen Verfaſſung und die Samier ſelbſt führten bei ſich ſtatt der bisherigen Volksregierung eine ſolche ein. Mit Alcibiades wollten ſie ſich nicht weiter einlaſſen, aber für ſich mit allem Nachdruck zuerſt die Aenderung der Verfaſſung und dann den Krieg betreiben. Piſander ſelbſt und die andern Geſandten ſollten auf dem Rückwege in den verbündeten Städten Oligarchien einführen. Dieß geſchah und in Athen war ihrem Plane ſchon vorgearbeitet. Ein gewiſſer Androklus, das Haupt der Volkspartei, welcher zur Vertreibung des Alcibiades am meiſten beigetragen, war von einigen jungen Männern getödtet, und mehrere Andere, welche den neuen Planen im Wege ſtanden, heimlich weggeräumt worden. Auch war ſchon der Antrag zur Sprache gebracht worden: es ſollten nur noch fünftauſend Bürger, ſolche, welche im Stande wären, perſönlich und mit ihrem Vermögen dem Staate am meiſten zu nützen, an der Staatsverwaltung Theil nehmen. Zur Berathung kam Nichts als was den Verſchworenen gut dünkte, und die Volkspartei war ſo eingeſchüchtert und unter ſich ſo von Mißtrauen erfüllt, daß Keiner weder öffentlich aufzutreten, noch auch nur mit Andern ſich zu beſprechen wagte, weil ſie überall Verſchworene vermutheten. Piſander und ſeine Mitgeſandten trugen nun zuerſt auf Ernennung eines Geſetzgebungsrathes mit unbeſchränkter Vollmacht an, und dieſer machte bloß den Vorſchlag: es ſolle jeden Athener, ohne Strafe und Kränkung befürchten zu müſſen, jeden beliebigen Vorſchlag machen dürfen. Nun trat Piſander mit dem Vorſchlage auf: fünf Vorſteher zu wählen; dieſe ſollten hundert Männer, und von dieſen wieder Jeder drei ſich zugeſellen. Dieſe Vierhundert, die keine Gehalte vom Staate bezogen, ſollten vom Rathsgebäude (dem Prytaneum) Beſitz nehmen und nach beſtem Gutdünken mit unbeſchränkter Vollmacht regieren; die Fünftauſend aber nur verſammeln, wenn es ihnen beliebe. Den Plan hatte Antiphon entworfen, ein Mann von ausgezeichnetem, männlichem Geiſte, der aber ſelbſt nicht öffentlich auftrat; auch Phrynichus zeigte jetzt großen Eifer für die Oligarchie, aus Furcht vor Alcibiades, weil er hoffte, bei dieſer Verfaſſung werde er nicht zurückgerufen werden, und ebenſo Theramenes, ein ſehr beredter und einſichtsvoller Mann. Sobald das Volk ohne Widerſpruch dieſe Beſchlüſſe angenommen, begaben ſich die Vierhundert, mit Dolchen unter ihren Gewändern, begleitet von hundert und zwanzig Jünglingen, die ihnen als Leibwache und Trabanten dienten, unter die erlooste Rathsverſammlung und forderten die Verſammelten auf, nachdem ſie ihren Gehalt in Empfang genommen, ihnen das Haus zu räumen, was ohne Widerſtand geſchah. Auch die übrigen Bürger verhielten ſich ruhig, und ſofort traten die Vierhundert mit den üblichen Gebeten, Opfern und Gebräuchen ihr Amt an. So wurde die

Volksherrſchaft geſtürzt, hundert Jahre, nachdem die Tyrannen aus Athen verjagt worden waren.

Die Vierhundert führten die Regierung mit Nachdruck und Strenge; die Verbannten aber riefen ſie nicht zurück, damit nicht Alcibiades auch wieder in die Stadt käme; dem König Agis in Decelea ließen ſie Friedensanträge machen, weil ſie hofften, die Lacedämonier würden mit einer Oligarchie eher als mit einer unzuverläßigen Volksregierung unterhandeln. Agis glaubte, es werde in der Stadt ſelbſt zu Unruhen kommen, wies daher die Geſandten zurück und zog mit einem anſehnlichen Heere von Peloponneſiern vor Athen, deſſen Einnahme ihm jetzt nicht ſchwer ſchien. Als er aber mit Verluſt zurückgeſchlagen wurde, entließ er den größern Theil ſeines Heeres und zeigte ſich jetzt geneigter zu Friedensunterhandlungen. Nach Samos ſchickten ſie zehn Männer, um das dortige Heer wegen der Einführung einer Oligarchie zu beruhigen und es dafür zu gewinnen. Dieſe kamen aber nur bis Delos, wo ſie durch die Nachricht von den neueſten Vorfällen auf Samos bewogen wurden, zu bleiben. Obgleich nämlich von dem Heere auf Samos zuerſt der Gedanke an eine Aenderung der Verfaſſung ausgegangen war, zeigte es ſich doch bald, und beſonders die Seeleute, der Veränderung der Dinge in Athen nicht geneigt; die Samier ſelbſt hatten gerade zuvor gegen die bei ihnen eingeführte Oligarchie ſich wieder erhoben und ſie mit Hülfe der demokratiſch geſinnten atheniſchen Feldherrn Leon und Diomedon, und der Befehlshaber Thraſybulus und Thraſyllus geſtürzt. Das paraliſche Schiff, das in wichtigen Sendungen des Staats benützt wurde, überbrachte die Kunde des in Samos Vorgefallenen nach Athen, ohne von den dortigen Vorfällen zu wiſſen. Von den Abgeordneten wurden ſofort in der Stadt einige gefangen geſetzt, worauf der Athener Chäreas floh, nach Samos zurückkehrte, und dort zuerſt die Nachricht von der Staatsveränderung in Athen verbreitete, jedoch mit lügenhaften Uebertreibungen, daß Weiber und Kinder mißhandelt würden und die Verwandten der in Samos Abweſenden mit dem Tode bedroht wären, wenn dieſe ſich nicht unterwürfen. Zuerſt wollte das Heer gegen die vornehmſten Stifter der Oligarchie losbrechen; aber durch beſonnene Vermittler ließ es ſich bewegen, da die Feinde ſchlagfertig in der Nähe ſtanden, den Staat nicht ins Verderben zu ſtürzen. Thraſybulus und Thraſyllus, die Häupter der demokratiſchen Partei und zu Anführern vom Heere gewählt, ließen ſämmtliche Krieger die ſchwerſten Eide ſchwören, daß ſie bei der Volksregierung bleiben, einträchtig ſeyn, den Krieg gegen die Peloponneſier fortſetzen und Gegner der Vierhundert bleiben wollten, ohne je mit ihnen zu unterhandeln; auch die Samier leiſteten denſelben Eid. So war nun gleichſam Samos die Hauptſtadt der demokratiſchen Partei der Athener, die ſich, im Beſitz der Flotte und eines bedeutenden

Heeres, für das eigentliche Volk hielt, und ſich anſchickte, auf jede Weiſe die Herrſchaft über die Bundesgenoſſen zu behaupten. Auch ſetzten ſie ihre Hoffnung auf Alcibiades, da dieſen die oligarchiſche Partei in Athen nicht zurückrief, und ſeine Abſicht fortwährend hierauf gerichtet war.

Die Anführer der verbündeten Peloponneſier und Sicilioten vor Milet rüſteten ſich jetzt, gedrängt von ihren Leuten, welche über die ſaumſelige und ſchlechte Führung des Krieges und über die Unzuverläſſigkeit des Tiſſaphernes laut murrten, und ein entſcheidendes Treffen verlangten, die atheniſche Flotte bei Samos mit vereinter Macht anzugreifen und ſich die dort herrſchende Uneinigkeit zu Nutze zu machen, und fuhren mit hundert und zwölf Schiffen gegen Mykale; die Athener zogen ſich zurück, bis ſie eine Verſtärkung erhielten, worauf die feindliche Flotte nach Milet zurückfuhr und die ihnen angebotene Schlacht nicht annahm. Die Peloponneſier theilten nun ihre Macht und ſchickten einen Theil nach dem Helleſpont, wo ihnen der Satrape Pharnabazus Zahlung des Soldes zuſagte und Byzanz ſich zum Abfall von Athen bereit erklärte; die in Milet Zurückgebliebenen aber wurden mit dem Aſtyochus und der ganzen Führung des Krieges immer unzufriedener, zumal da ihr Sold oft fehlte und Tiſſaphernes die verſprochene phöniciſche Flotte nicht ſchickte. Aſtyochus wurde ſogar mißhandelt und an ſeine Stelle Mindarus als Befehlshaber der Flotte von Lacedämon geſandt. Der Mißmuth und die Aengſtlichkeit der Peloponneſier ſtieg noch, als Alcibiades wirklich, auf Betreiben des Thraſybulus beſonders, von dem Heere nach Samos gerufen, zum Feldherrn erwählt und mit der Oberleitung des Krieges beauftragt wurde. Dieſer ſchlaue Athener wußte ſowohl das Heer zu beſchwatzen, ſein bisheriges Thun zu rechtfertigen und zu entſchuldigen, und ſich, vermöge ſeines Anſehens und Einfluſſes bei Tiſſaphernes, als den einzigen Retter des Staates darzuſtellen, als auch durch eine Reiſe zu Tiſſaphernes, in der Eigenſchaft als neugewählter, atheniſcher Feldherr, dieſem ſeine Wichtigkeit fühlbar zu machen und ihn durch Androhung der Gefahren, die er ihm bereiten könne, einzuſchüchtern. In der That machte er von der ſo plötzlich gewonnenen Gewalt jetzt den weiſeſten und für ſein Vaterland heilſamſten Gebrauch. Er widerſetzte ſich aufs entſchiedenſte und mit Erfolg dem Plane, ſofort gegen den Piräeus zu ſegeln, an den Vierhunderten Rache zu nehmen und in Aſien Alles dem Feinde zu überlaſſen; als Feldherr ſah er ſich zuerſt verpflichtet, den Feind zu bekämpfen. Die damals eintreffenden Geſandten der Vierhundert, an welchen Viele ihren Grimm auslaſſen wollten, ſchützte er, und entließ ſie mit dem Beſcheide: daß er der Herrſchaft der Fünftauſend nicht entgegen ſey, der Vierhundert aber ſollten ſich die Athener entledigen und den Rath der Fünfhundert wieder einführen; die Sparſamkeit im

Staatshaushalt billigte er und ließ die Athener auffordern, ſtandhaft zu ſeyn und den Feinden nicht nachzugeben; wenn nur der Staat gerettet werde, ſo ſey alle Hoffnung, daß ſie unter ſich einig werden würden. Dann begab ſich Alcibiades zu Tiſſaphernes nach Aſpendus in Pamphylien, wohin dieſer von Magneſia gereiſt war unter dem Vorgeben, die den Lacedämoniern verſprochene große phöniciſche Flotte herbeizuholen. Hundert und fünfzig Schiffe befanden ſich dort, gingen aber nicht weiter; wären ſie den Peloponneſiern zu Hülfe gekommen, ſo wäre ohne Zweifel der Sieg für dieſe entſchieden worden. Aber Tiſſaphernes ließ ſie nicht vorrücken, vermuthlich um die Hellenen im Kampfe unter ſich einander aufreiben zu laſſen, das Gleichgewicht zu erhalten, und keinen von beiden Theilen allzumächtig zu machen. Dieß wußte vermuthlich Alcibiades, und verſprach dem Heer in Samos, unfehlbare und wichtige Vortheile zu erlangen, entweder die phöniciſche Flotte ihnen zuzuführen, oder wenigſtens ihre Vereinigung mit der feindlichen zu verhindern. Zugleich gedachte er vermuthlich auch den Tiſſaphernes den Peloponneſiern verdächtig zu machen, wenn er, der Feldherr der Athener, als Freund mit ihm verkehre, und ſo begab er ſich mit dreizehn Schiffen nach Aſpendus. Die Peloponneſier, an dem Beiſtand der phöniciſchen Flotte verzweifelnd, brachen jetzt unter dem Oberbefehl des Spartaners Mindarus mit dem Reſt der Flotte, dreiundſiebzig Schiffen nach dem Helleſpont auf, wohin der Satrape Pharnabazus ſie ſchon längſt eingeladen hatte, um die dortigen Städte zum Abfall von den Athenern zu bringen. Als Thraſyllus auf Samos dieß erfuhr, ſuchte er ihm zuvorzukommen, mit ſiebenundſechzig Schiffen; im Helleſpont bei Cynoſſema trafen ſich die beiden Flotten, die Athener ſechsundſiebzig, die Peloponneſier achtundachtzig Schiffe ſtark und es kam zu einer großen Seeſchlacht, in welcher die Athener unter Thraſybulus und Thraſyllus einen glänzenden Sieg davon trugen, welcher ihren Muth neu belebte. Sie gewannen viele Schiffe, eroberten Cyzikus, und Alcibiades, der bald darauf in Samos wieder eintraf, unternahm einige Züge, auf denen er viel Geld eintrieb, und rüſtete ſich den Winter über zu neuen Thaten.

In Athen war inzwiſchen die Oligarchie ſchon wieder geſtürzt worden, da Mehrere von den Vierhundert ſelbſt, Theramenes an ihrer Spitze, mit der neuen Verfaſſung unzufrieden waren und ſie für unhaltbar hielten gegenüber von dem Heere in Samos und Alcibiades, die große Maſſe aber um ſo mehr dagegen murrte, als die Fünftauſend gar Nichts galten. Die Häupter der Oligarchen, Phrynichus, Piſander, Antiphon und Ariſtarchus ſchickten Geſandte zu den Lacedämoniern, den Frieden zu unterhandeln, konnten aber keine irgend erträgliche Bedingungen erhalten. Zugleich bauten ſie emſig an den Feſtungswerken zu Eetionea am Piräeus, vorgeblich um der Flotte von

Samos den Eingang zu verwehren, aber wie man vermuthete und immer allgemeiner und lauter ausſprach, um eine Flotte und ein Heer der Peloponneſier einlaſſen zu können. Der Verdacht gegen die Oligarchen wuchs noch, als eine Flotte der Peloponneſier unter Ageſandridas, welche ſich auf eine Einladung der Euböer nach der Inſel Euböa begeben und deren Abfall von Athen unterſtützen ſollte, ſich bei Epidaurus vor Anker legte und bis Aegina kreuzte. Die Ermordung des Phrynichus auf dem Markte gab das Zeichen zu Unruhen; die Bürger bewaffneten ſich; die Feſtungswerke von Eetionea wurden, unter Zulaſſung des Theramenes, niedergeriſſen und mit Mühe ein allgemeiner Kampf verhindert. Die Vierhundert willigten ein, daß ſie die Fünftauſend ernennen wollten, aus deren Mitte dann die Vierhundert künftig gewählt werden ſollten; ehe jedoch die neue Einrichtung zu Stande kam, lief die Nachricht ein, daß die Flotte der Peloponneſier wirklich Euböa bedrohe. Die Athener ſchickten ſechsunddreißig Schiffe mit zum Theil ungeübter Mannſchaft gegen ſie aus, erlitten eine große Niederlage, verloren die wichtige Inſel Euböa, und ſahen ſich jetzt, bei innerer Zwietracht, in die äußerſte Bedrängniß verſetzt. Leicht hätten jetzt die Lacedämonier die Stadt gewinnen können, aber ſie waren dazu nicht unternehmend genug. Die Athener bemannten, was ſie noch von Schiffen hatten, hielten eine Volksverſammlung, ſetzten die Vierhundert ab und beſchloſſen, die Gewalt den Fünftauſend zu übergeben, zu welchen Jeder gehören ſollte, der eine ſchwere Waffenrüſtung aufweiſen könne. Der Staat wurde jetzt beſſer als ſeit lange geleitet, die neue Verfaſſung war eine gemäßigte Miſchung von Oligarchie und Volksherrſchaft, und dadurch wurde Athen zuerſt wieder aus ſeiner ſchlimmen Lage emporgehoben. Piſander und andere Anhänger der Oligarchie flohen nach Decelea zu den Spartanern, Alcibiades und viele Verbannte wurden zurückgerufen und eine verſöhnende Botſchaft an ihn und das Heer nach Samos geſchickt.

Alcibiades wollte jedoch nicht nach Athen zurückkehren, ohne ſich zuvor durch große, glänzende Thaten Anſpruch auf die Dankbarkeit des Volkes erworben zu haben und richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Kraft auf den Krieg in Aſien, wo das entſchiedenſte Glück ſeine Anſtrengungen begünſtigte. Der bei Cynoſſema geſchlagene Mindarus ſchickte den Spartaner Epikles nach Euböa, um die dortigen Schiffe nach Abydos zu holen. Mit fünfzig Schiffen ſegelte Epikles ab, am Vorgebirge Athos aber wurde er von einem ſo heftigen Sturme betroffen, daß alle Schiffe zu Grunde gingen und nur zwölf Mann ſich durch Schwimmen retteten. In mehreren Schlachten zur See und zu Land ſiegte Alcibiades im Laufe der folgenden Jahre und trotz einiger Unfälle, welche die Athener zur See unter andern Befehlshabern erlitten, ſtellte doch Alcibiades ihre Uebermacht auf dem Meere binnen drei Jahren wieder her. Eine große Seeſchlacht bei Abydos, 411 vor Chr., entſchied er durch ſeine Ankunft mit achtzehn Schiffen glänzend zu Gunſten der Athener, obgleich Pharnabazus ſelbſt vom Lande aus gegen die verfolgenden Athener kämpfte und mit ſeinem Pferd in's Meer hinein ritt. Als nach dieſem Siege Tiſſaphernes in den Helleſpont kam, begab ſich Alcibiades mit Gaſtgeſchenken zu ihm; aber Tiſſaphernes, der immer ein zweideutiges Spiel ſpielte, ſetzte ihn gefangen und ſperrte ihn in Sardes ein, unter dem Vorwand, er habe Befehl vom Könige, die Athener feindlich zu behandeln. Nach dreißig Tagen entkam jedoch Alcibiades wieder; und bald darauf beſiegte er mit der ganzen Flotte bei Cyzikus die vereinigte Macht des Pharnabazus und Mindarus in einer See- und Landſchlacht, in welcher Mindarus ſelbſt fiel und der größte Theil ſeiner Flotte verloren ging. Ein nach Sparta beſtimmter Brief wurde aufgefangen, des Inhalts: „Unſer Glück iſt dahin; Mindarus iſt todt; die Leute hungern; wir wiſſen nicht, was thun?“ Viele feſte Plätze in der Propontis fielen in des Alcibiades Hand und mußten viel Geld bezahlen. Er machte Einfälle und Beutezüge in Bithynien, ſchlug bei Chalcedon die Lacedämonier und Perſer, unterwarf die Chalcedonier, eroberte Selymbria und das wichtige Byzanz, und knüpfte mit Pharnabazus und den Perſern Friedensunterhandlungen an. Da die Hülfsmittel von Athen ziemlich erſchöpft waren; lag den Feldherrn ob, ſelbſt für den Sold und Unterhalt des Heeres und der Flotte zu ſorgen. Die Eintreibung von Geld war daher eine wichtige Aufgabe, und Alcibiades, der ſich ihr eifrig und mit großem Glück widmete, vergaß auch ſich ſelbſt dabei nicht. Von Samos aus machte er noch einige glückliche Züge, und dann kehrte er, von der Volksverſammlung in Athen als Feldherr beſtätigt, nach ſiebenjähriger Abweſenheit nach Athen zurück, wohin er eine reiche Kriegesbeute von eroberten Schiffen und Schiffszeichen, zuſammen über zweihundert, mitbrachte. Wie er in den Piräeus einlief, verſammelte ſich alles Volk aus der Stadt bei den Schiffen, um ihn zu ſehen und zu bewundern; die Mehrzahl vergaß über ſeinen Siegen und großen Thaten und ſeinem Anblick alle Beſchwerden und Klagen gegen ihn, den ſie als das ſchuldloſe Opfer gehäſſiger Verfolgungen betrachteten; Andere dagegen ſchrieben ihm allein die Schuld der letzten Mißgeſchicke zu und hielten ihn für den Urheber aller Gefahren, welche die Stadt bedroht hatten und noch bedrohten. Er ſelbſt zögerte lange, an's Land zu ſteigen, und erſt als er ſeine Verwandte und Freunde herbeikommen ſah, ſprang er vom Verdeck und begab ſich im Schutz derſelben in die Stadt. Bedenklich war es Vielen, daß ſeine Ankunft auf den Tag fiel, wo in Athen die Plynterien gefeiert wurden, das Feſt der Reinigung, wo das Bild der Stadtgöttin von den Prieſtern alles Schmuckes entkleidet und verhüllt wurde, und wo kein Athener gewagt hätte, ein ernſtes Geſchäft zu beginnen. Im Rath und in der Volksverſammlung ſuchte ſich ſodann Alcibiades von der Anklage des Religionsfrevels zu reinigen, zeigte, wie ſehr ihm Unrecht geſchehen ſey, klagte jedoch Niemand an, ſondern leitete Alles nur von ſeinem Mißgeſchick ab, und gewann die Gemüther ſo, daß er mit goldnen Kränzen geſchmückt und zum unbeſchränkten Feldherrn zu Land und zur See ernannt ward. Sein Vermögen wurde ihm zurückerſtattet, der auf ihn gelegte Fluch von der (prieſterlichen) Familie der Eumolpiden und den Herolden gelöst, und es fehlte nicht an Leuten, die ihm, dem ſiegreichen, unwiderſtehlichen Helden, dem Retter und Wiederherſteller der Macht des Staates, gern als Alleinherrſcher von Athen gehuldigt hätten. Seine Gegner wurden durch die begeiſterte Anhänglichkeit des Heeres und des Volkes zum Schweigen genöthigt. 407 v. Chr.

Siegreich auf dem Meere und Herren der aſiatiſchen Küſtenſtädte, waren doch die Athener zu Hauſe noch in keiner glänzenden Lage; das für ſie ſo wichtige Euböa blieb verloren, und um von den Böotiern immer ſchnelle Hülfe gegen die Athener erhalten zu können, hatten die Euböer in Gemeinſchaft mit den Böotiern über den Euripus, wo er am ſchmälſten iſt, zwiſchen Chalcis und Aulis, mit großer Arbeit einen Damm gebaut, welcher die Inſel mit Böotien verband und zur Halbinſel machte, und der Verſuch des Theramenes, mit dreißig Schiffen die Arbeit am Damm zu ſtören, war vereitelt worden. Ganz in der Nähe von Athen aber, in Decelea, verweilten noch immer die Lacedämonier und hemmten oder beunruhigten den Verkehr von der Stadt aus auf die läſtigſte Weiſe. Die Straße nach Eleuſis war von ihnen beherrſcht; der Zug dahin beim Feſte der Myſterien mußte zur See unternommen werden und Opfer und Reigen und mancherlei ſonſt gebräuchliche Feierlichkeiten mußten unterbleiben. Nun beſchloß Alcibiades das Feſt in der früher üblichen Weiſe feiern zu laſſen und die Wallfahrt am Feinde vorbei zu geleiten. Er gedachte ſo den Agis, wenn er die Athener ungeſtört ziehen ließe, zu demüthigen und zu beſchimpfen, oder wenn er einen Angriff verſuche, hoffte er ihn in einer heiligen und gottgefälligen Schlacht für das Höchſte und Ehrwürdigſte, im Angeſicht aller Athener, zu beſiegen. Mit einer ſtarken, auserleſenen Mannſchaft geleitete er den Zug der Prieſterſchaft und der Geweihten in Ordnung und ernſter Stille hin und zurück, ohne daß Agis einen Angriff wagte, und ſtieg hiedurch noch höher in der Meinung und Gunſt ſeiner Mitbürger. Aber das befeſtigte Decelea war, wie es ſcheint, zu ſtark, als daß er daran denken konnte, ſeine Vaterſtadt von der ſo läſtigen Nähe des Feindes zu befreien.

Nach kurzem Aufenthalt in Athen ſegelte Alcibiades mit einer Flotte von hundert Schiffen gegen das abgefallene Andros, ſiegte bei Gaurium, und begab ſich dann wieder nach Samos, ſeinem Waffenplaze, von wo er den Krieg fortſetzte. Feldherr der Lacedämonier war jetzt der tapfere und ſchlaue Lyſander, welcher es nicht unter ſeiner Würde fand, den perſiſchen Satrapen auf jede Weiſe zu ſchmeicheln, um ihre Gunſt und ihren Beiſtand zu gewinnen, und mit Cyrus ſelbſt, dem Sohne des Perſerkönigs, der nach Sardes gekommen war, einen neuen Vertrag ſchloß, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ſeiner Mannſchaft einen höhern Sold zu zahlen als die Athener. Die Geſandten, welche von dieſen an ihn geſchickt wurden, weil der Vertrag ſie beunruhigte, wurden zurückgewieſen. Während Lyſander mit ſeinen Schiffen bei Epheſus lag, begab ſich Alcibiades zu dem atheniſchen Befehlshaber Thraſybulus nach Phocäa, um mit ihm Verabredungen zu treffen, und befahl dem Antiochus, den er als Befehlshaber zurückließ, den Lyſander nicht anzugreifen. Antiochus mißachtete den Befehl, forderte den Lyſander zu einem Seetreffen heraus und verlor bei Notium fünfzehn Schiffe; eine Seeſchlacht, welche der raſch zurückgekehrte Alcibiades dem Lyſander anbot, nahm dieſer nicht an. Die Athener, unwillig über dieſen Verluſt, den ſie der Nachläſſigkeit des Alcibiades zuſchrieben, nahmen ihm den Oberbefehl und ernannten zehn andere Anführer, worunter Konon, Diomedon, Leon und Thraſylus. Alcibiades verließ das Heer und ſegelte nach dem Cherſones, wo er einen ihm gehörigen feſten Platz und ungeheure Schätze beſaß, und mit ſeinem Abgang ſank der Muth des Heeres.

Lyſander übergab im folgenden Frühjahr, 406, als ſeine Amtszeit abgelaufen war, den Befehl der Flotte ſeinem Nachfolger Kallikratidas mit der Erklärung, daß er als Sieger in einer Seeſchlacht und Meiſter der See den Oberbefehl abtrete. Kallikratidas, ein ſehr tapferer und rechtſchaffener Mann, der ſich jedoch nicht dazu hergab, vor den Satrapen zu kriechen, war bereit, weil die Partei Lyſanders ungünſtige Urtheile über ihn verbreitete und den häufigen Wechſel des Oberbefehls tadelte, denſelben dem Lyſander zu überlaſſen, wenn die anweſenden Lacedämonier es gut hießen; aber dieſe urtheilten, daß er dem Staate gehorchen ſolle, der ihn zum Feldherrn ernannt habe. Da aber Lyſander auch den Cyrus gegen ihn geſtimmt hatte, ſo daß dieſer die Hülfsgelder zurückhielt, und Kallikratidas Geld von den Mileſiern erbitten oder erzwingen mußte, faßte er, unwillig darüber, daß Hellenen um Geld den Barbaren ſchmeicheln ſollten, den Entſchluß, nach ſeiner Rückkehr mit aller Kraft an der Ausſöhnung der Athener und Lacedämonier zu arbeiten. Indeſſen war er mit ſeiner großen Flotte von hundert und ſiebzig Schiffen anfangs glücklich, eroberte Methymna auf Lesbos — bei welcher Gelegenheit er ausſprach, daß, ſo lange er den Oberbefehl führe, kein Hellene zum Sklaven gemacht werden ſolle, — ſchlug den Konon bei Lesbos und ſchloß ihn mit dem Reſt ſeiner Schiffe ein. Eine dem Konon zu Hülfe kommende kleine Flotte ſchlug er ebenfalls, und nur ſchwer gelang es dem Konon, die Athener von ſeiner Bedrängniß zu benachrichtigen. Mit äußerſter Anſtrengung und mit Aufbietung von Sklaven bemannten die Athener hundert und zehn Schiffe, zogen noch vierzig von Bundesgenoſſen an ſich und bei den Arginuſen, drei kleinen Inſeln zwiſchen Lesbos und dem Feſtlande kam es zwiſchen den großen Flotten zu einer hitzigen, lange dauernden Schlacht, von welcher es ſchien, daß ſie dem ganzen Krieg ein Ende machen werde. Namentlich ſtrebte Kallikratidas, dem ein Seher verkündigt hatte, daß der Tod ſeiner warte, der ſich aber hiedurch nicht von der Schlacht zurückhalten ließ, ſondern großherzig verſetzte: das Heil Sparta's hänge nicht an Einem Manne, — ſich ein ruhmvolles Ende zu bereiten und verſenkte und beſchädigte mehrere Schiffe, bis ſein Schiff von den Athenern geentert und er nach tapferem Kampfe getödtet wurde; nach einem andern Bericht jedoch wäre er beim Anprallen ſeines Schiffes in's Meer geſtürzt. Jedenfalls trug der Tod des lacedämoniſchen Feldherrn zum Siege der Athener bei, der ihnen jedoch beſonders von den Böotiern und Euböern lange ſtreitig gemacht wurde. Das Meer war weithin mit Leichen und Schiffstrümmern bedeckt, denn von den atheniſchen Schiffen waren fünfundzwanzig, von den peloponneſiſchen ſieben und ſiebzig zerſtört worden. Die Athener ſchwankten unſchlüſſig, ob ſie ſofort nach Mitylene ſegeln und den Eteonikus, welcher daſelbſt den Konon einſchloß, überfallen, oder ob ſie zuerſt die Todten ſammeln ſollten, da ſie fürchteten, ſich den Unwillen des Volks zuzuziehen, wenn ſie ſie unbeerdigt ließen. Die erſtere Anſicht ſiegte; aber ein Sturm, der ſich erhob, hinderte ſie daran, und machte nun auch, bei der großen Ermüdung des Schiffsvolkes, das Sammeln der Leichname unthunlich, und ſie ſegelten wieder nach den Arginuſen zurück. Der Lacedämonier Eteonikus, von dem Verluſt der Schlacht frühe benachrichtigt, verheimlichte ſie ſeiner Mannſchaft, täuſchte ſie durch eine falſche Siegesbotſchaft, die ein mit Kränzen geſchmücktes Schiff bringen mußte, opferte wegen des Sieges und fuhr dann mit ſeinen Schiffen eilig und unverfolgt davon. Mitylene ward befreit, aber Chios vermochten die Sieger nicht zu nehmen, und die Athener riefen alle Feldherrn, außer Konon, welchem ſie Adimantus und Philokles beigaben, zurück. Zwei derſelben folgten der Ladung in die Heimath nicht, ſechs, darunter der Sohn des großen Perikles, ſtellten ſich und wurden zur Haft gebracht, weil ſie die Schiffbrüchigen nicht gerettet und die Leichen nicht geſammelt hätten. Es wurde eine Volksverſammlung gehalten, in welcher beſonders Theramenes, um ſich ſelbſt zu vertheidigen, weil er den Auftrag zur Rettung der Schiffbrüchigen und der Leichname erhalten hatte, die Feldherrn anklagte, welchen man die geſetzlichen Reden nicht geſtattete, daher ſie ſich nur mit wenigen Worten vertheidigten. Sie erklärten, daß ſie tüchtige

Männer zur Rettung der ins Meer Gefallenen aufgeſtellt hätten, der heftige Sturm aber ihre Bemühungen vereitelt habe. Viele ſprachen für ſie; die Nacht brach ein und die Verſammlung trennte ſich ohne eine Entſcheidung. Eine zweite Verſammlung wurde über die Sache gehalten und vor und während derſelben bearbeiteten und ſtimmten die Feinde der Feldherrn auf jede Weiſe das Volk gegen ſie. Nach langen Erörterungen, bei welchen alle Prytanen ſich von dem aufgehetzten Volke einſchüchtern ließen, nur der einzige Sokrates nicht, der unerſchütterlich erklärte, er werde nicht anders als nach dem Geſetz handeln, wurden acht Feldherrn zum Tode und zur Einziehung ihres Vermögens verurtheilt, und das Urtheil an den ſechs anweſenden vollzogen. Diomedon, einer der Feldherrn, welcher als ein ſehr tugendhafter Mann bekannt war, trat, als ſie zum Tode geführt werden ſollten, noch in der Verſammlung auf und ſprach, nachdem Stille eingetreten war: „Bürger von Athen, möge der über uns gefaßte Beſchluß der Stadt Heil bringen; Eure Sache iſt es nun, für die Gelübde wegen des Sieges zu ſorgen, da wir nach dem Willen des Schickſals dieſelben nicht erfüllen können; bezahlet alſo den Dank dem Retter Zeus und dem Apollo und den ehrwürdigen Göttinnen; denn ſie haben wir vor der Seeſchlacht, in welcher wir die Feinde beſiegten, angefleht.“ Bald nachher bereuten jedoch die Athener dieſe That und beſchloſſen, Alle die das Volk getäuſcht hätten, anzuklagen. In Folge von Parteikämpfen entkamen ſie; der Hauptankläger Kallixenus jedoch hungerte ſich ſpäter zu Tode, weil er ſich von Jedermann gehaßt ſah.

Die Abberufung von acht ſiegreichen Feldherrn blieb für die Athener nicht ungeſtraft; die Peloponneſier, ihre Verbündeten und Cyrus ſelbſt ſchickten nach der Niederlage bei den Arginuſen nach Sparta und erbaten ſich den Lyſander wieder zum Feldherrn, welcher ſich ſchon als tapfern und geſchickten Feldherrn erprobt hatte; und obwohl es bei den Lacedämoniern nicht Sitte war, daß Einer zweimal Oberbefehlshaber der Flotte wurde, erfüllten ſie doch dieſe Bitte. Lyſander kam 405 vor Chr. beim Heere an, wurde von Cyrus reichlich mit Geld unterſtützt, ſammelte viele Schiffe, eroberte Städte und fuhr dann nach dem Helleſpont, wo er Lampſakus eroberte. Die Athener, welche neben Konon noch einige andre Feldherrn gewählt hatten, ſegelten mit hundertundachtzig Schiffen herbei, lagerten ſich gegenüber von Lampſakus bei dem Ziegenfluſſe (Aegospotamos) auf dem Cherſones und boten dem Lyſander eine Schlacht an; Lyſander rückte nicht gegen ſie aus, ließ ſie aber, als ſie zurückfuhren, beobachten, und dieß wiederholte ſich vier Tage. Alcibiades, welcher in der Nähe ſeinen Aufenthalt und ſeinen feſten Platz hatte, bemerkte, daß die Athener keinen günſtigen und ſichern Standort haben, begab ſich daher zu ihnen und rieth, das Schiffslager nach Seſtus zu verlegen, wo ein Hafen und eine Stadt ſey, und ſie ihre Bedürfniſſe nicht ſo weit herholen müßten; dort könnten ſie auch mit Vortheil eine Seeſchlacht liefern. Die Heerführer aber, beſonders Tydeus und Menander, befahlen ihm ſich zu entfernen, da ſie und nicht er über das Heer zu befehlen hätten, und ſo ging er weg. Lyſander aber überfiel am fünften Tage die Athener, die, nachdem ſie gegen ihn ausgelaufen waren, die Schiffe verließen und ſich ſorglos zerſtreuten, ganz plötzlich mit ſeinen Schiffen und zugleich mit dem Landheer; neun Schiffe der Athener unter Konon entkamen, die übrigen wurden, halb oder gar nicht bemannt, von Lyſander weggenommen, die ganze Mannſchaft auf dem Lande, wer ſich nicht durch die Flucht rettete, zuſammengetrieben und gefangen, darunter zwei Feldherren, Philokles und Adimantus. Die Siegesbotſchaft traf in drei Tagen in Lacedämon ein; Lyſander brachte die Beute und die Gefangenen nach Lampſakus, und dort wurde über das Schickſal der Letzteren berathen. Da gegen die Athener große Klagen vorgebracht wurden, was ſie für Unthaten an Gefangenen verübt und wenn ſie die Seeſchlacht gewonnen, zu verüben im Sinne gehabt hätten — nämlich allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen, — wurde beſchloſſen, alle Athener, mit Ausnahme des Adimantus (welcher gegen das Abhauen der Hände ſich erklärt hatte, aber auch des Verraths verdächtigt wurde), dreitauſend an der Zahl, hinzurichten, und der barbariſche Beſchluß wurde vollzogen. Dann nahm Lyſander Chalcedon und Byzanz ein, wo die atheniſche Beſatzung freien Abzug nach Athen erhielt; alle Athener, die irgendwo ſich fanden, wurden dahin geſchickt, damit durch Anhäufung von Menſchen um ſo früher Mangel an Lebensmitteln in der Stadt eintrete. Fünfzehnhundert Talente ſchickte er nach Sparta, wovon Gylippus, der Sieger in Sicilien, dreihundert ſtahl, deßwegen zum Tode verurtheilt wurde, ſich aber durch die Flucht rettete.

So ſicher war Lyſander ſeines Sieges über das der Schiffe und des Heeres beraubte Athen, daß er erſt in Aſien und auf den Inſeln Alles nach ſeinem Gefallen einrichtete, ehe er mit ſeiner Flotte gegen die Stadt ſegelte. Alle Beſitzungen der Athener fielen ihm zu oder wurden von ihm erobert, bis auf die Inſel Samos; das Volk ermordete hier die angeſeheneren Einwohner und behauptete die Stadt. Lyſander benachrichtigte die Lacedämonier von ſeinem Herannahen und nun zogen die Lacedämonier und ſämmtliche Peloponneſier, außer den Argivern, unter dem Könige Pauſanias, mit Agis von Decelea aus gegen Athen und lagerten ſich bei der ſogenannten Akademie. Lyſander ſelbſt, vor Aegina angekommen, übergab den Aegineten, welche noch irgendwo zuſammengebracht werden konnten, ihre alte Heimath, ebenſo wie den Meliern und andern Vertriebenen, verheerte dann Salamis, warf mit hundertundfünfzig Schiffen vor dem Piräeus Anker und ließ kein Fahrzeug mehr einlaufen.

In Athen war die Beſtürzung unbeſchreiblich geweſen, als das paraliſche Schiff Abends ankam mit der Kunde von dem Verluſt des Heeres und der Flotte bei Aegoſpotamos. Vom Piräeus verbreitete ſich die Wehklage über die langen Mauern nach der Stadt von Mund zu Munde, ſo daß in dieſer Nacht Niemand ſich zur Ruhe legte, und Alle voll Jammer und Angſt der Zukunft entgegenſahen. Am folgenden Tage wurde in der Volksverſammlung beſchloſſen, die Eingänge der Seehäfen bis auf einen zu verſchütten, die Mauern in Stand zu ſetzen und alle Vorkehrungen für eine Belagerung der Stadt zu treffen. Als ſie nun wirklich zu Land und zur See eingeſchloſſen und belagert wurden, ohne Schiffe, ohne Bundesgenoſſen, ohne Vorräthe von Lebensmitteln, hielten ſie einige Zeit aus, obgleich Hungersnoth eintrat und Viele ſtarben; endlich ſchickten ſie Geſandte an Agis, um mit ihm über den Frieden auf die Bedingung hin zu unterhandeln, daß ſie die Mauern und den Piräeus behalten ſollten. Agis wies ſie nach Sparta, weil er keine Vollmacht habe, und als ſie dorthin mit ähnlichen Vorſchlägen ſich wandten, wurden ſie zurückgeſchickt, mit der Ermahnung, ſich eines Beſſern zu beſinnen, ehe ſie wieder kämen. Dieſe Nachricht erfüllte die Stadt mit tiefer Muthloſigkeit, denn der Hungertod oder Sklaverei ſtanden vor Aller Augen; doch wollte Niemand auf Niederreißung der Mauern antragen und es wurde durch einen förmlichen Volksbeſchluß verboten. Endlich erbot ſich Theramenes, zu Lyſander zu gehen, um zu erfahren, welches Schickſal denn die Stadt zu erwarten haben würde. Er wurde abgeſchickt und verweilte über drei Monate bei ihm, da er abwarten wollte, bis die Athener durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln genöthigt wären, auf jeden Vorſchlag einzugehen; den Athenern aber ſagte er nach ſeiner Rückkehr, Lyſander habe ihn zurückgehalten und weiſe ihn jetzt nach Sparta, denn er ſelbſt ſey nicht ermächtigt, über die Sache zu entſcheiden, ſondern nur die Ephoren. Nun wurden Theramenes und neun andere Geſandte mit unbeſchränkter Vollmacht nach Lacedämon geſchickt. Eine Verſammlung wurde gehalten, in welcher die Korinthier und Thebaner am meiſten, aber auch viele andre Städte ſich einem Vertrage und Frieden mit Athen widerſetzten und für die Vertilgung der Stadt ſtimmten. Die Lacedämonier aber erklärten: ſie würden nicht zugeben, daß eine Stadt, welche in den größten Gefahren ſich ſo große Verdienſte um Griechenland erworben, der Sklaverei anheimfalle, und ſie ſchloßen Frieden unter der Bedingung, daß die Athener die langen Mauern und die Feſtungswerke des Piräeus niederreißen, ihre Schiffe bis auf zwölf ausliefern, die Verbannten wieder aufnehmen, mit den Lacedämoniern die gleichen Freunde und Feinde haben und ihrer Führung zur See und zu Lande überall hin folgen ſollten. — Nach Athen zurückgekehrt, wo immer mehrere Hungers ſtarben, wurden die Geſandten von dichten Volkshaufen umringt und mit bangen Fragen beſtürmt. Theramenes berichtete den Erfolg ihrer Sendung und ſtellte die Nothwendigkeit vor, ſich zu ergeben. Einige widerſprachen, aber die Mehrzahl ſtimmten ihm bei, und es wurde beſchloſſen, den Frieden anzunehmen. Lyſander lief in den Piräeus ein, die Verbannten kehrten zurück, und die Mauern wurden unter Flötenſpiel der Sieger und ihrer Bundesgenoſſen mit großem Eifer niedergeriſſen, weil man glaubte, daß dieſer Tag der Anfang der Freiheit Griechenlands ſey, im Frühjahr 404 vor Chr. Das Schlimmſte war die Einführung einer neuen Regierung in Athen auf Veranſtaltung und nach dem Willen der Spartaner. Es wurden dreißig Männer gewählt, welche die Geſetze abfaſſen ſollten, wonach der Staat verwaltet werden ſollte, und die Wahlen fielen ſo unglücklich aus in der ihrer trefflichſten Bürger beraubten Stadt, daß die dreißig Männer bald als die dreißig Tyrannen bezeichnet, gefürchtet und gehaßt wurden. Nachdem dieſe Einrichtung gemacht war, zogen die Lacedämonier unter Agis aus Attika ab in ihre Heimath; Lyſander ſteuerte mit der Flotte nach Samos, zwang es zur Uebergabe, führte die Oligarchie ein, entließ dann die Seemacht der Bundesgenoſſen und kehrte ſelbſt nach Sparta zurück, wohin er die Schnäbel der eroberten Schiffe, die Dreiruderer vom Piräeus, die Kronen, mit welchen ihn die Städte beſchenkt hatten und vierhundertundſiebzig Talente Hülfsgelder von Cyrus und Kriegsbeute, mitbrachte und den Lacedämoniern übergab, 404 vor Chr., und hiemit hatte der lange und ſchreckliche Krieg ein Ende, nachdem er ins achtundzwanzigſte Jahr gedauert.

Alcibiades, der gegen das Ende dieſes Krieges eine ſo wichtige Rolle ſpielte, und ihm mehr als einmal plötzlich eine andre Wendung gab, war nach der Schlacht von Aegospotamos, da er ſich vor den zu Land und zur See gebietenden Spartanern nicht mehr ſicher ſah, mit vielen Schätzen nach Bithynien geflohen und beſchloß ins innere Aſien zu Artaxerxes zu reiſen, in der Hoffnung auf eine nicht minder glänzende Aufnahme, als Themiſtokles ſie gefunden. Er wandte ſich wegen dieſer Reiſe an Pharnabazus in Phrygien und lebte unter gegenſeitigen Bezeugungen der Achtung und Freundſchaft einige Zeit an ſeinem Hof. Aber in demſelben Jahre, wo Athen fiel, ereilte ihn der Tod; er wurde, auf einem Landſitz in Phrygien, mit der ſchönen Timandra lebend, bei Nacht von Mördern überfallen, welche vor dem Hauſe Feuer anlegten, weil ſie ihn nicht ſelbſt anzugreifen wagten. Mit großer Geiſtesgegenwart rettete er ſich durch das Feuer und ſtürzte mit dem Dolch in der Hand hinaus auf die Mörder, welche vor ihm wichen, aber ihn von ferne mit Spießen und Pfeilen tödteten. Timandra beſtattete den Todten ſo glänzend, als die Umſtände es geſtatteten. Wer ſeinen Tod veranſtaltet, darüber lauten die Berichte verſchieden; die einen ſagen, eine von Alcibiades ſchwer beleidigte Familie aus Privatrachſucht; die andern: Pharnabazus aus eigenem Antriebe, oder auf Anſtiften Lyſanders, der des Mannes unternehmenden Geiſt und ſeinen Einfluß in Athen, wohl auch bei dem perſiſchen Satrapen ſelbſt gefürchtet hätte, oder des Agis und der lacedämoniſchen Regierung. So fiel als ein Opfer des Meuchelmords in der Blüthe ſeiner Jahre, etwa fünfundvierzig Jahre alt, ein Mann, welcher den größten Gefahren der Schlacht, den verwegenſten Abenteuern und den bedrohlichſten Verfolgungen glücklich entgangen war, der mit dem Glück und mit welchem das Glück geſpielt hatte, ein großmüthiger aber auch leichtſinniger und gewiſſenloſer Verſchwender des Ruhms und des Lebens; ein warnendes Beiſpiel, wie verderblich die glänzendſten Anlagen und Vorzüge des Geiſtes, verbunden ſogar mit großmüthigen und edeln Neigungen und Beſtrebungen ohne feſte Grundſätze, für den Beſitzer ſelbſt und für ganze Staaten werden können; ſo daß der zum Sprüchwort gewordene Menſchenfeind, der Athener Timon, ſchadenfroh ſich des Glanzes, Anſehens und Glück des jugendlichen Alcibiades freuen konnte, weil er vorausſah, welchen Jammer er noch über alle ſeine Mitbürger bringen würde.

XXV.

Die Zeiten nach dem peloponneſiſchen Kriege bis zum Frieden des Antalcidas, 404 bis 387 vor Chr.

Siebenundzwanzig Kriegsjahre hatten eine ungeheure Veränderung im Zuſtande Griechenlands herbeigeführt. Am auffallendſten war der Wechſel, welcher Athen betroffen hatte. Dieſe Stadt, vor wenigen Jahren noch an der Spitze der Hellenen ſtehend, die Beherrſcherin der Meere, jetzt nur durch das patriotiſche Mitgefühl Spartas vor der Zerſtörung bewahrt, ſchien zur Bedeutung einer kleinen Stadt herabgeſunken, ohne eine Flotte und ohne Unterthanen. Dagegen behaupteten jetzt die Lacedämonier, ſonſt mit dem Meere wenig vertraut, die unbeſtrittene Oberherrſchaft zur See wie zu Lande, und ihrer Macht ſchien Niemand in Griechenland mehr widerſtehen zu können. Faſt alle Staaten und Städte Griechenlands jedoch hatten verſchiedne Schickſalswechſel, Belagerungen und Eroberungen, oder Umwälzungen in der Verfaſſung, Vertreibung der einen oder der andern Partei, oder wenigſtens ſchwere Verluſte und Niederlagen im Laufe des Krieges durchgemacht; Länder und Völkerſchaften, welche bisher in geringer Verbindung und ſpärlichem Verkehr mit Griechenland geſtanden, waren nunmehr den

Hellenen mehr genähert; Sicilien, Unteritalien, Thracien und Macedonien; und endlich hatte ſich die Stellung zu Perſien gänzlich verändert. Der bisherige gemeinſame Feind Griechenlands war jetzt der Verbündete der Einen gegen die Andern geworden; die Söhne der mit Leonidas bei Thermopylä Gefallenen hatten ſich ihren Sold von den Satrapen des Perſerkönigs zahlen laſſen, deren Hof von den griechiſchen Bewerbern um die königliche Gunſt belagert wurde. Die *innern* Veränderungen, in den Sitten und Geſinnungen waren wohl ebenſo groß als diejenigen, welche die Macht, Herrſchaft und äußere Blüthe betrafen.

Eine zahlloſe Menge Menſchen waren in dem vor dem Kriege ſehr ſtark bevölkerten Griechenland durch die Waffen, durch Hinrichtungen, durch Hunger, Krankheiten und Elend umgekommen, oder vertrieben und verkauft worden. Die ſchwerſten Verluſte hatte unter den größern Städten offenbar Athen erlitten; geringere, aber doch auch bedeutende, die Peloponneſier; die Spartaner ſcheinen gegen das Ende des Krieges von ihrer eigenen Mannſchaft nicht mehr ſehr viele ausgeſandt, ſondern oft faſt nur die Anführer hergegeben zu haben, vermuthlich weil ihre Bevölkerung doch auch geſchwächt war und weniger leicht als z. B. in Athen ſich wieder ergänzte. Die Abnahme der Bevölkerung war es ohne Zweifel, was ſie veranlaßte, viele *Neubürger* (Neodamoden) aufzunehmen, von denen jetzt häufig die Rede iſt, und ſo wurde auch hiedurch der Kern des alten Spartanerthums geſchwächt. Indeſſen ſollen ſelbſt ausgezeichnete Männer dieſer Bürgerklaſſe angehört haben. Während aber in den übrigen griechiſchen Stätten durch die beſtändigen Kriege, Feindſchaften, Parteiungen und Verräthereien hauptſächlich die Sitten *verwilderten*, die Gemüther roher und grauſamer wurden, riß in dem früher ſo ſtrengen und rauhen Sparta in Folge des Krieges Sittenverderbniß anderer Art ein. Schon früher hatten ſich die Spartaner, denen doch urſprünglich der Gebrauch des Geldes verboten geweſen ſeyn ſoll, gegen daſſelbe nichts weniger als unüberwindlich gezeigt, und jenes Verbot des Lykurgus muß überhaupt mancherlei Einſchränkungen und Abänderungen früher ſchon erlitten haben; als nun aber Kriege in der Ferne von Sparta geführt oder geleitet wurden, in Sicilien und noch mehr in Aſien, bei welchen das Geld unentbehrlich, ja eine Hauptſache war, — (die wichtigſten Unterhandlungen mit den Satrapen Tiſſaphernes und Pharnabazus, und mit dem jüngern Cyrus betrafen die Bezahlung des Soldes,) — als große Summen durch die Hände der lacedämoniſchen Befehlshaber gingen und von ihnen nach Sparta geliefert wurden, während ſie wohl auch ſich ſelbſt zu bereichern nicht verſäumten, wenigſtens durch Geſchenke, wenn auch nicht durch Beſtechung oder Unterſchlagung: da trat eine wichtige Umwälzung in den Sitten von Sparta ein. Unter der Regierung des Königs Agis I.*) fand das erſte Geld nach Sparta ſeinen Weg, ſagt Plutarch, und mit dem Gelde kam auch Habſucht und Begierde nach Reichthum, und zwar durch Lyſander, der für ſich ſelbſt dem Gelde nicht zugänglich war, dennoch aber ſein Vaterland mit der Liebe zu Reichthum und Pracht anſteckte, indem er durch das Silber und Gold, das er aus dem Kriege zurückbrachte, Lykurgs Geſetze untergrub. Ein Theil der Spartaner wollte dieſe Schätze verbannt wiſſen, weil ſie darin eine Quelle von Spaltungen und Unruhen ſahen, aber die Gegenpartei drang mit ihrem Antrag durch, daß ſie für die Bedürfniſſe des Staates verwendet und ausgemünzt werden ſollten. Auch der lange Aufenthalt der Lacedämonier unter andern, ſein gebildeten, zum Theil auch üppigen und weichlichen Völkern in Sicilien und Kleinaſien trug dazu bei, ihre Sitten zu verweichlichen und zu verderben, durch die Genüſſe und Wollüſte, welche abwechſelnd mit den Beſchwerden des Krieges die von ihrer Heimath Entfernten um ſo ſtärker verlockten. Der Krieg in der Ferne war nicht bloß eine Schule der Sittenverderbniß, ſondern auch der Ränke, der Treuloſigkeit und der Ungerechtigkeit; denn um der Noth des Augenblicks zu entgehen, um auf der einmal betretenen Bahn des Ruhms und der Macht fortzuſchreiten, war Manchem kein Unrecht zu ſchreiend, keine Verletzung der Treue zu groß. Die Laufbahn des ſchlauen und tapfern Lyſander iſt ein Muſter dieſer Ausartung der ſpartaniſchen Weiſe; wie in früherer Zeit Pauſanias in etwas anderer Art es geweſen war. Gegen Ende des peloponneſiſchen Krieges war er der wichtigſte Mann in Griechenland und dieſe Stellung behauptete er noch einige Zeit, theils durch das Anſehen, das ihm ſeine Siege und Eroberungen zu Hauſe und auswärts gewonnen, theils durch ſeine Verbindung mit den Perſern, die ihn reichlich mit Geld verſahen, durch die zahlreichen Anhänger, die er ſich in Sparta durch die alterthümliche Strenge ſeiner Lebensweiſe, durch ſeinen ſcheinbaren Gehorſam gegen die Obrigkeiten und durch Zuwendung großer Vortheile an ſeine Ergebenen, im übrigen Griechenland durch Beſtechung und Begünſtigungen erworben hatte. Denn obwohl nur Feldherr, wußte er die ſelbſt über den Königen ſtehenden Ephoren ganz nach ſeinem Willen zu lenken. In den von ihm eroberten oder freiwillig zu Sparta übergetretenen Städten, beſonders in Kleinaſien und am Helleſpont hob er überall die Demokratie auf, gemäß den Grundſätzen der Lacedämonier, aber an die Spitze der Regierung ſtellte er dann nicht die Beſten, ſondern nur die ihm gänzlich Ergebenen, welche die übertragene Gewalt aufs tyranniſchſte mißbrauchten, meiſt „Zehnmänner,“ welchen in vielen Fällen ein Spartaner, unter dem Namen eines Harmoſten, beigegeben oder vorgeſetzt wurde, ein Statthalter mit ziemlich unbeſchränkter Gewalt, — für die Spartaner eine Verführung mehr zur Habſucht, zur Ueppigkeit und Ungerechtigkeit.

---

*) So wird er bezeichnet, gegenüber von ſeinen zwei gleichnamigen Nachfolgern, obgleich er nicht der Erſte des Namens war.

Die dreißig Tyrannen in Athen waren ebenfalls, wie es ſcheint, ſein Werk, und dieſe Einrichtung trug die ſchlimmſten Früchte. Die Dreißig waren ernannt, um Geſetze abzufaſſen, wornach der Staat verwaltet werden ſollte; ſtatt ſich hiemit zu beſchäftigen, ernannten ſie ſofort einen Rath und andre Behörden nach ihrem Gutdünken. Sodann ließen ſie diejenigen verhaften, welche unter der Volksregierung von heimtückiſcher Angeberei gelebt und die rechtlichen Leute bedrückt hatten*), und ließen ſie hinrichten, eine Maßregel, welche noch ziemlich allgemeinen Beifall fand. Bald aber, um ihre Willkürgewalt zu begründen, ſchickten ſie nach Lacedämon an Lyſander mit der Bitte, ihnen eine Schutzwache auszuwirken, bis ſie die Uebelgeſinnten aus dem Wege geräumt und die Verfaſſung geordnet hätten. Lyſander ſandte ihnen die begehrte Wache unter dem Harmoſten Kallibius, dem die Dreißig auf jede Art ſchmeichelten und ſo ſeine Zuſtimmung zu Allem erhielten, was ſie thaten. Sie ließen jetzt auch Solche hinrichten, welchen keine Verbrechen zur Laſt fielen, ſondern welche nur beim Volke beliebt, angeſehen und einflußreich waren, und von welchen Widerſtand gegen Willkür und Unterdrückung zu erwarten war. Theramenes, welcher anfänglich mit Kritias an der Spitze der Dreißig ſtand, widerſetzte ſich bald den grauſamen Gewalthätigkeiten ſeines bisherigen Freundes und berief ſich theils auf die Geſetze der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, theils auf die der Klugheit. Er erklärte, die Oligarchie könne ſich nicht halten, wenn ſie ſich allgemein verhaßt mache und nicht tüchtige Bürger an der Staatsgewalt Theil nehmen laſſe. Nun wurden dreitauſend Bürger von ihnen ausgewählt, welche an der Staatsgewalt Theil nehmen und gegen willkürliche Verhaftung und Hinrichtung geſichert ſeyn ſollten; allen übrigen Bürgern wurden die Waffen weggenommen und im Tempel auf der Burg niedergelegt. Ueber dieſe dreitauſend beſten Bürger ſpottete wieder Theramenes: ob denn dieß gerade die Zahl der Guten und Tüchtigen, ob außer ihnen keine rechtlichen Männer, ob unter ihnen keine ſchlechte ſeyen? Die Dreißig aber glaubten jetzt Macht zu haben, ſich Alles zu erlauben, und ließen Viele zur Befriedigung ihres Haſſes oder um ihres Vermögens willen hinrichten; ja ſie faßten den abſcheulichen Beſchluß, um Geld zur Bezahlung der Schutzwache zu erhalten, ſolle Jeder von ihnen einen ſtädtiſchen Schutzgenoſſen, oder Beiſaſſen, ſich erſehen, mit eigner Hand tödten und ſein

---

*) Sykophanten, wörtlich Feigenanzeiger. Die Ausfuhr der Feigen war in Athen verboten; die Angeber der Uebertretung des Verbots erhielten eine Belohnung. Nachmals wurden mit dieſem Namen die boshaften gewerbsmäßigen Angeber überhaupt bezeichnet, oder ſolche, die durch Drohungen mit Angeberei Geld erpreßten.

Vermögen für ſich einziehen. Theramenes ſprach ſich auch hiegegen mit Nachdruck aus, und nun ſuchten ihn die Uebrigen aus dem Wege zu räumen, machten ihn bei den Rathsmitgliedern verdächtig, verſammelten dann den Rath, nachdem ſie den verwegenſten jungen Leuten ihres Anhangs die Weiſung gegeben, ſich mit Dolchen in der Nähe zu halten und dann trat Kritias gegen den ebenfalls anweſenden Theramenes auf, und beſchuldigte ihn in einer heftigen Rede des Verraths an ihrer Sache, der Oligarchie, nachdem er früher ſchon immer von einer Partei zur andern übergetreten ſey, und trug auf ſeinen Tod an. Theramenes, welcher in ſeinem frühern Leben ſich vielleicht nicht tadellos erwieſen, mancherlei Liſten und Ränke geübt, mit dem Wohle ſeiner Vaterſtadt leichtſinnig geſpielt und zur Verurtheilung der Feldherrn, die bei den Arginuſen geſiegt, beigetragen hatte, zeigte ſich dennoch jetzt, wo er die Sache der Mäßigung und Gerechtigkeit verfocht, der Bewunderung würdig durch ſeine entſchloſſene Faſſung und Standhaftigkeit. Er vertheidigte ſich in einer Rede, welche noch ſtärkere Anklagen gegen Kritias zurückſchleuderte, ſuchte die Folgerichtigkeit ſeiner frühern Handlungsweiſe darzuthun, und bewies mit ſchlagenden Gründen und ſiegreicher Beredtſamkeit, daß er bei ſeinem jetzigen Benehmen und ſeinem Widerſtand gegen grauſame Willkür die Gerechtigkeit wie die Klugheit auf ſeiner Seite, das wahre Wohl des Staates im Auge habe. — Seine Rede wurde vom Rathe mit Beifall aufgenommen, und Kritias merkte, daß er keine Verurtheilung des Theramenes würde bewirken können; aber in ſeinem Haſſe gegen Theramenes, durch deſſen Rede noch beſtärkt und entſchloſſen ſich an ihm zu rächen, ging er, nachdem er einige Worte mit den Dreißigen geſprochen, hinaus und befahl den mit Dolchen bewaffneten Leuten, ſich dem Rathe zu nähern und in drohender Haltung an die Schranken zu treten. Dann trat er wieder herein, erklärte, dieſe Leute wollten es nicht dulden, daß ein Mann frei ausgehe, welcher offenbar die Oligarchie zu ſtürzen trachte, und er halte es für ſeine Pflicht, nicht zuzugeben, daß der Rath ſich beſchwatzen und täuſchen laſſe. Die neuen Geſetze beſtimmten, daß aus der Zahl der Dreitauſende Niemand ohne Zuſtimmung und Urtheil des Rathes hingerichtet werde; die nicht auf der Liſte Stehenden aber tödten zu laſſen hätten die Dreißig Vollmacht. So ſtreiche er denn, mit Zuſtimmung des Rathes, den Theramenes aus der Liſte und verurtheile ihn, mit ſeinen Amtsgenoſſen, zum Tode.

Als Theramenes dieß hörte, ſprang er auf, eilte nach dem Altar der Veſta und legte feierliche Einſprache ein gegen dieß ungeſetzliche Verfahren, da das Geſetz dem Kritias nicht erlaube, ihn aus der Liſte zu ſtreichen. Zwar wiſſe er wohl, daß dieſer Altar ihn nicht ſchützen werde; aber er wolle, daß offenbar werde, wie dieſe Leute nicht nur ungerecht gegen die Menſchen, ſondern auch frevelhaft gegen die Götter handeln; auch warnte er die Mitglieder des Rathes vor der ihnen ebenſo gut wie ihm von ſolcher Willkür drohenden Gefahr. Aber Kritias ließ ihn von den Gerichtsdienern vom Altar der Göttin wegreißen, während Theramenes Menſchen und Götter zu Zeugen des an ihm begangenen Frevels anrief, und der eingeſchüchterte Rath ſich ruhig und ſtumm verhielt. Wie Theramenes über den Marktplatz geführt wurde, verkündigte er mit lauter Stimme, wie er mißhandelt werde; als er aber den Schierlingsbecher trank, zeigte er die größte Ruhe und ſchüttete die Neige mit dem Ausruf aus: »dieß ſey dem ſchönen Kritias zugebracht!« worin man eine Art von Weiſſagung auf den baldigen Tod dieſes Mannes fand. Der Philoſoph Sokrates allein und zwei andere Männer ſollen bereit geweſen ſeyn, dem Theramenes beizuſtehen, aber er ſelbſt rieth ihnen ab, weil er nicht ihren Tod verſchulden wollte.

Nach des Theramenes Tod ſetzten die Dreißig ihre Tyrannei noch ungeſcheuter fort, verhafteten und tödteten eine Menge Menſchen, verjagten Andere, und auch aus Furcht verließen Viele die Stadt; Megara und Theben füllten ſich mit Geflohenen und Verbannten. An der Spitze einer kleinen Schaar von dieſen zog nach einiger Zeit Thraſybulus aus Theben aus und beſetzte den feſten Platz Phyle an der Grenze von Attika, da er auf den Haß der Athener gegen die Dreißig und auf vielfache Unterſtützung rechnete. Die Tyrannen zogen gegen ſie aus, wurden aber von Thraſybulus, deſſen Macht ſtündlich wuchs, mit Verluſt von Phyle zurückgeſchlagen. Nun hielten ſich die verhaßten Dreißig nicht mehr in Athen ſicher; ſie zogen nach Eleuſis, verſammelten die dortigen Bürger unter dem Vorwand einer Muſterung, ließen ſie dann Einen nach dem Andern verrätheriſch greifen und feſſeln, am andern Tage von ihren Anhängern, unter dem Schutze der lacedämoniſchen Schutzwachen, verurtheilen und hinrichten, dreihundert an der Zahl. Sie ſelbſt bemächtigten ſich dann der Stadt Eleuſis. Thraſybulus rückte nun bei Nacht in den Piräeus ein, griff die Dreißig an, nachdem er die Seinigen zur Tapferkeit ermahnt hatte und ſiegte; Kritias und Hippomachus von den Dreißigen fielen. In der Stadt brach Zwietracht aus; die dreitauſend ſetzten die Dreißig ab und wählten zehn Männer an ihre Stelle, die Tyrannen zogen mit ihrem Anhang nach Eleuſis. So ſtanden drei Parteien, die in Athen, die im Piräeus und die in Eleuſis einander gegenüber. Die Tyrannen und die in Athen ſchickten nun Beide um Hülfe nach Lacedämon, weil das Volk von den Lacedämoniern abgefallen ſey. Lyſander gedachte die im Piräeus durch Einſchließung zu L[illegible] und zur See bald zur Uebergabe zwingen zu können; er bewirkte, [illegible]ß den Athenern hundert Talente geliehen, er ſelbſt als Harmoſt mit einem Landheer und ſein Bruder Libys mit einer Flotte ausgeſandt wurden, und rückte mit einer großen Macht von Peloponneſiern nach Eleuſis. Aber während die im Piräeus durch

Lyſander bedrängt wurden, rückte der König Pauſanias von Sparta, eiferſüchtig auf den Lyſander, welcher allen Kriegsruhm allein ernten wollte, ebenfalls mit einem Heere ins Feld, nachdem er drei Ephoren auf ſeine Seite gebracht hatte. Auch er bekämpfte nun die im Piräeus und ſchlug ſie in einem Treffen: insgeheim aber unterhandelte er mit ihnen, rieth ihnen und den Athenern in der Stadt zur Ausſöhnung, und da er die anweſenden Ephoren für ſich hatte, brachte er wirklich eine Ausſöhnung beider Parteien und einen Frieden mit Sparta zu Stande, unter der Bedingung, daß Alle, als Landsleute und Mitbürger, Frieden halten ſollten und Jeder ſich in ſeine Heimath und zu ſeinem Eigenthum begeben dürfe, mit Ausnahme der Dreißig, der Elfer (der Gerichtsbeamten) und der zehn geweſenen Vorſteher im Piräeus. Dann entließ Pauſanias das Heer; die von Piräeus zogen bewaffnet zur Burg und opferten der Athene und unter der Leitung Thraſybuls wurde die frühere Verfaſſung wieder hergeſtellt. Gegen die Dreißig in Eleuſis, welche Miethtruppen ſammelten, wurde ein Heer geſchickt, die Anführer wurden getödtet, mit den Uebrigen aber kam eine Ausſöhnung zu Stande, 403 vor Chr. Es wurde wieder eine der ſoloniſchen ähnliche Verfaſſung eingeführt und ſeitdem trat in Athen einige Ruhe ein.

Lyſander ſah hier ſeine Abſichten durchkreuzt; aber ſein raſtloſer Ehrgeiz ſann auf neue Plane und Triumphe. Der Krieg in Aſien hatte eine ganz andere Wendung genommen. Nach dem Tode des Darius Nothus, der von 424 bis 404 vor Chr. geherrſcht hatte, (Xerxes war 465, Artaxerxes I. Longimanus 425, Xerxes II. 424 vor Chr. geſtorben) beſtieg Artaxerxes Mnemon den perſiſchen Thron; ſein jüngerer Bruder Cyrus aber, welcher die Statthalterſchaft von Vorderaſien inne gehabt, machte ihm den Thron mit gewaffneter Hand ſtreitig, und von den Lacedämoniern, die er im Kriege gegen die Athener kräftig unterſtützt hatte, verlangte er durch eine Geſandtſchaft Beiſtand. Die Ephoren willfahrten ſeinem Wunſche, ſchickten ihm eine Flotte, welche ihm gute Dienſte leiſtete, und geſtatteten ihm, ein ſtarkes Hülfsherr von Hellenen zu werben, das er mit ſeinem übrigen Heere nach Babylonien führte gegen ſeinen Bruder. Bei Kunaxa kam es zu einer großen Schlacht, in welcher die Hellenen auf ihrem Flügel zwar ſiegten, das übrige Heer des Cyrus aber geſchlagen wurde und er ſelbſt fiel, 401 vor Chr. Dem Heere der Griechen wurde freies Geleite zugeſagt, aber durch den verrätheriſchen Tiſſaphernes wurden ſämmtliche Feldherrn und viele Anführer umgebracht. Dennoch bewerkſtelligte das ſeiner Führer beraubte Heer, etwa 10,000 Mann, von zahlloſen ſiegreichen Feinden verfolgt, durch feindliche Länder, bei ungünſtiger Witterung und auf ſchlimmen Wegen, durch rauhe Gebirge und über große Ströme, ſeinen vielbewunderten Rückzug, hundert und zwanzig Tagereiſen betragend, unter dem Athener Xenophon, welcher ihn auch ſelbſt (in der Anabaſis) ausführlich beſchrieben hat, mit nicht ſehr großem Verluſt, bis ſie endlich am Pontus Euxinus (dem ſchwarzen Meer) ankamen. Der Ueberreſt dieſes tapfern, am Ende noch durch eine große Beute bereicherten Heeres, das den Schrecken des griechiſchen Namens auf lange im Perſerreiche verbreitete und die Unwiderſtehlichkeit der Hellenen glänzend bewährte, aber auch durch Söldnerdienſt, durch Raub und Gewaltthaten jeder Art die Ehre der Griechen herabwürdigte, ſchloß ſich dann dem Heere des Spartaners Thimbron an, welcher von den Lacedämoniern zur Führung des Krieges nach Aſien geſandt worden war.

Tiſſaphernes, von dem dankbaren Perſerkönige zum Oberſtatthalter Vorderaſiens ernannt, forderte von allen joniſchen Städten Unterwerfung. Dieſe weigerten ſich deſſen und erbaten ſich Hülfe von den Lacedämoniern, als den Vorſtehern von Hellas und Beſchützern der Freiheit. Die Lacedämonier, mit dem Perſerkönig ohnehin verfeindet durch die dem Cyrus geleiſtete Hülfe, ſandten den Thimbron mit tauſend Neubürgern und viertauſend Peloponneſiern; auch die Athener ſtellten dreihundert Reiter und die griechiſchen Städte Kleinaſiens, damals alle den Befehlen Spartas folgſam, verſtärkten das Heer, mit welchem Thimbron viele Städte in Myſien und Aeolis, gegen Tiſſaphernes, einnahm und dann gegen Karien zog. Nach Sparta zurückberufen, wurde er verbannt, weil er von den Bundesgenoſſen angeklagt wurde, dem Heere in Freundesland Plünderung geſtattet zu haben. Sein Nachfolger Dercyllidas verband ſich mit dem einen Satrapen Tiſſaphernes gegen den andern, Pharnabazus, welche Beide, eiferſüchtig, ſich befehdeten und gewann ſehr viele, (in acht Tagen einmal neun) Städte, ſchloß mit Pharnabazus Frieden, durchzog Thracien und befeſtigte den Cherſones. Bald jedoch vereinigten ſich die perſiſchen Satrapen gegen den gemeinſchaftlichen Feind und die Heere rückten zur Schlacht gegen einander am Fluß Mäander. Tiſſaphernes aber, voll Scheue vor der griechiſchen Tapferkeit, ſchlug einen Waffenſtillſtand vor, während deſſen über den Frieden unterhandelt wurde. Dercyllidas verlangte, der König ſolle die griechiſchen Städte frei geben und anerkennen, die Satrapen dagegen; das helleniſche Heer ſolle ſich vom Gebiet des Königs entfernen, und die lacedämoniſchen Städtevorſteher (Harmoſten) ſollen entfernt werden; und nun ruhten die Waffen einige Zeit, 397 vor Chr. Inzwiſchen hatten in Europa die Lacedämonier die Eleer wegen älterer Beſchwerden, (vergl. Abſchn. XXIII. S. 264) mit Krieg überzogen, ihr König Agis hatte, nachdem er das erſtemal wegen eines Erdbebens wieder umgekehrt, in einem zweiten Feldzuge, an der Spitze aller Bundesgenoſſen, auch der Athener, mehrere Städte eingenommen, Olympia ſelbſt angegriffen, die Vorſtädte und die Kampfplätze zerſtört, durch ungeheure Beute die Lacedämonier und zahlreiche Bundesgenoſſen bereichert und dann einen Frieden geſchloſſen, in welchem den Eleern die Oberaufſicht über den Tempel des Olympiſchen Zeus blieb. Den Zehenten der Beute hatte Agis zu Delphi geweiht; auf dem Rückweg aber erkrankte er, und ſtarb in Lacedämon, wo er durch ein ungewöhnlich feierliches Leichenbegängniß geehrt wurde, 397 vor Chr. Nach ſeinem Tode erhob ſich ein Streit um die Nachfolge, zwiſchen Ageſilaus, dem Bruder und Leotychides, dem Sohne des Agis, den jedoch ſein Vater nicht förmlich anerkannt hatte. Durch den Einfluß des Lyſander, der zu dieſem Zwecke auch ein Orakel ſinnreich zu deuten wußte, wurde der Thron dem Ageſilaus zuerkannt, welchen Lyſander, als ſeinen Freund, hoffte nach ſeinen Wünſchen lenken zu können. Bald nach der Thronbeſteigung des Ageſilaus erklärte bei einem Opfer, das er für die Stadt verrichtete, der Opferſchauer, daß eine der furchtbarſten Verſchwörungen von den Göttern angedeutet werde, und dieß wiederholte ſich dreimal, worauf ſie den Göttern der Abwehr opferten. Nach fünf Tagen wurde den Ephoren angezeigt, daß eine Verſchwörung im Werke ſey, an deren Spitze Cinadon, ein tüchtiger junger Mann, aber nicht von ächt ſpartaniſcher Abkunft, ſtehe. Dieſe Verſchwörung war auf den heftigen Haß aller Heloten und Neubürger, ſo wie der Bürger der geringern Claſſen und der Beiſaßen gegen die unverhältnißmäßig wenig zahlreichen Spartaner berechnet und gegründet, und hatte den Zweck, den Unterſchied der Bürgerclaſſen und ihrer Rechte aufzuheben. Die Verſchwörung wurde mit ebenſo großer Vorſicht und Stille als Entſchloſſenheit im Blute der Hauptverſchworenen, welche den Ephoren und einigen vom Rathe der Alten bekannt wurden, ohne ein förmliches Rechtsverfahren erſtickt. Hierauf veranlaßte Lyſander den Ageſilaus, auf die Nachricht, daß der König von Perſien und Tiſſaphernes eine große Flotte ausrüſten, deren Beſtimmung man nicht kenne, ſich zu einem Feldzuge nach Aſien zu erbieten. Er ſelbſt hatte den Plan, den Zug mitzumachen, um mit Ageſilaus gemeinſam in den Städten die Herrſchaft von Zehnmännern wiederherzuſtellen, welche er früher eingeführt, die Ephoren aber wieder abgeſchafft hatten; und er dachte, Sparta könne auch zur See wie zu Lande die erſte Stelle wieder ein-einnehmen. Ageſilaus war dazu bereit, und man bewilligte ihm alles zum Zuge Erforderliche. In Aulis wollte er, wie einſt Agamemnon, als Heerführer von ganz Griechenland, opfern, die Böotarchen aber unterbrachen ihn mitten im Opfer und ließen, was bereits geopfert war, vom Altar werfen, worüber er heftig ergrimmte und abfuhr. Lyſander begleitete ihn an der Spitze eines Rathes von dreißig Spartanern nach Aſien.

In den aſiatiſchen Städten, in Epheſus namentlich, war Lyſander von früher her bekannt, geehrt und gefürchtet; um ihn ſchaarten ſich Huldigende und Bittende, und ſein Anſehen verdunkelte das des

Königs. Dem Ageſilaus mißfiel dieß nicht minder als den dreißig Spartanern; er vernachläſſigte die von Lyſander Empfohlenen und Beſchützten; darüber kam es zu heftigen Vorwürfen zwiſchen Beiden, und Lyſander wurde von Ageſilaus zuerſt nach dem Helleſpont geſchickt, und kehrte nach Ablauf eines Jahrs nach Sparta zurück. Ageſilaus aber führte gegen Tiſſaphernes und Pharnabazus, welche ihn zuerſt durch Friedenszuſicherungen hingehalten, aber ſobald ſie ſich verſtärkt, den Frieden und ihre Eide gebrochen hatten, mit heldenmüthiger Tapferkeit und großem Glück den Krieg, eroberte viele Städte auch im innern Kleinaſien, trieb große Geldſummen ein, und nachdem er ſein Heer mit Reiterei verſtärkt, die Krieger trefflich geübt und mit einem edeln Kriegesgeiſt erfüllt hatte, ſchlug er die Perſer in einer großen Schlacht am Paktolus. Tiſſaphernes wurde wegen der ſchlimmen Wendung der Dinge auf Befehl des Perſerkönigs enthauptet, und ſein Nachfolger Tithrauſtes trug dem Ageſilaus den Frieden an, unter der Bedingung, daß die Städte in Aſien ihren frühern Tribut bezahlen, ſonſt aber frei ſeyn ſollten, und Ageſilaus Aſien verlaſſe. Dieſer berief ſich darauf, daß er die Befehle von Sparta erwarten müſſe, zog aber einſtweilen nach Phrygien. Keinem Theile war es mit dem Frieden Ernſt, vielmehr ließ Ageſilaus, von den Lacedämoniern auch mit dem Oberbefehl über die Flotte beauftragt, von den willigen Städten und Inſeln eine Flotte von hundert und zwanzig Schiffen bauen, zu deren Anführer er, ſeiner Vollmacht gemäß, ſeinen Schwager Piſander ernannte; Tithrauſtes aber, um den gefährlichen und ehrgeizigen Feind aus Aſien zu entfernen, ſchickte den Timokrates von Rhodus nach Griechenland mit fünfzig Talenten und dem Auftrage, die Häupter der wichtigſten Städte zu beſtechen und dahin zu bringen, daß ſie die Lacedämonier bekriegten. Dieſem gelang es in Theben, in Korinth, in Argos, und der geheimen Verabredung zum Krieg ſchloßen ſich auch die ſchon wieder kriegsluſtigen Athener, ohne Geld bekommen zu haben, an. Da ſie nicht ohne ſcheinbaren Grund Krieg anfangen wollten, veranlaßten die Thebaner einen Streit zwiſchen den Opuntiſchen Lokrern und den Phociern, der ihnen Gelegenheit gab, ſich zu Gunſten der Lokrer mit gewaffneter Hand einzumiſchen, worauf die Phocier ſich die Hülfe der Spartaner erbaten. Dieſen war der Krieg ebenfalls willkommen, weil ſie den Thebanern aus verſchiedenen Gründen zürnten; dieſe hatten die Heerfolge mehrmals verweigert, und den Ageſilaus (ſiehe oben Abſchn. XXV. S. 304.) ſchwer gekränkt; und die Spartaner hofften, die Thebaner allein leicht züchtigen zu können. Die Ephoren ſchickten vorerſt den Lyſander ab, um ſich an die Spitze eines Heeres von Verbündeten zu ſtellen; der König Pauſanias ſollte mit einem Heere nachrücken.

Plutarch erzählt, Lyſander habe ſich dieſen Auftrag geben laſſen, um ſich einer peinlichen Lage zu Hauſe zu entziehen. Sein Ehrgeiz, von Ageſilaus tief gekränkt, trachtete nach der Krone, auf die er nach der Verfaſſung keine Anſprüche hatte, da er zwar ein Heraklide, aber nicht aus einem der zwei Königshäuſer war. Er ging, wie aus den Papieren erhellte, die man nach ſeinem Tode fand, mit dem Plane um, die Veränderung in der Verfaſſung einzuführen, daß die Könige von Sparta in Zukunft nicht mehr nur aus den zwei Familien, ſondern aus ſämmtlichen Herakliden oder überhaupt aus den Tapferſten und Tugendhafteſten genommen werden ſollten; und er hatte zu dieſem Zweck Folgendes erſonnen. Es ging ſchon lange das Gerücht, im Königreich Pontus ſey ein Sohn des Apollo geboren worden, Silenus mit Namen; und es hieß, die delphiſchen Prieſter hätten alte Prophezeihungen in Verwahrung, die ſie nur einem Sohne ihres Gottes übergeben dürften. Dieſer angebliche Sohn des Apollo war in Griechenland angekommen und es war verabredet, daß er nach Delphi gehen, die Prieſter ihn nach genauer Prüfung als Sohn des Gottes anerkennen und ihm die alten Weiſſagungen einhändigen ſollten. Dieſe ſollte er öffentlich verleſen, und in einer derſelben ſollte den Lacedämoniern geboten ſeyn, künftig ihre Könige nur unter den Tugendhafteſten zu wählen. Dieſer ſchlau angelegte und Jahre lang fortgeführte Plan wurde jedoch durch die Unentſchloſſenheit einer der wichtigſten dabei betheiligten Perſonen vereitelt; Lyſander ergriff die Gelegenheit eines Kriegszuges und fiel in Folge eines voreiligen Angriffs unter den Mauern der Stadt Haliartus. Sein Tod erregte bei den Spartanern tiefe Betrübniß und es wurden ihm große Ehren erwieſen, zumal als man im Hauſe dieſes Mannes, der über ſo viele Reichthümer verfügt hatte, gar keine Schätze fand und ſeine Armuth nun ſeine Verdienſte um ſo mehr hob. Späterhin fand Ageſilaus in deſſen Hauſe die Schriften, welche ſeinen Plan zur Veränderung der Verfaſſung enthüllten, und wollte ſie bekannt machen, unterließ es jedoch, als ihm der Ephore Lakratidas rieth: „den Lyſander nicht auszugraben.“

Lyſander iſt ein trauriges und abſchreckendes Beiſpiel von einer Ausartung des ſpartaniſchen Geiſtes, welche ſelbſt mit großer Enthaltſamkeit und Tapferkeit, worauf die ſpartaniſche Erziehung hauptſächlich ihr Augenmerk richteze, vereinbar war, wenn der Ehrgeiz für ſich ſelbſt und für das Vaterland, über den Gerechtigkeitsſinn Meiſter wurde, und jedes Mittel erlaubt und gleichgültig ſchien, um Sieg, Macht und Ruhm zu gewinnen. Er gab die Ehre und Würde des ſpartaniſchen Namens durch ſeine ſchmeichleriſche Unterwürfigkeit gegen die perſiſchen Satrapen preis, wie er ſie durch Treuloſigkeit und Grauſamkeit gegen Bundesgenoſſen und Feinde ſchändete; er ſoll die Worte im Munde geführt haben: Kinder müſſe man mit Würfeln, Männer mit Eiden betrügen; und: es ſey thöricht, von den Nachkommen des Herkules zu verlangen, daß ſie den Krieg ohne Trug führen ſollten;

denn wo die Löwenhaut nicht hinreiche, müſſe man den Fuchspelz daran nähen. Für ſeine Vaterſtadt und für ganz Griechenland war er gleich verderblich; für jene durch die in Folge des dort verbotenen Reichthums einreißende Sittenverderbniß, für dieſes durch ſeine Erpreſſungen, ſeine Willkür, ſeine Grauſamkeit; ſo daß ein Lacedämonier ſelbſt geſagt haben ſoll: Griechenland hätte nicht zwei Lyſander ertragen können. —

Die Athener, von den Thebanern dringend aufgefordert, ſich an die Spitze des Krieges gegen die übermüthigen, jetzt allgemein verhaßten Lacedämonier zu ſtellen, welche den Städten ſtatt der verheißenen Freiheit doppelte Knechtſchaft gebracht, ſagten die Hülfe zu, und rüſteten ſich ebenſo wie die Thebaner. Am Tage, nachdem Pauſanias vor Haliartus mit ſeinem Heere angekommen und dadurch der Muth der Thebaner ſehr geſunken war, traf das Heer der Athener bei den Thebanern ein. Dadurch wurde ihre Hoffnung neu belebt und die der Lacedämonier ſank, da ihr Held, Lyſander, gefallen war und ſein Leichnam unter den Mauern der feindlichen Stadt lag. Pauſanias, ſtatt eine Schlacht zu liefern, berieth ſich mit ſeinen Anführern, ob man nicht durch einen Vertrag die Herausgabe und Beſtattung Lyſanders und der andern Gefallenen zu erlangen ſuchen ſollte? und in Betracht, daß die Bundesgenoſſen ſich ſehr verdroſſen gezeigt, die Korinthier die Theilnahme am Kriegszug verweigert hatten, der Feind eine weit zahlreichere Reiterei beſaß und die Erkämpfung der Leichname eine ſehr ſchwierige Sache war, wurde ein Vertrag geſchloſſen, daß die Lacedämonier unter der Bedingung der Auslieferung der Todten das böotiſche Gebiet räumen ſollten. Nach Sparta zurückgekehrt, wurde Pauſanias (vermuthlich von der Partei Lyſanders), auf den Tod angeklagt wegen ſeines zu ſpäten Eintreffens vor Haliartus, wegen des ſchmählichen Vergleichs, und weil er die demokratiſche Partei der Athener im Piräeus (mehrere Jahre früher) begünſtigt und frei habe abziehen laſſen. Da er ſich vor Gericht nicht ſtellte, wurde das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen. Er floh nach Tegea, wo er ſpäter an einer Krankheit ſtarb. Dieß geſchah im Jahre 394 vor Chr.

In demſelben Jahre wurde Ageſilaus, welcher bis dahin gegen Pharnabazus glücklich geſtritten, dann mit dieſem einen Waffenſtillſtand und mit ſeinem Sohne Gaſtfreundſchaft geſchloſſen und ſich zu einem Heerzuge ins innere Aſien gerüſtet hatte, nach Sparta wegen des Krieges zurückgerufen. Schmerzlich betroffen von dieſem Befehl, der alle ſeine glänzenden Ausſichten und Plane vernichtete, zögerte er doch keinen Augenblick, ſondern verſammelte die Bundesgenoſſen und erklärte ihnen die Nothwendigkeit, dem Vaterlande zu Hülfe zu eilen, verſprach aber, ihrer eingedenk zu ſeyn und wenn die Sachen in Griechenland eine günſtige Wendung nähmen, zu ihnen zurückzukehren. Die

Bundesgenoſſen hörten ihn mit Thränen an und beſchloßen, ihn auf ſeinem Zug in die Heimath zu begleiten. Er ließ ein Heer zur Beſatzung der Städte zurück; mit den auserleſenſten Kriegern aber zog er, über den Helleſpont ſetzend, zu Lande nach Griechenland zurück. In Amphipolis, in Thracien, erhielt er die Nachricht von einem Siege, den die Lacedämonier unter Ariſtodemus, dem Vormunde des Ageſipolis, über ihre Feinde in der Nähe von Korinth erfochten hatten. Die von beiden Seiten aufgeſtellten Heere zeigten, daß die Verluſte vom peloponneſiſchen Kriege ſich ſchon wieder zu erſetzen begannen; denn die Zahl der Schwerbewaffneten allein auf jeder Seite betrug über zwanzigtauſend; die Athener ſtellten dazu ſechstauſend, ſo wie ſechshundert Reiter. Ageſilaus ſchickte die Nachricht von dieſem Siege nach Aſien, er ſelbſt zog weiter und ſchlug mit der von ihm ſelbſt erſt gebildeten Reiterei die Reiterei der Theſſalier, welche für die beſte galt, da die Theſſalier und andere Völkerſchaften, als Verbündete der Thebaner, ihn auf ſeinem Zuge aufhalten wollten und angriffen. Er beſaß Seelenſtärke und Selbſtbeherrſchung genug, um ſeinem großentheils aus aſiatiſchen Griechen beſtehenden Heere die ihm eben jetzt zugekommene Nachricht von einer großen Niederlage ihrer Flotte zu verhehlen; Piſander war bei Knidus von Pharnabazus und dem in perſiſche Dienſte getretenen Athener Konon geſchlagen und ſelbſt getödtet worden. Er ſagte dem Heere, daß er Kunde erhalten, Piſander ſey gefallen, die Schlacht aber gewonnen worden, ließ viele Rinder gleichſam als Dankopfer ſchlachten und vertheilte an viele Krieger von dem Opferfleiſch. Ein kleines Gefecht wurde nur dadurch gewonnen, daß ſich unter den Feinden das Gerücht verbreitete, die Lacedämonier hätten in einer Seeſchlacht geſiegt.

Bei Koronea endlich in Lokris kam es zu einer großen Schlacht zwiſchen ſeinem vom Peloponnes aus verſtärkten Heere und den Verbündeten, welche hauptſächlich aus Argivern und Thebanern, aber auch aus Athenern, Korinthiern und Andern beſtanden. Ageſilaus ſiegte, wurde jedoch ſelbſt verwundet, entließ das Heer, ohne etwas Weiteres zu unternehmen, und begab ſich zu Schiffe heim. Trotz dieſes Sieges war der Peloponnes ſelbſt in den folgenden Jahren der Schauplatz des Krieges, welcher zuerſt der böotiſche, ſpäter der korinthiſche heißt, an welchem die Argiver den hitzigſten Antheil nahmen, und welcher hauptſächlich in Einfällen, Plünderungen und Verwüſtungen beſtand, ohne daß große Erfolge von einem Theile errungen worden wären. Am bemerkenswertheſten iſt, was um dieſe Zeit in Korinth vorfiel. In dieſer Stadt war jetzt die demokratiſche Partei am Ruder, die es mit Athen, Argos und Theben hielt; die Verwüſtung des Landes aber von den Sicyoniern, welche auf der Seite von Sparta ſtanden, ließ die lacedämoniſch geſinnte, ariſtokratiſche

Partei den Frieden und Ausſöhnung mit Sparta wünſchen. Ihre Gegner in der Stadt und von den Verbündeten erkannten die Gefahr, und um ihr zuvorzukommen, veranſtalteten ſie die Ermordung aller ihnen Verdächtigen, der angeſehenſten, edelſten und älteſten Bürger, am letzten Tage des Eukleiſchen Feſtes auf dem Marktplatze, — an den Götterbildern, an den Altären, ſogar auf den Richterſtühlen. Dieſe Gräuelthat wurde von korinthiſchen Flüchtlingen in Verbindung mit den Lacedämoniern durch Erſchlagung vieler Korinthier und Niederreißung eines Theils der Hafenmauern gerächt; doch konnten ſie ſich Korinths nicht bemächtigen. Vielmehr führte der Athener Iphikrates den Krieg im Peloponnes mit glücklichem Erfolg und die Athener halfen die zerſtörten Außenwerke derjenigen Stadt wieder erbauen, welche zehn Jahre zuvor für die völlige Zerſtörung von Athen geſtimmt hatte! So wechſelten bei den Hellenen die Geſinnungen und die Parteien!

Mit abwechſelndem Glück, ohne einen entſcheidenden Sieg, ohne Eroberung einer wichtigen Stadt wurde der korinthiſche Krieg, meiſt im Peloponnes, um Argos und Korinth, ſpäter auch in Akarnanien und nochmals zur See durch Angriffe gegen den Piräeus fortgeführt, bis zum Jahre 387, wo der ſogenannte Friede des Antalcidas geſchloſſen wurde. Dieſer Friede war großentheils das Werk des perſiſchen Einfluſſes. Nach dem Siege bei Knidus über die Lacedämonier, 394 vor Chr., ſegelten Pharnabazus und Konon vor die Inſeln und Seeſtädte, verjagten die lacedämoniſchen Statthalter und ſicherten den Städten Selbſtſtändigkeit zu, ohne daß ſie fremde Beſatzungen aufnehmen mußten. Dieß hatte Konon dem Satrapen gerathen und dieß Verfahren hatte den beſten Erfolg, indem nun alle Städte freiwillig Geſchenke ſchickten. Nur Abydos wurde durch Dercyllidas den Spartanern erhalten. Im folgenden Jahre ſegelten Pharnabazus und Konon gegen Lakonien aus, verwüſteten die Küſtenſtriche, bemächtigten ſich der Inſel Cythera, unterſtützten die Feinde Sparta's mit Geld, und Konon bewog den Pharnabazus, ihn mit dem größten Theile der Flotte nach Athen zu ſchicken und ihm Geld mitzugeben, um die Mauern nach dem Piräeus und die Feſtungswerke wieder herzuſtellen, was auch geſchah. Als die ſpartaniſche Flotte gegen Konon Nichts ausrichtete, wandten ſich die Lacedämonier an den königlichen Oberfeldherrn Tiribazus in Aſien, an welchen ſie den Antalcidas abſchickten, um den Pharnabazus und Konon wegen Verſchwendung der königlichen Gelder anzuſchwärzen und Friedensanträge zu machen. Als die Athener dieß erfuhren, ſchickten ſie ebenfalls Geſandte in Begleitung Konons an den Tiribazus. Dieſer nahm die Vorſchläge des Antalcidas, dem Könige alle griechiſchen Städte in Aſien zu überlaſſen, alle Inſeln und Städte aber für völlig frei und unabhängig zu erklären, mit Wohlgefallen auf, und obgleich er ohne des Königs Vorwiſſen nicht auf die Seite der Lacedämonier zu treten wagte, unterſtützte er ſie doch ſofort mit Geld, das er dem Antalcidas mitgab, um eine Flotte auszurüſten, ließ den Konon gefangen ſetzen, und reiste ſelbſt zum Könige, da jedoch der neue perſiſche Oberbefehlshaber der Flotte und Pharnabazus den Lacedämoniern abgeneigt waren, und Erſterer den Spartaner Thimbron, welcher mit einem Heere gelandet war, ſchlug und tödtete, wuchs den Athenern der Muth; und ihr, Feldherr Thraſybulus, obgleich er die Feinde bei Rhodus nicht anzugreifen wagte, gewann im Helleſpont die thraciſchen Könige für Athen, ſchloß ein Bündniß mit Chalcedon, ſetzte in Byzanz eine Volksherrſchaft an die Stelle der Oligarchie, ſtellte das Anſehen Athens und deſſen alte Zollgerechtigkeit wieder her, gewann Lesbos und zog dann gegen Rhodus, wurde aber von den Aſpendiern in Pamphylien in ſeinem Zelt überfallen und getödtet. Die von ihm im Helleſpont errungenen Vortheile wurden von ſeinem Nachfolger Iphikrates anfangs mit Glück gegen die Lacedämonier in Abydos behauptet; aber als der vom Perſerkönig zurückgekommene Antalcidas den Helleſpont durch eine überlegene Flotte beherrſchte und den Athenern mehrere Schiffe wegnahm, zugleich auch die ſpartaniſche Flotte von Aegina aus Athen beunruhigte und ein Ueberfall im Piräeus, wo große Beute gemacht wurde, ſie nicht wenig erſchreckte, waren ſie ebenſo wie die Argiver und Korinthier, durch den langen Krieg ermüdet, zum Frieden geneigter. Aber auch die Lacedämonier waren des Krieges ſatt und wünſchten zumal einen für ſie vortheilhaften Frieden. Als daher Tiribazus bekannt machen ließ, daß alle Städte, welche den Friedensvorſchlägen des Königs ſich zu fügen geneigt ſeyen, zu ihm Geſandte ſchicken ſollten, thaten dieß bald alle Staaten, und der perſiſche Satrape legte ihnen, gemäß den Anträgen des Spartaners Antalcidas, nach dem Willen ſeines Herrn die Bedingungen des Friedens vor: die Städte in Aſien, und von den Inſeln Klazomenä und Cypern ſollten das Eigenthum des Perſerkönigs, alle übrigen helleniſchen Staaten und Städte aber, kleine wie große, ſollten unabhängig ſeyn und bleiben, mit Ausnahme der drei von alten Zeiten her den Athenern gehörenden Inſeln Lemnos, Imbros und Skyros. Wer von beiden Theilen dieſen Frieden nicht annehme, der werde vom Perſerkönig und den ihm Gleichgeſinnten bekriegt werden. — Alle Geſandten, nachdem ſie dieß in ihre Heimath gemeldet, leiſteten bald den Eidſchwur auf dieſen Frieden, nur die Thebaner zögerten, weil ſie die übrigen böotiſchen Städte nicht für unabhängig erklären wollten, bis Ageſilaus ſie mit Krieg bedrohte und gegen ſie ausrückte, worauf ſie nachgaben, ſo wie auch die Korinthier, welche zuerſt aus Furcht vor der Rache der ariſtokratiſchen Partei die argiviſche Beſatzung nicht wollten abziehen laſſen. Der Friede des Antalcidas kam 387 vor Chr. zu Stande.

Dieſer Frieden war unrühmlich für die Griechen durch die Art, wie er zu Stande kam, indem ein perſiſcher Satrape ihn, als den Willen ſeines Herrn den bei ihm verſammelten griechiſchen Geſandten vorſchrieb, und für die Lacedämonier insbeſondere, inſofern ſie, die ihn hervorgerufen, ſich auch als Vollſtrecker und Gewährleiſter deſſelben, ſo zu ſagen als die Werkzeuge Perſiens, aufſtellen ließen, — freilich darum, weil dieß für ſie ſelbſt vortheilhaft war. Unrühmlich war er ferner ſeinem Weſen, ſeinem Inhalt und ſeinen Wirkungen nach, weil er die ſämmtlichen griechiſchen Städte in Kleinaſien, für deren Befreiung und Unabhängigkeit die Hellenen ſeit faſt hundert Jahren ſo viel und ſo ruhmvoll gekämpft hatten, der perſiſchen Herrſchaft preisgab, und dieſen Zuſtand als einen rechtlichen für alle Zeit anerkannte, obgleich die aſiatiſchen Griechen ſelbſt, bei der im Ganzen ſehr milden perſiſchen Herrſchaft, die oft nur in der Auferlegung von mäßigen Abgaben beſtand, vielleicht beſſer daran waren, wenigſtens behaglicher lebten, als wenn die europäiſchen Hellenen ſie bald zum Kriege reizten und unterſtützten, bald ſie wieder im Stich ließen, und jetzt die Athener, jetzt die Spartaner die Parteien aufſtifteten, begünſtigten, neue Verfaſſungen einführten und habſüchtige Statthalter einſetzten. Gewerbfleiß, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften blühten in Kleinaſien herrlich fort, und manche Städte, Epheſus z. B., erreichten erſt nach dieſer Zeit den Gipfel ihrer Größe und ihres Reichthums. Die Hauptbedingung des Friedens für die europäiſchen Griechen: daß alle europäiſchen Staaten, kleine wie große, völlig unabhängig ſeyn ſollten, ſchien allerdings für die allgemeine Freiheit höchſt günſtig und dem vernünftigen Rechte vollkommen entſprechend, indem dadurch theils der förmlichen, theils der unter dem Namen der Bundesgenoſſenſchaft verſteckten Unterthänigkeit der minder mächtigen Staaten ein Ende gemacht werden ſollte; aber theils war dieſe Forderung von den Spartanern ſchlau berechnet, um die Macht anderer Städte zu brechen, Athens z. B., welches ſeine Hauptſtärke den ihm verbündeten oder unterworfenen Städten in verſchiedenen Ländern verdankte und Thebens, welches als Haupt des böotiſchen Bundes ſtark war, während ſeine eigene Macht, bei der Verfaſſung Lakoniens, welches nur Einen Staat mit dem unterworfenen Meſſenien bildete, davon weniger berührt wurde: theils war eine ſolche Gleichſtellung der Mächtigſten und der Schwächſten eine Unmöglichkeit, da es in der Natur der Dinge lag, daß die Schwachen entweder an die Starken ſich anſchließen und bei ihnen Schutz ſuchen, oder von ihnen früher oder ſpäter vergewaltigt und unterdrückt werden mußten. Dieß ſahen auch ohne Zweifel die Spartaner wohl ein, und ſie zählten darauf, daß ſie, die die Bedingungen des Friedens entworfen und deſſen Vollziehung und Haltung gewährleiſtet hatten, in der That bald, ohne den Namen der Herrſchaft, ein überwiegendes Anſehen über alle in ihrer Vereinzelung ſchwächern Staaten Griechenlands erlangen würden. Nachdem alle Kolonien theils den Perſern überlaſſen, theils für frei und ſelbſtſtändig erklärt waren, mußten den Athenern namentlich theils die Mittel, theils die Veranlaſſung fehlen, eine Seemacht zu unterhalten, und ſo ſchwand auch dieſe Gefahr für Sparta, das jetzt unwiderſtehlich über die Geſchicke Griechenlands zu gebieten ſchien, aber plötzlich von dieſer Höhe wieder herabgeſtürzt werden ſollte.

XXVI.

Sitten, Künſte, Wiſſenſchaften. Ariſtophanes. Sokrates; ſein Leben, Anklage und Tod. Xenophon. Thucydides.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den geiſtigen Zuſtand Griechenlands, auf den Zuſtand der Sitten, der Gemüther, auf Kunſt und Wiſſenſchaft. Faſt fünfzig Jahre hatte der Bürgerkrieg, im engeren und weiteren Sinne, in Griechenland gewüthet, und ſeine ſchlimmen Folgen für die Sittlichkeit, für die Tugend im Staats- und Privatleben wurden oben ſchon nach Thucydides geſchildert. Auch auf die Künſte des Friedens, die Muſenkünſte, konnte ein ſolcher Krieg, der die gehäſſigſten Leidenſchaften entfeſſelte, im Ganzen nicht günſtig wirken; doch blühten und dichteten noch faſt während des ganzen peloponneſiſchen Krieges die großen Tragiker, Sophokles und Euripides; Jener ſtarb in hohem Alter, 406; dieſer in mittleren Jahren, ſchon 407 vor Chr. und noch kurz vor ſeinem Tode dichtete Sophokles ſeinen herrlichen Oedipus auf Kolonos, worin er Athen ſelbſt und Theſeus aufs edelſte feierte. Gleichzeitig mit Euripides lebte der größte Komödiendichter Griechenlands, der Athener Ariſtophanes, geboren 455, geſtorben etwa 389 vor Chr. Nicht nur Witz und Spott, ſondern auch wirkliche, erhabene Poeſie und die trefflichſte, kunſtvollſte Sprache ſtand dieſem geiſtvollen Dichter, dem unartigen Liebling der Grazien, zu Gebote, der mit ſeinen Komödien ſeine Mitbürger nicht bloß unterhalten und lachen machen, ſondern auch politiſche und patriotiſche Wirkungen hervorbringen wollte. In ſeiner Komödie die Ritter brachte er den Kleon, den ungeſtümen Volksführer, auf die Bühne, in der Abſicht, ihn lächerlich und verächtlich zu machen. Da aus Furcht vor dem damals ſehr mächtigen Manne kein Maskenmacher wagte, eine den Kleon darſtellende Maske zu fertigen, übernahm es Ariſtophanes ſelbſt, mit bloß bemaltem Geſicht dieſe Rolle zu ſpielen, und mit dieſem kecken Stücke trug er den erſten Preis davon. In einer etwas frühern Komödie, den Acharnern, ſuchte er die unvernünftige Kriegsluſt eines Theils der Athener lächerlich zu machen, und die Vortheile und das Heil des Friedens ſeinen Mitbürgern durch ernſtgemeinten Scherz an's Herz zu legen. In dieſen Stücken werden die Athener der Zeit von Marathon in ihrer einfachen Tapferkeit, Nüchternheit, Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe den damaligen Athenern als Muſter vorgehalten und mit begeiſterten Worten geprieſen, die Thorheiten und Uebelſtände einer ausſchweifenden Demokratie und Demagogie werden ſcharf gegeißelt, und die Abſicht, durch Spott zu belehren, zu beſchämen und zu beſſern kann man immerhin auch in andern Komödien dieſes Dichters finden; aber dieſe gute Abſicht, und der günſtige Einfluß, welchen die politiſchen Zurechtweiſungen allenfalls auf die Athener üben konnten, wurden wohl zum Mindeſten aufgewogen durch die ſchädlichen Wirkungen, welche der zügelloſe Scherz, der aller Sitte und allen religiöſen Bräuchen und Meinungen Hohn ſprach, und die Athener entwöhnte, irgend Etwas heilig zu halten, hervorbringen mußte. Daß er die Sophiſten, ein mehr und mehr in Athen emporwucherndes Geſchlecht die Wahrheit entſtellender, fälſchender und feil machender Schwätzer lächerlich zu machen ſuchte, muß verdienſtlich genannt werden; aber daß er die Perſon des Sokrates wählte, der ſeinem innerſten Weſen und in allem ſeinem Thun wie nach ſeiner Geſinnung der entſchiedenſte Gegner der Sophiſten war, um die Sophiſten zu verſpotten, verräth entweder eine große Ungerechtigkeit, oder eine kaum glaubliche Unbekanntſchaft mit der Geſinnung und den Beſtrebungen dieſes Weiſen. Zwar ſcheint Sokrates ſelbſt dieſe Verſpottung gleichmüthig und harmlos aufgenommen zu haben, wenn es wahr iſt, daß er im Theater ſogar aufſtand und lange ſtehen blieb, um ſich als den auf der Bühne Verſpotteten zu erkennen zu geben und ſich mit ihm vergleichen zu laſſen; auch mag aus der Schrift Platons: Das Gaſtmahl, geſchloſſen werden, daß Beide ſonſt in gutem Vernehmen ſtanden, ſich kannten und achteten; aber doch möchte die ariſtophaniſche Darſtellung des Sokrates zu dem Schickſal beigetragen haben, welches ihn ſpäter betraf, obgleich das Stück bei der Aufführung keinen Preis davon trug. Bei dem ebengenannten außerordentlichen Manne müſſen wir etwas verweilen.

Sokrates, geboren 469, geſtorben 400 vor Chr. lebte zum Theil noch in den ſchönſten, aber dann auch in den traurigſten Zeiten des atheniſchen Staats. Er war Zeitgenoſſe der Siege Cimons und dann des Perikles, er vernahm des letztern Beredtſamkeit, er verkehrte mit ihm und mit der geiſtvollen und reizenden Aſpaſia, die er ſeine Lehrerin in der Beredtſamkeit nannte; aber er erlebte auch das Unglück in Sicilien (er ſoll von dem Zuge abgerathen und Schlimmes davon geahnt haben), die Niederlage bei Aegospotamos, die Einnahme Athens durch Lyſander, die Schreckensregierung der dreißig Tyrannen, die Gräuel des Bürgerkriegs. In dieſen wechſelvollen Zeiten aber blieb er innerlich unverändert und unerſchüttert, ſchritt er ſtetig mit gleicher Kraft und Feſtigkeit vorwärts auf der Bahn der Erkenntniß und der ſittlichen Vervollkommnung. Menſchen von tugendhafter Geſinnung und reinem Wandel mag es in einfachen Lebensverhältniſſen manche geben, aber eine höhere, oder doch eine mit wahrer Weisheit verbundene, auf der klarſten Erkenntniß und Anſchauung der menſchlichen Dinge ruhende Tugend war erforderlich, um in einem theilweiſe ſchon ſo verdorbenen Staate, unter ſo ſchwierigen und verwickelten Umſtänden Muſter und Lehrer der Sittlichkeit zu ſein. Und dieß wurde Sokrates nicht dadurch, daß er ſich vom bewegten äußern Leben zurückzog und ſich in einſame Betrachtung verſenkte: nein, er übernahm alle Aufgaben und Pflichten, er theilte die erheiternden und bildenden Genüſſe, er beſtand und überwand alle Gefahren und Prüfungen dieſes Lebens, und überall bewährte er ſich als beſonnener, ſeiner ſelbſt mächtiger, der Tugend getreuer Weiſer. Er diente ſeiner Vaterſtadt als Krieger in mehreren Feldzügen, wo er ſich (als Lebensretter des Alcibiades bei Potidäa, nach Andern auch des Xenophon bei Delium) ebenſo durch ungemeine Tapferkeit als großmüthige Beſcheidenheit, durch die mannhafteſte Erduldung aller Beſchwerden, des Hungers und Durſtes, der Hitze und Kälte, auszeichnete; aber was mehr iſt, er allein widerſetzte ſich als Prytane dem geſetzwidrigen, grauſamen Verfahren gegen die unglücklichen Feldherrn, und zeigte ſich bereit, dem von den dreißig Tyrannen zum Tode gebrachten Theramenes beizuſtehen. Jedoch ſtrebte er nicht nach Ehrenſtellen und Aemtern im Staate, nach Anführerſtellen im Kriege, ſondern begnügte ſich, einfach und treu ſeine Bürgerpflicht zu erfüllen, und vermuthlich entzog ihn nur ſeine gänzliche Anſpruchsloſigkeit dem Verdacht und der Verfolgung der Dreißig. Er ſelbſt ſchrieb es der warnenden Stimme ſeines Genius zu, daß er ſich von den Staatsangelegenheiten ſo entfernt hielt, und behauptete, wenn er ſich darein gemiſcht hätte, ſo würde er nicht ſo lange ſeine für den Staat wohlthätige Wirkſamkeit, die Ermahnung zur wahren Weisheit durch Belehrung und Beiſpiel haben ausüben können. Die Freuden der Geſelligkeit floh er ſo wenig als die Genüſſe der Kunſt; bei fröhlichen Gelagen liebte er die Lehren der Weisheit auszuſprechen, behielt aber immer, unbeſiegt vom Weine, ſeine volle Nüchternheit und Beſonnenheit.

Sokrates war der Sohn des Sophroniskus, eines Bildhauers, und trieb ſelbſt auch in jüngeren Jahren dieſe Kunſt nicht ohne Erfolg; eine Gruppe von bekleideten Grazien auf der Akropolis wurde ihm zugeſchrieben. Später gab er dieſe Kunſt auf und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften, las von Schriften älterer Philoſophen was er bekommen konnte und ließ ſich von den beſten Meiſtern aller Künſte unterrichten; als ſeine Lehrer in der Philoſophie werden genannt Anaxagoras, Archelaus und Prodikus. Er ſcheint ein kleines Vermögen beſeſſen zu haben, ließ ſich auch wohl von großmüthigen und reichen Freunden (Kriton wird genannt) unterſtützen, nahm aber, nachdem er ſelbſt nicht ſowohl zu lehren, — er hielt keine Schule — als vielmehr nur in der Erkenntniß und Weisheit Anleitung zu geben anfing, von ſeinen Schülern oder Freunden keine Bezahlung an, wie ſonſt die Philoſophen und noch mehr die Sophiſten thaten, und lebte in großer Einfachheit mit ſeiner Familie. So ausgebreitet ſein Wiſſen war, in Geſchichte, Mythologie, Poeſie, Naturkunde, ſowie in den Lehren der Philoſophen, wollte er doch nie als Meiſter des Wiſſens auftreten, behauptete vielmehr, er wiſſe nur das, daß er Nichts wiſſe, ſondern theilte nur aus dem Schatze ſeiner Kenntniſſe und ſeines tiefen Denkens im Geſpräche, worin er eben ſo anmuthig als vollendeter Meiſter war, ungeſucht und ſcheinbar zufällig ſeinen Freunden mit, die er durch die Kunſt zu fragen und einen Gegenſtand nach allen Seiten weiter zu verfolgen, zu fruchtbarem Selbſtdenken anzuleiten verſtand. So groß war der Reiz, ſo hoch geſchätzt der Werth ſeines bildenden Umgangs, daß die vornehmſten und angeſehenſten Jünglinge und Männer, durch Reichthum, Stand und Schönheit ausgezeichnet, ſich eifrig um die Freundſchaft des dürftigen Weiſen, von geringer Herkunft und faſt häßlicher Erſcheinung, bewarben; denn der große und edle Geiſt des Sokrates wohnte in einer unſchönen Hülle, und er ſelbſt geſtand, daß er die niedern und unedlen Triebe und Eigenſchaften, welche in ſeinen Geſichtszügen ſich zu verrathen ſchienen, urſprünglich an ſich gehabt, durch die Kraft aber des auf das Gute, Schöne und Göttliche gerichteten Willens ſie bemeiſtert habe.

Auf die Anfrage des Chärephon, eines Freundes des Sokrates, gab das Orakel zu Delphi die Antwort: »Weiſe iſt Sophokles, weiſer Euripides, aber der Menſchen Weiſeſter iſt Sokrates.« Dieß Wort des Orakels glaubte Sokrates ſelbſt ſich nur dadurch erklären zu können und etwa zu rechtfertigen, daß er die an dem Eingang des Heiligthums angeſchriebene Ermahnung: »Erkenne dich ſelbſt!« im weiteſten und tiefſten Sinne zum Ausgangspunkt und zur Hauptaufgabe ſeiner Philoſopie machte. Nicht ſowohl die Unterſuchung deſſen, was im Himmel und unter der Erde iſt, der Geheimniſſe der Natur und der unſichtbaren Welt, als vielmehr die Erforſchung des menſchlichen Weſens und beſonders der ſittlichen Natur des Menſchen beſchäftigte ihn, — die Aufgabe, ſich und Andere durch Selbſterkenntniß, durch Erkenntniß des an ſich und unveränderlich Wahren, Guten und Schönen, durch Liebe zum Schönen, Heiligen und Göttlichen, zur reinſten, bewußten Sittlichkeit, zur unwandelbaren Gerechtigkeit in allen Verhältniſſen des Lebens, in der Familie, im Staat, als Freund und als Verehrer der Gottheit, zum heitern Gleichmuth in allen Schickſalswechſeln zu bilden. Daher man von ihm geſagt hat: er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde, in die Häuſer und auf den Markt, d. h. in das tägliche Leben eingeführt, und er ſelbſt bezeichnete ſeine Weisheit als eine rein menſchliche. Die tiefſten Unterſuchungen überſinnlicher Dinge, die Uebung des Geiſtes durch das ſchärfſte Denken, waren damit nicht ausgeſchloſſen, und Sokrates zeigte ſich hierin ſelbſt den gewandteſten, ſcharfſinnigſten und ſpitzfindigſten Sophiſten überlegen; aber er gab ſcharfſinnige, kühne und glänzende Gedanken und Vermuthungen nicht für ein ſicheres Wiſſen aus, und bekämpfte mit durchdringendem Verſtande, mit den ſchärfſten Gründen und mit heiterem Spott ebenſo die Anmaßungen, den Wahn einer ſich für untrüglich ausgebenden, irre führenden Wiſſenſchaft, wie die Träume eines ſchädlichen Aberglaubens. Dabei war er aber ſo weit entfernt, das Ueberſinnliche und Geheimnißvolle überhaupt zu beſtreiten oder zu bezweifeln, daß er ſelbſt der Stimme eines Genius oder Dämon in ſeinem Innern lauſchte und glaubte, die zu ihm in wichtigen eigenen und fremden Angelegenheiten ermunternd oder warnend ſprach.

Je reiner er ſich die Gottheit dachte, als durchaus gut und heilig und als Urſache und Grund des Guten, um ſo weniger konnte er mit der mythologiſchen Religion des Volkes und der Dichter ganz einverſtanden ſeyn. Zwar ein Aeſchylus, Sophokles und Pindarus waren bemüht, alle unwürdigen Vorſtellungen vom Weſen und Thun der Götter fern zu halten oder auf eine ſinnvolle Weiſe zu deuten, und ſie als Vorbilder und Beſchützer des ſittlich Guten darzuſtellen; und wenn auch für den folgerichtigen Denker nicht ganz befriedigend, war ihre Poeſie, ſofern ſie die Götter betraf, im Ganzen für den ſittlichen Menſchen nicht anſtößig; aber die am meiſten verbreiteten und bekannten Dichtungen Homers, an welche ſich eine Menge andere Sagen oder Mythen anreihte, enthielten des ſittlich Anſtößigen allzuviel und forderten, ſo wie die damit getränkten Volksvorſtellungen und Meinungen und die künſtleriſchen Darſtellungen derſelben, den ſittlichen Denker Sokrates zu einem beſtändigen, ſcherzhaften aber ſehr ernſt gemeinten Kampf heraus. Denn ließ ſich auch ſein frommer Sinn die dichteriſche, ſinnliche Einkleidung des Ueberſinnlichen und Ewigen gefallen, und machte er willig den Cultus mit, ſoweit derſelbe als Ausdruck der frommen Ehrfurcht und Ergebung betrachtet werden konnte, ſo empörte ſich doch eben ſeine Frömmigkeit gegen die den Göttern angedichteten Schwächen und Laſter und kühn behauptete er das Recht der ſittlichen Ueberzeugung gegen die Macht einer unwürdigen und ſchädlichen Ueberlieferung. So viele Freunde ihm nun ſeine anerkannte, erprobte Tugend als Menſch und als Bürger, ſeine vom delphiſchen Gotte gerühmte Weisheit, der Reiz ſeines bildenden Umgangs erwarb, ſo machte er ſich doch einerſeits die Sophiſten, die er durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und Uneigennützigkeit beſchämte, andererſeits diejenigen zu Feinden, welche an der überlieferten mythologiſchen Religion entweder in unbefangenem gutem Glauben feſthielten, oder die doch nicht daran gerüttelt wiſſen wollten, weil ſie mit dem Weſen und dem Beſtande des Staates auf's Engſte zuſammenhing. Und wie ängſtlich die Athener darüber wachten, daß die im Staate geltende Religion in allen Theilen und Satzungen unangetaſtet bleibe, haben wir aus der gegen Aeſchylus erhobenen Anklage wegen Enthüllung der Myſterien vor Uneingeweihten, aus den Anklagen gegen Anaxagoras und Aſpaſia, aus der Verfolgung des Alcibiades wegen der Verſtümmelung der Hermen, und der Hinrichtung Derer, welche die Myſterien im Scherze nachgeahmt und aufgeführt haben ſollten, erfahren. Ohne Zweifel hatte die griechiſche Religion und Mythologie einen ſittlich guten Kern, hatte Lehren, Uebungen, Bräuche und Einrichtungen, welche die Sittlichkeit der Einzelnen, das Recht und die Menſchlichkeit in den Staaten fördern konnten, und beſonders bei den Myſterien der Demeter mögen — denn man weiß ſehr wenig Zuverläſſiges davon, — erhebende und kraftvolle Lehren, Hoffnungen und Ausſichten den Eingeweihten verkündet worden ſeyn. Mit Recht waren die Athener ſtolz auf die ihnen eigenthümlichen Myſterien der Demeter, woran ſie jedoch auch Fremde neidlos theilnehmen ließen, deren Wohlthaten und Segen von den größten Dichtern mit feierlichen Worten geprieſen wurden, weil ſie dem Menſchen die wahre Würde ſeiner Natur, die höhere Bedeutung ſeines Lebens enthüllten, und ihn durch Eröffnung des Blicks in ein Daſeyn jenſeits des Grabes mit Freudigkeit im Leben und im Sterben erfüllten. Kein Eingeweihter iſt dem Jammer zugänglich! ſagt Plutarch und ein alter Hymnus, Sophokles und Pindarus, preiſen diejenigen glücklich, welche die Weihen erhalten haben, ehe ſie in's Grab gelegt wurden. Aber ſelbſt die Myſterien waren mit Gebräuchen umgeben, welche leicht auf das Gemüth einen gerade entgegengeſetzten Eindruck machen konnten, und beſonders in Zeiten, wo die Menſchen dem religiöſen Glauben und Ernſt ſich entfremdeten, den leichtſinnigen und frevelnden Spott faſt nothwendig hervorrufen mußten.

Lange Zeit blieb Sokrates, außer den ungerechten, aber vielleicht nicht ganz wirkungsloſen Angriffen des Ariſtophanes, von eigentlichen Verfolgungen unangefochten; obgleich mißgünſtige Reden und Gerüchte vielfach gegen ihn ſcheinen ausgeſtreut worden zu ſeyn; auch erließen die dreißig Tyrannen aus Abneigung und Mißtrauen gegen ihn das Verbot, in der Redekunſt Unterricht zu ertheilen; erſt als faſt ſiebenzigjähriger, jedoch noch ganz rüſtiger Greis wurde er von einer Anklage verfolgt, zu einer Zeit, wo vermuthlich ſeine angeſehenen und einflußreichen Freunde geſtorben, Opfer des Kriegs oder der Parteiwuth geworden, und die Gemüther des Volkes durch eine Reihe trauriger Schickſale ermüdet und abgeſtumpft waren, denn ſonſt wäre kaum begreiflich, wie die Anklage hätte Erfolg haben können.

Gegen den ſiebenzigjährigen Sokrates traten drei Jahre nach der Vertreibung der dreißig Tyrannen als Ankläger bei dem Archon-Baſileus (dem zweiten Archon, der die Anklagen annahm) auf Meletus, (oder Melitus), Anytus und Lykon. Meletus war ein froſtiger, wenig begabter Dichter, ein noch junger, wenig geltender Mann; Lykon aber war ein bedeutender, einflußreicher und beliebter Redner, und Anytus, ein reicher Mann, welcher auch den Meletus durch Geld zur Anklage gewonnen haben ſoll, eine Hauptſtütze der Volksregierung, hatte zur Vertreibung der Dreißig mit Thraſybulus Viel beigetragen. Der letztere war auch früher mit Sokrates in gutem Vernehmen geſtanden, hatte ihn gebeten, ſeinen Sohn zu unterweiſen, hatte ſich aber durch Räthe, die ihm Sokrates in Betreff dieſes Sohnes gab, perſönlich verletzt geglaubt, und Aeußerungen des Sokrates über die Verfaſſung und Verwaltung des Staates übelgenommen und als ſtaatsgefährlich verſchrieen. Sokrates, obgleich er den Dreißig gegenüber männlichen Freimuth gezeigt und überall ſeine Bürgerpflicht getreu erfüllt hatte, war doch mit der Demokratie, ſo wie ſie in Athen beſtand, wo die wichtigſten Angelegenheiten und Ernennungen der Entſcheidung des blinden Looſes oder der oft ebenſo blinden Menge überlaſſen waren, durchaus nicht einverſtanden, zog vielmehr eine Ariſtokratie im wahren Sinne, die Herrſchaft der Weiſeſten und Beſten, weit vor. Da jedoch dieß Sache der Meinung und er durchaus keiner Feindſeligkeit gegen die Volksregierung ſchuldig oder verdächtig war, machte man ihm das zum Verbrechen, daß er der Lehrer des Alcibiades, ja ſogar des ſchlimmſten unter den dreißig Tyrannen, des Kritias, geweſen war. Indeſſen lautete die Anklage ganz allgemein dahin: daß er des Todes ſchuldig erklärt werden ſolle, weil er die Götter, welche das atheniſche Volk verehre, nicht für Götter halte, ſondern neue einführe, und weil er die Jugend verführe.

Auf dieſe Anſchuldigungen verhielt ſich Sokrates zuerſt ganz ruhig und that ſelbſt durchaus keine Schritte, um ihnen zu begegnen oder ſich zu entziehen. Einem ſeiner Freunde, Hermogenes, fiel es bei einem Beſuche auf, daß Sokrates von allen andern Dingen, von der gegen ihn obſchwebenden Anklage aber gar nicht redete und fragte ihn, ob er denn nicht auch an ſeine Vertheidigung denke. Sokrates verſetzte: „Scheint dir nicht, daß ich mein ganzes Leben mich auf meine Vertheidigung vorbereitet habe? Mein ganzes Leben hindurch habe ich nie Jemand Unrecht gethan, und dieß halte ich für die beſte Vorbereitung zu einer Vertheidigung;“ übrigens habe er, ſetzte er hinzu, ſchon zweimal angefangen, auf eine Vertheidigungsrede zu denken; aber die Gottheit, — die innere Stimme, von welcher er, als einer göttlichen, rathenden oder die Zukunft verkündenden, ſich in größern wie in minder wichtigen Dingen leiten ließ, — ſey dagegen, und ihm ſelbſt erſcheine es als eine gütige Fügung der Gottheit, daß er jetzt ſterbe. Bis auf dieſe Stunde habe er keinem Menſchen den Vorzug eingeräumt, beſſer und glücklicher gelebt zu haben, als er, der auf ein unſträfliches und reines Leben mit Seelenruhe und Zufriedenheit zurückſchaue. Bei längerem Leben würde er nur dem Alter ſeinen Zoll entrichten müſſen; ſeine Sinne, Faſſungskraft und Gedächtniß würden abnehmen, und ſo verhelfe ihm die Gottheit in ihrer Güte dazu, daß er nicht nur zu rechter Zeit, ſondern auch ſo leicht als möglich ſein Leben ende, verſchont von ſchmerzlicher Krankheit oder von den Beſchwerden des mühſeligen und freudloſen Alters. Daher werde er ſich vor den Richtern darauf beſchränken, ſtatt um ſein Leben zu betteln, nur vorzubringen, was ihm Schönes von Göttern und Menſchen zu Theil geworden und was er von ſich ſelbſt für eine Meinung habe. — Demgemäß gab er auch eine kunſtreich ausgearbeitete und rührende Vertheidigungsrede des berühmten Redners Lyſias dankend aber ablehnend zurück, da er die Art der Vertheidigung durch Erregung von Rührung und Mitleid ſeiner Unſchuld und ſeinen Grundſätzen nicht angemeſſen fand.

Die Anklage kam vor das Volksgericht der Heliäa, aus fünfhundert Bürgern beſtehend und wurde von den drei Anklägern mit ausführlichen Reden unterſtützt; Meletus (oder Melitus) ſprach, wie es ſcheint, im Namen der (komiſchen) Dichter, welche dem Sokrates, wie er ſeinerſeits ihnen, wenig geneigt waren; Lykon im Namen der Sophiſten, Anytus vertrat die Stimmung und Geſinnung der dem Sokrates abholden Staatsmänner und Demokraten. Der erſte Ankläger machte, ſcheint es, wenig Eindruck; der Einfluß und das Anſehen des Anytus aber gaben ſeinen Worten beim Volk einiges Gewicht. Sokrates vertheidigte ſich alsdann gegen die vorgebrachten Anſchuldigungen mit größter Ruhe und Faſſung, ſogar mit der ſcherzenden Heiterkeit, in welcher die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes ſich im Geſpräche mit Andern kund gab, mit Freimuth und edlem Stolz. Zuerſt verwahrte er ſich gegen die Beſchuldigung, daß er die vom Staat anerkannten Götter nicht annehme. Jedermann habe ihn doch an den gemeinſamen Feſten alle religiöſen Bräuche emſig und eifrig erfüllen, und auf den öffentlichen Altären opfern ſehen, und ebenſo habe er hiezu Andere ermahnt. Eine ſinnloſe Behauptung ſey es, daß er die Götter ſollte geläugnet haben, da doch ſein ganzes Leben auf die Erkenntniß, auf die Verehrung der Gottheit durch Gerechtigkeit, Tugend und Reinheit des Wandels gerichtet geweſen ſey. Aber auch für eine Neuerung im hergebrachten Glauben dürfe man das nicht erklären, daß er eine Stimme der Gottheit in ſeinem Innern zu vernehmen behaupte, die ihn leite und berathe: denn Weiſſagungen und Andeutungen der Zukunft ſeyen ja ſonſt allgemein üblich und anerkannt, durch Vogelflug, Eingeweide der Opferthiere, Donner und Orakel; und er könne ſich darauf berufen, daß er ſolche Erinnerungen der Gottheit oft ſchon ſeinen Freunden mitgetheilt habe und nie als Lügner erfunden worden ſey. — Als auf dieß die Richter murrten, theils weil ſie ihm nicht glaubten, theils aus Neid, daß er von den Göttern größerer Gunſt als ſie wollte gewürdigt ſeyn, ſprach Sokrates weiter: wie Chärephon ſeinetwegen in Delphi angefragt habe, habe der Gott die Antwort gegeben: Niemand ſey gerechter und weiſer als Sokrates. — Als nun die Richter noch lauter murrten, erinnerte er ſie an den Orakelſpruch, welcher den Lykurg ſogar mit einem Gotte verglichen, forderte ſie aber auf, zu unterſuchen, ob der delphiſche Gott Unrecht gehabt. Er erinnerte ſie an ſein ganzes Leben unter ihnen, wie er, keinen ſinnlichen Begierden fröhnend, nüchtern, uneigennützig, von Niemand Geſchenke oder Belohnungen annehmend, einzig der Erkenntniß der Wahrheit und Uebung der Tugend ſich befleißend, Andere belehrend und unterſtützend, ſeit vielen Jahren als ein Wohlthäter Vieler lebe, ſo daß für ſeine Schuldner ſich viele Einheimiſche und Fremde dankbar erkennen. Niemand werde ihn hierin der Unwahrheit überweiſen, und wohl mit Recht werde er deßhalb von Göttern und Menſchen gelobt. Und dennoch wage man ihn zu beſchuldigen, daß er die Jugend verderbe! Wiſſe man doch, auf welche Art die Jünglinge verdorben zu werden pflegen! Man ſolle ihm Einen nennen, der durch ihn aus einem Verehrer ein Verächter der Götter, aus einem guten Haushalter ein Verſchwender, aus einem mäßigen Menſchen ein Säufer, aus einem Freunde der Anſtrengung ein Weichling oder Lüſtling geworden ſey? — und auf dieß wußte der Ankläger Meletus nur vorzubringen: er wiſſe von Solchen, welche Sokrates beredet habe, ihm mehr zu gehorchen als ihren Eltern. Dieß gab Sokrates in Abſicht auf die Erziehung zu; auf dieſe glaube er ſich beſſer als Andere zu verſtehen; ſeltſam ſey es nun aber, daß er, der von Einigen in der Erziehung als der kundigſte Meiſter anerkannt werde, und dem man deßhalb auch folgen ſollte, eben deßhalb peinlich angeklagt werde. Viele ſeyen in Athen, Viele hier anweſend, die er durch Belehrung und Umgang, wie ein Vater oder älterer Bruder, gebeſſert habe und Keiner, die Eltern oder Verwandten von Keinem werden das Gegentheil behaupten können. Kühn nannte er ſeine Ankläger Lügner, Lügner, die ſich ihrer Lügen bewußt ſeyen, ebenſo wie er das ſichere Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld und Wahrhaftigkeit habe; und deßwegen verſchmähte er es, die Sprache eines Schuldigen, eines um Gnade Flehenden zu führen, und Weib und Kinder, wie es ſonſt üblich war, vor die Richter zu bringen, ſie mit Thränen um Nachſicht und Milde zu bitten; er erklärte, er unterlaſſe dieß Alles, nicht aus Hochmuth und Geringſchätzung ſeiner Richter, ſondern aus Achtung vor ſich ſelbſt und ſeinem Namen und Ruf, ſo wie aus Achtung vor den Richtern ſelbſt und ihrem Berufe. Denn eines Mannes ſey es unwürdig, ſchuldig oder unſchuldig, um ſein Leben zu flehen und zu betteln, und am meiſten eines Solchen, welcher den Tod für kein Uebel halte; und die Richter ſeyen, ihrem Schwure gemäß, berufen, nach den Geſetzen zu richten und die Wahrheit zu finden, nicht aber nach Gutdünken Gnade zu üben und ſich über das Recht zu ſtellen. Laut und feierlich erklärte er auch, daß er nimmermehr ſich dazu verſtehen würde, von ſeiner bisherigen Art zu ſeyn und zu leben abzulaſſen, denn er habe hierin einer göttlichen Stimme gefolgt, und der Gottheit müſſe man mehr gehorchen als dem Willen der Menſchen.

Die Richter hatten nun zuerſt die Frage zu entſcheiden, ob Sokrates überhaupt für ſchuldig erklärt werden ſolle, und dieſe Frage wurde mit einer, für eine ſo große Zahl von Richtern, fünfhundert, geringen Mehrheit bejaht, eine Entſcheidung, zu welcher wohl am meiſten die Hindeutung des Anklägers auf den Umgang des Sokrates mit Alcibiades und dem noch in friſchem Andenken ſtehenden Tyrannen Kritias beitragen mochte. Nach der atheniſchen Gerichtsordnung wurde nun erſt über die Strafe erkannt, jedoch in derſelben Gerichtsſitzung, und der Ankläger hatte den Antrag, der Angeklagte aber durfte einen Gegenantrag machen. Meletus trug auf den Tod an; Sokrates, aufgefordert zu ſagen, was er verdient zu haben glaube, verſetzte: er glaube durchaus keine Strafe, ſondern vielmehr die Ehren des Prytaneums verdient zu haben, in welchem die Sieger von Olympia auf Koſten des Staates unterhalten wurden, weil er, ſeine eigenen Angelegenheiten, Ehre und Reichthum vernachläßigend, einzig der Förderung des wahren Wohls ſeiner Vaterſtadt durch Belehrung und Veredlung ihrer Bürger gelebt habe und deßwegen in ſeinem Alter arm ſey. Eine Strafe aber könne er ſich nicht anſetzen, als Verminderung der von Meletus beantragten Todesſtrafe, ſchon darum nicht, weil er ſich dadurch als ſchuldig anerkennen würde. Solle aber wirklich eine Strafe an ihm vollzogen werden, ſo wüßte er keine andere ſtatt des Todes zu wählen, von dem er nicht wiſſe, ob er ihn ein Gut oder ein Uebel zu nennen habe. Nicht Gefangenſchaft und Kerker, denn dieß ſey Sklaverei; nicht Verbannung, denn anderswo würde ihn, wenn er ſeiner bisherigen Weiſe zu leben treu bliebe, leicht wieder daſſelbe Schickſal treffen wie in Athen, und er habe in ſeinem Alter nicht Luſt, von Stadt zu Stadt als Verbannter zu wandern, ſchweigen aber könne er nicht, weil dieß hieße der Gottheit ungehorſam ſeyn; eine Geldſtrafe erlegen würde er gerne, ſofern das Geld für ihn kein Gut ſey, aber er beſitze keines; — nach einigen Nachrichten hätte er eine ganz kleine Summe angeboten, und ſeine Schüler, darunter Platon, Kriton, und Kritobulus hätten ſich zu Bezahlung einer größeren Summe bereit erklärt; aber die zuverſichtliche und ſtolze Sprache des ſeiner Unſchuld bewußten, den Tod nicht fürchtenden Mannes machte auf das von ſeinen Feinden bearbeitete, an flehentliche Bitten und Schmeicheleien bei Angeklagten gewöhnte Volk, das den Gerichtshof bildete, einen ſo nachtheiligen Eindruck, daß er ſofort durch achtzig Stimmen mehr zum Tode verurtheilt wurde.

Auch jetzt blieb er vollkommen gefaßt und ruhig und redete noch einmal die Richter an. Nur um ein Weniges hätten ſie ſeine Tage verkürzt, aber dennoch ſich für alle Zeiten eine große Schmach aufgebürdet, weil ſie einen Unſchuldigen verurtheilt. Er glaube, daß er durch eine andere Art der Vertheidigung ſich wohl der Verurtheilung hätte entziehen können, bereue aber keinen Augenblick ſeine Handlungsweiſe und ziehe den ihm ſo zu Theil werdenden Tod einem durch Bitten erkauften Leben vor. Schwerer als dem Tode ſey es der Schlechtigkeit zu entfliehen, welche ſchneller als dieſer laufe; ihn, den Alten und Langſamen, habe der Tod, ſeine jüngern und hitzigen Ankläger aber die Schlechtigkeit ereilt. Er verkündigte weiſſagend, als ein dem Tode Naher, denen die ihn angeklagt und verurtheilt, die Strafe der Götter, die Verdammung und den Abſcheu der Menſchen; denen aber, welche ihn freigeſprochen, zeigte er, daß ſeine Verurtheilung zum Tode, wenn gleich das ſchreiendſte Unrecht, doch für ihn kein Unglück ſey. Jene göttliche Stimme, welche ihn ſonſt bei allen ſchwierigen Ereigniſſen ſeines Lebens gewarnt, habe ihm hier ganz geſchwiegen, — ein Beweis, daß hier von keinem Unglück für ihn die Rede ſeyn könne, daß er auf dem Wege des Guten und des Glücks wandle. Selbſt wenn der Tod ein ewiger Schlaf ohne Träume wäre, wäre er dem mühebeladenen Leben weit vorzuziehen, noch viel mehr aber, wenn er, wie zu hoffen, eine Wanderung und Verſetzung in ein anderes und beſſeres Daſeyn ſey. »Wenn Einer,« ſo läßt den Sokrates die Apologie Platons ausrufen, »wenn Einer ankommend im Hades, geſchieden von denen, welche auf Erden ſich Richter nennen, die ächten Richter finden wird, welche dort Recht ſprechen ſollen, Minos, Rhadamanthys, Anakos, und Triptolemos und andere Halbgötter, die ſich im Leben als gerecht bewährt, — ſollte dieß nicht eine wünſchenswerthe Ueberſiedlung ſeyn? und wer wünſchte nicht den Orpheus und Muſäos und Heſiodus und Homeros zu treffen? Ja, ich wünſche mir ſehnlich den Tod, wenn dem ſo iſt; denn wonnevoll würde mir das Verweilen dort ſeyn, wenn ich dem Palamedes und Aias, dem Sohne Telamons, begegnete, und Wer ſonſt von den Alten durch ungerechten Richterſpruch geſtorben iſt, und, was ich erduldet, mit ihren Leiden vergleichen könnte. Auch Ihr, o Richter, ſollt mit guter Hoffnung und getroſt den Tod ins Auge faſſen, überzeugt, daß es für die Rechtſchaffenen im Leben und im Sterben kein Uebel gibt und daß die Götter ſie nicht außer Acht laſſen. Auch mein Schickſal iſt nicht Werk des Ungefährs, ſondern mir iſt offenbar, daß es für mich das Beſte iſt, jetzt zu ſterben und des Irdiſchen enthoben zu werden. — Nun aber iſt es Zeit zu ſcheiden und wegzugehen — ich zum Tode, Ihr um fortzuleben; was aber von beidem das Beſſere ſey, das iſt Allen verborgen außer der Gottheit.«

Mit heiterer Miene, mit feſten Schritten und ungebeugter Haltung ging er weg in ſeinen Kerker. Die Todesurtheile wurden ſonſt in Athen raſch, ſobald ſie gefällt waren, vollzogen, aber gerade am Tage der Verurtheilung, oder am folgenden hatte der Prieſter des Apollo das heilige Schiff, welches von Athen alljährlich nach Delos geſendet wurde, zur Abfahrt bekränzt, bis zu deſſen Zurückkunft kein Todesurtheil vollſtreckt werden durfte. So blieben dem Sokrates noch dreißig Tage zu leben übrig, während welcher Zeit er, ohne je ſeinen Gleichmuth und ſeine Heiterkeit zu verlieren, mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden wie ſonſt verkehrte. Sogar mit dichteriſchen Verſuchen ſoll er ſich, was er ſonſt nie gethan, beſchäftigt haben, und ſein großer Schüler Platon ſchildert im Phädon, wie er am Tage ſeines Todes noch tiefſinnige und hoffnungsreiche Geſpräche über die Unſterblichkeit der Seele geführt. Seine Freunde wollten ihm während dieſer Zeit Gelegenheit zur Flucht verſchaffen, aber er lehnte es aufs beſtimmteſte ab. Als endlich das heilige Schiff zurückgekommen, trank der Weiſe, nicht ganz die Abendſtunde abwartend, bis zu welcher ihm Friſt gegönnt wäre, mit heiterer Faſſung, ſeine Freunde tröſtend und ſie wegen unmäßiger Trauer tadelnd, den Schierlingsbecher, der ihm einen ſchmerzloſen Tod gab. *)

Ob die Ankläger des Sokrates wirklich bald nach ſeinem Tode ſelbſt gerichtlich angeklagt und verurtheilt, oder durch den Haß und die Verachtung des Volkes geſtraft und ſogar zur Verzweiflung getrieben wurden, ob die Athener ihrem Weiſen eine Bildſäule und gar einen Tempel weihten, wie ſpätere Geſchichtſchreiber berichten, mag bezweifelt werden, da ſeine Zeitgenoſſen davon ſchweigen; aber durch die Schriften ſeiner Schüler, eines Xenophon und Platon, wurden ihm Denkmale gegründet, welche ſeine Ankläger und Richter für alle Zeiten mit Schmach und Schande bedeckten und für Athen die Ehre und das Glück, einen ſolchen Mann hervorgebracht und beſeſſen zu haben, durch den unwiderruflichen Vorwurf verbitterten und trübten: aus Neid und Unverſtand an ihm einen Mord begangen zu haben. Die Gefahren eines demokratiſchen Gerichts, aus einer ſo großen Zahl Bürger ohne alle genauere Auswahl, nach Maßgabe der Einſicht, Rechtſchaffenheit

---

*) Die artiſtiſche Beigabe, nach einem Gemälde Eberhard Wächters, zeigt den Sokrates am Morgen ſeines Todes ruhig im Kerker ſchlafend, während Kriton mit Wehmuth und Trauer den Lehrer und Freund betrachtet, der ihm ſo bald entriſſen werden ſoll.

und Unabhängigkeit, zuſammengeſetzt, traten hier grell an den Tag; bei einer ſo großen Menge nahm die Verantwortlichkeit des Einzelnen ab; von den Dürftigen mußten um ſo Mehrere der Beſtechung, von den Halbgebildeten Viele den Eindrücken einer mehr blendenden, ſchmeichelnden und beſtechenden als überzeugenden Beredtſamkeit zugänglich ſeyn; und hinterher ganz verderblich, zu den ſchlimmſten Mißbräuchen, zur Rechtsverachtung und Willkür führend mußte die Einrichtung ſeyn, daß das Volksgericht, nachdem es in richterlicher Eigenſchaft über Schuld oder Unſchuld erkannt hatte, die Art und das Maß der Strafe nach freiem Ermeſſen, nach Gutdünken feſtſetzte, und je nachdem es durch das Benehmen des Angeklagten geſtimmt, durch demüthigende und flehende Bitten und Thränen erweicht, oder durch ſeine Feſtigkeit, durch Mangel an Unterwürfigkeit gegen ihn gereizt wurde, die härteſte Strafe erkannte oder Gnade übte. Aber Gerichte von jeder Art und Zuſammenſetzung haben auf ähnliche Anklagen hin Unſchuldige verurtheilt, und bei dem atheniſchen Gerichtsverfahren gegen Sokrates muß wenigſtens das rühmend anerkannt werden, daß die geſetzliche Oeffentlichkeit und die milden, menſchlichen äußern Formen, welche der Vertheidigung den freieſten Spielraum ließen, die Verurtheilung des Sokrates zu einem einerſeits zwar traurigen, aber dabei doch für den Geiſt erhebenden Schauſpiel gemacht haben, während bei einem andern Gerichtsverfahren, enge vier Wände, die Dämmerung und Nacht des Kerkers und das todte Papier die herrlichen Worte des todesmuthigen Weiſen verſchlungen und die Geſchichte um eine der erhebendſten und ſchönſten Erinnerungen an edle Faſſung und Seelengröße im Angeſicht des Todes ärmer gemacht haben würden.

Sokrates hatte eine große Anzahl von Freunden und Schülern, welche jedoch großentheils nicht die Philoſophie zur Aufgabe ihres Lebens machen, ſondern nur durch ſeinen belehrenden, anregenden und aufklärenden Umgang ſich zu den Staatsgeſchäften vorbereiten, ſich überhaupt bilden wollten. Von Platon, welcher ſeine Philoſophie weiter ausbildete, wird ſpäter die Rede ſeyn. Xenophons aber wollen wir hier erwähnen, welcher, ſelbſt nicht ein Philoſoph im engern Sinne, das Bild ſeines geliebten Lehrers als des tugendhaften Weiſen wohl mit größerer Treue, mit weniger eigenen Zuthaten als Platon, entworfen hat, und in ſeinem Thun und Leben als ein Muſter gelten mag, zu welchen Männern Sokrates die ſich an ihn haltenden Jünglinge zu erziehen wünſchte. Ein Mann von ſanfter Gemüthsart, reinen Sitten, dabei von großer Tapferkeit, ein ausgezeichneter Feldherr, Anführer des Rückzugs der Zehntauſend, ein Gegner der Ausſchweifungen der Volksregierung, ein Anhänger der ſpartaniſchen Verfaſſung, Freund und warmer Lobredner des heldenmüthigen Königs Ageſilaus, vereinigte er Sinn und Geſchick für alle Thätigkeiten des handelnden

Lebens mit dem gebildetſten Geſchmack für das Schöne und Sittliche. Er ſchrieb im reinſten Griechiſch, das als Muſter gilt, hochgeſchätzte Werke über die griechiſche Geſchichte ſeiner Zeit, über ſeinen Feldzug, eine Geſchichte der Jugend und Erziehung des Cyrus, Erinnerungen an Sokrates, Belehrungen über Pferdezucht und Reitkunſt, über die Jagd und die Haushaltungskunſt, Schriften über die Verfaſſung Athens und Spartas, über die Tyrannei, über die Einkünfte von Athen u. a. Nach ſeinen Feldzügen in Aſien mit Ageſilaus wurde er von den Athenern mit Verbannung geſtraft, vermuthlich weil ſie ſeine Vorliebe für die Lacedämonier ihm verargten; er ſiedelte ſich im Peloponnes in Scillus in der Nähe von Olympia (ſpäter einige Zeit in Korinth) an, und lebte im Genuß bedeutender Güter in friedlicher ländlicher Muße, während welcher er ſeine Schriften verfaßte. Alljährlich brachte er der Göttin Artemis für ſeine und des Heeres Rettung bei dem Rückzug aus Aſien ein feierliches Opfer dar in dem Tempel, welchen er ſelbſt ihr von dem Zehnten der Kriegesbeute geweiht hatte, bis er in ſehr hohem Alter daſelbſt ſtarb, etwa 355 vor Chr. einer der tugendhafteſten, der liebenswürdigſten und glücklichſten Menſchen, die in Griechenland gelebt haben, ein würdiger Schüler des weiſen und tugendhaften Sokrates.

Das Werk des Xenophon über die griechiſche Geſchichte ſeiner Zeit nimmt dieſe da auf und ſetzt ſie fort, wo der große Geſchichtſchreiber des peloponneſiſchen Krieges, der Athener Thucydides, des Olorus Sohn, (zu unterſcheiden von dem Gegner des Perikles) ſie abgebrochen hatte, welcher als Feldherr der Athener die Stadt Eion in Thracien gegen den Spartaner Braſidas rettete; aber auch er wurde von den Athenern verbannt, weil er, beauftragt die Stadt Amphipolis zu entſetzen, mit ſeinem Heere ankam, als dieſe Stadt ſich ſchon dem Feind ergeben hatte. Im Beſitz eines großen Vermögens lebte er lange Zeit in Thracien, mit der Vorbereitung und Ausarbeitung ſeines herrlichen Geſchichtswerks beſchäftigt; und er kehrte, in ſeine Vaterſtadt ehrenvoll zurückberufen, doch bald wieder in ſeine einſame und arbeitſame Zurückgezogenheit zurück. Seine Menſchenkenntniß, ſeine Bekanntſchaft mit den Angelegenheiten und der Verwaltung des Staats wie mit dem Kriege, ſeine ſorgfältigen Nachforſchungen, bei denen er weder Mühe und Zeit noch Geldaufwand ſcheute, machten ihm möglich, ſein unſterbliches Werk über den peloponneſiſchen Krieg zu ſchreiben, welches tiefer Verſtand, Treue und Unparteilichkeit und mächtige Beredtſamkeit gleichmäßig auszeichnen und faſt über jede Vergleichung erheben. Er hat das Verdienſt, uns ein würdiges Bild namentlich von der Beredtſamkeit des Perikles erhalten zu haben, ſey es nun, daß er ſich treu an die Gedanken und Worte dieſes berühmten Redners, des Olympiers, anſchloß, oder daß er ihm aus der Fülle ſeiner eignen Sprachgewalt und Meiſterſchaft die Form und Darſtellung, und ſelbſt zum Theil die Gedanken lieh.

Die Schreckniſſe, die Greuel und Verluſte des peloponneſiſchen Krieges und der folgenden innern Zerrüttungen hatten zwar jene Freudigkeit und Zuverſicht des Geiſtes gebrochen oder getrübt, welche die Bedingung der ſchönſten und friſcheſten Leiſtungen auf den Gebieten der Muſenkünſte iſt, jenes reine Hochgefühl, welches in den Tragödien des Aeſchylus und Sophokles, in den Oden eines Pindarus athmet, und ſie hatten auch theilweiſe die Mittel zur Pflege der ſchönen Künſte, der Tragödie, der Chöre, der öffentlichen Feſte, Bauten und Kunſtwerke erſchöpft oder vermindert; und namentlich in Athen muß hierin ein trauriger Wechſel eingetreten ſeyn, gegen die Zeit, wo ſo viele Steuern in dieſer Stadt zuſammenſtrömten: aber der Geiſt einer künſtleriſchen Bildung, der Geſchmack am Schönen und an allen Muſenkünſten war ſo tief im innerſten Leben des helleniſchen Volkes, am meiſten der Athener, eingewurzelt, daß auch große und unheilvolle Erſchütterungen ihn nicht mehr zu verſcheuchen vermochten. Die Wiſſenſchaften entwickelten ſich ohnehin in unaufhaltſamer Entfaltung, aber auch die Künſte ſtockten nicht, obſchon ſie großentheils ihren Höhepunkt erreicht haben mochten. Reichten irgendwo für ſie die Hülfsquellen des Staates nicht aus, ſo traten dafür einzelne reiche Bürger ein; fanden ſie in einer Stadt überhaupt nicht mehr genügende Achtung und Ermunterung, ſo wanderten ſie in eine andre aus. Lange Zeit jedoch behauptete noch Athen, das ſich allmälich wieder erholte und das eine Menge durch auswärtigen Beſitz und durch Handel reicher Bürger zählte, die erſte Stelle in der Pflege der ſchönen Künſte, die es nur in einzelnen Zweigen etwa mit Korinth und Sicyon theilte. Ohne die tragiſche und die komiſche Schaubühne hätte das einmal daran gewöhnte Volk nicht leben können, obwohl der zügelloſen Komödie zu wiederholten Malen Schranken geſetzt wurden, und ſie nach Ariſtophanes überhaupt zahmer wurde, und ihre ganze Art veränderte; die Schüler des Phidias ſtarben nicht ſobald aus; die Wiederherſtellung der Volkregierung gewährte den Rednern wieder ein freies Feld, und der berühmteſte der griechiſchen Redner fällt erſt in eine ſpätere Zeit.

Mehr und mehr wurden in dieſer Zeit die ſchönen Künſte und die Bildung überhaupt Gemeingut, immer weiter breiteten ſie ſich aus; ſelbſt das rauhe Sparta konnte ſich ihnen auf die Dauer ſo wenig als der einreißenden Ueppigkeit ganz entziehen. Mit Sicilien knüpfte ſich ein lebhafterer Verkehr an; von dort herüber war Gorgias gekommen, der den Athenern zu jenem verderblichen Heerzug gerathen hatte und ſpäter bis in ſein hundertſtes Jahr in Athen lebte und lehrte; er weckte in Theſſalien den Geſchmack für Geiſtesbildung; die Könige von Macedonien ſammelten die Künſte um ihren Thron und der König Archelaus ſoll den Sokrates zu ſich eingeladen haben; der Tragiker Euripides, der Maler Zeuxis und der Muſiker Thimotheus folgten ſeiner Einladung. Ueppigkeit, Prunkſucht, Eitelkeit und Müſſiggang trugen neben dem Sinn und Geſchmack für das Schöne nicht wenig zur Pflege und Ehre der Künſte, wenn auch oft nicht zu ihrer wahren Förderung bei, und die größte ſittliche Entartung, die verwerflichſte Ueppigkeit grenzten oft ganz nahe mit dem feinſten Kunſtſinn zuſammen. Am auffallendſten vielleicht iſt dieß in der alten Komödie, wo die zügelloſeſte und ſittenloſeſte Frechheit mit der ſchönſten Poeſie abwechſelt — ein Abbild des damaligen griechiſchen, namentlich des atheniſchen Lebens ſelbſt, in welchem Geſundheit, Kraft, Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Begeiſterung für das Gemeinwohl, für das Schöne und Große ſchon mit krankhaften Gelüſten und Neigungen, mit Ehr- und Habſucht, mit Weichlichkeit, Leichtſinn, Treuloſigkeit und Verrätherei in einem Kampfe begriffen war, welcher immer mehr mit einem Siege des Schlechten zu endigen drohte. Zwei Uebelſtände insbeſondere zeigten im Verlauf der Zeit immer mehr ihre unheilvollen Wirkungen auf den Müſſiggang und die Sittenverderbniß: die in Griechenland übliche Sklaverei und die untergeordnete Stellung des weiblichen Geſchlechts. Durch immer ſteigende Entartung der Sitten, durch Zerrüttung der Ordnung in den Familien und im Staate rächte ſich dieſe zwiefache Verkennung und Verletzung der Würde und der Rechte der Menſchennatur.

XXVII.

Das Uebergewicht Thebens.

Die Lacedämonier, welche während des Krieges im Ganzen den Vortheil über ihre Gegner behauptet und die Bedingungen des Friedens durch den Mund des Perſerkönigs vorgeſchrieben hatten, wurden durch den Frieden noch angeſehener und mächtiger, da ſie denſelben, als Verbündete des Perſerkönigs gewährleiſteten und die Widerſpenſtigen zur Annahme und Erfüllung der Bedingungen deſſelben zwangen. Sie zogen Korinth wieder in ihre Bundesgenoſſenſchaft, machten die böotiſchen Städte von Theben unabhängig und benahmen ſich immer mehr als die Gebieter von Griechenland, trotz der angeblichen Unabhängigkeit aller Staaten. So geboten ſie den Mantineern, in deren Geſinnungen ſie Mißtrauen ſetzten und die ſie für frühere Beleidigungen ſtrafen wollten, ihre Mauern niederzureißen; — denn auch Sparta war noch immer ohne Mauern. Als die Mantineer ſich deſſen weigerten, erklärte man ihnen den Krieg, und da Ageſilaus bat, ihm die Anführung gegen die ſeinem Vater ſehr befreundet geweſene Stadt zu erlaſſen, übernahm der andere König Ageſipolis das Feldherrnamt. Das Land wurde verwüſtet, durch Ableitung und Dämmung des durch die Stadt fließenden Flüßchens dieſelbe überſchwemmt, zur Uebergabe genöthigt, die Mauern niedergeriſſen und das Volk von Mantinea in vier Flecken, wie früher, vertheilt, deren jeder einen lacedämoniſchen Miethtruppenführer erhielt. Die Stadt Phlius nöthigten die Lacedämonier zur Wiederaufnahme und Entſchädigung ihrer Verbannten, und als ſpäter doch wieder Zwietracht darin ausbrach, belagerten ſie ſie, zwangen ſie durch Hunger zur Ergebung und zur Erfüllung ihrer Forderungen und legten eine Beſatzung in die Stadt. Als ferner die Städte Akanthus und Apollonia in Chalcidice (in Thracien oder Macedonien) über die Vergrößerungsſucht der dortigen Stadt Olynthus, welche ſich gegen Macedonien hin ausdehnte, in Sparta Klage führten, und die Spartaner aufforderten, der ſteigenden Macht und Herrſchſucht derſelben Einhalt zu thun, beſchloſſen dieſe mit Beiſtimmung ihrer gefälligen Bundesgenoſſen Krieg gegen die Stadt Olynthus. Der Feldherr Eudamidas führte ein kleines Heer dorthin, und ſein Bruder Phöbidas ſollte ihm ſobald als möglich eine größere Streitmacht nachführen. Auf ſeinem Zuge durch Griechenland führte Phöbidas eine für Sparta folgenreiche und verhängnißvolle That aus. Bei Theben angekommen und außerhalb der Stadt lagernd, wurde er mit dem einen der thebaniſchen Heerführer Leontiades genauer bekannt, während der andere, Iſmenias, den Lacedämoniern abgeneigt, ſich ferne von ihm hielt. Leontiades, der damals minder mächtigen Partei der Oligarchie angehörig, erbot ſich gegen Phöbidas, ihn mit ſeinem Heer in die Burg von Theben, die ſogenannte Kadmea, einzulaſſen, wodurch Theben ganz in die Gewalt der Lacedämonier kommen und ſofort auch ihr Heer auf dem Zuge gegen Olynthus bedeutend verſtärken werde. Phöbidas, ein ruhmbegieriger und unbeſonnener Mann, ergriff begierig den Vorſchlag, und der Verrath wurde wirklich ausgeführt, die Spartaner in die Burg eingelaſſen, Iſmenias ergriffen und peinlich angeklagt, und ein anderer Feldherr ſofort ſtatt ſeiner gewählt. Vierhundert Anhänger des Iſmenias flohen ſogleich nach Athen, Leontiades aber reiſte nach Sparta, um dieſe Stadt günſtig für ſich zu ſtimmen. Die Ephoren und die Mehrzahl der Einwohner waren ſehr aufgebracht über Phöbidas, welcher ohne Befehl ſeiner Stadt eine ſo ſchreiende Verletzung des Friedens des Antalcidas ſich erlaubt hatte, Ageſilaus aber nahm ſich ſeiner an, da es althergebrachte Sitte ſey, daß einem Feldherrn in außerordentlichen Fällen geſtattet werde, zum Vortheil des Staates für ſich zu handeln. Nun trat Leontiades auf, zeigte, wie die Thebaner zuvor feindſelig gegen Sparta geſinnt geweſen, jetzt aber deſſen ergebenſte Bundesgenoſſen ſeyen; und auf dieß beſchloßen die Lacedämonier, die Burg beſetzt zu halten, Phöbidas jedoch ſoll nach einer Nachricht doch um Geld geſtraft und entſetzt worden ſeyn. Ueber Ismenias wurde ein Gericht, aus Spartanern und Bundesgenoſſen beſtehend, niedergeſetzt, und er auf wenig begründete, unbeſtimmte Anklagen hin zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Leontiades und ſeine Partei behaupteten jetzt die Gewalt in der Stadt und leiſteten den Lacedämoniern alle Dienſte. Dieß geſchah 482 vor Chr. Der Krieg gegen Olynthus wurde nun mit großem Eifer betrieben; Teleutias, der Bruder des Ageſilaus, führte das Heer durch Macedonien nach Chalcidice und verſtärkte es auf dem Wege ungemein, namentlich durch Hülfstruppen von dem Könige Amyntas von Macedonien und andern Fürſten. Vor Olynthus ſiegte zwar Teleutias in einem Treffen, ohne jedoch weiter etwas auszurichten, und im folgenden Jahre fiel er in einer Schlacht, ſein Heer floh und zerſtreute ſich und Viele wurden erſchlagen. Die Spartaner ſandten jetzt den König Ageſipolis gegen Olynthus, aber nach Erſtürmung der Stadt Torone wurde er von einem Fieber befallen. Er ſehnte ſich nach den ſchattigen Lauben und dem klaren, kühlen Waſſer beim Tempel des Dionyſos in Aphytis, wurde dahin gebracht, ſtarb aber nach ſieben Tagen daſelbſt und ſein Leichnam wurde in Honig gelegt, nach Hauſe gebracht und mit königlichen Ehren beſtattet. Polybiades wurde jetzt als Feldherr gegen Olynthus geſandt und zwang die Stadt durch enge Einſchließung zur See und zu Land, in Sparta den Frieden nachzuſuchen, der ihr unter der Bedingung bewilligt wurde, daß ſie ſich ganz der Leitung Sparta's unterwarf, 379 vor Chr. Nachdem ſo die Lacedämonier die Thebaner und die übrigen Böotier ganz in ihre Gewalt gebracht hatten, die Korinthier ihnen ganz ergeben, die Argiver gedemüthigt und alle gegen ſie feindlich geſinnten Bundesgenoſſen gezüchtigt waren, Athen aber allein und ohne mächtige Bundesgenoſſen daſtand, ſchien ihre Herrſchaft gut und ſicher gegründet zu ſeyn; aber ihr Frevel, daß ſie, des Eidſchwures ungeachtet, allen Städten ihre Unabhängigkeit zu laſſen, Theben beſetzt hatten, ſollte von eben denjenigen geſtraft werden, welchen ſie Unrecht gethan, obwohl ſie früher von keinem Staate der Welt überwunden worden waren; und wenige Flüchtlinge waren hinreichend, um die neue Gewaltherrſchaft in Theben zu ſtürzen.

In der Kadmea lag eine Beſatzung von fünfzehnhundert Lacedämoniern: in der Stadt Theben ſtanden Archias und Philippus nebſt Leontiades an der Spitze der Verwaltung. Viele der angeſehenſten Thebaner waren nach Athen geflohen, darunter Pelopidas, Pherenikus und Androklidas, welche in die Acht erklärt wurden; dagegen blieb Epaminondas, ebenfalls der volksthümlichen Partei angehörend, ungeſtört in Theben, weil man ihn, der ſich emſig mit der Philoſophie beſchäftigte, für nicht unternehmend und wegen ſeiner Armuth für nicht einflußreich und gefährlich hielt. Da die Verbannten in Athen vieler Achtung und Ehre genoßen, ließ Leontiades den Häuptern derſelben durch Meuchelmörder nachſtellen und Androklidas wurde umgebracht. Die Spartaner ließen die Athener auffordern, den Verwieſenen als gemeinſamen Feinden den Aufenthalt in ihrer Stadt nicht ferner zu geſtatten; die Athener leiſteten nun zwar dieſer Zumuthung keine Folge; aber der junge und feurige Pelopidas hielt es doch für unwürdig, von fremder Gnade zu leben und das eigene Vaterland in Knechtſchaft zu ſehen, und ſann auf die Befreiung Thebens. Er knüpfte Verbindungen mit ſeinen in Theben zurückgebliebenen Freunden an; namentlich mit einem angeſehenen Manne, Charon, mit Phyllidas, welcher bei den Feldherrn Archias und Philippus das Amt eines vertrauten Gehülfen und Schreibers bekleidete, und mit Epaminondas, welcher ſich hauptſächlich angelegen ſeyn ließ, das Ehrgefühl der Jugend zu erwecken. Er ermunterte die thebaniſchen Jünglinge, ſich im Ringen mit den Spartanern zu üben, und wenn ſie Sieger blieben und darauf ſtolz waren, machte er ihnen Vorwürfe, daß ſie aus Feigheit, als ſtärkere Männer, Knechte der ſchwächeren blieben.

Charon verſprach, einigen der Verbannten ſein Haus zu öffnen, Phyllidas, die vornehmſten Gewalthaber der Stadt bei einem ſchwelgeriſchen Gelage zu berauſchen, und ſie ſo den Verſchworenen zu überliefern. Am verabredeten Tage ſchlichen ſich Wenige der Jüngſten und Beherzteſten, Pelopidas an ihrer Spitze, während die übrigen Verbannten in einiger Entfernung von Theben den Erfolg abwarteten, als Landleute oder Jäger gekleidet, bei ſtürmiſchem Wetter, bei Wind und Schneegeſtöber, in die Stadt hinein und ſammelten ſich in Charons Hauſe. Die Tyrannen wurden theils bei dem Gelage von den Verſchworenen, die ſich als Frauen verkleidet hatten, theils in ihren Häuſern niedergehauen, und Pelopidas hatte einen ſchweren und gefährlichen Kampf mit dem ſtarken Leontiades zu beſtehen. Doch wurden die Verſchworenen Meiſter, holten ſchnell die übrigen Verbannten herbei, befreiten die im Zwanghauſe ſchmachtenden Thebaner und verſahen ſie mit Waffen, riefen die Bürgerſchaft zur Freiheit und zu den Waffen auf, und Epaminondas und Gorgidas, an der Spitze vieler Gewaffneten, ſchaarten ſich um ſie. Dieß war am Abend und in der Nacht geſchehen, am Morgen trafen ſchon die Verbannten aus Attika ein, das Volk von Theben hielt eine Verſammlung und Epaminondas und Gorgidas führten den Pelopidas und ſeine Freunde herein, umgeben von den Prieſtern, welche, die heilige Binde in aufgehobenen Händen, die Bürger für das Vaterland und die Götter zur Hülfe aufriefen. Das Volk begrüßte mit Händeklatſchen und Zuruf die Männer als Wohlthäter und Retter, 379 vor Chr.

Mit Charon und Mellon, einem der thätigſten Mitverſchwornen, zum Böotarchen (Vorſteher des böotiſchen Bundes) erwählt, belagerte der kriegskundige und tapfere Pelopidas ſofort die Spartaner auf der Kadmea und ließ ſtürmen. Unter der Bedingung freien Abzuges übergaben ſie bald die Burg, doch ſollen einige, welche von den Thebanern als ihre beſondere Feinde angeſehen wurden, getödtet worden ſeyn. Schon bei Megara ſtieß die abziehende Beſatzung auf den mit einem Heere heranziehenden König Kleombrotus, Bruder des Ageſipolis, und die Anführer der Beſatzung wurden in Sparta, theils weil ſie nicht ſogleich beim Eindringen der Verſchworenen Widerſtand geleiſtet, theils weil ſie, ohne Entſatz abzuwarten, die Kadmea übergeben hatten, zwei zum Tode, einer zu einer hohen Geldbuße verurtheilt. Bei Kleombrotus war es das erſte Mal, daß er ein Heer anführte; Ageſilaus hatte es abgelehnt, unter dem Vorwand, daß er über vierzig Jahre als Krieger gedient habe, in der That aber, um dem Vorwurf zu entgehen, daß er Tyrannen unterſtütze. Kleombrotus richtete wenig aus und zog nach einigen kleinen Gefechten wieder in den Peloponnes zurück, ließ jedoch in Theſpiä den Spartaner Sphodrias mit einem Theile des Heeres zurück, mit dem Auftrag, Bundestruppen zu ſammeln. Das Heer, welches nicht wußte, ob ſie mit den Thebanern Krieg oder Frieden hätten, da Kleombrotus ſogleich wieder aus dem thebaniſchen Gebiet weggezogen war, ohne vielen Schaden anzurichten, wurde auf dem Rückweg von einem entſetzlichen Sturme betroffen, welchen Viele als eine üble Vorbedeutung der Zukunft anſahen.

Die Athener, den Thebanern anfänglich geneigt, waren durch den Heranzug eines lacedämoniſchen Heeres, nahe an ihren Grenzen, ſo erſchreckt worden, daß ſie ihre zwei Feldherrn, welche um die Verſchwörung des Mellon und Pelopidas gegen die Partei des Leontiades gewußt, und ſie begünſtigt hatten, vor Gericht zogen, und den Einen zum Tode verurtheilten, den Andern, der ſich nicht ſtellte, mit Verbannung ſtraften. Die Thebaner aber wußten ſie durch Liſt wieder auf ihre Seite zu ziehen. Pelopidas ließ durch einen ihm befreundeten Kaufherrn den Spartaner Sphodrias in Theſpiä mittelſt Geld und Zureden dazu verleiten, daß er in Attika einfiel, mit der Abſicht, den Piräeus zu überrumpeln und ſich dadurch großen Dank bei den Spartanern zu verdienen. Das Unternehmen mißlang und die Athener waren höchſt aufgebracht über dieſe Treuloſigkeit. Es waren gerade lacedämoniſche Geſandte in Athen, welche ſofort feſtgenommen wurden. Da ſie ihre Unſchuld hoch und theuer verſicherten, auch erklärten, Sphodrias werde für ſeinen eigenmächtigen Treubruch in Sparta gewiß zum Tode verurtheilt werden, ließ man ſie frei. Sphodrias wurde zwar von den Ephoren als todeswürdiger Verbrecher vor Gericht geladen; aber obgleich er ſich nicht ſtellte, dennoch freigeſprochen, weil ſich die angeſehenſten Männer für ihn verwendeten und ſelbſt Ageſilaus durch die dringenden Bitten ſeines Sohnes für ihn gewonnen worden war. Die Athener aber erkannten in ſeiner Freiſprechung die Gutheißung ſeines Treubruchs, verbündeten ſich mit den Thebanern, verſicherten ſich des Meeres und nahmen Alle freudig auf, die ſich zum Abfall von den Lacedämoniern geneigt zeigten.

Zwei Feldzüge unternahm nun der greiſe Ageſilaus ſelbſt gegen Theben und deſſen Verbündete; zahlreiche Gefechte wurden in Böotien geliefert, die zwar ohne große Bedeutung und ohne entſcheidende Folgen waren, aber in welchen die Thebaner mehr und mehr ſich an den Krieg gewöhnten und es den Lacedämoniern gleich thun lernten, welche man damals für eine gleiche Anzahl von Gegnern unüberwindlich glaubte. Ageſilaus kam ſelbſt aus dem Kriege verwundet heim, und der Spartaner Antalcidas ſagte deßhalb zu ihm: „Du bekommſt ein ſchönes Lehrgeld von den Thebanern dafür, daß du ſie wider Willen das Fechten und Kriegführen lehrſt.“ Aber die eigentlichen Lehrmeiſter der Thebaner waren die großen Kriegsmänner und Feldherrn unter ihnen ſelbſt, die edeln Freunde Pelopidas und Epaminondas.

Pelopidas ſtammte aus einer der angeſehenſten und reichſten Familien Thebens, war ein Mann von kühner, hitziger Gemüthsart, unternehmend, kriegsluſtig und großmüthig, und hatte in dem gelungenen Ueberfall der Tyrannen Thebens ſeinen entſchloſſenen Wagemuth glänzend bewährt. Epaminondas, aus einem weniger glänzenden Hauſe, faſt arm, in körperlichen und kriegeriſchen Uebungen ebenfalls ausgezeichnet, von den beſten Lehrern in den Muſenkünſten, im Tanzen, Flöten- und Citherſpielen mit Geſang unterwieſen, jedoch ſeiner innerſten Neigung nach der Beſchäftigung mit der Philoſophie zugethan — der Pythagoräer Lyſis von Tarent war ſein Lehrer geweſen, deſſen Umgang der Jüngling dem mit ſeinen Altersgenoſſen und allen jugendlichen Vergnügungen vorgezogen hatte, — zeigte ſich in ſeinem ganzen Leben und Weſen als ruhigen, beſonnenen Weiſen. Aber dieſe beiden Männer, in ihren äußern Lebensverhältniſſen und in ihrer Gemüthsart ſo ungleich, ſtimmten zuſammen in der edelſten Vaterlandsliebe, in der Liebe der Bürgertugend und Freiheit, ſie waren ſich gleich in Tapferkeit und Feldherrnkunſt, und während ſo oft ſonſt in der griechiſchen Geſchichte je die zwei ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen in dieſem und jenem Staate die heftigſten und feindſeligſten Nebenbuhler wurden, waren dieſe beiden trefflichen Männer durch die innigſte und ungetrübteſte Freundſchaft bis in den Tod verbunden. Und dieſe, Beiden zur höchſten Ehre gereichende Freundſchaft, welche unter ſo manchen Kämpfen im Feldherrnberuf und in Staatsgeſchäften von Anfang bis zu Ende unerſchütterlich blieb, hatte den Grund ihrer Feſtigkeit darin, daß Beiden nicht der eigene Ruhm, ſondern das Wohl, die Freiheit und Ehre des Vaterlands als das Höchſte galt; ihre Entſtehung aber ſoll ſie einem frühern Kriegszuge verdanken, den die Thebaner mit den Spartanern gegen Mantinea machten, wo in einem Treffen, als die Spartaner um ſie wichen, Epaminondas den ſchon mit ſieben Bruſtwunden bedeckten und gefallenen Pelopidas, ſelbſt verwundet, gegen viele Feinde deckte, bis ihnen die Spartaner zu Hülfe kamen und Beide retteten. Der nun zwiſchen ihnen geſchloſſene Freundſchaftsbund machte die Tugenden und den Ruhm Beider gemeinſam und verdoppelte ſo die Größe eines Jeden. Zur Theilnahme am Genuß des Reichthums des großmüthigen und freigebigen Pelopidas ließ ſich der genügſame, in philoſophiſcher Einfachheit lebende Epaminondas nicht bewegen; dagegen theilte Pelopidas, ſo zu ſagen, freiwillig die Armuth des Andern, indem er ſchlichte Tracht, einfache Koſt und unermüdete Abhärtung den Genüſſen des Reichthums vorzog. Bei der Verſchwörung hatte der ſtrengere Epaminondas Bedenken getragen die Hand in das Blut von Mitbürgern zu tauchen; aber ſobald es ſich vom Kampfe gegen die Fremden handelte, war er Allen voran. Beide ſtanden ſeit dieſer Zeit an der Spitze der Thebaner, die ſie zu den tüchtigſten Kriegern heranbildeten, durch das Muſter ihrer eignen Tapferkeit und durch eine vervollkommnete Kriegskunſt, als deren Erfinder Epaminondas berühmt iſt. Zuerſt erhöhte Pelopidas den Muth und die Zuverſicht ſeiner Landsleute durch ein glänzendes Treffen bei Tegyra, in welchem er eine überlegene Anzahl Lacedämonier beſiegte, an der Spitze der heiligen Schaar, auch die Schaar der Liebenden, genannt, aus dreihundert der edelſten und tapferſten Thebaner beſtehend, welchen die Stadt Wohnung und Koſt auf der Kadmea reichte, und welche, von Pelopidas zuerſt als eine von den Uebrigen geſonderte Schaar benützt, durch ihren wetteifernden Heldenmuth dem Heer als erhebendes Vorbild vorleuchtete. Als Anführer dieſer Schaar trug Pelopidas immer zu den Siegen der Thebaner ſehr Viel bei, wenn er nicht ſelbſt gerade Böotarch oder Feldherr war, während der überſchauende Geiſt des Epaminondas das Ganze lenkte. Beſonders als Kleombrotus an der Stelle des Ageſilaus die Lacedämonier befehligte, waren die Thebaner im Vortheil und gewannen viele umliegende Städte. Die Athener aber beſiegten unter dem Feldherrn Timotheus, dem Sohne Konons, die Lacedämonier zur See, und brachten ſchon wieder eine Flotte von ſiebzig Schiffen zuſammen, und ein paar Jahr ſpäter eroberte ihr nicht minder berühmter Feldherr Iphikrates, in Verbindung mit Chabrias, nachdem er Korcyra vom Feinde gereinigt und Cephallenia in Beſitz genommen, eine den Lacedämoniern von dem Tyrannen Dionyſius von Sicilien zu Hülfe geſandte Flotte und verwüſtete den Peloponnes. So ſchien die alte Zeit der Seeherrſchaft Athens wiederkehren zu wollen. Zu Lande jedoch fühlten ſich die Athener der wachſenden Macht Thebens nicht gewachſen, und theils glaubten ſie ſich über das Verfahren dieſes Staates gegen die Platäer und Theſpier beſchweren zu können, (beide Städte waren zerſtört worden, weil ſie ſich weigerten, dem böotiſchen Bunde unter Thebens Oberleitung beizutreten), theils mochten ſie es auch nicht der Klugheit gemäß finden, zur Erhöhung der Macht dieſer Nachbarn durch ein fortgeſetztes Bündniß mit ihnen beizutragen, waren deßhalb zum Frieden geneigt und ſchickten Geſandte nach Sparta. Obgleich dieſe, da die Athener im Vortheil, die Spartaner eher im Gedränge waren, eine ziemlich harte Sprache führten, und den Lacedämoniern Vorwürfe machten über die Art, wie ſie den Frieden des Antalcidas willkührlich verletzten, unabhängige Städte mißhandelten und tyranniſche Oligarchien begünſtigten, kam doch ein Friede zwiſchen Sparta und Athen und ihren Verbündeten zu Stande, unter der Bedingung: daß beide Theile den Staaten Griechenlands ihre Unabhängigkeit laſſen, ihre Heere und Flotten auflöſen und zurückziehen, und die Lacedämonier namentlich ihre Statthalter oder Harmoſten aus den Städten zurückrufen ſollten. Die Lacedämonier und Athener verglichen ſich jetzt dahin, daß jene die Vorſteherſchaft zu Land, dieſe zur See führen ſollten; denn die Flotte der Athener hatte ſich, wie oben erwähnt, wieder anſehnlich vermehrt und ſie machten wieder bedeutende Seezüge. Auch von den Thebanern waren Geſandte anweſend und bei dieſer Gelegenheit ſoll Epaminondas, der ein tüchtiger Redner war, die Tyrannei der Lacedämonier in den von ihnen abhängigen Städten mit ſcharfen Worten gerügt, die Spartaner in große Verlegenheit und Beſchämung verſetzt, und auf alle Anweſenden den tiefſten Eindruck gemacht haben. Die Thebaner nahmen an dem Friedensſchluß nicht Theil, welcher zu ihrem Nachtheil und darauf berechnet war, die böotiſchen Städte von ihnen loszureißen. Daher wurde der Krieg zwiſchen ihnen und den Lacedämoniern, welche ſogleich wieder die Gebieter ſpielen und die Thebaner zur Freigebung der böotiſchen Städte zwingen wollten, fortgeſetzt. König Kleombrotus rückte von Phocis her in Böotien ein und lagerte ſich bei Leuktra, gegenüber von den Thebanern und Böotiern. Dem Kleombrotus redeten ſeine Freunde und ſeine Gegner gleichmäßig zu, er ſolle den Thebanern eine Schlacht liefern, um ſich von dem Vorwurfe der Untüchtigkeit oder der Verrätherei zu reinigen, da er früher Nichts gegen ſie ausgerichtet hatte; und die Feldherrn der Thebaner hielten es für nothwendig, um die Freiheit ihrer Stadt und die böotiſchen Städte zu behaupten, ein entſcheidendes Treffen gegen die furchtbaren Feinde zu wagen. Die Reiterei begann auf beiden Seiten die Schlacht. Die der Lacedämonier war damals ſehr ſchlecht; die Reichſten hatten die Pferde und die Rüſtungen zu liefern; die Reiter ſelbſt aber, ohne Sorgfalt gewählt und ohne hinreichende Uebung, beſtanden aus den körperlich ſchwächſten und am wenigſten ehrliebenden Männern; die Reiterei der Thebaner dagegen war trefflich beritten und geübt, und ſo trug ſie den Sieg davon. Die fliehenden Lacedämonier warfen ſich zuerſt auf ihr eignes Fußvolk, das unter Kleombrotus anrückte; und obgleich dieß tapfer focht, entſchied ſich doch durch die Kriegskunſt des Epaminondas, der eine neue Heeraufſtellung erfand, und durch die Tapferkeit der Krieger ſelbſt, der Sieg für die Thebaner. Kleombrotus ſelbſt, der Kriegsoberſte Dinon, Sphodrias und ſein Sohn Kleonymus fielen und ein großes Blutbad erfolgte. Von den Lacedämoniern fielen nahe an tauſend und von ſiebenhundert Spartiaten vierhundert. Dieſe beiſpielloſe Niederlage der ſtolzen Spartaner bedeckte die Thebaner mit glänzendem Ruhme, vor Allen den Epaminondas, welcher damals einer der Böotarchen war und zuerſt, im Widerſpruch mit den andern, für die Schlacht geſtimmt hatte. Ihn hatte beſonders Pelopidas, damals nur Anführer der heiligen Schaar, kräftig unterſtützt und zur Entſcheidung beigetragen; ihm ſoll auch im Traum ein ſeltſames Geſicht erſchienen ſeyn. Bei Leuktra waren die ſogenannten Grabmale der Töchter des Skedaſus, an eine greuelvolle Schuld der Lacedämonier von alter Zeit her mahnend. Pelopidas träumte im Lager, er ſehe an den Grabſteinen die Jungfrauen klagen und den Spartanern fluchen, und Skedaſus gebiete ihm, wenn er die Spartaner beſiegen wolle, eine blonde Jungfrau ſeinen Töchtern als Opfer zu ſchlachten. Dieß Gebot, ſo grauenhaft und entſetzlich es ihm ſchien, theilte er den Wahrſagern und Anführern mit; und ein Theil derſelben wollte dem Winke des Traumgeſichts ſtrenge Folge geleiſtet wiſſen, während Andere ſich gegen ein ſo grauſames Opfer erklärten, das den Göttern nicht gefallen könne. Während ſo der Kriegsrath getheilt war, rannte ein der Heerde entſprungenes weibliches Füllen durch das Lager daher, mit glänzend feuerfarbener Mähne, und blieb in der Nähe des Berathungszeltes ſtehen. Da rief der Seher Theokritus, wie aus einem Traume erwachend, dem Pelopidas zu: „Da kommt dir, du Glücklicher, das Opfer gegangen!“ Sofort ſtimmten Alle dieſer Deutung bei, griffen das Füllen, führten es auf die Gräber der Jungfrauen, ſegneten, bekränzten und opferten es voll Freude und verbreiteten durch das Lager die ermuthigende Kunde von dem Geſichte des Pelopidas und von dem Opfer. Und den Sieg ſelbſt entſchied großentheils ein ungemein raſcher und kühner Angriff des Pelopidas. Die Schlacht von Leuktra fällt in das Jahr 371 vor Chr. Olymp. 102, 2.

Die Lacedämonier zogen ſich nach der Schlacht nur über den ihr Lager ſchützenden Graben zurück und dachten ſogar an Erneuerung des Kampfes, um ihre Todten zu gewinnen, ſtanden jedoch nach reiflicher Ueberlegung davon ab, und erbaten ſich dieſelben unter dem Schutz eines kurzen Waffenſtillſtandes von den Thebanern. Der Bote mit der Kunde von der Niederlage kam in Sparta am letzten Tage des

Feſtes der nackten Tänze an, während der männliche Reigen noch auf dem Theater ſich befand. So ſchmerzlich die Ephoren von der Botſchaft überraſcht wurden, ließen ſie doch den Reigen nicht abziehen, ſondern das Kampfſpiel vollenden. Dann machten ſie die Namen der Gefallenen den Verwandten eines Jeden bekannt, geboten aber den Frauen keine Todtenklage zu erheben, ſondern den Trauerfall in der Stille zu ertragen. Am folgenden Tage ſah man diejenigen, deren Verwandte gefallen waren, in feſtlicher Tracht und mit heiterer Miene auf den öffentlichen Plätzen ſich bewegen; von denen aber, deren Verwandte in dem Schlachtbericht als lebend genannt wurden, zeigten ſich nur Wenige, und dieſe mit dem Ausdruck der Niedergeſchlagenheit und Trauer im Geſicht. Die Ephoren aber boten die Mannſchaft bis zum vierzigſten Altersjahre auf und ſchickten das Heer, durch Mantineer und Tegeaten, Korinthier, Sicyonier, Phliaſier und Achäer verſtärkt, unter dem Befehle des Archidamus, des Sohnes des noch immer kranken Ageſilaus, gegen die Thebaner. Auch bemannten ſie ſelbſt, ſo wie die Korinthier und Sicyonier, Schiffe, um das Heer überzuſetzen. Bei Megara jedoch ſtieß dieß neue Heer auf das bei Leuktra geſchlagene, worauf Archidamus nur abwartete, bis alle Verbündete zuſammen gekommen waren, ſofort das geſammte Heer nach Korinth zurückführte und es dann entließ.

Die Thebaner hatten ſogleich nach der Schlacht einen bekränzten Boten nach Athen geſandt, die Siegesnachricht zu überbringen und die Athener um Beiſtand zu bitten, mit der Bemerkung, daß jetzt für ſie die beſte Gelegenheit da ſey, für alles Unrecht und Leid, das ſie von den Lacedämoniern erlitten, Rache zu nehmen. Der Rath der Athener war eben auf der Burg verſammelt, verbarg aber ſein Bedauern über die Nachricht nicht; ſie nahmen den Herold nicht als Gaſtfreund auf und gaben wegen des Hülfegeſuchs keine Antwort. Die Thebaner, bange vor der Rache der Lacedämonier, wandten ſich nun an ihren Bundesgenoſſen, den ſehr mächtigen theſſaliſchen Fürſten Jaſon von Pherä, welcher alsbald, obwohl in unverſöhnlichen Krieg mit den Phociern verwickelt, mit einem anſehnlichen Heere von Miethtruppen und Reitern nach Böotien zog, ſchneller als die Kunde von ſeinem Nahen ſich verbreitete. Als er ankam, verlangten die Thebaner, daß er vereint mit ihnen die Lacedämonier von den Höhen herab angreifen ſollte; Jaſon aber rieth ihnen ab, den ſchon geſchlagenen Feind aufs Aeußerſte zu treiben, wodurch ſie leicht der Frucht ihres Sieges wieder verluſtig gehen könnten. Den Lacedämoniern aber redete er zu, einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln und nicht ſofort als Beſiegte mit einem ſiegreichen Heere in neuem Kampfe ſich zu meſſen, zumal da von ihren Verbündeten ſchon viele ſchwierig und zum Kampf ungeneigt ſeyen. — Die Lacedämonier gaben dem ſchlauen Fürſten, welcher ſich beiden Theilen gefällig erzeigen und unentbehrlich machen wollte, und der ihr Gaſtfreund war, Gehör, und beauftragten ihn, wegen eines Vertrages zu unterhandeln, der auch zu Stande kam. In der Nacht brachen ſie auf, gingen auf ſchwierigen Wegen über den Cithäron, weil ſie dem Vertrage nicht ganz trauten, und kehrten heim, wie oben ſchon erzählt wurde.

Obgleich die Athener mit den Thebanern nicht hatten gemeinſame Sache machen wollen, ſchien ihnen doch jetzt die gelegene Zeit, um der Uebermacht und den Anmaßungen Sparta's Einhalt zu thun; ſie ſchickten in den helleniſchen Städten herum, ließen fragen: welche an dem Frieden Theil nehmen wollten, deſſen Bedingungen in der Botſchaft des Königs von Perſien enthalten ſeyen? und faßten mit den Geſandten, welche ſich hierauf einfanden, den Beſchluß, einen Eid zu ſchwören, den Frieden nach der Botſchaft des Königs (den antalcidiſchen) zu halten, ſo wie die Beſchlüſſe der Athener und ihrer Verbündeten. Wer eine Stadt, die dieſen Eid geſchworen, bekriege, der ſolle mit gemeinſamer Macht bekämpft werden. Alle übrigen Städte ſchwuren, außer den Eleern, und mehrere peloponneſiſche Städte und Staaten entzogen ſich in Folge dieſes Eides der bisherigen Leitung Sparta's, namentlich Mantinea und andere arkadiſche Städte. Die Spartaner ſuchten dieſe Losſagung auf gütlichem Wege, dann auch mit Gewalt zu verhindern, richteten aber Wenig aus, denn ihre Macht und ihre Zuverſicht war erſchüttert. Von Mantinea zog der König Ageſilaus ſich zurück, als er Nachricht erhielt, daß die Thebaner mit einem anſehnlichen Heere den Arkadiern zu Hülfe in den Peloponnes zogen. Die Thebaner unter der Anführung von Epaminondas wollten, als ſie auf keinen Feind mehr ſtießen, umkehren, zumal da es ſchon ſpät im Jahre war; aber die Arkadier, Argiver und Eleer beredeten ſie, ſo ſchnell als möglich gegen Lakonien zu ziehen, da ſie auf die Tapferkeit, Kriegskunſt und die große Zahl des thebaniſchen Heeres, mit welchem Phocier, Euböer, Lokrer, Akarnanier, Theſſalier und Andre zogen, die größten Hoffnungen bauten. Die Thebaner trugen zuerſt Bedenken, die Lacedämonier in ihrer ſchwer angreifbaren Heimath ſelbſt, die ſie wohl mit der Tapferkeit der Verzweiflung vertheidigen würden, zu bekriegen, ließen ſich aber endlich bereden, zumal durch die Verſicherung, daß ihnen die Landbewohner, die Heloten und die Nachkommen der Meſſenier zufallen und gegen die Spartaner aufſtehen würden. Mit einem Heere von ſiebzigtauſend Mann, darunter etwa der zwölfte Theil Thebaner, rückten Epaminondas und Pelopidas als Böotarchen auf verſchiednen Punkten in Lakonien ein und ſtiegen, nachdem ſie die Gebirge überſchritten, in die Thäler hinab. Sie verbrannten und verwüſteten Sellaſia, lagerten ſich auf dem heiligen Gebiet des Apollo und zogen links am Eurotas hin, viele Wohnungen plündernd, verwüſtend und verbrennend. In der offenen Stadt Sparta, die von keinen Mauern geſchützt war, ſahen die Bewohner — ein für ſie ganz neues Schauſpiel! — den Rauch aus dem feindlichen Lager emporſteigen. Unerträglich dünkte die ſpartaniſchen Frauen dieſer Anblick; Ageſilaus aber bewährte in dieſer ſchwierigen und ängſtlichen Lage ſeinen Muth und ſeine Seelenſtärke. Er verſagte dem Heerführer der Feinde ſeine gerechte Bewunderung nicht; er brach, als er des Epaminondas anſichtig wurde, in die Worte aus: „Welch ein Mann, welch ein Wunder!“ aber er verlor die Geiſtesgegenwart und die Zuverſicht nicht. Die Zahl der Spartaner war ſehr klein, weil ſo ſchwere Niederlagen in neuerer Zeit ſie geſchwächt hatten: die Bundesgenoſſen waren unzuverläſſig, und die Lacedämonier ſelbſt theils entmuthigt, theils gegen ihn, als den Urheber dieſes Kriegs, aufgebracht, weil er die Behauptung der Kadmea gutgeheißen hatte. Man beſchloß, den Heloten bekannt zu machen: wer von ihnen die Waffen ergreifen und mit fechten wolle, ſolle nach dem Ende des Kriegs die Freiheit erhalten; als ſich aber gegen Sechstauſend meldeten, flößte wieder dieſe große Zahl Beſorgniſſe ein, und erſt als von den peloponneſiſchen Verbündeten Hülfstruppen kamen, wagte man auch die Heloten zu benützen. Unter den Lacedämoniern ſoll wirklich eine Verſchwörung im Werke geweſen ſeyn und eine ziemlich ſtarke Schaar beſetzte, gegen den Willen des Ageſilaus, bei einem Treffen einen Platz, den ſie, wie es ſcheint, dem Feinde überliefern wollte: Ageſilaus näherte ſich ihnen mit heiterer Miene, ganz unbefangen und hieß ſie, ihre Tapferkeit belobend, daß ſie eine ſo gefährliche Stellung eingenommen, an einen andern Poſten ſich begeben, da ſie ſeinen Befehl mißverſtanden hätten, und ſie gehorchten ihm. In der Gegend von Amyklä gingen die Thebaner und ihre Verbündeten über den Eurotas: aber Ageſilaus wich einer entſcheidenden Schlacht aus, war in in einem kleineren Treffen nicht unglücklich und ermüdete durch ſeinen einſichtsvollen Widerſtand das thebaniſche Heer, welches ſich endlich aus der Nähe von Sparta zurückzog, auf dem Gebiete von Lakonien großen Schaden anrichtend. Obſchon Epaminondas Sparta nicht zu erobern vermochte, bezeichnete er doch dieſen Feldzug durch eine andre ruhmvolle That, die Zurückführung der Meſſenier in ihr Vaterland.

Ein Jahr vor der Schlacht bei Leuktra, ſo erzählt die Sage, hatte der Gott den Meſſeniern die Rückkehr in den Peloponnes angedeutet, durch ein Traumgeſicht eines Prieſters des Herakles in Meſſene auf Sicilien, welcher träumte: Herakles der Meſſenier werde von Zeus nach Ithome zum gaſtfreundlichen Tiſche geladen. Nach dem Siege bei Leuktra ſandten die Thebaner Boten zu den in Hellas, Italien, Sicilien und ſelbſt in Libyen zerſtreuten Meſſeniern aus, und luden ſie zur Rückkehr in den Peloponnes ein. Schnell ſammelten ſich Viele, theils aus Sehnſucht nach dem Vaterlande, theils aus unauslöſchlichem Haß gegen die Lacedämonier. Dem Epaminondas, wie er, im Peloponnes mit ſeinem Heere ſtehend, über die Wahl des Platzes zu Gründung einer Stadt unſchlüſſig war, erſchien, ſo wird erzählt, im Traume ein Greis, einem Hierophanten (Oberprieſter bei den Myſterien) ähnlich, verkündigte ihm, daß er gegen Jedermann ſiegreich und ſein Name dereinſt von Ruhm verherrlicht ſein werde, und forderte ihn auf, den Meſſeniern Vaterland und Städte wieder zu verſchaffen, da der Zorn der Dioskuren gegen ſie beſänftigt ſey. Einem Andern aber, dem Epiteles, welchen die Argiver zum Heerführer und Wiederherſteller Meſſeniens gewählt hatten, gebot ein Traum: auf dem Berg Ithome, da, wo er einen Taxus- und einen Myrtenbaum fände, zwiſchen denſelben nachzugraben und die alte Frau zu erlöſen; denn ſie liege in einem ehernen Gemach eingeſchloſſen, krank, und ſey dem Verſcheiden nahe. Epiteles grub mit Tagesanbruch nach, ſtieß auf eine eherne Urne und brachte dieſe dem Epaminondas, dem er ſeinen Traum erzählte. Nachdem Epaminondas geopfert und gebetet, öffnete er die Urne und fand darin eine ganz dünn geſchlagene, zuſammengerollte Zinnplatte, auf welcher die geheimen Gebräuche beim Dienſte der großen Göttinnen (Demeter und Perſephone) geſchrieben ſtanden; und dieß war das von Ariſtomenes hier niedergelegte Geheime und Heilige (vergl. Abſchn. VII. S. 66.); da nun die geheimen Gebräuche der Myſterien wieder gefunden waren, ſchrieben die zum prieſterlichen Geſchlecht Gehörigen ſie in Bücher. Epaminondas aber gebot, daß da, wo die Urne gefunden worden, am Ithome, eine Stadt gebaut werden ſolle, nachdem die Seher ausgeſprochen, daß es der Wille der Götter ſey. Sofort wurden eifrig Anſtalten zum Bau getroffen, die Plätze vermeſſen und Steine herbeigeführt. Die Arkadier lieferten Opferthiere, und nachdem Alles bereit war, opferten Epaminondas und die Thebaner dem Dionyſus und Apollo, die Argiver der argiviſchen Here und dem Nemeiſchen Zeus, die Meſſenier dem Zeus Ithomatas, und ihre Prieſter den großen Göttinnen und dem Hierophanten Kaukon. Auch riefen ſie alle ihre Heroen, die Herakliden Kresphontes und Aepytus, am meiſten aber den Ariſtomenes an. Mit Opfern und Gebeten wurde der erſte Tag zugebracht; an den folgenden gründeten ſie die Ringmauern und innerhalb derſelben die Tempel und Häuſer. Sie arbeiteten unter Muſik, aber keiner andern als der böotiſchen und argiviſchen Flöte, und die ſo gegründete Stadt erhielt den Namen Meſſene. Auch andere Städte wurden wieder aufgebaut, und den Nachkommen der alten, vor faſt dreihundert Jahren zuerſt vertriebenen Meſſeniern zurückgegeben, welche jedoch weder etwas von ihren einheimiſchen Gewohnheiten abgelegt, noch auch ſtatt der doriſchen Mundart eine andere angenommen hatten. Im Bunde mit den Argivern und Arkadiern behaupteten ſie ſich fortan gegen die in ihrer Macht geſchwächten Lacedämonier. Wieder aufgebaut wurde Meſſene 369 oder 368 vor Chr., Olymp. 102, 3. und zu dem Unternehmen ſollen den Epaminondas beſonders Weiſſagungen beſtimmt haben, welche den Sturz Sparta's und das Wiedererſtehen Meſſene's mit einander verknüpften, und von welchen eine, dem Seher Bakis zugeſchrieben, ſo lautete:

> Und dann wird die glänzende Blume von Sparta verwelken,
> Aber Meſſene wird wieder Bewohner für immer bekommen.

Einen weitern Stoß erlitt die Macht Sparta's durch die in dieſelbe Zeit fallende, und wie es ſcheint, durch Epaminondas bewirkte oder doch begünſtigte Gründung der großen Stadt Megalopolis in Arkadien, zu deren Bevölkerung vierzig Städte und Flecken beitrugen, und welche nachmals mit Sparta ſelbſt wetteiferte.

Der Feldzug im Peloponnes dauerte über das Amtsjahr der Böotarchen hinaus, mit dem kürzeſten Tage ſollten ſie dem Geſetze nach den Befehl an Andere abgeben, und auf der Verletzung dieſes Geſetzes ſtand die Todesſtrafe. Die übrigen Böotarchen wollten auch dieſe Friſt genau einhalten; Epaminondas aber, welcher das Wohl und den Ruhm des Vaterlands höher achtete, als ſeine perſönliche Sicherheit, behielt, unterſtützt von ſeinem Freunde Pelopidas, den Befehl vier Monate über die geſetzliche Zeit, und führte dann erſt das Heer, noch auf dem Rückwege bei Kenchreä die Athener ſchlagend, welche den Lacedämoniern Hülfe ſchickten, nach Hauſe zurück. Statt des Dankes für die im Peloponnes ausgerichteten Thaten, wo er Sparta zum erſten Mal ſeit mehreren hundert Jahren geſchreckt, und an den in der Stadt Megalopolis vereinigten Arkadiern, den Argivern und Meſſeniern furchtbare Feinde erweckt, und den Ruhm der thebaniſchen Waffen im Kampfe mit Ageſilaus und Iphikrates bewährt hatte, wurde Epaminondas mit Pelopidas mit einer Anklage auf den Tod empfangen. Er erſchien vor Gericht, leugnete keine der gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen, nahm die ganze Schuld der Feldherrn auf ſich allein, und weigerte ſich nicht, der geſetzlichen Strafe ſich zu unterwerfen, aber er bat ſich dieß Eine aus, daß man in die Bücher des Staats ſchreibe: „Epaminondas iſt von den Thebanern mit dem Tode beſtraft worden, der ſie genöthigt hat, bei Leuktra die Lacedämonier zu überwinden, denen, bevor er Feldherr war, kein Böotier auf dem Schlachtfeld auch nur in's Geſicht zu ſchauen ſich getraut hätte; der in Einer Schlacht nicht nur Theben vom Untergang errettet, ſondern auch ganz Griechenland wieder zur Freiheit verholfen und die Stellung beider Staaten gegen einander dahin verändert hat, daß die Thebaner Sparta belagerten und die Lacedämonier froh waren, daß ſie nicht gänzlich untergingen, weil er von der Führung des Heeres nicht eher zurückgetreten iſt, als bis Meſſene wieder gegründet und Sparta in Belagerungszuſtand verſetzt war.“ Auf dieſe Vertheidigung wurde er ſammt den Uebrigen freigeſprochen; und nie ließ er ſpäter deshalb Rachſucht oder Empfindlichkeit blicken, da er die Geduld im Staatsleben für ein Haupterforderniß männlicher Seelenſtärke anſah, während der heftigere Pelopidas ſich an dem Anſtifter der Anklage, dem Redner Meneklidas, ſpäter zu rächen wußte.

Athen befand ſich zu dieſer Zeit inſofern in einer günſtigen Lage, als die beiden kriegführenden Staaten, Sparta und Theben, ſich wetteifernd um ſeine Bundesgenoſſenſchaft bemühten; aber freilich war es auch wieder demüthigend für die Athener, daß ſie doch durch ihren Anſchluß an die eine oder andere Seite den Sieg nicht zu entſcheiden vermochten, ſowie auch der häufige Wechſel ihrer Handlungsweiſe, daß ſie bald Dieſe, bald Jene unterſtützten, nicht eben rühmlich, ſondern eine Folge ihrer Schwäche und ihres Mangels an großen Staatsmännern war. Indeſſen beſaßen ſie auch jetzt noch ausgezeichnete Feldherrn, namentlich Iphikrates, Chabrias und Timotheus. Von dieſen zeichneten ſich die beiden Erſteren beſonders auch durch Erfindungen in der Kriegskunſt aus, Chabrias durch die einer neuen Stellung, in welcher er ſeine Krieger den Angriff der Feinde empfangen ließ, und welche ſo berühmt wurde, daß Chabrias ſelbſt ſein Bild in dieſer Stellung fertigen ließ; Iphikrates führte mit großer Einſicht erleichternde Veränderungen in der Ausrüſtung und Bewaffnung ein und ſchulte ſein Heer ſo trefflich, daß die von ihm eingeübten Krieger, unter dem Namen der Iphikratianer, eine große Berühmtheit erlangten. Auch führten dieſe beiden Feldherrn in Aegypten Krieg: den Iphikrates hatte ſich der Perſerkönig zum Feldherrn über ſein geworbenes Heer von den Athenern erbeten; Chabrias ging für ſich dahin und befehligte die ägyptiſche Flotte. Im korinthiſchen Kriege hatte Iphikrates mit Glück gegen die Lacedämonier gekämpft.

Während nun die Thebaner mit ihren Verbündeten im Peloponnes ſtanden und die Spartaner hart bedrohten, wurden die Athener von Geſandten derſelben und ihren Verbündeten dringend um Beiſtand angegangen. Eine Volksverſammlung wurde berufen und die Redner wurden angehört, welche die Athener hauptſächlich daran erinnerten, wie glücklich es beiden Staaten ergangen ſey, wenn ſie treulich zuſammengehalten. Die Unentſchloſſenheit der Athener bei den Vorträgen der lacedämoniſchen Geſandten wurde dann endlich durch die Reden der Geſandten aus Korinth und Phlius zu Gunſten der Hülfeleiſtung an die Spartaner entſchieden, indem ſie geltend machten: daß die Lacedämonier in dieſem Kriege die ungerecht Angegriffenen ſeyen, da ſie dem den Athenern geſchworenen Eid völlig treu geblieben ſeyen, ſowie daß die Thebaner unfehlbar, wenn ſie die Lacedämonier unterdrückt hätten, die Athener angreifen würden, die dann allein ihrer Herrſchaft über die Hellenen noch im Wege ſtänden. Auch reizten ſie die Großmuth der Athener, manches von den Lacedämoniern erlittene Böſe mit Wohlthaten zu erwiedern. Auf dieß beſchloſſen die Athener, ihre geſammte Macht unter Iphikrates den Spartanern zu Hülfe zu ſchicken und das Heer zeigte den größten Eifer, als zu rühmlichen Thaten ausziehend. Ohne Zweifel bewog das Anrücken der Athener die Thebaner auch mit zum Rückzug aus dem Peloponnes; aber eine Niederlage brachte Iphikrates ihnen nicht bei, vielmehr erlitt er bei Kenchreä einigen Verluſt, und wurde getadelt, daß er ihren Rückzug nicht aufzuhalten und zu ſtören im Stande geweſen.

Im folgenden Jahre, wo der Krieg mit den Thebanern fortdauerte, 368 vor Chr. wurde das Bündniß zwiſchen Sparta und Athen noch enger geknüpft, auf die Bedingung, daß nicht, wie die Spartaner zuerſt vorſchlugen, ſie zu Land und die Athener zur See den Oberbefehl führen, ſondern daß beide Staaten alle fünf Tage in der Führung abwechſeln ſollten. Dann rückten die Heere beider Städte gemeinſam ins Feld, mit ihren Bundesgenoſſen, und ſammelten ſich bei Korinth, um hier die von neuem heranziehenden Thebaner aufzuhalten. Durch einen wohlberechneten Ueberfall bei Nacht erzwangen ſich jedoch die Thebaner den Durchzug und rückten wieder verheerend in den Peloponnes, wurden aber von Korinth, gegen das ſie mit allzu großer Verachtung ihrer Feinde anſtürmten, zurückgeſchlagen. Der Tyrann Dionyſius von Syrakus ſandte auch jetzt wieder, wie früher ſchon, den Lacedämoniern Hülfe, und ſeine Reiter zeigten ſich als die muthigſten in Angriffen auf die Thebaner; doch kam es zu keiner Schlacht, da die Lacedämonier und Athener die Ueberzahl der Feinde ſcheuten, und dieſe verließen nach einem kurzen Verheerungs- und Beutezug den Peloponnes wieder. Doch war durch dieſe Einfälle der Thebaner im Peloponnes und durch den Wiederaufbau von Meſſene, ſo wie durch die neuern Vorfälle überhaupt das Anſehen von Sparta ſo geſunken, daß nun auch die Arkadier für ſich allein ihnen trotzen zu können glaubten; ſie erlitten aber von dem Sohne des Ageſilaus, Archidamus, eine bedeutende Niederlage.

Während dieſer Zeit ſtieg fortwährend die Macht und das Anſehen Thebens, denn nicht nur führten ſie im Peloponnes Krieg, ſondern ſie brachten auch einen anſehnlichen Theil des obern Griechenlands unter ſich, und indeß Epaminondas mit den Lacedämoniern ſtritt, wandte ſich Pelopidas nach Theſſalien. Der Fürſt von Pherä in Theſſalien, Jaſon, war, wie oben erzählt worden, auf Anrufen der Thebaner nach der Schlacht von Leuktra herbeigekommen; auf ſeinem Heimzuge durch Phocis, mit welchem er im Kriege war, hatte er die Vorſtadt von Hyampolis erobert, das Land verwüſtet, und die Mauern von Heraklea zerſtört, um ſich den Weg nach Griechenland offen zu erhalten. Durch dieſen Zug, wo er gleichſam als Schiedsrichter oder dach als Vermittler zwiſchen den wichtigen Staaten Sparta und Theben aufgetreten war, wuchs ſein Anſehen gar ſehr, zumal da er eine Menge trefflich geübte Söldner, Fußvolk und Reiter, in ſeinen Dienſten, und zahlreiche Bundesgenoſſen hatte, ſo daß Alle ſich um ſeine Freundſchaft bewarben. Als die pythiſchen Spiele bevorſtanden, gebot er den Städten, wie viele Opferthiere ſie bereit halten ſollten, kündigte auch den Theſſaliern an, ſie ſollten ſich für die Zeit der pythiſchen Spiele zu einem Kriegszuge bereit halten, denn er gedachte, wie man ſagt, dem Gott das Feſt und die Wettſpiele ſelbſt zu ordnen, und man vermuthete, daß er beabſichtigte, ſich der Schätze des Tempels zu bemächtigen. Mit ſo großen und für Griechenland bedrohlichen Planen umgehend, wurde er nach einer Muſterung der pheräiſchen Reiterei von ſieben Jünglingen, die ſich gegen ihn verſchworen hatten, niedergehauen, und die fünf, welche entkamen, wurden in den meiſten griechiſchen Städten ehrenvoll aufgenommen, woraus man ſieht, daß die Hellenen gewaltig fürchteten, er möchte ihr Zwingherr werden. Nach ſeinem Tode wurden ſeine Brüder Polydorus und Polyphron als Fürſten eingeſetzt, und nachdem der Erſtere von dem Letztern, wie man glaubt, ermordet worden, wurde Polyphron ſelbſt, der ein Jahr mehr wie ein Tyrann, als nach hergebrachter Ordnung geherrſcht hatte, von ſeinem Neffen Alexander umgebracht, unter dem Vorwand, daß er den Polydorus rächen und die Gewaltherrſchaft ſtürzen wollte. Aber Alexander ſelbſt wurde für die Theſſalier ein harter Gebieter, ein gefährlicher Feind für die Thebaner und Athener und ein ungerechter Räuber zur See und zu Land. Viele theſſaliſche Städte wandten ſich, Hülfe gegen den Tyrannen Alexander ſuchend, an Theben mit der Bitte um einen Feldherrn und ein Heer, und Pelopidas wurde dahin geſandt. Sobald er in Theſſalien eingerückt war, ergab ſich die Stadt Lariſſa und Alexander kam mit Bitten um gütliche Vermittlung, welche ſofort Pelopidas einzuleiten und den Tyrannen zum guten, rechtlichen Oberhaupt Theſſaliens zu bekehren ſuchte. Aber als, wie Plutarch ſagt, der Arzt am Tiger zu verzweifeln anfing, und über die Habſucht, Grauſamkeit und Wolluſt des Tyrannen immer neue Klagen einliefen, entbrannte der Zorn des Pelopidas, und Alexander entfloh mit ſeiner Leibwache. Dann zog Pelopidas, Theſſalien beruhigt zurücklaſſend, nach Macedonien, wohin er als Schiedsrichter in dem Kampfe zwiſchen dem Könige des Landes, Alexander, und Ptolemäus, der ihn zu ſtürzen ſuchte, berufen ward. Er legte den Streit bei, ſtiftete Frieden und brachte nach Theben dreißig Knaben von den angeſehenſten Familien als Geiſeln zurück, ganz Griechenland zu zeigen, wie groß Thebens Anſehen und Macht ſey, ſo wie der Glaube an ſeine Rechtlichkeit. Unter dieſen Geiſeln war der nachmals ſo berühmte Philippus, König von Macedonien, Vater Alexander des Großen, welcher in Theben nach dem

Vorbild des Pelopidas und Epaminondas ſich bildete, obwohl er von den Tugenden beider Männer wenig annahm. Bald darauf, als Alexander wieder ſeine frühere Tyrannei begann, wurde Pelopidas mit Ismenias abgeſandt, ohne ein Heer, um die Ordnung wieder herzuſtellen; da aber auch in Macedonien wieder der Krieg ausgebrochen war, warb Pelopidas theſſaliſche Söldner und zog zuerſt dorthin. Ptolemäus beſtach die Söldner, daß ſie zu ihm übergingen, kam aber doch dem Pelopidas, aus Achtung vor ſeinem bloßen Ruhm und Namen unterwürfig entgegen, ließ ihn den Frieden ordnen, ſchloß mit Theben Bund und Freundſchaft und ſtellte Geiſeln. Mit einer kleinen Schaar zog nun Pelopidas gegen Pharſalus, wo alsbald auch der Tyrann Alexander mit einem Heere ankam. Pelopidas glaubte, er komme, um ſich zu entſchuldigen und nahte ihm ohne alle Vorſicht, wurde aber von dem Tyrannen, mit Ismenias, feſtgenommen und als Gefangener nach Pherä geſchleppt. Anfangs behandelte Alexander ihn ziemlich mild, in der Hoffnung, das Unglück werde ihn nachgiebig machen; aber als der hohe Sinn des Pelopidas ſich nicht beugen ließ, er vielmehr die Pheräer ermunterte durch die Hoffnung, ſie würden nun bald ihres Tyrannen entledigt werden, und ihm ſelbſt trotzig ſagen ließ: es ſey Thorheit von ihm, ſeine Unterthanen Tag für Tag zu martern und zu morden, ihn ſelbſt aber, deſſen Rache er ſo ſehr zu fürchten habe, am Leben zu laſſen, und ihm auf ſeine verwunderte Frage: warum es Pelopidas ſo ſehr eile, zu ſterben? antwortete: damit es mit dir, wenn du den Göttern noch verhaßter geworden als jetzt, um ſo ſchneller ende, — hielt er ihn in ſtrengem, hartem Gewahrſam. Doch wagte der eben ſo blutdürſtige als wollüſtige Tyrann, welcher ſich keines Schlachtopfers je erbarmt, aber über Hekuba's und Andromache's Leiden weinend aus dem Theater wegging, nicht den Pelopidas ſeinem Grimme zu opfern, aus Furcht vor der Rache der Thebaner; und Pelopidas wußte deſſen eigene Gattin Thebe, die den berühmten Feldherrn heimlich im Kerker beſuchte und in dem verkümmerten Ausſehen des Gefangenen anfänglich kaum noch den gefeierten Helden erkannte, gegen den Tyrannen zu reizen. Denn als ſie zu ihm ſagte: Mich jammert dein Weib! verſetzte er: Und du mich, daß du, ohne an Ketten zu liegen, es mit Alexandern aushältſt. — Die Thebaner ſchickten, um ihren Helden zu befreien, ein Heer nach Theſſalien, das aber nichts ausrichtete; ſobald jedoch Epaminondas ſelbſt mit bewaffneter Macht anrückte, der ſich wohl hütete, den Tyrannen auf's Aeußerſte zu treiben, demüthigte ſich der Fürſt von Pherä und gab den Pelopidas frei. Frieden und Freundſchaft für Theben ſchloß jedoch Epaminondas mit einem ſolchen Manne nicht, ſondern nur Waffenſtillſtand.

Als nach dieſem Sparta und Athen, bange vor dem Uebergewichte Thebens, Geſandte an den Perſerkönig ſchickten, ein Bündniß mit ihm zu ſchließen, ſandten auch die Thebaner den Pelopidas nach Aſien, welchen ein Arkadier, ein Eleer und ein Argiver begleiteten. Ueberall auf ſeiner Reiſe durch Aſien wurde er hochgeehrt, und vor allen andern Geſandten wurde ihm am Hofe des Königs Aufmerkſamkeit zu Theil, ſowohl wegen der Macht Thebens, als auch wegen ſeiner eigenen Thaten. War er doch der Mann, welcher den Sieg bei Leuktra mit entſchieden, der Land und Meer von der Herrſchaft der Lacedämonier befreit, und Sparta, deſſen König Ageſilaus noch vor kurzer Zeit Perſiens Hauptſtädte, Suſa und Ekbatana bedroht, unter den Taygetus an den Eurotas zurückgedrängt hatte! Auch konnte Pelopidas die alte Anhänglichkeit Thebens an Perſien zu ſeinen Gunſten geltend machen. Die perſönliche Erſcheinung des Pelopidas gefiel dem Könige nicht minder, ſo wie ſeine ebenſo kraftvolle als einfache Sprache; daher überließ er auch ihm, die Bedingungen des Friedens aufzuſetzen, welcher unter Vermittlung des Perſerkönigs zu Stande kommen ſollte. Pelopidas ſtellte folgende Bedingungen: Meſſene ſoll von den Lacedämoniern -unabhängig ſeyn; die Athener ſollen ihre Flotte ans Land ziehen und wenn ſie ſich deſſen weigern, bekriegt werden; und wenn eine Stadt ſich nicht anſchließe, ſolle man dieſe zuerſt bekriegen. Und dieſe Vorſchläge erhielten die Genehmigung des Königs, obwohl ſie den meiſten anderen Geſandten nicht gefielen. Pelopidas reiſte dann ab, die Botſchaft des Königs allen Hellenen zu verkündigen; und von den ihm ſehr reichlich gebotenen Geſchenken nahm er nur diejenigen mit, welche einen beſondern Liebeswerth hatten. Weniger enthaltſam zeigten ſich andere Geſandte, z. B. der Athener Timagoras; nicht Gold und Silber allein, erzählt Plutarch, ſondern auch ein koſtbares Tiſchlager, und zu deſſen kunſtgerechter Behandlung, weil die Griechen ſich nicht darauf verſtünden, eigene Diener nahm er mit, ferner achtzig Kühe mit Melkern, und die Heimreiſe machte er im Hängebett, wofür der König den Trägern vier Talente zahlte. Bei ſeiner Rückkehr nach Athen wurde er zum Tode verurtheilt, entweder wegen ſeiner Beſtechlichkeit, oder weil ſein Mitgeſandter Leon ihn anklagte, mit Pelopidas beſtändigen Umgang gehabt und die Sache Athens verrathen zu haben. Jedoch wurde die Eiferſucht vieler Städte gegen Theben durch die Botſchaft des Königs rege, und ſie weigerten ſich, den von dieſer Stadt vorgeſchlagenen oder ausgeſchriebenen Frieden zu beſchwören; ſo namentlich ihre bisherigen Verbündeten, die Arkadier; und der Wunſch der Thebaner, die Oberherrſchaft über ganz Griechenland zu erlangen, in der Art, wie die Spartaner durch den Frieden des Antalcidas, ging nicht in Erfüllung.

Pelopidas unternahm jetzt einen neuen Kriegs- und Rachezug gegen den Tyrannen Alexander von Pherä, welcher in Theſſalien ſchlimmer als je hauste, weßhalb auch die Theſſalier ſich von den Thebanern ein Heer und Pelopidas zum Feldherrn erbaten. Eine eintretende Sonnenfinſterniß bewog den Pelopidas, das Leben von ſiebentauſend Bürgern nicht auf's Spiel zu ſetzen, daher ging er nur mit dreihundert freiwilligen Reitern und einigen Miethtruppen nach Theſſalien. Er brannte vor Begierde, den Tyrannen zu ſtürzen, von dem er ſelbſt Unwürdiges erduldet hatte und der Theſſalien und Hellas bedrohte, von welchem aber Athen Sold annahm und den es als ſeinen Wohlthäter in Erz aufſtellte, während Sparta dem Tyrannen Dionyſius, der früher Hülfstruppen in den Peloponnes geſandt, jetzt Anführer ſchickte. Bei Pharſalus zog ihm Alexander mit weit überlegener Heeresmacht entgegen, aber der kühne Pelopidas griff ihn demungeachtet wüthend an; der Tyrann wurde geſchlagen, aber Pelopidas ſelbſt, der ihn allzu ungeſtüm und unvorſichtig aufgeſucht hatte, um ihn perſönlich zu erlegen, fiel im Handgemenge, nach Wunderthaten der glänzendſten Tapferkeit. Thebaner und Theſſalier wetteiferten in der Trauer um den Todten und in Ehrenbezeugungen, und es herrſchte im Lager eine Niedergeſchlagenheit, als hätte das Heer nicht den herrlichſten Sieg erfochten, ſondern eine Niederlage erlitten. Aus den theſſaliſchen Städten erſchienen die Obrigkeiten, Prieſter, Knaben und Jünglinge zum Ehrenempfang der Leiche, Trophäen, Kränze und volle goldene Rüſtungen auf die Bahre legend, und die Aelteſten Theſſaliens baten die Thebaner, ihnen die Beſtattung zu überlaſſen; mehr als Theben ſelbſt treffe der Verluſt Theſſalien, denn jenes habe nur den trefflichſten Feldherrn, dieſes aber mit ihm wohl auch die Freiheit verloren. Denn ſchwerlich würden ihnen die Thebaner wieder einen Feldherrn ſenden, da ſie ihnen den Pelopidas nicht wieder zurückgegeben. — Die Thebaner zogen ſofort mit Heeresmacht aus, um ihren Feldherrn zu rächen, und zwangen den Tyrannen Alexander zu einem für ihn ſehr demüthigenden Frieden und zur Heerfolge unter Theben; bald nachher jedoch wurde er von ſeiner Gattin Thebe und deren drei Brüdern bei Nacht ermordet, von den Pheräern noch im Tode mißhandelt. Er, und vielleicht ſchon Jaſon von Pherä, können als die Vorläufer des Zerſtörers der Unabhängigkeit Griechenlands, Philipps von Macedonien, betrachtet werden.

Nur um einige Jahre überlebte Epaminondas ſeinen Freund. Auf einem neuen Zuge in den Peloponnes gewann er Achaja für den Bund der Thebaner, wodurch er auch die Arkadier und Argiver um ſo feſter an Theben zu knüpfen hoffte; aber nachdem er heimgezogen war, fielen wieder viele Städte von ihnen ab, in welchen die Oligarchen ſich der Gewalt bemächtigten. Zum letzten Male zog er, nachdem der Krieg, unter beſtändigem Wechſel der Bündniſſe und des Glückes in verſchiedenen Gegenden, am hitzigſten im Peloponnes fortgedauert hatte, im Jahre 462 vor Chr. nach dem Peloponnes, als dort gerade der Friede ſchien hergeſtellt werden zu wollen und zu befürchten ſtand, daß die bisherigen Bundesgenoſſen Thebens aus Eiferſucht ſich wieder zu deſſen Feinden ſchlagen möchten. So zog er mit einem ſtarken Heere von Böotiern, Euböern und Theſſaliern heran, welchen ſich dann die Meſſenier, Argiver und ein kleiner Theil der Arkadier anſchloſſen. In Nemea angekommen, verweilte er daſelbſt in der Hoffnung, die Athener auf ihrem Durchzuge überfallen zu können, weil er glaubte, hierdurch den Muth ſeiner Bundesgenoſſen ſehr zu ſtärken und die Gegner zu entmuthigen, und er jeden Nachtheil der Athener als einen Gewinn für die Thebaner betrachtete.« Als er aber vernahm, daß die Athener zur See über Lacedämon den Weg genommen, brach er auf und zog nach Tegea. Während die Feinde in Mantinea ſich ſammelten und verſchanzten und Ageſilaus ſelbſt und die Lacedämonier daher zogen, rückte Epaminondas plötzlich mit ſeinem Heere auf Sparta los, und wenn nicht ein Kreter noch zur rechten Zeit dem Ageſilaus die Nachricht vom Anzuge des Feindes gebracht hätte, ſo würde Jener die Stadt, wie ein leeres Neſt von Vertheidigern ganz entblößt genommen haben. So aber traf Ageſilaus noch zeitig genug in der Stadt wieder ein, und ſein Sohn Archidamus trieb in einem Gefechte die die Stadt angreifenden, weit überlegenen Thebaner, wie durch ein Wunder zurück. Nun beſchloß Epaminondas eine Schlacht zu liefern, wozu ihn theils die Sorge für ſeinen eigenen Ruhm, theils für das Anſehen Thebens und für deſſen Verbündete im Peloponnes vermochte; und ſein Heer hatte er ſo trefflich gebildet, daß er ihm jede Anſtrengung zumuthen durfte. Zuerſt täuſchte er durch verſchiedene Bewegungen den Feind über ſeine Abſicht, ein Treffen zu liefern, überraſchte dann die Gegner, errang durch eine kunſtvolle Schlachtordnung und durch die Tapferkeit ſeiner Thebaner den Sieg und trieb alle Feinde in die Flucht. Aber er ſelbſt ſank, von einem Speerwurf tödtlich getroffen, und fühlte ſogleich, daß er ſterben würde. Wohl wiſſend, daß, ſobald er das Eiſen aus der Wunde zöge, ſein Leben entfliehen würde, wartete er ſo lange, bis er Kunde vom vollſtändigen Siege der Böotier hatte und zog es dann heraus mit dem Ausruf: »ich habe genug gelebt, denn ich ſterbe unbeſiegt«, und alsbald gab er den Geiſt auf, 362 vor Chr. Olymp. 104, 2.

Faſt alle Hellenen waren auf dem Kampfplatz bei Mantinea erſchienen, und daher glaubte Jedermann, wenn es zur Schlacht komme, werde den Siegern die Herrſchaft zu Theil werden, und Unterwerfung das Loos der Beſiegten ſeyn. Aber durch den Fall des Epaminondas wurde Gewinn und Verluſt auf beiden Seiten ausgeglichen; die Böotier vermochten, in der Beſtürzung und Trauer, ihren Sieg gar nicht zu benützen, ſondern blieben, ohne die Feinde zu verfolgen, auf dem

Schlachtfelde ſtehen und es herrſchte noch größere Untentſchiedenheit und Verwirrung nach der Schlacht in Griechenland als zuvor. Theben namentlich vermochte ſich nicht auf der Höhe zu behaupten, zu welcher es Epaminondas, im Verein mit Pelopidas, erhoben hatte, — ein Mann, der mit den großen Eigenſchaften des Feldherrn und Staatsmannes auch die edelſten und die bei den Hellenen ſeltenſten Tugenden des Menſchen, Enthaltſamkeit, Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit verband, und deſſen reines, an den edelſten Thaten und Geſinnungen reiches Leben noch beneidenswerther erſcheinen würde, wenn er, wie Themiſtokles, gegen Fremde und nicht gegen Hellenen ſeine Siege davongetragen hätte.

Da alle Theile durch den langen Krieg geſchwächt waren, wurde nach der Schlacht bei Mantinea ein allgemeiner Friede geſchloſſen, dem nur die Lacedämonier nicht förmlich beitraten, weil ſie die Unabhängigkeit der auch mit aufgenommenen Meſſenier, ihrer unverſöhnlich gehaßten Feinde nicht anerkennen wollten. Doch herrſchte jetzt einige Jahre vergleichungsweiſe Ruhe in Griechenland.

XXVIII.

Griechenland bis zu den Zeiten des Philippus von Macedonien und des heiligen Krieges.

Von Sparta war die Hegemonie, das überwiegende Anſehen und die oberſte Leitung der Geſammtangelegenheiten, nach den Perſerkriegen an Athen übergegangen, nach dem peloponneſiſchen Kriege wieder an Sparta gefallen, und mit Epaminondas und Pelopidas war Theben eine kurze Zeit an die Spitze der griechiſchen Staaten getreten. Nach dem Tode dieſer Männer vermochte es dieſe Stellung nicht mehr zu behaupten, aber auch die beiden andern Staaten waren zu ſehr geſchwächt, als daß ſie noch einen beherrſchenden, überwiegenden Einfluß hätten ausüben können: Athens reiche Einkünfte und Seemacht waren großen Theils dahin, der Kern der Bürgerſchaft hingerafft, die Bevölkerung Sparta's geſchwächt, und die Wiederherſtellung der Meſſenier war für die Spartaner ebenſo ſehr eine nahe Gefahr, wie eine Demüthigung. Alle Staaten Griechenlands hatten an den faſt unaufhörlichen Kämpfen der letzten Jahrzehnte mehr oder minder Theil genommen und dadurch ſchwere Verluſte erlitten, ſo daß keiner Anſpruch machen konnte, an die Spitze des Ganzen zu treten, obgleich hin und wieder eine Stadt ſich kräftiger aufraffte und ſich eine ausgezeichnetere

Stellung, ein vorübergehendes Anſehen errang; dagegen trat jetzt die Zeit ein, wo Auswärtige mehr und mehr einen bedeutenden und gefährlichen Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands zu üben anfingen. Es waren dieß theils die Könige und Satrapen Perſiens, theils ſolche Hellenen, welche bisher an dem Leben des griechiſchen Volkes weniger Antheil genommen hatten, wie die Fürſten der Theſſalier; die Tyrannen Siciliens; endlich und hauptſächlich die macedoniſchen Könige. Faſt unvermerkt für die Griechen trat dieſe wichtige und traurige Veränderung ein; hatte doch Ageſilaus noch vor wenigen Jahren Sardes und das ganze Perſerreich bedroht und war Pelopidas in Theſſalien und Macedonien als Friedensſtifter aufgetreten! Auch ſträubten ſie ſich lange, es einzuſehen, und gerade in dieſer Verblendung lag noch größere Gefahr.

Nur etwa ein Jahr überlebte den Epaminondas Ageſilaus. Hätten dieſe beiden Männer, ſtatt an der Spitze zweier feindlichen Staaten einander zu bekämpfen, für das Wohl und die Freiheit Griechenlands zuſammen gewirkt, ſo hätten ihre Einſichten, ihre Tugenden, ihre heldenmüthige Tapferkeit ein Zeitalter neuen Glanzes, wie es ſcheint, begründen können; aber der Einzelne vermochte ſchon nicht mehr, den Gang der Dinge überhaupt in Griechenland zu hemmen und zu ändern; und bei großen Tugenden hatte doch Ageſilaus ſelbſt den verderblichen Krieg mit Theben veranlaßt, indem er für Behauptung der widerrechtlich beſetzten Kadmea ſich entſchied, obwohl es ihm ſonſt an Sinn für das gemeinſame Wohl des Vaterlandes nicht fehlte. Nicht nur bekriegte er, zur Sicherung und Feſtſtellung der Unabhängigkeit der Hellenen, ſo wie aus kriegeriſcher Ruhmliebe, den Perſerkönig; er beklagte den Unverſtand der Hellenen, daß ſie ſich unter einander zu bekriegen nicht ſatt wurden, er ſcheute davor zurück, eine griechiſche Stadt zu zerſtören, er hielt es für ein Unglück, im Kriege gegen Griechen zu ſiegen, und als er nach einer gewonnenen großen Schlacht die Zahl der gefallenen Feinde erfuhr, rief er aus: „O unglückliches Griechenland! die hier Gefallenen wären genug, wenn ſie noch lebten, alle Barbaren im Kampfe zu beſiegen!“

Ageſilaus hatte ſein Vaterland, Sparta, nach dem ſiegreich beendigten peloponneſiſchen Kriege und dann nach dem Frieden des Antalcidas auf dem Gipfel der äußern Macht und des Einfluſſes geſehen; er hatte ſelbſt durch glänzende Feldzüge zu ſeinem Ruhme Großes beigetragen; aber er mußte es am Ende ſeines Lebens tief geſchwächt, ſein Anſehen gewaltig vermindert ſehen, und zwar nicht ganz ohne ſeine eigne Schuld. Nicht nur hatte die Eine Schlacht von Leuktra gegen die Hälfte der waffenfähigen Spartiaten hingerafft und der lange Krieg, im Peloponnes und in Lakonien ſelbſt geführt, das Volk gezehntet und geſchwächt und Meſſenien von Lakonien losgeriſſen; auch durch ſeine glücklichen Kriegszüge in Perſien hatte er zur innern Schwäche von Sparta beigetragen, weil er, ſelbſt uneigennützig und im höchſten Maße enthaltſam, ein Mann von altſpartaniſcher rauher Lebensweiſe, dennoch ſeine Freunde und die Lacedämonier überhaupt ungemein bereichert und dadurch an ein üppiges Leben gewöhnt hatte. Um ſich und ſein Vaterland zu verherrlichen und allen Griechen nützlich zu ſeyn, folgte er noch als achtzigjähriger Greis der Einladung des Tacho, welcher Aegypten vom Perſerkönig abtrünnig gemacht und ſich zum König aufgeworfen hatte, und der jetzt dem berühmten Helden Sparta's den Oberbefehl über ſein ganzes Heer gegen die Perſer anbot; von dem Könige betrogen, ſchlug er ſich, als die Aegyptier ſich in zwei Parteien theilten, zu derjenigen, welche er den Hellenen gewogener glaubte, der des Nektanebus, beſiegte den Gegenkönig in einer Schlacht, nahm ihn gefangen, ſetzte den Andern auf den Thron, ſchloß mit ihm ein Bündniß für Lacedämon und kehrte dann mit großem Ruhm und vielem Geld nach Hauſe zurück, ſtarb aber unterwegs, und ſeine Leiche wurde, mit Wachs übergoſſen, nach Sparta gebracht, wo der Tod des Helden feierlich und ſchmerzlich betrauert wurde, 360 vor Chr. Olymp. 104, 4. Ein Jahr nach ſeinem Tode beſtieg Philippus den Thron Macedoniens.

Die Macedonier, ein Miſchvolk von Thraciern und Illyriern, galten lange Zeit den Griechen als Barbaren; doch wieſen die Könige von Macedonien ihre griechiſche Abkunft nach — ſie rühmten ſich, von dem argiviſchen Herkules abzuſtammen, durch Karanus, den Gründer ihres Hauſes, — und wurden deßhalb zur Theilnahme an den olympiſchen und andern Spielen zugelaſſen; auch wurde durch zahlreiche griechiſche Pflanzſtädte an den Küſten, die, zuerſt unabhängig, nach und nach von den Macedoniern unterworfen wurden, griechiſche Sprache und Bildung mehr und mehr unter dem früher ziemlich wilden und ungeſchlachten Gebirgsvolk im Innern des Landes, oder doch unter den Vornehmeren, verbreitet. Gegen die Perſer hatten ſie ihre Unabhängigkeit nicht zu behaupten vermocht, aber nachdem dieſe aus Europa vertrieben waren, wuchs allmälich die Macht und Feſtigkeit des macedoniſchen Reiches, trotz vielen Kämpfen mit den umwohnenden Völkern und innern Zerwürfniſſen und Kriegen um die Thronfolge. Der König Archelaus hielt einen prächtigen und geſchmackvollen Hof, wie ſchon erwähnt wurde, und lud die ausgezeichnetſten Geiſter und Künſtler beſonders aus Athen ein, gegen Ende des peloponneſiſchen Krieges, um 400 vor Chr. Unter den nächſtfolgenden Königen herrſchte arge Zerrüttung und Zwietracht im Lande, ſo daß die Thebaner unter Pelopidas ſich einmiſchten, den Frieden vorſchrieben und Geiſeln mit nach Theben nahmen; bis endlich Philippus, der auch unter dieſen geweſen, und unter den Augen des Pelopidas und Epaminondas herangewachſen war, zuerſt Vormund des noch unmündigen Königs Amyntas III. und dann ſelbſt König wurde. Dieſer kluge und tapfere, aber mit vielen Fehlern und Laſtern, beſonders Unmäßigkeit und Treuloſigkeit befleckte Fürſt rettete nicht nur das auf allen Seiten von Feinden mit Untergang bedrohte Reich, ſondern erhob es auch bald zu großer, gefürchteter Macht. König Perdikkas hatte eine große Schlacht gegen die Illyrier und ſelbſt im Kampfe das Leben verloren; Philippus, ſein Bruder, entfloh jetzt aus Theben und übernahm als Vormund von Perdikkas' Sohn Amyntas die Regierung des hart bedrängten Landes. Zur gleichen Zeit nämlich verheerten die Päonen Macedonien, ein gewiſſer Pauſanias, ein Verwandter des Königshauſes, ſuchte mit Hülfe des Königs der Thracier auf den Thron zu gelangen, und ein weiterer Bewerber um die Krone war Aegäus, welchen die Athener unterſtützten und dreitauſend Schwerbewaffnete mit einer anſehnlichen Flotte ihm zu Hülfe geſchickt hatten. Philippus ſtellte durch Volksverſammlungen, durch beredte Ermunterungen und durch beſtändige Waffenübungen den Muth der Macedonier wieder her, bei welchen er eine neue Schlachtordnung, die Phalanx, einführte. Da er ſah, daß es den Athenern nur um den Beſitz der Stadt Amphipolis zu thun war, räumte er dieſelbe freiwillig und ließ ihr die Unabhängigkeit. Mit den Päonen ſchloß er einen Frieden oder Waffenſtillſtand, mittelſt Geſchenken und Verſprechungen. Den thraciſchen König, welcher den Pauſanias unterſtützte, gewann er durch Geſchenke für ſich. Als Aegäus dennoch Krieg verſuchte, ſchlug ihn Philippus in einer Schlacht bei Methone, worin viele von den atheniſchen Söldnern umkamen; den Uebrigen geſtattete der König freien Abzug, und ermuthigte durch dieſen erſten Sieg ſeine Macedonier zu weiteren Kämpfen. Mit den Athenern ſchloß er jedoch Frieden und überließ ihnen Amphipolis. Den Tod des Königs der Päonen benützte er, dieß Volk anzugreifen, das er beſiegte und den Macedoniern unterwarf. Ebenſo glücklich war er gegen die allein noch übrigen Feinde, die Illyrier, die er in einer großen und hitzigen Schlacht mit ſeinem wohl eingeübten Heere überwand, und zur Herausgabe aller macedoniſchen Städte zwang, 359 vor Chr. Jetzt konnte er ſchon auf Eroberungskriege denken, und am Vorwand dazu fehlte es dem ſchlauen Fürſten nicht.

Die Athener wurden durch den Abfall von Chios, Rhodus, Kos und Byzanz in den dreijährigen ſogenannten Bundesgenoſſenkrieg verwickelt, 358 bis 356 vor Chr. Die Feldherrn der Athener in dieſem Kriege, der mit abwechſelndem Glücke geführt wurde, waren Chares und Chabrias, der in einem Seetreffen mit ſeinem Schiffe unterging und ſpäter Iphikrates und Timotheus, die, von Chares vor dem Volke als Verräther angeklagt, um Geld geſtraft und der Befehlshaberſtellen entſetzt wurden. Chares verſchaffte ſich Geld zum Unterhalt ſeiner Flotte dadurch, daß er dem abgefallenen Satrapen Artabazus in Kleinaſien im Kampf gegen das Heer des Königs beiſtand und dieſes ſchlug. Dieß wurde zuerſt von den Athenern gebilligt, aber als der König Geſandte ſchickte und mit Krieg drohte, änderten ſie ihre Anſicht, und beendigten nun auch durch einen für ſie ungünſtigen Vergleich den Bundesgenoſſenkrieg, der ſie viel Geld und Menſchen gekoſtet und ihre Einkünfte nicht wenig vermindert hatte. Philippus aber hatte den Krieg der Athener benützt, ſich wieder in Beſitz der wichtigen Stadt Amphipolis in Thracien zu ſetzen, deren Einwohner er feindſeliger Geſinnungen und Handlungen gegen ihn beſchuldigte, und durch Milde und Nachſicht gegen die ſich ihm Unterwerfenden befeſtigte er ſeine Herrſchaft daſelbſt. Dann bezwang er die ebenfalls ſehr wichtige Stadt Pydna, ſchloß ein Bündniß mit den Olynthiern, die er mit den Athenern zu entzweien wußte, und verſprach ihnen Potidäa zu verſchaffen. Um das Bündniß mit der wichtigen Stadt Olynthus bemühten ſich nämlich ſeit längerer Zeit Philippus und die Athener in die Wette. Wirklich eroberte er auch Potidäa und überließ es den Olynthiern, die atheniſche Beſatzung jedoch ließ er ungekränkt abziehen, behandelte ſie freundlich und ſchickte ſie, mit Verſicherungen ſeiner guten Geſinnungen gegen Athen, nach Hauſe. Dann bemächtigte er ſich der von den Thaſiern angelegten Stadt Krenides, vermehrte ihre Einwohner, nannte ſie nach ſich Philippi und brachte die dortigen Goldbergwerke des pangäiſchen Gebirges, die zuvor unbedeutend geweſen, durch geſchickte Ausbeutung ſo empor, daß ſie ihm ungeheure Einkünfte gewährten und ihm Mittel an die Hand gaben, nicht bloß einen ſtattlichen Hof zu halten und ein bedeutendes Heer von Miethtruppen zu beſolden, ſondern auch viele Griechen in faſt allen Städten durch Beſtechung für ſich zu gewinnen. Denn die Habſucht und die Ueppigkeit waren zu dieſer Zeit faſt allgemein in ganz Hellas verbreitet, unbeſtechliche Männer waren eine Seltenheit. Philippus pflegte zu ſagen: keine Stadtmauer ſey ſo hoch und ſteil, daß nicht ein mit Gold beladener Eſel ſie zu überſteigen vermöchte. Perſiſches und macedoniſches Gold kämpften von dieſer Zeit an in Griechenland mit einander.

Nicht bloß gegen Oſten hin, ſondern auch gegen Süden breitete bald Philippus ſeine Macht und ſeinen Einfluß aus und rückte ſo dem eigentlichen Griechenland immer näher. Der Tyrann Alexander von Pherä, welcher ſelbſt die Athener bekriegt und ihnen zu Land und zur See vielen Abbruch gethan hatte, war von ſeiner Gattin Thebe und deren Brüdern, den Söhnen Jaſons von Pherä ermordet worden, aber dieſe warfen ſich bald ſelbſt zu Tyrannen auf, hielten viele Söldner und übten eine gewaltthätige, grauſame Herrſchaft. Die Aleuaden, ein vornehmes theſſaliſches Geſchlecht, widerſetzten ſich den Tyrannen, aber für ſich zu ſchwach, riefen ſie den Philippus herbei, welcher die

Tyrannen bezwang, den Theſſaliern die Freiheit wieder gab und ſich an ihnen, die eine treffliche Reiterei beſaßen, die treueſten und nützlichſten Bundesgenoſſen erwarb. Als ſodann die drei Könige der Thracier, Illyrier und Päonen ſich gegen den allzumächtigen und unternehmenden Nachbar verbanden, beſiegte er ſie durch ſeine Schnelligkeit und überlegene Kriegskunſt und machte ſie von den Macedoniern abhängig.

Die große Erfolge des macedoniſchen Königs hätten die Hellenen wohl beunruhigen dürfen; aber in ihre eigenen Streitigkeiten und Parteiungen verwickelt, in Genuß und Schwelgerei verſunken, beachteten ſie ſie nicht und ahnten keine Gefahr von dieſem Volke halber Barbaren. Philippus ſelbſt wußte den Schein und die Miene des wärmſten Freundes der Hellenen anzunehmen, und bezeigte namentlich den Athenern die größte Aufmerkſamkeit und Achtung. Obwohl er kein Mittel ſcheute, um ſeine Zwecke zu erreichen, erſchien er doch äußerlich als der gebildetſte, leutſeligſte, menſchenfreundlichſte Fürſt, und wußte durch ſein wohlwollendes und gefälliges Benehmen ebenſo Viele für ſich einzunehmen, als er mit ſeinem Golde gewann. Dieſe günſtige Meinung eines großen Theils der Griechen von ihm beſtärkte er noch durch ein Unternehmen, welches ihm den Weg ins Herz von Griechenland und zur Unterjochung der Hellenen bahnte, — durch ſeine Theilnahme am dritten ſogenannten heiligen Kriege.

Dieſer Krieg, der im Jahr 356 vor Chr. ausbrach und neun Jahre dauerte, hatte folgende Veranlaſſung. Von den Amphiktyonen, die noch immer, jedoch mit ſehr beſchränkter Wirkſamkeit, fortbeſtanden, wurden die Lacedämonier auf die Anklage der Thebaner wegen rechtswidriger Beſetzung der Kadmea, nachdem ſie bei Leuktra geſchlagen worden, zu einer hohen Geldſtrafe (von fünfhundert Talenten, und als dieſe nicht zu rechter Zeit entrichtet wurden, von tauſend Talenten) verurtheilt, und ebenſo die Phocier, weil ſie einen großen Theil des dem Gotte geheiligten Gebiets Cirrhäa für ſich angebaut hatten. Da Beide nicht bezahlten, klagten die Hieromnemonen (ſo hießen die Geſandten, welche für das Religiöſe zu ſorgen hatten, die andern hießen Pylagoren) vor dem Amphiktyonenrath von neuem, und verlangten, wenn die Phocier dem Gotte die Buße nicht bezahlten, ſolle ihr Land für das Eigenthum des delphiſchen Gottes erklärt, und auch an den Lacedämoniern die verdiente Rache geübt werden. Die Staaten genehmigten die Beſchlüſſe der Amphiktyonen; als aber nun das Land der Phocier dem Gotte heilig erklärt werden ſollte, ermunterte Philomelus, ein ſehr gewaltthätiger, reicher und kühner Mann, ſeine Landsleute, die Phocier, weder die viel zu hohe Geldſtrafe zu bezahlen, noch auch zu dulden, daß ihr Land dem Gotte geweiht werde; vielmehr ſollten ſie die ihnen von alten Zeit her zuſtehende Vorſteherſchaft beim Apollotempel in Anſpruch nehmen und er verſprach ihnen den glücklichſten

Erfolg, wenn ſie ihn zum Feldherrn mit unbeſchränkter Gewalt wählten. Dieß geſchah, und ſofort begab ſich Philomelus nach Sparta, eröffnete dem König Archidamus, er habe im Sinn, Delphi zu beſetzen, und dann, als Vorſteher des Tempels, die auch für Sparta nachtheiligen Beſchlüſſe der Amphiktyonen für ungültig zu erklären. Er warb dann, von ihm mit Geld unterſtützt, zahlreiche Söldner, verſammelte tauſend Phocier, beſetzte den Orakeltempel und ließ von den Delphiern die ſogenannten Thraciden, weil ſie ſich widerſetzten, hinrichten, und ihr Vermögen einziehen. Alsbald zogen die benachbarten Lokrer gegen Philomelus als Entweiher des Heiligthums heran, wurden aber mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Er ließ die Sprüche der Amphiktyonen auf den Denkſäulen auslöſchen und die Urkunden der Strafurtheile vernichten, erklärte aber, er habe nie die Abſicht gehabt, das Heiligthum zu berauben, ſondern nur die uralten Anſprüche und Rechte der Phocier auf die Vorſteherſchaft am Tempel zu wahren. Die Böotier beſchloßen in einer allgemeinen Verſammlung dem Heiligthum zu Hülfe zu kommen und rüſteten ein Heer: Philomelus aber umgab den Tempel zu Delphi mit einer Mauer und brachte eine anſehnliche Streitmacht zuſammen. Nicht nur vertheidigte er Delphi, ſondern er fiel auch in das Gebiet der Lokrer ein und verheerte es. Einige Todte, die er in einem Treffen verlor, wollten ihm die Lokrer nicht erlauben zu beſtatten, weil es in Hellas alter Brauch ſey, Tempelräuber unbeerdigt liegen zu laſſen: aber nachdem auch er dem Feind einige Krieger getödtet und ſich der Leichen bemächtigt hatte, mußten die Lokrer in die Auswechſelung der Leichname willigen. Mit Beute beladen führte er die Seinigen nach Delphi zurück, wo er nun ein Orakel über den Krieg zu empfangen wünſchte. Er zwang die Pythia, den Dreifuß zu beſteigen, obwohl ſie ſich deſſen zuerſt weigerte, weil ja die alten Satzungen nichts mehr gälten. Endlich gab ſie den Drohungen des Uebermüthigen nach und that den Spruch: Er dürfe thun, was er wolle. Im Vertrauen auf dieß Orakel und auf Zeichen, die er für ſich günſtig dahin deutete, daß ihm und den Phociern die Herrſchaft in Delphi bleiben werde, machte er neue Rüſtungen, ſchickte aber auch Geſandte nach Athen, Sparta, Theben und andern bedeutenden Städten, mit der Erklärung, daß er Delphi nicht aus Begierde nach den heiligen Geldern eingenommen, ſondern weil er im Namen der Phocier auf die Vorſteherſchaft des Tempels Anſpruch mache; er werde über die Gelder vor dem geſammten Griechenland Rechnung ablegen, und ſey bereit, Gewicht und Zahl der Weihgeſchenke Jedem der es wünſche, genau anzugeben. Auch ließ er Alle bitten, entweder Mitſtreiter der Phocier zu werden, oder doch Frieden zu halten. Die Athener, die Lacedämonier und einige andere Peloponneſier ſchloßen mit ihm ein Bündniß und verſprachen ihm Hülfe, die Böotier, Lokrer, Theſſalier, die Dorier und Andere faßten den entgegengeſetzten Beſchluß und ergriffen die Waffen für den Gott gegen die Phocier. Es war bemerkenswerth, daß die ſonſt ſo religiös geſinnten Athener und noch mehr die Lacedämonier mit den Tempelräubern gemeinſame Sache machten; aber freilich waren auch die Gegner nicht von reinem Eifer für die Ehre des Gottes beſeelt, ſondern die alten Gegner, wie im Kriege zwiſchen Sparta und Theben, traten jetzt wieder einander gegenüber.

Die ſtarken Kriegsrüſtungen der Feinde nöthigten jetzt den Philomelus, Hand an die Weihgeſchenke des Tempels zu legen und den Tempelſchatz zu berauben, um eine große Anzahl Krieger zuſammenzubringen, denen er einen hohen Sold reichte. Doch beſtanden die mit ſolchem Raube der Götter Angeworbenen meiſt aus den ſchlechteſten und gewiſſenloſeſten Leuten. Starke Heere zogen gegen einander zu Felde, und zuerſt die Lokrer, dann die Theſſalier wurden von den Phociern geſchlagen, dann aber, nachdem durch gegenſeitige Niedermetzlung der Gefangnen die Gemüther auf beiden Seiten heftig erbittert waren, kam es zu einer großen Schlacht, in welcher die Böotier ſiegten, eine Menge Phocier und Söldner fielen, und Philomelus, umringt und mit vielen Wunden bedeckt, ſich über ſteile Felſen herabſtürzte, und ihn durch dieſe Todesart die göttliche Strafe ereilte, 354 vor Chr.

Nach ſeinem Tode ſetzte ſein Bruder Onomarchus den Krieg fort, zu welchem er die Phocier und deren Bundesgenoſſen aus ſelbſtſüchtigen Abſichten ermunterte, während ſchon Viele zum Frieden geneigt waren. Mittelſt der Tempelſchätze ſtellte er bald wieder ein ſtarkes Heer ins Feld, beſtach auch Manche von den Feinden der Phocier, namentlich die Theſſalier, machte glückliche Züge, wurde aber, als er Chäronea belagerte, von den Thebanern zum Rückzuge genöthigt. — Dieſe waren damals noch ſo kräftig, daß ſie während des Krieges mit den Phociern dem vom Perſerkönige abgefallenen Artabazus in Aſien ein Hülfsheer von fünftauſend Mann ſchicken konnten, unter dem Feldherrn Pammenes, welcher ſich und den Böotiern großen Ruhm erwarb.

Jetzt, 353 vor Chr., wurde Philippus in den Krieg hineingezogen. Von den Theſſaliern gegen Lykophron, Tyrannen von Pherä, zu Hülfe gerufen, ſtritt er anfangs glücklich, aber dieſer erbat ſich von den Phociern Beiſtand und ſie ſchickten ihm den Phayllus, Bruder des Onomarchus, mit ſiebentauſend Mann. Philippus beſiegte dieſen und vertrieb ihn aus Theſſalien. Nun aber ſammelte Onomarchus alle Streitkräfte der Phocier, zog nach Theſſalien und ſchlug die Macedonier, denen er an Zahl überlegen war, in zwei Schlachten, ſo daß Philippus in großer Bedrängniß nach Macedonien ſich zurückziehen mußte. Auch über die Böotier ſiegte Onomarchus und eroberte Koronäa; Philippus aber brachte ein neues Heer auf gegen den Tyrannen von Pherä, bewog, als Onomarchus mit mehr als zwanzigtauſend Phociern dieſem zu Hülfe kam, alle Theſſalier zum Krieg, und ſchlug mit ſeiner überlegenen Reiterei den Onomarchus in der Nähe des Meeres in einer großen Schlacht. Philippus ſoll hier ſeinen Kriegern befohlen haben, ihre Helme mit Lorbeerzweigen zu umwinden, ſo daß die tempelräuberiſchen Phocier in jedem Feinde einen Rächer des beleidigten Gottes, dem der Lorbeer geheiligt iſt, zu erblicken glaubten. Sechstauſend Phocier und Söldner fielen, darunter Onomarchus ſelbſt; dreitauſend wurden gefangen, welche der Sieger als Tempelräuber ins Meer werfen ließ. Der Bruder des Onomarchus, Phayllus, ſetzte nun den Krieg mit dem Reſte der reichen Tempelſchätze fort, und gewann damit nicht nur viele Söldner, ſondern auch den Beiſtand der angeſehenſten Staaten; die Lacedämonier ſchickten ihm über tauſend, die Achäer zweitauſend, die Athener über fünftauſend Mann, und viele kleine Staaten traten ihm bei. Die Tyrannen der Pheräer, genöthigt, Pherä dem Philippus unter der Bedingung freien Abzugs zu übergeben, führten dem Phayllus ihre zweitauſend Söldner zu. Doch wurde er von den Böotiern in mehreren, aber nicht entſcheidenden Treffen beſiegt. Philippus, der, nachdem er die Angelegenheiten der Theſſalier geordnet, die Phocier in ihrem Lande bekriegen wollte und daher gegen Thermopylä zog, wurde hier von den Athenern aufgehalten und kehrte heim. Der Krieg aber zwiſchen den Phociern und Böotiern dauerte mit abwechſelndem Glücke fort, und auch im Peloponnes kam es zum Kampfe zwiſchen den Lacedämoniern, welche es mit den Phociern hielten, und denen die Phocier Hülfe ſchickten, und den Arkadiern, unterſtützt von den Argivern, Sicyoniern, Meſſeniern und Thebanern. Mehrere Feldherrn der Phocier ſtarben oder kamen um, Phayllus und Mnaſeas; dann befehligte ſie Phaläkus; die Thebaner aber waren durch den Krieg ſo erſchöpft, daß ſie den Perſerkönig um Geld baten, der ihnen dreihundert Talente ſchickte. Ohne ganz aufzuhören erlahmte der Krieg während einiger Jahre, doch waren im Ganzen die Phocier im Vortheil, indem ſie mehrere feſte Städte in Böotien inne hatten und von da aus das Land verheerten, bis im Jahr 347 vor Chr. die Phocier ſelbſt, wie es ſcheint, unzufrieden wurden mit denjenigen, die den Krieg angefangen hatten und die ihn fortſetzten, eine Unterſuchung wegen der Tempelſchätze anſtellten und Rechenſchaft von den bisherigen Verwaltern derſelben verlangten. Phaläkus, angeſchuldigt, viel entwendet zu haben, wurde entſetzt und ſtatt ſeiner drei Feldherrn gewählt. Ein gewiſſer Philo, welcher am meiſten unter den Händen gehabt, wurde, da er keine Rechenſchaft ablegen konnte, gefoltert, gab die Theilnehmer des Raubes an und ſtarb unter den ſchrecklichſten Martern. Manches von den Schätzen fand ſich noch, aber die es entwendet, wurden als Tempelräuber hingerichtet. Philomelus hatte ſich an den Weihgeſchenken nicht vergriffen, Onomarchus aber und Phayllus hatten aus einer Menge derſelben, namentlich aus denen des Kröſus, Münzen ſchlagen laſſen und der Werth des geraubten Goldes und Silbers ſoll zehntauſend Talente betragen haben. Auch die Lacedämonier und Athener hatten an dem Tempelraube Theil genommen, ſo wie die Letzteren ſich nicht ſcheuten, an Bildſäulen aus Gold und Elfenbein, welche Dionyſius von Syrakus nach Delphi und Olympia ſchickte, und die ihr Feldherr Iphikrates wegnahm, ſich zu vergreifen.

Als der Krieg ſechs oder ſieben Jahre gewährt hatte, baten die erſchöpften und bedrängten Böotier den Philippus um Hülfe. Der ſchlaue König, welcher gerne ſah, daß die Hellenen ihre Kräfte im Kampf vergeudeten, der aber zugleich als Vertheidiger des Gottes angeſehen werden wollte, ſchickte ihnen zuerſt nur wenige Truppen, und erſt als die Phocier von den Lacedämoniern Beiſtand erhielten, kam er ſelbſt mit einem ſtarken Heere von Macedoniern und Theſſaliern nach Lokris und rüſtete ſich zu einer Hauptſchlacht gegen den wieder zum Feldherrn eingeſetzten Phaläkus. Dieſer aber fühlte ſich nicht ſtark genug zu einer Schlacht und unterhandelte mit dem König über einen Vergleich, welcher dahin geſchloſſen wurde, daß Phaläkus mit ſeinen Söldnern, achttauſend an der Zahl, abziehen dürfe, wohin er wolle; er zog in den Peloponnes, die Phocier aber ergaben ſich dem Philippus und ſo hatte dieſer den ſogenannten heiligen Krieg ohne Schwertſtreich beendigt, 346 vor Chr. Ehe aber die Folgen hievon erzählt werden, muß einiges von den früheren Unternehmungen des Philippus berichtet werden.

In Thracien, Chalcidice und im Cherſones rangen die Macht des Philippus und der Athener heftig mit einander. Philippus hatte 353 Methone und Pagaſä ſich unterworfen, und nachdem ihn die Athener bei Thermopylä am Einfall in Phocis gehindert, rächte er ſich hiefür durch Eroberung von anderen Städten und Feſten in Chalcidice, Mecyberna und Torone, und im Jahr 348 vor Chr. gewann er die wichtige Stadt Olynthus nach langem und erbittertem Kampfe durch Beſtechung und Verrath. Er plünderte die eroberte Stadt, verkaufte die Einwohner als Sklaven, was ihm viel Geld einbrachte, und feierte dieſe Eroberung durch prächtige Siegesfeſte, wobei er den Göttern herrliche Opfer brachte und ſeine Freigebigkeit und Leutſeligkeit im vollſten Glanze leuchten ließ. Den Kriegern, die ſich ausgezeichnet hatten, gab er große Belohnungen, und noch mehr Gold verwendete er zur Beſtechung der Angeſehenſten in den Städten, in welchen er ſich überall eine Partei zu gewinnen wußte. Denn der Verräther, denen Alles feil war, gab es damals eine große Zahl in Griechenland, und Philippus ſelbſt rühmte ſich: er habe durch Geld viel mehr als durch Waffen ſein Reich vergrößert.

Auch in Athen ſcheint der König von Macedonien ſchon früh eine

Partei ſich gewonnen zu haben durch Beſtechung einflußreicher Männer. Athen hatte allen Grund zur Beſorgniß wegen der fortſchreitenden Eroberungen des Königs in Chalcidice und in Thracien, wo bisher die Athener ein großes Anſehen gehabt, zum Theil auch die Herrſchaft behauptet hatten, und die Bekriegung und Eroberung der wichtigen Stadt Olynthus, welche von Athen Hülfe verlangte, regte die Gemüther gewaltig auf. Die Stadt, durch langjährige Kriege erſchöpft und durch den Abfall von Bundesgenoſſen geſchwächt, obwohl ſie wieder anſehnliche Heere und Flotten ins Feld geſtellt hatte, befand ſich in einem Zuſtande, wo Ruhe und Frieden ſehr wohlthätig, ja nothwendig war; dagegen aber war, den Frieden durch ſchimpfliche Nachgiebigkeit erkaufen, noch unheilvoller als der Krieg ſelbſt. So gab es nun in der Stadt eine Kriegs- und eine Friedenspartei: die letztere hielt entweder in aufrichtiger Meinung jeden Krieg für verderblich, oder glaubte wenigſtens einen Krieg mit Philippus leicht vermeiden zu können, oder war ſie von demſelben beſtochen; die Kriegspartei wollte entweder überhaupt Krieg, um des Ruhms, des Soldes, der Beute willen, oder glaubte ſie wenigſtens, der Krieg mit Macedonien ſey durch die Ehre und die Sorge für das Wohl des Staates geboten.

Der berühmteſte Mann und Vertreter der Kriegspartei war der große Redner Demoſthenes. Sohn eines wohlhabenden Mannes, des Beſitzers einer Waffenfabrik, verlor er frühe ſeinen Vater, wurde von ſeinen Vormündern betrogen, führte aber ſelbſt, erſt ſiebzehnjährig, ſeine Sache gegen dieſelben und gewann ſie. Er widmete ſich der gerichtlichen und Staatsberedtſamkeit mit eiſernem Fleiß und der Beharrlichkeit eines feſten Geiſtes. Achtmal ſoll er das Geſchichtswerk des Thucydides abgeſchrieben haben, um ſich mit deſſen kraftvoller, körniger Sprache recht vertraut zu machen; er benützte den Unterricht des Philoſophen Platon und den der Redner Iſokrates und Iſäus, welchen letztern er als den männlicheren vorzog. Die Hinderniſſe einer minder geläufigen Zunge, einer ſchwierigeren Ausſprache, einer ſchwachen Stimme und übler Angewöhnungen in der Haltung überwand er durch ſtrengſte Aufmerkſamkeit, durch unverdroſſene Anſtrengung und emſige Befolgung jedes guten Rathes. Als Staatsredner trat er zuerſt 354 vor Chr. auf, als das Gerücht von ungeheuern Rüſtungen des Perſerkönigs gegen Griechenland ſich verbreitete und davon die Rede war, alle Hellenen, auch den König von Macedonien zu Rüſtungen aufzufordern und den Krieg nach Aſien zu tragen. Demoſthenes war dagegen, rieth aber den Athenern, ſich auf jeden Angriff gefaßt zu halten und die Mittel der Vertheidigung nicht zu vernachläſſigen, für den Fall, daß man einen andern Feind zu bekämpfen hätte. Nachdem dann Philippus Miene gemacht hatte, durch die Thermopylen in Griechenland einzudringen, erhob ſich Demoſthenes kräftig gegen dieſen ehrſüchtigen, aber von Vielen wegen ſeiner Vertheidigung des delphiſchen Gottes bewunderten Fürſten, ſchilderte ſeine Thätigkeit, ſeine Plane und ſeine Mittel, ſchalt die Blindheit und Saumſeligkeit der Athener und forderte ſie auf, den Krieg nach Macedonien zu tragen, damit nicht binnen Kurzem ſie ihn in ihrem Lande ſähen. Das Volk, Spielen und Feſten nachgehend, ſchenkte dem unwillkommenen Warner, Mahner und Tadler wenig Gehör; bis endlich, 349, Philippus die Stadt Olynth angriff, dieſe nach Athen Geſandte ſchickte, und Demoſthenes von neuem mit Nachdruck ihr Geſuch unterſtützte. Wirklich drang er mit ſeiner Anſicht gegen den Staatsredner Demades, einen Mann von niedriger Herkunft, großen Talenten, aber ſitten- und gewiſſenlos, durch, eine Flotte mit einem Heer wurde nach Olynthus geſchickt, Chares, ihr Feldherr, ſchlug in der Nähe von Olynthus eine Schaar macedoniſcher Söldner, kehrte dann nach Athen zurück, weihte den Göttern Dank- und Siegesopfer, bewirthete das Volk, das ihm aus Freude und Dankbarkeit einen goldnen Kranz zuerkannte – und Olynthus blieb nach wie vor den Angriffen des Philippus preisgegeben. Eine zweite Flotte unter Charidemus leiſtete den Olynthiern ebenſo wenig eine weſentliche Hülfe; denn dem Feldherrn und dem Heere war es nur um Plünderung und Beute zu thun, und weitere Verſtärkungen von Athen leiſteten Nichts gegen die Macedonier — bis plötzlich die erſchütternde Schreckensbotſchaft von der Einnahme und Zerſtörung der reichen Stadt durch Philippus in Athen eintraf, 348 vor Chr. Die Athener ſchleuderten die ſchwerſten Flüche gegen die Verräther jener Stadt, ihre Redner entflammten die Gemüther, ihre Geſandten eilten in die verſchiednen Städte Griechenlands, um ſie zu einer Volksverſammlung, einem Bunde, zum Kriege gegen Philippus aufzufordern und Demoſthenes hatte die traurige Genugthuung, ſeine Weiſſagungen nur allzuſehr erfüllt zu ſehen. Aber die Kraft und die That blieb hinter dem Zorn und Schrecken des erſten Augenblicks zurück. Der Krieg wurde für die Athener ſehr läſtig, da Philippus ſich eine Flotte geſchaffen hatte und ſie zur See von allen Seiten angriff, beunruhigte und ihren Handel ſtörte; ſogar landeten Macedonier an der Küſte von Attika. Daneben wußte Philippus unter den Athenern den Glauben zu verbreiten, daß er ihnen fortwährend gewogen, ganz gegen ſeinen Willen zu feindſeligen Schritten gegen ſie gezwungen, und immer geneigt und verlangend ſey, Frieden mit ihnen zu halten, ja ein Bündniß zu ſchließen, — was Alles das leichtgläubige Volk mit Begierde und mit Freuden vernahm. Auch erwies er vielen Einzelnen Gefälligkeiten und gab der Stadt auf manche Weiſe Wohlwollen zu erkennen, ſo daß, als ein Geſandter in einer Privatangelegenheit an Philippus, Kteſiphon, von dieſen Geſinnungen des Königs dem Volk berichtete, auf den Vorſchlag des Philokrates der Beſchluß gefaßt und einſtimmig angenommen wurde, zuerſt:

es ſolle dem Könige geſtattet ſeyn, Herolde und Geſandte wegen des Friedens nach Athen zu ſchicken, und ſpäter: zehn Geſandte an ihn abgeben zu laſſen, an deren Spitze Philokrates ſtand, und unter welchen ſich auch Demoſthenes und Aeſchines befanden. Philippus nahm die Geſandten äußerſt freundlich auf und entließ ſie mit Friedensvorſchlägen, welche um ſo mehr Gehör fanden, als der atheniſche Feldherr Chares, eine ebenſo untüchtiger als üppiger Mann, damals die verbündeten Städte und die Flotte der Athener miteinander verlor. Aeſchines war es hauptſächlich, der unter dieſen Umſtänden zum Frieden mit den Macedoniern rieth, von deſſen überlegener Einſicht alle Geſandte Gelegenheit gehabt hatten ſich zu überzeugen, und in deſſen Gegenwart der beredte Demoſthenes alle Faſſung verloren haben und ganz verſtummt ſeyn ſoll. Drei Geſandte des Philippus, Antipater, Parmenio, Eurylochus, kamen in Athen an, welche von Demoſthenes im Namen des Staats gaſtlich und köſtlich aufgenommen und bewirthet und bei allen öffentlichen Schauſpielen und Feſten geehrt wurden. Unter höchſt ungünſtigen Bedingungen für die Athener, die in ihrer ungeduldigen Haſt nicht einmal die Ankunft der Geſandten ihrer Verbündeten, welche ſie berufen hatten, abwarteten, kam der Friede zu Stande; ſie verzichteten auf die Stadt Amphipolis, über welche der Krieg entſtanden war und auf alle von Philippus gemachten Eroberungen, begnügten ſich dagegen mit der unbeſtimmten Zuſage einer Entſchädigung, welche ihnen nie wurde; ſie ſchloſſen zwar ihre Bundesgenoſſen, den Thracier Kerſobleptes und die Phocier in den Frieden mit ein, aber ſie trafen nicht gehörige Vorſichtsmaßregeln, daß dieſen der Friede auch zu Statten kam, denn ſie ihrerſeits beſchworen zwar ſogleich denſelben, aber die Geſandten des Philippus ihrerſeits nicht, ſondern die Athener ſollten Abgeordnete an ihn ſchicken, um den Friedesvertrag von ihm genehmigen und unterzeichnen zu laſſen. Aber dem Vortheile des ſchlauen Königs war es gemäß, dieß ſo lang als möglich hinaus zu ſchieben, um in der Zwiſchenzeit, während die Athener ſchon den Frieden beſchworen hatten und ſich aller Feindſeligkeiten und Rüſtungen enthielten, noch Eroberungen in Thracien zu machen, und die Phocier zu beſiegen; und die atheniſchen Geſandten arbeiteten ihm hierin, ſey es aus Saumſeligkeit oder aus Verrath, trefflich in die Hände, indem ſie ſo zögerten, daß ſie erſt fünfzig Tage nach ihrer Abreiſe in ſeiner Hauptſtadt Pella mit ihm zuſammentrafen. Die Geſandten von den vornehmſten Staaten Griechenlands waren dort verſammelt, unruhig über die Siege und Eroberungen des Königs, deſſen Abſichten und Plane für Alle undurchdringlich waren. Philippus zeigte ſich in ſeinem Benehmen freundlich und leutſelig; er machte den Geſandten Geſchenke, dem Anſchein nach nur, um ihnen ſeine Achtung zu bezeigen; aber Philokrates und Aeſchines ſollen ſich von ihm gegen ihr Vaterland haben gewinnen laſſen. Als die Abgeordneten am feſtgeſetzten Tage bei ihm ſich einfanden, lag er noch im Bette, und der Feldherr Parmenio ſagte höhniſch zu den murrenden Geſandten: „Wundert Euch nicht, daß Philippus ſchläft, wenn Ihr wacht; er hat gewacht, während Ihr geſchlafen habt.“ Endlich erſchien er; ſie trugen Alle ihre Aufträge und Anliegen vor, und Aeſchines insbeſondere ſprach von dem Vorhaben des Königs, den phociſchen Krieg zu beendigen, bat ihn, den böotiſchen Städten ihre Unabhängigkeit wieder zu ſchenken, und die Phocier nicht ohne Unterſchied ihren Feinden, den Thebanern preis zu geben, ſondern den Staaten des Amphiktyonenbundes das Urtheil über die Schuldigen zu überlaſſen. Philippus gab auf dieß Alles keine beſtimmte Antwort; er entließ die andern Geſandten, die atheniſchen nahm er mit ſich nach Theſſalien, unterzeichnete und beſchwor den Friedensvertrag ſtatt an heiliger Stätte in einer Herberge in Pherä, und entließ ſie mit vielen mündlichen Verſprechungen zwar, aber mit einem Briefe, worin von den Phociern gar nicht die Rede war, daß ſie in den Frieden eingeſchloſſen ſeyn ſollten, ſo wenig als von einer Entſchädigung. Dann rückte er weiter vor gegen die Thermopylen. Jetzt verlangte Demoſthenes, die Athener ſollten nach den Thermopylen, den Phociern zu Hülfe eilen; Aeſchines beruhigte das Volk mit der Hoffnung, Philippus, in deſſen Abſichten ganz eingeweiht zu ſeyn er ſich die Miene gab, werde den Frieden in kürzeſter Zeit zum Vortheil von ganz Griechenland herſtellen, Allen die Freiheit bringen, die Entſcheidung über die Phocier den Amphiktyonen überlaſſen, — und ſo blieben die Athener ruhig, bis Philippus den heiligen Krieg beendigte.

Groß war in Athen die Beſtürzung und Entrüſtung über dieß Beginnen des Königs, der die Stadt durch ihre verblendete oder beſtochene Geſandte und Redner ſo arg getäuſcht hatte, groß die Erbitterung gegen die Redner, den Aeſchines beſonders, und der Eifer, ſich zum Kriege zu rüſten; aber die klugberechnete Mäßigung des Philippus machte dieſe Hitze bald wieder erkalten. Er ſtellte ſich nur als den Vertheidiger und Rächer des Gottes dar, und nach einer Berathung mit den Theſſaliern und Böotiern überließ er die Entſcheidung über Alles, was geſchehen ſollte, dem zuſammenberufenen Amphiktyonenrathe. Der erſte Beſchluß dieſes Rathes, der ganz unter dem Einfluſſe der Thebaner und Theſſalier ſtand, war: den Philippus und ſeine Nachkommen an den Amphiktyonen Theil nehmen zu laſſen und ihm die zwei Stimmen der überwundenen Phocier zu übertragen. Hiemit war ihm ein entſcheidender Einfluß auf das Schickſal Griechenlands förmlich und geſetzlich eingeräumt. Die weitern, von Philippus in Verbindung mit den Thebanern und Theſſaliern gefaßten Beſchlüſſe waren: Die ſämmtlichen Städte der Phocier bis auf drei ſollten der

Mauern beraubt, ja zerſtört und die Einwohner in Dörfer oder Flecken auf dem Lande vertheilt werden, deren keiner über fünfzig Häuſer haben ſollte. Am Heiligthum und am Amphiktyonenbund ſollten die Phocier keinen Antheil mehr haben, und die wegen Tempelraubes Geflohenen unter dem Fluche und überall geächtet ſeyn. Zwar ſollten die Phocier ihr Land behalten und bebauen, aber jährlich dem Gott eine Abgabe von ſechszig Talenten entrichten, bis das geraubte Tempelgut erſtattet ſey, und ſo lange durften ſie ſich weder Pferde noch Waffen anſchaffen. Die Pferde, die ſie noch hatten, ſollten verkauft, ihre Waffen an Felſen in Stücke zerſchlagen werden. Die pythiſchen Spiele ſollte Philippus mit den Thebanern und Theſſaliern ordnen, ſtatt, wie bisher, die Korinthier, welche an den Freveln der Phocier Theil genommen; er erhielt den Vortritt bei Befragung des Orakels und wurde zum Vollſtrecker der Beſchlüſſe der Amphiktyonen ernannt. Hiebei ſoll er nach den einen Nachrichten mit großer Härte und Grauſamkeit, nach andern dagegen doch milder verfahren ſeyn als von den Thebanern und Theſſaliern zu erwarten geweſen wäre, wenn ihnen dieſer Auftrag zu Theil geworden wäre; jedenfalls aber war Phocis auf lange Zeit entvölkert, verwüſtet und zu Grunde gerichtet. Nachdem Philippus feierliche Dank- und Siegesfeſte zu Ehren der Götter gehalten, den Thebanern ihre Städte zurückgegeben, die feſten Plätze an den Thermopylen aber den von ihm ganz abhängigen Theſſaliern eingeräumt, und ſich ſo den Paß nach Griechenland für alle Zeit geſichert hatte, kehrte er für jetzt, ohne etwas Weiteres zu unternehmen, nach Macedonien zurück. Er nahm nicht nur den Ruhm eines Verehrers der Götter und eines trefflichen Feldherrn und das Lob großer Mäßigung mit ſich, ſondern er hatte auch wichtige Vorbereitungen zu ſeiner Vergrößerung für die Zukunft, zur Herrſchaft über ganz Griechenland gemacht. Ohne Griechenland aus dem Auge zu verlieren, wandte er ſich jetzt wieder nach Thracien, wo er ſeine Herrſchaft durch Eroberung von vielen Städten ausdehnte, und befeſtigte fortwährend ſeine Macht und ſeinen Einfluß in Illyrien und Theſſalien mit den Waffen, ſowie in den griechiſchen Städten mit freigebigen Spenden von Geld, bis er die Frucht der Herrſchaft reif genug glaubte, um auf ein gelindes Schütteln ihm in die Hände zu fallen.

XXIX.

Die Zeiten bis zur Schlacht von Chäronea.

Die Ruhe und Stille der Erſchöpfung und der Schein von Freiheit herrſchte einige Jahre nach Beendigung des heiligen Krieges, 346 vor Chr., in Griechenland, aber nirgends bot das Leben dieſes Volkes mehr einen wahrhaft erfreulichen Anblick dar. Es fehlte im Ganzen die Kraft, die Geſundheit, die Ehrenhaftigkeit und Vaterlandsliebe; Selbſtſucht, Habgier, Ueppigkeit, Treuloſigkeit traten immer ungeſcheuter hervor, und die wenigen reineren Männer ſtürzten meiſt, ohne dem verblendeten Vaterland zu helfen, ſich ſelbſt in's Verderben. Am genaueſten bekannt iſt uns auch jetzt die Geſchichte von Athen, wo freilich die Sitten am verdorbenſten, die Verwaltung des Staats und der Kampf der Parteien am ſtürmiſchſten ſeyn mochten, wo aber doch die Kraft und Geiſtesgröße einzelner Männer in dieſen verworrenen Zeiten einigen Troſt gewährt. Von den andern Staaten wird uns weniger berichtet, aber daß ihr Zuſtand ein nicht viel beſſerer, geſunderer und kräftigerer war, als der von Athen, geht daraus hervor, daß doch bei dem letzten Kampfe um die Unabhängigkeit Griechenlands Athen an die Spitze der andern Staaten trat.

In den älteren beſſeren Zeiten hatten ein Ariſtides, Themiſtokles, Cimon, Perikles, ebenſo wie zu Hauſe das Wort und die Verwaltung, im Kriege die Waffen und den Befehl der Heere und Flotten geführt, und die Bürger, welche in der Volksverſammlung über die wichtigſten Angelegenheiten des Staates entſchieden, kämpften auch unter dem Heer oder auf der Flotte, die gefaßten Beſchlüſſe vollziehend, für das Vaterland. Das Alles war jetzt ganz anders geworden. Die Zahl der Bürger überhaupt, und beſonders die der vollbürtigen, aus altangeſeſſenen Familien entſproſſenen, war gewaltig geſchmolzen und durch Aufnahme von Beiſaſſen und Freigelaſſenen nur unbefriedigend erſetzt worden. Theils weil der Bürger zu wenige, theils weil ſie zu bequem, zu üppig, zu feig und zu ungeübt waren, wurden jetzt zu den Kriegen meiſt nur Söldner geworben und die Schiffe großentheils mit Sklaven und geringem Volk bemannt; und daher zogen ſich die beſſern Bürger immer mehr vom Kriegsdienſt zurück, weil mit ſolchem Geſindel zu dienen, widrig und wenig ehrenhaft war. In gleichem Grade entarteten die Feldherrn, welche die Gunſt und den Gehorſam ihrer Söldner durch hohen Sold und große Beute zu erkaufen bedacht ſeyn mußten, und großentheils mehr noch an ihre eigene Bereicherung als an den Vortheil des Staates dachten. Von einem ſolchen Feldherrn, Chares, ſagte Aeſchines: »fünfzehnhundert Talente hat er, nicht für die Soldaten, ſondern für die Hoffahrt der Anführer, für entlauſene Sklaven, die er aus Griechenland zuſammengeleſen, aufgewendet, und für die bei der Rednerbühne und der Volksverſammlung Beſoldeten. Jene zogen von den unglücklichen Inſelbewohnern jedes Jahr eine Auflage von ſechszig Talenten ein, führten Schiffe mit Griechen aus dem freien Meere weg; und ſtatt ihren hohen Rang und die Vorſteherſchaft über die Hellenen zu behaupten, erwarb ſich unſere Stadt einen Ruf wie ein Seeräuberſtaat.“ Wo möglich mußte der Krieg den Krieg ernähren und etwa auch noch eingebrachte Beute das Volk bei guter Stimmung erhalten, welches einen Krieg, in den die Bürger nicht ſelbſt ausziehen mußten, leichtſinniger beſchloß. Dieſe Feldherren waren häufig weder Staatsmänner, Redner, noch irgend patriotiſch geſinnt, ja ſogar zuweilen, wie es ſcheint, nicht einmal geborne Athener; um auf das Volk zu wirken, verbündeten ſie ſich mit Staatsrednern und Volksführern, welche bald als ihre Gönner und Beſchützer, bald als ihre Schützlinge erſchienen, je nachdem ſie im Kriege glücklich oder unglücklich waren, und bei all dieſem ſpielte das Geld eine wichtige Rolle. Je mehr die Bürger des Krieges ſich entwöhnten, deſto eifriger und ausſchließlicher beſchäftigten ſie ſich zu Hauſe mit Berathung von Staatsangelegenheiten und mit den Parteikämpfen, und wenn ſie als Volksverſammlung über Krieg und Frieden beſchloßen, als Richter verurtheilten und freiſprachen, glaubten ſie ſich aufs Würdigſte beſchäftigt und nahmen den Sold für ihr Erſcheinen auf der Agora oder Pnyx, die Ermunterung des Müſſiggangs und der Ränkeſucht, als einen wohlerworbenen Lohn ihrer dem Staate geleiſteten Dienſte. Der Markt, wo die Verſammlungen und die Reden gehalten wurden, war jetzt für die Redner und Volksführer wichtiger als das Schlachtfeld, dem großen Haufen der Bürger gewährte er Unterhaltung und die tägliche Nahrung. Ungeheuer war in dem gebildeten Athen die Macht der Rede; während die Größe und Bedeutung des Staates ſo ſehr geſunken war, hatte die Beredtſamkeit ſich in manchen Stücken zu noch größerer Vollkommenheit, wenn auch nicht zu höherer Würde, entwickelt, das Volk ergötzte ſich weit mehr an den Wettkämpfen der Redner, als daß es das Recht und die Güte der von ihnen verfochtenen Anſichten und Anträge prüfte, und bei dem noch immer gleich eiteln und ruhmgierigen, großmüthiger Aufwallungen fähigen und für kühne Unternehmungen raſch begeiſterten Volke konnten beſonders die zum Kriege rathenden Redner, wenn nicht gerade friſche Unfälle den Muth gebeugt hatten, durch einen Aufruf an die kriegeriſchen Leidenſchaften und an die Erinnerungen alten Ruhmes, oft ein gewaltiges, kriegeriſches Feuer entzünden. Daher klagte Aeſchines über die Menſchen, die, zum Theil gegen die Geſetze als Bürger eingeſchrieben, „ſich ſtets an die krankhaften Theile der Stadt haltend, Krieg auf Krieg anzuzetteln ſuchen, im Frieden die Gefahr durch ihre Reden andeuten, und die ehrſüchtigen und allzu hitzigen Geiſter reizen, im Kriege aber ſelbſt die Waffen nicht anrühren, ſondern nur gefahrloſe und einträgliche Aemter für ſich ſuchen; die den Staat in die äußerſte Gefahr bringen, indem ſie dem Namen der Volksherrſchaft nicht durch ihre Sitten, ſondern durch Schmeichelei dienen, den Frieden zerſtören, durch welchen die Volksherrſchaft erhalten wird, und an Kriegen arbeiten, welche den Sturz der Demokratie nach ſich ziehen.“

Dieſe Worte des Aeſchines enthalten gewiß viel Wahres; aber man muß bezweifeln, ob er Recht hatte, wenn er damit auf den Demoſthenes zielte, und ob er ſelbſt aus den reinſten Beweggründen, aus wahrer Vaterlandsliebe, für den Frieden ſprach und ſtimmte. Ueberhaupt, ſo bewundernswerth der erbitterte Kampf dieſer beiden Männer in Betracht der Geiſtesgaben und der Beredtſamkeit iſt, welche ſie dabei gezeigt haben, ein ſo trauriges Schauſpiel gewährt er durch die blinde wüthende Leidenſchaftlichkeit der beiden Gegner, durch die plumpen Schmähungen und Schimpfreden, womit ſie Einer den Andern und zugleich auch Jeder ſich ſelbſt entwürdigten, und durch die Einſicht in den troſtloſen Zuſtand des Staates und in die allgemeine Verdorbenheit der Sitten und Grundſätze, die er uns eröffnet.

Aeſchines war von armer und geringer Herkunft, und erhielt, wie es ſcheint, erſt in ſpäterer Zeit das atheniſche Bürgerrecht. Der Staatsredner Ariſtophon nahm ihn zuerſt als Schreiber in ſeine Dienſte, wobei er ſich Rechts- und Geſetzeskenntniſſe erwarb; ſpäter ging er zu dem nicht minder einflußreichen Eubulus über, mit welchem er ſein ganzes Leben lang dieſelben Anſichten und Grundſätze theilte. Aber der unruhige Jüngling verſuchte ſich nun auch als Schauſpieler, als welcher er die dritten tragiſchen Rollen ſpielte, aber trotz ſeiner trefflichen Stimme wenig Beifall fand. Dann that er Kriegsdienſte und zeichnete ſich in mehreren Feldzügen, namentlich unter Phocion, aus, welcher ihn einmal erwählte, eine Siegesbotſchaft von Euböa nach Athen zu überbringen; und dieſe führte er mit einer Schnelligkeit aus, daß ihm dafür von Rath und Volk ein Kranz zuerkannt wurde. In ſeinem dreiunddreißigſten Jahre, ſechs Jahre vor dem jüngern Demoſthenes, 360 vor Chr., trat er als Staatsredner zum erſten Mal auf. Von ſeiner Thätigkeit in den erſten Jahren iſt wenig bekannt; gegen Philippus und deſſen ehrgeizige Plane trat auch er anfangs auf; bei der Geſandtſchaft aber an denſelben, nach der Zerſtörung von Olynthus, wurde er von ihm ſehr ausgezeichnet und ließ ſich entweder von den wirklichen großen Eigenſchaften dieſes Fürſten einnehmen, oder vielleicht auch durch deſſen Gnade und durch Geſchenke gewinnen, ſo daß er von nun an für den Frieden mit Macedonien ſprach. Demoſthenes, wie ſchon erwähnt, machte bei derſelben Geſandtſchaft als Redner ſchlechtes Glück, und es iſt denkbar, daß ihn gekränkte Eitelkeit gegen

Philippus und Eiferſucht gegen Aeſchines feindſeliger geſtimmt und ſein Auge für die Erkenntniß der von dieſer Seite her drohenden Gefahren geſchärft haben mag. Gegen ſeine Mitgeſandten benahm ſich Demoſthenes vor dem atheniſchen Volke etwas zweideutig, und ſuchte ſie lächerlich und gehäſſig zu machen mit ihrer hohen Meinung von Philippus, obgleich er ſelbſt auch zum Zuſtandekommen eines Friedens und Bündniſſes eifrig und ſelbſt mit unziemlicher Haſt mitwirkte, die macedoniſchen Geſandten mit angelegentlicher Sorgfalt bei ſich aufnahm und bewirthete, und an einer zweiten Geſandtſchaft an den König, um deſſen Eid auf den Frieden in Empfang zu nehmen, mit Aeſchines und mehren Andern theilnahm. In Pella, der Hauptſtadt Macedoniens, bemühte er ſich, durch eine Rede die Gunſt des Philippus für ſich und Athen zu gewinnen: Aeſchines führte in der ſeinigen die Hauptgegenſtände ihrer Sendung aus. Philippus aber ſpeiste ſie mit Worten und Verſprechungen ab, und Demoſthenes machte ſeinen Mitgeſandten, die, wie er behauptete, verrätheriſche Saumſeligkeit zum Vorwurf, mit welcher ſie eine lange, für Philippus höchſt werthvolle Zeit, zum großen Schaden der Athener vergeudet hätten; und wirklich hatte dieſe Zögerung etwas Verdächtiges. Demoſthenes und Timarchus, auch ein Volksredner, warfen den andern Geſandten ſofort Verrath vor; Aeſchines aber kam einer förmlichen Anklage dadurch zuvor, daß er den Timarchus wegen ſeines unſittlichen, ſchändlichen Lebens vor dem Volke anklagte, das ihn nach den Geſetzen des Rechts, zum Volke zu reden, verluſtig mache. Des Timarchus grenzenloſe Unſittlichkeit und ſchändlicher Wandel waren allgemein bekannt, aber Niemand hatte die Sache öffentlich zur Sprache gebracht; Aeſchines that es jetzt in einer Rede, welche ein grelles, ſchauerliches Licht auf die Entartung von Athen wirft und trug einen vollſtändigen Sieg davon, ſo daß er die gegen ihn beabſichtigte Anklage wegen Verraths oder Beſtechung glücklich abwandte. Des Philippus unvermutheter Einfall in Phocis und ſein Strafgericht über dieß unglückliche Land rechtfertigte freilich die Unglücksweiſſagungen des Demoſthenes und beſchämte die Verſicherungen des Aeſchines von des Königs guten Abſichten: aber die Ausſicht, mit dem in ſo drohende Nähe gerückten Feinde doch im Frieden bleiben zu können, beruhigte bald wieder die Athener, und ſie beſchickten die von Philippus und den Thebanern ausgeſchriebene Amphyktionenverſammlung, 346 vor Chr. Aeſchines, zum Geſandten dahin erwählt, entſchuldigte ſich zuerſt mit Krankheit, ging aber ſpäter doch ab und nahm an den von Philippus veranſtalteten Feſtmahlen und Feierlichkeiten thätigen Antheil, ſo daß ihm nachmals der Vorwurf gemacht wurde, er habe mit dem Könige über das Unglück der Phocier frohlockt. Von nun an ſtanden ſich Demoſthenes und Aeſchines offen, als erklärte Gegner und Häupter der beiden Parteien, der macedoniſchen, Friedens- und der antimacedoniſchen, Kriegspartei, gegenüber; und etwa in's Jahr 343 vor Chr. ſcheint die Anklage des Demoſthenes gegen Aeſchines: wegen der Truggeſandtſchaft und deſſen Gegenrede und Vertheidigung zu fallen, obwohl beide Reden nicht zum öffentlichen Vortrage gekommen ſeyn mögen. Auch dießmal blieb Aeſchines im Vortheil, da er beweiſen konnte, daß in der Sache ſelbſt Demoſthenes im Grunde immer ebenſo gehandelt habe wie er, und daß Athen, ſeinen (des Aeſchines) Räthen folgend und ſeiner Dienſte als Geſandten bei Philippus ſich bedienend, doch den für den Staat ſo heilſamen, ja nöthigen Frieden und das Wohlwollen des Königs ſich erhalten habe. Mochte auch ſchon damals Aeſchines von Philippus gewonnen ſeyn, ſo ſtand doch auf derſelben Seite ein Phocion, ein tüchtiger Feldherr, ein Mann von der fleckenloſeſten Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit, der nicht nur alle Beſtechungen, ſondern auch alle Geſchenke mit unerſchütterlicher Feſtigkeit zurückwies. In ihm, einem einſamen Zurückgebliebenen, ſchien die altgriechiſche, auch früher ſchon ſeltene Tugend noch fortzuleben. Von dem weitern Kampfe zwiſchen Demoſthenes und Aeſchines, der mit der Entſcheidung des Geſchicks von ganz Griechenland auf's Engſte zuſammenhing, wird noch weiter die Rede ſeyn, wenn wir erſt einen Blick auf einen etwas älteren Zeitgenoſſen dieſer beiden Männer geworfen haben, den großen Philoſophen Platon, welcher noch vor der Vernichtung der griechiſchen Unabhängigkeit durch Philippus ſtarb, im Jahre 348 vor Chr., und der, obwohl er in ſeiner Vaterſtadt an der Staatsverwaltung keinen Antheil nahm, doch nicht bloß als zurückgezogener, dichteriſcher Forſcher und Weltweiſer unſere Aufmerkſamkeit feſſelt.

Wie die Beredtſamkeit, ſo erreichte auch die Philoſophie und die philoſophiſche Betrachtung des Staates in Griechenland, in Athen, die höchſte Stufe erſt nachdem die beſten Zeiten des Staatslebens ſchon vorüber waren, denn Platon war 429 vor Chr. geboren, unmittelbar vor dem Tode des Perikles. Mit den glücklichſten körperlichen und geiſtigen Anlagen ausgeſtattet, Anmuth und Würde in ſeinem Weſen vereinigend, aus einer angeſehenen Familie, — er leitete ſeine Abkunft von Solon und von Kodrus her, — widmete er ſich in ſeiner Jugend, neben den körperlichen Uebungen, der Malerei, der Muſik, der Poeſie, — er dichtete Dithyramben und Tragödien, — aber er entſagte Allem, als er Sokrates kennen lernte und widmete ſich, von dieſem als Freund und Lehrer angeleitet, ganz der Philoſophie. In der Nacht, ehe Sokrates den Platon kennen lernte, wird erzählt, träumte er: er habe einen jungen Schwan auf den Knien ſitzen, deſſen Flügel ſchnell gewachſen, und der mit dem lieblichſten Geſange zum Himmel emporgeflogen ſey. Der Tod des Sokrates erſchütterte ihn tief und flößte ihm ein unaustilgbares Mißtrauen, eine bleibende Abneigung gegen die demokratiſche Verfaſſung von Athen, und gegen die Beſchäftigung mit den

Staatsangelegenheiten ein, welchen er, als Angehöriger einer angeſehenen Familie, — er war der Neffe des Kritias, — ſich zu widmen alle äußere Aufforderung hatte, und wozu er auch früher ganz geneigt geweſen ſeyn ſoll. Dagegen dachte er viel über die Sitten und Staatsverfaſſungen überhaupt und die ſeiner Zeit nach und faßte den Plan, durch Philoſophie, durch Aufklärung und Beſſerung der Menſchen eine wohlthätige und gründliche Aenderung darin zu bewirken. Seine Pflicht als Bürger erfüllte er, wie Sokrates, inſofern als er drei Feldzüge mitmachte.

Acht Jahre hatte er mit Sokrates Umgang, und machte ſich zugleich mit den Schriften aller Philoſophen bekannt; nach deſſen Tode floh er nach Megara zu Euklides, und trat von dort große Reiſen, nach Italien, Cyrene in Afrika und Aegypten an, und widmete ſich fortwährend dem Studium der Philoſophie, beſonders der pythagoräiſchen. Auch in der Mathematik, welcher von Pythagoras eine hohe Bedeutung beigelegt worden war, brachte es Platon ſehr weit. In Sicilien, wohin er ſich begab, um den Aetna zu ſehen, machte er die Bekanntſchaft Dions, des Schwagers des ältern Dionyſius, welche von großer Wichtigkeit für ſein ganzes Leben war. Nach Athen zurückgekehrt, etwa im vierzigſten Jahre, trat er in der durch ihn unſterblich gewordnen Akademie, — einem Luſthaine oder Spazierplatz, wo ſich ein Gymnaſium befand, — als Lehrer auf und lebte daſelbſt, mit Unterbrechungen, durch Reiſen herbeigeführt, von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen, dem Treiben der Athener wenig hold, aber in hohem Anſehen bis an ſein Ende. Als er einmal bei den olympiſchen Spielen erſchien, hefteten ſich Aller Augen auf ihn und die lebhafteſten Zeichen und Zurufe bezeugten die Bewunderung, welche ganz Griechenland für dieſen außerordentlichen Mann hegte. Dieſer reichbegabte Geiſt vereinigte mit dem Sinn und der Anlage für die ſtrenge und trockne Mathematik, zu deren ernſtem den Geiſt ſchärfenden und kräftigenden Studium er alle ſeine Schüler hinwies, einen Schwung der Phantaſie, welcher ihn den größten Dichtern gleichſtellt und wodurch ſeine mit der vollendetſten Kunſt ausgearbeiteten Schriften ebenſo reizend und genußreich werden, als ſie gedankenreich und belehrend ſind, obwohl dadurch auch oft die Scheidung des philoſophiſchen Gedankens vom dichteriſchen Bild erſchwert wird, ſo daß man ſchon ihm ſelbſt vorgeworfen hat, häufig Beides vermengt, und ſtatt der durch ſtrenges Denken erreichten Wahrheit, willkürliche und gefällige Träume und Phantaſien gegeben zu haben. Aber ſelbſt die Bilder und Träume Platons ſind ſinnvoller und gedankenreicher, als die Philoſopheme mancher nüchternen Denker, und der freilich nicht ſo ganz leicht zu hebende Schatz ächt philoſophiſcher Gedanken und Erkenntniſſe, der in ſeinen tiefſinnigen, reizend eingekleideten Schriften ruht, iſt unermeßlich.

Beinahe ſämmtliche Schriften, die wir von ihm beſitzen, ſind Geſpräche, in welchen er ſeinen Lehrer Sokrates zur Hauptperſon macht. Die Philoſophie, welche Platon ihm in den Mund legt, war freilich wohl nicht genau die des Sokrates, welcher ſich vorzugsweiſe an das rein Menſchliche, an die Selbſterkenntniß und Erkenntniß der Pflicht und der Tugend gehalten zu haben ſcheint; aber die weiter greifende, kühnere, kunſtvoller ausgeſponnene Philoſophie, die er ihm lieh, war doch ganz von dem ſittlichen und frommen Geiſte durchwebt, welcher den Sokrates auszeichnete, und es iſt auch in ihr alle Erkenntniß doch immer auf den handelnden Menſchen, auf die Sittlichkeit bezogen; und wenn zur Zeit Platons die Sitten und Handlungen der Griechen großentheils das Gepräge tiefer Entartung, der heftigſten Leidenſchaften und der rückſichtsloſeſten Selbſtſucht an ſich tragen: ſo iſt es ein Troſt, in den Schöpfungen des Philoſophen einer Reinheit und Erhabenheit der Gedanken und Geſinnungen, einem Aufſchwung des Geiſtes in das Reich des Ueberſinnlichen, einem tiefgewurzelten Glauben an die ewige Macht des Guten und Schönen zu begegnen, wie ſie nur in den geweihteſten Gemüthern zu finden ſind, und deren Geltung und Wirkung die Thaten jener Zeit ſiegreich überdauert. In den Schriften Platons wird unterſucht, nicht nur was das Wahre, das Schöne und Gute an ſich ſey, ſondern auch wie es ſich im Leben, in der Wirklichkeit darſtelle und wie es durch die That verwirklicht werden könne und müſſe; namentlich wie das Weſen der Gerechtigkeit ſich im vollkommenen Staate ausprägen ſolle. Davon handelt die berühmte Schrift: Von der Republik, oder richtiger: Vom Staate. Gegenüber von den beſtehenden Staatseinrichtungen und Sitten, dem öffentlichen und häuslichen Leben beſonders der Athener ſeiner Zeit, entwirft Platon ein ſehr ausgeführtes Bild eines Staates, in welchem die Gerechtigkeit im vollſten Sinne und weiteſten Umfang lebendig und herrſchend wäre und nicht nur die Verfaſſung, ſondern das Thun und Treiben, das geſammte Leben jedes Einzelnen regelte. Die Grundzüge dieſes Staates ſind nicht gänzlich erſonnen und erträumt; Platon fand ſie bis auf einen gewiſſen Grad in der ſpartaniſchen, in der lykurgiſchen Staatseinrichtung und Lebensordnung, die er nur noch folgerichtiger auszubilden und von manchen Mängeln zu befreien ſuchte; eine Ariſtokratie im wahren Sinne ſollte es ſeyn, d. h. eine Herrſchaft der Weiſeſten und Beſten; die wahren Philoſophen ſollten Könige ſeyn. Nicht eher, glaubte er, werde die Menſchheit von ihren Leiden los werden als bis entweder die ächten Philoſophen zur Herrſchaft in den Staaten gelangten, oder die Herrſcher durch eine göttliche Fügung zur ächten Philoſophie hingeführt würden. Eine Hauptaufgabe des Staates ſetzte er in die (gemeinſame und öffentliche) Erziehung der Jugend, als der Söhne und Töchter nicht einzelner Bürger, ſondern des Gemeinweſens, des Vaterlandes. Durch unparteiiſche Bevorzugung bloß der Tugend und durch Gemeinſchaft des Eigenthums ſollten die Fehler und ſchlimmen Früchte des falſchen Ehrgeizes, des Neides, der Habgier ausgeſchloſſen werden. Um der Weichlichkeit, der Ueppigkeit und dem Sittenverderben vorzubeugen, ſollten die darauf berechneten Gewerbe und Künſte in dieſem Staate nicht geduldet, von Muſenkünſten nur die ernſteren und ſtrengeren, nur männliche, kriegeriſche Melodien, zur Tugend, zur Mannhaftigkeit und Todesverachtung begeiſternde Geſänge und Dichtungen zugelaſſen, die dramatiſchen und auch diejenigen epiſchen Dichter, welche thörichte und ſchädliche Fabeln verbreiten, überhaupt alle, die die Gemüther verweichlichen und verſchlechtern, ebenſo wie täuſchende Redner, Gaukler und Tänzer verbannt werden. —

Einen Staat nach dieſen Geſetzen zu gründen und zu ordnen war nun freilich Platon nicht Gelegenheit gegeben; aber ſeine Gedanken von einer richtigen Staatsverfaſſung wenigſtens theilweiſe zu verwirklichen, ſchien ſich ihm eine Ausſicht zu eröffnen durch ſeine Bekanntſchaft mit Dionyſius dem Jüngern, dem Beherrſcher von Syrakus und von Sicilien, und dieſe Ausſicht war für den Weltweiſen ſo lockend, daß ſie ihn zu einer dreimaligen Reiſe nach Sicilien vermochte, ohne daß jedoch ſeine Hoffnungen und Plane in Erfüllung gingen.

In Syrakus hatte ſich nach den Siegen über die Athener als Geſetzgeber Diokles berühmt gemacht, der ſich ſelbſt tödtete, weil er ſich durch Zufall der Uebertretung eines von ihm gegebenen Geſetzes: Niemand dürfe bewaffnet bei der Volksverſammlung erſcheinen, ſchuldig gemacht hatte, ſo wie zuvor ſchon als Feldherr Hermokrates, welcher jedoch während ſeiner Abweſenheit, wie er in Verbindung mit den Peloponneſiern die Athener zur See bekämpfte, verdächtigt und verbannt wurde. Kriege zwiſchen den einzelnen Staaten herrſchten fortwährend auf Sicilien, der von ſo verſchiednen Volksſtämmen bewohnten Inſel, und kaum hatten die Syrakuſier ſich der Athener erwehrt, ſo lockte die treffliche Lage und der ungemeine Reichthum der Inſel ſchon wieder einen furchtbaren Feind herbei, die Karthager, welche 406 vor Chr. unter Hannibal und Imilko herüberſchifften mit einem gewaltigen, weit über hunderttauſend Krieger zählenden Heere. Zuerſt griffen ſie Agrigent an, eine Stadt von mehr als zweimalhunderttauſend Einwohnern, von deren Reichthum und Ueppigkeit faſt fabelhafte Dinge erzählt werden, und in welcher ſich auch zahlloſe Kunſtſchätze befanden. Die Syrakuſier kamen, den Agrigentinern zu Hülfe und ſchlugen zwar die Karthager, verfolgten aber aus großer Vorſicht den Sieg nicht, und auch die Feldherrn der Agrigentiner führten ihre Truppen nicht, wie dieſe verlangten, gegen die flüchtig ihr Lager ſuchenden Karthager hinaus, und wurden deßhalb als Verräther geſteinigt. Nach einer längern Belagerung trat in der großen Stadt Hungersnoth ein, die Bundesgenoſſen zogen ab, und die

Agrigentiner ſahen ſich genöthigt, ſämmtlich, unter dem ſchützenden Geleite ihrer bewaffneten Schaaren die Stadt zu verlaſſen, welche mit unermeßlichen Schätzen, menſchenleer, eine Beute für die Karthager zurückblieb. Der jammervolle Zug der Flüchtigen wandte ſich nach Gela und ſpäter ſiedelten ſie ſich in Leontini an, das ihnen die Syrakuſier einräumten. Die Karthager rückten in die Stadt ein, plünderten die Häuſer und Tempel und ſandten eine ungeheure Menge von Kunſtwerken, Gemälden und Bildhauerarbeiten, nach Karthago, wo ſie nach dritthalb Jahrhunderten die erobernden Römer zum Theil noch antrafen. Auf der ganzen Inſel verbreitete ſich Schrecken und Beſtürzung; viele Einwohner flüchteten nach Italien, andere ſuchten in Syrakus Schutz. Die dahin geflüchteten Agrigentiner klagten die Feldherrn der Syrakuſier des Verrathes an, weil ſie ihnen nicht kräftig genug zu Hülfe gekommen und hierin fanden ſie Unterſtützung an dem Syrakuſier Dionyſius, welcher auf Entſetzung der Feldherrn antrug und ſich überhaupt gegen die Oligarchie heftig ausſprach. Das Volk gab ihm Gehör und wählte unter den neuen Feldherrn auch den Dionyſius, der ſich durch Tapferkeit in der Schlacht gegen die Karthager ausgezeichnet hatte. Dieſer, voll ſtolzer und ehrgeiziger Hoffnungen, hielt ſich von den übrigen Feldherrn entfernt und ſtreute das Gerücht aus, ſie ſtänden im Verkehr mit den Feinden; dieß that er, damit ihm allein der Oberbefehl übertragen würde. Die rechtlichſten Bürger faßten zwar deßhalb Mißtrauen gegen ihn, die Menge aber gab ihm Beifall und glaubte an ihm einen zuverläſſigen Führer gefunden zu haben. Darauf machte er den Antrag, ſtatt Hülfe aus Italien und dem Peloponnes kommen zu laſſen, lieber die wegen Parteiungen Verbannten, meiſt Anhänger der Demokratie, zurückzurufen, was auch endlich genehmigt wurde und ihm einen großen Anhang ſicherte. Als die Stadt Gela, die ſich zunächſt von den Karthagern bedroht glaubte, um Hülfe in Syrakus bitten ließ, wurde Dionyſius mit einer Streitmacht dahin abgeſchickt. Er traf die Reichen, die Ariſtokraten, in Streit mit dem Volke, klagte ſie in der Volksverſammlung an, bewirkte ihre Verurtheilung und Hinrichtung, zog ihr Vermögen ein, und bezahlte davon den Leuten des Spartaners Dexippus, welche als Beſatzung in der Stadt lagen, ſo wie ſeinen eigenen einen hohen Sold; dadurch gewann er ganz deren Zuneigung, ſo wie auch die Gunſt der dortigen Volkspartei. Mit dem Verſprechen, ihnen bald ein ſtärkeres Heer zuzuführen, verließ er Gela und zog nach Syrakus zurück, wo er bald unter den Bürgern die Meinung verbreitete, die Oberhäupter der Stadt und die übrigen Feldherrn ſeyen insgeſammt Verräther und verkauften die Stadt an die Karthager, wie er ganz ſicher erfahren habe aus den Anerbietungen, welche Imilko ihm ſelbſt habe machen laſſen. Zugleich erklärte er, ſein Amt als Feldherr niederlegen zu wollen, weil er nicht mit Verräthern gemeinſam handeln wolle. In einer Volksverſammlung wurde nun, ganz ſeinen Wünſchen gemäß, beſchloſſen, ihn zum alleinigen Feldherrn mit unbeſchränkter Vollmacht zu ernennen und die Sache der Verräther in ruhigeren Zeiten zu unterſuchen. Sofort ſtellte er den Antrag, den Sold für das Heer zu verdoppeln und verſprach, das Geld leicht anzuſchaffen, wodurch er das Heer für ſich gewann; und indem er vorgab und den Schein erregte, als trachte man ihm nach dem Leben, bewirkte er, daß man ihm eine Leibwache von ſechshundert Mann bewilligte, die er ſelbſt auswählen durfte. Er wählte ſich nun tauſend kecke Abenteurer, denen er treffliche Waffen gab, feſſelte ſie und die Söldner durch große Verſprechungen und Geſchenke und durch Leutſeligkeit an ſich, ſchickte den Lacedämonier Dexippus, den er fürchtete, fort, zog Anhänger von Gela und von allen Orten, großentheils Verbannte und ruchloſe Leute, an ſich, und begab ſich dann von Leontini, wohin er das Heer berufen hatte, nach Syrakus zurück, wo er ein Zelt am Hafen errichten ließ, offen als Gewaltherrſcher auftrat, und die Syrakuſier durch ſeine Bewaffneten in Unterwürfigkeit erhielt, zumal da die Furcht vor den Karthagern auch auf der Stadt laſtete. Dann vermählte er ſich mit einer Tochter des ehemaligen Feldherrn Hermokrates, des Siegers über die Athener und Hauptes der demokratiſchen Partei, und ſeine Schweſter mit einem Schwager deſſelben, um durch ſeine Verbindung mit einem angeſehenen Hauſe (denn er ſelbſt war von ziemlich geringer Herkunft) ſeine Herrſchaft zu befeſtigen; die Häupter der oligarchiſchen Partei aber, Daphnäus und Demarchus ließ er von einer Volksverſammlung verurtheilen und hinrichten. So wurde Dionyſius in ganz kurzer Zeit aus einem Schreiber und gemeinen Bürger der Alleinherrſcher der größten griechiſchen Stadt in Sicilien und behauptete ſeine Gewalt bis zu ſeinem Tode, achtunddreißig Jahre lang, 406 — 368 vor Chr. Zwar war er Anfangs gegen die Karthager nicht glücklich; Gela und Kamarina mußten ebenfalls von den Einwohnern verlaſſen werden; in Syrakus brach wegen der unglücklichen Kriegführung und wegen des Verdachts eine Empörung gegen den Dionyſius aus, die er blutig ſtillte; und nur eine im Heere der Karthager ausgebrochene Seuche führte einen für die Sicilier immer noch ſehr ungünſtigen Frieden herbei, in Kraft deſſen jedoch Syrakus dem Tyrannen blieb. Später aber war er im Kriege glücklicher, beſiegte öfters die Karthager, die jedoch, durch einen ausgebreiteten Handel ſehr reich, ihre Söldnerheere immer leicht wieder ergänzten, und unterwarf ſich einen großen Theil Siciliens, obwohl oft durch Empörungen und Verſchwörungen bedroht. Die Lacedämonier, um ſich ſeines Beiſtands zu verſichern, waren dem Tyrannen zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft, ſogar durch ſchimpflichen Verrath, behülflich. Tapferkeit, Einſicht, kluge Berechnung, Liſt, Grauſamkeit und zu Zeiten wohl auch

Milde und Großmuth waren die Mittel und Stützen ſeiner Herrſchaft, welche ſpäter doch etwas milder wurde, als ſie Anfangs geweſen. Dieſer Mann, deſſen Leben und Herrſchaft eine Kette von Kriegen, bürgerlichen Unruhen, Kämpfen und Verſchwörungen und von Blutvergießen war, hatte doch, als ein ächter Grieche, die Leidenſchaft oder die Eitelkeit, in den Friedens- und Muſenkünſten ſich hervorzuthun, und ſoll die Dichtkunſt mit einer wahren Raſerei getrieben haben. Auf die Olympiſchen Spiele ſchickte er im Jahre 388 vor Chr. mehrere Viergeſpanne, welche an Schnelligkeit andere weit übertrafen, ließ goldgewirkte Zeltteppiche, mit koſtbaren bunten Decken verziert, in die Feſtverſammlung bringen, ſandte die beſten Sänger, um in der Verſammlung ſeine Gedichte vorzutragen, und ſchickte ſeinen eigenen Bruder Thearides mit. Der Schönheit der Teppiche und der Geſpanne zog Aller Augen auf ſich; auch als die Sänger anfingen, die Gedichte des Dionyſius vorzutragen, lief Alles zuſammen, weil ihre angenehmen Stimmen allgemeine Bewunderung erregten; aber ſobald man hörte, wie ſchlecht die Gedichte waren, wurde Dionyſius ausgeziſcht und mit ſolcher Verachtung behandelt, daß Einige ſogar die Teppiche zu zerreißen wagten. Beim Wagenrennen rannten die Wagen des Dionyſius theils über das Ziel hinaus, theils ſtießen ſie an einander und zerbrachen; und der berühmte atheniſche Redner Lyſias, der damals ſeine olympiſche Rede hielt, forderte das Volk auf, bei den heiligen Kampfſpielen die Feſtgeſandten der gottloſeſten Zwingherrſchaft gar nicht als Theilnehmer zuzulaſſen. Dionyſius aber ließ in ſeinem Dichtereifer nicht nach, ſeine Schmeichler tröſteten ihn damit, daß ſie ihm ſagten: alles Schöne und Große ſey ein Gegenſtand des Neides, und er rühmte ſich ſeiner Gedichte mehr als ſeiner gelungenen Kriegsthaten. Nach einer Nachricht ſoll er aus Verdruß über den zu Olympia erfahrenen Hohn und Schimpf in Schwermuth, ja endlich in Raſerei verfallen ſeyn, ſo daß er viele ſeiner Freunde habe hinrichten laſſen und andere verbannt habe. Er zog viele und ausgezeichnete Dichter an ſeinen Hof; und ſo war ihm auch der Philoſoph Platon willkommen, als dieſer etwa im Jahre 389 vor Chr. Sicilien beſuchte. Als nämlich Platon in Tarent angekommen war, lag dem Dionyſius Dion ſehr an, ihn nach Syrakus einzuladen. Dion war der Schwager des Dionyſius, welcher ſeine Schweſter Ariſtomache, zugleich mit einer Lokrerin, Doris, geheirathet hatte, nachdem ſeine erſte Gattin, die Tochter des Hermokrates, bei einer Empörung grauſam von den Aufrührern ermordet worden war. Der Vater Dions war Hipparinus, der früher an der Spitze der Stadt geſtanden hatte. Dion war dem Dionyſius als ſeinem Verwandten mit großer Treue zugethan, leiſtete ihm als Geſandter die wichtigſten Dienſte und bemühte ſich ſo viel als möglich ihn auf die Bahn der Mäßigung und Gerechtigkeit zu lenken. Dionyſius liebte ihn wie ſeinen Sohn, geſtattete ihm großen Einfluß, und berief auf den Wunſch des jungen Mannes den Philoſophen, nach deſſen Belehrung derſelbe ſich ſehnte, nach Syrakus. Die Neigung des Dion gewann der Weiſe in ſolchem Maße, daß Jener ſich ganz dem Studium der Philoſophie und dem Streben nach der von ihr gebotenen Tugend ergab, von ſeiner bisherigen, nach Art der Syrakuſier, höchſt üppigen und ausſchweifenden Lebensweiſe ganz zurückkam und einen bleibenden Freundſchaftsbund mit Platon ſchloß; den Tyrannen ſelbſt aber beleidigte dieſer durch ſeine edle und würdevolle Freimüthigkeit ſo, daß er ihn zuerſt wollte umbringen laſſen und dann veranſtaltete, daß er durch einen verrätheriſchen Schiffshauptmann in die Sklaverei verkauft wurde, aus welcher ihn jedoch ſeine Freunde bald wieder loskauften. Im Jahre 368 oder 367 vor Chr. ſtarb der ältere Dionyſius, und zwar, wie berichtet wird, weil er ſich bei einem Gelage übermäßig berauſcht hatte, aus Freude darüber, daß ihm die Athener für ein Trauerſpiel, welches er bei dem Feſt der Lenäen daſelbſt hatte aufführen laſſen, (vermuthlich aus wohlberechneter Schmeichelei) den Preis zuerkannt hatten. So feſt begründet war ſeine Herrſchaft, daß ſein Sohn Dionyſius, von der Lokrerin Doris, ihm ohne Schwierigkeit und Kampf in der Zwingherrſchaft folgte.

Die Bildung des jüngeren Dionyſius war ziemlich vernachläßigt worden und er war ein junger Mann von ſchwachem Charakter, aber von tyranniſchen Launen und beſaß wie ſein Vater theils einen wirklichen Trieb nach höherer Bildung, Geſchmack an philoſophiſchen Studien oder doch Unterhaltungen, theils die Eitelkeit damit zu glänzen, und ſo lud er den Freund ſeines Oheims Dion, mit welchem er als unentbehrlichem und treuem Rathgeber im Anfang ſeiner Herrſchaft in ſehr gutem Vernehmen ſtand, oder zu ſtehen ſchien, den damals ſchon mehr als ſechszigjährigen Platon zu ſich nach Syrakus ein. Dion nämlich, ein eifriger Schüler Platons geworden, deſſen Lehren auch bei Andern Beifall gefunden, hoffte den nicht unempfänglichen, einen guten Willen zeigenden jüngeren Dionyſius ebenfalls dafür gewinnen und auf dieſe Weiſe das Glück von Syrakus auf einer ſichern Grundlage herſtellen zu können. Den gemeinſamen dringenden Bitten Dions und des Dionyſius folgte Platon, gereizt durch die Hoffnung, ſeine Gedanken von den Geſetzen und Verfaſſungen der Staaten durch glückliche Einwirkung auf Einen mächtigen Herrſcher ins Leben einführen zu können, und wohl auch, um dem Vorwurf auszuweichen, als beſchränke ſich ſeine Philoſophie auf Worte und Lehren, ſcheue aber die That und die Gefahr. In Sicilien angekommen, wurde er mit ungemeinen Ehren empfangen; der König ſelbſt holte ihn im Hafen ein, führte ihn auf einem mit vier weißen Roſſen beſpannten Wagen im Triumph durch die ungeheure Volksmenge nach der Stadt, opferte den Göttern, daß ſie Sicilien eine ſolche Gnade hätten zu Theil werden laſſen, und befahl, daß dem Philoſophen jederzeit die Pforten ſeines Palaſtes offen ſtehen ſollten. Dionyſius ſelbſt fand am Umgang mit Platon großen Geſchmack; aber einerſeits wurden die Feinde des reichen und mächtigen Dion, die Anhänger und Werkzeuge der Tyrannei, Philiſtus an ihrer Spitze, auf den Einfluß Dions und Platons mehr und mehr eiferſüchtig und verläumdeten den Dion bei Dionyſius, als trachte er nach ſeiner Herrſchaft, andrerſeits war der Tyrann ſelbſt eiferſüchtig auf Dion wegen des Vorzugs, welchen Platon ihm gab. Ganz plötzlich zwang er den Dion, das Land zu verlaſſen; den Platon aber behielt er bei ſich und bewarb ſich eifrig um ſeine Freundſchaft, hatte häufige philoſophiſche Unterredungen mit ihm, zeigte aber keine Luſt, im Leben und Handeln ſich als Philoſoph zu erweiſen, und nachdem er den Weiſen längere Zeit hingehalten, ließ er ihn endlich, als ein Krieg mit den Karthagern ausbrach, ziehen, gegen das Verſprechen, mit dem Frieden wieder zu kommen, wogegen Dionyſius verſprach, den Dion zurückzurufen. Nachdem der Krieg beendigt war, lud Dionyſius, große Sehnſucht nach der Philoſophie vorgebend, Platon von Neuem nach Syrakus ein, und dieſer, obwohl damals ſchon nahe an ſiebzig Jahren, entſchloß ſich noch einmal zu der Reiſe, 361 vor Chr., auf Zureden des Dion, welcher hoffte, er werde den Dionyſius doch noch überhaupt auf beſſere Wege bringen, beſonders aber eine Ausſöhnung deſſelben mit ihm zu Stande bringen. Aber ſo freundlich und ehrend der Tyrann auch dießmal den Philoſophen aufnahm, wollte er doch von der Rückkehr Dions nichts wiſſen; der Philoſophie Platons lieh er zwar ſein Ohr, ließ ſich aber in ſeinem Thun, in ſeiner Staatsverwaltung nicht davon beſtimmen, und als Platon abreiſen wollte, hinderte ihn Dionyſius, der ſeinen Umgang und den Ruhm, der Freund eines ſo berühmten Weiſen zu ſeyn, nicht verlieren wollte, faſt gewaltſam daran, indem er ihn in einer Art von, freilich ehrenvoller, Gefangenſchaft hielt. Sogar Platons Leben ſoll damals in Gefahr geſchwebt haben. Endlich legten ſich jedoch die Pythagoräer von Tarent, welche Bürgen für ſeine Sicherheit und Freiheit geworden waren, ins Mittel, und bewirkten, daß ihn Dionyſius entließ. So endigte der Verſuch, durch Philoſophie auf die Staatsverfaſſung Siciliens einzuwirken: und ſpäter ſoll Platon die Aufforderungen von Cyrene und den Arkadiern, ihr Geſetzgeber zu werden, abgelehnt haben, ſey es, daß er überhaupt ſich dazu nicht berufen glaubte, oder daß ſie, wie berichtet wird, die erſte Bedingung, die er ihnen ſtellte, alles Eigenthum der Einzelnen abzuſchaffen und Gütergemeinſchaft einzuführen, nicht annehmen wollten. Friedlich verlebte er, in ungeſchwächter Geiſteskraft, den Reſt ſeines Lebens in Athen, bis er im einundachtzigſten Jahre, an ſeinem Geburtstage, wie man behauptet, bei einem Hochzeitmahle, eines plötzlichen und ſanften Todes ſtarb. Vor ſeinem Tode hatte er noch die Genugthuung, den Dion als Beherrſcher von Syrakus zu ſehen, aber auch das Leidweſen, die Erfahrung machen zu müſſen, daß dieſer ſein Freund und Schüler an die Stelle der Tyrannei keine wohlthätige, dauernde Staatsverfaſſung zu ſetzen vermochte und ſelbſt vom Volke gehaßt, durch Gewalt und Meuchelmord das Leben verlor. Als nämlich Dionyſius, der dem Dion zuerſt ſein Vermögen hatte ausfolgen laſſen, ſpäter ſo weit ging, ſeine Gattin mit Gewalt an einen Andern zu vermählen, folgte Dion den Aufforderungen der mit Dionyſius unzufriedenen Syrakuſier, und obwohl er mit nur zwei Schiffen in Sicilien landete, unterſtützte ihn doch der allgemeine Haß gegen den Tyrannen ſo, daß er den Gebieter von Hunderttauſend zu Fuß, zehntauſend Reitern und vierhundert Kriegsſchiffen überwand und zur Flucht nach Italien nöthigte, 356 vor Chr. Dion wurde von ſeinen dankbaren Mitbürgern zum unumſchränkten Feldherrn ernannt und als Heros verehrt. Aber auch er ließ ſich durch die Umſtände, durch Rachſucht oder durch Furcht vor Verrath zu Gewaltthaten hinreißen; die ariſtokratiſche Partei war ihm feindſelig, das Volk murrte, und ein Athener Kallikrates zettelte, unter dem Vorgeben gegen Dion, die Geſinnungen der Syrakuſier erforſchen zu wollen, eine wirkliche Verſchwörung an, durch welche Dion ermordet wurde, 352 vor Chr. Nach ſeinem Tode wurde er wieder als Befreier des Vaterlandes und Vertreiber des Tyrannen geprieſen. Noch einmal wurde jetzt Dionyſius Herr von Syrakus; bald aber baten ſeine Feinde in Syrakus die Korinthier um einen Feldherrn gegen den Tyrannen und die Korinthier ſandten den Timoleon, der mit einer kleinen Schaar in Sicilien landete, aber bald eine ſolche Macht um ſich verſammelte, daß er, als ein ebenſo einſichtsvoller wie tapferer Feldherr den Dionyſius ſtürzte und den Syrakuſiern, ſo wie mehreren andern ſiciliſchen Städten, die Freiheit wieder verſchaffte, 343 vor Chr. Dionyſius der Jüngere lebte dann längere Zeit in Korinth, wo er durch geſuchte Sonderbarkeit ſeines Treibens den Haß und Verdacht, der die Tyrannen verfolgt, von ſich abzuwenden ſuchte. So trat ein Grieche aus Korinth mit einer Handvoll Leute in Sicilien als Schiedsrichter auf, indem er den Sieg auf die Seite einer Partei ſich neigen machte; aber ein paar Jahre darauf ſchrieb der König eines halbbarbariſchen Volkes ebenfalls dadurch, daß er die innern Streitigkeiten und Parteiungen benützte, und mit der Kraft und Folgerichtigkeit Eines feſten Willen den getheilten Staaten gegenüber trat, dem geſammten Griechenland Geſetze vor. Wir kehren nämlich jetzt zu Philippus zurück.

Der macedoniſche König befeſtigte nach Beendigung des heiligen Krieges, 346 vor Chr., ſeine Herrſchaft theils durch Siege über ſeine unruhigen Nachbarn, theils durch Eroberungen in Thracien. Durch die Unterwerfung der dortigen Städte gedachte er theils den Athenern und andern Griechen die Kornzufuhr abzuſchneiden, theils ihren Handel zu lähmen. Als er die wichtige, zu den Athenern ſich hinneigende Stadt Perinthus mit einem großen Heere und gewaltigen Maſchinen belagerte, 341 vor Chr., ſandten ihr auf Befehl des Perſerkönigs, dem die Fortſchritte der macedoniſchen Macht Beſorgniſſe erregten, die Statthalter von Vorderaſien Hülfe, und ebenſo die Byzantier ihre beſten Feldherrn und Krieger. Philippus theilte nun ſein Heer und zog ſelbſt mit der einen Hälfte gegen Byzanz, welches er belagerte, während er die andere Hälfte vor Perinthus zurückließ. In dieſe Zeiten fallen die erſten ſogenannten Philippiken des Demoſthenes, d. h. diejenigen Reden, in welchen er die Athener zum Krieg gegen Philippus zu bewegen ſuchte. Wirklich erklärten auch die Athener, durch die Belagerung von Byzanz habe Philippus den mit ihnen geſchloſſenen Frieden gebrochen und ſchickten den Byzantiern eine bedeutende Seemacht zu Hülfe; auch die Rhodier, Koer und Chier ſchickten Truppen, und dieß, ſowie der gleichzeitige von Demoſthenes angerathene glückliche Feldzug der Athener unter Phocion gegen Euböa, welches damals ſchon großentheils dem Philippus unterworfen war, bewog den König, die Belagerung der Städte aufzugeben und mit den Athenern und den andern Griechen Frieden zu ſchließen, 340 vor Chr. Indeſſen hatten ſich die Athener immer klarer überzeugt, daß Philippus ſie mit dem Frieden getäuſcht habe und daß er gar nicht geſonnen war, ihnen irgend eine der unter der Hand, aber nicht ſchriftlich gemachten Verſprechungen zu halten; und der Redner Philokrates war genöthigt worden, ſich durch die Flucht der Verurtheilung zu entziehen, weil er überwieſen war, große Geſchenke vom König angenommen zu haben. Doch ſchwankten die Meinungen und Neigungen unſtet herüber und hinüber; der berühmte Redner Iſokrates ſchrieb in hohem Alter noch einen ſehr ſchmeichelhaften Brief an den Philippus, worin er ihn bat, ſein für Griechenland ſo koſtbares Leben weniger den Gefahren des Kriegs auszuſetzen, ihm vorſtellte, wie nützlich und ſchön eine aufrichtige Freundſchaft zwiſchen ihm und Athen wäre, und ihn aufforderte, die gemeinſame Macht gegen den Erbfeind Griechenlands, die Perſer, zu richten. Das war auch des Philippus Abſicht; vorher aber wollte er völlig Herr von Griechenland ſein, und die Umſtände — oder Verräther — kamen ſeinen Wünſchen und Planen entgegen, — trotzdem daß Demoſthenes in donnernden Reden fortwährend ſeine wahren Geſinnungen und Abſichten den Athenern in ein helles Licht zu ſetzen bemüht war, und oft mit ſeinen Vorſchlägen durchdrang, namentlich auch, als er darauf antrug, die Mauern Athens herſtellen und ausbeſſern zu laſſen. Er ſelbſt erhielt dieſen Auftrag, erfüllte ihn ſchnell und ſteuerte aus ſeinem eignen Vermögen drei Talente dazu, 340 vor Chr.

Philippus war im Laufe der letzten Jahre als bewaffneter Schiedsrichter im Peloponnes aufgetreten, hatte die kleineren Staaten gegen Lacedämon unterſtützt und dieſem den Frieden vorgeſchrieben; endlich bot ſich eine Gelegenheit dar, in die Angelegenheiten des inzwiſchen mehr und mehr von ihm beſtochenen und entzweiten Griechenlands ſich einzumiſchen. Der Athener Aeſchines war es, der ſie herbeiführte. Zu Solons Zeit ſchon waren die Cirrhäer als Frevler gegen das delphiſche Heiligthum von den Amphiktyonen mit Krieg überzogen und ihr Gebiet dem Gotte geheiligt, d. h. deſſen Anbau unter Androhung des Fluches verboten worden. Dennoch hatten die Lokrer von Amphiſſa dort wieder eine Niederlaſſung gegründet, den Hafen mit einer Mauer umzogen und Zölle von den dort Einlaufenden erhoben. Dieß Beginnen war von den Geſandten beim Amphiktyonenbunde unbeachtet geblieben, — man wollte behaupten, weil ſie von den Amphiſſäern beſtochen geweſen. Als aber Aeſchines, — welcher deſſen namentlich auch den Demoſthenes beſchuldigte, — im Amphiktyonen-Rathe von einem Amphiſſäer, der die Athener auf eine Geldbuße anklagte, ſchwer gereizt wurde durch die Erinnerung an das Bündniß von Athen mit den tempelräuberiſchen Phociern, brach er gegen die Amphiſſäer los, welche das geweihte Land bebaut und den Fluch auf ſich gezogen hätten. Sofort wurden von den Amphiktyonen die Wohnungen der Amphiſſäer zu Cirrha verbrannt, der Hafen verſchüttet und beſchloſſen: die Hieromnemonen ſollten in Kurzem in außergewöhnlicher Verſammlung ſich berathen über die Beſtrafung der Amphiſſäer wegen ihres Frevels gegen die Gottheit, das heilige Land und die Amphiktyonen. Dieß geſchah 340 vor Chr. Als Aeſchines dieſe Botſchaft nach Athen brachte, rief ihm Demoſthenes zu: »Du ziehſt den Krieg nach Attika! einen Amphiktyonenkrieg!« widerſetzte ſich der Beſchickung der außerordentlichen Verſammlung der Amphiktyonen und drang damit durch. Die Amphiktyonen beſchloſſen (den vierten ſogenannten heiligen) Krieg gegen die amphiſſäiſchen Lokrer und wählten den Pharſalier Kottyphus zum Feldherrn. Da die Lokrer die ihnen auferlegten Bußen nicht bezahlen, die Hauptſchuldigen nicht ſtrafen wollten, kam es wirklich zum Kriege, 339 vor Chr., in welchem jedoch die Lokrer, nachdem ſie zuerſt ein Treffen verloren und ſich zum Frieden verſtanden hatten, ſpäter das Bundesheer ſchlugen und den Feldherrn verwundeten. Bald darauf verſammelten ſich die Amphiktyonen wieder, und jetzt wurde, auf Betreiben der Theſſalier, Philippus, welcher während der Ernennung des Kottyphus noch in Scythien, aber darum doch der Lenkung der ganzen Sache nicht fremd geweſen ſeyn ſoll, zum Feldherrn des Amphiktyonen-Bundes und zum Vollſtrecker des Strafurtheils an den amphiſſäiſchen Lokrern gewählt.

Zum zweiten Mal alſo ſah er ſich jetzt zur Führung eines heiligen Kriegs, zur Rache der beleidigten Gottheit erwählt, und in dieſer Eigenſchaft konnten ihm die Thebaner den Eintritt in Griechenland durch die Thermopylen nicht ſtreitig machen, ſo ſehr ſie nun auch gegen ihn mißtrauiſch zu werden anfingen. Philippus gebot den Peloponneſiern, welche Genoſſen des Amphiktyonenbundes waren, ihre Truppen bereit zu halten, um zu ihm zu ſtoßen; in ganz Griechenland herrſchte Unruhe, Angſt, Unentſchloſſenheit. Sparta verhielt ſich ganz ſtill und unthätig; in Athen aber fanden ſtürmiſche Berathungen ſtatt und wechſelnde Beſchlüſſe wurden gefaßt. Die Athener waren zum Theil nicht abgeneigt, ſich jetzt auf die Seite der angeblichen Beleidiger der Gottheit, der Lokrer, zu ſtellen, aber die religiöſe Scheu, neben andern Gründen, hielt ſie noch zurück; als jedoch der Vorſchlag gemacht wurde, die Pythia zu befragen, rief Demoſthenes keck: „ſie verkündet die Eingebungen des Philippus!“ Dieß war ohne Zweifel nur zu wahr; denn es wird von einer Antwort des Orakels auf eine Anfrage der Athener berichtet, welche lautete: Alle Athener ſeyen gleicher Meinung, bis auf Einen; und damit war Demoſthenes gemeint, welchen Philippus dadurch dem Volke verhaßt machen wollte. Demoſthenes ſuchte das Orakel auf Aeſchines zu deuten; Phocion aber bezeichnete ſich ſelbſt als den vom Orakel Gemeinten, da er mit Allem, was die Athener thuen, nicht zufrieden ſey. Endlich wurde beſchloſſen, Geſandte an Philippus zu ſchicken, die ihn auffordern ſollten, den beſtehenden Frieden mit den Athenern noch eine beſtimmte Friſt zu halten, worein er willigte, jedoch mit einer Rüge ihrer feindſeligen Geſinnungen und Schritte gegen ihn. Endlich rückte Philippus wirklich gegen Ende des Jahres 339 vor Chr. durch die Thermopylen in Phocis ein. Die benachbarten Völkerſchaften waren in größter Unruhe, was er beginnen würde; zuerſt hofften ſie doch noch, er werde ſich auf die Züchtigung der Lokrer beſchränken; aber als er plötzlich Elatea in Böotien einnahm und befeſtigte, blieb über ſeine Abſicht, weitere Unternehmungen gegen die Hellenen zu verſuchen, kaum ein Zweifel, und nur darüber konnte man noch ungewiß ſeyn, ob ſein Plan mehr den Thebanern oder den Athenern oder Beiden zugleich gelte. Erſteres behauptete Aeſchines, letzteres Demoſthenes, der, als die Nachricht von der Beſetzung Elateas die größte Beſtürzung in Athen verbreitet hatte, ſo daß man die ganze Nacht über durch Trompetenſtöße die waffenfähige Mannſchaft zuſammen berief, in der am folgenden Tage gehaltenen großen Volksverſammlung, während alle Andere ſcheu und unentſchloſſen ſchwiegen, zuerſt einen Waffenbund mit dem bisher ſo verhaßten Theben gegen Philippus, zur Rettung der beiden Staaten und der Freiheit von ganz Griechenland, vorſchlug und dann weiter beantragte: man ſolle zweihundert Schiffe ausrüſten, Geſandte in alle griechiſche Städte ſchicken, um ſie gegen den König von Macedonien aufzubieten, und die Feldherrn ſollten alsbald das Heer nach Eleuſis führen. Dieſe Anträge wurden ſofort genehmigt und fünf Geſandte, darunter Demoſthenes ſelbſt und der Redner Hyperides ſofort nach Theben geſchickt. Die überlegene begeiſterte Beredtſamkeit des Demoſthenes trug den Sieg über die Vorſchläge und Aufforderungen der Freunde des Philippus davon; der Bund wurde geſchloſſen und die Truppen beider Städte vereinigten ſich; ein atheniſches Heer unter Chares und Lyſikles wurde ſofort von den Thebanern aufgenommen. Große Rüſtungen wurden gemacht, und den Amphiſſäern Söldner zu Hülfe geſchickt. Philippus, betroffen über dieß ihm unerwartete Bündniß wandte ſich nun gegen die Amphiſſäer, um einen günſtigern Zeitpunkt zum Angriff auf die andern Staaten abzuwarten und bemächtigte ſich ihrer Stadt, nachdem er die feindlichen Anführer durch eine Liſt getäuſcht hatte, daß ſie ihm den Durchzug durch einen Engpaß frei ließen. Hierauf knüpfte Philippus neue Unterhandlungen beſonders mit den Thebanern an, welche die Nachricht den Athenern mittheilten und nicht abgeneigt waren, darauf einzugehen. Aber Demoſthenes, der jetzt den Philippus im Nachtheil glaubte, war dagegen. Eine ſtürmiſche Volksverſammlung wurde gehalten, in welcher Phocion, der Feldherr, vermuthlich weil er die kriegeriſche Ueberlegenheit der Macedonier erkannte, eifrig für den Frieden ſprach. Wann wirſt du zum Krieg rathen? fragte ihn der Volksredner Hyperides. „Wann ich ſehe,“ antwortete Phocion, „daß die jungen Leute Mannszucht halten, daß die Reichen zu Beiſteuern bereit ſind, und die Redner den öffentlichen Schatz nicht mehr vergeuden.“ Einem Andern, der ihm Vorwürfe machte, daß er den Athenern rathe, die Waffen aus den Händen zu legen, verſetzte er: er thue dieß, obgleich er wiſſe, daß im Kriege er den Athenern zu befehlen, im Frieden aber ſie über ihn zu verfügen haben. Der ſehr beleibte Redner Polyeuktes ſchwitzte, während er ſeine zum Kriege rathende Rede vortrug, ſo ſehr, daß er jeden Augenblick ein Glas Waſſer trinken mußte; Phocion ſpottete über ſeine kriegeriſchen Worte: gewiß werde dieſer Mann, der nicht vier Worte ſprechen könne, ohne daß ihm der Athem ausgehe, mit Panzer und Schild gerüſtet, Wunder der Tapferkeit gegen den Feind verrichten; und als Demoſthenes endlich auf den Vortheil aufmerkſam machte, den Kriegsſchauplatz nach Böotien, ferne von Attika zu verlegen, erwiederte Phocion: „Sorgen wir nicht, wo wir die Schlacht liefern, ſondern wo wir ſie gewinnen werden.“ Aber die gewaltige Beredtſamkeit des Demoſthenes, welcher die der Freiheit Griechenlands drohende Gefahr gewiß richtig erkannte, über die Kraft zum Widerſtande jedoch und über die Mittel, den Krieg fortzuführen, ſich wohl täuſchte, trug den Sieg davon: ſeine Vorſchläge wurden angenommen; er zwang die Böotier, alle Unterhandlungen mit Philippus abzubrechen, und der Krieg war entſchieden.

An der Spitze von mehr als dreißigtauſend krieggeübten Soldaten rückte Philippus im Auguſt bis Chäronea in Böotien vor; die Athener, Böotier, Achäer, Korinthier und andere Volksſtämme zogen ihm mit begeiſterten, kampfluſtigen Schaaren entgegen; Demoſthenes ſelbſt, der zuvor ſelten oder nie Kriege mitgemacht, war unter den Athenern; aber die Feldherrn, Chares und Lyſikles und der Thebaner Theagenes waren nicht ſonderlich tüchtig, und alle Begeiſterung und Tapferkeit des Heeres, der zuerſt wüthend angreifenden Athener, der heiligen Schaar der dreihundert Thebaner, unterlag gegen die überlegene Kriegskunſt und Kriegszucht der Macedonier. Nach einem langen, heißen Kampf, in welchem anfänglich die Athener ſiegten, wurden zuerſt die Thebaner von Philippus' Sohn, Alexander, der, faſt noch ein Knabe, in dieſer Schlacht mitfocht, überwältigt und dann auch die Athener in Unordnung und zum Weichen gebracht. Ihrer über tauſend fielen, zweitauſend wurden gefangen; Demoſthenes ſoll einer der Erſten auf der Flucht geweſen ſeyn, und ſobald Philippus den Sieg für ſich entſchieden ſah, gab er Befehl der Fliehenden zu ſchonen. Er wollte nicht Griechenland entvölkern und verwüſten, ſondern über die Griechen herrſchen, ſie ſo viel als möglich durch Milde gewinnen, und jetzt ſtand er am Ziel ſeiner Wünſche. Daher legte er große Mäßigung und keine übermüthige Siegesfreude an den Tag; jedoch hätte er, nach einer Nachricht, dieß Benehmen erſt angenommen, nachdem ihn der atheniſche Redner Demades, der auch unter den Gefangenen war, rügend zurecht gewieſen. Als nämlich der König, halb trunken von Freude und vom reichlichen Genuß des Weines beim Siegesmahl, durch die Gefangenen geſchritten ſey und mit kränkenden Worten ihres Unglücks geſpottet habe, habe Demades geſagt: „O König, das Schickſal hat Dir gegönnt, Agamemnon zu ſeyn, und Du ſchämſt Dich nicht, wie Therſites zu handeln?“ Hierauf habe Philippus, das Treffende des Vorwurfs fühlend, ſich den Kranz vom Haupte genommen, ſein ganzes Betragen geändert, den Demades frei gelaſſen und in ſeine Nähe gezogen. Als er die dreihundert Thebaner der heiligen Schaar neben einander mit Wunden auf der Bruſt auf dem Schlachtfelde liegen geſehen, ſoll er beim Anblick dieſer gewaltigen Leichen ſogar Thränen vergoſſen haben. Ihr gemeinſames Grab wurde nachmals von den Thebanern mit einem koloſſalen ſteinernen Löwen geſchmückt. Philippus ließ bald darauf alle Gefangene der Athener ohne Löſegeld frei und benützte überhaupt den Sieg mit großer Mäßigung.

In Athen verbreitete die Kunde von der verlornen Schlacht die höchſte Beſtürzung. Der greiſe neunzigjährige Redner Iſokrates ſoll im Schmerz über das Unglück Griechenlands und den Verluſt der Freiheit, ſeinem Leben freiwillig ein Ende gemacht haben. Man rüſtete ſich, des Heranzugs des Siegers und einer Belagerung der Stadt gewärtig, zur verzweifeltſten Gegenwehr. Auch fehlte es nicht an Feinden der Stadt, welche dem Philippus riethen, ſich aufs härteſte an ihr zu rächen, wohl gar ſie zu zerſtören; aber der König wies, aus Klugheit oder Menſchlichkeit, oder als ein Freund und Verehrer der hohen Bildung von Athen, ſolche Räthe zurück, mit der Aeußerung: „Das mögen die Götter verhüten, daß ich den Schauplatz des Ruhmes zerſtöre, der ich doch ſelbſt mein ganzes Leben lang für den Ruhm arbeite.“ Die Leichtmüthigkeit der gefangenen Athener, nachdem er ſie frei gegeben, entlockte ihm die Aeußerung: „Iſt es doch faſt, als ob wir ſie nur im Würfelſpiel beſiegt hätten!“ und ſtatt mit dem Heere gegen ſie zu ziehen, ſchickte er ſeinen Feldherrn Antipater und ſeinen Sohn Alexander an ſie und ließ ihnen Frieden und ein Bündniß unter ganz milden Bedingungen antragen; nur mußten ſie ihm die für ihre Seefahrt ſehr wichtige Inſel Samos abtreten, und verſprechen, die auf dem Iſthmus von Korinth im nächſten Jahre abzuhaltende Verſammlung zu beſchicken. Strenger ward Theben behandelt, die Volksherrſchaft geſtürzt, und eine macedoniſche Beſatzung in die Kadmea gelegt. So wenig indeſſen dem äußern Anſchein nach geändert war, hatte doch die Schlacht von Chäronea, geſchlagen im Auguſt des Jahrs 338 vor Chr., über das Schickſal, über die Freiheit Griechenlands unwiderruflich entſchieden: die letzte Ermannung Athens war geſcheitert, und mitten in Hellas, in der kadmeiſchen Stadt und Burg hatte der mächtige Macedonier, deſſen Gold ſeine Partei in allen Städten täglich verſtärkte, deſſen Heere nach dieſem Siege unüberwindlich ſchienen, feſten Fuß gefaßt, und die Verſammlungen, in welchen er den Vorſitz führte, boten nur noch den äußern Schein von Berathungen dar; in der That empfingen die übrigen Mitberathenden ſeine Befehle.

Philippus machte von der hiemit in Wahrheit erlangten Oberherrlichkeit über die Hellenen einen Gebrauch, der ihrem eignen Selbſtgefühl ſchmeicheln mußte, und ſie mit ihm auszuſöhnen ganz geeignet war. Er beabſichtigte nämlich, und zwar wie er ausbreitete, den Hellenen zulieb, einen Feldzug gegen den Perſerkönig, um die an Griechenland vorlängſt verübten Frevel zu rächen und ſein Reich zu ſtürzen. Zu dieſem Ende verſammelte er Geſandte von ganz Griechenland im folgenden Jahre zu Korinth, trug ſeine Plane und Ausſichten vor, ermunterte die Hoffnungen Aller, ließ ſich von ihnen zum unumſchränkten Feldherrn für Griechenland wählen, ſetzte jeder Stadt die Zahl der Truppen an, die ſie ſtellen ſollte und kehrte dann nach Macedonien zurück, um ſeinerſeits große Rüſtungen zum Kriege zu machen.

Wirklich ſchickte er auch im Jahre 336 vor Chr. zwei Feldherrn, Attalus und Parmenio, mit einem Theil des Heeres nach Kleinaſien voraus, um die griechiſchen Städte zu befreien; und er ſelbſt traf alle Vorkehrungen zum Feldzug, befragte auch eifrig die Orakel wegen ſeines Vorhabens. Den Spruch der Pythia:

„Nah iſt das Ende, bekränzet der Stier, ſchon harret der Opfrer.“

deutete er auf den Sturz des Perſerkönigs und zu ſeinen Gunſten. Er brachte den Göttern herrliche Opfer dar und veranſtaltete vor ſeinem Aufbruch die Hochzeit ſeiner Tochter Kleopatra mit dem König Alexander von Epirus zu Aegä, der alten Hauptſtadt Maceboniens. Um recht viele Griechen an der Feierlichkeit Theil nehmen zu laſſen, veranſtaltete er zugleich einen glänzenden Wettſtreit von Sängern und ließ alle Anweſenden köſtlich bewirthen. Aus ganz Griechenland ließ er ſeine Gaſtfreunde einladen und forderte ſeine Freunde auf, von ihren auswärtigen Freunden ſo viele ſie könnten mitzubringen: denn dadurch wollte er den Hellenen ſich dankbar erzeigen dafür, daß ſie ihn zu ihrem Oberfeldherrn ernannt. Bei der Feſtverſammlung wurden dem Könige goldne Kronen überreicht, theils von einzelnen angeſehenen Männern, theils von den meiſten bedeutenden Städten und namentlich von Athen: und der Herold, welcher dieſe Krönung verkündigte, ſetzte hinzu: wenn Jemand, der auf den König Philippus einen Angriff gemacht, nach Athen flüchtete, würde er ausgeliefert werden. Aber am Haupttage des Feſtes, wo ein feierlicher Aufzug gehalten wurde, die Bilder der zwölf großen Götter, mit vorzüglicher Kunſt gearbeitet und mit ungemeiner Pracht geſchmückt, und als dreizehntes das des Philippus ſelbſt herumgetragen wurden, und Philippus, in weißem Gewand, ſeiner Leibwache weit voraus, — um zu zeigen, daß er durch die allgemeine Zuneigung der Hellenen geſchützt, keiner Wache bedürfe, — dem Theater zuſchritt, wurde er von einem jungen Macedonier, Pauſanias, mit dem Schwert oder Dolch niedergeſtoßen, aus Rache, weil er deſſen Klagen über ſchwere, von des Königs Verwandten, Attalus, erlittene Mißhandlung unbeachtet gelaſſen hatte. So fiel Philippus vor dem Theater und gleichſam an der Schwelle der großen Unternehmung gegen Perſien, von der er ſich größeren Ruhm verſprach, als von der Beſiegung Griechenlands, 336 vor Chr. Zu ſpät ſtürzten ſeine Leibwächter herbei, ſie konnten nur noch den Pauſanias, ehe er ſein bereitgehaltenes Pferd beſteigen konnte, niederhauen. Philippus hatte vierundzwanzig Jahre geherrſcht, und kaum fünfzig gelebt.

Früher einmal, als ſich das falſche Gerücht vom Tode des Philippus verbreitete, hatte Demoſthenes die Athener vor einem ungemeſſenen Jubel über dieſe Nachricht gewarnt, da, falls ſie ſich auch beſtätigte, doch der Tod Eines Mannes nicht Alles ändern, namentlich ihre Fehler und Schwächen nicht verbeſſern und ändern würde, und ſie ermahnt, in ihrer eignen Kraftanſtrengung Hülfe zu ſuchen, ſtatt ſie vom Zufall zu erwarten. Jetzt aber konnte er ſich ſelbſt des Jubels und Triumphes nicht enthalten. Unmittelbar nach der Schlacht von Chäronea war er nicht nach Athen zurückgekehrt, ſondern erſt, als Philippus der mit großer Milde behandelten Stadt Frieden bewilligte, ohne auch nur die Verbannung oder Beſtrafung ſeiner Gegner, namentlich des Demoſthenes, zu fordern. Gleich ehrenvoll für die Athener wie für den Demoſthenes iſt es, daß ſie ihm die Haltung der feierlichen Leichenrede zu Ehren der bei Chäronea Gefallenen übertrugen, und ein Beweis, daß ſie ſowohl von der Redlichkeit ſeiner Geſinnungen und ſeiner Vaterlandsliebe überzeugt waren, obgleich der Erfolg ſo ſchlimm geweſen: als auch daß ſein Benehmen bei der Schlacht nicht ſo ſchimpflich geweſen ſeyn kann, als ſeine Feinde es darzuſtellen bemüht waren. Auch wurde er auf die Anklagen ſeiner Gegner hin immer freigeſprochen. Jetzt ſchien der Tod des gefürchteten Philippus Ausſicht auf Wiedererlangung der Unabhängigkeit von Athen und von Griechenland zu geben; und Demoſthenes, obgleich in Trauer über den Verluſt ſeiner einzigen Tochter, trat nun mit triumphirender Zuverſicht, bekränzt und im Feſtkleide auf (was ihm ſeine Gegner als ungeziemend und als eine Fühlloſigkeit vorwarfen), trug darauf an, dem Pauſanias zu Ehren zu opfern, und ſprach von dem Nachfolger des Philippus, Alexander, mit Geringſchätzung als einem unmündigen, unerfahrenen Knaben. Aber Alexander bewies bald mit der That wie falſch Demoſthenes ihn beurtheilt hatte; ja er hatte es ſchon früher, namentlich auch in der Schlacht bei Chäronea, gezeigt. Auch wagten von ſämmtlichen griechiſchen Städten, die er ſofort nach ſeines Vaters Tode zu einer Verſammlung in Korinth berief, wo er ſich in allen ſeinem Vater übertragenen Würden und Ehren, beſonders als Oberfeldherr gegen die Perſer, beſtätigen ließ, nur die Spartaner, wegzubleiben. Der junge König ſah ſich noch von vielen Mitbewerbern um den Thron und von zahlreichen feindlichen Völkerſchaften bedroht; gegen letztere, Triballer, Illyrier, Geten, unternahm er einen kühnen und glücklichen Feldzug, der ihn bis über den Iſter (die Donau) hinaus führte und ſeine Herrſchaft und die Achtung vor ſeinem Namen, ſeiner Tapferkeit und Feldherrnkunſt bleibend befeſtigte. Während dieſes in der Ferne geführten Krieges verbreitete ſich in Griechenland das begierig geglaubte Gerücht von ſeinem Tode. Die Thebaner vor Allen wurden dadurch zum Aufſtand ermuthigt; ſie ermordeten die Befehlshaber der macedoniſchen Beſatzung der Kadmea und die Athener zeigten große Geneigtheit, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen, vermuthlich nicht wenig angeſpornt von Demoſthenes. Dieſer hatte ſich auch in einen Briefwechſel mit Attalus eingelaſſen, einem Oheim Alexanders, der von Philippus nach Kleinaſien vorausgeſchickt worden war, und der jetzt Anſprüche auf die Krone machte. Als Alexanders Entſchloſſenheit und Glück ſeine Ausſichten niederſchlug, ſandte er ihm, um ſich in ſeinen Augen zu reinigen, die Briefe des Demoſthenes zu, entging aber hiedurch doch der Rache des Alexanders nicht, der ihn durch vertraute Feldherrn aus dem Wege räumen ließ. Von dem Feldzug nach Norden zurückgekehrt, wandte ſich Alexander gegen Griechenland, und als die Thebaner ſeine Aufforderungen zur Unterwerfung beharrlich zurückwieſen, erſchien er mit größter Schnelligkeit vor Theben, eroberte die Stadt im Sturme, obwohl die Thebaner ſich tapfer wehrten, und zerſtörte ſie von Grund aus, mit Ausnahme von Pindar's Haus, ehe die Athener ihr nur zu Hülfe kommen konnten, im Jahre 335 vor Chr. Die bald eintretende Reue des Siegers über dieſe barbariſche Härte, zu welcher er ſich hauptſächlich durch das ungeſtüme Verlangen der rachgierigen Phocier und Platäer beſtimmen ließ, milderte das Schickſal der Athener. Obgleich die Thebaner ſich dadurch, daß ſie es früher mit den Perſern gehalten, vielen Haß zugezogen, wurde doch die Zerſtörung einer ſo großen Stadt in ganz Griechenland als ein allgemeines Volksunglück betrauert, und die Athener insbeſondere legten ihre tiefe Trauer offen an den Tag, nahmen auch die entkommenen Thebaner gaſtfreundlich bei ſich auf, ohne den Zorn des Siegers zu fürchten. Dieſem ſelbſt jedoch gefiel dieſe Großherzigkeit mehr, als daß ſie ihn erbitterte, und er zeigte größere Milde als man erwartete, gegen ſie. Die Athener ſchickten nämlich ſofort zehn Geſandte an ihn, um zu ſeinen Siegen Glück zu wünſchen, und ſie gegen etwaige Vorwürfe zu entſchuldigen, und wählten dazu die dem Könige angenehmſten Männer. Sie hatten zwar ſchon beſchloſſen, den Thebanern Hülfe zu ſchicken, doch war dieſe noch nicht abgegangen, und nur Einzelne, wie namentlich Demoſthenes, hatten ſie mit Geld und Waffen unterſtützt. Alexander nahm ſie im Ganzen huldvoll auf, forderte aber in einem Schreiben an das Volk die Auslieferung des Demoſthenes, Lykurgus und ſieben anderer Redner und Feldherrn, weil ſie nicht nur an dem Unglück ſchuldig ſeyen, das die Stadt bei Chäronea betroffen, ſondern auch an den Unbilden, die man ſich ſpäter gegen ihn und Philippus erlaubt habe; auch hätten ſie den Aufſtand der Thebaner mit angeſtiftet. Dieſe Forderung des Königs veranlaßte ſtürmiſche Auftritte in der Volksverſammlung. Phocion rieth, den jugendlichen Sieger nicht durch Widerſtand zu erbittern und forderte diejenigen, deren Auslieferung verlangt wurde, auf, frühere Beiſpiele von Großmuth und Selbſtaufopferung in der Geſchichte Athens nachzuahmen. Demoſthenes aber warnte die Athener, ſich nicht bethören zu laſſen und ſich nicht durch Auslieferung der Männer, die der König, als die treueſten Wächter der Freiheit und des Vaterlands am meiſten fürchte, wehrlos zu machen, — dem Wolf gleichſam die Hunde auszuliefern, die die Heerde beſchützten. — So wurde der Redner Demades noch einmal an Alexander abgeſandt, welcher ſich nun mit der Verbannung eines einzigen Redners, Charidemus, begnügte (der ſich zum Perſerkönig begab und ihn mit ſehr einſichtvollen, aber nicht befolgten Räthen unterſtützte), und die Athener daran erinnerte, daß ſie, falls ihm etwas zuſtieße, die Herrſchaft über Griechenland führen müßten. Sofort beeilten ſich alle Städte, dem Sieger Beweiſe ihrer Treue oder ihrer Reue zu geben, und ſeine Partei gewann überall die entſchiedene Oberhand, ſo daß er nunmehr zu dem Kriegszuge gegen Perſien, dem Vermächtniß ſeines Vaters Philippus, ungeſtört Vorbereitungen treffen konnte.

XXX.

Die Zeiten Alexanders des Großen.

Von der Schlacht von Chäronea, oder der Zerſtörung von Theben an, wo Griechenland, unter dem Namen eines Oberfeldherrn, in gewiſſem Sinn einen Beherrſcher erhielt, tritt in der allgemeinen oder Weltgeſchichte die Geſchichte des macedoniſchen Reiches oder der macedoniſchen Könige, als die wichtigſte, an die Stelle der Geſchichte von Griechenland, obgleich dieſe Staaten auch noch jetzt in ſcheinbarer Freiheit fortbeſtanden und zum Theil noch die Hauptſitze griechiſcher Kunſt, Wiſſenſchaft und Bildung blieben. Alexander der Große, der Eroberer des ungeheuren perſiſchen Reichs, gehört allerdings zum Theil der griechiſchen Geſchichte an; er, der ſich gerne als Feldherrn der geſammten Hellenen betrachtete, hatte ſelbſt eine durchaus und ächt griechiſche Bildung genoſſen, — der berühmte Philoſoph Ariſtoteles, der Schüler Platons, und mit dieſem der größte und einflußreichſte Weltweiſe des Alterthums, war ſein Lehrer geweſen, und dieſem Verhältniß verdankt die Naturkunde die größten Bereicherungen. Auf ſeinen Zügen in die entfernten Länder des Perſerreiches und bis nach Indien ließ der die Wiſſenſchaft liebende und pflegende König alles Merkwürdige aus dem Thierreich für ſeinen Lehrer ſammeln und ihm zuſchicken, und ſtellte ihm außerdem ungeheure Geldſummen zur Verfügung, um ſie zur Förderung ſeines Wiſſens zu verwenden. Er hatte griechiſche Dichter, Schauſpieler, Künſtler, Sänger, Sophiſten und Geſchichtſchreiber in ſeinem Gefolge; er war mit den ältern und neuern Dichtern, und beſonders mit Homer innigſt vertraut, deſſen Gedichte er in einem koſtbaren Behälter mit ſich führte und unter ſeinem Kopfpfühl liegen hatte; und ebenſo verbreitete er in den von ihm eroberten Ländern, in den von ihm neu gegründeten Städten, namentlich in dem herrlich aufblühenden Alexandrien in Aegypten, griechiſche Bildung, und die aus ſeinem Reiche hervorgehenden Königreiche hatten griechiſch gebildete Herrſcher. Aber daneben war er doch macedoniſcher König und gedachte Beherrſcher der Welt zu werden; nicht etwa Athen, ſondern Babylon oder eine andere Stadt in Aſien erſah er ſich zum Sitz und

Mittelpunkt ſeiner Herrſchaft; und wenn auch Griechen in ſeinem Heere dienten, waren doch ſeine vertrauteſten und angeſehenſten Feldherrn ſämmtlich Macedonier; ſeine Nachfolger betrachteten Griechenland als eine zum Königreich Macedonien gehörende Provinz. Mit ihm, oder mit ſeinem Vater Philippus ſchon, beginnt eine ganz neue, eigenthümliche Geſchichte, von welcher wir, wenn wir die Geſchichte Griechenlands erzählen, hauptſächlich nur inſofern Kunde nehmen und das Wichtigſte kurz berichten müſſen, als die Schickſale der eigentlichen griechiſchen Staaten davon beſtimmt und berührt werden.

Im Frühjahr 334 vor Chr. ſetzte ſich der jugendliche, zweiundzwanzigjährige Held mit einem nicht ſehr zahlreichen aber trefflichen Heere unter erfahrenen Feldherrn von ſeiner Hauptſtadt Pella aus in Bewegung, durchzog Thracien und ſetzte über den Helleſpont nach Aſien hinüber, wohin ſchon macedoniſche Feldherrn vorangeſandt waren. Bald erſocht er den erſten glänzenden Sieg über die perſiſchen Satrapen am Granikus, welche zahlreiche Reiter und eine bedeutende Anzahl griechiſcher Söldner unter ſich hatten. Die Gefangnen von den letztern ließ Alexander in Feſſeln nach Macedonien zu öffentlichen Arbeiten abführen, weil ſie dem gemeinſamen Beſchluß von Griechenland zuwider als Griechen für die Perſer gefochten; nur die Thebaner gab er frei, weil ihnen durch die Zerſtörung Thebens keine Stadt und kein Land übrig gelaſſen worden. Nach Athen ſandte er dreihundert vollſtändige perſiſche Rüſtungen, als Weihgeſchenk für die Pallas Athene, mit der Inſchrift: „Alexander, des Philippus Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Lacedämonier, von den Barbaren Aſiens.“ So ſuchte er die Gunſt und gute Meinung der Hellenen, der Athener namentlich, für ſich zu gewinnen, indem er ihrem vaterländiſchen Ehrgefühl und ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, oder diejenigen, die es mit dem Erbfeinde Griechenlands, dem Perſer, hielten, beſchämte. Dieſen Zweck mochte er bei Vielen erreichen; aber Andere, wie Demoſthenes, beharrten bei der Anſicht, daß unter ganz veränderten Verhältniſſen, nicht der Perſerkönig, ſondern der Macedonier der gefährlichſte und furchtbarſte Feind der (im Grunde ſchon verlorenen) griechiſchen Freiheit ſey; und viele eifrige Freunde der Freiheit und Unabhängigkeit traten mit dem Könige der Perſer und ſeinen Satrapen in Unterhandlungen gegen Alexander. Auch drohte dieſem gleich im Anfang ſeines Feldzuges in Kleinaſien eine nicht geringe Gefahr von dem Einverſtändniß vieler Griechen mit dem Anführer der perſiſchen Flotte Memnon, welcher ſelbſt ein Grieche aus Rhodus und ein ſehr tapfrer und geſchickter Feldherr war. An der Spitze einer Flotte von dreihundert Schiffen beabſichtigte Memnon nach der Schlacht am Granikus von Karien aus den Krieg nach Griechenland, wo ſehr viele Städte zum Abfall von Alexander bereit waren, und nach Macedonien hinüberzutragen, wo er durch einen Einfall den König zum Rückzug zu zwingen gedachte. Er bekam mehrere wichtige Inſeln in ſeine Gewalt, ſtarb aber über der Belagerung von Mitylene auf der Inſel Lesbos: die griechiſchen Söldner wurden von der Flotte abberufen, dieſe ſelbſt getheilt, und Alexander ließ jetzt ſelbſt, nachdem er früher ſeine Flotte aufgelöst hatte, Schiffe bauen, um den Perſern auch die Herrſchaft auf dem Meere ſtreitig zu machen und ſie von Griechenland und Macedonien fern zu halten. Eine Geſandtſchaft der Athener, die ihm zu ſeinem Siege am Granikus Glück wünſchte und zugleich um Freilaſſung der dort gefangnen Athener bat, nahm er zwar huldvoll auf, verweigerte aber vorerſt ihre Bitte, weil er die Gefangnen als Bürgen ihrer ihm, nicht ohne Grund, noch immer ziemlich verdächtigen Treue behalten wollte. Und wirklich mögen die Perſer ihr Geld und ihre Verſprechungen in Griechenland damals nicht geſpart haben, während Alexander von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung eilte. Nach der Schlacht am Granikus unterwarf er ſich Vorderaſien, ſiegte dann in einer großen Schlacht bei Iſſus in Cilicien über den Darius ſelbſt und ſein zahlloſes Heer, unterwarf ſich Phönicien, namentlich Tyrus nach einer langen und höchſt merkwürdigen Belagerung, während welcher beide Theile in Tapferkeit und erfinderiſchem Scharfſinn wetteiferten, und dann Aegypten, wo er Alexandria gründete. Er zögerte, auf den Hauptſitz des Perſerreiches loszugehen, um ſich zuvor ſämmtlicher Küſtenländer der Perſer zu verſichern und damit ihre ihm beſonders gefährliche Seemacht zu vernichten. Die Bundesverſammlung der Griechen beſchloß nach dem Siege bei Iſſus, 332 vor Chr., durch fünfzehn Geſandte dem Alexander eine goldne Krone als Siegespreis der Tapferkeit im Namen Griechenlands überreichen und zu dem Siege Glück wünſchen zu laſſen; Agis II. aber, der König der Lacedämonier, vom Perſerkönig dringend zu einem Angriffe gegen die Macedonier aufgefordert und mit großen Geldſummen und Schiffen unterſtützt, ſtellte ſich an die Spitze von achttauſend Söldnern, welche aus der Schlacht bei Iſſus entkommen waren, ſchiffte nach Kreta, unterwarf daſelbſt die meiſten Städte und zwang ſie, ſich für die Perſer zu erklären. Dem Könige von Macedonien waren die geheimen, feindſeligen Geſinnungen der Griechen gegen ihn nicht verborgen; er hatte nach der Schlacht bei Iſſus Geſandte der Athener und Lacedämonier, welche mit Darius Verabredungen treffen ſollten, in ſeine Hände bekommen, ſie aber mild behandelt und nach einiger Zeit entlaſſen. Als Alexander ſiegreiche Fortſchritte machte und im Jahr 331 vor Chr. die entſcheidende Schlacht bei Gaugamela oder Arbela am Tigris gegen Darius gewann, glaubten die freiheitsliebenden Griechen, jetzt ſey der letzte günſtige Augenblick, ſo lange das perſiſche Reich noch beſtünde, eine Anſtrengung zur Abſchüttlung des macedoniſchen Joches zu machen und ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen; und während der von

Alexander in Thracien zurückgelaſſene Feldherr Menon von ihm abfiel und den Krieg gegen Antipater, den in Macedonien zurückgebliebenen Reichsverweſer, begann, ſtanden auch viele Griechen, meiſt Peloponneſier, beſonders die Lacedämonier unter ihrem Könige Agis, alle Hellenen zum gemeinſchaftlichen Kampf um die Freiheit mahnend, auf, und rüſteten ein Heer von zwanzigtauſend Fußgängern und zweitauſend Reitern. Die Athener aber, wo gerade die macedoniſch geſinnte Partei die Oberhand haben mochte, hielten ſich ruhig. Als Antipater von dem Aufſtand der Griechen hörte, ſchloß er mit Menon eilig einen Vergleich und zog mit ſeiner ganzen Macht, die er unterwegs durch zahlreiche griechiſche Hülfstruppen verſtärkte, gegen den Peloponnes, bis Megalopolis in Arkadien, welche große Stadt faſt allein im Peloponnes dem Aufſtande ſich nicht anſchloß und daher von den Lacedämoniern und ihren Bundesgenoſſen belagert wurde. Sein Heer betrug gegen vierzigtauſend Mann. Eine blutige und hitzige Schlacht wurde geſchlagen, 330 vor Chr., viele Tauſende fielen auf beiden Seiten, die Lacedämonier beſonders, mit geſammter Macht ausgezogen. hielten lange Zeit im wüthendſten Kampfe aus, und erſt als die Bundesgenoſſen überwältigt waren, traten ſie den Rückzug nach Sparta an. Agis ſelbſt, nachdem er rühmlich gekämpft, und viele Wunden auf der Vorderſeite erhalten hatte, ſank nieder und wurde von ſeinen Leuten Sparta zu getragen. Als er aber in Gefahr kam, gefangen zu werden, gebot er, auf ſeine eigne Rettung verzichtend, den übrigen Kriegern fortzueilen, und ihr Leben dem Vaterlande zu erhalten. Er ſelbſt aber ergriff wieder die Waffen und wehrte ſich, auf ein Knie geſtützt, löwenmüthig gegen die Feinde, machte einige nieder und endete, von Speeren durchbohrt, ſein Leben nach neunjähriger Regierung. Die Lacedämonier ſahen ſich genöthigt, um Frieden zu bitten; Antipater wies ſie an die allgemeine Verſammlung der Griechen, welche nach Korinth berufen wurde, aber nach vielen Reden beſchloß, die Entſcheidung völlig dem Alexander zu überlaſſen. Antipater nahm nun fünfzig der vornehmſten Spartaner als Geiſeln, und die Lacedämonier ſchickten Abgeordnete nach Aſien mit der Bitte an Alexander, ihnen ihre Unbeſonnenheit zu verzeihen, und mußten nun auch dem korinthiſchen Bunde beitreten.

Alexander zog als Sieger in Babylon ein, er nahm Ekbatana in Beſitz, zerſtörte den alten Königsſitz und die Todtenreſidenz der perſiſchen Könige in Perſepolis, verfolgte den fliehenden, unglücklichen König Darius, der von ſeinen eignen verrätheriſchen Umgebungen auf der Flucht ermordet wurde, und betrachtete ſich nach deſſen Tode als Erben und Herrn ſeines Reiches, 330 vor Chr. Dann unterwarf er ſich während der drei folgenden Jahre die entfernteren, weiter nach Oſten gelegenen Provinzen, deren Völker ihm unter Satrapen, die ſich unabhängig zu machen ſuchten, oder ſelbſt nach der Krone ſtrebten, hartnäckigen Widerſtand leiſteten und drang dann, gegen den Willen ſeines Heeres, nach Indien vor, wo er ebenfalls eine Reihe von Siegen über verſchiedne Fürſten und unabhängige Völker erfocht, viele Städte gründete, endlich aber von ſeinem mißmuthigen Heere zur Umkehr gezwungen wurde und nach vielen Kämpfen und Mühſeligkeiten wieder in Perſien ankam, wo man kaum mehr an ſeine glückliche Rückkehr geglaubt hatte. Eine Menge Unordnungen und Mißbräuche hatten in Folge ſeiner langen Abweſenheit ſtattgefunden, worunter auch die für Griechenland, für Athen beſonders, folgenreiche Veruntreuung der Schätze zu Ekbatana durch den Oberſchatzmeiſter Harpalus, die deſſen Flucht nach Griechenland veranlaßte. Noch zwei Jahre regierte Alexander nach ſeiner Rückkehr von Indien, mit neuen großen Eroberungsplanen ſich tragend, hauptſächlich aber damit beſchäftigt, durch Ausſöhnung und Verſchmelzung der Macedonier, oder vielmehr der Griechen, mit den Perſern, den Aſiaten, Eine Nation, ein Weltreich zu gründen und die Verſchiedenheit in Sitten und Gebräuchen, den Haß und die Feindſchaft der Nationen aufzuheben. Jedoch gelang ihm dieß nicht ſo wie er wünſchte; den Macedoniern ſchien es, daß er die Beſiegten, die Perſer, ungebührlich begünſtige und vorziehe und ſie nahmen Anſtoß an der Art, wie er ſelbſt aus einem macedoniſchen Könige ein aſiatiſcher Deſpot wurde, ſich mit ausſchweifender Pracht umgab und nach orientaliſcher Sitte göttliche Verehrung forderte; die Griechen ſelbſt aber nahmen in Folge der ungeheuren Reichthümer, in deren Beſitz ſie kamen, zu ihren frühern Fehlern auch noch jede Art aſiatiſcher Weichlichkeit, Ueppigkeit und Wolluſt an. So war zwar der größere Theil der damals bekannten Erde unterworfen, aber die Aufgabe der Verſchmelzung und Ausſöhnung der Nationen in gleicher Geſittung und friedlichem Verkehre noch weit nicht gelöst, als der jugendliche Held, deſſen große Geiſtesgaben und Tugenden durch unmäßigen Ruhmdurſt und einen von ſeinen Schmeichlern genährten Hochmuth getrübt wurden, nach zwölfjähriger Herrſchaft in Babylon ſtarb, 324 vor Chr. ein ungeheures Reich ohne einen unzweifelhaften, der Laſt ſolcher Herrſchaft gewachſenen Nachfolger hinterlaſſend. Er hatte für die verheerenden Einfälle der Perſer in Griechenland eine Rache genommen, wie die kühnſte Hoffnung ſie kaum zu träumen gewagt hätte; aber für die meiſten Griechen war dieſe Rache weniger Gegenſtand der Freude, als der Sorge und Angſt, und ſie wünſchten dem alten Feind eher den Sieg, als dem übermächtigen, der Freiheit gefährlicheren Rächer Griechenlands. Mit Bangigkeit hatten ſie ſeine Siege verfolgt und ſein Tod war für Griechenland der Anfang neuer Unruhen und entſetzlicher Stürme.

Nach der Erhebung der Lacedämonier und Peloponneſier, welche Antipater unterdrückt hatte, herrſchte in Griechenland äußerlich Ruhe, in den Gemüthern aber gährte die Unzufriedenheit und der Verdruß über den Verluſt der Freiheit fort, und bei dem beweglichen Volke der Athener insbeſondere konnte es nicht an Reibungen fehlen. Maßen ſich auch nicht die Parteien mit den Waffen in der Hand mit einander, ſo verſuchten doch die Redner in gewaltigen Wortkämpfen ihre Kräfte. Am berühmteſten iſt geworden der Kampf zwiſchen Demoſthenes und Aeſchines, der noch immer erbittert fortdauerte und mit einer glänzenden, großes Aufſehen machenden Entſcheidung ſchloß.

Demoſthenes hatte ſich unter Anderem durch die Art, wie er den Bau oder die Ausbeſſerung der Mauern von Athen leitete und aus ſeinem Vermögen unterſtützte, und als Aufſeher der Schauſpiele, wobei er ebenfalls zur Beſtreitung der Theaterkoſten dem Staat ein anſehnliches Geſchenk machte, Verdienſte erworben. Der ihm befreundete Redner Kteſiphon, damals Vorſitzender des Rathes, hatte deßhalb ſchon im Jahre 338 vor Chr., kurz vor der Schlacht bei Chäronea, den Antrag gemacht, den Demoſthenes theils deswegen, theils wegen des patriotiſchen Eifers, den er jederzeit bewährt, mit einem goldnen Ehrenkranze zu krönen, und dieſe Krönung bei den nächſten Dionyſien im Theater zu verkündigen. Dieſer Vorſchlag wurde vom Rathe genehmigt; Aeſchines aber reichte noch vor dem Tage von Chäronea eine Klage gegen Kteſiphon ein, den er um fünfzig Talente zu ſtrafen beantragte wegen ſeines geſetzwidrigen Vorſchlages; denn theils ſeyen die dem Demoſthenes ertheilten Lobſprüche, in Betreff ſeiner Verdienſte um den Staat ungegründet, theils habe Demoſthenes wegen ſeiner Amtsführung noch nicht Rechenſchaft abgelegt, und endlich ſey es durch die Geſetze verboten, eine Krönung im Theater zu verkündigen. — Dem Namen und der Form nach war die Anklage gegen Kteſiphon, der Sache und Abſicht nach aber gegen den Demoſthenes gerichtet, deſſen Einfluß und Macht dadurch geſtürzt werden ſollte. Indeſſen kam die Klage damals nicht zur Verhandlung aus uns unbekannten Gründen; erſt 330 vor Chr., nachdem der Sieg Alexanders bei Arbela den ohne Zweifel von Macedonien gewonnenen Aeſchines hoffen ließ, ſeinen Gegner gänzlich ſtürzen und vernichten zu können, nahm der dreiundſechszigjährige Mann ſeine Anklage wieder auf und unterſtützte ſie durch ſeine große Rede wider den Kteſiphon. Demoſthenes hielt dagegen ſeine berühmte, noch ausführlichere Rede: Um den Kranz (Pro corona), und es ſtrömte zu dieſer Verhandlung, zu dem Kampfe der beiden berühmteſten Redner, eine unzählbare Menge von Zuhörern aus ganz Griechenland zuſammen. Aeſchines häufte alles Ungünſtige, was er von dem häuslichen und öffentlichen Leben des Demoſthenes, von ſeiner Abkunft und von dem Schaden, den er über ſeine Vaterſtadt ſo wie über das zerſtörte Theben gebracht, mit großer Kunſt in ſeiner haßerweckenden Anklage, und ſuchte jedes ſeiner Verdienſte zu verkleinern und zu beflecken; aber Demoſthenes, manche nicht abzuläugnende, geringfügige und kleinliche Beſchuldigungen übergehend, rechtfertigte das Ganze ſeines öffentlichen Lebens und ſeiner patriotiſchen Wirkſamkeit ſo glänzend, wies die Folgerichtigkeit ſeiner Geſinnungen und ſeines unveränderten Eifers für die Unabhängigkeit und Freiheit Athens und ganz Griechenlands ſo überzeugend nach, und vernichtete und zermalmte dergeſtalt die gehäßigen Anklagen und Scheingründe des Aeſchines, daß dieſer ſelbſt, noch ehe Demoſthenes ſeine Rede beendigt hatte, ſich für beſiegt erkannte, den Gerichtsplatz verließ und nicht ein Fünftheil der Stimmen erhielt, ſo daß er zu einer großen Geldſtrafe verurtheilt wurde. So erlitt der Anhänger der Macedonier, während Alexander auf dem Gipfel des Glückes ſtand, in Athen eine gänzliche Niederlage, und theils um der Beſchämung, theils um der Geldſtrafe zu entgehen, die er nicht bezahlen wollte oder konnte, ſchiffte er ſich ſofort ein, um Athen zu verlaſſen. Wie er ſich eben einſchiffte, kam Demoſthenes herbei und unterſtützte den beſiegten Gegner auf ſeiner Flucht mit einem anſehnlichen Geldgeſchenk. Aeſchines begab ſich nach Jonien und dann nach Karien, von Jahr zu Jahr auf Alexanders Rückkehr harrend, bis die Nachricht von deſſen Tode alle ſeine Hoffnungen vereitelte. Dann ging er nach Rhodus, wo er eine ſchnellaufblühende Rednerſchule ſtiftete. Hier las er, wie man erzählt, ſeinen Schülern ſeine Rede und die des Demoſthenes vor, und als ſie die letztere laut bewunderten, rief er aus: „Was würdet Ihr erſt geſagt haben, wenn Ihr den Mann ſelbſt gehört hättet!“

Einige Jahre nach dieſem für Demoſthenes ſo ruhmvollen Ereigniß trat ein anderes ein, das ihm weniger Ehre brachte. Wie ſchon kurz erwähnt, hatte Harpalus, ein Mann, welchem Alexander ſich verpflichtet glaubte und dem er deßwegen die großen Schätze zu Ekbatana anvertraut hatte, das in ihn geſetzte Vertrauen ſchändlich getäuſcht und mißbraucht, ſich der unſinnigſten Ueppigkeit und Verſchwendung überlaſſen, und als der König unverhofft zurückkam, ſich der Rechenſchaft und Strafe durch die Flucht entzogen und eine ungeheure Summe, fünftauſend Talente, mitgenommen. Er ging nach Kleinaſien, ans ägeiſche Meer, warb Söldner an und ſchiffte ſich nach Athen ein, wo er Ehrenbürger, mit den angeſehenſten Männern befreundet und beim Volke durch Geldſpenden ſehr beliebt war, und wo er eine ſichere Zuflucht zu finden glaubte. Er kam glücklich im Hafen Munychia an, und zweifelte nicht, mit ſeinen ſechstauſend Söldnern und ſeinen großen Schätzen den Athenern willkommen zu ſeyn; die angeſehenſten Führer des Volkes widerſtanden ſeinem Golde nicht, ſelbſt Demades nicht, welcher mit dem Könige von Macedonien in beſtem Einvernehmen ſtand und die Hauptſtütze der macedoniſchen Partei in Athen war. So bat denn Harpalus das Volk um Erlaubniß, in Athen ſeinen Aufenthalt nehmen, mit ſeinen Schiffen und Schätzen ſich in den Schutz ihrer Stadt begeben zu dürfen. Die von ihm gewonnenen Redner unterſtützten dringend ſeine Bitte, und mahnten die Athener theils an die Pflichten der Dankbarkeit, theils an die Vortheile der Aufnahme des Harpalus, theils an ihre Gewohnheit, Schutzflehenden ſich gnädig zu zeigen. Demoſthenes aber, welcher auch zur Zeit des Aufſtands der Lacedämonier ſich ruhig verhalten zu haben ſcheint, ſprach ſich offen gegen die Aufnahme aus, um nicht die Stadt in einen unnöthigen und ungerechten Krieg zu ſtürzen, und da ebenſo Phocion, welchen Harpalus vergebens zu beſtechen verſucht hatte, ſich aufs entſchiedenſte dagegen erklärte, wies das Volk für jetzt die Bitte des Harpalus zurück. Aber Harpalus gab noch nicht alle Hoffnung auf und nachdem er einige Zeit in Tänarum zugebracht, kehrte er mit einem Theil ſeiner Schätze nach Athen zurück und erneute ſeine Bitte; denn er glaubte vielleicht das Volk jetzt beſſer für ſich geſtimmt und erbitterter gegen Alexander. Dieſer hatte nämlich die Griechen durch zwei Befehle ſehr gegen ſich gereizt; der eine war der: durch öffentliche Beſchlüſſe dem Könige die Ehren der Götter zu gewähren. Demades, der zwölf Jahre lang an der Spitze der Staatsverwaltung ſtand und dieſelbe ziemlich glücklich führte, brachte den Vorſchlag vor das Volk, und ſetzte ihn, trotz des Widerſpruchs der Redner Pytheas und Lykurgus, welche ſich auf das ſoloniſche Verbot beriefen, andere als die väterlichen Götter zu ehren, mit Zuſtimmung des Demoſthenes durch. Die Spartaner faßten den Beſchluß: Will Alexander Gott ſeyn, ſo ſey er Gott. Die übrigen Städte folgten dem Beiſpiel dieſer Staaten und die nächſten Geſandtſchaften der Hellenen an Alexander kamen bekränzt und in der Art, wie Geſandte die Tempel der Götter beſuchten. Wichtiger war die zweite Verfügung Alexanders: den zahlreichen Verbannten in ganz Griechenland ſolle die Rückkehr in ihre Vaterſtädte geſtattet werden. Dieſe Verbannten, deren es in Folge der unaufhörlichen Parteiungen in den Städten viele Tauſende waren, veranlaßten, als großentheils ſtreitluſtige, unternehmende, auch wohl hoffnungsloſe und verzweifelte Menſchen, viele Unruhen und Fehden, und ſtörten Sicherheit und Landfrieden. Es waren darunter allerdings ſehr Viele, welche wegen Widerſtandes und Haſſes gegen die macedoniſche Partei verjagt worden waren, und inſofern konnte der Befehl des Königs als eine Großmuth erſcheinen, die ihm unter dieſen Verbannten ſelbſt viele Herzen gewinnen mußte; aber Viele waren doch auch aus andern Gründen verbannt; die plötzliche Rückkehr ſo vieler Ausgewieſenen war für die bisherige Ordnung in den Städten ſtörend, und ganz beſonders war es ein Eingriff in die bis jetzt dem Namen nach beſtehende Selbſtſtändigkeit und Freiheit der Städte, daß der König Macedoniens ſich eine ſolche Anordnung erlaubte. Als daher bei der Feier der 114ten Olympiade der Herold den ſämmtlichen Anweſenden in Olympia den

Beſchluß des Königs verkündete: daß allen Verbannten, mit Ausſchluß derer, auf welchen ein Fluch laſte, die Rückkehr in die Heimath geſtattet ſey, und Antipater die Städte, welche die Aufnahme verweigerten, dazu zwingen ſolle, da erhob ſich zwar unter den Verbannten ſelbſt, deren zwanzigtauſend zugegen geweſen ſeyn ſollen, ungeheurer Jubel; aber vielen Hellenen war der Befehl leid, und die Athener und Aetolier weigerten ſich ernſtlich, dem Befehl Folge zu leiſten. Selbſt die Anhänger Macedoniens in Athen wagten es nicht, den Gehorſam anzurathen, theils weil dadurch die Selbſtſtändigkeit des Staats gar zu offen preisgegeben, theils auch der Beſitz ihrer letzten Inſel, Samos, deren Bewohner ſie vertrieben hatten, gefährdet worden wäre. Während dem kam nun Harpalus an, und deſſen Söldner und Schätze hätten wichtige Dienſte leiſten können, wenn man ſich zum Widerſtand und Krieg gegen Macedonien entſchloſſen hätte. Aber ſchon war eine Aufforderung von Antipater nach Athen ergangen, den Harpalus auszuliefern, und das Volk zeigte ſich geneigt dazu. Die früher von Harpalus Beſtochenen ſchwiegen; der unbeſtechliche Phocion aber ſuchte wenigſtens die Auslieferung an Antipater, als eine Unwürdigkeit, zu verhindern, und Demoſthenes ſtimmte ihm bei und ſchlug vor, die Schätze einſtweilen auf der Burg niederzulegen, bis Alexander ſie in Empfang nehmen laſſe. Demoſthenes ſelbſt, wie es ſcheint, wurde damit beauftragt; aber bei dieſer Gelegenheit, oder ſchon zuvor, ſoll er ſelbſt den Geſchenken des Harpalus nicht haben widerſtehen können, und namentlich einen ſchweren, kunſtreich gearbeiteten goldnen Becher lüſtern betrachtet, deſſen Werth nachgefragt, und ihn, nebſt zwanzig oder dreißig Talenten von dem treuloſen Schatzmeiſter angenommen haben. Als nun in der Volksverſammlung zur Sprache kam, was über Harpalus ſelbſt zu beſchließen ſey, erſchien Demoſthenes, auf deſſen Meinung Alle begierig waren, mit Binden und Tüchern um den Hals und bedeutete dem Volke, er könne wegen Halswehs nicht ſprechen. Darüber ſpottete man und rief: Nicht Halsweh, ſondern Goldweh habe den Redner angewandelt; und als er ſich rechtfertigen und ſprechen wollte (vielleicht aber geſchah dieß ſpäter,) und das Volk ſo laut tobte, daß man ihn nicht hörte, rief ein witziger Athener: „Wie, Ihr Bürger von Athen, wollt Ihr dem Mann nicht Gehör ſchenken, welcher den Becher in Händen hat?“ *)

Harpalus ſelbſt wurde dann aus der Stadt verwieſen, (oder ließ man ihn aus dem Gewahrſam entwiſchen,) um doch den Alexander nicht allzuſehr zu reizen, und weil die Athener beſorgten, man möchte ſie wegen der von den Rednern verſchleuderten Gelder zur Rechenſchaft ziehen, ſtellten ſie eine ſcharfe Unterſuchung gegen Alle an, die der

---

*) Bei Gelagen, beim Herumtrinken, pflegte derjenige, an welchen der Becher kam, vor dem Trinken zu ſprechen oder Etwas zu ſingen.

Beſtechung verdächtig waren. Demoſthenes ſtellte ſich ganz unbefangen und trug auf die Unterſuchung und Verweiſung derſelben an den Areopagus an. Aber er ſelbſt war Einer der Erſten, welche als ſchuldig erkannt wurden; er wurde zu einer hohen Geldſtrafe (fünfzig oder gar hundert und fünfzig Talenten) verurtheilt und bis zur Bezahlung derſelben ins Gefängniß gelegt. Aus dieſem entkam er — mit vielfacher Hülfe und Begünſtigung, wie es ſcheint, — und hielt ſich in Trözen und Aegina auf, von wo er oft mit bitterer Sehnſucht, aber auch unter Verwünſchungen und Schmähungen nach ſeiner Vaterſtadt hinübergeſchaut haben ſoll. Während er noch in der Verbannung war, kam die Nachricht vom Tode Alexanders und nun thaten ſich für ihn und für Griechenland ganz neue Ausſichten auf.

Nur erobern hatte Alexander in der verhältnißmäßig ſo kurzen Zeit ſeiner Herrſchaft ſein ungeheures Reich können; aber noch nicht, wenn ihm anders dieß je möglich geweſen wäre, es befeſtigen und ordnen, noch nicht es zu einem Ganzen zuſammenſchmelzen; und während das Reich ſelbſt nicht feſt zuſammengefugt war, that der Ehrgeiz und die Herrſchſucht der von ihm gebildeten und gebrauchten Feldherrn, unter welchen Keiner durch unzweifelhaftes Anſehen und Geiſtesgröße entſchieden hervorragte, Alles, um daſſelbe zu zerreißen. Alexander ſelbſt traf keine Verfügung über die Thronfolge, aber er ſoll ſterbend vorausgeſagt haben, daß ein gewaltiger Wettkampf zu ſeiner Leichenfeier entbrennen werde. Dem Namen nach wurde für die Blutsverwandten Alexanders das Erbe ſeines Reiches in Anſpruch genommen, und dieſe waren, außer ſeiner Mutter Olympias und ſeiner Schweſter Kleopatra, Wittwe des Epirotenkönigs, ſein ſchwachſinniger Halbbruder Philippus Arrhidäus, ſein Sohn Herkules von einer Nebenfrau, Barſine, und ſein erſt nach ſeinem Tode geborener Sohn von der Perſerin Roxane, Alexander Aegus. Im Namen dieſer wollten urſprünglich Alexanders Feldherrn Reichsverweſer und Statthalter ſeyn; aber theils war heftiger Streit, Wer von dieſen Blutsverwandten die Herrſchaft erben ſolle, theils ſtrebten die Feldherrn faſt Alle nach unabhängiger Herrſchaft über ein größeres oder kleineres Stück des Reiches, und vieljährige, blutige, Ordnung und Wohlſtand zerrüttende Kriege entſpannen ſich hieraus. Von dieſen Streitigkeiten und Kriegen haben wir hier nur inſoweit Kunde zu nehmen, als ſie das eigentliche Griechenland und Macedonien betrafen.

Von den zahlreichen Provinzen des gewaltigen Reiches fiel bei der Vertheilung derſelben unter die Feldherrn Alexanders, welche ſie als Statthalter im Namen der königlichen Familie verwalten ſollten, Macedonien mit den dazu gehörigen Ländern dem Antipater zu, welcher es zuvor ſchon in Alexanders Abweſenheit als Reichsverweſer verwaltet, als Solcher die aufgeſtandenen Peloponneſier bezwungen, mit der Mutter Alexanders aber, der herrſchſüchtigen Olympias, ſich entzweit hatte. Es war natürlich, daß die Hellenen die Abhängigkeit von dieſem Manne ſchwerer und unwilliger ertrugen, als von einem Könige, und daß ſie ſich ſeiner leichter erwehren zu können hofften. Gleich Anfangs, als die noch unverbürgte Nachricht von Alexanders Tode in Athen eintraf, herrſchte in der Stadt großer Jubel, welchem Einzelne vergeblich ſich bemühten, Einhalt zu thun. Der Redner Demades, welcher ganz den Macedoniern zugethan geweſen, warnte die Athener, der Nachricht doch ja nicht zu glauben: wenn es wahr wäre, ſagte er, müßte ſchon der ganze Erdkreis nach dem Todten riechen; und der beſonnene und nüchterne Phocion, der ſchon bei Philippus’ Tode das Frohlocken darüber mißbilligt und geäußert hatte, es ſey unedel, ſich über den Tod eines Feindes zu freuen, und die Macht, die bei Chäronea gegen die Athener geſtritten, ſey nur um Einen Mann vermindert worden, — der Mann, den Alexander hoch und vor allen Griechen geehrt, den er zu ſeinem Gaſtfreund gemacht und allein auch in ſpätern Zeiten in Briefen ſeines vertraulich freundſchaftlichen Grußes gewürdigt, aber den er mit Freundlichkeit und ernſtem Zureden nicht zur Annahme eines Geſchenks (er ſchickte ihm einmal hundert Talente und bot ihm dann eine reiche Stadt in Aſien an) zu bewegen vermocht hatte: Phocion, ſuchte das Volk von Neuerungen und Ausſchweifungen zurückzuhalten und ſagte: „Wenn Alexander heute todt iſt, ſo wird er auch morgen und übermorgen todt ſeyn, und wir werden alſo in aller Ruhe und Sicherheit uns berathen können.“ Alle ſolche Vorſtellungen konnten die Athener nicht abhalten, den Kampf zu beginnen, und in der That, wenn es für ſie irgend noch möglich war, ihre und Griechenlands Unabhängigkeit wieder herzuſtellen, ſo war dazu dieſer Zeitpunkt günſtiger als je einer. Die Aufmerkſamkeit und Kraft des Feindes war getheilt, und ihnen ſelbſt bot ſich eine ſchon bereite, kräftige Hülfe dar. In der letzten Zeit ſeiner Herrſchaft nämlich hatte Alexander, mißtrauiſch gegen ſeine Statthalter, denſelben befohlen, alle ihre griechiſchen Söldner, tapfere und geübte Krieger, die aber um Lohn Jedem dienten und zu jedem Unternehmen ſich gebrauchen ließen, zu entlaſſen. Von dieſen entlaſſenen Soldaten hatten ſich nun, nachdem ſie längere Zeit raubend und plündernd in Aſien herumgezogen, etwa achttauſend bei Tänarus in Lakonien geſammelt, und ebendahin hatten ſich die noch übrigen perſiſchen Statthalter und Befehlshaber mit Geld und Truppen begeben. Daraus bildete ſich ein Heer und dieſes wählte den Athener Leoſthenes, einen ausgezeichneten Mann, welcher der Sache Alexanders unermüdet entgegen arbeitete, zum unumſchränkten Feldherrn. Der Rath von Athen hatte ihnen ſchon früher, in Folge einer geheimen Verabredung Geld und Waffen geliefert, und Leoſthenes hatte die dem Alexander abgeneigten Aetolier zu einem Bündniß gegen denſelben zu bewegen geſucht. Nach Alexanders Tode erklärten ſich nun die Athener offen für den Leoſthenes, forderten ihn auf, als ihr Feldherr zu handeln und ſchickten ihm von den Geldern des Harpalus. Nun ſtellten die Aetolier ſiebentauſend Mann und Leoſthenes forderte die Phocier und Lokrer und die andern Staaten auf, ſich mit ihm zu verbünden, um Griechenland vom Joche der Macedonier zu befreien.

Auch jetzt freilich waren in Athen die Anſichten ſehr getheilt; die wohlhabenden Bürger und die Beſonnenen und Nüchternen, Phocion zumal, riethen Frieden zu halten, die Feurigeren aber, theils aus Ehr- und Freiheitsliebe, theils aus ſelbſtſüchtigen Beweggründen, bearbeiteten die Menge und beſtärkten ſie in dem Entſchluß, Krieg zu beginnen. Auch überwog bei Weitem die Zahl der für den Krieg Geſtimmten, und die Redner beeilten ſich, den Eifer der Volksmänner zu unterſtützen, und trugen auf den Beſchluß an, das Volk ſolle ſich der Freiheit des geſammten Griechenlands annehmen, die macedoniſchen Beſatzungen aus den Städten vertreiben, vierzig Vierruderer und zweihundert Dreiruderer ausrüſten, alle Athener unter vierzig Jahren ſollten in's Feld rücken, drei Stämme zum Schutze von Attika zurückbleiben und die ſieben übrigen zu auswärtigen Kriegszügen ſich bereit halten. Auch ſollten Geſandte ausgeſchickt werden, die von einer griechiſchen Stadt zur andern gehen und erklären ſollten: wie das Volk früher das geſammte Griechenland als das gemeinſame Vaterland der Hellenen betrachtet und die Fremden, die daſſelbe mit Heeresmacht angegriffen, zur See abgewehrt habe, ſo glaube es jetzt im Kampfe für das gemeinſame Heil der Griechen mit Mannſchaft, Geld und Schiffen zuerſt einſtehen zu müſſen. — Dieſe Anträge, welche nach dem Urtheil der Verſtändigen mehr für den Ruhm als für den Vortheil der Athener ſorgten, wurden ſchnell genehmigt, ſofort Geſandte ausgeſchickt und alle Anſtalten zum Kriege getroffen, 323 und 322 vor Chr.

Die Redner Polyeuktes und Hyperides wurden in die helleniſchen Städte abgeordnet und ihnen ſchloß ſich aus eignem Antriebe der noch verbannte Demoſthenes an und unterſtützte ſie eifrig in ihren Bemühungen, die Städte zum Beitritt zu bewegen. Hiebei hatten ſie mit den Rednern Pytheas und Kallimedon zu kämpfen, welche, den Macedoniern ganz ergeben, aus Athen entflohen waren, und nun mit den Freunden und Geſandten Antipaters herumzogen und die Hellenen für ihn zu gewinnen ſuchten. Die feurige und männliche Beredtſamkeit des in ſeinem Alter noch ebenſo wie in jüngern Jahren für die Unabhängigkeit Griechenlands begeiſterten Demoſthenes trug hier manchen glänzenden Sieg davon und es traten dem Bunde bei die ſämmtlichen Aetolier, die meiſten Theſſalier, Oetäer und phthſiotiſchen Achäer, die Malier, alle Dorier, Lokrer und Phocier, die Athamanen, Leukadier, Viele von den

Moloſſern, Illyriern und Thraciern, die Karyſtier von Euböa und zuletzt von den Peloponneſiern die Argiver, Sicyonier, Elier, Meſſenier und die Küſtenbewohner von Argolis. Dieß waren die Verbündeten zu dem ſogenannten lamiſchen Kriege, ſo genannt von der Stadt Lamia in Theſſalien.

Die Verdienſte, welche ſich der verbannte Demoſthenes bei dieſer Gelegenheit erwarb, wurden von ſeinen Mitbürgern dankbar anerkannt. Auf den Antrag eines Verwandten von ihm wurde beſchloſſen, ihn zurückzurufen und ſogleich ein Dreiruderer nach Aegina geſchickt, um ihn abzuholen. Wie er ſich vom Piräeus nach Athen begab, blieb keine obrigkeitliche Perſon, kein Prieſter in der Stadt zurück: beinahe alle Bürger ſtrömten ihm entgegen und begrüßten ihn mit lautem Jubel. Da ſoll er die Hände aufgehoben und ſich dieſes Tages wegen glücklich geprieſen haben, weil er auf eine ehrenvollere Art als ſelbſt Alcibiades in ſeine Vaterſtadt zurückkehre, denn ihn nähmen die Bürger aus freiem Willen, und nicht, wie Jenen, gezwungen wieder auf. Da die Geldſtrafe noch auf ihm haftete und das einmal gefällte Urtheil nicht wieder aufgehoben werden konnte, wurde folgendes Auskunftsmittel erſonnen. Die Errichtung und Ausſchmückung des Altars beim Feſte des Retters Zeus pflegte verdungen zu werden; dießmal wurde ſie nun dem Demoſthenes übertragen und ihm dafür die Summe bezahlt, welche ſeine Geldſtrafe betrug. So ſchien Demoſthenes am Abend ſeines Lebens ſeine heißeſten Wünſche und Bemühungen für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes vom Erfolg gekrönt und ſeine Geſinnungen und Beſtrebungen von ſeinen Mitbürgern anerkannt und belohnt zu ſehen; aber bald nahmen die Dinge eine andere Wendung.

Die Athener ſelbſt rüſteten, wie geſagt, eine große Flotte aus und ſchickten dem Leoſthenes ein Heer von fünftauſend Bürgern, fünfhundert Reitern und zweitauſend Söldnern, eine Kriegsmacht, die in der That ihre Kräfte überſtieg. Die Meiſten ſetzten auf dieſe Ausrüſtung ein unbegrenztes Vertrauen; Phocion aber, gefragt, was er davon halte, antwortete: für den Anfang des Krieges möge ſie wohl vortrefflich ſeyn, aber für eine längere Dauer ſey ihm bange, weil die Stadt weiter kein Geld, keine Schiffe und keine Soldaten habe; auch rief er dem feurigen Leoſthenes warnend zu: „Deine Reden, junger Mann, gleichen den Cypreſſen; ſie ſind groß und hoch, tragen aber keine Früchte.“ Doch ſchienen im Anfang des Kriegs ſeine ängſtlichen Beſorgniſſe durch die glücklichen Erfolge der Verbündeten beſchämt zu werden. Antipater nämlich hatte keine große Streitmacht unter ſich, weil dem Alexander immer hatten Verſtärkungen nachgeſchickt werden müſſen; doch war eine Flotte von hundertundzehn Dreiruderern aus Aſien angelangt, welche die nach Macedonien geſandten Schätze begleitet hatte. Daher verlangte er auf's Dringendſte Hülfe von Kraterus, der in Cilicien mit zehntauſend des Dienſtes entlaſſenen Macedoniern ſtand; und von Leonnatus, dem Statthalter von Phrygien am Helleſpont; er ſelbſt aber rückte auf die Nachricht von der Vereinigung ſo vieler Hellenen mit dreizehntauſend Macedoniern nach Theſſalien und ließ die Flotte an der Küſte hinfahren. Leoſthenes ſtand ſchon einige Zeit mit ſeiner Macht bei Thermopylä, und hatte von dort aus einen glücklichen Zug gegen die Böotier gemacht. Dieſe nämlich erlaubten ſich Feindſeligkeiten gegen das dem Leoſthenes zu Hülfe ziehende atheniſche Heer. Alexander hatte das Gebiet der zerſtörten Stadt Theben den umwohnenden Böotiern geſchenkt, welche es unter ſich vertheilten, einen reichen Ertrag davon bezogen, und weil ſie wußten, daß die Athener, wenn ſie ſiegten, Theben wieder aufbauen, und ihnen die Ländereien wieder nehmen würden, ſich auf die Seite der Macedonier ſchlugen. Leoſthenes zog mit einem Theile ſeines Heeres nach Böotien und ſchlug, mit den Athenern vereinigt, die Böotier bei Platää. Dann rückte er nach Theſſalien, dem Antipater entgegen. Die Theſſalier hielten es anfänglich mit Antipater und ſtellten ihm eine große Zahl trefflicher Reiter; ſpäter aber ließen ſie ſich von den Athenern umſtimmen, ihre Reiter gingen zu Leoſthenes über, und durch dieſe verſtärkt, ſiegten die Athener und ihre Verbündeten über den an Zahl ſchwächern Antipater. Dieſer, zu ſchwach zu einem zweiten Treffen, warf ſich, weil er auch nicht ohne Gefahr nach Macedonien zurückziehen konnte, in die theſſaliſche Stadt Lamia, wo er die Mauern befeſtigte, Kriegsmaſchinen aller Art, Waffen und Lebensmittel herbeiſchaffte, und die Verſtärkungen aus Aſien erwartete. Die Kunde von dieſen Siegen verbreitete Jubel in Griechenland, beſonders in Athen, wo man unabläſſig Dankfeſte feierte und den Göttern Opfer brachte; nur Phocion, als man ihn fragte, ob er nicht wünſchte, ſolche Thaten verrichtet zu haben, wie Leoſthenes, bejahte dieß zwar, ſetzte aber hinzu, daß er doch ſeinen früher gegebenen Rath auch jetzt nicht bereue, und die ſich drängenden Siegesbotſchaften erfüllten ihn mehr mit Beſorgniſſen wegen eines plötzlichen Umſchwunges des Glücks und wegen des Uebermuthes ſeiner Landsleute, als mit Freude.

Leoſthenes bezog zuerſt ein feſtes Lager in der Nähe von Lamia; die feſte, von einem ſtarken Heere vertheidigte Stadt jedoch berannte er vergeblich und verlor dabei viele Leute. Nunmehr machte er Anſtalt ſie einzuſchließen und den Einwohnern die Zufuhr von Lebensmitteln abzuſchneiden, was aber viele Zeit und Mühe erforderte, weßhalb die Aetolier den Leoſthenes baten, ſie wegen dringender Angelegenheiten in ihre Heimath zu entlaſſen. Schon waren die Macedonier erſchöpft und der Fall der Stadt ſtand, wegen drohender Hungersnoth, bald zu erwarten, als Leoſthenes, wie er den von Antipater überfallenen Schanzgräbern zu Hülfe eilte, von einem Stein an den Kopf getroffen und ſo ſchwer verletzt wurde, daß er am dritten Tage ſtarb. Er wurde wie ein Held beſtattet und der Redner Hyperides, der ſich durch feurigen Haß gegen die Macedonier auszeichnete, hielt die Lobrede bei ſeiner Leichenfeier. Zu ſeinem Nachfolger wurde Antiphilus, ein tapferer und einſichtsvoller Feldherr ernannt, Phocion aber übergangen, womit er ſelbſt ſehr zufrieden war, weil er den ganzen Krieg mißbilligte. Jedoch mußte er gegen den Macedonier Micion ausziehen, welcher mit einer bedeutenden Schaar in Attika gelandet war, ſchlug ſein Heer und tödtete ihn ſelbſt. Auch Antiphilus war zuerſt glücklich. Leonnatus ſetzte, dringend um Hülfe gemahnt, von Phrygien nach Europa über, brachte noch in Macedonien viele Truppen zuſammen und rückte mit zwanzigtauſend Fußſoldaten, zweitauſend fünfhundert Reitern durch Theſſalien nach Lamia, um die belagerte Stadt zu entſetzen. Die Athener und ihre Verbündeten hoben die Belagerung auf, verbrannten ihr Lager, ſchickten den Troß und das Gepäck nach der Melitia und zogen ſelbſt zum Kampf entſchloſſen dem Leonnatus entgegen, um ihn zu hindern, ſich mit Antipater zu vereinigen. Viele hatten ſich vom Heere weg in ihre Heimath begeben, doch waren ſie noch um Zweitauſend zu Fuß und um tauſend Reiter dem Leonnatus überlegen. Es kam zu einem hitzigen Reitertreffen, in welchem die Verbündeten, unter Anführung des Theſſaliers Menon, ſiegten und Leonnatus ſelbſt, einer der tapferſten und vertrauteſten Feldherrn Alexanders, dem er einmal das Leben gerettet, nach tapferm Kampfe fiel. Das Fußvolk aber zog ſich in eine unangreifbare Stellung zurück und am folgenden Tage kam Antipater an, vereinigte ſich mit den Beſiegten und übernahm den Befehl über das ganze Heer. Doch wagte er gegen die Griechen Nichts zu unternehmen, ſondern zog ſich durch Schluchten zurück, wo ihm die Reiter nicht beikommen konnten. Antiphilus blieb in Theſſalien ſtehen, aber während die Athener zu Lande glücklich waren, wurde ihre Flotte von der an Zahl überlegenen macedoniſchen wiederholt geſchlagen und verlor viele Schiffe. Und nun kam auch Kraterus mit einer Verſtärkung von mehr als zwölftauſend tapfern Kriegern bei Antipater an, überließ dieſem den Oberbefehl und bezog mit ihm ein gemeinſchaftliches Lager am Fluß Peneus. Sie hatten jetzt über vierzigtauſend Schwerbewaffnete, fünftauſend Reiter und dreitauſend Bogenſchützen, während von den Griechen, durch ihr Glück ſorglos geworden, Viele nach Hauſe gegangen waren, und ihr Heer nur noch fünfundzwanzigtauſend Fußgänger und dreitauſend fünfhundert Reiter zählte. Eine Zeit lang warteten ſie auf die Rückkehr der Beurlaubten aus den Städten, endlich aber ſahen ſie ſich genöthigt eine Schlacht bei Kranon anzunehmen, in welcher die tapfern theſſaliſchen Reiter zuerſt die Oberhand behaupteten, nachher aber die Ueberzahl des macedoniſchen Fußvolks den Sieg auf die Seite Antipaters neigte. Doch zogen ſich die Verbündeten ohne ſehr großen Verluſt und in guter Ordnung in die Gebirgsgegend zurück. Die Anführer beriethen ſich, ob ſie den Zuzug von Verſtärkungen aus den Städten abwarten, und dann dem Feinde noch ein entſcheidendes Treffen liefern, oder ob ſie Friedensunterhandlungen anknüpfen ſollten. Der kleinmüthigere Vorſchlag ſiegte und es wurden an Antipater Herolde geſandt, aber dieſer, die Unentſchloſſenheit und Verzagtheit ſeiner Gegner ſchlau benützend, antwortete: jede Stadt ſolle für ſich unterhandeln, denn nimmermehr werde er einen gemeinſchaftlichen Frieden bewilligen. Dazu wollten ſich nun zwar die Griechen Anfangs nicht entſchließen; aber als Antipater und Kraterus mehrere Städte in Theſſalien belagerten und erſtürmten, ohne daß die Griechen ihnen zu Hülfe kommen konnten, geriethen die Städte und zwar die dem Kriegsſchauplatz zunächſt gelegenen am meiſten, in Furcht und ſie unterhandelten jede für ſich über einen Vergleich. Da Antipater ſich nachgiebig und bereit zeigte, allen den Frieden unter leidlichen Bedingungen zu gewähren, entſtand ein förmlicher Wetteifer unter den Städten, für ihre Rettung zu ſorgen, und bald hatten ſie alle den Frieden erlangt. Die Athener und Aetolier, welche den Krieg am hitzigſten betrieben hatten, ſahen ſich nun von allen Bundesgenoſſen verlaſſen und kehrten, zu ſchwach, den Krieg allein fortzuſetzen, nach Hauſe zurück, den Heranzug des übermächtigen Feindes zu erwarten.

Nachdem Antipater auf dieſe Weiſe den Bund der Griechen geſprengt hatte, rückte er mit ſeinem ganzen Heere gegen Athen. Diejenigen, welche ſich den Macedoniern gegenüber der größten Schuld bewußt waren, darunter Hyperides und Demoſthenes, verließen bei Antipaters Herannahen die zum Widerſtand unfähige Stadt und ſollen ſogar auf den Vorſchlag des Demades, dem die entzogenen Ehren- und Bürgerrechte jetzt wieder hergeſtellt wurden, zum Tode verurtheilt worden ſeyn. Da ſich die Flüchtlinge in verſchiedne Gegenden zerſtreut hatten, ſchickte Antipater, um ſie in ſeine Gewalt zu bekommen, Soldaten unter dem Befehl eines gewiſſen Archias, eines freveln Menſchen, aus, welcher den Hyperides und einige Andre in Aegina aus dem Heiligthum des Aeakus, wohin ſie ſich geflüchtet, mit Gewalt wegriß und ſie dem Antipater ſchickte, auf deſſen Befehl ſie hingerichtet wurden. Von Demoſthenes vernahm Archias, daß er in Kalauria in dem Tempel Poſeidons als Schutzflehender ſitze; ſofort fuhr er auf einigen Fahrzeugen, von thraciſchen Söldnern begleitet, hinüber, ging in den Tempel und ſuchte den Redner zu bewegen, daß er den Tempel verlaſſe und mit ihm zu Antipater gehe, der ihm gewiß kein Leid zufügen werde. Demoſthenes, durch einen ſonderbaren Traum vor dem Archias gewarnt, weigerte ſich zuerſt, und als Archias ihm drohte, ſtellte er ſich, als ſey er dazu bereit, bat ſich aber zuvor eine kleine Friſt aus, um den Seinigen zu ſchreiben, ging in das Innere des Tempels, und nahm hier das Gift, das er in einem Ring oder in einem Schreiberohr mit ſich geführt hatte. Dann verhüllte er ſein Haupt und als Archias endlich ſich näherte und ihn aufſtehen hieß, ſagte er dieſen ſtarr anblickend: „Nun magſt du immerhin Kreon's Rolle in der Tragödie ſpielen (Archias war früher tragiſcher Schauſpieler geweſen) und dieſen Körper unbegraben hinwerfen. Ich gehe, theuerſter Poſeidon, noch lebend aus deinem Tempel: Antipater aber und die Macedonier haben auch nicht einmal dieß Heiligthum rein und unbeſudelt gelaſſen." Dann verlangte er, daß man ihn halten und führen möge, denn ſchon fieng er an zu zittern und zu ſchwanken, wie er aber herausging und an den Altar kam, ſank er nieder und hauchte mit einem Seufzer ſeine Seele aus, — im ſiebenundſechszigſten, nach Andern im ſiebzigſten Lebensjahre, 322 vor Chr. Seine Liebe zur Freiheit und zu ſeinem Vaterlande iſt wohl ſo unbeſtreitbar als die Größe ſeiner Beredtſamkeit, und dieſe Eigenſchaften vergüten manche Mängel in ſeiner Geſinnung und Handlungsweiſe, die der Vorwurf des Neides, des Eigennutzes, auch wohl der Unredlichkeit trifft: war er zum tapfern Krieger weder geboren noch erzogen, ſo bezeugt doch die Faſſung und Entſchloſſenheit, womit er ſich den Tod gab, daß es ſeiner Seele nicht an Muth und Selbſtmacht fehlte; ob aber die Handlungsweiſe, welche er ſeiner Vaterſtadt vorzeichnete und die er ſo ſtandhaft und mit ſo hinreißender Beredtſamkeit empfahl, die beſte und weiſeſte geweſen? dieß werden Diejenigen unbedingt verneinen, welche alle Beſtrebungen nach dem Erfolg beurtheilen; und auch Viele, die ſich nicht allein vom Erfolge beſtimmen laſſen, werden es bezweifeln. Man hat geſagt: Demoſthenes ſey zu ſpät geboren worden; die Macht des atheniſchen Staates ſey ſchon zu ſchwach geweſen für ſeine freiheitsliebende und große Geſinnung. Aber hiebei vergißt man, daß in einer frühern und beſſern Zeit ein Redner, der nicht auch im Felde an die Spitze zu ſtellen ſich vermocht, keinen ſolchen Einfluß ausgeübt haben würde, wie Demoſthenes. Obwohl man ſagen könnte, zweimal habe Demoſthenes die Demüthigung Athens herbeigeführt, ehrten doch ſeine Landsleute dankbar ſein Andenken: eine eherne Bildſäule wurde ihm bald nachher errichtet und dem Aelteſten von ſeiner Familie (er hinterließ zwei Söhne) für alle Zeit die Ehren des Prytaneums zuerkannt.

In Athen hatte Demades darauf angetragen, Geſandte mit unbeſchränkter Vollmacht wegen des Friedens an Antipater zu ſchicken, als dieſer in der Kadmea ſtand, im Begriff in Attika einzurücken. Phocion wurde dazu vorgeſchlagen und mußte den Auftrag annehmen, wobei er jedoch die Athener an ſeine frühern Warnungen erinnerte, deren Befolgung ihnen dieß erſpart hätte. Antipater nahm ihn freundlich auf und willigte ihm, dem Gaſtfreund Alexanders, zu Gefallen, in das Verlangen, daß er, ohne vorzurücken, da wo er ſtünde, den

Vergleich abſchließen ſolle, übrigens aber beſtand er darauf, daß die Athener ſich ihm ganz und gar ergeben und ihm die Verfügung über ihre Angelegenheiten überlaſſen müßten, wie Leoſthenes von ihm gefordert hatte, als er in Lamia eingeſchloſſen geweſen. Die Athener mußten, nothgedrungen, darein willigen, und nun bewilligte ihnen Antipater Friede und Bündniß unter den Bedingungen: daß ſie ihm Demoſthenes und Hyperides auslieferten, ihre Verfaſſung änderten, eine Beſatzung in Munychia aufnähmen und außer den Kriegskoſten auch eine gewiſſe Summe bezahlten. — Der Philoſoph Xenokrates, der bei dieſer Geſandtſchaft war, meinte: Antipater behandle ſie zwar als Sklaven ganz gelinde, als freie Leute aber ſehr hart und grauſam. Phocion bat, ſie wenigſtens mit der Beſatzung zu verſchonen, aber Antipater fragte ihn, ob er dafür haften wolle, daß die Athener dann den Frieden halten würden, was Phocion ſich nicht getraute. So mußten ſie denn ſich dieſelbe gefallen laſſen, und da die Macedonier unter dem Befehl eines billigdenkenden, dem Phocion befreundeten Mannes ſtanden, fiel ſie nicht ſehr läſtig. Weit wichtiger aber war die von Antipater zur Bedingung gemachte Aenderung der Verfaſſung, wonach die von Solon aufgeſtellte Abſtufung der Bürger nach dem Vermögen wieder eingeführt, und denen, welche unter zweitauſend Drachmen beſaßen, die Theilnahme an der Staatsverwaltung entzogen wurde. Dieſen Letztern bot Antipater Ländereien in Thracien zur Anſiedlung an, und wenn auch nicht ſein Wink und Wunſch, ſo zwang ſie wohl, unter den jetzigen Umſtänden, wo die Hülfsquellen der Stadt erſchöpft waren und der Erwerb durch Theilnahme an Gerichten und Volksverſammlungen aufhörte, die Noth, ſein Anerbieten anzunehmen. Neuntauſend Bürger, welche die geforderte Schatzung hatten, wurden für Herren der Stadt und des Landes erklärt und blieben im ungeſtörten Beſitz ihres Eigenthums; über zwölftauſend verließen, Vertriebenen ähnlich, ihr Vaterland und wanderten nach Thracien aus. So beendigte Antipater den lamiſchen Krieg mit der tiefen Demüthigung Athens; die übrigen griechiſchen Städte behandelte er mit Milde, ordnete ihre Verfaſſungen einfach und zweckmäßig, und erwarb ſich Lobſprüche und Ehrenkränze. Aber durch neuen Krieg in Aſien abgerufen, kehrte er nach Macedonien zurück, ehe er die Aetolier völlig zu unterwerfen vermocht hatte.

XXXI.

Die Zeiten der Nachfolger Alexanders.

Für Griechenland kamen jetzt immer trübere Zeiten. Die Athener ſehnten ſich, wie Plutarch ſagt, nach der Regierung des Philippus und Alexander zurück. Fremde ſtritten ſich um den Beſitz Griechenlands, das die Beute des jedesmaligen Siegers wurde und immer tiefer in Schwäche und Unehre verſank.

In Athen ſtanden der Redner Demades und der Feldherr Phocion an der Spitze der Verwaltung, Beide Freunde Antipaters, der von ihnen geſagt haben ſoll: den Einen könne er nie bereden, Etwas von ihm anzunehmen, den Andern nie mit Geſchenken ſättigen. Demades hatte ſich aus niedrigem Stande durch Beredtſamkeit, durch Geiſt, Witz und Gewandtheit emporgearbeitet; er war ſchon bei Philippus in Gunſt geſtanden und hatte ſich dieſe Gunſt ebenſo wie die Staatsverwaltung aufs beſte zu Nutze gemacht; die Veränderlichkeit in ſeinen Grundſätzen und manche ungeſetzliche und unwürdige Schritte und Maßregeln pflegte er damit zu entſchuldigen, daß er ſagte: er habe nur noch das Wrack des Staates zu verwalten bekommen, und behauptete: er habe zwar oft ſich ſelbſt, nie aber dem Staate zuwider geredet. Den Aufwand trieb er ſo weit, daß er, wie er einmal die Aufſtellung eines Chores zu beſorgen hatte, dazu lauter Fremde, hundert an der Zahl, nahm, was durch ein Geſetz verboten und mit einer Strafe von tauſend Drachmen für jeden Fremden belegt war; dieſe Geldſtrafe, hunderttauſend Drachmen *) brachte er gleich mit ins Theater. Und wie er ſeinen Sohn Demeas verheirathete, ſagte er zu ihm: „Als ich mit deiner Mutter Hochzeit hatte, mein Sohn, merkte nicht einmal der Nachbar etwas davon; zu deiner Hochzeit aber geben Könige und Fürſten die Koſten her.“ Ueber ihn, als er alt geworden, ſagte auch Antipater: „es ſey von ihm, wie von einem geſchlachteten Opferthiere, Nichts mehr übrig als die Zunge und der Bauch.“ Das Gegentheil von dieſem Manne war in vielen Stücken der ſtrenge, nüchterne, arme, unbeſtechliche und tapfere Phocion, der jedoch in der Hinneigung zu den Macedoniern, aber aus Ueberzeugung von der unumgänglichen Nothwendigkeit, von der Fruchtloſigkeit des Widerſtandes, nicht aus Eigennutz, mit ihm übereinſtimmte; und die beiden Männer verwalteten einige Zeit den Staat, der von einer Menge unruhiger Bürger befreit war, ſo daß Ordnung und Wohlſtand wiederzukehren anfingen. Nach einiger Zeit drangen die Athener in den bei Antipater viel vermögenden Phocion, dieſen zur Abberufung der Beſatzung zu bewegen; als dieſer

---

*) Ueber 40,000 Gulden.

ſich weigerte, übernahm Demades den Auftrag und ging mit ſeinem Sohne als Geſandter zu Antipater nach Macedonien. Aber dieſer hatte vor Kurzem Briefe des Demades an den Perdikkas in Aſien in ſeine Hände bekommen, worin der ränkeſüchtige Athener den Feind des Antipater einlud, alsbald nach Europa zu kommen und ſich der Herrſchaft über Griechenland und Europa zu bemächtigen, die nur noch an einem alten, morſchen Faden hänge, worunter Antipater verſtanden war. Zur Strafe dieſer Verrätherei ließ Antipater, oder deſſen Sohn Kaſſander, den Demades ſofort verhaften und zuerſt vor ſeinen Augen ſeinen Sohn und dann ihn ſelbſt, unter bittern Vorwürfen und Schmähungen wegen ſeines Undanks, hinrichten. Bald darauf, 319 vor Chr., ſtarb Antipater, nachdem er zu ſeinem Nachfolger als Vormund der Könige den Polyſperchon, ſeinen Sohn Kaſſander aber nur zum Nächſten nach demſelben im Befehl des Heeres ernannt hatte. Damit war jedoch Kaſſander übel zufrieden und ſann darauf, dieſe Verordnung ſeines Vaters umzuſtoßen, während Polyſperchon ſein Anſehen dadurch zu verſtärken ſuchte, daß er Olympias, die Mutter Alexanders, aus Epirus zu ſich berief und ihr die Reichsverweſung und die Vormundſchaft über den jungen Sohn Alexanders mit übertrug. Beide bemühten ſich, theils in Aſien mächtige Bundesgenoſſen zu erwerben, theils Griechenland für ſich zu gewinnen. Dem Kaſſander, der ſich aus Macedonien entfernte, als er die Macedonier, — ein Volk mit einer freien Verfaſſung — für Polyſperchon geſtimmt ſah, und ſich in den Cherſones und dann nach dem Helleſpont und Aſien begab, ſagten namentlich Antigonus und Ptolemäus, Jener unumſchränkter Feldherr in Aſien, Dieſer Statthalter von Aegypten, ihren Beiſtand zu. Polyſperchon trachtete neben dem, daß er den tapfern Eumenes in Aſien zum Feldherrn der Könige ernannte, nun um ſo emſiger, die griechiſchen Städte auf ſeine Seite zu bringen, welche von Antipater theils Beſatzungen, theils oligarchiſche Verfaſſungen hatten und an deren Spitze meiſt Vertraute und Gaſtfreunde von Antipater ſtanden. Nur die Aetolier, um dieß hier nachzutragen, hatten ſich, wie durch ein Wunder, unabhängig erhalten; ſie hatten ihre Städte beim Heranzug Antipaters verlaſſen und ſich ins Gebirge zurückgezogen, und als ſie hier von den an Zahl überlegenen Macedoniern ſchon hart gedrängt waren, wurden Antipater und Kraterus von Antigonus nach Aſien zu Hülfe gerufen und bewilligten ihnen deßhalb einen ganz günſtigen Frieden. Nachdem ſich Polyſperchon mit ſeinen Freunden berathen, beſchloß er, die Städte in Griechenland für frei zu erklären, und den von Antipater daſelbſt eingeſetzten Oligarchien ein Ende zu machen, wodurch er Kaſſanders Anſehen und Macht zu ſchwächen und viele wichtige Bundesgenoſſen zu gewinnen hoffte. Die anweſenden helleniſchen Geſandten wurden ſofort berufen, ihnen die Zuſicherung gegeben, daß die Demokratien in den Städten hergeſtellt werden ſollten und ſie angewieſen, ſich eilig nach Hauſe zu begeben und den Städten den Beſchluß der (unter Polyſperchons Vormundſchaft ſtehenden) Könige, welcher ihnen ſchriftlich mitgegeben wurde, bekannt zu machen. Dieſe Urkunde beſagte: es ſollen überall die Verfaſſungen wieder gelten, welche zu des Philippus und Alexanders Zeit beſtanden. Alle Ausgewanderten oder Vertriebenen ſollen zurückkehren und als Bürger im Beſitz ihres Eigenthums in ihrer Heimath leben, des Vergangenen aber nicht mehr gedacht werden. Nur Wenige waren von dieſer Vergünſtigung ausgenommen. Die Athener insbeſondere ſollten, mit Ausnahme von Oropus, wieder beſitzen, was ſie unter Philippus und Alexander inne gehabt, namentlich die Inſel Samos. Jeder griechiſche Staat aber ſoll zum Geſetz machen, daß Niemand gegen die Könige im Kriege diene oder ſonſt Etwas unternehme, und Wer dieß thue, mit ſeinem Geſchlecht verbannt und ſein Vermögen eingezogen werden ſolle. — Außer dieſer öffentlichen Verkündigung aber, die an alle Städte geſchickt wurde, ſandte Polyſperchon auch noch Schreiben nach Argos und in andere Städte, mit dem Begehren, diejenigen, welche unter Antipater an der Spitze der Staatsverwaltung geſtanden, ſollten verbannt, einige auch zum Tode verurtheilt und ihr Vermögen eingezogen werden, damit dieſe Partei unmächtig würde und unfähig den Kaſſander zu unterſtützen. Dieß geſchah 319 vor Chr.

Nach Athen hatte Kaſſander unmittelbar nach Antipaters Tod, ehe dieſer daſelbſt bekannt geworden, an die Stelle des Menyllus, des Befehlshabers der Macedonier in Munychia, den Nikanor abgeſchickt, auf welchen er, wie es ſcheint, ſich unbedingt verlaſſen konnte, und dem er ohne Zweifel beſondere geheime Aufträge ertheilt hatte. Phocion wurde beſchuldigt, den Tod Antipaters jetzt ſchon gewußt, aber ihn den Athenern aus Gefälligkeit gegen Nikanor verſchwiegen zu haben. Er begnügte ſich, dem Nikanor überhaupt milde Geſinnungen gegen die Athener beizubringen und ihn zu einem gewinnenden Benehmen zu bewegen. Als das Ausſchreiben der Könige in Athen ankam, entſtand eine große Bewegung und eine Volksverſammlung wurde im Piräeus gehalten, bei welcher auch Nikanor, im Vertrauen auf Phocion, ſich einfand, um den Athenern Gegenvorſtellungen zu machen. Der Macedonier Dercyllus, der Befehlshaber der königlichen Truppen, welche in der Gegend ſtanden, ſuchte ſich des Nikanor zu bemächtigen; Phocion aber, welchem das königliche Schreiben und die Herſtellung der Demokratie unerwünſcht war, und der davon nur Unheil für die Stadt erwartete, begünſtigte das Entkommen Nikanors, obgleich ohne alle Frage Polyſperchon, als der von Antipater ſelbſt ernannte Nachfolger in der Vormundſchaft, das beſſere Recht für ſich hatte, und verbürgte ſich ſogar für die guten Geſinnungen Nikanors; jedenfalls, ſagte er, ſey es beſſer Unrecht leiden als Unrecht thun.

Aber mit dieſer Denkweiſe ſetzte er die Sicherheit und das Wohl ſeiner Vaterſtadt auf's Spiel; und die freilich nicht unbegründete Abneigung gegen die Demokratie ſcheint den Greis — Phocion war gegen achtzig Jahre alt und war fünfundvierzigmal Feldherr geweſen, — gegen die Stimme der Klugheit und der Pflicht taub, blind und eigenſinnig gemacht zu haben. Vielfach gewarnt vor Nikanors Anſchlägen auf den Piräeus, blieb er immer ſorglos, ſelbſt als Philomedes aus Lampra öffentlich den Vorſchlag machte: alle Athener ſollten die Waffen ergreifen und Phocions Befehle erwarten; er that Nichts, bis plötzlich Nikanor Nachts aus Munychia ausrückte und die Mauern und den Hafen des Piräeus beſetzte.

Jetzt brach ein gewaltiger Sturm gegen Phocion los, und als er ſich an die Spitze der Athener ſtellen wollte, um ſie gegen Nikanor zu führen, folgte ihm Niemand. Mittlerweile zog der Sohn Polyſperchons, Alexander, mit einem Heere heran, um der Stadt, wie er vorgab, gegen den Nikanor beizuſtehen, in der That aber, um ſie für ſeinen Vater zu gewinnen und ſich darin feſtzuſetzen. Mit ihm kamen eine Menge Verwieſene, denen die Rückkehr jetzt geſtattet war, und drängten ſich ſogleich in die Stadt hinein; und in einer ſofort gehaltenen höchſt ſtürmiſchen Volksverſammlung gaben ſie den Ausſchlag dahin, daß Phocion ſeines Amtes entſetzt und andere Feldherrn gewählt wurden. Der Redner Agnonides fiel über Phocion her und klagte ihn offen der Verrätherei an. Einige ſeiner Freunde flohen; er ſelbſt, mit Andern, hielt aus, und begab ſich dann mit einigen ſeiner Anhänger und mit zwei Männern, Solon von Platää und Dimarchus von Korinth, welche ſich der Freundſchaft Polyſperchons rühmten, zu dieſem, der damals in Phocis ſtand. Zugleich aber hatte das Volk eine Geſandtſchaft an den Polyſperchon abgeſandt, welche den Phocion förmlich bei ihm anklagen ſollte.

Polyſperchon machte Anſtalten zu einer feierlichen Gerichtsſitzung; er ließ den goldnen Thronhimmel aufſtellen und den halb blödſinnigen König Philippus Archidäus mit ſeinen Räthen darunter ſitzen; dann wurde den Athenern geſtattet, ihre Sache vorzubringen. Da beide Theile mit großer Heftigkeit und lautem Geſchrei einander anklagten, trat Agnonides vor und ſagte: man ſolle lieber Alle mit einander in einen Käfig ſperren und nach Athen ſchicken, damit ſie dort Rede und Antwort gäben. Der ſchwachſinnige König lachte; die Macedonier aber und die Fremden wollten die Kurzweil nicht verlieren, und verlangten, daß die Abgeordneten hier ihre Klage vorbrächten. Hiebei legte jedoch Polyſperchon ſeine Abneigung gegen Phocion deutlich an den Tag, fiel ihm öfters in die Rede und gebot ihm endlich, wie er ſeine Vertheidigung führte, zu ſchweigen. Zuletzt befahl er ihn zu verhaften, worauf ſeine entfernter ſtehenden Freunde, ihr Geſicht verhüllend, die Flucht ergriffen, und ließ ihn mit einigen Andern unter Bedeckung von Bewaffneten nach Athen abführen, um dort gerichtet zu werden, in der That aber, um dort zu ſterben, da ſie ſchon ſo gut wie verurtheilt waren.

In traurigem Zuge wurden die Gefangenen auf Wagen durch den Ceramikus, nach dem Theater geführt, wo ſie in Gewahrſam gehalten wurden bis zur nächſten Volksverſammlung. Bei dieſer wurde kein Fremdling, kein Sklave, kein Ehrloſer ausgeſchloſſen, ſondern Rednerbühne und Theater für Männer und Weiber ohne allen Unterſchied geöffnet. Zuerſt wurde der Brief des Königs verleſen, worin es hieß: er habe zwar dieſe Männer ſchon der Verrätherei ſchuldig befunden, wolle aber den Athenern, als einem freien und unabhängigen Volke, die Verurtheilung überlaſſen. Als nun die Gefangenen hereingeführt wurden, verhüllten die redlichſten Bürger beim Anblick Phocions das Angeſicht, ſchauten zur Erde und weinten. Einer wagte zu ſagen: Da der König dem Volke ein ſo wichtiges Urtheil überlaſſen, ſo ſey es billig, daß die Sklaven und die Fremden aus der Verſammlung entfernt würden. Aber der Pöbel erregte darüber einen entſetzlichen Lärm und ſchrie laut: man ſolle die Ariſtokraten mit Steinen zu Tode werfen, ſo daß Niemand mehr für ihn zu reden den Muth hatte. Phocion ſelbſt, der ſich kaum Gehör verſchaffen konnte, fragte das Volk, wie ſie ihn denn tödten wollten, ob auf eine gerechte oder ungerechte Weiſe? und als einige Stimmen antworteten: auf eine gerechte, verſetzte er: „wie könnt Ihr aber ein richtiges Urtheil fällen, wenn Ihr mich nicht anhört?“ Als er doch nicht zum Worte kommen konnte, ſagte er: „Nun ſo bekenne ich, gefehlt zu haben, und erkläre meine Staatshandlungen der Todesſtrafe würdig. Aber warum, Ihr Bürger von Athen, wollt Ihr dieſe Männer tödten, welche gar nichts verbrochen haben?“ Als viele Stimmen riefen: „Weil ſie deine Freunde ſind!“ trat er zurück und ſprach weiter kein Wort. Agnonides las einen Antrag vor: das Volk ſolle über dieſe Männer abſtimmen, und wenn die Mehrheit gegen ſie ſtimme, ſollten ſie hingerichtet werden. Einige Wüthende verlangten ſogar, Phocion ſolle vor der Hinrichtung gefoltert werden, was aber nicht durchging. Bei der Abſtimmung verurtheilten Alle ſtehend, kein Einziger ſitzend, und die Meiſten mit Kränzen geſchmückt, die Männer zum Tode; der Verurtheilten waren es mit Phocion fünf, und außerdem noch mehrere Abweſende, darunter Demetrius von Phalerum der bekannteſte. Die Uebrigen umarmten, ehe man ſie ins Gefängniß abführte, ihre Freunde und Verwandten, und gingen mit lautem Klagen und Weinen ab; Phocion aber zeigte dieſelbe Miene, wie wenn er ſonſt als Feldherr aus der Verſammlung nach Hauſe begleitet worden war, ſo daß der Gleichmuth und die Seelengröße des Mannes viele Bewunderung erregte. Dieſelbe Geiſtesſtärke zeigte er bis an ſein Ende; er gebot ſeinem Sohne, gegen die Athener keinen Groll zu hegen; und als ſein vertrauteſter Freund Nikokles ihn bat, ihn zuerſt das Gift trinken zu laſſen, erwiederte er: „Dieſe Bitte iſt für mich hart und ſchmerzlich; aber weil ich dir im Leben nie Etwas abgeſchlagen habe, ſo gewähre ich dir auch dieſes.“ Die Hinrichtung fand, mit Verletzung der Sitte und des Anſtands, an einem Tage ſtatt, wo die Ritter einen öffentlichen Aufzug zu Ehren des Zeus hielten, und ſo wurde die Stadt an einem ſolchen Feſttage durch eine Hinrichtung verunreinigt. Auch wurde noch verordnet, daß Phocions Leichnam über die Grenze geworfen werden und kein Athener ſich unterfangen ſollte, zu deſſen Beſtattung Feuer anzuzünden. Sklaven oder Miethlinge verbrannten den über Eleuſis hinausgeſchafften Leichnam; eine Megareerin aber ſoll dem Phocion ein Denkmal errichtet und es mit Trankopfern begoſſen, ſeine Gebeine geſammelt, bei Nacht in ihre Wohnung getragen und neben dem Herde begraben haben, mit den Worten: „Dir, o Herd, übergebe ich dieſe Reſte eines rechtſchaffenen Mannes in Verwahrung; gib ſie aber für das väterliche Begräbniß zurück, wenn einmal die Athener wieder zur Beſinnung kommen.“ Es ſtand auch nicht ſehr lange an, ſo erkannten die Athener, welchen Hüter und Hort der Mäßigung und Gerechtigkeit ſie an ihm verloren und ſelbſt verurtheilt hatten; es wurde ihm eine eherne Bildſäule geſetzt und ſeine Gebeine auf öffentliche Koſten begraben. Dieſer durch ſo viele alterthümliche und bei den Hellenen zu allen Zeiten ſeltene Tugenden ausgezeichnete und ehrwürdige Mann, der an Einſicht wohl dem Demoſthenes gleich ſtand, an Reinheit der Geſinnung und Seelenſtärke ihn übertraf, an Geiſteskraft aber und Kühnheit des Entſchluſſes ihm nachſtand, hätte vielleicht, mit Jenem verbunden und das gleiche Ziel verfolgend, das erreicht, was Demoſthenes allein nicht vermochte: die Freiheit Athens und Griechenlands noch für einige Zeit zu retten; allzu nüchtern, ängſtlich und mißtrauiſch gegen die Demokratie, wie gegen die Kraft Athens, gab er vor der Zeit verloren, was durch kräftigen Entſchluß, durch ſeine Einſicht und Tapferkeit vielleicht noch zu retten geweſen wäre, und erbitterte das Volk durch ſeinen, freilich wohlgemeinten, aber manchmal an Eigenſinn grenzenden Widerſtand, ſtatt durch ſeine Führung es zu kräftigen und zu mäßigen. Allerdings rechtfertigt das geſetzloſe Verfahren des von Demagogen gehetzten wüthenden Pöbels bei ſeiner Verurtheilung ſeinen Widerwillen gegen die Demokratie Athens, wie ſie zu ſeiner Zeit war, auf die traurigſte Weiſe; aber ſeine tief eingewurzelte und unverhohlene Abneigung gegen dieſelbe, die ihn zu einem übermäßigen und anſtößigen Vertrauen zu Macedonien, zu den Feinden des Vaterlandes, hintrieb, lieh doch auch dem Mißtrauen und der Erbitterung des Volkes gegen ihn einen nicht unſcheinbaren, einen nicht ganz grundloſen Vorwand.

Kaſſander, von Antigonus mit Kriegsſchiffen und Soldaten unterſtützt, landete im Piräeus, wo Nikanor ihn aufnahm, und dieſer hielt Munychia beſetzt. Polyſperchon zog auf die Nachricht hievon nach Attika und lagerte ſich in der Nähe des Piräeus mit etwa fünfundzwanzigtauſend Mann und fünfundſechszig Kriegselephanten, — aus Indien nach Europa gebracht. Aber da es ihm an Lebensmitteln fehlte, um eine muthmaßlich lange Belagerung des Piräeus zu unternehmen, ließ er in Attika nur einen Theil ſeines Heeres unter ſeinem Sohn Alexander zurück und mit dem übrigen zog er in den Peloponnes, um die Megalopolitaner zu bezwingen, welche, während die übrigen Städte die Anhänger Antipaters entſetzten, verjagten oder tödteten, die Demokratie herſtellten und dem Polyſperchon Hülfstruppen ſtellten, allein die von Antipater eingeſetzte Oligarchie beibehielten und dem Kaſſander treu blieben. Dieſer unterwarf vom Piräeus aus Aegina und griff Salamis an, wurde aber durch die von Polyſperchon geſandte Hülfsmannſchaft zurückgetrieben. Die Stadt Megalopolis hielt eine ſehr lebhaft und mit aller Erfindungskraft und Aufwand von Kriegskunſt betriebene Belagerung ſtandhaft, muthig und mit großer Tapferkeit aus, und Polyſperchon mußte abſtehen. Dieß Mißgeſchick zog viele griechiſche Städte von ihm ab, die ſich nun auf Kaſſanders Seite ſchlugen; und da die Athener durch Polyſperchon der Beſatzung der Macedonier nicht los werden konnten, verglichen ſie ſich am Ende auch mit Kaſſander unter folgenden Bedingungen: die Athener ſollten Stadt und Land, Einkünfte, Schiffe und alles Andere behalten und Freunde und Bundesgenoſſen Kaſſanders werden; Munychia für jetzt, bis zum Ende des Krieges in Kaſſanders Händen bleiben; an der Staatsverwaltung ſollten nur diejenigen Bürger Theil haben, deren Vermögen mindeſtens zehn Minen betrage, und an der Spitze der Verwaltung ſollte ein von Kaſſander zu ernennender Athener ſtehen. Dazu wählte dieſer den Demetrius von Phalerum, einen Freund Phocions, mit dieſem zum Tode verurtheilt, welcher die Stadt zehn Jahre lang löblich und zur Zufriedenheit der Bürger verwaltete, 318 vor Chr.

Um ſein Anſehen und ſeine Macht in Griechenland zu befeſtigen, was ihm auch gelang, verweilte Kaſſander daſelbſt einige Zeit; er ließ die herrſchſüchtige und blutdürſtige Olympias, die Mutter Alexanders, inzwiſchen in Macedonien ungeſtört ſchalten, und bedauerte es, da er ſelbſt hochfahrende Plane und Abſichten auf den Thron hatte, nicht ſehr, daß ſie den König Philippus Arrhidäus und deſſen unternehmende Gattin Eurydice, tödten ließ, da er hiedurch einen willkommenen Vorwand zur Rache erhielt und ihm der Weg zum Throne gebahnt wurde. Im Jahr 316 vor Chr. aber kehrte er nach Macedonien zurück, nachdem er Tegea vergeblich belagert hatte, während der Sohn Polyſperchons, Alexander, mit einem den Peloponnes bedrohenden Heere in Griechenland zurückblieb. Da die Aetolier Thermopylä beſetzt hatten, mußte er ſein Heer zur See nach Theſſalien hinüberſchaffen, war aber im Kriege gegen Polyſperchon und die Macht der Olympias glücklich, ſiegte in mehreren Treffen und ſchloß dieſe mit den meiſten Mitgliedern der Königsfamilie in Pydna ein. Ganz Macedonien fiel ihm zu, das Heer Polyſperchons wurde mit Geld gewonnen, und nach einer hartnäckigen Belagerung mußte ſich Olympias, durch die Hungersnoth und Peſt in der Stadt dazu genöthigt, ergeben, unter der Bedingung, daß ihres Lebens geſchont werde. Aber der wilde und rachgierige Kaſſander ließ, wie ſo viele Andere, auch ſie tödten, 316 vor Chr., und nach einiger Zeit ſchaffte er die Roxane, den Sohn Alexanders des Großen, Alexander Aegus, und einen Sohn deſſelben von einer Nebenfrau, Herkules, aus dem Wege.

Polyſperchon, von ſeinem Heere in Macedonien verlaſſen, begab ſich zu den mit ihm verbündeten Aetoliern, während ſein Sohn Alexander im Peloponnes, in Kaſſanders Abweſenheit, glücklich kriegte. Kaſſander zog gegen ſie, verdrängte die Aetolier aus dem Thermopylenpaß, drang nach Böotien vor, und ließ, um ſich Ruhm und Gunſt zu erwerben, das vor zwanzig Jahren von Alexander zerſtörte Theben wieder aufbauen, wozu er überall her die noch übrigen Thebaner einlud. Die Böotier, von ihm dazu geſtimmt, und viele griechiſche Städte, leiſteten Beiſtand, aus Mitleid gegen die Unglücklichen und wegen des berühmten Namens der Stadt. Die Athener bauten den größten Theil der Mauer, und ſelbſt aus Italien und Sicilien kamen Hülfsgelder. Dann zog Kaſſander in den Peloponnes und gewann Argos und mehrere Städte in Meſſenien, kehrte aber, als Alexander keine Schlacht annahm, mit dem größten Theil ſeines Heeres nach Macedonien zurück.

Gegen den in Aſien übermächtigen, herrſchſüchtigen Antigonus verbündeten ſich im Jahre 315 vor Chr. Seleukus, Lyſimachus, Ptolemäus und Kaſſander. Antigonus bot Allem auf, um gegen ſeine zahlreichen Gegner eine hinreichende Macht aufzubringen; er gab dem Sohne Polyſperchons, Alexander, der ihn in Aſien aufgeſucht hatte, fünfhundert Talente mit und ſchickte ihn mit glänzenden Verſprechungen für die Zukunft in den Peloponnes zurück, um Truppen für ihn zu werben. Durch ſein Heer ließ er den Beſchluß faſſen, daß Kaſſander für einen Feind erklärt werden, die ſämmtlichen Griechen aber frei, ohne Beſatzung und unabhängig ſeyn ſollten. Ptolemäus wollte nicht hinter ihm zurückbleiben und verkündigte ebenfalls die Freiheit der Hellenen, und Beide, die Wichtigkeit ihres Beiſtandes erkennend, wetteiferten, ſich um ſie verdient zu machen und ihre Gunſt zu gewinnen. Aber demungeachtet dauerte der Krieg, die Parteiung, dauerten Verwüſtungen, Verbannungen und Hinrichtungen in vielen Städten, namentlich in Argos und Orchomenos fort. Polyſperchon (oder in deſſen Namen ſein Sohn Alexander,) ſchloß endlich mit Kaſſander einen Vertrag, unter der Bedingung, daß er zum Feldherrn für den ganzen Peloponnes ernannt würde, worauf Jener von Antigonus abfiel. Doch wurde er ſchon im folgenden Jahre ermordet. Antigonus, mit den Aetoliern verbündet, ſchickte aber ſofort einen andern Feldherrn, Ariſtodemus, in den Peloponnes, 314 vor Chr., und ließ durch dieſen den Kampf gegen Kaſſanders Partei fortſetzen. Gegen deſſen Verbündete, die Aetolier, hetzte Kaſſander die Akarnanier auf, und ſo tobte auch hier der Krieg, während Kaſſander ſelbſt nach Illyrien zog. Einem neuen Feldherrn des Antigonus, Telesphorus, gelang es, 313 vor Chr., ſämmtliche Städte im Peloponnes, außer Sicyon und Korinth, zu befreien, d. h. ſie für Antigonus zu gewinnen; dieſe beiden Städte hielt Polyſperchon mit einer anſehnlichen Streitmacht beſetzt. Im folgenden Jahr eroberte der Feldherr des Antigonus, Ptolemäus, Chalcis, auf der Inſel Euböa, das er ohne Beſatzung ließ, um den Hellenen zu zeigen, daß es dem Antigonus Ernſt ſey, ſie frei zu machen, ſtellte das eroberte Oropus den Böotiern zurück, vertrieb die Beſatzung Kaſſanders aus der Burg von Theben, der Kadmea, und Demetrius von Phalerum mußte, auf das Andringen der Athener, eine Geſandtſchaft an ihn ſchicken und ein Bündniß mit ihm ſchließen. Telesphorus, eiferſüchtig auf den ihm von Antigonus vorgezogenen und vorgeſetzten Ptolemäus, verleitete einen Theil der Truppen zum Abfall, zog nach Elis, befeſtigte die Burg, unterwarf ſich die Stadt und plünderte den Tempel zu Olympia; doch that ihm Ptolemäus Einhalt, gab den Eliern die Freiheit, dem Tempel die Schätze zurück und brachte den abtrünnigen Feldherrn wieder zum Gehorſam.

Der forttobende Krieg rief den Feldherrn des Antigonus, Ptolemäus, aus Griechenland nach Aſien hinüber; und der 311 vor Chr. zwiſchen Antigonus einerſeits und Ptolemäus, Lyſimachus und Kaſſander andrerſeits geſchloſſene Friede erklärte zwar dem Namen nach die Griechen für unabhängig, aber da Kaſſander bis zur Volljährigkeit des jungen Königs Alexander zum Feldherrn in Europa ernannt wurde, behauptete er natürlich auch über Griechenland die Herrſchaft, und zumal nachdem er den jungen Alexander aus dem Wege geräumt, betrachtete er Macedonien und Griechenland wie ſein erobertes Königreich. Polyſperchon, der im Peloponnes ſtand, bereute nun, dem Kaſſander gewichen zu ſeyn; er ließ aus Pergamus den ſiebzehnjährigen Sohn Alexanders von ſeiner Nebenfrau Barſine, Herkules, holen, erklärte dieſen für den rechtmäßigen Erben und König, forderte die Aetolier, die übrigen Griechen und ſeine Freunde in Macedonien auf, dieſen auf den Thron ſetzen zu helfen und brachte ein anſehnliches Heer zuſammen, Kaſſander aber wußte ihn durch große Verſprechungen, namentlich die der Statthalterſchaft im Peloponnes mit einem bedeutenden Heere, dahin zu bringen, daß er den Jüngling heimlich tödtete. Er erhielt den bedungenen Lohn des Verrathes und verſuchte an der Spitze ſeines durch Macedonier verſtärkten Heeres ſich des Peloponneſes zu bemächtigen, wurde aber von den Peloponneſiern und Böotiern zur Umkehr genöthigt.

Der oben erwähnte Frieden hatte keinen langen Beſtand; an Vorwänden, ihn zu brechen, fehlte es nicht, und die Art, wie Kaſſander die griechiſchen Städte fortwährend unter ſeinem Einfluß und mit Truppen beſetzt hielt, war eine Verletzung der Bedingung, daß Griechenland unabhängig ſeyn ſolle. Daher ſchickte der alte, in Aſien mächtige Antigonus, 307 vor Chr., von Epheſus aus ſeinen Sohn Demetrius, der ſich ſchon durch viele glückliche Kriegsthaten berühmt gemacht, durch Eroberung vieler Städte mittelſt Belagerungs- und Sturmmaſchinen, die er ſelbſt erſonnen, den Namen Poliorcetes (der Städteerſtürmer), erworben hatte, aber ebenſo ausſchweifend und übermüthig als tapfer war, mit einer beträchtlichen Land- und Seemacht zur Befreiung Griechenlands ab. Zuerſt ſollte er Athen, das Kaſſander noch beſetzt hielt, befreien. Er lief in den Piräeus ein, begann alsbald den Sturm und bemächtigte ſich des Piräeus, obgleich Dionyſius, der macedoniſche Befehlshaber, und Demetrius von Phalerum, mit einer zahlreichen Mannſchaft tapfern Widerſtand leiſteten. Nach einer andern Nachricht jedoch hätten die Athener ſelbſt gar keinen Widerſtand geleiſtet, ſondern, ſobald Demetrius vom Schiffe aus verkündigen ließ, daß ihn ſein Vater geſandt habe, ihnen die Freiheit wieder zu geben, die Schilde vor die Füße geſetzt, in die Hände geklatſcht, und den Demetrius mit lautem Zuruf aufgefordert, ſich ans Land zu begeben. Am zweiten Tage ergab ſich ihm Athen; Demetrius von Phalerum entfernte ſich mit ſicherem Geleite aus der Stadt und begab ſich zuerſt nach Theben, ſpäter nach Aegypten zu Ptolemäus. Munychia aber wurde nach hartem Kampfe von Demetrius erſtürmt, die Beſatzung gefangen, dem atheniſchen Volke die Freiheit in ihrem ganzen Umfang wieder hergeſtellt und Freundſchaft und Bündniß von Demetrius mit ihm geſchloſſen. So erhielt die Stadt nach fünfzehn Jahren ihre im lamiſchen Kriege verlorne Verfaſſung wieder. Dafür zeigten ſich die Athener höchſt dankbar, aber in einer Weiſe, die ſie, ſtatt ſie zu ehren, vielmehr erniedrigte. Sie ſetzten den Antigonus und Demetrius in die Zahl der rettenden Götter und erwählten jährlich einen eigenen Prieſter der Retter, deſſen Namen ſtatt des erſten Archonten, wie früher geſchah, den Beſchlüſſen vorgeſetzt wurde und zur Bezeichnung des Jahres diente. Ihre Bilder wurden, wie die der andern großen Götter, dem heiligen Mantel der Athene eingewoben. Der Ort, wo Demetrius vom Wagen geſtiegen, wurde für heilig erklärt, und zwei neue

Stämme, die zu den bisherigen zehn gefügt wurden, erhielten die Namen Antigonis und Demetrias, und endlich wurde auf den Vorſchlag des Volksredners Stratokles beſchloſſen, die an den Antigonus und Demetrius geſchickten Abgeordneten nicht Geſandte, ſondern Theoren zu nennen, wie die Geſandten hießen, welche man nach Delphi und Olympia mit den Opfern für die Götter ſchickte; auch änderte man den Namen des Feſtes: Dionyſia in Demetria um, und ein gewiſſer Dromokleides machte gar den Vorſchlag, bei dem Retter Demetrius Orakel einzuholen! Dieſe Schmeicheleien vergalt ein Geſchenk des Antigonus an die Stadt von hundertfünfzigtauſend Meß Weizen, Holz zu hundert Schiffen und die Zurückgabe der Inſel Imbros. Den Athenern zu gefallen wurde auch die von Demetrius ebenfalls eroberte Stadt Megara mit der Plünderung verſchont und ihr die Freiheit zurückgeben. Als eine große Ehre erkannten es auch die Athener, daß Demetrius zu ſeinen andern Frauen hin eine Athenerin, Euridice, eine Urenkelin des Miltiades, ſich vermählte. Der Befehl ſeines Vaters Antigonus rief den Demetrius aus Griechenland weg, ſo gern er Korinth und Sicyon der Macht Kaſſanders entriſſen hätte. Er kriegte bei Cypern glücklich gegen Ptolemäus, eroberte dieſe Inſel, nahm hierauf mit ſeinem Vater den Königstitel an, welchem Beiſpiel die andern Feldherrn folgten, und nachdem er Rhodus lange aber vergeblich belagert hatte, da die Einwohner ſeinen kunſt- und ſinnreichen Erfindungen eine nicht minder einſichtsvolle und tapfere Gegenwehr entgegenſetzten, und ſich mit ihnen endlich verglichen hatte, begab er ſich 304 vor Chr. wieder nach Griechenland, wo Kaſſander und Polyſperchon bis jetzt ungeſtört geſchaltet, und einen großen Theil des Landes verwüſtet hatten und Athen belagerten. Er landete in Böotien, befreite die Stadt Chalcis auf Euböa, nöthigte die Böotier, die Freundſchaft mit Kaſſander aufzugeben, ſchloß ein Bündniß mit den Aetoliern, entſetzte Athen, eroberte zwei kleine Feſten in Attika und gab ſie den Athenern zurück. Die Athener überboten ſich in Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien; namentlich räumten ſie ihm einen Theil des Parthenon, des Heiligthums der Athene, „ſeiner ältern Schweſter,“ wie er ſie nannte, zur Wohnung ein, und ſahen ruhig zu, wie er das ärgerlichſte und ſchändlichſte Leben daſelbſt führte. Zwar, als einmal auf ein Schreiben des Demetrius hin einem Bürger eine Geldſtrafe nachgelaſſen worden war, wurde der Beſchluß gefaßt, daß kein Athener mehr einen Brief von Demetrius übergeben ſolle; aber als Demetrius ſeinen Unwillen hierüber äußerte, hoben ſie den Beſchluß wieder auf, beſtraften diejenigen, die ihn beantragt hatten, mit dem Tod oder der Verbannung, und beſchloßen: daß Alles, was der König Demetrius befehle, vor den Göttern heilig und vor den Menſchen gerecht ſeyn ſolle. — So handelten die Athener, ſagt Plutarch, die der fremden Beſatzung entledigt zu ſeyn und vollkommner Freiheit zu genießen wähnten! Hierauf gewann Demetrius den größten Theil des Peloponneſes, namentlich Argos, Korinth, Sicyon, vermochte die Einwohner der letztgenannten Stadt, ſich an einem günſtigeren Punkt anzuſiedeln und nannte die neue Stadt Demetrias. Auf dem korinthiſchen Iſthmus wurde eine allgemeine Verſammlung der Griechen gehalten, 303 vor Chr., und Demetrius in Gegenwart einer ungeheuern Menſchenmenge zum Oberfeldherrn Griechenlands ernannt, wie früher Philippus und Alexander, vor welchen er jedoch in ſeinem wahnſinnigen Dünkel Vieles voraus zu haben meinte; denn er ließ ſich König der Könige nennen, ja er geſtand den Königstitel einem Seleukus und Ptolemäus nicht zu. Auf dem Rückwege nach Athen ſchrieb der von Siegen und von Weihrauch Berauſchte: er wünſche bei ſeiner Ankunft daſelbſt ſogleich in die eleuſiniſchen Myſterien eingeweiht zu werden, und zwar auf einmal die ganze Weihe von den unterſten bis zu den höchſten Graden zu erhalten, was gegen alle Geſetze und alles Herkommen war. Der Fackelträger (zweite Prieſter, der nächſte nach dem Hierophanten), Pythodorus, widerſetzte ſich zwar dieſem übermüthigen Verlangen, aber auf den Antrag des Stratokles wurde demſelben mittelſt der Abänderung von Monatsnamen und ſonſtigen lächerlichen Auskunftsmitteln, um den Schein zu retten, willfahrt. Nun aber rief das Bündniß von Seleukus, Lyſimachus, Kaſſander und Ptolemäus gegen den Antigonus deſſen Sohn, welcher eben Theſſalien gewonnen hatte und mit einem anſehnlichen Heere Macedonien ſelbſt bedrohte, nach Aſien zurück, und in der großen Schlacht bei Ipſus verlor Antigonus Leben und Reich, und Demetrius entkam mit geringen Trümmern ſeines Heeres, 303 vor Chr. Nur Phönicien, Cicilien und Cypern blieb ihm noch. Von Epheſus aus, wo man fürchtete, er werde ſich an den dortigen Tempelſchätzen vergreifen, die er jedoch unberührt ließ, ſchiffte er nach Athen, wo er ſeine Schiffe, ſein Geld und ſeine Gattin Deidamia zurückgelaſſen hatte; aber bei den cykladiſchen Inſeln kamen ihm Abgeordnete dieſer Stadt entgegen und baten ihn, Athen nicht zu betreten, weil das Volk den Beſchluß gefaßt, keinem der Könige den Eintritt zu geſtatten; die Deidamia war ſchon mit ehrenvoller Begleitung nach Megara geſchickt worden. Demetrius, der ſonſt alle Unglücksfälle mit großer Faſſung ertrug, gerieth hierüber in die heftigſte Entrüſtung, bezwang jedoch ſeinen Zorn, den er jetzt an den Athenern auszulaſſen außer Stand war, entließ die Geſandten mit glimpflichen Vorwürfen und erbat ſich von den Athenern nur ſeine Schiffe zurück, die er auch erhielt. Da überall in den griechiſchen Städten ſeine Beſatzungen vertrieben wurden und alle ſich für ſeine Feinde erklärten, ließ er nur einen Feldherrn, Pyrrhus, in Griechenland zurück, begab ſich nach dem thraciſchen Cherſones, machte hier reiche Beute und ſammelte ſo bald wieder ein großes Heer. Durch die Vermählung ſeiner Tochter Stratonice mit dem Könige von Syrien, Seleukus (welche dieſer dann ſeinem Sohne Antiochus abtrat), verbeſſerte ſich ſeine Lage wieder, und als er vernahm, daß ſich ein gewiſſer Lachares zum Herrſcher der in Uneinigkeit gerathenen Athener aufgeworfen, hoffte er durch ſeine bloße Erſcheinung Herr dieſer Stadt zu werden. An der Küſte von Attika wurde ſeine anſehnliche Flotte größtentheils von einem Sturme zerſtört; mit dem Ueberreſte derſelben richtete er gegen Athen Nichts aus, und ſchickte nun Freunde ab, eine neue Flotte zu ſammeln, während er in den Peloponnes ſich wandte, und die Stadt Meſſene belagerte. Von einer Wunde, die er bei dieſer Belagerung erhielt, geheilt, fiel er wieder in Attika ein, verwüſtete das Land und ſchnitt der Stadt die Zufuhr zur See ab, ſo daß Hungersnoth ausbrach. Zwar ſchickte ihr Ptolemäus von Aegypten hundertundfünfzig Schiffe zu Hülfe, Demetrius aber ſammelte aus dem Peloponnes, Cypern und von andern Gegenden dreihundert Schiffe; die Flotte des Ptolemäus ſegelte davon, und der Tyrann Lachares verließ die Stadt, die er ſich nicht zu behaupten getraute. Obgleich die Athener die Todesſtrafe darauf geſetzt hatten, wenn Jemand vom Frieden oder von Ausſöhnung mit Demetrius ſpräche, öffneten ſie ihm doch jetzt ſofort das nächſte Thor und ſchickten Geſandte, ihn um Nachſicht zu bitten. Demetrius zog ein, ließ alle Bürger im Theater verſammeln und umſtellte ſie mit ſeinen Soldaten und Leibwachen. Bange Angſt herrſchte unter den Athenern als Demetrius zu ihnen zu reden begann; aber nach einigen gelinden Vorwürfen, die er ohne Heftigkeit ausſprach, ertheilte er ihnen völlige Verzeihung, ſchenkte ihnen viel Getreide und ſtellte die beim Volke beliebteſten Aemter wieder her. Das Volk brach in lauten Jubel aus, und ein Redner machte den Vorſchlag, dem Könige Demetrius den Piräeus und Munychia zu übergeben. Dieß geſchah; aber Demetrius ſelbſt beſetzte auch noch das Muſeum, wodurch er ſich Athens noch mehr verſicherte. Dann richtete er ſeine Abſichten auf Lacedämon, wahrſcheinlich mehr wegen des frühern Ruhmes dieſer Stadt, als weil ſie jetzt drohend oder bedeutend geweſen wäre. Die Lacedämonier hatten ſich ſeit der Niederlage unter Agis gegen Antipater ruhig verhalten; ihr König **Kleomenes**, der im Jahr 309 vor Chr. ſtarb, hatte faſt einundſechzig Jahre regiert, und ſein Sohn und Nachfolger Areus regierte vierundvierzig Jahre. Bei Mantinea ſchlug Demetrius den König Archidamus, der ihm entgegen kam, und fiel in das lakoniſche Gebiet ein. In einem zweiten Treffen, in der Nähe von Sparta ſelbſt, machte er fünfhundert Geſangene, tödtete zweihundert, und gedachte nun die Stadt ſelbſt in ſeine Gewalt zu bekommen, die bisher noch nie erobert worden war. Aber ungünſtige Nachrichten von Cypern und aus Aſien und eine unerwartete Geſtaltung der Dinge in Macedonien nöthigten ihn, dieſen Plan aufzugeben. Kaſſander war 300 vor Chr. geſtorben; ſein jüngerer Sohn Alexander rief gegen den ältern, Antipater, der ſeine eigne Mutter umbrachte, den König Pyrrhus von Epirus und den Demitrius zu Hülfe; der Erſtere leiſtete ihm Beiſtand, eignete ſich aber dafür ein Stück von Macedonien zu; und nun fürchtete Alexander von dem ſpäter herbeigekommenen Demetrius etwas Aehnliches, behandelte ihn mit Mißtrauen, und ſtellte ihm ſogar nach dem Leben; Demetrius aber kam ihm zuvor, ließ ihn meuchleriſch ermorden, wurde von den Macedoniern zum König ausgerufen, unterwarf ſich Theſſalien, und unternahm jetzt einen Zug gegen Böotien, das faſt allein in Griechenland ihm Widerſtand leiſtete. Der Spartaner Kleonymus mit einigen Truppen ermunterte die Böotier zum Kriege. aber als Demetrius mit ſeinem Kriegsmaſchinen vor Theben rückte, entfloh derſelbe, Theben ergab ſich, wurde vom Sieger mild behandelt, und ſelbſt nach einem wiederholten Aufſtand nicht allzuhart beſtraft. Aber auch jetzt hatte das Glück des Demetrius keinen dauernden Beſtand. Seine Gegner in Aſien wurden unruhig über das Wachsthum ſeiner Macht; die Macedonier waren unzufrieden mit ſeiner Lebensweiſe und ſeinem Hochmuth und fielen dem König Pyrrhus von Epirus zu; Ptolemäus von Aegypten erſchien mit einer Flotte in Griechenland und forderte die Griechen zum Abfall von ihm auf; und endlich wurde er von ſeinem Schwiegerſohn Seleukus unredlicher Weiſe gefangen gehalten und ſtarb 286 vor Chr. Doch blieb die Herrſchaft über Macedonien bei ſeinem Hauſe; ſein Nachfolger war ſein Sohn Antigonus Gonnatas, und Griechenland blieb auch hinfort in vielfacher bald größerer bald geringerer Abhängigkeit von Macedonien.

Gleichzeitige Geſchichtſchreiber der Schickſale Griechenlands ſeit dem Tode des Demoſthenes 322 vor Chr. bis etwa 285 vor Chr., oder Redner aus dieſer Zeit, ſind nicht auf uns gekommen und deßwegen fehlt uns die hellere und vollſtändigere Anſchauung dieſer freilich traurigen aber merkwürdigen Zeiten und des Zuſtandes der einzelnen Staaten während derſelben. In dieſem halben Jahrhundert ſank das zuvor ſchon geſunkene Griechenland wieder auf eine weit tiefere Stufe der Macht, der Ehre, der Sittlichkeit herab. Griechiſche Söldner zwar waren, neben den macedoniſchen, ſehr geſucht und geſchätzt, ſie entſchieden großentheils den Ausgang der Schlachten, zahlreiche Schaaren derſelben ſchlugen ſich in den verſchiedenſten Ländern, und der Ruf griechiſcher Tapferkeit war ſomit nicht vermindert; aber immer ſeltner war es die eigne Stadt, war es das Vaterland, das über die Tapferkeit und den Arm ſeiner Söhne gebot; immer häufiger verfügten fremde Könige über die ſtreitbaren Männer und Jünglinge des Landes. Die Beherrſcher dieſer Reiche vermochten Heere aufzubringen und zu beſolden, mit welchen ſich die Macht der einzelnen Staaten nicht mehr meſſen konnte. So wichtig Griechenland in der Hand eines glücklichen Siegers war, der über ſeine Kräfte gebot, ſo wenig vermochte es, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich zu einem einſtimmigen großen Entſchluß, zu einem gemeinſamen Handeln zu ermannen; es mußte von außen den Anſtoß und den Befehl empfangen. Dieß war nicht die Folge von Erſchöpfung an Menſchen oder an Geld und Gut, nicht von Mangel an Einſicht und Bildung oder an körperlicher Tüchtigkeit und Tapferkeit ſeiner Bewohner, ſondern von der Entartung des öffentlichen Geiſtes, der Staatsverfaſſungen, von ſittlicher Schwäche und Verwilderung.

Die Volkszahl ſcheint in Griechenland im Ganzen doch nicht bedeutend abgenommen zu haben, obgleich die beſtändigen Kriege und Parteiungen immer eine Menge Opfer dahinrafften und beſonders die alten und edeln Familien am härteſten trafen. Wenn gleich die Städte nicht entvölkert wurden, hatte das Erlöſchen der alten, angeſehenen Bürgerfamilien wenigſtens die Folge, daß Fremde, Niedriggeborene, Sklaven oder ſonſt der Bürgerrechte Verluſtige an die Stelle der ehrenhaften Bürger traten und daß oft der Pöbel das Uebergewicht erlangte, auch da, wo keine demokratiſche Verfaſſung dieß erleichterte; daß die rechtlichſten Bürger ſich aus Scheue oder aus Widerwillen von den Staatsangelegenheiten zurückzogen und die Rückſichtsloſeſten von den vornehmeren und älteren Familien mit den Keckſten und Ehrgeizigſten unter den jüngeren und minder Angeſehenen ſich in die Herrſchaft und Gunſt der Menge theilten.

Der Reichthum Griechenlands hatte ſich im Ganzen wohl eher gemehrt als vermindert. Die Einkünfte der Staaten zwar, namentlich die von Athen, mußten ſehr abgenommen haben in Folge des Verluſtes der meiſten Kolonien und Unterthanen, dagegen aber war gewiß das Vermögen der einzelnen Bürger ſehr gewachſen, durch Schifffahrt, Handel und Gewerbfleiß, welcher eine bedeutende Höhe in manchen Städten erreicht zu haben ſcheint, durch Kunſtfertigkeiten, welche große Anerkennung und bedeutenden Lohn bei den Reichen fanden, — ein gewiſſer Schauſpieler z. B. erhielt für jedes Mal, wo er auftrat, ein Talent, — durch den Solddienſt, welcher den Anführern und Unternehmern große Summen eintrug, durch die Kriegsbeute und durch Geſchenke und Beſtechungen von auswärtigen Fürſten. Durch die Eroberungen des großmüthigen und freigebigen Alexander, durch die Treuloſigkeit ſeines Schatzmeiſters, des Harpalus, kamen ungeheure Summen in Griechenland in Umlauf, obwohl das ſo zufällig hereingefloſſene Geld weniger nachhaltig und fruchtbar ſeyn mochte, als das durch ordentlichen Handel, durch Gewerbfleiß und Landwirthſchaft erworbene, und am allerwenigſten wohlthätig wirkte. Aber freilich war auch dieſer Reichthum höchſt ungleichmäßig vertheilt, und den Reichen ſtand eine unverhältnißmäßig große Zahl von Armen gegenüber, während früher die ordentlichen Bürger alle ein gewiſſes, mäßiges, und nicht leicht Einer ein übermäßiges Vermögen beſeſſen hatte. Eine bedeutende Quelle der Einnahme und des Erwerbs mußte für die angeſehenſten Städte Griechenlands die Anweſenheit einer Menge von Fremden aus allen griechiſchen Kolonien, aus Italien und Sicilien, aus Macedonien, Aſien und Aegypten ſeyn, welche theils bei beſondern feſtlichen Gelegenheiten, bei der Aufführung von Tragödien, bei Spielen und ſonſtigen Feierlichkeiten ſich einfanden, oder in den Schulen der Philoſophen, der Redner, der Sophiſten ſich bilden wollten, oder als Verbannte, wie z. B der ungeheuer reiche Dion und der jüngere Dionyſius, eine ihren Wünſchen entſprechende Freiſtätte ſuchten. Athen namentlich, und in etwas geringerem Grade wohl auch Korinth, waren die Sammelplätze der durch Bildung, Geſchmack, Kunſt und Gelehrſamkeit ausgezeichnetſten Menſchen, und zugleich die Orte, wo man ſich neben den höhern geiſtigen und Kunſtgenüſſen jeden erdenklichen Sinnengenuß verſchaffen konnte. Die Zeit der großen Dichter zwar, der erſten Künſtler, wie eines Phidias, Polygnotus, Zeuxis, war vorüber; aber doch blühte in den reicheren und üppigeren Städten die Kunſt, freilich oft mehr als Dienerin des Luxus der Einzelnen, denn als Verherrlicherin des Ruhmes der Staaten und zur Ehre der Götter, gedeihlich fort; ſo wurden z. B. dem Demetrius von Phalerum dreihundert Statuen errichtet, was wenigſtens die Menge der bildenden Künſtler beweiſt. Muſik, Tanzkunſt und die mimiſche Kunſt, dem Vergnügen eines ſchauluſtigen Volkes dienſtbar, wurden natürlich fortwährend gepflegt, ſo wie überhaupt Alles, was zur Feier der vielen in Griechenland üblichen Feſtſpiele beitrug. Dieſe wurden noch immer, dem alten Herkommen gemäß, gehalten und die vielen reichen Bürger hatten dabei Gelegenheit, ihren Reichthum und ihren Geſchmack, zur Unterhaltung der verſammelten Menge und zur Befriedigung ihrer eigenen Eitelkeit zu zeigen, und dieſe Feſtlichkeiten (welche noch mehrere Jahrhunderte fortgefeiert wurden) logen dem Auge des oberflächlichen Beſchauers noch lange das Bild von der Einheit, der Größe und Macht Griechenlands vor, ſo wie ſie äußerlich die Hellenen noch zuſammenhielten und der ſchnelleren Auflöſung aller Bande wehrten, nachdem deſſen Kraft ſchon innerlich gebrochen, die vaterländiſche Geſinnung, die religiöſe Begeiſterung und Weihe dahin war. Beredtſamkeit und Philoſophie wurden noch ſehr eifrig betrieben; Schulen, in welchen beide gelehrt wurden, beſtanden noch viele Jahrhunderte ſpäter in Athen. Die philoſophiſchen Sekten wurden immer zahlreicher; für die Sitten Griechenlands wurde es bedeutungsvoll oder wenigſtens bezeichnend, daß Philoſophen auftraten (die Cyrenaiker, deren Stifter Ariſtippus war, und die Epikuräer, deren Meiſter während der Belagerung Athens durch Demetrius daſelbſt lebte), welche die ſinnliche Luſt und Glückſeligkeit für das höchſte Gut und die Beſtimmung des Menſchen erklärten, während auf der andern Seite die Cyniker (Diogenes und Antiſthenes) die Unerſättlichkeit der Begierden und das Unbefriedigende der ſinnlichen Luſt und Glückſeligkeit erkennend, ſich zur Aufgabe machten, von den ſinnlichen Bedürfniſſen, namentlich allen künſtlich geſchaffenen und geſteigerten, ſich frei zu machen, und ſich nur auf das Nothwendige, was die Natur des Menſchen durchaus fordert, zu beſchränken. Antiſthenes war ein gebildeter, edler und ſtrenger Mann; Diogenes aber und Andere trieben die Einfachheit und Natürlichkeit der Lebensweiſe in's Rohe, Unanſtändige und Schamloſe; ſie zeichneten ſich durch einen auffallend geringen und groben Aufzug aus und ihre ſogenannte Philoſophie beſtand mehr in der Lebensweiſe als in einem Syſtem. Bekanntlich war Diogenes ein Zeitgenoſſe Alexanders. Philoſophen im eigentlichen Sinne aber waren die Stoiker, deren Haupt Zeno, von der Inſel Cypern, der aber in Athen in der ſogenannten Stoa (Halle) lehrte, und gleichzeitig mit Epikur, 300 vor Chr., blühte. Sie hatten eine eigenthümliche, wiſſenſchaftliche Anſicht von der Natur und Welt, von der Gottheit; im Sittlichen aber, was bei ihnen das Wichtigſte iſt, ſetzten ſie das höchſte Gut, die Beſtimmung des Menſchen in die Tugend, in die Beherrſchung der natürlichen Triebe durch die Vernunft, den vernünftigen Willen, in die Verachtung von ſinnlicher Luſt und Unluſt, und Gleichgültigkeit gegen den Tod. Die verſchiedenſten philoſophiſchen Lehren ſtanden ſich ſo, um dieſe Zeit, gegenüber; und dazu kam dann auch noch diejenige Meinung oder Schule, welche behauptete, daß nicht nur dieſe entgegengeſetzten Anſichten falſch ſeyen, ſondern daß es überhaupt keine zuverläſſige, philoſophiſche Erkenntniß gebe; welche den Verſicherungen und Behauptungen der Schulen den Zweifel entgegenſetzten, — die ſogenannten Skeptiker oder Zweifler, als deren Haupt Pyrrho, der ebenfalls um dieſe Zeit lebte, anzuſehen iſt.

Die widerſprechenden Meinungen und Lehren der Philoſophen berührten nothwendig auch die religiöſen Anſichten und Vorſtellungen, wenn ſchon ſie ſich hüteten, den herkömmlichen Volksglauben geradezu anzutaſten, da dieß gefährlich war, vielmehr eine äußere Uebereinſtimmung ihrer Lehren mit demſelben nachzuweiſen ſich bemühten. Die Epikuräer z. B. ließen zwar die Götter beſtehen, ſie ſchrieben ihnen menſchenähnliche Geſtalt, aber keinen wirklichen, ſondern nur einen Scheinkörper zu, und behaupteten: die Götter kümmern ſich um die Weltregierung, um die Menſchen, gar nicht; ſie thun den Menſchen weder Gutes noch Böſes, leben in gänzlicher Unthätigkeit, in ungeſtörtem Genuſſe, und ſeyen bloß als vortreffliche und ewige Naturen zu verehren, d. h. zu bewundern, aber weder anzurufen noch zu fürchten. Dieſe und andere Anſichten erſchütterten natürlich den Volksglauben. Sodann wurde die, mit dem Staatsleben der Griechen ſo eng verbundene Religion immer häufiger und offenkundiger mißbraucht; die Opfer- und Zeichendeuter fügten ſich dem Willen der Könige, der Feldherrn und Staatsmänner; die Orakel wurden beſtochen, — und jener Ausruf des Demoſthenes: die Pythia philippiſire! verkündete laut und erſchreckend den tiefen Fall des religiöſen wie des ſtaatlichen Lebens von Griechenland. Zum Verfall des religiöſen Volksglaubens und der religiöſen Geſinnungen überhaupt trug ferner theils das Eindringen fremder Götterlehren und deren Vermengung mit den griechiſchen, in Folge der Eroberungen Alexanders, theils die Vergötterung von Menſchen, theils jüngſt geſtorbener, theils ſogar noch lebender, wie z. B. des ſittenloſen Demetrius nicht wenig bei; und nicht nur die mythologiſche Religion wurde dadurch innerlich zerſtört, ſondern bei dem großen Haufen ſchwand aller Glaube an das Göttliche, alle Scheue und Ehrfurcht, und entweder eine zuchtloſe und vermeſſene Freigeiſterei, oder ein verworrener, wüſter Aberglaube blieb allein noch in den Gemüthern zurück. So kam Irreligioſität zu den übrigen ſchlimmen Einflüſſen, welche die griechiſche Sittlichkeit untergruben, zu der ſteigenden Genußſucht, dem Mangel an Gemeingeiſt, der Niederträchtigkeit, welche die Folge der Unterdrückung durch Fremde und der Abhängigkeit zu ſeyn pflegt. Die immer ſchon ſo verderbliche Parteiſucht der Hellenen wurde jetzt noch mehr vergiftet durch die fremden Herrſcher, an welche die Parteien, eigner Stärke ermangelnd, ſich anlehnen mußten; und die zu allen Zeiten in Griechenland einheimiſche Beſtechlichkeit fand immer weniger Widerſtand an der Ehr- und Vaterlandsliebe.

So tiefe Wurzeln aber hatte im Laufe vieler Jahrhunderte das griechiſche Leben geſchlagen, daß es auch jetzt noch, in ſolchen Stürmen und ſolchem Verderben, Jahrhunderte lang fortbeſtand, immer noch Laub und manche Blüthen trieb. Als diejenigen Reſte, welche mit dem ſchönſten Schmuck edler Früchte geprangt hatten, allmählich abſtarben, ſchien der lebensvolle Baum ſeinen noch immer nicht erſchöpften Saft anderen, bisher ſchwächer gebliebenen, unſcheinbaren Zweigen zuzuſenden; als Athen, Sparta, Korinth und Theben in Kraftloſigkeit und Erſtarrung geſunken waren, traten der Bund der Aetolier und der Bund der Achäer mit unerwarteter Kraft auf, und ſelbſt in den halberſtorbenen Aeſten zeigten ſich noch hin und wieder die Spuren und Triebe eines neuaufſtrebenden Lebens.

XXXII.

Die Zeiten des achäiſchen Bundes.

Durch die langjährigen Kriege und Parteiungen war das Königreich Macedonien, von welchem ſich die aſiatiſchen Eroberungen als ſelbſtſtändige Reiche wieder abgelöſt hatten, ſo zerrüttet und erſchöpft worden, daß, als der Sohn des Demetrius Poliorcetes, Antigonus Gonnatas, nach mancherlei Schickſalswechſeln endlich zur Herrſchaft gelangte, die ſich dann in ſeinem Hauſe weiter vererbte, der von Philippus, Alexander, Antipater, Kaſſander und Demetrius erkämpfte Einfluß auf Griechenland, welcher ſich oft ganz der völligen Beherrſchung näherte, wieder großentheils vernichtet war, und der Kampf um denſelben, mit wechſelndem Glücke faſt von Neuem begann und ein Jahrhundert lang fortdauerte. Hundert Jahre nämlich nach Antigonus Gonnatas kam Perſeus zur Regierung, deſſen Herrſchaft die Römer ein Ende machten.

Ehe Antigonus Gonnatas, welchem von den Siegen ſeines Vaters her noch ein großer Theil der griechiſchen Städte, namentlich Korinth, unterworfen war, auf den Thron Macedoniens gelangte, wurde daſſelbe zuerſt von Pyrrhus, König von Epirus (dem bekannten Gegner der Römer) und von Lyſimachus, dem Könige von Thracien, je zur Hälfte, beherrſcht: Pyrrhus hatte ſeinen Theil bald wieder an Lyſimachus verloren, und nach dem Tode des Lyſimachus und Ermordung ſeines Nachfolgers Seleukus bemächtigte ſich der Sohn des Königs von Aegypten, Ptolemäus Soter, welcher ſelbſt den Namen Ptolemäus Keraunos (Wetterſtrahl) führte, Macedoniens, wurde aber nach einer Regierung von nur achtzehn Monaten mit ſeinem Heere von den Galliern erſchlagen. Mehrere Könige folgten raſch auf dem Throne des hartbedrängten Reiches: Meleager, Antipater, Soſthenes, ein anderer Ptolemäus; eine kurze Zeit herrſchte dann Antigonus. Von dieſem verlangte Pyrrhus Hülfstruppen nach Italien, und als dieſer ſie ihm nicht ſandte, fiel er nach ſeiner Rückkehr nach Epirus in Macedonien ein, eroberte viele Städte, ſchlug den Antigonus und ein Heer von Galliern, das derſelbe in Sold genommen, bewog die Macedonier deſſelben, zu ihm überzutreten und bekam faſt ganz Macedonien zum zweiten Mal in ſeine Gewalt. Auch er nahm Gallier in Sold, welche aber in Macedonien ſchlimm hauſten, und als ein raubſüchtiges und unerſättliches Volk in Aegä die Grabmäler der daſelbſt beſtatteten macedoniſchen Könige aufbrachen, die Koſtbarkeiten plünderten und aus Muthwillen die Gebeine zerſtreuten. Von dieſen Galliern muß etwas genauer berichtet werden, weil ſie auch in das eigentliche Griechenland einfielen.

Die Gallier hatten aus nicht genau bekannten Urſachen, — die

Schriftſteller geben an wegen Uebervölkerung, — ihr Heimathland Gallien (Frankreich) verlaſſen, in einem großen Schwarme, der zu dreimalhunderttauſend Kriegern angegeben wird, und zwar wie es ſcheint, begleitet von Weibern und Kindern, entweder um Beute zu machen oder ſich neue Wohnſitze zu ſuchen. Sie ergoßen ſich theils über Italien, wo ſie Rom niederbrannten, theils über die Länder am illyriſchen Meerbuſen, über Pannonien, wo ſie die bisherigen Bewohner unterwarfen und vertilgten, und ſich von da theils über Thracien und nach Kleinaſien, theils nach Macedonien und Griechenland hinab ergoßen. Die Einfälle in Macedonien fallen in die Jahre 280 vor Chr. und die nächſtfolgenden.

Der Schrecken vor den einbrechenden, wilden und abgehärteten Galliern, als deren Anführer Belgius und Brennus genannt werden, war ſo groß, daß Viele den Frieden von ihnen erkauften; Ptolemäus Keraunus, ein blutiger Tyrann, übermüthig ſeine Macht überſchätzend, wies ihre Friedensbedingungen mit Hohn zurück, wurde aber, wie ſchon erzählt, von ihnen niedergehauen, ſein Heer vernichtet; doch drangen ſie nicht weiter vor, ſondern kehrten um und darüber ward ihr Oberfeldherr Brennus ungehalten, daß eine ſo reiche Beute, wie Macedonien, nicht verfolgt worden, und zog mit einem auserleſenen Heere von Neuem heran. Der macedoniſche Feldherr Soſthenes hielt anfänglich die Gallier von den Grenzen ab, von ihrem geſammten Heere aber wurde er geſchlagen, das platte Land verheert, und der ruhm- und beutegierige Brennus wurde nach den weltberühmten Schätzen von Delphi lüſtern. Dieſe reichen Götter, ſoll er frevelnd geſpottet haben, bedürften der Schätze nicht, die ſie ja vielmehr den Menſchen zu ſchenken pflegten. Verderben drohend, wälzte ſich das wilde Heer der Gallier, über ſechszigtauſend Mann, heran, auf dem Wege ſchon in den gefundenen Vorräthen von Lebensmitteln, beſonders in dem Weine, der ihnen überaus köſtlich mundete, und deſſen ihnen neuer Reiz ſie auch nach Italien gezogen haben ſoll, unmäßig ſchwelgend und ſich über das Land hin zerſtreuend. Das Orakel ſoll den Delphiern ausdrücklich verboten haben, die Früchte und den Wein aus ihren Behauſungen und Höfen wegzuſchaffen. Dadurch gewannen ſie einige Friſt, Vertheidigungsanſtalten zu treffen und Bundesgenoſſen herbeizurufen. Sie brachten deren etwa viertauſend zuſammen, darunter viele tapfere Aetolier; und im Vertrauen auf die Hülfe des Gottes und auf die günſtige Lage des durch Berge und Felſen geſchützten Delphi wagte die kleine Schaar den Kampf gegen die zahlreichen, vom Weine halb trunkenen Barbaren; und von den delphiſchen Prieſtern und Weiſſagern zur höchſten religiöſen Begeiſterung entzündet, ſo daß ſie die Götter ſelbſt unter ſich als Bundesgenoſſen zu ſehen glaubten, ſtürzten ſie ſich heldenmüthig auf die heranſtürmenden Feinde, wälzten Felſen auf ſie hinab und trugen den glänzendſten Sieg davon. Brennus ſelbſt, verwundet, ſoll ſich erſtochen haben, und Kälte und Unwetter rieb den größten Theil ſeines Heeres auf. Dieß geſchah 278 vor Chr.

Die in Pannonien zurückgebliebenen Gallier boten nun dem Antigonus, welcher ſich Macedoniens wieder bemächtigt hatte, den Frieden um Geld an; der König war dazu bereit, aber ſeine glänzende Aufnahme ihrer Geſandten und der Anblick ſeiner Koſtbarkeiten reizte die Habgier der Gallier ſo ſehr, daß ſie einen Angriff auf die Macedonier zu machen beſchloßen: Antigonus überließ ihnen das leere Lager, überfiel ſie nachher, als ſie in Unordnung waren, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und nahm dann, wie es ſcheint, eine Anzahl von ihnen in Sold, wie dieß von dieſer Zeit an die meiſten Fürſten in der Nähe thaten, da die Gallier in Pannonien immer eine zahlreiche, kampfluſtige junge Mannſchaft hatten. Pyrrhus, wie ſchon erzählt, folgte ſeinem Beiſpiel, nachdem er ihn aus Macedonien vertrieben, und rüſtete ſich nunmehr, unerſättlich in Kriegen, zu einem Zuge, welcher ihm Sparta, ja den ganzen Peloponnes und Griechenland unterwerfen ſollte.

Die Veranlaſſung dazu war theils der Wunſch, den Einfluß und die Herrſchaft des Antigonus in Griechenland gänzlich zu vernichten, theils die Bitte des Spartaners Kleonymus, ihn in ſeine Vaterſtadt zurückzuführen, und ihm die Herrſchaft zu verſchaffen. Kleonymus war aus dem königlichen Geſchlecht; weil er aber für einen gewaltthätigen, nach Alleinherrſchaft ſtrebenden Mann galt, war er nicht beliebt, ſondern gefürchtet, und ſein Vetter Areus war zum König ernannt worden, während er darauf Anſprüche zu haben glaubte. Pyrrhus rüſtete ein Heer von ſiebenundzwanzigtauſend Mann und zog gegen den Peloponnes. Den lacedämoniſchen Geſandten, die in Megalopolis, in Arkadien, bei ihm ankamen, erklärte er: er ſey nur gekommen, um die unter Antigonus ſtehenden Städte in Freiheit zu ſetzen, und, wenn Nichts dazwiſchen käme, ſeine jüngern Söhne nach Sparta zu ſchicken, damit ſie dort nach ſpartaniſchem Brauche erzogen würden und dadurch vor allen anderen Königen einen Vorzug bekämen. Mit ſolchem Vorgeben täuſchte er Jedermann, bis er das lakoniſche Gebiet betrat und ſofort zu rauben und zu plündern begann, ohne zuvor den Krieg erklärt zu haben. Ein Lacedämonier, der ihm deßhalb als Geſandter Vorwürfe machte, ſagte zu ihm: „Biſt Du ein Gott, ſo wird uns Nichts zu Leide geſchehen, da wir Dich nicht beleidigt haben; biſt Du aber ein Menſch, ſo wird ſich wohl Einer finden, der noch mächtiger iſt als Du.“ Sofort rückte er gegen Lacedämon heran, welches auf einen ſo plötzlichen Angriff gar nicht vorbereitet, von Vertheidigern ziemlich entblößt und ſogar von dem einen Könige Areus verlaſſen war, welcher den Gortyniern auf Kreta im Kriege beiſtand. Pyrrhus zögerte mit dem Angriff, gerade weil er die Stadt ſchon als eine gewiſſe Beute betrachtete, und dieß rettete ſie. Die Lacedämonier beriethen ſich in der erſten Nacht, wo Pyrrhus ſich in der Nähe lagerte, ob ſie nicht ihre Weiber weg nach Kreta ſchicken ſollten; aber dieſe widerſetzten ſich und Archidamia, (die Großmutter des Königs Agis III.) kam mit einem Schwert in der Hand in den Rath der Alten und beſchwerte ſich, daß die Männer den Weibern zumutheten, den Untergang Sparta's zu überleben. Sofort wurde beſchloſſen, einen Graben gegenüber von dem feindlichen Lager zu führen und eine Wagenburg zu ſchlagen, um den von Pyrrhus mitgebrachten Elephanten das Eindringen zu verwehren. Frauen und Jungfrauen halfen den Greiſen bei der Schanzarbeit, während die kampffähige Mannſchaft ſich ausruhen und zum Kampf Kräfte ſammeln ſollte; und am Morgen übergaben ſie ihnen den fertig gewordenen Graben und reichten ihnen die Waffen mit der Aufforderung: ihn aus allen Kräften zu vertheidigen, und mit den Worten: ſo herrlich es ſey, vor den Augen des Vaterlandes zu ſiegen, ſo rühmlich ſey es auch für ſie, als würdige Spartaner zu fallen und in den Armen ihrer Mütter und Weiber zu ſterben. Die ſchöne Chelidonis, die ehemalige Gattin des Kleonymus, deren Liebe zu dem jungen und ſchönen Akrotatus den älteren, ungeliebten Gatten mit zur Entfernung von Sparta bewogen, knüpfte ſich einen Strick um den Hals, um ſich, wenn die Stadt erobert würde, zu tödten und nicht in die Hände des Kleonymus zu fallen.

Zwei Tage lang wurde nun aufs tapferſte und wüthendſte von beiden Seiten gekämpft, beſonders von den unter den Augen ihrer Mütter, Frauen, Töchter kämpfenden Spartanern, unter welchen Akrotatus ſich hervorthat und die die Wagenburg durchbrechenden Gallier in Pyrrhus Solde zurückſchlug. Am zweiten Tage drang trotz der heftigen Gegenwehr der Lacedämonier, denen die Frauen, auf dem Kampfplatz anweſend, Geſchoſſe reichten, Eſſen und Trinken boten, und die Verwundeten aufhoben und beſorgten, Pyrrhus hoch zu Pferde zwiſchen den Wagen durch; die hier Kämpfenden erhoben ein lautes Geſchrei und die Weiber liefen mit Wehklagen und Geheul herum: als plötzlich das Pferd des Königs, von einem Pfeil im Bauche verwundet, ſich bäumte und ſeinen Reiter abwarf. In der Verwirrung, welche hiedurch entſtand, trieben die Spartaner die Feinde zurück. Pyrrhus ließ nun das Gefecht einſtellen und hoffte, die Spartaner, deren ſehr Viele getödtet und die Uebrigen faſt Alle verwundet waren, würden nun nachgiebiger ſeyn; aber jetzt traf der Phocier Aminias, ein Feldherr des Antigonus, mit einer Schaar Söldner von Korinth in der Stadt ein, und kaum war dieſer angekommen, ſo kehrte der König Areus mit zweitauſend Mann von Kreta zurück. Zwar erneuerte Pyrrhus ſeine Angriffe, richtete aber Nichts aus und zog mit ziemlichem Verluſt ab, war jedoch geſonnen, den Winter über im Peloponnes zu bleiben. Daher nahm er die Aufforderung eines Parteihauptes von Argos, Ariſteas, ihm gegen ſeinen Gegner Ariſtippus, welcher der Partei des Antigonus angehörig und von dieſem begünſtigt war, bereitwillig an und zog dahin. Der Spartanerkönig Areus that ihm auf dem Rückzug vielen Schaden, und bei einem gefährlichen Engpaß wurde ſein Sohn Ptolemäus, den er der abgeſchnittenen Nachhut zu Hülfe ſchickte, von den Lacedämoniern erſchlagen, von ihm ſelbſt aber durch Niedermachung vieler tapferen Spartaner blutig gerächt. Bei Nauplia, in der Nähe von Argos, lagerte er ſich dem Antigonus gegenüber, der die Höhen beſetzt hielt, forderte ihn zum Kampfe heraus und verhöhnte ihn, als er ſich weigerte, die Schlacht anzunehmen. Die Stadt Argos ſchickte Geſandte an beide Könige, bat ſie, ſich zu entfernen und der Stadt zu geſtatten, ſich an keinen anzuſchließen. Antigonus war dazu bereit und ſtellte ſeinen Sohn als Geiſel: Pyrrhus aber gab nur zweideutige Zuſicherungen, und in der Nacht rückte er, im Einverſtändniß mit Ariſteas, durch ein ihm geöffnetes Thor mit ſeinen Galliern in die Stadt ein. Weil aber das Thor für die Elephanten zu niedrig war, und ihnen die Thürme abgenommen und wieder aufgeſetzt werden mußten, verſtrich längere Zeit, während welcher die Argiver zu den Waffen eilten, die feſten Punkte beſetzten und den Antigonus herbeiriefen. Zu gleicher Zeit kam auch Areus an, mit tauſend Kretern und den leichtbewaffneten Spartanern. In den Straßen der Stadt entſpann ſich mit Tagesanbruch ein Gefecht; Pyrrhus, durch ſchlimme Vorbedeutungen erſchreckt und entmuthigt, wollte ſich zurückziehen, aber während dem kam ihm der Reſt ſeines Heeres von außen her entgegen, ein unter dem Thore gefallener Elephant, welcher fürchterlich ſchrie, verſperrte den Rückweg, und andere rannten hin und her, Alles vor ſich zertretend und zermalmend. In dieſem Drang ſprengte Pyrrhus, den ihn auszeichnenden Kranz vom Helme nehmend, ſein Pferd noch einmal gegen die Feinde; er wurde von einem Spieße leicht verwundet, und wie er ſich gegen denjenigen wandte, der ihn verwundet, warf ihm eine alte Frau, die Mutter des Bedrohten, wie es heißt, einen ſchweren Ziegelſtein vom Dache herab auf den Kopf, daß er beſinnungslos und ſchwer verwundet vom Pferde ſank; die Feinde bekamen ihn in ihre Hände, tödteten ihn vollends und hieben ihm den Kopf ab. Alcyoneus, des Antigonus Sohn, ritt mit dem Kopf zu ſeinem Vater, der eben mit ſeinen Freunden zuſammenſaß und warf ihn zu deſſen Füßen hin. Als Antigonus den Kopf erkannte, trieb er ſeinen Sohn mit einem Stocke von ſich, und ſchalt ihn einen Barbaren und Böſewicht: er hielt ſich dann den Mantel vor die Augen und weinte, weil er ſich ſeines Vaters und Großvaters, des Antigonus und Demetrius, erinnerte und der Wandelbarkeit des menſchlichen Dinge gedachte; und den Leichnam des Pyrrhus ließ er mit allen Ehren beſtatten. Gegen ſeinen Sohn wurde er erſt wieder freundlicher, als dieſer den gefangenen Sohn des Pyrrhus, Helenus, liebreich vor ihn führte, tadelte ihn jedoch, daß er demſelben nicht zuvor anſtändigere Kleider gegeben, und ſchickte den Helenus frei nach Epirus zurück. Dieß geſchah etwa 272 v. Chr. und jetzt gewann Antigonus die Herrſchaft über Macedonien wieder, während zugleich viele Städte Griechenlands von ihm abhängig waren, darunter namentlich Athen und Korinth; gegen andere dauerte der Krieg faſt beſtändig fort.

Zu größerer Macht und Anſehen gelangte aber um dieſe Zeit der ätoliſche und der achäiſche Bund. Die Aetolier, in einem gebirgigen Lande wohnend, waren ein raubes und wildes, der griechiſchen Bildung ziemlich fremdes, halb barbariſches Hirten- und Räubervolk, das keine große Städte beſaß, aber von ſtarkem Unabhängigkeitsgeiſt beſeelt war. Noch in ſpäterer Zeit, als ſie mit den Römern in feindliche Berührung kamen, wurden ſie geſchildert als „Menſchen nur der Geſtalt nach, ihrem wahren Weſen nach reißende Thiere.“ Sie hatten ſich Antipaters glücklich erwehrt, ſich zu ſeinen Gegnern gehalten und waren daher mit Antigonus und Demetrius verbündet geweſen. Ums Jahr 280 vor Chr. hatten viele peloponneſiſche Staaten, der ſpartaniſche König Areus an ihrer Spitze, ſich verbündet, um die Freiheit Griechenlands wieder herzuſtellen, und um den Schein zu vermeiden, als hätten ſie den Antigonus (Gonnatas) angefallen, griffen ſie die Aetolier, deſſen Verbündete, unter irgend einem Vorwand an und verheerten und plünderten ihr Land. Die Hirten von den Bergen Aetoliens, gegen fünfhundert, ſammelten ſich, fielen über die zerſtreuten Plünderer her, erſchlugen ihrer mehrere Tauſende und jagten die Feinde aus ihrem Lande. Die Spartaner wollten zwar den Krieg erneuern, aber ihre Bundesgenoſſen, beſorgend, es ſey ihnen mehr um die Oberherrſchaft, als um die Befreiung Griechenlands zu thun, verſagten ihre Hülfe, und die Aetolier ſchloßen ſich nun zu einem engeren Bunde zuſammen. Durch ihre Theilnahme an der Beſiegung der Gallier bei Delphi erhöhten ſie ihren Ruhm und ihr Anſehen, dehnten ihren Bund weiter aus, ſchloßen Bündniſſe mit auswärtigen Fürſten und Völkern, trugen aber auch zur Unterhaltung der Zwietracht in Griechenland bei, indem ſie meiſt in feindſeligem Verhältniß dem Bunde der Achäer gegenüberſtanden.

Die Achäer, welche den nordweſtlichen Theil des Peloponneſes bewohnten, hatten ſchon in ältern Zeiten einen Bund errichtet, wozu zwölf Städte gehörten, die ſonſt wenig genannt werden: Pateä, Dyme, Pharä, Tritra, Leontium, Aegiäa, Pellene, Aegium, Bura, Keraunia. Sie hatten an den Händeln und Kriegen der übrigen Hellenen wenig Antheil genommen, waren aber von Antipater ebenſo wie die Andern unterworfen worden. Nach Kaſſanders Zeit wurde der frühere Bund wieder hergeſtellt, beſaß jedoch im Anfang nicht viel Anſehen und Macht: denn die Achäer wohnten in kleinen Städten, hatten ein beſchränktes, nicht ſehr fruchtbares Gebiet und grenzten an ein hafenloſes Meer, deſſen Wellen faſt durchaus an einer ſteilen, felſigen Küſte ſich brachen. In früheren Zeiten, während der Blüthe Griechenlands, waren ſie faſt für gar Nichts gerechnet worden, da ſie Alle zuſammen nicht die Macht Einer anſehnlichen Stadt aufzuweiſen hatten; aber durch Klugheit und Eintracht und durch neidloſe Unterwerfung unter die Führung eines hervorragenden Mannes, erhielten ſie ſpäter nicht nur ſich, inmitten von mächtigeren Staaten, frei, ſondern beſchützten und befreiten auch viele andere Griechen. Die Verfaſſung des Bundes war dieſe: jede Stadt hatte ihre eigene Obrigkeit und beſtand ganz für ſich, ſchickte aber zweimal jährlich, im Frühling und Herbſt, Abgeordnete zu einer allgemeinen Verſammlung, in welcher das allgemeine Oberhaupt des Bundes, welches auch den Vorſitz in der Verſammlung führte, unter dem Namen des Feldherrn gewählt wurde. Ihm ſtanden zehn Männer, Demiurgen genannt, berathend und ſeine Macht ermäßigend, zur Seite; und nur auf ein Jahr gewählt, durfte er unmittelbar darauf dieß Amt nicht wieder bekleiden.

Zu größerer Bedeutung und Blüthe erhob ſich der achäiſche Bund hauptſächlich erſt durch Aratus von Sicyon. In dieſer nicht zu Achaia gehörigen größeren, uralten Stadt, dem Sitz einer berühmten Malerſchule und reich an Kunſtſchätzen dieſer Art, die manchen ausgezeichneten Männern das Daſeyn gegeben und in welcher in früheren Zeiten eine gemäßigte Tyrannei ſich hundert Jahre lang behauptet und vererbt hatte, waren, nachdem in Folge der macedoniſchen Kriege und Unterdrückung, die alte doriſche ariſtokratiſche Verfaſſung geſtürzt worden, Demagogen und dann Tyrannen an's Ruder des Staates gekommen. Endlich waren zwei angeſehene Männer, Timoklidas und Klinias, zur Regierung berufen worden; aber der Erſtere ſtarb bald, der Andere wurde von einem nach der höchſten Gewalt ſtrebenden Manne, Abantidas, getödtet und ſeine Partei theils verjagt, theils hingerichtet. Der ſiebenjährige Sohn des Klinias, Aratus, wurde nach Argos geflüchtet und wuchs dort im erbitterten Haß gegen die Tyrannei und Tyrannen heran. In Sicyon war, nachdem Abantidas ermordet worden, ſein Vater Paſeas Tyrann, und nach dieſem wieder ſein Mörder Nikokles. Nur vier Monate hatte dieſer geherrſcht, als Aratus, der zu einem ebenſo rüſtigen und tapferen, als verſtändigen und beſonnenen Jüngling herangewachſen war und auch wegen ſeiner edlen Geburt allgemeines Anſehen in Argos, ſo wie bei den ſicyoniſchen Verbannten genoß, den Plan faßte, ihn zu ſtürzen. Er wandte ſich zuerſt an Antigonus von Macedonien und an Ptolemäus von Aegypten um Hülfe; aber da Beide zögerten, ſie ihm zu gewähren, bemächtigte er ſich auf eigene Fauſt, mit einigen wenigen Freunden, mit ſicyoniſchen Verbannten und einer Anzahl bewaffneter Sklaven, mit ebenſo viel beſonnener Schlauheit als unerſchrockenem Muthe, mittelſt Erſteigung der Mauern auf Leitern, der Stadt, ließ mit Anbruch des Morgens die Bürger zur Freiheit einladen; Nikokles entfloh; ſein Haus wurde niedergebrannt, ſeine Güter den Bürgern preis gegeben; ohne einen Tropfen Blutes wurde die Stadt befreit und alle Verbannten, gegen ſechshundert, wurden in die Heimath zurückgerufen. Aber von dieſen waren Viele ſchon lange Jahre verbannt; ſie verlangten ihre Häuſer und Güter zurück, und ſetzten dadurch den Aratus in große Verlegenheit, weil er deßhalb Zwietracht und Verwirrung beſorgte, wodurch auch die Plane des Antigonus auf die Stadt gefördert werden konnten. Deßhalb ſchien ihm das Rathſamſte, ſeine Vaterſtadt mit dem achäiſchen Bunde zu vereinigen und die ſtolzen Sicyonier fügten ſich willig darein. Er ſelbſt diente unter der Reiterei des Bundes, und ſo groß ſein durch jene kühne That erworbener Ruhm und ſo verhältnißmäßig bedeutend die Macht Sicyons war, zeigte er doch den freudigſten Gehorſam gegen die Feldherrn der Achäer; denn als ein geſchworener Feind der Tyrannen hielt er ungemein auf Eintracht, Ordnung, Einſtimmigkeit in Volks- und Rathverſammlungen und Gemeingeiſt.

Um die zurückgekehrten Verbannten zu befriedigen, ging er den König Ptolemäus von Aegypten perſönlich um eine Geldhülfe an, erhielt von ihm hundertundfünfzig Talente und ſtellte damit die Klagenden und Mißvergnügten unter ſeinen Mitbürgern zufrieden. Auch geſellte er ſich, mit der Ordnung dieſer Angelegenheiten und mit Herſtellung der Eintracht allein und mit unbeſchränkter Gewalt beauftragt, fünfzehn Bürger zu und brachte ſo unter vieler Mühe das Friedenswerk zu Stande, wofür ihm alle Bürger den aufrichtigſten Dank zollten und ihn auf jede Weiſe, namentlich auch durch eherne Bildſäulen ehrten. So löblich nun jene Anwendung des ägyptiſchen Geldes war, ſo zeugt doch die Annahme oder vielmehr die Erbittung deſſelben von einer eben nicht rühmlichen Abhängigkeit Griechenlands von auswärtigen Fürſten, einem Verhältniß, das freilich ein Einzelner nicht mehr ändern konnte.

So hervorleuchtend war der Werth und die Bedeutung dieſes jungen Mannes, daß der König Antigonus ſeinetwegen in Unruhe gerieth und ihn entweder auf ſeine Seite zu ziehen, oder doch dem Ptolemäus verdächtig zu machen ſuchte. Deßhalb erwies er ihm viele Aufmerkſamkeiten, ſchickte ihm von einem großen Opferfeſte, das er zu Korinth hielt, — denn er hatte fortwährend Akrokorinth, die auf einem Berge gelegene Burg von Korinth, im Beſitz, — einige Opferſtücke nach Sicyon hinüber, und ſprach ſich bei dem Gaſtmahl ſelbſt vor vielen Anweſenden ſo aus, wie wenn es ihm gelungen wäre, den Aratus von

Ptolemäus ab und auf ſeine Seite zu ziehen, wobei er ihm die höchſten Lobſprüche ertheilte: und es gelang ihm wirklich, den Ptolemäus mißtrauiſch zu machen, ſo daß er Jemand an den Aratus ſchickte und ihn zur Rede ſtellen ließ.

Noch jung wurde Aratus zum Feldherrn, d. h. zum Oberhaupt des achäiſchen Bundes gewählt und bekleidete fortan dieſe Würde ſehr häufig, ja ſein Einfluß und Anſehen galt längere Zeit faſt einzig, obgleich er nur je ums andre Jahr wirklicher Feldherr werden durfte. Er war ganz der Mann, wie ihn dieſe Zeiten erforderten, zwar tapfer und unternehmend, aber dabei höchſt beſonnen, ſtaatsklug und vorſichtig, ſo daß man ihm ſogar häufig allzugroße Behutſamkeit und Aengſtlichkeit zum Vorwurf machte: aber in einer Zeit, wo die Kräfte Griechenlands ſo ſehr geſchwächt waren, wäre ein Mann von dem Feuer des Themiſtokles nicht mehr am Platze geweſen. Diejenige That, welche ſeinen Ruhm am meiſten begründete, war die Eroberung von Akrokorinthus, wobei er nicht ſowohl den Vortheil der Sicyonier, ſeiner Mitbürger, oder der Achäer, als vielmehr die Vernichtung der auf Griechenland laſtenden Tyrannei und Fremdenherrſchaft im Auge hatte. Denn der Beſitz dieſes Platzes, welchen Philippus die Feſſel Griechenlands genannt hatte, war für die Unabhängigkeit des Peloponneſes und für die Freiheit des Verkehrs von größter Wichtigkeit. Antigonus legte auf dieſe Feſte, deren er ſich durch Liſt bemächtigt hatte, den größten Werth und beſetzte ſie mit einer auserleſenen Mannſchaft unter dem Befehl eines gewiſſen Perſäus, der ein ſtoiſcher Philoſoph war. Aratus hatte ſchon längſt auf die Eroberung der Burg von Korinth geſonnen: etwa zehn Jahre, nachdem er zum erſtenmal Feldherr der Achäer geweſen, um 242 vor Chr., führte er ſeinen Plan glücklich aus, indem er einige geweſene Soldaten von der Beſatzung der Burg, welche wegen Beſtehlung des königlichen Schatzes hatten fliehen müſſen, mit einer großen Summe Geld gewann und, da er die Sache geheim halten mußte, dazu ſein eignes Silbergeſchirr und den Schmuck ſeiner Gattin verwendete. Bei der nächtlichen Erſteigung der Mauern ſetzte Aratus ſelbſt, an der Spitze einer kleinen Schaar, ſich der größten Gefahr aus und hatte einen hitzigen Kampf mit der Beſatzung zu beſtehen, überwältigte aber endlich, als ihm weitere Mannſchaft zu Hülfe kam, die Feinde und machte die Macedonier und Syrer der Beſatzung zu Gefangnen. Als er dann vom Schloß ins Theater hinunter ſtieg, um eine Rede an das Volk zu halten, ſtrömte eine ungeheure Menſchenmenge zuſammen, um den Helden zu ſehen und zu hören, der jetzt, in völliger Rüſtung, aber mit einem von Anſtrengungen und Schlafloſigkeit ganz verſtörten Geſicht auf die Bühne trat. Lange konnte er vor lautem Jubelruf der Menge nicht zum Wort kommen; daher nahm er den Speer in die rechte Hand, ſtützte ſich darauf und blieb ſo eine geraume Weile ſchweigend ſtehen, bis das Beifallrufen und Jauchzen ſich legte, wo er dann ſeine Kräfte ſammelte, in einer Rede an das Volk die Handlungsweiſe der Achäer rechtfertigte, den Korinthiern die Schlüſſel der Thore, die ſeit der Zeit des Philippus zum erſten Mal wieder in ihre Hände kamen, übergab, und ſie beredete, dem achäiſchen Bunde beizutreten. Dann gewann er Heräum, das befeſtigte Vorgebirg bei Korinth mit dem Tempel der Here, und Lechäum, den Hafen am korinthiſchen Meerbuſen, wo ihm fünfundzwanzig königliche Schiffe in die Hände fielen, ſo wie viele Gefangne und Pferde. Akrokorinth aber wurde von den Achäern befeſtigt; und dieſe Kriegsthat hält Plutarch für die letzte der glänzenden Kriegsthaten der Griechen, die ſowohl was die Kühnheit als das Glück betreffe, den glänzendſten Unternehmungen alter Zeiten gleich geſetzt werden dürfe. Wirklich ſtieg von dieſer Zeit an die Macht und der Glanz des achäiſchen Bundes ungemein und faſt hätte man ein Wiederaufblühen des einträchtigen Griechenlands hoffen können. Denn es fielen jetzt die Megareer von Macedonien (der König Antigonus Gonnatas war vor der Einnahme von Korinth geſtorben) ab, und es traten die Epidaurier und Trözenier dem achäiſchen Bunde bei. Aratus fiel dann in Attika ein, da ihm der Paß nicht mehr geſperrt war, ſchlug die ihm entgegengeſandte Macht der Athener, die noch unter der macedoniſchen Herrſchaft ſtanden, ſchickte ihnen aber alle Freigeborene unter den Gefangenen ohne Löſegeld zurück und gab ihnen dadurch die erſte Veranlaſſung zum Abfall von Antigonus. So machte er die für ſich allein ſchwachen Städte durch Vereinigung ſtark, und der durch ihn emporgebrachte Bund der Achäer bewies dem einſichtsvollen Staatsmann und Feldherrn von erprobter Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe das unbegrenzteſte Vertrauen und überließ ſich ganz ſeiner Leitung. Je mehr indeſſen der Herrſcher Macedoniens gegen die Achäer erbittert werden mußte, um ſo mehr hielt es Aratus für nöthig, der Gunſt und des Beiſtands des Ptolemäus ſich zu verſichern, welcher der Verbündete der Achäer wurde und im Kriege den Oberbefehl führen ſollte.

Theils aus Dankbarkeit gegen Argos, wo er als Flüchtling erzogen worden war, theils aus Haß gegen die Tyrannen überhaupt, theils um durch den Beitritt einer wichtigen Stadt den Bund zu verſtärken, bemühte ſich Aratus ſofort, der Tyrannei daſelbſt ein Ende zu machen. Es herrſchte dort der mit Macedonien verbündete Tyrann Ariſtomachus. Eine Verſchwörung gegen denſelben wurde von Aratus veranlaßt oder wenigſtens unterſtützt, ſchlug jedoch fehl. Ariſtomachus wurde zwar bald darauf von ſeinen eigenen Sklaven ermordet, aber ein ärgerer Tyrann als er, Ariſtippus, bemächtigte ſich der Gewalt: Aratus zog ſofort der Stadt gegen den Tyrannen zu Hülfe, fand aber bei den des Sklavenjoches ſchon gewöhnten Argivern keine Unterſtützung und mußte wieder abziehen. Der achäiſche Bund wurde von Ariſtippus wegen Friedensbruch angeklagt und Aratus von den Mantineern als Richtern, zu einer Geldſtrafe von einem halben Talent Strafe verurtheilt. Aber darum gab er doch ſeine Plane nicht auf; er erſtieg einmal mit einer kleinen Schaar bei Nacht, mittelſt Leitern die Mauern, überwältigte die Wachen, wehrte ſich auch noch bei Tagesanbruch aufs tapferſte und ſetzte den Tyrannen ſo in Angſt, daß dieſer ſchon ſeine Schätze zu flüchten begann; aber da die Argiver müſſig zuſahen, mußte er am Ende, verwundet, der Uebermacht weichen. Auch im offnen Krieg gelang ihm nicht, den Ariſtippus zu vertreiben, vielmehr erlitt er einmal von ihm eine Niederlage, die er jedoch durch einen glänzenden Sieg ſpäter vergütete. Auch zog er die Stadt Kleonä in Argolis in den achäiſchen Bund und ließ die nemeiſchen Spiele daſelbſt feiern. Die Argiver feierten ſie ebenfalls zu Argos; und jetzt wurde die den Theilnehmern an der Feier zugeſtandene Freiheit und Sicherheit zum erſten Male verletzt; die Achäer behandelten Alle, welche an den Spielen zu Argos Theil genommen und auf der Reiſe durch ihr Gebiet ihnen in die Hände fielen, als Feinde und verkauften ſie als Sklaven; ſo unerbittlich war Aratus in ſeinem Tyrannenhaß.

Dagegen gelang dem Aratus, die bedeutende Stadt Megalopolis in Arkadien, welche die Arkadier gemeinſam auf den Rath des Epaminondas gegründet hatten, auf friedlichem Wege von der Tyrannei zu befreien. Lydiades hatte ſich dort der Alleinherrſchaft bemächtigt, ein zwar ruhm- und herrſchſüchtiger, aber ſonſt nicht unedler, nicht habſüchtiger und wollüſtiger Mann, welcher mit der Zeit der Laſt der Tyrannei überdrüſſig wurde. Da er einerſeits den Aratus wegen ſeines Anſehens und der Achtung beneidete, worin er ſtand, und andererſeits deſſen Feindſchaft fürchtete, entſchloß er ſich freiwillig, von der Furcht, dem Haß und der Angſt der Tyrannei ſich zu entledigen und der Wohlthäter ſeines Vaterlandes zu werden. Er lud den Aratus zu ſich ein, legte die Herrſchaft nieder und vereinigte die Stadt mit dem achäiſchen Bunde. Dieſer Handlung wegen wurde er von den Achäern ſo bewundert, daß ſie ihn zum Feldherrn wählten. Als Solcher ſtrebte er, ſich durch große Unternehmungen auszuzeichnen und rieth zu einem Kriegszug gegen die vom Bunde ſich immer fern haltenden und immer eher feindſelig geſinnten Lacedämonier, wogegen Aratus ſich erklärte. Auch widerſetzte ſich dieſer der zweiten Wahl des Lydiades zum Feldherrn, was man ihm als Neid auslegte, ſo daß ſein Widerſpruch unbeachtet blieb, und auch noch zum dritten Mal wurde derſelbe, abwechſelnd mit Aratus gewählt; aber als er in offene Feindſchaft mit Aratus gerieth und ihn oft vor den Achäern anklagte, wurde er endlich zurückgeſetzt, und man erkannte, wie Plutarch ſagt, den Unterſchied ſeiner erkünſtelten Tugend und Vaterlandsliebe von der ächten des Aratus. Dieſer führte dann glücklichen Krieg gegen die Aetolier, ließ ſie in den Peloponnes eindringen, ſchlug ſie, ſchloß dann aber Frieden; und indem er den Pantaleon unterſtützte, der bei ihnen in großem Anſehen ſtand, brachte er ſogar für eine kurze Zeit ein Bündniß zwiſchen den Achäern und Aetoliern zu Stande. Dann gab er ſich viele Mühe, die Athener von der Herrſchaft der Macedonier zu befreien, und er ſcheint ſogar den Verſuch gemacht zu haben, den Piräeus zu überrumpeln, was ihm übel genommen wurde, weil es während eines mit den Macedoniern geſchloſſenen Waffenſtillſtandes geſchah und er ſelbſt läugnete die That und ſchob ſie auf einen gewiſſen Erginus, der ohne ihn dieſen Verſuch gemacht habe. Nach dem Tode des Demetrius, des Nachfolgers des Antigonus Gonnatas, etwa 235 vor Chr., riefen die Athener, begierig ſich frei zu machen, den Aratus zu Hülfe, der jedoch damals gerade nicht Feldherr war, und der ſich, obwohl krank, in einer Sänfte nach Athen tragen ließ und der Stadt gute Dienſte leiſtete. Denn er bewog den Befehlshaber der macedoniſchen Beſatzung, den Piräeus, Munychia, Salamis und Sunium den Athenern zu überlaſſen gegen eine Summe von hundertundfünfzig Talenten, zu welcher er ſelbſt zwanzig Talente beitrug. Die Athener ſowohl, als auch bald darauf die Aegineten, die Hermionäer und die meiſten Arkadier traten nach und nach dem Bunde bei. Nun ließ Aratus, beſtändig auf Verſtärkung des Bundes bedacht, dem jüngern Ariſtomachus, Tyrannen von Argos, den Vorſchlag machen: er ſolle der Stadt die Freiheit wieder geben, ſich dem achäiſchen Bunde anſchließen und wie Lydiades lieber mit Ruhm und Ehre der Feldherr eines großen Volkes als mit Gefahr und Haß Tyrann einer einzigen Stadt ſeyn. Ariſtomachus zeigte ſich nicht abgeneigt, verlangte aber fünfzig Talente, um ſeine Söldner befriedigen und entlaſſen zu können, und während dieß Geld zuſammengebracht wurde, ſuchte Lydiades den Ariſtomachus mißtrauiſch gegen den Aratus zu machen und die Ehre, ihn für den Bund gewonnen zu haben, ſich allein zuzueignen. Aber die Achäer waren dem Aratus mit ſolchem Vertrauen ergeben, daß ſie ebenſo bereit waren, wie er über die Handlungsweiſe des Lydiades und Ariſtomachus ſich beſchwerte, den Letztern abzuweiſen, als ſie ihn bereitwillig aufnahmen, und ihn ſogar zum Feldherrn wählten, ſobald Aratus, wieder beſänftigt, für ſeine Aufnahme ſprach.

Dieſer Ariſtomachus, um ſich Ruhm zu verſchaffen, ſann auf Krieg mit Lacedämon, und zog deßhalb den damals in Athen verweilenden Aratus zu Rathe. Aratus hielt für gefährlich, den Bund mit dem unternehmenden Könige von Sparta, Kleomenes, in Krieg zu verwickeln und rieth ab; da jedoch Ariſtomachus darauf beſtand, ſtellte auch er ſich und machte den Krieg, zuerſt unter Jenem, dann im nächſten Jahre als Feldherr mit. Als Solcher erlitt er durch Kleomenes eine Niederlage bei Lycäum und verirrte ſich ſelbſt auf der Flucht, ſo daß er in ganz Griechenland ſchon todt geſagt wurde; aber er zog raſch ſeine verſprengten Truppen wieder zuſammen, überfiel plötzlich die mit Kleomenes verbündeten Mantineer, ſchlug ſie, eroberte ihre Stadt, legte eine Beſatzung hinein, und gab den daſelbſt wohnenden Fremden das Bürgerrecht. Der von Kleomenes bedrohten Stadt Megalopolis zog er zwar zu Hülfe, wich aber einer Schlacht, die der feurige Kleomenes ſehnlich wünſchte, gefliſſentlich und beharrlich aus, und kam dem ungeſtümen Lydiades, der ſich in einen Kampf mit dem Feind einließ und ſich, zuerſt ſiegreich, zu weit vor wagte, nicht zu rechter Zeit zu Hülfe, ſo daß nicht nur er mit vielen Andern fiel, ſondern das ganze Heer von den Fliehenden fortgeriſſen wurde und eine Niederlage erlitt. Die Achäer waren darüber ſehr erbittert, und beſchloßen in einer Verſammlung in Aegium, dem Aratus, der durch Unentſchloſſenheit oder gar durch ſeine Eiferſucht auf Lydiades den Verluſt der Schlacht verſchuldet hatte, kein Geld mehr auszuzahlen und keine Miethtruppen mehr zu halten. Wegen dieſer Kränkung wollte er zuerſt die Feldherrnwürde niederlegen; doch beſann er ſich eines Andern, blieb die noch übrige Zeit im Amte und erfocht bei Orchomenos über den Lacedämonier Megiſtonus einen Sieg. Das nächſtemal jedoch als er zum Feldherrn gewählt wurde, ſchlug er die Wahl aus; der vorgebliche Grund ſeiner Weigerung war die ihm von den Achäern widerfahrene Kränkung; in der That aber ſoll ihn die damalige gefährliche Lage der Achäer dazu bewogen haben, weil er, als ein ältlicher und von Natur etwas ängſtlicher Mann, zweifelte, ob er dem tapfern und im Kriege glücklichen Kleomenes würde widerſtehen können. Wir müſſen jetzt unſre Blicke auf dieſen und auf Sparta wenden.

Die Lacedämonier hatten 273 vor Chr. den Angriff des Pyrrhus auf ihre unbefeſtigte Stadt mit einem Heldenmuth zurückgeſchlagen, der ihrer Ahnen würdig war; nachher aber wird von ihnen nichts Bedeutendes berichtet. Plutarch ſagt über ihre Geſchichte etwa ſeit Lyſander oder Ageſilaus: ſobald die Sucht nach Gold und Silber ſich in Sparta eingeſchlichen hatte, und dem Beſitze des Reichthums Geiz und Habſucht, dem Gebrauch und Genuß aber Schwelgerei, Weichlichkeit und Prachtliebe gefolgt war, verlor dieſer Staat ſeine meiſten Vorzüge und befand ſich immer in einem niedrigen, verächtlichen Zuſtande, bis zu der Zeit, wo Agis und Leonidas zur königlichen Würde gelangten, ziemlich gleichzeitig, wie es ſcheint, nämlich etwa 247 vor Chr. Agis ſtammte im ſechſten Gliede von Ageſilaus ab, der in Aſien eingefallen war, Leonidas im achten Glied von Pauſanias, dem Sieger bei Platää. Die beiden Könige waren ſich ſehr unähnlich. Leonidas, ein ſchon älterer Mann, welcher ſich lange Zeit an den Höfen der Satrapen umgetrieben hatte und bei Seleukus, dem Könige von Syrien, in Dienſten geſtanden war, entfernte ſich auf eine ſo auffallende Weiſe durch Weichlichkeit und Prunkſucht, von den väterlichen Sitten, daß ſeine Landsleute daran Anſtoß nahmen, obgleich bei dem Verfalle des Staates Alle ohne Ausnahme der alten ſtrengen Lebensart untreu geworden waren. Dagegen übertraf der bei ſeiner Thronbeſteigung erſt zwanzigjährige Agis beinahe alle Könige, die ſeit Ageſilaus geherrſcht, an Geiſtesgaben und erhabner Geſinnung ſo ſehr, daß er, im Reichthum und in der Ueppigkeit der Weiber, ſeiner Mutter Ageſiſtrata und ſeiner Großmutter Archidamia, der reichſten Frauen Lacedämons, aufgewachſen, ſich doch für einen Feind aller Lüſte erklärte, alle Kleiderpracht und Schmuck von ſich verbannte, allen Aufwand vermied, einen groben Mantel trug, die einfachen Mahlzeiten, die kalten Bäder und die ganze rauhe Lebensweiſe der alten Spartaner zurück wünſchte, und laut ſagte: „er würde ſich aus der königlichen Würde Nichts machen, wenn er nicht mittelſt derſelben die Geſetze und die uralte Verfaſſung Sparta's wiederherſtellen könnte.“

Das Sinken Sparta's hatte großentheils ſeinen Grund darin, daß die Lacedämonier das alte Geſetz aufhoben, welches dem Lykurg ſelbſt zugeſchrieben wurde und welches feſtſetzte, daß eine beſtimmte Zahl von Looſen oder Erbtheilen (neuntauſend den Spartanern, dreißigtauſend den die kleineren Städte bewohnenden Lacedämoniern angehörig), in den Familien fortvererbt, aber, wie es ſcheint, immer geſondert gehalten, nicht durch Schenkung oder Kauf oder Vermächtniß mehrere in Einer Hand vereinigt werden ſollten. Ein angeſehener Spartaner, Epitadeus mit Namen, machte, als er zum Ephorus gewählt wurde, (wann? iſt nicht bekannt), wegen eines Zwiſtes mit ſeinem Sohne, den er enterben wollte, den Vorſchlag, daß es jedem Beſitzer eines ſolchen Looſes erlaubt ſeyn ſolle, ſein Haus und Erbe bei Lebzeiten, Wem er wolle, zu ſchenken oder im Teſtament zu vermachen. Der Antrag wurde angenommen, da er der perſönlichen Freiheit und Willkür der Einzelnen günſtig war, und natürlich wurden nun die Beſitzthümer bald auch verkauft. Die Reichen und die Vornehmen vereinigten in ihren Händen eine Menge Güter; der Reichthum drängte ſich bald in wenige Familien zuſammen; in der Stadt riß Armuth, Haß und Neid gegen die Reichen ein; die Bürger fingen niedrige Gewerbe an, die ihnen bisher verboten geweſen, und verſäumten die ehrenvolleren Beſchäftigungen. Von wirklichen Spartanern ſollen nur noch ſiebenhundert übrig geweſen ſeyn, und darunter nur etwa hundert, welche noch Land und Erbe beſaßen; der übrige Theil des Volkes ſaß neben jenen dürftig und verachtet in der Stadt, ſo daß es allen Eifer und Muth zu auswärtigen Kriegen verlor und nur auf Neuerungen im Innern hoffte. Da faßte nun der großherzige Jüngling Agis, von Bewunderung und Begeiſterung für den großen Begründer der ſpartaniſchen

Verfaſſung, Lykurgus, entzündet, den Plan, in Sparta theils die Gleichheit des Vermögens, theils die alte Sitteneinfalt und Strenge einigermaßen wiederherzuſtellen und dadurch den Ruhm und die Macht des Staates wieder zu heben. Die jüngeren Spartaner gaben ſeinen Vorſchlägen willig Gehör, änderten ihre Lebensart und wendeten ſich der Mannhaftigkeit zu, um wieder zu einer rechten Freiheit zu gelangen; die Aeltern aber und die Reichen waren meiſt mit Agis und ſeinen Planen höchſt unzufrieden, und beſonders auch die Frauen, in deren Händen damals der Reichthum Lacedämons größtentheils geweſen ſeyn ſoll und welche vor dem Verluſte deſſelben als vor dem größten Unglück zitterten. Auch die Mutter und die Großmutter des Agis, Ageſiſtrata und Archidamia, waren anfänglich ſeinen Planen abgeneigt, aber den beredten Vorſtellungen und Bitten des Jünglings vermochten ſie nicht lange zu widerſtehen. Er ſtellte ihnen vor, daß er im Reichthum ſich doch nie mit andern Königen würde meſſen können, aber durch Enthaltſamkeit, Sitteneinfalt und Großmuth, und wenn er den Bürgern zur Gleichheit und Gütergemeinſchaft helfe, werde er den Ruhm eines wahrhaft großen Königs erwerben. So zeigten ſie ſich bereit, dem edeln Ehrgeize des Agis nicht nur ihre Reichthümer aufzuopfern, ſondern auch die andern Frauen, die in Sparta ſehr viel galten, für ſeine Plane günſtig zu ſtimmen.

Auch unter den ältern angeſehenſten Spartanern fand Agis einige Unterſtützung, namentlich bei drei höchſt einflußreichen Männern: bei Lyſander, Mandrokleidas und Ageſilaus, ſeinem Oheim. Der Letztere war ſehr klug und beredt, aber weichlich, habgierig und ränkeſüchtig, und ließ ſich auf das Unternehmen des Agis nur ein in der Hoffnung, dadurch von ſeinen Schulden befreit zu werden. Denn deren hatte er, bei großen Gütern, ſehr viele. Leonidas, der andere König, ein bejahrter Mann, war den Planen des Agis abgeneigt; aus Furcht vor dem Volke aber wagte er nicht, ſich ihm offen zu widerſetzen, ſondern beſchuldigte nur unter der Hand den Agis der unerlaubten Herrſchſucht: er wolle die Güter der Reichen den Armen als Lohn für Uebertragung der höchſten Gewalt geben und durch Erlaſſung der Schulden und neue Vertheilung des Landes nur ſich ſelbſt, als Tyrann, eine Menge ihm ganz ergebene Trabanten erkaufen.

Zwei Vorſchläge nämlich legte Agis, ſobald der einflußreiche Lyſander zum Ephorus gewählt worden war, und als Solcher ihn kräftig unterſtützen konnte, dem Rathe der Alten vor: Erſtens, daß alle Schulden den Schuldnern ſollten erlaſſen ſeyn; zweitens, daß das ganze Lande aufs Neue ſollte vertheilt werden, und zwar in viertauſend fünfhundert Erbtheile für die Spartaner, deren Zahl aus den tüchtigſten Umwohnern (Periöken) und Fremdlingen ſollte ergänzt werden, und fünfzehntauſend für die übrigen freien Bewohner Lakoniens.

Da der Rath über dieſe Anträge getheilter Anſicht war, veranſtaltete Lyſander eine Volksverſammlung, worin er ſelbſt, Mandrokleidas und Ageſilaus die Vorſchläge des Agis, die an ſich ſchon dem Volke gefallen mußten, dringend empfahlen. Zuletzt trat Agis ſelbſt vor und erklärte, welche Opfer er der von ihm vorgeſchlagenen Aenderung der Verfaſſung bringen wolle: ſein ganzes Vermögen an Grundbeſitz nämlich wolle er hingeben und außerdem noch ſechshundert Talente; zu denſelben Opfern ſeyen auch ſeine Mutter und Großmutter und alle ſeine Freunde und Verwandte bereit. — Das Volk ſtaunte und jubelte über die Großmuth des Königs; Leonidas aber, nicht geneigt dieſem Vorgang zu folgen, ohne ſonderlichen Dank und Lob dafür zu ernten, fragte den Agis: wie er ſich bei dieſen Vorſchlägen auf den von ihm ſo hoch geprieſenen und bewunderten Lykurgus berufen könne, der an eine Aufhebung und Erlaſſung der Schulden nie gedacht, die Fremden aber ausdrücklich aus dem Staate ausgewieſen habe? Agis rechtfertigte ſich, indem er treffend erwiederte: Lykurgus habe zugleich mit dem gemünzten Gold und Silber auch das Ausleihen und Borgen aus dem Staate verbannt wiſſen wollen, und die Fremden habe er ausgewieſen, nur ſofern ſie ſich der ſpartaniſchen Lebensweiſe nicht fügen und die Bürger verderben und verführen würden; aber die mit ſeinen Grundſätzen Einverſtandenen, wie z. B. den Kreter Thales, Terpander und Andere habe er hoch geehrt. Das Volk erklärte ſich hierauf ganz für Agis; im Rathe der Alten aber, wo zuerſt ein Beſchluß gefaßt wurde, brachte es Leonidas, als Verfechter der Reichen, dahin, daß Agis' Vorſchläge mit der Mehrheit Einer Stimme verworfen wurden. Nun entſchloß ſich Lyſander den Leonidas ſelbſt anzugreifen. Er behauptete, das Zeichen am Himmel (einen ſchießenden Stern) beobachtet zu haben, welches auf eine Verſündigung der Könige von Sparta hinweiſen ſollte, und ſtiftete Leute auf, welche den Leonidas anklagten, das alte Geſetz übertreten zu haben: daß kein Heraklide mit einer Ausländerin Kinder zeugen, und derjenige, welcher Sparta verließe, um ſich anderswo niederzulaſſen, mit dem Tode geſtraft werden ſolle. Dem Leonidas ſollte nun eine Aſiatin am Hofe des Seleukus zwei Kinder geboren haben; aber von dieſer Frau gehaßt und verabſcheut, ſey er wider ſeine Abſicht nach Sparta zurückgekehrt und habe die eben erledigte königliche Würde an ſich geriſſen. Auch beredete Lyſander den Kleombrotus, welcher mit des Leonidas Tochter, Cheilonis, vermählt und ſelbſt aus königlichem Blute war, den Thron für ſich in Anſpruch zu nehmen. Ueber all dieß gerieth Leonidas in ſolche Furcht, daß er in dem Tempel der Athene Chalkiökos eine Freiſtätte ſuchte, wohin ihn ſeine Tochter, ihren Gatten Kleombrotus verlaſſend, begleitete und ſich neben ihn ſetzte. Als Leonidas ſich auf eine an ihn ergangene Aufforderung nicht vor dem Gericht ſtellte, wurde er förmlich abgeſetzt und die Königswürde dem Kleombrotus verliehen. Die Ephoren des folgenden Jahres aber, unter welchen Lyſander nicht mehr war, hießen den Leonidas ſein Aſyl verlaſſen und brachten eine Klage gegen Lyſander und Mandrokleidas vor: ſie hätten auf eine geſetzwidrige Weiſe die Aufhebung der Schulden und die Vertheilung der Ländereien beſchloſſen. Die Angeklagten, um der Gefahr zu entgehen, riethen nun den Königen, feſt zuſammenzuhalten und ſich um die Ephoren Nichts zu bekümmern; denn die Macht von dieſen beruhe bloß auf der Uneinigkeit zwiſchen den Königen und ſey in Folge hievon ungebührlich ausgedehnt worden; urſprünglich aber und in der That ſtehe ihnen nur das Recht zu, Zwiſte der Könige als Schiedsrichter beizulegen. — Die beiden Könige folgten dieſer Aufforderung, ſammelten ihre Freunde, gingen auf den Markt, vertrieben die dort ſitzenden Ephoren von ihren Stühlen und ſetzten Andere, darunter Ageſilaus, ein. Dann bewaffneten ſie viele junge Leute und ſetzten die Gefangenen in Freiheit, enthielten ſich aber alles Blutvergießens, und Agis ließ ſelbſt den Leonidas, welchen Ageſilaus wollte umbringen laſſen, ungefährdet nach Tegea bringen.

Nun hatten die Könige freie Hand; Ageſilaus aber, welcher nur ſeiner ungeheuern Schulden entledigt werden, ſeine großen Ländereien dagegen behalten wollte, beredete den Agis, die Neuerung in der Stadt würde zu groß ſeyn, wenn beide Maßregeln auf einmal ausgeführt würden und rieth ihm, vorerſt die Bürger durch Erlaſſung der Schulden zu gewinnen, ſo würden ſie nachher auch in die Vertheilung der Ländereien gerne willigen. Agis ließ ſich täuſchen, ſo wie auch Lyſander. Alle Schuldbriefe wurden auf dem Markt auf einen Haufen zuſammengetragen und angezündet; und als die Flamme aufloderte, rief Ageſilaus den Gläubigern, die voll Verdruß waren, höhniſch zu: er habe in ſeinem Leben kein ſtrahlenderes Feuer geſehen. Nun forderte das Volk, daß auch zur Vertheilung der Ländereien geſchritten werde. Die Könige gaben dazu ihre Einwilligung, Ageſilaus aber wußte die Sache immer hinauszuziehen, bis Agis durch einen Kriegszug von Sparta weggerufen wurde. Die Achäer nämlich, mit Sparta damals verbündet, verlangten, in einen Krieg mit den Aetoliern verwickelt, von den Lacedämoniern Hülfe und Agis wurde mit einem Heere abgeſandt. Obgleich es in dieſem Feldzug, unter dem Oberbefehl des vorſichtigen Aratus, zu keinen Schlachten kam, nach welchen der kühne Agis und ſeine jungen, tapfern Soldaten dürſteten, erwarb ſich doch dieß Heer durch Gehorſam und Ergebenheit gegen ſeinen jugendlichen Führer, durch ſeine Mannszucht, Ordnung und Nüchternheit das größte Lob, und Agis ſelbſt erregte durch ſeine mit Kühnheit gepaarte Beſcheidenheit ſowohl, als durch ſeine Einfachheit, ſeine ſtrengen Sitten und ſeine bürgerfreundlichen Geſinnungen die allgemeinſte Bewunderung in ganz Griechenland, ſo daß die Reichen überall unruhig wurden, das Volk möchte durch ſein Beiſpiel zu ähnlichen Neuerungen ſich verleiten laſſen.

Als aber Agis nach Sparta zurückkehrte, war dort eine große Veränderung eingetreten. Ageſilaus, der noch Ephore war, überließ ſich jetzt ganz ungebunden ſeiner Geldgier, erlaubte ſich alle Erpreſſungen und Ungerechtigkeiten, hielt ſich zu ſeiner Sicherheit eine Menge Söldner und behandelte ſowohl den zurückgebliebenen Kleombrotus als den zurückgekehrten Agis mit Geringſchätzung. Dadurch gewann die Gegenpartei Stärke und Vertrauen, ſie holten den Leonidas von Tegea zurück, ſetzten ihn wieder in die Königswürde ein, und das von Ageſilaus hintergangene und mißhandelte Volk ſah dieß nicht ungern. Ageſilaus ſelbſt wurde von ſeinem Sohn Hippomedon, der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit bei dem Volke ſehr beliebt war und ſich für ſeinen Vater verwendete, heimlich aus der Stadt in Sicherheit gebracht; von den Königen ſelbſt ſuchte Agis im Tempel der Athene, Chalkiökos, Kleombrotus im Heiligthum des Poſeidon Zuflucht und eine Freiſtätte. Gegen den Letztern ſchien Leonidas am meiſten erbittert, ging auch ſogleich, ohne ſich um Agis zu bekümmern, demſelben nach und überhäufte ihn mit den bitterſten Vorwürfen wegen ſeiner frühern Handlungsweiſe. Kleombrotus konnte hierauf Nichts erwiedern, ſondern blieb in banger Furcht ſchweigend ſitzen. Seine Gattin Cheilonis aber, die, als er die königliche Würde an ſich geriſſen, ihn verlaſſen und ihren Vater in die Freiſtätte begleitet, auch ſo lange dieſer in der Verbannung gelebt, ihre Trauerkleidung und ihren Zorn gegen Kleombrotus nicht abgelegt hatte, ſetzte ſich jetzt, ſchutzflehend, neben ihren Gatten, ihre beiden Hände um ihn ſchlingend, zu jeder Seite eines ihrer Kinder neben ſich. In dieſer Stellung, mit verwirrten Haaren und vernachläſſigten Kleidern, flehte ſie ihren Vater um Mitleid an für ihren Gatten, ihn an das erinnernd, was ſie ſeinetwegen gefühlt und geduldet hatte, und betheuernd, daß ſie jetzt das Schickſal ihres unglücklichen Gatten theilen werde. Leonidas, nach einiger Berathung mit ſeinen Freunden, hieß den Kleombrotus aufſtehen und das Land verlaſſen; ſeine Tochter bat er, da zu bleiben, und ihren Vater, der ſie ſo zärtlich liebe, daß er bloß ihretwegen dem Kleobrotus das Leben geſchenkt, nicht zu verlaſſen. Aber er konnte ſie dazu nicht bereden; ſie gab ihrem Gatten, wie er aufſtand, das eine Kind in den Arm, das andere nahm ſie ſelbſt, und nachdem ſie noch vor dem Altare des Gottes gebetet, verließ ſie mit ihm den Tempel und das Vaterland.

Nachdem Leonidas neue Ephoren hatte ernennen laſſen, machte er ſich an den König Agis. Zuerſt ſuchte er ihn zu bereden, ſeine Freiſtätte zu verlaſſen und mit ihm wieder die Regierung zu führen, indem er vorgab, die Bürger hätten ihm, als einem jungen, ehrgeizigen Manne, der von Ageſilaus hintergangen worden ſey, Alles verziehen. Agis aber ſetzte mit gutem Grund Mißtrauen in dieſe Verſicherungen und verließ den Tempel nicht. Nun pflegten drei Spartaner, Amphares, Demochares und Arkeſilaus, den Agis öfters im Tempel zu beſuchen, da ſie auf einem freundſchaftlichen Fuß mit ihm ſtanden, auch führten ſie ihn manchmal in ihrer Mitte aus dem Tempel ins Bad und dann wieder zurück. Entweder waren ſie von Leonidas hiezu veranlaßt, oder benützte dieſer, als er es erfuhr, den Umſtand zur Ausführung ſeiner Abſichten, denen ſich beſonders Amphares, einer der Ephoren, gefällig zeigte, welcher vor Kurzem von der Ageſiſtrata koſtbare Trinkgeſchirre und Gewänder geborgt hatte und dieſe Sachen ſich zuzueignen wünſchte. Wie ſie einmal den Agis aus dem Bade in den Tempel zurück begleiteten, legte plötzlich, wie ſie an eine Gaſſe in der Nähe des Gefängniſſes kamen, Amphares, in Kraft ſeines Amtes, Hand an ihn, erklärte ihm, daß er ihn vor die Ephoren führe, welchen er Rechenſchaft ablegen müſſe, und dann ſchleppten ſie ihn, da in der einſamen Gegend ſich Niemand ſeiner annehmen konnte, mit Gewalt ins Gefängniß, welches alsbald von Leonidas mit Söldnern von allen Seiten beſetzt wurde. Die Ephoren gingen zu Agis hinein, beriefen einige ihnen Gleichgeſinnte vom Rathe der Alten, um ihrem Verfahren den Schein des Rechts zu geben, und befahlen ihm, über ſeine Handlungen Rechenſchaft abzulegen. Der junge König lachte über dieſe Bemühungen, den Schein des Rechts zu retten, wies die Entſchuldigung, die ihm Einer der Gemäßigteren in den Mund legen wollte: er ſey von Lyſander und Ageſilaus zu ſeinem Unternehmen gezwungen worden, mit edlem Stolz zurück, erklärte, er habe, ungezwungen und frei, nach dem Muſter des Lykurgus die alte Verfaſſung herſtellen wollen, und verſicherte, er empfinde nicht die mindeſte Reue über ſeine löblichen Plane, obgleich er ſehe, daß er dafür die härteſte Strafe werde erdulden müſſen. Die Richter verurtheilten ihn ſofort zum Tode und befahlen den Dienern, ihn in das Gemach zu führen, wo die Verurtheilten erdroſſelt wurden. Die Diener wagten nicht, Hand an Agis zu legen, und ebenſo weigerten ſich die Söldner, das Geſicht abwendend, an dem Könige ſich zu vergreifen. Nun ſchleppte ihn Demochares ſelbſt hinein; denn man fand nöthig, die Hinrichtung zu beſchleunigen, weil die Verhaftung des Königs ſchon unter dem Volke bekannt geworden war und eine Menge Menſchen vor der Thüre mit Fackeln, denn die Nacht war eingebrochen, ſich verſammelten und tobten. Darunter waren auch die Mutter und Großmutter des Agis, welche laut verlangten, daß man dem Könige der Spartaner ein ordentliches Gericht und Verhör bewillige. Wie Agis zum Strange geführt wurde, ſah er einen Gerichtsdiener weinen; er hieß ihn ſich beruhigen und verſicherte ihn, daß er glücklicher ſey als ſeine Henker. Dann bot er freiwillig den Hals dem Stricke dar. Jetzt ging

Amphares unter die Thüre, hob die Ageſiſtrata, die ihm zu Füßen fiel, auf, verſicherte ſie, ihrem Sohne werde keine Gewalt und kein Leid widerfahren, hieß ſie hineingehen, wenn ſie wolle, und geſtattete auf ihr Verlangen auch ihrer Mutter den Eintritt. Beide Frauen nahm er mit ſich, ließ die Thüren des Gefängniſſes wieder ſchließen und übergab den Henkern zuerſt die Großmutter Archidamia, eine hochbetagte Frau, die in großem Anſehen in Sparta ſtand. Dann hieß er die Ageſiſtrata in das Gemach treten. Als dieſe den Agis todt am Boden liegen, die Archidamia am Stricke hängen ſah, nahm ſie zuerſt den Leichnam ihrer Mutter herab und legte ihn, ſorgſam verhüllt, neben den des Agis. Hierauf warf ſie ſich auf ihren Sohn, küßte ihn und ſagte: „O mein Sohn, deine zu große Mäßigung, deine Sanftmuth und Menſchenliebe hat dich und uns ins Verderben geſtürzt!“ Amphares, der ſie belauſcht hatte, ſprang auf dieß herbei und ſagte zornig: „Weil du das Beginnen deines Sohnes billigſt, ſollſt du mit ihm die gleiche Strafe leiden.“ Ageſiſtrata unterzog ſich dem Tode mit den Worten: „Möge dieß nur Sparta zum Glück gereichen!“ Als die Nachricht von dieſem grauſamen Verfahren ſich in der Stadt verbreitete, und die drei Leichen aus dem Gefängniß herausgeſchafft wurden, hielt keine Furcht die Bürger zurück, ihren Schmerz über das Geſchehene und ihren Abſcheu gegen Leonidas und Amphares an den Tag zu legen, und Alle hielten dafür, daß, ſeitdem die Dorier den Peloponnes bewohnten, keine ſchändlichere und gottloſere That in Sparta verübt worden ſey. Dieß geſchah etwa 239 vor Chr.

Leonidas verlobte hierauf die hinterlaſſene Gattin des Agis, die ſchöne, ſanfte, verſtändige Agiatis, welche dem Agis kurz vorher einen Sohn geboren hatte, mit ſeinem noch ganz jungen Sohne Kleomenes, um ſie keinem Andern zu Theil werden zu laſſen. Ihre flehentlichſten Bitten, ſie damit zu verſchonen, blieben von Leonidas unbeachtet; aber nachdem ſie mit Kleomenes wirklich verbunden war, behielt ſie zwar ihren Haß gegen Leonidas, dem Kleomenes aber war ſie eine gute und zärtliche Gattin, und dieſer feurige Jüngling, voll edler Ehrbegierde, faßte die zärtlichſte Liebe zu ihr, und wurde vermuthlich durch ihre Erzählungen von den Entwürfen des Agis, worüber er ſie häufig befragte, zu ſeinen eignen Unternehmungen angeſpornt. Auch ſoll er in ſeiner frühern Jugend Unterricht in der Philoſophie genoſſen haben von einem der vorzüglichſten Schüler des Stoikers Zeno, Sphärus, welcher das Männliche in der Gemüthsart des Kleomenes liebgewann. An Enthaltſamkeit und ſtrenger Lebensweiſe wetteiferte Kleomenes mit Agis, dem er aber an Vorſicht, Sanftmuth und Mäßigung nicht gleich kam. Das Beſte zwar ſchien ihm, über die Bürger mit ihrem Willen zu herrſchen, aber auch das dünkte ihn ſchön, ihren Widerſtand zu beſiegen und ſie mit Gewalt zum Beſſern zu zwingen.

Als er daher, etwa 238 vor Chr., nach ſeines Vaters Tod auf den Thron gelangte, das Volk ganz geſunken und erſchlafft und die größte Gewalt in den Händen der Ephoren ſah, dachte er alsbald auf eine gänzliche Aenderung der Dinge, weil er aber vermuthete, daß die Spartaner dazu nicht ſehr geneigt ſeyn dürften, verſchloß er ſeine Plane in ſeiner Bruſt, und da er glaubte, im Kriege würde ſich leichter als im Frieden eine Umwälzung bewirken laſſen, ergriff er gerne die Gelegenheit, Sparta mit dem achäiſchen Bunde in Krieg zu verwickeln. Aratus hatte es damals ſo weit gebracht, daß nur noch die Lacedämonier, die Eleer und die von Sparta abhängigen Arkadier dem Bunde fehlten, der nach ſeiner Abſicht den ganzen Peloponnes, ja Griechenland umfaſſen und ſo die Freiheit Aller ſichern ſollte. Gleich nach des Leonidas Tode machte Aratus Einfälle in Arkadien, um dadurch den jungen Kleomenes zu verſuchen, von welchem ihm jedoch ein verbannter Lacedämonier warnend ſagte: „Wenn du gegen Lacedämon Etwas unternehmen willſt, ſo eile damit, ehe dieſem jungen Kampfhahn die Sporen gewachſen ſind!“ Wirklich war Kleomenes in ſeinen erſten Kriegsthaten gegen den bedächtlichen Aratus ebenſo glücklich als tapfer und erwarb ſich ein großes Anſehen, das aber wieder etwas ſank, als Aratus unmittelbar nach einem verlorenen Treffen die Stadt Mantinea überraſchte und einnahm. Um ſeinen dadurch etwas geſunkenen Einfluß zu verſtärken, beſchloß Kleomenes, den nach Meſſene geflohenen Bruder des Agis, Archidamus, kommen zu laſſen und mit ihm gemeinſam den Ephoren, welche ihn den Krieg nicht wollten fortführen laſſen, ſich zu widerſetzen; aber die Mörder des Agis, welche die Rache ſeines Bruders fürchteten, räumten ihn bald nach ſeiner Ankunft in Sparta aus dem Wege, und es iſt ungewiß, ob ſie dieß geradezu wider den Willen des Kleomenes und hinter ſeinem Rücken thaten, oder ob ſie ihn nöthigten, darein zu willigen. Er blieb alſo einziger König, und durch eine Geldſumme brachte er die Ephoren dahin, ihm die Fortſetzung des Krieges zu geſtatten; durch ſeine ſehr reiche Mutter Krateſikleia mit Geld unterſtützt, gewann er viele Bürger, und ſie ſelbſt ließ ſich von ihm bewegen, mit einem der angeſehenſten Spartaner, Megiſtonus, ſich zum zweiten Mal zu vermählen, um auch hiedurch die Macht ihres Sohnes zu verſtärken.

Im Kriege gegen die Achäer erfocht nun Kleomenes einen großen Sieg über Aratus, namentlich wurde der ehemalige Tyrann von Megalopolis, Lydiades, in einer Schlacht getödtet, wie ſchon erzählt worden. Dieſer Sieg beſtärkte in ihm die Zuverſicht, falls er den Krieg unabhängig von den Ephoren führen dürfte, die Achäer leicht überwältigen und Sparta die Herrſchaft über Griechenland wieder verſchaffen zu können, und er faßte in Verbindung mit ſeinem Stiefvater Megiſtonus und einigen andern Freunden den Plan: die Ephoren zu ſtürzen und die Güter unter die Bürger gleich zu vertheilen. Er ließ den größten Theil ſeines Heeres, namentlich diejenigen Spartaner, von welchen er Widerſtand erwartete, in Arkadien zurück, zog mit den Söldnern nach Sparta, weihte unterwegs Einige in ſein Vorhaben ein, überfiel die Ephoren während der Mahlzeit und vier derſelben, nebſt Andern, die ihnen Beiſtand leiſteten, wurden niedergehauen; nur der fünfte, Ageſilaus, entkam, verwundet und für todt gehalten, in den Tempel der Furcht, und es geſchah ihm dann kein Leid mehr; auch ſonſt wurde Niemand mehr getödtet; doch mußten am folgenden Tag achtzig Bürger die Stadt verlaſſen und die Stühle der Ephoren wurden weggeräumt, bis auf einen, auf welchen Kleomenes ſelbſt ſich ſetzte, um Gericht zu halten. In einer allgemeinen Volksverſammlung ſuchte er ſein Beginnen durch Berufung auf die urſprüngliche Verfaſſung des Lykurgus, welche durch die ungebührlichen Anmaßungen der Ephoren entſtellt worden ſey, zu rechtfertigen, verſprach, die Schulden zu erlaſſen, die Ländereien zu vertheilen, und nur die wackerſten Fremden zu Spartanern aufzunehmen, damit nicht Sparta aus Mangel an Vertheidigern wieder den Aetoliern und Illyriern zur Beute werde. — (Die Illyrier nämlich waren unter Pyrrhus in Lakonien eingefallen, und die Aetolier hatten einmal bei einem Einfall fünfzigtauſend Sklaven aus Lakonien weggeführt, was jedoch gewiſſermaßen eine Wohlthat für das Land war.) Sofort gab er ſelbſt ſein Vermögen her, daſſelbe thaten ſein Stiefvater und ſeine ſämmtlichen Freunde, und nun wurden die Ländereien vertheilt. Die Bürger wurden aus den Periöken (den Bewohnern der Landſtädte) ergänzt und auch den Verbannten wurden Antheile zugewieſen, denn Kleomenes verſprach ſie zurückzurufen, ſobald die Sicherheit des Staates es geſtatte. Aus den Bürgern bildete er eine Schaar von viertauſend Schwerbewaffneten und richtete alle Aufmerkſamkeit auf die Erziehung der Jugend nach altſpartaniſcher Sitte, ſtellte auch die Tiſchgeſellſchaften und gemeinſamen Mahlzeiten wieder her, und die Meiſten fügten ſich willig in dieſe Neuerungen. Um nicht als Tyrann und Alleinherrſcher zu erſcheinen, geſellte er ſich, freilich gegen das Herkommen, ſeinen Bruder Eukleidas als Mitregenten zu.

Um den Achäern zu beweiſen, wie wenig dieſe Umwälzung den Staat geſchwächt habe, fiel er mit einem Heere im Gebiet von Megalopolis ein, machte große Beute, und erregte durch ſeine und ſeiner Krieger Haltung, Nüchternheit und Mäßigkeit große Bewunderung. Er führte eine einfache Lebensart, frei von aller Ueppigkeit und Pracht, war freundlich und leutſelig gegen Jedermann, aber dabei entfernt von aller peinlichen Aengſtlichkeit und Strenge; ſein Tiſch war einfach: aber wenn er Fremde bewirthete, ſo ließ er reichlichere Gerichte und einen ſchmackhafteren Wein auftragen, tadelte Solche, welche hierin allzu ſtreng an den altſpartaniſchen Sitten hielten, und würzte, ohne zu den Tänzerinnen und Muſikern ſeine Zuflucht zu nehmen, wie dieß ſonſt üblich war, die Mahlzeit mit den anmuthigſten Geſprächen und feinſten Scherzen, ſo daß er Alle, die ihm nahe kamen, für ſich einnahm und man in ihm den ächten Abkömmling des Herakles erkannte.

Kleomenes gewann Mantinea wieder, woraus die Achäer verjagt wurden und erfocht bald nachher über Aratus wieder einen großen Sieg bei Dyme; in Folge der Kränkungen nun, welche Aratus deshalb von den Achäern erfuhr, weigerte er ſich das nächſte Mal, die Stelle des Feldherrn beim achäiſchen Bunde wieder zu übernehmen, aber, wie ſchon erwähnt, vermuthete man, daß ſein eigentlicher Beweggrund die Beſorgniß geweſen ſey, dem Kleomenes nicht gewachſen zu ſeyn. Denn dieſer zeigte ſich nicht nur als einen unternehmenden, von ſeinem Heere hoch geehrten, tapfern und vom Glück begünſtigten Feldherrn, ſondern die Häupter des achäiſchen Bundes, die Reicheren und Vornehmeren fürchteten auch, das Volk im Peloponnes möchte an den Neuerungen, welche Kleomenes in Sparta durchgeführt hatte, Gefallen finden und ſich zu ihm ſchlagen. Nach einiger Zeit ließ ſich Aratus, wie es ſcheint, wieder erbitten, die Feldherrnſchaft zu übernehmen und es wurden Unterhandlungen zwiſchen Kleomenes und dem achäiſchen Bunde angeknüpft, aber ſie zerſchlugen ſich, hauptſächlich, wie es ſcheint, durch den Widerſtand, welchen Aratus den Forderungen des Kleomenes und der Geneigtheit der Achäer, ihm nachzugeben, entgegenſetzte. Kleomenes verlangte nämlich den Oberbefehl über den Bund und wollte dann keine weiteren Anſprüche machen, ſondern alle eroberten Plätze und alle Gefangenen herausgeben. Aratus, der dreiunddreißig Jahre an der Spitze des achäiſchen Bundes geſtanden, konnte es nicht über ſich bringen, einem ſo viel jüngeren Manne zu weichen, und bot Alles auf, um eine Uebereinkunft und den Frieden zu vereiteln, obwohl viele Achäer ſelbſt die Forderung der Lacedämonier, wodurch der Peloponnes ſeine alte Geſtalt und Verfaſſung wieder bekommen ſollte, gerecht und billig fanden.

Ueber dreißig Jahre lang hatte Aratus mit aller Anſtrengung daran gearbeitet, den achäiſchen Bund zu verſtärken, zu erweitern, ihn zu einem auf Gleichheit Aller beruhenden Bunde aller Peloponneſier oder aller Griechen zu machen und der fremden Herrſcher ſich ganz und gar zu erwehren; durch Einſicht, Tapferkeit, Selbſtverläugnung hatte er ſich ſeinem Ziele genähert; jetzt aber ſtellte ſich ihm der junge, unternehmende Kleomenes in den Weg. Indeſſen wäre es möglich geweſen, dieſen wichtigen, gefährlichen Gegner zum Freunde zu machen, durch ihn den Bund zu verſtärken und das ſo emſig angeſtrebte Ziel, Eintracht des Peloponneſes und Unabhängigkeit von den Fremden, dennoch, in etwas anderer Weiſe, zu erreichen; aber der ſonſt ſo rechtliche und vaterlandsliebende Aratus, entweder von Eiferſucht und Neid, oder vom Eigenſinne des Alters verblendet, wollte jetzt lieber das Werk ſeines Lebens ſelbſtmörderiſch vernichten, als es in etwas anderer Geſtalt und durch einen Andern der Vollendung entgegengeführt ſehen. Er rief nämlich den Antigonus (Doſon) nach Griechenland, und füllte, wie Plutarch ſagt, den Peloponnes mit Macedoniern an, obgleich er ſelbſt als Jüngling, da er Akrokorinthus in Freiheit ſetzte, ſie daraus vertrieben und ſich den Haß und Argwohn aller Könige zugezogen hatte; dagegen hielt er den Abkömmling des Herakles, den König von Sparta, der die Verfaſſung ſeines Vaterlandes nach den Grundſätzen des Lykurgus wieder hergeſtellt hatte, nicht für würdig, zum Anführer der Sicyonier ernannt zu werden. Um dem Gerſtenbrode der Spartaner und des Kleomenes, dem groben Mantel, der Verbannung des Reichthums und der Erleichterung der Armuth auszuweichen, unterwarf er ſich und den achäiſchen Bund dem Diadem, dem Purpurmantel und den Befehlen macedoniſcher Statthalter. Dieſe ſeine Plane und Unterhandlungen hielt er längere Zeit geheim, wußte aber den von den Achäern ſelbſt gewünſchten Abſchluß des Friedens mit Kleomenes immer zu vereiteln. Da dieſer im Kriege ſehr glücklich war, Pellene in Achaia, Pheneus in Arkadien eroberte, viele andere Städte gewann, ſich ſogar zum Meiſter von Argos machte und das mit Aratus mißvergnügte Korinth ſelbſt bedrohte, von wo dieſer eiligſt zu fliehen ſich genöthigt ſah, brachte der Feldherr der Achäer, welcher auch durch Strenge, wie z. B. durch Hinrichtung der von Kleomenes Beſtochenen in Sicyon, die Achäer nicht mehr zuſammenzuhalten und zu bemeiſtern vermochte, die Unterhandlungen mit Antigonus dadurch zum Abſchluß, daß er ſeinen Sohn mit andern Geiſeln demſelben ſchickte; die Achäer aber beredete er, demſelben durch einen förmlichen Beſchluß die Burg von Korinth zu übergeben, welche er ſelbſt vor vielen Jahren durch ſein kühnes Wageſtück von den Macedoniern befreit hatte. Die Vorſchläge des Kleomenes, welcher inzwiſchen die Stadt Korinth eingenommen, daß die Lacedämonier und Achäer gemeinſam die Burg von Korinth beſetzen ſollten, und ſein Anerbieten, dem Aratus das Doppelte des Jahrgehaltes, den er von Ptolemäus von Aegypten bezog, zu geben, hatte er zurückgewieſen. Einige Entſchuldigung der Handlungsweiſe des Aratus liegt vielleicht darin, daß die Spartaner in früherer Zeit oft ihren Oberbefehl (die Hegemonie) mißbraucht hatten, ſo wie in dem Umſtande, daß dem Tyrannenfeinde Aratus auch Kleomenes, welcher die bisherige Verfaſſung Sparta's geändert, die Ephoren geſtürzt hatte, und in der That allein herrſchte, gewiſſermaßen als Tyrann erſcheinen mochte.

Antigonus rückte nun mit einem anſehnlichen Heere gegen den Peloponnes und empfing den ihm entgegen kommenden Aratus mit der größten Auszeichnung und Freundſchaft; in Pegä wurde der Vertrag beſchworen, welcher im Grund alle Macht in die Hände des Königs von Macedonien legte, und Akrokorinthus wurde von den Macedoniern beſetzt. Kleomenes mußte, trotz einzelner glücklicher Kämpfe, der Uebermacht der Feinde weichen und die Achäer befleckten ſich theils durch grauſame Behandlung der Beſiegten — Ariſtomachus von Argos wurde gefoltert und dann ins Meer geworfen, Orchomenos geplündert, die vornehmſten Bürger von Mantinea umgebracht, die andern Einwohner ſämmtlich als Sklaven verkauft, und ſogar der Name der Stadt ſelbſt in Antigoneia verändert, — theils durch niederträchtige Schmeichelei gegen den König, worin Sicyon, des Aratus Heimath, das Beiſpiel gab; und dieß Alles wurde dem Aratus zur Laſt gelegt, der es, wo nicht begünſtigte, doch auch nicht hinderte oder nicht zu hindern vermochte.

Auf dem Rückzug nach Sparta erfuhr Kleomenes den Tod ſeiner geliebten Gattin Agiatis, der ihn tief erſchütterte und betrübte, aber ſeinen hohen Geiſt, ſeine Seelenſtärke nicht zu brechen vermochte. Er zeigte ſich in ſeinem Weſen unverändert, erfüllte alle ſeine Pflichten als Feldherr auf's genaueſte, und nachdem er in Lacedämon mit ſeiner Mutter und ſeinen Kindern die Trauergebräuche erfüllt, widmete er ſich ſogleich wieder den Angelegenheiten des Staats. Der König von Aegypten, Ptolemäus Euergetes, bot ihm Hülfe an, forderte aber, daß er ihm ſeine Mutter und ſeine Kinder zu Geiſeln geben ſolle. Lange ſcheute ſich Kleomenes, ſeiner Mutter Etwas davon zu ſagen, ſo oft er ſie auch in dieſer Abſicht beſuchte; als er ihr endlich entdeckte, was er auf dem Herzen hatte, erklärte ſie ſich ganz bereit, auf dieſe Art dem Vaterlande zu dienen. „Schicke uns ſogleich fort,“ ſagte ſie, „wenn du glaubſt, daß dieſer Leib Sparta noch nützlich ſeyn kann, ehe er hier in unthätiger Ruhe vom Alter verzehrt wird!“ Als Alles zur Abreiſe fertig war, begaben ſie ſich, von dem ganzen Heere begleitet, nach Tänarus. Hier führte Krateſikleia, ehe ſie zu Schiffe ging, den tief betrübten und niedergeſchlagenen Kleomenes in den Tempel des Poſeidon, nahm unter zärtlichen Umarmungen Abſchied von ihm, und ſagte: „Sieh zu, König der Lacedämonier, daß, wenn wir hinaus kommen, Niemand uns weinen oder ſonſt Etwas thun ſehe, was Sparta's unwürdig wäre; dieß allein ſteht in unſrer Gewalt, die Ereigniſſe aber hängen von göttlicher Fügung ab.“ Später, als ſie beſorgte, Kleomenes möchte durch die Rückſicht auf ihre Sicherheit ſich gebunden und in ſeinem Handeln beengt fühlen, ſchrieb ſie ihm von Aegypten; er ſolle nur thun, was für Sparta zuträglich und paſſend ſey, und nicht um einer alten Frau und eines Kindes willen den Ptolemäus fürchten.

Durch die ſiegreichen Fortſchritte des Antigonus und der Achäer nur auf Lakonien beſchränkt, ſetzte Kleomenes alle Heloten, welche ſich mit einem Zwölftelstalent (fünf Minen) löſen konnten, in Freiheit, gebot ihnen die Waffen zu ergreifen und bewaffnete ſelbſt noch zweitauſend Mann nach macedoniſcher Art. Mit ungemeiner Schnelligkeit und Kühnheit überfiel er jetzt Megalopolis, eine Stadt ſo groß wie Sparta und bemächtigte ſich derſelben; jedoch entkamen die meiſten Einwohner und flohen nach Meſſene. Zwei angeſehene Bürger aber wurden gefangen und vor Kleomenes geführt; Einer von dieſen, Lyſandridas, rief dem Kleomenes von weitem ſchon zu: „Jetzt, o König der Lacedämonier, kannſt Du eine That verrichten, die ſchöner und königlicher iſt als das, was Du ſo eben gethan, und Dir den größten Ruhm erwerben!“ Auf die verwunderte Frage des Kleomenes, er verlange doch wohl nicht von ihm, daß er die Stadt zurückgeben ſolle, bejahte der Andere dieß und rieth ihm, auf dieſe Art die zuverläßigſten Freunde und Bundesgenoſſen ſich zu verſchaffen und der Retter eines ſo großen Volkes zu werden, ſtatt Megalopolis zu zerſtören. Nach einigem Beſinnen verſtand ſich Kleomenes dazu, „weil das, was Ruhm bringe, bei den Spartanern immer dem Nutzen und Vortheil vorgehen ſolle,“ und ließ durch die beiden Gefangenen und einen Herold die geflohenen Megalopolitaner auffordern, in ihre Stadt zurückzukehren, unter der Bedingung, daß ſie von den Achäern ſich trennten, und ſeine Freunde und Bundesgenoſſen würden. Aber theils mochten die Megalopolitaner ſelbſt ihm mißtrauen, theils wurden ſie von den Achäern verhindert; am meiſten widerrieth der ſpäter berühmt gewordene Philopömen, der Aufforderung zu folgen, und Kleomenes, entrüſtet über die Verwerfung eines ſo großmüthigen Antrags, ließ die Stadt, welche bisher ganz unberührt geblieben war, ſo daß nicht das Mindeſte entwendet werden durfte, rein ausplündern, ſchickte eine große Beute nach Sparta, und zerſtörte die anſehnlichſten Gebäude und Straßen. Die Trauer der Achäer über dieſen Verluſt war ſo groß, daß Aratus, der zuerſt davon Kunde erhalten, in der Verſammlung zu Aegium auf die Rednerbühne tretend, eine geraume Zeit, ohne ein Wort zu ſprechen, das Geſicht mit dem Mantel verhüllt, weinte, und endlich in die Worte ausbrach: „Megalopolis iſt von Kleomenes zerſtört!“ worauf die ganze Verſammlung beſtürzt auseinander ging.

Noch einige Zeit beſtand Kleomenes tapfer und nicht ohne Glück den ungleichen Kampf gegen Antigonus und die Achäer, und ein in Macedonien ausgebrochener Krieg, welcher die Anweſenheit des Königs daſelbſt dringend forderte, hätte ihn von dieſem gefährlichſten Feinde in wenigen Tagen befreit, wenn er nur noch ſo lang hätte aushalten können. Aber der Mangel an Geld zur längeren Befriedigung ſeiner Söldner zwang ihn, eine entſcheidende Schlacht bei Sellaſia zu wagen, obgleich er um ein Drittheil ſchwächer war als der Feind. Nach dem tapferſten Kampfe unterlagen die Lacedämonier und wurden zum größten

Theile niedergehauen, nur zweihundert ſollen von ſechstauſend übrig geblieben ſeyn; nach einer Angabe ſoll auch Verrath zur Niederlage des Kleomenes beigetragen haben. Kleomenes ſelbſt entkam nach Sparta und gab den ihm entgegen kommenden Bürgern den Rath, dem Antigonus die Thore zu öffnen; er für ſeine Perſon aber, ſetzte er hinzu, werde, er möge leben oder ſterben, immer thun, was für Sparta zuträglich ſeyn möge. Zu Hauſe angekommen, nahm er keinen Trunk an, ſetzte ſich auch nicht nieder, ſo ermattet er war, ſondern ſtützte ſich, geharniſcht wie er war, mit der Hand an eine Säule und lehnte das Geſicht auf den Arm. Als er ſo eine kleine Weile ausgeruht, und überlegt hatte, was er thun wollte, eilte er mit ſeinen Freunden dem Hafen Gythium zu und ſchiffte ſich ein, während Antigonus Sparta in Beſitz nahm, das er mit vieler Güte und Milde behandelte und die Geſetze und Verfaſſung herſtellte. Kleomenes wies die Aufforderung eines Begleiters, Therykion, der in allen Schlachten großen Muth gezeigt hatte: ſich jetzt ſelbſt den Tod zu geben, als eine Feigheit zurück, denn der Tod ſey die leichteſte Sache, die in eines Jeden Gewalt ſtehe; die Hoffnung für das Vaterland aber dürfe man jetzt noch nicht aufgeben: erſt wenn dieſe ihn verlaſſe, ſey es ihm geſtattet und rühmlich zu ſterben. Deſſen ungeachtet tödtete ſich Therykion; Kleomenes aber begab ſich nach Aegypten zu Ptolemäus, 223 vor Chr. Der König ehrte ihn ſehr, als er den Werth des Mannes kennen lernte, unterſtützte ihn, und machte ihm Hoffnung, ihn wieder in Sparta einzuſetzen. Aber er ſtarb, ehe er ſein Verſprechen erfüllte, und ſein Sohn und Nachfolger, Ptolemäus Philopator, war ein in alle Wollüſte verſunkener, ſchwacher und mißtrauiſcher Herrſcher. Anfangs geehrt, wurde Kleomenes mit der Zeit verdächtig und endlich wie ein Gefangner gehalten. Als nun ſein Zuſtand ebenſo hoffnungslos als unerträglich wurde, faßte er mit einigen Freunden den verzweifelten Entſchluß, erſt für die Ungerechtigkeiten und Frevel des Ptolemäus Rache zu nehmen und dann auf eine der Spartaner würdige Art zu ſterben. Sie brachen bewaffnet aus ihrer Haft in Alexandria, ſtießen einige vornehme Aegyptier nieder, ſuchten die Gefangnen zu befreien und riefen das Volk zur Hülfe und zum Aufſtand auf. Aber Niemand ſchloß ſich ihnen an, und ſo beſchloßen ſie, von Verfolgern umringt, ihr Leben zu endigen. Sie tödteten ſich, Einer nach dem Andern, zuletzt der tapfre und ſchöne Panteus, welcher Megalopolis zuerſt erſtiegen und ſich durch ſeine ächt ſpartaniſche Mäßigkeit und Strenge ausgezeichnet hatte, der kurz vor der Schlacht bei Sellaſia ſich vermählt hatte und dem ſeine junge Gattin nach Aegypten gefolgt war. Dieſem hatte Kleomenes befohlen, erſt Hand an ſich zu legen, wenn er die Andern alle todt hingeſtreckt ſehe. Panteus ſtach die Herumliegenden mit der Spitze ſeines Schwertes, um zu prüfen, ob noch Leben in ihnen wäre; auch den Kleomenes ſtach er in die Ferſe, und als dieſer zuckte, küßte er ihn, ſetzte ſich neben ihn, bis er völlig todt war, umarmte dann den Leichnam und ſtieß ſich über demſelben das Schwert in den Leib. Seine junge Gattin wurde mit der Mutter des Kleomenes, Krateſikleia, und deſſen beiden Kindern, auf Befehl des Wütherichs Ptolemäus erwürgt, und ſtarb, wie dieſe, mit großer Seelenſtärke, im Tode noch mit wunderbarer Faſſung und Beſonnenheit auf Sittſamkeit und Ehrbarkeit bedacht. Den Leichnam des Kleomenes ließ Ptolemäus, in eine Thierhaut gewickelt, ans Kreuz ſchlagen. Nach einigen Tagen ſoll ſich eine ſehr große Schlange um ſeinen Kopf gewunden und das Geſicht verdeckt haben, ſo daß kein Raubvogel ſich ihm zu nähern gewagt, woraus die Alexandrier und der König ſelbſt ſchloßen, daß er ein über die Menſchen erhabener Mann, ein Liebling der Götter geweſen ſey, ſo daß man allerlei Reinigungen und Sühnopfer vornahm. Dieß Ende nahm der hochherzige Kleomenes, etwa 220 vor Chr., nach ſechszehnjähriger Regierung, nachdem er Sparta zuerſt emporgehoben, dann aber ihm einen Todesſtoß beigebracht, deſſen erſte Eroberung durch den Feind herbeigeführt hatte. Noch in dieſen ſpäten Zeiten trug die von Lykurgus ausgeſtreute Saat des Heldenmuthes ſolche Früchte; aber das böſe Verhängniß Griechenlands ließ jetzt Tugend und Heldenmuth ohne Gewinn für das Vaterland untergehen

XXXIII.

Das Ende der Freiheit Griechenlands. Schluß.

Dieſes Feindes war nun der achäiſche Bund entledigt; aber Aratus hatte an Antigonus und deſſen Nachfolgern gefährlichere Freunde und Beſchützer herbeigezogen. Von dem einſichtsvollen Antigonus ſelbſt zwar wurde Aratus mit der größten Auszeichnung und Freundſchaft behandelt, und auch deſſen Neffe Philippus, den er in den Peloponnes ſchickte, als er ſelbſt nach Macedonien zurückgekehrt war, ſchloß ſich zuerſt, den Weiſungen ſeines Oheims gemäß, eng an den alten Feldherrn an, und ſtellte ſich mit ihm und den Achäern Anfangs ganz freundſchaftlich; aber als er, 222 vor Chr., zur Regierung gelangte, änderte ſich dieß bald. Die Achäer, überhaupt geſchwächt und auf den Beiſtand der Macedonier ſich verlaſſend, waren nach dem Tode des Antigonus von den wilden Aetoliern angegriffen worden, welche plündernd und verheerend den Peloponnes durchzogen und namentlich Meſſenien verwüſteten. Aratus ſelbſt als Feldherr wurde von ihnen geſchlagen und verlor allen Muth, ſo daß die Achäer wieder die Hände nach Macedonien ausſtreckten und den Philippus herbeiriefen. Er kam mit einem Heere, änderte aber ſein Benehmen gegen Aratus und unterſtützte die Gegenpartei im achäiſchen Bunde, bis er durch den ſchlimmen Fortgang ſeiner Unternehmungen ſich von der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieſes Mannes überzeugte, worauf er ihm wieder ſeine Gunſt und ſein Vertrauen zuwandte, und von ſeinem weiſen Rath und ſeinem Arm unterſtützt, Alles was er unternahm, glücklich ausführte, Kreta unterwarf und die Aetolier beſiegte. Mit der Zeit jedoch wurde Aratus von Feinden und Neidern bei Philippus verläumdet, in welchem ſelbſt auch ein ſchlimmer Geiſt erwachte. Er hetzte die Meſſenier aufs treuloſeſte gegen einander auf und griff ſie dann ſelbſt an; er verführte die Gattin des Sohnes des Aratus, der ihn gaſtlich in ſein Haus aufgenommen. Nun trennte ſich Aratus förmlich von ihm, und Philippus, um ſich des läſtigen Mannes zu entledigen, ließ ihm ein langſam wirkendes Gift beibringen. Aratus merkte wohl, woher ſeine Krankheit komme, entdeckte es jedoch Niemand, und äußerte nur einmal gegen einen Freund: „Siehe, ſolche Vortheile hat man von der Freundſchaft der Könige!“ Er ſtarb zu Aegium, 214 vor Chr., als er die Feldherrnwürde zum ſiebzehnten Male bekleidete; er wurde von den Achäern tief betrauert und von ſeinen Landsleuten, den Sicyoniern, noch im Tode hoch geehrt, als Retter und Wiederbegründer der Stadt. An des Aratus Stelle, als Haupt oder Seele des achäiſchen Bundes, trat nun Philopömen aus Megalopolis, von einem Römer der letzte Grieche genannt; ein Mann, den Griechenland, nach Plutarchs Ausdruck, wie einen Sohn des ſpätern Alters, nach ſo vielen großen und verdienten Feldherrn der Vorzeit noch geboren, ganz beſonders liebte, und ſeinen Ruhm ebenſo wie ſeine Macht verehrte. Er wurde nach dem frühen Tode ſeines Vaters zuerſt von einem angeſehenen Mantineer, einem Gaſtfreund ſeines Hauſes, und ſpäter von zwei Megalopolitanern aufs ſorgfältigſte erzogen und in allen leiblichen und geiſtigen Fertigkeiten und Kenntniſſen, namentlich auch in der Philoſophie, unterwieſen, und ſchien ſich vor Allen den Epaminondas zum Muſter zu nehmen, dem er an Thätigkeit, Klugheit und Uneigennützigkeit zwar gleich kam, an Sanftmuth und Menſchenfreundlichkeit jedoch nachſtand. Von Jugend an legte er ſich mit großer Vorliebe und Eifer auf kriegeriſche Uebungen, und nahm an den Streifzügen, welche ſeine Mitbürger des Raubes und der Beute wegen beſtändig in das lakoniſche Gebiet machten, eifrigen Antheil, als der Erſte beim Auszug und der Letzte beim Rückzug. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, 224 vor Chr., Megalopolis überfiel; er leiſtete am längſten Widerſtand, deckte die Flucht der Einwohner nach Meſſene und hielt ſie ab, der Aufforderung des Königs von Sparta zur Rückkehr in ihre Stadt Folge zu leiſten. Bei Sellaſia trug er vorzüglich durch Einſicht und Entſchloſſenheit, obwohl hart verwundet, zur Entſcheidung des Sieges bei, und Antigonus trug ihm ſofort die Stelle eines Feldherrn nebſt einer Summe Geldes an; Philopömen aber lehnte es ab, weil er nicht einem Andern untergeordnet ſeyn wollte, begab ſich nach Kreta, erwarb ſich dort großen Ruhm im Kriege und wurde nach ſeiner Rückkehr von den Achäern ſogleich zum Oberbefehlshaber der Reiterei ernannt. Dieſe, die damals ziemlich ſchlecht beſchaffen war, brachte er durch Beiſpiel und Aufmunterung ſehr empor und führte an ihrer Spitze glänzende Waffenthaten, gegen die Aetolier und Eleer, aus. Ueberhaupt führte er dann in der Bewaffnung und Fechtweiſe der Achäer nützliche Veränderungen ein, ſodaß ſie den meiſten Gegnern überlegen wurden, und bemühte ſich mit gutem Erfolge, die Jugend von eitler Pracht und entnervender Ueppigkeit zu entwöhnen und ihr einen nüchternen und kriegeriſchen Geiſt einzuflößen. Unter ſeiner Leitung kam der achäiſche Bund wieder zu Kräften und Anſehen, zumal da Philippus, König von Macedonien, durch unglückliche Kriege mit den Römern ſehr geſchwächt wurde. In dem Kriege, welchen die Achäer mit Machanidas, dem Tyrannen von Sparta führten, — denn Sparta hatte ſich einige Jahre nach der Schlacht bei Sellaſia wieder von den Macedoniern frei gemacht, ſich zwei Könige gewählt, und auf dieſe folgte Machanidas, — ſchlug er bei Mantinea die Feinde mit großem Verluſt und durchbohrte mit eigner Hand den Machanidas 209 vor Chr. Als bald nachher die nemeiſchen Spiele gefeiert wurden, ließ Philopömen vor den verſammelten Hellenen die Phalanx der Achäer ihre Uebungen machen; und wie daſelbſt zufällig der Sänger Pylades ein Gedicht vortrug, das mit den Worten begann:

„Der Freiheit Ehrenkranz bind' ich für Griechenland,"

wandten ſich Aller Augen auf Philopömen, und er wurde mit frohem Händeklatſchen begrüßt, weil die Griechen die Hoffnung hegten, durch ihn wieder zu ihrer frühern Freiheit und Macht zu gelangen. Philippus von Macedonien, der ſeine Wichtigkeit erkannte, und in ihm ein Hinderniß für ſeine herrſchſüchtigen Plane ſah, ſandte Mörder gegen ihn aus; aber der Anſchlag wurde entdeckt und zog dem Könige den größten Haß zu. Der Schrecken vor Philopömens Namen war ſo groß, daß die Böotier, auf das bloße Gerücht hin, daß er ſich nähere, die Belagerung von Megara und den ſchon begonnenen Sturm aufgaben und eilends flohen, und der Nachfolger des Machanidas, der Tyrann Nabis von Sparta, welcher Meſſene überrumpelt hatte, die ſchon beſetzte Stadt eilends wieder verließ, als Philopömen, der damals noch nicht Feldherr war, mit einer kleinen zuſammengerafften Schaar herbeizog.

Getadelt wurde Philopömen, als er der Einladung der Gortynier auf der Inſel Kreta, ihr Feldherr zu werden, folgte, obgleich er ſich in dieſem Kriege, den er aber mit der den Kretern eigenthümlichen Liſt und Schlauheit führte, durch ſeine Thaten vielen Ruhm erwarb. Es iſt ungewiß, ob er nach Kreta ging, weil er ſchon mit den Achäern und mit ſeinen Landsleuten, den Megalopolitanern insbeſondere, geſpannt war, oder ob die Mißhelligkeiten Folge dieſer ſeiner Handlungsweiſe waren; aber gewiß iſt, daß die Megalopolitaner ſogar damit umgingen, dem Philopömen das Bürgerrecht zu entziehen und nur durch die Achäer davon abgehalten wurden. Sie waren nämlich gerade damals von dem Tyrannen von Sparta, Nabis, hart bedrängt, ſo daß ſie innerhalb der Stadt alle Plätze mit Korn beſäen mußten. Wie Philopömen von Kreta zurückkehrte, war Philippus von Macedonien von den Römern, unter Titus Flamininus, geſchlagen und zum ſchimpflichen Frieden gezwungen, und die jetzt verbündeten Achäer und Römer waren im Kriege mit Nabis begriffen, welcher ſich der Stadt Argos bemächtigt hatte. Philopömen wurde ſofort wieder zum Feldherrn erwählt, verlor ein Seetreffen, führte aber dann zu Lande den Krieg mit meiſterhafter Kunſt und großem Glück und vernichtete einen großen Theil vom Heere des Nabis. Aber die Ehre, welche deßhalb dem Philopömen widerfuhr, erregte, wie es ſcheint, die Eiferſucht des römiſchen Conſuls, des Titus Flamininus, welcher ſelbſt als Befreier Griechenlands von dem Joche der Macedonier gelten wollte, und deßhalb beendigte er mit übereilter Haſt den Krieg mit Nabis.

Flamininus hatte, verbündet mit den Aetoliern, in einer großen Schlacht bei Kynoskephalä in Theſſalien den König Philippus geſchlagen und ihn zum Frieden gezwungen; unter den Bedingungen des Friedens war auch die, daß er allen Anſprüchen auf Griechenland entſagen mußte. Der römiſche Conſul, der nach dem Ruhme trachtete, der Befreier Griechenlands zu heißen, verwendete ſich bei den römiſchen Geſandten, mit welchen er die Angelegenheiten des Landes ordnen ſollte, dahin, daß das ganze Land, ſelbſt die drei Städte Korinth, Chalcis und Demetrias nicht ausgenommen, in welche man zuerſt hatte eine römiſche Beſatzung legen wollen, für frei erklärt, und auch dieſe Städte von der Beſatzung entledigt würden, damit die Wohlthat, die er den Hellenen erwies, ganz und vollſtändig wäre. Da eben die iſthmiſchen Spiele einfielen und eine große Menge Menſchen in der Rennbahn verſammelt ſaß, weil ganz Griechenland nach ſo langwierigen Kriegen bei der Ausſicht auf Frieden und Freiheit ſich der Freude des Feſtes überließ, wurde der Verſammlung durch Trompetenſchall Stillſchweigen geboten, ein Herold trat hervor, und rief mit lauter Stimme: „der römiſche Senat und Titus Quinctius, als Feldherr und Conſul, erklären, nachdem Philippus und die Macedonier beſiegt ſind, daß die Korinthier, Lokrer, Phocier, Euböer, Achäer, Phthioten, Magneten, Theſſalier und Perrhäbier von nun an unabhängig, von allen Beſazungen und Abgaben frei ſind und nach ihren väterlichen Geſetzen leben können.“ Dieſe Worte wurden, da ſie beim erſten Ausruf nicht allgemein verſtanden wurden, wiederholt und zwar ſo laut, daß ſie von der ganzen Verſammlung vernommen wurden. Ein unglaubliches Freudengeſchrei entſtand, das bis zum Meere hin erſcholl, und Raben ſollen davon aus der Luft herunter gefallen ſeyn. Alles ſprang von den Sitzen auf, Niemand kümmerte ſich mehr um die Wettſpiele, und Jedermann drängte ſich um den römiſchen Feldherrn, um den Retter und Beſchützer Griechenlands zu umarmen und ihm zu danken, und er wäre von dem Andrang der ihn mit Bändern und Blumen überſchüttenden Menge beinahe erdrückt worden. — In der That zog Flamininus aus allen Plätzen die Beſatzungen heraus und gab den Städten ihre alte Verfaſſung wieder. In Argos wurde er zum Kampfrichter bei den nemeiſchen Spielen gewählt, ordnete die Feier auf's ſchönſte und ließ daſelbſt wieder durch einen Herold den Hellenen die Freiheit verkündigen. Von Stadt zu Stadt reiſte er, ſtellte überall Gerechtigkeit und Ordnung wieder her, unterdrückte die Parteiſucht und führte die Verbannten zurück. Und der unter den Hellenen geſtifteten Verſöhnung freute er ſich nicht weniger als der Beſiegung der Macedonier. Dieß geſchah 196 vor Chr.

Daß er den Krieg gegen Nabis unternahm, den grauſamen und ſchändlichen Tyrannen der Lacedämonier, der aber eine bedeutende Macht ſich erwarb, erſchien ſehr löblich und gerecht; aber daß er, während es in ſeiner Gewalt ſtand, ihn völlig zu ſtürzen, mit ihm Frieden ſchloß und Sparta der ſchimpflichſten Sklaverei preis gab, zog ihm bitteren Tadel zu, und den Verdacht, daß er dieß aus Eiferſucht gegen Philopömen gethan, der ſich in dieſem Kriege ungemein auszeichnete. Denn der ſtolze Conſul fühlte ſich gekränkt, daß einem Arkadier gleiche und größere Ehre widerfuhr, als ihm. Er rechtfertigte ſich damit, daß er behauptete, der Tod des Nabis würde das Verderben der übrigen Spartaner nach ſich ziehen; dann ging Flamininus nach Rom zurück. Indeſſen wurde Nabis doch bald darauf umgebracht. Er hatte, außer Stand, den Achäern und Römern zu widerſtehen, die Aetolier um Hülfe gebeten, welche, unruhig und treulos, nach der Schlacht bei Kynoskephalä ſich mit den Römern entzweit hatten, weil ſie ihre Verdienſte in der Schlacht nicht hinlänglich gewürdigt und belohnt glaubten. Die Aetolier ſchickten eine Schaar unter Alexamenus, der aber den geheimen Auftrag hatte, den Tyrannen zu tödten und die Stadt zu behaupten. Er vollzog den Befehl, ließ aber dann ſeine Soldaten plündern und die darüber aufgebrachten Spartaner ſammelten ſich und hieben ihn mit ſeinen Aetoliern nieder. Hierüber entſtand in Sparta große Verwirrung; dieſe günſtigen Umſtände benützte Philopömen, überfiel die Stadt mit einigen Truppen und brachte ſie theils in Güte, theils mit Gewalt dahin, daß ſie dem achäiſchen Bunde beitrat, wodurch ſein Ruhm nicht wenig erhöht wurde. Die Häupter der Lacedämonier gewann er ganz für ſich, da ſie an ihm einen Beſchützer ihrer Freiheit zu finden hofften, und ſie beſchloſſen daher, mit der Summe, welche aus dem Verkaufe von Nabis' Haus und Gütern erlöst worden war, hundertundzwanzig Talenten, dem Philopömen ein Geſchenk zu machen. Aber die Uneigennützigkeit des Mannes war ſo bekannt, daß von den an ihn Geſandten lange Keiner den Muth hatte, ihm das Geſchenk anzubieten: und als endlich Einer es wagte, lehnte Philopömen daſſelbe ab und rieth den Lacedämoniern: ſie ſollten nicht Freunde und rechtſchaffene Männer beſtechen, deren Tugend ihnen unentgeltlich zu Dienſten ſtehe, ſondern die Schlechtdenkenden und die Feinde der Stadt erkaufen oder ihnen mit Geld den Mund ſtopfen.

Als einige Zeit nachher die Lacedämonier doch wieder Neuerungen und Unruhen anfingen, während gerade die Römer und der König Antiochus von Syrien zum Kampfe in Griechenland gerüſtet waren, und der damalige Feldherr des achäiſchen Bundes, Diophanes, die Spartaner züchtigen wollte, ſuchte ihn Philopömen zu begütigen und ſtellte ihm vor, unter den gegenwärtigen Umſtänden müſſe das Haupt der Achäer alle ſeine Aufmerkſamkeit auf jenen bevorſtehenden Krieg richten und kleinere Vergehungen und Unruhen überſehen. Aber Diophanes hörte nicht auf ihn, fiel gemeinſchaftlich mit dem Römer Flamininus in Lakonien ein und ging auf die Stadt los. Jetzt handelte Philopömen auf eine Weiſe, die zwar von ſeiner kecken Entſchloſſenheit, ſeiner Einſicht und ſeinem großen Anſehen, aber auch von der ſchon im achäiſchen Bunde herrſchenden Geſetzloſigkeit und Schwäche zeugte. Er eilte nämlich, vermuthlich mit einigen Truppen, nach Lacedämon, welches ſeit der Zeit der Tyrannen, deren Erſter ein gewiſſer Lykurgus geweſen, mit Mauern umgeben worden war, ſchloß vor dem Feldherrn der Achäer und dem römiſchen Conſul die Thore, ſtillte die Unruhen in der Stadt und bewirkte, daß die Lacedämonier wieder zum Bunde traten.

Im Jahre 193 vor Chr. kam der Krieg zwiſchen den Römern und dem Antiochus, König von Syrien, zum Ausbruch, deſſen Schauplatz zuerſt Griechenland war. Theils litt hiedurch das Land nicht wenig, beſonders die Aetolier, die es mit Antiochus hielten, und dafür von den Römern ſelbſt, ſowie von Philippus von Macedonien, dem ſie den Auftrag dazu gegeben, hart gezüchtigt wurden, theils gewöhnten ſich immer mehr die Fremden daran, es als eine gute Beute und Eroberung zu betrachten. Nach Beſiegung des Antiochus miſchten ſich die Römer mehr und mehr in die innern Angelegenheiten Griechenlands und fingen an die Macht der Achäer zu beſchränken, während ſie eine Partei, die von den Demagogen geleitete, ganz für ſich gewannen.

Unter ſolchen Umſtänden benahm ſich Philopömen wie ein geſchickter Steuermann, welcher gegen Wind und Wellen zu kämpfen hat. Zuweilen mußte er freilich nachgeben und ſich in die Zeit ſchicken, aber meiſtens widerſetzte er ſich muthig und ließ nichts unverſucht, die durch Beredtſamkeit und Thaten ausgezeichnetſten Männer für die Sache der Unabhängigkeit Griechenlands zu erhalten oder wieder zu gewinnen. Als ſein Landsmann, der Megalopolitaner Ariſtänetus, der bei den Achäern viel galt und den Römern bei jeder Gelegenheit ſchmeichelte, in einer Verſammlung äußerte: die Achäer dürften ſich gegen die Römer nicht undankbar zeigen und ſich deren Forderungen nicht widerſetzen, hörte Philopömen zuerſt ſchweigend und unmuthig zu, und endlich, als er ſich vor Verdruß nicht mehr halten konnte, ſagte er zu ihm: „Ei, mein Freund, warum iſt dir denn ſo viel daran gelegen, das letzte Schickſal Griechenlands noch zu erleben?“ Und als der römiſche Conſul Manius und mit ihm Flamininus von den Achäern die Zurückberufung der lacedämoniſchen Verbannten forderten, wußte Philopömen dieß zu verhindern, weil er wünſchte, daß ſie die Rückkehr in's Vaterland ihm und den Achäern, nicht den Römern, zu verdanken haben möchten, und führte ſie auch wirklich, als er im nächſten Jahre Feldherr wurde, in ihre Heimath zurück. Daher ſagt Plutarch mit Recht: „edel und ſchön war die Güte und Menſchenfreundlichkeit des Titus (Flamininus) gegen die Griechen, aber noch edler die Feſtigkeit und Freiheitsliebe des Philopömen gegen die Römer; denn es iſt immer leichter, den Dürftigen Gutes zu erweiſen, als die Mächtigeren durch Widerſetzlichkeit zu beleidigen.“

Gegen die Lacedämonier jedoch verfuhr Philopömen, gereizt durch neue Unruhen die ſie erregten, im Jahre 191 vor Chr., mit großer Härte. Er ließ eine große Anzahl hinrichten, riß die Mauern der Stadt nieder, nahm ihnen ein großes Stück Gebiet, das er den Megalopolitanern gab, wies die von den Tyrannen zu Bürgern Aufgenommenen aus Sparta aus, verſetzte ſie nach Achaia und verkaufte die, welche ſich deſſen weigerten. Um endlich Sparta ganz zu demüthigen und in den Staub zu treten, ſchaffte er die lykurgiſchen Einrichtungen gänzlich ab und zwang Knaben und Jünglinge, die uralte Erziehungsart mit der achäiſchen zu vertauſchen, weil ſie bei den Geſetzen Lykurgs doch nie ihre ſtolze Einbildung aufgeben würden. — Einige Zeit nachher erlaubten die Römer den Spartanern, die achäiſche Art und Weiſe wieder zu verlaſſen und ſo ſtellten ſie einigermaßen die alten Einrichtungen wieder her, 186 vor Chr.

Im Jahre 185 vor Chr. wurde Philopömen, ſiebzig Jahre alt, zum achten Male zum Feldherrn der Achäer gewählt, und er hoffte nicht nur während ſeiner Amtsführung mit Krieg verſchont zu bleiben, ſondern auch ſein übriges Leben in Ruhe hinbringen zu können; denn es hatte ſich mit abnehmender Macht in den griechiſchen Städten auch die Streitſucht einigermaßen gelegt. Aber der Meſſenier Deinokrates, ein Feind des Philopömen, ein bösartiger und frecher Mann, machte die Meſſenier vom achäiſchen Bunde abwendig und bedrohte eine kleine, demſelben angehörige Stadt. Philopömen, am Fieber krank zu Argos liegend, raffte ſich doch ſogleich auf und zog mit wenigen Reitern nach Meſſene. Er ſchlug zuerſt den Deinokrates in die Flucht, wurde aber dann von den an Zahl weit überlegenen Feinden eingeſchloſſen, und als der Letzte auf dem Rückzug, wie er durch Krankheit entkräftet, von ſeinem ſtrauchelnden Pferde ſank, von den Feinden gefangen. Mit gebundenen Händen wurde der Greis, der zuerſt in Folge des Sturzes für todt gehalten worden und am Kopfe ſchwer verletzt war, unter den äußerſten Beſchimpfungen und Schmähungen nach Meſſene geführt; und ſo groß die Freude der Meſſenier bei der Nachricht von der Gefangennehmung dieſes bedeutenden Mannes geweſen war, wurden ſie doch, als ſie ihn ſahen, ſo von Mitleid gerührt, daß die Meiſten in Thränen ausbrachen über die Nichtigkeit menſchlicher Größe, und die Rede von Mund zu Mund ging: man müſſe jetzt der frühern Wohlthaten des Mannes und der Vertreibung des Tyrannen Nabis wohl eingedenk ſeyn. Deſto mehr aber eilten ſeine Feinde, beſonders Deinokrates, ihn aus dem Wege zu räumen, und zwangen den entkräfteten Greis, der in ſeinem Kummer nur durch die Nachricht getröſtet wurde, daß ſeine Reiter entkommen ſeyen, noch in derſelben Nacht den Giftbecher zu trinken, was er mit aller Ruhe und Faſſung that. Die Kunde von ſeinem Tode verbreitete allgemeine Trauer in Griechenland. Die Achäer nahmen harte Rache an den Meſſeniern; Deinokrates kam ſeiner Beſtrafung durch Selbſtmord zuvor; Andere mußten ſelbſt Hand an ſich legen, mehrere Meſſenier wurden gefeſſelt fortgeführt in dem Leichen- und Siegeszug, welcher die Urne mit den Ueberreſten Philopömens nach Megalopolis geleitete, und am Grabmal des Helden zu Tode geſteinigt. Eine Menge Bildſäulen wurden ihm errichtet, welche nachmals ſelbſt von den Römern unangetaſtet blieben, wie ſie als offene Feinde in Griechenland auftraten.

Die Verkündigung der Freiheit Griechenlands durch die Römer, welche mit ſo unbegrenztem Jubel war aufgenommen worden, war der Anfang zu der allmähligen gänzlichen Unterwerfung unter dieſe gewaltigen Eroberer. Nach ihrer Gewohnheit faßten die Römer immer feſteren Fuß, erweiterten und verſtärkten auf jede Weiſe ihren Einfluß in Griechenland, miſchten ſich in deſſen innere Angelegenheiten, traten als Vermittler und Friedensſtifter öffentlich auf, während ſie wohl heimlich zu Zwietracht und Krieg anhetzten, und gewannen eine Partei für ſich, die als die gutgeſinnte gelobt und geehrt wurde, während die andere die übelgeſinnte hieß, mit Mißtrauen bewacht und mit Härte verfolgt wurde. Schon der Abfall der Meſſenier unter Deinokrates, in Folge deſſen Philopömen ums Leben kam, ſcheint den Römern nicht fremd, und der Tod Philopömens und die Schwächung des achäiſchen Bundes ihnen gar nicht unwillkommen geweſen zu ſeyn. Der Krieg mit dem Sohne und Nachfolger des Philippus, Perſeus, zog die Römer wieder nach Griechenland herüber; ſie wußten ſich die Treue der Achäer und deren Theilnahme am Krieg gegen die Macedonier zu ſichern und viele Griechen kämpften unter dem römiſchen Feldherrn Paulus Aemilius mit in der entſcheidenden Schlacht bei Pydna, wo die macedoniſche Phalanx nach hartem Kampfe den römiſchen Legionen erlag. Dieſe Schlacht koſtete dem Perſeus die Krone, Freiheit und Leben; Illyrien und Macedonien wurden geplündert, und dann, um ſie für immer zu ſchwächen, erſteres in drei, letzteres in vier ſogenannte freie Staaten getheilt, welche nach Rom Abgaben ſteuern mußten, 168 vor Chr. Gegen die übrigen Griechen ſelbſt, deren Städte er nach dem Siege bereiste, benahm ſich Paulus Aemilius mild und menſchenfreundlich; aber doch wurde der römiſche Schutz immer mehr zu einer drückenden Laſt, und die den unabhängig geſinnten Griechen und Macedoniern gemeinſame Abneigung gegen das Joch der Römer wurde von dieſen, die nicht ohne Grund Beſorgniſſe hegten, als Vorwand zu den gehäſſigſten Gewaltthaten gebraucht.

Nachdem zuvor ſchon die Vornehmſten aus allen ätoliſchen Städten zur Unterſuchung wegen Empörung nach Rom gezogen worden waren, wurden dann auch tauſend der angeſehenſten Achäer, deren Anhänglichkeit an die Römer zweifelhaft und deren Einfluß zu fürchten war, aus ihrer Heimath herausgeriſſen, nach Rom geſchleppt, unter dem Vorwand, daß ſie ſich dort wegen der ihnen ſchuld gegebenen Anhänglichkeit an Macedonien verantworten ſollten, und dort ſiebzehn Jahre lang in Haft zurückgehalten. Derjenige, welcher die Liſte dieſer patriotiſchen Männer entworfen hatte, Kallikrates, wurde zur Belohnung dafür durch den Einfluß der Römer zum Feldherrn der Achäer ernannt, und trotz des Haſſes gegen ihn wurde mittelſt der in den Händen der Römer befindlichen Geiſeln die Ruhe in Griechenland aufrecht erhalten. Auf die Frage Cato's im Senate: „Wie lange werden wir uns noch berathſchlagen, ob einige achäiſche Greiſe in Italien oder in Griechenland ſollen begraben werden?“ wurden endlich die noch Uebrigen, etwa dreihundert, in ihre Heimath entlaſſen, 150 vor Chr.

Ihre Rückkehr trug natürlich dazu bei, die Gemüther heftiger zu erbittern und aufzureizen, was den Römern ſelbſt vielleicht jetzt nicht unwillkommen war. Begierig ergriffen ſie wenigſtens die Gelegenheit, ſich in die Angelegenheiten der Achäer von Neuem zu miſchen, als die Spartaner gegen dieſelben bei ihnen Klage führten. Denn die Spartaner hatten ſich wieder von dem Bunde getrennt und die Achäer bekriegten ſie deßhalb. Die Spartaner erhielten die Antwort vom Senat: „Sie würden Geſandte nach Griechenland ſchicken, um die Angelegenheiten der Bundesgenoſſen zu unterſuchen und dem Unrecht zu ſteuern.“ Den römiſchen Geſandten aber wurde der Auftrag ertheilt, den Bund der Achäer aufzulöſen. Sie entboten die Häupter aller Städte nach Korinth und laſen den Senatsbeſchluß vor, welcher verfügte, daß die nicht zu der Landſchaft Achaia gehörenden Städte, wie z. B. Korinth und Argos, vom achäiſchen Bunde ſich trennen und nach eigenen Rechten und Geſetzen unabhängig bleiben ſollten, was für alle vortheilhafter ſeyn werde. Dieß erbitterte die Achäer auf's Höchſte, und angeſpornt hauptſächlich von Kritolaus, ermordete das Volk in ſeiner Wuth die anweſenden Spartaner und bedrohte ſogar das Leben der römiſchen Geſandten, welche ſich durch eilige Flucht retten mußten. Auf dieß war der Krieg unvermeidlich, und die Römer, nachdem ihr Feldherr Metellus die Macedonier beſiegt hatte, die unter dem Andriskus, dem angeblichen Sohne des Perſeus, einen Aufſtand verſucht hatten, 147 vor Chr., zogen nun gegen die eine Zeit lang mit trügeriſchen Friedensunterhandlungen hingehaltenen Achäer. Dieſe wurden in Phocis geſchlagen und ihr Feldherr Kritolaus getödtet; und im nächſten Jahre, 146 vor Chr., führte der Conſul Lucius Mummius ein Heer nach Griechenland hinüber und zog gegen den Iſthmus von Korinth. Diäus befehligte die Achäer, deren Frauen und Kinder anweſend waren und von den benachbarten Bergen Zuſchauer des Kampfes waren, — vermuthlich, um durch ihre Nähe die Kämpfer zur angeſtrengteſten Tapferkeit zu entflammen, und nicht, als ob die Schlacht ein bloßes Schauſpiel, der Sieg leicht und ſicher wäre. Aber auch jetzt unterlagen die Achäer und wurden vor den Augen der Ihrigen niedergehauen; Diäus ſelbſt und Andere gaben ſich den Tod; die Frauen und Kinder wurden die Beute des Feindes. Mummius zog vor das reiche und prächtige Korinth, das ſich ſofort ergeben mußte; die Stadt wurde geplündert und zerſtört (unter Muſik ließ der wilde Sieger die Mauern niederreißen), die ganze Bevölkerung in die Sklaverei verkauft und eine unermeßliche Beute an Kunſtwerken, außer dem, was zerſtört wurde, nach Rom gebracht. Bei dem Brande, welcher Tempel und Häuſer in Korinth verzehrte, ſoll Gold, Silber und Erz in der Glut mit einander geſchmolzen und zu der eigenthümlichen Miſchung verbunden worden ſeyn, welche den Namen korinthiſches Erz führt. Auch andere Städte, Chalcis auf Euböa und Theben wurden zerſtört, und Griechenland unter dem Namen Achaia zu einer römiſchen Provinz erklärt, 146 vor Chr., im dritten Jahre der 158ſten Olympiade. Und hiemit endigt die Geſchichte des ſelbſtſtändigen, unabhängigen Griechenlands, wenn gleich noch Manches von einzelnen, merkwürdigen Ereigniſſen, von Schickſalen von Städten und einzelnen Männern, von ausgezeichneten Künſtlern, Rednern, Philoſophen und auch wohl Feldherrn zu berichten iſt.

Dem Aufkommen der Macht, des Reichthums, der Einigkeit in Griechenland wehrten die argwöhniſchen und tyranniſchen Römer auf jede Weiſe; ihre Verwaltung der Provinzen war überhaupt von der Art, daß dieſe in keiner Hinſicht zu einer ſchönen Blüthe kamen, und auch bei den Hellenen ſcheinen Ackerbau und Handel mehr und mehr in Abnahme gekommen zu ſeyn. Dagegen gediehen noch manche Künſte des Friedens und der Muſen, Malerei, Skulptur, Beredtſamkeit, Philoſophie, und unter den reichen Römern fanden ſich Viele, welche an der Bildung und Sprache der Beſiegten großes Wohlgefallen hatten. Athen, Rhodus und andere Städte wurden die hohen Schulen der jungen, nach Bildung dürſtenden Römer; Griechen, ja griechiſche Sklaven und Freigelaſſene wurden die Lehrer und Freunde der Vornehmſten des ſiegreichen erobernden Volkes; Polybius, der Sohn des achäiſchen Feldherrn Lykortas, war der vertrauteſte Freund der Scipionen; Cicero und Cäſar bildeten ſich in Hellas zur Beredtſamkeit. Die griechiſche Sprache wurde in Rom ganz allgemein; ſogar wurde in ihr von Römern römiſche Geſchichte geſchrieben. Trotz der Gunſt jedoch, welche die griechiſche Sprache, Literatur und Kunſt in Rom fand, wurden die Griechen ſelbſt, als ein beſiegtes und unterworfenes Volk, von der großen Maſſe der Römer geringgeſchätzt und Viele verdienten wohl auch durch die Leichtfertigkeit und Niederträchtigkeit, womit ſie den Launen und Neigungen der gebietenden Römer ſchmeichelten, dieſe Verachtung. Bei der inneren Kraftloſigkeit, in welche ſo das griechiſche Volk verſank, waren ſelbſt die ſtolzen Erinnerungen an die Freiheit, an die Thaten und den Ruhm der Vorfahren gewiſſermaßen ein Unglück. Denn ſie reizten es manchmal zu Unternehmungen und Wagniſſen, welchen ſeine Kraft nicht gewachſen war. Beſonders war dieß der Fall, wenn die Römer von anderen Feinden in der Nähe von Griechenland, in Macedonien oder in Aſien angegriffen wurden. Schweres Unglück brachte über Athen und einen großen Theil Griechenlands namentlich der Krieg des Mithridates, des Königs von Pontus, der ſich einen großen Theil Aſiens unterworfen hatte, mit den Römern, im Jahre 88 u. folg. vor Chr. Nachdem Dieſer Kleinaſien beſetzt und mehrere Feldherrn der Römer daſelbſt beſiegt und gefangen hatte, ſchickte er ſeinen Feldherrn Archelaus nach Griechenland, welches von römiſchen Truppen ziemlich entblößt geweſen zu ſeyn ſcheint, und ließ namentlich Athen und Euböa beſetzen. Aengſtlich und unſchlüſſig ſchwankten die Städte und Inſeln hin und her, indem die Einen mit den Römern, die Andern mit Mithridates es halten wollten. Die Meiſten mußten ſich dem Mithridates, als dem im Augenblick Furchtbareren, anſchließen; als aber Lucius Cornelius Sulla (der bei all ſeiner Wildheit doch für feinere Bildung Sinn hatte, und der ſeine Denkwürdigkeiten ſogar in griechiſcher Sprache geſchrieben haben ſoll), mit einem ſtarken Heer nach Griechenland kam, ſchickten ihm ſogleich wieder die meiſten Städte Geſandte und unterwarfen ſich; nur Athen, wo ſich der Feldherr des Mithridates, Ariſtion, ein geborener Athener, zum Tyrannen aufgeworfen hatte, leiſtete Widerſtand. Sulla zog mit ſeinem ganzen Heere zur Belagerung vor daſſelbe, und wurde durch die Spöttereien, welche die Belagerten von den Mauern herab gegen ſeine berüchtigte (vierte) Gattin Metella ausſtießen, aufs heftigſte gegen ſie erbittert. Während der langen und hartnäckigen Belagerung ließ er zum Behufe der Erbauung von Sturmmaſchinen die heiligen Haine und die Bäume in der Akademie umhauen; und da die Befriedigung ſeiner zügelloſen Soldaten ungeheure Geldſummen erforderte, vergriff er ſich an den Heiligthümern Griechenlands, ließ aus Epidaurus und Olympia die ſchönſten und koſtbarſten Weihgeſchenke rauben und zwang die Amphiktyonen mit Hohn, ihm die noch übrigen Schätze des delphiſchen Gottes auszuliefern. Die Bewohner der Stadt wurden von den belagernden Römern und von dem Tyrannen Ariſtion gleichmäßig geängſtigt. Denn dieſer, der ſich für einen Schüler und Anhänger der epikuräiſchen Philoſophie ausgab, hielt Schmauſereien und Gelage und vertrieb ſich die Zeit mit Schauſpielen und Poſſen, während das Volk den bitterſten Mangel litt, höhnte die Hungernden, ließ die heilige Lampe der Athene aus Mangel an Oel verlöſchen, ſchickte der Oberprieſterin, die ihn um etwas Weizen anſprach, eine Metze Pfeffer, und trieb die Mitglieder des Rathes und die Prieſter, die ihn anflehten, ſich der Stadt zu erbarmen und mit Sulla einen Vertrag zu ſchließen, mit Pfeilſchüſſen auseinander. In Folge der Nachläſſigkeit des Tyrannen wurde endlich doch die Mauer an einer Stelle um Mitternacht von den Römern erſtiegen; unter dem Schall einer Menge Trompeten und Hörner ſtrömten die wilden Soldaten Sulla's mit lautem Jubelgeſchrei in die Stadt und verbreiteten ſich, der erhaltenen Erlaubniß gemäß, durch alle Straßen, um zu morden und zu plündern. Ein grauſenhaftes Blutbad folgte, ſo daß man die Zahl der Gemordeten nach dem Raume berechnete, den das vergoſſene Blut überſchwemmte; und eine Menge Menſchen tödteten ſich ſelbſt. Erſt nachdem Sulla ſeine Rachgier befriedigt hatte und ihn zwei verbannte Athener auf den Knieen um Gnade für die Stadt baten, begann er ſehr rühmend von den Thaten der alten Athener zu ſprechen, und erklärte: er wolle Vielen um Weniger willen, den Lebenden um der Todten willen verzeihen. Eine Menge Kunſtwerke und Gebäude, die meiſten Werke am Piräeus, das dortige prächtige Waffen- und Zeughaus, das eroberte Zelt des Xerxes, wurden zerſtört oder verbrannt. Dieß geſchah 86 vor Chr. Sulla führte dann ſein Heer aus der ganz veröbeten Gegend weg und der Krieg wälzte ſich nun nach Böotien, wo die beiden feindlichen Heere überall hin Verwüſtung trugen. Pauſanias berichtet, daß das von Sulla ſo ſchrecklich verwüſtete Athen doch zur Zeit Hadrians wieder geblüht habe, und ſchon viel früher erholte es ſich bis auf einen gewiſſen Grad von dieſem Unglück. Denn es blieb, zumal nach dem Fall von Korinth, das jedoch auch wieder durch Julius Cäſar aus ſeinen Trümmern erſtand, und von römiſchen Koloniſten bevölkert, von Neuem ein Sitz der Kunſt und des Handels wurde, immer noch der Mittelpunkt der griechiſchen Bildung, der Beredtſamkeit, der Kunſt und der Philoſophie. Ein vor Sulla aus Athen geflüchteter Philoſoph, der Akademiker Philo, war der Lehrer des Cicero in Rom, und ſpäter, etwa 80 vor Chr., ging dieſer ſelbſt nach Griechenland und Kleinaſien, um ſich in der Beredtſamkeit und Philoſophie auszubilden, und verweilte beſonders in Athen. Der Redner Apollonius Molon auf Rhodus forderte ihn einmal auf, eine Redeübung in griechiſcher Sprache zu halten. Cicero that dieß und erwarb ſich den allgemeinen, ſtaunenden Beifall aller Anweſenden, nur Apollonius ſaß ſchweigend und ernſt da und als Cicero ihn deßhalb befragte, verſetzte er: „Dich, o Cicero, muß ich freilich loben und bewundern; aber mich jammert das Schickſal Griechenlands, da ich ſehe, daß die einzigen Vorzüge, die uns noch geblieben ſind, Gelehrſamkeit und Beredtſamkeit, durch dich nun auch den Römern zu Theil werden.“ Andererſeits aber war es doch ein Troſt und eine Ehre für die Beſiegten, die Unterworfenen, daß die Sieger hierin ſie als Meiſter anerkannten und nach ihrem Muſter ſich zu bilden ſtrebten.

Mit reißender Schnelligkeit ſcheint ſeit der Unterwerfung unter die Römer die Entvölkerung Griechenlands, in Folge der Erwerbloſigkeit und Verarmung, zugenommen zu haben. Aus den Briefen eines Römers erfahren wir, daß unter der römiſchen Herrſchaft bald mehrere griechiſche Städte, durch die Laſt der Schulden und öffentlichen Abgaben erdrückt, verlaſſen worden und eingefallen ſeyen; und ein Anderer ſchreibt, er habe auf einer Reiſe von Aegina über Megara, Korinth und die Nordküſte des Peloponneſes Nichts als Ruinen halb oder ganz verfallener Städte und Flecken geſehen. Plutarch, welcher im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt lebte und ein Prieſteramt in Delphi bekleidete, ſagt: an der allgemeinen Entvölkerung, welche die frühern Unruhen und Kriege faſt über den ganzen Erdkreis verbreitet, habe Griechenland am meiſten gelitten, ſo daß es jetzt in ſeinem ganzen Umfang kaum dreitauſend Schwerbewaffnete ſtellen könnte, ſo viel als die einzige Stadt Megara zur Schlacht von Platää geſandt. Mit dieſer Entvölkerung bringt er den Verfall der Orakel in Verbindung, und fragt: „Wozu ein Orakel auf dem Berge Ptous, wo man jetzt an einem ganzen Tage kaum einen Hirten ſieht?“ Eine ſinnvolle

Sage, welche jedenfalls eine geſchichtliche Thatſache andeutet, berichtet: die Orakel ſeyen alle in der Nacht verſtummt, in welcher Jeſus Chriſtus geboren worden.

Der Kaiſer Nero, ein großer Liebhaber von Schau- und Wettſpielen, von Wagenrennen und dergleichen, begab ſich im Jahre 66 nach Chr. nach Griechenland, um die Feier dieſer Spiele in ihrer urſprünglichen Heimath ſelbſt anzuſehen und perſönlich daran Theil zu nehmen. Denn dieß Ueberbleibſel, dieſe Erinnerung an ihre alte Größe hatten die Hellenen ſich bewahrt, und ließen noch Jahrhunderte lang nicht davon ab. Nero wohnte der Feier der iſthmiſchen Spiele zu Korinth an, wurde von den verſammelten Griechen mit Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen überhäuft, und verkündigte zum Danke dafür in einer Rede, die er auf dem Markt von einer für ihn errichteten Bühne an das Volk hielt, dem geſammten Griechenland die Freiheit und Unabhängkeit, die jedoch unter den damaligen Verhältniſſen nur ein leeres Wort und ein Schein war, jedoch von den in der Schmeichelei erfahrenen Griechen mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde. Natürlich konnte die angebliche Freiheit keinen Beſtand haben; die Römer blieben, unter dem einen oder dem andern Namen, Herren des Landes, das ihre Prokonſuln ausſaugten und unterdrückten. Die Reicheren wanderten freiwillig, die Aermeren durch die Noth gezwungen, aus, und ſelbſt das gewaltige Megalopolis glich bald einer großen, faſt verlaſſenen Ruine.

Nur mit wenigen Zügen mögen noch die weitern Schickſale der Griechen angedeutet werden.

Als Freund und Wohlthäter Griechenlands erwies ſich der römiſche Kaiſer Hadrianus, 117 bis 138 nach Chr., ein ſehr einſichtsvoller, thätiger und kunſtliebender Herrſcher, welcher die meiſten Provinzen ſeines großen Reiches, namentlich auch Griechenland bereiste und lange daſelbſt verweilte. In Athen brachte er zweimal den Winter zu und ſchmückte ſowohl dieſe Stadt als viele andere mit Bauten und Kunſtwerken, wofür ihm in allen griechiſchen Städten Bildſäulen errichtet wurden. Er vollendete in Athen den von Piſiſtratus begonnenen Tempel des olympiſchen Zeus und weihte ein koloſſales Bild aus Elfenbein und Gold; er baute einen Tempel der Here, des Zeus Panhellenius, und ein Heiligthum aller Götter, mit hundertundzwanzig prächtigen Säulen von phrygiſchem Marmor; auch ein Gymnaſium mit hundert Säulen aus libyſchen Marmorbrüchen führte ſeinen Namen. In Korinth ließ er prächtige Bäder anlegen. Aber dieſe Geſchenke der Gnade und der Macht konnten den Geiſt von Hellas nicht wieder beleben. Unter den Nachfolgern Hadrians wütheten die peſtartigen Seuchen, welche einen großen Theil der Bevölkerung Europas wegrafften, beſonders verheerend in Griechenland. Im dritten Jahrhundert nach Chriſtus, 250 bis 270 ergoſſen ſich feindliche Heere ſogenannter Scythen, vom Iſter (der Donau) und dem Pontus Euxinus (dem ſchwarzen Meere) her, zu Hunderttauſenden, zu Land und zur See über Griechenland und die Inſeln, und landeten faſt gleichzeitig bei Lacedämon, im Piräeus, bei Theſſalonice, auf Cypern und Kreta. Sparta, Tegea, Argos, Korinth wurden ausgeplündert und verwüſtet; ſie drangen durch den unvertheidigten Iſthmus nach Böotien, Akarnanien und dem übrigen Hellas und leerten Delphi aus. Nur Athen, unter dem Feldherrn Dexippus, widerſtand ihnen mit Glück; im ganzen Peloponnes fanden ſie keine Gegenwehr. Einige Jahrzehnte ſpäter wurde Byzanz, unter dem Namen Konſtantinopel, von Konſtantin dem Großen zur Hauptſtadt des römiſchen Reiches gewählt; nach der Theilung deſſelben in zwei Reiche blieb dieſe Stadt die Reſidenz der oſtrömiſchen, oder wie man ſie nachmals nannte, der griechiſchen Kaiſer, und das noch übrige Leben und der Glanz Griechenlands zog ſich von den alten Sitzen helleniſcher Herrlichkeit nach jener Stadt. Ueber ein Jahrtauſend beſtand das griechiſche Kaiſerthum unter verſchiednen Dynaſtien, aber nur Einmal in tauſend Jahren kam ein griechiſcher Kaiſer nach Hellas. Zwiſchen dieſen und dem neuen griechiſchen Reich, beſonders deſſen Hauptſtadt Konſtantinopel, beſtand der Gegenſatz des Heidenthums und des Chriſtenthums; denn letzteres breitete ſich im eigentlichen Griechenland nur langſam und wenig aus; es ſtieß hier auf den härteſten Widerſtand. In Athen hielt ſich längere Zeit, ehe er zum Throne gelangte, der Kaiſer Julianus auf, welcher wieder zum Heidenthum übertrat; und in Athen war noch immer und blieb noch lange der Hauptſitz der heidniſchen Philoſophie. Zwar im Anfang des fünften Jahrhunderts ſchrieb ein gewiſſer Syneſius: Athen ſey nur noch durch den hymettiſchen Honig berühmt; die Philoſophie ſey von dort verbannt, und nur noch die todten Plätze, die Akademie, die Stoa, das Lyceum würden den Fremden gezeigt und bewundert; aber ſpäter blühte Athen durch die neuplatoniſche Philoſophie wieder auf und der Kaiſer Juſtinianus, zu Anfang des ſechsten Jahrhunders, fand für nöthig, den noch in Athen lehrenden heidniſchen Platonikern die philoſophiſchen Vorleſungen zu verbieten, worauf Mehrere nach Perſien auswanderten. Sobald das Chriſtenthum Staatsreligion, und eben damit auch in vielen Fällen Gegenſtand des ſchreiendſten Mißbrauchs, Maske der Tyrannei und Willkür geworden war, begann auch ein bald gewaltſamerer, offener, bald mehr verdeckter Kampf gegen die mit dem alten Götterglauben zuſammenhängenden Gebräuche, den Opfer- und Feſtkultus, die Spiele, die Tempel und Bilder. Schon wurden manche Kunſtwerke durch unverſtändigen Fanatismus zerſtört; doch konnte bei der in Griechenland noch herrſchenden Geſinnung ein ſolches Verfahren nicht allgemein durchgeführt werden, und die olympiſchen und andere Spiele wurden immer noch gefeiert, obgleich Theodoſius, gegen Ende des vierten Jahrhunderts, die olympiſchen Spiele und die Zeitrechnung nach Olympiaden auf ewige Zeiten verboten hatte. Und noch faſt hundertundfünfzig Jahre ſpäter mußte Juſtinian Theater und Olympiadenfeier bei Todesſtrafe verbieten.

Im Jahre 395 nach Chr. und den folgenden Jahren brachen, von Rufinus, dem Vormünder des Kaiſers Arkadius verrätheriſcherweiſe eingeladen, die Gothen unter Alarich von der Donau her in Griechenland ein, und natürliche Wildheit, Raubgier und religiöſer Fanatismus vereinigten ſich in ihnen, um die meiſt noch heidniſchen Bewohner, ſo wie die Göttertempel und Bilder Griechenlands ſchonungslos mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Die kaiſerlichen Feldherrn, von dem treuloſen Rufinus hiezu angewieſen, leiſteten ihnen keinen Widerſtand, und die Hellenen ſelbſt waren zu ſchwach dazu; auch ſahen manche zum Chriſtenthum bekehrte Griechen in Alarich weniger einen Feind ihres Volkes als einen Zerſtörer des Heidenthums. Nur Athen wußte durch Tapferkeit und Klugheit ſich vor dem Verderben zu bewahren; ſonſt aber wurden die meiſten Städte und Dörfer angezündet, die Männer getödtet, Kinder und Weiber als Sklaven weggeführt, die Tempel der alten Götter geſchleift, die Bilder zertrümmert, Mauern und Burgen der befeſtigten Städte von Grund aus niedergeriſſen, das Land in eine Wüſte verwandelt. Der Tempel der Demeter zu Eleuſis, der des Zeus zu Olympia mit dem rieſigen Bilde des Gottes aus Gold und Elfenbein von Phidias' Hand wurden jetzt zerſtört. Verbrannt wurden Megara, Korinth, Argos, Mantinea, Tegea, Lacedämon, Megalopolis, Amyklä; ein ganzes Jahr verweilte Alarich in dem unglücklichen, durch ihn faſt entvölkerten Lande, und entging zuletzt dem geſchickten Feldherrn des weſtrömiſchen Kaiſers Stilicho, der ihm ſchon jeden Ausweg der Rettung ſchien abgeſchnitten zu haben. Der Kaiſer Arkadius verlieh dann dem Alarich, als ſeinem Freund und Bundesgenoſſen, die Statthalterſchaft über das von ihm verwüſtete Griechenland, als einen Theil von Illyrikum, und ſo dauerte der Greuel der Verwüſtung noch fort, bis Alarich mit ſeinen Barbaren ſich gegen Italien wandte, und Griechenland, jetzt faſt eine menſchenleere Ruine, verließ. Nur in die Gebirge hatte ſich ein Theil der Bevölkerung gerettet, und von den barbariſchen Verwüſtern ſiedelte ſich noch Keiner bleibend im Lande an. Im gebirgigen Theile Lakoniens, auf dem Taygetus und in ſeinen Bergſchluchten ſammelte ſich ein Reſt alter Peloponneſier, welche dem Schwert der Feinde entgangen waren und Heiden blieben, und ſie waren es, die dem Vandalen Genſerich, welcher von Afrika herüber im Peloponnes einfiel und ihn von Neuem verwüſtete, in einer Schlacht bei Tänarum eine Niederlage beibrachten, 467 nach Chr.

Schlimmer noch wurde es ein Jahrhundert ſpäter, unter der Herrſchaft Juſtinians, wo die Bulgaren, Slaven und Hunnen in einer Reihe von Jahren das alte Griechenland bis an den Iſthmus aufs grauſamſte ausmordeten, mit Ausnahme der Stadt Athen und der Burg von Theben. 572 überſchwemmten Slaven und Avarenhorden auch den ganzen Peloponnes und ſiedelten ſich bleibend in dem entvölkerten Lande an; und von dieſer, übrigens dunkeln Zeit an, deren Jammer und Elend keine Geſchichtſchreiber genauer berichten, veränderte ſich in Griechenland Alles, Sitten, Sprache, Religion, Namen der Städte, Dörfer, Berge und Flüſſe.

Gegen Ende des achten Jahrhunderts, 783 nach Chr., faßte die ehrgeizige und männlich geſinnte griechiſche Kaiſerin Irene, eine geborene Athenerin, welche nach dem Tode ihres Gatten und der Ermordung ihres Sohnes die Herrſchaft führte, den Plan, Altgriechenland den Slaven wieder abzugewinnen. Ein von ihr abgeſandter Feldherr Staurakius drang in Theſſalien und Hellas ein, unterjochte ſie, machte auch einen Einfall in den Peloponnes und führte viele Beute mit fort. Genaueres iſt darüber nicht bekannt. Die Slaven auf Morea (ſo hieß nun der Peloponnes,) ſuchten jetzt die noch übrigen griechiſchen Städte an den Küſten zu bezwingen, was ihnen aber nicht gelang; vielmehr erlitten ſie vor Patras durch ſie eine Niederlage; der ganze Peloponnes wurde von den byzantiniſchen Feldherrn nach und nach wieder erobert, aber die Eroberung und bleibende Unterwerfung ſcheint faſt ein Jahrhundert erfordert zu haben, während welcher Zeit die Halbinſel entſetzlich verwüſtet wurde. Um ihre Eroberung zu ſichern und den Empörungen Einhalt zu thun, zwangen die Byzantiner die wilden, heidniſchen Slaven zur Annahme des Chriſtenthums, viele Kirchen wurden erbaut, Klöſter angelegt, und auch die altgriechiſchen Bewohner des gebirgigen Lakoniens, der Maina, nahmen das Chriſtenthum an, gegen Ende des neunten Jahrhunderts. Die Abkömmlinge der alten Hellenen, die getauften Slaven und Bulgaren und eingewanderte Byzantiner bewohnten nun Griechenland, insbeſondere den Peloponnes, bis ins zwölfte Jahrhundert.

Die Bewohner von Morea, unter ihren Häuptlingen, Archonten genannt, machten ſich allmählich von dem ſchwachen Konſtantinopel ziemlich unabhängig und erhoben ſich auch gelegentlich zu Empörung und Abfall. Namentlich geſchah dieß um die Zeit, wo die Franken, die verbündeten Venetianer, Flandrer, Franzoſen und Deutſchen, den ſogenannten Kreuzzug gegen Konſtantinopel unternahmen, die Stadt eroberten, plünderten, das Reich unter ſich vertheilten, und einen fränkiſchen Kaiſer, Balduin von Flandern, auf den Thron ſetzten, im Jahre 1204. Der Archon von Nauplion, Leo Sguros, trachtete nach dem Königreich oder gar Kaiſerthum Hellas, rückte aus dem Peloponnes hervor, beſtürmte vergeblich Athen, nahm Theben weg, vermählte ſich mit einer Tochter des entflohenen Kaiſers Alexis Angelus, und zog dem Markgrafen Bonifacius entgegen, welchem bei der Theilung der Länderbeute Macedonien zugefallen war, der aber ganz Griechenland zu gewinnen begehrte. Bei Thermopylä trafen ſie zuſammen, aber die ſlaviſchen Griechen zeigten nicht dieſelbe Tapferkeit gegen die wenig zahlreichen Ritter des Abendlands, wie einſt die Hellenen gegen die zahlloſen Feinde aus dem Orient. Ohne Kampf flohen die Peloponneſier beim Anblick der abendländiſchen Ritter in wilder Unordnung bis hinter den korinthiſchen Iſthmus zurück. Raſch beſetzten die Feinde und plünderten Theben, Euböa, Athen, und drangen zu dem verſchanzten Lager der Moreoten am Iſthmus vor. Auch hier widerſtanden dieſe dem erſten Angriff der Abendländer nicht; Korinth wurde durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Ein Aufſtand in Macedonien und Thracien rief den Markgrafen Bonifacius in ſein Königreich zurück; aber zu derſelben Zeit, wo er die Halbinſel verließ, landeten daſelbſt neue Schaaren eroberungsluſtiger Fremdlinge, Burgundier und Franzoſen unter Wilhelm von Champlitte, aus dem franzöſiſchen Hauſe der Grafen von Champagne, hergelockt von der Kunde der reichen Länderbeute des zerriſſenen Kaiſerthums. Von Venedig her ſchiffend, landeten ſie in der Nähe von Patras, gewannen Stadt und Burg, und binnen einiger Zeit den größten Theil der Halbinſel, theils mit Güte, theils mit Gewalt. In der Schlacht von Kondura, bei Kalamata, wurden viertauſend Moreoten von ſiebenhundert Franken unter Champlitte völlig geſchlagen; und nun wurde die Halbinſel, obwohl noch nicht ganz bezwungen, nach abendländiſchem Brauch in Lehen vertheilt, welche den einzelnen fränkiſchen Rittern zugetheilt wurden, unter der Oberlehnsherrlichkeit Wilhelm von Champlitte's. So entſtanden in Griechenland Baronien unter meiſt franzöſiſchen Edelleuten, nach mittelalterlicher abendländiſcher Art, und Biſchöfe und Ritterorden erhielten ebenfalls Lehen zugetheilt. Als der Graf von Champlitte nach Europa abberufen ward, bemächtigte ſich ſein Freund und Bevollmächtigter Gottfried von Ville-Hardouin treuloſer Weiſe an ſeiner Stelle der Herrſchaft, die er befeſtigte und in ſeiner Familie vererbte. Die alten helleniſchen Namen waren großentheils untergegangen; die Beherrſcher der Halbinſel hießen Fürſten von Morea; aber der Name Athens wenigſtens behauptete ſich, indem es einen Großherrn, nachmals einen Herzog von Athen gab, und ſpäter tauchte ein Fürſtenthum Achaja auf, ein Exarchat Meſſenien und eine Präfektur Lacedämon. Die Frankenherrſchaft, mit den drückenden Vorrechten und Anmaßungen des ausländiſchen Adels und der Geiſtlichkeit, unter vielfachen Kriegen mit den bald wieder eingeſetzten griechiſchen Kaiſern, und nicht ſeltenen Einfällen mahomedaniſcher Feinde, Seldſchuken, Osmanen, Türken, beſtand bis 1443, wo Griechenland wieder unter die byzantiniſchen Herrſcher kam, aber nur, um zwanzig Jahre ſpäter, 1483 eine Beute der Türken zu werden, welche dem griechiſchen Kaiſerthum ein Ende machten. Natürlich war auch dieſe Eroberung von vielen Verwüſtungen und Blutvergießen begleitet, und die Bevölkerung erhielt neue Beſtandtheile, obwohl die chriſtlichen Griechen und die mahomedaniſchen Türken durch die Verſchiedenheit der Religion auseinander gehalten wurden. Die mächtige Seeſtadt Venedig machte von Zeit zu Zeit Einfälle und Eroberungen in Griechenland, unterſtützt durch Aufſtände der Bewohner, verlor ſie aber mit der Zeit alle wieder; die Inſel Rhodus, eine Zeit lang im Beſitze eines geiſtlichen Ritterordens, ging auch an die Türken verloren, und Griechenland ſchien für immer der Pforte unterworfen, bis, nach einigen von Rußland begünſtigten oder hervorgerufenen, aber mißlungenen Aufſtandsverſuchen endlich die Erhebung der Griechen im Jahre 1821, nach langem, entſetzlichem Kampfe und namenloſen Greueln zur Gründung eines ſelbſtſtändigen Königreichs Griechenland, jedoch mit viel zu engen Grenzen, und einer allzu kleinen Bevölkerung, nicht einer Million Menſchen, führte.

Nur mit dieſen wenigen Zügen wollten wir die Schickſale der Griechen oder des Landes, andeuten, damit die achtzehnhundert oder zweitauſend Jahre ſeit der Zerſtörung Korinths oder der Verkündigung der Freiheit Griechenlands durch Nero bis jetzt, für den Leſer nicht eine völlige Leere bleiben.

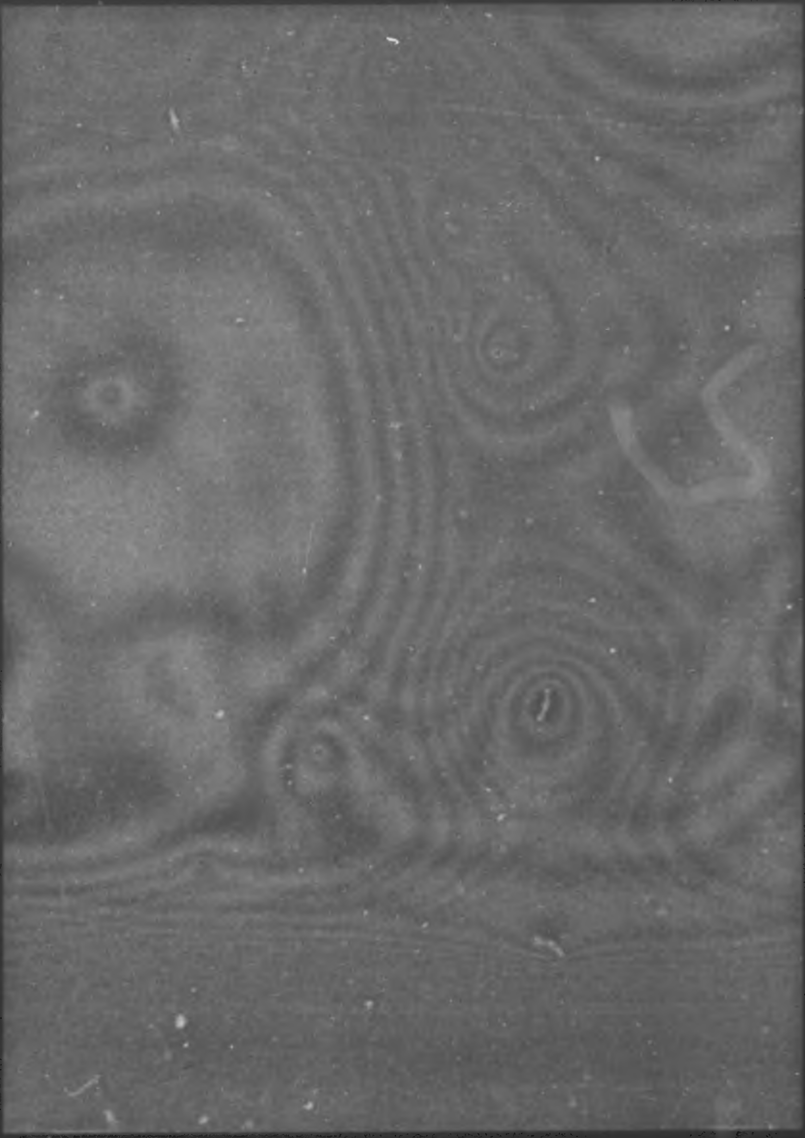
Die Griechen des oſtrömiſchen oder griechiſchen Kaiſerthums, welches ſelbſtſtändig über tauſend Jahre beſtand, haben ſich im Ganzen nicht durch dieſelben Eigenſchaften, wie die alten Griechen, ausgezeichnet. Zwar fehlte es ihnen nicht an Verſtand, an Schlauheit und Erfindungsgeiſt, es ſind unter ihnen manche tüchtige Gelehrte und geſchickte Feldherrn aufgeſtanden, aber es fehlte ihnen das Feuer, die Kraft, die Männlichkeit der alten Griechen, ſie haben in Kunſt und Poeſie nichts Großes und Eigenthümliches erſchaffen, ihre Geiſteskraft häufig in kleinlichen Unterſuchungen und Zänkereien vergeudet; es fehlte ihnen ganz und gar der Athem der Freiheit; der Deſpotismus hat von Anfang an ſie gelähmt und gebannt. Auch waren dieſe Griechen keineswegs die Abkömmlinge der alten Griechen, ſondern es waren theils Thracier, theils aus allen Völkern zuſammengerafftes Miſchvolk, für das nur die weit verbreitete griechiſche Sprache ein Bindemittel war. Aber ſind die Bewohner des eigentlichen Griechenlands, des Peloponneſes und der Inſeln, Nachkommen der alten Hellenen? Dieſe Frage, deren Beantwortung wohl Keinem gleichgültig iſt, beantwortet ſich wenigſtens zum Theil aus der obigen Skizze von den Schickſalen Griechenlands im Verlaufe zweier Jahrtauſende. Einige Gelehrte haben, beſonders in neueſter Zeit, indem ſie aus der Geſchichte zeigten, wie Griechenland zuerſt von den Gothen, dann von den Bulgaren und überhaupt von ſlaviſchen Stämmen, ſpäter von Saracenen und Türken im eigentlichen Sinne ausgemordet worden, beweiſen zu können geglaubt, daß die jetzigen Griechen gar Nichts vom Blute der alten Hellenen in ihren Adern haben; und damit, behaupten ſie, ſtimme auch die Geſichtsbildung der Neugriechen überein, ſowie ihre ganze Geiſtesart, welche durchaus ſlaviſch ſey. Nur das geben ſie allenfalls zu, daß von den griechiſchen Frauen manche als Sklavinnen mögen verſchont geblieben und durch ſie das griechiſche Blut, aber ſehr vermiſcht mit barbariſchem, ſlaviſchem, fortgepflanzt worden ſeyn. Die Anhänger der entgegengeſetzten Anſicht, wenn ſie gleich eine ſehr ſtarke Vermiſchung des urſprünglichen Griechenvolkes mit Fremden zugeben, berufen ſich hauptſächlich auf den Fortbeſtand der griechiſchen Sprache, welche in der That dem Weſen nach, wenn auch entſtellt und ausgeartet, doch dieſelbe ſey mit der vor zwei- und dreitauſend Jahren an den Küſten des ägeiſchen Meeres, in Griechenland und in Kleinaſien geſprochenen. Wie hätte ſich aber, fragen ſie, die Sprache erhalten können, wenn die ganze Bevölkerung wäre vertilgt worden, ſelbſt wenn dieſe Vertilgung allmälig, und nicht auf einmal ſtattgefunden hätte? Das Fortleben einer Sprache unter einem Volke, behaupten ſie, ſey der unwiderlegliche Beweis, daß dieß Volk ſelbſt zum Theil in ſeinem alten Weſen und Stamm noch fortbeſtehe; denn es komme zwar häufig vor, daß die roheren Sieger und Eroberer die Sitten, die Bildung, die Sprache der geſitteteren Beſiegten annehmen, und nicht umgekehrt, wie man erwarten ſollte, weil ja doch der Sieger dem Beſiegten nach Willkür Geſetze auferlegen kann und es bequemer ſcheint, dem Unterworfenen die eigne Sprache aufzudrängen, als die ſeinige zu erlernen; aber gewiß finde man dieß nie in dem Falle, wenn die Eroberer die Beſiegten Alle, wenigſtens alle Männer, ausgerottet haben. Sodann berufen ſie ſich auf die auch von den Gegnern nicht geläugnete Wahrſcheinlichkeit, daß bei aller Grauſamkeit und allem Blutdurſt der Eroberer doch Manche von den urſprünglichen Einwohnern, namentlich in gebirgigen Gegenden, in abgeſchloſſenen Thälern, auf den felſigen Inſeln, ſich vor den Verfolgungen der Feinde werden gerettet und allmälig wieder ausgebreitet haben. Und endlich glauben ſie auch in der körperlichen Bildung und in den geiſtigen Anlagen der Neugriechen eine nicht geringe Aehnlichkeit mit den alten Griechen auffinden zu können. Aber die Erhaltung der griechiſchen, ſehr verderbten Sprache, dürfte nach dem oben Angeführten leicht mehr auf Rechnung der byzantiniſchen Griechen, eines Miſchvolks, als der eigentlichen Hellenen kommen, und jedenfalls wird man anerkennen müſſen, daß die Neugriechen, ſo weit ſie etwa noch aus althelleniſchem Blute ſtammen, wohl eher Abkömmlinge von dunkeln Fiſchern, Hirten und Seeräubern, von rauhen Gebirgsbewohnern, auch wohl von Sklaven ſeyn mögen, als die Enkel der Helden der Kämpfe von Marathon und Platää, die

Nachkommen von Ariſtides und Perikles, von Aeſchylus, Sophokles und Platon, von Pelopidas und Leonidas. Aber wie dem ſey, wenigſtens dürfen wir die Neugriechen, die Erben des Landes und der Sprache der alten Hellenen, als die an Kindesſtatt angenommenen, als Adoptivſöhne von dieſen betrachten, und ohne ſie, befangen in einem geſchichtlichen Aberglauben, gleichſam zu vergöttern, werden wir uns auch hüten, ſie deßhalb geringzuſchätzen, weil ihnen der Blutadel der ächt und rein griechiſchen Abkunft fehlt.

Gott hat jedem Volke ſeine Zeit, ſeine Aufgabe und ſein Ziel geſetzt; was jedes in dem ihm geſteckten Kreiſe wirkt, das müſſen wir zu erkennen und anzuerkennen ſtreben; was es Gutes, Schönes, Großes leiſtet, ſchätzen und bewundern; worin es die Schwächen und die böſen Neigungen der menſchlichen Natur verräth, uns nicht verhehlen. Daß wir ein Volk dem andern vorziehen, iſt natürlich; aber deßwegen dürfen wir doch die Thaten, die Eigenſchaften, den Werth des einen nicht zum einzigen Maßſtab für den Werth des andern machen, ſondern durch die Betrachtung der Mannigfaltigkeit der in der Geſchichte auftretenden Völker, der neben einander wohnenden, oder der, ſey es in verſchiedenen Ländern, ſey es auf demſelben Boden auf einander folgenden, durch Würdigung der eigenthümlichen Vorzüge und Fehler eines jeden, unſern Geiſt von Vorurtheilen, von Befangenheit und Beſchränktheit befreien und uns üben in der Gerechtigkeit der Beurtheilung. Wir dürfen die Neugriechen nicht darum geringſchätzen, uns mit Gleichgültigkeit oder Widerwillen von ihnen abwenden, weil ſie jedenfalls, mag ihre Abſtammung ſeyn, welche ſie will, unendlich weit hinter den alten Griechen, dieſen Lehrern und Muſtern der Welt in ſo vielen Künſten, Wiſſenſchaften und Werken des Lebens, zurückbleiben, und von den gebildeteren Völkern Europa's das Verſtändniß der großen Geiſter, die einſt in ihrem Lande heimiſch waren, ſelbſt erſt wieder lernen müſſen. Aber wir dürfen auch die alten Griechen, bei aller Bewunderung des Schönen und Großen, was ſie ſchufen und leiſteten, nicht zu Gegenſtänden einer blinden und maßloſen Verehrung machen, einer Verehrung, die außer ihnen nichts wahrhaft Großes und Edles anerkennen will, die ſich mit eklem und verachtendem Hochmuth wegwendet von Allem, was nicht das Gepräge des griechiſchen Geiſtes trägt. Eine ſolche Verehrung verblendet einerſeits das Auge leicht gegen die vielfachen und großen ſittlichen Mängel und Fehler, welche der griechiſche Charakter, neben großen Vorzügen zeigt, welche die Geſchichte Griechenlands, ſelbſt in den ſchönſten Zeiten, vielfach beflecken, und welche auch in dieſem Buche, zwar nicht gefliſſentlich hervorgehoben, aber auch nicht verhehlt und verſteckt worden ſind; andrerſeits trägt gerade eine ſolche übertriebene Bewunderung am wenigſten Früchte, weil das Uebermaß derſelben den Muth der Nacheiferung lähmt. Wir ſollen und können nicht Griechen werden; ein ſolches Streben wäre eben ſo unfruchtbar als verkehrt; aber lernen kann Jeder unendlich viel von den Griechen, Warnendes und Ermunterndes; Begeiſterung ſchöpfen aus ihren Vorbildern zum Streben in Kunſt oder Wiſſenſchaft, zum Handeln im Leben und im Staat, für das eigne Volk und für die Menſchheit; bei ihnen den Sinn üben für die edle Form, für die treue Naturwahrheit; aber auch bei ihnen muß Jeder beſtätigt finden die Wahrheit: daß alles Menſchliche unvollkommen bleibt, und daß die nie befriedigend gelöſte Aufgabe der Menſchheit für jeden Einzelnen wie für jedes Volk eine olympiſche Rennbahn eröffnet, um die herrlichſten Preiſe mit angeſtrengter Kraft zu ringen und zu werben.

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Gereimte Räthſel

aus dem

Deutſchen Reich.

Gereimte Räthſel

aus dem

Deutſchen Reich.

Berlin.
Verlag von G. Reimer.
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Karl Kirn in Stuttgart.

Der vorſtehende Titel wurde gewählt, nicht um den Entſtehungsort anzugeben, auch nicht um anzudeuten, daß die Räthſel nach dem glorreichen Umſchwung unſerer ſtaatlichen Verhältniſſe niedergeſchrieben ſind, — obwohl allerdings keines einen frühern Urſprung hat, — ſondern einerſeits, weil eine nicht geringe Anzahl auf das politiſche und ſociale Leben der neueſten Zeit ausdrücklich oder mittelbar Bezug nimmt; andererſeits und hauptſächlich, weil der Herausgeber wünſcht und hofft, es möge in denſelben der Leſer — neben dem ſcherzhaften und äſthetiſch-dialektiſchen Element — einen Hauch desjenigen deutſchen Geiſtes ſpüren, von deſſen immer kräftigerem Wehen der Verfaſſer den feſten Beſtand und das fröhliche Gedeihen unſres jungen Reiches weſentlich mit bedingt glaubt.

In dieſem Sinn möchte er dieſe Reime als ein beſcheidenes Weihgeſchenk dem neuen deutſchen Reich und ſeinen ruhmreichen Begründern widmen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zur Orientirung.

Da kommen angeflogen Räthſelſchaaren,
In dichtem Flug einfallend wie die Staaren;
Wie werden dieſe Gäſte aufgenommen?
Iſt dieß redſel'ge Völkchen wohl willkommen?
Laßt ſie als Kinder gelten der Langweile!
Dreſſirt, — wie's jetzt gebräuchlich iſt, in Eile,
Sind ſie, wenn auch nicht tief- und hoch-gelahrt,
Anſtändig doch und haben Lebensart.
Seht, ob ihr kauderwelſch gereimt Geſchwätze
Vielleicht in müſſ'gen Stunden Euch ergetze!
Beherzigt dieß auch: ſolche Unterhaltung
Dient Eurem eignen Witze zur Entfaltung!
Mit ſtolzer Freude, — bringt Ihr eins heraus, —
Lohnt Euch — zwar ſtumm — der eigene Applaus!

Mißfallen aber laßt es Euch auch nicht,
Zeig' ich verändert Euch mein Angeſicht,
Wenn ich des Scherzes Maske lege fort,
Ernſten Gedanken leihend ernſtes Wort.
Geſchloſſen iſt für mich des Wirkens Bahn,
Das Penſum meiner Tage abgethan;

Frei wieder wie als Kind, wehrt ſtrenge Pflicht
Forthin das Spiel, die Phantaſie, mir nicht;
So ließ den Lauf ich dialekt'ſchen Scherzen —
Ach! nicht aus fröhlich leichtem Kinderherzen!

Darbietet Euch ein Pilger ſeine Gabe,
Der, wenn auch noch nicht kraftlos, eilt zum Grabe;
Dem klar bewußt, daß er auf kühler Höhe
Des bald hinab geſunknen Abends ſtehe,
Der ſo auch Herbes ausſpricht unerſchrocken,
Den Beifall nicht beſticht, nicht Preiſe locken,
Der in des Weltgangs ſinnender Betrachtung,
Von Weltluſt ferne, wie von Weltverachtung,
Verziert mit Blumen bietet den Ertrag
Vom nicht ganz unfruchtbaren Pilger-Tag;
Der Wort und Bild, den Schatten und das Licht,
Der Scherz und Ernſt in bunte Reime flicht,
Die, wenn ſie ſich in heitern Masken zeigen,
Aus ernſten Tiefen des Gemüths doch ſteigen. —
Ein bunt Geſpinnſt, die Riſſe zu umhüllen
Des Lebens, die nicht Macht, nicht Kunſt kann füllen!

Vor nagenden Gedanken ein Aſyl
Bot ihm des Zufalls Wink in dieſem Spiel,
Das, wenn in ſich er wühlt, den Geiſt ablenkt,
Zerſtreuend ihm ein halb Vergeſſen ſchenkt. —
Zu dem er, als ein einſam ſchattig Zelt,
Sich flüchtet vor ſich ſelbſt und vor der Welt,
Wo von vergangner Zeiten Glück er zehrt,
Mit Zukunft, mit der Einſamkeit verkehrt.

Wo ſüße Träume neu um Einlaß werben,
Sich blaſſe Schatten halb zum Leben färben;
Wo das verwaiste Herz für kurze Friſt
Die Angſt der dumpfen Wirklichkeit vergißt,
Wenn Phantaſie mit keckten Zickzackflügen
Und Witz mit Taubenſchillern es betrügen,
Bis es, aus kurzer Selbſttäuſchung, erwacht
Im alten Bann der ſchweren, leeren Nacht. —

Raſcher iſt mancher Tag ihm hingezogen,
Halb um des Grames traur'ge Laſt betrogen;
Der Mund von tauſend Räthſeln mag Euch klagen
Den Ueberfluß an langen, öden Tagen! —
Doch, wenn das ſchwärzeſte Gewölk vertrieb
Der Windſtoß — ſtrahllos ſtets die Sonne blieb;
Die Leere füllte nicht des Schaffens Luſt,
Sie ſtumpfte nicht den zehrenden Verluſt;
So wenig Spuren ließ von Freud' und Glück
Wie die Geſtalt im Spiegel ſie zurück;
Weit ſchweiften die Gedanken kühn und frei, —
Das Herz nur, ach! das Herz war nicht dabei!
Zum heitern Aether ſich aufſchwingend nie
Iſt Magd, nicht Herrin, hier die Phantaſie;
Ja! bittrer Ernſt hat oft die Hand geführt,
Doch „ſchöner Wahnſinn“ nie das Aug' berührt!

Ueber ein Herz, gealtert, doch nicht kalt,
Hat holde Täuſchung wenig mehr Gewalt;
Wenn oft der Scherz hier einen Stachel führt,
Wenn ſchärfer wird manch wunder Fleck berührt:

Es iſt nicht gallig Blut, das überſchäumt,
Des Preisbewerbers, der von Kränzen träumt; —
Gepreßt von eignem Leide fühlt ein Herz,
Unheilbar wund, nur doppelt ſcharf den Schmerz
Um Vieles, was, laut oder ſtill beklagt,
An ſeines Volkes Mark und Seele nagt.
Viel iſt's, was deutſchen Namens Vollglanz trübt:
Die Eitelkeit, die Buhlerkünſte übt;
Der freche Witz, dem rein nichts und verpönt,
Der, wie ſich ſelbſt, die Welt und Gott verhöhnt;
Der Dämon überſtürzenden Genuſſes;
Das bleierne Geſpenſt des Ueberdruſſes;
Der wilden Luſt unfläthige Harpyien,
Die allverpeſtend garſt'ge Kreiſe ziehen;
Des Hochmuths Schlangenbrut, der, wahnbethört,
Vor keiner Schranke ſtill zu ſtehen ſchwört;
Der Wahnwitz, der umſtürzt des Tempels Bau
Und Zukunftsſchlöſſer baut im leeren Blau;
Der Welthaß, der in jeder Wunde wühlt,
Der Freude Glut mit Schwefelſäure kühlt,
Von blut'gem Cirkusſpiel nur noch ergetzt,
Zum Wahnſinn ſtachelt, in den Abgrund hetzt
Der Schwachen Schaar, die Ohr und Glauben leiht
Dem, der am tollſten lärmt, am frechſten ſchreit.
Schlau rechnend, wie Leichtgläub'ge ſie betrüge,
Fliegt im Zwielicht die Fledermaus, die Lüge;
Die Habgier wirft, die hundertaug'ge Spinne,
Ihr Netz aus zu bluttriefendem Gewinne, —

Oh, welch Gezücht ließ aus der Urne Schoos
Eine verräth'riſche Pandora los!
Oh, deutſches Volk, vom Blut des großen Krieges
Noch feucht, ſind das die Früchte Deines Sieges?
Der Siegesbecher — war's ein Circe-Trank,
Der Dich entmenſcht, am Geiſte Dich macht krank?
Biſt Du's noch, der als Held jüngſt heimgekehrt?
Zeigſt ſo Du Dich Deiner Gefallnen werth?

Du wirſt, — o ſäume nicht! — wirſt Dich ermannen,
Wirſt dieſe Lügengeiſter ſiegreich bannen!
Du wirſt vom Auge reißen Dir die Binden,
Wirſt an der Wahrheit Hand Dich wieder finden!
Wirſt, Dich beſinnend auf Dein treues Weſen,
Vom wüſten Nervenfiebertraum geneſen!

Ermuthigung.

Du trittſt erſtaunt in dieſen dunkeln Wald
Und bebſt, wie blind, zurück; getroſt nur! bald
Wird er ſich freundlich da und dort erhellen;
Es locken lichte, ſonniggoldne Stellen,
Wo Blumen mit dem Gras und Moos ſich miſchen,
Geſchwätz'ge Quellen Luft und Sinn erfriſchen,
Wo Elfen tanzen, Schmetterlinge gaukeln,
Auf grünem Zweig ſich bunte Vögel ſchaukeln
Und Phantaſie im luftig kühlen Raum
Dir vormalt einen Sommermittagstraum.
Bekannter Sänger Stimmen magſt Du lauſchen,
Wenn ſie die halbverſtandnen Grüße tauſchen.
In Dämmrung ſchmilzt, in grünes Licht die Nacht,
Erinnrung regt ſich, Sehnſucht iſt erwacht;
Du wähnteſt, keine Seele hier zu kennen,
Und bald lernſt Du mit Namen Alle nennen;
Sie bleiben trauter Dir fortan verbunden,
Seit Du im Wald geſucht ſie und gefunden.

Ein Erſatz.

Wohl Mancher kürzt ſich die trübſel'gen Tage,
Und ſtumpft den Stachel von des Lebens Plage,
Wenn er ſich widmet bunter Blumen Zucht,
Wenn am Spalier er zieht die ſüße Frucht.
Pomona's, Flora's Zöglinge zu warten,
Hab' ich die Gabe nicht, nicht Park und Garten:
Mir als Erſatz gilt die Liebhaberei —
Harmlos doch auch! — der Sprach-Kunſtgärtnerei.
Doch, — lohnt des Gärtners Kunſt manchmal das Glück,
Kein Blumenflor ruft ihm den Mai zurück!
Kein Duft dringt, Ahnung weckend, zum Gemüthe
Und in der Hand verſchrumpft und dorrt die Blüthe.

Bitte und Warnung.

An Anthologen und Pomologen.

Frei ſteht der Eintritt in den Räthſelgarten,
Doch Eines darf der Gärtner wohl erwarten:
Daß ihm nicht Gäſte Beet' und Bäume plündern!
Kann er doch ſchießen nicht mit Zwanzigpfündern
Auf dieb'ſche Elſtern, noch auch nur mit Schrot;
Nicht ſteht die Polizei ihm zu Gebot;
So bleibt ihm nichts als die ergebne Bitte
Und der Appell an Takt und gute Sitte.
Jetzt muß er höflich grüßend Euch verlaſſen;
Den Katalog mag Jeder ſelbſt verfaſſen.
Noch Eines, was Ihr ihm gewähren ſollt:
Daß Ihr ihn ſelber nicht errathen wollt!

Einladung.

Unſichtbar ſchuf ein unzerreißbar Band
Der Gott Hephäſtos mit kunſtreicher Hand;
So trägt dieß Buch auch unſichtbare Riegel
Und mehr als ſiebenzig mal ſieben Siegel;
Wer ſprengt die Riegel? Wer läßt aus dem Schoos
Des Kerkers die gebundnen Räthſel los?

Reclame.

Wer flinken Witz beſitzt und tücht'ge Backen,
Um, wie ein Eichhorn, Nüſſe aufzuknacken,
Dem bring' ich einen wohlgefüllten Sack
Und wünſche, daß er finde dran Geſchmack;
Betrugs Gefahr er ſicherlich nicht lauft,
Wie Einer, der die Katz' im Sacke kauft.
Nicht liegen da, wenn ſich die dunkle Pforte
Aufthut, die braunen Mumien todter Worte, —
Oft, wenn geſprengt des Räthſels hartes Haus,
Springt, ſchlank und blank, das Epigramm heraus,
Dem gleich banauſiſch gift'ges Mäkeln gilt,
Ob Schulfuchs, Höfling, Pfaffe, Freigeiſt ſchilt.

Geſtändniß der Räthſel.

Wir Räthſel ſind verliebten Mädchen gleich,
Die an Verſtellung, Liſt, Ausflüchten reich,
Oft hinter Schleiern, Fächern ſich verſteckend,
Mit zorn'ger Brauen Wetterwolken ſchreckend,
Trotz neck'ſchen Hohns und ſpöttiſcher Grimaſſen
Sich gern errathen doch und finden laſſen.

Epilog des Räthſelſtellers.

Alt wandr' ich noch im alten Gleiſe fort, —
Gedruckt nur jetzt, — das ſonſt ich ſprach — das Wort;
Anhaftet mir noch das Magiſterthum;
Noch ſpukt im Kopf mir mein Quadrivium.
Zutheil ward Süßſtes mir und Bittres — vixi;
Was auf dem Herzen ich noch hatte — dixi.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Der Laute, die zum *ſtärkſten* Wort ſich ballen,
Sind's ſechs; das *kürz're* läßt die erſten zwei,
Und dann den erſten und den letzten fallen,
So werden es der Räthſelnüſſe drei:
Wer die Gedanken ſich verſinnlicht gern,
Vergleicht ſie wohl mit Hülſe, Schaale, Kern.

Was mit dem *kürz'ſten* Worte wird benannt,
Kehrt täglich bei uns ein, uns täglich zu entſchwinden,
In *Eine* Zelle iſt es ſtreng gebannt
Und doch in dieſer Clauſe nie zu finden: —
Beſtrittnen Urſprungs — ob ſich ſelbſt entflammend?
Keim? Frucht? von oben oder unten ſtammend?

Hoch ward von je das *läng're* Wort geprieſen;
Hold iſt's dem Werden, jedes Heiles Zeichen:
Fluch trifft den Frevler, der es aus will ſchließen
Vom Kreis der Sinne, von des Geiſtes Reichen. —
Des Lebens Morgenkuß an die Gebornen,
Die Sehnſucht der Verirrten und Verlornen.

Wenn dieſes Wort zwei Zeichen vorn erweitern:
Zeigt es die Bahn der Ehre tapfern Streitern,
Strahlt, ein Leuchtfeuer, durch die dickſte Nacht,
Beſiegt der ſchlauen Nebenbuhler Macht,
Und macht's auch nicht ein blutend Herz geſunden:
Oel gießt's und Balſam ſänft'gend in die Wunden.
Durch zweier deutſcher Geiſtesfürſten Mund
Ward weiten Kreiſen neu ſein Cultus kund.

Drei Räthſel, deren Löſung noch den Weiſen
Nach Ablauf von Jahrtauſenden nicht winkt,
In deren tief geheimnißvollen Kreiſen
Der Forſchung Strom, der nie ſie füllt, verſinkt,
Umſonſt bemüht aus neu gegrabnen Quellen
Der Worte Doppelabgrund zu erhellen.
Doch wenn — der ird'ſchen Ohnmacht bittre Mahnung! —
Titan'ſcher Stolz an dieſer Schranke bricht,
Reift in gefaßter Seele ſonn'ge Ahnung,
Die über alle Räthſel haucht ihr Licht.

II.

Hermaphroditiſch iſt des Worts Beginn,
Unſichre Grenzen hat ſein Doppelſinn;
Vielfach in heil'gen und Profan-Geſchichten,
Im Reiſehandbuch glänzt es, in Gedichten;
In ſalbungsvoller Predigten Erguß,
Wie im parlamentar'ſchen Phraſenfluß
Findet das Wort, in mannigfacher Wendung,
Geſchmackvoll bald, bald abgeſchmackt, — Verwendung;
Doch mehr als in rhetoriſcher Figur
Wirkt es als ſinnenfällige Natur
Und ladet will'ge Gäſte, Groß und Klein,
Nicht immer harmlos, lächelnd zu ſich ein.

Verkleinernde Liebkoſung gibt ſich kund
Durch ein Buchſtabenpaar im ſchwäb'ſchen Mund,
Das ſich in ſpött'ſcher deutſcher Brüder Zungen
Nur halb ein ſchüchtern Bürgerrecht errungen.
Das Wort, dran der Verklein'rung Silbe klebt,
Iſt's nicht, vor dem des Räthſels Schleier ſchwebt.
Dies iſt aus eigner Wurzel aufgegangen,
Nicht eine Schleppe hat es an ſich hangen,
Und ob es jenem gleich iſt in der Schrift,

Mit andrem Laute doch das Ohr es trifft.
Bald wird es Euch, belehrt von leiſen Winken,
Falls Ihr noch rathlos ſeid, entgegenblinken.

Sein Weſen ſchildern Farbe nicht und Licht,
Des Geometers Werkzeug mißt es nicht;
Nicht weiter als der Meßſtab führt das Meſſer,
Dem Scheidekünſtler auch gelingt's nicht beſſer,
So daß zuletzt ergrimmt ſie ſich vereinen,
Den unfaßbaren Proteus zu verneinen,
Und, was ſie ferner müde ſind zu ſuchen,
Als unfehlbare Päpſte zu verfluchen.

Und ſollten wir auch das verleugnen lernen,
Was über Meſſung, Wägung, Scheidung geht,
Und feſt, gleich den unwandelbaren Sternen
Hoch am Gewölb des innern Tempels ſteht?

Was der Geſchichte ſchwere Blätter füllt, —
Was hoher Dichter Genius uns enthüllt
Von Hochſinn, Heldengröße, Leidenſchaft,
Von der Begeiſt'rung, von der Treue Kraft,
Was roher Triebe Ungeſtüm beſiegt,
Der Zeit, des Raumes Schranken überfliegt;
Um eine Welt, die mit dem Chaos ringt,
Das goldne Band des Zwecks, des Einklangs ſchlingt:
Was Lebensglut in ſtarre Schönheit haucht,
Was Blick und Stimm' in weiche Anmuth taucht,
Was trägen Stoff zu leichtem Reiz geſtaltet,
Aus Dämm'rung holder Weisheit Licht entfaltet,
Was aus dem Flüchtigſten, dem Wort, dem Laut,
Denkmale feſt wie Pyramiden baut, —
Den Quell von allem dem ein Wort euch nennt,
Das Selbſtmordswahnwitz zu vernichten brennt,
Der, tanzend in des Erdgeiſt's Sklavenketten,
Der Menſchheit Siegsthor baut auf Schädelſtätten.

III.

Zwei Zeichen — nicht zu groß iſt, nicht zu klein,
Jedem Bewohner wie gemacht dies Haus;
Und doch — ſehr lang mag Keiner darin ſein
Und bald zieht Jeder, ungekündigt, aus.
Drei Zeichen — dem ſind ſie ein ſeidner Faden, —
Dem Andern ein armdickes Ankerſeil;
Dem bangt: ſie möchten ſeiner Seele ſchaden,
Und Jenem ſind ſie um zwölf Groſchen feil.
Vier Zeichen — dem Geſpinnſt der ſtrengen Parzen,
Das unbegreiflich die Geſchicke lenkt,
Findet ſie jeder Sterbliche als ſchwarzen
Beſtandtheil ſeiner Tage eingeſenkt.
Fünf Zeichen — pflegen, ſprachlos, zu verrathen,
Doch ſpielen oft auch äffenden Betrug;
Zum Uebungsfeld verwünſchter Wunderthaten
Iſt ihnen nicht die halbe Welt genug.

IV.

Zwei Thiere ſind ſich feindlich von Natur,
Doch beide nicht unnahbar der Cultur;
Oft unterwerfen ſie ſich dem Hausfrieden,
Und ein Naturlaut, theilweis zwar verſchieden,
Iſt auch gemeinſam, mind'ſtens in zwei Zeichen,
Den Widerſachern; freilich bei den gleichen
Vokalen iſt verſchieden die Einfaſſung
So wie der Ton, das Pathos der Auslaſſung.
Der Schöpfung Herr auch preßt, — hier halb nur frei —
In die zwei Laute ſeinen Schmerzensſchrei.

Die erſten zwei von weitern zwei'n umfaßt
Sind allerwärts gefürchtet und gehaßt;
Mehr als Ein Reich iſt ihrer Plage voll;
Grauſam erheben ſie manch ſchweren Zoll;

Doch was gebrandmarkt iſt in niedern Sphären —
Auf größ'rem Schauplatz ſteht's in hohen Ehren;
Verherrlicht geht aus edler Sänger Munde
Von Helden, Göttern, durch die Welt die Kunde:
Wie ſie, durchbrechend ird'ſcher Satzung Bahn,
Nach Götter- und Heroen-Recht gethan;
Den Frevelthaten leiht, mit offner Gunſt,
Der Form, der Farben höchſten Reiz die Kunſt;
Selbſtherrſch'rin Phantaſie im Richteramt
Spricht lächelnd frei, was das Geſetz verdammt.

Ein Zeichen fügt am Ende ſich, eins vorn
Den vieren an: ſo quillt ein kräft'ger Born;
Erquickung ſpendet Kranken er und Matten,
Doch ſeine Kraft verdankt er nicht dem Schatten;
Begierig ſaugt er ein der Sonne Licht;
Ihm ſchwillt, je mächtiger ihr Goldpfeil ſticht,
Die Fülle; und der kecke Jugendmuth
Macht überſchäumen ſeine luſt'ge Flut,
Die ſpät, in kühlem Kerker lang verriegelt,
Der unvergeßnen Sonne Glanz noch ſpiegelt.
Doch — irre führt dies Räthſel — ſeltſam ſind
In eins gemengt die Mutter und das Kind.

Von den ſechs Zeichen eins je weggelaſſen
Kannſt du fünf Laute in drei Worte faſſen,
Doch darfſt du frei mit ihrer Ordnung ſchalten, —
Einſilbig eins, die andern zwei geſpalten.

Getrennt fünf Zeichen nennen was die Welt
Nicht dem Verdienſt gemäß in Ehren hält,
Und was doch, anſpruchslos, erhält und nützt,
Die heil'ge Ordnung, unbewußt ſelbſt, ſtützt;
Was, ſchätzend faſt nur den handfäll'gen Werth
Des hohen Sinn's, der Grazie meiſt entbehrt,
Doch auch, der Mode Schooskind nachgerade,
Mit plumpem Fuß wandelt romant'ſche Pfade;
Und einen Kampf gibt's gleichgemeßner Schaaren,
Wo es den Vortritt hat vor Königspaaren.

Wieder fünf Zeichen nennen was Monarchen,
Propheten, Dichtern, Heil'gen, Patriarchen
Des Preiſes und der Andacht werth erſcheint,
Was hohen Schwung mit ſchlichter Sanftmuth eint;
Zu Dank hat Schwerbedrängte oft verpflichtet
Der Treue Dienſt mit ſchwacher Kraft verrichtet;
Doch ach! ſo viel Verehrenden, Dankbaren
Stehn gegenüber tück'ſche Würgerſchaaren.

Fünf Zeichen ungetrennt — ein Maientag
Bricht an, mit Roſen, Nachtigallenſchlag,
Des Geſtern Nebel und der Zukunft Grau
Verſunken in des Heute Himmelblau, —
Wie heißt das Erdenkind, das ungetrübt
Einmal des Glückes Wunder fühlt und übt?
Gedrängt in Einen reichſten Augenblick,
Was einer reinen Seele das Geſchick
An Wonne, Liebe, Andacht, Hoffnung, Streben
Von unvergänglichem Gehalt kann geben
Räthſt du, was in fünf luſt'ger Zeichen Hülle
Birgt ſolchen Glückes, ſolchen Glanzes Fülle?

V.

1.

Spottwohlfeil für gewöhnlich wird bezahlt
Die Waare, die mit meinem Namen prahlt;
Abgeber rühmen an manch ſchönes Stück,
Abnehmer aber halten ſich zurück;
Wo ich, in beſter Sorte, könnte frommen:
Bin ich um theuern Preis kaum zu bekommen.

2.

Recht hat der Spruch: erſt Kleider machen Leute!
So wirſt du, was ich bin, was ich bedeute,

Aus meiner rüſtigen Geſtalt nicht rathen,
Wenn ich, entblößt von allen Prädikaten,
Kenntlich durch kein Weg weiſendes Signal,
Vor dich hintrete gänzlich nackt und kahl,
Denn boshaft, feig, verräthriſch und gemein,
Mag ich, wie edel und hochſinnig, ſein.

3.

Als Fabrikant, als Architekt belobt,
In Meubles- und Gefängnißbau erprobt,
Nütz' ich auch ſonſt noch, ſchütze manch Revier,
Hüte manch Haus und diene als Kurier.

4.

Geſchenk bin ich der ſchaffenden Natur,
Doch ſteh' ich an der Schwelle der Cultur;
Es wächst aus mir, in langſam-ſichrem Schritte,
Der Stamm des Rechts, der Ordnung und der Sitte.

5.

„Moloch,“ „Monſtrum“ hör' ich mich Viele ſchelten!
Meiner Vernichtung ſoll ein Weltkampf gelten;
Mir iſt nicht bang! nicht werd' ich untergehen,
Aus jedem Ringen ſtärker nur erſtehen;
Nicht iſt der Kämpfe Schule mir verloren,
Denn: fortzulernen ſtets hab' ich geſchworen.

6.

Armen Geſchöpfen, vielen, ſchaff' ich Plage,
Ich foltre ſie die Nächte wie die Tage:
Kein Held, ach! macht aus dieſer Sklaverei,
Und kein Deus ex machina ſie frei.

VI.

1.

Mich ſcheuen Viele, — nicht die Feigſten nur!
Die Saiten des Gemüths ſtimmt die Natur

Ungleich; gar Manchem dünk' ich unverfänglich,
Und Andre, wenn ich nahe, athmen bänglich.

2.

Mein Zweck iſt ein vielfacher, — bald gewinnen
Will ich, aus Andrer Nothſtand Seide ſpinnen;
Bald möcht' ich Schwächre, — ohne ſie zu haſſen, —
Doch meiner Laune Allmacht fühlen laſſen;
Fremdlingen, die in bleicher Armuth darben,
Gönn' ich des Lebens Glanz und bunte Farben;
Und meine heil'ge Pflicht iſt: zu belehren,
Die ganze Menſchheit rettend aufzuklären.

3.

Beliebt bin ich — ob ich nur Roſen breche,
Ob ich mit Strömen Lichts das Aug' beſteche,
Bald Herrſchermacht und Reichthum ich verkünde,
Bald bin die Lockung ich, bald Lohn der Sünde.

4.

Harmlos bin ich — von Unrecht keine Spur! —
Legitimirt bin ich von der Natur;
Doch hat mich das in übeln Ruf gebracht,
Hat mir erweckt den ſchmählichſten Verdacht:
Daß Viele euphemiſtiſch **mich** nur nennen,
Wenn taumelnd ſie in ihr Verderben rennen,
Den Tugendpreis ſollt' eher man mir geben,
Weil ich gerettet manches Menſchenleben.

5.

Beneidet hab' ich nie ernſt-ſaure Geiſter,
In loſen kecken Künſten bin ich Meiſter:
Harmlos zu necken, ſchalkhaft zu verhöhnen
Und Herzen zu entzwei'n und zu verſöhnen.

VII.

1.

Titulaturen ſind ſehr ſelten richtig.
Die meine iſt's: „elend und ſteuerpflichtig!“
Ein Prädikat das gar nicht übel kleidet,
Das Niemand mir beſtreitet noch beneidet!

2.

Ich bin — und namentlich ſo lang ich kindlich. —
Für rauhes kaltes Weſen ſehr empfindlich;
Erwachſen aber lern' ich viel ertragen;
Geduldig laſſ' ich drücken mich und ſchlagen.

3.

Das Pulver hab' ich freilich nicht erfunden,
Doch meine Firma hat zahlreiche Kunden,
Und iſt der Geiſt auch leider ziemlich ſchwach:
Darf man doch meinem Fleiſche fragen nach.

4.

Ich hätte wohl das Zeug dazu, — doch leider
Ließ man mich nie ſtudiren auf den Schneider,
Dafür ward' ich — ſo ſehr ich proteſtirt
Mit Hand und Fuß, — oft cardinaliſirt.*)

VIII.

Vier Worte ſinds, gebildet aus fünf Zeichen,
Je eins mit fünf, mit vier, mit drei, mit zwei;
Steig auf von zwei'n, ſo darfſt du keines ſtreichen,
Und keins verdrängen auch aus ſeiner Reih'.
In zwei'n der Worte — Drang und Luſt des Lebens
Nach Kraft und Regung, Licht und Freiheit ringt;
Im dritten ſuchſt du ſolchen Trieb vergebens,
Indeß viel höher ſich das vierte ſchwingt.

*) Ein Wort von J. Fiſchart's Erfindung.

Zwei Zeichen — längſt bei eines Feſtes Feier
Erfreu'n ſie eine jubelvolle Schaar,
Doch auch dem Pöbelſchwarm zuchtloſer Schreier
Bieten ſie ſich als ſtumpfe Waffe dar.
Drei Zeichen uns an manche Künſte mahnen,
An Zeichnen, Baukunſt, flügelſchnellen Tanz;
Sie öffnen des harmloſen Wettkampfs Bahnen
Der rüſt'gen Schönheit farbenreichem Kranz.
Vier Zeichen — hoch am jähen Abgrund ſchwebend
Sehn zierlich ſicher die Geſtalt wir ſchreiten,
Und ſuchen ſie, den Blick bei Nacht erhebend,
Edler benannt, in himmelfernen Weiten.
Fünf Zeichen — nichts iſt dieſem Wort gemeinſam
Mit jenen, die das Räthſel ihm geſellt;
Im bunten Reich der Dinge bleibt es einſam,
Und wie ein ſpröder Gaſt aus andrer Welt.

IX.

Gedanken ſchäferlich und minniglich
Geſellen gerne zu zwei Zeichen ſich,
Auf deren Sammt der Wandrer mühlos ſchreitet,
Etwa vom Murmeln eines Bachs begleitet.

Drei Zeichen drücken aus was Menſchenkraft
Und Menſchenkunſt in emſ'gem Mühen ſchafft,
Bald kühnlich in die höchſten Höhen ſtrebend,
Bald aus verborgner Tiefe Schätze hebend;
Und in dem Kreiſe dieſer Kunſtgenoſſen
Iſt auch gar manches Thier mit eingeſchloſſen.

Vier Zeichen wünſcheſt du — ach oft vergebens! —
Beim Gang des Wandrers und beim Gang des Lebens
Dir zum Begleiter, dem du mit Vertrauen
Und Hoffnung magſt in's klare Auge ſchauen;
Aenderſt du das Geſchlecht — ein Wunderkind
Geboren kaum läuft ſie und ſchafft geſchwind;

Sie gab ſich ſelbſt den Namen bei der Taufe
Und ſchließt die raſche Bahn nach kurzem Laufe.
Beinah kommt auch das männliche Geſchlecht
Bei dieſem Worte noch zu ſeinem Recht.
Nur daß ſich an des Stammes Zeichen haben
Gedrängt zwei paraſitiſche Buchſtaben.
Dem Adjektiv, das für ſich ſelber ſpricht,
Verleihen ſie des Subſtantiv's Gewicht:
Das Femininum rauſcht geſchäftig früh und ſpät;
Das Masculinum thront in dunkler Majeſtät.

Vier Zeichen bleiben — doch die letzte Stelle
Nimmt ein das erſte: an des Lenzes Schwelle
Liſpeln ſie Gruß, und flüſtern an der Pforte
Des Herbſts erröthend warme Abſchiedsworte.

Fünf Zeichen laden zu willkommner Raſt
Den Wandrer nach des heißen Tages Laſt.
Sie bergen in der ſchattig kühlen Enge
Den Flüchtling vor der ſtürm'ſchen Welt Gedränge;
Sie bieten ſüßer Wehmuth, holdem Spiel,
Verſchwiegner Liebe köſtliches Aſyl.

Sechs Zeichen — nie geſtillten Streits Panier!
Was dort verfehmt — vergöttert wird es hier;
Dem Einen innern Friedens höchſtes Pfand,
Dem Andern feiger Knechtſchaft roſt'ges Band;
Dem heißen ſie die Ausgeburt der Nacht,
Und Jenem: Heil, der blinden Welt gebracht.
Im wilden Kampf: Was wahr und was gewiß?
Ringen verflochten Licht und Finſterniß.
Schießt Gift und Unkraut aus der Erde Schooß,
Erkrankt die Liebe, wächst der Haß nur groß; —
O ſchöne Neuzeit, wenn ſechs alte Zeichen
Im Eishauch und im Moderduft erbleichen,
„Um's Daſein" Jeder Jedem droht den Krieg
Und das Geſpenſt Nirwana kränzt der Sieg!

X.

1.

Erhoben hat ſich jüngſt ein ſtolzer Bau
Zu neuer Herrlichkeit aus langer Nacht,
Gewaltig ragt er in des Himmels Blau,
Es ſtaunen an die Völker ſeine Pracht;
Gerüſtet ſteht er jedem Feind zur Wehr;
Geebnet iſt die Straße dem Verkehr,
Gedeih'n verheißt er jeder Friedenskunſt,
Beut jedem würd'gen Streben Schutz und Gunſt,
Und eine Bürgſchaft ſind friedvoller Tage
Die Wucht des Schwertes und des Rechtes Wage.
Doch taucht in unſrem neuerweckten Recht
Ein Wort, dem Herrn furchtbarer als dem Knecht, —
Nicht wieder auf, — ein Wort, wie Zauber ſtark,
Den ſtolzſten Mann erſchütternd bis in's Mark,
Der Freuden Thor mit ehr'nem Riegel ſchließend, —
In's warme Herz des Todes Kälte gießend —
Dies Wort — jetzt fehlt's dem Spruch des höchſten Richters,
Es blitzt nur noch im Arſenal des Dichters.
Wohl Mancher meint: noch ſei's nicht Zeit, zu ſparen
Dies Rüſtzeug unempfindſamer Vorfahren,
So lang Verrath an unſre Pforten pocht
Und gift'ger Groll in ſchwarzen Seelen kocht.

2.

„Leicht oder ſchwer?“ iſt hier die nächſte Frage,
Und die Entſcheidung fällt anheim der Wage;
Doch auch in andrem Sinne wird gefragt:
Wie es dem Auge, dem Geſchmack behagt?
Wohl lockt es, ſeinem Werden nachzugehn,
Urſprung, Stoff, Form und Wandlung zu erſpähn:
Wie weit es Gabe gütiger Natur?
Was eigne ſpendet und was fremde Flur?
Aus welcher Heimat ſtammend? welchen Reichen?
Ob's je dem Brauch des Fremdlings mußte weichen?

Wie viel es dankt erfindungsfroher Kunſt?
Wie viel des Himmels Kargheit oder Gunſt?
Lang wird mit zähem Glauben es geehrt,
Dem Spötter und dem Neurer ſtreng gewehrt.
Doch ſtreicht's zuletzt vor der Cultur die Segel,
Der Eigenſinn benagt die heil'ge Regel;
Es kommt die Zeit, wo zuchtlos das Genie
Erhebt den Anſpruch auf Autonomie;
Zur Anarchie, verhüllter oder nackter,
Treibt abwärts der ſelbſtwillige Charakter.
Und wenn's einmal verſcheucht iſt und verſchwunden,
Hat es nie wieder ſich zurück gefunden;
In Winternächten nur, beim Kerzenſchein
Tritt etwa plötzlich es als Revenant ein.

3.

Hab' und Beſitz, Erwerb und Eigenthum —
Wie treiben ſie die Menſchenkinder um
In Sorg' und Müh', im Streit und Kampf um's Recht!
Ob Erben ſollen ſein? ob Herr und Knecht?
Der Väter Weisheit wird von dem gelobt
Die ſich in Stürmen lange Zeit erprobt;
Der Andre, alter Ueberlieferung ſatt,
Will ſchreiben auf ein neues weißes Blatt
Des jungen Zeitgeiſts kühne Offenbarung,
Und höhnt die Runzeln ſchielender Erfahrung.
Ein Bau, kunſtvoll, ruht auf uraltem Grund
Eines agrar'ſchen Worts; ſtark und geſund
Rühmt Mancher, ſei ſein Mauerwerk und Holz,
Und dauern werd' er, noch der Enkel Stolz.
„Die Mutter Erde" — klagt ein Andrer — „Gaben
Genug trägt ſie zu nähren und zu laben
Der Menſchheit ungezählte Millionen,
Die von dem einen Pol zum andern wohnen,
Wenn ihre Kinder mit einträcht'gen Händen
Arbeitend theilten ihres Reichthums Spenden;
Doch wilden Kampf um Habe und Beſitz

Entflammten Menſchengier und Menſchenwitz.
Der Erde ſchwacher Sohn nennt doch ſo gern
Sich ſeiner Mutter, ſich der Erde Herrn;
Hochmüthig reißt er mit der ſtraffen Schnur
In Stücke Berg und Thal und Wald und Flur;
In nimmer ſatter Habgier ſein er nennt
Sogar des Waſſers fließend Element;
Was er, des Staubes Sohn, nicht kann behalten
Darüber will er doch im Grab noch ſchalten.
Und fordert von dem Raub, den er nennt ſein,
Als Recht die Frucht des fremden Schweißes ein;
Dem Fröhner predigt er als Schickſalsſchluß:
‚Dein iſt die Arbeit — mein iſt der Genuß.‘
Bis dem die Laſt des Grolles wird zu ſchwer
Und von der Wand er reißt, das Mordgewehr.“
Doch Andern noch hat jenes Wort gegeben
Den Namen, — denen leichter ward das Leben,
Blutſaugern mit rechtsgült'ger Vollmacht, ſatt
Gefüttert mit dem Mark von Land und Stadt, —
Mit Hohn beſpritzt aus manchem Tintenfaß, —
Ein breites Ziel für magern Neid und Haß;
Mit Sammt und Seide köſtlich angethan, —
Unſchätzbar für Komödie und Roman, —
Splendide Gourmands, angeſeh'ne Sünder —
Die Vettern oder Ahnen unſrer „Gründer.“

4.

Dies Wort iſt ein Magnet, der allgewaltig
Die Geiſter an ſich zieht; gar vielgeſtaltig
Theilt ſeinen Jüngern es die Rollen aus
Im unermeßnen Reich, im engſten Haus.
Sich dienſtbar macht's die Trägheit wie die Kraft,
Feigheit und Muth, die blinde Leidenſchaft,
Des Schwächlings Eitelkeit, der Schönheit Gunſt,
Des Schmeichlers Zauber, der Verführung Kunſt;
Die Feder führt es und den wucht'gen Hammer,
Schlingt Seidenfäden wie die Eiſenklammer;

Sein Werkzeug ſchmiedet es aus allen Stoffen,
Geſprengt ſteht das granitne Thor ihm offen:
Manchmal, eh' angelegt die letzte Hand,
Stürzt freilich ein das Werk — gebaut auf Sand.
Dagegen wird wohl in den Kampf geführt
Ein andres Wort, das edle Herzen rührt,
Das Wiederkehr der goldnen Zeit verkündet:
Auf Felſen rühmt es ſeinen Bau gegründet;
Vom Starken ſoll nicht mehr der Schwache leiden,
Das Reine ſoll ſich vom Unreinen ſcheiden;
Selbſtlos ſoll alle Güter es vertheilen
Mit ſichrer Hand der Menſchheit Wunden heilen.
Von Vielen ward geträumt der ſchöne Traum, —
Doch — findet er, ſich zu verkörpern, Raum?
Des Wortes Kraft allein ſprengt keine Kette,
Baut keine Mau'r, bereitet keine Stätte
Der Sicherheit, des Friedens dauernd Pfand:
Reicht jenes Wort ihm nicht die ſtarke Hand;
Drum wünſchen freudig mit aufricht'gem Munde
Wir Segen Beider hoffnungsreichem Bunde.

5.

Durch Werke, die Dein ernſter Name ſchmückt,
Ward manches Auge, manches Herz entzückt
Von mehr als Einer Kunſt, — wandelnd auf Bahnen,
Unheimlich, unzugänglich den Profanen, —
In Tiefen deutend, wo, in Geiſter Hut,
Ein unergründliches Myſterium ruht.

Muß, Wer den Bruder lobt, die Schweſter ſchelten?
Beſchränkter Sinn läßt nur das Eine gelten, —
Ein reich Gemüth umfaßt in Liebe Beide,
Und duldet nicht, daß Eins man ſchmäh' und neide
Zur Schweſter ſehnſuchtsvoll manch' Herz ſich wendet,
Die, wenn der Bruder prahleriſch verſchwendet,
Freigebig auch, doch anſpruchslos, die Hand
Aufthut und Segen thauen läßt auf's Land;
Die gerne ſchlichtet Lärmen, Zank und Streit.

Doch, wenn ein Frevler ihr Gebiet entweiht,
Als Räch'rin ſtrafend ſeine Seel' erfaßt
Und ihn erdrückt mit ihrer Qualen Laſt.
Wer iſt ſo hold und hilfreich uns wie Du!
Wer redet uns ſo mild und tröſtlich zu
Wenn Du zu unſrer Seele Ton dich ſtimmſt!
Dank heiſcht, was da Du gibſt und was Du nimmſt.

6.

Ein Subſtantiv — doch der Subſtanz entbehrt es, —
Den Leib nicht ſättigt's und den Geiſt nicht nährt es,
Und doch weckt es, in ſeinen Formen allen
Der Sterblichen bewundernd Wohlgefallen,
Und läßt ſie Arbeit, Sorge, Trinken, Eſſen,
Den Schlaf ſelbſt und den Hunger ſie vergeſſen.
Weit iſt und bunt das Reich in dem es waltet,
Wo ſeine Schwingen rauſchend es entfaltet,
Wo ſich der Zauber ſeiner Macht thut kund
In überraſchter Zeugen offnem Mund.
Touriſten auf ſonnrothem Eispalaſt,
Im Königsſaal vom Land der blöde Gaſt, —
Der ablaßdurſtig hergereiste Beter
Im vielgeprieſ'nen Tempel von St. Peter,
Der Lehrling, welcher für drei ſeel'ge Stunden
Zuerſt den Weg in's „Paradies“ gefunden,
Der Backfiſch, der halb freudig, halb beklommen
Zum erſten Feſt Terpſichore's gekommen,
Als Aſchenbrödel ſchüchtern ſich empfindet,
Im Meer des Glanzes faſt zu Nichts verſchwindet —
All dieſe hat Ein Zauberſtab berührt
Und dieſer grauen Alltags-Welt entführt.
Doch Alles huldigt dieſem Scepter nicht!
Es feſſelt, abgewandt vom grellen Licht
Ein andres Weſen, ſeelenvoll'rer Art,
Den Kreis, der heiter ernſt um ſie ſich ſchaart;
Hoheit und Reinheit athmet ihre Nähe,
Du fühlſt bei ihrem milden Hauch, als wehe

Entgegen dir ein Gruß, der Frieden bringt,
Den Aufruhr der Gedanken mild bezwingt,
Und, was je ſonſt verblendet und beſeſſen
Dein Herz, — dich lehrt verachten und vergeſſen.

7.

Dies Wort — fürwahr, nicht leicht iſt's zu umſchreiben,
Soll's eine Weile unerrathen bleiben:
Ich thu' mein Möglichſtes es zu verſtecken
Doch werdet Ihr es alſobald entdecken.
„Kennſt du das Haus?“ — auf Stützen ruht ſein Dach,
Doch glänzt kein Saal und ſchimmert es nur ſchwach:
Nicht Marmorbilder ſtehn und ſehn dich an,
Und keine Frage wird an dich gethan.
„Kennſt du den Berg“ und ſeinen engen Steg?
Doch ſucht kein Maulthier dort den Nebelweg;
Zwar droht kein Drache dort, kein Tatzelwurm,
Doch brau'n verderbenſchwangre Mächte Sturm;
Aus ſchwarzer Tiefe recken gift'ge Zungen
Unholde, die manch Opfer ſchon verſchlungen.
Der grauſe Pfad iſt aller Schrecken voll
Und nimmt vom Wandrer unbarmherz'gen Zoll,
Der einſam, traurig, ſtumm, in ſich gekehrt
Geduldig die gewohnte Straße fährt.
Ihm gehen düſtre Mären durch den Sinn:
Wie ſchon ſo Mancher köſtlichen Gewinn
Von ſolchem Wagniß hoffte, doch kaum fand
Mit Noth die Rückkehr und mit leerer Hand.
In blaſſem Traum vergehn ihm die Gedanken,
Der Wunſch verſagt ihm, ſeine Sinne kranken,
Er mißt, was ihm an Glück das Leben gab
Und gräbt und ſchaufelt ſelber ſich ſein Grab.
Gelingt es Eurem Spürſinn, zu ergattern
Das Wort, um welches dieſe Reime flattern?

8.

Vieltauſendmal nennt es der Schüler Mund
Gedankenlos; das weite Erdenrund

Hegt Tauſende von Stätten, drauf geprägt
Des Namens Mal; der ernſte Forſcher wägt
Entſcheidungen, durch dieſes Wort gegeben,
Gewichtig für der Menſchheit Gang und Leben.
Der Völker Dank, Stolz und Begeiſt'rung flammen
In dieſes Worts Gedächtniß oft zuſammen;
Aus düſtern Farben, ſchwärzer als die Nacht,
Bricht glüh'nde Regenbogenfarbenpracht,
Wenn Grau'n und Jammer unter weicher Hand
Ausgleichender Vergeſſenheit entſchwand.
Ach! welche Schätze haſt du zu vergeuden
O Menſchheit! welcher Lavaſtrom von Leiden
Wälzt ſich in dieſem Einen Wort daher,
Und reißt entzwei der Vorſicht ſchwaches Wehr!
O Menſchen-Blüthe! fröhlich glänzend heute,
Sind morgen ſie des bittern Froſtes Beute.
Dämoniſch trifft ſie der Meduſa Blick;
Sie grollen kaum dem eiſernen Geſchick,
Das, nie erweicht, ſein opferreiches Feſt
Von immer neuen Spielern feiern läßt,
Die von des Friedens, von des Glückes Pfad
Sich ſtürzen unter ſein zermalmend Rad.
    Doch nicht iſt's blinde Wuth nur wilder Kraft,
Nicht Schäumen nur wahnſinn'ger Leidenſchaft:
Hoch über den chaot'ſchen Wogen ſchwebt
Der Genius der nicht wüthet und nicht bebt,
Die Bahn den Donnern und den Blitzen ſteckt,
Im Würfelfall noch das Geſetz entdeckt,
Im höchſten Einſatz des gewagten Spiels
Bleibt eingedenk des unverrückten Ziels,
Weil des Propheten Rechnung ſich erfüllt,
Wo ſchwächern Blick des Zufalls Nacht umhüllt.
Rauh iſt das Feld — und ernſt ſein Auge blickt,
Wie er die Frucht durchwachter Nächte pflückt,
Denn, die er ſchweigend ausgeſtreut, die Saat
Erwuchs zum Rieſenbaum im Sturm der That.

9.

Bald iſt's der Liebe, bald der Pflicht Gebot;
Wenn Mißgeſchick nah oder ferne droht
Beut es ſich zur Verwendung paſſend dar;
Auch wohl beim bloßen Traumbild von Gefahr.
Das Wort verlangt bald wenig und bald viel
Von ſeinem Träger; oft iſt's nur ein Spiel,
Oft harter Ernſt, daß ſich der Rücken bückt
Auf welchen ſo gewicht'ge Bürde drückt.
Geduld, Beſonnenheit bei regen Sinnen —
Der Blick geſchärft nach außen und nach innen,
Verbannt Geſpenſterfurcht, entſchloſſner Muth
Der Ueberraſchung ſpottend, kaltes Blut,
Der Ungeduld vorwitz'gen Trieb bezähmend,
Dem Wink des Augenblicks ſich raſch bequemend —
Wem dieſer guten Gaben keine fehlt,
Wird billig zum Vertrauensmann gewählt,
Und doch beſchämt muß oft, — nicht Seinesgleichen! —
Unebenbürtigem Rival er weichen.
Wer auf ſich nimmt des Wortes Laſt, die ſchwere,
Hat manchmal magern Lohn und wenig Ehre.
Auf leuchtet oft ein Wort, alltäglich ganz,
Plötzlich in adelnder Verjüngung Glanz,
Wenn es ergriffen von prophet'ſchem Mund
Thut eines Schickſalstages Anbruch kund;
Ein Wort, drein ſich des Volks Gemüth ergießt,
In dem ſich ihm ſein eignes Selbſt erſchließt,
Das ihm den ſtolzen Pfad der Ehre zeigt,
Das mit des Adlers Flug zum Himmel ſteigt,
Das brauſend in des Opfermuthes Flammen
Das Erz der ſpröden Ringe ſchmilzt zuſammen
Und jugendkräftig in der Jahre Flucht
Forttönt, die Loſung einer Heldenzucht!
Was iſt das Wort, das ſolchen Ehrenplatz
Errungen hat in unſrer Sprache Schatz?

XI.

1.

Von zwei berühmten Brüdern wird erzahlt:
Wie unzertrennlich Liebe ſie beſeelt;
Das Gegentheil davon iſt weltbekannt
Von mir und meiner Schweſter — wie genannt?

2.

Ein Sinn iſt's, der mich phyſiſch ſchmerzhaft ſpürt,
Einer, der bildlich wird von mir berührt;
Und endlich wird, (oft mittelſt eines Dritten)
Der Sinne Kreis von mir noch überſchritten.

3.

Jagd macht auf mich ein Jeder, kennt er auch
Nicht Namen, Art, Kraft, Urſprung und Gebrauch;
Und treffen dieſe Jäger dann zuſammen:
Steht Alles gleich in hellen Kampfes Flammen;
Da bleiben Kopf und Herz nicht Vielen heil,
Und Wen'gen wird ein Stück von mir zu Theil.

4.

Ich bin ein Fluß, gewunden iſt mein Lauf;
Manches Entdeckers kühne Hand hob auf
Die zähe Hülle die mich ſchützend deckt;
Doch manch Geheimniß halt' ich noch verſteckt.

5.

Es kulminirt in mir des Lebens Kraft. —
Doch jene nicht, die nährend, bildend ſchafft;
Ich ſchwinge die Blutfahne der Empörung,
Ich belle Fluch und lechze nach Zerſtörung.

6.

Ich deute wenn man wörtlich mich verſteht,
Auf dunkle Kräfte warmer Pietät;
Doch wenn man tropiſch Jemand ſo benennt:
Iſt's nach zwei Seiten juſt kein Compliment.

7.

Die Sprache zieht manch Oberkleid mir an;
So werd' ich ſchön und häßlich, Weib und Mann;
Doch — rein ich ſelbſt, — ein König iſt mein Bild.
Vorwärts! mein Ruf, und Ehre heißt mein Schild.

XII.

1.

Mit drei Buchſtaben wird ein Stoff benannt
Dem Laien etwas nebelhaft bekannt,
Obgleich das Wort man in der heil'gen Schrift
Wie bei den älteſten Poeten trifft. —
Der Techniker mag's Euch genau berichten
Und der Bedeutungen Verwirrung ſchlichten.
Das Sprüchwort und der Panegyrikus
Verwenden es, — manchmal im Ueberfluß.
Nimmt es des Lebens Nothdurft in Gebrauch,
So dient es Hohem und Gewalt'gem auch.
Kosmopolitiſch — hat im deutſchen Land
Es einen Stammſitz doch nach ſich benannt;
Daneben wohnt ihm bei die hohe Kraft,
Daß es ſuperlative Würden ſchafft.

2.

Vier Zeichen — ha! Wer ſchildert uns die Welt
Die dieſes kurze Wort umſchloſſen hält!
Die Elemente, die — (aus welchen Tiefen
Und Höh'n!) — es zu ruhloſem Wirken riefen!
Wer hat belauſcht, wie's kunſtvoll ward gewoben!
Aus dumpfer Regung Nacht in's Licht erhoben?
Wie es, im Tauſch von Nehmen und Gewähren,
Ausbrütet ein titaniſches Begehren
Und eine Kraft, die mit des Zaubrers Ruf
Aus Traum und Wunſch oft Paradieſe ſchuf. —

Lorbeer- und Myrtenhaine ſchuf, Paläſte
Einladend Sterbliche zum Götterfeſte, —
Die Kraft, die geſtern Kampf anbot der Welt —
Heut ſinkt, vom Nagen eines Wurms gefällt?
Ein Theſeus fand an Ariadne's Faden
Vom Labyrinth den Rückweg ohne Schaden —
Wer aber findet in dem Irrgeflecht
Von dieſem Räthſelworte ſich zurecht?
Selbſtſchüſſe, Fallen, Gruben, blinde Gänge,
Abgründe, ſchwüle Stickluft, dumpfe Enge —
Das Alles dringt auf den Beklommnen ein,
Laſt thürmt auf Laſt ſich, Pein häuft ſich auf Pein,
Aus der Verzweiflung zuckt dann wohl ein Strahl, —
Er baut ein Trauerſpiel aus eigner Qual,
Und prahlt noch, wenn die Todeswunde klafft,
Mit Sieg, — mit Reinigung der Leidenſchaft!
Um ſeine Herrſchaft ſtreiten Eis und Glut
Und goldnes Licht erſtickt in ſchwarzem Blut, —
Doch immer bricht durch Leid, Kampf, Irrthum, Wahn,
Hoffnung und Jugend wieder neu ſich Bahn.

3.

Sechs Zeichen — gleichen wohl dem Schmetterlinge
Der freudig rührend die befreite Schwinge
Leuchtend in wundervoller Farben Pracht,
Die ird'ſche Schwere uns vergeſſen macht.
Er ſammelt Schätze wie die Biene nicht;
Er naſcht nur Blüthenduft, er ſaugt nur Licht.
So lang für Farben noch dein Aug' empfänglich,
Der Freude Pochen noch dein Herz zugänglich:
Begleit' auf ſeinem Flug der Lüfte Schwimmer!
Erquick' dein durſtig Aug' an ſeinem Schimmer!
Vergiß den Raupen- und den Larvenſtand
Dem ſich dies reizende Geſchöpf entwand;
Doch wolle nicht das Kind des Aethers greifen,
Den Duft nicht von den ſeidnen Flügeln ſtreifen!
Erfreue dich an ſeiner Freiheit Spiel
Und forſche nicht nach ſeines Flatterns Ziel;

Nimm auch ein zierlich wohlgemeintes Necken
Nicht übel und ein anmuthsvoll Erſchrecken!
Nur rufe nie die Brut der Fledermaus
Ein Grobian für Pfauenaugen aus.

4.

Ein Zeichen eingefügt — der Vorhang fällt
Und ſteigt! Welch herzerkältend Schauſpiel ſtellt
Dem Blick ſich dar! Der Grazien Schaar entwichen —
Des heitern Lebens Farbenſpiel erblichen!
Geſichter die durchfurcht verjährter Gram, —
Geſtalten, tief gebeugt von Reu und Scham —
Selbſt Kindesantlitz — ſtatt der Roſe Farben
Bleich, traurig, hohl von Krankheit und vom Darben.
Auf tritt ein Herold, — nicht in bunter Pracht, —
Gehüllt iſt er in düſter ſchwarze Tracht:
Er hält empor ein ſchwarzgerändert Buch
Und ſchwarz die Ueberſchrift: „Des Daſeins Fluch!“
Laut ruft er: „Alle, die Ihr athmet, ſchwört
Dem Herrn, dem Ihr ja Alle angehört!
Deß Zeichen, wiſſend oder unbewußt,
Ihr Alle eingeätzt tragt auf der Bruſt,
Wenn ſchmeichelnde Uſurpatoren gleich
Bis jetzt ihm ſtreitig machten Thron und Reich,
Er naht und unterwirft ſich die Empörer!
Der Herrſchermahnung weigre ſich kein Hörer!
Auf ſeinem mitleidloſen Siegeszug
Straft er der Freude frechen Selbſtbetrug,
Verwüſtet Gärten, Tempel und Paläſte,
Verjagt die Feiernden vom frommen Feſte,
Und theilt zum großen Selbſtmordsopferſchmaus
Tollkirſchen, Wermuth, Opium, Schierling aus.“
Der ſo mit Heroldsruf ſein Herrſcherrecht
Verkünden läßt dem heutigen Geſchlecht —
Von Anbeginn der Zeiten war die Kunde
Von ſeiner Macht in aller Völker Munde:
Es ſang und ſagte grauer Vorzeit Stimme
Von ſeines Wüthens unbarmherz'gem Grimme:

Doch was auch des Zerſtörers Kräfte ſind:
Die höchſte Macht iſt nicht, wer taub und blind!
Er der daherſtürmt mit Vernichtungswaffen,
Hat nicht das Auge, nicht das Ohr geſchaffen;
Er wirkt, doch will und weiß nicht; ſeine That
Vollſtreckt nur höhern Waltens Zweck und Rath.
Ihr die noch nicht den Willen abgeſchworen,
Im Wüſten-Sand nicht Stab und Pfad verloren,
Auf des Bewußtſeins heilem Grund noch ruht:
O ſtählet Euer Herz mit Lebensmuth!
Stark auch zum Dulden, laßt der Hoffnung Flamme
Erlöſchen nicht in des Marasmus Schlamme!
Die Ihr nicht löſen könnt, die gord'ſchen Stricke
Zerhaut mit Manneskraft; dem Schlangenblicke
Mit klarem Heldenaug' entgegen ſchaut!
Er lähmt nur den, der ſich nicht ſelbſt mehr traut.
Brandmarkt der Trugpropheten Blasphemie
Und beugt dem neuen Moloch nicht das Knie!

XIII.

1.

Oft wohnt in mir ſeltſamer Widerſpruch:
Wohlwollend Allen treib' ich's doch zum Bruch;
Einen Verdruß kann ich dir nicht erſparen,
Möcht' ich auch Deinen Beifall gern mir wahren. —

2.

Vor Zwang von Klammern, Banden, Schrauben, Ketten,
Kann Körperkraft den Stärkſten ſelbſt nicht retten;
So muß ſich meiner Zwangskraft (ohne Holz
Und Eiſen,) beugen eigenſinn'ger Stolz.

3.

Ob ſich die Sinne mit den Zeiten ändern?
Nach Racen ſich verfeinern und nach Ländern?
Lang ward' als ſtumm betrachtet ich zuvor,
Jetzt aber hört und kennt mich jedes Ohr.

4.

Du triffſt mich vielgeſtaltet, klein und groß;
Freiwillig leg' ich nicht mein Innres bloß;
Weil mir mein unſcheinbarer Rock iſt leid,
Zieh' gern ich drüber oft ein glänzend Kleid.

5.

Zu welcher Art von Dingen ich mich zähle?
Zu den Proceſſen der ekſtat'ſchen Seele?
Zu den Kunſtſtücken magiſcher Phyſik?
Den Aporieen der Vernunft-Kritik?

6.

Wenn ihre Tinte gift'ge Journaliſten
Anrührten ſelbſt aus Stoffen der Droguiſten:
Nach ihres Blattes Farbe und Tendenz:
Wär' ich die wichtigſte Ingredienz.

7.

Meiſt Werke ſchaff' ich dauerhafter Art,
Um die ein Schwarm ſich von Beſchauern ſchaart,
Oder verſammeln Kreiſe ſie von Hörern;
Auch Rotten wohl von frevelnden Empörern.

8.

Wen immer man als Zeugen mag verhören:
Meine Identität wird er beſchwören;
Ich ſelber aber bin verlegen nie
Um den Beweis von meinem alibi.

9.

Die Laſt, die auf mir ruht, iſt meiſt nicht klein,
Drum muß ich kräftig und elaſtiſch ſein;
Geſellig meiſt, bin ich doch auch allein,
Und meine Hauptfunktion ſtell' ich dann ein.

10.

Oft bin ich eine Münze ohne Werth,
Gleichgültig dem Gleichgültigſten gewährt,
Doch Balſam manchmal für der Kränkung Schmerz,
Ein Sonnenblick für ein verzagend Herz.

XIV.

1.

Sapphiren, Diamanten und Kryſtallen
Wendet ſich zu das Aug' mit Wohlgefallen.
Es weidet ſich an ihrem Blitz und Glanz.
An ihres funkelnden Kreuzfeuers Tanz:
Nur in zufriednen Herzen weckt ihr Licht
Heiße Begierde des Beſitzes nicht.
Ein Schauſpiel gibt's das jenem Anblick gleicht.
An Lichtes-Reiz, — ihn übertrifft vielleicht:
In der Umfaſſung grünen dichten Kranzes
Funkelt ein Wunderwerk lichthellen Glanzes,
Das doch, in ſchleierloſer Pracht enthüllt.
Das Herz nie mit der Habgier Wunſch erfüllt:
Was ſo entzückt ein trunknes Auge ſchaut
Hab' ich — in keiner Kunſt gelehrt — erbaut.
Nicht ſtell' ich ſtets mich dar in ſolcher Maſſe;
Oft präſentir' ich mich in einer Taſſe,
Mich einem andern Sinne zu empfehlen,
Obwohl auch da nicht ſchöne Farben fehlen.

2a.

In meinem unſcheinbaren Körper ſchafft
Geheimnißvolle lenzesfrohe Kraft;
Ich trage alterprobte Stammestugend
Vererbend über auf geſunde Jugend;
Oft aber — nicht der Zukunft eingedenk —
Bin ich ein heiter anſpruchslos Geſchenk
Des Frühlings, der, wenn ab der Winter rückt,
An ſonn'gem Tage frohe Kinder ſchmückt,
Oder er reicht gebräunter Krieger Schaar
Als künft'ger Lorbeer'n Unterpfand mich dar.

2b.

Um treib' ich mich als Masculinum auch
In vieler Küchen häufigem Gebrauch.

Millionen ſind meiner Anhänger Zahl.
Schmeck' ich gleich, ungewürzt, ziemlich neutral.
Geſtehn auch muß ich, daß von meinem Marke
Eine Spartaner-Jugend nicht erſtarke.

3.

Real bald bin ich, bald imaginär,
Unendlich groß und klein, erfüllt und leer;
Ich gelte bald als Sammelplatz des Lichts,
Bald löst mein blaſſes Schemen ſich in nichts;
Niemand verbannt mich, wohin auch er flieh',
Aus ſeinem Aug', aus ſeiner Phantaſie.
Die Sehnſucht hab' ich, Alles zu umfaſſen,
Den Wunſch, aus meinem Bann nichts loszulaſſen,
In ew'ger Neugeburt mich ſelbſt zu finden;
Nie werd ich — Alles wird in mir — verſchwinden.
Die nach der Zukunft lichten Zeichen gaffen,
Die machen ſich mit mir gar viel zu ſchaffen.

4.

Ich bin der Vater von viel hübſchen Kindern,
Die alle mir doch Hab' und Gut nicht mindern,
Obwohl an nichts ich's ihnen fehlen laſſe,
Und, Freund der Einfachheit, die Kargheit haſſe.
Nichts geht zu Grund, reichlich gibt Alles aus;
Es iſt als dehne täglich ſich das Haus.
Freundlich ſind Alle, haben gute Sitten,
Sind gut gekleidet, allwärts wohlgelitten;
Haß darf und Hader nie im Haus aufkommen,
Würfel und Karten hab' ich weggenommen.

5.

Ich bin ein alter Brauch; Niemand vertreibt
Je die Natur; im Herzen wurzeln bleibt
Der Wunſch nach mir, nach Ehre und nach Gut;
Er gibt dem Arme Kraft und ſchwellt das Blut.
Mit prächtigen Gewändern aufgeputzt,
Bunt, wie zu Maskenfeſten zugeſtutzt,
Hab' allzeit ich manch junges Herz entzückt,
Doch manches, täuſchend, auch in Gram erdrückt.

6.

Mich anzurühmen und mich zu verklagen —
Nicht fertig würde man in vielen Tagen;
An jedes ehrend huldigende Wort
Heftet ſich Tadel, Widerſpruch ſofort;
Zu löſchen droht den Glanz meiner Erſcheinung
Der trübe Schatten mürriſcher Verneinung.
Doch — auszuſprechen meines Worts Gehalt
Wähl' ich jetzt Eine markige Geſtalt,
Der jede andre muß an Adel weichen;
Unter Millionen hat nicht Seinesgleichen
Er, dem dies Wort wie angegoſſen paßt,
In ſeiner Hoheit vollſter Kraft gefaßt;
Auf dem granitnen Block ein mächt'ges Bild,
Das kecken Klüglingstadel ſchweigend ſtillt.
Er iſt's, mit dem ein alter Stamm ſich krönt,
In dem der Trennung Kämpfe ruhn verſöhnt, —
Der in unantaſtbarer Majeſtät
Die ſteile Bahn der Pflicht, des Ruhmes geht,
Nachdem der Dornen Hemmung überwunden,
Zum Janusthor der Schlüſſel war gefunden,
Der drohnden Wetter ſchwarz Gewölk verjagt
Vom Adler, der beim Sturm den Flug gewagt.
Wann ward je ſo der Ahnung keimend Hoffen
Von des Gelingens Goldfrucht übertroffen?
Wer ſtellt des Wortes Ehrenfülle dar
Wie Er? ſo reich, ſo freundlich mild, ſo wahr,
Gekrönt mit Kränzen, unverwelklich echten,
Des Treuen Preis, des Tapfern, des Gerechten!
Höchſten Triumphs Vollglanz nur mild gedämpft
Vom Schatten Eines Leids, früh durchgekämpft!
O, wenn als Held, ergraut, aus ird'ſcher Nähe,
Ihr Kind die jung verklärte Mutter ſähe!
Nicht ſtolz, als Ihm das Größte ward erfüllt,
Nie bang vor dem, was Zukunft hält verhüllt —
Was Andre drückt als unwillkommne Bürde —
Er trägt's als Schmuck mit königlicher Würde!

In frommer Hoffnung ſtark der Blick nicht bebt
Vor dem, was ernſt an dunkler Grenze ſchwebt;
Verheißend ſtreift das letzte Morgenlicht
Ein friedevoll ergebnes Angeſicht;
Der unabwendbar ernſten Trennung Schmerz
Drängt Er, gefaßt, zurück in's ſtarke Herz,
Das kindlich auf heilvolle Führung baut,
Sichtbarer Gnade reichen Pfändern traut —
Von eines Volkes Segen weich gebettet,
Mit keinem Wunſch an Ird'ſches mehr gekettet.

XV.

1.

Gar ſchwach bin ich, allein kann ich kaum gehn,
Faſt immer in Begleitung nur zu ſehn;
Mißtrauiſch geht man meiſt an mir vorbei,
Wittert bei mir Bosheit und Zauberei.

2.

Ich bin, ſo glaub' ich, nie Nominativ;
Oft wird durch mein Gebot, wer ruhig ſchlief
In des Vergeſſens Armen, rauh geweckt,
Durch meines Namens Anblick ſchon erſchreckt.

3.

Ich bin von gutem Stand und meiſt bei Geld,
Geſehn hab' ich, genoſſen auch die Welt;
Süß wäre — drückte nur mich nicht ein Schuh, —
Auf wohlverdienten Lorbeern mir die Ruh.

4.

Ich ſtutze oft der Phantaſie die Flügel,
Ich bin der Launen unbequemer Zügel;
Beim Freiheitspöbel ſei's, — ſo hör ich ſagen —
Deshalb im Werk, mich aus dem Land zu jagen.

5.

Nie kann ich meiner Feindin mich verſöhnen,
An ihren Anblick nimmer mich gewöhnen,
Sonſt friedlich, dürſt' ich ſtets nach dieſem Krieg
Und zittre halb doch vor dem vollen Sieg.

XVI.

1.

Von einem Ding, das ſehnlich wird begehrt,
Verweigert oft, und öfter noch gewährt,
Bin ich — nach Energie und nach Decenz,
Die höh're und die nied'rere Potenz.

2.

Man wirft mir manche kleine Laſter vor:
Daß ich nicht reſpektire Zaun, Hof, Thor,
Daß ich zu leicht des Hausſtands Pflichten nehme,
Und meiner vielen Sünden nie mich ſchäme.

3.

Mit Herz und Seel' geb' ich als Prieſterin
Einer großmächt'gen Gottheit ganz mich hin;
Nicht widerſtreb' ich, ja ich bin entzückt,
Wenn man mich ſelbſt zu ihrem Opfer ſchmückt.

4.

Aus meinem dunkeln Born in durſt'gen Zügen
Trinkt mancher Held barbariſches Vergnügen,
Auch wiſſen Buben ſchon, der Väter Affen,
Von mir ſich einen Vorſchmack zu verſchaffen.

5.

Niemand beſchrieb mich je; ich habe nicht
Geſtalt, Geſchmack, Kraft, Stimme noch Gewicht,
Doch werd' ich, in vielfachem Sinn, begehrt,
Und mit beding' ich jedes Dinges Werth.

6.
Million iſt, nicht Legion nur, meine Zahl!
Doch ein zuchtloſes Volk; nach ſtrengſter Wahl
Wird nur ein kleines, ſchönes Corps formirt
Und kunſtvoll zum Parademarſch dreſſirt.

7.
Künft'gen Beſitzes Wunſch weckt in viel Herzen
Mein Name wohl und um Beſeſſnes Schmerzen;
Segen war ich und Fluch ſchon manchem Pärchen,
Und wo blieb' ohne mich Roman und Märchen?

XVII.

1.
Gefürchtet bin mit Grund ich, wenn *natürlich*,
Gefürchtet auch kaum minder, wenn *figürlich*;
Der Doppelfurcht vor mir ſich zu erwehren —
Wer wird es die verzagte Menſchheit lehren?

2.
Zwei verba ſprechen aus, was jeden Tag
Wohl Jeder thut, oft mit dem Glockenſchlag,
Dagegen ſind die nomina davon
Begehrt vom Ehrgeiz, des Verdienſtes Lohn;
Um *mich* zumal — nur fragt ſichs: Wann und Wo? —
Entbrennt der hitz'ge Kampf oft lichterloh.

3.
Ich fühl' mich als verworfene, gehaßte,
Dem Fluch gemeinen Bluts verfallne Kaſte;
Raſch hin welkt meines Daſeins farb'ger Schmuck,
Ich werde und vergehe unter'm Druck.

4.
Ich ſei *kein Ganzes*, ſagt mein Name nur,
Er *ſchweigt* von meiner Abkunft und Natur;
Und doch ſchreibt man mir Fleiſch zu und Geſchmack
Und ſchüttet mich, mit Baſen, in den Sack.

5.

Sonſt pflegt' ich nur beim Pfänderſpiel und Haſchen
Unlieb ein ſchönes Kind zu überraſchen;
Jetzt aber gelt' ich in den höchſten Kreiſen,
Und habe Päſſe, durch die Welt zu reiſen.

6.

Uralt iſt zwiſchen Alt und Jung der Streit,
Nicht früher enden wird er als die Zeit;
Kampf iſt zwiſchen dem Alten auch und Neuen,
Wo's gilt, bei vollen Bechern ſich zu freuen.
Ich aber nenne eines Alten Namen
Und eines Jungen, die in Streit nie kamen,
Die gleicher Farben glorreich Band umflicht,
Ein Genius führt und bindet Eine Pflicht;
Den Namen, der wie Siegstrompeten klingt,
Der ſonnenwärts ſich mit dem Adler ſchwingt,
Der Alte, Sieg abtrotzend dem Geſchick,
Durchglüht, (doch ſchreckt Euch halb), mit ehrnem Blick;
Des Jungen Aug' noch lebensfreudig lacht
Und Er gewinnt die Herzen wie die Schlacht.
Dankbar und ſtolz — bewundert und vom Neide
Umſonſt benagt — nennt Ihr ſie Euer Beide!

7.

Programm eines Tauſendkünſtlers.

Ich kann der Künſte viel! ich necke, ſchrecke,
Entdecke, wecke; ich bekränze, glänze,
Ich ſchmeichle und ich ſtreichle, brenne, trenne;
Ich beiße und ich reiße, ätze, kretze,
Ich ſchlage, nage, plage und ich wage,
Ich höhne und ich kröne; äffe, treffe;
Ich boxe und ich ringe, ſinge, ſpringe,
Ich miſche, ziſche; hüpfe und verknüpfe,
Schneide, verkleide, kleide und entkleide;
Ich zeichne, karikire und gravire,
Ich ehre, lehre, richte und vernichte;

Ich leime Reime — ſelten nur geheime! —
Nicht bleibt sub rosa was ich ſchreib' in Proſa.
Ich mach' in Politik und in Skandal,
Ich feire jede Woche Carneval;
Wenn ich nicht eben hinke: flieg' ich, ſieg' ich;
Nie trunken glüh' ich, aber Funken ſprüh' ich,
Im Fluge überraſch' ich, haſch' ich, naſch' ich;
Ich haſſ' das Borgen und für Morgen Sorgen;
Vom Heute will ich immer friſche Beute.
So lang der Tag — auf jedes Wild ich jag'.
Ich zerr' am Zopf den feierlichſten Kopf;
Wie Weſpen ſtech' ich, Treu' und Herzen brech' ich;
Die Zeit — die kürz' ich und den Streit den würz' ich.
Nach Fernſtem ziel' ich und mit Ernſtem ſpiel' ich;
Ich bleib' am Leib geſund, nie werd' ich wund,
Nie heiß von Schweiß, mein Blut iſt kühl und weiß.
Zwar auch mir wohl erſchlafft
Einſt im Innern die Kraft
Daß das Rad nicht mehr ſchafft,
Daß zäh ſtockt der Saft,
Und ein Abgrund klafft
Der hinunter mich rafft;
Doch ſolche Gedanken zu hegen
Iſt meinem Weſen entgegen;
Ich verjuble in luſtigem Muthe
Ohne Skrupel den Tag, die Minute.
Mein Lachen wird Meiſter
Der ſauerſten Geiſter;
Ich rüttle die Aeltſten,
Ich ſchüttle die Kältſten.
Bedarf ſcharfer Waffen
Kann ſelbſt ich mir ſchaffen;
Ich ſchnitze die Keule,
Ich ſpitze die Pfeile
In blitzender Eile;
Ich eile zum Sturm
Wie ſteil auch der Thurm. —

Mein Portemonnaie enthält
Heidenmäßig viel Geld,
Ich verſchwende wie toll,
Doch mein Schatz bleibt ſtets voll.
Die Welt, ohne Groll,
Zahlt Tribut mir und Zoll;
Trotz biet' ich Apoll!
Ich gebe nicht Steuer
Ich lebe im Feuer, —
Ich ſcheue die Macht nicht!
Ich ſtreu' in die Nacht Licht!
Ich wetze, verletze, ergetze,
Und Hohn ſprech' ich jedem Geſetze.
Ich lache des Rangs,
Ich ſpotte des Zwangs;
Mein Zauber iſt ſtärker
Als Mauern und Kerker;
Mein höchſtes Ergetzen
Iſt: Götzen entſetzen
Iſt: Größen abſchätzen!
Nichts Heiliges kenn' ich!
Diamanten verbrenn' ich!
Der duftigſte Kranz
Von roſigſtem Glanz, —
Saftgrünendſtes Laub —
Wird Alles mein Raub —
Ich ſeng' es zu Staub!
Ich allein — daß Ihr's wißt! —
— Durch und durch Egoiſt —
Will ſein: Hahn auf dem Miſt!
Kein Rival — wenn ich krähe,
Flügelſpreizend mich blähe: —
Komm' in meine Nähe!
Nie bin ich secundus!
Stets teres, rotundus,
Facetus, facundus;
Nunquam lacrymosus;

Dum ridens, jocosus
Ego floream —: pereat mundus!

XVIII.

1.

Obſchon fortwährend ich herabgekommen,
Hat doch mein Anſehn gar nicht abgenommen;
Einſchlagen mußt' ich oft zwar krumme Pfade,
Doch blieb ich ſelbſt ſtets offen und gerade.

2.

Sichtbar und greifbar ſtell' ich oft mich dar,
Arbeit genug verheiß' ich Dir fürwahr!
Doch unſichtbar oft und geheimnißvoll
Tret' auf ich, — wie geheimen Todfeind's Groll
Die Waffe plötzlich zückt, lechzend nach Blut,
Wie furchtbar losbricht Wahnſinns blinde Wuth.

3.

Ein wildes Ding bin ich, — es ſchlägt nicht an
Bei mir langmüthigſter Erziehung Plan;
Gutmüthig aber; Raubs und Sieges Beute
Vertheil' ich oft, Kunſtwerke, Gold, — ſelbſt Bräute.

4.

Seltſam! bei Ruh'nden nur bin ich zu finden,
Bei rüſt'gen Wandrern ſiehſt Du mich verſchwinden;
Die Menſchen ſchreiben mich den Göttern zu;
Hin deut' ich oft auf ew'gen Friedens Ruh.

5.

Ich pfleg' an Alter und Verfall zu mahnen,
Drum weck' ich meiſt ein melanchol'ſches Ahnen;
Doch ſchmück' ich auch manch gar nicht altes Haupt,
Und bin von Purpur oft und Grün umlaubt.

XIX.

1a.

Der deutſchen Sprache gieng' ich bald verloren,
Beſchützten mich nicht Dichter und Rhetoren;
Bald aber wär' die Menſchheit ſelbſt verloren,
Würd' ich nicht, ihr zum Heil, ſtets neu geboren.

1b.

Der Schlachtgier Sänger und ein wilder Ritter,
In Kampf und Poeſie ein Ungewitter
Schreit' ich durch zweier edler Dichter Lied,
Doch mit dem wunderſamen Unterſchied:
Daß Einer den ruchloſen Sträfling höhnt,
Der Andre mich mit reichſtem Lorbeer krönt.

2.

Geſcheut, gehaßt werd' ich, nicht ohne Grund,
Doch nennt mich ſegnend auch der Andacht Mund;
So weit ich kann, bin ich bereit zu nützen,
Schönheit und ſüße Schätze zu beſchützen.

3.

Weit dehnt ſich das Gebiet das ich umfaſſe,
Mir nicht entreißen und nicht ſchmälern laſſe;
Bemüht in ſegenbringendem Vereine
Um mich — ſind Götter, Menſchen, Thiere, Steine;
In Völkern wirkt' ich gährende Erregung;
Millionen Munde ſetzt' ich in Bewegung,
Die Federn volkswirthſchaftlicher Doktoren,
Die Zungen ſtreitbarer Legislatoren;
Ich gelte als polit'ſches Wetterglas
Und bin, ſeit Alters, vieler Dinge Maß.

4.

Ich bin verwandt mit kriegeriſcher Wehr,
Drum kecker Jugend eifrige Begehr;
Nicht bringt mich jeder neugeborne Held
Als Mitgift der Natur mit auf die Welt,

Und die als ſolche Gabe mich empfangen:
Die wiſſen erſt mit mir nichts anzufangen.

5.

Den Puls des Lebens mach' ich raſcher ſchlagen,
Den kühl Bedächt'gen mach' ich Kühn'res wagen,
Mach' Honiglippen — bittre Worte ſagen,
Den Reiter — ſehend — in den Abgrund jagen;
Berühmt war ich ſchon in uralten Tagen
Als Quelle thränenreicher Noth und Plagen.

6.

Ich füll' in endlos reicher Form und Zahl
Den Raritäten- und den Waffenſaal,
Doch ſteh' ich auch bei mancher Friedenskunſt
Zu Nutzen und zu Schmuck, in großer Gunſt;
Den Damen ziere Prachtkleid ich und Fächer,
Dem Jäger, Raucher dien' ich und dem Zecher,
Und oft hab' ich dem Aug' romant'ſcher Schönen
Thränen entlockt mit ſüßer Schwermuth Tönen.

XX.

1.

Ich bin das Seltenſte und das Gemeinſte,
Bin ſcharf und ſtumpf, das Trübſte und das Reinſte;
Fühllos, kann ich doch tief die Seele rühren,
Schwer — aus des Ird'ſchen Haft den Geiſt entführen;
Kaum — ohne mich — beſteht ein Heiligthum;
Sprichwörtlich gelt' als taub' ich und als ſtumm,
Doch brachten neu'ſtens der Urzeit Verehrer
Mir bei die Sprache — als Taubſtummenlehrer;
Und ſo beglück' ich mit koſtbarer Kunde
Den ernſten Forſcher, aus wortkargem Munde.

2.

Ich bin des launenhaften Schickſals Spiel;
Das unſcheinbare Kind verſprach nicht viel;

Von Krankheit und von rauher Noth umgeben
Ward oft gezittert um mein ſchwaches Leben.
Ich blieb zurück im Wachsthum und an Kraft,
Und als ich mühſam mich emporgeſchafft:
Brach ein mit Schall und Knall der Feinde Meute,
Nach Blut der Unſchuld lechzend und nach Beute.
Weg ward geführt ich, namenlos mißhandelt
Und durch die langen Qualen ſo verwandelt,
Daß, als ich aus der Kaſematten Schooß
Ans Licht geführt ward, meiner Bande los,
Kein Auge mehr mich Schmerzensſohn erkannte,
Und man mich auch mit andrem Namen nannte.
Mein Herr war voll von meiner Tugend Lobe:
Ich gab von Kraft und Kühnheit manche Probe,
Doch auch geſtehen muß ich wohl mit Schaam:
Daß ich in ſchnödeſte Geſellſchaft kam,
Die ſich in Spott ergoß auf reine Sitten,
Wo Fälſcher und Giftmiſcher ſind gelitten,
Und wo geehrt, bewundert wird als Held
Wer färbt am dunkelſten, am frechſten prellt. —
Fügſt beide Räthſelwörter (1. 2.) Du zuſammen:
Durchglüh' ich dich mit flüſſig geiſt'gen Flammen.

3.

Ich kann nur mit. (ſonſt ungewohntem) Zagen
Mich in gewähltere Geſellſchaft wagen
Selbſt wenn mein Zartgefühl nicht fürchten muß:
Meinen Erbhaſſern ſei es zum Verdruß.
Es machen Name, Atmoſphäre, Sitten
In beſſern Kreiſen mich nicht wohlgelitten:
Der Zauber nur urächter Poeſie
Bekämpft der Modewelt Antipathie;
Auch den Studenten muß ich dankbar ſein,
Weil günſt'gen Sinn ſie meinem Namen leihn.

4.

Von einer Fremden zwar bin ich verdrängt
Aus manchem Haus, — und mein Gebiet verengt;

Doch haben noch die tüchtigſten Hausfrauen
Zu mir ein unerſchüttertes Vertrauen,
Und laſſen, ein paar Thaler zu erſparen,
Nicht meinen altehrwürd'gen Cultus fahren.

5.

Den weichen Stoffen geb' ich feſten Halt,
Die Herrſchaft üb' ich über die Geſtalt.
Doch tadelt mich der Schönheitsrichter Strenge,
Wenn ich zu anſpruchsvoll hervor mich dränge,
Und ohne die gewohnte Hülle tauge
Ich nicht als Anblick für ein zartes Auge.
Dach auch ſelbſtändig ganz laſſ' ich mich ſchauen;
Mein Anblick weckt nicht Ekel mehr und Grauen,
Wenn ich von formgewandter Kunſt behandelt
In zierliche Gebilde mich verwandelt;
Der Würdenträger Kreis zu nahen wag' ich;
Ich führe Krieg und Königskronen trag' ich.

6.

Nicht auf mir ſelbſt zumeiſt mein Werth beruht,
Wohl aber hab' ich manchen Schatz in Hut;
Ich berge mancher Hausfrau höchſtes Gut,
Auf das ihr Stolz ſich viel zu gute thut.
Nur für den koſtbarſten, metallnen Schatz
Beut ehernes Gehäus noch ſichrern Platz,
Und eine zierliche, geheim're Truh
Nimmt Perlen, Goldſchmuck auf und — Billets doux.

7.

Soll ich, des Räthſels halb, mich ſelbſt anklagen?
Denn Gutes weiß ich nichts von mir zu ſagen.
Wer Luſt an allen Arten hat von Plagen:
Mag meine Symbola im Wappen tragen.
Wer mich in vollſter Glorie will erfragen:
Muß vor Fegfeuer nicht und Hölle zagen,
Unter Neronen ſich und Teufel wagen.

8.

„Was ich denn ſei?“ die Antwort wär' wohlfeil:
„Von dem, wornach Du fragſt, das Gegentheil!“
Doch würdeſt aus der Antwort Du nicht klug,
So hör', ob dieſe Weiſung klar genug:
Verſtändig iſt nur der, der mich durchſchaut,
Verachtet, mir nicht dient, auf mich nicht baut;
Doch auch: Wer andern ohne mich nicht traut,
Auf Galläpfel beſteht und Eſelshaut!

9.

Wollt Ihr Bericht von mir aus alten Tagen:
Müßt Ihr in Ordnung und verſtändig fragen.
Wohl weiß ich unermeßlich viel Geſchichten,
Doch gilt es, ſie von Fabelwerk zu ſichten,
Und alle meine Nachbarn lad' ich ein
Bei dieſem Werk behülflich mir zu ſein;
Denn über mich ward namenlos gelogen,
Zumal Ein Nachbar, der nun weggezogen,
Hat unverſchämte Fabeln aufgebracht,
Die jedes Kind durchſchaut jetzt und verlacht,
Von mir und meinem Lebensgang. Ihm wehe!
Läßt er ſich wieder blicken in der Nähe!
Ihm geb' ich eine tüchtige Lektion
Und jag' ihn heim mit Schaden und mit Hohn!
Jetzt aber will ich ruhig mich beſinnen
Auf meiner Laufbahn Streben und Beginnen,
Was ich geträumt, gewagt, als ich noch jung,
Auf manchen tollvermeſſ'nen Jugendſprung,
Auf wilde Händel, blut'ge Raufereien,
Auf prächt'ge Feſte, fromme Schmauſereien,
Auf manchen unverhofften Schickſals-Wandel,
Wie ich mich auf Verkehr gelegt und Handel,
Wie ich zerſtört bald habe, bald gebaut,
Wie man mir Schätze Goldes anvertraut,
Wie Helden ohne Zwang mit mir verkehrten,
Wie Könige mich mit Beſuchen ehrten,

Auf Vieles auch was ſchmerzlich ich erduldet
Von Freund und Feind, verdient und unverſchuldet.
Wie manche hohe Kunſt ich zu mir rief,
Frohherzige Dichter, Denker ernſt und tief,
Sorgſam bedacht, mit meinen gold'nen Gaben
Freigebig zu begeiſtern ſie, zu laben;
Wie ich gefeiert manchen hohen Tag,
Und Hoch und Nieder lud zum Feſtgelag, —
Das Alles Euch im Frieden zu erzählen
Soll's uns an Muße nicht und Stimmung fehlen!
Das Neueſte, von meinen kühnen Fechtern
Wißt Ihr ja ſchon, und meinen treuen Wächtern.

10.

Ich war ein Strom, deß ungebeugten Lauf
Nicht hielten ſchwacher Menſchen Dämme auf;
Ich war ein Sturm, der dröhnend, wetterſcharf
Was morſch und faul, nicht ſchonend, niederwarf;
Ich war ein Licht, das, wie ein ſichrer Stern
Rettung bedrängten Schiffern winkte fern;
Ein Feuer war ich, deſſen reine Glut,
Was dürr, — verzehrte, läuterte, was gut.
Der Fels war ich, der, um ſich, unbekümmert
Sah eine hohlgewordne Welt zertrümmert;
Der Held, der, ſtolz demüthig über Lob,
Ruhm, Fürſtengunſt und Glück ſich frei erhob,
Nie ſchmeichelte, nie fürchtete die Welt,
Der ſeine Sach' in Gottes Hand geſtellt,
Der, raſtlos wirkend — nicht durch Zauberruf! —
Der Zukunft Burg aus armen Trümmern ſchuf;
Der Freiherr war ich ohne Furcht und Tadel,
In That bewährend ältſten Stammes Adel;
Der Wächter, dem nie das Gewiſſen ſchlief,
Der ſtandhaft ſchirmte — kühn ins Leben rief
Das alte Gute und das gute Neue,
Und ſich hielt und dem Vaterland die Treue.

XXI.

1.

Zweitauſend Jahr iſt die Erkenntniß alt:
Daß ich ſei die vollkommenſte Geſtalt;
Es ſcheint, daß der uralten Weiſen Lehre
Auch im Inſtinkt der Kinder ſich bewähre;
Noch bin ich dieſes Ruhmes nicht bis jetzt
Von Neuerern der Wiſſenſchaft entſetzt;
Bewährt auch wird von klaſſ'ſcher Zeugen Mund
Noch heut' auf bündigſter Beweiſe Grund:
Daß ich der Quellpunkt bin des wärmſten Lebens,
Der Urmagnet geheimnißvollen Strebens.

2.

Als Deckung dien' ich dem vorſicht'gen Schützen,
Des Urwalds Squatter muß ich unterſtützen;
Ich zögre, — gilt es, Leut und Land zu ſchützen, —
Nicht, ſelbſt des Teufels Beiſtand zu benützen.

3.

Mich chemiſch oder logiſch zu zerlegen
Kommt kein Begriff dir und kein Stoff entgegen;
Zahlloſe Brüder, aus demſelben Hauſe
Ziehn' wir, — uns folgend in ungleicher Pauſe;
Aufs Haar gleicht jeder Bruder jedem andern, —
Gleich Aller Luſt zu unbeſchränktem Wandern;
Der jüngſte, der hinauszieht in die Welt,
Wird ganz dem ältſten Bruder gleichgeſtellt;
Die Eltern, gleich freigebig allen Kindern,
Beſorgen nie, dadurch ihr Gut zu mindern.

4.

Zur Concurrenz nicht die Baumeiſter lock' ich,
Vermuthlich, weil ich immer nur einſtockig;
Auch ſonſt ſind Gründe, daß der Architekt,
Statt mich zu dekoriren, mich verſteckt.

Doch fehlen nicht mich rühmende Berichte
In Mythen, heil'ger und Profangeſchichte:
Von meinem anſpruchsloſen Namen ſtammt
Mit hohem Rang und Sold manch Ehrenamt.

5.

Wenn Du die feinſte Seide oder Wolle
Abwickelſt von der ſtraff umflochtnen Rolle,
Da merkſt Du erſt: wie weit der Faden reicht,
Der doch, als Knäul, nur einem Apfel gleicht. —
Ich bin ein unergründliches Geſpinnſt;
Erſt wenn Du abzuwickeln mich beginnſt,
Ahnſt Du: von Fäden, Knoten welche Maſſe,
Die des Gedankens ſpottet, ich befaſſe,
Für die das Maß Dir und der Name fehlt,
Die des Sternkund'gen Wiſſenſchaft nicht zählt,
Worüber, — willſt Du End' und Anfang finden,
Dich Taumel faßt und Dir die Sinne ſchwinden.
Mein Weſen ſollen ein paar Zeichen bannen?
Des Mundes Hauch den Sternenkreis umſpannen?
Das Wort, das Deine Lippe lallend ſpricht,
Reicht an den Schatten meines Schattens nicht!

6.

Harmlos ſpricht man von mir in der Phyſik;
Bedenklich laut' ich in der Politik,
Im Handel und im Wandel, im Verkehre;
Haarſträubend in der Frauenſittenlehre;
Kaltblütig handelt ab mich der Juriſt,
Und mit Zerknirſchung der ſtrenggläub'ge Chriſt.

7.

Ich habe nicht umſchifft das Erdenrund,
Nur eine Hemiſphäre ward mir kund;
Inſeln hab', trotz Columbus, ich entdeckt,
Und ſtolz darauf mein Banner aufgeſteckt:
Hohlköpfe ſind's die mich nichts laſſen gelten
Und meine Länderkarte Humbug ſchelten.

XXII.

1.

Leicht rieth'ſt Du alle, wüßteſt mich Du erſt;
Darum, — ſo hitzig auch Du mich begehrſt
Und mich zu haſchen ſuchſt — verzeih's dem Spaſſe,
Daß ich nicht leicht von Dir mich fangen laſſe.

2.

Ich bin ein Maximum, doch dies Gewicht
Verkündigt in des Wortes Form ſich nicht;
Wohl jeder Sterbliche in bangen Stunden,
Hat, wenn in gnäd'gem Maß auch, mich empfunden.

3.

Was Aug' und Ohr, was Sinn und Herz ergetzt,
Gemüth und Geiſt in Schwung und Feuer ſetzt,
Pracht, Schönheit, Anmuth, aller Künſte Namen
Schweben an Dir vorbei in meinem Rahmen.

4.

Die Tage meines Glanzes ſind verſchwunden;
Kaum wird noch meiner Herrſchaft Spur gefunden;
Nur hitz'ge Eifrer holen mich manchmal
Aus ſalbungsvoller Flüche Arſenal.

5.

Ich hab' in heißem Ringen Tag und Nacht
Aus Dunkelheit mich boch emporgebracht;
Geſchwelgt oft hab' ich in koſtbarem Saft,
Doch, hilfreich, beſſern auch oft angeſchafft.

6.

Ich bin ein Wandrer mit beeiltem Schritte;
Ungleich zeig' ich einkehrend Art und Sitte,
Erſehnt wird hier, geſegnet mein Beſuch,
Und dort folgt mir Wehklagen oder Fluch.

7.

Ganz abgeſtorben iſt in mir das Leben:
Selbſt kahl und nackt, kann ich nicht Gaben geben,
Doch mag ich, hilfreich, noch Bedürft'gen nützen,
Die Schwachheit und das Alter unterſtützen.

8.

Ich rufe Dich — oft handelt ſich's um Viel;
Dein Erdenglück vielleicht ſteht auf dem Spiel;
Bald mach' ich Höll' und Himmel Dich bewegen,
Bald magſt um mich nicht Hand und Fuß Du regen.

9.

So viel als wiegt ein Flammenmeer des Lichts,
Gelt' ich — fehlt mir ein Titel, — das heißt: Nichts,
Als Millionär ſelbſt bleib' ich ungeehrt;
Erſt ein gewicht'ges Etwas leiht mir Werth.

10.

Vollkommnes nur wirkt meine Wunderkraft,
Die jedes Wunſchs Gewähr den Reinen ſchafft;
Von Engeln ſind die Gaben angehaucht,
Sind in des Paradieſes Glanz getaucht.

11.

Ich habe kämpfen müſſen hart und lang
Mit blindem Eigenſinn um meinen Rang:
Doch kämpfen muß wohl — ich bin drein ergeben —
Ich ewig mit der Habgier um mein Leben,
Die freilich, wenn ſie Tonn' und Beutel füllt,
Sich in den Philanthropen-Mantel hüllt;
Für Lebensrettung heiſcht ſie die Medaille,
Und nebenbei ſorgt ſie für ſchlanke Taille.

1. erſcheint zum zweitenmal.

Um mich vor Deinem Scharfſinn zu verſtecken,
Erlaubt' ich mir, zweideutig Dich zu necken:
Jetzt merk': ich bin ein Ding das ſchwer zu fangen,
Bin des Feinſchmeckers ſehnliches Verlangen.

XXIII.

1.

Nicht die geringſte bin ich von den Plagen
Die Euer duldendes Geſchlecht muß tragen;
Dankt Gott, wenn nicht der Gaſt in fremder Tracht,
Wenn er, als Landskind nur, Beſuch Euch macht;
Unruh und Unluſt ſchafft er viel im Haus,
Bis Ihr ihn habt komplimentirt hinaus.

2.

Mir wird gefeiert da und dort ein Feſt,
Wo derbem Spaß und Witz den Lauf man läßt,
Doch ſitzen, die dabei mit einer Rolle
Betheiligt ſind, nicht alle in der Wolle.

3.

Ich ſtell' ins Feld eine gewalt'ge Schaar,
Lawinenhaft wächst ſie von Jahr zu Jahr,
Doch nicht martialiſch ſind ſie anzuſchauen,
Und ihre Schönheit kann Niemand erbauen,
Falſtaffs Rekruten ähnelnd, — meinen Fahnen
Doch folgen ſie auf froher Hoffnung Bahnen;
Theils kehren ſie, gekrönt mit Sieg und Glück,
Theils bleicher, magrer nur, nach Haus zurück.

4.

Befriedigend iſt nicht, was ich bedeute,
Kein Glück iſt's, kein Gewinn noch, keine Beute;
Ein Ding manchmal, doch keineswegs von Werth,
Oft flücht'ge Form, jedes Gehalts entleert,
Und doch kann mit andächtigem Entzücken
Ich oft, wie Geiſterflüſtern, Dich beglücken.

5.

Daß allezeit ich ſo das Wort geführt
Wie's für den Ernſt der Sache ſich gebührt,
Behaupt' ich nicht; als Komödiant und Heuchler
Trat oft ich auf, als Prahler und als Schmeichler,

Als fälſchender Sophiſt und Jeſuit, —
Geſunken tief iſt deßhalb mein Credit;
Mißtrau'n begegnet mir, Verachtung, Spott,
Und um mich murmelt laut man von Bankrott.

6.

Zwar nützlich bin ich ſehr, faſt unentbehrlich;
Strickt iſt mein Operiren, grad und ehrlich,
Doch — wenn landüblich nur mein Material, —
Iſt mein Beruf plebejiſch, trivial;
Aus feinrem Stoff — bin ich genannt ſchon worden
Von Spöttermund: ein transſcendenter Orden,
Denn, Wer mein ward gewürdigt, den erwarten
Die Wonnen ſtracks im Paradieſes-Garten.

7.

Mir dienſtbar mach' ich Holz, Metall, Sand, Stein,
Bald koloſſal und hoch, bald zierlich klein;
Einführ' ich das Erſehnte wie das Schlimme,
Bald ſtumm, bald flüſternd, bald von lauter Stimme,
Auch zieh' ich — Denken koſtet das und Schweiß! —
Des Himmels Lichter wohl in meinen Kreis.

8.

Ein zahmes, ſchwächeres Geſchlecht von heut
Verknüpf' ich einer rieſ'gen Heldenzeit;
Bis man den Helm mir ſtürzt — wie lang wird's dauern,
Ob auch darob die Alterthümler trauern?
Doch ſtaunt noch an ſpäte Nachkommenſchaft
Das Zeugenpaar von meiner Rieſenkraft.

XXIV.

1.

Viel Sorgen, Seufzer, Thränen, Angſt, Beſchwerde
Koſtet es oft, und Kämpfe, bis ich werde,
Doch geht's auch raſch und glatt oft wie mit Vieren;
Zerreißen kann man mich, doch nicht halbiren.

2.

Im Wege meinem Ruhm als Redner ſteht:
Daß ganz mir fehlt Originalität;
An einem edeln Sinn auch mir's gebricht,
Doch ſitze tadellos ich zu Gericht;
Oft geb' ich mich nur zögernd zu erkennen
Und laſſe mich mit mehrern Namen nennen.

3.

Nicht löblich iſt mein Wandel: ich betrüge,
Ich fälſche gern, kokett bin ich und lüge;
Ich halte mich von fremdem Gut nicht fern,
Verkehre mit klatſchſücht'gem Volke gern;
Drum ſchütteln zweifelnd wohl den Kopf die Frommen
Wenn's heißt: ich ſei zum Himmel aufgenommen.

4.

Wenn ohne Zuſatz man nennt meinen Namen,
So gleicht er einem farblos-leeren Rahmen;
Mit weihevollen Prädikates Stempel
Prang' herrlich ich in der Geſchichte Tempel
Jahrtauſende; und gleichen Ruhmes werth,
Sind Früh're, die nur nicht der Namen ehrt.

5.

Als Ring ſtellt man mich dar des Auges Sinn,
Obwohl ich eigentlich nicht ſichtbar bin;
Hin nehm' ich Preis und Schelten in Geduld,
Keines Verdienſts bewußt und keiner Schuld;
Redner, Poeten ſetz' ich in Ekſtaſe
Und bin doch nur des eignen Denkens Blaſe!

6.

Ich könnte dem Beherrſcher von zwei Reichen,
Vergangenheit und Zukunft, — mich vergleichen,
Nur iſt real mein Wollen und Gebieten
Und fällt nicht in das Nebelreich der Mythen;
Halb iſt mein Janusmantel Purpurſammt,
Halb eine Haut die von dem Bären ſtammt.

7.

Monarch bin ich, doch ohne Civilliſte,
Die niemals noch mein Fürſtenſtolz vermißte;
Ganz auf Regalien bin ich angewieſen,
Wovon die Revenüen karg oft fließen;
Doch ſpräch' der Wahrheit die Behauptung Hohn:
Nicht fürſtlich ſei mein Hofhalt und mein Thron!
Mir iſt der Thron nicht faules Ruhekiſſen!
Frei, hab' des Hofbrauchs Ketten ich zerriſſen;
Vom Alter iſt mein Auge nicht geſchwächt,
Feſt halt' ich an dem Spruch: Gott und mein Recht!
In deſſen Kraft ich meiner Herrſchaft walte,
Und deß Auslegung mir ich vorbehalte.

XXV.

1.

Mein Weſen iſt nicht leicht zu definiren,
In keinem Fach pfleg' ich zu excelliren;
Mir ſelbſt thu' ich, doch Keinem ſonſt, genug.
Ich bin nicht ernſt, beſcheiden nicht, noch klug;
Zur Arbeit faul bin ich, vorlaut zum Reden,
Niemand erfreu' ich, aber ärgre Jeden.

2.

In der Bewältigung von ird'ſchen Stoffen
Hat Menſchenwitz ſich ſelber übertroffen
Auf meinem Feld; der Götter Werk vergleicht
Sich mit dem Größten nicht, was ich erreicht!
Der Kunſt hinkt die Natur hier nach ſo lahm,
Erdrückt von ihrer nackten Schwäche Schaam,
Und dennoch fällt ein düſtrer Schatten immer
Auf meiner Thaten und Triumphe Schimmer.

3.

Entartend — wird zum Häßlichſten das Beſte;
Am widrigſten fällt auf der Lump beim Feſte;

Was gibt es Schönres als den Frieden pred'gen?
Was Göttlicheres als der Schuld entled'gen?
Von ſolchem Heilspfad hab' ich mich entfernt,
Unſchuld und Frieden hab' ich ſelbſt verlernt,
Vom Taumelkelch der Herrſchbegierde trunken,
In Faulheit, Frechheit, Sinnenluſt verſunken;
So bin ein Ziel dem Haß und Hohn ich nur, —
Des reinſten Amt's ſchmutz'ge Carikatur.

4.

Der „Jungfrau" lieh ihr König dieſe Gabe:
„Ich adle Deine Väter noch im Grabe!"
Zwar dieſe Gnade widerfuhr mir nicht,
Doch meinen Werth ſetzt das in's helle Licht:
Daß ich, den jeder Ehrenmann ſonſt ſcheute,
Jetzt gelt' als — Ahnherr aller Edelleute,
Stammvater aller Helden und Genie's,
Aelter als Chaos und als Paradies.

5.

Marſchir' ich auch nicht ganz in gleichem Schritt,
Nehmt Ihr mich doch als Fünften auch noch mit,
Bin ich ja ſo redſelig und geſellig,
Zu jeder Zeit dienſtfertig und gefällig,
Und wenn auch ſelten lauter ganz und ehrlich,
Guter Geſellſchaft doch faſt unentbehrlich;
Mit Neuigkeiten unterhalt' auf's beſte
Ich ſtets die Hausgenoſſen und die Gäſte.
Von fernen Ländern weiß ich zu erzählen,
Von Martern, ausgeſonnen mich zu quälen;
Und wenn zur Neige gehn die Plaudereien,
Verleg' ich mich auch wohl auf's Prophezeihen.
Eigne Paläſte werden mir erbaut,
Wo alle Herrlichkeit der Welt man ſchaut,
Prahlend mit üpp'gen Reichthums falſchem Stempel —
Schamlos emancipirter Muſen Tempel.

XXVI.

1.

Wer will mir wehren, mich der reinen Seelen
Beneidenswerthſten Gütern beizuzählen?
Wer ahnt mein Glück, der mich nicht hat beſeſſen?
Und Wer, der mich beſaß, kann mich vergeſſen?
Wohl droht mein hoher Flug mit tiefem Falle;
Am bitterſten auf Honig ſchmeckt die Galle.
Doch ganz das Herz erfüllend, läßt mein Traum
Haushältriſcher Berechnung keinen Raum;
Weil ich nicht bieten kann ſturmfeſtes Glück, —
Herzlos, wer deshalb wieſe mich zurück!

2.

Von tauſend Lippen gleiches Zeugniß hör' ich:
Zum Häßlichſten und Leidigſten gehör' ich,
Was dieſe Welt in ihren weiten Kreiſen
Von Widerwärtigem hat aufzuweiſen.
Nicht haben meine Häuslichkeit und Kunſt
Je mir erworben Eines Herzens Gunſt;
Man legt mir beides aus nur zum Verbrechen
Und eilt den Stab mir und den Hals zu brechen.

3.

Schon Manchem gab ich weiten Ueberblick,
Ernſt zu bedenken ſich und ſein Geſchick;
Heil dem, der in der Luftbewohner Nähe
Das ſtürm'ſche Herz erhebt zu lichter Höhe,
Auf Flügeln ſich reiner Gedanken wiegt
Und ird'ſcher Sorgen Druck und Reiz beſiegt!

4.

Im Plural will ich mich gleich präſentiren,
Uns als Familie qualificiren;
Wir ſind von Haus aus, von Natur, geſellig,
Dienſtfertig meiſt einander und gefällig.

Doch nicht aufmerkſam gleich, nicht gleich anſtellig.
Und unſer Votum iſt nicht ſtets einhellig.
Ungleiche Wünſche werfen — iſt's ein Wunder? —
Oft unter uns des Neids, der Zwietracht Zunder;
Die einen wollen ſtets zu Hauſe bleiben,
Die andern ſich in weiter Welt umtreiben,
Die einen ſiechen, andre ſind geſund,
Und ſo löst oft ſich in Verdruß der Bund.

XXVII.

1.

Die Sprache kennt mein kürzres Masculinum,
Hier aber tret' ich auf als Femininum;
Als männlich bin ich unerwünſcht faſt immer,
Als weiblich aber bin ich noch viel ſchlimmer;
Meine Erſcheinung iſt gar vielgeſtaltig
Und meine Kunſt unſagbar mannigfaltig.
Geſchäftig ſind um mich ſtets Liſt und Tücken,
Ich ſuche zu bethören, zu berücken;
Ich drohe dem Gefahr, der ſchlicht und ehrlich,
Mehr dem noch, der vorwitzig, keck, begehrlich.

2.

Wer mich im Uebermaß beſitzt — bequem
Lebt ſich's mit Solchem nicht, noch angenehm;
Doch nicht genug beachtet und geehrt
Wird der nicht ſelten, der mich ganz entbehrt.
Es lehren: daß auch ich mit Recht beſteh',
Der Optimismus, die Theodicee,
Doch ſchiefe Mienen zeigen an, daß nicht
Nach Jedermanns Geſchmack der Unterricht.
In alter Zeit ſah, — als mir unterthan, —
Ich ungefähr der Menſchheit Viertheil an.

3.

Für mich genommen bin im Grund ich Nichts,
Ermangle ſcharfer Formen und Gewichts;
Doch lieb' ich's, mir zwei Stoffe zu geſellen,
Die ganz ſich unter mein Commando ſtellen,
Bei Knaben und Hausfrauen hochgeprieſen,
Wenn ſie beim Spiel, beim Feſt, fliegen und fließen.

4.

Wer Winters nah am heißen Ofen ſitzt,
In Kammern unterm Dach im Sommer ſchwitzt,
Und Wer in Räumen, enger noch und ſchwüler,
Dreſſirt, in Dämmrung, dichtgepreßte Schüler;
In bücherüberladner dumpfer Zelle
Entbehrt des friſchen Tages Hauch und Helle:
Dem mag bei meinem Namen auf wohl gehn
Das Herz und Frühlingsahnung ihn umwehn;
Die Wand durchbricht er, hebt des Dach's Gewicht,
Er ſchafft dem Auge Raum und Luft und Licht,
Ausſicht dem Geiſt, dem dürſtenden: auf Weihung
Mit Götterkraft, aus Körperhaft Befreiung.

5.

Erſt mußt' ich meine Nützlichkeit erproben,
Dann ward ich mit der Zeit zum Schmuck erhoben;
Verſchiednen Stoffes prangt' ich da und dort,
An hohem bald und bald an niedrem Ort,
In großen Dimenſionen bald mich reckend,
Bald zierlich und beſcheiden mich verſteckend;
Jetzt gelt' ich weniger als ſonſt; — zur Zeit
Bin ich faſt nur dem Dienſt des Mars geweiht.

6.

Aus der Allkünſtlerin Natur Werkſtätte
Stamm' ich, ein Glied in der Organe Kette,
Womit zahlloſe Weſen ſie zu Schutz
Und Trutz verſorgt, zur Arbeit und zum Putz.
Sie hat an mir kein Meiſterſtück gemacht
Von Zierlichkeit, von bunter Farben Pracht;

Doch guten Stoff hat ſie für mich gewählt
Und ſorgſam mich geglättet und geſtählt.
Schwachnervigen verurſach' leicht ich Schrecken,
Und bin deshalb gewohnt mich zu verſtecken.

XXVIII.

1.

Demüthig bin ich, vom Betruge rein,
Mein Mund iſt wahrhaft, Zucht und Sitte fein,
Den Armen zeig' ich hülfreich mich und gut,
Den Reichen und den Mächt'gen hochgemuth!
Bin mild und treu, dem Uebermuthe wehr' ich,
Die Schwachen ſchütz' ich und die Schönheit ehr' ich;
So heiſcht mich eines Dichters ſüßer Mund,
Dem Hohes viel und Liebliches ward kund.

2.

Mit dem Gezücht der Satyrn und der Faune
Schuf mich wohl auch Natur in krauſer Laune,
Als ihr einmal etwa, wie Fieberkranken,
Trüb in einander ſchwammen die Gedanken;
Oft ward ich, von Natur normal, verzogen
Durch Kunſt erſt ſuperkluger Pädagogen.

3.

Mir auszuweichen will ich Jedem rathen,
Leicht kann man mit mir in Conflikt gerathen
Nicht nur im Kriegsgewühl, im Schlachtengraus,
Auch in der Werkſtatt, auf dem Weg, im Haus.
Ein Mund, ein heil'ger, warnend von mir ſpricht,
Empfehlend gleich Gericht und gleich Gewicht.

4.

Begreiflich daß Unmündigen und Kindern
Ich kann etwa Langweil' und Unmuth lindern;
Getäuſcht nach mir der blinde Sinn begehrt,
Der nicht kann unterſcheiden Schein und Werth;

Doch locken laſſen ſich von mir auch Kluge,
Die nie erwachen aus dem Selbſtbetruge.

5.

Genoſſin war ich ſüßer Abenteuer;
Der Schönheit zollt' ich manche holde Steuer;
Jetzt muß, — erdrückt vom Sturmgebraus der Maſſen, —
Ich, wie ein Geiſt, verſtummen und erblaſſen.

6.

Mein Arm iſt ſtark, mein Tagewerk iſt heiß,
Doch nicht umſonſt vergoſſen wird mein Schweiß!
Wohl lauert auf ein Neider meinem Glücke,
Es wächst mit meiner Hoffnung ſeine Tücke;
Doch wer gewohnt an Arbeit und an Wachen,
Dem glückt es oft, zu Schanden ihn zu machen;
Dann zeigt man höhniſch ihm den Siegeskranz
Und ſpottet des Betrogenen beim Tanz.

7.

Ein Beiwort bin ich nur im led'gen Stand;
Wenn andre Wörter reichen mir die Hand
Werd' ich ein Hauptwort, — lade hier zur Freude,
Dort zu verſtelltem oder ächtem Leide;
Mein Bund mit einem dritten Worte zieht
Den Sinn zu weit entlegenem Gebiet;
Du läßſt mich holen aus der Speiſekammer,
Wenn es ſich regt in Dir wie Katzenjammer.

XXIX.

1.

In längrem Leben — wär' es auch das beſte —
Pochen an jeder Thür ungleiche Gäſte,
Theils freundlich, theils mit Unmuth aufgenommen; —
Ich bin — wohl weiß ich's, — höchlich unwillkommen;
Man gibt ſich wenig Müh' es zu verhehlen,
Man läßt mich kaum, was nöthig iſt, erzählen.

Man ſtellt mir Fragen, nichtige, verkehrte;
Man ſchleppt herbei mir, was ich gern entbehrte;
In Mienen ſpiegelt ſich und in Geberden
Die ungeduld'ge Haſt mich los zu werden;
Stumm oder laut — nur Unluſt da und dort;
Wie ſehn' ich mich: wär' ich doch wieder fort!

2.

Mich ſelbſt ſind' ich höchſt angenehm und zierlich,
Wohlredend, witzig, elegant, manierlich;
Die neuſten Moden und den beſten Ton
Geb' ich noch an, wie ſeit Jahrzehnten ſchon;
Mit Schönheit auch hat mich Natur beſchenkt —
Ich bin gewiß, daß Niemand anders denkt.

3.

Ich bin nur eine negative Größe;
Dem Feinde geb' ich eine ſchlimme Blöße,
Und wenn nicht Freunde raſche Hülfe bringen,
So wird es Zeit das Schwanenlied zu ſingen.

4.

Als Gabe der freigebigen Natur
Werd' ich erzielt bei höhern Species nur,
Nicht immer bei den edelſten gerade,
Doch wird die höchſte theilhaft oft der Gnade.
Wenn ich es zur Selbſtſtändigkeit gebracht:
Werd' ich zu einer ökonom'ſchen Macht,
Zum nicht unwichtigen Verkehrs-Artikel,
Mit Zwieback oft genannt und Pumpernickel.
Oft werd' ich zu Verräther-Dienſt mißbraucht,
Doch auch vom Ruhme ward ich angehaucht,
Als jener Prinz — der Einfall war famos! —
Ließ den dreſſirten Kaiſervogel los.

5.

Man könnt' an mir, dem ſchwäbiſch breiten Wort,
Drei Zeichen ohne Schaden ſtreichen fort;

Ich bin ein Auswuchs der Hyperkultur.
Doch auch bei Wilden trifft man meine Spur:
Auf meinem Feld zeigt ſich gar überſchwänglich
Das menſchliche Geſchlecht fortſchrittsempfänglich.
Nach Legionen zähl' ich meine Pfleger,
Vom ſüßen Hofmann bis zum ſchmutz'gen Neger:
Bald bin ich primitiv, faſt ekelhaft,
Bald prang' ich als faſt noble Leidenſchaft,
In Galaröcken, feſtlich koſtümirt,
Und mit fremdländ'ſchen Namen titulirt.

6.

Groß bin ich nicht, doch iſt es oft ſehr wichtig,
Daß, was abhängt von mir, ich leiſte richtig;
Abbruch thu' ich nicht ſelten einer Größe;
Doch öfter noch verdeck' ich eine Blöße;
Wo mir's beliebt zu haften und zu bleiben,
Bin ich, ein läſt'ger Gaſt, ſchwer zu vertreiben.
Eine Celebrität war ich vor Zeiten
Auf jenen Brettern, die die Welt bedeuten.

7.

Allegoriſch-philoſophiſches Räthſel.

Mancher Monarch ward hoffnungslos beraubt
Des Thrones, den er felſenfeſt geglaubt;
So ſchlimm iſt nicht mein Loos; der Feinde Wuth
Hat mir ertödtet nicht den ſtolzen Muth;
Trotz langen Halbexils lebt ungeſchwächt
In mir Vertrauen auf mein göttlich Recht!

Ich habe, (wie's im Orient der Brauch,
In Spanien vordem und Rußland auch),
Ein Feind des Pompes, mich nicht auf den Gaſſen,
Im Feſtgepränge nie mich ſehen laſſen,
Dem Volk unſichtbar, — in des Haines Nacht,
Oder in des Palaſts verſchloſſ'ner Pracht

Hab' ich ſtets ſtreng verborgen mich gehalten,
Begnügt, mein Reich mit Weisheit zu verwalten.
Denn, kam ich ſelbſt auch Niemand zu Geſicht,
Entging doch meinem Blick das Kleinſte nicht.
Unſäglich alt, blieb ich doch unerſchlafft
Und fühlte niemals Mindrung meiner Kraft.
    Doch Mißvergnügte ſtreuten böſen Samen
Des Mißtrau'ns aus; ſie ſchmähten meinen Namen;
Sie flüſterten: ich thue längſt nichts mehr!
Mit Mährchen über mich ſei von jeher
Betrogen worden die kurzſicht'ge Menge,
Die, ſtumpf und blöd, an alten Fabeln hänge. —
Man habe mich des Volkes Aug' entrückt,
Weil ich blödſinnig worden und verrückt.
Zeit ſei es, *mich* der Herrſchaft zu entſetzen
Und Raum zu ſchaffen „*ewigen Geſetzen.*“
    Ein böſes Wort auch ward mir nachgeſagt,
Das fort und fort an meinem Rufe nagt;
In tauſend Büchern iſt davon zu leſen;
Verſtänd'ge wiſſen: fremd iſt's meinem Weſen;
Doch Haß ausſäend wuchert jenes Wort,
Ein zähes Unkraut, unter'm Volke fort,
Das boshaft mit der Lüge man erſchreckte:
Ich ſteh' im Bund mit der perfid'ſten Sekte.
    Eitler Verſuch, durch nüchterne Belehrung
Wahnſinn zu heilen! ſtetig wuchs die Gährung;
Gerüchte tollſter Art das Reich erfüllten;
Die Schlauen hetzten und die Dummen brüllten;
Auf jedes Wort der Frechheit ward geſchworen
Und jeder Unſinn fand weit offne Ohren.
Unter Verhöhnung, Schimpfen, Läſtern, Schreien
Schaarten zum heftigen Kampf ſich die Parteien;
Ich bau' auf der Getreuen feſten Kern;
Dem Kampf hält *meine* reine Hand ſich fern.
    Auf die Entſcheidung harrt die Welt geſpannt,
Auf Tod und Leben iſt der Streit entbrannt
Für—wider mich; gerungen um den Sieg

Wird längſt in mehr als dreißigjähr'gem Krieg:
Jüngſt brachen aus ſcheinbaren Stillſtands Schoos
Mit neuem Ungeſtüm die Flammen los.
Doch, mögen noch ſo Viele ſich empören, —
Ich laſſe meinen Gleichmuth mir nicht ſtören:
Ich ſehe, mit des Alters milder Ruh,
Und ohne Bangen der Entwicklung zu:
Zuletzt muß doch in den erhitzten Köpfen
Des blinden Zornes Toben ſich erſchöpfen.
Mir mangelt nichts, — keine Gefahr mir droht,
Erhaben bin ich über Armuth, Noth;
Ich wirke fort, wie ich's gewohnt, im Stillen:
Nie fehlen die Vollſtrecker meinem Willen;
Reich in mir ſelbſt und klar, empfind' ich's nicht,
Wenn auch die Welt jetzt übel von mir ſpricht;
Ich habe eine Klauſe mir bereitet
Worüber weg ein ſchwaches Auge gleitet,
Wo ich, was ich beginnen will, bedenke,
In Zukunftsträume friedlich mich verſenke;
Verläumdungen begegn' ich ohne Schaam;
An meiner reinen Stirn haftet kein Gram;
Nur lächeln macht mich's: wie ſie ſich geberden
Um meiner los, um meiner Herr zu werden;
Denn dauernd mich zu ſtürzen, zu bezwingen:
Nie wird es den Verblendeten gelingen!
Sie laden, hör' ich, mich vor ihr Gericht,
Das einzig ein weltgültig Urtheil ſpricht;
Als Uſurpator ſoll da, ganz allein,
Ich zur Verantwortung mich finden ein,
Es ſollen meine Kämpen, meine Zeugen
Als mundtodt werden proklamirt und ſchweigen.
Ich ſoll mich blindlings fügen dem Verfahren,
Soll ſprechen nur die Sprache der Barbaren;
Da ſoll dann ihr einmüthiges Geſchrei
Beſchließen: daß ein Wechſelbalg ich ſei,
Ein häßliches Geſpenſt, vom Wahn erzeugt,
An falſcher Wiſſenſchaften Bruſt geſäugt,

Durch metaphyſiſch-myſt'ſche Gaukelei'n
Umkleidet mit des Lebens nicht'gem Schein.
Sie hoffen, mein Geſtändniß zu erpreſſen:
Ich ſei von einem Lügengeiſt beſeſſen;
Ich ſtehe in lichtſcheuer Mächte Sold,
Ich ſei beſtochen von der Pfaffen Gold;
Sie denken keine Folter mir zu ſchenken,
Mir grauſam alle Glieder auszurenken,
Und, wenn ſie mir die Zunge halb zerriſſen,
Zerfleiſcht mich mit der Marterzange Biſſen,
Und mich bis zur Unkenntlichkeit entſtellt:
Als Spottbild dann zu zeigen mich der Welt,
Als drohende Warnung allen Trugpropheten
Die aus den Schranken *ihrer* Satzung treten,
Und mit des *kranken* Hirnes Traum, dem tollen,
Den Fels der „Wiſſenſchaft" umſtürzen wollen.
Der mildre Strafantrag geht auf: „Verbannt."
Der radikal're lautet auf: „Verbrannt!"
Doch beiden weicht ein dritter Vorſchlag aus:
Mich einzuſperren in ein Irrenhaus,
Und eher nicht mich draus zu laſſen frei,
Bis ich beſchworen: daß verrückt ich ſei,
Auf Recht und Herrſchaft förmlich thu' Verzicht
Und nehme in *Realien* Unterricht.
Im Haſſe gleich, in wechſelnder Geſtalt
Verfolgen mich mit Liſt und mit Gewalt
Die Feinde, die, dürſtend mich zu verderben,
Mit Schmeichelwort und Handgeld Anhang werben,
Mit Drohung, in geheimer Ränke Spiele
Manchen beſchwatzen und einſchüchtern Viele.
Und die, ſich rühmend als des Lichts Vorfechter,
Mich geben preis des Unverſtands Gelächter:
Sie tragen, eigner Thorheit nicht bewußt,
Als Amulet, als Helfer, auf der Bruſt
Mein Bild bei ſich, von dem ſie nie ſich trennen,
Dem Sorge, Wunſch, Geheimſtes ſie bekennen,
Bei dem ſie ſich, ob auch verſchämt, verſtohlen,

In allen ihren Nöthen Raths erholen,
Das ihnen niemand, ſtraflos, darf verletzen,
An das ſie Hab, Gut, Kraft und Ehre ſetzen!
Von Jedem einzeln, heimlich anerkannt,
Ruft man mich aus als rechtlos und gebannt!
Sie können meiner Herrſchaft nicht entfliehen
Dem Netze meiner Macht ſich nie entziehen,
Sie müſſen, wider Willen, ſelbſt bezeugen
Mein Recht und meines Anſpruchs Macht ſich beugen.
Sie haben ſelbſt ſich ſtündlich widerſprochen
Seit bübiſch meine Tafeln ſie zerbrochen.
    Drum ſorg' ich nicht, wann das Geſchick ſich wende,
Denn führen muß der Kampf zu gutem Ende.
An meines Rechtes Siege zweifl' ich nicht,
Feſt wie Granit ſteht meine Zuverſicht.
Zwar hat von denen, die mein Banner eint,
In blindem Eifer Mancher, wohlgemeint,
Zu viel ſich ſelbſt vertrauend, unbedacht,
Vortheil dem Feind und Spott uns eingebracht,
Und den Siegblaſenden blieb zum Triumph
Ein Helmbuſch—Schwerter, roſtig längſt und ſtumpf,
Und ein paar Fähnchen, als Guerilla-Beute,
Wenn eine leichte Freiſchaar ſich zerſtreute; —
Doch iſt kein Anſturm je dem Feind gelungen,
Kein Fuß breit unſrer Stellung iſt bezwungen;
Aufſtehen täglich hoffnungsreiche Helden,
Die waffenfreudig ſich zum Dienſte melden. —
Wenn ſie den Stoff verzehrt, ſinken die Flammen
Des Aufruhrs machtlos in ſich ſelbſt zuſammen.
Was trägt es aus, iſt's auch dahin noch weit!
Ich brauche nicht zu kargen mit der Zeit!
Erwachen wird in kommendem Geſchlecht
Das Ohr für Wahrheit und der Sinn für's Recht;
Von den Unholden, die ſie jetzt verehren,
Werden ſie ſich mit Scham und Grauſen kehren;
Der Hoffnung darf ſchon jetzt ich Ausdruck geben;
Mein Weſen iſt's, im Künftigen zu leben.

Und tröſtlich ſchwebt der Zukunft Bild mir vor
Unter der holden Hoffnung weichem Flor!
Ich weide mich an dieſem Ausblick gern;
An Rache bleibt mir der Gedanke fern!
Sich unterwerfen werden die Rebellen,
Sich die Ausreißer bei der Fahne ſtellen.
Womit ſie jetzt zu ſelbſtgefällig prahlen,
Was ſie gemeſſen mit Gewicht und Zahlen,
Was redlicher Gewinn — will ich nicht ſchelten!
Nichts ſtören will ich — Alles laſſ' ich gelten,
Nur höhre Würde will ich Allem leihn,
Zerſtreutes in des Ganzen Ordnung reihn.
Nicht will ich, daß die „*Wiſſenſchaft umkehre*;"
Ich will, daß ihren Adel ſie bewähre,
Erhobnen Hauptes links und rechts nicht ſchaue,
Niemand zu lieb, Niemand zu Leide baue;
Daß ſie nicht Rotten und Complotte ſtifte,
Nicht Schwert und Pfeil, unritterlich, vergifte,
Nach feilem Ruhm, nach Pöbelgunſt nicht trachte;
Des *Geiſt's* Aſyl und Weichbild heilig achte,
Daß unbeſtechlich ihres Amts ſie walte,
Die Freiheit ſchütze, Treu und Frieden halte;
Hochmüthiger Trotz entſagt dem Widerſtand
Wenn *ſie* mit mir tauſcht des Vertrauens Pfand.
Bedauernd denk' ich oft: Was *ſie* entbehren,
Die gegen mich des Haſſes Stachel kehren,
Die läugnen, daß ſich durch's Gerüſt der Dinge
Der lebenbringende *Gedanke* ſchlinge,
Der ſich verwirrte nie und nie zerriß,
Stets ſeines Ziels und ſeiner ſelbſt gewiß.
Des Sinns, der Sympathie das All entleeren —
Wer mag nach *dieſem* Siegespreis begehren?
Iſt's Barbarei nicht, aus der Forſchung Reichen,
Was Freiheit, Seele athmet, — auszuſtreichen?
Zu ſetzen, — ſtatt des Wunſchs, der Sehnſucht Flug —
Der Attraktion, der Schwere dumpfen Zug?
Nicht ſoll Entſchluß, nicht Liebe ſein, nicht Wahl!

Nur Wirbel, Schwung und Stoß, Gewicht und Zahl!
Den Räthſeln müßt Ihr aus dem Wege gehn,
Die ſtets der Weiſe ringt noch zu verſtehn;
Verletzt wird Euer Ohr, hört es von Leitung,
Von Vorbedacht, von Plan und Vorbereitung; —
Und doch — Was macht aus zwei verſchmolznen Leben
Verjüngten Lebens Wunder ſich erheben?
Wie wird die Trennung neuer Schöpfung Wiege?
Wie reift der Pole Kampf zum Doppelſiege?
Zeigt Muskel, Nerv und Blut den Weg dem Blinden,
Der Schönheit ſeelenhaftes Bild zu finden?
Durch welcher Nerven Reiz macht ſich, was wahr,
Durch welchen Sinn's Empfindung, offenbar?
Gibt kund ſich als ein intenſives Licht —
Wirkt mit magnet'ſchem Bann und Zwang — die Pflicht?
Was rüſtet Ungebornen Haus und Nahrung?
Wer ſorgt, wenn fern der Feind, ſchon für Bewahrung?
Iſt Leben — Druckwerk nur, und Stoß und Drang,
Berechnet, wie der Uhr, der Mühle Gang?
Die Mühle ſchafft, fühllos und unbeſeelt, —
Was wird ſie ſchaffen, wenn der Müller fehlt?
    Mag mit Billionen Euer Calcul prahlen —
Könnt Ihr, damit ein Fünkchen Geiſt bezahlen?
Doch — ihn zu ſuchen treibt Euch Sehnſucht nicht!
In Stahl, Stein, Kupfer, Zink ſchläft ja das Licht!
Und Licht iſt Wahrheit, — grenzenlos ergoſſen,
Nicht in Geſtalt und Linien eingeſchloſſen, —
Licht, das in ew'gem Wellenſpiel ſich drängt,
Das des Bewußtſeins Nebelbilder ſprengt,
Licht, das nicht Hüllen duldet und nicht Schranken,
Und ſelbſt verſchmäht das Hemmniß der Gedanken!
Wer ſich mit Euch in dieſen Kreis nicht bannt:
Der heißt Euch ein Phantaſt und Ignorant!
    Von Rückſchritts-Männern redet Ihr mit Hohn; —
Iſt Eure nicht die ſchlimmſte Reaktion?
Eure Herolde laßt Ihr austrompeten:
„Wir haben feſten Schritts die Bahn betreten

Des immer reinern, immer dünnern Lichts!“
Ja! bis Ihr kommt zur Region des Nichts!
Was iſt das Licht, das ſich beleuchtet nur?
In deſſen Wellen haftet keine Spur,
Das Licht, das ſelbſt nicht fühlt und denkt und will,
Das, ſcheinbar nur bewegt, in ſich ſteht ſtill?
Und Wer empfänd' es, Wer könnt' es beklagen,
Wenn dieſes Licht, nur von ſich ſelbſt getragen,
Geprieſen von Niemand und Niemand ſegnend,
Mit Heilsgruß keiner Kreatur begegnend,
Seine dankloſe Rolle mit der Nacht
Vertauſchte, mit des Chaos blinder Macht?
Denn Mehr zeigt und verhüllt das Chaos nicht,
Als, ewig leer und ſelbſtlos, Euer Licht,
In deß Abgrund die Motte taumelnd ſinkt,
An dem das Aug' nur Langeweile trinkt,
Bis es vom Wirbel wieder aufgezehrt,
Zurück zur Heimath öden Nichtſeins kehrt,
Wo, mit des Blödſinn's Grinſen ſich die Schemen
Anſtieren, die, nicht kennend Freud' und Grämen,
Als trübe Blaſen, unbewußte Fratzen,
In hohler Fäulniß eklem Ausbruch platzen.
    Herb drohten früh'rem, kindlichen Geſchlechte
Nach heitrem Leben finſtre Todesmächte,
Wenn von des blühenden Leibes Elementen
Entkräftet ſich die Schatten-Seelen trennten;
Doch nur die Kraft, der Sinn nicht, war entfloh'n;
Der Mutter Seele ward nicht fremd der Sohn*)!
Alte Gefühle, alte Wünſche ſchliefen,
Wie Träume bleich, in der Erinnerung Tiefen;
Erregt zu Wellen — zwar nur flüchtig — ſchwoll
Achilleus' Königsſinn, ſtieg Aias' Groll.
Ihr ungeſtilltes Heimweh hat geſucht
Das heil'ge Vaterhaus, das Ihr — verflucht!

---

*) Vergl. Odyſſee XI. 153 flg.

Tiefſtrauernd, menſchliches Geſchick beklagend,
Ehrten ſie, ſchmerzlich aber fromm entſagend,
Des Schickſals unerbittliches Gebot, —
Doch Eure Lethe wälzt nur Schlamm und Koth!
Kein goldner Strahl adelnder Liebe fällt
Auf's graue Panorama Eurer Welt!
Materie, Brutum — titulirt als Geiſt, —
Das iſt der Ring, drin Euch das Leben kreist!
Die Zelle ſchwillt und wächst und wird zu nichte. —
Nur Kampf ums Daſein iſt Euch die Geſchichte!
Doch Einer ruft: „Das wär' ein thöricht Spiel!
Nein! Selbſtvernichtung iſt des Wettlaufs Ziel!"
Den Sinn wollt Ihr ins Grenzenloſe ſchärfen,
Den Geiſt verſtümmelt in den Abgrund werfen,
Brutal, wie es den Enkeln ziemt von Affen,
Bedroh'n den Himmel mit des Staubes Waffen:
Weil leer ihn Euer blödes Aug' gefunden,
Prahlt Euer ſeichter Dünkel: überwunden
Habt Ihr der Götter letzte, zähe Serie;
Und als Souverän ruft aus Ihr — die Materie!
Zum Götzendienſt die Forſchung rückwärts kehrt
Wenn ſie, dem Geiſt zu huldigen, ſich wehrt,
Ein Höhres läugnend, ſpaltet nur den Strahl,
Nur Wurzeln und Potenzen ſucht der Zahl,
Körper entmiſcht und in einander rührt
Und des Stoffwechſels Tag- und Hausbuch führt.
Iſt's, denn ſo lockend für ein ſtolzes Streben:
Des Geiſtesadels ſelbſt ſich zu begeben,
Daß Ihr Euch müht aus allen Leibeskräften
Des Pavians Stammbaum Euern anzuheften!
Und doch — mit ſolchem Fortſchritts-Dauerlauf,
Gebt blind Ihr Euren liebſten Grundſatz auf!
Denn Streben ſtimmt nicht mit des Stoffs Glücksſpielen;
Fortſchritt iſt Wahn! Wie kann der Blinde zielen!
Euch ſelbſt treu — dürft Ihr ſchelten Nichts noch loben —
Für Euch gibt es kein Unten und kein Oben!

Ihr lehrt: „Tauſch, Umſatz iſt der Kosmos nur,
Ein großes Wechſel=Comptoir die Natur;
Kaleidoſkopiſch wälzt ſich um der Kampf,
Was Blume, Muskel heut — iſt morgen Dampf;
Eins iſt's, was Wolken, Felſen baut und Zelle,
Was Farbe ſchafft und Ton als Aetherwelle,
Als Knochen Laſten trägt, als Nerve zuckt,
Die Beute mit des Raubthiers Gier verſchluckt;
Beſtand iſt nirgends, Wirbel nur und Flucht:
Die Fäulniß leckt ſchon nach halb reifer Frucht;
Was heut ſich ſammelt — morgen iſt's zerronnen;
Nie wird etwas verloren; nie gewonnen;
Und ſo — in Ewigkeit bleibt gleich die Kraft!" —
Die Kraft auch, welche Leben zeugend ſchafft,
Nicht das nur, welches Glieder dehnt und regt,
Auch, das des Dichters Stab aus Felſen ſchlägt?
Das nicht Geſtalt und Halt von Stoffen leiht,
Das trotzt dem Gift, den Flammen und der Zeit,
Das nicht im Staub verwest, im Sturm verweht,
Das ſtets in jungen Herzen neu erſteht,
Von Gottes Gnaden freier Künſte Lehrer,
Im Reich des Geiſts Entdecker, Held und Mehrer?
Antwort hierauf ziemt Eurem Hochmuth nicht.
Gezeigt ja habt Ihr, klarer als das Licht,
Wie Zähn' und Lücken in einander greifen,
Die Zelle wächst, zur Frucht die Blüthen reifen;
Ihr ſchwört auf Eurer Weisheit ew'ge Dauer,
Denn unangreifbar deckt Euch China's Mauer.
Verpfändet bleibt die Arbeit Eurer Tage
An Meſſer, Maßſtab, Mikroſkop und Wage;
Sich ſelbſt genug ſchließt ſich der Stoffe Kreis;
Fühllos umſtarrt ihn undurchbrechlich Eis,
Das einſt — Ihr rechnet's aus! — zuſammenrückt
Und Euren Kreis mit kalter Wucht erdrückt.
Wenn aus das Stück, die Bude iſt geſchloſſen:
Wird über'm Nichts Victoria geſchoſſen!

Den trüben Qualm, der, wie aus dumpfer Gruft
Aufſtieg, verjagt einſt friſche Morgenluft:
Das düſtre Nachtbild wird in Nichts zerfließen
Und Sonnenſchein ſich in die Seelen gießen;
Die Welt wird feiern mit Siegsglockenton
Meine verſöhnende Reſtauration,
Doch dann, heilbringend über mein Verſtehn,
In *höh're* Hand das Scepter übergehn;
Ab wird die Larve jedes Leben ſtreifen
Und ſüß die Frucht, die jetzt noch herbe, reifen.

XXX.

Kurze Waaren.

Namen ſind wir von weit entlegnen Dingen,
Die ſich zu einem Räthſelkranz verſchlingen,
Weil man uns, wie Sanduhren, kann umdrehen,
Wir bleiben gleich, als wär' uns nichts geſchehen.

1. Ich wandre auf viel Füßen über Feld:
2. Ich bin, was im Beſtand erhält die Welt.
3. Gewohnt bin ich an Hitze, Zug und Feuer.
4. Zur Vorſicht mahn' ich den der ſitzt am Steuer.
5. Dem alten Rath nach leb' ich: Maß zu halten.
6. Vertraut nur, Menſchenkinder, *meinem* Walten!
7. Ich glänze, Sternen gleich, in der Geſchichte.
8. Ich kann mich nicht befreunden mit dem Lichte.
9. Mit Gott bin ich, zwar nicht durchs Blut, verwandt.
10. Vor zieh' ich feſten Boden lockrem Sand.
11. Mein Thal trägt Sorge für's Deſſert der Schweiz.
12a. Von Cöln trieb ins Tyrol mich Ruhmes Geiz.
12b. Wo ich nicht *Name* bin, haſt Du von mir
Im Schlafgemache mindſtens zweimal vier.
13. Vielleicht komm' ich Euch etwas ſpaniſch vor,
Die man zur Prinzen-Bonne doch erkor.
14. Ein Königreich nenn ich im fernen Oſten.

15. Ich darf die Luſt brutaler Willkür koſten.
16. Die künftige Orthographie erlaubt
Zutritt uns fünf,*) weil ſie das H uns raubt.
Gefallen laſſ' ich mir den Raub geduldig,
Obwohl ſonſt nie unwürd'ger Feigheit ſchuldig.
17. Kein rechter Mann läßt ſich mit mir vergleichen.
18. Mir muß die Ueberlegung immer weichen.
19. Wen ich ſuch' heim, dem iſt Gefahr nicht fern.
20. Furchtlos ſprach ich zweimal zu hohen Herrn.
21. Erſehnt heiß werd' ich in Gefahr und Noth.
22. Der Tod oft dem, der mich entblößt ſieht, droht.
23. In dem, was ich geſtatte meinen Kindern
Wer darf ſie darin irren oder hindern?
24. Ein Nothbehelf bin ich für Titelſcheue,**)
25. Berühmt bin ich nicht wegen Muttertreue.
26. Gewohnt auch ſonſt mir viel herauszunehmen
Zwing' ich ein Oe zum E ſich zu bequemen.
27. Stets iſt ein Prädikat mir zugeſellt,
Das, ekelhaft, mir den Geſchmack vergällt.
28. Ich pred'ge, ein Wahn-trunkener Elias,
Das Reich der Weltluſt als Pſeudo-Meſſias.**)

Zwölf Räthſel in elffachem Reim.

1. Dem der mich hegt als Gaſt, iſt Niemand hold.
2a. Ich wäre Dir willkommen wohl — von Gold.
2b. Von Holz ruf' ich Dir ein gebietriſch Halt!
3. Du bangſt und fliehſt vor meines Horns Gewalt.
4. Nie will ich gelten als ein Compliment.
5. Habt Acht, daß, was ich liefre, nicht verbrennt!
6. Dem müſſ'gen Bummler ſchein' ich unentbehrlich.
7. Bequem oft bin ich, doch auch oft beſchwerlich.
8. Nach mir ſehnt ſich der Bräut'gam und die Braut.
9. An mir den jungen Helden man erſchaut.
10. Einjagen ſoll ich dieb'ſchen Vögeln Scheu.
11. Als Küchenkunſtwerk kröne ich den Brei.

---

*) 16—20. **) Phonetiſch.

Acht Räthſel in ſiebenfachem Reim.

1. Ein Beiſpiel geb' ich Dir, wie nach der Decke,
Nach Jahrszeit und nach Mitteln man ſich ſtrecke.
2. Zur Faſtenzeit begehren mich die Frommen,
Auch Andern bin ich jederzeit willkommen.
3. Ich ſtehe hoch in der Hausfrauen Gunſt
Und früh erfand ich eine wicht'ge Kunſt.
4. Vom Feſt der Weltlichkeit werd' ich verdrängt,
Doch treu an mir die Frömmigkeit noch hängt.
5. Ich hab' — am Namen unerhört verkürzt, —
In tauſend Abenteuer mich geſtürzt.
6. Ein Gruß bin ich, dem milder Sinn geneigt,
Der aber wirkſam ſelten nur ſich zeigt.
7a. Gelehrt bin ich, gar höflich und betriebſam,
Und Handelsſtörungen ſind mir unliebſam.
7b. Ich bin von ächtem deutſchem Schrot und Korn;
Endlos ſtrömt mir der ſchlichten Reime Born.

Hier bildet der franzöſ'ſche gleiche Reim
Für Worte ſehr verſchiedner Art den Leim.

1. Mein Scherflein gern zu Feſten mag ich ſteuern
Und muntrer Jugend Rüſtigkeit befeuern.
2. Je zierlicher und kleiner ich gebaut,
Deſto Koſtbareres wird mir vertraut.
3. Ich quäle nicht die Kleinen, nur die Großen,
Die ſich doch ſelten über mich erboßen.
4. Viel Schönes gibt mein Schweſterwort zu ſchauen;
Um ſeh' auch ich mich, doch ſtets mit Mißtrauen.
5. Mich trägt man zu gewöhnlichem Ornat,
Doch weit verbannt bleib' ich beim höchſten Staat.
6. Ein Chaos zeig' ich, draus ſich lebensvoll
Harmon'ſcher Schönheit Bild geſtalten ſoll.
7. In der Verklein'rung ändernd die Natur
Wachſ' ich im Garten fader Schmeichler nur.
8. Ich ernt' — ein Schößling der dramat'ſchen Kunſt, —
Nicht ſelten mehr als Meiſterſtücke Gunſt.

9. Die Sünd'rin nenn' ich, und dasſelbe Wort
Beinahe, nennt den heil'gen Gnadenort.
10. Mein Vater ließ der Tochter, mir, zurück
Den Namen, doch nicht Klugheit, Ruhm und Glück.
11. Ich taugte wohl, vorm Unbeſtand zu warnen,
Doch weiß den Libertin ich zu umgarnen.
12. Sonſt war ich Marmor meiſt, jetzt Porzellan
Oft, Chokolade, Zucker, Marzipan.
13. An mir kann man von Weitem ſchon entdecken
Vornehme Herr'n und eitle Modegecken.
14. Weit zieh' ich oft die Grenzen meiner Jugend,
Doch nahe geht zuſammen meine Tugend.
15. Für Manche von der Wiege bis zum Grabe
Bin ich des Tages wichtigſte Aufgabe.
16. Muſik begehrt im Ohr ein mächt'ger Trieb,
Und nimmt, wenn Beßres fehlt, mit mir vorlieb.
17. Oft, wenn ertappt ich werde als Spion,
Wird mir ſtatt Strafe Huld zu theil und Lohn.
18. Ob ich mit Recht aus meinem Namen ſchließe:
Daß mich begehrt das Weib im Paradieſe?
19. Nicht wehe dem Geſchlagnen thut mein Schlagen,
Und kann nur Gunſt und Beifall mir eintragen.
20. Ob Hand und Fuß — die Zung' iſt nie gelähmt,
Vorwitzig bleib' ich, ſchnippiſch, unverſchämt.
21. Auf mir hat mancher Held in Sturm und Schlacht
Des Ruhms geſalzne Schule durchgemacht.
22. Im Deutſchen iſt der Name jetzt verbannt,
Womit der alte Fritz noch mich genannt.
23. Am eignen Leib ſehr hoch mich Jeder ſchätzt,
Mit Vortheil gern der Sammler mich abſetzt.
24. Auf eine Pythia faſt ſchein' ich zu deuten,
Die, raſend, blauen Dunſt vormacht den Leuten.
25. Noch nie — mich tummelnd raſtlos ſelbſt bei Nacht —
Hab' ein Fleißzeugniß doch ich beigebracht.
26. Deutſch wie Franzöſiſch blieb' ich fremd Euch doch,
Denn lang ſchon pfeif' ich auf dem letzten Loch.

27. Mein Kunſtgriff iſt, daß ich, wo's paßt — mich ſpreize.
Flieh', ſchmeichle, ärgre, necke, locke, geize.
28. Der Ruh kann ich ergeben mich, dem Schlaf;
Ums Brot hat mich gebracht der Telegraph.
29. Mit mir wird wenig mehr manipulirt,
Zu Viele hab' ich, prahlend, einſt dupirt.
30. Pro forma hülfreich auch mit anzufaſſen
Pfleg' ich — um eignen Glanz nur ſehn zu laſſen.
31. Früh brech' ich aus der Erde dunklem Schooſe,
In Farb' und Duft vermählend Schnee und Roſe.
32. Ich, Reine, darf um milde Nachſicht bitten
Für viele Schweſtern von fatalen Sitten.
33. Den Dienſt zu leiſten iſt mir nicht verhaßt,
Jedoch nur einmal und nur Einem Gaſt.
34. So reizend und romantiſch wird's nicht ſein
In meiner Nähe, wie im Mondenſchein.
35. Den Hohn: ich ſei charakterlos, — leicht trag' ich:
Keck: „nunca mudo, si non mudan!“ ſag' ich:
36. Mein Thun iſt's, was dem Licht Verſtärkung bringt,
Daſſelbe Thun iſt's, das das Licht verſchlingt.

Mit leichter Aenderung deſſelben Reims.

1. Auf Einer Inſel noch bin ich zu Haus,
Sonſt geht ſo ziemlich meine Herrſchaft aus!
2. Von Wahnſinn, Kampf, Ruin klimm' ich zu Glück,
Maß, Friede, Fleiß, den ſteilen Pfad zurück.
3. Trotz bot in mir der Sitte Zaum' und Zaune
Des heitern Italieners keckſte Laune.
4. Mein Name müßt' abſchrecken ſelbſt den Thoren
Vom Traum: mich, wie den Gotthardt, zu durchbohren.

Geſchlechts-Räthſel.

1.

Ein Wortpaar iſt zu Einem Wort verkoppelt,
Deß Werth ſich durch die Einung nicht verdoppelt;
Sowohl Wer eins, als Wer das andre ſucht,
Ergreift vor mir, dem Mißgebild, die Flucht.

2.

Mir thät'ſt, geirrt vom Namen, Du Unrecht
Zu wähnen: ich entehre mein Geſchlecht!
Nichts Weibiſches hab' ich in meiner Art,
Und, was entſcheidend, — einen langen Bart.

1. 2. 3. 4.

Wer, wie das erſte Wort, geſchmeidig iſt,
Vom zweiten hat die Klugheit und die Liſt,
Vom dritten Rührigkeit und ſcharf Geſicht:
Dem fehlt im Leben wohl das vierte nicht.

5.

Im Stich läßt Jeden manchmal ſein Latein,
Doch ſo viel wird Dir noch geblieben ſein:
Mit dem gelehrten Namen mich zu nennen,
Bei welchem mich die Proviſoren kennen;
Zwar imponire meiſt ich nicht durch Maſſe,
Doch manche Wiſſenſchaft ich in mir faſſe.

XXXI.

1.

Vom Einen wird mir Ehrfurcht dargebracht,
Vom Andern werd' verſpottet ich, verlacht;
Der Eine mag von mir ſtets hören gern,
Der Andre bleibt, ſo weit er kann, mir fern;
Wie eingewurzelt ſteht im Menſchen tief
Das Paar: Fortſchrittlich und Conſervativ;
So greift der nie verſöhnte Gegenſatz
Auch in des Lebens engern Kreiſen Platz.
Wer hier der Freundlichkeit Tribut verſagt —
Mit Recht wird ſchnöder Rohheit er beklagt,
Und wenig Gutes iſt von dem zu hoffen,
Deß Herz ſolch ſanfterem Gefühl nicht offen:
Doch Thorheit wird oft andrerſeits begangen,
Wenn Pietät heißt eitler Hoffahrt Prangen,

Die ſich in neuem Bilderdienſt gefällt,
Anbetend eine abgeſtorbne Welt;
Die in der Jahre Zahl nur Weisheit ſieht,
Die Stärke vor der Schwäche Richtſtuhl zieht,
Die Längſtvergeſſenen und Ueberſtänd'gen
Die Führung gibt der Kräft'gen und Lebend'gen,
Und in dem Einen menſchlichen Geſchlecht
Nach Graden abſtuft ſelbſt des Daſeins Recht. —
Dem Drama hat mich, dem Roman, empfohlen:
Daß viel Motive ſind von mir zu holen.

2.

Wenn Ihr mich fragt nach meinem Aufenthalt:
Ich bin zu Haus in kühlem Dunkel bald,
Bald weil' ich in der ſonnbeglänzten Höhe,
Auf Giebeln, in blitzſchwangrer Wolken Nähe,
Bald, mit Gefolg, ſchreit' ich auf ebner Erde
Mit trotzig zuverſichtlicher Geberde;
Vor einem Nebenbuhler nie erbleichend,
In meines Hausrechts Stolze Keinem weichend
Rück' ich mit ſchmetternder Muſik in's Feld,
Mein Spruch: dem Muthigen gehört die Welt.
Zuweilen freilich drängt das falſche Glück
In engrer Sphären Schranken mich zurück;
Mich bannt ein feucht verwitterndes Caſtell,
Das nie ein froher Sonnenſtrahl macht hell;
Dem langen Tagewerk wird karger Lohn,
Mühſeligen Erwerb verlacht der Hohn;
Geflüſtert wird von der Verläumdung Mund:
Als ob ich mit den Rothen ſtünd' im Bund;
Ruhwüth'ge Heuler rücken tauſend Fehler
Mir vor: ich ſei ein Wühler, ein Krakehler;
Mein guter Name wird verdreht, verſchrieen,
Der Buhlſchaft mit dem Feind werd' ich geziehen;
Es wird mir mein Indigenat beſtritten,
Beſchuldigt werd' ich fremder, ſchlechter Sitten, —
Trübe Gedanken gehn mit mir oft um:
Es drohe mir ein früh Martyrium.

Weil ich der Wahrheit Zeuge bin, des Lichts,
Und widerſteh' dem Werk des Böſewichts. —
Doch — fließt in tück'ſchem Ueberfall mein Blut,
So kommt mein Nachlaß Helden noch zu gut.

3. 4.

Zwei Worte, die gar manches Merkmal trennt,
Verbindet Ein gemeinſam Element;
Sie ſind verknüpft nicht nur mit Reimes-Kette:
Errathet Ihr: wie ſo? gilt's eine Wette?
Wer eins vom Baume ſchüttelt — mühelos
Fällt auch das andre Wort ihm in den Schoos.

3.

Das eine Wort, bewundert, vielgeprieſen,
Verkehrt mit Göttern, Helden — ob auch Rieſen?
Weiß ich nicht ſo genau; — und wohl iſt werth
Sein Träger, daß ein rein Gemüth ihn ehrt.
Durch Himmelshuld iſt ihm der Blick entſiegelt,
Daß drin verhüllter Welten Bild ſich ſpiegelt,
Bis ſeliger Befreiung Zuverſicht
Den Bann des langbewahrten Schweigens bricht.
Das Aug' beſticht er nicht durch Farbenglanz;
Sein Anblick iſt nur lautre Reinheit ganz.
In wunderhaften Mären iſt zu leſen,
Daß er durch des Gewands Verluſt ſein Weſen
Verwandelt und durch liſt'gen Raub entſtellt
In Dienſtbarkeit feindſel'gen Zwangs verfällt;
Doch jedem ird'ſchen Wechſelſpiel enthoben
Bleibt er mit ew'ger Lichtwelt Kreis verwoben;
Nie aber auch ſoll ihm vergeſſen werden
Ein Liebesdienſt, den er gethan auf Erden.

4.

Der Ahnherr iſt es von vieltauſend Söhnen
Die ihn, den Kleinen, Unſcheinbaren, höhnen,
Die, rieſen-groß und ſtark, über den Schwachen
Dem ſie nicht gleichen mehr, ſich luſtig machen.
Er aber bleibt, ob Alles um ihn neu,
Und rieſig wird — dem alten Brauche treu;

Von ſpärlichem Verdienſt er ſich ernährt;
Mit wenigen Vertrauten er verkehrt;
Er ladet manchmal ein'ge heitre Gäſte
Zu einem ländlichen, einfachen Feſte;
Wenn die Berufpflicht ihn ruft aus dem Haus,
Eilt, jeder Witt'rung trotzend, er hinaus,
Dem Sturm, dem Regen und des Sonnbrands Qual.
Nur Froſt iſt ihm ein Hemmniß und fatal.
Der Alte pflegt, ſo weit's erlaubt die Kraft,
Mit Alt und Jung die beſte Nachbarſchaft.
Wohlthätig iſt er, Jedem gutgeſinnt,
Der Jungfrau und der Greiſin, Mann und Kind;
Wegloſen Wandrer auf den Pfad er bringt,
Schafft Hülfe gern Dem den Gefahr umringt,
Und Niemand iſt, der nicht dem rauhen Alten
Wünſcht, daß er bleibe lange noch erhalten.

Verwandte hat er, die, zwar gleichen Ranges,
Sich nicht entziehn der Macht des Modezwanges,
Sich eitel putzen mit grellbunten Lappen,
Nach der ſchauluſtigen Menge Beifall ſchnappen,
Doch die, mit ihren geckenhaften Mienen,
Sich wenig Dank und wenig Ruhm verdienen.
Dem Stammherrn gab ſchon mehr als Eine Kunſt,
Vor den Nachkommen, Zeichen ihrer Gunſt.

5.

Den Krieg hat Heinrich Leo anempfohlen
Ein „ſkrophulös Geſindel“ wegzuholen;
O wie beſchäm' ich, frommer Leo Dich!
Denn es zu heilen müh' und opfr' ich mich.

6.

Werkzeug bin und Symbol ich der Zerſtörung,
Doch auch, was, mit den Schauern der Verehrung,
Das weihevollſte Werk des Genius,
Der goldnen Aera reifſte Frucht und — Schluß,
Gehobner Andacht ſeel'ger Blick geſchaut:
Aus meinem edeln Stoff war es erbaut!

7.

Dem Weſen nach gehör' ich an dem Raum,
Oft aber bin ich nur Idee und Traum;
Bald feſſeln mich Rückſichten oder Schranken,
Bald ſchweb' ich frei im Aether der Gedanken.

8.

Kannſt Du Dich auf noch feinern Stoff beſinnen
Als der, woraus das garſt'ge Volk der Spinnen
Nach unerforſchlichen Inſtinkts Geſetz
Sich wirkt und webt ihr meuchleriſches Netz?
Es ſcheint ein Nichts in jenen finſtern Ecken
Wo ſie die Todesgarne gern verſtecken, —
Und doch — die Mücke die ſich drein verfängt
Und drin mit jammervollem Sträuben hängt,
Bis ſich die Räub'rin auf die Beute ſtürzt,
Des Thierchens kurze Tage noch verkürzt, —
Sie ſpürt, daß, wo zuvor ihr Auge nichts
Zu ſchau'n vermocht im Nachgefühl des Lichts,
Da eine Todesmacht ihr hat geſonnen
Auf Untergang und mördriſch ſie umſponnen.
Kennſt Du den feinern Stoff, den arge Mächte
Verwenden zu kunſtvollerem Geflechte?
Kein Stoff iſt ſichtbar, ſichtbar keine Hand,
(Wie die einſt ſchrieb dort an Belſazars Wand!)
Nicht ſichtbar die Gewebe — und doch werben
Sie Tauſenden Berückung und Verderben.
Die Opfer die ſich in dieß Netz verflogen —
Ach! nicht das Blut wird ihnen ausgeſogen, —
Sie leben fort; ja, dankbar ſie empfangen
Die Wandlung die mit ihnen vorgegangen;
Betäubt nur ſind ſie wie in tiefem Traum;
Die Menſchenſtimme hören ſie mehr kaum;
Behaglich weilen ſie in Finſterniſſen;
Die Sympathie iſt ihrer Bruſt entriſſen;
Der Heiterkeit, der Freude ſind ſie gram,
Die Rührung fliehen ſie in Grimm und Scham,

Der Kinder fröhlich Spiel, harmloſe Luſt,
Iſt Greu'l und Thorheit ihrer öden Bruſt:
Aus kaltem Felsgrund ſtreng und mitleidslos
Erwächst der Baum des Hochmuths rieſengroß:
Mit wirrer Schatten und Geſpenſter Heer
Pflegen in düſtrer Wildniß ſie Verkehr,
Und kommen mit des Haſſes blut'gem Blick
Zur Welt, die ihnen fremder ſtets, zurück.
Sie möchten — ſchwer iſt das Gelüſt zu dämpfen —
Als Herrſcher ſchalten, als Erobrer kämpfen.
Kaum wird, Wer dem Gewebe dieſer Spinnen
Verfallen, je die Freiheit mehr gewinnen.
    Und ſoll, wer nachſpürt dieſen droh'nden Fäden,
Von Webſtuhl oder Zauberküche reden?
Wer ſind ſie, die da weben oder ſpinnen?
Was wollen ſie mit ihrem Thun gewinnen?
Sind ſie des Schickſals blind dienſtbare Geiſter?
Lenkt die Bewußten ein bewußter Meiſter?
Gibt ſich die Frucht von frevelhaftem Bund
In mißgeſchaffnen Creaturen kund,
Die uns mit ſchadenfrohem Spuk verleiden,
Die Welt des Lichts, um die ſie uns beneiden?
Iſt's giftiger Nebel, der ſich zuckend ballt
Und annimmt wechſelvolle Truggeſtalt?
Entſtrömt von unterird'ſcher Mächte Kampf
In dunkler Quelle gaukleriſcher Dampf?
Iſt es ein ſinnberauſchend Fluidum?
Ein uralt, halbgefälſcht Myſterium?
Ach! Niemand kann der Frage Antwort geben:
Wie? was? wozu? die dunkeln Mächte weben?
Und, ob kein Aug' in ihre Werkſtatt ſah:
Die Netze ſind, es ſind die Opfer da! —
    Doch auch geſunde, friſche Herzen leben,
Die, nicht verlockt von zähen Spinngeweben,
Der inn'ren Stimme heil'gen Ruf verſtehn,
Der ernſten Weisheit ſchlichte Pfade gehn.

In Wort und Werk der Wahrheit tapfre Zeugen
Demüthig vor der ew'gen Macht ſich beugen,
Des Irrthums ſich, als Sterbliche, bewußt,
Bekämpfen die Gefahr in eigner Bruſt;
Mißtrau'n dem eignen träumenden Gedanken,
Wenn ungeduldig ſeiner Flugkraft Schranken
Mit unerſtarkter Schwing' er überfliegt,
Ueber Abgründen ſich vermeſſen wiegt,
Und bergen, was im ahnenden Gemüth
Beſeel'gend, doch für's Wort nicht faßbar, glüht.
Wie nennſt die Macht Du, die ſo vielgeſtaltet,
In weiten Reichen, ſchwer bekämpfbar, waltet?

9.

Ehrwürdig bin ich, unvordenklich alt,
Wohlwollend, doch nicht völlig wohlgeſtalt;
Des Schweigens Freund, doch unterbrech' ich auch
Des Friedens Stille mit melod'ſchem Hauch.
Erdichtung iſt's, daß ich muthwillig necke,
Durch Ueberraſchung Männer ſelbſt erſchrecke;
Auch iſt's böswillig nichtiges Gerede:
Daß ich Geſetz, Cult, Sitte, Recht befehde.
Ich trag', in meiner engen Wünſche Schranken,
Mich nicht mit ſolch weltſtürzenden Gedanken,
Die überlaſſ' ich jenen Ueberweiſen,
Die um der Welt Räthſel herum ſich beißen.

10.

Vergeßt mich nicht im neuen deutſchen Reich!
Werth bin ich's; trat ich doch mit Wort und Streich
Für's Reich ein, wo es galt, in friſchem Muth,
Ihm hab' geweiht ich Rede, Mark und Blut.
Wie lang auch ward des Lichts Aufgang vertagt:
Nie in der Trübſal Nacht hab' ich verzagt.
Getäuſcht wohl oft und ſchmerzlich ward mein Hoffen,
Jetzt iſt mein Hoffen glanzvoll übertroffen;
Mein ſterbliches Gebein, ob auch verwittert,
Belebt ſich, von der Freude Sturm durchzittert.

Wett iſt gemacht ja Heinrich in Canoſſa
Und überſtrahlt faſt Friedrich Barbaroſſa.

XXXII.

1.

Wie reizbar und empfindlich auch ich bin:
Es reißt doch nie die Leidenſchaft mich hin;
Wenn Andre ſich erhitzen, bleib' ich kalt;
Die Zunge ſtets hab' ich in der Gewalt.

2.

Dem Literarhiſtoriker, dem Dichter
Bin ich bekannt, dem Arzt und auch dem Richter;
Die Hütte magſt, den Tempel du betreten:
Du findeſt mich bei Kön'gen und Propheten.

3.

Alt bin ich und verblichen mein Gewand,
Vater und Mutter leider nicht bekannt;
Doch ladet Mancher gaſtlich mich ins Haus
Und fragt mich liebreich um mein Schickſal aus.

4.

Einſchlafen läßt das Kind nicht in der Wiege,
Wie ſchläfrig auch es iſt, die freche Fliege, —
So ſchaff' ich armen Duldern auch manchmal,
Zudringlich, Tage lang Verdruß und Qual.

5.

Ich muß mich immer hören ſchmähn und läſtern,
Denn aller Welt verhaßt ſind wir zehn Schweſtern,
Aufdringlich, ekelhaft, von Mißgeſtalt,
Taub jeder Bitte und unſäglich alt.

XXXIII.

1.

Ich ſpuke wohl in manches Knaben Hirne,
Den Kopf verrück' ich mancher ſchmucken Dirne;
Der Erdkreis iſt zu eng oft meinem Traum;
Doch gnügen mir auch ein paar Klafter Raum.

2.

Krieg'riſch zugleich und friedlich iſt mein Laut;
Zerſtört wird, wo ich bin, und wird gebaut;
Ich karge nicht mit mannigfachen Kränzen;
Der Barbarei verwehr' ich meine Grenzen.

3.

Kosmopolit bin ich und durch die Welt
Zieh' ich, bald Dieſem, Jenem bald geſellt;
Wohlwollen fühl' ich oder Abſcheu nie,
Weiß nichts von Freundſchaft und Antipathie.
Ein Zauberer, kann ich mich ſelbſt verwandeln,
Wie Wachs und Thon der Trotz'gen Herz behandeln.
In ſchweren Feſſeln oft gefangen lieg' ich,
Oft luftig, wie auf Falterſchwingen, flieg' ich;
Im Munde führ' ich zwar der Menſchheit Heil,
Doch frei bin ich von jedem Vorurtheil.

4.

Wohlthat erweiſ' ich, doch macht mich verhaßt
Die meinem Schützling aufgehalste Laſt;
Ankünd'ge ich nur einen flücht'gen Gaſt,
Und oft geſtört wird ſelbſt die kurze Raſt.

5.

Oft nimmt den Mund zu voll, Wer von mir ſpricht,
Und meint von mir ein Tauſendtheil noch nicht;
Will Einer mit dem Ganzen ſich befaſſen:
So mag er nur die Hoffnung fahren laſſen,
Zu geben mir ſein ſuperklug Geſetz,
Mich einzufangen in ſein ſchadhaft Netz!

XXXIV.

1.

Weil Rieſen ich hervorgebracht zuweilen
Und ſtets zu rauben drohte und zu theilen,
War einſt nicht gut in meiner Nähe wohnen;
Jetzt bin der Name ich von Autochthonen,
Die, elternlos, entſtehn auf eignem Grunde,
Von Freiheit, Poeſie, nicht nehmen Kunde,
Die wenig ſingen aber ewig ſchwätzen
Und ſich in gleicher Weiſe ſtets erſetzen.

2.

Zu größrer Geltung bin ich jetzt gekommen,
Seit ſich der Staat des Handels angenommen;
Doch murrt man, daß ich weltlicher Geſelle
Trat an des gravität'ſchen Vetters Stelle,
Der ungern nur ſich dieſe Pflicht läßt nehmen;
Doch muß dem Reichsgeſetz er ſich bequemen.

3.

Geblieben bin ich, ein raſtloſer Wandrer,
Mir gleich, ob auch dem Namen nach ein Andrer;
Selbſt unterwegs, hab' ich zahlloſe Gäſte,
Die bei mir feiern jubelnd laute Feſte;
Ich ſorge, was in meinen Kräften ſteht,
Daß aus die Kurzweil nie den Gäſten geht;
Dem großen Landsmann thu' ich das zu lieb,
Deß Ruhm mir immer im Gedächtniß blieb.

4.

Mein Name — (oder, der im Werth mir gleiche) —
Wird ſehr geſucht nicht nur im deutſchen Reiche;
So mächtig iſt nach ihm das edle Streben,
Daß es darob jüngſt hat Skandal gegeben, —
Denn groß iſt — oder war ſonſt — ſeine Kraft,
Schloß in ſich hoher Künſte Meiſterſchaft.

Mußt' er auch oft der Armuth Blöße decken
Und flatterte nur wie der Lump am Stecken;
Den ſchäb'gen Mantel ſtattlich doch verbräm' ich
Und Ungeſtüm der rohen Jugend zähm' ich.

XXXV.

1 a.

Ergeben leider! bin ich ſtetem Trunke,
Doch nicht erſtarb dadurch des Geiſtes Funke;
Denn ein gewiſſes Maß nie überſchreit' ich,
Und Andre zu Exceſſen nie verleit' ich.
Der Sitte ſchlägt auch niemals ins Geſicht
Meine Gewohnheit, ſchädigt keine Pflicht.
Wenn immer meine Mittel es zuließen,
Hab' ich als warmen Kunſtfreund mich erwieſen,
Manchmal durft' ich mir größern Luxus gönnen,
Selbſt einen Sklaven hab' ich halten können;
Dem, was mich ſonſt in Mißkredit gebracht,
Hat längſt ein Ende die Chemie gemacht.

1 b.

Kein Heiliger ſteht meinem Namen vor;
Weiß nicht, ob ein Poet ihn mir erkor!
Stets liegt mir der Gefahr Geräuſch im Ohr,
Und meine Sicherheit bedroht ein Rohr;
Stets war, und bin ich noch, ein armer Thor,
Den jeder loſe Schelm haut über's Ohr.

2.

Allmälig muß ich räumen auch das Feld,
Doch lang gewehrt hat ſich manch wackrer Held,
Den ich mit meiner Protektion beglückte,
Der manchem Knaben faſt den Kopf verrückte,
Obwohl ich ſelbſt, genial nicht, trocken, klar,
Erzfeind phantaſt'ſcher Fabeleien war,
Befliſſen ſtets, die Sprache rein zu putzen
Und zu befördern Nüchternheit und Nutzen.

3.

Ein Menſchenfreund ſchein' ich, denn unverhofft
Trat in ein Haus' ich mit Geſchenken oft;
Doch kann man wenig ſich auf mich verlaſſen,
Mehr als zu ſegnen lieb' ich nur zu ſpaſſen.
Am Ende bring' ich weniger als ich hole;
Du wirbſt um Gold mit Silber und kriegſt — Kohle!

4.

Ich ſchwanke zwiſchen: männlich oder weiblich?
Mißhandelt häufig werd' ich unbeſchreiblich,
Gehetzt, gemartet wie ein Gaul der Poſt,
Mit raſendem Geknall bei mag'rer Koſt; —
Es iſt nicht Grauſamkeit, nicht roher Scherz;
Nein, mich mißhandelt oft das weichſte Herz,
Dem für den hohen Drang, der es beſeelt,
Das rechte Maß, die Disciplin nur hielt.

XXXVI.

1.

Den Thron geräumt hat eine Herrſch'rin jetzt,
Vor kurzem in legaler Form entſetzt;
Friedlich hat ſie Jahrhunderte regiert
Und zeigt ſich jetzt ergeben, reſignirt;
Sie hat ſich ſelbſt mit keinem Wort beſchwert,
Und ſicher iſt, daß ſie nie wiederkehrt.
Still war, und meiſt gerecht ihr Regiment,
Parteiiſch nicht ſie die Geſchichte nennt.
Ihr Sohn hat und Nachfolger proklamirt:
Daß nach dem gleichen Grundſatz er regiert;
Der Wechſel wird gefeiert nicht durch Feſte;
Gehofft wird allerſeits davon das Beſte.

2a.

Der Schönheit Ausbund iſt aus einem Ei
Gekrochen — Helena — und Helden zwei

Kaſtor und Pollux aus dem andern: nie
Verzeichnete die Genealogie
Aus einem Kirchenbuch ſo ſtolze Namen,
Als dort aus Scherben zweier Eier kamen.

Jetzt aber iſt dies Wunder übertroffen!
Aus Mindrem noch als einem Ei geſchloſſen
Iſt, was da kreucht und fleucht, was hüpft und geht,
Mit Floſſen rudert und auf Füßen ſteht,
Was pflanzenhaft am Meeresgrunde klebt,
So wie der Adler, der zur Sonne ſtrebt,
So wie der Architekt von China's Mauer,
Suez-Canal- und Pyramiden-Bauer;
Die Seher, die Propheten, Dichter, Helden,
Von denen alt' und neue Sagen melden —
Mit ſeinem Urſprung mehr darf Keiner prahlen —
Plebejiſcher iſt er als Eierſchaalen.
Die Selbſtentwicklung iſt das große Wort!
Ein Erſtes ſetzt ſich ſelbſt und ſpinnt ſich fort;
Daß ſo der Stammbaum wird bedenklich kahl,
Erſetzt der Jahre Milliardenzahl;
Und nun ergründet es mit Eurem Witze:
Was iſt des Stammbaums tiefſte Wurzelſpitze?

26.

So viele Schulen werden heut empfohlen,
Wo lautrer Weisheit Schätze ſind zu holen;
Zur Kenntniß ſei auch eine hier gebracht,
Die ſicher der Empfehlung Ehre macht;
Vorzüglich ſind vertreten viele Fächer,
Sind auch die Leiſtungen in andern ſchwächer.

Die Lehrer bilden ſich autodidaktiſch;
Der Unterricht — utilitariſch-praktiſch,
Wie es entſpricht dem heut'gen Zeitgeſchmack,
Wo's gilt zu füllen Truhe, Hafen, Sack.
Anſchaulich gründlich dargeſtellt wird dort
Die Lehre von der Einfuhr, vom Export,

Von der Bevölkerung, den Colonien,
Statiſtik und verſchiednen Induſtrien;
Hoch- und Cloakenbau, Geometrie,
Stoffwechſel, die organiſche Chemie,
Botanik auch, die Lehre von den Giften;
Was heut füllt ſo viel unverdaute Schriften:
Der Socialgeſetze dorn'ges Thema,
Der Arbeit und des Kapitals Problema;
Staats- und Rechtslehre, was von Ehre, Recht
Und — Aemtern zukommt weiblichem Geſchlecht,
Von der Wohlfeilheit Urſach' und der Theu'rung,
Die rationellen Arten der Beſteu'rung;
Die jetzt vor allen andern populäre
Doch viel beſtrittene Volkswirthſchaftslehre.
Grundrechte gratis — als ein Publikum —
Teleologie — ein Privatissimum.
In allen dieſen Fächern und Doktrinen
Kann unſre Alma Mater Jedem dienen.
Wer wünſcht auf dieſer Schule zu ſtudiren,
Kann für den Sommer-Curſus inſkribiren;
Wer Luſt und Geld hat — Jeder iſt willkommen,
Doch werden nur Externe angenommen,
Denn der Lokale höchſt beſchränkter Raum
Reicht für Docenten und Familie kaum.

Des Ortes Namen brauch' ich nicht zu ſagen,
Wo Ihr nach Rektor und Senat müßt fragen.

26.

Wer weite Räume liebt und goldnes Licht,
Wer ungern thut auf Pracht und Glanz Verzicht,
Auf holde Wärme, ſchmeichelndes Behagen,
Wen leichteſte Entbehrung ſchon macht klagen
Ob Ungemach — der bleibe fern dem Ort,
Auf welchen deutet dieſes Räthſels Wort.

Nie wird des kahlen Raums trübſel'ge Oede
Erheitert von bewegter Wechſelrede

Lebendigen Geſprächs, nie von Geſang,
Von des Metalls, der Saiten ſüßem Klang,
Von flücht'ger Roſen duftendem Beſuch, —
Ein hartes Lager nur, — ein ſchweres Buch.

Muß, eingeſperrt in ſolche dumpfe Schranken,
Nicht des hier Weilenden Gemüth erkranken?
Erlahmt nicht in ſolch trüber Dämmerung
Des ſonnendurſt'gen Geiſtes Flügelſchwung?
Zieht er ſich nicht, von Hoffnung leer und Glück,
In ſein verödet kaltes Selbſt zurück?
Wem keine Freude winkt, wer nichts begehrt, —
Was ſchmückt ſein Leben noch mit einem Werth?

Und doch — Wer bürgt, ob nicht in ſolcher Stille,
Solch nackter Armuth, ſelbſtbegnügter Wille
Frei übend, was nur den Gezwungnen quält,
Zum Heldenkampf hier mit der Welt ſich ſtählt,
Ueber dem Reich des Scheins, der Sinne Trug
Schwebend mit ſchlummerfreier Andacht Flug,
Mit inn'rem Licht er ſich erhellt die Nacht,
Sich ſtolz zum Meiſter ird'ſcher Wünſche macht?
Ob nicht im Dunkel niedriger Werkſtätte
Er ſchmiedet ſtrahlender Gedanken Kette,
Und, wenn vom Selbſt der Sinne Blendwerk ſinkt,
Den reinen Hauch des Allebend'gen trinkt?

Die Einſamkeit, die dürft'ge Seelen ſchreckt
Mit Spukes Wahn — dem Ahnungsvollen weckt
Ihr Hauch, — zwar durch der Sinne Botſchaft nicht —
Der nahen Heimath ſeel'ge Zuverſicht,
In die empor ihn heiße Sehnſucht führt,
Geſtillt erſt, wenn ſich Geiſt mit Geiſt berührt,
Und golden glüht, nach banger Nacht der Trennung,
Der Morgen ſeelig innigſter Erkennung.

3.

Nicht groß, nicht imponirend durch Geſtalt
Uebt doch es manchmal magiſche Gewalt.

Macht ſich des wildempörten Sturmes Meiſter
Und bändigt den Tumult erhitzter Geiſter.
Weit findet Ihr's verbreitet in der Welt,
In Haus und Hof, zur See und auf dem Feld,
Bei Arm und Reich, auf Höhen und im Thal,
In dürft'ger Hütte wie im Rieſenſaal;
Bald wandelnd frei, von keinem Zwang gebannt,
Bald iſt es in ein ſklaviſch Joch geſpannt.
Hier pflegt es freud'ge Hoffnungen zu wecken,
Verdruß dort, Ueberraſchung oder Schrecken.

Es wird in mancherlei Koſtüm getroffen:
Es prangt manchmal und glänzt in theuern Stoffen,
Manchmal begnügt ſich's mit dem rauhſten Kleid,
Und ſeine Näh' zeugt oft von Schand' und Leid.
Prachtliebe, kind'ſche, hat's in Dienſt genommen
Und Thorenlaune ſelbſt heißt es willkommen.

An ein vorlautes Fräulein mahnt es faſt,
Das, keck und luſtig, ernſte Stille haßt,
Von früh bis ſpät, in übermüth'gem Schwunge
Der Laune plaudert mit gelöster Zunge;
Doch wächst das Mädchen größer: ſo erſcheint
Ein Weſen, welches Ernſt mit Anmuth eint:
Als würdige Matrone ſtellt ſich dar,
Die, klein, nur eine loſe Schwätz'rin war,
Und großer Geiſter wohllautvolle Zungen
Sie weihn ihr ewig friſche Huldigungen.

4.

Wer iſt die Gütige, die goldne Zeiten
Spät wieder uns zurück zu führen ſcheint?
Die aller Zonen Schmuck und Herrlichkeiten,
Genüſſe, Freuden, Wunder um ſich eint?

Die, nach dem längſt vergeßnen Brauch der Feeen,
Den Haſchenden hinſchüttet blankes Gold?
Die ſelbſt, — denn Niemand kann ſie traurig ſehen, —
Des Feuilletons Tagſchreiber nimmt in Sold?

Die mit des Lichtes Ueberfluthung blendet,
Die Wildniß um zu einem Garten ſchuf,
Die durch Europa's Länder ladend ſendet
Zu faſt olymp'ſchen Spielen ihren Ruf?

Die, Alle zu gewinnen, zu verſöhnen,
Der Aphrodite Liebreizgürtel lieh! —
Schmeichelnd mit Farben, Wohlgeruch und Tönen,
Locken „Reunion“ und „Harmonie“.

Den ält'ſten Feinden ſchmeckt die Friedenspfeife;
Es ſteht die mediſant'ſte Zunge ſtill;
Zum Werther wird der Diplomat, der ſteife,
Und der „Geſellſchaft“ Crême zum Idyll.

Verdruß, Neid, Ehrgeiz, Ränke ſind begraben,
Gewälzt vom Herzen aller Sorgen Laſt;
Doch wird die Geberin all dieſer Gaben
Von den Empfangenden vergeſſen faſt.

Sie aber, unerſchöpflich reich und heiter,
Wird, anſpruchslos, zu ſpenden müde nicht;
Weit zieht ſie der Beſchenkten Kreis und weiter,
Ob Keiner auch ein Wort des Dankes ſpricht.

5.

Symboliſch, ſo wie eigentlich, dem Glücke
Dien' ich, und ſchwanke zwiſchen Gunſt und Tücke.
Meiner Natur Zweideutigkeit that kund
Der Welt Eurer zwei größten Dichter Mund.

6.

Es iſt kein länderſcheidend Element,
Iſt kein Gebirge, das die Völker trennt;
In Anſpruch nimmt es nur geringen Raum;
Du achteſt es als leichten Anſtoß kaum.
Und doch fällt: dieſen Schritt thun oder nicht
So ſchwer oft für Dein Schickſal in's Gewicht,
Als wenn Du ein Gelübde auf dich nähmeſt
Oder zum Rendez-vous Mephiſto's kameſt.

7.

Im Räthſel bin ich ſchwierig zu beſchreiben:
Nicht holen kann man mich und nicht vertreiben.
Wichtig iſt's oft, daß man mich nimmt in Acht,
Scharf wird von Vielen Jagd auf mich gemacht.

XXXVII.

Drei Zeichen — (zwar das dritte hört man nicht,
Gibt man ihm nicht ein viertes noch zur Stütze,
Doch die Sprachvögte ſchärfen ein die Pflicht:
Daß man es hier, weil's Theil der Wurzel, ſchütze.) —

Drei Zeichen alſo ſprechen aus ein Gut,
Das Manchen als der Güter Krone gilt,
Und das doch, Wer's erreicht, oft ungemuth
Als eine blei'rne Laſt verwünſcht und ſchilt;
Sie ſind der Schwäche wie der Weisheit Hülle,
Bald traur'ge Leerheit, bald die reifſte Fülle.

Vier Zeichen — auch ein Gut und heiß erſtrebt,
Doch nicht von Jedem, auf verſchiednen Bahnen,
Dem Staub entrückt auf ſteilen Höhn es ſchwebt,
Taub für der Thalbewohner nüchtern Mahnen;
Des erſten Todfeind; Mittelmaß verachtend,
Nur nach dem Höchſten, nach dem Tiefſten trachtend.

Das Zeichen, das den trägen Dienſt nur thut
Der Dehnung, wirf aus dieſem Wort heraus
So bleibt — drei Zeichen ſind's — ein Handelsgut,
Im Lande, wo der Zucker wächſt, zu Haus;
Die tropiſchen Geſchwiſter nicht verfehlen
Im kalten Norden oft ſich zu vermählen.

In die drei Zeichen tritt noch ein Vokal;
Was daraus wird — iſt's Etwas? iſt es Nichts?
Iſt's ideell? ein Schemen? iſt's real?
Der Spruch fehlt des zuſtändigen Gerichts.

Indeß behilft damit ſich Jedermann
Als Realiſt ſo gut er immer kann,
Bewußt und unbewußt, ob Herr ob Knecht
Darin behauptend und darauf ſein Recht.

Setzſt den vier Zeichen du voran noch ein's:
Auf thut ſich eine Welt des Wahns und Scheins,
Ein buntes Maskenſpiel, wo die Gedanken
Wie Irre fabeln und wie Trunkne ſchwanken,
Die Armuth ſich mit Gold und Hoheit ſchmückt,
Sehnſucht und Angſt den Raum, die Zeit verrückt.
Und doch ſucht man im falſchen Irrlichtgrunde
Oft höhrer Wahrheit, ſchnellen Glückes Kunde!

XXXVIII.

1.

Kamel und Eſel, Pferd und Elephant
Sind als Laſtträger überall bekannt;
Ich hatte einſt zu tragen größre Laſt
Als ſie, die kaum in Zahlen wird gefaßt.
Obwohl das Tragen ſonſt nicht meine Stärke,
Nur ausnahmsweiſe dient' ich dieſem Werke.
Längſt iſt jetzt dieſe Pflicht mir abgenommen;
Zu andrer Leiſtung bin ich jetzt willkommen:
Zur Feſtzeit, wo man färbt die bunten Eier,
Ruft man mich gern herbei zur Frühlingsfeier;
Zeig' ich auch ernſt ein Greiſenangeſicht:
Verderb' ich doch die laute Freude nicht;
Nur ſieht man mich nicht gern an jedem Orte,
Und Vorſicht ſchließt mir Eines Dienſtes Pforte.

2.

Zum Wahnſinn faſt hat mich ſchon oft getrieben
Der Wechſel! — nur mein Namen iſt geblieben,
Der freilich auch bequem für Vieles paßt
Und Legionen Species befaßt.

Unendlich mannigfach an Dimenſion,
Geſtalt, Stoff, Teint, Werth, Conſtitution,
Nach Farbe, Stammbaum, Nationalität,
Gewicht, Glanz, Stärke, Zweck, Beruf, Diät:
Bald auf ein Minimum zuſammengehend,
Bald zum Giganten-Maße ſich aufblähend,
Die Phantaſie lockend in's Fabelland,
Wo auch in alter Zeit die Wiege ſtand
Des Monſtrums, das mit mir den Namen theilt,
Das mit des Blitzes Flug die Luft durcheilt,
Mit Löwengrimm Leviathans Stärke paart
Und in Zerſtörung meiſt ſich offenbart. —
Ein Genitiv ſagt oft: nicht, Weſſen Habe
Ich ſei, — nein, Weſſen Ehrenpfand und Gabe.

3.

Ich zähle zu den jüngſt Depoſſedirten,
Den wider ihren Willen Quiescirten,
Obwohl zum Regiment mir Luſt und Kraft
Noch lange nicht geſchwunden und erſchlafft.
Meine Regierung, kräftig und gerecht,
Noch nicht vom liberalen Gift geſchwächt,
Von allen Mächten willig anerkannt,
Ward in der ganzen Welt mit Ruhm genannt.
Ich darf mich unparteiiſch ſelber loben,
Berufen mich auf des Syſtemes Proben!
Ich hab' geweiht den Ehrendienſt der Waffen!
Ließ den Patriotismus nie erſchlaffen!
Mit den Heroen der Cultur verbündet
Hab' ich das Licht der Wiſſenſchaft entzündet,
Ich habe manchen hohen Geiſt geweckt,
Vom Pfad des Laſters Manchen abgeſchreckt,
Den Römerſinn in weicher Zeit erneuert,
Zum Fleiß der Tugend kräftig angefeuert —
Doch — als nur Einer: „Mißregierung" ſchrie:
Gleich brüllte mit die ganze Compagnie!"
Zum Compromiß wollt' ich mich nicht bequemen,
So mußt' ich eben meinen Rückzug nehmen.

Nicht ward gebaut mir eine goldne Brücke!
Mit Koth bewarfen Rachſucht mich und Tücke!
Was iſt mein Lohn? geſchmäht, verbannt, vergeſſen,
Bedroht, wo ich mich zeige, mit Prozeſſen!
Doch meinen Grabſtein wohl die Inſchrift ziert:
„Umſonſt hat Er gelebt nicht und regiert!“
Die mich geſtürzt — zum Weinen und zum Lachen
Iſt das, was ſie aus meinem Reiche machen!

4.

Wenn ich in mancher Form mich ſehen laſſe:
In jeder bleib' ich eine feſte Maſſe,
Wie ungleich übrigens in Form und Kern;
Oft zieh' ich fort von meiner Heimath fern;
Bald mit à plomb tret' ich und ſtolz hervor
Und rage unter Pöbelvolk empor,
Bald lieb' ich mich im Dunkel zu verhüllen,
Die Laſt der Pflicht unſichtbar zu erfüllen.
Geſtalten, die ſich ſehnen nach dem Morgen
Halt' ich, wie Wiegenkinder, lang verborgen,
Bis weggehoben wird vom Angeſicht
Des harten Schleiers laſtendes Gewicht.
Doch auch mit grauſigen Erinnerungen
Iſt meines Namens trüber Klang verſchlungen,
Mißhandelter, verhöhnter Menſchheit Schauer —
Bethörter, ſchaamerfüllter Völker Trauer —
Ruchloſeſter Entartung Mißgeſtalt —
Brutaler Willkür grauſame Gewalt —
Zu ſolcher düſtern Bilder Saal die Pforte
Erſchließt ſich dämmernd Euch bei meinem Worte.

XXXIX.

1.

Gefeiert in Novelle*) und Roman**)
Zieh' ich in ſtolzen Bogen meine Bahn.

---

*) Boccaccio. **) Fouqué.

Die Strahlen nie mein Sonnenauge flieht,
Iſt doch das Licht mein heimathlich Gebiet:
Viel Herzen, meines Zieles mit bewußt,
Schwellt naher Siegesahnung ſtolze Luſt.
Ich hebe mich in immer höhre Kreiſe
Und lohnend winken ſchon Olympia's Preiſe:
Würd' ein antiker Kranz jetzt dort gefunden,
Mit Recht würd' er um meine Stirn gewunden.

2.

Wohl kann mit meines älteſten Rivalen
Geprieſ'nen Eigenſchaften ich nicht prahlen,
Ich weich' ihm aus, wo ich nur immer kann,
Der mich vornehm, mit hartem Stolz, ſieht an;
Zu ew'gen Werken bin ich nicht berufen,
Verſagt ſind mir des höchſten Ruhmes Stufen,
Doch, werd' ich nur nicht neben ihn geſtellt:
Iſt hoch geehrt mein Namen in der Welt.
Nicht ungeübt bin ich in plaſt'ſcher Kunſt;
Der Wiſſenſchaft erweiſ' ich reichſte Gunſt;
Sie ehrt mich als den treueſten Genoſſen,
Ihr hab' ich manch Geheimniß aufgeſchloſſen,
Und doch hat meines Wiſſens reichen Grund
Noch lang enthüllt nicht mein bedächt'ger Mund.
Mit meinen Dienſten pfleg' ich nicht zu geizen,
Doch leicht bin ich zu heißem Zorn zu reizen.

3.

Nicht bitter iſt, nicht boshaft mein Gemüth,
Ich bin nicht ohne Witz, ein leicht Geblüt,
Ich achte meiſt die Grenzen guter Sitten,
In muntern Kreiſen bin ich wohl gelitten,
Doch darf mein bischen Gut ich nicht verzetteln, —
Mit dem Humor allein müßt' bald ich betteln.

4.

Den Namen hab' ich einer Kunſt gegeben,
Die nicht auf beſtem Fuß ſteht mit dem Leben.

Die — Nekrologen gleich — übt erſt ihr Amt,
Wenn ſein erwärmend Feuer ausgeflammt.
Manch Herz, — nicht zu empfindſam — ſich erfreute
An mir, als prahleriſcher Siegesbeute.

5.

Untergeordnet ſtets war meine Rolle,
Doch hat die Neuzeit erſt, die ſchickſalsvolle,
Mir fühllos ausgelöſcht das Bischen Glanz,
Verachtet und vergeſſen bin ich ganz,
Ich darf nur noch in ſchauerlichen, triſten
Spelunken mein armſelig Daſein friſten;
Vielmehr, langſamen Selbſtmord üb' ich nur,
Und ſchwinden wird von mir bald jede Spur;
Entgegen geh ich einem beſſern Looſe
Nur mittelſt gründlicher Metamorphoſe.

XL.

1.

Mich lehrt bei Zeiten ſchon das ernſte Leben
Mein Spielen und mein Schönthun aufzugeben;
Von Ungemach bin ich ſchon früh bedroht
Und oft erlieg' ich einem kalten Tod.

2.

Ungleich iſt der Empfang, der mir begegnet;
Ich werde hier verwünſcht und dort geſegnet;
Die Einen feiern in mir den Wohlthäter,
Mich ſchelten Andre tückiſchen Verräther.
Für Schwarz Vorliebe zeig' ich und für Weiß,
Die Faulheit opfert mir, doch auch der Fleiß.

3.

Kluger Erfinder Werk — (ſchon Klopſtock klagt,
Daß oft die Namen nicht die Muſe ſagt) —
Bin ich; — den Raum ſtreb' ich zu überwinden,
Den Zugang zu Verborgenem zu finden.

Den Feind ſuch' ich in ſeinem Lager auf,
Der ſich anſchickt zu wildem Siegeslauf.
Auf Fortſchritt hab' ich ruhelos geſonnen,
Erſt jüngſt hab' ich ein neues Feld gewonnen.
Voll Sieges-Hoffnung älteren Genoſſen
Zu furchtbar ernſtem Werk mich angeſchloſſen.

4.

Nicht groß bin ich, vielmehr unmeßbar klein
Und doch bin mehr ich als ein bloßer Schein;
Oft völlig nutzlos wird, was mich entbehrt,
Ich leihe vielen Sachen erſt den Werth;
Doch, wenn oft meine Leiſtung unentbehrlich,
Bin ich auch oft gefürchtet, weil gefährlich.
Liebhaber gibt es Manche, die ihr Dichten
Und Trachten unabläſſig auf mich richten,
Von Sieg zu Siegen unerſättlich ſchreiten,
Auf die Gefahr, verderblich auszugleiten.
Im Plural bin ich vornehm, lebe theuer
Und defraudire gern die hohe Steuer.

5.

Dem Auge der Sonntags Gebornen eben
Iſt, wie man glaubt, Geiſter zu ſehn gegeben,
So bleibt fremd den Profanen auch mein Weſen,
Nur geiſt'ge Sonntagskinder können's leſen,
Denn ſichtbar kaum erſchein' ich, ſchattenhaft;
Doch Wem verliehn des tiefern Schauens Kraft:
Für Den gewinn' ich Farbe, Fleiſch und Blut,
Der Sprache Zauber und der Andacht Glut.

6.

Heim ſind die echten Helden aus dem Feld,
Drum jetzt gelt' ich als nationaler Held;
Doch Commisbrot beut und ein eiſern Kreuz
Meinem ſoliden Ehrgeiz wenig Reiz,
Auch möcht' ich gern mein Pfauenrad entfalten
Und, weinumnebelt, Freiheitsreden halten.

7.

Von ferne mach' ich kenntlich den Magiſter,
Den Freund des Schlafs, den ehrbaren Philiſter,
Hochwürd'ge und erlauchte Kirchenfürſten,
Des Bagno's Söhne, die nach Freiheit dürſten;
Köche, von Freiheit trunkene Franzoſen
Und Salamander-reibende Studioſen.

XLI.

1.

Aus grauer Vorzeit ſchallen düſtre Kunden:
Es ſei an mich ein alter Fluch gebunden;
Gewiſſer iſt, daß mir der Zauberei
Geheime Macht und Wiſſenſchaft wohnt bei;
Die hab' ich in der Jugendzeit beſeſſen,
Und ſie, ſo alt ich bin, noch nicht vergeſſen.

2.

Mein Klang iſt wohlgefällig manchem Ohr,
Mit Abſcheu Mancher bebt zurück davor
Und wähnt, der Ketten Klirren zu erlauſchen,
Wofür er ſeine Freiheit ſoll vertauſchen;
Der Andre des zartſinn'gen Schwärmers lacht,
Wenn er mit mir gutes Geſchäft nur macht.

3 a. b. c. d.

Ich bin der lahme Rumpf von einem Wort;
Zwei Silben helfen mir und Eine fort,
Doch helfen ſie mir leider! nicht zu Ehren!
Zweiſilbig — pfleg' ich Haß und Streit zu nähren,
Oder ich treibe Unfug mit Geſchrei,
Rumor und tauſendfält'ger Teufelei;
Oder mit ſaurem Schweiß will ich erzwingen,
Was mir der Muſe Gunſt nicht läßt gelingen;
Dreiſilbig — oft ein luſtiger Kumpan
Bin ich, mit Witz und Schalkheit angethan,

Doch hab' mit einem leidigen Genoſſen
Ich einen allzu feſten Pakt geſchloſſen.

4 a. b.

Als Beiwort wohl die Sprache mich noch kennt,
Als Hauptwort bin ich nur noch ein Fragment.
Ein andres Wort muß mir erſt Geltung leihen
Und aus der Ohnmacht Banden mich befreien;
Zweiſilbig — jener Zeit gehör' ich an,
Wo nachgerade ward der freie Mann
Des vollen Erb- und Eigenthums beraubt,
Und ſenkte vor dem Mächtigern das Haupt,
Wo wuchs der Geiſt der Herrſchſucht, des Gewinns,
Wo freie Gabe wich erzwungnem Zins.
Dreiſilbig auch gehör' ich frührer Zeit,
Entſchwundnen Tagen alter Herrlichkeit;
Einleitend ſchweren Ernſt wie heitres Spiel,
In fabelhafter Pracht ich mir gefiel:
Es wachten über mir die fromme Treue,
Die alte Sitte, ehrfurchtsvolle Scheue.
Noch jetzt — doch nicht beim mitternächt'gen Schlag
Der Glocke, — nein! am glockenhellen Tag
Spuk' ich manchmal, — es ſchmettern die Poſaunen
Und Jung und Alt mach' jubeln ich und ſtaunen.

XLII.

1.

Ob Grenzberichtigung iſt grimm'ger Streit
Oft ſchon entbrannt, ſo iſt's bei mir zur Zeit;
Ein Kampf hat ſich, nach Unten und nach Oben,
Um Rang und Herrſchaft mörderiſch erhoben;
Um Stammbaum und Vererbung wird geſtritten;
Manch ſtolzes Schlachtroß ſchon iſt lahm geritten;
Der Witz wird nicht, die Keule nicht geſpart,
Fürwahr! mehr gilt es als des Kaiſers Bart!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Mir ſchmeichelt manch unbändiges Genie
Schon mit univerſaler Monarchie;
Dann herrſche ich, wie Nero, der Despot,
Und ſchwelge wie Vitellius, der Aſot!

2.

Zum Leben bin ich wohl nicht unentbehrlich,
Doch meiſt erwünſcht, im Uebermaß beſchwerlich
Und ſchädlich, weil ich fröhn' oft eitler Meinung,
Gehalt und Weſen opfre der Erſcheinung.
Auf hohes Ziel nicht lenk' ich die Gedanken,
Doch brech' ich der gleichgült'gen Thierheit Schranken;
Mag wer mich ganz verſchmäht, fromm ſein und ſittlich:
Doch lieblich iſt er nicht und appetitlich.

3.

Es werden jetzt ſtudirt gar viele Fragen,
Auch ich darf wohl mich zu empfehlen wagen,
Denn ich vertrete -- nennt es nicht vermeſſen! —
Weitſtgehende, ſchwerſtwiegende Intereſſen.
Nicht ſchließ' ich aus den Bettler noch den Fürſten,
Nicht Forſcher die nach höchſter Weisheit dürſten,
Selbſt feiner Sitte ſtrenge Richterinnen
Weiß ich für mich, einſchmeichelnd, zu gewinnen.
Ich ſchlinge, — nicht mit plumpen Zwanges Hand —
Um alle Völker der Gemeinſchaft Band;
Und dennoch hab' ich allerlei Beſchwerden,
Denen wohl ſollte abgeholfen werden,
Geſteuert ſollte werden gift'gen Ränken,
Die meinen Ruf, meine Geſundheit kränken,
Daß ich mich meines Daſeins kann erfreuen,
Und Dankes Weihrauch mir Millionen ſtreuen.

4.

Ein alter Weiſer warnt: „In Nichts zu viel!"
Ich aber überſchieße ſtets das Ziel;
Zur ekelhafteſten Karikatur
Entſtell' ich die maßhaltende Natur;

Und ſtürze leicht, in traur'gem Selbſtbetrug,
In Irrſals-Nacht ſelbſt höhern Geiſtes Flug.

5.

Den Himmel magſt, die Erde Du durchwandern
Du findeſt meines Gleichen keinen Andern!
Wem ward wie mir ein Heiligthum erſchloſſen?
Wer hat mehr Dienſt und Huldigung genoſſen?
Wem ward erbaut ein ſolch kunſtvoll Quartier,
Opfer ſo edler Art geweiht, wie mir?
Mich zugezogen hat die höchſte Gnade
Zur fröhlichſten, glanzvollſten Maskerade;
Ein Brüderpaar erkor einſt meine Wuth,
Genug zu thun gerechter Rache Glut. —
So packte mich die Kunſt — durch manch Jahrhundert
Mit Grauſen angeſchaut, doch hoch bewundert.
Bei der Juſtiz hab' ich auch einſt ſervirt,
Von damals bin ich übel renommirt.
Und Vieles wahrlich! würd' ich darum geben,
Brächt' ich die Makel weg aus meinem Leben!
O! würden wieder mir die Bilder jung
Bäuriſch heroiſcher Erinnerung,
Und hört' ich, längſt entwöhnt der Kampfluſt ſchon,
Verwandter Stimmen mächt'gen, dumpfen Ton!

6.

Der Reim führt mich auch ein in dieſen Kreis,
Von dem zwar Eure Sprache ſonſt nichts weiß,
Doch habt Ihr ſo mich in's Gemüth geſchloſſen,
Daß ich mich fühl' als Euern Volksgenoſſen. —
Ein Kronenträger, nicht vom Tod entkrönt,
Ein ſchwaches Herz, vom treuſten Mund gehöhnt,
In anſpruchsvoller Liebe Fordrung blind,
An Menſchenkenntniß, ob auch grau — ein Kind.

XLIII.

1.

Ein Mann, der ſich auf's Herrſchen gut verſtand,
Der nicht im Sammt verbarg die ehrne Hand,
Nie ſkrupulös in ſeiner Mittel Wahl,
Erbarmungslos, kalt, cyniſch und brutal —
Er hat als Axiom es aufgeſtellt:
Auf mir beruh' das Regiment der Welt.

2.

Wer Gutes mir nachſagen will, der lügt;
Kein Weichling iſt, Wer ſich mit mir begnügt;
Ich glaube, Wer mit mir Bekanntſchaft macht,
Den hat dazu Gewalt und Noth gebracht;
Und freilich mag er's oft ſich ſelbſt beimeſſen,
Daß er auf keinen weichern Pfühl geſeſſen.

3.

Genannt werd' ich mit alten Helden viel
In blut'gem Ernſt, ehrgeiz'gen Wettkampfs Spiel;
Mich hat der Ruhm ſich zum Symbol erkoren;
In Staub zermalmt hab' ich fanat'ſche Thoren;
Ich ſtrahl' in Gold und zeige ſchmutz'ge Blöße,
Tret' auf in Zwerggeſtalt und Rieſengröße.
Von vielerlei Gefahr bin ich bedroht;
Mich jagt das Feuer und mich hemmt der Koth,
Mich findet man im bunteſten Gewimmel,
Mich in der Kinderſtube und am Himmel.

4.

Man legt mich mancher Art von Thieren bei,
Sei's Kunſtausdruck oder Liebhaberei;
Gebraucht von Menſchen laut' ich deſpektirlich,
Meiſt gelt' ich (wie im Fauſt) auch nur figürlich.
Im ernſten Styl bin ich ein Kleidungsſtück,
Das oft verräth des Mann's Verdienſt und — Glück
In künſtleriſch verſchlungnen Arabesken
Und in den grellen Farben bunter Fresken.

5.
Daß man mich liebe, hab' ich nie verlangt;
Natürlich find' ich's, daß man vor mir bangt;
Begreiflich auch, daß man mich bitter haßt;
Denn nie betrat ein Haus ein wild'rer Gaſt;
Doch wenn ein Heuchler ich, ein Meuchler war:
Mir ſelber blieb ich treu, mir immer klar;
Des eignen Ziels bewußt, der Schickſalsmacht,
Trat frei ich an die Fahrt zur Todesnacht;
Den Fluch, der ſich zuletzt auf mich ergoſſen,
Hab' ich erſchaut von fern und mit beſchloſſen.

XLIV.

1.
So hoch als möglich ich empor mich ſchwinge;
Ob ich auch meiſt es zu nichts Großem bringe,
Schmucklos, von Wenigen beachtet ſtehe,
Nur ſelten menſchliche Beſucher ſehe:
Hat doch die Kunſt, die mich manchmal geſchmückt,
Noch Kenner nach Jahrtauſenden entzückt.

2.
Geſchehnes zu erkunden treu befliſſen,
Hab' manches Truggeweb' ich ſchon zerriſſen
Und lang gekämpft mit dem lebend'gen Wort.
Jetzt ruft das Schickſal mich an andern Ort,
Um hier auch lang Verborgnes aufzuhellen,
Zu öffnen halb vergeßner Forſchung Quellen.
Der Wahrheit Schatz, des Lichts, hebt aus der Tiefe
Der freie Geiſt, im Moder der Archive,
Wie im lichthellen Saal, was er verkündet,
Der hoffnungsfreud'gen Jugend Herz entzündet.

3.
Man klagt mich an, daß ich Complotte ſtifte,
Gefährliche — aufwiegle und vergifte;
Spione halten lauernd ob mir Wacht,
Mit Schwert und Feu'r wird Jagd auf mich gemacht;

Ich darf zu jenen ſchnöden Lügen ſchweigen,
Weil laut für mich ja meine Thaten zeugen.

4.

In Nahrung ſetz' ich wahrlich nicht den Schneider,
Obwohl mir zu Gebot ſtehn viele Kleider,
Von denen kein's ich ziehe zweimal an;
Ich habe Manchem ſchmerzlich weh gethan,
Dagegen auch bei ländlich frohen Feſten
Behagen oft bereitet vielen Gäſten;
Auch ſonſt jedoch, nicht blos in Feſteszeiten,
Verlangt mich's, meine Weihe zu verbreiten.
Die feine Welt wähnt ſich durch mich entheiligt,
Doch nicht, weil ich einmal mich hab' betheiligt
Bei einem Schwindel, den man noch beſpricht —
Der Grund iſt phyſiſch nur, moraliſch nicht.

5.

Nicht vornehm iſt mein Stoff, die Form iſt grob;
Niemand verſchwendet Kunſt an mich, noch Lob,
Doch Fremdlinge hab' oft ich, edler Art,
Empfindliche, vor Froſt und Tod bewahrt.

6.

Umſonſt ſich Viele Müh' gegeben haben
Meiner verborgnen Wurzel nachzugraben;
Nicht minder werd' ich des Verſuches ſpotten:
Auch nur, was von mir ſichtbar, auszurotten.

XLV.

1.

Verſchwenderiſch mich, leiblich, auszuſtatten
War die Natur bemüht; ich ſtell' in Schatten
Wer mir auch naht, — doch übertroffen haben
Mich Viele an Gemüth und Geiſtesgaben.
Plump, bin ich in manch Mißgeſchick gekommen,
Und hab' ein böſes Ende oft genommen.

2a.

So groß Ihr mit Humanität auch thut:
Es ſteckt Euch doch das Raubthier noch im Blut.
Davon weiß ich ein Wörtchen auch zu ſagen:
Wie Ihr mit triumphirendem Behagen
Zu fangen, einzuſtecken mich, geeilt,
Und gierig mein rechtmäß'ges Gut getheilt.

2b.

Manchmal wohn' ich in einem goldnen Hauſe,
Vorlieb' doch nehm' ich auch mit ſchlicht'ſter Klauſe;
Wohl thu' ich Dir, wenn Dir der Kopf thut weh;
Wenn tief Du denkſt, zur Seit' ich oft Dir ſteh';
Ich helfe Dir das Widrige verſchmerzen,
Krönender Schluß bin Reden ich und Scherzen;
Oft dien' als Xenion ich und Freundesgabe, —
In dumpfer Stickluft hochwillkommne Labe.

3.

Gehörig mich zu tränken und zu ſpeiſen —
Ein wichtiges Problem iſt's weiten Kreiſen.
Man holt mir Stärkung von der fernſten Erde;
Daß ich ſchwindſüchtig nicht und mager werde,
Wetteifern, mir zu regeln die Diät,
Doktoren mehr als Einer Fakultät.

4a.

Dem Sturme Stand zu halten nicht geſchaffen,
Gefeit nicht gegen feiger Tücke Waffen,
Aus Großmuth täuſchend, boshaft ſelbſt betrogen,
Ward in des Abgrunds Strudel ich gezogen,
Theilt' ich das Loos ſo mancher ſchwacher Lilien —
Und der Ruin deckt mich von zwei Familien.

4b.

Das mir mein Vater neu gemacht — das Kleid
Weckt allerwärts Bewunderung, faſt Neid.
Doch bin ich ſelbſt ſo einfach, anſpruchslos,
Daß keine Seele mein Triumph verdroß:

Man gönnt mir die beſcheidnen Huldigungen,
Die ich Landpomeränzchen hab' errungen.
Idylliſch leb' ich hin — mir naht kein Weh
Bei Butterbrod, Radieschen und Kaffee.

4 c.

Soll mit des grauen Alltagslebens Klängen
Der Feierklang ſich meines Namens mengen,
Der, ird'ſcher Sphäre lange ſchon entrückt,
Den ernſten Himmel der Erinn'rung ſchmückt?
Es ſind zwei Menſchenalter ſchon verſtrichen,
Seit tiefbeklagt, erſetzt nie, ich erblichen,
Doch hielten Adel, Schönheit, Geiſt und Tugend
Mir friſch die Glorie unverwelkter Jugend.
Kurz war das Erdendaſein mir bemeſſen,
Doch macht mich nicht die Ewigkeit vergeſſen
Was ich genoß an Liebe — wie ich ſtritt
In bittrer Prüfung; wie ich liebte, litt,
Wie ſtark und ſtärkend ich gehofft, vertraut;
Was, zwar in ſchwächſtem Wachsthum nur geſchaut,
Als Ahnung doch — obſiegend düſtrem Gram —
Im Geiſt verbürgt, ich ſcheidend mit mir nahm.
Die Blüthe, die zurück ich trauernd ließ,
Ward Frucht, wie ſie mein Glaube mir verhieß;
Doch Du, mein Volk, vergiß am frohen Tage
Die ernſte Zeit der Trauer nicht, der Klage!
Der Trübſal Nacht durft' ich mit Hochſinn weihen, —
Laß edles Maß jetzt Deinem Glück mich leihen!

XLVI.

1 a.

Lärmend begeh' ich meine Feſtlichkeiten
An vielen Orten, zu verſchiednen Zeiten;
Unſäglich bunt iſt mein Dienſtperſonal
Und unermeßlich meiner Schätze Zahl.

Wer kennt die Völker alle, nennt die Namen,
Die ſchon, auf meinen Ruf, zuſammen kamen,
Wenn auch nicht mit ſo feſtlichem Gefühle
Wie in Olympia's jubelndem Gewühle;
Gern laſſ' ich Wettlauf, Rennen, Schleudern gelten;
Zum Ringen und zum Fauſtkampf kommt's nur ſelten;
Doch nicht befriedigt meine Gäſte ganz
Der Zweig der Fichte und der Lorbeerkranz;
Dergleichen Tand ſpühlt fort der Stunde Welle,
Und heutzutage gilt nur das Reelle.

1b.

Zankapfel ſeit Jahrhunderten ſchon bin ich;
Und unermüdet immer, raſtlos ſpinn' ich
Noch um die Geiſter mein ungreifbar Netz,
Das ſtärker doch als ehernes Geſetz.
Was kümmert's mich, ob ſich um mich verwandelt
Die Welt? für mich um Größ'res es ſich handelt,
Wogegen aller Länder Schätz' und Kronen
Nicht eines Fingers Regung ſich verlohnen,
Obwohl, wenn ich nur weltlich es betrachte,
Die Kronen ich und Schätze nicht verachte.

2.

Ich habe früher Schmählichſtes erduldet,
Auch wenn ich nichts Unziemliches verſchuldet;
Brutal ward ich behandelt und mit Hohn;
Mir folgte überall hin ein Spion,
Wie einer Beſtie ſtellte man mir Netze
Und Fallen, machte für mich Kriegsgeſetze; —
Und jetzt wird förmlich mir der Hof gemacht,
Die kleinſte meiner Launen wird bewacht,
Man eilt mich zu verſöhnen, wenn ich grolle,
Man ängſtigt ſich, man zittert, wenn ich ſchmolle;
Ich werde als Wohlthäterin geprieſen,
Aus deren Händen Troſt und Segen fließen;
Befreiung hofft von meinem Wink der Knecht,
Genugthuung, Sieg das gekränkte Recht.

— Doch leider blieb mein Ruf nicht unbefleckt;
Man hat der Makeln viel an mir entdeckt:
Daß oft frivol mit Heiligem ich ſpiele,
Hülfreich zum Schein, nach eignem Vortheil ziele,
Daß ich betrogen, Mord und Brand geſtiftet,
Verläumdet, eingebrochen und vergiftet;
Daß ich dem Reichthum und der Macht nachlaufe
Und Lob und Gunſt um ſchnödes Gold verkaufe.

XLVII.

1.

Zur Strafe dien' ich bald und bald zur Kur;
Zeigt Gunſt, zeigt Ungunſt in mir die Natur?
Ihr jubelt wohl, wenn Ihr Euch mir entriſſen,
Und würdet doch nicht gerne ganz mich miſſen.

2.

Eine Umwälzung, doch nicht blut'ger Art,
Kam, ſeit ich meine Kraft geoffenbart;
Die Stimmen ſind getheilt, ob ſie ein Glück?
Doch Wen'ge wünſchen, was einſt war, zurück.

3.

Auch über mich iſt eine eingebrochen!
Ich hab' in dunkle Winkel mich verkrochen,
Da ſonſt man in Palaſt und Saal mich ehrte,
Und in den beſten Kreiſen ich verkehrte;
Geſchichten, Sagen, Märchen weiß ich viel;
Philoſophie iſt mir ein Kinderſpiel.

XLVIII.

1.

Wenn ächten Glanz ich, lange Dauer leihe,
Verdien' ich, daß man Dank und Lob mir weihe;

Oft freilich klagt man, daß mein Glanz betrüge.
Daß meine Dauer ſei — Reklamen-Lüge.

2.

Wenn auch noch zehn Mal in Franzoſenkriegen
Der deutſchen Männer deutſche Waffen ſiegen:
Doch werd' ich anerkannt beim Friedensſchluß. —
Triumph für Frankreich — Deutſchland ein Verdruß.

3.

Quartier geb' ich Gäſten verſchiedner Art,
Eng geht's zwar zu, doch ſind ſie wohl bewahrt.
Armſelig, mager, ſchwach ſchein' ich oft lange
Wie, vor dem Frühſtück, eine Rieſenſchlange:
Dann aber kommen wieder beſſre Zeiten,
Die ihre Fülle auch auf mich verbreiten;
Ich dehne mich, daß man mich kaum mehr kennt,
Mit der Bewunderung Reſpekt mich nennt:
Entgegen ſehn mir Gönner mit Verlangen,
Und wie ein Potentat werd' ich empfangen.
In alten Büchern grauſig ſteht zu leſen,
Wie ich im Dienſt einſt der Juſtiz geweſen.
Ich hab' — Plebejer, doch nicht Apoſtat, —
Den Ehrenplatz im ſtolzeſten Senat.

4.

Man könnt' ein umgekehrt Geſpenſt mich nennen;
Geſpenſter — wie ſie Geiſterſeher kennen —
Sind ruheloſe Seelen, wie man glaubt,
Der ird'ſchen Hülle, jeden Stoffs beraubt:
Ich — von Bewegung, Sinn und Kraft verlaſſen,
Bin ein Koloß empfindungsloſer Maſſen.

5.

Mich opfernd gern dien' ich ſocialen Zwecken;
Schläfrige Geiſter weiß ich zu erwecken;
Doch Mancher, der mit mir ward familiär,
Verwünſcht zu ſpät den täglichen Verkehr.

6.

Ein welſcher Gaſt dräng' ich auch mich herbei;
Im Land „uralter Redlichkeit und Treu'"
Iſt doch mir, als ob längſt ich heimiſch ſei;
Am glockenhellen Tag treib' frank und frei
Meine Hantirung ich: Falſchmünzerei,
Verwandle Blei in Gold und Gold in Blei;
Gelehrig bin ich wie ein Papagei;
Meiſtbietenden ich meine Dienſte leih',
Trag' ihre grelle, bunte Liverei;
Preiſ' ihren Phönix der noch ſteckt im Ei.
Freigeb'gen jede Schandthat ich verzeih;
Kaltblütig, wie ein Mammeluken-Bey,
Erſtick' ich ihrer Opfer Schmerzensſchrei. —
Wer mich nicht honorirt, — Wer Tyrannei
Schilt mein Gebahren — der iſt vogelfrei!
Paß und Geleitbrief reiß' ich ihm entzwei,
Der Rache finſtern Mächten ich ihn weih!
Mit Dolch komm' ich oder mit Gift ihm bei,
Ich frage Nichts nach Hof und Cleriſei
Und mein Complott lacht jeder Polizei.

7.

Kampf wagt' ich gegen eine falſche Größe,
Die meiner Schleuder zwar gibt keine Blöße,
Doch — ſind die Mauern Jericho's gefallen
Vor des Baſſethorns, der Poſaune Schallen:
So hoff' auch ich, daß meines Zorns Geſchrei
Ein Donnerkeil, ein Mauerbrecher ſei,
Und fälle jenen Frevler, der in's Recht
Zu greifen des Weltlenkers ſich erfrecht;
Und widerſteht der Arge trotzig mir:
Leiht mir wohl Bileam ſein kluges Thier.

8.

Iſt's an dem unbarmherzigen Gerichte
Noch nicht genug, womit mich die Geſchichte
Ob beiſpielloſem Mißgeſchick verhöhnt,
Mit Diſteln mich und mit Nachtmützen krönt?

Muß auch die Poeſie ſich ihr geſellen
Und mich im Räthſel an den Pranger ſtellen?
Jüngſt hat mich — nie hätt' ich's gewagt zu hoffen! —
Ein Namensbruder faſt noch übertroffen
Im Mißgeſchick — doch, unſichtbar dem Volke,
Hat ihn entrückt ein Gott in einer Wolke,
Und ihm's erſpart die Suppe auszueſſen: —
Sein Mißgeſchick ward, wie ein Traum, vergeſſen.
Ja, „ohne Billigkeit vertheilt die Gaben
Das Glück," — in Hohn und Spott bin ich begraben. —
Und Jener, auf des Ruhms Granit geſtellt,
Belohnt wird er, — als Märtyrer und Held.

XLIX.

1.

Dem iſt das reinſte Glück der Welt beſchieden,
Der Arbeit liebt, wie ich, und ſtillen Frieden;
Nie müde werd' ich, in der Waldnacht Dämmern
Begnügten Sinn's zu pochen und zu hämmern.

2.

Lang fröhnend unerſättlicher Begier
Erfahr' ich ſelbſt die Nemeſis an mir
Zuletzt! Nicht Räuber nur, — das laſſ' ich gelten!
Heuchler auch hör' ich mich im Tode ſchelten,
Weil ein paar Sachen ich hab' im Beſitz,
Die als Reliquien deutet ſchaaler Witz.
Unter des frommen Brauchs erwünſchtem Schein
Muß leckrer Mäuler Nothbehelf ich ſein.

3.

Man ſtreitet, ob ich noch auf Erden weile,
Die Herrſchaft mit der ältern Schweſter theile,
Die lang das jüngre Kind hat unterdrückt
Und mit der Krone ſich allein geſchmückt.
Zeitweilig herrſchten wir ſcheinbar vereint,
Doch ſie hat es aufrichtig nie gemeint.

Sie ſann Staatsſtreiche aus, dang Mordgeſellen,
Sie wurde müde nie, mir nachzuſtellen,
Und wenn der offne Kampf auch manchmal ruht:
Geheim doch in den Adern gährt das Blut;
Meinen Triumph erhoffen Viele zwar, —
Doch wie er kommen ſoll? iſt mir nicht klar.

4.

Mein Loos — oft iſt es freilich hart und ſchwer;
Nach meinem Namen lüſtet Niemand mehr,
Weil er dem Fortſchritt, der die Welt bewegt,
Der Selbſtbeſtimmung keine Rechnung trägt.
Bald aus der Sprache werd' ich ſein verbannt,
Reaktionären Fabeln nur bekannt.
Gefallen läßt ſich, — fühllos, zwerghaft, dumm —
Den Namen nur Ein Individuum,
Das, in unſauberem Beruf verkommen,
Vom Zeitgeiſt nichts hat in ſich aufgenommen.

L.

1.

Viel Stoff zum Streit biet' ich gelehrten Sekten,
Linguiſten, Archäologen, Architekten;
Doch kamen ſie mit mir noch nicht in's Reine,
Noch unverrückt ſind des Anſtoßes Steine.

2.

Gelegenheit gibt's viel jetzt, ſchnell zu reiſen;
Doch mir thut's keine gleich, trotz Dampf und Eiſen,
Nur mit Gepäck kann ich mich nicht befaſſen, —
Mein Paſſagier muß ganz zurück dies laſſen.

3.

Wer kennt nicht Schnepfenthal, Deſſau und Trogen?
Rouſſeau und Baſedow, die Pädagogen?
In dieſen Kreiſen bin auch ich zu Haus.
Zu Zeiten ward mir ſchmeichelnder Applaus;

Beſcheiden ſtreu' ich aus manch edeln Samen;
Ich ſtütze mich auf weltberühmte Namen;
Nie blenden will ich, milde nur erhellen
Und laſſ' aus luſt'gen Lügen Weisheit quellen.

4.

Manch Prädikat hab' ich — bin grad, ſcharf, ſpitzig,
Stumpf, breit, krumm, hart und weich, kampfluſtig, hitzig,
Verſchiednen Colorits, unſtet, vorwitzig,
Auch neckiſch oft, boshaft, verwöhnt und ſpritzig.

5.

Geſchmackvoll mich als Räthſel zu maskiren
Kann ich brutaler Laie kaum riskiren;
Beſinn' ich mich, ſo glaub' ich: leichter wär' es
Für mich: eins aufzulöſen, ſelbſt ein ſchweres;
Noch eins: bejammre Niemand doch mein Loos,
Wenn ich oft durſtig bin und kalt und bloß;
Daß man auf weichem Pfühl ſich's wohl läßt ſein —
Das ſtimmt mit meiner Art nicht überein.

6.

Mit meiner Arithmetik iſt's nicht viel;
Zwei, drei — das iſt meiſt meiner Weisheit Ziel;
Gering nicht iſt die Anzahl meiner Pflichten,
In Krieg und Frieden Viel muß ich verrichten;
Dem Böſewicht lohn' ich mit Schand und Spott;
Nobler benannt — ſchwingt mich ein greiſer Gott.

7.

Wie ſollt' ich Darwin's Namen nicht erheben,
Deß Scharfſinn mir Großeltern hat gegeben?
Ich habe, von uraltem Leid verdüſtert,
Vom „Kampf um's Daſein“ ihm in's Ohr geflüſtert.

LI.

1.

Der Schatz von Diamanten, groß und ächt,
Erbt von Geſchlecht ſich abwärts zu Geſchlecht.

Nur neu gefaßt vielleicht; die Enk'lin ſtrahlt
Im Schmuck, mit dem die Ahne ſchon geprahlt,
Und ſperrt ihn wieder ein. Ich karge nicht,
Wie dies hochmüth'ge Volk, mit Glanz und Licht!
Des Farbenwechſels iſt bei mir kein Ende,
Und ärmer macht mich nie was ich verſchwende.

2.

Ich habe kaum etwas mich zu empfehlen
Gebildeten und feingeſtimmten Seelen;
Kraft, Schönheit, Anmuth, edler Sitten Zier,
Gemüth, Gehorſam — Alles mangelt mir:
Wild — zeig' ich noch von Kampfmuth eine Spur,
Die auch vergeht im Sumpfe der Cultur.

3.

Ich zeige Dir, wie man aus vielen Schwachen
Kann einen Rieſen doch von Stärke machen;
Einfach — paſſirt' ich ein kaum ſichtbar Thor, —
Vielfach — heb' Obelisken ich empor.

4.

Der Schönheitsläugner gottverlaſſ'ne Sekte
Frohlockt, daß jüngſt die Wiſſenſchaft entdeckte:
Glanz, Duft, Geſchmack, Ton, Farbe der Natur
Sei Eigenthum, Blendwerk der *Sinne* nur.
Zwar ſchwach, will doch ich meine Stimm' erheben
Und wider dieſe Blinden Zeugniß geben;
Ich menge mich nicht in Philoſophie,
Doch frag' ich: *Was* hat, wenn nicht *Phantaſie*,
An *mir* der Farben Schmelz und Glut entzündet?
Das Licht vertheilt, der Linien Schwung geründet?
Geopfert faſt, auf den Effekt bedacht,
Den Comfort ſelbſt dem Schimmer und der Pracht,
Und *mir* — was Ihr doch nimmer leugnen könnt! —
Der Schönheit frohes Selbſtgefühl gegönnt?

5.

Man mag damit Geſpött und Unfug treiben —
Stets wird *mein Name* doch in Ehren bleiben.

Wenn man in trübſter Fluth erſtickt mich glaubt,
Heb' ich ſtets neu empor mein ſiegend Haupt.
Der Reinheit Adel, der mit mir geboren,
Bleibt mir in wildſten Stürmen unverloren;
Vor rohſten Frevlern weiß ich mich zu retten:
Mein ſtarker Zauber bricht unwürd'ge Ketten.
Ach! Liebreiz, Kraft, Genie — die höchſten Gaben
Droh'n ſelbſt das eigne Haus zu untergraben,
Wenn nicht ehrwürd'ger Sitte ſtarke Hand
Zurück ſie drängt in ſanftem Widerſtand:
Ehrgeiz, der nach dem Höchſten griff beherzt,
Hat oft der Würde beſtes Glück verſcherzt.
Hochſinn und Schwachheit auf Irrwege drängen,
Wo Ruhm und Schande ſchillernd ſich vermengen.
Sie, die, von Hochmuth, Neid und Luſt bethört,
Gegen vererbter Ordnung Bann empört,
Der Fabelzeit verkehrte Welt erneuern,
Die ſiegsgewiß grad los auf Klippen ſteuern:
Ob Trotz ob Reu ſei ihres Wahnſinn's Ziel:
Sie werden, — Opfer vom vermeßnen Spiel. —
Im eignen Sturz Beſonnenere lehren:
Naturgebot, uralte Weisheit ehren.

LII.

1.

Friedlich bin ich, harmlos iſt meine Nahrung,
Von einer kannibaliſchen Gebahrung
Erzählt ein Traum nur; Fabeln nur und Lügen
Melden von meinen tollen Wanderzügen.
Ungern verlaſſ' ich meine Heimath-Flur,
Des Nutzens, der Geſundheit wegen nur,
Für Lebensrettungen von Jung und Alt,
Niedrig und Hoch, in mancherlei Geſtalt.

Hätt' ich verdient wohl auch Dekorationen,
Wie man ſie jetzt verſchleudert nach Millionen,
Doch nirgends einer Anerkennung Spur!
Die Frucht der Dankbarkeit reift ſelten nur!
Die Freiheit ſelbſt, ſonſt überall erſtritten, —
Mir wird ſie meiſt beengt noch und beſchnitten.

2.

Zu ſchirmen iſt meine Funktion, zu bergen;
Verwandt in der Natur bin ich mit Särgen;
Ziemlich verſchollen zwar iſt jetzt mein Wort,
Doch lebt's in einem hohen Hofamt fort.

3.

Wir ſtreiten uns, — zwei vielberuf'ne Schweſtern, —
Um Macht und Recht, — nicht erſt ſeit heut' und geſtern.
Im All und in den Schulen tobt der Streit;
Grau färbte ſich darob manch Haar der Zeit!
Die Unruh' in der Weltuhr ſtille ſteht,
Wenn ſiegreich er für mich zu Ende geht.

4.

Du ſchuldeſt Dank mir, weil ich Dich beſchütze,
Oft auch, weil ich dich wirkſam unterſtütze,
Doch wenig Dank wird mir von Dir zu Theil,
Du läßſt, ſo lang ich kräftig bin und heil,
Dir meine Dienſte zwar zur Noth gefallen,
Doch leid' ich unter Deinen Launen allen.
Du läßſt mich Deinen Zorn und Ingrimm büßen,
Schiltſt, ſchleuderſt weg mich und trittſt mich mit Füßen.

5.

Ich reiße nieder der Entfernung Mauer,
Dafür bau' ich die Brücke ew'ger Dauer;
Ein Brüderpaar, — als luſt'ger Poſtillon, —
Führ' ich, iſt auch nur kurz oft die Station!
Die Weihe geb' ich in vertrauter Stunde
Der einverſtandnen Seelen ſüßem Bunde,
Undenkbar iſt's, daß mich Du könnt'ſt entbehren,
Du ſchwändeſt ſelbſt, ein Schemen, hin im Leeren.

6.

Mich anzuſchließen dieſer Räthſelſchaar
Hab' ich ein Recht, ein doppeltes ſogar:
Von meinen Eigenſchaften ſag' ich nichts,
Als daß ich kein Anbeter bin des Lichts;
Furchtlos und feſt, verleugn' ich nicht mein Weſen,
Du magſt mich vorwärts oder rückwärts leſen.

7.

Wer das Queckſilber ſtehn heißt, Wer dem Licht,
Dem Feuer, Zeit und Raum gibt ihr Gewicht,
Und Wer des Schattens Tiefe mißt: Der kann
Von mir angeben auch: Was? wie? wo? wann?

LIII.

1.

Der Jugend und der Hoffnung Hauch umweht
Und wird umwehn mich, bis die Welt vergeht;
Und goldne Träume, ſehnſuchtsvoll, umſchweben
Urälteſter Erinn'rung mich daneben.

2.

Mit Hoffen und mit Spannung wird erharrt
Mein Kommen; doch gilt meine Gegenwart
Nicht meiner Zukunft gleich, und meine Jugend
Zieht Wechſel meiſt auf meines Alters Tugend.

3.

Mißgönnt wird mir, was ich, ganz ſtill, verzehre,
Obwohl ich nicht mit üpp'ger Koſt mich nähre;
Manchmal läßt mich ein Kenner etwas gelten,
Wenn Bauern und Soldaten mich nur ſchelten.

4.

Gewählt hat Niemand mich zum Ruhebett,
Denn härter bin ich als das rauh'ſte Brett;

Doch über Kälte hatten nicht zu klagen
Die je auf mir — nicht wie auf Roſen! — lagen.

5.

Ich bin von unſchätzbarem Werth, wenn voll
Den Dienſt ich leiſte, den ich leiſten ſoll;
Doch findet gut und ächt man mich gar ſchwer,
Und meiſt iſt Surrogat nur im Verkehr.

6.

Obwohl im Grunde Wenigen willkommen,
Werd' ich von Vielen warm doch aufgenommen;
Entgegen ſchallt mir die Verſich'rung oft:
Man habe früher wohl auf mich gehofft.

7.

Ich ſetze, wie mit magiſcher Erregung,
Viel Hände, Füße, Herzen in Bewegung;
Ein Philoſoph verkehrt ſo viel wohl kaum
Wie ich, mit dem Problem von Zeit und Raum.

LIV.

1.

Mein Glücksſtand ſchwankt; bald bin ich arm und kahl;
Prächt'ge Geſchenke bring' ich Dir manchmal,
Die mir wohl Niemand hätte zugetraut,
Der mich in meiner böſen Zeit geſchaut.

2.

Ach, dieſe Zeit iſt eiſern! überall
Drängt jetzt ſich ein dies garſtige Metall!
Es packt verſchwiegner Liebe duft'ges Pfand
Sein rauher Griff und höhnt mein weiches Band.

3.

Mir ward in ſchatt'ger Wiege, feſt umſchlungen
Von treuer Liebe Armen, nicht geſungen:
Daß ich im Alter Kreuz und Quer die Erde,
Ein ſtolzer Reiſender, durchſtreifen werde;

Doch meines jetz'gen Standes bunter Pracht
Zög' vor ich wohl der Heimath ſchlichte Tracht.

4.

Ich bin der Freude Bringer und Empfänger;
Wenn Alles iſt wie's ſoll, ſo heißt's: Je länger,
Je lieber! aber, währt es immer fort:
So ſtirbt am eignen Widerſpruch das Wort.

5.

Zur Signatur der Zeit gehör' auch ich;
Die Ungeduld verzehrt und ſchüttelt mich;
Mich wundert, ob nicht bald mit raſchern Rädern
Die Weltuhr wird montirt, und ſtärkern Federn.

6.

Verſagt bin ich den Fauſtiſchen Naturen,
Die keuchend rennen nach der Forſchung Spuren;
Verſagt dem, der als Knecht der Sinne lebt,
Nie ſatt der Lüſte ſtets nach Schätzen gräbt.

7.

Kaufleute, Spekulanten nur und Rheder
Empfangen ohne Schrecken mich; ſonſt Jeder
Weicht ſchon von fern, wie vor der Peſt, mir aus
Und ſchließt mir Beutel, Stall und Hof und Haus.

LV.

1.

Ich weiß in mannigfaltigen Geſtalten
Euch zu belehren und zu unterhalten;
Dienſtfertig viele Rollen übernehm' ich,
Und Jeden an Gefälligkeit beſchäm' ich;
Ich trage vor Euch mit beredtem Munde
Geſchichte, Pädagogik, Himmelskunde.
In edlem Kampf ein unerſchrockner Streiter,
Bin ich der Liebling aller wackern Reiter;

Zu ſteuern weiß ich trefflich und zu ſchwimmen,
Echo geb' ich des Leids, des Hochſinns Stimmen.
Der Verskunſt Meiſter bin ich und ein Sänger,
Ein nie ermüdender Spazierengänger;
Ein Gärtner, der ſich wohl auf Samen, Frucht
Verſteht, auf Immergrün- und Lorbeerzucht.
Mit jedem Schützen nehm' ich's auf im Schießen,
Kann malen, zeichnen und Metalle gießen;
Die wilden Thiere kann mein Zauber bänd'gen,
Mit ſtolzen Männern kann ich mich verſtänd'gen;
Entgegen tret' ich dumpfem Glaubenswahne;
Ich ſchwinge hoch die fromme Heldenfahne;
Ergetzen ſchaff' ich Alten ſo wie Jungen;
Den Frauen bring' ich meine Huldigungen;
Mit Gütern füll' ich, wachſenden, mein Haus;
Edle Getränke brau' und ſchenk' ich aus,
So daß, Wer mich beſucht, in kurzer Friſt
Des grauen Lebens Sorg' und Müh vergißt,
Und daß noch lange ſein entzückt Gemüth
In der Erinn'rung warmem Strahle glüht.

2a.

Ich habe, mutterlos, nur einen Vater,
Mein Haus iſt, meine Heimath, das Theater;
Ein Günſtling bin ich, ein nie ausgepochter,
Doch weit beliebter noch iſt meine Tochter.
Von meinem Weib kann ich nichts Gutes ſagen,
Gern wird ſie Jeder aus dem Sinn ſich ſchlagen.
In unſern Spiegel mag der Klügling ſchauen,
An „alter guter Zeit“ ſich zu erbauen!

2b.

Und ich bin Vater eines Mutterloſen,
Dem hunderttauſend heiße Thränen floßen,
Die ſich zu ſeichtem Salzſee angeſammelt.
Es haben Hunderte ihm nachgeſtammelt
Der jammerſeel'gen bleichen Schwermuth Phraſen —
Jetzt — trocken iſt der See, das Leid zerblaſen.

3.

Ein Wunder bin ich, das der Kunſt gelingt,
Die ſchwindelnd ſich in blaue Höhen ſchwingt,
Auf Aetherwellen leicht ſich wiegend ſchwebt,
Daß ſtaunend manches Herz in Wonne bebt;
Und wenn der letzte Silberklang zerfloß:
Dann bricht der Sturm mißtön'gen Beifalls los.

LVI.

1 u. 2.

Zwei Brüder ſind an Größe gleich ſich zwar,
Im Uebrigen verſchieden ganz und gar.
Dem ältern ward zu Theil das Majorat,
Und eine Sinekur hat er vom Staat;
Ein Glückskind ſo, lebt er behaglich ganz,
Köſtlich ißt er und kleidet ſich mit Glanz;
Er kann ſpazieren fahren oder ruhn,
Kann ſich und muntern Gäſten gütlich thun.
Dem jüngern Bruder wird das Leben ſauer;
Umſonſt ſteht er, Glück ſpähend, auf der Lauer;
Dem ältern möcht' er gern in Allem gleichen,
Wozu ihm ſeine Mittel doch nicht reichen;
Wenn er, in neid'ſchem Haß, den ältern ſchilt:
Der andre mit Verachtung ihm vergilt.
Zwiſchen den Brüdern käm's zu blutigem Strauß,
Wichen ſie nicht, vorſichtig, ſtets ſich aus,
Zank gibt's und blaue Male ſonſt nicht ſelten,
Wenn für den Aeltern will der Jüngre gelten.

LVII.

1.

Sie, die maßvollen Sinns in allen Dingen
Das Lob der weiſen, goldnen Mitte ſingen,

Sie müſſen ohne Zweifel mich auch loben;
Bewährt hab' ich mich in zahlreichen Proben,
Mag über mich der Weichling führen Klagen
Und ich dem zarten Fräulein ſchlecht behagen.
Ich leiſte nicht zu wenig noch zu viel;
Und ſo gelang' ich ſicher an mein Ziel.
Aus weich' ich der Gefahr des jähen Falls,
Die hingerafft ſchon manchen Wagehals;
Nicht mit mach' ich der Andern tolles Spiel,
Und Wetten doch hab' ich gewonnen viel;
Wenn über mich ein Fant ſich luſtig macht,
Denk' ich: daß, Wer zuletzt, am beſten lacht.

2.

Es laſſen an Verdienſt, an Ruhm und Glück
Mich Stamms- und Zeitgenoſſen weit zurück;
Hätt' ich den frommen Oheim nicht beſeſſen,
Wär' ich — für mich das Beſte wohl! — vergeſſen.
Ungern nur meines Lebens Gang erzähl' ich,
Denn manches klingt bedenklich und ſelbſt ſchmählich.
Es war kein Segen über meinem Haus;
Glücklos bin ich gewandert ein und aus;
Mein denkt ſchon lang nicht mehr mein Heimathland,
Und mein Geſchlecht — verſiegt iſt es im Sand.
Indeſſen meine Vettern wuchſen ſehr,
Wie Mohneskörner oder Sand am Meer.

3.

Obgleich ich kein Diplom hab' aufzuweiſen,
Mir ausgeſtellt von den gelehrten Kreiſen,
Geb' ich mich doch für einen Doktor aus.
Oft, ungerufen, komm' ich in ein Haus,
Wenn ich erfahren, daß Jemand drin krank.
Ich fordre nicht Bezahlung und nicht Dank;
Medikamente liefr' ich unentgeltlich,
Die theuerſten ſelbſt ſind bei mir erhältlich;
Zwar meine Diagnoſe wird gelobt;
Minder hat meine Heilkunſt ſich erprobt,

Obwohl ich es an Fleiß nicht fehlen laſſe,
Schröpfköpfe ſetze und zur Ader laſſe,
So wie ich denn der niedern Chirurgie
Bis zum Barbiren gern mich unterzieh'.
Ich wende häufig an Kaltwaſſerkuren,
Ich präparire Tränke und Mixturen.
Vor ſchreibt ätzende Salben, Schwefelbäder,
Ziehpflaſter unermüdlich meine Feder;
Mit Fontanellen, Brennen mach' ich Pein,
Punktire, tupfe auch mit Höllenſtein;
Nicht Zung' und Naſe ſchon' ich — Wallfiſch-Speck,
Ricinus geb ich, Brechnuß, Teufelsdreck.
Nicht immer hab' ich Zeit und guten Willen
Zu zuckern, zu vergolden meine Pillen.
Nach dem Erfolge lieb' ich nicht zu fragen,
Weil man mir böſe Antwort könnte ſagen.
Ich muß geſtehn: *Heilung* gelingt mir ſelten;
Kaum je für *beſſer* kann ein Kranker gelten;
Doch davon trifft mehr *ihn* als *mich* die Schuld,
An Selbſtbeherrſchung fehlt's ihm und Geduld.
Doch prakticir' ich fort ohn' Unterlaß,
Weil es mir Unterhaltung macht und Spaß.
Beifall und Gunſt hab' ich ſtets bei Geſunden
Mehr als bei den Patienten ſelbſt gefunden.

Doch läuft die Sache nicht ſtets ab ſo glatt!
Man wird oft meiner „guten Dienſte“ ſatt.
Man murmelt: mein Gewiſſen ſei elaſtiſch!
Meine Recepte allzu kühn und draſtiſch;
Es liege *meine* Kurzweil mir am Herzen
Mehr als der *Kranken* Wohlſein oder Schmerzen;
Meine gerühmte Kunſt ſei Pfuſcherei,
Humbug, Bosheit und freches Marktgeſchrei;
Sie ſchwören: daß ich Lügen oft berichte,
Krankheiten den Geſundeſten andichte,
Ich ſei nicht homöo- nicht allopathiſch,
Nicht ächt mein Spiritus, mein Salz nicht attiſch;

Vergiftet ſchilt man meine Präparate,
Nennt meine bittern Pillen Attentate;
Ich wiſſe nichts von Pietät und Pflicht!
Geſchleppt werd' ich vor Amt und vor Gericht;
Selbſt in's Spital werd' ich — ſo hochgeprieſen
Von Manchem einſt! — in's Zuchthaus gar gewieſen!

4.

Vorüber gingen Tauſende achtlos;
Ich hab' in meiner theuern Heimath Schoos
Die lang begrabnen Schätze aufgeſchloſſen
Und friſchen Lebens Glanz darauf ergoſſen.
So hat Vergangnes, liebevoll erneut,
Manch treu Gemüth erheitert und erfreut;
Ich hab', dem Heimath-Genius vertraut,
Ein ritterlich-phantaſt'ſches Schloß erbaut;
Ich habe Hunderttauſende gerührt;
Ich habe nie die Phantaſie verführt
Auf falſchen Pfad, vergiftet kein Gewiſſen,
Erſchüttert Herzen, aber nicht zerriſſen;
Wehmuth hab' ich in Lied und Bild gehaucht,
In Galle meine Feder nie getaucht.
Hab' ich verſchönt? — Mein glücklich Aug', im Bunde
Mit warmem Herzen, wohllautvollem Munde —
Sie möget Ihr ob ſolcher Schuld verklagen,
Die ſelten wird in unſern bittern Tagen. —
Zu Ehren hab' die Vorzeit ich gebracht —
In Ehren werde ſpät noch mein gedacht!

LVIII.

1.

Nobeln Paſſionen bin ich ſehr ergeben,
Ein Sänger wär' ich gerne für mein Leben,
Doch bring' ich es nicht über ein paar Töne,
Und bin gewohnt ſchon, daß man drob mich höhne.

Ich reiſe gern; der Sporn am Fuße zeigt,
Daß ich dem ritterlichen Sport geneigt;
Zu zog mir manch Duell mein hitzig Blut,
Aus focht' ich jedes mit Beſerkerwuth.
Daß Hand in Hand damit das Wetten geht,
Das iſt ein Schluß, der ſich von ſelbſt verſteht.

2.

Von einem Ganzen nur ein kleiner Theil,
Kann ich doch ſtiften häßliches Unheil,
Wenn man unachtſam ſtolz mich überſieht
Und nicht gebührend mich in Rechnung zieht;
Man hüte ſich vor meiner Rache Grimme
Und gebe mir gebührend Raum und Stimme! —
Wenn Alles weicht, — nie werd' ich mich bequemen
Euern modernen Decimalſyſtemen.

3.

Zum Botendienſte biet' ich an mich gerne,
Gewöhnlich doch nicht in zu weite Ferne;
Nicht kahlen, nackten Gruß lieb' ich zu bringen,
Umgeben ſoll er ſein von guten Dingen;
Ich freue ſelbſt darauf mich, wie willkommen
Ich werde ſein! wie fröhlich aufgenommen!
Starr iſt der Kinder Blick auf mich geſpannt,
Tret' ich in's Haus, — wie von Magie gebannt.
Hoch ſchlag' ich es nicht an, wenn ob den Grüßen
Meine Geſundheit früh ich ein muß büßen,
Doch iſt's für mein Wohlwollen ſchlechter Lohn,
Daß reifre Frau'n nach mir oft nennt der Hohn!

LIX.

1.

„Wenn Weiſe werden Herrſcher ſein auf Erden,
Wenn Könige der Weisheit Jünger werden:
Bricht an die goldne Zeit" ſprach deſſen Mund,
Der Wahrheit that im Glanz der Schönheit kund.

Was von der Zukunft er erſehnte — ſah
Die Welt in mir früh der Erfüllung nah;
Der höchſten Kunſt war ich ein Schirm und Hort;
Von meinen Lippen fiel der Weisheit Wort;
Doch hielt, ſo Viel man rühmt zu meinem Lobe,
Weisheit und Herrſchkunſt nicht die Feuer-Probe;
Er hätte mich verbannt aus ſeiner Schule,
Und nie berufen mich zum Königsſtuhle!

2.

Mir bot ein reiches Herrſchgebiet mein Stern!
Ein Born der Weisheit rauſchte mir nicht fern!
Hochſinnig, mächtig war mein Geiſt genug,
Zu wagen jenen kühnen Doppelflug;
Ich habe zwar nach Göttlichem gerungen,
Doch nicht auf rechten Bahnen; ſo verſchlungen
Hat ird'ſche Leidenſchaft den Himmelsfunken,
Daß ich wie Ikarus herab geſunken;
Und kecke Klügler konnten ſich erfrechen,
Das Wort „Barbar“ über mich auszuſprechen!

3.

Die Welt, die wunderſcheue, mag ſich ſtoßen
An mir, denn Wer will von Metamorphoſen
Noch hören, von „Gefrorenen“ und „Feſten“?
Von überirdiſch-körperfreien Gäſten?
Doch Wer mein Daſein leugnet, meine Tugend:
Der gehe hin, wo eine freud'ge Jugend
In myſt'ſchem Brauch, der Huldigung geweiht,
Stürm'ſchem Gefühl des Donners Stimme leiht.
Da wird vor mir er ſich in Ehrfurcht neigen
Und werden ſeine blöden Zweifel ſchweigen.

4.

Mit welcher Blume Namen hat begrüßt
Den Mann, der ihr die holde Nacht verſüßt,
Die ſchöne Griechin, der im Liebesſpiel
Der Wurf beſeel'gend und — vernichtend fiel?

LX.

1.

Wie um Patroklus' Leichnam war entbrannt
Der Kampf, und Hunderte im blut'gen Sand
Hinſanken: ſo um mich tobt wilder Streit,
Wo Griech' und Troer in die Wette ſchreit,
Und tobt und ſchlägt: gekämpft wird da mit Pfeilen,
Mit Schwertern, Speeren, Fäuſten und mit Keulen.
Auf einem Felde, wo zwar fließt kein Blut,
Doch auf dem Spiel ſtehn Namen, Hab' und Gut,
Sind Viele ſchon des Kampfes Opfer worden:
Und oft auch kam's zum eigentlichen Morden.
Ich habe manches Freundſchaftsband zerriſſen,
Blutſchulden hab' ich viel auf dem Gewiſſen.
Ich ſelbſt bin kränklich ſchon und die Beſchwerden
Des Alters fühl' ich täglich läſt'ger werden;
Mein koſtbar Daſein länger hinzufriſten
Bedarfs bei meinen Aerzten aller Liſten;
Es ſtehn ſeit alter Zeit — ich muß bekennen —
In üblem Leumund, die nach mir ſich nennen.

2.

Als Zeitwort werd' ich richtig rubricirt,
Doch bin zum Subſtantiv ich promovirt.
Ein andres Wort theilt mit mir dieſes Loos,
Unſer Berufskreis dehnt ſich rieſig groß:
Wir halten unzertrennlich ſtets zuſammen,
Vereint muß man uns loben und verdammen;
Doch wird mein Bruder — das muß ich geſtehn,
Mit günſtigerem Aug' ſtets angeſehn.
Wir ſind, wie Jeder in der großen Welt,
Der Lüge, der Verdächt'gung bloßgeſtellt.
Uns kennt, Wer wenig auch beleſen nur,
Als Helden der Roman-Literatur.

3.

Von Murmelthieren rühmt man und von Bären,
Daß ſie ſich Winters von ſich ſelbſt ernähren;
So brauch' ich, Kraft und Umfang zu gewinnen,
Nicht Nahrungsſtoffe, ganz wachſ' ich von Innen;
Nur Raum brauch' ich und Zeit, ſo ſchwillt die Galle,
So wächſt mir Zunge, Giftzahn, Stachel, Kralle.

4.

Mit Namen abzuwechſeln ſteht mir frei;
Ich hab', wie große Leute, zwei, ja drei!
Mit einem bin dem Clerus ich verwandt;
Der zweite iſt nicht vortheilhaft bekannt;
Wem er kommt zu: gehört zur Crème minder
Als zu dem Bodenſatz der Menſchenkinder.
Hier tret' ich auf mit dem neutralen Dritten;
Ich bin in Haus und Hof ſehr wohl gelitten,
Nicht mach' ich übertriebene Anſprüche
An Wohnung, Pflege, Unterricht und Küche;
Und Wer auch nicht originell mich nennt:
Erkennt doch an mein artiges Talent.

LXI.

1.

Stets weiter dehn' ich meiner Herrſchaft Kreiſe,
Dabei wird immer leichter meine Speiſe;
In zügelloſer Stürme ſchwülen Tagen
Hab' ich einſt Früchte böſer Art getragen.

2.

Ein Sammelplatz bin ich der rüſt'gen Jugend,
Der Zucht Pflanzſtätte bin ich und der Tugend;
Der Reinlichkeit und Sittſamkeit Aſyl,
Und mancher zärtlicher Gedanken Ziel.

3.

Tief wird von mir der Unterſchied empfunden
Der günſtigen und der verfehmten Stunden;
Gelächter jetzt, Geſang, Licht, Ueberfluß, —
Jetzt Dunkel, Stille, Stickluft und Verdruß;
Das heitere Gewühl wie Rauch verſchwunden —
Nur Lumpen ſichtbar noch und Vagabunden.

4.

So fabelhaft faſt bin ich wie der Phönix,
Umworben, wie die Tochter eines Königs
Im Märchen; doch die Freier ſind mein Spott
Und ſtatt zum Glücke führ' ich zum Bankrott.
Zuflucht bin ich verſchwendriſcher Poeten
Und Uebungsfeld verſchmitzter Traumpropheten.

LXII.

1.

Von Conſtitution bin ich bald ſchwächlich,
Bald bin ich ſtark, robuſt, faſt unzerbrechlich,
Es wechſeln an mir Form und Material,
Bald künſtleriſch geſchmückt, bald arm und kahl.
Zur Hut dien' ich, zum Schützen und zum Meſſen,
Ich berge Schönheit, Glück, Delikateſſen;
Durch mich ſah einſt mit maſſenhaftem Tod
Von Vögeln eine Species ſich bedroht.

2.

Einſt hielt man mich für ganz indiſpenſabel,
Wer mich entbehrte, ſchien kaum reſpectabel;
Da ward ich in der großen Sturmzeit Toben
Nicht abgelöſt, nein! gratis aufgehoben!
Ein Dichter ſagt: „Der Menſch braucht wenig nur;
Dies Wen'ge nicht lange!" — Die Natur
Ertrug auch die Beraubung ohne Schaden;
Und ſchwerlich werd' ich wieder eingeladen,

Nachdem emancipirt war das Geſchlecht,
Wieder zu üben mein verlornes Recht.

3.

Der Maler, der glutvoller Farben Pracht
Dem üpp'gen Reiz der Sinne dienſtbar macht
Und lockt zum trunknen Feſte des Genuſſes:
Hat mich — vollſtes Symbol des Ueberfluſſes,
Mit dem ſich ſchwerlich kann ein andres meſſen —
In ſeiner Abundantia Bild vergeſſen!
Oft ward ich Majeſtäten vorgeführt,
Huldvoll von königlicher Hand berührt:
Modelle finden ſich in reichſter Zahl
Im ſchönheitſtrahlenden Aoſta-Thal.

4.

Zu der Urworte Zahl darf ich mich zählen,
In keiner Menſchenſprache kann ich fehlen,
Mehr als im Deutſchen doch, dring' im Latein
Ich hundertfältig in den Sprachſchatz ein.
Mein Wort iſt kurz und doch umfaßt es Viel:
Der Weisheit, jeder Wiſſenſchaft Aſyl,
Des Redners Werkſtatt, Geiſterarſenal,
Der Notabilitäten Sitzungsſaal,
Den Exercierplatz krieg'riſcher Soldaten,
Das heiße Treibhaus lorbeerwerther Thaten,
Einladend zum Entzifferungsverſuch,
Tiefſinn'ger Hieroglyphen Räthſelbuch.

5.

Zumeiſt bin ich ein unanſehnlich Ding,
Im Thun und Reden hält man mich gering,
Doch faßt in's Aug' oft mich auch die Fineſſe,
Ungern mißt man an mir Accurateſſe.
Manchmal bin ſorgſam ich dem Aug' entrückt;
Oft wird mit mir ein blindes Thor geſchmückt,
Wo keinen Dienſt ich habe zu verſehen
Und müſſig nur muß zur Parade ſtehen.

Verdrießlich iſt und rathlos manche Seele,
Wenn unverhofft ich bei der Muſt'rung fehle;
Man merkt, wenn unſre heil'ge Schaar geſprengt,
Erſt: wie unſäglich Wicht'ges an mir hängt.
Seltſam, daß ich werd' reſpektirt am meiſten,
Wo ich nichts hab' zu nützen und zu leiſten!
In kleinerem Formate bin ich ſchließbar —
In größrer Dimenſion werd' ich genießbar;
Ja! rieſenhaft mich dehnend in die Höhe,
Steig' ich empor bis in der Wolken Nähe.

LXIII.

Apologie.

Latein und Griechiſch drängen ſich herein;
Laßt tolerant uns auch im Räthſel ſein!
Wenn Deutſches gleich dem Fremdwort oft entſpricht:
Hat's doch oft juſt die gleiche Färbung nicht.

1. 2. 3.

Wir kommen, unſrer Drei, familienhaft;
Doch weicht der Namen Sinn und Eigenſchaft
Von der Bedeutung ab, die deutſch wir haben;
Ihr müßt ſie myſtiſch nehmen und erhaben!
Verwandtſchaft meinen wir, doch nicht im Blut!
Die Weihe höherer Gemeinſchaft ruht
Auf unſern Namen, heilig und vertraulich,
Wie Heimathklänge tröſtlich und erbaulich;
Doch ob ſie auch zur Andacht Viele ſtimmen;
So machen andre Geiſter ſie ergrimmen;
Kühl und in nüchternem Argwohn mißtraut
Manch kritiſch Ohr dem importirten Laut;
Es träumt von drohnden Geiſtesfinſterniſſen
Und will nichts von der Reime Dreiklang wiſſen.

4.

Ich, auch ein Fremdling und fremd zugeſchnitten,
Darf zuverſichtlicher um Einlaß bitten,
Denn könnt' ich gleich in hellen Hauſen kommen:
Recht freundlich würden Alle aufgenommen!
Weltbürger ſind ja Alle Meinesgleichen,
Geduldet, gern geſehn in allen Reichen.
Nur als Reliquie noch vielleicht erſpäht
Ein Kenner mich, oder als Rarität.
Zwar in der Art, wie einmal man mich fand,
Fall' ich wohl Keinem wieder in die Hand,
Doch wird der Ausfall dieſes Fundes jetzt
Auf anderm Weg millionenfach erſetzt.

5.

Und noch ein Fremdling — der kaum zu erſetzen
Mit deutſchem Wort; — Angſt ſchüttelt und Entſetzen,
Wer von mir hört; — aus meines Grollens Bann
Flieht Jeder athemlos ſo weit er kann;
Kleinlaut verſtummen jene ſtolzen Geiſter,
Die ſonſt ſich rühmen der Naturmacht Meiſter!
Einſt war mein Name rein von ſolchem Graus;
Mit feurig ſüßem Duft füllt' ich das Haus
Der Fürſten; ich entzündete die Freude
Und Troſt bot und Vergeſſen ich dem Leide.

6.

Der polyglotten Räthſelworte Kette
Schließ' ich mich an hier als deutſche Doublette:
Zwar bin, mit prächt'gem Prädikat geſchmückt, —
Auch ich dem Kreiſe der Natur entrückt,
Und ſchwebe ob dem ehrfurchttrunknen Volke
Gehüllt in eine dichte Weihrauchwolke;
Doch nackt und ohne jenes Prädikat
Bin nichts Beſondres ich in Stadt und Staat,
Und habe nur bei Tiſch, in Hof und Haus,
Wo alter Brauch noch gilt, etwas voraus.

7.

Einmal war voll die Welt von meinem Preiſe,
Als ich zu Fuß meine Brautwerbers Reiſe,
Ein treuer Chargé d'affaires, unternahm
Und heim mit einer Königstochter kam;
Doch ſonſt man klagt: ich ſei voll Hinterliſt;
Dem Schuldner gönn' ich eine kurze Friſt,
In der ich ihm mit goldnen Träumen ſchmeichle
Und ihm von Falten glatt die Stirne ſtreichle.
Doch wenn, verhängnißvoll, naht der Termin:
Wird nicht mehr prolongirt, wird nichts verziehn;
Erbarmungslos den Schächer überfall' ich,
Ein in's Gewiſſen und in's Fleiſch mich krall' ich
Und quäl' ihn, bis er, — ſchwindlig und bethört —
Sich los von mir — mit einem Meineid — ſchwört.

8.

Ich bin die Heimath wunderthät'ger Feeen!
Mich muß, wer einmal recht will leben, ſehen,
Von meines Schaumweins vollen Zügen trunken,
In Wellen ſchmelzender Muſik verſunken!
Wegwerfen lernt er da des Lebens Sorgen,
Vergeſſen, in des Heute Rauſch, das Morgen!
Ich bin der Ort, wo man in Glanz und Pracht
Sich ſchaukelnd hinwiegt, bis einbricht die Nacht,
Wo aus der Fabel tritt in Fleiſch und Blut
Der Poſtzug Phaethons, des Centauren Brut;
Wo kühn, wie in Armida's Gärten, Frauen,
In Schönheit glühend, nach Rinaldo's ſchauen;
Wo man ſchwelgt, zecht, ſpielt, jauchzt, tollt, buhlt und lacht,
Wenn's oben donnert ſchon und unten kracht.

⁂

Nun drängen ſich zu dieſer Räthſel Pforte,
Einlaß begehrend, noch vier weitre Worte;
Unreiner Reim macht ein'ges Hinderniß,
Doch davon diſpenſirt Ihr ſie gewiß.

9.

Schweigſam und würdevoll, von ernſtem Weſen,
Zu hohem Werk aus Tauſenden erleſen,
Gewichtig, von ſymmetriſcher Geſtalt,
Schön in der Jugend, — faſt noch ſchöner — alt —
Flöß' Kennern ich wie Laien Ehrfurcht ein
In einer Welt voll Stückwerk, Tünche, Schein.

10.

Mit allen Ehren hab' ich promovirt,
Gebührend hab' ich mich habilitirt,
Meinen Beruf war ich bemüht zu ehren,
An meinem Theil des Wiſſens Reich zu mehren,
Von Schätzen, welche birgt der Erde Schooß,
Riß Manches ich aus nächt'gen Banden los;
Geheimniſſen, die ungeweckt lang ſchliefen,
Nach ſpürt' ich in der Weisheit tiefſten Tiefen.
Doch dieß mißfiel im infallibeln Rom,
Beſtritten ward, durchſtrichen mein Diplom;
„Was Dir zu hoch, o Sohn, das überlaß
Ganz unſerer Pia Simplicitas.
Barbiere, ſchröpfe, pflaſtre, laß zur Ader,
Thu,“ hieß es, „was zu thun geziemt dem Bader,
Doch hüte Dich bei inneren Gebrechen,
Und gar bei Hirnkrankheiten mitzuſprechen!“

11.

Nicht iſt's gleichgültig für Dein Wohl und Wehe,
Ob ich treu meinen Dienſt bei dir verſehe,
Daß ich verſchwende nicht und karge nicht,
Einnahm' und Ausgab' halt' im Gleichgewicht,
Und wenn an mich geſtellt wird eine Frage,
Ich, ohne Fackeln, richt'ge Antwort ſage. —
Sonſt pflegen mir mit Fragen zuzuſetzen,
Die da gelüſtet nach verborgnen Schätzen,
Und endlich laſſ' aus geiſt'ger Tiefen Schooß
Ein Feuerwerk, das nicht verpufft, ich los.

12.

Ein traurig Wort, nur ſchwanger mit Empörung,
Feindſeligkeit, Zerrüttung und Zerſtörung —
In Fetzen reiß' ich den harmon'ſchen Bund,
Verzerr', wie Galle, holdberedten Mund;
Was hilfts, wenn ein ſophiſtiſch Compliment
Mich Schöpfer, Wecker und Entdecker nennt?
Was, daß als Sieger Einen man ruft aus,
Wenn der Proceß fraß Gut und Blut und Haus? —
Als Plural bin ich wenig appetitlich,
Doch zeig' ich profitabel mich durchſchnittlich;
Wenn ich geändert Namen und Geſtalt:
Kann mich nicht mehr entbehren Jung und Alt,
Und komm' ich, — was auch meine früh're Führung, —
Leicht mit vornehmſten Geiſtern in Berührung.

LXIV.

1.

Nach rühmt man ſonſt Erobrern wenig Gutes,
Man ſchilt ſie: Männer der Gewalt, des Blutes;
Ich aber habe manches ſchöne Land
Erobert und gewahrt mit ſtarker Hand
Und Niemand hat mir Böſes nachgeredet;
Die Mächte ſelbſt zwar, die ich kühn befehdet,
Sie können die Beraubung nicht vergeſſen,
Wollen ſich oft mit mir von neuem meſſen,
Doch ich behaupte treu, mit Manneskraft,
Kaltblüt'gen Heldenmuths Errungenſchaft.

2.

Die Zeitungen, die Kinderbücher ziere
Ich oft, — geſellt zu einem wilden Thiere,
Und doch bin ich — Niemand wird widerſprechen! —
Das Gegentheil von Blutſchuld und Verbrechen;
Nur manchmal trag' ich — daß ichs nicht vergeſſe, —
Die leichte Mitſchuld fröhlicher Exceſſe.

3.

Im Schatten, eng und ſteil zieht ſich mein Pfad,
Da klatſcht die Peitſche nicht, es knarrt kein Rad;
Wie freundlich grüßt der einſam bange Wandrer,
Wenn ihm begegnet unverhofft ein andrer!
Nach meinem Kerker wieder eine Au
Zu ſehn — welch Glück! — und wieder Himmelblau!

4.

Wollt Ihr Euch über mich den Kopf zerbrechen?
Franzöſiſch bin ich, deutſch doch auszuſprechen:
Den Genius böſen Sturms ließ ich entweichen,
Den Winden gleich einſt aus des Aeolus Schläuchen.

5.

Bei Männern thu' ich Dienſte wie bei Frauen
Oft mit des frühſten Morgens erſtem Grauen;
Auch wer nur wenig ſonſt hat zu verzehren,
Mag meiner Dienſte doch nicht gern entbehren,
Wiewohl auch Mancher, bei gefüllten Kaſſen,
Mich mit Verdruß und zornig hat entlaſſen.
Oft geh' ich ſtolz mit meiner Herrſchaft aus;
Beſcheiden, müſſig, bleib' ich oft zu Haus.
Ausländer wirbt man oft um hohen Lohn,
Doch meiſt genügen Landeskinder ſchon. —
Dann aber auch, von Menſchenknechtſchaft los,
Steig' ich hinauf bis in der Wolken Schooß,
Und mache, ſprengend Zeit- und Zahlenſchranken,
Ueber die Erdumwälzung mir Gedanken.
Und endlich bin ich zorn'ger Kampfluſt Zeichen,
Des Ehrenſchwurs: keinem Rival zu weichen,
Gegründet feſt in heil'gen Hauſesrechten,
Auf Tod und Leben ritterlich zu fechten.

6.

Mag Vieles rings zerfallen und vergehn:
Ich bin geſchaffen: kraftvoll zu beſtehn!
Um mich die Werdeluſt und Todestrauer
Empfind' ich kaum, bei zäher Daſeinsdauer.

Die ſich nach Jahren nicht, Jahrzehnten, mißt,
Und ſelbſt der Jugend fernen Tag vergißt.
Bald Eins für Viele und bald Eins in Vielen
Laſſ' ich mich von den Meinigen umſpielen.
Weil ſelber alt, häng' ich auch ſteif am Alten,
An Bräuchen, die vor grauen Zeiten galten:
Ich lehne ab der Neurer Ungeduld
Und rechne zum Verdienſt mir manche Schuld.

7.

Einladend lautet wohl mein Name nicht,
Das Widerſpiel von Reinheit und von Licht;
Streit iſt: ob ich geſtalte und belebe?
Ob ich dem Werden feindlich widerſtrebe?
Feſt ſteht, daß, ob auch häufig ich erſticke,
In Einem Fall doch nähre und erquicke.
Mich braucht, abſchreckend von des Luſtpfads Wahl,
Als unliebſames Bild oft die Moral.

8.

In täglich wiederkehrendem Genuß
Werd' hochbeglückt ich durch der Schönheit Kuß!
Nicht quält ſie ſich und mich mit ſpröden Grillen!
Sie reicht den Mund mir ohne Widerwillen. —
Dann in des Waldes ſchattig grünen Niſchen
Lieb' ich mit farb'gem Thau mich zu erfriſchen.
Doch tückiſch, mit zerſtörender Gewalt,
Laur' ich unſichtbar oft im Hinterhalt.

9.

Mir ſtellte man ein ſchlimmes Zeugniß aus,
Als ich noch war in meines Vaters Haus;
Mich ſtellten die zwei Brüder ſehr in Schatten,
Und als wir Alle etablirt uns hatten,
Hieß es von meinen Kindern beinah' allen:
„Seht, wie nicht weit vom Stamm die Aepfel fallen!“

LXV.

1.

Als phyſiſch Maß faſſ' ich ein Minimum;
Für Sicherheit gelt' ich als Maximum;
Dem Paſſagier wink' ich im Lebensſchiff
Oft als des Erdenglückes Inbegriff.

2a.

Dem Tode, der Unfruchtbarkeit geweiht,
Bin ich das Bild der Unermeßlichkeit;
Wie iſt man nun gerad' an mich gekommen
Und hat zum Meſſen mich in Pflicht genommen?

2b.

Erfaßt hat der Gedanke mich, der tolle:
Das Amt der Nemeſis, des Schickſals Rolle
Zu ſpielen. Unermeßlich Unheil ſchuf
Ich, folgend eingebildetem Beruf.

2c.

An welſcher Waare, die man um die Wette
Anſtaunt und lobt, halb deutſch die Etikette?
An Einer Mummerei iſt's nicht genug,
Auch auf's Geſchlecht wird ausgedehnt der Trug;
Unweiblich aber nicht mit Recht nur heißt —
Auch unbeſtreitbar männlich iſt der Geiſt;
Von buntem Glas und Tand nicht falſcher Schein, —
Es blinkt und winkt manch ächter Edelſtein!
Nur darf man kaum die Vorſicht unterlaſſen:
Ihn nicht mit bloßen Händen anzufaſſen!

3.

Ich habe vor mir bald ein das — bald der;
So trag' ich oft an ernſter Weisheit ſchwer,
Wie ſie die Vorwelt und die Jetztzeit zollt;
Bald, zu der Lüfte heit'rem Spiel entrollt,
Laſſ' ich der Freude buntes Banner fliegen,
Gewohnt, um Schönſtes ſchmeichelnd mich zu ſchmiegen.

4.

Mit Ernten nicht und Früchten kann ich prahlen;
Ich bringe Kerne nicht, doch prächt'ge Schalen;
Für ſonſtige mir anvertraute Güter
Bin mindſtens ich ein unverläß'ger Hüter.

5.

Man weiß nicht recht, woher mein Name ſtammt,
Gewiß iſt nur, daß Jeder ihn verdammt,
Wer activ und paſſiv bekommt zu thun
Mit mir; nicht ſchlafen laſſ' ich ihn und ruhn;
Ich leere Keller, Scheune, Stall und Kammer
Und waffne mich mit Glocke und mit Hammer.

6.

Ich ſuchte tiefſte Räthſel zu errathen;
Muß ich jetzt ſelber unter ſie gerathen?
Verlier' ich nicht in Eurer guten Meinung
In ſolcher maskenartigen Erſcheinung?
Ich bin gewiß, falls Ihr mich recht gefaßt,
Daß Ihr vom Schein Euch nicht verblenden laßt.
Ich gebe heute wie vor Menſchenaltern
Noch zu verdienen kleinen Pferdehaltern.

LXVI.

1.

Im Tadel unbeſtochen wie im Lobe
War ich, und ſelbſt beſtand ich jede Probe;
Die Wahrheit wußt' in Anmuth ich zu kleiden,
Das unbefugte Richteramt zu meiden,
Und wo mir ſelbſt verſagt war große That,
Gab ich als Führer und als Warner Rath.

2.

Gut hat ſich mein Reimbruder konſervirt,
Der über hundert Jahre ſchon regiert;

Die Dauer iſt verſagt meiner Natur;
In meinen jungen Jahren glänz' ich nur.
Da ſind wohl Bauern mir und Kinder hold,
Doch leider, Alles nicht, was glänzt, iſt Gold;
Die mir erſt liefen nach, ſehn an mich nimmer,
Sobald verſchwunden meiner Neuheit Schimmer.

LXVII.

1.

Sparſam, gewährt die ſorgende Natur
Mich ihren edelſten Geſchöpfen nur.
Und dieſe, nicht mit dem Geſchenk zufrieden,
Das ihnen einfach die Natur beſchieden,
Ahmen mich künſtlich, wie Nachdrucker, nach;
Den Nachdruck zu entbehren gilt als Schmach,
Die auf ſich nimmt nur hoffnungsvolle Jugend
Oder des Cynikers ascet'ſche Tugend.
Mich zwingt tyranniſche Convenienz,
Es buhlt um mich der Künſtler Concurrenz;
Um mich bemühen Luxus ſich und Mode;
Amors Anbeter jagen mich zu Tode.
Von Laſten meiſt gedrückt, ward ich nach oben
Auch ſchon von eigner Götterkraft erhoben.

2.

Wenn ihre Neuigkeiten ältre Damen
Bei einem reichlichen Kaffee auskramen:
Belebt ſich der Gedankentauſch ſo kräftig,
Werden ſo voll die Stimmen und faſt heftig,
Daß es dagegen tönt wie Zephyr-Flüſtern,
Dem Sturm verglichen, wenn im herbſtlich düſtern
Lokal verſammelt wir trübſel'ge Schweſtern
Ein wenig klagen und ein wenig läſtern.
Wohl weiß ich, daß man allgemein nimmt an:
Begabt ſei ich mit kräftigem Organ.

Doch Eintrag thut es des Geſprächs Behagen:
Zu frieren und am Hungertuch zu nagen.

3.

Ich bin ſo ziemlich nationaliſirt;
Kein Wunder auch! Wenn man wird ſo fêtirt
Wie ich — beſonders von der flotten Jugend. —
Iſt ſich einbürgern eine leichte Tugend.
Wie manchen Abend, manche halbe Nacht
Hab' ich mit meinen Treuen hingebracht!
Wie manche Seelenfreundſchaft ward geſchloſſen!
Wie hat manch Herz hinſchmelzend ſich ergoſſen
Und, das es unverbrüchlich lang bewahrt,
Ein ſüß Geheimniß halb geoffenbart!
Mit Recht manch fühlendes Gemüth mich preiſt
Ob meinem Frühlingshauch und Feuergeiſt.

4.

Ein — wahres oder falſches — Sprüchwort kann
Man hören oft: „Es macht das Kleid den Mann!“
Das gilt von mir! und welchen Mann! es beugen
Sich Tauſende vor ihm; er ſpricht: ſie ſchweigen!
Geheime Schätze hat er in Verwahrung;
Bedürft'gen ſpendet er manchfache Nahrung.
Ich trete gern ans Licht, doch nicht alltäglich,
Und bin für meinen Träger ſehr einträglich.

5.

Sorgſame Pfleger und Vormünder ſtreben
Aus meinem ſchwankend ungebundnen Leben
Mich zu ſolidem Weſen anzuleiten,
Zum Dienſt der Welt brauchbar vorzubereiten.
Doch mir behagt nicht dies langweil'ge Sitzen,
Daß ich ſo lang mich quälen ſoll und ſchwitzen:
Als Doktor will ich nur noch promoviren,
Und dann — auf meine Art — die Welt kuriren.

6.

Erlaubt im Plural mich zu präſentiren,
Denn, wahrlich, kaum kann ich mich iſoliren,

Ich und der Bruder ſind faſt unlösbar,
Sowie von Siam jenes Zwillingspaar;
Nur ſind wir beide nicht ſo eng verfeſtigt,
Daß Einer ſtets den Andern ſchwer beläſtigt.
Unſerm Verkehr dient nicht das laute Wort, —
Er ruht auf ſympathetiſchem Rapport,
Iſt eine magiſch bindende Gewalt,
Die Einem ewig gibt am Andern Halt;
Wenn wir auch nie uns bei den Händen faſſen:
Der Eine kann vom Andern doch nie laſſen.

7.

Man könnte wohl — man zählte bisher acht!
Nun denn — benennen mich: neunte Großmacht!
Denn Induſtrie und Handel regulir' ich,
Bei Frieden und bei Krieg intervenir' ich;
Vom Papſt, der Fluch und (ſeltner) Segen nicht,
Hab' ich entlehnt ein weltlich Interdikt.
Ich habe einen unermeßnen Schatz;
Vor meiner ſchwarzen Schaar macht Alles Platz;
Zwar fluchen Manche mir aus Herzensgrund,
Doch warm und ſchmunzelnd rühmt mich Andrer Mund.
Ich einige in mir das ſchwärzſte Dunkel
Und feur'gen Lichtes prächtigſtes Gefunkel.

LXVIII.

1.

Ich bin der rückſichtsloſeſte Deſpot;
Wenn andrer Mächte Throne ſind bedroht:
Feſter ſitz' ich als je; vor meinem Bann
Flieht die Gemüthlichkeit — nach Hanſemann.

2 und 3.

Wenn man uns Zwillinge zuſammenkoppelt,
Wird das Gefühl der Sicherheit verdoppelt,

Dann ſeht Ihr, minder bang vor Schickſalsſchlägen,
Den Feinden mit gefaßtem Muth entgegen:
Nur ſorgt, daß Mäuſ' und Fäulniß ſich nicht wagen
An unſre Rüſtungen und ſie zernagen.

4 und 5.

Geſchworne Feinde ſind wir von Natur:
Mir graut vor ihm, er kann mich haſſen nur.

4.

Ich liebe Vögel, Blumen und Metalle,
Ich wandle gern in lichterfüllter Halle.

5.

Die eiteln Modeaffen haſſ' ich alle;
In der Caſerne weil' ich gern, im Stalle.

4 und 5.

Doch wenn manchmal wir einen Bund gemacht
Hat Jedermann verhöhnt uns und verlacht.

6.

Ein bild' ich mir was drauf, daß eine Stadt
Im Graben mich und auch im Wappen hat.

7.

„Was kann ich thun? klar iſt zwar das Verbot,
Doch keine Strafe Schuld'gen angedroht!
Ich möchte, aber ſtreng nach den Geſetzen,
Waſchen den ſchmutz'gen Pelz, doch nicht ihn netzen.“

8.

Gelegenheit kommt, mich zu nennen, ſelten!
Hier wenigſtens laßt mich als Dichter gelten.
Zeloten durften ſittenlos mich ſchelten:
Jetzt würd' ich werth des Tugendpreiſes gelten.

9.

Stets wächst noch die Familie, ſchon ſo groß!
Und lauter ſtets und ſtürm'ſcher geht es los!
Wo hundert Stimmen durcheinander gehen,
Kann bald ſich ſelber Keiner mehr verſtehen.
Ich kann, altfränkiſch, klein, beſtaubt, vergeſſen,
Mich nicht mit meinen ſtolzen Brüdern meſſen.

Von Denen, wenn um Vorrang tobt der Streit,
Der jüngſte ſtets die ältern überſchreit.

LXIX.

1. 2. 3.

Wir ſind drei haſt'ge, trotzige Geſellen;
Wer wagt, ſich keck uns in den Weg zu ſtellen,
Gewarnt ſei er: ſich nur gefaßt zu halten,
Daß ohne Zögern wir den Kopf ihm ſpalten.

1.

Ich darf mich meines hohen Alters rühmen;
Gewechſelt hab' ich oft mit den Coſtümen,
Bin manches Burſchen einziger Beſitz,
Und hatte hohen Rang in der Juſtiz.

2.

Ein grober Kerl bin ich — ich will's geſtehen,
Faſt nur im Kampf, bei Schlägerei'n zu ſehn,
Jedoch kein Stoß und Schlag — nicht iſt's geprahlt! —
Den ich erhielt, blieb von mir ungezahlt.

3.

Schwerfällig bin ich nicht, wie meine Brüder,
Ich habe wohlgeformte, ſchlanke Glieder;
Für Kunſt, für feinere, bin ich empfänglich
Und nicht dem Schmuck, der Zierde, unzugänglich.

4.

Nicht find' ich bei Malefikanten Gunſt;
Gefällig dien' ich einer hohen Kunſt;
Die zähe Kraft, die an mir wird gelobt,
Hab' ich zu Land und Waſſer oft erprobt.

5.

Erzeugniß bin ich älteſter Cultur,
Wohl unbekannt im Paradieſe nur;
Seither iſt ſtets mit mir der Menſchenwitz
Beſchäftigt in Erwerb, Gewinn, Beſitz.

Friedlich und feindlich dehnt auf Großes, Kleines
Mein Anſpruch ſich, auf Hohes und Gemeines;
Der allerfrüheſte Proceß galt mir!
Des Klägers magre Abfindung kennt Ihr!

6.

Ich bin ein frohes Wort, das Viel befaßt;
Was droht, zerſtört, befleckt, iſt mir verhaßt;
Der Reinheit Glück, des Lebens Sieg, die Flammen
Der Liebe finden ſich in mir zuſammen;
Ich deute hin auf wolkenloſen Frieden,
Von dem die ird'ſchen Schlacken ausgeſchieden.

LXX.

1.

Zu Haus und ſonſt, ſoweit ich gelt' als Kunde,
Mach' munter ich bei Tag und Nacht die Runde;
Im Ausland bin ich höchlich oft willkommen,
Oft auch mit ſcheelem Mißtraun aufgenommen.

2.

Bei Männern komm' ich vor, bei Frauen auch;
Bei beiden iſt es juſt kein ſchöner Brauch;
Es iſt etwas, das (abſichtslos) verſtimmt,
Auch wenn's mit Schrecken nicht ein Ende nimmt.

3.

Ein Unterkommen weigr' ich Niemand ſchier;
Gäſten, von jedem Stand, geb' ich Quartier;
Doch der vornehmſte ſelbſt nimmt, wie ein Dieb,
Mit knappem Raum, dunklem Verſteck vorlieb.

4.

Mein Name nennt ein deutſches Fabrikat, —
Nicht allzu zimpferlich und delikat;
Zu gut doch, als daß man mich dürfte fälſchen
Mit gift'gen Würzen der frivolen Welſchen.

5.

Mein Bruder hat der Zeichen gleiche Zahl,
Nur führt er einen anderen Vokal;
Den Unterſchied hab' ich darin gefunden:
Den Kranken dien' ich meiſt, — er den Geſunden;
Doch die Geſunden macht er krank wohl auch,
Und ich verſteh' mich auch auf ſeinen Brauch;
So wechſeln wir oft brüderlich die Rollen,
Die wir zum Heil der Menſchheit üben ſollen.

6.

Unſcheinbar bin ich; das vornehme Haus
Schließt mich von ſeinen Prunkgemächern aus;
Bei armen Leuten muß ich mich bequemen,
Im Freien meinen Aufenthalt zu nehmen;
Ja, odios iſt manchmal mein Gebrauch —
Es weht um mich ein krimineller Hauch!

In andrem Sinn komm' ich zu hohen Ehren;
Die Kaiſer und die Könige verkehren
Mit mir; ich halte Läufer und Karoſſen;
Des Ruhmes Tempel wird mir aufgeſchloſſen;
Ihre Poſaune leiht mir willig Fama;
Um mich wirbt das Ballet, Cirkus und Drama;
Die Schönheit huldigt mir, die Kunſt, die Macht,
Und über mir ein goldner Himmel lacht.
Doch freilich — ſchönes Wetter muß es bleiben,
Kein Sturm darf drohend ſchwarze Wolken treiben,
Sonſt ändert Alles plötzlich die Geſtalt —
Die Gäſte gehn, die Grüße werden kalt, —
Der dunkle Sammt macht den Salon ſo düſter!
Luſt'ges Geſpräch löst ab ein bang Geflüſter,
Die feiſte Wange wird wie Kreide fahl,
Und oft riecht's hier auch nach dem Kriminal!

LXXI.

1.

Seltner als „Excellenz“ und Adlerorden
Bin ich als Prädikat verliehen worden;
Zwei Männer nur, — dem lauten Kreis entrückt
Redſeel'ger Menſchen — ſind damit geſchmückt.
Nicht mächtiger Monarchen Gunſt und Gnade —
Die Weltgeſchichte ſpendet dieſe Grade.
Mich zu verdienen zwar erſcheint nicht ſchwer:
Leicht meint der ſchwächſte Kopf: das könn' auch er!
Doch ſtecken wohl dahinter eigne Sachen,
Die halben Mangel erſt zur Tugend machen. —
Gut wär's, wenn Jener Beiſpiel folgten Viele,
Gelangten ſie auch nicht zum gleichen Ziele.

2.

Tret' ich nur auf im ſchlichten deutſchen Worte:
So bleibt verſchloſſen mir die Ehrenpforte,
Verſagt der Lorbeerkranz und all das Prangen,
Womit ich als Franzoſe werd' empfangen:
Da künden mein Verdienſt des Ruhms Poſaunen,
Daß Fürſten ſelbſt gefällig meinen Launen
Mir applaudiren und mich dekoriren. —
Deutſch — laſſ' ich nur den Teller cirkuliren.

3.

Meine Partei? fortſchrittlich, doch gemächlich;
Gemüthsart? konſequent, grad, unbeſtechlich,
Fremd iſt mir Reaktion, Stillſtand und Raſt,
Doch tödtlich Ueberſtürzung mir verhaßt.
Wer gute Sitte pflegt, zeigt, ungeſchreckt
Vom Spott leichtfert'gen Volkes, mir Reſpekt.

4.

Glanz wohl umgibt mich; doch in Einſamkeit
Verzehr' ich meine lange, lange Zeit:
Denn meinen nächſten Nachbarn und Genoſſen
Hält kalter Stolz, wie mir, den Mund verſchloſſen;

Der Andacht Brunſt, der Frauenliebe Glück
Weicht, gleich unnahbar ſtets, vor mir zurück.

LXXII.

1.

Von einer nicht ſehr reſpektabeln Dame
Bin ich der unanſtöß'ge Sonntagsname;
Hoch ſteht das Römervolk in meiner Schuld;
Ich habe ſeinem Ahnherrn einmal Huld
Durch Vorbedeutung günſt'ger Art erwieſen.
Als Koloniſtin werd' ich hoch geprieſen,
Weil die Bevölkerung ich emſig mehre,
Dabei mich anſpruchslos und wohlfeil nähre.

2.

Die Sänger, die vom Heldenthum gedichtet,
Zum größten Danke ſind ſie mir verpflichtet,
Denn ohne mich — wo blieb' ſein höchſter Glanz?
Wie würde dünn und fahl ſein Lorbeerkranz!
Ich will Euch meine Schilderung erſparen, —
Vor Grauſen könntet aus der Haut Ihr fahren;
Ich faſſe ganz in Kürze mich — ich bin
Bedrohlich und abſcheulich jedem Sinn.
Der Weg geht über mich zur Apotheoſe!
Mir fallen Opfer viel, bis Glückeslooſe
Den Liebling des Geſchicks auf blut'gen Stufen
Zum Sieg nach grauenvollem Kampfe rufen.
Jetzt hab' ich meine grimmige Natur
Längſt abgelegt — nur noch Makulatur
Verſchling' ich, die ja wohlfeil und entbehrlich;
Nicht mehr bin ich für Menſch und Thier gefährlich.
Nicht Ketten konnten meine Ahnen ſchnüren; —
Mich kann ein Kind an einem Faden führen.

3.

Kennt Ihr des Hungers und des Durſtes Qual,
Der Wunde Brennen vom gezackten Stahl?

Von ſolchen Schmerzen bin ich eine Miſchung;
Nach Lindrung lechz' ich, Sättigung, Erfriſchung,
Doch nicht genügt mir Waſſer, Oel und Brot, —
Mich ſättigt nur Zerſtörung, Gift und Tod.

4.

Wie Eiſen kann ich hart ſein, — weich wie Flaum,
Gediegen wie Granit, — locker wie Schaum;
Kann ſtarren rauh, wie ſchroffe Lavabrocken,
Mit Wohllaut kann ich, wie Sirenen, locken;
Ich habe Glieder und doch heiß' ich Baum, —
Die Erd' erfüll' ich — und brauch' keinen Raum.
Ich baue gern — bleibt ſtehen gleich nicht viel —
Für Nothbedarf, zum Luxus und zum Spiel;
Zum Glück nicht theuer iſt das Material,
Ganz unentgeltlich hab' ich das Areal;
Gar manche Werke loben den Erbauer
Und ein paar Thürme ſind von ew'ger Dauer.

In meinem Reich herrſcht oft Familienkrieg
Seit alter Zeit, und unſtet ſchwankt der Sieg;
Herr werd' ich leicht muthwilliger Empörung.
Stets nagen an mir Mächte der Zerſtörung,
Doch ob manch Glied mir, mancher Zahn zerbricht:
Abnahme meiner Kräfte ſpür' ich nicht,
Und werden Haut und Knochen mir verletzt:
Aus innrer Kraft wird Alles friſch erſetzt.
Wenn äußre Schickſalsungunſt mich mißhandelt,
Werd' ich nur mehr und mehr in Geiſt verwandelt.

Ein Proteus bin ich, der, was ihn beengt,
Zwangsjack' und Band, wie Spinngewebe ſprengt,
Der wie ein Aal durch Eure Netze ſchlüpft,
Und ſpottend über Eure Schranken hüpft.
Viel Unluſt hab' ich, werde viel gehaßt;
Von manchen Seiten wird mir aufgepaßt;
Auch ſchamlos hat man über mich gelogen;
Zum Theil hab' ich es ſelbſt mir zugezogen.

Da ich, ſobald ich zu an Klugheit nahm,
In eine ſehr zweideut'ge Schule kam;
Noch immer mich verdrießt und an mir nagt,
Was mir ein Schelmfranzoſe nachgeſagt,
Der als Axiom frech ausſprach ohne Scham,
Was ihm aus eignem falſchen Herzen kam.
All meiner Feinde kann ich mich erwehren —
Einſame Haft nur würde mich verzehren.

LXXIII.

1.

Mein Loos iſt — als Erzeugniß rauher Zonen —
In unwirthbarer Wildniß erſt zu wohnen,
Bis ſpäter mir, als weitgereiſtem Gaſt,
Auf der Salon ſich thut und der Palaſt.
Wenn man mir erſt die feinere Façon
Hat beigebracht, und Schick und guten Ton:
Leih' Schutz ich gegen Feinde, grimmig wilde,
Dem zarteſten, dem reizendſten Gebilde,
Das, viel gepflegt, behütet und begehrt,
Erſehnten Glückes ſüßes Pfand gewährt.

2.

In alten Tagen koſtbarer als jetzt,
Bin ich doch heute noch nicht abgeſchätzt,
Sogar breit' ich im Weltverkehr, im Haus,
Noch immer weiter meine Herrſchaft aus.
Bemüht um feine Bildung, glatte Sitten,
Bin ich im Boudoir, im Salon gelitten;
In manchen Fächern zeig' ich mein Genie,
Den Handel fördre ich, die Induſtrie,
Mich zugewandt hab' ich, und mit Bewährung,
Den Fragen der Beleuchtung und Ernährung.
Geworfen hab' ich mich auch auf die Kunſt,
In Einem Zweig erwarb' ich Ruhm und Gunſt;

Noch immer — ſagen darf ich's ohne Prahlen! —
Thu' ich's zuvor den eifrigſten Rivalen.
Viel Mesalliancen hab' ich ſonſt geſchloſſen,
Aus denen Saaten Unheils aufgeſchoſſen.
Läſtrer, die von Skandal nichts laſſen frei,
Bezicht'gen frech mich der Giftmiſcherei.

3.

Oft komm' ich mir wie ein Freimaurer vor;
Es öffnet meinem Wunſche ſich das Thor
Nach leiſem, eigenthümlich myſt'ſchen Pochen.
Von Namen wird und Herkunft nicht geſprochen,
Indeß ſeltſame Zeichen und Geberden,
Nie mißverſtandne, ſtumm gewechſelt werden;
Gehobnen Muthes Jeder gleich ſich weiß
Als Glied in einem ſympathet'ſchen Kreis.
Bald ſtellt ſich ein vertraulicher Verkehr,
Die Kluft der Stände überbrückend, her.
Gefunden wähn' ich manchmal das Symbol
Der Weltverbrüdrung für der Menſchheit Wohl;
Vertauſcht wird oft da Koſtbarſtes und Feinſtes,
Was fremd und rar für Gröbſtes und Gemeinſtes.
Im Bund gibt's Virtuoſen viel und Kenner
Und manche Brüder ſind ſelbſt große Männer!
Zum Maurerthum will Eins nur nicht recht paſſen:
Daß Frauen auch bei uns ſind zugelaſſen.
Zu ſagen wär' noch viel, doch will ich ſchweigen,
Und nicht des Medaillons Kehrſeite zeigen.

LXXVI.

1.

Geſchieden bin ich — nicht entrafft vom Tode,
Allmälig nur entſchwunden aus der Mode;
Jetzt, ſtatt von mir, erwartet das Geſindel
Das Glück von Börſenprinzen und vom Schwindel.

2.

Kosmopolit bin ich — Palaſt und Hütte
Beſuch' ich täglich — ſo iſt jetzt die Sitte:
Geſund, Krank, Arm und Reich, Alt oder Jung,
Sie drängen ſich um mich zur Huldigung.
Ja, Viele haben für das ganze Leben
Ausſchließlich meinem Cultus ſich ergeben.

3.

Ich bin ein Kinderfreund — vielfach bedacht
Auf Zeitvertreib, der ihnen Freude macht,
Die Alten aber trauen mir nicht recht,
Weichen mir aus und reden von mir ſchlecht,
Obwohl auch ſie manchmal an meinen Gaben
In Saus und Braus großes Gefallen haben;
Ja, faſt verwünſcht zu Hauſe und verflucht,
Werd' auswärts ich mit gier'gem Blick geſucht.

4.

Mein Name weckt in wimmelndem Gedränge
Der Bilder und Gedanken bunt'ſte Menge:
Thier-, Pflanzenreich, Mythologie, Geſchichte,
Märchen, Geographie, Roman, Gedichte,
Gefahren, Abenteuer, Liebesſcenen,
Spiegel der Menſchheit, Becken voll von Thränen!

5.

Wer hat der Feinde auf der Welt ſo viel?
Wer iſt ſo vieler Räuberwaffen Ziel?
Und doch Wer iſt, wie ich, ſo ſanft und mild,
Harmloſer Schüchternheit und Anmuth Bild?

6.

Erbſchaften, große, ſind oft angefallen
Seit Menſchen ſind; — die größte doch von allen
Kenn' ich; — iſt von Verwandten auch das Haus
Erſtickend voll — leer geht doch Keiner aus.

7.

Manch durſt'ges Aug' macht meine Farbe friſch;
Gar mancher Gaſt labt ſich an meinem Tiſch;

Mich ruft man an um Hülfe, zu erklären
Die ſchwerſte der geheimnißvollen Lehren:
Zwei'n Schweſtern, nicht an Farb' und Größe gleich,
Steh ich zur Seite doch, — ein mächt'ges Reich
(Dem Titel nach bald Eins und bald ein Paar)
Stellt ſich in unſers Bunds Symbolen dar.

LXXV.

1.

Auf meinen Werth nicht pochend, einſam, ſcheu,
Genügte mir meine Einſiedelei,
In welche, nach den Mächtigen und Hohen
Nicht fragend, vor den Menſchen ich geflohen.
Doch eifrig ſucht man mich, man legt mir Schlingen,
Mich in die Welt, mich an den Hof zu bringen;
Der ſtolz'ſte Edelmann und Cavalier
Verſucht, der Fürſt ſelbſt, ſeine Kunſt an mir.

2.

Ich bin ein König, hab' ein großes Reich,
Das Unterthanen zählt von allen Raſſen;
Darin thut wohl mir kein Monarch es gleich;
Sonſt kann ich mich in Wettſtreit nicht einlaſſen, —
Es ſchweigt von meinen Thaten die Geſchichte,
Mein Name prangt nur ſtattlich im Gedichte;
Und prächtig hat zur Freude aller Welt
Mich ein boshafter Maler dargeſtellt.

3.

Bewegung allerdings mach' ich mir viel,
Doch eng geſteckt iſt meiner Wandrung Ziel,
Wenn ich nur ein paar Schritte hab' gethan,
So fang' ich wieder gleich von vorne an,
Als hätt' ich etwas Wichtiges vergeſſen,
Den Weg, den ebnen, eilig zu durchmeſſen.

4.

Der heißen Sonne Strahlen ſchließ' ich aus,
Im Schatten lad' ich ein zum Erdbeerſchmaus,
In Einſamkeit, den ruhbedürft'gen Gaſt
Und geb' ihm unter Bäumen kühle Raſt;
Schutz ſucht der Bach in meinem grünen Schoos
Und netzt mit friſcher Fluth mein ſaft'ges Moos.

5.

Nicht karg erweiſt ſich mir des Himmels Gunſt;
Geſund bin ich, weiß mehr als Eine Kunſt;
Die Sprach' iſt mir ein bildſam Element;
Als tücht'gen Schützen das Gebirg mich kennt;
Vertraut bin ich mit Schachten und mit Erzen,
Und harmlos ſcherzend mach' ich frohe Herzen.

LXXVI.

Wer dieſe Räthſel bringen will heraus,
Der laſſe die Orthographie zu Haus.

1.

Kennſt Du die Fäden, die aus mir ich ſpinne,
Zum Schaden oder köſtlichem Gewinne?
Kannſt Du die Pfeile rathen, die ich ſchieße?
Das Arſenal, das ich in mir verſchließe?
Weißt Du der Boten Namen, die ich ſende?
Kennſt Du der Gaben Urſprung, die ich ſpende?
Verſtehſt Du wohl die Sprüche, die ich ſpreche
Geläufig oft, manchmal nur radebreche?
Sind klar Dir die Orakel, die ich flüſtre,
Die ahnungsvollen, frohe bald, bald düſtre?
Iſt Dir der Schatz bekannt, den ich verwalte?
Die Kunſt, in der ich ſchaffe und geſtalte?
Kannſt Du mein unergründlich tiefes Weſen
Aus Hieroglyphen, wie vom Blatte, leſen?

Ahnſt Du, daß wieder, wenn ſie mich entbehrte,
Die lichte Welt ins dunkle Chaos kehrte!
Weißt Du das Centrum, welches ich umkreiſe!
Wohin ich ziele! und was ich beweiſe!

2.

Von Etwas, das gelebt, bin ich der Reſt,
Ein Stoff, der ſicher Dich erkennen läßt:
Daß nicht im Tod die Kraft ſich läßt aufreiben,
Daß ſtets des Wirkens Mächte übrig bleiben;
Dem Chemiker mach' ich viel Müh' und Pein;
Mit Oel und Balſam hab' ich nichts gemein;
Vielmehr von meinem herben ſcharfen Weſen
Iſt in viel Büchern mancher Art zu leſen;
Doch rühmt man, daß Unarten ich bekämpfe,
Unſaubrer Feinde Einbruch tapfer dämpfe,
Und mit einſchneidender, nie roſt'ger Waffe
An Schutz und Wahrung reiner Sitte ſchaffe. —
Daß ich daneben Liebesdienſte thu',
Das traute mir wohl ſchwerlich Jemand zu:
Jungen und Alten, Siechen und Geſunden
Hab' eine Sonntagsfreude ich erfunden,
Beſcheidner Art, die ſich nach Kreuzern mißt,
Bei der, wie herb ich ſonſt bin, man vergißt.

3.

Gute Geſellſchaft hat doch hohen Werth!
Wer geht mit feinen Leuten, wird geehrt;
Käm' er allein, man ſäh' ihn oft nicht an,
Er hieße wohl ein plumper Grobian.
Ich hätte nie, für mich, Etwas gegolten;
Man hätt' als wüſten Bummler mich geſcholten,
Der nichts gelernt, nur groß und breit ſich mache,
Viel ſchlafe und dann mit Rumor erwache; —
Jetzt — ſpricht für mich mein nobler Umgang ſchon
Und ſelbſt auch lern' ich Takt und beſſern Ton.

LXXVII.

1.

Mit einem Müller könnt' ich mich vergleichen,
Bei dem ſich raſtlos drehn des Rades Speichen;
Für einen reichen Mann gält' er wohl gern,
Doch ſchüttet er nur Hülſen auf ſtatt Kern.
Wer ſich bei ihm verſehn will, der geht fehl!
Er mahlt nicht Klei' einmal, geſchweige Mehl!

2.

Von der Natur ſtiefmütterlich bedacht,
Erzogen ſchlecht, — hab' ich's nicht weit gebracht;
Und meine Leiſtung kann — um nicht zu lügen, —
Beſcheidenſten Anſprüchen kaum genügen.
Indeß — wenn ich für mehr mich nicht geb' aus:
Duldet man neben Andern mich im Haus.
Doch kommt mir's in den Sinn oft: unbeſcheiden
Als Mann von Stand und Geltung mich zu kleiden,
Mit einem Titel gar zu paradiren,
Wie ein Gascogner faſt zu renommiren,
Daß mein Gebahren ſchon in manchem Falle
Erregt hat ſelbſt Geduldigen die Galle.
Dann muß ich Lug' und Hochmuth ſchwer entgelten,
Ich muß mich Lump und Fälſcher hören ſchelten.
Beſchämung aber kenn' ich nicht und Reue
Und immer fang' das Spiel ich an auf's neue.

3.

Zu der Geſellſchaft ſchlimmſten Paraſiten,
Den häßlichſten „platoniſchen“ Banditen,
Die dieſer Zeiten Hochkultur nicht fehlen,
Darf man wohl mich und meine Brüder zählen,
Die keine Künſte der Verführung ſparen,
Der Feigheit und der Falſchheit Laſter paaren,
Die, von Beruf, Verſchwörung, Aufruhr ſtiften,
Des Glaubens, des Vertrauens Blut vergiften;

Dem Wahn, dem Haß muß ich für Nahrung ſorgen,
Doch halt' ich ſelbſt im Dunkel mich verborgen.
Bald wirk' ich, weil ſelbſt allem Unheil hold,
Bald ſteh' ich in boshafter Mächte Sold.
Oft ſuch' ich (ſchwer hält's freilich!) einen Lappen
Von Cato's alter Toga zu erſchnappen,
Worein ich mich mit Talma's Kunſt drapire,
Und Tugendhelden meiſterlich agire.

4.

Meine Geſellſchaft iſt gar ſehr gemiſcht,
Doch wird die Unterhaltung ſtets erfriſcht
Durch kühne Geiſter, die, alt oder jung,
Das Rad der Rede ſetzen neu in Schwung.
Die Einen hitzig, Andre jovial,
Pedantiſch dieſe, Jene genial;
Auf Steckenpferden halten die Wettrennen,
Die Andern farbiges Feuerwerk abbrennen;
Wein, Eitelkeit macht Improviſatoren,
Auf ſtehn pathetiſche Deklamatoren:
Pomphaft thut Mancher auf des Mundes Pforte
Und ſpricht gelaſſen aus die großen Worte:
Die Weisheit freilich iſt oft ſchaal und hohl —
Nur aufgewärmter, abgeſtandner Kohl.
Oft klagt die Nachbarſchaft, daß ſtörend ſei
Solch heidenmäßig ſkandalös Geſchrei.
Geheimnißvoll, in Grabestönen flüſtern,
Mit bangen Augen, mit tiefſinnig düſtern,
Schaun um ſich Andre, halb zu ſprechen ſcheu,
Als hätten Angſt ſie vor der Polizei.
Bei Vielen bricht die übermüth'ge Laune
Hervor in Jubelſtößen der Poſaune:
Sie freuen ſich der höchſten Protektionen,
Den vollen Beutel dürfen ſie nicht ſchonen,
In ſchäumenden Champagners trunkner Luſt
Sind ſie ihrer Miſſion ſich ſtolz bewußt:
Andre ſind ausgehungert, abgehärmt,
Nie von des Glückes Sonnenſtrahl erwärmt.

Ihr Herz erſtarrt, verſteinert und verwittert,
Von Mißgeſchick und Mißverſtand erbittert.
Der Einen Tracht iſt alt und abgenutzt,
Die Andern ſind phantaſtiſch aufgeputzt —
Kurz — faßt auch Eines Namens Band ſie Alle, —
Bunter geht's zu als auf dem Maskenballe.
Die Wenigſten davon einander kennen,
Concordia dürfen nimmer ſie ſich nennen, —
Und Mancher wohl ſieht ſeinen Nebenmann
Verwundert halb, und halb verachtend an.
Nicht fragt mich um mein früheres Geſchick!
Ab kehr' ich vom Vergang'nen gern den Blick!
Gekommen iſt jetzt meine goldne Zeit,
Wo man mir Feſte gibt und Blumen ſtreut.

5.

Tapfer die ſchwarze Garde focht — für Sold,
Verkaufte jedem Mächt'gen ſich um Gold, —
So biet' auch ich feil meine ſchwarze Bande
Um Lohn — nach Ehre frag' ich nicht und Schande;
Gleich gilt mir's, ob ich für barbar'ſche Mächte,
Ob ich für die gerechte Sache fechte.
Für eins bürg' ich: daß feſt ſie ſtehn, nie weichen,
Bis in ihr Grab man wirft die ſtarren Leichen.

LXXVIII.

1.

Wem nicht zu karg ich zugefallen bin:
Mag freuen ſchon auf Sieg ſich und Gewinn;
Doch treulos bin ich! noch am gleichen Tage
Bereit' ich leicht ihm eine Niederlage;
An Treu' und Glauben wen'ger ich mich kehre,
Als der Verrath-gewohnt'ſte Condottiere.

2.

Wohl Jeder wird mir aus dem Wege gehn,
Mag von Aeſthetik wenig er verſtehn;

Das Auge, das mich plötzlich ſieht, erſchreck' ich,
Mißfallen, Ekel, Schauder, Graus erweck' ich;
Figürlich aber und als Beiwort nur
Bin ich mehr komiſch wirkender Natur;
Mit meinem Wahn: gar wichtig mich zu machen,
Hab' ich im Grund nur Spott erregt und Lachen.

3.

„Zu menſchenwürd'gem Daſein unentbehrlich
Sei ich" — die Theſis läßt ſich halten ſchwerlich;
Wer ſie behauptet, müßte ſich wohl beugen
Den klaſſiſchen, ſo wie den Alltagszeugen.
Jetzt freilich laſſ' ich mich nicht mehr verbannen,
Jedoch in mancherlei Geſtalt mich ſpannen;
Ich huldige dem Ton und der Façon,
Ich diene klerikaler Diſtinktion;
Auch hab' ich mich auf's Kunſtgebiet gewagt
Und manchen heiteren Triumph erjagt.

4.

Wem ſchwölle nicht auf bunter Alpenwieſe
Das Herz, als wandelt' er im Paradieſe?
Wem aber ſänk' es nicht, ſchwer von Verdruß,
Der mich anſchauen, mich durchwandern muß!
Diverse lingue, orribili favelle,
Accenti d'ira — wie in Dante's Hölle —
Ein Peſtſpital, das gleich in Brand man ſteckt,
Sobald den letzten Kranken Erde deckt.

LXXIX.

1.

Günſtig war ich und hoch genug geſtellt,
Um zu durchſchau'n das Räderwerk der Welt,
Der Staatskunſt Schlangenwindungen und Lauf;
Viel Höh'n, viel Tiefen ſchloßen mir ſich auf;

Mein Scharfblick galt, mein Wort im Rathe viel,
Und, kurze Zeit, rang ich nach hohem Ziel;
Den Ruhm nimmt auch der Gegner mir nicht fort:
So glänzend war, als klar und ſcharf mein Wort.
Doch bald ward ich — zwar glücklich kämpfend — matt;
Des „trocknen Tons“ und der Begeiſtrung ſatt,
Durchkoſtet' ich des Lebens hohe Schule
Und wälzte mich im tiefſten Laſterpfuhle. —
Mir fiel der Dienſt zu, im Umſchwung der Zeiten:
Das Licht, das Recht, die Freiheit zu beſtreiten;
Wohl war es meinem ſcharfen Geiſte klar,
Daß hohl das Ziel, faul meine Sache war;
Mit Unluſt kämpft' ich fort und mit Verdruß. —
Mich feſſelte das Gold und der Genuß.
Ich habe trefflich oft mich amüſirt,
Hab' köſtlich dejeunirt, dinirt, ſoupirt,
Gebadet mich, geſalbt und parfümirt;
Dann wieder kläglich auch mich ennuyirt;
Frech hat Ein Gaſt mich ſtündlich moleſtirt,
Mit indiskretem Drohn mich inſultirt;
Andre hab' ich dupirt und ward dupirt,
Hab' mich entehrt noch öfter, als blamirt,
Und ſtarb, mich ſelbſt verachtend und blaſirt.

2.

Mich nannt' ein ernſter Mund „der Wahrheit Wächter,
Apoſtel, Zeugen, muthigſten Verfechter.“
Vom Jenſeits noch war ich bereit zu kämpfen,
Mit Kanzelwort den Lügengeiſt zu dämpfen.
Streng hielt ich ſtets, zu ſtreng vielleicht am Wort,
Doch leb' auch, Danks gewiß, in Werken fort.

3.

Im Treibhaus wollt' ich mein Genie erziehn,
Den Kopf erhitzt von Jugendphantaſie'n,
Von Liebeswahn, von Ruhmgier überreizt,
Und mit des Britten Brennſtoff ward geheizt;

Raſch wuchs der Baum, trieb Blüthen, plumpe Früchte,
Doch ekler Würmer garſtiges Gezüchte
Fraß drin ſich ein, und eh die Reiſe kam,
Fäulniß und Sturm weg Baum und Früchte nahm.

4 a.

Nur Gruß winkt mir und Gunſt, und goldner Lohn!
Ein Meiſter in der nobelſten Paſſion,
Hab' ich Hauptſtädte viele ſchon gewonnen,
Glücklich vollendet, was ich keck begonnen;
Meinen Triumphen ſetzt noch auf die Krone,
Beſiegend Männer, — meine Amazone.

4 b.

Mein Name — der hier grob germaniſirt
Und ſtark gekürzt, — war hoch einſt reſpektirt
In jener Stadt, die durch ſo manch Jahrhundert
Gefürchtet war, verwünſcht, geehrt, bewundert.
Gleich einem Traum hab' ich antiker Zeit
Erinnerung in Fleiſch und Blut erneut;
Schön war das Traumbild, das doch raſch zerfloß,
Ein Melodram, das als Tragödie ſchloß.

5.

Um die ungleichen obgenannten Männer
Mag wohl ſich kümmern der Geſchichte Kenner;
Nicht ficht ihr Ruhm mich, ihre Schande, an,
Was ſie erſtrebt, gelitten und gethan;
Ich zieh' mich fröhlich auf mich ſelbſt zurück,
Genieße, Künft'ges fürchtend nicht, mein Glück,
Und kränze heut mit Roſen mir das Haupt,
Ob morgen auch ein tück'ſcher Feind ſie raubt.

LXXX.

1.

Leichtſinn verſchmäht mich, Trägheit, Uebermuth;
Verſtänd'gen gelt' ich als ein hohes Gut,

Doch will ich, daß Du mich nicht blind verehreſt,
Nein, als Vertrauter frei mit mir verkehreſt.

2.

Ein Kleinod bin ich, doch nicht zum Vergraben;
Mein'thalb darfſt Du vor Dieben bang nicht haben,
Brennt nur bei Dir ein kleines ew'ges Licht,
Deß reiner Strahl durch jedes Dunkel bricht.

3.

Bin ich ihm gleich von unläugbarem Nutzen,
Mach' ich doch oft den Wandrer murrend ſtutzen,
Der eines faulen Bettlers Lob anſtimmt
Und meinem Dienſt kaum dankend Abſchied nimmt.

4.

Fürwahr nicht lohnt ſich's, daß zu allen Zeiten
Um meine Exiſtenz die Weiſen ſtreiten,
Als ein Problem entſcheidenden Gewicht's, —
Denn, wenn ich bin, ſo bin ich eben — Nichts! —

5.

Ich prunke nicht, wie andre Majeſtäten,
Mit einem Pomp, der grell in's Auge fällt,
Doch tiefe Geiſter ſind meine Propheten
Und grüßen mich: „Beherrſcherin der Welt!“

6.

Halbſchweſtern, die ſich immer küſſen wollen,
Sind wir, (— bin ich — hätt' ich wohl ſagen ſollen? —)
Wie oft man uns auch trennt — doch immer wandern
Wir wieder treulich Eine mit der Andern.

7.

Ich ſchelte, was Dich überraſcht wohl oft
Als unerwünſcht vielmehr, denn unverhofft,
Was Dich verwirrt und Dir verrückt das Ziel;
Bosheit iſt manchmal, Zufall oft im Spiel.

8.

Beliebt bin ich — als klein ſo wie als groß,
Wahrheit und Dichtung ruhn in meinem Schooß.

Es gilt: was ſein iſt, Jedem zuzuſcheiden,
Sie friſch und jung, nicht modehaft zu kleiden;
Recht dringend bitt' ich, daß man mir vom Leibe
Mit Unſinn, Lügen, ſchönen Phraſen bleibe!
Sehnſüchtig denk' ich an ein Brüderpaar,
Mit dem ich ſehr vertraut und glücklich war.

9.

Klein, leicht, — fall ich doch ſchwer oft in's Gewicht;
Nicht feurig, geb' ich oft das hellſte Licht;
Sprachlos, red' oft ich doch mit Engelszungen,
Machtlos — hab' ich doch Helden ſchon bezwungen.

LXXXI.

1.

Als Helfer geb' ich kund mich dienſtbereit,
Der feſte Hand und ſtarken Arm Dir leiht;
Ich helfe Dir bei Deiner Garderobe;
Ob ich anſtellig bin? — Du machſt die Probe,
Wenn Du als Autor Dir die Zeit vertreibſt,
Mit ſcharfem Stahlſtift Liebesbriefe ſchreibſt;
Werd' ich an andre Worte angebaut,
So iſt gar manches Amt mir anvertraut.

2.

Genannt in einem weltbekannten Pakt,
Gefälſcht durch einen trüg'riſchen Contrakt,
Bin noch ich heft'gen Streites Gegenſtand,
Doch ſchlichtet ihn nicht der Juriſten Hand.

3.

Mein Daſein ſcheint nur ein zweckloſes Spiel;
Ruh iſt mir fremd, doch nirgends winkt ein Ziel;
Zu flücht'ger Fahrt oft prächt'ger Apparat —
Lange Clauſur — dann kurzes Noviciat.

4.

Heraus zu geben, wie auch zu empfangen,
Bin ich beſtimmt. Das ſehnlichſte Verlangen
Greift oft nach dem, was ich zu bieten habe,
Oft bebt ein Herz ob der verſchloßnen Gabe.
Doch mir gilt Geben oder Nehmen gleich,
Denn Geben ſo wie Nehmen macht mich reich;
Eine Funktion iſt mir auch ſonſt noch eigen,
Von der will ich, weil ſie nicht rühmlich, ſchweigen.

5.

Zum Ziele ſchreit' ich mit geheimem Bangen,
Ich kann nicht wiſſen, wie ich werd' empfangen;
Hör' ich auf der Erfahrung Pythia-Stimme:
Verheißt ſie leider mir nur alles Schlimme;
Meiſt werd' ich kühl begrüßt, wo nicht gehaßt;
Nur ſelten ehrt man mich als lieben Gaſt.

6.

Ich trete auf als Sänger und als Held,
Die Freud' ergründ' ich und das Leid der Welt:
Vom bittern Wermuthskelch bald bin ich trunken,
In bangſter Aengſte tiefſtes Meer verſunken, —
Von Adlers Flügeln bald werd' ich nach oben
Auf Bergeshöhn, in's Morgenroth erhoben;
Im Jubel aber wie im Schmerzensſchrei
Bleibt fern mein Herz von Schein und Heuchelei;
Ich weiß gewiß: niemals werd' ich veralten!
Was Kern iſt, kann kein Schickſal umgeſtalten.

7.

Antwort gibt manches Echo meinem Worte;
Ich ſteh' an Eurer jungen Dichtung Pforte;
Ich habe, arm an Gut, vom Geiſt entflammt,
Geübt ein krieg'riſches Propheten-Amt;
Erfüllt von Wohllaut hab' in früher Zeit
Deutſchlands Culturkampf ſchon ich mich geweiht;
Ich ſchreite durch der Freiheit hohes Lied,
Das, ſcheidend, Euer Dichter Euch beſchied;

Ich zeige Euch, mit ehrenblankem Schild,
Verrathner, feſter, ſtrenger Treue Bild;
Und endlich — meinem Namen auch geſellen
Sich blau gekräuſelt des Tabakes Wellen.

8.

Fehlt vorn mir eines weitern Worts Signal,
Erſchein' ich freilich allzu ſchwank und kahl;
Drei Namen ſinds, die ich mir meiſt geſelle,
Mit denen ich, ſehr ungleich! dar mich ſtelle.
Mit Einem bin ich ein wehrhafter Mann,
Der Rieſen wohl in Stücke hauen kann;
Geſellt dem zweiten bin ich ſehr ſubtil,
Kein Kniff iſt, kein Sophiſma mir zu viel;
Geſellt dem dritten — ärmlich, ſchmutzig, klein,
Schrumpf' ich zur ekeln Vogelſcheuche ein.

LXXXII.

1.

Mit ſtrengem Dienſt der Muſiker verehrt mich;
Der Schüler ſchielt nach mir, ſcheut und begehrt mich;
Manchmal die Welt mit Krieg ich überraſche,
Wenn mich ein Diplomat zieht aus der Taſche.

2.

Klammer und Zange trotzen keck der Glut
Des Herdes; ich auch, friſch und wohlgemuth
Griff einmal in das wilde Element,
Das, orthodox, Hexen und Ketzer brennt;
Ein Klüg'rer hatte mich in Dienſt genommen;
Gewarnt bin ich, denn ſchlecht iſt mir's bekommen.

3.

Von Allen, die durch Schickſalsſchluß berufen,
Erklommen der Weltbühne höhre Stufen,
Die ſich bewährt in kühner Heldenfahrt:
Weich' Keinem ich in adeliger Art.

In Hochſinn, goldner Treue, reiner Sitte;
Keiner trat auf mit ſtolzrem Heldenſchritte
Als ich: doch war zu früh geſteckt mein Ziel,
Mein Epos ſchloß als düſtres Trauerſpiel.
Am Nachglanz meines Ruhms darf ich mich freuen,
Was ich gethan — das Licht nicht hat's zu ſcheuen,
Doch ward viel Falſches auch von mir verkündigt;
Viel wird auf meinen Namen noch geſündigt.

LXXXIII.

1.

Mit meiner Kunſt iſt wenig mehr zu machen,
Die Achſeln zuckt der Starke wie die Schwachen;
In ihren Mienen klar zu leſen ſteht:
„Du kommſt um dritthalbtauſend Jahr zu ſpät!“

2.

Wer ſeinen graden Weg gewohnt zu gehn,
Wer nie pflegt ſchielend rechts und links zu ſehn',
Der wird zu ſeinem Vorbild mich nicht wählen,
Mag hoch ſich meine Taktik ſonſt empfehlen.

3.

Zu rühmen meine Tugend all zu Ende —
Genügten Schaaren Schreiber nicht, noch Bände,
Und wird mir Vieles auch gelegt zur Laſt,
Verſchwindet's, wie im Meer ein Tropfen faſt,
Verglichen dem, was ich auf tauſend Wegen
Bringe von Nutzen, Anmuth, Kunſt und Segen.
Ein Prädikat iſt tödtlich mir verhaßt,
Obwohl es auch für edle Schönheit paßt.

4.

Mein Name wenig Freundliches verſpricht,
Doch bin ich ſo durchaus barbariſch nicht;
Ich gönne da und dort dem Blicke Spalten
Auf Fernen, die ſich, mild und wild, entfalten;

In meinem Schatten trifft ein harmlos Paar
Zuſammen, ahnend keinerlei Gefahr;
Gedanken, Herzen werden, unbelauſcht,
In des Geſprächs Irrgarten ausgetauſcht;
Trübſel'ger Ernſt löst ſich in heitres Spiel;
Was Kerker ſchien, wird ſtillen Glücks Aſyl.

5.

Im älteren Koſtüm erſchein ich hier
Treu bleibend mittelaltriger Manier,
Obwohl im neuer'n unſre Matadore
Vielleicht gemacht noch größeres Furore;
Ein Meiſter hat die beiden jüngſt gemiſcht,
In neuſter Kunſt die ältre aufgefriſcht.

6.

Erprobt hab' ich des Lebens Sturm und Drang!
Die grimmen Gegenſätze: Freiheit, Zwang,
Trieb, Pflicht, Vorſicht, des blinden Fatums Walten,
Des Menſchenherzens unerforſchte Falten —
Das hab' ich photographiſch treu geſchildert,
Das Härtſte nicht verſchönert und gemildert.
Entfeſſelt hab' ich Geiſter der Verhöhnung
Und weggeſcheucht die Genien der Verſöhnung.
Nicht der Blaſirtheit Spiel hat mich ergetzt,
Selbſt hab' ich Glück und Herzblut eingeſetzt.

LXXXIV.

1.

Wo nur man mir begegnet in der Welt,
Faſt immer iſt mein Bruder mir geſellt;
Geeint — entbehren wir nicht des Gewichts; —
Getrennt jedoch gelten wir beide Nichts!

2.

Ein Weisheitsborn bin ich, ein halb Orakel;
Diogenes' Laterne nicht — die Fackel

Untrüglicher Gewißheit ſiegreich ſchwing' ich,
Licht in die dunkelſten Probleme bring' ich.
Doch bliebe mir viel Zorn und Kampf erſpart:
Gäb' es nicht Andre noch von meiner Art!

3.

Das Ihre hab' ich Leidenden genommen
Und bin dadurch zu Geld und Ruhm gekommen;
Auf meinem Haupt der Segen Vieler ruht,
Obwohl ich tauſendmal unſchuldig Blut
Vergoſſen hab'; und ſtets noch bellt die Stimme
Von meiner Widerſacher gift'gem Grimme.

4.

Stolzer Repräſentant gewalt'ger Mächte,
Abgöttiſch faſt vom heutigen Geſchlechte
Verehrter — zeig' ich ſieggekrönter Held
Kraft, Ehrgeiz, Schnelligkeit, Muth, Schönheit, Geld.

5.

Als Ausgeburt zornglühender Natur
Zerſtör' ich grimmig die erſehnt'ſte Labe;
Als Jünger raffinirender Cultur
Biet' feil ich ſchleichenden Verderbens Gabe.

6.

Fortuna gab manch Andrem, dem ſie hold,
Potoſi's Silber, California's Gold;
Mir gnügt die Quelle, die ſie mir läßt fließen,
Deren Ertrag ich ſorglos darf genießen,
Die nie verſiegend, Schritt hält mit der Zeit,
Und einen Extratitel mir verleiht.

7.

Immer muß ich mit meiner Compagnie
Zuerſt in's Feuer, und Succurs kommt nie
Zu Hülfe bis der letzte Mann geblieben,
Und meine arme Schaar ganz aufgerieben.

LXXXV.

1.

Meines Geheimniſſes Vorausbeſitz
Könnt' Arbeit viel erſparen und viel Witz:
Prophetinnen und Bücher der Sibyllen
Berathen Dich, befragt, mit beſtem Willen:
Doch greifen leider fehl ſie gar zu oft, —
Umſonſt haſt Du gezahlt, umſonſt gehofft.

2.

Mit Nahrung, Tagesarbeit, Schlaf nicht gut
Steht es bei mir, — geſunken iſt mein Muth;
Was ich genießen mag, — zu jeder Stunde
Hab' ich von Galle den Geſchmack im Munde,
Wirr iſt mein Denken, ſtumpf ſind meine Sinne;
Weil mir der Müſſiggang zur Pein wird, ſpinne
Ich fort und fort, doch immer reißt der Faden,
Und mein Geſpinnſt bringt ſtatt Gewinn nur Schaden,
O daß doch Ruhe mir die Nacht vergönnte,
Ich mich vergeſſen, traumlos ſchlafen könnte!
Doch ach! des langen Tages Qual durchwacht,
Nach kurzem Traum, mit mir die längre Nacht.

3.

Loben mich Deine Gäſte mit Behagen:
Mußt Du den Dank zwei Elementen ſagen;
Eins nährte mich, doch reizlos blieb ich ganz,
Bis mir das andre lieh Licht, Farbe, Glanz.

4.

Zwei Brüder ſind wir, — ſtark, geſund der Eine,
Verwöhnt, empfindlich, kränklich ich — der Kleine;
Im Weſen ſehr verſchieden ſind wir zwar,
Doch ſtellt der Stabreim uns als Brüder dar.
Mein raſtlos Mühn iſt wie ein Knabenſpiel
Werthlos, — in kurzer Zeit erwirbt er Viel;
Andern und mir mach' ich gar viel Beſchwerden
Und meines Daſeins kann ich froh nie werden,

Von jedem rauhen Wort werd' ich verletzt,
Oft vor Geſpenſtern hab' ich mich entſetzt;
Noth thät's, für mich am Abend und am Morgen,
Wie um ein lang verzärtelt Kind, zu ſorgen.
Oh, hätt' ich meines Bruders leichtes Blut,
Robuſten Bau und ſorgenfreien Muth!

LXXXVI.

1.

Ich dien' als weiterkennbares Signal,
Das, recht verſtanden, über Berg und Thal
Den Willen des Gebieters trägt im Flug,
Doch ausgeſetzt oft fälſchendem Betrug.

2.

Harmlos iſt meine Wurzel, — ſie nicht miſſen
Kann, Wer verſtehen, handeln will und wiſſen,
Doch oft herein auch ein Gelüſten ſpielt,
Das auf Gewaltthat oder Wagniß zielt;
Leicht fühlt der Starke ſich von mir verſucht,
Indeß der Schwache zitternd mich verflucht.

3.

Nicht daß dazu ich thu', nein! daß davon
Ich nehme, dafür hab' ich Dank und Lohn;
In mancher Weiſe treib' ich meine Kunſt,
Gewinne mir und meinem Wirken Gunſt;
Denn Wer von mir läßt bilden Ton und Sitten,
Iſt, wo nicht hochgeſchätzt, doch wohl gelitten.

4.

Nach mir genannt wird ein vierfüßig Thier,
Dem Anmuth mangelt, Ebenmaß und Zier,
Doch nützlich ſehr, geduldiger Natur;
Beſchäftigt bin ich auch in der Textur,
Doch weder hier noch dort kommt in Betracht
Der Zweck, für den ich eigentlich gemacht.

5.

Argliſt umhüllen mit des Rechts Gewand,
Dem Glück nachhelfen mit verwegner Hand,
Die Wahrheit dämpfen — klare Waſſer trüben, —
Das ſind die Künſte, die ich lehre üben.

LXXXVII.

1.

Ein großer Unterſchied an mir erſcheint,
Wenn man das genus, wenn die species meint;
Als Species, — ein beſcheidenes Geſchlecht, —
Dien' meiſt ich nur als Poliziſt und Knecht;
Doch wahr' ich mir auch ſo der Freiheit Schein,
Iſt mein Geſchäftskreis gleich obſcur und klein.
Als Genus ſpür' ich, ſtolz und hochgemuth,
In meinen Adern königliches Blut.

2.

Ganz unbegreiflich iſt mir's, daß Jemand
Geſchmack jemals an Meinesgleichen fand, —
Außer in böſen Zeiten harter Noth,
Die Eiſen bricht, die achtet kein Gebot,
Nach dem, was man ſonſt ſtolz verſchmäht, begehrt,
Und beten, wie noch manches Andre, lehrt. —
Was vielen Schönern nicht, — iſt mir gelungen,
Daß mich ein großer Dichter hat beſungen;
Manchmal werd' ich — ſo niedrig auch mein Stand,
Zuſammen ſelbſt mit Königen genannt.

3.

Von weitem genus eine enge Claſſe,
Bin ich das Merkmal ſchon von höhrer Raſſe;
Ich deute Nachdruck an, Gewicht und Stärke;
Zu feiner Arbeit nicht — zu grobem Werke
Bin ich, in meiner Derbheit, angewieſen: —
Tropiſch legt man mich Bauern bei und Rieſen.

4.

Ein dauernd Werk oft bin ich der Natur, —
Ein häßlich Kind des Augenblick's oft nur;
Gehorchend bald dem künſtleriſchen Willen,
Bald Werk der Leidenſchaften, Nerven, Grillen.
Manchen, der ſich zu tief hat eingelaſſen
Mit mir, wußt' ich als meinen Raub zu faſſen,
Mit tollen Zauberkünſten zu berücken,
Ihm meinen Stempel bleibend aufzudrücken.

5.

Befragen faſt den Grafen Cerinbur
Möcht' ich um dieſen „Zwieſpalt der Natur,“
Daß ich, wie auf dem ſturmbewegten Meere
Ein Schifflein, ſchwanke zwiſchen Spott und Ehre,
Daß bald man mir mit tiefſter Ehrfurcht huldigt,
Bald ſchonend, halb ironiſch mich entſchuldigt,
Bald mich mit ſcharfer Lauge übergießt,
Wo nicht mit Pfeilen grauſam nach mir ſchießt;
Was ich erſinn' und thue, mich zu ſchützen,
Schärft nur den Hohn, und kann mir wenig nützen.

LXXXVIII.

1.

Noch Keinen hat gedrückt mein Regiment;
Nur Courtoiſie iſt's, wenn man mich benennt
Mit Herrſchaftstiteln, — nominell auch nur
Iſt meine Kriegsmacht, meine Armatur;
Wahrzeichen war ich einſt in blut'gem Krieg,
Vor'm Liebeshof behaupt' ich ſtets den Sieg.

2.

Mich nennt ein Wort, dem kaum der gute Ton
Geſtattete den Eintritt im Salon,
Wenn ein Poet, — genannt nach einem Fiſch, —
Gewagt unlängſt nicht hätte frank und friſch

Dieß Wort, geſtreift vom Schatten eines Fluches,
Zu wählen für den Titel ſeines Buches.
Ganz ungenirt paſſir' ich jede Schwelle,
Wenn ich zu Elementen mich geſelle.

3.

Oft in armſel'gen Aufzugs Demuth bleib' ich,
Oft übermüth'gen Glanzes Luxus treib' ich;
Daß fremd mein Name, hat man ganz vergeſſen,
Geläufig bin ich Bauern wie Prinzeſſen,
Bei letztern wenig mehr im Selbſtgebrauch,
Obwohl ſie häufig mich verſchenken auch.
Einſchmeichelnd mach' ich mich oft unentbehrlich;
Dem Leben, dem Vermögen nicht gefährlich,
Bin ich oft, Andern, eklich und beſchwerlich.

4.

Ich bin mit meiner Schweſter drob entzweit:
Wer klüger ſei und beſſer? ſelbſt im Streit
Sind wir um's Alter — denn kein Zeuge lebt,
Der Taufſchein fehlt, der dieſen Zweifel hebt.
Mehr Farbe hat und mehr Temperament
Die Schweſter; leicht, als ob ſie flöge, rennt
Sie über Matten, auf der Berge Höhn;
Da iſt ſie oft, geſteh' ich, reizend ſchön;
Doch ich, in meines Weſens Gleichgewicht
Verliere Athem, Haltung, Ruhe nicht;
Stets klaren Blicks verſchwend' ich meine Kraft
Nicht in Ausbrüchen heißer Leidenſchaft;
Verlockt durch Launen, Grillen nicht und Spiel,
Verfolg' ich feſten, ſichern Schritts mein Ziel.
In ſeiner Sprache freundlich grüß' ich Jeden, —
Sie ſtößt nur aus pathetiſch haſt'ge Reden.
Stets heimiſch fühlen werd' ich mich auf Erden —
Sie kann verrückt, kann eine Hexe werden.

LXXXIX.

1.

Man denkt ſich meiſt mich als vom höchſten Adel,
Vom reinſten Blut, von Fehler frei und Tadel,
Vollkommen ſo an Schönheit wie an Stärke,
Stolz mich verſagend jedem niedern Werke.
Kein Diener war — es war kein Freund je treuer
Als ich — mein Flügelpaar ſind Sturm und Feuer.

2.

Viel leichter würde meine Arbeit ſein,
Wäre Medea's Zauberkeſſel mein,
Aus dem, was häßlich, abgenützt und alt,
Hervorging in erneuerter Geſtalt;
So koſtet's Plage viel, Geduld und Zeit,
Bis ich Erſtorbnes halb und halb erneut;
Doch überlaſſen muß ich's andern Händen,
Zum Kunſtwerk, was ich biete, zu vollenden.

3.

Die Jagd iſt (vielmehr *war*) meine Paſſion,
Doch trieb ich ſie nicht frei wie ein Baron;
Fügen mußt' ich mich höheren Befehlen,
Ich durfte Zeit und Ort nicht ſelbſt mir wählen.
Als Lehrling mußt' ich miſſen oft den Schlaf;
Ein großer Kaiſer war mein Biograph.

4.

Zu nützen weniger als zu gefallen
Such' ich; aus der Natur drei Reichen allen
Hol' ich mir tauglich Material herbei
Und ſelbſt auch präparir' ich mancherlei;
Viel ſind die Dinge auch, die ich behandle,
Zu wunderbarer Täuſchung oft verwandle,
Daß laut mir wird Bewunderung gezollt
Und meinem Werk des Neides Ohnmacht grollt;
Doch was geprieſen und beſtaunt ward heute,
Wird morgen oft ſchon bleicher Schwindſucht Beute,

Und ich bin abgeneigt nie, nach Verlangen
Mein Werk von neuem wieder anzufangen.

5.

Gefürchtet war ich ſonſt in Stadt und Land,
Durch Tücke, Liſt, Gewaltthat ſchlimm bekannt;
Verkauft war Jeder, der in meine Krallen
Durch Thorheit oder Mißgeſchick gefallen;
Denn, was ich auch Verruchtes ausgeheckt:
Von einem mächt'gen Schild war ich gedeckt.
Jetzt bin ich nicht in dieſer Art gefährlich,
Obwohl nicht zuverläſſig ſtets und ehrlich;
Noch heutzutage thäten Viele gut,
Diskret mit mir zu ſein und auf der Hut;
Denn nehm' ich auch im Blatt mich ſtattlich aus:
Nicht ſchmuck iſt oft mein Negligé im Haus.

XC.

1—3.

Ein Kleeblatt iſt es von drei guten Dingen,
Die dieſes Räthſel will in Reime bringen,
Wohl Manchem läuft ob dieſem ſchönen Bunde
Das Waſſer ſchier zuſammen in dem Munde.

1.

So theuer bin ich nicht wie guter Rath;
Nicht ſtolz bin ich, bin kein Ariſtokrat,
Doch Zutritt hab' ich in den feinſten Kreiſen;
Der Höchſte denkt nicht d'ran, mich abzuweiſen.
Mir überlegen dünkt ſich ein Rival,
Er ſiegt doch nicht, kommt's zur Entſcheidungswahl;
Bei weitem geh' ich — Jedermann bekennt's —
An Witz ihm vor und an Intelligenz.

2.

Gleichgültig und phlegmatiſch ſchein' ich zwar
Gewöhnlich; doch manchmal wird offenbar,

Daß ich aufbrauſen kann in jähem Grimme,
Grollend erheb' ich, knirſchend, meine Stimme;
Schaden hat ſchon geſtiftet meine Wuth,
Doch mach' ich dieß nach Kräften wieder gut;
Einmal im Jahr pfleg' ich mit vollen Händen
Die fettſten Opfer Jung und Alt zu ſpenden.

3.

Noch trag' ich nicht mein bauſchiges Gewand,
Bin, ſo zu ſagen, noch im Larvenſtand;
Doch der Metamorphoſe Bahn beſchritten
Hab' ich und heiße Prüfung ſchon erlitten;
Bald naht mir die Epoche der Verklärung,
Bald werd' ich mich darſtellen der Verehrung
Getreuer Jünger, die mich zu empfangen
Treibt ſehnend unauslöſchliches Verlangen.

4.

Ich mahne an uralte Herrlichkeit,
Die ſo, wie einſt ſie war, ſich nicht erneut;
Das wandelnde Geſetz iſt abgeſchafft,
Nicht mehr beſteht mein Nam' in alter Kraft;
Doch treu bewahrend das halbfremde Wort,
Blüh' und gedeih' ich fröhlich fort und fort,
In unerſchöpfter Luſt: mit meinen Gaben
Die Herzen zu erfreuen und zu laben.

5.

Bald groß iſt mein Gebiet, bald iſt es klein;
Willkür erweitert's oder ſchränkt es ein,
Doch oft iſt's ſtreng durch Regeln feſtgeſetzt
Und wird von Keinem ungerügt verletzt;
Und dieß Gebiet enthält gewöhnlich nichts,
Oft gleicht's der Sitzung eines Strafgerichts;
Und oft zu dem anſtoßenden Gebiete
Verhält ſich's wie der Treffer zu der Niete.

XCI.

1.

Ein rüſt'ger Träger bin ich; ohne Schaden
Hab' ich gar Viel, was mir ward aufgeladen,
Befördert und ſelbſt bei der ſchwerſten Tracht
Niemals ein mürriſches Geſicht gemacht.
Mit meiner Laſt bin meiſtens ich willkommen,
Sie wird mir gern, mit Lächeln, abgenommen.
So denk' ich Dienſt zu thun noch manchen Tag. —
Wenn ich nicht falle und mich trifft kein Schlag.

2.

Bald wird in des Vergeſſens Meer verſenkt
Mein Name, keine Seele mein mehr denkt.
Wenn der Schuhwichſer anſpricht Ehrenſold,
Wenn ſelbſt der Hausknecht annimmt nur noch Gold,
Im prahlenden Zeitalter der Milliarden:
Da leb' ich nur im Mund armſel'ger Barden,
Im Sprüchwort nur noch fort und mich entdecken
Conſervatoren nur — im Opferbecken.

3.

In frührer Zeit, wo's als der Hausfrau Lob
Noch galt, daß, wenn ſie ſelbſt nicht ſpann und wob,
Doch von der ganzen Prozedur nahm Kunde, —
Da war ich ganz geläufig ihrem Munde,
Wenn ſie, bei Hanf und Flachs, in tiefem Sinnen
Berathung pflag mit ihren Spinnerinnen,
Und das die Frage war: wie grob, wie fein
Soll das zu liefernde Geſpinnſte ſein?

4.

Ich bin Bedrängter Hoffnung und Aſyl,
Ich bin raubdurſt'ger Banden Wunſch und Ziel,
Die Klauſe, wo der Händelmacher ſchweigt,
Die Gruft, aus der die lichte Freude ſteigt,
Bin die Spelunke, wo das Elend hockt,
Das Männer-Boudoir, das den Gourmand lockt,

Die Höhle, drin die wildſte Beſtie wohnt,
Das Schloß, in dem ein heitrer König thront.

5.

Wenn ich, ganz iſolirt, für mich ſoll bleiben,
Weiß ich gar nichts Vernünftiges zu treiben:
Drum ſehn' ich nach dem Beiſtand mich von Worten,
Die mir zur Wirkſamkeit aufthun die Pforten;
Vier bieten gleich mir ihre Dienſte an
Aus mir zu machen einen ganzen Mann!
Ich ſtrebe kühn nach einem hohen Ziel,
Doch iſt, was ich gewinne, meiſt nicht viel.
Es ſtehn mir freilich da Gebiete offen,
Die Beute, Ruhm und Gunſt mich laſſen hoffen;
Wohlthäter, Helfer kann ich werden, Lehrer
Der Welt, Idol begeiſterter Verehrer;
Doch ſo iſt Wenigen das Schickſal hold;
Es glänzt wohl Viel, doch Wenig nur iſt Gold!
Glanz wirft auf zwei meiner Gebiete zwar
Von deutſchen Kön'gen ein erlauchtes Paar;
Wenn auch der Krone Laſt ſie drückte ſchwer:
Sie trieben freie Künſte nebenher;
Auch Andre haben glücklich kühn gerungen,
Sich zu der Menſchheit Höhen aufgeſchwungen:
Doch das ſind immer nur die ſeltnen Vögel,
Ausnahmen, die umſtoßen nicht die Regel,
Und unſrer Sippſchaft größtem Theil verſpricht
Sie gute Tage, Glück und Ehre nicht.
Auf was ich laure, läßt ſich meiſt nicht fangen,
Was ich erſtrebe, kann ich nicht erlangen,
Was ich erſehn', iſt Andern zugedacht,
Wenn ich Rath gebe, werd' ich ausgelacht —
Geſunken bin ich leider ſchon ſo tief,
Daß ich geſchrieben manchen Bettelbrief.

XCII.

1.

Ich mache in der Welt nicht viel Geſchrei:
Wohlthätig üb' ich Garten-Polizei
Auf eigne Rechnung; ſonſt bin ich bekannt
Als Coloriſt und luſt'ger Muſikant.

2.

Gerechnet werd' ich füglich zu den Waffen,
Doch mehr bin ich gewöhnt an rüſt'ges Schaffen;
Im Zweifel laſſ' ich, ob in Götterhand
Ich Waffe mehr, oder des Wirkens Pfand;
Sodann in weit'rer, friedlicher Funktion
Heiſcht man von mir die höchſte Praciſion;
Mit mir unliebſam in Berührung kommen
Kann leicht, Wer ſich im Großthun übernommen.
Das Wort beherzigt, das, alternativ,
Von mir Euch zu der weiſe Dichter rief!

3.

Befreit nicht ſind von meinen bittern Schmerzen
Im alten Heldenlied die ſtärkſten Herzen;
Raubvögeln gleich hab' ich mich eingekrallt
Darein mit unerbittlicher Gewalt;
Nicht bannen laſſ' ich mich, wenn Völker kranken,
Wenn Städte ſtürzen oder Reiche wanken;
Geſtürzt doch werd' ich von der trag'ſchen Höhe
Durch eines ſchlimmen Thiers unholde Nähe.

4.

Nicht fremd iſt mir — freiſte Publicität,
Nicht — ſtill verſchwiegenſte Intimität;
Gnügſame Dürftigkeit hält mit mir Haus;
Der höchſte Erdenſtolz ſchlägt kaum mich aus;
So ſchließt ein bunt Gefolge mir ſich an,
Gering und Vornehm, Alt, Jung, Weib und Mann;

Oft um mein Sein und Nichtſein ſtand es kritiſch,
Doch nur lokal, weil ich kosmopolitiſch.

5.

Gar ſchön iſt doch der Liebe ſanfter Zwang,
Dem ſich ein Herz ergibt, zum Schein nur lang
Sich ſträubend, — ſo iſt's nicht bei mir! Gewalt
Brauch' ich, das Eiſen glüht, der Hammer ſchallt;
Ich fordre, zu vollenden meine Werke,
Des Feuers Sturm und der Cyklopen Stärke;
Doch ſieht man harmlos handlich auch, im kleinen
Format, in Frauenhänden mich erſcheinen.

XCIII.

1.

Gewohnt bin ich, auch Prinzen zu empfangen
Und Prinzentöchter ohne Scheu' und Bangen;
Ganz ungezwungen iſt und familiär,
Wenn auch für kurze Zeit nur, der Verkehr;
Der Hochmuthsteufel hat mich nie geplagt,
Daß ich hätt' Andern Gruß und Dienſt verſagt.

2.

Tanzen iſt meine Luſt, mag noch ſo klein
Der Tanzplatz, den man mir herrichtet, ſein,
Die Arbeit aber, die man mir gebot,
Litt niemals unter meiner Tanzluſt Noth;
So weiß ich mich mit Allen zu vertragen
Und Niemand kann ſich über mich beklagen.

3.

Ich ſchmückte wohl die ſchöne Magelone
Und Aſchenbrödel, als ſie trug die Krone,
Doch heutzutag bin ich nicht mehr zu ſchauen
An Königinnen und an Modefrauen.

4.

Schutz hat und Hülfe Mancher angenommen
Von mir, wenn er zu Schaden war gekommen;
Ich unterziehe mich dem Dienſt, dem ſchweren,
Verderbendroh'nde Feinde abzuwehren;
Mit Fleiß und Sparſamkeit oft führ' ich's aus,
Selbſtändig mir zu bau'n ein eignes Haus.

5.

Seltſam! ich ſchreck' und ängſt'ge einerſeits,
Und feſſle doch mit namenloſem Reiz.
Ein ſchlimmer Feind bin ich, doch widerſtehn
Kannſt, — willſt Du nur, — mir ſtets Du und entgehn!
Mit Selbſtverläugnung will ich Jeden warnen,
Daß er von mir ſich laſſe nicht umgarnen!
Wenn ihn mein Finger lockt und wenn er droht,
Mißacht' er nicht der Vorſicht ernſt Gebot!
Wenn er ſich läßt berücken durch mein Werben:
Zieh' leicht ich ihn in zwiefaches Verderben;
Ob Rath und Beiſpiel Manchen auch macht klug:
Doch bleiben ſtets mir Opfer noch genug.

6.

Ich bin zwar immerhin noch ein Beſitz,
Doch klein meiſt; gern übt ſich an mir der Witz,
Wenn Phraſen, Redensarten er erſinnt,
Die für mich ziemlich deſpektirlich ſind;
Wer nicht bei mir an die Rekruten denkt,
Deß Sinn ſich leicht auf Kleiderjuden lenkt.

7.

Ein Wort bin ich für beiderlei Geſchlecht;
Pflichten ſchaff' ich, bin oft ein nutzbar Recht;
Mein Wohl hat freilich Mancher faſt vergeſſen,
Und ſatt und fett an mir nur ſich gegeſſen.
Erwünſcht war oft ich hohen Potentaten,
Doch ich war übel meiſt dabei berathen.

XCIV.

1.

Ein Feind bin ich, dem Opfer ſind gefallen
Millionen; der boshaft mit Teufelskrallen
Zerriſſen und geſchändet ſeine Beute;
Der alte Grimm regt ſich in mir noch heute;
Bald wird ſich's günſtiger für mich geſtalten,
Denn noch gibt's Narren, die mit mir es halten.

2.

Es theilen Kunſt in mich ſich und Natur;
Bald bin ein reines Surrogat ich nur;
Bald arrangirt der Kunſt gefäll'ge Hand,
Was, ihrer harrend, ſie in Fülle fand;
Ich fürchte nichts vom proteſtant'ſchen Haſſe,
Wenn ich gleich mit Reliquien mich befaſſe.

3.

Ich ſchwebe leicht, in wechſelnder Geſtalt
Zu Dir heran; mit Lächeln werd' ich bald,
Mit warmem Gruß holdſelig aufgenommen,
Bald ſchüttelſt Du den Kopf, ernſt und beklommen.

4.

Vor läſtigem Geruch gewähr' ich Schutz;
Ab wehr' ich, unbeſtechlich, Staub und Schmutz;
Doch dazu hab' ich mich noch nie verſtiegen:
Feindſel'ge Himmelsmächte zu beſiegen;
Citiren könnt' ich, Ruhmestitel nennen,
Woran mich müßte jedes Kind erkennen.

5.

Liebkoſungen werden an mich verſchwendet;
Müh' auf Toilette und Hausrath viel verwendet;
Moden von Algier und Paris geborgt;
Für Küch' und Keller nur wird ſchlecht geſorgt.

6.

Dem Sumpf ausweichend, doch nie transſcendent,
Verfecht' ich, zäh und ernſt, mein Argument,
Der Sitte Heiligkeit, der Freiheit Recht, —
Nie des Deſpoten, nie des Prieſters Knecht;
Nie frech und nie frivol, doch auch nicht ſchüchtern,
Scharfſinnig zeig' ich mich, ſtandhaft und nüchtern;
Mit einem Banne halt' ich ſie umſchloſſen,
Den ſchwer bricht Einer meiner Volksgenoſſen.

7.

Seltſam, daß, während ich ein Zwillingskind,
Wir Brüder ungleich uns im Alter ſind;
Faſt unzertrennlich an einander hangen
Wir doch, ſeitdem die Taufe wir empfangen;
Was auch das Schickſal bringt, iſt uns gemein
Und ſtets ſteht einer für den andern ein.
Des Schickſals Dräuen wenig uns bewegt,
Und ſtets ſind wir zu Kurzweil aufgelegt.

XCV.

1—3.

Uns aus dem Weg zu gehen, iſt gerathen,
Denn wir ſind drei unholde Potentaten,
Von Alters her gefürchtet und genannt,
In unſrer ganzen Macht erſt ſpät erkannt.

1.

Hochfahrend bin ich, von brutalen Sitten,
Zugänglich guten Worten nicht und Bitten;
Doch, glückt es, meinen Ungeſtüm zu ſtillen,
Und zu gewinnen meinen guten Willen;
Erweiſ' ich mich, wo meine Hülfe nöthig,
Zu manchem guten Werke gern erbotig,
Doch leicht — verfehlt man es in Kleinem nur, —
Erwacht in mir die tückiſche Natur. —

Aufruhr verkündigt meines Zornes Stimme
Und keine Grenzen ſetz' ich meinem Grimme.
Daß ich zum Schluſſe doch auch das geſtehe:
Selbſt wild, ſtamm' ich aus einer wilden Ehe.

2.

Ein ſpukhaft Weſen bin ich, ſchwer zu faſſen,
Fremd bin dem Reich der Körper ich, der Maſſen,
Für mich bin nichts ich — nur als Paraſit
Lauf ich, ein häßlicher Begleiter, mit.
Ich übe an den Opfern meiner Wahl
Gar manche Tücke, manche herbe Qual:
Oft reiz' ich ſie, ſich luſtig anzuſtellen,
Ballet zu tanzen oder auch zu bellen;
Zuweilen trifft ſich's, daß wir Luſt verſpüren,
Komödien mit einander aufzuführen,
Worüber dann die Leute hoch erſtaunen,
Und böſen Argwohn ſcheu in's Ohr ſich raunen.
Wenn ſich ein kluges Thier zu mir geſellt,
Bin das Entſetzen ich und Grau'n der Welt.

3.

Elihu Burrit predigt ew'gen Frieden;
Zunächſt ſcheint er der Menſchheit nicht beſchieden.
Wenn ein Gutachten wird von mir begehrt:
Nie größrer Unſinn ward, ſag' ich, gelehrt!
Ihr werdet ein paar Worte mir erlauben;
Daß ich's am beſten weiß, dürft Ihr mir glauben!
Appanagirter Prinz nur ſoll ich ſein;
Man zahlt mir Viel, man räumt mir Schlöſſer ein,
Beſchenkt manchmal mit Blumen mich und Kränzen,
Läßt Freudenfeuer mir zu Ehren glänzen,
Und wenn ich auch gar manchen Unfug treibe,
In meinen Grenzen niemals ruhig bleibe,
Und Klage führen über mich Anbringer:
Man ſieht beſchönigend mir durch die Finger;
Man ſagt: „das iſt nur jugendlich Gebahren,
Es wird ſich Alles beſſern mit den Jahren!“

Doch ich ſag': Nein! Ich bin Erbherr der Welt
Und will es ſein — es muß, was mir gefällt,
Geſchehen! nicht die Herrſchaft will ich theilen!
Nicht Frieden ſtiften will ich und nicht heilen!
Bald, wenn die Welt iſt ſatt der blöden Lehre:
Daß Friede, — der nur Ohnmacht iſt — ernähre,
Stehn ſeine ſchläfrigen Apoſtel ſtumm
Vor meiner Allmacht Evangelium.

XCVI.

1.

Ich — eine Welt umfaſſ' ich; — eine Kunſt
Bin ich, hoch ſtehend in der Menſchen Gunſt,
Doch auch verwünſcht, — ich bin ein treuer Wächter,
Ein ſtarker Zeuge und ein tapfrer Fechter;
Bin — mit und ohne Prädikat — ein Schatz
Ernſter Gemüther; um den Ehrenplatz
In meinem Reich wetteifern hohe Geiſter, —
Legionen Schüler, aber wen'ge Meiſter.

2.

In der Geſchichte ſpielt' ich eine Rolle,
Doch eine ſchimpfliche, meiſt unheilvolle;
Nie krönte meine Stirn ein Lorbeerzweig,
Denn tückiſch immer zeigt' ich mich und feig.
Ich ſchmiegte mich in mancherlei Geſtalt,
Freute mich meiner heimlichen Gewalt,
Doch ſo viel Unfug ich auch hab' getrieben:
Noch mehr hat man mir fälſchlich zugeſchrieben.

3.

Conto corrent halt ich mit meinen Kunden;
In Ordnung wird die Rechnung ſtets befunden;
Ich gebe Jedem unbegrenzt Credit.
Sie machen nach Bequemlichkeit es quitt,
Wenn auch in einer etwas andern Sorte, —
Geſchriebnes braucht's nicht zwiſchen uns, nicht Worte.

4a.

Bei einem Handwerk dient' ich früh als Knecht,
Ward abgedankt von ſpäterem Geſchlecht,
Das einen Andern ſich zum Dienſt berief,
Deß Zunge ſchärfer war, der flinker lief.
Doch in Reſerve hat man mich beibehalten,
Oft recht gebieteriſch läßt man mich ſchalten,
Und meiner Treue Werth erſt klar man ſieht,
Wenn ſich der andre Knecht dem Dienſt entzieht
Und auf kein Schmeicheln achtet und kein Winken,
Sobald man ihm nicht gibt genug zu trinken.

4b.

Sollt' ich — da Jeder ſeinen Lebenslauf,
Sein koſtbar Ich dem Publikum drängt auf —
Nicht auch meine Denkwürdigkeiten ſchreiben?
Reiflich es überlegend laſſ' ich's bleiben!
Viel könnt' ich zur Culturgeſchichte ſteuern
Von Geiſterkampf, ſpukhaften Abenteuern,
Doch ſpräch' ich meine Meinung offen aus:
Wie brächen los da Ziſchen und Applaus!
Wie würden da die Sekten und Parteien
Anachroniſtiſch noch ſich heiſer ſchreien!
Da gäb' es Zank und Hader ohne Ende!
Es ballten ſich zu Fäuſten alle Hände;
Leicht ſtürzten in des wilden Aufruhrs Flammen
Der alte und der neue Bau zuſammen.

5.

An mir, dem Kirchenmann ganz eigner Art, —
Hat ſeine Gaben nicht der Geiſt geſpart.
Kein heil'ger Geiſt war es, kalt, boshaft, bitter,
Der in des Nächſten Aug' entdeckt die Splitter
Mit cyn'ſcher Freude, mit dem Blick des Falken,
Doch in dem eignen Schalksaug' nicht den Balken.
Ein Kind nur, neben ſolcher avis rara,
Bleibt Euer Abraham a Sancta Clara.

XCVII.

1a.

Mein Daſein — weiter als zum Knaben bringen
Kann ich es nicht — doch Leichenklagen ſingen
Darf Niemand mir; — ich lebe meiſt ſo lang
Als Rieſen; heitrer iſt mein Lebensgang.
Von Unfug, den ich übe, hört man ſelten.
Manchmal mag man extravagant mich ſchelten:
Kurzweil, Genuß, ſelbſt Nutzen ſchaff' ich Vielen,
Erfreut von meinem Plaudern, meinen Spielen.

1b.

Von mir in hoher Halle ſind verſammelt
Das Kind, das froh in frommer Einfalt ſtammelt,
Die Jugend, von muthvollem Drang ergriffen,
Des Lebens brandend Meer kühn zu beſchiffen;
Gereifte Seelen, die mit wucht'gen Schlägen
Tiefſter Empfindung reinſtes Gold ausprägen;
Geweihte Geiſter, die nach ſeel'gen Küſten
Zum Fluge ſich mit heil'ger Faſſung rüſten, —
Und Alle fühlen freudig ſich verwandt
Und reichen, Eines Sinnes, ſich die Hand;
Befreit, andächtig ſchwingt mit ſolchem Chor
Die Seele ſich des Hörers mit empor.

2.

Drei Eigenſchaften darf ich mir beilegen,
Die Manchem eingetragen großen Segen:
Stets nach dem Hohen trag' ich ein Verlangen;
Wehrloſe pfleg' ich ſchützend zu umfangen;
Ich weiß mich jeder Schickung zu bequemen,
Dankbar das mir Gebotne anzunehmen:
Sei's Gold, ſei's Stroh, Blei, Laub, Leinwand und Gras,
Sei's feſter Stein, Holz, oder ſprödes Glas.

3.

Für Frieden nicht und Ruh — zur Luſt der Waffen,
Zum Kampf iſt und zum Krieg der Menſch geſchaffen!
Wenn Niemand ihn beleidigt und verletzt,
Kein Feind den Fuß auf ſeine Grenze ſetzt,
Wenn er beſitzt, genießt, was er nur mag,
Wenn ruhig ſeine Nacht iſt wie ſein Tag:
Selbſt ſchafft den Feind ſich ſeine Phantaſie!
Kampf zu erſinnen wird ſie müde nie;
Kunſtvoll vertheilt wird er an viel Geſtalten,
Stets neu ſich zu verwickeln, zu entfalten.
Nichts Höh'res als ſolch Kriegsgeheimniß hüten!
Ob ſolcher Strategie tiefſinnig brüten!
Zur Welt erweitert ſich der knappe Raum,
Auf wird gezehrt die Wirklichkeit vom Traum;
Erſtrebt mit krampf'gem Ringen wird der Sieg,
Mit zorn'gem Ehrgeiz im — erträumten Krieg!
Ich weiß es ja! ich kann davon erzählen.
Krieg iſt das Element der Menſchenſeelen!

4.

So wie ich heiße jetzt, ward ich erſt neulich
Getauft — getauft? dies Wort paßt hier nicht freilich,
Alſo benamſ't; und wahrlich! ich wuchs ſchnell!
Stark meine Knochen und die Stimme grell,
Die Fäuſte derb, das Aug' nicht himmelblau,
Runzlig die Stirn, die Haare wirr und grau —
Ich geh', aus meinem Spielzeug mir zu holen
Cyan-Kali, Schwimmgürtel und Piſtolen.

5.

Wenn traf ſolch Mißgeſchick, wie mich? zerronnen —
Hieß wörtlich es bei mir, — ſo wie gewonnen!
In Feindes Reihn, den ich am Tage ſchlug,
Mein toller Gaul hinein mich Abends trug —
Gefangner ich, das Generalſtabs-Haupt!
Und, kaum gepflückt, der Lorbeer ſchon entlaubt!

XCVIII.

1.

Verſchloſſen meiſt, laut Jeden ich doch warne:
Zu hüten ſich vor meiner Lockung Garne;
Fremd iſt mir ganz ſentimentale Rührung,
Doch kenn' ich viele Künſte der Verführung.
Schon mancher Jüngling, Mann und Greis erlagen
Meiner Verſuchung, mit Blindheit geſchlagen,
Und manches menſchlichen Daſeins Geſchick
Verdarb ein unbewachter Augenblick.
Bezaubert wie vom Blick der Klapperſchlangen
Iſt manch Verführter mit mir durchgegangen.
Träumend von Luſt und Glück in trunknem Wahn —
Wie man's oft lieſt im engliſchen Roman,
Nur daß nicht zum Triumph behülflich war
Ein Schmid von Gretna-Green dem flücht'gen Paar.

2.

Was? wann? wieviel? woher? wie alt? — die Fragen
Gelten mir alle; Wer kann Antwort ſagen?
Linguiſten, Pflanzer ſtreiten, Unitarier,
Blaublüt'ge, Farbige, Brahminen, Arier, —
Ich halte mich vorſichtig an das Eine:
Suum cuique! Jeglichem das Seine!
Nur daß ſich nie die Wiſſenſchaft vergeſſe,
Die Wahrheit zu verkuppeln dem Intereſſe!

3.

Zwei Worte ſind es, die Ein Ding bedeuten,
Und die auch mit faſt gleichem Klange läuten,
Die klein're Schweſter ich, die anſpruchsloſe;
Die andre ſtrebt in's Freie und in's Große.
Jahrtauſende ſind Maßſtab ihrer Zeit,
Sie greift hinaus in die Unendlichkeit;
Ich aber ſtamme aus viel jüngern Tagen;
Schlechte Geſellſchaft muß ich oft ertragen;

Was ungezogen, roh, gemein, profan —
Dem hängt man gerne meinen Namen an,
Drum laſſ' ich, ſolchem Schickſal zu entlaufen,
Mich gern auch mit der Schweſter Namen taufen.

4.

Die erſte Roll' iſt mein bei einem Feſte,
Das, wenn's auch immer nur dieſelben Gäſte
Verſammelt, doch ſtets neuen Reiz gewinnt,
Bei dem oft Fama Schickſalsfäden ſpinnt.
Beliebt bei Jungen und noch mehr bei Alten,
Weiß ich bei Laune Alle zu erhalten,
Die Karten immer ſpannend neu zu miſchen,
Und den erlahmten Genius anzufriſchen,
Daß oft, wenn der Begeiſt'rung Dämpfe ſteigen,
Prophetinnen der Zukunft Bild Euch zeigen.

XCIX.

1.

Ich bin (viel mehr oft als ein Gaſt!) willkommen;
Mit offnen Armen werd' ich aufgenommen,
Entgegen ſtreckt ſich willig jede Hand,
Man fragt mich kaum um Namen, Herkunft, Stand;
Es zeigt ſich Alles mir im ſchönſten Licht —
Nur Eins darf ich vergeſſen haben nicht!

2.

Man kann manch mildres Wort zu Hülfe nehmen,
Will man mich nicht beſchimpfen und beſchämen,
Doch gutes Wort, Beſchämung und auch Schelten
Vermögen mich zu beſſern nur gar ſelten;
Ein harmlos Mittel könnte wohl beſchwören
Mein Uebel — doch von dem will ich nichts hören!

3.

Gemehrt hab' ich in früherer Zeit die Zahl
Von einem ſtolzen, prächt'gen Perſonal;

Die Arbeit meiner Hände war nicht groß,
Doch konnt' ich ſie nicht legen in den Schooß;
In andrem Dienſt ſteh ich noch heutzutage,
Wo doppelt ich die Farben Preußens trage.

4.

Das Amt, das ich geübt in alten Tagen,
Hat mir nicht Gold, nicht Gunſt mir eingetragen.
Ich habe beides auch niemals begehrt,
Freiwillig hab' ich, ſtrengen Sinn's, entbehrt;
Mit jenem Worte bin ich eng liirt,
Das mir unmittelbar voraus marſchirt.

C.

1.

Nicht Weſen bin ich, bin nur Eigenſchaft,
Doch nicht erwachſ' ich aus der eignen Kraft,
Bin Eigenſchaft, von Fremdem doch abhängig;
Meinen Vorgänger ſchonungslos verdräng' ich;
Jetzt wird das Räthſel wunderbar und ſchwer:
Jünger bin ich und älter auch als er.

2.

Zäh muß wohl ſein mein Stoff; auf härtſten Stein
Mag man mich werfen, auf mich hauen ein
Mit Hammer und mit Schwert, ſcharf auf mich ſchießen,
Durchſtechen mich, mit Vitriol begießen —
Ich bleibe unverſehrt trotz allem, — Wunden
Und Schrammen hat man nie an mir gefunden.

3.

Fliegend daher auf leichten weißen Schwingen,
Kann ſchweren Druck ich, ſchwarze Sorgen bringen,
Wie ein Geſpenſt lähm' ich Dir Kraft und Muth
Und ſauge Dir, ein Vampyr, aus das Blut.

4 a.

Ich bin ein weit bekanntes Ordenszeichen,
An Alter iſt mir keines zu vergleichen;

Mit wenig Koſten werd' ich hergeſtellt,
Und reſpektirt doch in der halben Welt,
Und funkl' ich nicht von leuchtenden Metallen:
Hoch iſt mein Platz über den andern allen.

4 b.

Ich bin aus ſchimmernd weißem Stoff gemacht,
Oft ſtrahl' ich in der reichſten Farben Pracht;
Zu geben willig ſo wie zu empfangen,
Erweck' ich oft ein ſehnliches Verlangen;
Zu Tag kann meine ganze Schönheit kommen
Erſt, wenn mir Plünd'rung Alles weggenommen.

4 c.

Ich, gleichen Namens, bin ſo lieblich nicht!
Dick, ſchwarzgrau, plump, von laſtendem Gewicht;
Die Stirne biet' ich wildempörtem Grimme,
Entgegen kühn brüllendem Feind' ich ſchwimme;
Mein einziger Gedanke, wie ich ſiege
Im ſtets ſich ſteigernden Vernichtungskriege.

5.

Zweideutig — dien' ich Schwachen bald zum Bette,
Bald müden Wanderern zur Lagerſtätte, —
Hier unbeſchränkt, dort ſehr beengt im Raum,
Hier fehlt, wie dort, der üppig weiche Flaum;
Hier magſt an's Grab Du, drein ſie einſt Dich ſenken,
Dort eher an des Kindes Wiege denken.

6.

Wenn ich, aus tauſendjähr'gem Schlaf erwacht,
Steig' auf vor Dir aus der Geſchichte Nacht:
Umgibt mich nicht ein faltiges Gewand,
Nicht ſtreckt zum Gruß ſich aus die Rieſenhand;
Halb nackt, doch kriegeriſch mit Erz gerüſtet,
Mein Leib in Wolfs- und Bärenhaut ſich brüſtet;
In meinem Aug' blitzt Schlachtmuth, Siegesglück,
Und Heldenblut's Geruch laſſ' ich zurück.

CI.

1a.

Nachdem man raſtlos mich herumgejagt,
Nachdem ich oft am Hungertuch genagt,
Hat endlich man den Abſchied mir gegeben,
Dem Rennen nur und Kargen war das Leben;
Und kaum, daß hier des Dienſt's man mich entläßt,
Werd' ich zu neuer Frohne dort gepreßt.
Doch wird man da die Einſicht bald erlangen,
Daß wenig mehr mit mir iſt anzufangen,
Weil ganz mein Mark und meine Kraft verzehrt,
Und, was ich bin noch, des Gehalts entbehrt.

1b.

Oft treibt mich an nur ſchnöder Eigennutz,
Oft gilt es heil'ger Menſchenrechte Schutz;
Wenn ſcharfe Augen ſpähend mich entdecken,
Erreg' ich Hoffnung Dem, und Jenem Schrecken.
Grimm'ger Begegnung, unbarmherz'gem Strauß
Weich' ich, gefaßt auf Alles, niemals aus;
End' ich auch oft in meines Daſeins Lenze,
Mir fehlen doch Trophäen nicht und Kränze.

1c.

Bei alten Völkern hab' ich überall
Viel abgegriffnes, edelſtes Metall
Geſammelt, das in Schutt und Trümmern tief
Entſtellt, mißachtet, ja verabſcheut, ſchlief;
Kunſtreich hab' ich Werkſtätten angelegt,
Die alten Bilder glänzend neu geprägt;
Mit Lob zwar und Bewundrung aufgenommen,
Sind ſie doch nie recht in den Kurs gekommen;
Gehäſſig warf ein alter hitz'ger Thor
Falſchmünzerei dem Reſtaurator vor!

2.

Hyänen, Löwen, Tiger müſſen füttern —
Das kann die ſtärkſten Nerven wohl erſchüttern,

Dazu iſt Jedem ſeine Haut nicht feil:
Ein ähnlicher Beruf ward mir zutheil!
Nicht reinlich iſt, gefährlich iſt mein Poſten;
Geſundheit kann und Leben er mich koſten,
Verſchlungen, als die erſte Blutesſteuer,
Werd' ich zumeiſt vom grimm'gen Ungeheuer.

3.

Ich habe merkantiliſches Genie,
Ich pflege manche ſchöne Induſtrie;
Schlau, derb bin ich, nicht ideal, nein! praktiſch,
In meinem Thun und Denken prophylaktiſch;
Aus meinem Blute ſelbſt — ein kluger Held! —
Wie aus Luft, Licht, Fels, Waſſer, ſchlag' ich Geld!

CII.

1.

Wie Wallenſteins, ſo ſchwankt in der Geſchichte
Auch mein Charakterbild, und im Gedichte;
Als Friedensfürſt ſtell' ich mich Dieſem dar,
Und Jenem heiß' ich Feigling und Barbar.

2.

Man klagt, daß ich, einer zweideut'gen Rolle
Gewohnt, heraus nie mit der Sprache wolle,
Ausweichend, fremd begegne meinen Gäſten
Und habe ſelbſt die Klügſten oft zum Beſten;
Mit heterogenen Mächten anzuknüpfen
Such' ich, und unerkannt ſelbſt durchzuſchlüpfen.

3.

Der Ewigkeit Symbol mag man erkennen
In mir, mag mich verwandt der Schlange nennen;
Ihr Gift laſſ', ihre Bosheit ich vermiſſen,
Ich beiße nie, werd' ich gleich ſelbſt gebiſſen.

4.

Ihr würdet mich wohl gern mit Salz beſtreuen,
Daß all das Blut ich wieder müßt' ausſpeien,

Das ich, Heilung verheißend, ausgeſogen
Dem blinden Volk, heillos von mir betrogen;
Einſt hat mich eine plumpe Hand gezwickt,
Doch lang den Dämon nicht in mir erſtickt;
Nicht Ausſicht iſt, daß mein Beruf ausſterbe,
Schwunghaft wird noch betrieben mein Gewerbe.

CIII.

1.

Nicht müde werden Viele mich zu loben,
Von manchem weiſen Spruch werd' ich erhoben,
Man nennt mich nach dem Koſtbarſten auf Erden,
Mir anbequemt ſoll Brauch und Regel werden;
Doch Andre laſſen ſolches Lob nicht gelten,
Die mich charakterlos, feig, ſchwächlich ſchelten;
Sie ſagen höhniſch mir wohl ins Geſicht:
Wie ich zu leben — werth der Müh' ſei's nicht!

2.

Was nur als lockend kann und reizend gelten,
Bin ich, — ſo holde Mädchen ſieht man ſelten;
Mit meinen Blicken, den verführeriſchen,
Weiß ich des Wortes Wohllaut ſüß zu miſchen;
In Augen, Stimme, Locken, Roſenwangen —
Gebricht mir nichts, Gunſt, Beifall zu erlangen.
Und doch gibt's Herzen, die ſich von mir wenden,
Die gegen meine Anmuth ſich verblenden,
Sei's, daß des Stolzes Dämon ſie beſitzt,
Sei's, daß ſie ſind aus Eichenholz geſchnitzt.

3.

Aus manchen Quellen iſt mein Blut gemiſcht,
Doch ward es durch die Miſchung nur erfriſcht;
Zum Baum erwuchs von mir ſchon mancher Zweig,
Und manche Gährung ſchuf mein Sauerteig;

Denn ungern halt' ich gänzlich mich zu Haus,
Doch geh' nicht leicht ich aus mir ſelbſt heraus;
Maßlos in Lob und Tadel bin ich ſelten,
Doch ſoll mein Maßſtab ſtets, mein Prüfſtein gelten.
Wer mir zu nahe tritt in meinen Rechten,
Auf Tod und Leben muß er mit mir fechten;
Ein Viertheil bin ich Blei, ein Viertheil Stolz,
Ein Viertheil Gold und eines Eichenholz.
Urwüchſigkeit erblüht mir zum Genie;
Oft krönteſt, Sieg! Du meine Energie!
Auch jetzt, wo Viele höhnend mir mißtrauen,
Will ich auf dieſes Namens Omen bauen.

CIV.

1.

Einſt ward' ich durch maßloſe Huldigungen
Verwöhnt, mit Seide, Lorbeer, Gold umſchlungen;
Jetzt fragt nach mir im Grund Niemand mehr viel
Und höchſtens gelt' ich als ein harmlos Spiel.

2.

Pflichttreu verſäum' ich nie die Pilgerreiſe;
Ascetiſch nähr' ich mich mit Faſtenſpeiſe;
Daher will auch ein höhniſch Sprüchwort wiſſen:
Zu finden ſei an mir kein guter Biſſen.

3.

Ich bin der Einſamkeit, der Wildniß Gaſt,
Ruinen ſind und Trümmer mein Palaſt;
Ich brauche keine Wächter auszuſtellen,
Es naht kein Feind, kein Freund ſich meinen Schwellen;
So weit ob Fels und Schnee der Himmel blaut,
Ertönt mein Jagdruf als alleinz'ger Laut;
Mach' außer meinem Weichbild ich Beſuch:
Erweck' ich Wehruf, Schmerzensſchrei und Fluch.

4.

Oft ausgeſetzt bin ich Metamorphoſen,
Nicht leicht berechenbaren, regelloſen;
Es würde manches Menſchenſchickſal ändern,
Wenn ſie verzeichnet ſtänden in Kalendern.
Bald werf' ich ab die ſchimmernd goldne Schuppe,
Bald glänzend unverhofft ich mich entpuppe;
Auf biet' ich allen Eifer, jede Kunſt,
Vertrauen zu gewinnen mir und Gunſt;
Ich ſtelle dar mich als des Lichtes Engel,
Bin ohne Dorn und Galle, ohne Mängel;
Mit prächt'gen Fahnen komm' ich angezogen —
So — oft betrüg' ich, oft werd' ich betrogen.
In grauer Vorzeit macht' ich viel Spektakel;
Noch trägt davon mein Name eine Makel.

5.

Bei weitem ſchwerer wiegt, als mein Gewebe,
Wogend in leichter, anmuthsvoller Schwebe,
Meiner Bedeutung myſtiſches Gewicht;
Mit meines Namens ernſtem Klang verflicht
Die Ahnung ſich geheimnißvoller Dinge,
Die ich verberge — oder näher bringe;
Ernſt mag und weihevolle Stimmung frommen,
Wo ich geboten werde und genommen.

6.

Wohl Jeder meint zu wiſſen: was ich ſei?
Reminiscenzen von „Friſch! Fröhlich! Frei!"
Gehn durch die Köpfe, doch auf ſchärfre Fragen
Wiſſen Beſcheid die Wenigſten zu ſagen;
Willſt Du die Auskunft bei der Praxis ſuchen:
So find'ſt Du hier: Tanz, Karten, Wein und Kuchen;
Doch Aufflug feſſelfreier Seelen dort,
Der Herzen Einklang und des Genius Wort,
Die Freude, die Groll, Mißtraun, Neid verzehrt
Und reiner Liebe Veſta-Flamme nährt.

7.

Mir ward nicht höchſter Schönheit Offenbarung,
Nicht war Hymettus' Honig meine Nahrung
Als Kind: die Milch der frommen Denkungsart
Hab' ich für ſpät're Jahre aufgeſpart.
So bin ich zwar ein Engel nicht des Lichts,
Doch noch viel weniger ein Taugenichts!
Ich geh' grad aus, thu' keinen Zwang mir an,
In Ernſt und Kurzweil ſtell' ich meinen Mann;
Nicht hudeln laſſ' ich mich, nicht mit mir ſpaſſen,
Als tücht'gen Kerl muß man mich gelten laſſen;
An mir iſt, — fehlt mir auch das att'ſche Salz, —
Verloren mindſtens Hopfen nicht und Malz!

CV.

1.

Als noch Betrug und Falſchheit war verfehmt,
Hab' mich ich meiner Argliſt halb geſchämt;
Jetzt, wo ein Schelm den andern vorwärts drängt,
Jetzt, wo Millionen man von Gimpeln fängt:
Verſteck' ich mich nicht mehr; auf Markt und Gaſſen
Darf ich, ein Matador, mich ſehen laſſen.

2.

Erwähnt werd' ich, — obwohl ſelbſt kein Genie, —
In der Geſchichte der Philoſophie;
Mein Name ward in's ſchwarze Buch gebracht,
Man lud mir auf manch kränkenden Verdacht;
Als Todesmächten dienſtbar denuncirt
Ward ich, als ſeelenmörderiſch proſkribirt.
Als Landeskind bin ich nicht hochgeſchätzt,
Beim Kinderſpiel etwa als Preis geſetzt,
Verwendet werd' ich auch in Stall und Küche;
Nicht reſpektiren mich des Volkes Sprüche;
Doch wie man aus der Fremde mich läßt kommen,
Werd' als ein theurer Gaſt ich aufgenommen;

Viel Höflichkeit geſchieht mir da und Ehre, —
Wenn die Geſellſchaft nur oft beſſer wäre!,
Mein Ruhm iſt — Jeder muß mir darin weichen: —
Dem großen Warwick darf ich mich vergleichen!

3.

Gut, daß die Zukunft ird'ſchem Blick verborgen!
Wie wäre mir vergällt mein Lebensmorgen,
Ein blauer Montag, nur von Luſt gewürzt, —
Wüßt' ich: wie grauſam er mir wird gekürzt;
Oh harte Nuß für die Theodicee!
Faſt eine Oreſtie und Odyſſee!

4.

Schmuck, Waare, Meuble, Laſt, Geräth, Symbol,
Spiel, Luxus — was am meiſten bin ich wohl?
Für jedes könnt' ich gute Gründe bringen;
Niemand will ich, ſich zu entſcheiden, zwingen;
Den Auktioneur würd' es gar ſehr geniren,
Genau, bis auf die Mark, mich zu tariren.
Kühn oder — thöricht, Wer es wollte wagen,
Wenn's zur Verſteigrung käme, drauf zu ſchlagen!
Meine heraldiſchen Variationen —
Kaum würde ſichs, ſie aufzuzählen, lohnen.

CVI.

1.

Es wird von mir beherrſcht ein weit Gebiet,
Mein blankgerüſtet Kriegsheer überzieht,
Klein, groß, vielfach geſtaltet, alle Zonen
Wo nur nicht allerwildſte Völker wohnen.
Gebraucht werd' ich zum Unterhaltungs-Kitte,
Der Nothdurft bin ich dienſtbar und der Sitte,
Durch viele Hemmungen brech' ich mir Bahn;
Scharf, aber meiſt unſchädlich iſt mein Zahn,

Obwohl manchmal ich, folgend böſem Hange,
Harmloſe ſelbſt zu ſchädigen verlange,
Sogar, entzündet zu blutgier'gem Haſſe,
Zu wildem Morde mich hinreißen laſſe.
Doch bin in meinem Element ich mehr,
Wenn ich, abſagend blindem Ungefähr,
In engſtem Raume ſammelnd meine Kräfte,
Ganz auf die Löſung Einer Pflicht ſie hefte.

2.

In Ungunſt ſteh' bei Großen ich und Kleinen,
Nirgends willkommen, wo ich mag erſcheinen;
Mir ſelbſt muß ich geſtehn: nicht angenehm
Weiß ich zu machen mich und nicht bequem.
Und leider kann ich einmal wandeln nicht
Der Stimme Ton, Geberden und Geſicht.
Zwar thu' ich oft, was ich nur kann, zu ſchmeicheln
Dem Eiteln, Widerborſtige zu ſtreicheln;
Ich ſinne tauſend Complimente aus;
Ich bringe Zuckerwerk und Blumenſtrauß,
Mein Mund fließt über von der Weisheit Sprüchen,
Ich dufte von Arabiens Wohlgerüchen,
Reispuder leg' ich auf und zartſtes Roth —
Umſonſt! man flieht und haßt mich wie den Tod.
Verſichrung guter Meinung wird verlacht,
Und meine Bosheit gilt als ausgemacht.
Aus ſpeit man vor mir, wendet mir den Rücken,
Erlaubt ſich gegen mich die frechſten Tücken,
Schließt mir die Thüre oder jagt mich fort,
Noch eh' ich recht gekommen bin zum Wort.

Zwar Manche ſtellen ſich ſanftmüthig an,
Doch längſt gewitzigt bin ich ſchon; ich kann
Mich täuſchen nicht: zu ſchüchtern ſind ſie eben,
Sonſt würden ſie auch mir mit Gift vergeben.

3.

Man hat mich überhäuft mit Hohn und Spott,
Mich todt geſagt — und mindeſtens bankrott;

Man demonſtrirt mit wüthendem Geſchrei,
Daß ich ein Baſtardſohn des Wahnſinns ſei;
Man hat die Röcke mir, die Haut zerfetzt,
Mit Hunden und mit Witzen mich gehetzt;
Man hat an mir verſucht die Hungerkur,
Der Majeſtätsbeleid'gung der Natur
Mich angeklagt. — Es ändert ſich die Scene!
Die grimmig fletſchend mir gezeigt die Zähne,
Mir frech bemalt und demolirt das Haus;
Bitten ſich jetzt von mir mein Lichtbild aus;
Man macht mir ſchmeichelhafteſte Careſſen. —
Man huldigt mir — und Alles iſt vergeſſen.

CVII.

1.

Mir räumt man ſtets den Vortritt ein mit Recht;
Der Herr verſchmäht mich nicht und nicht der Knecht;
Ein faßt ungleiche Bilder gleicher Rahmen
Und ſehr Verſchiedenes trägt Einen Namen!
Mit tauſend Dingen werd' ich kopulirt
Und ſo mit tauſend Namen titulirt
Von Allem, was da wächſt von Kraut und Frucht,
Was man im Bach, im Fluß, im Meere ſucht;
Auch ein Gemiſch hat roher Spaß erfunden,
Das als wohlthuend Keiner noch empfunden.

2.

Oft bin ich kalter, ſtummer Seelen Hülle;
Oft deck' ich kräft'gen, warmen Lebens Fülle;
Kunſt und Natur wetteifern, mich zu flechten
Aus trügeriſchen Stoffen und aus ächten.

3.

Ich ſammle mich um mancher Farbe Fahnen,
Auf thun ſich mir gar weit entlegne Bahnen;

Des Friedens und des Krieges Künſte treib' ich;
Nicht allzulange meiſt ein Ganzes bleib' ich;
Ungleichen Strebens nah verwandten Lohn
Tragen — wenn's glückt — zwei meiner Art davon.

4.

Dem Forſcher hab' ich Beiſtand oft geleiſtet,
Zu keckem Späherdienſte mich erdreiſtet;
Doch — wie mit Deinen Freuden wär's bewandt,
Wenn Du mich allzeit hätteſt bei der Hand?

5a.

Mich ſchmückt, — inbrünſt'ger Liebe Gegenſtand —
Von Mutter-Sorgfalt manch' kunſtreiches Pfand;
Gleich bleib' ich, doch ach! jene Neigung zieht
Erkaltend ſich von mir zurück — entflieht
Und kehrt nicht mehr. Doch, was man auch mag ſagen
Vom Unbeſtand der Welt — ich kann nicht klagen.

5b.

Man meint vielleicht: nur kindiſch noch und roh
Sei ich von jener Kunſt der Embryo,
Die auf den Flügeln der Begeiſtrung ſchwebe
Und Völker auf der Bildung Gipfel hebe.
Solch günſt'ge Meinung kann ich nicht annehmen;
Ich muß mich ſolchen hohen Lobes ſchämen;
Verlumpt bin ich, entartet, krank, verkommen,
Nicht wird mehr meine Schmach von mir genommen;
Wer Wahrheit, Kraft, Natur — verhüllt auch — gern
Aufſucht — von meiner Schule bleib' er fern!
Bei meinen Saturnalien walten frei
Blödſinn, Brutalität, Unflätherei.

5c.

Im Dunkel ſtets, doch bald dem Anblick offen,
Bald eingeſenkt, verhüllt, werd' ich getroffen;
Wie ich des Lichts Umfluthung ward entnommen!
Selbſt weiß ich nicht, was über mich gekommen,
Daß ich in dieſes Zwitterdaſein trat —
War es mein Schickſal? war es meine That?

Wächſt in mir keimender Freiheit Entſchluß?
Trägt mich zur Ruh der leiſen Stunden Fluß?

6.

Ich gebe Matinéen und Soiréen,
Da laſſ' ich als ſplendider Wirth mich ſehen!
Doch fehlt oft — nicht durch meine Schuld, — das Beſte,
Und murrend ziehn dann ab all meine Gäſte.

CVIII.

1.

Viel Meiſter ſind, die mich zu fert'gen wiſſen,
Denn Kunſt und Handwerk ſind um mich befliſſen,
Zu Nothdurft oder feſtlichem Gebrauch,
Als müſſ'ges Schau- und Prachtſtück oft wohl auch.
Verdient hab' ich mich oft um Euch gemacht,
Willkommnes und Erſehntes Euch gebracht,
Hab' Euer ungeheuchelt Lob errungen,
Und des Asceten Sprödigkeit bezwungen.
Denn meiſt pfleg' ich zu reizen und zu locken;
Doch tödtlich iſt man auch ob mir erſchrocken,
Als ich einmal — verhaßter Dienſt! — auftrat
Mit dem Beweiſe grauſer Frevelthat.

2.

Mir geben Viele zu: daß ich ſehr klug,
Daß ich hab' glatte Lebensart genug,
Mich einzuführen, einzuſchmeicheln wiſſe,
Beſiege und umgehe Hinderniſſe,
Daß ich wohl hüte, was mir iſt vertraut,
Meiſt ſicher führe Den, der auf mich baut;
Daß ich der Stunden Wechſel und der Tage
Pünktlich zu reguliren Sorge trage,
Daß ich voll Wiſſensdurſt, mit Rieſenkraft
Vertieft mich hab' in ſchwerſte Wiſſenſchaft.

Doch Andre laſſen wenig an mir gelten;
Spion, Verräther, Kuppler ſie mich ſchelten;
Sie nennen mich Nachtſchwärmer, Trunkenbold;
Geheimer Polizei dien' ich um Sold;
Mit Gaunern meiſt verkehr' ich und Geſindel,
Meine Gelehrſamkeit ſei reiner Schwindel.
So ſteht es mit den Meinungen der Welt!
Den Weiſen ſei das Urtheil heimgeſtellt!

3.

Ich bin im Haushalt der Natur ein Möbel,
Mit welchem, — neben niedrem Schöpfungspöbel —
Ein hoher Potentat iſt ausgeſtattet,
Der Witz und Sanftmuth mit der Größe gattet.
Für die Gelehrten bin ich unbequem;
Ich paſſe nirgends recht in das Syſtem,
Und doch, wie Zwerge, Drachen nicht und Rieſen
Bin Fabel ich, — mein Daſein iſt erwieſen.

CIX.

1.

Zwei Frau'n, — die Schönheitswunder ihrer Zeit,
Doch beide nicht gerühmt ob Sittſamkeit, —
Hat in Verbindung man mit mir gebracht;
Im einen Fall wird ehrend mein gedacht;
Im andern gab des kühnſten Eifrers Mund
Den tiefen Abſcheu ſeiner Seele kund
In keckem Bild, das ſeine Kön'gin ſchalt,
Und ihrer ganzen blut'gen Sippſchaft galt.
Das in mein kurzes Wort drängte den Groll,
Von dem die Galle des Zeloten ſchwoll.

2.

Mein Publikum iſt groß zugleich und klein,
Es dürfte noch um Vieles kleiner ſein,

So würden die Statiſtiker ſich freuen,
Denn ihre fleißigen Notizen ſtreuen
Mir keinen Weihrauch. Doch was helfen Klagen?
Mir bleibt die Herrſchaft wie in alten Tagen!
Ich bin des deutſchen Kinds Errungenſchaft!
Es ſteht zu mir das Volk mit zähſter Kraft:
Von meinem Werth vollgültig Zeugniß gibt:
Daß mich ſo heiß das deutſche Sprüchwort liebt.

3.

Ob Du mir dankbar biſt, wenn ich Dich wecke?
Ob Du mir zürneſt, daß ich Dich erſchrecke?
Ob Du mir lohnſt, wenn ich Dir Botſchaft ſage?
Ob Du Mitleid empfindeſt, wenn ich klage?
Ob Du mir hilfſt, wenn Beiſtand ich begehre?
Ob Du mir folgſt, wenn ich Dich mores lehre?

4.

Wenn ich trübſelig und verdroſſen bin —
Kein Wunder! ſtets beſchäftigt iſt mein Sinn
Mit meiner unglückſel'gen frühen Ehe,
Der Quelle von ſo vielem Kampf und Wehe.
Zu vornehm iſt mein Gatte! uns zu ſcheiden
Läßt man bei Tag und Nacht nicht Ruh uns beiden;
Da miſchen ſo viel gier'ge, ſchmutz'ge Hände
Sich ein und nie geht der Proceß zu Ende.
Wenn ich geſchieden, wird mir's kaum gelingen,
Halb blind, als plumpe Magd mich zu verdingen.

5.

Wenn Du im Frieden der Natur verſunken,
Vom Nachtigallenſang, von Düften trunken,
Das Auge labſt am Farbenſpiel des Lichts,
Von Außen, — im Gemüth, geſtört von Nichts:
Vergißt Du leicht, daß es gibt Meinesgleichen,
Die raubend, mordend durch die Schöpfung ſtreichen,
Vom Reich des Lichtes abgewandt, unfühlend,
Niemand befreundet, in Zerſtörung wühlend!

Zu ignoriren mich und mich zu haſſen —
Das iſt wohl leicht! Doch kannſt Du mich einpaſſen
Dem Bau theodiceiſcher Gedanken?
Mach' ich nicht Deinen Optimismus wanken?
Es möchte wohl ſo leicht Dir nicht gelingen,
Raum in der „beſten Welt“ mir zu erringen
Sammt meinen fluchbeladnen Miſſethaten,
Als: meines Namens Räthſel zu errathen.

6.

Oft bin ich reizender in der Idee,
Als ich im Weſen wirklich vor Dir ſteh';
Mit tauſend Reizen ſtattet ſie mich aus, —
Real, zieh' ich die Stirn' oft häßlich kraus;
Warm will den Gaſt empfangen Jung und Alt;
Ich geh vorüber, trutzig, ſtumm und kalt.
Und Kindern, die Geſchenke ſich vermuthen
Von mir, bring' ich nur ſaft'ge Birkenruthen.

7.

Mein Name führt mich unter Deutſchen ein,
Sonſt iſt auf Deutſchlands Gunſt mein Anſpruch klein.
Bahn hab' ich mir gebrochen als ein Held;
Lorbeer'n trug mir das winterlichſte Feld;
Erreicht hab' ich ein rühmlich-ruhmlos Ziel,
Als ich, treuloſer Treue Opfer, fiel.

8.

Beſtändig nach dem Hofe ſteht mein Sinn,
Obwohl ich nicht vom beſten Adel bin;
So Mancher füllt ſich ohne Müh' die Taſchen. —
Sollt' ich nicht etwas Fettes dort erhaſchen?

CX.

1.

Ich fordre einen prüfenden Verſtand,
Ein ſcharfes Aug' und eine ſtete Hand.

Von Druck und Pein Erleichtrung ich gewähre
Dem Einen, und dem Andern Lohn und Ehre.

In andrem Sinne brauch' ich nicht ſo viel,
Leicht iſt, wenn auch manchmal gewagt, das Spiel:
Nur kecke Stirn, ein Meſſer, gut geſchliffen,
Und ein Gewiſſen — nicht leicht angegriffen.

Und endlich diviniren kluge Männer
(Auch Frauen!), der Culturentwicklung Kenner,
Aus mir der Eigner Herkunft, Vaterland,
Geſchmack, Vermögen, Bildung, Rang, Verſtand,
Und ſtellen aus ihr ehrendes Diplom,
Oder verdammen — wie das fromme Rom.

2.

Ich fülle aus im prunkenden Kapitel
Nobler Paſſionen einen flotten Titel:
Ich bin des Heldenthumes erſte Schwelle,
Bin nie erſchöpfter Abenteuer Quelle;
Ich wachſe rieſig in des Wagens Luſt;
Entflamme den Wetteifer jeder Bruſt;
Ich trage — nicht nur in's romant'ſche Land, —
Auch an des Rheins und an der Seine Strand.

3.

Ein Doppelſtern mit wunderſamem Lichte
Steh' ich am ernſten Himmel der Geſchichte,
Der Machtgier Damm, der Völkerfreiheit Hort,
Durch Geiſteshoheit nur und mächt'ges Wort.

CXI.

1.

Großartig wird jetzt Alles! der Maſchinen
Pfleg' ich mich auch, des Dampfes zu bedienen,
Und wenn ich mit ausländ'ſchem Namen prange,
Fehlt's nie am ſchmeichelhafteſten Empfange.

Mich bringt ein faßlicher Ideengang
Mit Gänſelebern in Zuſammenhang.

2.

Ich übe — doch meiſt gratis — manche Kunſt;
Ich ſteh' bei flotten Leuten ſehr in Gunſt.
Nur läßt mir ihre Gnade wenig Ruh.
Kopflos zieh' Hohn und Spott ich oft mir zu.
Einmal hab' in verhängnißvoller Nacht
Ich einen böſen Feind in's Haus gebracht.

3.

Ich kündige, faſt wie ein Charlatan,
Mich ſehr geſchwätzig und geräuſchvoll an.
Doch trügt der Schein! Zeugniß mir Viele geben
Aus Herzensgrund: ſie danken mir das Leben.

4 a.

Nicht gleichen Ruhm kann ich in Anſpruch nehmen,
Muß mich vor meinem kleinen Bruder ſchämen;
Auch ich bin lauter, lärmender Natur,
Doch Mißgeſchick und Unheil ſtift' ich nur.

4 b.

Das Unheil ſuch' ich doch auch gut zu machen;
Denn, hört Ihr mein verführeriſches Krachen:
Vergeßt Ihr, was ich Andern Böſes thu'
Und ſprecht mir mit Genuß energiſch zu.

5.

Nur ein ſinnloſer Rumpf bin ich — doch ja!
Man ſingt mich ſtürmiſch in Amerika!
Sonſt — muß man eine Silbe mir anheften,
So komm' ich erſt zu rechtem Sinn und Kräften.
Willkommen war ich anſpruchsloſen Gäſten
In ſchlichtern Zeiten bei beſcheidnen Feſten.

CXII

1 a.

Wie meine Baſe zwar ſentimentaliſch
Nicht bin ich, doch kaum minder muſikaliſch,
Und Jedermann geſteht, daß meine Gaben
Durch Studium noch ſehr gewonnen haben.

1 b.

Ein lockrer Vogel weiß ich mich mit Liſten
In zarten Frauenherzen einzuniſten;
Den Ton, ſicher auftretend, geb' ich an
Im Tanzſaal, im Comptoir und im Roman;
Mit Bosheit, Witz, Frivolität und Geld
Spiel' ich mich auf als bon garçon und Held.

2.

In mir ſchläft eine wunderbare Kraft,
Des Lichtes und des Blitzes Eigenſchaft,
Sichtbar zeig' ich, wie noch kein Dulder nie,
Im Feuertod meine Philoſophie.
(Um wird dieß Räthſel lang den Scharfſinn treiben,
Vielleicht ganz unerrathen wird es bleiben,
Denn die es leſen, kennen nicht mein Weſen,
Und die mich kennen, werden es nicht leſen.)

3.

Von Mißgunſt, Argwohn, Eiferſucht bewacht,
Hab' eine hohe Schul' ich durchgemacht;
Oft bin ich ſchlauen Spähern kaum entronnen,
Doch manchen ſüßen Preis hab' ich gewonnen.
Man hört ſo oft: ſchwer ſei des Herrſchers Kunſt,
Verwünſchung häufiger ſein Lohn, als Gunſt;
Mag ſein, doch was ich ſelber hab' erfahren,
Will ich, zum Frommen Andrer, offenbaren.
Gelegenheit hatt' ich in manchen Kreiſen,
Zum Regiment mich tüchtig zu erweiſen;
Nicht ſtets kam guter Wille mir entgegen
Von Anfang an; von Trotzigen und Trägen

Erfuhr ich Widerſpruch und Widerſtand,
Doch ruhig blieb mein Sinn, feſt meine Hand;
Weil klar, verſtändig, folgerecht mein Wollen,
Stieß bald ich nicht auf Unmuth mehr und Grollen;
Bald ließ es keiner mehr am Eifer fehlen,
Zuvor zu kommen faſt meinen Befehlen.
Es zeigt, wie mich das Römervolk genannt,
Daß meine Kraft und Weisheit es erkannt.

CXIII.

1.

Mein Name zwar iſt weit und breit bekannt,
Ich ſelbſt bleib' ganz in meinem Vaterland,
Und halte mich auch da faſt ſtets zu Haus,
Nur meine Stellvertreter ſchick' ich aus,
So daß Befürchtung wohl die Freunde faſſen
Und ſich beſorgt nach mir erkund'gen laſſen.

2.

Bei Tag und Nacht, am Abend und am Morgen,
In ſteter Unruh leb' ich und in Sorgen,
Ein Störenfried bin ich, in ew'ger Haſt,
Nie gönn' ich mir, nie Andern Ruh und Raſt.

3.

Viel galt ich einſt bei der Studenten Corps,
In Saus und Braus war ich ein Matador;
Zu jedem Freundſchaftsdienſt ich mich erbot,
Ich war der beſte Helfer in der Noth;
Längſt aber bin ich in Verruf erklärt
Und werde ſelbſt zu Haus nicht mehr geehrt.

4.

Mein Name zwar in's Ohr ganz luſtig fällt,
Doch mit der Sache ſelbſt iſt's ſchlecht beſtellt;
Für mich iſt, ſcheint's, die Welt ſchon überreif,
Zu altklug, zu berechnend, kalt und ſteif;

Was man nach mir benennt — halb iſt's erlogen,
Halb ſchwach vor Alter, ſchielend, krumm gebogen;
Man ſchmaust, man zecht, viel Reden, wenig Witz,
Ein ſchwächlicher Pokal, ein blauer Fritz!

Epilog der vier Räthſel.

Wir vier ſind von der Fremdenlegion,
Das ſieht man uns wohl an von Weitem ſchon;
Ihr dürft als Deſerteure uns verrathen,
Wenn unſre Namen Ihr vermögt zu rathen.

CXIV.

1a.

Ein Apparat bin ich barbar'ſcher Zeit,
Wo der Gerechtigkeit die Grauſamkeit
Auf den, der ihrem Arm verfiel, befahl
Zu häufen Schande, Herzeleid und Qual.

1b.

Von ſolchem dunkeln Jammer weiß ich nichts,
Denn meine Welt iſt eine Welt des Lichts;
Ich bin ganz Schimmer, Ueberfluß und Glanz;
Ich ſchweb' und flattre hin durch Feſt und Tanz;
Kurz dauert meine märchenhafte Pracht, —
Nicht tauſend eine, oft nur Eine Nacht.

1c.

Koſtſpielig nicht ſind meine heitern Feſte,
Nicht kritiſch bin ich in der Wahl der Gäſte;
Die Unternehmer — ein paar kecke Geiſter, —
Kein Wirth, kein Koch, kein Ceremonienmeiſter; —
Auf eigne Fauſt ſich Jeder amüſirt,
Und laut wird ausgelacht, Wer ſich blamirt.

2.

Britannien ſchätzt mich, wie kein andres Land;
Es liebkost mir die roſig weichſte Hand;

Den ſtolzſten Männern geh' ich um den Mund;
Die feinſten Geiſter ſuchen meinen Bund.

3.

In mir (wie in Fauſt's Bruſt zwei Seelen) wohnen
Zwei Weſen von verſchiedenen Funktionen,
Sich fremd ganz. Eins in ſeiner Lebensweiſe
Iſt überaus frugal, fragt nicht nach Speiſe,
Lebhaft daneben, niemals trüb geſtimmt;
Das andre mehr Sorgfalt in Anſpruch nimmt,
Bedienung heiſcht es viel und gute Nahrung,
Nichts wiſſen will's von Rechnen, von Erſparung,
Es ſieht ſich wenig nach Geſellſchaft um
Und bleibt im lautſten Kreiſe grabesſtumm.

4.

Ich bin ein Wort von faſt verdächt'gem Klang,
Man denkt bei mir an Miſſethat und Fang,
An Ungeheuer, die den Frieden ſtören,
Sich gegen Leben und Beſitz verſchwören,
Bekannt war ich in grauer Vorzeit ſchon
Und Herkules mein ältſter Schutzpatron.

5.

Mit Ungeduld erwartet und erſehnt,
Erſchein' ich anders oft als Du gewähnt;
Enttäuſcht, mit Wehmuth, rufſt Du dann zurück
Nie wiederkehrender Erwartung Glück.

CXV.

1.

Ich lade Jung und Alt und Groß und Klein
Bald laut, bald leiſ', warm oder kühler, ein;
Ich bin im Rechte, wenn ich mich empfehle
Als für den Leib zuträglich und die Seele;
So Viel, freigebig, biet' ich, was bequem,
Was unterhaltend, bildend, angenehm,

Daß Niemand meinem Ruf ſich ſollt' entziehn,
In meiner Arme Freiſtatt Jeder fliehn.

2.

Ich winke dem, der brauſendes Gedränge,
Der flieht die heerdenartig ziehnde Menge,
Der nicht die Einſamkeit, das Dunkel ſcheut,
Sich, Hinderniſſe zu beſiegen, freut;
Der neue Welten zwar nicht will entdecken,
Doch neu in ſich der Jugend Ferntrieb wecken.

3.

Mit mir beſchäftigt ſind ſinnreiche Geiſter,
Geduld'ge Forſcher, ſcharfe Rechenmeiſter,
Freimaurer, myſtiſche Geheimnißkrämer,
Schnaps-Commiſſäre, ſowie Zolleinnehmer,
Auch ſie, die immer liegen auf der Lauer,
Die Luftpropheten und die Wetterſchauer:
Ich bin dabei, wenn ſpenden die Großmeiſter
Den Ritterſchlag und Adelsbrief der Geiſter.
Vor Zeiten war von mir die Rede viel
Bei flucheswerthem Frag- und Antwortſpiel.

4.

Des Menſchen Scharfſinn iſt's, der mich erfand,
Geſchaffen werd' ich von des Menſchen Hand;
Im engſten Raume werd' ich angetroffen,
Mir ſtehn die Länder, ſtehn die Meere offen,
Ich ſpende Glück, ich fördre Deine Reiſe,
Behülflich bin ich Dir zu Deiner Speiſe;
Von Einem Amt — mit Schaudern übernommen —
Bin — Gott ſei Dank! ich endlich losgekommen! —
Nun denkt Euch plötzlich ohne mich die Welt!
Ob wankend nicht ihr Bau in Trümmer fällt?
Des Lebens kräft'ger Athem wird erſtickt,
Auf rüſt'ge Arbeit fällt ein Interdikt,
Ein bricht in lichte Räume Finſterniß,
Im Völkerleben klafft ein weiter Riß —

Dem Fernedrang verſagt die Kraft zu gehn,
Still ſcheint beinahe ſelbſt die Zeit zu ſtehn; —
Wenn mein Verluſt der Menſchheit ſolche Noth,
Wenn faſt den Rückfall er in's Chaos droht:
Darf da mich nicht die Zuverſicht erfüllen,
Ein Höh'res wolle ſich in mir enthüllen?
Stamm' ich von geiſt'ger Ordnung nicht und Art,
Dem ahnungsvollen Sinn geoffenbart
Als Abbild, (dran jetzt Erdenſtoff noch klebt,)
Vom Urbild, das im ew'gen Aether ſchwebt?
Was hier nur dient beſchränkter Rechnung Plan,
Wandelt in Freiheit dort der Schönheit Bahn!
Des Einklangs Schwung reißt Welt und Geiſter fort
Und zur Erfüllung reift Novalis' Wort.

CXVI.

1.

Ich ärgre Dich, wenn in ein Haus als Gaſt
Du trittſt; bin auf der Straße Dir zur Laſt;
Auf Rednerbühnen geifr' ich, im Journal,
Kurz, ſo viel möglich nur mach' ich Skandal.

2.

Erſehnt werd' ich in brünſtigen Gebeten,
Begrüßt werd' ich mit Pauken und Trompeten;
Wohl angethan bin ich, Dich zu beglücken,
Doch droh' ich auch, den Kopf Dir zu verrücken.

3.

Zu ſonnigerem Land die Sehnſucht zieht
Manch Herz, das kalte nord'ſche Nebel flieht;
Luſt tragen Wen'ge, ſelbſt in mein's zu wandern,
Doch gönnen ſie es oft von Herzen Andern.

CXVII.

1.

Mit einem hohen Amt bin ich betraut;
Ein ſtolzer Kreis von Männern auf mich ſchaut,
Der ſeinen Willen durch mich offenbart;
Auf Erden ſind nicht zwei von meiner Art;
Geſchützt durch Tradition und Pietät
Feſt meine altbarocke Würde ſteht;
Doch was mein Name zweifellos verſpricht,
Das halt' in meinen Leiſtungen ich nicht.

2.

Die älteſten wie ſpätre Sagen melden
Die Namen Euch von Schwert und Roß der Helden,
Von ihren Helmen, ſelbſt von ihren Hunden;
Von mir nur ward kein Name je gefunden,
Und doch war ich auch vielen Helden werth,
Sie haben ungern, ſchmerzlich mich entbehrt,
Sie haben mich mit ſtarker Hand umfaßt,
Auf mich gewälzt oft ihrer Sorgen Laſt.

3.

Kunſtvolle Waffen gibt es, die zum Schutz
Der Meiſter hat geſchaffen, wie zum Trutz;
Zu ſolchen Waffen darf auch ich mich zählen,
Obwohl mir Stärke, Dauer, Schnellkraft fehlen.
Des ſchmucken Schildes Amt hab' ich: zu decken,
Wie das des leichtbeſchwingten Pfeils: zu necken;
Oft meinen Platz behaupt' ich im Gedränge,
Zurück ſchlag' ich der kecken Plänkler Menge,
Doch ich geſteh, ich höre ohne Schrecken
Ertönen das Befehlswort: „Waffen ſtrecken!“

4.

Geſtehn muß ich's: mein Name klingt nicht gut;
Er mahnt an Hinterliſt, er riecht nach Blut;
Veraltet iſt, nicht Jedem klar, das Wort,
Doch von Geſchlecht erbt's zu Geſchlecht ſich fort;

Als Einzelner ward amneſtirt ich ſchon,
Doch ſteht noch aus der General-Pardon.

5.

Avant*).

Dem Renner gleich, der ſich unbändig bäumt,
Die Erde ſcharrt und in die Zügel ſchäumt,
So ungeduldig, heißen Eifers voll
Freu' ich des Kampf's mich, der entbrennen ſoll.

Pendant*).

Die Schranke fällt! erfüllt iſt mein Begehr!
Es ſchäumt und brauſt! mich ſelbſt kenn' ich kaum mehr.
Umflochten hat mich wie mit Zauberbanden
Der Freude Wogen, der Begeiſt'rung Branden;
In mir wird's Licht, hoch dehnt ſich mir die Bruſt
Und jedes Leid verſinkt in wilder Luſt.

Après*).

Wie Rußland nach dem Kampf ſich mit dem Kranken
Am Bosporus: ſo ſamml' ich die Gedanken,
Die ſich verwirrten in dem Schlachtgewühle;
Und halbbetäubt geb' ich vom weichen Pfühle,
Träumend, der Außenwelt ein halb Gehör;
Nur ſchlafen! ſchlafen! ſonſt nichts will ich mehr!

CXVIII.

1.

Ich ſollte Dir nur dienſtbar ſein zur Hand,
Dir halten Haus und Ehr' in gutem Stand;
Doch oft wird in der Welt verkehrt das Recht!
Dein Herr werd' ich, und Du dienſt mir als Knecht.

2.

Zugleich ein Werk der Kunſt und der Natur
Bin ausgezirkelt ich wie nach der Schnur;

---

*) Titel eines Stückes von Scribe.

Man preist an mir die zierliche Geſtalt,
Mehr aber noch den köſtlichen Gehalt.

3.

Nur der kennt meinen Namen, Wen der Brand
Der Sonne traf, Wer mit raſtloſer Hand
Arbeitend ſich von früh bis Nacht gequält:
Im Wörterbuch des Schwelgers ganz er fehlt.

4.

Etwas verſchwommen wohl ſind meine Grenzen
Nach oben und nach unten; Maler kränzen
Mir gern das Haupt; ich leihe meine Hülle
Dem Herrſcher, dem der laun'ſchen Willkür Fülle
Steht zu Gebot, — zum Segen und zum Fluch! —
Manch luſtiges und manch langweil'ges Buch
Iſt mir geweiht; doch bald mir's mehr gefällt:
Zu ſpringen aus den Büchern in die Welt.

5.

Faſt immer bin ich Jedermann willkommen,
Von Hoch und Niedrig freudig aufgenommen,
Zumal wenn ich beim Licht-, beim Sonnenſcheine,
Geſchmückt, mit freundlichem Geleit erſcheine.
Auch wenn ich oft unkörperhaft einkehre,
Werd' ich empfangen mit nicht mindrer Ehre;
Oft führ' ich mich mit griech'ſchem Namen ein,
Wo ich nicht hoffen darf, goutirt zu ſein.

6.

Krankhafte und verbrechriſche Gelüſte
Wirft man mir vor, und daß ich frech mich brüſte
Mit dem, was mein nicht iſt; — das iſt erlogen!
Auch, was man ſagt: es habe mich betrogen
Jener ruchloſe, liſt'ge Intriguant,
Bei dem gelernt Fouche und Talleyrand.
Genannt ward oft — das ruf' ich zu den Spöttern! —
Mein Name ſchon mit Kaiſern und mit Göttern.
Schon Mancher hat von mir ſich helfen laſſen,
Um Liebesbriefchen zierlichſt abzufaſſen.

Impietät gab man mir früher ſchuld,
Doch jüngſt errang die Kunſt mir Gunſt und Huld.

7.

Wie Zwiebeln decken mich wohl vierzig Häute;
Spät kommt zur Geltung oft, was ich bedeute;
Mehr als dem Calcul folg' ich dunklem Triebe,
Hab' Vorurtheile viel und — Eigenliebe;
Sehr ſkeptiſch bin ich, aber bleib' dabei:
Daß Ehrlichkeit bei mir zu Haus nur ſei!

CXIX.

1.

Klein bin ich immer, doch oft werd' ich groß;
Nicht leicht erräth man, was verbirgt mein Schooß;
Mit Argusblick wird oft auf mich gelauert,
Die Hoffnung oft, die ich getäuſcht, betrauert.

2.

Ich ſtehe nicht in günſtigem Geruch;
Ich heile zwar, dienſtfertig, manchen Bruch,
Und unterdrücke unheilvolle Spaltung,
Doch fehlt mir Selbſtgefühl, Charakter, Haltung.

3.

Wohl Dem, der fromm, alt ſo wie jung, mich ehrt!
Weh, Wer mich, mit und ohne Schuld, entbehrt!
Fluch, Wer ſich wider meinen Brauch empört,
Wer meine Ordnung — läſtert und zerſtört!
Heil, Wer mein heilſam Regiment verkündet,
Mich ſchützt, befeſtigt oder neu mich gründet!

4.

Ich gleiche einem muntern Zweigeſpann,
Gelenkt von einem roſſekund'gen Mann;
Die Pferde ſind gleich hoch und ſind gleich alt,
Sind gleich an Mähnen, Farbe und Geſtalt,

In Feuer und in Schulung und im Lauf;
Stets treten mit dem gleichen Huf ſie auf;
Gelingt's, zwei edle Thiere ſo zu paaren,
Dann wahrlich iſt es eine Luſt: zu fahren.
Solch ſtolze Luſt, ein muth'ges Paar zu bänd'gen,
Gewährt' auch ich ſchon manchem Kunſtverſtänd'gen.

5.

Prieſter war ich eines ungleichen Paars;
Amor galt meine Huldigung und Mars;
Mir ſchwoll das Herz bei des Pokales Glanz,
Geſang und ſchön geflochtner Roſen Kranz;
Auch unter Helden hab' ich unverzagt
In kriegeriſcher Verkleidung mich gewagt.

Avertiſſement.

Schon lichtet ſich des Räthſels Jagdgebiet,
Weßhalb es weiter ſeine Kreiſe zieht;
In Höhen müßt Ihr jetzt den Flug ihm gönnen,
Wohin nicht Alle mehr ihm folgen können.
Zu rathen rath' ich nicht, Wer nicht kapabel,
Denn bunt geht's zu, wie beim Thurmbau von Babel.

CXX.

1.

Bis ein die Barbarei bricht, werd' ich melden
Der thatenfrohen Jugend von zwei Helden —
Verfolgt der Eine von des Schickſals Tücke,
Der Andre — hoch getragen ſtets vom Glücke, —
Im Leben Feinde, doch im Ruhm Geſchwiſter,
Gepaart in der Unſterblichkeit Regiſter.

2.

Ich zweifle, ob je ganz wird reparirt
Mein Inſtrument, das gründlich ruinirt

Brutaler Pfuſcher cyniſcher Gebrauch; —
Berührung kaum verträgt es mehr und Hauch;
Und doch kann ich nicht glauben und verſtehn,
Daß ohne uns die Welt ſoll weiter gehn;
Und Mancher ſchwört: daß, wenn man uns entbehrt,
Zu leben nicht mehr ſei der Mühe werth.

3.

Andächtig oft den Spuren der Geſchichte
Folg' ich, wenn mit zerſchmetterndem Gerichte
Sie zukunftsſchwere Wandlungen vollzieht;
Gern lauſch' ich in dem myſtiſchen Gebiet,
Wo aus geheimnißvoll geſtreuten Saaten
Im Dunkel wuchern Leiden auf und Thaten.
Was ſo ich mir, es wiederholend immer,
Tief eingeprägt einmal, vergeſſ' ich nimmer;
Und was ich in Beſchaulichkeit ausbrüte,
Beut Luſt im Leid heilkräftig dem Gemüthe.

4.

Die Worte, die aus meinem Munde gehn —
Ihr Staubgeſchöpfe könnt ſie nicht verſtehn,
So klein ſeid Ihr, und ſtehet mir ſo fern
Wie dieſer Erdenball dem höchſten Stern.
Mir fremd bleibt Freude, Leid, Entſchluß und Handlung;
Die Zeit bringt mir kein Altern, keine Wandlung;
Fühllos den Froſt erduldend der Entbehrung,
Erwärmt nicht von den Flammen der Verehrung,
Der Welt entrückt durch unnahbare Schranken —
Erſtarrt Gefühle, Wünſche und Gedanken, —
Von trüben Weihrauchwolken dicht umfloſſen,
Doch von der Menſchheit Looſen ausgeſchloſſen —
So laſſ', in unverrückbarem Beſtehn,
Aeonen ich an mir vorüber gehn,
Gemahnt von Zeit zu Zeit nur, für mein Weſen
Den ird'ſchen Träger neu mir zu erleſen.

5.

Nicht täuſcht der Name lang, der hier mich nennt,
Und unter dem ein öſtlich Volk mich kennt.

Der Welt Sehnſucht, — die ohne mich nicht froh
Des Lebens wird, — durch ſein Incognito;
Könnt' ich auch das verrätheriſche Licht
Verhehlen, das aus meinem Auge bricht: —
Verriethe doch die ſchmeichelnde Gewalt
Des Mund's, der Glieder holder Bau mich bald.
Beirrt nicht durch des fremden Namens Nennung,
Bräch' aus der ſtürm'ſche Jubel der Erkennung.
Denn, — Held und König, dürft' ich nicht nach Blut
Und freudig zollt mir jedes Volk Tribut.

6.

Den großen Namen ſchließ' auch ich mich an;
Armſelig nicht war meine Lebensbahn;
Nach einem ſtolzen Ziel hab' ich gerungen
Und kühnem Wagemuth iſt es gelungen.
Verheißungsvolle Breche hab' ich geſchoſſen,
Ein unerſchöpflich Bergwerk aufgeſchloſſen.

7.*)

Von heil'gen Lebens ew'gem Puls erfüllt,
Bin ich in Licht und Schweigen eingehüllt;
Wie Kinder in der Wiege — träum'riſch ſchwanken
In mir die ſtillen Wellen der Gedanken;
Der Muſchel gleich, die auf und zu ſich ſchließt,
Bin ich's, aus dem das All, zu dem es fließt.

CXXI.

1.

Allein — bin ich ein gern geſehner Gaſt,
Nur mögen fern mir bleiben Zorn und Haſt;
Von einem Brüderpaare eingeführt,
Hab' ich manch' Aug' entzückt, manch' Herz gerührt;

*) An Kund'ge muß die Bitte hier ergehn:
Ein kleines Qui pro Quo zu überſehn.

Jedoch — wo blieb ein Herz davor geborgen? —
Schreck' ich auch oftmals auf zu bangen Sorgen.

2.

Ein altehrwürd'ger Mund hat mich geweiht;
Ein ſtolzer Dandy dann in ſpät'rer Zeit,
Sich zornig von mir wendend, mich verſchmäht;
Und wieder hat mich eine Majeſtät,
Die ihres Namens Recht bewährt in Proben,
Werth der Unſterblichkeit, — zu Ruhm erhoben.

3.

Wie werd' ich arme Creatur geſchimpft!
Wie werden Naſen über mich gerümpft!
Haß und Vertilgung wird mir zugeſchworen;
Die Hölle, ſagt man, habe mich geboren;
Man lügt, daß ich verborgne Schätze hege,
Auf Zauberei mich und Giftmiſchen lege —
Warum? weil ich nicht ſchön bin von Geſtalt,
Breit, ungraziös, verſtockt, unheimlich kalt; —
Die Häßlichkeit bringt über mich den Fluch,
Daß überall ich ſteh' im ſchwarzen Buch.

4.

Lärm bunter Gäſte ſchallt entgegen mir!
Was thut's? hab' ich doch mancher Art Quartier
Verſucht ſchon — ſchlechte Betten, fremde Küche,
Abſchreckend mehr als lockend durch Gerüche.
In Tiefen wie auf Höhn jahrein, jahraus
Hab' ich gelebt und mich gefühlt zu Haus.
Gewinn blüht überall und winkt Genuß
Dem offnen Sinn, dem frohen Genius.
Die Unterhaltung hier verſpricht nicht Viel;
Sie treiben, ſcheint's, Witz- und Geſellſchafts-Spiel!
Doch, iſt's auch damit glänzend nicht beſtellt:
Ich bringe mit mir meine eigne Welt,
Und wenn der Wirth nicht führt den beſten Wein:
Schenk' ich aus Zauberflaſchen gratis ein.

CXXII.

1.

Zwang thu' ich an den Launen der Natur,
Handhabe ſtreng das Richtſcheit und die Schnur,
Ob ich nun muß martialiſche Geſtalten
Oder ein Zwergenvolk in Ordnung halten.

2.

Ich mahne: daß im Leben kurze Raſt
Gegönnt nur iſt, daß ſtets Du bleibſt ein Gaſt,
Daß flüchtig nur Dein Wohlſein und Behagen,
Daß auch vorüber gehn Unluſt und Plagen;
Und die Moral? ob es erlaubt zu ſcherzen,
Ob nicht, en passant, mit brennbaren Herzen?

3.

Zahlreich iſt, bunt gemiſcht, meine Familie,
Grau, ſchwarz, roth, bunt, geſcheckt, weiß wie die Lilie,
Conſtitution bald kräftig, bald gebrechlich,
Manieren — rauh und grob und weich und ſchwächlich,
Theils werd' ich hoch, theils auch gering geſchätzt,
In Gold gefaßt, zerrauft, beſchmutzt, zerfetzt:
Im Umgang unbeſonnen oft, leichtfertig;
Zum höchſten wie zum ſchnödſten Dienſt gewärtig.
Nicht ſchwer bin ich, doch fall' ich in's Gewicht,
Der Klügſte ſelbſt trotzt meinem Zauber nicht.
Vor ſpiegl' ich blödem Aug' endloſen Schatz;
Gediegnem Werthe nehm' ich weg den Platz;
In der Vornehmſten Kreis dräng' ich mich ein;
Dem Spiel fröhn' ich, dem Wechſel und dem Schein;
Anmaßend, prahl'riſch ſtell' ich leicht mich bloß,
Bin oft geduldig, ſtets charakterlos.

4.

Mir zugetheilt iſt ein Vertrauenspoſten,
Der mich kann Ehr' und guten Namen koſten.

Wenn ich den Sinn von Mein und Dein vergeſſe
Und plötzlich geh' auf Reiſen — ohne Päſſe.

5.

Ich fliege wohl, doch geht nicht hoch mein Flug,
Nicht mit dem Pfeil wetteifert er; — genug,
Wenn ich das Ziel nie aus dem Aug' verliere,
Der Schützen ſpotte und nie retirire.

6.

Nicht mächtig bin ich und nicht hochgeſtellt;
Es lacht und ſpottet über mich die Welt,
Der Prinz wie der Philiſter blickt mit Hohn
Auf den geſchwätz'gen, luftigen Patron;
Und Manchem hab' ich doch den Kopf verrückt,
Seit hundert Jahren Tauſende entzückt;
Am großen Umſturz hab' ich Theil genommen,
Doch heil und ſiegreich bin ich durchgekommen, —
Mein nahm ſich an der Genius, der nach Oben
In's Reich der Schönheit rettend mich erhoben.

7.

Ihr wißt, daß die Pythagoräer lehren
Die kaum hörbare Harmonie der Sphären;
Ich ſetz' an Stelle ſolcher Phantaſie
Ird'ſcher Vierecke gröbre Harmonie,
Die, oft mit Wohlgefallen, oft ergrimmt,
Auch des nicht Eingeweihten Ohr vernimmt.

8.

Belebt von Kindern, welche Beeren ſuchen,
Bin ich, — von Wildrern, die dem Jäger fluchen,
Von Paaren, die in Liebesträumen wandeln,
Von Förſtern, die Reiſig und Holz verhandeln.

9.

Prachtvoll und lebensvoll iſt, aber rar
Der ſtolze Anblick, den ich biete dar;
Längſt fremd der heut'gen, nüchternen Cultur,
Bin Schaubild ich von ernſtrem Kriegsbild nur.

10.

Vom Wink der Gunſt erkoren, auf der Leiter
Der Würden ſteig' ich hoch und immer weiter,
Doch wenn die höchſte ich errungen habe,
Droht mir verhängnißvoll die letzte Gabe.

11.

Zur Eile bin und war ich ſtets verdammt,
Erleichtert doch iſt neuerer Zeit mein Amt:
Aktiv im höchſten Grad ſonſt, bin ich jetzt
Bequemer in's Paſſivum umgeſetzt;
Ich werde nur ſehr ſpärlich noch verwandt;
Bald ſetzt man mich wohl ganz in Ruheſtand.

12.

Ich halte, ſchon bekannt ſehr alter Sitte,
Des ſpielenden, des ernſten Kampfes Mitte;
Ich habe, wo nicht Sorgfalt hat gewacht,
Oft abſichtslos ſchon ſchweres Leid gebracht;
Beim Trauerſpiel an einem Königshofe
War ich betheiligt an der Kataſtrophe.

13.

Dreiſilbig überrag' ich die Canaille
Mit ſtolzem Haupt; ſüperb iſt meine Taille;
Mit auf die Welt bring' Sporn ich, hohen Muth,
Den rothen Abſatz und mein blaues Blut;
Im Nothfall ſchließ' ich Freundſchaft auch mit Gründern
Und nehm' ein Weib aus Jakobs reichen Kindern.

14.

Zum Vollbewußtſein ſchwerſter Pflicht erweckt,
Hab' ich mit Ruhm mich und mit Glanz bedeckt;
Doch hat der Sieg, der unſre Burg gerettet,
In mir nicht blinde Kampfbegier entkettet;
Ich will — fern von den ſtürmiſch Ungeduld'gen —
Jetzt der Minerva weiſem Vogel huld'gen.

CXXIII.

1.

Bald werd' mit Lob und Ruhm ich überhäuft,
Mit Abſcheu bald vor mir davon man läuft;
Bewirkt, daß ich verruſen oder glänze,
Von Poeſie und Proſa die Sprachgrenze!

2.

Das Altern hat, das merk' ich, die Beſchwerde:
Daß ich von Tag zu Tage kleiner werde;
Meine Diät auch iſt mir nicht geſund —
Das viele Trinken richtet mich zu Grund.
Ein Parvenü hat mir den Platz genommen
Und um Credit und Dienſt bin ich gekommen.

3.

Man denkt bei meinem Namen an ein Haus,
Wo fleißig man geht ein, doch lieber aus;
Oft iſt von Bau und Mauern nichts zu ſehn,
Nur Männer, die der gleichen Spur nach gehn,
Die oft in ſeltſam fremder Sprache reden
Und, Wer nicht ſpricht wie ſie, ſchmähn und befehden.

4.

Ein goldnes Lied befaßt im knappſten Raum
Der treuſten Liebe, tiefſter Sehnſucht Traum;
Zu rathen gilt es da: Wo? Was geſchah?
Fern lieg' ich, aber zum Errathen nah!

CXXIV.

Weiſung

Wer Räthſel will in dieſem Parke jagen,
Muß aus dem Sinn faſt ſich die Heimath ſchlagen,
Vergangne Zeiten muß um Rath er fragen
Und der Ausſprache muß er Rechnung tragen.

1.

Zur Abwehr wie zu ſtürmiſchen Angriffen
Führt' ich die Waffen, blank und ſcharf geſchliffen;
Kein Zoll breit blieb vor meinem Donnerkeil
An einem frechen, ſchlechten König heil;
Den Staatsmann riß der Redner manchmal fort;
Ueber das Ziel hinaus wohl ſchoß das Wort;
Beſſer ſtand mir das Donnern und das Blitzen,
Als — würdevoll, ernſt, in der Wolle ſitzen.

2.

Wenn nur, was ſich an meines Denkens Kette
Abrollte, Exiſtenz und Geltung hätte:
Fiele der Weltbaumeiſter in die Acht;
Zum Stillſtehn wär' der Gang des Alls gebracht.
Viel Skrupel hat mein Scharfſinn ausgebrütet,
Vorm Irrweg mich geſunder Sinn behütet;
Ein friedliches Geſchlecht hab' ich erſchreckt,
Und einen Rieſen aus dem Schlaf geweckt.

3.

Werd' ich geſchmackvoll nur herausſtaffirt,
Erſchein' ich faſt genteel und diſtinguirt;
Drum ward ich oft zur wichtigen Perſon;
Und hohe Frau'n liefen mit mir davon.

4.

Manch fernes Zeichen winkt dem Aug', dem Ohr,
Zaubert mein lockend Bild der Seele vor:
Der wogenden Beleuchtung irrer Flimmer, —
Ernſter Granit, der Bronce feur'ger Schimmer —
Vom Sonnenſtrahl vergoldet blauer Rauch —
Melod'ſcher Stimmen ahnungsvoller Hauch;
Im Zweifel ſtehſt Du: ob Du mich ſollſt ſuchen!
Mir ſchwören? fern mir bleiben? — oder fluchen?

CXXV.

1.

Erwünſcht zwar bin ich nie und angenehm,
Doch macht es großen Unterſchied: von Wem!
In vielen Fällen kann man dazu lachen,
In andern gilt's, ſein Teſtament zu machen.

2.

Auch ich bin nicht erwünſcht und angenehm,
Als neu zumal nichts wen'ger als bequem;
Doch mit der Zeit denkt man an mich mehr kaum,
Als Schmuck ſogar dien' ich ſonſt ödem Raum.

3.

Das Trio vollzumachen — ich auch bin
Nicht angenehm, in irgend welchem Sinn;
Vergeblich iſt es meiſt, wenn, mich zu heilen,
Herbei Doktoren aller Fächer eilen.

4.

Ich endlich kann wohl ſein ſehr angenehm,
Doch öfter bin auch ich mehr unbequem,
Verſchloſſen, eiſig, vornehm und begehrlich,
Für deutſche Herzen ſeltener gefährlich.

5.

Entſprungen künſtleriſcher Phantaſie
Kühnen Gedanken oft ich Flügel lieh;
Wie Sonnenblick ich manches Herz erfreute,
Wenn ich auch oft in fernſte Zukunft deute.

CXXVI.

1.

Bewohnt nicht werden meine weiten Räume;
Oft unerfüllt bleibt, was ich hoffend träume,

Doch wenn bei mir ein die Erfüllung kehrt:
Von früh bis Nacht ein toller Lärm dann währt. —
Ich zahle, — unter roher Jugend Hohn, —
Oft Miſſethätern unverlangten Lohn.

2 a.

Ich heiſche ſcharfen Blick und feſte Hand,
Im ſtrengen und im bildlichen Verſtand;
Beiſammen gilt's zu halten alle Sinne,
Daß mir der Feind nicht Blößen abgewinne.
Was ich vollbringe, deckt oft tiefe Nacht,
Erſt in der Noth wird meiner recht gedacht.

2 b.

Noch ungelöſt ſind meine Doktorsfragen,
Wie Viele ſich auch, ſie zu löſen, plagen;
Zwar gilt die Bauernregel weit und breit:
Das Huhn zu rupfen ſo, daß es nicht ſchreit;
Die Praxis aber lebt von Tag zu Tag
Dem Wahlſpruch nach: helfe, was helfen mag.
Nie in Erfüllung geht mir wohl auf Erden
Der Wunſch, der fromme, populär zu werden.

3.

Zur Nahrung täglich gnügt dem Maulwurf nicht
Deß eignen Körpers doppeltes Gewicht;
Die Seidenraupe frißt, frißt immer zu,
Gönnt freſſend Tag und Nacht ſich keine Ruh, —
Ein Roß verſchlingt ein Wolf, ein hungrig-grimmer:
Noch gieriger als ſie bin ich und ſchlimmer; —
Doch hoher Segen — wenn die wilde Art
Ich abgelegt, — in mir ſich offenbart.

CXXVII.

1.

Der ſchlimmſten Uebel, die ergoſſen ſich
Aus der Pandora Büchſe, eins bin ich.

Frei wurde zur Verfügung mir geſtellt
Als Uebungsfeld die alt' und neue Welt;
Zum Rückzug ward ich endlich zwar gezwungen,
Doch iſt noch manche Razzia mir gelungen.

2.

Stets hab' ich viel Aufmerkſamkeit genoſſen,
In meiner Schönheit Lob hat ſich ergoſſen
Gar mancher Mund, bemüht mich zu gewinnen,
Mit ſchmeichleriſchem Wohllaut zu umſpinnen.
Einmal hab' ich, — in Roſen oft gewiegt, —
Mich an das Herz der ſtolzſten Frau geſchmiegt;
Den Schluß dem liebetrunkenſten Gedichte
Schuf' ich, und mein gedenkt die Weltgeſchichte.

3.

Darf wohl in dieſer deutſchen Räthſel Reigen
Ich rauher Hinterwäldler auch mich zeigen?
Raſch ſchlag' ich auf, brech' ab ich meine Bude,
Raſtlos und unſtet, wie der ew'ge Jude;
Doch grab' ich, fälle Holz und mache Heu,
Und bin nicht faul, wie er, und arbeitsſcheu.

CXXVIII.

1.

Vorzeichen der Geſittung bin ich wohl,
Dabei der härtſten Deſpotie Symbol;
Hochherz'ge Geiſter ſich der Sendung weihen,
Von mir die Creaturen zu befreien;
Oft noch die Erd' in ihrem Kreis ſich dreht,
Bis mein uralter Druck zu Ende geht.

2.

Mit Schrecken werd' und Unluſt ich entdeckt,
Sorgſam vor ſchadenfrohem Aug' verſteckt;
Doch berg' ich auch vorſicht'ger Arbeit Frucht,
Und ein Aſyl biet' ich Bedrängter Flucht.

3.

Verdienſt erwerb' ich großes mir im Stillen,
Nicht rühmen kann ich, daß den guten Willen
Mit Wort und Ehren laut man anerkennt;
Kaum, daß man unter Tauſend Einen nennt,
Deß Namen ſeine Werke überlebt
Und auf dankbarer Kenner Zunge ſchwebt;
Eine Specialität, mit der ich prahlte,
Manchmal ich theuer, mit dem Kopf, bezahlte.

4.

Aus fernen Oſtens kriegeriſchem Brauch
Kam ich dem Abendland zur Kunde auch;
Ich habe mich im ſchwerſten Dienſt erprobt,
Am höchſten von Kriegskundigen belobt;
Und feſt ſteh' ich, allen ſtrateg'ſchen Größen
Zum Trotz, — Zündnadeln, Bomben, Mitrailleuſen.

CXXIX.

1.

Mein Marktwerth ward ſchon in uralten Tagen,
Wie jedes Kind weiß, hoch nicht angeſchlagen;
Moraliſch auch werd' ich nicht ſehr geſchätzt,
Denn mancherlei wird an mir ausgeſetzt;
Und doch ward ich, wie Jedem auch bekannt,
Einmal mit hoher Auszeichnung genannt;
Nicht ſtolzen Anſpruch will darauf ich bauen,
Doch gab es mir Selbſtachtung und Vertrauen.

2.

Ich bin von inſulariſcher Natur,
Der Continent nennt mit Reſpekt mich nur;
Seltſam! kein Auge hat mich je geſehn,
Und auf die Jagd nach mir doch Alle gehn;
Zwar unbekannt ſind Herkunft und Geſchlecht,
Doch Niemand läugnet meine Macht, mein Recht.

3.

Ich werde ſelten in den Mund genommen
Und ungern nur; Niemand bin ich willkommen.
Denn Jeder haßt, — der König wie der Bauer —
Was ungenießbar iſt, hart, herb und ſauer.

4.

Dem Aal vergleichbar bin ich kalt und glatt,
Nicht leidenſchaftlich, doch nicht lahm und matt;
Ich trete ſicher auf, als Biedermann,
Obwohl ich Reineke's Trugkünſte kann;
Nicht gerne deck' ich meine Karten auf,
Ich wechsle, wie der Feldhaas, gern den Lauf.
Das Wort fließt mir nicht ſüß wie Honigſeim
Vom Munde, nach Rhabarber ſchmeckt's und Leim;
Als feinen Schlaukopf gelten läßt mich Jeder —
Kenntlich *vor allem* an der *Straußen*feder.
Des Neides Meiſterſtück iſt mir gelungen, —
Doch dann am eignen Faß der Reif zerſprungen.

CXXX.

1.

Vor Aeltern beug' ich mich, Reſpektsperſon
Bin ich noch nicht; mein *Name* zeigt es ſchon,
Der doch manchmal die Aufgab' muß erfüllen,
Ein zärtlicheres Paktum zu verhüllen.

2.

Die uns die neuen Ahnentafeln ſchreiben,
Mit Affenvetterſchaft Spectakel treiben,
Taufſcheine wühlen aus der Erde Tiefen,
Die lang in Höhlen und im Waſſer ſchliefen,
Die im Auslegen Fabelhaftes leiſten,
Die zu Orakeln, faſelnd, ſich erdreiſten:
Die führen *mich* zum Ueberdruß im Mund,
Doch kamen ſie noch nicht mir auf den Grund.

3.

Ich lehre Dich, gewärtig jedes Winks
Von mir, nicht rechts zu ſchielen und nicht links.
Mit Eiferſucht zu folgen meiner Spur,
Wie ich gebiete ſcharf zu ziehn die Schnur:
Du ernteſt — wandelſt Du auf ſolchen Wegen, —
Wo nicht bei Menſchen Ruhm, doch Gottes Segen.

4a.

Nicht viel bedarf ich um mich zu ernähren,
Der warmen Räume kann ich leicht entbehren,
Dafür entricht' ich Steuer gern und Zoll
Und aller Liebesdienſte bin ich voll:
Begleiter bin ich Dir auf weiter Reiſe,
Ich helfe Dir bereiten Deine Speiſe,
Ich rüſte Dir bequem Dein Lager aus,
Wohnlich mach' ich, erleuchte Dir Dein Haus:
Dem Wachs, dem Honig ähnelt meine Gabe,
Den ſiechen Städtern ſpend' ich meine Labe,
Noch jetzt gewohnt zu tröſten und zu heilen,
Pfleg' ich auch nicht mehr Kronen auszutheilen:
Treu bleibt im Alter mir wie in der Jugend,
Wechsl' ich die Art auch, Brauchbarkeit und Tugend.

4b.

Mit Adlerblick kühn in die Sonne ſchau' ich
Mit ſtarkem Arm auf feſter Erde bau' ich:
Aus Einem Stück bin ich aus Erz gegoſſen,
In meinem Namen trag' ich eingeſchloſſen
Schon das Princip, das ich berühmt gemacht,
Ob auch die ſeichten Thoren es verlacht,
(Und nicht verlacht nur! ſich darob entſetzt,
Und Frevlern mich, Brandſtiftern, gleich geſchätzt,)
Die zu Gericht, — ſelbſt arme Schächer — ſitzen,
Nach ihrem Bild aus Holz ſich Götzen ſchnitzen,
Die, ſelbſtverdammt zu ew'gem Geiſtesfaſten,
Mit plumpen Händen nach Erkenntniß taſten.

In roſt'ger Satzungsbande Sklaverei
Nicht ahnen, daß die Wahrheit mache frei!
Doch mein Princip — beſiegt nie, lebt es fort,
Jung wie die Kraft, und ewig wie das Wort,
Das vor der Welt und Zeit Beginn ſchon war,
Und lautrem Aug' ſich ſtets macht offenbar.

5.

Ich bin ein Brei, von dem doch Niemand ißt,
Bei deſſen Anblick Jeder wohl vergißt
Den Appetit; wozu ich diene? — fragt
Den bleichen Mann, den ſelbſt der Hunger nagt!

CXXXI.

1.

Das Räderwerk ſich drängender Gewalten,
Das Leben ſelbſt, hab' ich im Gang zu halten;
Wo ich bleib' aus, ſinkt jede Kraft zuſammen
Und ohne mich gehn aus des Lebens Flammen.
Ungleiche Namen — je nach den Rangſtufen —
Führ' ich, zu Einer Nothdurft Dienſt berufen.

2.

Aus Thier- und Pflanzenſtoffen macht man Leim;
Verwendet wird als ſolcher auch der Reim.
Er iſt's der hier mit Wörtern mich verbindet,
Mit welchen ſonſt Verwandtes nichts ſich findet.
Werth giebt mir, hohen, manche Eigenſchaft,
Doch fehlt mir eigne Form, Geſchmack, Reiz, Kraft,
Drum halt' ich anſpruchslos mich ganz im Stillen
Und trete ſchüchtern auf nur in Idyllen.

3.

Ein junger Walfiſch mag faſt winzig klein
Im Kreiſe rieſiger Verwandten ſein:
Ein Rieſe, unterm kleinen Volk der Wellen
Iſt er, bei Karpfen, Hechten und Forellen;

So, neben Großen meiner Art ein Zwerg.
Rag' hoch ich unter Kleinſten wie ein Berg.

4.

Ich fürchte nicht des Abgrunds Ungeheuer,
Mich ſchrecken wilde Wogen nicht, noch Feuer;
Ich ſtehe, wo ruchloſer wilder Rotten,
Wo ich der Macht der Mächtigen darf ſpotten;
Ich ſelbſt bin ein zerbrechlich Thongebild,
Doch mehr ſchützt mich das Wort als Speer und Schild.
Mir iſt, wenn ziſcht und brüllt der Drach' im Grimme,
Muſik nur ſeiner zorn'gen Ohnmacht Stimme.

5.

Tiefſter Gefühle feſtverſchmolzne Einheit,
Furchtloſer Liebe makelloſe Reinheit,
Haben, was irdiſch war an mir, verzehrt,
Mir ſelbſt der Sehnſucht Schmerz zum Glück verklärt.
Was mich gekränkt — im Nu iſt es vergeſſen,
Und meine Hoffnung kann kein Senkblei meſſen. —
Weh, daß je Gift der Schuld mich angeſteckt,
Je meinen heil'gen Namen Schmach befleckt!
Kann die Natur zerbrechen ihre Kreiſe?
Kann frevelnd treten ſie aus ihrem Gleiſe?
Stürzt ein die Welt nicht, der Verweſung Raub,
Wenn ich der Treue Ring tret' in den Staub?

CXXXII.

1.

Wenn ich auch Schwefel ſpeie nicht und Feuer,
Bin ich doch ein entſetzlich Ungeheuer;
An künd'ge ich mein Nahen nicht mit Brüllen,
Ich weiß mich ſchlau berückend zu verhüllen.
Doch auch der Schönheit darf ich dienend nahn,
Darf ſchmeichleriſch, gefahrlos, ſie umfahn,

Und laſſe maltraitiren mich und bänd'gen
Von ſammetweichen, roſenfarbnen Händ'chen.

2.

Ihr gafft verwundert mich und fragend an:
„Wie hat man Dir, Du fremder Mann gethan,
Daß deutſchen Räthſeln Du wirſt zugeſellt
Wie eine Wachsfigur faſt ausgeſtellt?“
In meiner Heimath hat man mich entſetzt
Der alten Würde, ganz mich abgeſchätzt:
Sonſt faſt der Majeſtät theilhaftig Gottes,
Streift meinen Namen jetzt Eishauch des Spottes:
Ich aber laſſe mir mein Recht nicht rauben,
Ich halte feſt am Hoffen und am Glauben, —
Ein Märtyrer, — den keine Seele kränkt, —
Ein Held — der nie an Kampf und Thaten denkt.

3.

Der Vater bin ich ſehr ungleicher Kinder;
Ich bin ein hochgeprieſener Erfinder,
In mir Baumeiſter ihren Ahnherrn ſehen;
Mir ſind naturhiſtoriſche Muſeen
Zu Dank verpflichtet; fromme Dichter haben
Wetteifernd oft gefeiert meine Gaben;
Zur Seite ſteh' ich manchmal als Fürſprecher
Dem ſchamgebeugten, läßlichen Verbrecher.

4.

Zu fernem Oſtland wies des Geiſtes Flug
Die Bahn dem neuen Argonautenzug;
Vom Glanz des Ruhmes und des Golds erhellt
Stieg vor dem Aug' einſt eine Fabelwelt
Bei meinem Namen auf; hinabgeſunken
Iſt jenes Feenreich; nur irre Funken
Schweben von alter Herrlichkeit und Macht
Noch, wie Johanniswürmchen, durch die Nacht.

5.

Zur Pflicht mir macht' ich's mit den finſtern Mächten
Um Freiheit, raſtlos, ohne Lohn, zu fechten;

Ich ſende Helden aus, unüberwindlich,
Für Qualen wie für Wolluſt unempfindlich,
Die nicht im Banne holder Sehnſucht ſchmachten,
Des Wüthrichs Zorn, des Schmeichlers Lob verachten, —
Bedrängt von Feinden — willig hin das Leben,
Doch, lebend, nie die Feſtung übergeben.

CXXXIII.

1.

Ich bin, was Kindern man zu gute hält,
Und was wohl gar, an Fräulein zart, gefällt;
Bei Männern findet man es ungebührlich,
Im eigentlichen Sinne, wie figürlich;
Es ſchlößen billig mich aus ihrem Haus
Die ſtrenge Wiſſenſchaft und Sitte aus.

2.

Mich machen rauher Ton und plumpe Sitten
Und derbe Fäuſte nicht gar wohlgelitten,
Grob iſt mein Takt, dragonerhaft mein Schritt,
Und rieſenmäßig ſtets mein Appetit;
Doch dürften ſich mein Beiſpiel anzunehmen,
Caſuiſten nicht und Philoſophen ſchämen.

4.

Als Masculinum brauchbar bin ich ſchwerlich,
Als Femininum aber unentbehrlich;
Auf meine Praxis läßt ſein doppelt Recht
Nie nehmen ſich das weibliche Geſchlecht;
So war es zu Odyſſeus' Zeiten ſchon;
Die Männer blieben immer fern davon,
Bis Hoffnung lockte, ohne viel Beſchwerden
Dadurch Crösuſſe faſt im Schlaf zu werden.

4.

Beſtreiten kann mir Niemand, daß ich nütze,
Daß ich die Ordnung, daß das Recht ich ſchütze.

Und doch werd' ich mißliebig angeſehn;
Wie ſoll ich dieſen Widerſpruch verſtehn?
Kommt's daher, daß vor meiner Macht ſie zittern?
Daß einen künft'gen Feind in mir ſie wittern?
Iſt es des Freiheitsdurſts verirrter Drang?
Iſt's der Erbſünde diabol'ſcher Hang,
Der boshaft gegen das Geſetz ergrimmt,
Und heimlich gern Partei für's Böſe nimmt?

CXXXIV.

1.

Ob Fluch ich ſei, ob Segen? iſt die Frage,
Die ich, beſcheiden, nicht zu löſen wage;
Doch ſcheint es mir, als ob's der Fluchpartei
Nicht allzu Ernſt mit ihrem Pathos ſei;
Daß, tragiſch ſich geberdend, ſie vermeinen
Doppelt intereſſant nur zu erſcheinen.

2a.

Ein nehm' ich einen hohen Ehrenplatz;
Verwaltet wird von mir ein heil'ger Schatz;
Auf mich geſpannt iſt ängſtlich Vieler Blick, —
Von mir erwartet Mancher ſein Geſchick, —
Fürwahr! Dem Schickſal ſchuld' ich keinen Groll,
Wenn Alles das ich leiſte, was ich ſoll!
Schlimm, daß die Wünſchelruth' ich ſtatt der Wage
Oft, ſtatt des Schwertes den Hofdegen trage!

2b.

Selbſt habe meinen Namen ich mit Willen
Dem Ruhm entzogen; rechnet's zu den Grillen
Die Mancher ſchon gehegt; glaubt nicht dabei,
Daß für den Ruhm ich unempfänglich ſei;
Was Frau'n zumal davon mir mochten gönnen,
Hab' allzeit ich recht gut vertragen können;

Lob ſo wie Tadel nahm ich wohl in Acht,
Und habe niedrig nie von mir gedacht.
Schien Phantaſie auch mit mir durchzugehn:
Ich brachte ſie, wenn mir's gefiel, zum Stehn.
Obwohl dem Roß — was ich mir lang verhehlte, —
Vielleicht dem Reiter auch, die Schule fehlte.

3.

Man weiß, daß oft den Kleinen aufzulegen
Was ihnen ſelbſt zu ſchwer, die Großen pflegen:
Ich bin an dieſe Praxis ganz gewohnt,
Daß meine ſchwächre Kraft man gar nicht ſchont;
Belaſtet werd' ich hin und her geführt,
Indeß ein fauler Rieſe ſich nicht rührt.

4.

Herodes und der König von Aegypten,
Die beide grauſen Kindermord verübten, —
Ein Fluch und Abſcheu ſind ſie noch der Welt:
Als dritter Wüth'rich ihnen beigeſellt
Bin ich auch, der ich einem frühen Grabe
Millionen Kinder überliefert habe.

CXXXV.

1.

Beſchaulich leb' ich meiſt und in der Stille
Und doch umſpannt die Welt mein ſichrer Wille;
Die Lüge iſt mir und der Schein verhaßt,
Mehr oft als Eiſen macht das Gold mir Laſt.
Als meine Freunde wollen Viele gelten,
Doch ich erwiedre ihre Neigung ſelten,
Und wenig kränkt mich's, wenn ſie dann erkalten
Und es zuletzt mit meinen Feinden halten.
Geweiht vor Zeiten ward am Meeresſtrand
Ein prächt'ger Bau mir von freigeb'ger Hand.
Sie hofften, daß ich ſtets dort ſollte thronen,
Doch, wenn ich ſonſt auch dort hätt' mögen wohnen:

Es brachen ein die räuberiſch'ſten Schaaren,
Kunſthaſſende, fanatiſche Barbaren,
Die in ſtumpfſinn'ger Trägheit Banden ſchmachten
Und meine Würde ſchänden und verachten.

2.

Verachtet in der Welt wär' ich geblieben,
Wär' Eine Lobſchrift nicht auf mich geſchrieben;
Verachtet — doch nur in der Theorie!
Die Praxis zieht mich vor oft dem Genie!
Gewachſen ſind mir nicht einmal die Götter;
Der Rieſen Keulen und der Pfeil der Spötter
Sie prallen ab vom Schuppenpanzerkleid
Und Weisheit ſelbſt ſchielt oft nach mir mit Neid.

3.

Nicht trifft man mehr auf Erden meine Art;
Vielleicht iſt künft'ger Zeit ſie aufgeſpart.
Mir fremd war's weiche Klagen auszuhauchen,
Ich zagte nicht, die Hand in Blut zu tauchen.
Mir hielt nicht ird'ſcher Hoheit Scheu den Zorn,
Der mich grad vorwärts trieb mit ſcharfem Sporn,
Zurück im heißen Herzen und im Munde;
Nie bot die Hand ich zum heilloſen Bunde
Von Trug und Licht; ich trotzte kühn dem Droh'n
Der Mächt'gen, und obſchon ich nicht geflohn,
Blieb ich doch frei von ihren Kerkerbanden
Und machte glorreich ihren Grimm zu Schanden.
Ich hab' als Held mich ohne Fehl bewährt,
Hoher Triumphfahrt, wie kein Andrer, werth.

4.

Mein Name wird nur ſelten noch gehört;
Es ſcheint daß mich zu nennen man verſchwört;
Gibt's Andre doch genug, mich zu erſetzen,
Die mehr die heut'ge Kennerwelt ergetzen.
Man will jetzt ſtark und grob gewürzte Koſt,
Statt Nektar — Branntwein, Rum, Abſynth und — Moſt;
Und weil ich fülle nicht genug die Kaſſen,
Werd' ich in Gnaden meines Dienſt's entlaſſen.

5.

Ich ſah fünf Völker, blank, in Waffen ſtarrend,
Ernſt der Entſcheidung eines Weltkampfs harrend;
Entfeſſelt ſah ich dann des Kampfes Wuth.
Weithin das Feld, den Park beſtrömt mit Blut.
Des höchſten Führers Stern verlor ſein Licht;
Dem ſtolz'ſten Helden log die Zuverſicht;
Sein Lorbeer iſt am Wintertag verdorrt;
Den Schmerz, die Scham maskirt ſein prunkend Wort;
Fern ſeinem Horſt, — wenn auch in hohen Ehren —
Muß ſeine Kraft der Königsfalk verzehren.

6.

Wie, ächt'ſte Freuden ſpendend, zu beglücken,
Viel dankbar frohe Herzen zu entzücken
Mein Tagwerk war, — wie ſelbſt ich ward geſegnet,
Wenn Trauernden Troſt bringend ich begegnet:
Gönnt der Erinn'rung Spiegel mir zu ſehn. —
Wenn ſtill die Bilder mir vorüber gehn:
Gnügt mir's, das Aug' in friedevollem Schweigen,
Ernſt lächelnd, den Geliebten zuzuneigen,
Des Glaubens froh: vergeſſen wird mich nicht,
Wer einmal tief mir ſah in's Angeſicht,
Wer meines Auges ſtille Macht empfand,
Wer meines Herzens Glut und Flug verſtand,
Des Herzens, das nicht marktete und ſparte,
In Sturm und Froſt die Jugend ſich bewahrte,
Und auf die Welt als goldnes Licht ergoß
Die Freundlichkeit, von der es überfloß.

7.

Zweiſilbig.

Lang ſehnt' ich mich nach meinem liebſten Sohne,
Sein lockig Haupt zu ſchmücken mit der Krone;
Doch frühen Heldentod — ſeit er verlor
Den Freund, — zog er der längſten Herrſchaft vor.

CXXXVI.

1.

Glorreich und ſchickſalsvoll war meine Bahn.
Der Thaten viel hat Gott durch mich gethan:
Das Abendland bebte vor meinen Schritten,
Europa's Karte hab' ich zugeſchnitten.
Verkümmert und verdünnt ward dann mein Blut,
Drauf ſich doch Jeder etwas thut zu gut.
In neuern Zeiten bin verjüngt ich worden:
Geſtiftet hab' ich ein paar kleine Orden,
Die werden aber nicht die Welt umſtürzen
Wenn ſie mit Wein und Spiel die Zeit ſich kürzen.

2.

Verhaßt bin ich, — das iſt mir wohl bewußt;
An mir ſtößt ſich die übermüth'ge Luſt,
An mir des kecken Wandrers ſtolzer Gang,
Die Freiheit flucht mir und des Wiſſens Drang:
Doch dankt mir oft die zielbewußte Strebung
Und ſegnet mich mit lächelnder Ergebung.

3.

Weit iſt und bunt meine Kategorie;
Erſchöpfen wird, abgrenzen man ſie nie:
Die Species alle wollen ſich nicht faſſen,
Sich gar nicht recht examiniren laſſen.
Dumm ſind die Einen und gedankenlos,
Die Andern ſtellen trutzig ſich, moros;
Die Zunge recken gegen Dich die Einen,
Die Andern jammern, ſträuben ſich und weinen;
Oft hat mich ſelbſtgeſtricktes Netz gefangen,
Und oft die Haut ſtreif' ab ich wie die Schlangen.
Den Meiſten — weiß ich wohl, — bin ich zum Leide,
Doch ein'ge Wen'ge haben an mir Freude.

4.

Am Tage wob Penelope, bei Nacht
Löste ſie das Gewebe mit Bedacht;

Nicht web' ich das Gewand, ich trenn' es nicht:
Von ſelbſt, wie in prophetiſchem Geſicht
Wächst vor des Geiſtes Aug' ein reiches Bild,
Das, ſich geſtaltend, aus der Tiefe quillt,
Wie um ein Berghaupt in phantaſt'ſchem Flug
Streicht, unberechenbar, der Wolken Zug. —
Ein tauſendfach verſchlungenes Gewebe,
Das mit des Zaubrers Stab ich nur belebe,
Das mit gemeſſ'nem Wort ich ſinnig deute,
Gießend auf Aelteſtes das Licht von heute,
Mit kühlem Geiſt, in Eifer nie aufflammend,
Entrüſtet nie, kaum Schwärzeſtes verdammend.
Die heißen Farben weiſ' ich ab des Dichters,
Den Schickſalston des unfehlbaren Richters;
Das reiche Weltbild, das ich rufe vor,
Dämpft eines ſonndurchglühten Nebels Flor:
Mein Wunſch iſt, daß die Gäſte ohne Grollen,
Verſöhnt, gehoben, hoffend ſcheiden ſollen,
Nicht ahnend, wie der Zaubrer nächtlich rang,
Der ſeinen Stab, ſo ſchien es, ſpielend ſchwang.

5.

Mein Name iſt ein ganz privilegirter,
Für wenige Geſchlechter reſervirter;
Mehr impoſant als zu beeiltem Lauf
Geneigt, tret' ich mit ſchwerem Nachdruck auf.

CXXXVII.

1.

Einem lateiniſchen Sprüchwort entnommen
Mußt' ich gar Manchem ſchon zu Hülfe kommen,
Den ſonſt im Stich gelaſſen ſein Latein:
Zu leih'n der faulen Sache guten Schein;
Gar manchen Skrupel ſang der Spruch in Ruh
Und deckte ſchlimme Schäden prächtig zu.

2 u. 3.

Citirt vom Räthſel-Banner ſtellt ſich dar
Ungleicher Fremdgeborener ein Paar;
Geblieben iſt von Beiden tiefe Spur
In glänzend unvergänglicher Fraktur.

2.

Schwer hat der böſe Feind mich angetaſtet,
Mit Schmach bedeckt, mit Ketten mich belaſtet;
Flüchtig ward ich von Land zu Land gehetzt,
Mit Dornen, Schlangen' ward mein Pfad beſetzt;
Doch, mochten Bosheit ſich und Macht verſchwören,
Mich konnten ſie nicht ſchrecken, nicht bethören,
Taub für der Feinde Dräu'n, der Freunde Bitte
Bin unverzagt ich über ſie geſchritten;
Umſonſt bei mir der Mächt'gen ſchlaues Streicheln!
Umſonſt der buhl'riſchen Sirene Schmeicheln! —
Das Rüſtzeug Belial's hat mein Arm zerſplittert;
Nie hab' ich mich gebeugt und nie gezittert
Vor Menſchen, wenn auch in der ſtillen Kammer
Des Fleiſches Schwachheit ich gefühlt und Jammer.
Wenn Schrecken und Gefahr am heiß'ſten drängte,
Schaut' in die Zukunft ich, die nachtverhängte,
Und halbbewußt that mein prophet'ſcher Mund
Der Widerſacher ſchmählich Ende kund.
So mußt' ich ſein! Die Welt wird, — mag ſie ſchmähn
Und ſpotten, — Meinesgleichen nimmer ſehn.

3.

Geſtört hat Ein's nur meine Bahn und Sendung,
Und mir den höchſten Preis verſagt: Verſchwendung.
Verſchwendet hab' ich Jugend, Zeit und Kraft,
Verſchwendet Zorn und edle Leidenſchaft,
Verſchwendriſch ehrt' ich mein Idol, die Kunſt;
Vertrauen, Neigung, Liebe, Freundſchaft, Gunſt
Hab' ich verſchwendet; ſatt nie zu erfreuen,
Mußt' ich verfehlte Wohlthat oft bereuen;

Verſchwend'riſch war, wenn heiß das Blut ſich hob
In meiner Bruſt, mein Zürnen wie mein Lob;
In tiefſter Seele fremd war mir der Geiz,
Köſtlich empfand ich freien Gebens Reiz;
Haushälteriſcher Nüchternheit abhold
Hab' ich verſchwendriſch ausgeſtreut mein Gold;
Ich liebte Viel auf Einen Wurf zu ſetzen,
Mich an Fortuna's Launen zu ergetzen;
Im flücht'gen Leben ein ſorgloſer Zecher
Hab' übervoll ich eingeſchenkt den Becher.
Doch, ward mir's klar auch, daß ich oft gefehlt,
Zu heiß empfunden und zu raſch gewählt,
Zu wenig ſtet mit feſter Hand gebaut,
Zu viel dem Genius und dem Glück vertraut:
Des Lebens Vollwerth tief ich doch empfand,
Ob auch mich noch der Sinne Zauber band;
Dem eignen Genius brach ich nie die Treue;
Beſänftigt vom Bewußtſein wird die Reue:
Daß hoch mein Herz zum letzten Athemzug
Stets für mein Volk und für die Menſchheit ſchlug.
Entweihten Adel ſah' ich noch im Knechte
Und in der Freiheit Zerrbild noch die ächte.

4.

Links — rechts; ſchwarz — weiß; Bejahung und Verneinung: —
So ſchwankt, wie Wellen, hin und her die Meinung!
Das hab' auch ich in Tauſenden von Jahren
Selbſt an mir bis zum Ueberdruß erfahren.
Groß, hochgeachtet war ich in der Welt,
Ward Helden, Göttern, Heil'gen zugeſellt,
Gefeiert ward ich mit pomphaftem Cult,
Symbol des Segens, Fleißes, der Geduld;
Doch feindlich gegen mich, in Haſſes Grimme
Erhob anklagend ſich der Läſtrer Stimme,
Verflucht ward ich als Werkzeug der Deſpoten,
Gehöhnt als Schutzpatron der Idioten;
In Einem Punkte nur wird hergeſtellt
Eintracht, der als bedrohlich mir mißfällt.

5.

Du magſt, wenn ich mich nach der Flamme nenne,
Ganz ſicher ſein doch, daß ich Dich nicht brenne;
Und ob ich glänze auch in lichter Pracht,
Erhell' ich doch im mind'ſten nicht die Nacht;
Mißtrauiſch darfſt Du gegen mich nicht ſein;
Realität bin ich, nicht Trug und Schein.

CXXXVIII.

1.

Eine Tyrannin bin ich, vielgeſchmäht,
Die feſter doch als Eich' und Eiſen ſteht,
Vor deren Wink die Mächtigſten ſich beugen,
Von der Programme, Feſtberichte zeugen;
Ein Frevler flüſtert zwar: „mit Staub gefüllt
Ein Bild von Thon, in Goldſchaum eingehüllt!"
Doch hier der unbeſtrittnen Herrſchaft froh,
Fühl' ich bedrängt, gekränkt mich anderswo,
Bedroht mein Eigenthum und meine Ehre,
So daß die Herrſchermächte ich beſchwöre,
(Und nicht erfolglos!) mich zu unterſtützen,
Des Reiches Wohlfahrt und mein Recht zu ſchützen.

2.

Der niedern Menſchheit ſchaff' ich viel Vergnügen
Das mancher einſchlürft mit begier'gen Zügen;
Genügſam iſt mein will'ges Perſonal,
Doch klagt man über Unfug und Skandal.
Wenn auch die Garderobe nicht die reinſte,
Nicht immer die Converſation die feinſte:
Es können ſich mit mir in ſaft'gen Späſſen
Viel anſpruchsvollre Inſtitute meſſen,
Und was, im Dienſt, auch meine Leute fehlen,
Privatim ſind's die beſten, frömmſten Seelen;

Leicht wär' das Leben, wären ſo unſchuldig
Alle, wie ſie, ſo nüchtern und geduldig.

3.

Verlobt, vermählt in Knabenjahren faſt,
Mit weißen Haaren noch Enthuſiaſt,
Der Freiheit Volontär, — in Kerkermauern
Mußt' ich, Gefangner, manches Jahr vertrauern!
Des Volksrechts Hort, ein Edelmann und Ritter,
Fand' ich die Volksgunſt wie die Hofluft bitter;
Der Pöbel und die goldbetreſſ'ten Claſſen
Wetteiferten, wahnſinnig mich zu haſſen;
Der treu'ſte Mann — hieß ich ein Apoſtat:
Nach ſchrie'n mir Buben: „Feilheit und Verrath!“
Mein Volk ſchloß ſeinen beſten Bürger aus,
Das fremde Volk lud froh mich in ſein Haus;
Wieder ſah mich mein ſiebenzigſtes Jahr
Als das, was ich mit leichten Dreißig war;
Gelegenheit gnug ich dem Schickſal lieh,
An mir zu üben ſeine Ironie;
Doch mich hat angeborne heitre Art
Vor Salomo's Philoſophie bewahrt.

4.

Auf's Leben fallen Schatten ſchon ſo viel;
Iſt's wohlgethan, zur Kurzweil und zum Spiel
Sie, wo ſie noch nicht da ſind, zu beſchwören?
Darum, Wer klug iſt, mag von mir nicht hören,
Und wendet ſich, wenn Muß' ihm winkt und Ruh,
Dem Licht, der heitren Welt der Farben zu.

5.

Von Feeenhand in frührer Zeit gewiegt,
Der kind'ſche Sinn von Lockungen beſiegt
Des ſchmeichelnden, des ausgelaſſ'nen Spieles,
Vergaß ich wohl manchmal des ernſten Zieles,
Das Halt ſoll und Gehalt und Werth dem Leben,
Und feſte Richtung jedem Schritte geben.

In blühnder Jugend keckem Uebermuth
Folgt' ich dem frohen Sinn, dem leichten Blut;
Es war ſo ſchön, an ſonnig blauen Tagen
Den buntſten Schmetterlingen nachzujagen;
Mein freudetrunknes Auge merkte nicht,
Daß fahler ſchon am Himmel ward das Licht.
Da löſte ab der Feeen Hand — der Sturm,
Die Falter flohn, die Blüthen fraß der Wurm;
In mein Aſyl drang die brutale Rotte
Mit gift'gen Waffen, giftigerem Spotte.
Da warf ich weg, was kindiſch, weibiſch war
Und einen „Mann“ fand an mir die Gefahr.
Der Seele Hoheit meſſen ließ mein Fall;
Nicht glänzte mehr, doch voll klang das Metall.
Den Becher trank ich aus, den gallenbittern
Bis auf die Neige; Niemand ſah mich zittern,
Starkmüthig ſucht' ich nie mich zu verbergen,
In's Auge ſchaut' ich ſtolz des Frevels Schergen,
In dunkler Stunden Qual ſiegreich bewährt,
Von edeln Unglücks bleichem Strahl verklärt.

CXXXIX.

1.

Es weht ſchon wie Muſik in meinem Namen;
Ein glänzend Bild faſſ' wie mit prächt'gem Rahmen
Oder mit liebevollem Arm ich ein;
Am frohſten fühl' ich mich bei Sonnenſchein,
Wenn ich in tiefer Seelenruh darf lauſchen,
Wie Erd' und Himmel Wonneküſſe tauſchen,
Wenn meine Bruſt in holdem Traum ſich hebt,
Friede um mich auf weichen Flügeln ſchwebt;
So reich bin ich an Gaben und an Reizen —
Einſchränken darf ich niemals mich und geizen.

2a.

In Proſa und in Vers übel berüchtigt
Bin ich, vom Cenſor und vom Schalk gezüchtigt
Für ſchlimme Thaten; gierig, räub'riſch, frech,
So daß mir Jeder herzlich gönnt mein Pech.
Doch tret' ich auch auf höhrer Bühne auf,
Begleite eines hohen Herrſchers Lauf:
Wenn die verhängten Zeichen eingetroffen:
Dann darf ich auf den Raub, den großen, hoffen,
Nach dem ich heulend vor Heißhunger trachte.
Den ich zu haſchen ſeit Weltaltern trachte,
Nach deſſen Glanz all mein Gelüſten ſteht,
Und der nach Schickſalsſchluß mir nicht entgeht.
Dann wird die Welt in Nacht und Kälte trauern,
In ſeinen Wurzeln tief das Leben ſchauern.

2b.

Mit ſcharfem Zahn hab' Manchen ich gebiſſen,
Hab einen Götterliebling ſelbſt zerriſſen;
So bin auch ich nicht friedlicher Natur,
Doch geiſt'ger Art ſind meine Kämpfe nur;
Und zeigt' ich oft des Löwen zorn'gen Muth:
Nie hab' ich meinen Durſt geſtillt mit Blut.

2c.

Ich habe ſehr in Affektion genommen
Zwei Knaben, hoch begabt zur Welt gekommen;
Mit meinem Namen hab' ich ſie beſchenkt,
So daß im Guten Mancher mein gedenkt,
Wenn ſein entzücktes Ohr dem Gruße lauſcht,
Womit ihr Genius ſchmeichelnd ihn berauſcht.

3. 4. 5.

Herbeigetragen wird ein Torſo jetzt:
Seht, wie Ihr ihn ergänzt und ihm anſetzt
Drei Köpfe — ſorget nicht um Hand und Fuß! —
Drei Menſchen gibt's, nicht einen Cerberus.

3.

Mit Kraft und Klugheit hab' ich's weit gebracht,
Auch hülfreich oft hat mir das Glück gelacht;
Geſchützt hab' ich den Frieden und das Recht;
Doch nüchtern war ich ſelbſt, blieb mein Geſchlecht,
Von Geiſtesſchwung gab nie es ein Exempel,
Trug nie an Seel' und Leib der Schönheit Stempel;
Spät ward ein andres Reis ihm aufgepropft,
Doch blieb's auch ſo engbrüſtig und verzopft.

4.

Sehr Viel mußt reſtauriren Du an mir,
Doch dann zeig' eines Helden Bild ich Dir, —
Zu allen Zeiten und in allen Reichen
Findeſt fürwahr Du ſelten Meinesgleichen.
Ich darf etwas zu meinen Gunſten ſagen —
Muß ich doch ſo viel frommen Haß auch tragen!

5.

Ein Held bin und ein Ehrenmann ich nicht,
Ein Renommiſt nur und armſel'ger Wicht,
Ein Lügner, Dieb, faul, Feigling und verſoffen, —
So ging nie auf Unſterblichkeit mein Hoffen,
Und doch durch die Jahrhunderte fort leb ich,
Denn als Reptil am Saum des Purpurs kleb' ich.

CXL.

1.

Viel Gunſt und Beifall hab' ich einſt gefunden,
Und ganz iſt mein Geſchlecht noch nicht verſchwunden;
Das kleine Mißgeſchick, das ich zur Welt
Hab' mitgebracht, hat mich nicht ſo entſtellt,
Daß ich nicht heft'ge Neigungen erweckte,
Wie mein Humor auch, derb zwar, Niemand ſchreckte.
Von Weltumſeglern, die doch Viel erkunden,
Ward meine Heimath noch nicht aufgefunden.

2.

Mir pflegt man mehr davon als nachzulaufen;
Selten wird Einer ſuchen mich und kaufen;
Wo Käuzchen heulen, heiſer krächzen Raben
Und Unken ſchrei'n, bin ich umſonſt zu haben.

3.

Ich werde meiſt aus Holz beſteh'nd getroffen,
Doch, kleiner, auch aus härtern, edlern Stoffen;
Sehr läſſig leiſte nur — wie überall
Bekannt, — ich meinen Dienſt im letztern Fall;
Trotzdem ſteh' ich mit Recht in hohem Werth,
Sorgſam werd' ich gepflegt, geputzt, geehrt;
Das können aber die nur recht verſtehn,
Die im Homer ſich etwas umgeſehn.

4.

Ich hab', umſichtig, mich in Acht genommen,
Und bin deßhalb ſtets leidlich durchgekommen;
Nicht hab' ich wagend mich kompromittirt,
Wenn ich auch glänzend nicht viktoriſirt.
Die Klugheit hätt' ich und die Pflicht vergeſſen,
Hätt' ich mit dem Genie mich wollen meſſen.
Der Lorbeern ſproßten doch genug dem Grafen
Um nach Bequemlichkeit darauf zu ſchlafen,
Wenn das Gerücht vom Röm'ſchen Honorar
Für mein Verdienſt, auch Spott und Mythus war.

CXLI.

1.

Ich war landesübliche Abbreviatur;
Mich mißverſtehn konnten Barbaren nur,
Durch dieß Schiboleth kennbar unterſchied
Sich mein und andrer Mächte Sprachgebiet.
Zwar ſchien auf Bruch und Mangel ich zu deuten,
Doch nie kam der Gedanke klugen Leuten;

Ihres gebräunten Königs Majeſtät
Verehrten ſie in feſter Pietät.
Jetzt fall' auch ich — ein Opfer, vielbeklagt,
Dem Sturm der Zeit, der Alles vorwärts jagt.

2.

Ausſprechen muß ich's traurig und beklommen:
Mein Cultus hat empfindlich abgenommen!
Die Heiligen, die Könige, die Gäſte
Zeigten ſich mir geneigt beim Schmaus, beim Feſte:
Nicht ausgeſchloſſen war ich beim Gericht;
Der Kämpfer ſetzte ſeine Zuverſicht
Auf mich; mich ſuchten ſehnend die Gedanken
Des leicht nur und des aufgegebenen Kranken;
Manch kecke Reit'rin ich in nächt'gem Flug
Zu den im Traum erſehnten Höhen trug; —
Ich ſehe eines um das andre ſchwinden,
Bald wird von Allem wenig ſein zu finden;
Bündniſſe nur geh' manchmal ich noch ein,
Die auf mich werfen einen böſen Schein.

3.

Verflochten war ich — was ich nie vergeſſe, —
In ſchlimmſte Händel, ſchwärzeſte Proceſſe;
Bis auf den heut'gen Tag iſt noch nicht klar,
Ob ich die Leidende, die Schuld'ge war?
Nicht einig noch ſind die gelehrten Richter
Und noch viel minder einig ſind die Dichter;
Die heil'ge Schrift auch ſtellt mich dar gehäſſig,
Wenn als dolos nicht, doch als grob fahrläſſig.

4.

Hochſchule bin ich mancher freien Kunſt,
Die zwar nicht einträgt weltlich hohe Gunſt,
Doch in bedürfnißloſer Schlichtheit Kreis
Die Tage trefflich auszufüllen weiß.
Es kehren froh, geſund, mit friſchen Sinnen
Heim meine Schüler, meine Schülerinnen;

Denn mich zu frequentiren — dieſes Recht
Räum' ich auch ein dem zarteren Geſchlecht:
Die haben nicht gezecht, nicht duellirt
Und Manche hat mit Ehren promovirt.

CXLII.

1.

Ob ich bei den Blumiſten bin genannt,
Iſt leider mir zur Stunde nicht bekannt;
Ich habe, ſcheint mir's, mehr die Theologen
Als die Botaniker ſtets angezogen.
Ueber Parteilichkeit muß faſt ich klagen,
Daß ich noch keinen Preis davon getragen;
Ich hoffte drauf — ich ſag' es unverhohlen
Nachdem ein König mich ſo warm empfohlen.

2.

Verborgne Künſte konnt' ich mancherlei;
Getreu ſtand ſtets ich meinem Bruder bei;
Weil höhern Geiſtes Macht in ihm ward kund,
Lieh ich dem Jüngern willig Hand und Mund,
Verzagend nie in mancher ſchweren Probe;
Beſchrieben iſt genau meine Garderobe,
Faſt wie ein Brautſtaat, — dran auch die Juwelen,
Obwohl ich ſonſt kein Dandy war, nicht fehlen.
Dem Bruder hab' ichs übel nie genommen,
Daß nicht an mich die Succeſſion gekommen.

3.

Laut klagen Eure Eiſenbahn-Beamten:
Sie ſei'n im Dienſt geplagt wie die Verdammten:
Doch Keines Dienſt iſt wie der meine ſchwer,
Denn unaufhörlich geht es hin und her.
Kaum weiß ich, wann zum letzten Mal ich ſchlief,
Und faſt verhungern läßt mich der Tarif;
Und doch wird Alles ſicher expedirt
Und iſt durch mich kein Unglück noch paſſirt.

CXLIII.

1.

Ich bin des derben Gaſtmahls ſtolz'ſte Zier;
Verliehen ward ein Adelstitel mir
In England, wo man das Verdienſt zu ehren
Und ſich anſtändig, kräftig weiß zu nähren.

2.

Ein Spruch mahnt: feſt in's Auge mich zu faſſen,
Mich, ſorgſam, niemals außer Acht zu laſſen;
Bedenklich iſt nur: wie greift man das an,
Da man mich eigentlich nicht ſehen kann?
Mit meinem Bruder hab' ich das gemein,
Mag noch ſo fern und fremd er ſonſt mir ſein.

3.

Wenn Dir, daß angelangt ich ſei, wird kund:
Läuft Dir vielleicht das Waſſer in den Mund;
„Willkommne Stärkung nach des Tages Laſten!
Ein ſaft'ger Biſſen doch nach langen Faſten!“
Erfüllt wird Dein Verlangen oft, Dein Hoffen;
Doch oft auch hat es übel ſich getroffen,
Daß vom Profit, den Du in Rechnung nahmſt,
Du eitel Wind, Dunſt, Aſche nur bekamſt.

4.

Mein Name hat den allerbeſten Klang;
Nenn' ich ihn nur, ſo fragt Niemand mehr lang
Nach Herkunft und Charakter — wohlgemerkt,
Wenn ihn handgreiflicher Beweis auch ſtärkt!
Die Damen ſehn nach mir — die Kellner fliegen,
Krämer und Juden mir zu Füßen liegen.
Ich habe keine ernſtliche Geſchäfte,
Als immer nur zu ſammeln neue Kräfte.
Zwar durch die Welt kann ohne ihn ich kommen,
Doch wird ſehr gern ein Titel angenommen.

CXLIV.

Von Britten führt dieß Räthſel vor ein Paar
Unähnlich ſich, wie kaum je eines war,
Und doch, geſchnitzt aus ſo verſchiednem Holz,
Sind ſie jetzt Beide ihrer Heimath Stolz.
Sie haben, nicht gleich alte, Zeitgenoſſen,
Nie freundlich ſich einander aufgeſchloſſen;
An ſahen ſie ſich nur mit Naſerümpfen,
Der Jüngre ſelbſt enthielt ſich nicht zu ſchimpfen.
Der Eine flog den höchſten Flug der Geiſter,
Der Andre war in rauhem Handwerk Meiſter;
Der Eine ſtürmiſch, ſkeptiſch, heiß, abſtrakt,
Der Andre nüchtern, ſkrupulös, exakt;
Steif Dieſer, ohne Grazie, ungefüge, —
Und Jener zeigt gefallner Engel Züge.
England rief Einen in ſein höchſtes Amt,
Den Andern hat's verbannt halb und verdammt;
Doch Keinem hat's verkürzt der Ehren Sold,
Freigebig wog es Beide auf mit Gold.
Was Einer hat — ſein Meiſterwerk! — geſchrieben,
Das hat der Andre meiſterlich getrieben.
Läßt Du die Titel vorn und hinten fort,
So bleibt des Reims zweiſylbig Doppelwort.

CXLV.

Drei Laute nennen mein ſcheuſäl'ges Weſen,
Von dem bei Heiden-Dichtern ſteht zu leſen;
Den Rücken wenden mir Weisheit und Huld,
Von Wahnſinn bin ich ein Gemiſch und Schuld;
Je vorn ein Laut und hinten — löſchen aus
Wie mit des Zaubers Macht, des Wortes Graus.

Fünf Laute mahnen nur an Schutz und Huld,
Nur an der Liebe Treue und Geduld.
Vorangeſtellt noch der Lautzeichen zwei —
Erhöhn des Wortes Sylbenzahl auf drei;
Halb als Prophet ſo gelt' ich, halb als Dichter,
Bin Patriot und Deuter der Geſichter.
Wenn drei der Zeichen bleiben weg am Schluß:
Hemmt Niemand meinen ſtürmiſchen Erguß;
Oft hab' ich, die vor mir geflohn, entſetzt,
Nachher mit Schmuck und Spielerei'n ergetzt;
Wenn aber mir das Haupt wird abgeſchlagen:
Kling' an ich an der Indier Götterſagen.

CXLVI.

1.

In nicht gar fernen Zeiten waren wohl
Gewiſſe Reiſen noch mein Monopol,
Jetzt aber bin ich hier beinah verdrängt,
Auch ſonſt bin ich verhöhnt und eingeengt
Von Mitbewerbern, die als vornehm gelten,
Mich pauvre und unzuverläſſig ſchelten;
Doch wie man da und dort herab mich ſetzt:
Noch bin ich wahrlich nicht gering geſchätzt,
Gewaltig mich noch Mancher reſpektirt,
Wenn er vernimmt, wie hoch ich werd' taxirt.

2.

Man zählt, und zwar mit Recht, mich zu den Waffen,
Obwohl ich gar nicht ritterlich geſchaffen,
Es fehlen Glanz mir und à plomb und Größe;
Verſteckt erſpäh' ich meiſt des Feindes Blöße;
Kaum würdig bin ich, trag' auch kein Verlangen
In einem Wappen, einem Schild zu prangen.

3.

Als ich iſt kaum ein Anderer verhaßter,
Zwiſchen der Tugend ſchwankt' ich und dem Laſter;

Der Einen Lob wiegt auf der Andern Klage;
Viel machen aus die Kleider die ich trage;
Mit gutem Naturell und etwas Kunſt
Hab' ich ſogar mich ſchon geſetzt in Gunſt,
Und könnte mir erwerben noch viel mehr,
Wenn ich, (ein böſer Zirkel)! ich nicht wär'.

4.

Verwandelt aber werd' ich (3) ganz und gar,
Wenn vorn man mir anſetzt ein Silbenpaar,
Wie durch des Magier's Stab ein Roſenſtrauß
Auffliegt als Vogel oder ſpringt als Maus.
Ein Mann tritt auf mit ſauerſüßen Mienen,
Dem niemals wohl die Grazien ſind erſchienen,
Oder, wenn je, ſo blieb von ſolchem Glück
Ihm nur ein bittrer Nachgeſchmack zurück;
Sich ſelber halb, halb Andre er verhöhnt,
Blaſirt erſcheint er, mürriſch und verwöhnt,
In Reden zaumlos heut, morgen verſchloſſen,
Bald Schwärmer, Miſanthrop bald und verdroſſen;
Niemand zu kränken, ſei geſagt expreß:
Es gibt auch etwas beſſ're Species.

CXLVII.

1.

Schwer wahre mein Incognito ich nur,
Man kommt mir überall bald auf die Spur;
Wenn ich tiefſinnig mit mir ſelbſt verkehre,
Ueber langweil'ge Schwätzer mich beſchwere;
Wenn ich ein ſchärf'res Bühnen-Regiment
In Ausſicht ſtell', als kund'ger Recenſent;
Auf ſchnöde Haſt, Faulheit und Fäulniß ſchelte,
Wenn ich hinwerf' ein Wort von bittrer Kälte;
Wenn ich von einem ganzen Manne ſpreche,
Aushorchern, ſchlauen, durch die Netze breche;

Wenn ich ſtell' eine ſchwer lösbare Frage,
Ueber Baufälligkeit und Schwachheit klage,
Wenn allzu ſtrenges Denken mich macht bleich:
Schreit Alles meinen fremden Namen gleich!

2*).

Wenn für den Gaſt fehlt derbre Koſt im Haus,
Helf' ich, gefällig und ſchnellfertig aus;
Dem Kanon gelt' ich als unſchuldig ganz;
Mich wehrt nur allerſtrengſte Obſervanz;
Ein Ruſſe hat, bei grauſem Zaren-Mord,
Mißbraucht mich zu ruchloſem Witzeswort.

CXLVIII.

1.

Wenn in der dunkeln, mondſcheinloſen Nacht
Der Himmel funkelt mit der Sterne Pracht,
Wenn im Gebüſch die Nachtigallen ſchlagen:
Ertönen oft auch meine Liebesklagen,
Ein greller Wiederhall brutaler Schmerzen,
Entſtammt von Leidenſchaft zerriſſ'nem Herzen;
Erhörung nicht, noch Mitleid iſt mein Lohn,
Verwünſchung nur vernehm' ich, Droh'n und Hohn.

2.

Mich dürfte man dem Sphinx vergleichen faſt,
Haltend die Wacht vor myſtiſchem Palaſt,
Bei nie erſchöpftem, halbgehobnem Schatze;
Wer unberufen naht — die Löwentatze
Hat, langſam, dräu'nd ſich gegen ihn erhoben, —
Ob ihre Rieſenwucht er will erproben?
Gewahrt ſein Heiligthum hat, ſeine Güter
Nie eiferſücht'ger, wachſamer, ein Hüter!
Kein Andrer iſt wie ich — Einmal griff nur
Zum Stempel, der mich formte, die Natur. —

---

*) Schwacher Reim.

Faſt ſchien ſie, daß ſo trotzig mich als neuen
Titanen ſie geſchaffen, zu bereuen.

In Dämmrung oft ruh' ich, in langem Schweigen,
Doch ſtumm, voll Hoheit, meine Züge zeigen,
Die Stirne zeigt, die ſich graniten dehnt,
Der Blick, der nach Unendlichkeit ſich ſehnt.
Mein Ruh'n ſelbſt zeigt, daß voll die Ader quillt,
Daß hoch die Fluth urkräft'gen Lebens ſchwillt.
Und wenn ich dann das tiefe Schweigen breche,
Wenn ich von alter Tage Weisheit ſpreche,
Wenn von den Schätzen ich den Schleier lüfte,
Die Hieroglyphen deute ſtiller Grüfte,
Wenn ich der Zukunft Vorhang kühn zerreiße,
Vor'm Geiſt die Denkgeſpenſter weichen heiße:
Dann iſt's als krönte eine goldne Helle
Des mächt'gen Wortes ſanft gehobne Welle,
Als ſtimmten, von der Morgenſonne Schein
Durchglühte Memnonsſäulen tönend ein.
Oft, wenn mit höchſten Mächten ich gerungen,
Die böſen Geiſter in der Luft bezwungen,
Fühlt' ich beglückt, wie ird'ſcher Zwang und Stolz
In ſelbſtvergeßner Andacht Lichtflug ſchmolz;
Erhöht fühlt' ich mich in der Freiheit Weſen,
Vom Fieberpuls der Zeitlichkeit geneſen,
Und feierte, wenn dann ich wieder ſchwieg,
Mit mir allein, den ernſterkämpften Sieg.

CIL.

1.

Ich dehne mich als ſanfte Fläche bald,
Oft breitet über mir ſich dunkler Wald;
Bald gießt auf mich ſich roſ'gen Lichtes Fluth,
Ein weicher Abglanz von Aurora's Glut.

Obwohl mein ſchlimmſter alter Feind geflohn:
Gefahren viele mir noch immer droh'n.
Wie oft ſich auch an mich die Kunſt mag wagen:
Meiſt muß ſie doch an Sieg und Glück verzagen.

2.

Man hat mich ſchon gerechnet zu den Waffen,
Doch kaum mit Recht; auch taug' ich nicht zu ſchaffen;
Doch Mancher Dem's an Holz und Geld gebrach,
Stellte mir langem Müſſigſteher nach.

3.

Ich weiß und übe manch wohlthät'ge Kunſt,
Doch dem Verdienſte kommt nicht gleich die Gunſt;
Ich bin in dunkler Clauſe meiſt verſteckt
Und meine Leiſtungen Geheimniß deckt.
Nennt man mich nur, ſo fröſtelt leicht es Jeden,
Und offen ſcheut man ſich von mir zu reden.

4.

Verpflichtet ſeid Ihr hoch den Druckerpreſſen,
Sie liefern Euch das meiſte geiſt'ge Eſſen;
Gleich dankbar müßt Ihr auch der Kelter ſein,
Die Euch dazu anſchafft realen Wein;
Verwandt bin ich dieſen Wohlthätern beiden,
Doch glatt will ich bekennen und beſcheiden:
Blutwenig kommt bei meinem Thun heraus,
Als ein Geſtöhn und feuchter Dunſt im Haus.

5.

Ich übe leichten, gern ertragnen Druck;
Zur rechten Zeit, gutwillig, blank und ſchmuck
Find' ich mich ein auf meinem Lieblingsplatz —
Wenn mich nicht juſt der Jud' hat im Verſatz.

6.

Ich ſelber bin — es iſt mein Ruf — uralt;
Nicht wohlgefällig bin ich von Geſtalt;
Doch, ſchein' ich auch von Bildung mangelhaft:
Erſetzt, — was fehlt — geheimnißvolle Kraft;

Ahnung der Zukunft wohnt mir bei und Kunde;
Mit dem Dämonenreich ſteh' ich im Bunde.
Argliſt'ger Tücke war ich oft befliſſen,
Blutſchulden laſten mir auf dem Gewiſſen.
Mir öffnet ſich von ſelbſt nicht leicht ein Haus,
Beinahe Jeder weicht mir ſchaudernd aus;
Betrachtet von den Meiſten zwar mit Graun,
Gewann ich doch bei Weiſen auch Vertraun;
Machtvoller Zauber manchmal mich beſchwor
Und ſanften Tönen öffnet' ich mein Ohr;
Die Dichtung ſagt mir wenig Gutes nach,
Sie häuft auf mich Verdächtigung und Schmach;
Doch, trotz dem Pöbel, hat ein großer Dichter
Auf mich geſtreut anmuthig goldne Lichter.
Eine heilſame Kunſt verſteh' ich wohl;
Hohem Geheimniß dien' ich als Symbol.

CL.

1.

Mich hat ſchon manch Epitheton geziert,
Von Farb', Metall und Andrem abſtrahirt;
Den weiſen Richter, Rath und tapfern Streiter
Sucht man in *mir*; warum ſonſt auf der Leiter,
Die als des Mannswerths Maßſtab wird genommen,
Wär' ich zu ſolcher Höh' emporgeklommen?
Das ſchönſte Luſtrum deutſchen Ruhms erzählt
Von Einem, den zum Liebling ich erwählt,
Doch den — mir zum Verluſt — der prächt'ge Flug
In noch viel glänzendere Höhe trug.

2.

In Niedrigkeit ſchleicht hin mein dumpfes Leben,
Dem Elend, der Entbehrung preisgegeben,

Von Frevlerhand in fremdes Land verſetzt
Mangl' ich des Guts, das man als höchſtes ſchätzt;
Mit ſtolzen Römer-Namen oft geſchmückt
Werd' ich von Laſten, Nacht und Schmach erdrückt.

3.

Meine Verdienſte laßt Ihr willig gelten,
Doch ſeht Ihr mich und denkt Ihr mein nur ſelten;
Harmlos verſtriche mein nomadiſch Leben,
Müßt' ich nicht drückende Kopfſteuer geben,
Die meinen ganzen Jahrserwerb verſchlingt,
Mich, nackt und bloß, dem Tod oft nahe bringt;
Und die Brutalität kann Niemand loben,
Mit der ſie häufig wird von mir erhoben.

4.

Ich bin — des Dichters Worte borg' ich nur, —
„Der zweite Gang vom Gaſtmal der Natur,
Das nährendſte Gericht beim Feſt des Lebens,
Der Balſam, kranken Seelen nie vergebens
Gereicht; die Quelle die des Grams entladet
Ein Herz, ein müdes, und geſund es badet.“

5.

Noch geb' ich einen Torſo Dir zu rathen,
Dem ſich anſchmiegen mancherlei Zuthaten;
Man könnte denken faſt an Hexerei,
Daß ich ſo vieler Dinge Träger ſei;
Laß Deinen Witz an der Aufgabe glänzen,
Zu neuem Wortgebild mich zu ergänzen;
Vorher ſchon ſag' ich Dir, daß Dein Latein
Beim Rathen Dir wird wenig nütze ſein!

a. 5.

Ich kommandire mächtige Armeen
Die, oft gefällt, ſtets wieder neu erſtehen,
Die, blind gehorchend, wenig darnach fragen:
Für Weſſen Sache ſie ſich müſſen ſchlagen?

b. 5.

Die Perſer brachten ihrer Andacht Steuer
Auf Bergeshöhen dar dem Licht und Feuer;
Ich hab' als Herr die reine Himmelsmacht,
Der ſie gedient, in meinen Dienſt gebracht.
So ſtrömen mir jetzt zu die Opferſpenden
Aus will'ger Selbſt- und Licht-Anbeter Händen.

c. 5.

Gleich gilt im Grund mir Freund und Widerſacher,
Ich diene der Verehrung wie dem Schacher;
Auf Wahrheit leg' ich Werth nicht oder Lügen —
Mit Fälſchung nur laſſ' ich mich nicht betrügen.

d. 5.

Spröd iſt das Feld, das mühſam ich bebaue;
Spät meines ſauern Fleißes Frucht ich ſchaue;
Und, womit ich oft Jahre brachte zu,
Das ſchafft ein luſt'ger Wildfang jetzt im Nu.

e. 5.

Ich bin ein ſehr geſtrenger Herr und Meiſter,
Das Kreuz, die Qual, der Schrecken vieler Geiſter,
Die theils, zu ſpäter Reue, mich vergeſſen,
Theils, mich zu faſſen, Nächte aufgeſeſſen.

f. 5.

Freilich hat meine Stimme kein Metall,
Doch weiter fliegt ſie als der Donnerknall
Aus Kruppiſcher Kanonen ehr'nem Rohr,
Und ſelbſt die Größten leihen mir ihr Ohr.

g. 5.

Zu meinem Amte muß man hohe Gaben,
Den reinſten Willen, klarſte Einſicht haben, —
In Einem Fall nur fehlt zwar letztre nicht,
Doch leicht fälſcht eitle Selbſtſucht dann das Licht;
Wo lautre Klarheit Du durfteſt erwarten,
Nimmt auf ein Labyrinth Dich, ein Irrgarten;
Ein Schalk führt als Wegweiſer Dich herum
Bald läſtig ſchwatzhaft und bald grabesſtumm.

h. 5.

Nicht neu, doch kühn iſt mein Beglückungsplan:
Mein Siegstraum bleibt vielleicht auch jetzt ein Wahn;
Faſt wär's zu ſchön! des ew'gen Friedens Reich
Gegründet feſt! „das Leben ſanft und gleich!"
Anſtöß'gem Luxus würde ſo geſteuert,
Manch halbvergeſſenes Geſetz erneuert.
Schwer wird es mit den Dummen mir gelingen, —
Noch ſchwerer hält's, die Klugen abzuzwingen, —
Mich tröſtet nur, — der alles Große ſchuf! —
Der inn're, göttlich treibende Beruf;
Um des Geheimbunds weiſe Häupter kreist
Der unfehlbaren Septuaginta Geiſt.

i. 5.

Mit ſchwachen Mitteln führ' ich Großes aus,
Erbau' aus ſchlichtſtem Stoff ein ſtattlich Haus,
Und mangelt's auch an Pracht und buntem Licht:
Fehlt Treue, Wärme, Herzlichkeit doch nicht.

k. 5.

Ich ſtamme aus den myſtiſchen Regionen,
Wo unſichtbar verborgne Weſen thronen;
Die auf geheimnißvoll phantaſt'ſchen Wegen
Verkehr mit aufgeſchloſſ'nen Seelen pflegen.

l. 5.

Mag noch ſo leicht das Wild und flüchtig ſein
Auf das ich jage — doch hol' ich es ein,
Ob's Sprünge macht, gradaus rennt, ſtutzt, bleibt ſtehn —
Es kann nicht meiner ſichern Hand entgehn.
Nicht wähl'riſch darf ich ſein mit meiner Beute, —
Muß nehmen was mir ſchußgerecht kommt heute;
Mag ſaftig ſein das Fleiſch, pikant und zart,
Oder von ungenießbar zäher Art;
So gut es möglich iſt, richt' ich es zu —
Wenn nicht Feſtbraten gibt's doch ein Ragout.
Lang hab' auf dieſe Jagd ich unverdroſſen,
Geduldig mich, mühſelig eingeſchoſſen.

m. 5.

Ich habe viel mit Raum und Meß zu thun;
Rechnen und Zeichnen läßt mich nimmer ruhn.
Fein witternd ſchwachen Spuren ich nachjage;
Der Zweifel wühlt, die Frage weckt die Frage.
Probleme viele noch der Löſung harren, —
Ein Zeichendeuter ſchilt die Andern — Narren, —
Doch welch ein Glück, wenn mit trugloſem Mund
Verkündet meinen Sieg ein großer Fund!

n. 5.

Ich habe mich ſchon längſt ſehr frei geſtellt
Zu meiner Mutter, die mich ganz erhält,
Die mich mit allem Nöthigen verſieht
Und mich an ſich, in ihre Arme zieht;
Doch folg' ich meinem Willen, — ihrem nicht! —
Streng laſſ' ich Rechenſchaft mir und Bericht
Von ihrem öffentlichen Thun und Leben,
Von ihren Schwächen auch und Launen geben.
Was ſie verhehlen möchte gern und ſparen,
Muß ſie dem ernſten Frager offenbaren.
Ich mache mir nicht Skrupel und Bedenken,
Das Vorurtheil der Pietät zu kränken;
Dem Markt verkünd' ich ungeſcheut und laut,
Was von Geheimniſſen ſie mir vertraut;
Ein reifer Mann bin ich, nicht mehr ein Kind,
Nicht Glaube macht mich und nicht Liebe blind!
Mir gnügen Storchenfabeln, Ammenmärchen
Nicht mehr, wie noch vor ein paar tauſend Jährchen;
Ich nenne läppiſch das, und abgeſchmackt,
Denn ich bin grämlich, kritiſch und exakt.

o. 5.

Des Bruders Namen iſt faſt ganz der meine,
Nur etwas anſpruchsloſer ich erſcheine;
Nicht ſo viel Geiſt wie ihm traut man mir zu;
Ich wähle meiſt die Einſamkeit, die Ruh,
Indeß er, leicht und keck, ſich luſtig tummelt,
Bald glänzt als Weltmann, bald als Tagdieb bummelt.

p. 5.

Mir huldigt ein umfaſſendes Gebiet,
Davon noch viel ſich meinem Blick entzieht;
Kaum darf ich — ſtehn auch tauſend Straßen offen,
Es ganz durchwandern je zu können, hoffen;
Es geht in dieſem Reiche ſtürmiſch zu,
Gefährdet ſtets ſind Sicherheit und Ruh'
Durch unbotmäß'ger Unterthanen Toben,
Die ſich, oft ohne allen Grund, erhoben.
Ich laſſe Sorg' und Eifer nie vermiſſen,
Bin-Kunde einzuziehen ſtets befliſſen
Von Allem, was da vorgeht, fern und nah
Im Augenblick, und was vordem geſchah.
Geſetze die mein Tiefſinn hat erdacht —
Sie werden ignorirt oft und verlacht;
Aus ſend' ich Diener, muthige und treue,
Die pünktlich mir berichten alles Neue; —
Belogen werd' ich freilich auch manchmal
Und wohl erfahren hab' ich: wie viel Qual,
Wie viel Gefahr, Grau'n, Bitterkeit die Welt,
Mit heitrem Glanze täuſchend oft, enthält!

q. 5.

Nach einer noch viel weitern Herrſchaft greif' ich,
In kühnre Fernen, unerſättlich, ſchweif' ich;
Der Welt Oekonomie und Monarchie
Gnügt meinem Ehrgeiz kaum, meinem Genie.
Im Umriß fertig iſt mein großer Plan,
Der Apparat zur Stelle, frei die Bahn;
Doch kann ich es mir ſelber nicht verhehlen,
Daß ſtets noch ein'ge Requiſite fehlen.
Vorläufig bin mit unzählbaren Orden
Von kleinern Fürſten ich begnadet worden.

r. 5.

Gefahren, Hinderniſſen trotzend kühn,
Mit klugem Sinn, mit redlichem Bemühn,
Bereitete viel Größern ich die Bahnen,
Doch konnt' ich nicht ihre Triumphe ahnen:

Wie, ſtolz, ſie von Trompeten und Poſaunen
Umringt, gefeiert von der Völker Staunen,
In prächt'gen Wagen durch die Länder zogen,
Nach allen Zonen ihre Boten flogen;
Wie aus den Schätzen ſie, mühſam gegraben,
Freigebig ſpendeten die reichen Gaben;
Und ſich's zur Ehre ſchätzten Völkerhirten:
Sie einzuladen und ſie zu bewirthen.

CLI.

Einſilbig.

1.

Mein kurzes Leben iſt Metamorphoſe;
Entriſſen bald dem mütterlichen Schooße
Werd' ich herum geworfen und zerſchlagen,
Es rührt Niemand mein Knirſchen und mein Klagen;
Man ſperrt mich ein in einem engen Haus,
Man zieht mir ſelbſt die leichten Kleider aus;
Gebrochen wird des Widerſtandes Kraft,
Mir bleibt nur der Ergebung Eigenſchaft,
Daß ich mich als empfindungsloſe Maſſe
Erſticken, ſchneiden, ſchlagen, brennen laſſe.
Was hilft mich's, daß man mich mit Worten ehrt,
Wenn Plag' und Raub an meinem Daſein zehrt?

2.

Meine Familie iſt ſehr weit verzweigt,
Ahnen ſie edle wie gemeine zeigt:
Sie wohnten theils in Bergen, hohlen Räumen,
Und theils in Blumenauen und auf Bäumen;
So bin ich auch verſchiedenſten Gebrauches;
Ich rühme mich äther'ſchen Roſenhauches;
Ich bin des Ueberfluſſes und der Freude
Symbol; von dem gemeinen Haufen ſcheide

Ich gottberufner Herrſcher heilig Haupt,
Und Höh'rem noch ward mir zu nahn erlaubt. —
Mit unverdroſſ'ner Hand in armem Haus,
Freigebig, ſpendete ich Gaben aus;
Erſchöpften Wanderern werd' ich gewährt,
Doch Unverſtand umſonſt nach mir begehrt.
Mir danken edler Kunſt weihvolle Werke
Den ſatten Glanz, die dauerbare Stärke;
Der hochbeglückten Mutter gleich, ich nähre
Den holden Sohn, den ich aufopfernd ehre;
Ich werde reichlich Leidenden geſpendet,
Doch auch zu gröberm Thun werd' ich verwendet,
Muß mich in niedrige Geſellſchaft miſchen,
Trübſel'ges Alter ſuchen zu erfriſchen;
Ja, nur mit Schaudern kann davon ich ſprechen:
Mitſchuld'ger ward ich gräßlicher Verbrechen.

3.

Arglos, ſelbſt nobel, iſt oft mein Verſtellen;
Bedenken trag' ich nicht, mich zu geſellen
Der Tapferkeit, der Großmuth, der Geduld,
Doch öfter noch der Schwäche, Schaam und Schuld.

4.

Fremd bleibt, was lebt und athmet, mir nie ganz;
Ein leiſer Hauch von mir trübt jeden Glanz;
Doch wollen Viele das nicht laſſen gelten,
Verſtockten Trotz ſie ſolche Meinung ſchelten,
Und zorn'ge Schergen in die Welt ſie ſchicken,
Mich einzuſchüchtern oder zu erſticken,
Oder, nach altem Brauche, zu verbrennen —
Leicht iſt ihre Deviſe zu erkennen.

5.

Der Ordnung Freund, lieb' ich's, den Streit zu ſchlichten,
Verworrenes ausgleichend einzurichten;
Ich darf — raſch und erfolgreich iſt mein Thun, —
Tagüber meiſt auf meinen Lorbeern ruhn;

Mit andrem Namen anderwärts genannt,
Bin wenig unter dieſem ich bekannt.

6.

Nicht ärmlich ward ich lange Zeit ernährt,
Täglich viel Korn, Fleiſch, Wein von mir verzehrt,
Geſund, vortrefflich ſchien mein Appetit.
Doch aßen ungeladne Gäſte mit:
Die Zeche zahlten ſie für's Henkermahl,
Denn blutig ſchloß zuletzt das Bacchanal;
Mir aber wurde die Ration geſtrichen
Und ſo bin Hungertodes ich verblichen.

Dreiſilbig.

7.

Zukunftsmuſik gab' ich von fern zu ahnen
Noch ungeborenen Ultramontanen;
Wie mit des Geiſtes Hirtenſtab die Welt
Man lenkt — hab' ich den Typus aufgeſtellt:
Ein leuchtend Vorbild ließ ich ſpäten Brüdern:
Die Mächt'gen zu erhöhn und zu erniedern.

8.

Dem Sand am Meere gleich iſt meine Zahl,
Zäh bin ich, unertödtlich wie der Aal;
Des Segens Pfand zeig' ich, des Fluches Narben,
In Aſche ſitz' ich und ich binde Garben;
Ich halte feſt mit herbem Trotz am Alten,
Und weiß mich zeitgemäß umzugeſtalten.
Warm ſitz' ich; zwar geſchmäht, geplagt, verdächtigt,
Hab' ich der goldnen Schlüſſel mich bemächtigt;
Abſtreifend zitternder Demuth Geberde,
Greif' keck ich nach dem Regiment der Erde;
Zwei feſte Lager hab' ich hergeſtellt,
Draus zu diktiren das Geſetz der Welt;
Jetzt müſſen mir, die höhnend mir das Leben
Sauer gemacht, die ſchönſten Worte geben.

9.

Wenn ich auch ſtets in heil'gem Kampf es übe:
Nie wird doch ſtumpf mein Schwert, ſein Glanz nie trübe;
Zerbrechen kann's nie, wie ſelbſt Rolands Klinge;
Der Hölle Pforten und der Schlange Ringe
Zerſpaltet und zerſchmettert ſeine Wucht,
Die Sünde jagt, den Tod, es in die Flucht.

10.

Auch was aus luftig-feinſtem Stoff gewoben:
Gibt oft von Tüchtigkeit und Treue Proben.
Zwiefach des Boten Willigkeit gefällt,
Wenn Frohſinn ſich, Anmuth dazu geſellt;
Wie Falter glänzend, raſtlos gleich den Bienen,
Kann ich als heitrer Treue Vorbild dienen.

11.

Beglückt der Held, dem Jugend noch beſtrahlte
Die Königsſtirn, als er die Schuld bezahlte
Der Menſchheit, — dem an ſeinem Todestag
Beſiegt die halbe Welt zu Füßen lag;
Ein Schatten auf zehn Königreiche fiel,
Als er erreicht der Thaten frühes Ziel;
Zum Gott faſt hat ihn Sieg und Ruhm berauſcht,
Ich aber hätte nicht mit ihm getauſcht!
Jung ward auch ich, in meines Morgens Kraft,
Der Welt — mir ſchön, wie Keinem ſonſt! — entrafft; —
Verwaiſter Sehnſucht mocht' ich wohl es gönnen,
Hätt' meine Kronen ich vererben können;
Groß hätten mehr als Einen ſie gemacht,
Doch zog mein Erbe ſtreng zurück die Nacht.
Ich hab', obwohl im Purpur nicht gewiegt,
In jedem Kampfe königlich geſiegt;
Was aus verſchwendriſch ich von Gaben ſtreute:
Nicht Schweiß der Armuth war's, nicht Feindes Beute;
Durch mich ſind bittre Thränen nie gefloſſen,
Des Friedens Wonnen hab' ich ausgegoſſen;

Wohin ich kam, ſchuf ich glanzvolle Feſte,
Entließ, köſtlich beſchenkt, entzückte Gäſte;
Stets ſegnend nur, ſaß ich nie zu Gericht —
Mein Reich die Schönheit und mein Schatz das Licht.

CLII.

1.

Gewagt wär' es, mein Metier zu empfehlen,
Obwohl in ihm auch die Genie's nicht fehlen,
Weil, wenn's oft ſeinen Mann, ſelbſt reichlich, nährt,
Der Sicherheit, der Ruh' es doch entbehrt;
Und was es ſonſt von Mängeln hat und Flecken,
Will mit des Schweigens Mantel ich bedecken.
Trotzdem, weil ein phantaſt'ſcher Reiz mich ſchmückt,
Hab' manchen Kopf ich, manchen Plan verrückt;
Und einmal — ungeheures Glück gemacht
Hab' ich — Begeiſtrung lohend angefacht;
Lorbeern und Hymnen zollte mir die Welt,
Helden — faſt Heil'gen ward ich gleichgeſtellt;
Auf der gefurchten Wange glüht noch immer
Unbänd'gen Jugendtrotzes feur'ger Schimmer;
Und will ein Kläger gründlich mich anſchuld'gen:
Erbrauſen tauſend Stimmen die mir huld'gen.

2.

In manchen Tugenden bin ich erprobt;
Die Gattentreue wird an mir gelobt,
Ich halte feſt an Kindern und am Haus,
Friedfertig weich' ich Zank und Kämpfen aus,
Bin reinlich auch, in der Diät beſcheiden,
Weiß, ſparſam, gut, ſelbſt glänzend mich zu kleiden;
Verläumder ſind's die meinen Ruf vergiften,
Mir Eiferſucht und Mißtraun möchten ſtiften.

3.

Die meinen Namen tragen ſind Legionen,
Was ſag' ich — noch zu wenig ſind Millionen!
Wo immer die Geſittung nimmt Quartier,
Da wimmelt's und ſitzt Alles voll von mir.
Doch treten aus den ungeheuren Maſſen
Kenntlich hervor die anſpruchsvollern Claſſen,
Die ſich, im Dunkel oft, zu Thaten rüſten,
Mit eignen bald, bald fremden Federn brüſten,
Und bleiben ſie auch ſelber meiſt obſkur:
Jahrhunderte kaum löſchen ihre Spur.
Nur die Elite, auf ſchwanker Jakobsleiter,
Klimmt unerſchrocken aufwärts immer weiter;
Die Kraft, der Glanz wächst ihnen mit den Fernen
Und heimiſch fühlen ſie ſich bei den Sternen.

4.

Ich habe keine luſtige Funktion;
Gut, wenn ich ſie nicht üben muß als Frohn!
Parteien ſind es zwei, — ich bin die dritte,
Doch nicht parteilos ſteh' ich in der Mitte;
Stets die Partei des Stärkern muß ich nehmen, —
Und laſſe mich des Schwächern Loos nicht grämen.

4.

Herbei! friſchauf! ergreift den Augenblick,
Selten gewährt vom kargenden Geſchick!
Ich führe Euch zum ſchäumendſten Genuß,
Knall! Hurrah! Blechmuſik, Glühwein und Kuß!

CLIII.

1.

Geraubte Habe wieder zu gewinnen,
Iſt mein Beruf; auch anderes Beginnen
Lockt mich, und oft mit unerſchrocknem Muth
Greif' ich nach fremdem, hochgeſchätzten Gut.

Ich werde jetzt den Helden beigezählt,
Denn mir auch hat nicht mein Homer gefehlt.

2.

An goldnen Werktags-Morgenſtunden feiern,
Bewußt die rauhe Wirklichkeit verſchleiern, —
Träumriſch in Zukunfts-Aktien ſpeculiren,
Einnahmen und Ausgaben balanciren,
Die freilich keinen hohen Werth betragen,
Die leicht im Kopf ſich laſſen überſchlagen,
Ganz ohne Hand zu regen oder Fuß —
Iſt meines Lebens Inhalt und Genuß.

CLIV.

1.

Verſucht's, nach Pferdekräften mich zu meſſen!
Probirt, wie ich mich dehnen laſſ' und preſſen!
Wie ſchwere Laſten ich vermag zu tragen!
In welchem Boden ich kann Wurzeln ſchlagen!
Mein Innerſtes doch Keiner nennt und kennt,
Trotz Analyſe und Experiment,
Dem ich nicht meines Weſens hohe Art, —
Ein tief Myſterium, geoffenbart.

2.

Ich habe die vollkommenſte Geſtalt,
So klein ich bin; Du trauſt mir die Gewalt
Nicht zu, die ich in zartſtem Körper hege,
So daß ich Maſſen — ſpielend nur — bewege;
Verargt mir's nicht, wenn oft ich, falſch, zu heucheln
Genöthigt bin, glänzend und ſüß zu ſchmeicheln.

3.

Ich zähle zu den leid'gen Surrogaten;
Längſt kann die Menſchheit meiner nicht entrathen,
Doch, ſeltſam! das, wofür ich trete ein,
Muß immer neben mir zur Stelle ſein.

Denn wenn's nicht zur Mitwirkung ſich bequemt,
Iſt meine Kraft auch und mein Thun gelähmt.

4.

In der Muſik bin ich ein Dilettant,
Es ſind mir dürft'ge Noten nur bekannt;
Kein Anlauf iſt darin zur Melodie;
Sie neigen ziemlich zur Melancholie.
Mein Weſen ſeit Jahrzehnten erſt gefällt
Der literariſchen und der Bühnenwelt;
Von den Triumphen, die ich da errungen,
Hat man mir an der Wiege nicht geſungen.

CLV.

1.

Zunächſt bedroh' ich Küche nur und Keller,
Als Uebungsfeld dient Schüſſel, Schaale, Teller,
Oft aber laſſ' ich meine Künſte glänzen, —
— Geſcheut, gehaßt, — in höheren Potenzen.

2.

Als ein Prophet und Heros galt ich faſt
Dem trunknen Volk — Rebell halb, halb Phantaſt;
Berauſchend ſteigt der Weihrauch in die Naſe,
Erzeugt im Hirn den Schwindel und die Phraſe;
Nüchtern hätt' mich Erfahrung machen können,
Doch den Triumph darf man dem Feind nicht gönnen;
Blieb' ich nicht blind beim alten Wahn beſtehn:
Mich würden die Intransigenten ſchmähn;
Wie als Rebell ich über's Meer gezogen,
So bin auch wieder ich zurückgeflogen.

3.

Mein Name klingt ganz harmlos und vertraulich,
Doch bleibt mein Thun nicht immer ſo erbaulich,
Dann winkt die Thür zum Abſchied ſtatt Gewährung,
Der Zucker ſchwindet in der Eſſiggährung.

4.

Mit der Athene Vater, Zeus, beinah
Möcht' ich vergleichen mich; warum? nun ja!
Ein Pröbchen jener Eitelkeit iſt's eben,
Die man mir, nicht ganz grundlos, ſchuldgegeben,
Und die mit roſ'ger Hoffnung mich noch nährte
Als der Vulkan längſt in der Tiefe gährte.
Lang von Triumph ſchritt fort ich zu Triumph.
Nur fehlte mir zuletzt der höchſte Trumpf.
Doch fühl' ich, wenn ich ziehe die Bilanz
Von meinem Wirken, mich beruhigt ganz;
Denn, war ich nicht ein Heros wie ich wähnte,
Hing auch zu hoch der Kranz mir, der erſehnte;
Verſagten mir im Augiasſtall die Kräfte
Und mußt' ich ſo quittiren die Geſchäfte:
Im Kampfe doch mit tauſend Hinderniſſen
Hielt ich die Hände rein und das Gewiſſen,
Und ließ das Volk in blut'ger Raſerei
Allein fortkochen ſeinen Höllenbrei.

CLVI.

1.

In Räthſeln kann ich mit der Sphinx mich meſſen,
Die drohend einſt auf Theben's Fels geſeſſen;
Um mich ſchwebt eine düſt're Majeſtät,
Vor der die Zeit mit leiſ'rem Schritte geht;
Ich ſcheuche friſcher Wangen Roſenglut,
Stocken mach' in den Adern ich das Blut;
Wer mich geſehn in hochgethürmten Maſſen,
Mag wohl forthin des Lebens Freude haſſen.

2.

Jung fühl' ich mich, ob alt auch an Erfahrung;
Wohlthaten ſpend' ich: Rath und Schutz und Nahrung;

Mit Alt und Jung, Gelehrt und Ungelehrt,
Mit Prieſtern hab' und Helden ich verkehrt;
Mein Wiſſen ruht auf einem feſten Grunde;
Stark bin ich — ungereist — in Völkerkunde;
Es könnten ein Halbdutzend Meinesgleichen
An's Paradies wohl ohne Lücke reichen.

3.

Mein Name ſchon erſchreckt das blüh'nde Leben,
Macht unbewußt ſelbſt feſte Herzen beben;
Ein dunkler Schatten geht vor mir voraus
Und ſtreut Beklommenheit auf Schloß und Haus;
Es kann der kühnſte Held mich nicht bekämpfen,
Der Weiſeſte kann meine Macht nicht dämpfen;
Und Panik lähmt Beſinnung, That und Rath,
Wenn, noch viel grimm'ger, meine Schweſter naht.

4.

Beliebt iſt das Geſchäft, das ich betreibe;
Unreinlichkeit halt ich mir ſtreng vom Leibe,
Geſchafft wird nicht in dumpfigen Spelunken,
Es wird dabei friſch ſonn'ge Luft getrunken;
Behülflich ſind dabei mir unverdroſſen,
Die lauterſten, die fröhlichſten Genoſſen;
Was ich ſo liefre — ſchmuck iſt es und blank,
Und mir lohnt freundlichſter Hausfrauen Dank.

5.

Gaſtfreiheit kann man mir wohl nicht nachſagen,
Vielmehr mich der Unfreundlichkeit verklagen;
Einladend iſt meine Geberde nicht,
Mein Anzug — ſchäbig — mürriſch mein Geſicht;
Angſt mach' ich wohl den unverſchämten Gäſten,
Anſtänd'gen auch gefall' ich nicht zum beſten;
Viel klarer wird mein Weſen noch erkannt,
Wenn vor man noch ein Silbenpaar mir ſpannt.

CLVII.

1.

Zu zeigen mich trag' ich gerechte Scheue,
Weil ich mich erſter Jugend nicht erfreue:
Schon ziemlich lang iſt's her daß ich geſchmückt
Mit friſchen Reizen Herzen hab' entzückt,
Daß durch der Stimme Vollklang, prächt'gen Gang
Die Völker zu begeiſtern mir gelang,
Daß ich, wohin ich im Triumphzug kam,
Die köſtlichſten Geſchenke gab und nahm.
Verlorne Müh, zu hemmen flücht'ge Wellen,
Den Glanz entſchwundner Jugend herzuſtellen!
Zuſammen hab' ich alle Kraft genommen
Dem Vorbild ſchönrer Zeiten gleichzukommen, —
Geſteh'n doch muß ich, daß ich leicht mich ſchminke,
Ein wenig ſchiele und ein wenig hinke,
Mein Stimmmetall etwas hat nothgelitten,
Daß ſteif und akademiſch meine Sitten,
Daß man den Zwang mir anmerkt und die Schule.
Drum ſchüchtern nur nah ich dem Richterſtuhle,
Der die Entſcheidung fällt, ob noch mein Recht
Erkennt und ehrt das heutige Geſchlecht?
Ob es mir räth, den Purpur abzuthun
Und ganz auf frühern Lorbeern auszuruhn?

2.

In meiner Mutterſprache — ganz und gar
Harmlos war ich, wie nur ein Wort je war;
Realität kaum hatt' ich. — Form faſt nur
War ich; bei der grammatiſchen Dreſſur
Der Schüler ſpielt' ich ängſtlich eine Rolle;
Wer hätte da in mir geahnt das tolle
Geſchöpf, das, närriſch, auf den Kopf die Welt
In Wahnſinn's Laune, Sitt' und Ordnung ſtellt?
Das heut hochmüth'ge Deſpotie verkündet,
Schamloſem Pöbel morgen ſich verbündet,

Das ſich zur Schmach herzudrängt, ohne Lohn,
Der Pietät ſpricht und der Ehre Hohn;
Heut Freiheit pred'gend, alle Bande löſt,
Weg morgen, was ſie heut gefördert, ſtößt. —
Und Jeder fühlt, beglückt ſich und begnadet,
Wen man zu ſolchem Hexenſabbath ladet! —
Schon hat man dran gedacht, mich mit Gewalt
Zu übergeben einer Heilanſtalt;
An nähme mich das Irrenhaus wohl ſchwerlich;
„Unheilbar!“ hieß' es, „aber nicht gefährlich,
„Und wollte man ſie heut' ins Rothhemd zwingen,
„Sie würde morgen höhnend uns entſpringen.
„Unangefochten bleibt ſie, unberührt,
„So lang ſie Dolch nicht und Piſtolen führt;
„Und ſelbſt wenn wir zurecht auch mit ihr kämen:
„Man würd's in höchſten Kreiſen übel nehmen.“

CLVIII.

1 a.

In meinem Namen ſchon ein Zauber lebt
Der Dich in eine Wunder-Welt erhebt;
Auf jeden Sinn dringt ein der Neuheit Strom,
Vollglanz des Lichts, das köſtlichſte Arom,
Ja unter mir, in weſenloſem Scheine
Liegt — ſo will Dich's bedünken — das Gemeine.
Doch wenn Du kurze Zeit bei mir verweilt,
Wirſt Du von dieſer Illuſion geheilt,
Und kehrſt bei mir nur dann etwa noch ein,
Wenn ich Dich Bauherr laſſ' und Meiſter ſein.

1 b.

Zufällt das Amt mir fabelhafter Drachen
Koſtbare Schätze ſchlaflos zu bewachen;
Mit Eiſenpanzer und mit ſcharfem Zahn
Bewaffnet, warn' ich jeden mir zu nahn;

Gekommen iſt zu Schaden und zu Schanden
Gar Mancher der den Kampf mit mir beſtanden.

2.

Wär's möglich, ganz mich aus der Welt zu ſchaffen:
Wie würden überall da Lücken klaffen!
Wo bliebe, Artus! deine Courtoiſie,
Wo Arioſt's und Taſſo's Poeſie?
Zum Staub' auch ſänke mancher Uebermuth,
Und anders wär' gefärbt das blaue Blut.
Die Wahrheit nur hätt' Mancher anerkannt,
Der ſeinen beſſern Halbtheil mich genannt.
In alter Zeit ſtieg ich zu höh'rem Rang,
Trieb edle Künſte viel, Muſik, Geſang;
Beliebt als Lehrer nahm ich ohne Lohn
Aus beſten Häuſern Knaben in Penſion.

3.

Ich habe mit dem Gegner lang gerungen;
Nach ſchwerem, heißem Kampf iſt mir gelungen
Glorreicher Sieg, der Tauſende erfreut,
Doch nicht im Mind'ſten den Bezwungnen reut;
Nicht Abbruch thut er ſeines Namens Glanze
Und nimmt kein Blatt aus ſeinem vollen Kranze;
Davon trug ich — und ließ doch ihm — den Preis,
Und aus nur dehn' ich ſeines Ruhmes Kreis.

CLIX.

1.

Oft ward ich wegen „Frömmigkeit“ belobt;
Oft hab' ich im grauſamſten Kampf getobt;
Wenn aus die Frau'n gehn zum taglangen Schmaus,
Hüt' ich Verlaſſ'ner oft das dumpfe Haus.

2.

Im Krieg erfahrt Ihr, welche Greuelthaten
Verüben ſchwarze Bomben und Granaten,

Ich aber bin wohl tauſendfach ſo ſchlimm.
Maskir' ich heuchleriſch auch meinen Grimm;
Ich wüthe, wie der Fabel Ungeheuer,
Wie Dynamit, Stinkkugeln, griech'ſches Feuer,
Und dauert's ſo Jahrhunderte gleich ſchon,
Verſchoſſen iſt noch nicht die Munition.

3.

Den Tatzelwurm hat Niemand noch geſehn,
Doch ſichres Zeugniß bürgt für ſein Beſtehn:
So iſt unläugbar meine Exiſtenz,
Wenn auch nicht actu, doch in der Potenz,
Ab müh' ich mich in unfruchtbarem Streben
Ins Licht mich aus der Traumwelt zu erheben.

4.

Du findeſt mich — faſt kann ich einen Schwur
Leiſten darauf — bei Göthe einmal nur,
Obwohl ich auf dem Markt mich, auf der Gaſſe
In vielerlei Spielarten ſehen laſſe:
Nicht eben elegant, anmuthig, zierlich,
Holdſelig nicht von Reden, noch manierlich.

5.

Obwohl ich — eigentlich — ganz werthlos bin,
Bring' ich doch liſt'gen Spielern viel Gewinn;
Wie man mit Luft aufbläht des Polſters Bauch,
Geb' ich mich her zu ähnlichem Gebrauch;
Figürlich trifft man mich in Kirch' und Staat,
Im ſtädtiſchen und National-Senat;
Es geht im Volk ſogar die dumpfe Sage:
Daß ich nicht ſelten eine Krone trage.

CLX.

1.

Ich bin ein überall willkommner Gaſt,
Ich kränke Niemand, falle nie zur Laſt,

Weiß jedes Werk gefällig anzugreifen,
Die Spitzen und die Kanten abzuſchleifen.
Herbei hol' ich, was anſpricht und ergetzt
Und ſchiebe weg, verhülle, was verletzt;
Mit kleinen Mitteln richt' ich Großes aus
Und ſchmücke täglich, wie zum Feſt, das Haus.

2.

Dem Sinn des Auges kaum bin ich erreichbar,
Nichts aus der Stoffe Welt iſt mir vergleichbar,
Kein Inſtrument kann wägen mich und meſſen,
Und doch mach' ich Dich leicht die Welt vergeſſen;
Der Reinheit Bote bin ich und der Sünde,
Ich wecke, ſchrecke, löſche und entzünde.

3.

Ich kleide gerne mich in Grün und Blau;
Nicht nehm' ich's mit der Logik zu genau;
Ich folge nicht der breitgetretnen Spur,
Und haue manchmal keck über die Schnur;
Dem Himmelskind folg' ich, der Phantaſie,
Und balancire Narrheit und Genie.

4.

Dem Waghals hab' ich oft, der mir vertraut,
Zu Glück und Ruhm den luft'gen Pfad gebaut.
Oft aber ward ich für des Unſterns Sohn
Der Miſſethaten und der Schande Lohn;
Ich habe manchen förmlich adoptirt,
So daß ſtatt ſeinem ihn mein Name ziert.

CLXI.

1.

Weil er ſich ſelbſt betrogen, warf ein Thor
Mit frecher Stirn mir, daß ich lüge, vor;
Der Streit liegt vor der zwanzigſten Inſtanz
Und immer hebt von neuem an der Tanz.

2.

Ich laſſe mich, wahrhaftig und beſtändig,
Von treuem Zeugniß machen nicht abwendig;
Ich wahre in untrüglichem Gedächtniß
Oft ſchöner — öfter ſchlimmer Zeit Vermächtniß.

3.

Mir geht es wie den ird'ſchen Dingen allen!
Emſig geſammelt um bald zu zerfallen!
Mit Feſtes Schmuck, Tanz, Jubel, Dank empfangen —
Zerrauft, zerſchlagen, eh' ein Mond vergangen!

CLXII.

1.

Mit Menſchenfleiſch mich, wie ein Oger, nähr' ich;
Gold, Silber, Blei und Eiſen viel verzehr' ich;
Von den drei Mönchsgelübden Eines lehr' ich,
An's zweite nur mit Discretion mich kehr' ich,
Das dritte zu beſchwören nicht begehr' ich;
Des Widerſachers grimm'gem Anlauf wehr' ich,
Die Schwachen ſchütz' ich und die Schönheit ehr' ich.

2.

Zahlloſe Güter hab' ich im Verſatz,
Doch etwas aus dem angelegten Schatz
Zurückzuſtellen, — kann mich Niemand zwingen,
Nur immer mehr noch tracht' ich zu verſchlingen;
So wenig wie das Feuer werd' ich ſatt,
Und Kampf macht, und Bewegung, mich nie matt;
Doch über mich hat, fühllos ſonſt und kalt,
Eine romant'ſche Sympathie Gewalt!

3.

Ein Räthſel von den Griechen ſo beginnt:
„Ich bin des weißen Vaters ſchwarzes Kind;“
Bei mir iſt's umgekehrt; dem garſt'gen Mohren
Wird lichter Kinder heitre Schaar geboren.

Ich bin, — gemieden ſonſt wie Pech und Quark, —
In Gunſt und Mode jetzt gekommen ſtark;
Meine Nachkommenſchaft, keck, ſchön und reich,
Thut's bald dem beſten blauen Blute gleich.

4.

Weithin iſt meines Namen Ruf erſchollen,
Auf trat ich ſchon in ſehr verſchiednen Rollen;
In grauer Vorzeit herrſcht' ich als Regent,
Ich ward geſtürzt und wurde Prätendent,
Doch glücklos. — Ein Verräther arger Art
Hat keine Art von Tücke mir erſpart. —
Sterngucker machten dann — mir zum Verdruß —
Zum hohen Herren mich in partibus,
Indeß ich — rohem Zwang mich beugend nur, —
Als dürft'ger Waller durch die Länder fuhr,
Gequält von Hunger oft, mit plumper Kunſt
Warb, als Hanswurſt faſt, um des Pöbels Gunſt.
So vielgeprüft, ſoll's jetzt mich nicht verdrießen
Als Penſionär mein Leben zu beſchließen.

CLXIII.

1.

Ich bin ein ſtattlich ragend Heldenbild,
Ganz Eiſen ſchein' ich, Harniſch, Helm und Schild,
An Treu' unübertroffen und an Muth,
Mich ſchreckt nicht Sturm, mich Flamme nicht und Fluth,
Die Ungeheuer fürcht' ich nicht der Berge,
Die Drachenbrut, und nicht die Kunſt der Zwerge;
In alten Tagen hab' ich Ruhm erworben; —
Im Reich iſt mein Geſchlecht nicht ausgeſtorben.

2.

Wie ſtrahlend im Ballſaal hervorthut ſich
In buntem Glanz die Fürſtin M . . . .

So iſt mein Wunſch und Stolz: daß Meinesgleichen
An kecker Farben-Wahl mich nicht erreichen,
Daß jeder Blick auf mir, gefeſſelt, weilt,
Und achtlos keiner mir vorüber eilt,
Obwohl im Stillen murmelt mancher Mund:
„Entarteter Geſchmack iſt es im Grund!“
Eine Erinnrung mir noch Freude macht:
Daß ich gewinnen half Pavia's Schlacht.

3.

In mir hat eines Forſchers Sinn erkannt
„Den Geiſt, im Innern ſchlummernd und gebannt,
Voll Majeſtät, an Ernſt und Vorſicht reich,
Der weiſen Göttin auf dem Dreifuß gleich.“
Dieß iſt mein Troſt; denn Lob ernt' ich ſonſt ſelten!
Als Bild muß der Saumſeligkeit ich gelten;
Gärtner und Winzer ſind's, die mich verklagen,
Und Wen'ge nur finden an mir Behagen.

CLXIV.

1.

Wo ladet ſo viel auf man einem Knechte
Wie mir? ſo heiße Tage, heiße Nächte!
Auf meine feſte Treue wird gebaut,
Das Koſtbarſte ſelbſt wird mir anvertraut,
Und wenn ich's nur im Kleinſten fehlen laſſe,
Wirft man mich als untüchtig auf die Gaſſe.

2.

Nichts hab' ich — ohne Stellung — zu bedeuten,
Ein zwecklos müßig Ding ſchein' ich den Leuten;
Jedoch befördert an den rechten Platz:
Hüt' ich Geheimniß, Einſamkeit und Schatz.
Meiſt ſteh' ich um geringen Preis zu Kauf,
Doch wöge Mancher gern mit Gold mich auf.

3.

Ich bin mit meiner Rolle wohl zufrieden,
Die, ſehr geſchäftsvoll, mir iſt zugeſchieden;
So ſchwach ich bin — kräft'ge Autorität,
Faſt ſtets geachtet, mir zur Seite ſteht:
Stolz bin ich drauf, daß ſelbſt die große Welt
Als Vollmachtträger mich in Ehren hält.
Das Wichtigſte, wo es um Volk und Land
Sich handelt, kommt nicht ohne mich zu Stand.
Drum nicht unwürdig dünk' ich mich zu ſein
Daß Gold an mich man rückt und Edelſtein.

4.

Beläſtigt und beſtürmt werd' ich mit Fragen,
Und ſtets gefäll'ge Antwort ſoll ich ſagen;
Wenn übel mir die Lüge wird genommen:
Iſt oft die Wahrheit doppelt unwillkommen;
Schwer iſt's, den Menſchen es zu Dank zu machen,
Man möchte drüber weinen — oder lachen:
Doch oft treff' ich die Antwort mit Geſchick,
Und dann lohnt mir entzückten Dankes Blick.

5.

Nicht will als Bild der Freundlichkeit ich gelten;
Die Menſchen mögen ſcheuen mich und ſchelten!
Mir macht's nicht Kummer, wenn ich ſie vertreibe;
Zudringliche halt' ich mir ſtets vom Leibe;
Und viele machen — mit und ohne Bart! —
Mir, ſcheint es, nach die rauhe, grobe Art.

6.

Bildlich — ſteh ich im Dienſte der Ascetik,
Wörtlich dien' ich der gröberen Kosmetik;
Mich handhabt Kammerdiener nicht und Zofe;
Am Hof ſieht man mich nicht, doch oft *im* Hofe.

CLXV.

1.

Niemand verwehr' ich es, mir auszuweichen,
Mein Name ſchon gnügt Jeden zu verſcheuchen.
Doch, laſtet Abſcheu auch auf mir und Fluch,
Hab' ich von hohen Gäſten oft Beſuch.

2.

Vornehm und in Franzöſiſch überſetzt
Werd' ich fêtirt, bewundert und geſchätzt;
Indeß, in deutſcher Tracht, man mich nur ſchimpft,
Verachtend über mich die Naſe rümpft.

3.

Der Forſcher, der das Höchſte und das Kleinſte
Zieht in ſein Netz, das Fernſte und das Feinſte —
Fragt ihn wie hoch mein Beiſtand ihn beglücke!
Fragt ſchöne Frau'n wie ſie mein Gruß entzücke;
In Einem Amt werd' ich nur ſchwach erſetzt
Vom rothen Gold, das man ſo hoch doch ſchätzt.
Doch ſonſt auch Jedem iſt mein Dienſt geweiht,
Zu Schutz und Nutz, zu Glanz und Schmuck bereit,
Die Mitbewerber mehr und mehr beſiegend,
An Kühnheit wachſend, jeder Form mich ſchmiegend;
Die Schwäche, der man oft mich ſah erliegen,
Hoff' ich in Bälde gänzlich zu beſiegen.

4.

Zwei kund'ge Meiſter eilen in Dein Haus;
Sie nehmen mich und eilen dann hinaus,
Ihr Kommen war zu Deinem Nutz und Frommen
Sie haben Dir Etwas und Nichts genommen.

5.

Wie Preußen jüngſt erwuchs erſt zur Großmacht:
Hab' ich auch ſpät es erſt ſo weit gebracht;
Doch ſchon, da meine Geltung kaum begonnen,
Hab' ich auch faſt die Weltherrſchaft gewonnen;

Ausbreitung, Fortſchritt, Licht heiſcht mein Panier!
Wo ich auftrete, huldigt Alles mir!
Und dieß mein Weltreich hab' ich nicht mit Waffen,
Erobert nur — ich hab' es ſelbſt geſchaffen!
Weltherrſcher, Welterleuchter, Weltbaumeiſter, —
Quell, Band und Grab der Stoffe und der Geiſter!
Heil meinen Prieſtern, die jüngſt ſolche Macht
Mir zum Bewußtſein, und der Welt, gebracht!

CLXVI.

1.

Wenn mir ein Zauber Sinn und Sprache gönnte,
Die ſtarre, ſchwere Zunge löſen könnte:
Was wollt' ich nicht erzählen! Heimlichkeiten
Aus alten, dunkeln, längſt begrabnen Zeiten,
Von Kriegsbedrängniß, von des Hungers Plagen,
Von Schuld'ger und Unſchuldiger Wehklagen,
Von kühnen, wilden und von Frevel-Thaten,
Von Ränken, Ueberfällen, Attentaten,
Von ſüßem Schmerz — obwohl kein Liebesbrief
Ward aufbewahrt in Denkbuch und Archiv.

2.

Ich bin ein Ding, das Jeder ſattſam kennt,
Wenn er es ſelten auch und ungern nennt,
Mit widerwill'gem Ekel nur betrachtet,
Des Todes, der Verbannung würdig achtet,
Das in dämoniſch wechſelnden Geſtalten
Die Jungen quält nicht minder als die Alten;
Es fühlt der Sanfteſte kein Widerſtreben
Bewußt mir, meuchelmördriſch zu vergeben.
Ich bleibe nicht in dunkler Stille wohnen:
Auf tret' ich auch in rieſ'gen Dimenſionen:
Zahlreiche Helden hab' ich oft verſchlungen
Eh' der Erkorne mich zuletzt bezwungen;

Doch wenn der große Feind iſt ausgerottet:
Der kleine aller Eurer Kunſt noch ſpottet. —
In kühnem, grellen Sittenbilde muß
Ich figuriren als Maleficus.

3.

Ich laſſe mich in Zahl und Raum nicht faſſen;
Mich muß der Stärkſte ungebändigt laſſen.
Meinen Geburtsort hat Niemand gefunden,
Vater und Mutter kann Niemand erkunden,
Und wie ein ſterbend Wild ſich meiſt verſteckt,
Hat, wie ich ende? Keiner noch entdeckt.
Es hebe Keiner gegen mich die Hand!
Zum Zorne reizt mich nur der Widerſtand.
In dem kann ich mich ſelber nicht erkennen
Was Menſchenkinder wohl nach mir benennen;
Ich brauche keinen ſolchen Apparat,
Unfehlbar krönt meinen Entſchluß die That.
Zu zweifeln brauch' ich nie an meinem Glück
Und ewig bleibt mir fremd das Wort: Zurück!

CLXVII.

1.

Altfränk'ſche Wehr bin ich und Attribut
Von einem Stand, dem Faulheit liegt im Blut;
Auch das Wahrzeichen bin ich und die Liebe
Noch unverbeſſerlichrer Tagediebe.

2.

Entfremdet meinem Alltagsdienſt einmal
Ward ich; aufleuchtend wie ein ferner Strahl
Iſt, — ahnungsvollen Herzen eingeſchrieben, —
Wach die Erinnerung ſeitdem geblieben.
Trotz unſcheinbarer Art und niedrem Stand
Ward einer Herrſchaft Zeichen ich und Pfand

Die nicht auf Waffenmacht und ird'ſchem Gut, —
Die auf erbarmungreicher Liebe ruht.

3.

Nicht will mein Weſen mit des Dichters Bildern,
Mit des Verliebten Glut nicht will ich's ſchildern;
Laßt Euch genügen an den flücht'gen Zügen:
Fern iſt's von mir: zu täuſchen und zu lügen;
Mein Werk: Was Preiſes werth, mit Lob zu ſchmücken,
Was liebenswerth — zu lohnen, zu beglücken.

CLXVIII.

1.

Den Thron der Herrſchaft hab' ich jüngſt erſtiegen
Und bald werd' ich den letzten Feind beſiegen.
Hin iſt die Zeit zwar meines höchſten Glanzes,
Doch gliedert ſich mein Reich ſtets mehr als Ganzes;
In meinem deutungsſchweren Namen klingt
Ein Zauber, der durch Mark und Nerven dringt.

2.

Den Namen, den Ihr rathen ſollt, verſchleiert
Ein andrer, unter dem Ihr ſonſt mich feiert;
Was ich daheim und auswärts oft entbehrt:
Verſtändniß, Gunſt, hat Deutſchland mir gewährt;
Nicht grollen werdet Ihr, wo Ihr geſegnet
Bisher, wenn künftig Euch mein Bild begegnet!

3.

Ich führe aus der Weltſtadt Sturm und Drang,
Des Hofes Knechtſchaft, der Geſellſchaft Zwang
In meiner ſtillen Schatten grünen Schooß
Die Glücklichen — nicht Vielen fiel dieß Loos! —
Die freien Flug der Seele Sehnſucht gönnen
Des Genius holden Winken folgen können.
Vom Paradieſe faſt ein kleines Stück
Bring' ich in dieſe Proſawelt zurück; —

Vergeſſen Ehrgeiz, Kampf, des Lebens Sorgen,
Dem ſchönen Heute folgt das ſchöne Morgen!
Und doch treibt oft aus ſolchem Ruheport
Unſeel'ger Spleen verſtimmte Geiſter fort!

4.

Noch ungeſtörterer und tiefrer Ruh
Als dieſer Nachbar ſelbſt führ' ich Dich zu,
Und nicht des Glücks Schooskindern iſt der Frieden,
Den ich zu bieten habe, nur beſchieden.

CLXIX.

1.

Viel Schweſtern, laute, haben ſtumme Baſen:
Von dieſen bin ich Eine; meine Gaben
Sind denen der Couſinen wohl nicht gleich,
Auch bin bei weitem ich wie ſie nicht reich,
Doch find' ich viel Verſtändniß und ſelbſt Gunſt;
Und wenn ſich die Natur erhebt durch Kunſt:
Schließ' ich ſiegreich den Mund den frechſten Schreiern,
Und kann die ſtolzeſten Triumphe feiern.

2.

Hart iſt der Dienſt bei mir, ich geb' es zu;
Stumm, freudlos, ſelbſt bei Nacht oft keine Ruh, —
Nicht kann man rechnen ſtets auf ſichren Lohn;
Zur Mühſal tritt noch die Gefahr, der Hohn;
Aufzählen mag ich hier nicht all die Noth,
Die hundertfach bei mir und ſtündlich droht.
Doch iſt im günſt'gen Fall der Preis nicht klein;
Ich trage Gold, ich trage Lorbeern ein;
Der Opfer viele hat mein Dienſt verſchlungen,
Doch ſtets iſt neue Werbung mir gelungen.

4.

Man ſpricht von Emancipation der Frauen
So viel — mit Beifall hier, und dort mit Grauen

Ich will's geſtehn: ich bin emancipirt;
Und wehe dem, der mich hierin genirt.
Wankend macht mein Syſtem mir keine Logik,
Keine Moral und keine Pädagogik;
Nicht Laune iſt's, mir plötzlich angeflogen!
Zu jedem, ſelbſt zum Waffen=Dienſt erzogen,
Halt ich im Stand das Haus durch meinen Fleiß;
Dafür will ich die Ehr' auch und den Preis.
Ich fordre jedes Recht bei jeder Pflicht;
Nicht leiſt' ich auf das höchſte Amt Verzicht;
Die Töchter lob' ich mir des Danaus; —
Mein Wahlſpruch iſt: Unitis viribus!

CLXX.

1.

Man fertigt mich aus Stoffen feſter Art;
Sehr thöricht iſt es, wenn an mir man ſpart;
Denn zeig' ich mich für meinen Dienſt zu ſchwach:
So kommt — zu ſpät! — fruchtloſe Reue nach.
Die Koſtbarkeit des Stoffs nichts mag ſie frommen! —
Der edelſte ſelbſt macht mich nicht willkommen,
Denn der Gebrauch ſelbſt ſtempelt ihn zum Hohn,
Weil ich verabſcheut ſtets bin und geflohn.
    Doch auch aus andrem Material gemacht
Werd' ich, das jeden Widerſtand verlacht;
Da wäg' ich nichts und bin doch unzerbrechlich,
Der Drohung und dem Schmeicheln unbeſtechlich;
Oft ſelbſt ein ſcharfes Aug' entdeckt mich kaum:
Ich aber trotze Stürmen, Zeit und Raum.

2.

Ich bin von ſehr ungleicher Conſtruktion
Und gleich verſchieden iſt meine Funktion,
Der Schwachheit muß ich dienen und dem Schlummer:

Nicht ſtrenge Arbeit iſt mir fremd noch Kummer;
Ruhmgier'ge Geiſter richten ihr Begehren
Auf mich, das Ziel, das lockende, der Ehren;
Repräſentant der höchſten Macht bin ich,
Und in der Wolken Näh' oft trägt man mich.

3.

In meiner Schweſtern ungezählter Menge,
Im wirren, ſich verflechtenden Gedränge,
Würd' ich wohl kaum beachtet und genannt:
Hätt' nicht ein kecker Naſeweis erkannt
An mir die etwas miſanthrop'ſche Art,
Daß ich, — begegnet man mir noch ſo zart —
Die Artigkeit leicht außer Augen ſetze,
Und, Wer in meine Näh' kommt, verletze.

4.

Bereit ſteh' ich zu nützen und zu laben,
Bedürfenden vermittl' ich viele Gaben,
Von Mann und Weib geſucht, begehrt faſt täglich,
Durch die die Laſt des Lebens wird erträglich:
So jene würz'ge, die mit Roſenlippen
Die zarten Frauen unermüdet nippen,
Wie jene derbern, die mit durſt'gem Munde
Die Männer und mit faſſungskräft'gem Schlunde
Sich annektiren; mich auch mag nicht miſſen
Wer ſorgſam iſt um Reinlichkeit befliſſen.
Doch wehe Denen, welche mit mir ſpaſſen,
Auf meine Güte ſich zu ſehr verlaſſen!
Zu eng wird meinem Zorn zuletzt das Haus
Und Tod ſpei' oft ich und Verderben aus.

CLXXI.

1.

Mit mir geht wunderlich die Sprache um;
Der Neuzeit gelt' ich, wie dem Alterthum.

Zuerſt als Werk erfinderiſcher Noth
Nach wechſelnden Bedürfniſſes Gebot,
Hell, dunkel, niedrig, hoch, feſt, leicht, groß, klein —
Der Name war unähnlichſten gemein.
Dann blieb nicht eins von den Merkmalen allen, —
Man ließ das Menſchenwerk aus Stoffen — fallen,
Und machte raſch, wie man die Hand kehrt um,
Aus mir von Weiſen ein Collegium,
Das jetzt auf hohen Alters Vorrecht pocht,
Wo man nach manches Arzts Recepten kocht.
Ein Kleeblatt ſtellt auch oft oder ein Paar
Sich unter meines Namens Schilde dar.
Auch dabei blieb es nicht; denn wiederum
Verengt ward ich zum Individuum,
An Selbſtgefühl und Pathos unerreichbar, —
Ergrauten heil'gen Sehern faſt vergleichbar.

2.

Ein Nimbus iſt um mich von Poeſie,
Der mir gewinnen muß die Sympathie
Zartſinn'ger Herzen, wenn geſund und heil
Sie ſich bewahrt vor ſchnödem Vorurtheil.
Ich glänz' in Fabel, Heldenlied, Idyll;
Wer ſich ausgiebiger beſinnen will,
Dem fallen von mir ſchöne Sagen ein,
Die man erzählt am Jordan und am Rhein;
Gleich thu' ich es — ich ſag' es unverhohlen, —
Den kühnen Wanderzügen der Mongolen.
Ich weiß, daß feine Damen mir nicht hold,
Ich weiß, daß mir der geiz'ge Landwirth grollt —
Mir trachten viele Feinde nach dem Leben —
Ich bin's gewohnt — ich muß mich drein ergeben;
Behaupt' ich meinen Platz doch allezeit
Im Wörterbuch hausbackner Zärtlichkeit.

3.

Symboliſch redet oft ein Kleidungsſtück,
Als Zeichen nicht von Trauer blos und Glück, —

Von Rang und Stand, auch von Beruf und Blut —
Phrygiſche Mütze, gelber Judenhut. —
Die rothe Mütze frecher Bagno-Rotten
Vom Wahnwitz adoptirt der Sansculotten —
Auch Strümpfe — violette, blaue, — keine;
Schuh, Stiefeln, Schürzen, große oder kleine.
Auch ich repräſentire eine Claſſe
Für die ich mich in Stücke hauen laſſe!
Ich bin nicht ſo wie andre welthiſtoriſch,
Doch meines Stammbaums Alter iſt notoriſch.
Ich bin der künft'gen Weisheit Puppenhülle,
Ich bin getränkt mit ächter Freiheit Fülle;
Ich ſeh' mit philoſophiſch heitrer Ruh
Geſchminkter, ſteifer Larven Tanze zu;
Wenn Welten um mich werden und vergehn,
Bleib' ich, — ein Stoiker — unter Trümmern ſtehn;
Nicht tauſchen möcht' ich mit dem Hermelin,
Das jeden Tropfen, jeden Staub muß fliehn!
Ich bin — ach! ſagen ſollt' ich wohl: ich war —
Die böſe Zeit — ſie droht auch mir Gefahr,
Ich ſteh' an meiner Heldenlaufbahn Schluß,
Und bald wohl ruf' ich: Troës fuimus!

4 u. 5.

Zwillinge ſind wir! Keiner weicht vom Andern!
Nur in Geſellſchaft wir die Welt durchwandern,
Und unſer Brauch iſt nicht trübſel'ger Art!
Philoſophirt wird nicht und nicht geſpart!
Gott Lob! wir haben Beide ſtarke Nerven;
Keiner hat Viel dem Andern vorzuwerfen,
Und geht's zu Ende mit dem luſt'gen Weſen:
Stirbt man zuſammen, wie die Siameſen.

6.

Des Guten Inbegriff bin ich für Viele,
Dem Ehrgeiz mach' ich Conkurrenz, dem Spiele,
In meine Dienſte zieh' ich manche Kunſt;
Gewinne mir, erweiſe viele Gunſt;

Wenn Andre gern vergällen und vergiften,
Will ich nur Frieden und Verſöhnung ſtiften;
Ich helfe dem Verdienſt zu ſeinem Lohne,
Bin jedes deutſchen Feſt's nothwend'ge Krone;
Nur die Beſchuld'gung mir das Herz beſchwert:
Ich hätte viele Taſchen ſchon geleert.

7.

Man glaubt von mir gern die abſurdſten Dinge,
Von meinem Appetit — Was ich verſchlinge!
Von meiner Dummheit, — weil ich, wie einſt Fichte,
Imaginirend das Nicht-Ich vernichte;
Daß ich mein Fleiſch und Blut, ſelbſtſüchtig, haſſe,
Und herzlos Haus und Kind im Stiche laſſe; —
Sei's drum, wenn ſie Vergnügen daran finden
Einander ſolche Bären aufzubinden.

CLXXII.

1a.

Hart bin ich, dürr, von dauerhaften Stoffen;
Bald bricht, bald ſpringt, bald gellt, wen ich getroffen;
Dann wieder bin ich ſaftig, zart und mild,
Willkommen und beliebt — zahm, ſo wie wild.

1b.

In geiſt'ge Höhen Deinen Blick auch lenk' ich;
Erhabnen Urbilds treuſtes Bild Dir ſchenk' ich;
Auch öffn' ich Dir uralter Weisheit Schacht;
Doch ſelbſt zu tief bin ich in myſt'ſche Nacht,
Von ſinnbethörendem Genuſſe trunken, —
Ein Opfer, nicht mehr Hierophant — verſunken.

2.

Ich müſſe ein blutdürſt'ger Mörder ſein —
Könntſt Du wohl wähnen nach dem Augenſchein,

Das aber hieße bitter mich verkennen!
Eher bin Samariter ich zu nennen;
Zum Liebesdienſt, mit eigener Gefahr,
Biet' ich, wie eine Königin einſt, mich dar.

3.

Frugal bin ich, genügſamer Natur!
Zum Wachſen und Gedeihen brauch' ich nur
Was Andre ganz verſchmähn, was als Symbol
Von Dingen gilt, die werthlos ſind und hohl.
Bei ſolcher Nahrung leiſt' ich unerſchlafft
Mein Penſum mit des Elephanten Kraft.

4.

Den Muſen kann ich nur in Einem Stück
Vergleichen mich; das wankelmüth'ge Glück
Zuweilen mich mit einem Kranze krönt;
Doch öfter wird mein Mißgeſchick verhöhnt.

5.

Entgegen ſtehen ſich gerad und krumm,
Entgegen ſtehen ſich geſcheut und dumm —
Nun rath' einmal, was iſt das für ein Ding,
Wovon das Gegentheil heißt: Sonderling?

6.

Nach vielen glänzend abgelegten Proben
Werd' ich mit Recht gerechnet zu den Groben;
Ich haſſe fein-verbindliche Manieren,
In Wort und Werk mag ich mich nicht geniren.

7.

Ich habe, — ein tiefſinnig ſtrenger Kopf —
Vernichtungskrieg erklärt manch altem Zopf,
Dagegen auch für Geiſt, Welt und Natur
Erfunden manch abſchreckende Friſur;
Jüngſt habe neuen Kampf ich aufgenommen,
Bin mit dem Vollbart in Conflikt gekommen.

CLXXIII.

1.

In frührer Zeit verdächtigte und ſchalt
Mein Name nicht, der als ganz ehrbar galt,
Ob er auch fremd blieb den vornehmen Claſſen;
Jetzt müſſen die ihn ſich gefallen laſſen,
Die nicht mit Sammt und Gold ſich können decken
Und vor dem Aug' der Polizei verſtecken,
Oder ſich blähn in goldenen Caroſſen,
Beſpannt mit ſelbſtgelenkten Vollblutroſſen.

2.

Ein Blatt bin ich, auf dem ſtets Raum noch bleibt,
Wie breit auch drauf ein myſt'ſcher Griffel ſchreibt
Ein unverlangtes Teſtimonium:
Ob adlig, niedrig, witzig oder dumm?
Im Vortheil ſind die Meiſter ſtets geweſen,
Die es verſtanden, meine Schrift zu leſen,
Die faſt erfordert größrer Weisheit Tiefen
Als Chiffern, Keilſchrift, Runen, Hieroglyphen.

3.

Ich habe viel zu leiden, viel zu thun
In dieſer Zeit, darf raſten nicht und ruhn!
Man will jetzt tauſend Dinge von mir wiſſen,
Auf die zu merken ich mich nie befliſſen.
Genau ſoll mein Vermögen ich fatiren,
Einnahmen und Ausgaben liquidiren,
Album und Tagebuch wird mir durchwühlt;
Von jedem Pfuſcher mir der Puls gefühlt;
Von Freund und Feind werd' ich zu Tod gehetzt,
Bin peinlicher Durchſuchung ausgeſetzt;
Man ſchleppt mich zu Revuen, zu Paraden,
Ich werde zu Verhören vorgeladen;
Kein Kunſtgriff wird, keine Tortur vergeſſen,
Um ſchlau Geſtändniſſe mir abzupreſſen,

Denen anſehn muß ein halbkluges Kind:
Daß ſie gefälſcht, erlogen, Unſinn ſind.

O ſchöne Zeit, da ich noch ungeſtört,
Vom Wahn nicht der Autonomie bethört,
Folgſam der Pflicht, beſcheiden thätig blieb,
Kein Hochmuth mich zum Herrſcherſpielen trieb,
Als rüſtiger Vollzieher, fleiß'ger Rath,
Ich aus des treuen Dienens Kreis nie trat!

Räthſel-Alphabete

oder

A-B-C-Schützen Räthſel

für Doktoren zu rathen.

> Wer all die Räthſel hier aufkracht,
> Muß ſein ein Mann von guten Gaben,
> Und muß mehr Zeit noch übrig haben
> Als der ſogar, der ſie erdacht.

I.

Dreiſilbig.

A.

Monarch nicht bin ich, bin nur Mitregent:
Die Grenzen leider! ſind nicht ſcharf getrennt
Unſrer Gewalten; fort ſpinnt ſich der Streit,
Der früher wohl nicht endet als die Zeit.
Ausgleichsverſuche wurden viel erdacht,
Doch keiner hat den Frieden noch gebracht.
Sonſt ſchien man mehr dem Anderen geneigt,
Doch jetzt viel größre Gunſt für mich ſich zeigt.

B.

Menagerie-Beſitzer laden Gäſte
Mit Recht am liebſten ein zum Fütt'rungsfeſte;
Indeß *mein* Thier deßhalb ſehnswürdig iſt,
Weil's, *grundſatzmäßig*, eher ſtirbt als frißt.

C.

Ganz feſtgeſtellt iſt meine Abkunft nicht;
Ich weiß, daß man von Carl dem Großen ſpricht,
Als dem, welchem den Namen ich verdanke;
Nicht iſt's erwieſen, doch iſt der Gedanke
Mir ſchmeichelhaft, zumal da ich ſonſt ſelten
Hör' Angenehmes — Schimpfen meiſt und Schelten,
Und der hochmüthigen Gelehrten Corps
Mir Pfuſcherei und Eigenlob wirft vor.

D.

Umgeben von zahlloſer Reiter Schaar,
Bis dahin nur ein Räuber und Barbar,
Hab' ich in praktiſcher Geographie,
Metallurgie, Erdmeßkunſt, Chirurgie
Den ſtaunenswerthſten Curſus durchgemacht,
Zuſammen rare Sammlungen gebracht;
In alle Winde ſind ſie bald zerſtoben
Und mich will Niemand als Culturfreund loben.

E.

Ein Dichter hat von meiner Farbenpracht
Eine berühmte Schilderung gemacht,
Doch hat viel weiter meinen Ruhm verbreitet
Ein Geiſt, der kräftig, mannhaft für mich ſtreitet,
Der im Gebirg den Aufenthalt gern nimmt,
Des Wandrers Troſt, der matt iſt und verſtimmt.

F.

Man glaubt, daß bei der höchſten Policei
Beſchäftigt, und ſehr einflußreich ich ſei,
Und, jenachdem ich haſſe oder gönne,
Viel Unheil ſtiften und verhüten könne.
Nicht mit Dementis werd' ich mich befaſſen,
Und jedenfalls mich nie beſtechen laſſen.

G.

Von Weisheit, Liebe trunken und von Wein
Führt Perſiens hoher Dichter in mich ein;

In meiner Räume ſanftbewegter Luft
Miſcht ſich der Roſen und des Bechers Duft.
In deutſchen Landen auch bin ich bekannt,
Mit gleichem Namen auch werd' ich genannt,
Doch dunkler fließt als Roſen hier das Blut,
Und ſelbſt ein Mönch tobt in Berſerkerwuth.

H. 1.

Schaffend den Bau der Feſtigkeit und Pracht
Hab' ich mir ſeine Zukunft nicht gedacht:
Daß ſpät noch einen mächt'gen Herrn der Erde
Er hinter ſeinen Quadern ſchirmen werde,
Den Herrn, deß Name mild, beſcheiden klingt,
Doch deſſen Wort die Mächtigſten bezwingt;
Auch nicht, daß dieſes Herrſchers ſtolzen Sitz
Vertheid'gen werde himmliſche Miliz.

H. 2.

Berühmt bin ich durch ein geflügelt Wort,
Millionenfältig pflanzt's das Echo fort;
Der bündigſten Beweiſe nicht entbehrt es
Und ſeine Wahrheit täglich neu bewährt es.

J.

Mit oder ohne Hauch — es gilt mir gleich —
Thu' ich Dir auf ein unermeßlich Reich,
Von Wundern voll und wunderbaren Mären,
Die nur zu oft ganz der Subſtanz entbehren,
Die, wie ſie mehr und mehr im Glanz erblaſſen,
In Elend, Wahn und Frevel ſchauen laſſen.

J. 1.

Ein Beiwort, das nicht galt als ſchmeichelhaft,
War, mir zum Hohn und Schimpf, gar lang in Kraft,
Doch ſeit man ſchwingt des neuen Glaubens Fackel,
Ward zum Verdienſt, was früher galt als Makel;
Jeder Grünſchnabel ſuchte einen Lappen
Von meines Mantels Schleppe zu erſchnappen,
Bis ächt'ſter Fortſchritt neueſtens entdeckte,
Daß ich noch tief in Vorurtheilen ſteckte.

J 2.

Rivalen, — ſei's um Mädchen, ſei's um Kronen —
Pflegen einander ſelten zu verſchonen
Mit Haß und Neid — von mir rühmt's die Geſchichte;
Kritik ſetzt ſie herab wohl zum Gedichte;
Doch, glaubt an mich der Egoiſt auch nie,
Leb' ich in Sprüchwort fort und Poeſie.

K.

Des Geiſtes Hoheit und des Herzens Adel,
Der Schönheit, Anmuth, Reinheit ohne Tadel,
Muß ich, das ungeſchlachte Ungeheuer,
Das häßlicher nur macht der Liebe Feuer,
Mit thieriſchem Bellen, mit der Beſtie Mienen,
Wie Lava lichtem Gold, zur Folie dienen.

L. Vierſilbig.

Ein Monſtrum tauch' ich auf in der Natur,
Ein Monſtrum auch in der Literatur;
Vor meinem Rachen kann ſich Niemand retten,
Mit Zähnen droh' ich, Feuerodem, Ketten.

M.

Des Räthſels Löſung von den letzten Dingen —
Sie wollte keinem Weiſen noch gelingen;
Behandelt hat ſolch melancholiſches Thema
Wohl ſonſt ſchon manches rührende Poema;
Auch ich, der Wehmuth ernſte Farben tragend,
In hundert Abenteuern kühl mich wagend,
Hab', unter jenem Zeichen vorgeführt,
Manch fühlend Herz erſchüttert und gerührt.

N. 1.

Nach mehr als tauſend Jahren hab' erneut
Ich meines Namensbruders Heldenzeit;
Aus Aſche hab' ich neue Glut erweckt,
Mein Scepter weit in Aſien ausgeſtreckt;

Mir gnügte nicht, zu ſiegen mit den Waffen,
Durch Friedenskunſt auch wollt' ich bau'n und ſchaffen:
Und ſchöpfriſch noch in meinen Mußeſtunden
Hab' ich ein königliches Spiel erfunden.

N. 2.

Viel Rühmliches von mir die Welt nicht weiß:
Berückt hab' ich den weiſen Zaubergreis,
(Nachdem, kokett, ich Andre oft entzückt,
Manch edlem Ritter halb den Kopf verrückt,)
Daß ſeinen ſtärkſten Zauber er mir nannte,
Ich aber ihn damit in Feſſeln bannte;
Und wie ich ſo bemeiſtert ſeine Macht,
Hab' den verliebten Thoren ich verlacht.

O.

Begraben lang in dunkler Zeiten Nacht
Ward mit Frohlocken ich an's Licht gebracht,
Begeiſtert jauchzten Tauſende mir zu,
Ein Held hieß und ein Genius ich im Nu;
Doch raunt', als manches Herz entzückt geklopft,
Der freche Zweifel: „Er iſt ausgeſtopft!
Und unſre Enkel werden es nicht faſſen,
Daß wir ſo ſchnöd' uns haben foppen laſſen."

P.

Als Prinz gelt' ich auch fortan vom Geblüt,
Bin ich gleich frech, roh, boshaft von Gemüth,
Verwachſen, klein, verwahrloſt ganz und gar,
Schmutzig der Teint, verwildert Bart und Haar;
Ehre einlegen kann an mir kein Schneider;
Wie Lumpen hängen nur an mir die Kleider, —
Gierig bin ich auf thieriſchen Genuß,
Verzweiflung des Sprachlehrers und Verdruß.

Q.

Ein Muſterbild ſcheint leicht zu übertreffen,
Das man nur karikirend kann nachäffen:
Hat die Natur ein Meiſterſtück gemacht,
An mir, den man verabſcheut und verlacht!

R.

Zwei Worte ſind's, aus denen ich beſtehe,
Die ich als Räthſel in die Welt auskrähe;
Für ſich allein läßt keins von fern verrathen,
Daß ich im Schilde führe Miſſethaten,
Verderbliche, an Leben, Hab' und Gut,
Und die Erfolge ſteigern meine Wuth.

S. 1.

Wie hab' ich meine Träumer aufgerüttelt!
Wie hab' ich die Ungläubigen geſchüttelt,
Als hätte ſie berauſcht ein Zaubertrank,
Doch wieder bald ihr Schwert der Hand entſank,
Sie mußten ſich vor meinem Thron entſchuld'gen,
Mir mit „Geſchenken," wie ſie's nannten, huld'gen.
Ich aber flog im Sturm von Sieg zu Sieg,
Denn meines Lebens Element war Krieg;
Ich war der Gläub'gen Schild und Schirm und Wand,
Die Schützlinge deckt' ich mit ſtarker Hand;
Die Dichter nannten mich „von Allah's Macht
Den Schatten," mich „das Gold im Weltenſchacht;"
Ich habe des Propheten Geiſt erfriſcht,
Der Weltgeſchichte Looſe neu gemiſcht;
Mit mir der hellſte Stern vom Himmel fiel —
Am Ziel noch nicht, doch auf dem Weg zum Ziel!

S. 2. Zweiſilbig.

Gewogen wird an ſeltnem Schickſalstage
Die Zukunft eines Volks in ehrner Wage,
Ein Schauer rieſelt durch's Gebein von Allen,
Wenn ſteigen ſie die Schaalen ſehn und fallen;
Mein Mund zu Euch mit ernſter Weihe ſpricht:
„Wer ſolchen Tag erlebt, vergeſſ' ihn nicht!"

T. 1.

Die nie begriffne Herrlichkeit empfand
Des Lichts mein Geiſt, mein Auge, meine Hand;

Tief hab' ich mich in ſeinen Born getaucht,
Als Lebensbalſam hab' ich's eingehaucht.
Es hat, als Wonne durch mein Herz ergoſſen,
Des Himmels Perlen-Thor mir aufgeſchloſſen;
Auf ſchimmernd goldnen Schwingen hat's nach Oben
Entkörpert meine Königin erhoben.

D. 2.

Des Alten Schliche waren Kinderſpiel —
Für mich, den Reineke vom neuen Styl;
Ich dehnte das Geſchäft, genial, in's Große
Und es gelang! dem Glück ſaß ich im Schooße;
Ich floh, ſo lang die Guillotine im Gang; —
Der Galgen machte ſpäter mir nicht bang.
Des Windes Umſchlag wittert' ich von fern,
Ich wechſelte wie Kleider raſch die Herrn,
Die mir leichtgläubig ihr Vertrauen ſchenkten,
Wenn meine Drähte ihre Schritte lenkten.

U.

Euch Menſchenkinder treibt ein eigner Kitzel
An mir zu üben ſpöttiſches Gewitzel,
Mir allerlei Spitznamen aufzutreiben;
Nennt, wie Ihr wollt, mich! Sieger werd' ich bleiben,
Wenn unter Euch ſich nicht erhebt ein Held,
Der Landwehr und Reſerven führt in's Feld,
Der mich, zerreißend meiner Argliſt Schlingen
Zu Boden wirft in tödtlich ernſtem Ringen!

V.

Das Höchſte was erſchuf geweihte Kunſt,
Gepflegt vom Genius und der Mächt'gen Gunſt,
Schätze, unſägliche hab' ich gehütet,
Doch über ſchlimmen Eiern auch gebrütet;
Die Schaalen hat die kecke Brut zerbrochen,
Iſt durch die Welt geflogen und gekrochen.

2.

Alle Roßkämme, Jockey's und Sportsmänner,
Kurſchmide, Kutſcher, Cavalleriſten, Kenner,
Bereiter, Züchter, Pferde-Juden,-Chriſten,
Poſthalter, Voltigeur's, Equilibriſten,
Die Meiſter und die Knechte auch vom Stalle
Sammt werthen Ihrigen — ein lad' ich Alle
Ergebenſt und in Treuen: beizuwohnen
Den hippologiſchen Reunionen.
Ich lege dem Programm, zur Vorbereitung,
Bei die von mir neu illuſtrirte Zeitung.
Natürlich finden ſie im Freien Statt,
Damit man Raum, ſich auszuweichen, hat.

3.

Es leiſten Manche darauf einen Schwur:
Daß ich im Dienſte ſteh' der *Liebe* nur;
Andre verfechten — mehr dem Prakt'ſchen hold: —
Nicht minder ſei ich unterthan dem *Gold*;
Dem Ruhm, der Ehre, ſoll ich pflichtig ſein, —
Wohl gar auch dem Verbrechen und dem Wein.

II.

Dreiſilbig.

1.

Welches Koſtüm mir eigentlich gebührt —
Darüber wird ſchon lange Streit geführt;
Ja einig iſt man nicht einmal auch nur:
Wie meiner Glieder Bau, wie die Statur?
Nichts auszurichten iſt durch Zeugenzwang:
Die Auskunft könnten geben, ſind ſchon lang
Geſtorben; ſo bleibt's Jedem heimgeſtellt,
Mich darzuſtellen wie es ihm gefällt.
Mittags hab', Abends, Morgens ich zu thun
Und darf vom Tagewerke ſelten ruhn.

Ein Chriſt, ſo oft er täglich pflegt zu eſſen,
So oft ſollt' er nicht meinen Gruß vergeſſen.

B.

Viel rauher als die Sach' iſt klingt mein Name,
Der eigentlich gebraucht ward als Reclame
Von jenem eiteln Volk, das Seinesgleichen
Nicht gelten ließ in all' der Erde Reichen:
Und doch, ſein Wiſſensdurſt ging betteln oft
Bei mir, und fand was, ſtolz, er kaum gehofft.

C. 1.

Als Tugend mach' ich geltend meine Treue,
Daß Tag und Nacht ich meinem Dienſt mich weihe,
Daß ich, Wer nicht gehört zum Hauſe, haſſe,
Und keinen Deſerteur entwiſchen laſſe;
Sonſt iſt all mein Gebahren infernaliſch;
Niemand fand meine Stimme muſikaliſch;
Unnahbar bin der Kunſt ich, der Cultur,
Den Furien entlehn' ich die Friſur;
Verhaßt ſind Schmuck mir, Blumen, Wohlgerüche,
Und garſtig iſt, ein Schlachthaus, meine Küche.
Mich hätt' in Schlaf kein Muſenchor geſungen
Und Einer nur hat meine Wuth bezwungen.

C. 2.

Gefördert durch die Zeit, des Schickſals Gunſt,
Vererbte ſich des Herrſchens Luſt und Kunſt
Anſchwellend kräft'ger ſtets, durch mein Geſchlecht,
Bis plötzlich ſie ward proklamirt als Recht,
Obwohl des Rechts Erweis nicht ſonnenklar —
Im Grund es nur ein kühner Zugriff war.
So mächtig ſchritt ich hin durch die Geſchichte,
Daß ich einſchrumpfte eher im Gedichte,
Das mir zwar lieh der Heil'gen Eigenſchaft,
Doch ſich vergriff an meines Geiſtes Kraft,
Der bauend, was der Sturm zerſtört, gewaltet,
Die Länder und die Reiche umgeſtaltet,

Der Völker Grenzen und Markſtein verrückt,
Der Welt des Siegers Stempel aufgedrückt.
Ein ernſtres Spiel in meinen Feierſtunden
Hab' ich, als jener Perſer-Schach erfunden,
Ein Spiel — mit ehrnen Würfeln wirds geſpielt,
Nicht nur auf müſſ'gen Zeitvertreib es zielt, —
Mehr als beim Pharo ward dabei verloren —
Die Größten lockt's, nicht Schwächlinge und Thoren —
Ein wird dabei geſetzt die höchſte Kraft,
Denn mit dem Preiſe winkt's der Weltherrſchaft.

D. 1.

Nicht Alles großen Meiſtern ſelbſt gelingt,
Der Luftballon zerplatzt, die Glocke ſpringt;
Mir, Vater vieler Künſte, ging's auch ſo,
Ich wurde meiner Meiſterſchaft nicht froh,
Mein letztes Werk ſchlug fehl, zu meinem Gram,
Weil ich in Rechnung nicht die Sonne nahm;
Darin hat man es ſpäter weit gebracht,
Wie ich mir hätt' als möglich kaum gedacht;
Ein luſtiger Franzos in keckem Wagen
Hat mich, der unerreichbar ſonſt, geſchlagen.

D. 2.

Zu mächt'gem Werk wie feinem bin ich tüchtig,
Hält man mich auch für etwas leicht und flüchtig;
Leicht wird ja mein zu raſches Blut gehemmt,
Leicht die reizvolle Welle eingedämmt,
Und dann — Wer muß nicht meinem Zauber weichen?
Kann ſich an weicher Grazie mir vergleichen?

E.

Bildung beſaß ich und urwüchſ'ge Ader;
Nur waren grob behauen meine Quader;
Die Größten meines Volks weiſen mit Stolz
Auf mich, geſchnitzt aus kern'gem Eichenholz;
Vielleicht für meinen Ruhm iſt es das Beſte,
Daß von mir übrig Trümmer nur und Reſte,

Woran bewundernd, fragend hängt der Blick
Und anklagt das vandaliſche Geſchick.

F.

Wohl war es die boshafteſte der Sünden:
Den Tempel der Diana anzuzünden!
Wenn's wahr, was Eifrer lehren frank und frei:
Daß Jeder jedes Böſen fähig ſei:
Bin ich harmloſes Zwerglein ſicher nicht:
Ob ich nicht auch werd' ſolch ein Böſewicht?

G.

Verwandt bin ich des Phönix hoher Art,
Der ſtolz, ſich ſelbſt genügend, nicht ſich paart,
Selbſt Licht ausſprühend ſtets zum Lichte ſtrebt,
Und unerzeugt, ſich aus ſich ſelbſt erhebt.

H.

Was Phantaſie, von Duft und Glanz umwoben,
Faſt zu des Opiumeſſers Rauſch erhoben, —
Was Sehnſucht, wie von des Magnetbergs Macht
Gezogen hin zu myſtiſch ſüßer Nacht, —
Was Liebe, nie zu Nüchternheit geſammelt,
In ihrer Trunkenheit Entzückung ſtammelt;
Was ein verwöhntes Herz, das, ſich verſagen
Den Wunſch, nie lernte, nichts ſich abzuſchlagen, —
Was Jugend, ſcheu, die Sohlen zu verletzen,
Wenn ſie den Fuß auf feſten Grund ſoll ſetzen, —
Was ein Gemüth, das in der Traumwelt lebt,
Zurück vor jedem rauhen Worte bebt —
Was Hoffnung, noch von Täuſchung nicht verdüſtert,
In der Muſik unird'ſcher Sprache flüſtert, —
Ein Geiſt, der, weil die Erde nie genug
Ihm bot, des Weltalls Rand geſtreift im Flug,
Und der den Muth für die Gefahr ließ finden,
Sich ſelbſt in holdem Wahnſinn zu entſchwinden —
Was Frau'nſinn, launenhaft in ſeiner Wahl,
Geſchmeidig, unzerbrechlich doch wie Stahl, —

Was der Humor, der plötzlich auf ſich rafft,
Zu zeigen daß nicht Keckheit fehlt und Kraft —
Was all' dieß Bienenvolk hat eingetragen
Von ſüßem Gut in holdſten Roſentagen:
Ich biet' es Euch — (eh' Sorge, Müh, Verdruß
Den Sinn Euch ſtumpft,) — zum ſeligen Genuß.

J. 1.

Wohl freut es mich, daß Dichter mich beſingen,
Uraltem Grabmal friſche Lorbeern bringen;
Doch gern läſ' ich erörtert meinen Fall,
Mit etwas Geiſt, im neuen Pitaval.

J. 2.

Ein Spalt von ſechszehnhundert Jahren trennt
Zwei Namen, die die Weltgeſchichte kennt;
Dieſelbe Stadt war ihrer Herrſchaft Sitz, —
Da ſchwangen ſie und ſchleuderten den Blitz,
Denn ſich verwandt war beider Helden Blut,
Wie ungleich ſie auch trug des Schickſals Fluth,
Wie ungleich Glaube, Sprache, Sitte, Tracht,
Urſprung zumeiſt und Wurzeln ihrer Macht;
Anſtrebend Beide doch verwandte Ziele,
Liebhaber Beide von verwegnem Spiele,
Beide bereit zu kühnſter That Entſchluß,
Der Schönheit huld'gend Beide, dem Genuß;
Nach Hoheit Beider Seelen glühend ringend,
Nicht mit dem Leben karg, das Schickſal zwingend.
Mag, Wer berufen, Beider Rang entſcheiden —
Doch ich bekenne freudig mich zu Beiden.

J. 3.

„Wie lang, wie weit wird noch die Frechheit treiben
Der Kerl mit ſeinem pſeudonymen Schreiben?
In Galle hat die Feder er getaucht,
Zum Fluchen iſt's wie er die Sprache braucht!
Ein Dolchſtoß iſt ſein Wort — und kaum erhitzt
Scheint er, wenn der Getroffne bebt und ſchwitzt;

Man kann — man muß ihm machen als Brandſtifter
Gleich den Proceß, als Räuber und Vergifter!
Doch — bringt den Handel man an's Tribunal,
Wird größer nur und ſchlimmer der Skandal.“
Das Räthſel, dem dieſer Stoßſeufzer galt,
Iſt, ungelöst, jetzt hundert Jahr wohl alt.

K.

Der kaledon'ſchen Helden lange Reihe
Eröffne ich, die in großherz'ger Weihe
Sich opfernd, lieber Tod als Knechtſchaft wählten
Und deren Vorgang nie die Jünger fehlten.
Des Feindes Sohn ſelbſt hat, den ich bekämpft,
Die Wahrheit ehrend, nicht den Zorn gedämpft,
Dem ich, des freien Volkes letzter Hort,
Vor der Entſcheidung Schlacht noch lieh das Wort,
Das, was ſie waren, die Welträuber nannte,
Das mit des Völkerfluches Mal ſie brannte.
Das Schickſal gab Roms Schwert die Macht: zu ſiegen;
Doch Römermund hat nicht mein Recht verſchwiegen.

L.

Ein Kriegsmann — nicht ſehr alterirt ward ich,
Wenn im Theater frech ſich über mich
Hat luſtig einmal ein Hanswurſt gemacht,
Der witzigſte Stadtpöbel mich verlacht;
Schmerzloſe Wunden ſchlug mir jener Witz,
Verſehrt nicht hat mich der Theaterblitz;
Bald iſt das Lachen ihnen doch vergangen.
Wär' es nach meinem Sinn und Rath gegangen:
Ward abgewandt vielleicht der ſchwere Schlag,
Hinausgerückt noch des Verderbens Tag.
Mich hat entrafft ein gütiges Verhängniß,
Eh ein mit voller Wucht brach die Bedrängniß.

M. 1.

Kein Biſchof bin ich, doch zu ordiniren,
Zu binden ſteht mir frei, zu diſpenſiren;

Ich weigre ſelten Einem meine Gabe,
Wenn als bedürftig ihn erkannt ich habe;
Mir ſind die Großen — nicht die Kleinen! — hold;
Ich nehme ein viel Ruhm, viel Spott, viel Gold.

M. 2.

Ein Volksmann und ein Kriegsmann, rauh und roh,
Die Laſter feinerer Cultur ich floh;
Von Muſenkunſt nicht — von des Schwertes Wucht
Hofft' ich das Heil, von ſtrenger Ahnen Zucht.
Ich härtete ein Heer — vorm neuen Kriege
Mit trotzig-mark'gen Stämmen bang, — zum Siege.
Wie in dem Löwen, wenn er einmal Blut
Geleckt, ſo ſchwoll in mir blutgier'ge Wuth;
Wohl blieb das Volk mir, doch das Glück nicht hold,
Und als Barbar ſtarb ich und Trunkenbold.

N.

Wohl wären die Bauleute ſchlecht zufrieden,
Wär' jedem Reiſenden mein Loos beſchieden:
Ich bringe — ſo erſpar' ich Müh und Geld —
Mein Reiſefahrzeug fertig mit zur Welt.

O.

Zu Hülfe dem vornehmſten Sinn zu kommen
Iſt mein Geſchäft; auch hab' ich unternommen,
Das Weltall aufzuſchließen jenem Licht,
Das aus des Denkens ew'gen Tiefen bricht;
In ſtrengem Styl führt' auf ich mein Gebäude;
Reſpekt flößt's ein, doch bietet's wenig Freude.

Ö.

Thäter und Opfer unglückſel'ger Thaten
Soll ich mich jetzt als Räthſel laſſen rathen;
Mögen den Kopf ſich drob zerbrechen Thoren!
Ich habe längſt dazu die Luſt verloren.

P.

Bei Einem Dichter traurig und entſetzlich
Fällt mir das Loos; beim andern höchſt ergetzlich

Spiel' ich die Rolle, die mir zugetheilt,
Bis Liebeszauber Tod und Liebe heilt.

L.

Ein großer Redner hat mich aus den Wogen
Des Stromes der Vergeſſenheit gezogen;
Mit meinem Schwager hatt' um Geld ich Streit;
Bei'm Geld hört auf ja die Gemüthlichkeit. —
Doch leider ſteht es nicht einmal geſchrieben:
Wer Sieger iſt in dem Proceß geblieben.

R.

Kerzengerad' bin ich von Wuchs, doch ſchmal,
Nicht packen kann man, mich nicht ſehn einmal;
Von Brüdern hab' ich ein zahlloſes Heer;
Wir alleſammt ſind faſt imaginär;
Doch gut und ſchlimm mach' ich auch von mir ſprechen
Fällt es mir ein: zu ſchmeicheln und zu ſtechen,
Und ich bethät'ge weithin meine Kraft,
Des Lichts und der Realität theilhaft.

S.

Mit finſtrer Strenge ſaß ich zu Gericht;
Und ſchlimm hab' ich da mitgeſpielt dem Licht;
Was ich entſchieden, bleibt allein das Rechte;
Der Schmach geweiht iſt Alles was ich ächte;
Was ſich von gift'gem Unkraut hat gefunden,
Auf Erden, hab' in Garben ich gebunden,
Die ſollen, ew'ger Wahrheit eine Steuer,
Geworfen werden in verzehrend Feuer,
Und wär's nicht, daß mein Scepter halb zerbrach
Wärf' ihnen gern ich noch viel Andres nach.
Was vom Verdammungsurtheil blieb intakt,
Wird ſorgſam in Makulatur verpackt,
Wird ſtreng verwahrt in tief egypt'ſcher Nacht
Und von der heil'gen Compagnie bewacht.

T. 1.

Auf mein Gebiet, obwohl es längſt entdeckt,
Hat die Statiſtik ſich noch nicht erſtreckt,

Ich gäb' ihr mancherlei Befriedigung:
Erſtaunlich ſchnell wächst die Bevölkerung;
Da wüthen nicht die Krankheitsungeheuer,
Peſt, Blattern, Cholera; man zahlt nicht Steuer;
Leider fehlt Wärme, Sonnenſchein und Licht;
Auch mehrt mein Volk ſich aus ſich ſelber nicht,
Der Zuwachs rührt ganz her von Coloniſten
Die mißvergnügt ihr trübes Daſein friſten.

T. 2.

Hiſtor'ſcher Forſchung immer noch befliſſen,
Werd' ich ſo ſtörend oft herausgeriſſen,
Vom heutigen Geſchlecht citirt als Zeuge;
Der Ladung ſtets ich mich, zwar ungern, beuge.
Vor laden bald mich Juden und bald Chriſten,
Heut die Franzoſen, morgen Germaniſten,
Indeß blaſirte Kritiker ſich erfrechen
Plumpſte Verdächtigungen auszuſprechen.
Die mir zur Laſt Verleumdung möchten legen:
Die ſollten vor der eignen Thüre fegen!
Doch ihre Müh' und Seife iſt verloren. —
Sie waſchen ewig weiß nicht meine Mohren!

II.

Ich bin und das mit vollem Recht, ſehr böſe
Auf die nichtswürd'ge Chronique scandaleuse,
Die mein Familien-Mißgeſchick aufrührt
Und gierig jedem faulen Klatſch nachſpürt;
Und Wer denn kann von jenen Tagen wiſſen,
Die kaum ſich aus dem Chaos losgeriſſen?

ii.

Ich bin ein Fluß daraus man trinkt nur ſelten,
Ob als beliebt gleich meine Waſſer gelten;
Ich friere nicht beim ſtärkſten Froſte zu;
Der Föhn läßt mich, der Wolkenbruch, in Ruh;
In mir zu ſchwimmen fordert wenig Kraft,
Doch hab' ich Manchen tückiſch fortgerafft —

Und, ſeltſam! Solche meiſt hab' ich geraubt,
Die mich viel tiefer, als ich war, geglaubt.

V.

Ausführlich thut Euch die Thierfabel kund,
Daß einſt der Wolf ſchloß mit dem Fuchs den Bund;
Doch in hiſtor'ſchen Zeiten kam es vor
Daß mich, die Füchſin, er zum Bund erkor.

W.

Man könnte mich zu den Südfrüchten zählen
Dem Namen nach; doch will ich nicht verhehlen,
Daß ich nicht habe ſüßes Fleiſch, nicht Saft;
Oft lohne kaum den Aufwand ich von Kraft,
Die Du, mich zu bewältigen, verſchwendeſt,
Den Witz, den Du, zu rathen mich, aufwendeſt.

Z.

Für Schüler bin ich ein kurzweiliges Thema,
Ein ſehr frappant barbar'ſches Stratagema;
Doch mach' ich feinerem Geſchmack leicht Würgen,
Und die Kritik will nicht mehr für mich bürgen.

III.

Zwei- bis vierſilbig.

A. 1.

Meinen Triumphzug denk' ich bald zu halten,
Meiſter geworden aller Feinds-Gewalten;
Verweltlicht, lachend, ſchallt dann das Geläute;
Dem Pöbel theil' ich aus die Kirchen-Beute.
Nur ſorg' ich, meine zügelloſen Schaaren
Werden die Ordnung ſchlecht, den Anſtand, wahren.
Die Roſſe, an den Pauken ſcheuend, raſen,
Berauſcht kann die Muſik den Marſch nicht blaſen;

Auch fürcht' ich, wenn kein Widerſtand mehr droht,
Schlägt das Geſindel ſelbſt einander todt.

A. 2.

Mein lautrer Glanz ſchon Aug' und Herz entzückt —
Dreifach, wenn noch ein kunſtvoll Bild mich ſchmückt;
Zum Süßen auch das Nützliche: bewahren
Kann ich Dich vor heimtück'ſchen Rauſch's Gefahren.

B.

Zu hartem Dienſt wird Niemand mich erleſen,
Leichter Beruf ziemt meinem zarten Weſen;
Sehnſücht'gen Blicken holden Gruß zu winken
Und Thränen von der Schönheit Aug' zu trinken.

C.

Was kann ein guter Magen nicht verdauen,
Verſteht man nur, gehörig es zu kauen?
Sei ſteinhart auch ein Biſſen, ſtechend, roh —
Ich dreh' und malm' und ſchmeidige ihn ſo,
Und miſch' ihm ſo pikante Würzen bei,
Daß er hinabſchleicht wie ein ſüßer Brei.
So mach' ich glatt was rauh, bequem das Schwere,
Und mich beliebt, wenn ich's auch And're lehre.

D.

Ich ſtelle her — ein Virtuos — die Mängel
Von ſchlimmem Mißgeſchick entſtellter Engel;
Mir wird, — wenn Manche wie die Peſt mich fliehen,
Von Andern Viel bezahlt und viel verziehen.
Zu flottem Leben hab' ich reiche Mittel,
Und gut ſteht an mir der latein'ſche Titel.

E.

Vor hundert Jahren hatt' ich ruh'ge Zeit,
Doch dann brach um mich aus der böſe Streit,
Daß Hören faſt und Sehen uns vergeht,
Und Keiner weiß recht, wo der Kopf ihm ſteht;
Sie ſuchen mit Verdreh'n, Verdächt'gen, Schreien
Uns ſelber mit einander zu entzweien.

F.

So vornehm thun die Menſchen und ſo ſpröde,
Und ich bin — dumm zwar nicht, doch etwas blöde,
Drum halt' ich fern mich von den Ueberweiſen
Verkehrend mit beſcheiden niedern Kreiſen.

G.

Schon etwa dreißig Jahre ſind verronnen,
Seit ich mein Reich zu gründen hab' begonnen,
Und wohl dem Kaiſerreich auch Raum gemacht,
Doch hätt' ich es für mich nicht weit gebracht;
Rüſtig zu ſchaffen denk' ich auch hinfort,
Zu pflegen Sitte, Dichtung, Recht und Wort.

H.

Mein Name ſcheint ſo ganz durch ſich verſtändlich;
Trotzdem raſt fort der Streit darum unendlich,
Und ſcheinen die vom Kampf erhitzten Seelen
Gerad, wornach ſie zielen, zu verfehlen;
Zerbrechen wohlgefüllte, ſchöne Töpfe
Und werfen ſich die Scherben an die Köpfe.

J. 1.

Als Ehrentitel gilt mir, was die Rotte
Modernſter Forſcher höhnt mit gift'gem Spotte;
Nichtig die Hoffnung, ſie zu überwinden!
Von Farben ſoll man ſprechen nicht den Blinden!
Auf Schaugerichte lieber Platon's Gaſt
Wär' ich, als daß ich theilte Eichelmaſt.

J. 2.

Erweckt hat mir mein Wahlſpruch manchen Feind;
Es iſt ſo ſchlimm gar nicht damit gemeint;
Viele ſind unter uns, die gar nicht haſſen
Den, welcher leben will und leben laſſen!
Faſt will mir ſcheinen, daß bei unſrer Gilde
Nur zu bedenklich Schonung wächst und Milde.

K. 1.

„Vermögen" hab' ich allerdings „und Mittel"
Wie's heißt im Wallenſtein; nur fehlt ein Titel;

Dafür ließ' ſich am Ende ſchaffen Rath,
Doch macht damit man heut nicht mehr viel Staat;
Beſcheiden halt' ich's mehr mit dem Realen,
Denn Feind bin ich vom Prahlen und vom Zahlen.

K. 2.

Zu unterſt auf der hierarch'ſchen Leiter
Gebannt bin ich mühſel'ger Zeilenreiter;
Der Anfang meines Worts verheißt zwar viel,
Weist auf ehrgeiz'gen Strebens kühnſtes Ziel:
Ich aber blieb beim erſten Schritt ſchon ſtecken
Und kann nach Nichts die müde Hand ausſtrecken.

L.

Der Schüler wird mit einem Lob bedacht,
Der fehlerfrei ſein Exercitium macht;
Und ich auch durfte mehr wohl nicht erwarten,
Wenn einſt ich zog im magern Dichtergarten
Exot'ſche Blumen, die in fremder Luft
Entbehren mußten echten Glanz und Duft.

M.

Ich wecke zwar und zeitige kein Leben,
Viel aber iſt in meine Hand gegeben;
Viel ordnet, lenkt und wehrt mein ſcharfer Blick,
Verderben bringen kann mein Ungeſchick,
Und da, wo mein Bemühn am meiſten fleckt,
Kann ich vereiteln leidig den Effekt.

N.

Den hergeſchneiten Fremden gönn' ich nicht
Des Heimathbodens Erde, Luft und Licht;
Mit dem Naturrecht wird ſich's wohl vertragen,
Zu proſcribiren ſie und todt zu ſchlagen.

O.

Ich habe durchgemacht ſchon manche Häutung,
Gewechſelt öfters Färbung und Bedeutung,

Jedem ſuch' ich mich beſtens zu empfehlen,
Ihm Widriges und Schlimmes zu verhehlen;
Doch ſehn mich Viele an mit Naſerümpfen
Und Andre weiſen mir die Thür' mit Schimpfen.

P.

Verkrüppelt, ſkrophulös, aſthmatiſch, ſchief
Hab' ich, der häßlichſte Superlativ,
Mit jenem Orden tief mich eingelaſſen,
Der mir gebeut: zu fluchen und zu haſſen;
Doch, bis ich dieſe Welt zu Trümmern ſchlage,
Keines Genuſſes Troſt ich mir verſage.

Q.

Wenn eine Sekte deſſen Namen trüge,
Der ſich verewigt durch phantaſt'ſche Züge,
Ein welker Spätling der Chevalerie,
Frühling zugleich friſch blühnder Poeſie:
Mit meinem Namen würde ſie benannt,
Obwohl bis jetzt ſie ſo nicht iſt bekannt.

R.

Ich ſpuke wohl noch etwa hier und dort,
Doch hört man ſelten mehr mein polternd Wort;
Die Waffe roſtet, die pompöſe Rüſtung
Zerfraß ſchon längſt der Greuel der Verwüſtung;
Daß einſt als Held ich galt, glaubt man mir ſchwer,
Und heute fänd' ich keinen Dichter mehr.

S. 1.

Nur immer ſehr beſcheidne Rollen ſpiel' ich,
Geringes Honorar auch nur erziel' ich,
Doch werd' ich mindſtens, wenn auch ſchlecht, bezahlt,
Indeß gar Mancher wichtig thut und prahlt
Und wähnt, es ruh' auf ihm der Blick der Welt,
Den für nicht Mehr, als ich bin, Jeder hält.

S. 2.

Ob Weisheit in mir oder Trugkunſt ſiege?
Ob Wiſſensdurſt, ob Schlauheit überwiege?

Ob ich ums Auge lege eine Binde?
Ob ich den lichten Schatz der Wahrheit finde? —
Im Kampfe liegt Bewundrung mit Anklage
Und auf und ab ſchwankt der Gelehrten Wage.

T.

Vergangenheit iſt, Gegenwart mir todt,
Zukunft verheißt mir wen'ger als ſie droht,
Verlohnt ſich's, daß ich öffne meinen Mund
Um meiner Seele Nacht zu geben kund?

U.

Wenn aus Symbol und Namen Du wollt'ſt leſen:
Vermuthlich ſei ein Säufer ich geweſen,
So würdeſt ſchwerem Irrthum Du verfallen;
An Fleiſches Lüſten hatt' ich kein Gefallen,
Dem Pomp des Satans bot ich Trotz und Hohn,
Denn Glaubenskampf nur war meine Paſſion.

V.

Zu nennen mit dem deutſchen Wort mich zwingt
Nothdurft des Reims, was, ſpaniſch, vornehm klingt,
Was, nicht erſchöpft von weiter Wanderſchaft,
Dem fremden Boden ſpendet neue Kraft;
Was lang verkannt, gelaſſen außer Acht,
Jetzt Leben aus Verweſung grünen macht.

W.

Bei meinem Namen kommt Dir wohl in Sinn
Daß ich einer Komödie Titel bin,
Wo der Geſittung Pöbel nur tritt auf,
Schamlos enthüllend ſeines Lebens Lauf,
Wo Preller und Geprellte, Mann, Weib, Kind
Vom gleichen kläglichen Kaliber ſind;
Schon aus dem Titel riecht man, daß die Waare
Juſt keine auserleſ'ne iſt und rare.

Z.

Von meinem Inſtrument nicht mehr man ſpricht,
Verſchollen aber iſt es darum nicht,

Und ich auch, ein beſcheidner Muſenſohn,
Behaupte mich auf meiner Höhe Thron;
Den Tag pfleg' ich mit Jubel zu begrüßen
Und ſeh die Welt tief unten mir zu Füßen.

IV.

Zwei-, drei- und vierſilbig.

A.

Begraben in gelehrten Finſterniſſen
Hab' ich mich vollgeſogen ganz von Wiſſen,
Das ich zuweilen wieder von mir gebe;
Meiſt doch dem Weltverkehr ich widerſtrebe;
Verhaßt iſt mir das *heut'ge* Licht, ich habe
Mein Leben nur in des Vergangnen Grabe.

B.

Ein Scheltwort bin ich, das austheilt die Wuth,
Oft auch nur ſelbſtgefäll'ger Uebermuth,
Doch mit den Prahlern, die mich ſtolz verdammen,
Grenz' ich im Grund oft nur zu nah zuſammen.

C.

Wie Eins zugleich kann Wenig ſein und Viel:
Wer kann verdeutlichen dieß Räthſelſpiel?
Ich zeig's Euch! meine Maſſe zwar iſt ſchmal,
Doch kaum berechenbar iſt meine Zahl.
Bahnmachend eil' ich vor in leichtem Flug
Einem pompöſen und ſchwerfäll'gen Zug;
Von der Verſchwendung zeug' ich der Natur,
Und fröhne dem Raffinement der Cultur.

D.

Ich muß Aeſthetiker und Forſcher fragen:
Ob ſtolz ich ſoll, was mir Natur gab, tragen?
Dank ihr für reichliche Ausſtattung ſagen?
Oder mein doppelt Mißgeſchick beklagen?

E.

Mein Name klingt der Polizei verdächtig,
Geheimnißvoll, Gefahr- Verderben- trächtig;
Und laſſ' ich Gold ſogar und Wechſel blicken,
So wird ſie weg, oder ins Loch mich ſchicken.

F.

Sonſt rechnete man hoch an mein Verbrechen,
Jetzt zählt man es nur zu den leichten Schwächen,
Schwindel iſt, Täuſchung, ja das Feldgeſchrei
Der Zeit; — was noch erlaubt, was ſtrafbar ſei,
Iſt dunkel oft, — Subtilitäten haſſ' ich,
Und nur was greifbar iſt und ſicher, faſſ' ich.

G.

Mir auszuweichen überall, befliſſen,
Willſt meinen Sitz und Aufenthalt Du wiſſen?
Vernimm: auf freiem Feld bin ich Dir nah!
In Felſen ſchließ Dich ein — ſo ſteh' ich da!
Wenn Dir zur Flucht der Vogel Flügel lieh:
Entführt er meinem Netz' und Griff Dich nie!

H.

Oft ſtech' ich ſchönen Fräulein ins Geſicht,
Ich bin ganz Raſchheit, Feuer, Farbe, Licht;
Ich zähle, Freund des Glanzes, der Gefahr,
Der Helden Prächtigſte zu meiner Schaar.
(Nur wenn ich manchmal tauſche das Geſchlecht,
Behag' ich Männern feinrer Sitte ſchlecht.)
Als mein berühmteſter Repräſentant
Wird von der Welt der ſtolzſte Held genannt,
Der mannhaft auf geradſter Straße blieb,
Furchtlos ſtets ſeinen Weg ging und — ſich hieb;
Sein war Vertrau'n auf Gott, — ſein Schwert ein Blitz,
Ein Herz für's Vaterland und — Mutterwitz;
Ein Wunder nur, daß dieſer wilde Gaſt
So lang ertrug mühſel'gen Tagwerks Laſt!

J. 1.

Hört' ich im Traum ein ſeltſam Prophezeien?
Es klang wie Lobſpruch nicht und Schmeicheleien;
Etwas war drin von „Eſel“ und von „Knecht.“
Für mich nicht ſchmeichelhaft und mein Geſchlecht!

J. 2.

Hin ſchwindet mehr und mehr mit jedem Jahr,
Was für die Phantaſie erfreulich war;
Ein blut'ger Reformator hat mit Graus
Gemacht mir, wie Herodes, den Garaus.
Man hört, wenn Völker auf einander ſchlagen
In der Türkei, von mir jetzt nicht mehr ſagen.

K.

Mein Name ſchon klingt kriegeriſch und keck,
Harmloſer Handelsleute Todesſchreck;
Dem Tod in's Aug' ſchau'n furchtlos meine Banden,
Und rekrutiren ſich aus allen Landen.

L.

Mehrmals hat mich geſchmückt die höchſte Krone;
Den Namen gab ich einer Länderzone,
Oft von polit'ſchen Schneidern zugeſchnitten,
In blut'gem Kampfe neuſtens noch beſtritten.
Einig, ſcheint's, die Romanen-Dichter gehn:
Daß mir kein weiblich Herz kann widerſtehn.

M.

Wenn, wie man mir erzählt wohl hat, mit Sporen
Schon an den Ferſen, Mancher ward geboren:
Ich bring', — als Kind ſchon nicht zu Thaten faul, —
Mit auf die Welt den Schnurrbart und den Gaul;
Vorſprengend auf die Bühne keck ich frage:
Ob Einer ſich mit mir zu meſſen wage?

N.

Ich blicke, — viel Geheimes wird mir kund! —
Oft in der Herzen, in der Kaſſen Grund,

Bin der Vermögens- und Gewiſſensrath
Und helfe, — wohl belohnt — mit Rath und That;
Oft aber greifen an mich die Geſchäfte,
Und fühl' ich ſo nachlaſſen meine Kräfte,
Daß plötzlich ich — zu reiſen mich entſchließe
Und über Nacht meine Boutique ſchließe.

O.

„An ſchließ Dich an ein Ganzes!“ iſt der Rath
Von Schiller; und ich machte ihn zur That;
Als Glied von heil'gem Ganzen ich mich ſpüre,
Iſt auch mein Platz weit hinten an der Thüre;
Mit ſprechen darf ich nicht bei der Verwaltung,
Doch nährt mich gut die reichliche Haushaltung.

P.

Wenn Du mich anſtaunſt in der ſchmucken Tracht,
Meiner Gewänder, meiner Waffen Pracht,
Uralten Adels Spur in wilden Zügen:
Strafſt gern Du meinen ſchlimmen Leumund Lügen.

Q.

Aus dem Lateiniſchen bin ich gekommen,
Im Deutſchen noch nicht förmlich aufgenommen;
Konnt' ich ein engliſch Bürgerrecht erringen,
Wird auch in Deutſchland bald es mir gelingen;
Der Titel würde für den Versſchmid paſſen,
Der, ſo bemüht, viel Räthſel zu verfaſſen,
Miſcht, — eigenen und fremden Witz zu üben, —
Salz, Zucker, Nektar, Oel, Kraut, Blumen, Rüben.

R.

Wie ich dir Herz bewege und Verſtand,
Wenn ich gemach Dir laufe durch die Hand?
Ich weiß es nicht; wohl ſchwer iſt's zu ergründen;
Tiefſtes mag oft der Einfalt ſich verkünden;
Troſt giebt ein Spielzeug kindlichem Gemüthe,
Und aus dem dürren Holz ſproßt Roſenblüthe.

S.

Ich bin ein Gaſt, der überall willkommen
Und deß Beſuch wird immer angenommen,
Doch mich zu deuten will Niemand gelingen,
Mit Hüpfen nicht bin ich verwandt und Springen;
Viel eher träte ich der Deutung bei:
Daß ich des Lebens beſte Würze ſei.

T.

Wie lang wird's dauern, bis ich ganz verſchwunden,
Bis nirgends meine Spur mehr wird gefunden,
Aus der Aſyle letztem der Geſchmack
Der Zeit mich drängt, mit Blouſe, Wamms und Frack?

U.

Ob mir erglüht des Communiſten Zorn,
Ich bin für ſein gleichmach'riſch Aug' ein Dorn;
Der Liebe Pred'ger und der Armuth Retter
Will er verbrennen meine Räuber-Blätter;
Machen will überhaupt er reinen Tiſch
Und nehmen Alles und vertheilen friſch.

V.

Mein Name weist auf einen Puppenſtand
Doch lieg' ich nicht in Erde oder Sand,
Ich will nur ſagen: Was ich werden ſoll?
Verborgen iſt's, die Zeit dafür nicht voll.
Ja, was? — Aus mir kann Alles beinah werden,
Auch wenn nicht Krieg die Loſung iſt auf Erden, —
Comödiant, Hofpred'ger, Literat,
Profeſſor, Miſſionär und Diplomat,
Hofmeiſter, Proselyt, Freigeiſt, Miniſter —
Mindſtens ein ſelbſtgefälliger Philiſter.
Geſagt will ich das haben nur sub rosa,
Doch iſt's mein Ernſt — exempla sunt — gloriosa.

W.

Wohl klingt mein Name, Deutſchland aber kennt
Ihn kaum; ein Philoſoph damit doch nennt

Sein Buch, ſein ſehr ſubtiles, das ihn trennt
Vom großen Freund', weil der's, zum Dank, verbrennt.

3.

(Vierſilbig.)

Nicht ganz korrekt — ich weiß, — iſt meine Schreibung,
Der Sylben Zahl auch krankt an Uebertreibung;
Ich ſelber bin ſehr hitzig angefochten,
In des Culturkampfs Zuckungen verflochten;
Doch, hoff' ich, wird geſunde Sitte ſiegen
Und heuchleriſche Unnatur erliegen.

V.

Vierſilbig.

A.

Durch ganz Europa gehn die lauten Klagen:
Wirthsrechnungen ſei'n nicht mehr zu ertragen!
Von mir bekannt iſt, wie ich hoch den Gaſt
Geehrt, (er kam ſchon ausgezogen faſt!)
Daß ich ihm eingeſchenkt den beſten Wein,
Köſtlich das Eſſen war, das Bettzeug fein;
Daß ich mit Wort und Blick nicht ihn gekränkt,
Sorgſam verpflegt, entlaſſen reich beſchenkt;
So will ich überall jetzt etabliren
Hotels, um Gäſte gratis zu logiren.
Die Conkurrenz wird Manchen wohl erſchrecken
Und eingeſchlafne Wirthsgewiſſen wecken.

B.

Für Philologen eine Preisaufgabe:
Mein Leben von der Wiege bis zum Grabe
Kritiſch und quellenmäßig darzuſtellen
Mit ſaubern genealogiſchen Tabellen.

Weil dürftig die bekanntern Quellen fließen,
Gilt es, mit Scharfſinn neue aufzuſchließen;
Mit ew'gem Ruhme ſich und mich bekränzt,
Wer Lücken kühn durch Conjektur ergänzt;
Der Preis beſteht aus hundert Philippsd'oren,
Ein Roßſchweif das Acceſſit, ein Paar Sporen.

E. 1.

Im Vogelſtellen thut mir's Keiner gleich!
Hab' ich doch über's halbe deutſche Reich
Kunſtvoll mein unſichtbares Garn gebreitet
Und es fürs andre Halbtheil vorbereitet.
Verſtrickt hat Alt und Jung ſich in dem Netz;
Umſonſt wehrt's der Vertrag und das Geſetz, —
Wir laſſen's gelten oder ſtürzen's um
Stets habita ratione temporum.
In Roms Schafſtall trieb ich, indeß im Schlafe
Berauſcht die Hüter lagen, Deutſchlands Schafe;
Recht ſchwungvoll mein Geſchäft zu treiben um,
Half mir des Kaiſers Privilegium.

E. 2.

Erinnern kann mein Nam' an wilden Kampf,
Wie an der Kirche frommen Weihrauchdampf;
Nicht krieg'riſch, — geiſtlich auch nicht bin ich oft;
Erreicht hab' ich, was ich erſehnt, erhofft:
Zu Theil geworden nach des Himmels Rathe
Iſt mir dieß otium cum dignitate.

D.

Der Weltentſtehung hab' ich nachgedacht,
Das Weltgetriebe hab' ich ſtolz verlacht;
Der ſchmutzige Spaßmacher war ich nicht,
Wie mich ein ſchwäb'ſcher Witzbold ſtellt in's Licht.

F.

Franzoſe, Welſcher, Deutſcher heißen kann
Ich, jedenfalls war ich ein ganzer Mann,
Im Rath gewichtig, in der That erprobt,
Den noch in ſpäter Zeit der Volksmund lobt;

Für einen ganzen Hof hatt' ich Verſtand, —
Wenn ich gehabt nur hätte freie Hand!

F.

Ich hatt' ein kräft'ges Süpplein angerührt,
Davon Rom Unverdaulichkeit verſpürt,
Daß in Bewegung man die Aerzte ſetzte,
Die Polizei auf meine Spuren hetzte;
Ich ward entdeckt — kein Gift ward nachgewieſen
Trotz vorgenomm'ner ſtrengſter Analyſen,
Doch mußte ſelbſt ich meine Suppe eſſen,
Und ſchwören: nie mehr ſo mich zu vergeſſen.

G.

Wenn in der Röm'ſchen Welt wird ausgerufen
Mein Name — Würdenträger aller Stufen
Erheben ſich mit ehrfurchtsvollem Neigen,
Mir ihre tiefe Huld'gung zu bezeigen; —
Hab' ich erlebt doch viel Inkarnationen
Die im Gedächtniß Fürſten wohl und Thronen
Und Königen und Kaiſern ſind geblieben,
In Chronik und Legenden oft beſchrieben.

H.

Nicht in Special- und Weltgeſchichte ſuche
Mich, meinen Namen, nicht im heil'gen Buche;
Man pflegte ſonſt mich zu rekommandiren
Als Mittel, von der Dummheit zu kuriren.

J.

In heißem Kopfe hab' ich ausgebrütet
Die Schlange, die, ſorgſam gepflegt, gehütet,
Heranwuchs raſch zu rieſiger Geſtalt
Und die dem Erdkreis bald anthat Gewalt.
Triumph iſt mir's, wie ſie mit zähen Ringen
Familien weiß und Reiche zu umſchlingen;
Ich ſetze auf die Schlangen meinen Glauben, —
Sein Heil verſuch' ein Andrer mit den Tauben!

K.

Mir ward ein ſchmutz'ger Name oktroyirt,
Doch hat er mich nicht ſonderlich genirt;
Man war am Hof gewohnt an gift'gen Spott,
Die Firma war ſchon lange halb bankrott;
Ich ließ den Namen über mich ergehn,
Es konnte mir viel Schlimmeres geſchehn.

L.

Ausländerei hat mich zu Grund gerichtet:
In fremder Sprache meiſterhaft gedichtet
Hab' ich; die fremde Schönheit hat bezwungen
Mein deutſches Herz; in's Blut iſt mir gedrungen
Ihr welſches Gift, das mir den Sinn empört
Und noch in jungen Jahren mich zerſtört.

M.

Mir werden zwei Departements beſchwerlich,
Von welchen eins nur, und zwar halb nur, ehrlich;
In beiden wachſen täglich die Geſchäfte,
Daß nicht mehr reichen meine Götterkräfte;
Patrone mögen ſie aus ihrer Mitte
Sich wählen frei nach ihrer Art und Sitte:
Ich werde drum nicht müſſig gehn und ruhn,
Mein chemiſches Geſchäft macht viel zu thun,
Bei Tag und Nacht faſt muß ich laboriren,
So viel Recepte zu effektuiren.

N.

Ihr Deutſche habt mich niemals recht verſtanden,
Weil Trugpropheten bei Euch Eingang fanden,
Die Euch mit Schriftgelehrſamkeit umgarnten
Und Euch vor meiner Vaterſtrenge warnten.
Ach! ſolche wackre Männer waren ſelten,
Die mich als Deutſchlands „Vater" ließen gelten.
Gewacht ſtets hab' ich über Eurem Frieden,
Die Ruheſtörer gleich zu mir beſchieden,

Belehrt, daß ich mit mir nicht laſſe ſpaſſen
Und ſie mit einem Quos ego! entlaſſen.

O.

Erfahren hab' ich's wohl! des Witzes Spitze
Zieht an aus hoher Region die Blitze!
Von Liebe ſang ich, jung, im Ueberfluß,
Alt — vom Exil, von Trauer und Verdruß.

P.

Des Ketzerrichters Wage fand zu leicht,
Zu ſcharf verſtändig mich, zu kühl, zu ſeicht;
Stark war, geſund der Faden, wenn auch grob,
Draus ſelbſt, mit eignem Fleiß, mein Kleid ich wob,
Und nicht ließ ich mich durch Einreden ſchrecken:
Es könne ſchwerlich meine Blöße decken.
Ich hab', wenn reiner Eifer mich beſeelte,
Vertraut auf höh're Huld für das was fehlte.
Auf's ſchlimmſte nicht wär' es mit ihr beſtellt:
Wenn meiner Praxis huldigte die Welt!

Q.

Man hat mich zum Taufzeugen preſſen wollen;
Für die Zeitrechnung hätt' ich bürgen ſollen,
Die neue, die die römiſche verdrängt;
Viel iſt es, was an dieſem Zeugniß hängt;
Ich kann mich nicht beſinnen mehr auf Alles
Und lehne die Beſchwörung ab des Falles.

R.

Schimpft, ſchlagt mich nur! ich hab' ein dickes Fell,
Ich bin ein plumper, ſchläfriger Geſell,
Und bitt' Euch nur — zwar etwas unverſchämt, —
Daß mit dem Reim Ihr's zu genau nicht nehmt.

S.

Der Heil'ge, welcher meinen Titel trug,
Der hat ſo hoch genommen ſeinen Flug.

Daß er durchbrach die engen Erdenſchranken,
Ihm nicht mehr folgten menſchliche Gedanken;
Und den verzückten Hörern der Verſtand
Gleich als bei Engelsgrüßen ſtille ſtand.

T.

Nur den Accent darfſt Du ein wenig rücken,
So werd' ich, Dir erſcheinend, Dich entzücken;
Denn meine Herrlichkeit iſt überſchwänglich,
Den glücklichſten Adepten nur zugänglich.

U.

Die Sylbe mehr darf man mir nicht mißgönnen,
Weil ſich die andern doch nicht meſſen können
Mit mir, dem aus Untrüglichkeit Gebornen;
Mich drängt der heil'ge Eifer, die Verlornen,
Die bei St. Auguſtin und Paulus ſuchen
Das Heil — als Teufelsſöhne zu verfluchen.

V. 1.

Am gleichen Ort war ich — o ſchlimmes Glück! —
Der Beatrice Cenci Gegenſtück;
Wir haben, in den umgekehrten Rollen,
Viel Seelen jammern und erſchüttern ſollen.

V. 2.

In vielen Sätteln wohl war ich gerecht;
Zumal das Muſenroß ritt ich nicht ſchlecht,
Obgleich man mir ausſetzte mancherlei,
Und mir wohl gar warf vor Kunſtreiterei;
Ein Meiſter aber war ich zweifelsohne
Als Landwirth, Zauberer und Cicerone.

W.

Merkwürdig ſehr war meine Hochzeitfeier;
Nie wohl errang die Braut ein kühnrer Freier,
Viel Jahre hatt' ich ihr die Treu' bewahrt,
Obwohl Verſuchung mir nicht blieb erſpart;
Von drohenden Gefahren ungerührt,
Hab' ich allein die Jungfrau kühn entführt;

Von wilden Feindesſchaaren angeritten,
Hab' ich die Freiheit und den Sieg erſtritten;
Doch als der Hochzeitmorgen nun getagt,
Hab' meine Rechte ich der Braut verſagt.

3.

Vierſilbig zwar, doch kein vierfüßig Thier,
Hab' ich ein unermeßliches Revier;
Ich unterhalte ſelbſt der Thiere viele
Zur Zucht nicht noch zur Arbeit, — mehr zum Spiele;
Wer die Menagerie beſchauen will
Hat Entrée nicht zu zahlen, wie beim Nill,*)
Doch weil die Beſtien frei umher ſich treiben,
Iſt es geboten, ihnen fern zu bleiben.

VI.

Zwei- und dreiſilbig.

A. 1.

Oft frag' ich mich, wo ich denn hergekommen?
Wer mich geführt? Wer mein ſich angenommen?
Und über ſolchem Fragen und Beſinnen
Wollen mir die Gedanken faſt zerrinnen;
Ausruhen muß ich und mich ſetzen nieder,
Weil ſonſt mir Schwindel lähmte Kopf und Glieder.

A. 2.

Oft iſt Dir's nah gelegt, an mich zu denken,
Dich in mein Schauen ahnend zu verſenken,
Ob es Dich mag erfreuen oder kränken,
Auf mich den ernſten Zeiger hinzulenken.

B.

Dem Arzt glaub' immerhin, daß Promenaden
Dir ſein zuträglich und nicht können ſchaden;

---

*) Menagerie-Beſitzer in Stuttgart.

Doch ſchmeckt der Glaube nach Phantaſterei:
Daß Dein Spaziergang Andern nützlich ſei!

C.

Maßvoller Schönheit anmuthreiche Blüthe,
Entquollen dem harmoniſchſten Gemüthe,
An zarten Stiel ſchwerſter Gedanken Wucht,
In ſilbernem Gefäſſe goldne Frucht, —
Konnt' ich nach mehr noch als zweitauſend Jahren
Mir Duft und Glanz des Morgenthau's bewahren.

D.

Ein toll'rer Gaſthofsname kam nie vor
Als meiner, faſt mahnt er an Eſelsohr;
Zwei widerwärt'ge Dinge er verbindet,
So daß wohl kein Verſtand je Sinn drin findet.

E.

Schnell muß ich jetzt mich auf die Reiſe machen,
Gepackt ſchon hab' ich meine Siebenſachen;
Schwach fühl' ich mich, mir zittert Hand und Fuß;
Ich weiß, daß unterwegs ich ſterben muß.

F.

Daß ſie „geruht" und „ſich die Müh genommen,"
Auf dieſe mangelhafte Welt zu kommen —
Dafür bin Vielen ich bequemer Lohn;
Doch hat man anders es erlebt auch ſchon:
Dem kühnen Werber der mich jüngſt errungen,
War Solches an der Wiege nicht geſungen.

G.

Wer, mir ergeben, auf die Jagd zieht aus,
Gewiß an Beute reich kehrt er nach Haus,
Er ſchleppt daher ſolch eine ſchwere Tracht,
Daß, Wer von fern ihn ſieht, das Kreuz ſchon macht.

H.

Nach einem ſtolzen Streiter nennt man mich,
Deß ganz Gebahren kraftvoll, ritterlich;
Wie paßt doch dieſer Nam' auf einen Kranken,
Deſſen Lokomotive kam in's Schwanken?

J. 1.

Ruhm, großen, trug ich ein meinem Erbauer,
Beſuchern flößt' ich ein oft Angſt und Schauer;
Zum Dienſt erbiet' ich gratis ohne Prahlen
Mich dem, der einen Führer nicht kann zahlen.

J. 2.

Fata nolentem trahunt — kommt oft gut
Dem Störriſchen, der nichts freiwillig thut;
Auch ich bin eine güt'ge Schickſalsmacht
Und trotze der Blödſinnigen Verdacht.

K.

Wenn ich auch noch ſo heftig proteſtire,
Für tadelloſen Wandel garantire:
Es bleibt doch die verſtockte Welt dabei:
Daß ich der Reaktionäre Ausbund ſei.

L.

Der Herbſt bringt Ruh und Frieden der Natur,
Doch Leid und Unruh mancher Creatur;
Im Lenze hochgeprieſ'nen Thierchen droht
Im Herbſt von mir Berückung, grauſer Tod.

M.

Meinen Erfolg wünſch' ich dem böſen Feind,
Wenn Seelen er mit Liſt zu fangen meint;
Wenn er nach Beute ſpäht mit Wolfes Blick
Und fertig macht die Schlinge und den Strick.

N.

Mit eines Helden Sterben einſt verglich
Der hochſentimentale Räuber mich;
Vor'm Eishauch nüchterner Phyſik muß fliehen
Das Völkchen ſolch romant'ſcher Phantaſieen!

O.

Bald bin ich, ernſten Geiſt's, mir ſelbſt genug,
Hingebend mich der höchſten Andacht Flug,
Bald, ſieggewohnt, in Herrſcherkunſt erfahren
Führ' ich zum Sturm die unterwürf'gen Schaaren.

P.

Wenn weiter Raum trennt Bräutigam und Braut,
Das Aug' ſehnſüchtig in die Ferne ſchaut:
Werd' ein Problem ich und ein Studium,
Denn mehr iſt da als je periculum, —
Periculum der ſchlimmſten Art, in mora,
Und marternd der Selbſtvorwurf: fallit hora!

Q.

Verräther und Verführer darf man nennen
Mich nicht; nicht in's Verderben mach' ich rennen
Den, der mir traut; doch ab vom Ziele lenk' ich
Und nicht nach ſtrikter Logik Richtſchnur denk' ich.

R.

Nicht, — ich geſteh's, — iſt meine Jagd einträglich,
Ob ſie mich gleich in Anſpruch nimmt tagtäglich;
Mit meiner Beute kann ich niemals prahlen,
Und Steuer muß ich da und dort doch zahlen.
Gäſte, die kurweis manchmal zu mir kommen,
Haben noch alle ſichtlich abgenommen;
Und doch, — wollt' ich den Dienſt nicht mehr verſehen, —
Die Augen würden Vielen übergehen.

S.

Das Ohr nur Weniger hat mich vernommen
Und doch bin ich zu großem Ruhm gekommen;
Man ſagt: in meiner Kunſt thun ſchlichte Chriſten
Es oft zuvor den beſten Vokaliſten.

T.

Sehr reich iſt juſt nicht meiner Sprache Schatz,
Nicht glänzend mit Grammatik ſteht's und Satz,
Verſtändlich doch weiß ich mich ſtets zu machen,
Mich kümmert nicht der eiteln Schwätzer Lachen,
Ueber Schönrednerei doch trägt und Hohn
Den Sieg mein dröhnend mannhaft Wort davon.

II. Zweiſilbig.

An mir zeigt ſeine Kunſt der Wagenlenker,
An mir der Redner und der feine Denker,

Im Aug' behalten müſſen ſie das Ziel,
Nicht links, nicht rechts, zu wenig noch zu viel.

V.

Ich trenne Dich, (nur kurz) von einer Welt,
Die, geiſtig ſchon in ihrem Bann Dich hält,
Die Dich den grauen Tag vergeſſen läßt
Und rüſtet Deiner Phantaſie ein Feſt.
Vielleicht auf mich auch lenkte das Geſchick
In anderer Bedeutung Deinen Blick!

W.

Ein jetzt verſtorbner luſt'ger Zeitvertreiber,
Frau'njäger, Gärtner, Sportsmann, Reiſ'beſchreiber
Hat meinen Namen erſt in Curs gebracht,
Den man bewundert einſt und jetzt belacht.
Mit Pomp hat' er ſich auf den Weg gemacht,
Doch heim nicht Braut noch goldnes Vließ gebracht.

Z.

Dem Handwerk gab ich ſonſt den goldnen Boden,
Jetzt bin auch ich dahin, — wie andre Moden!
Wer darf die Hände legen in den Schooß?
Iſt doch der Kampf um's Daſein heute los!

VII.

Anti-Römiſche Räthſel (Silbenzahl unbegrenzt).

Wie viel zu thun noch bleibt für die Puriſten
Den Stall der deutſchen Sprache auszumiſten,
Wörter zu tilgen, die leicht zu entbehren:
Das ſoll dieß Räthſel-Alphabet Euch lehren;
Laut rufen werdet Ihr, wenn Ihr's geleſen:
„Laßt wuchern doch nicht mehr dieß Röm'ſche Weſen!“

A.

Nicht nöthig iſt, daß Ihr Euch ſo beeilt!
Reicher als Manna werd' ich ausgetheilt!
Von mir wird Jeder noch genug erhaſchen,
Auf lang zu füllen Hände ſich und Taſchen.

B.

Gefeiert mir zu Ehren wird ein Feſt,
Wenn der Unfehlbare vorrücken läßt,
Als allgebietender Ordens-Großmeiſter,
Zu höhern Graden abgeſchiedne Geiſter;
Wie ſchade, daß, was Oben ſich erfüllt,
Der dichte Vorhang ird'ſchem Blick verhüllt!

C.

Iſt wieder „Krieg in Sicht?“ Vor Allen grämen
Müßt' ich mich! ja, zu Tod müßt' ich mich ſchämen,
Ich habe Wort und Ehre ja verpfändet:
Der wüſten Kriege Aera ſei vollendet;
Etwas muß dran ſein, denn die rothen Hoſen
Rücken im Eilmarſch vor, — meine Franzoſen.

D.

Empört hab' ich der Demokraten Blut,
Faſt berſten ſie gemacht vor Neid und Wuth,
Weil huldvoll ich begrüßt „des Volks“ Verächter,
Geehrt die „Würger“ und belohnt die „Schlächter.“
O käm' an die unſträflichen Catonen
Die Reih' einmal, zu ſtrafen und zu lohnen!

E. 1.

Nun rath' einmal ein Oedipus, ein neuer,
Mich unbezwingliches Wortungeheuer!
Ich pflege, gleich den Schlangen und den Drachen,
Unſicher Stadt, Land, Dorf und Schloß zu machen;
Es wird dem, den mordluſtig ich bedränge,
Heiß jeder Boden und die Welt zu enge.
Und doch hat — feierlich ward's oft beſchworen, —
Die liebevollſte Mutter mich geboren!

F. 2.

Euch, die Ihr meine Stimm' und Botſchaft hört,
Zu meiner neuentrollten Fahne ſchwört:
Will ich von Eurer neuen Laufbahn Pflichten
Nach meinem Katechismus unterrichten.
Muſter ſtell' ich Euch hin — die Amazonen;
Verfahret wie die Bienen mit den Drohnen!
Verkürzt mit Heldenſinn die langen Röcke,
Statt Fächern ſchwingt bleiausgegoſſne Stöcke;
Das Boxen übt, wie Sparta's Frau'n, das Ringen,
Den freien Bruſtton knechtet nicht zum Singen,
Des Springens, Kletterns dürft Ihr Euch nicht ſchämen;
Stahlbäder, drei, müßt jeden Tag Ihr nehmen.
Im Diſputiren müßt Ihr Euch verſuchen;
Geſund für das Verdau'n iſt tücht'ges Fluchen;
Bewegung immer haben muß die Zunge,
Ausdehnen frei das Herz ſich und die Lunge,
Das Schlachten übt die Hand und ſtählt die Nerven,
Piſtolenſchießen dient den Blick zu ſchärfen.
Verſchwendet Euren Athem nie mit Bitten!
Lernt der Markthalle — nicht der Stoa! — Sitten!
Fort mit dem Eid, mit bindendem Contrakt!
Nur eine Stunde gilt der ſtrengſte Pakt!
Ein Parlament müßt raſch Ihr dekretiren
Eure Grundrechte zu kodificiren.
Zuerſt muß werden feſtgeſtellt geſetzlich:
„Frei ſind Wir, unantaſtbar, unverletzlich."
Euch wird — lernt Ihr die Kunſt, Euch zu bezechen —
Der Freiheit, der Erleuchtung Tag anbrechen.
Schwört ab, brandmarkt die Schiller'ſchen Irrlehren,
Die Euch in Knechtſchaft locken und entehren;
Unwürdig iſt's der Frei'n, von Zucht zu ſprechen;
Verſchämtheit heißt das größte der Verbrechen.
Gelüſtet Euch nach einem Heil'genſchein:
Darf's der Cigarre blauer Dampf nur ſein.

F.

Als Simplex bin und als Compoſitum
Ich im Gebrauch; viel lieber blieb' ich ſtumm
In beiden Fällen, ſtatt mich zu verklagen
Und ſelbſt zum Kürſchner hin den Pelz zu tragen;
Und doch, zu ſagen Alles was ich weiß,
Macht Staat und Kirche mir die Hölle heiß.

G.

Zuerſt Tanzmeiſter braucht man, in den Pflichten,
Um die ſich's handelt hier, zu unterrichten,
Höflinge dann, Sophiſten und Rhetoren,
Die alle Rückenwirbeln längſt verloren.

H.

Diät des Geiſtes, leibliche Gymnaſtik
Beugt vor der wunderlichen Art von Plaſtik,
Die das Gehirn ausübt aus eignen Mitteln,
Und die nach mir man pflegt jetzt zu betiteln.

J. 1.

„Der Forſchung Preis und Heil und freie Bahn!“
Dem Rufe ſchließ' auch ich mich freudig an;
Das gleiche Recht darf man mir nicht verſagen.
Mag ich auch den latein'ſchen Namen tragen.
Nicht iſt's bei mir müſſ'ge Liebhaberei!
Es handelt ſich um's Seelenheil dabei;
Der Forſchung lieg' ich ob raſtlos, allſtündlich
Und zwing' an's Licht, was Andern unergründlich.

J. 2.

Mich zu gewinnen — Viel der Eine zahlt;
Daß los er ſei von mir — ein Andrer prahlt;
Entzückt preist Jener meine Wundergaben,
Der Andre möchte nicht geſchenkt mich haben,
Der Eine ſchwärmt von hohem Seelenflug —
Der Andre ſchimpft auf Schwindel und Betrug.

J. 3.

Man möchte fragen, ob der Menſchheit nicht
Am Ende droht ein Uebermaß von Licht?

In Boudoir, Schloß, Saal, Schule Hütte bricht
Ein Wortpaar, das nur von Erleuchtung ſpricht.
Doch andrerſeits kann man ſich nicht verhehlen:
Lang wird's noch nicht an dunklem Schatten fehlen.

K.

Meinen Proceß, Gott Lob! hab' ich gewonnen!
Siegreich bin ich dem böſen Feind entronnen!
Für mich entſchieden! glänzend! ſportelfrei!
Und bis zum Himmel ſchallt Triumphgeſchrei!
Doch freilich hab' ich's anders nicht erwartet,
Denn lang ſchon war der Handel abgekartet.

L.

Ein frommer Brauch, dem Römervolk bekannt
Und ſchon den Griechen, ward von mir benannt;
Leicht wird verfehlt dabei das rechte Maß,
Daß Mancher Gott und Welt und ſich vergaß.

M.

Agir' ich nur mit der Phyſik Geſetzen:
So hat man wenig an mir auszuſetzen;
Treib' ich mit geiſt'gen Kräften meine Räder:
Schüttelt den Kopf ob mir mißtrauiſch Jeder.

N.

Ich gründe — (eine ſeltſame Erſcheinung!)
Mein Weſen auf gedoppelte Verneinung;
Wohlmeinend aber ſchließ' den Krieg ich aus
Und ſtelle für den Frieden her ein Haus.

O.

Ob ich zu guten oder ſchlimmen Thaten
Bereit bin — läßt das nackte Wort nicht rathen,
Ob ich angehe Kranke, arme Sünder,
Börſen-Barone, Helden oder Gründer?

P. 1.

Des Penſums Schwierigkeit macht mir nicht bang;
Aus kind'ſcher Wahrheitsliebe — keinen Zwang
Thu' ich mir an; — kein Vorwurf mich erſchreckt,
Erziel' ich nur zuklatſchenden Effekt.

Nach Gutbefinden ändr' ich Farb' und Züge,
Wie es gebührt der obligaten Lüge.

P. 2.

Mit großen Worten ſteur' ich übeln Launen,
Mit prächt'gen Fahnen, Pauken und Poſaunen;
Heut gilt's: verſchwendriſch mit *Verheißung* prahlen;
Später denk' ich wohl auch einmal an's *Zahlen*.

L.

Hat der Hidalgo auch kein Gold und Gut:
Stolz iſt er doch auf *ſeiner Ahnen Blut*;
Doch ich — geadelt würd' ich mir erſcheinen,
Könnt' ich *vergeſſen* machen *das der meinen*,
Das, wenn auch nur noch als ein Minimum
Kaum kennbar, läuft in meinen Adern um.

R. 1.

Lang eh' begannen die armſel'gen Zahlen
Eurer Zeitrechnung, hab' ich die Annalen
Der Welt mit meinen Thaten ſchon gefüllt
Und durch das All mein Feldgeſchrei gebrüllt.

R. 2.

Wie Truthahn oder Bullen reizt zum Grimme
Mich rothes Tuch; mich ſchreckt der Lerche Stimme;
Vor zieh' ich allen Vögeln Eul' und Dohle;
Blindſchleiche ſind und Krebs meine Symbole.

S.

Mein Name klingt, hört man ihn erſt, ganz gütlich,
Friedfertig, Glück verheißend und gemüthlich;
Nichts ahnen läßt von Hauen er und Stechen,
Von blauen Bohnen und vom Hälſebrechen;
Der Cavalier erſt trug in mein Latein
Blutgierig ſeine Barbarei hinein.

T.

Ich habe tapfre Geiſter ſchwer verſucht;
Beſiegt oft mußt' ich weichen und verflucht;
Sie brüſteten ſich mit der Heldenthat;
An zettelte ich *inneren* Verrath;

Manchen der geſtern ſich bekränzt mit Laub
Des Sieges, ſeh' ich heut vor mir im Staub.

U.

Meint Ihr, nur auf politiſchem Gebiet
Treib' ich mein Weſen? Weitre Kreiſe zieht
Mein Herrſchgelüſt; ein brech' ich in die Schule,
Ich throne auf dem Geiſterrichterſtuhle,
Mit Füßen tret' ich unverjährte Rechte
Und mach' aus uralt Freigebornen Knechte.

V.

Ich läugn' es nicht, ich bin ein grauſam Ding;
Am End' iſt auch mein Nutzen nur gering;
Doch ruhn läßt mich der Stachel nicht des Wiſſens;
Den Mückenſtich betäubt er des Gewiſſens.

VIII.

Meiſt dreiſilbig.

A.

Um meines Lorbeers Grün iſt mir nicht bänglich,
Im Jugendmuth fühl' ich mich unvergänglich;
Empfindung hebt und Wort ſich überſchwänglich
In Höh'n, ſonſt Menſchenkindern unzugänglich;
Der ſtrengſte Richter rühmt mich unverfänglich,
Und wachſend reift, was jetzt noch unzulänglich.

B.

Zweiſilbig.

Es weckt mein Heiden-Name wohl Gedanken
An Luſt und Jubel ohne Zaum und Schranken,
Wo ſich der Geiſt, der Schwere Bann entrückt,
Fühlt zu allkräft'ger Freiheit Traum verzückt;
Doch nenn' ich Knaben auch, die katzennüchtern
Vagiren durch das Land — gelehrt und ſchüchtern.

C.

Zweiſilbig.

Mit großen Schritten komm' ich doch nicht weiter;
Mir geht's wie Jakob faſt, wenn auf der Leiter
Den Himmel zu erſteigen er gedachte,
Und ſich am Boden fand, als er erwachte.

D. 1.

Mit ihm, der bildet meinen Gegenſatz,
Würd ich nicht gern vertauſchen meinen Platz,
Denn Freiheit lieb' ich, wie „das Thier der Wüſte"
Nach Schiller; gerne folg' ich dem Gelüſte,
Und, hab' ich ſchöpfriſch Großes nicht erfunden:
Hab' ich es reiner doch vielleicht empfunden,
Und folge freudig ohne Zwang und Muß,
Mit anſpruchsloſem Sinn dem Genius.

D. 2.

Nach mir Liebhaber und Cröſuſſe geizen;
Allzu koſtſpielig wär's, mit mir zu heizen;
Die Kunſt beſinnt ſich, mir ſich zu geſellen;
Mich taufen laſſ' ich nur in ſeltnen Fällen.

E.

Mein Anblick führt Dich leicht, wie fernſte Reiſen,
Aus den gewohnten zahmen Alltagskreiſen,
Langweil'gen Stuben, Gaſſen, Markt und Haus
In eine größre, fremde Welt hinaus,
Wo die Natur in freirer Laune ſchafft
Phantaſtiſch, farbenbunt und rieſenhaft.
Im Spiele muß ich manchmal mich bequemen,
Nur ein ganz kleines Viereck einzunehmen.

F.

Chaſſepot, Mauſer, Werder ſind unnütz
Für Feſtungsmauern, wo ſchwerſtes Geſchütz
Kaum wirkt; ſo kommt an mich das Aufgebot
Auch nur bei ſchwerſtem Kampf, in höchſter Noth.
Doch ſchieß' auch ich gar oft weit weg vom Ziel,
Und wenn ich treffe, fleckt es oft nicht viel,

Und weil ich gravitätiſch von Perſon,
Trifft von den Kleinern, Jüngern, mich oft Hohn.

G.

Bedauernswerth oft als gezwungner Heuchler,
Werd' ich verächtlich als freiwill'ger Schmeichler;
Wie Honig fließt das Wort mir glatt vom Mund;
Gift kocht und Gall' oft in des Herzens Grund.

H. 1.

Ich finde mich in dieſe Zeit nicht recht;
Verweichlicht iſt, entartet, dieß Geſchlecht;
Ich hielt die Jugend unter ſtrengrer Wacht,
Ich habe kürzeren Prozeß gemacht
Mit Frau'n ſelbſt, wenn ſie brachen Frauenſitten;
Den Tod hat Eine gar von mir erlitten,
Weil ſie den Helden in das Handwerk griff
Und edles Schwert zu ſchnödem Morde ſchliff.

H. 2.

Dem Recken, dem Gewaltigen im Streite,
Tret' ich gleichnamig, unbewehrt, zur Seite;
Mit Helden hat oft ſiegreich er gerungen, —
Ich habe Könige in den Staub gezwungen;
Gejagt hab' ich mehr Feinde in die Flucht,
Geübt als er noch härtre, ſtreng're Zucht;
Mit Weibern — hab' ich auch keins umgebracht, —
Hab' ich doch kürzeſten Prozeß gemacht.

J.

Die Nacht, die finſtre, zieh' ich vor dem Licht;
Ich nehme bei der Spinne Unterricht;
Bei Caſanova lernt' ich Karten miſchen;
Ich weiß, man muß bei Nacht im Trüben fiſchen;
Für Honorar ich Unterricht ertheile,
Wie man aus Worten Fäden dreht und Seile;
Vor Kröt' und Fledermaus hab' ich nicht bange
Und leiſes Schleichen lehrte mich die Schlange.

J(ot.)

Der Luſt und Freude Loſung ſcheint mein Name;
Ich laute wie das Gegentheil vom Grame,
Nur ſtimmt zu meines Wortes Sinn und Meinung
Nicht immer das Geſicht und die Erſcheinung;
Oft zeigt ſich, wo des Feſtes Lärm erſchallt,
Ein Ritter von der traurigſten Geſtalt.

K.

Ich geh nicht mehr in meiner alten Tracht,
Ich tobe nicht ſo raſend ungeſchlacht
Durch Wald und Flur mit furchtbarem Gebrülle,
Entgeiſtet, tret' ich in modernſter Hülle,
In ausgelaſſ'nem Sprung und frechen Tänzen
Zu Boden aller Sitte Zaun und Grenzen.

L.

Soll wünſchen ich: die Zeit mög' ſchneller gehn?
Soll wünſchen ich: ſie möge ſtille ſtehn?
Noch ſteh' ich meiner Hoffnung Ziel ſo fern
Und jung doch blieb' ich, wie ich jetzt bin, gern,
Im Ballſaal wirbelnd, rüſtig, ſchlank und flink,
Beglückt von ſchöner Fräulein holdem Wink.
Fürwahr nicht weiß ich: ſoll ich wünſchen Krieg,
Oder beim Bankiers Töchterchen den Sieg?

M.

Ich huld'ge nicht dem neueſten Geſchmack
In Rockſchnitt, Kopfputz, Schuhen, Taſche, Sack;
Doch wird manch tief Geheimniß mir enthüllt,
Und, was noch beſſer, brav der Sack gefüllt.

N.

Es gibt gar manche wißbegier'ge Seelen,
Die nur die ſeltſamſten Lehrmeiſter wählen,
Und mit Zudringlichkeit Perſonen fragen,
Die Conceſſion nicht haben zum Weiſſagen;
Zu ſchlecht iſt ihnen Einſicht und Erfahrung,
Orakel wollen ſie und Offenbarung.

Und wenden ſich an *mich* um Audienzen,
Die oft geführt zu böſen Conſequenzen.

O.

An meine Herkunft mahnt mein Name ſchon;
Steinhart war ich und hatte ſcharfen Ton,
Zerſpellt ward ich durch eines Helden Hand,
Wie Wolfhart, tödtend ſelbſt, den Tod einſt fand.

P. 1.

Ich bin des Kriegs — der Krieg iſt meine Freude!
In Uebermuth und Leichtſinn wohl vergeude
Ich Manches, was nachher mich bitter reut,
Wenn das Geſchick nur leere Hände beut.
Ich weiß die Hoffnung immer zu beleben,
Geſunkne Geiſter kräftig zu erheben;
Auf meinen derben Zuſpruch hören Alle,
(Ihr Hurrah! iſt vom kräftigſten Metalle,)
Obwohl ich Unterricht genoſſen nie
In der Rhetorik und Pſychologie.
Günſtig ward über mein Verdienſt berichtet,
Doch hab' ich auf das Eiſenkreuz verzichtet.

P. 2.

Zweiſilbig.

Im Kleinen groß, kann Großes ich nicht faſſen,
Heimlich geneigt faſt bin ich es zu haſſen;
Als Lebensmächte heilig ſind mir nur
Kalender, Thermometer, Schnur und Uhr.

Q.

Métier mich nennen — wäre zu viel Ehre,
Da leider meinen Mann ich niemals nähre;
Wer's treibt, wie ich, der wird nicht viel erwerben,
Doch ſichre Ausſicht hat er, zu verderben;
Nur die Befried'gung hat er, daß den Kopf
Er an die Wand rennt und ausleert den Kropf.

R.

So viel entblößtes Volk mich überläuft,
Daß ich bin mit Geſchäften überhäuft;

Gar ſo viel ſtärker iſt *mein* Arbeitsloos
Als des Collegen, mein Bezirk zu groß;
Frei kann ich mich nicht von den Sorgen machen,
Denn täglich fallen an viel neue Sachen;
Preſſant iſt Alles; aus dem Gleiſe käme
Die Welt, wenn längeren Urlaub ich nähme,
Ja, daß man mich nicht einen Tag kann miſſen,
Sagt mir mein unbeſtechliches Gewiſſen.

S.

Viel gab's einſt am Ilyſſus Meinesgleichen
Und gibt's in allen Staaten noch und Reichen;
Nicht Honig ſammelnd vom ſüßduft'gen Klee
Summ' ich um Elbe, Neckar, Iſar, Spree.
Mich freut es, hab' ich auch kein Leid zu rächen,
Mißliebige zu ſchwärzen und zu ſtechen.

T.

Zweiſilbig.

Eine lebendige Dekoration
War ich; es fehlte nie mir an Motion;
An grellen Farben hatt' ich meine Freude
Und paradirte gern in ſpan'ſchem Kleide.
Man konnte meine Treu' genug nicht loben,
Bis in den Himmel ſelbſt ward' ich erhoben;
Jetzt geht's mit meiner Renommée zuthal,
Und ſchnell auf Erden ab nimmt meine Zahl.

U.

Deutſch bin ich nur als *Adjektiv* geboren
Und Stand und Namen hab' ich abgeſchworen,
Jedoch in's Italiän'ſche überſetzt
Werd' einem Subſtantiv ich gleichgeſchätzt;
Wenn ich auch eine Maske nehme vor:
Verräth der Fuß mich häufig und das Ohr.

V.

Viel wird gekämpft in hitz'gem Wortgefecht:
Was meine Geltung, meine Pflicht, mein Recht?

Der Eine weiht mir Leben, Herz und Blut,
Der Andre höhnt mich als ein Schattengut;
Wie Spinngewebe Mancher das zerreißt,
Was Andern diamantne Feſſel heißt.

W.

Ich bin, was ein Prophet in Ausſicht ſtellt
Der altersſchwachen, überlebten Welt,
Doch erſt nach ein paar Billionen Jahren,
(Die Zeit braucht nicht der Phyſiker zu ſparen!)
Ein Andrer hat ein Andres im Verdacht,
Was ihr, zitternd vor Froſt, den Garaus macht.
Nun denket nach, Wem Ihr wollt Beifall geben?
Ihr werdet von den Beiden keins erleben.

Z.

Ich trete auf als ein verſtümmelt Wort,
Die Silbe el kam oder is mir fort;
Gewiß tragt Ihr auch ſo mit mir Geduld!
Ich ſtrahle ja von ſüßem Reiz und Huld,
Immer bereit, Bedürft'gen mitzutheilen,
Zu tröſten, zu erfreuen und zu heilen.

IX.

Meiſt dreiſilbig.

A.

Den Rang, in langem, ſchwerem Kampf gewonnen,
Bin abzutreten ich noch nicht geſonnen,
Was auch von Altersſchwäche mögen ſchreien
Gelbſchnäbel, die Ruin mir prophezeien;
Erprobe, Wen's gelüſtet, mich zu kratzen,
Ob kraftlos ſchon des Leoparden Tatzen?

B.

Aus Einem Munde geht mir Süß und Sauer,
Ich pred'ge von Vergänglichkeit und Dauer;

Lernt, Menſchenkinder für die Zukunft bau'n
Und dem Verfall getroſt in's Auge ſchau'n.

G.

Geduld und Hoffnung und des Ritters Muth,
Des Denkers Tiefſinn und des Prieſters Glut,
Des Edelmannes fleckenloſe Ehre,
Des Herzens Treue, der Gedanken Schwere,
Kunſtvollſter Sprache tauſendfarb'ge Lichter —
Wo ſchmolz all dieß in eins, wie ich, ein Dichter?

D. 1.

Ein Wort, ſo anſpruchslos wie ich, gibt's kaum;
Mir iſt genug der allerknappſte Raum;
Es gilt von mir, was von einfachſten Seelen:
Ich kann bis fünf, ſogar bis drei nicht zählen;
Und doch — ich habe Schätze aufzuweiſen
Um die die Reichſten neiden mich und preiſen. —
Tief unergründlich, werthvoll unausſprechlich,
Wie Diamanten glänzend, unzerbrechlich.

D. 2.

Vierſilbig.

Was mir mein luſt'ges Daſein hat gegeben,
Iſt der geſchworne grauſe Feind vom Leben,
Deß Hauch ſchon unbarmherzig es zerſtört,
Der Roſen bricht und keine Bitte hört;
Und ich bin, wenn je ein Geſchöpf, leichtblütig,
Ich ſcherze ausgelaſſen, übermüthig,
Keck ſchüttl' ich ab der böſen Tage Druck,
Roſen wohl brech' auch ich, — doch nur zum Schmuck
Und nie ward in gewitterſchwangern Stunden
Ein duftend üppigerer Kranz gewunden;
Zu Myrt' und Lorbeer, — weg von den Cypreſſen —
Flücht' ich, — den Harm, ſüß fabelnd, zu vergeſſen.
Doch warnt vor meiner Näh' der Vorſicht Mund,
Weil ich auch innerlich nicht recht geſund.

E.

Aengſtlich hat die Natur mich eingeſperrt;
An's Licht des Tag's die Wiſſenſchaft mich zerrt,
Bald, ihren Schlüſſen Halt und Kraft zu leihen,
Zur Nahrung bald wind'ger Phantaſtereien.

F. 1.

Ich künd'ge ſehr pompös und ſtolz mich an,
Als hätt' ich den Weltbazar aufgethan;
Was findet man? ein ſchmutziges Local,
Armſel'ger Trödelwaaren Arſenal,
Theils wirklichen, noch mehr verlognen Jammer,
Aſyl des Blödſinns und der Unzucht Kammer.

F. 2.

Voll mildſten Sinn's, ein wellenlos Gemüth,
Von Freundlichkeit verklärt, in Lieb' erglüht,
Sprengt' ich der unduldſamen Härte Riegel,
Hielt der verderbten Welt der Einfalt Spiegel
Mild warnend vor, ihr Bild darin zu ſehn;
Da war es um der Mächt'gen Gunſt geſchehn!
Ich aber bin nur mit erhöhtem Frieden
Aus höf'ſcher Corruption Stickluft geſchieden.

G.

Ihn vom Verdacht des Plagiats zu rein'gen,
Will dem Feldmarſchall Moltke ich beſchein'gen:
Daß er in ſeiner ganz modernen Praktik
Copirt nicht meine Strategie und Taktik.
Ich ſelber würde kaum zum zweiten Mal
Vertrau'n dem alten Kriegsmaterial;
Auch würde ſich an meinen Stratagemen
Der jüngſte Lieutenant beinahe ſchämen.

H.

Auch ich bekomme meine Eiſenbahn!
Wie ich gehört, iſt fertig ſchon der Plan!
Mühlos erreicht man meine Höh'n und ſchnell,
Den Gipfel krönt ein luxuriös Hotel;

Neun led'ge Schweſtern, unter angenehmen
Bedingungen, haben, zu übernehmen
Die Wirthſchaft oben, ſich nicht lang bedacht,
Sie zahlen da natürlich keinen Pacht;
Bedrängt ſind ſie und ihnen iſt's zu gönnen,
Wenn ſie bei mir ſich recht erholen können.

I.

Schatzgräber, Philologen, Topographen,
Wie mögt Ihr auf der Bärenhaut noch ſchlafen?
Herbei zu mir! Denn neu zum ſonn'gen Leben
Halb mythiſche Geſchichte gilt's zu heben!
Dem Scharfblick und dem unverdroßnen Fleiß
Setz' ich, was Jeder findet, aus als Preis.

J(ot.)

Mein Namensvetter iſt durch Abenteuer
Zu Land und Meer, mit Rieſen, Stieren, Feuer,
Durch ſeiner Gattin ungeſtümen Muth,
Die ſich vergriff ſogar am eignen Blut,
Bei weitem mehr als ich der Welt bekannt;
Einmal bin ich bei Göthe doch genannt,
Sonſt hätt' ich's müſſen wahrlich mir verſagen,
Mich in der Räthſel bunten Kreis zu wagen.

K.

Beim weltberühmten Kampf um eine Krone
War tief betheiligt ich; von keinem Throne
Hat ſich's gehandelt; Eiſenwaffen gaben
Den Ausſchlag nicht; Jahrtauſende doch haben
Die Gegner, die im Kampfe ſich gemeſſen
Mit Waffen, die kein Roſt frißt, nicht vergeſſen.

L. 1.

Ich zehrte lang von meinem alten Ruhm,
Und frommem Sinn galt ich als Heiligthum;
Jetzt — ſind die Herzen phantaſielos kalt;
Ruin bedroht mich und die Mein'gen; bald
Wird meiner Töchter letzte ſein geſunken,
Die noch der Patriarchen Luft getrunken.

L. 2.

Zweiſilbig.

Ein Räthſelungeheuer wohl mich nennen
Darf ich; denn Wer in mir will aus ſich kennen, —
Hellſehend faſt muß ſein er wie der Luchs,
Die Schliche kennen wie Maulwurf und Fuchs;
Feſt muß er Sinn und Kraft zuſammen faſſen,
Von keinem Irrlicht ſich verführen laſſen, —
Ja, Ariadne's Faden thut ihm noth,
Soll er verſinken nicht in Sumpf und Koth;
Doch lernen kann er dunkle Schriften leſen
Bei mir, und blicken tief in's Menſchenweſen.

L. 3.

Von mir wird plötzlich metamorphoſirt
Der Yankee, den Eispanzer er verliert,
Und aus dem Schmutz, drin faſt er ſich verlor,
Tritt menſchlich er, als Patriot hervor;
Der rohſte Schreier faßt ſich, ernſt und ſtill,
Hört er von L . . . . und B . . . .!
Da brach ſein ernſter Ahn, bewaffnet kaum,
Die erſte blut'ge Frucht vom Freiheitsbaum!

M. 1.

Ich hab' mit ein'gen jüngeren Genoſſen
Den rettenden, den heil'gen Bund geſchloſſen,
Der mehrmals freiheithaſſende Gewalten,
Die Geiſtes-Nacht, der Menſchheit fern gehalten;
Noch grünt *mein* Lorbeer nach zweitauſend Jahren,
Der ich zuerſt zurücktrieb die Barbaren.

M. 2.

Verſchwenderiſch mit Gaben ausgeſtattet
Vom Glück, — von Noth des Lebens nie ermattet —
Mit Helm und Gurt des Sonntagskinds bekleidet,
Liebling des Schickſals und doch kaum beneidet, —
Von Wohllauts-Wellen hoch in wonn'gen Tagen,
Vom innern Einklang höher noch getragen:

Hab' ich das Leben, — traumhaft leicht verrauſcht, —
Mit höhrer Sphären Rhythmus früh vertauſcht.

N.

Sehnſüchtig ſuchte mich des Helden Blick
Von fern, der, umgetrieben vom Geſchick
Oft, faſt verzagend, kam dem Tode nah,
Doch ſpät die liebe Heimath wieder ſah.

O.

An Macht und Hoheit mahnt mein Name ſchon,
Doch fern bleibt jeder rauhe, grelle Ton;
Er klingt wie Lilienglocken, Liebesflüſtern;
Kein Wölkchen darf mein heitres Reich verdüſtern.
Ich habe manchen luſt'gen Schelm erhaſcht,
Bei kecker Wagniß Manchen überraſcht,
Doch weiß ich nichts von Richten und von Strafen
Und lächelnd heiß' ich Recht und Reue ſchlafen.

P. 1.

Ich habe viel Jahrhunderte geſchaut,
Noch bin ich rieſenſtark, ob auch ergraut;
Doch neuſtens hat mich gründlich indignirt
Der Geck, der meinen Namen uſurpirt,
Charakterlos, nicht Chriſt, nicht Heide, ſchwankt,
An Devotion und an Genieſucht krankt —
Was kümmr' ich um Maria mich und Eva,
Um Voltaire, Rouſſeau, Marat, Genoveva!

P. 2.

Bei meinem Anblick ſtehſt Du wohl betroffen,
Mein Name ließ Dich etwas Andres hoffen,
Nicht mädchenhaft erſchein' ich Dir, und zart; —
Unnahbar, feierlich, von Götterart
Macht meine ſtrenge Schönheit wohl erſterben
Den Wunſch: um meine Frauengunſt zu werben.

Q.

Ich ſah den Untergang von kühnen Streitern;
Die Hoffnung ſah des Königthums ich ſcheitern;

Den Lilien ging viel edles Blut verloren,
Doch „Englands Ehre quoll aus allen Poren.“

R. 1.

Von meinem Urſprung, meinen Wanderungen
Hat man noch nie geſagt viel noch geſungen,
Bis mich berühmt für alle Zeiten machte
Ein Schritt, bei dem ich gar nichts that noch dachte.

R. 2.

Obwohl mein Sinn nicht krieg'riſch, meine Hand:
Hab' ich gewonnen doch manch Volk und Land;
Scharfſinnig und geduldig, raſtlos, klug
Allein ich Laſten faſt wie Atlas trug.
Bin ohne Ränke, Menſchengunſt und Orden
Ein self-made man, wie Ihr mich ſeht, geworden.

S. 1.

Im Auge ſtets nur unſrer Herrſchaft Ziel
Trieb' ich mit gläub'ger Einfalt ſchlau mein Spiel,
Der frommen Denkart Milch hab' ich vergiftet,
Hab' Bruder gegen Bruder aufgeſtiftet;
Das Zeugniß der Natur hab' ich verdächtigt,
Durch Wahn und Angſt der Herzen mich bemächtigt,
Fälſchend das Kautſchuk-Band der Pflicht verlängert,
Fälſchend der ächten Freiheit Weg verengert.

S. 2.

Vierſilbig.

Anfüllen Magen ſich und Hirn mit Wein,
Mit rothem Kopfe toben, zanken, ſchrei'n, —
Ja! Trinken heißt wohl Alles! — Aber Trinken
Mit Sinn und Einſicht — nicht gelähmt Verſinken, —
Sich auf Lichtſchwingen in den Aether heben,
Wo Poeſie und Weisheit lächelnd ſchweben,
Aus dem herab in heitre Feſteshallen
Der Liebe dunkelglühnde Roſen fallen —
Wollt Ihr dieß Trinken lernen recht verſtehn:
Müßt Ihr in meine hohe Schule gehn!

T.

Stolz auf zwei Söhne — ward ich kinderlos;
Weil Einen, fern, traf bittern Todes Loos,
Stieß ich Verblendeter im Zorn den Andern
Der heimkam, fort zu friedeloſem Wandern.

U. u. V.

Wir hinken mühſam — wir geſtehn's mit Schaam, —
Den Andern nach, weil Beide etwas lahm.

U.

Mein Name zog mir zu ſchon viel Verhöhnung,
Weil Hader ich gebracht ſtatt der Verſöhnung;
Doch, ſchaffen kluge Rudrer rüſtig fort:
Erreicht das Schiff doch noch der Einheit Port.

V.

Realität räumt man mir ein nicht viel;
Betrug, Wahn, Hochmuth, kranker Sinne Spiel
Rückt man mir vor, wenn ich auch noch ſo prächtig
Tret' auf und rede feierlich=andächtig.

W. 1.

Mir in der Hand zerrann viel rothes Gold:
Galant war ich und hohem Glücksſpiel hold,
Wie's wohl erlaubt dem wageluſt'gen Krieger,
Dem Glücksſohn, dem triumphgewohnten Sieger.
Kein Glück hatt' ich mit anderen Metallen,
Auch mit der Kunſt bin leider ich zerfallen.
Das Eiſen war mein rechtes Element,
Nach welchem man noch heute gern mich nennt.

W. 2.

Ein Genius war ich nicht; zum Aether trug
Mich nicht des Strebens feſſelloſer Flug,
Feſt auf der feſten Erde trat ich auf,
Ließ nicht dem Wunſch, der Phantaſie, den Lauf,
Mir galt als Weg, die Freiheit zu erringen:
Eigne wie fremde Willkür zu bezwingen;
So hab' ich, von Verſuchung ungerührt,
Mein Werk treu, rein und nüchtern durchgeführt.

X.

Halb mahnt' ich an den weichen Laut der Flöte,
An's Schmettern halb der kriegriſchen Trompete,
Doch daß kein ſchnellverhallter Ton es war:
Ward gleich den Feinden wie den Freunden klar.
Gerüſtet wurde und mobil gemacht
Und Männer-mordend bald brach los die Schlacht.

Y.

„Die Götter alle und Göttinnen ſollen"
So ſprech' ich mit Tiber: „in wildrem Grollen
Zu freſſenderen Qualen mich verfluchen,
Als, die herznagend täglich mich heimſuchen,
Wenn ich mir weiß zu rathen: Was ich ſchreiben,
Und was verſchloſſen in der Bruſt ſoll bleiben?"

Z. 1.

Von den Collegen darf ich mich nicht trennen,
Sonſt würde Niemand mehr mich anerkennen,
Wenn gegen das Gebot ich mich empörte,
Und Unfug triebe und die Ruhe ſtörte;
Doch halt' ich mich an ſie, ſo ſchilt man nicht,
Ja, macht mir halb ein freundliches Geſicht.

Z. 2.

Zweiſilbig.

In alt- und neuer Zeit ſchlafloſe Wächter
Hab' ich im Sold gehabt, nie müde Fechter,
Auch zahllos haben ohne Lohn geſtritten
Für mich Freiwill'ge, Schmach und Tod erlitten.
Mit denen die ſo treu an mir gehangen,
Bin ich im Geiſt mit in's Exil gegangen;
Zu Zeiten waren wir von Hoffnung trunken:
Wieder erſtehn zu ſehen, was verſunken,
Doch frag' ich ſelbſt oft zweifelnd mich, beklommen:
Ob zur Reſtauration es je wird kommen?

X.

Zwei- und mehrſilbig.

A. 1.

Von mir wird Jedem der Geſchmack gewährt,
Den er als den entzückendſten begehrt;
Eispyramiden, kleine, zu erbauen
Bin ich geübt, und edeln Trank zu brauen.

A. 2.

Bei Euern landwirthſchaftlichen Vereinen
Dürft' ich mir nicht getrauen zu erſcheinen,
Es würdern ſich die Jungen und die Alten,
Wenn ich einträte, zu die Naſen halten;
Sie würden ſpöttiſch mir ſtatt der Medaille
Nur bieten einen Kranz Couleur de paille,
Falls nicht der Umſtand, daß ich bin gekrönt,
Mit meiner Atmoſphäre ſie verſöhnt.

B.

Umgang zu finden hab' ich wenig Glück;
Schaudernd bebt Jeder, ſcheu vor mir zurück; —
Laut ſchnattern Viele — oft iſt es erdichtet,
Wie viel ich ſchon hab' Unheil angerichtet.

C.

Sich beugen müſſen meinem ſchlichten Namen
Die größten Könige der Welt ſammt Damen;
Laſſ' ich auch von dem alten Brauche nie:
Dürft Ihr deßhalb meiner Galanterie,
Meiner Loyalität doch nicht mißtrauen;
Ich ſchwöre höher nicht als bei den Frauen,
Für ihre Ehre wag' ich jeden Streit
Und ihrem Cultus bin ich ganz geweiht.

D. 1.

Schwarze und Rothe ſtehen jetzt zuſammen,
Feindlich dem Staat, ſchürend des Haſſes Flammen;
Ich ſah zerfleiſchen ſich mit wilder Wuth
Schwarze und Rothe einſt vom gleichen Blut,

Mit meinem edeln Schotten-Namen prahlend,
Blutſchulden kontrahirend oder zahlend.

D. 2.

Nicht viel Geſchäft macht mir meine Garderobe,
Die doch ſiegreich beſtanden jede Probe;
Ein Kleid ſchaff ich mir neu im Frühjahr an,
Das ſtets mir bis zum Herbſt hat Dienſt gethan,
Und wenn der Winter kommt mit Eis und Schnee,
Brauch kein's ich mehr, weil niemals aus ich geh.

E.

Von vielen tapfern Thaten kann ich zeugen,
Mag auch davon die Weltgeſchichte ſchweigen;
Oft iſt des Theu'rſten Rettung mir gelungen,
Obwohl mich nie noch ein Homer beſungen.

F. 1.

Auf trat ich, Mannesthränen zu vergießen
Ob edler Männer Tod, — um abzuſchließen
Erſchütternder Tragödie tödtlich Rollen
Mit Ehren, die wir heil'gem Unglück zollen.
Wo Blut ward, ſchuldhaft und ſchuldlos, vergoſſen,
Mög' neues Heil aus neuem Reiſe ſproſſen!

F. 2.

Wenn Einer heut' als ſtarker Geiſt will gelten,
Darf er als „Chriſt“ ſich nicht mehr laſſen ſchelten,
Und ſchwört den Glauben ab. Mit Rieſenkraft
Hab' ich zuerſt bekämpft, mit Leidenſchaft,
Das Kreuz, das wüth'gen Haß in mir erweckte,
So daß die Kinder ſchon mein Name ſchreckte,
Doch nachmals Waffen, Arm, Sinn, Herz und Leben,
Zu ächtem Ruhm — in ſeinen Dienſt gegeben.
Als meines Haſſes Trotz war überwunden,
Hab' ich den Frieden und den Sieg gefunden.

G.

Des Wiſſens Bau, der Rednerei, bewundert, —
Den meine Kunſt geſchaffen, — das Jahrhundert;

Ein Maulwurf hat ihn kunſtvoll unterwühlt,
Daß ich ſehr unbehaglich mich gefühlt.

H.

Zu jener leid'gen Schaar bin ich geſellt
Von Frauen, deren Thun entſetzt die Welt,
Die Schönheit, Reize, Geiſt und Gunſt mißbrauchten,
In Blut die frevelhaften Hände tauchten,
Folgend der Eitelkeit, der Herrſchſucht Triebe,
Rächend geraubte und verſchmähte Liebe.
Argloſen Kindes Mund hab' ich gelehrt
Den Wunſch, der ewig ſie und mich entehrt.

J.

Welch herrliche Geſellſchaft iſt geladen
Bei mir! wie unerſetzlich ſchlimmen Schaden
Der große Würger that — doch blieb verſchont
Noch eine Schaar, von der es wohl ſich lohnt
Der Namen ſtolzeſte ſich einzuprägen
Und Jedes Werth ſcharf prüfend abzuwägen.

K. 1.

Der Name, den mir die Geſchichte gibt,
Und meinen Brüdern — iſt zwar nicht beliebt,
Doch Sache des Geſchmacks iſt dieß — gefallen
Hat mir er doch, und Vielen ſchon — vor allen;
Denn Wem nicht ſchwach das Herz, der Geiſt nicht klein,
Will lieber Hammer doch als Amboß ſein.

K. 2.

Anſehn und Ruhm bringt des Verborgnen Wiſſen,
Doch hätt' ich gern die Kunſt oft mögen miſſen,
Weil mich die Mächtigen darob bedrohten
Und Schimpf und Schmach mir ſtatt des Dankes boten.
Meiner Erfahrung glaubt: nicht bringt es Segen,
Auf das Prophetenhandwerk ſich zu legen.

L.

Fürwahr, nicht kann ſich über mich beklagen,
Der, deſſen Name mir ward übertragen!

Ja, meinen Todesmuth und meine Stärke
Hab' ich bewährt bei ruhmesreichrem Werke.

M.

Ich habe früher wohl zu keck geprahlt;
Vorſicht hab' ich gelernt, doch hoch bezahlt
Die Schule; mißlich iſt es Kirſchen eſſen
Mit großen Herrn und ſich mit ihnen meſſen.

N.

Des Namens Omen hat mir doch gelogen!
Oft zu ſiegreichen Kämpfen ausgezogen,
Einmal als Friedensbringer froh begrüßt,
Hab langes Glück ich ſchlimm zuletzt gebüßt.

O.

Vorwürfe mußt' ich hören viele ſchon:
Daß ich verzogen habe meinen Sohn,
Der in der Welt ſo viel Rumor gemacht
Und alte Bräuch' und Sitten keck verlacht,
Nicht Schranken ſeiner Phantaſie geſteckt,
Selbſt auch die Abenteuerluſt geweckt
In ihm noch mit kurioſen Traum-Geſchichten,
Mit Fabeln und bluttriefenden Gedichten.
Die Mutter möcht' ich ſehn, die dieſen Jungen,
Den feur'gen Trotzkopf hätte abgezwungen!
Und dann — mir ging's wie's Müttern geht faſt allen:
So wie er war, ſo hat er mir gefallen!

P.

Wollt' ich beſteigen eine Eiſenbahn
Statt raſch zu ſchreiten, wie ich ſonſt gethan:
Wie würde mich der Condukteur begaffen:
„Ei! welches Rieſenmenſch, mit ſo viel Waffen!
Man weiß nicht, ob's ein Mann iſt oder Weib!
Da hat ſie gar noch wohl zum Zeitvertreib
Den rieſenhaften, grauen Papagei,
Und ohne Käfig auf der Fauſt ganz frei!
Anzeige muß ich der Behörde machen,
Gensdarmen ſollen ſie von fern bewachen!"

Doch von Hochſchulen, wo die Weiſen wohnen,
Würd' ich vielleicht begrüßt mit Ovationen.

R.

Der Eine klagt, daß ich das Licht verhülle,
Der Andre rühmt von mir, daß ich erfülle
Mit ahnungsvollem Balſamhauch die Luft
Und tröſtlich ſänftige das Graun der Gruft.

S. 1.

Theilnehmer war ich — langeher iſt's ſchon —
Einer weltkundigen Converſation;
Geſprochen wurde von der Schwäne Singen,
Auswandrung und noch vielen wicht'gen Dingen;
Nicht trocken ſchien mir das Geſpräch fürwahr,
Obgleich zur Stelle nur Ein Becher war.

S. 2.

Den Kampf noch führe fort ich mit Ausdauer
Ums Daſein, das mir Viele machen ſauer;
Seltſam! ſie ſtellen ſich, mich nicht zu kennen,
Obgleich ſie oft mich unwillkürlich nennen,
Mit kecker Hand mich kräftig unterſtützen,
Selbſt mit Gefahr vertheidigen und ſchützen.
Nicht vor der Thorheit nur, wie man oft ſpricht, —
Auch vor der Bosheit ſchützt das Alter nicht;
Es flammt und lodert in mir ihre Glut
Wie in der wild'ſten Jugend Uebermuth.

T.

Geiſter laſſ' ich aus meinem Kreiſe ſteigen,
Vor denen ſich die Höchſten huld'gend neigen;
Ein mächt'ger Strom aus ſeichter Fläche bricht,
Und aus dem ſchwärzſten Dunkel ſtrahlt das Licht.

U.

Der hat beraubt mich meiner höchſten Güter
Der ſchuldig war zu ſein ihr Schutz und Hüter;
Doch kann ich Raub die erſte That nur nennen,
Die zweite muß als Wohlthat ich erkennen,

Weil, durch die erſte Frevelthat entehrt,
Das andre Gut verloren ſeinen Werth.

(h) Y.

Zwar nicht mehr tauchen aus den feuchten Wogen
Die holden Feindinnen, die mich betrogen;
Ihr Spiel treibt jetzt, in unſagbaren Zahlen,
Ihre Nachkommenſchaft in Kapitalen.

Ch.

Voll kühnen Muths, erfindungsreich, beſonnen
Hab' Schlachten ich zu Land und See gewonnen;
Wider den Erbfeind nie den Kampf geſcheut,
Und halb der Heimath alten Glanz erneut.
Klüglich entzog ich mich des Neides Netze,
Des wandelbaren Pöbels toller Hetze;
Ich fand — noch klirrte nicht des Siegers Kette —
In freiem Grund noch meine Grabesſtätte.

Ph.

Mit Menſchenmaß den Himmel zu umſpannen,
Geiſter in ird'ſchen Stoffs Gewand zu bannen,
Kühlem Metall und Marmor einzuhauchen
Der Seele Glut; in Lebens-Blut zu tauchen
Die Bilder raumlos ſchwebender Gedanken —
Den Göttern hab' ich für das Glück zu danken,
Daß ich, was Andern blieb nur Nebel, — ſchaute
Und aus Geſichten ew'ge Schönheit baute.

XI.

Zwei- und mehrſilbig.

Q.

Als Bannerträg'rin dieſer Räthſelſchaar
Stell' ich mich gleich an ihrer Spitze dar;
Sehr viele ſind — nicht durch des Reimes Band
Allein — durch Sinn und Sprach' auch — mir verwandt.

A. 1.

Ich bin ein überſchwänglich Prädikat,
Dem auch von Ferne nicht ein andres naht, —
Von ſpeculirendem Tiefſinn erdacht,
Von hohen Schulen dann in Curs gebracht;
Das ſpäh'nde Aug' verliert bald meine Spur;
Mein ſchwaches Gleichniß iſt der Phönix nur.

A. 2.

Ein Ruhm iſt von zweideutger Art mir eigen;
Mit Stolz laſſ' ich mich und mit Wehmuth zeigen;
Was Werth mir gibt, wird nicht um Gold erkauft,
Mit falſchem Namen oft Betrug mich tauft;
Aufſeher mir und Curatoren ſind
Beſtellt, obwohl ich längſt nicht mehr ein Kind.
Oft hab' ich Thoren, die mein Reiz entzückt,
Geleert den Beutel und den Kopf verrückt.

B.

Wenn Darwin hat und ſeine Schule Recht:
Bin eben ich dem menſchlichen Geſchlecht
Von ſeinen Ahnen her bis jetzt geblieben,
Durch Zuchtwahl und durch Zucht noch nicht vertrieben;
Ein hübſcher Reſt iſt — greifbar ſelbſt den Blinden, —
Zumal bei Poſt und Polizei zu finden.

C.

Merkwürdig wie doch alle Preiſe ſteigen!
Da will wahrhaftig ich nicht blöd mich zeigen!
Man muß ſein Pfund, ſo gut es geht, umtreiben,
Sollt' auch die Hand dabei ganz rein nicht bleiben;
Jetzt, wo mein Witz geſucht, will los ich ſchlagen
Und nicht an kleinlichen Bedenken nagen!

D.

Pater Matthew und Doktor Hufeland
Gehn, für mich Sorge tragend, Hand in Hand;
Mein Plural iſt der Balſam kranker Herzen,
Und, wo er fehlt, die Quelle bittrer Schmerzen.

E.

Mit freud'gem Stolze pocht und vollem Recht
Auf mich mein freiheitsdurſtiges Geſchlecht,
Denn des Jahrhunderts vollſter Glanz umgab
Mein Haupt, und Lorbeer'n deckten zu mein Grab;
Doch, blieben *alleſammt* in Einem Stück
Von Wichtigkeit *nicht* hinter mir zurück:
Hätte der Kampf, der jetzt die Welt verſtört,
In fünfzig Jahren gänzlich aufgehört,
Weil, die als Heldinnen heut fechtend glänzen,
Durch Nachwuchs ſich nicht könnten mehr ergänzen.

F.

Ich bin, was jeden Erdgebornen drückt,
Wie hoch mit Geiſt und Wiſſen auch geſchmückt;
Wovon nur Einer — weil er inſpirirt —
Sich ſelber, kühn und weislich, diſpenſirt.

G.

Wenn mich Natur verleiht und innrer Werth,
Werd' ich mit Recht geachtet und geehrt;
Wenn Eitelkeit und Gunſt mich angeblaſen,
Spotten mir nach im Rücken lange Naſen.

H.

Schön war's, als, feſtlich froh mich zu empfangen
Ging durch die Welt ein hoffnungsvoll Verlangen;
Jetzt hab' ich ſchon faſt, fürcht' ich, überſchritten
Das Zenith, hab' ſchon Schiffbruch halb gelitten!
Mein Widerpart — iſt's nur ein böſer Traum? —
Gewinnt, ſo dünkt mich, überall mehr Raum;
Er hat, — die ihn fanatiſch austrompeten,
Apoſtel viel ſchon, Prieſter und Propheten;
Bald werden ſie, in immer wildrem Treiben,
Den *Namen* auch frech auf ihr Banner ſchreiben,
Und Wer den Wolf nicht will, mitheulend, ſehn
Als Herrſcher, muß zu den Trappiſten gehn.

J. 1.

Nachdem Gericht und Fahndungs-Polizei
Mit mir gehabt viel Noth und Scheererei,

Wenn Einer ward — wahr oder falſch — verdächtigt:
Hat meiner ſich der Philoſoph bemächtigt;
Doch konnt' er ſeine Gottheit nicht bewegen,
Den letzten myſt'ſchen Schleier abzulegen.

J. 2.

Mit göttlicher Abſtammung darf ich prahlen,
Kein Wunder drum, wenn hell die Augen ſtrahlen,
Wenn Stirn' und Lippen künden an Frohlocken
Und meine Sprache tönt wie Silberglocken.

K.

Ich ſchwinge meinen allgewalt'gen Stab,
Dem Jeder, von der Wiege bis zum Grab
Botmäßig iſt; deß Macht ſich dehnt durch's All,
Denn er lenkt Wachsthum, Blüthe, Flug und Fall;
Niemand entzieht ſich meinem Regiment,
Sind Viele gleich erbost und malkontent.

L.

Von ernſter Sitte zwar bin ich verpönt,
Doch hat man da und dort ſchon ſich gewöhnt
An meinen Umgang, wenn ein großes Haus
Gefällig mir Empfehlungen ſtellt aus;
Und nach dem erſten, förmlichen Empfang
Thu' ich mir nicht mehr an den mind'ſten Zwang.

M.

Mein hohes Weſen hat ſo ganz durchdrungen
Den Leib des Wort's, mit dem ich bin verſchlungen,
Als hätt' ich edelſten Metalls Gewicht,
Als wär' ich lauter Sonnenglanz und Licht,
Das Strahlen, ſelten wärmend zwar, entſendet
Und deß Anſchaun ſelbſt ſtärkre Augen blendet.

N.

Von jedem Erdenſohn gelt' ich als Faktum,
Doch anders auch gemeint iſt mein Abſtraktum;
Haben, die mich ausklügeln, ſtets gelogen?
Sind ſie Betrüger oder ſelbſt betrogen?

O. 1.

Mich zu beſitzen — Viel gäb' Mancher drum;
Auch wenn er gar nicht ungeſchickt und dumm,
Nähm' er mich käuflich gern oder in Pacht,
Indeß der Eigner wenig aus mir macht.

O. 2.

Mir rühmen kluge Leute nach: ich ſei
Die Tugend des Hiſtorikers, der frei
Von Vorurtheil, von Liebe wie vom Haſſe,
Ganz rein das Faktum ſich ausſprechen laſſe,
Vorm ungefärbten Zeugniß der Erſcheinung
Gefangen gebe ſelbſtgefäll'ge Meinung.
Doch ſchwer will's mit dem Faktum oft gelingen
Zum Stehen nur, zum Reden es zu bringen,
Oft iſt ſelbſt des Faktums Ausſage ſtreitig,
Wie ein Orakel oft ſein Wort zweideutig.

P. 1.

Bei mir kommt das am mindſten in Betracht,
Was ich gelernt und ſinnend ausgedacht,
Faſt einen Widerſinn ich drin erblickte,
Daß man vor Alters mich zur Schule ſchickte;
Lieber mag ich dem Wehn des Windes lauſchen
Und in den Wald gehn, wo die Eichen rauſchen.

P. 2.

Die „feine Welt“ mich mehr und mehr verfehmt,
So daß ſich mein der Mann von Bildung ſchämt!
Das große Wort: „Nur Lumpen ſind beſcheiden!“
Läßt trefflich auch für mich zurecht ſich ſchneiden!

R.

Ich habe meinen Cultus wie ein Gott,
Doch mir auch fehlt's nicht an ungläub'gem Spott,
Meine Reliquien ſind oft ſcharf beſtritten
Und oft hab' ich durch Diebe Noth gelitten.

S. 1.

Ich führe ein kaum ſichtbares Gewicht,
Mir gnügt die zehnte Decimalzahl nicht,

Mit Affenzärtlichkeit ſind mir gewogen
Zumeiſt Grammatiker und Theologen.

S. 2.

Es muß, Wer dieſe Räthſel will verſtehen,
Mit Opfer und Gebeten **mich** anflehen;
Nicht die Gewährung werd' ich ihm verweigern
Und ſeinen Spürſinn bis zum Hellſehn ſteigern.

T.

Manch Inſtrument begünſtigt wohl den Schluß:
Ich müſſe ſein des Friedens Genius;
Doch der Geſchichte ſichrer Mund verkündet:
Daß oft ich wilden Haß und Kampf entzündet;
Auch ſonſt trifft oft der Vorwurf mich: es ſei
Mein Weſen nicht von Paradoxen frei.

U.

Die großen Städte wachſen mehr und mehr;
Da **ich** mit ihnen bin liirt ſo ſehr,
Sollt' ich an ihrem Wachsthum theil auch nehmen,
Und grad des Gegentheils muß ich mich ſchämen.

V.

Ich bin das Ziel, dem Tauſende nachringen,
Dem ſie des halben Lebens Opfer bringen
Und oft iſt Lebensluſt und Kraft erdrückt,
Bis der erſehnte Kranz den Scheitel ſchmückt;
Sehr ſchön iſt er, ſüß duftend, reich und rar,
Doch meiſt, wie volle Roſen, unfruchtbar.

Z.

Mancher hat zu gewinnen mich begehrt,
„Des Schweißes“ ſchien „der Edeln ich ihm werth;“
Doch werd' ich leicht dem, der mich hat, zur Laſt
Und mehr, als früher wünſchenswerth, — verhaßt.

XII.

Zwei- und dreiſilbig.

A.

Für mich hat eine neue Zeit begonnen;
Das Wolkenbild des Wortes iſt zerronnen,
Mit mir iſt jetzt, geeint, das Reich verbündet,
Jetzt trotz' ich jedem Sturm, — in Erz gegründet.

B.

Der Schauplatz bin ich ſchneidendſter Contraſte;
Auſtern und Cliquot ſchlürfe ich und faſte;
Schirm ſchaff' ich, Recht und Heil dem Vaterlande,
Des Laſters Höhlen berg' ich und der Schande;
Der Ruhm baut und der Schwindel mir Paläſte;
Die Freude gibt und das Verbrechen Feſte;
Zum Glück führt Manchen meine Mutterhand;
Und manches Glück verſiegt in meinem Sand.

C.

Mit Unrecht mich als Schlimmſten man taxirt
Von denen, die die Kirche promovirt;
Zu glauben wag' ich, daß in meiner Innung
Ich Manchem geh' voran in Wohlgeſinnung.

D. 1.

Gefeiert hat mich manches Lobgedicht,
Weil ich erfüllt hab' eine Liebespflicht;
Daß ich des Unterrichtes nicht entbehrte,
Verfaßten Bücher viel für mich Gelehrte.

D. 2.

Gelegt hatt' ich ein tücht'ges Fundament,
Granit geſpart nicht, Eiſen und Cement;
Doch als ans Licht empor das Werk gedieh:
Ging mit mir durch die wilde Phantaſie;
Des Schreiervolks Bewunderung und Lob
Zum Abenteuer meinen Sinn erhob;
Statt des ſturmfeſt monumentalen Bau's
Ward's nur ein pompejaniſch Sommerhaus.

E.
Anklagen hört' ich ſchon von mancher Seite:
Daß ich der Schiffahrt viel Gefahr bereite;
Jüngſt hab' ich ſelber Schiffbruch faſt erlitten,
Doch Sieg hab' ich — zwar glänzend nicht, erſtritten.

F. 1.
Zwar ſtamm' ich nicht aus einem edeln Haus,
Doch weichen mir die Meiſten höflich aus; —
Nur aus dem gleichen Grunde, wie den Klippen:
Weil ſie für Kleider fürchten und für Rippen.

F. 2.
Mein Name — (nur iſt's nicht mit dem Accent
In Ordnung ganz!) Euch einen Streiter nennt
Des Volksrechts, der, in ſchlichter Bürgertracht,
Aufſchloß die Rennbahn einer jungen Macht;
Der Thurm und Schloß vor tück'ſchem Einbruch deckte,
Der Licht und Freiheit in den Geiſtern weckte.

G.
Wie hübſch, daß mich erfunden die Chemie,
Zur gleichen Zeit, wo die Philoſophie
Das dankbare Problem ſich hat geſtellt:
Zu ſprengen wieder in das Nichts die Welt!
Herbeizuführen dieß erwünſchte Ende
Arbeiten wir einander in die Hände
Und büßen, — ſei's bewußt, ſei's unbewußt, —
Des Untergehens einz'ge, höchſte Luſt.

H. 1.
Unſauberkeit iſt mir die höchſte Noth;
Ich ziehe der Befleckung vor den Tod;
Drum iſt mein Lob und meine Ehre groß
Bei Solchen auch, die ſelbſt nicht makellos.

H. 2.
Ich wage das Paradoxon: es geht
Der Zug der Zeit auf Ernſt, Solidität!
Mit meiner luſtigen und luſt'gen Kunſt
Stand hoch bei Alt und Jung ich ſonſt in Gunſt;

Jetzt machen Alle den geſtrengen Richter
Und zeigen mir Catoniſche Geſichter;
Klar iſt's: ab wendet ſich von ſchaalen Poſſen
Die Menſchheit, Hohem, Edeln nur erſchloſſen!

J. 1.

Faſt bis zum Uebermaß mit meinem Duft
Würz' ich die reine, warme Sommerluft;
Zwar nicht der glühnden Roſe, doch den bleichen
Kindern des Mai's darf keck ich mich vergleichen.

J. 2.

Herangewachſen als ein roher Bauer
Gefiel mir nicht mein Leben auf die Dauer;
Eintrat ich in die kaiſerliche Garde
Und griff nach Pike oder Hellebarde;
Die Leiter bin ich raſch emporgeklommen
Und auf dem Kaiſerthron ſelbſt angekommen;
Das waren für's Avancement goldne Tage,
Deß Tempo heut weckt allwärts bittre Klage.

K.

Ich bin — geſteh' ich — ſchlechter als mein Ruf,
Den mir die Gunſt meiner Schützlinge ſchuf;
Den Freibrief, den ſie dankbar mir ausſtellten,
Ließ die Geſchichte lang nachſichtig gelten.

L. 1.

Ein König war ich, launiſch, boshaft, mächtig,
Meine Hofhaltung, Schloß und Garten prächtig;
Ich ſpannte aus ein unſichtbares Netz;
Wenig frug ich nach Recht und nach Geſetz, —
Für Menſchen gilt's — für Meinesgleichen nicht —
Bis, ach! ein Recke meinen Zauber bricht, —
Geplündert ward mein Schloß, — ich weggeführt —
In L[illegible]rn lebt' ich — zum Gaukler degradirt.

L. 2.

Mich zog die goldne Weisheit Platon's an,
Und dann der Stoa heldenhafte Bahn;

Da iſt in mir der heiße Wunſch erwacht:
Zu prüfen, wirkend, meiner Einſicht Macht;
Ich hätte beſſer Bücher nur geſchrieben
Und wär' dem Hof der Kön'gin fern geblieben!
Des Heroismus Rath, den ich gegeben,
Mußt' ich dem Sieger büßen mit dem Leben.

M. 1.

Zerfließend in Natur und Poeſie,
Gemiſcht aus Liebe und Melancholie —
So iſt mein Weſen; wie von Wehmuth trunken
Iſt mein Bewußtſein, dunkelnd, mir verſunken;
Mein Weſen iſt zwieſpält'ger Mächte Kampf.
Am Lebensmuth zehrt bittern Trübſinns Krampf;
Zum Wald trägt ſcheu mich aus der Welt die Flucht,
Und meine Weisheit trägt für Niemand Frucht.

M. 2.

Faſt möcht' ich ſagen, ich ſei ein Genie
In geiſtertödtender Pedanterie:
Unübertroffen in der Welt auch ſteht
Mein Muſter komiſchſter Abſurdität.
Ernſt, unbewegt, behaupt' ich meinen Platz:
Ich mehre nie, noch mindr' ich meinen Schatz;
Ausfordernd ſteh' ich zwiſchen Pol und Pol, —
Der eitelſten Genügſamkeit Symbol.

N.

Mir müſſen ſpenden widerwill'ges Lob
Die, gegen die ich Arm und Schwert erhob,
Wie mir gebot mein Glaube und mein Recht:
Mein Mund ſprach wahr und meine Treu' war ächt!
In meinem Herzen fromme Inbrunſt wohnte,
Auf meiner Stirne reine Weisheit thronte, —
Wie konnte widerſtehen meinen Thaten
Pullanen-Brut, Verräther und verrathen?

L.

Verantwortung bringt viel meine Verwaltung,
Strenge Controle regelt die Haushaltung;
Nachts wird wie Tags gerieben und gepocht,
Geſiebt, gequirlt, gebrodelt und gekocht.

P.

Einer war ich der koloſſalſten Geiſter,
Geſchöpf erſt der „Semiramis,“ dann Meiſter;
War Träumer, Theolog, Mönch und Scholar,
War Kriegsmann, Höfling, Weichling und Barbar;
Einmal hab' ich, der Fürſt der Mitternacht,
Im heißen Blut des Liebeswahnſinn's Macht
Empfunden — hoch und theuer ich es ſchwur —
Und doch vielleicht war's auch Komödie nur!

L.

Mönche und Päpſte wechſelten die Namen
Wenn ſie die Kutte, die Tiara nahmen;
Mir hat man meinen jetzigen oktroyirt
Als ich geheimnißvoll ward fortſpedirt;
Ich hätte gerne länger noch den alten,
Dazu das ird'ſche Herrſcherthum behalten.

R.

Aufhebens macht Ihr viel von Hamburgs Brand
Und von Chicago's, das ſo raſch erſtand
Aus den Ruinen — ich könnt' Euch Geſchichten
Von noch ganz andrer Feuersbrunſt berichten,
Aus deren Schoos der Rache Dämon flog,
Des Todes Garn um den Verfehmten zog.

E.

Dampf ladet ein und Eiſenbahn, zu fliehen,
Sich des Verbrechens Strafe zu entziehen;
An biete ſo auch Schuldbewußten willig
Ich meinen Dienſt; das Paſſagiergeld billig.

T. 1.

Mich traf der härt'ſte von des Schickſals Schlägen;
Kaum werd' ich ab die Wittwen-Trauer legen;
Er iſt nicht todt — er hat mich nur verlaſſen,
Doch Er kann mich und ich kann Ihn nicht haſſen.

T. 2.

Der Hirtenſtab that und das Pallium
Nicht Eintrag meinem friſchen Heldenthum;
In Jahre langem Kampf war ich geſellt
Dem Heil'gen, deſſen Ruhm erfüllt die Welt,
Und wenn's an Kämpfen für den Arm gefehlt,
Hab' frommer Helden Thaten ich erzählt
Im Buche, deß Wahrhaftigkeit that kund
Der ganzen Chriſtenheit ein hoher Mund.

U.

Ich bin — vierſilbig — ein zu langes Wort;
Laßt Ihr die beiden Ultra-Sylben fort,
So bleibt nichts Feſtes; drum laßt ſo mich gelten.
Vor fünfzig Jahren noch war ich gar ſelten,
Aus Aſien ein erlauchter hoher Gaſt,
Mit Ehrfurcht aufgenommen im Palaſt;
Ein deutſcher Meiſter hat mir Bahn gemacht,
Und weithin herrſch' ich jetzt mit Glanz und Pracht.

V.

Ich biete in des Lebens Drang und Haſt
Willkommne Pauſe, wohlverdiente Raſt;
Wer, meiner Art, wagt ſich mit mir zu meſſen?
Tibur und Tusculum mach' ich vergeſſen;
In Schatten ſtell' ich alle — Fantaisie,
Mon Bijou, Mon Repos und Sans-Souci.

W.

Ich bin in Wahrheit ein bemoostes Haus!
Semeſter meſſen ſchwer mein Alter aus;
Im Rücken liegt mir erſte Jugend weit;
Ich reiche faſt bis in die Heidenzeit.

Nicht thatlos ſind die Jahre mir verfloſſen,
Ich grünte fort in faſt zahlloſen Sproſſen;
Der Wiſſenſchaft, des deutſchen Genius Wächter,
Des reinen Glaubens muthige Verfechter
Gehören meinem ruhmbeſtrahlten Stamme
Und hüteten des deutſchen Geiſtes Flamme.

Z.

Der letzte zwar im deutſchen Alphabet
Kam ich im deutſchen Kriege nicht ſo ſpät!
Voraus weit Allen hoch zu Roß ich flog,
Am frühſten ich das Schwert zum Streiche zog, —
Im großen Krieg hab' ich — erwählt vom Glück! —
Vollführt das erſte, kühnſte Reiterſtück.

XIII.

A.

An Reiz und Süßigkeit an mich nichts reicht,
Doch Adel und Holdſeligkeit erbleicht,
Entſtellt werd' ich, daß Niemand mich mehr kennt:
Wenn auf Franzöſiſch mich der Deutſche nennt;
Entſchließt Euch drum und mich franzöſ'ſches Wort
Jagt aus der deutſchen Sprach' auf immer fort!

B.

Bekannt iſt allwärts, daß beim Militär
Franzöſiſche Worte noch floriren ſehr;
Mich welſches Wort hat Mancher, der die Wacht
Am Rheine ſang, auch mit zurückgebracht.

C.

Von ſtrahlenreichrem Sterne ward verdunkelt
Der meine, der vor allen einſt gefunkelt;
Mich kränkt es nicht und gern erkenn' ich's an,
Daß Einer Größres hat, als ich, gethan.
Doch wollt Ihr mit gerechtem Maßſtab meſſen,
Dürft Ihr, was Jedem oblag, nicht vergeſſen.

Lang, was mein Herz bewegte, zu erfüllen,
Mußt' ich in Schweigen mich, in Täuſchung hüllen;
Halb leer ſtand meiner Waffen Arſenal,
Krank war die Hoffnung und der Schatz war kahl;
Zur Seite, droh'nd, dem Schwachen ſtand der Starke;
Dem Meerſchiff nicht gewachſen war die Barke;
Wollt' ich nicht von der Hoffnung Abſchied nehmen;
Mußt' ich zu ſchwerſten Opfern mich bequemen.
Zu balanciren galt es, zu laviren,
Zu wagen Viel, nicht Alles zu verlieren.
Mit dem eiskalten Heuchler lang gerungen
Hab' ich, und er hat nie mich ganz bezwungen;
Rechtmäß'ge Waffe Schwacher iſt die Liſt,
Die für den Mächt'gen Schmutz und Brandmal iſt!
Ob Achtung, Neigung und Vertraun auch fehlte:
Empört des Herzens Ingrimm ich verhehlte;
Trotz Eiferſucht und Lügen und Verdacht,
Hab' ſeine Hand ich dienſtbar mir gemacht;
Halb ſiegt' ich — doch erſchöpft! was war mein Lohn?
Der „heißen" Patrioten Haß und Hohn!
Wenn ſie ſich tummelten im Rede-Reigen,
Mußt' ich, wie auch das Herz mir brannte, ſchweigen.
Noch hatte völlig nicht Geſtalt gewonnen
Mein Werk, als meines Lebens Sand zerronnen:
Im Umriß doch, im Geiſt ſah ich vollendet
Dieß Werk, dem ich mein Leben hab' verpfändet.

D.

Ein widriges Geſchäft nenn' ich fürwahr,
Dem Meiſter gleich verhaßt wie dem Scholar;
Und nichts gewonnen iſt, wenn man, wie jetzt
Geſchieht, dafür ein Wort, ein deutſches, ſetzt.

E.

Dreiſilbig.

Ich wollte mit Gepäck mich nicht belaſten,
Mich nicht abhärmen, ohne Noth nicht faſten,

Durch Vergeſteigen mich nicht machen matt,
Wenn mich ans Ziel auch Straßen führten glatt,
Von Unluſt und von Aengſten mich entled'gen,
Nicht Lahme ſpornen und nicht Tauben pred'gen;
Das Leben hab' ich ruhig mir gemacht,
Und deßhalb bin ich in Verruf gebracht.

F. 1.

Frage bin ich von hoher Wichtigkeit,
In mir erweiſt ſich das Genie der Zeit!
Erfindungsgeiſt, — ſich förmlich überſchlagend,
Nach Kühnſtem immer Kühneres noch wagend,
Heroiſch Ekelhafteſtes verdauend, —
Auf Weiberköpfe Vogelneſter bauend!

F. 2.

Bei bairiſchen Kirchweih'n bin ich nicht ſelten,
Wo noch der Urkraft derbe Fäuſte gelten;
Was ſchadets, wenn ein Auerochſenknochen,
Ein Mammuthsſchädel einmal wird zerbrochen?

G.

Abſcheu und Grauſen muß mein Name wecken;
Mit Mißbehagen hört ſchon und mit Schrecken
Die beiden Worte einzeln Jeder nennen,
Wenn, die Verbindung löſend, ſie ſich trennen,
Denn Wer kommt gerne dem Jähzorn'gen nah?
Wer macht das Kreuz nicht vor der Cholera?

H.

Ihr wißt, Wen Ihr, wie Götter, in der Noth
Anruft; Ihr folgt dem peinlichſten Gebot,
Ihr unterwerft Euch, wenn mit ſtrengem Mund
Er mich Euch thut als Ultimatum kund.
Mag Mancher bei ſich denken auch: es ſei
Faſt ſchlimmer als das Uebel die Arznei.

J.

Vierſilbig.

Anlaß geb' ich zu ſehr ungleichen Feſten;
Behaglich bei dem einen wird's den Gäſten.

Gut ißt man und man trinkt dazu nicht ſchlecht,
Laut wird dabei getoaſtet und gezecht.
Beim andern geht ſehr feierlich es her,
Ein Aug' iſt trüb oft und ein Herz iſt ſchwer;
Was oft empfunden wird bei dieſer Feier? —
Ich werfe drüber einen grauen Schleier.

K.

Die Erde hält Euch in Gefangenſchaft,
Es hält der Leib Euch in noch eng'rer Haft, —
Nicht g'nügt Euch das, Ihr ruft noch mich herbei,
Daß ich auch Eure Kerkermeiſt'rin ſei,
Und Seelen, die erſtickt ein düſtrer Glaube,
Den armen Reſt von Licht und Freiheit raube!

L.

Als Einer mich zum erſten Male ſah:
In freudigem Erſtaunen rief er da:
Von jenen hochgewölbten blauen Hallen
Iſt auf die Erde hier ein Stück gefallen.

M.

Daher flieg' ich auf grauen, dünnen Schwingen —
Wornach Ihr immer dürſtet, Euch zu bringen.
Schon beinah hundert Jahr alt bin ich doch!
Und immer wachſ' von Zeit zu Zeit ich noch;
In mein Intereſſe iſt ein Gott gezogen
Und der Minerva Vogel mir gewogen.

N.

Schwer iſt zu ſagen, was mein Wort umſpannt;
Millionen Weſen ſind darein gebannt;
Die Einen mich als taub' und blind verſchreien,
Indeß Verſtand und Sinn mir Andre leihen;
Für meinen Cult die Einen ſich begeiſtern,
Wenn Andre mich verwünſchen und ſchulmeiſtern.

Oe.

Ich komme ſeltſam hier hereingeſchneit,
Weil ſonſt kein Wort ſich findet weit und breit,

Das in dieß Räthſel-Alphabet will paſſen;
Nie hätt' ſich's mein Erzeuger träumen laſſen,
Daß Schickſals-Fügung nach wohl ſechzig Jahren
Zu ſolcher Rolle noch mich würde ſparen.
Als Räthſel wahrlich nie ich dienen wollte,
Wenn ich auch einmal ein's „erklären" ſollte.

P.

Bei jenem bunten, polyglotten Heere,
Wo Tſcheche, Deutſcher dient, Polack und Mähre,
Kroate und Ruthene, ſteh' auch ich,
Einſt mehr als jetzt von Ausſehn wunderlich;
Ein Held, deß Namen man noch heute flüſtert,
Hat ſeinem Namen meinigen verſchwiſtert.

Q.

Ein Amt bin ich, das man bei Euch nicht kennt,
Das der Franzos mit röm'ſchem Namen nennt;
Daß noch nicht die ſpaßhaft antiken Togen
Dieſe Republikaner ausgezogen!

R.

In Eures Alltagslebens lahmen Kreiſen,
Bei Euern Wanderungen, Euren Reiſen
Bin ich am Platz; hin geht und her das Spiel,
Und Wen'ge ſchauen auf ein höh'res Ziel;
Nichts wollen ſtolz're Geiſter von mir wiſſen,
Die, vorwärts ſtrebend, meinen Bann zerriſſen.

S.

Gleichgültig nennt der Weiſe mich; bequem
Bin ich doch ſicherlich nicht, — im Extrem;
Wohl Manchem hab' ich Glück und Gunſt erworben,
Und die Carriere Manchem auch verdorben.

T.

In holde Zeit lenk' ich den Blick zurück,
(Falls Weſen und nicht Schein nur war ihr Glück!)
Wo Heldenkraft gepaart mit Muſenkunſt
Warb um der Schönheit, um der Liebe Gunſt,

Und, Wem die höchſte Herrſch'rin winkte Huld,
Den, mild, das Tribunal ſprach los von Schuld.

U.

Daß Nichts ich bin, zeigt klar mein Name ſchon
Doch ſeltſam! manch hochweiſer Erdenſohn
Hat ſich das Ziel geſteckt: mit mir zu ringen,
Mich zu beſiegen und zurecht zu bringen!

V.

Vierſilbig.

Ich bin der Lichtpunkt jahrelangen Strebens,
Bin die Oaſe manches dürren Lebens;
Auf Wochen wieder mach' ein Herz ich jung,
Und leuchte noch in der Erinnerung,
Vertröſte auf Termine läſt'ge Sorgen
Und halt' ein lauerndes Geſpenſt verborgen.

W.

Vertrauen auf der Elemente Kraft
Iſt's, was Apoſtel mir und Gläub'ge ſchafft;
Nur Viele ſind, die, anfangs hingeriſſen
Von mir, doch bald ihr Element vermiſſen.

Z.

Mir iſt, nachdem ich lang in blindem Raſen
Getobt, das Lebenslicht jetzt ausgeblaſen
In einem Sinn; im andern mit mir ſchaltet
Die Macht, die geiſtlich und deſpotiſch waltet,
Die Macht, die Völker ſtraft, mahnt und — verblendet,
Die Segen, Fluch, Lob und Verdammung ſpendet.

XIV.

Zwei- bis vierſilbig.

A.

Nicht ſchmeichelhaft iſt's und kein Compliment,
Daß man mich ein nothwend'ges Uebel nennt,

Doch iſt's ein Loos, das ich mit Vielen theile.
Der Vorzeit Rittern gleich ſollt' ich zum Heile
Der Unſchuld und der Schwäche ſein, — doch fällt
Es oft in dieſer unvollkommnen Welt
Ganz anders aus, — und wohl kann es geſchehn,
Daß auf die Gegenſeit' ich komm' zu ſtehn
Halb unbewußt. Wir ſind unfehlbar nicht, —
Es reiht Gewicht ſich laſtend an Gewicht;
So iſt um unſer Haupt der Glanz erblichen
Und mit Raubrittern werden wir verglichen.

B.

Meine Geographie iſt nebelhaft,
In Dämm'rung ſchwankt auch meine Völkerſchaft,
Gefürchtet wird nicht wenig ſie im Kriege,
Zwar nicht berühmt durch Heldenmuth und Siege;
Da hab' ich ja, — ſeltſam iſt das gekommen! —
Sein Räthſel ſchon dem C. vorweggenommen!
Ein Glück nur iſt's, daß es am Thone nicht,
Daraus zu bilden and're noch, gebricht!

C.

Mein Name ſcheint nur Gutes zu verkünden,
Den Frieden feſt und herzlich zu begründen;
Doch machen alsbald, während man noch ſchallen
Den Handſchlag hört, ſich fühlbar ſcharfe Krallen.

D.

Schwer iſt der Anfang immer, meiſt auch klein;
So iſt's mit mir; ich mache manche Pein
Dem Knaben, — ſtolz kommt an und ſiegesfroh
Der Jüngling bei Horaz und Cicero.

E.

Wohl kann ich Stoff zu einem Räthſel geben;
Iſt's räthſelhaft nicht, daß ich ſelbſt mein Leben
In ſeiner Wurzeln heil'gem Grund antaſte?
Daß in des Geiſts Knechtſchaft hinein ich haſte?
Daß ich verläugne, was ich laut geſprochen?
Hab' ich nicht ſelber meinen Stab zerbrochen?

Ich hab' — zu Heil und Troſt dem Volk geſtiftet, —
Zerſtört den Frieden, das Vertrau'n vergiftet.
Mag ich in Trotz verhüllen Leid und Klagen:
Den Wurm doch fühl' ich an der Seele nagen.

F.

Ich bin ein überlebtes Inſtitut
Des Mittelalters — wie des Doktors Hut;
Ein Exemplar von mir ward, weil geſellt
Dem größten Doktor einſt, bekannt der Welt,
Die ſonſt von mir wohl wenig Kunde nähme,
Da ich zur plebs gehöre, nicht zur Créme.

G.

Ich bin wohl eine Welt-Celebrität,
So ſchlecht auch mein Ruhm-Barometer ſteht;
Ein Schäfersbub hat mich zuerſt geſchlachtet,
Dann mich zu fällen die Kritik getrachtet.

H.

Man ſchwankt, wie man mich ſoll klaſſificiren.
Ob mich zu den Geſchäften rubriciren,
Und dann: ob zu den Rechts-, den Handels-Sachen?
Ob man mir ſoll vertrau'n, ob mich bewachen?
Ob unbedenklich ſei'n meine Reclamen? —
Es ſcheint die Luſt an mir ſehr zu erlahmen;
Greift der Geſchmack um ſich in weitern Kreiſen:
So wirft man bald mich ganz zum alten Eiſen.

J.

Ich ſtellte mich als heil'ger Streiter dar,
Kämpfend für's Licht in Ormuzds reiner Schaar;
Doch eh's recht kam zum Kampf und zum Triumph,
Verſanken Fahn' und Fähnrich ſchon im Sumpf.

K.

Weiſt er gleich hin auf ſchöne Eigenſchaften,
Darf ich doch nicht bei meinem Namen haften,
Wenn ich's zu Großem bringen will auf Erden,
Muß ſchnell ich ſuchen ſeiner los zu werden.

L.

Mein Metier iſt mehr als Kautſchuk elaſtiſch;
Bald ſchaal iſt mein Produkt, oft iſt es draſtiſch;
Mit Adel halt' ich's und Demokratie;
Bin Ignorant — Univerſalgenie;
Ich bin ein vielgehätſchelter Feinſchmecker,
Ein hungrig bettelhafter Tellerlecker;
Bin tättowirt, beſchnitten und getauft;
Hier Freiherr, dort an Gunſt und Gold verkauft;
Bin Leſſing, Görres und ein blöder Stammler,
Goldgruben-Eigenthümer, — Lumpenſammler;
Von Schätzen funkelt meine Bazarbude;
Und durch das Land ſtreich' ich als Trödeljude.
Als Menſchenfreund, als Held und Weiſer glänz' ich —
An den Hanswurſt und an den Gauner grenz' ich.

M.

Man kennt mich als vielköpf'ges Ungeheuer;
Gut iſt manchmal mein Rath, und immer theuer;
Und leider kommt er häufig erſt ſo ſpät,
Wenn man nach Haus, zu Frau und Suppe geht.

N.

Ich habe meine Licht- und Schattenſeiten;
Zwei eiferſücht'ge Mächte um mich ſtreiten,
Sie ſchmeicheln, zürnen, klagen an und droh'n,
Es kämpft Realität mit Illuſion;
Und näher rückt und näher der Termin,
Wo ich der dunkeln Zukunft Loos muß ziehn.

O.

Ein Gaſt, beliebt und gern geſehn im Haus,
Bleibt manchmal unerklärlich lange aus;
Da werde ich nach ihm oft ausgeſendet,
Und glücklich meiſt wird die Miſſion vollendet.

P.

Harmlos, wenn bei baufälligen Syſtemen
Nur Philoſophen mich zu Hülfe nehmen.

Werd' ich bedenklich, wenn im Parlament
Der Redner mich mit hohen Ziffern nennt,
Und Summa ſeiner Rede iſt und Schluß:
Daß man bewill'gen mich und zahlen muß.

L.

Eins bin ich und zugleich auch bin ich viel;
Zu Stande kommt nicht ohne mich ein Spiel,
In das ſich oft auch ernſter Sinn verſenkt,
Dem mehr als gut er Zeit und Eifer ſchenkt.

R.

Stabreimend will geſtehn ich meine Schuld:
Frucht-, **R**aſt-los **r**ingend, **r**iß mir die **G**eduld,
Religion und **R**uh ließ ich mir **r**auben,
Und opferte der **G**unſt des **G**lücks den **G**lauben.

S.

Ich rechne immer hoch dem Dichter an
Das Wort: „Daß Alles aus mir werden kann!“
Und wenn ich auch es ſelbſt gar weit nicht bring':
Ich denke von mir ſelbſt doch nicht gering;
Wenn ich nicht hoch empor mich ſchwingen kann:
Erwach', erwachſ' ich doch zum tücht'gen Mann!

T.

Vierſilbig.

Zuerſt hab' ich wie rother Klee geblüht;
Kälte hat ihn und Hitze dann verbrüht;
Viel Lärmen hab' ich in der Welt gemacht,
Daß allwärts es gedonnert und gekracht;
Bedroht hab' ich, erſchüttert hab' ich Reiche,
Zweimal war der Komödie Gang der gleiche.

U. 1.

Die vorgeſetzte Silbe der Verneinung
Verändert ganz meiner Stammſilbe Meinung,
Geiſt'ges wird in Materie umgeſetzt,
Die, widrig, mehr als Einen Sinn verletzt:
Und wieder kehrt dann vom Materiellen
Mein Sinn zurück zum Intellektuellen.

U. 2.

Nicht lang mag ich hinausziehn wicht'ge Sachen,
Vor zieh' ich, reſolut ſie abzumachen;
Zu rechter Zeit iſt und am rechten Ort:
„Friß, Vogel, oder ſtirb!“ das beſte Wort.

V.

Mich, in graunhafter Phantaſie Erguß,
Hat der gewalt'ge Dichterfürſt zum Schluß
Entſetzenvollen Strafgerichts verſpart,
Geſondert wieder doch nach Ort und Art;
Quartier hat er in ew'gen Froſtes Nacht
Meiner Elite im düſtern Raum gemacht,
Daß Ekel mit des Herzens Abſcheu kämpft,
Und faſt das Mitleid die Entrüſtung dämpft.
Denkſt Du daran, ſo ſinkt Dein Geiſt in Trauer
Und Deine Glieder ſchüttelt eiſ'ger Schauer.

W.

Seht das Symbol in mir von ſtarkem Muth,
Der keck entſchloſſen trotzt der Feinde Wuth,
Nicht wartet ab des Glückes Sonnenſchein,
In dunkle Nacht ſich wagend ſtürzt hinein,
Und, zweifellos, vom Grabe zu erſtehn,
Läßt freud'ger Hoffnung grüne Banner wehn.

3.

Man könnte mit den Mumien mich vergleichen,
Behandelt nach Egyptens heil'gen Bräuchen,
Wo edle Würzen werden aufgeboten
Um zu verleihn des Lebens Schein den Todten;
Mir dient die Balſamirung zum Gewinne,
Anmuthender nur ſprech' ich an — die Sinne;
Doch nicht mein Loos iſt's hinter Felſenmauern
Jahrhunderte, Jahrtauſende zu dauern:
Eh' ich mit Unverweslichkeit kann prahlen,
Verzehren ſchön mich leckre Kannibalen.

XV.

Zwei- bis vierſilbig.

A.

Wie ſteht es mit Begehr und Angebot?
Wer hat zu drohen Macht? Wer iſt bedroht?
Was iſt zu wagen? Was ſteht zu gewinnen?
Soll ich zugreifen oder mich beſinnen?
Die fette Taube möcht' ich nicht verpaſſen,
Doch auch den Sperling aus der Hand nicht laſſen;
Wenn's angeht, trag' am liebſten ich davon
Das Lob der Ehrlichkeit — der Schlauheit Lohn.

B.

Wenn meine Zeit iſt da, kratzt hinterm Ohr
Gar Mancher ſich, dem dunkel es ſchwebt vor,
Daß ich Verlegenheit ihm ſchaffen könnte,
Wenn ſeinem Wunſch ich nicht Gewährung gönnte,
Meinen Beſuch etwas hinauszurücken
Und mindeſtens Ein Auge zuzudrücken.

C.

Zum Bild des Kriegs mach' ich die Feſtesluſt,
Wo gegenüber ſteht der Bruſt die Bruſt;
Mein Bruder ſtellt mehr dar im Bild den Frieden,
Wo die Verbundnen traulich, nie geſchieden
Gemeinſam durch die bunte Welt ſich winden,
Zufrieden, wenn ſie nirgends Störung finden.

D.

Wo ſich's um Sterne handelt, kann ich prahlen,
In Seelenruh, mit ungeheuern Zahlen;
Dagegen ich auf heißem Boden wandle,
Wenn wegen kleinſter Zahl ich unterhandle.

E.

Fleiß'gen Betriebs und nicht geringer Gunſt
Erfreut ſich meine gar nicht leichte Kunſt;

Auf Meſſen und Jahrmärkten man mich kennt,
Bei Hof, Akademie und Parlament.

F.

Dem Volk, bei welchem ich im Brauche war,
Stand ich wohl an — ſpielend mit der Gefahr,
Mit Ebenmaß und Kunſt ſie ſchön verſchlingend,
Und nach dem Höchſten, nach dem Lichte, ringend.

G.

Mich kennt vielleicht, wem vom Entomologen
Ein Flöckchen Wiſſenſchaft iſt angeflogen,
Und findet wohl, mit etwas Phantaſie,
Den Namen motivirt, den man mir lieh.

H.

Poetiſcheren, ſchönern Namen tragen
Viel meiner Brüder — muß ich leider klagen, —
Die Euch an Hochzeit, Mai, an Ruhmes Bahnen,
An heilige und letzte Dinge mahnen;
So nehm' ich ein beinah den letzten Platz:
Mein Name ſelbſt weist hin auf Bodenſatz;
Doch tröſtet mich, daß Freunde mir nicht fehlen
Und nah' ich bin verwandt mit ſchönen Seelen.

J. 1.

Wenn man mit einer Leiter mich vergleicht —
Der Leiter Jakobs, die zum Himmel reicht,
Der gleich' ich nicht! Wer auf mir aufwärts klimmt
Mit feſtem Fuß, gar oft doch Schaden nimmt.
Ich warne Jeden, ſich wohl vorzuſchauen,
Und höhern Sproſſen nicht zu viel zu trauen!

J. 2.

Koſtbarſter Schmuck bin ich, doch nicht verwehrt,
Auch wer ſonſt glänzenden Beſitz entbehrt;
Oft bleiben meine Farben friſch und jung
Im Kleinodkäſtchen der Erinnerung;
Kein Zauberer mich mehr zurück beſchwört,
Ward ich einmal entwendet und zerſtört.

K.

Mein Name ſcheint gar Wicht'ges zu beſagen
Von Herzen, die in ſchöner Eintracht ſchlagen;
Nur ſchlichtes Werk mit ſtolzem Wort ich ſchmücke;
Kaum mehr bin ich als eine — Eſelsbrücke.

L.

Mit Deinen lieblichſten Erinnerungen
Bin ich verflochten innig und durchdrungen.
Doch wird die Nacht in Dir durch mich nicht heller
Und fühlſt Du das, was jetzt Dir fehlt, nur greller.

M.

Seid Ihr von Narrenſprüngen noch nicht matt,
Der Larven und der Masken noch nicht ſatt,
Mit welchen Euch das Jahr iſt hingegangen?
Soll ich Euch alten Kindern nochmals langen
Den tollen Trödel und Euch glauben machen:
Es ſei geſund und heilſam Euch: zu lachen?

N.

Die „heil'ge Stadt“ hat ſtandhaft ausgehalten,
Doch kann ſie ſich nicht meſſen mit uns Alten;
Viel fehlt Dir, theatral'ſcher Viktor Hugo!
Zu meiner Helden nobilis aerugo!

O.

Im Singular bin ich zu Pferd zu ſehen,
Denn ſchnell in meinem Dienſt muß alles gehen;
Im Plural bin ich ſehr in Ruf gekommen —
Bald fünfzig Jahre ſind's! keck unternommen,
War in drei kurzen Tagen aus das Spiel,
Was ſchlecht in Rom, Wien, Petersburg gefiel.

P. 1.

Schwer zu beſchreiben iſt meine Erſcheinung.
Und grad darauf beruht die hohe Meinung.
Die Viele von mir haben, daß ſie nicht
Leibhaftig mich bekommen zu Geſicht,
Und ihre Phantaſie mich ſtattet aus
Mit Allem, was ein Abſcheu und ein Graus.

P. 2.

Durch Concurrenz geſunken iſt mein Werth
Und Eiſenbahn; doch bin ich noch begehrt,
Aus fremdem Land läßt man mich fleißig holen,
Durch Farbe, Duft und Namen ſehr empfohlen;
Doch zu beziehen bin ich auch „vom Lande,"
Nur gröber und in herb'rem Reifeſtande.

R.

Bald leih' andächt'ger Phantaſie ich Flügel,
Ird'ſche Gedanken halt' ich bald im Zügel,
Bald Lethe gleich, bring' ich ein mild Vergeſſen,
Bald dien' ich nur, die träge Zeit zu meſſen.

S.

Auf mich iſt lange ſchon geſpannt die Welt,
Doch Er, der ſie in ſolcher Spannung hält,
Glaubt — vielmehr weiß — ſie kann ihn nicht entbehren,
Und wird ſich deßhalb permanent erklären.

T. 1.

Ich diene einer geiſtigen Ascetik,
Von welcher ſchlecht erbaut iſt die Aeſthetik;
Ob ich gebeſſert Viele? weiß ich nicht
Und Wenigen behagt mein Unterricht;
Wurmpulver nehmen Viele unverdeckt
Weit lieber ein, als in Biscuit verſteckt.

T. 2.

Verbrechen, Frevel, Wahnſinn, Ketzerei
Schelten die Einen mich mit Wuthgeſchrei;
Auf mich die Wucht ſtets ihres Fluches fällt;
Mein Sieg wär' ihnen — Untergang der Welt.
Doch Andre machen mir ſo ſchöne Kleider,
Daß nur mit Schaam ich ſie kann anſehn leider!
Ich bin fürwahr nicht ſchlimm — das darf ich ſagen,
Doch Grund oft geb' ich zu gerechten Klagen:
Daß ohne Energie ich lieb' und haſſe,
Den Schlendrian, die Faulheit walten laſſe.

U.

Die Zeit erhöht meine Autorität,
Die mir gar trefflich zu Geſichte ſteht;
Doch freche Neurer gehn mir ſcharf zu Leibe,
Weil, altersſchwach, ich ſchlimmſten Unfug treibe.

V. 1.

Sehr vielverſprechend iſt mein Name nicht,
Als Negation nur fällt er ins Gewicht,
Und doch, wie Freiheit des Gefangnen Bruſt,
Weht Alt und Jung er an mit Frühlingsluſt.

V. 2.

Mein Name fällt ergetzlich ganz ins Ohr,
Die Sache — Jeder macht das Kreuz davor! —
Hat von gymnaſt'ſcher Schönheit keine Spur,
Iſt eine ſchlimme Laune der Natur.

W.

Ihr ſondert jetzt die Künſte und den Krieg,
Des blut'gen Schlachtfelds und des Ballſaals Sieg, —
Ich zeigte ſie verſchlungen, ungeſchieden,
Das Bild des Krieges weckend auch im Frieden.

Z.

Als ſpöttlich Bild beſchränkt armſel'gen Sinnes,
Banauſiſchen, der baar jedes Gewinnes,
Nennt mich ein bittrer Mund, der Alles höhnt,
Der jede Freude mit Stinkblumen krönt,
Doch mit pikanter Blasphemie bewährt:
Daß auch die Lüge von der Wahrheit zehrt.

XVI.

Zwei- bis vierſilbig.

Ha, wie es wimmelt dort von rothen Hoſen!
Ein Räthſel deutſch nur, alle ſonſt Franzoſen!

Die meiſten dürften wohl zu Hauſe bleiben
Und ein'ge muß man mit Gewalt austreiben!

A. 1.

Kaum weiß ich mehr: wozu mich Gott erſchuf?
Mir ſelbſt ward problematiſch mein Beruf,
Von einem Thun zum andern überſpringend,
Der Laune folgend bald, und bald mich zwingend;
Vom Nektar jetzt des Heroismus trunken,
In des Verbrechens Abgrund jetzt verſunken;
Fiebriſch bemüht, es recht zu machen Allen,
Und oft mit meinem eignen Ich zerfallen.

A. 2.

Mein Name lautet ſüß und vielverſprechend,
Den Sinn beſtechend und die Herzen brechend,
Doch in der That bin ich nicht ſo gefährlich;
Ich liebe nicht, was ernſthaft und beſchwerlich —
Wo's heiß hergeht, bleib' ich meiſt hinter'm Zaune,
Fröhnend nur meiner Phantaſie und Laune.

B.

In niedrem Amt, nur in den Propyläen
Darf ich des vielbeſuchten Tempels ſtehen,
Doch den Anbetern einer hohen Kunſt
Erweiſ' ich oft beneidenswerthe Gunſt;
Wenn's etwas Delikates gibt zu naſchen,
Greifen ſie dankbar gern tief in die Taſchen.

C.

Genannt werd' oft ich im prägnanten Sinn
Wo ich dann aller Andern Meiſter bin;
Das deutſche Wort für mich, von derbrer Art,
Von röm'ſcher Abkunft, eine Silbe ſpart.

D.

In aller Welt und wie die Welt faſt alt,
Bin ich im Brauch, in mancherlei Geſtalt;
Vom Wiener Bürger-Miniſterium
Ein Glied fand mich erlaubt und gar nicht dumm.

E.

In Worten und in Thaten ſtets zweideutig,
Falſch, ſchillernd, Zwiebel- oder Schlangen-häutig,
Bin ich durch Lug und Blut emporgekommen
Und hab' mit Schreck und Spott ein End' genommen.

F. 1.

Durch mich wird ganz genau zwar überſetzt
Ein griechiſch Wort, das hoch mit Recht man ſchätzt,
Doch übrig von der Schöpferkraft bleibt nichts
Als Schlauheit eines intriganten Wichts.

F. 2.

Vorbei iſt meine Zeit und kehret nie!
Mein Element war nur die Monarchie;
Iſt auch mein Weſen trotz'ges Widerſtreben:
Nicht ohne ſie, im Freiſtaat, kann ich leben,
Die Perlen des esprit mag ich nicht gönnen
Leuten, die bellen nur und grunzen können.

G.

Mein Name klingt gebieteriſch und ſtolz;
Man nimmt vom beſten und vom ſtärkſten Holz
Zu mir oft; oft bin ich ein Ruhepoſten,
Wo thatlos, arbeitslos die Helden roſten,
Und ſtatt ein Ganzes lenkend zu bewegen,
Die Hände dürfen in den Schooß nur legen.

H.

Ich bin ein Wort, des höchſten Preiſes werth,
Wenn's richtig wird verſtanden und erklärt;
Im Plural zielt es meiſt nur auf den Schein
Und büßt den Werth gediegnen Goldes ein.

I.

Wohl blickt, — wenn kalt die Luft, der Sturmwind brauſt,
Wenn Regen, Hagel praſſelnd niederſauſt,
Der minder Glückliche nach mir mit Neid;
Der aber muß Platz machen dem Mitleid,
Wenn ſchwül und dumpf die Luft, die Sonne ſticht,
Die ekeln Fliegen ſchwärmen frech und dicht,

Und der Gefangnen Pein in Jammertönen
Sich Luft macht und in halberſticktem Stöhnen.
Manchen Roman ſchon ſah ich angeſponnen,
Wenn Fortgang auch nur wenige gewonnen.

J.

Mit derbem Wort die deutſche Sprache nennt
Mich, den mit dieſem Namen Frankreich kennt,
Gleich bleibt meiſt unſer Anſpruch und Beſitz,
Stabil und froſtig meiſt iſt Beider Witz.

L.

In meinem Namen iſt das nicht enthalten,
Was winkt mit ſo berückenden Gewalten,
Was Alt und Jung, Hoch, Nieder, Weib und Mann
Stets mehr verlockt mit ſeines Zaubers Bann,
Und, wenn's für Stunden Sorg' und Gram beſchwört:
Den Geiſt entnervt, umnachtet und zerſtört.

M. 1.

Wohl ziemt ſich's, daß mit traurigem Geſicht
Und mit des Leides Ton von mir man ſpricht,
Doch dem franzöſ'ſchen Worte bleiben gern
Humor und Schadenfreude nicht ganz fern.

M. 2.

Von mir hat wachend ſonſt die Welt geträumt;
Ich habe Andern jetzt den Platz geräumt,
Statt meiner myſtiſchen brodloſen Kunſt
Stehn jetzt viel profitablere in Gunſt.
Bei denen aber auch oft nichts gewiß,
Und es oft heißt: sub judice est lis.
Doch hier wie dort kommt's an unzweifelhaft
Auf helles Sehn und attraktive Kraft.

N.

An mir, dem deutſchen Wort, wirſt zwei Aufgaben,
Und nicht ganz leichte, Du zu löſen haben,
Doch ſcharfer Blick und eine ſtete Hand
Sie bringen, was gefordert wird, zu Stand.

O. 1.

Man könnte meinen Namen Jedem geben,
Der nicht im Müſſiggang hinbringt ſein Leben,
Doch iſt er mir ausſchließlich zugetheilt,
Der quält Unſchuld'ge und verwundend heilt.

O. 2.

Ich biete Allem auf, recht ſüß zu ſchmeicheln,
Gewinnend zu berücken und zu ſtreicheln,
Doch wenn ich oft den Sprödſten kirr gemacht,
Hab' ich manchmal geweckt auch den Verdacht:
Ob wohl der Zauber der Berauſchung daure,
Ob unter Roſen nicht die Unke laure?

P.

Genau iſt mir, wie den Heiducken, Jägern,
Trabanten, Läufern, Gardehuſaren, Negern,
Vom Hofmarſchall beſtimmt meine Funktion,
Koſtüm, Abzeichen und Dekoration.

R. 1.

Ein mächt'ger Herrſcher, aber vielgeplagt
Bin ich, dem kaum ein freier Morgen tagt;
Am heiß'ſten Tage muß ich, wie am kalten
Audienzen geben, muß Revuen halten;
In meiner Hand die Waffe ſchneidend droht,
Mein Wink verfügt: ob Leben oder Tod?
Zu ew'ger Kerkernacht kann ich verdammen;
Geſchleudert hab' ich Viele in die Flammen;
Doch wenn mich auch beſchränkt kein Parlament:
Gemeſſ'ne Schranken meine Macht doch kennt;
Oft, wenn den Stein der Weiſen ich gefunden,
Hat drohnder Wink die Hände mir gebunden.
Wenn ich zu hoher Dinge mich vermeſſe,
Hemmt die Entſchlüſſe des Gedankens Bläſſe;
Ich ſtehe unter laun'ſcher Mächte Bann
Und tauſchte gern mit jedem freien Mann.

R. 2.

Eh wollt' ich Eier auf der Bruſt ausbrüten,
Ein Heer geflügelter Ameiſen hüten,

Als mich abmühen ſtets mit dieſem Amt,
Zu welchem mich des Schickſals Zorn verdammt:
Dem Worte nach Regent, Mentor und Meiſter,
In Wahrheit Spielball boshaft laun'ſcher Geiſter.

S. 1.

Ich bin — doch iſt es richtiger — ich war
In frührer Zeit ein ſeltſamer Vikar,
Amtspflichten und Geſchäfte hatt' ich keine,
Verdruß, Unluſt und Schmerz nur waren meine.

S. 2.

Regnen läßt Gott auf Beide, Groß und Klein,
Böſen gibt er wie Guten Sonnenſchein;
So hülfbereit aus Noth und Angſt erlöſe
Ich Hohe, Niedre, Gute und auch Böſe;
Zu danken mir — macht Allen wenig Sorgen
Und was ich Gutes thue, bleibt verborgen;
Verſeh' ich's aber einmal nur als Retter:
Bricht über mich gleich los ein Donnerwetter.

T.

Daß Manche noch dem welſchen Ausdruck huld'gen,
Das können ſie zum Theil damit entſchuld'gen:
Franzöſiſch geh' ich harmlos meine Bahn;
Deutſch rennt und bellt Humor und Spott mich an.

V. 1.

Ein neues Recht wird die Natur gebären,
Dann komm' auch ich, wie ſich's gebührt, zu Ehren;
Zuerſt werd' ich mit weiſchem Namen prangen,
Doch rüſtig ſchon kommt Deutſchland nachgegangen;
Vielmehr mein altes Schimpfwort wird kaſſirt
Und ich geadelt und privilegirt.

V. 2.

Mit Zopf und Puder bin auch ich verſchwunden,
Nur in altmod'ſchen Büchern noch gefunden;
Hat man vielleicht vertauſcht nur meinen Namen?
Sind klüger, ſind geſünder jetzt die Damen?

XVII.

Drei- und vierſilbig.

A.

Viel Pomp und Glanz ward oſt auf mich verwendet
Seit alter Zeit, — auch Lügen viel verſchwendet,
Die Ewigkeit der Freundſchaft zu betheuern, —
Wenn ſchon bereit das Kriegsvolk ſtand: zu feuern.

B. 1.

Ein Bau bin ich, der manchmal zwar Genie
Verräth, doch bildendſchöpferiſches nie;
Berechnet bin ich nicht auf lange Dauer,
Nicht Säulen finden ſich an mir, nicht Mauer;
Doch, werd' ich oſt zerſtört, wenn ich noch jung:
Fort leb' ich lang in der Erinnerung.
Ich hab' — in manchen Fällen renommirt, —
Am häufigſten Hauptſtädte dekorirt.

B. 2.

Mein knapper Rahmen oſt ein Bild umfängt,
Drin eine Welt ſich zur Geſtaltung drängt:
Leid, Liebe, Scham, Haß, Wonne, Todesmahnung
Des höchſten Glücks, treuloſ'ſten Schickſals Ahnung.

C.

Ein Werk bin ich der Kunſt wie der Natur;
Den Launen des Geſchmacks oſt dien' ich nur;
Oſt überraſche — Keinem ein Verdruß! —
Den Wandrer ich mit lautem, friſchem Gruß.

D.

Republikaner haben mich erſonnen
Und glaubten einen wicht'gen Sieg gewonnen;
Sie haben doch auch hier umſonſt gewühlt,
Die Zeit hat mich auch ſpurlos weggeſpült.

E.

In Anwendung komm' ich in Krieg und Frieden,
Gelöst hab' ich oſt Wicht'ges und entſchieden;

In der Geſchichte einen Platz errungen
Hab' einmal ich und juſt, weil ich mißlungen.

F.

Ich theilte eines großen Kaiſers Haus,
Der nicht ganz gut kam mit den Frauen aus.
Am Herde Frieden — wollt' ihm nie gelingen;
Konnt' er ſein Herz, konnt' er nicht ſie bezwingen?
Auch als er mich zur vierten Frau erwählt,
Hat's an Verdruß, Zwiſt, Trubeln nicht gefehlt.

G.

In raſchrem Tempo geht's in jetz'ger Zeit
Als ſonſt, in Spiel und Ernſt, in Lieb' und Streit;
So mach' auch ich die Herzen höher ſchlagen,
Die Jugend wilder durch die Räume jagen,
Als da die Ahnen ſich, voll Gravität,
Im Saale langſam feierlich gedreht.

H.

Einſt konnt' ich Einem einen Namen machen,
Doch heute reiz' ich faſt nur noch zum Lachen;
Wie Marmor kalt, wie Marionetten lahm,
Ein ſtaubiger Allegorien-Kram, —
Statt Blut und Feuer der Berechnung Züge,
Und meine Muſen — Unnatur und Lüge.

J.

Wenn auch mein Anſpruch weit nicht ging ſo hoch,
Hab' ich am Ende mehr befriedigt doch;
Aus vollem Herzen hat man mich belacht
In kleinem Kreis, den ich vergnügt gemacht.

K.

Belehrend wieſen mich auf meine Bahn
Nicht Ariſtoteles und Quinctilian;
Lehrmeiſter vier ſind's, die ich mir erkor:
Verſchlagenheit, Grimm, Bosheit und Humor.

L.

Ich leiſte Dienſte meiſt im Sommer nur;
Doch werd' ich manchmal auch gepreßt zur Kur

Bei Leidenden — auch Unheil ward geſtiftet
Von mir, da ich die Unſchuld hab' vergiftet.
M.
Mich kann man konſtruiren nicht, noch theilen,
Verletzen nicht — und braucht mich nie zu heilen;
Niemand hat mich gehört, Niemand geſehn,
Entſteh'n iſt meinem Weſen fremd, Vergehn;
Ich mangle der Geſtalt und des Gewichts
Und doch bin ich nichts weniger als Nichts;
Mein Grundſatz iſt und wird es immer ſein:
Ich miſche niemals mich in Fremdes ein;
Bewohnerin bin ich zugleich und Haus;
Für mich leb' ich und gehe niemals aus,
Doch Raum hab' ich — gelähmt nicht, noch gefangen, —
Die Welt, die ganze, bei mir zu empfangen.
N.
Denkt ja mein Leben Euch ſo übel nicht!
Die Luft mein Haus, mein Dach der Sterne Licht,
So friedevoll mein Ziehn, ſo ſüß die Raſt,
Kein rauher Wechſel, keine ſtürm'ſche Haſt,
Traumlos die Nacht — die Tage gleich gemeſſen, —
Zu lernen hab' ich nichts, noch zu vergeſſen.
O.
Mein Wohnſitz galt wohl oft als unzugänglich
In alter Zeit, jetzt aber wird mir bänglich:
Es werde meine letzte Burg erſtiegen
Und ich dem Höhenwahnſinn ganz erliegen.
P.
Mit hohen Häuptern bin ich im Verkehr;
Für meine Tüchtigkeit leiſt' ich Gewähr;
Ich bin, wenn manchmal nicht ganz ungefährlich,
Doch feinen Herrn und Damen unentbehrlich.
R.
Ruhm habe Feldherrn ich ſchon eingetragen,
Doch hör' ich nicht, daß viel ſie mir nachfragen,
Wie man Zwieback, verſchimmelten, nur ißt,
Wenn man, mit Unluſt, friſches Brod vermißt.

S.

Die heiterſten Gedanken ruf' ich wach;
Oft doch dem Wort die Sache nicht entſprach;
Was anfing mit ſehnſücht'ger Hoffnung Glut
Und froher Zuverſicht, das ſchloß mit Blut.

T.

Von mir wird manches Hörers Ohr gequält,
Der ungeduldig die Minuten zählt,
Bis mein geſtautes Waſſer abgefloſſen
Und gurgelnd durch die Schleuſſen ſich ergoſſen;
Jetzt werd' ich mehr und mehr discreditirt
Und häufiger verhöhnt als applaudirt.

U.

In vieles Schlimme kann der Menſch wohl fallen,
In Schlingen, Krankheit, in des Satans Krallen;
Devoten Seelen in der Kön'ge Hallen
Gelt' ich als das Entſetzlichſte von allen.

V.

Mich will — ein neugebacknes Wort — ich wagen
Als Namen für ein Epos vorzuſchlagen,
Das alt, jedoch erneut auch, exiſtirt,
Genial von Künſtler-Bosheit illuſtrirt;
In dieſem Wort würd' eines Mann's gedacht,
Der hoch verdient um's Epos ſich gemacht.

W.

Beſſer wohl iſt's, wenn Niemand unſrer denkt,
Als wenn Hohnlachen unſern Leumund kränkt;
Ich danke, daß ich ganz nicht bin vergeſſen,
Nur ſchlimmen welthiſtor'ſchen Ehproceſſen.

Z.

In allen Ländern wohl iſt es bekannt,
Daß immer durſtig iſt der Muſikant:
Am heiß'ſten Tag in meines Angeſichts
Schweiß muſicir ich, aber trinke nichts!

XVIII.

Zwei- und dreiſilbig.

A.

Den erſten Sieg errang vor meinem Hof
Der Held; zu ſpät, ach! kam der Philoſoph,
Mit ihm nicht mehr hatt' ich mich zu befaſſen,
Sonſt hätt' auch ihn als Sieger ich entlaſſen.

B.

Bedenklich möchte Manchem an mir ſein:
Daß ich mich auf Commando ſtelle ein;
Nicht fügt ſich gern in fremden Zwanges Führung
Das Herz in Reue, Freude, Trauer, Rührung.

C.

Es würden gar zu gern die ſtarken Geiſter
Meines uralten ſchönen Namens Meiſter,
Der ihrem Opium ſtets zum Trotz erwacht
Alljährlich und mit Licht beſchämt die Nacht.

D.

Der Menſchen Witz weiß zu verſchiednen Zeiten
Zum Guten wie zum Schlimmen mich zu deuten;
Wenn ich ſoll offen ſein, muß ich geſtehn:
Verblüfft bei meinem Gruß die Meiſten ſtehn.

E.

Nicht aufgeſucht vom Wunſch vornehmer Leute,
Werd' ich der Wandrer, armer Kinder Beute,
Die, Stunden weit, nach mir begierig laufen
Und um ein Kleines ihren Fund verkaufen.

F.

Nicht Schmerz und Unluſt laſſ' ich Dich beſorgen;
Willkommen grüß' ich Dich am Lenzesmorgen;
Was da Dir füllt und ſchwellt die leichte Bruſt,
Wird klarer, ſüßer Dir durch mich bewußt.

G.

Ein ſtrenger Herr bin ich — wenn auch zum Grimme
Nie anſchwillt meines Gleichmuths ernſte Stimme,

Fällt doch, mir den Gehorſam zu verſagen,
Nicht leicht Dir ein, wie oft Du auch magſt klagen.

H.

Ich ſcheine nachzuhelfen der Natur,
Der Menſchen Eigennutz doch dien' ich nur;
Ich kann Dich von dem Widerſinn befreien:
Daß, Ein Metall Du meinend, ſprichſt von zweien.

J.

Vergangenes und Heut'ges ich verſchlinge
Gleichſam mit einem ideellen Ringe,
Der kahle Reiſer bald, dürr und verblaßt,
Bald duft'ge, farb'ge Blumen in ſich faßt.

K.

Den Zugang ſuch' ich zu verborgnen Dingen,
In's dunkle Reich der Zukunft einzudringen,
Doch müh' ich Todte nicht, Zauberlaterne,
Nicht Blei, Kaffeeſatz, Teufelchen, noch Sterne.

L.

Mit ſanften, milden Sitten darf ich prahlen,
Den Gegenpol bild' ich zum Kannibalen,
Falls Grade der Humanität zu meſſen
Geſtattet iſt am Trinken oder Eſſen.

M.

Mein Name lautet ſchlimmer als die Sache,
Denn wenn auch greulichen Rumor ich mache,
Verurſach' ich doch meiſt nicht weitern Kummer,
Und bald gönnt Jeder wieder ſich den Schlummer.

N.

Ich bin mit mir nicht über mich im Reinen;
Ich ſchwank', ob poſitiv, ob durch Verneinen
Mein Weſen beſſer zu beſchreiben ſei;
Von Trug und falſcher Schaam weiß ich mich frei;
Nicht hab' und brauch' ich eignen Apparat
Zu meines dunkeln Wirkens Reſultat;
Der Skeptiker ſelbſt anerkennt mit Staunen
Methode und Syſtem in meinen Launen;

Der Stärkſte ſelbſt muß dem Verſuch entſagen,
Mit mir brutalem Kerl den Kampf zu wagen.

O.

Ich zähle zu den wandelbaren Größen;
Der Witt'rung guten Launen oder böſen
Bin unterworfen ich ein halbes Jahr;
Und füll' im Glücksfall Keller und Aerar.

P.

Zeugniß bin ich genöthigt abzulegen
Gar oft; nicht ſträuben kann ich mich dagegen,
Doch muß dem Kundigen ich's überlaſſen,
Ob richtig ſie ſeine Bedeutung faſſen.

R.

Erſehnt ward ich, doch einmal nur geduldet;
Die Schwäche war, die Schönheit mir verſchuldet
Für Schutz und Dienſt; jetzt bin ich nur ein Name
Und habe nichts zu thun mit Kirch' und Dame.

S.

In Deutſch oder Latein ſtreng übertragen
Vom Griech'ſchen — würd' ich ganz was Andres ſagen;
Ich würde, ſtatt Gefäß von Erz und Stein,
Scharfzahniger Geſchöpfe Name ſein.

T.

Ergötzlich auf der Bühne iſt zu ſehn
Der Herrn und Frau'n Auftreten und ihr Gehn;
Die trippelnden und die gewicht'gen Schritte
Verkünden edle und gemeine Sitte.
Ein ähnlich Schauſpiel biete ich auch dar;
Jetzt kommt, jetzt geht — bald Eines, bald ein Paar,
Manch Knixen iſt zu ſchaun, manch holdes Neigen,
Zuthuliches — argwöhniſches Bezeigen.
Doch Kataſtrophen — wenn ein ſchlimmes Glück
Sie bringt, — entwickeln ſich nicht aus dem Stück:
Ganz überraſchend plötzlich ſteht oft da
Ein grimmiger Deus ex machina.

U.

Von kund'gen Männern ward ich ſchon beſchuldigt,
Daß, wo zu ſtark man meinem Vormann huldigt,
Ich mich als ſtrenger Rächer gern ſtell' ein
Und ſtrafe luſt'gen Tag mit nächt'ger Pein.

V.

Aus meinem Schooße ſollte Friede fließen,
Der Baum des Rechts, des Heils nur mir entſprießen;
Ach! oft im weiten Reich, im engen Haus
Brüt' ich die Zwietracht und den Kampf nur aus!

W.

Ein Feind bin ich, dem keine Macht kann wehren,
Mir iſt es Luſt, vandaliſch zu verheeren;
Ein Mittelchen, das man mich zu verjagen
Noch heute braucht, hat nie noch angeſchlagen.

Z.

Ich pflege mehr mich auf der Dichtung Höhen
Als in der Proſa Niedrung zu ergehn;
Aus Wolkennacht den goldnen Sonnenſchein,
Den Silberquell lock' ich aus grauem Stein.
Zu blenden lieb' ich und zu überraſchen;
Pedant und Krittler wird mich nie erhaſchen!

XIX.

Zwei- bis vierſilbig.

A.

Sehr populär bin ich — nicht mehr als billig! —
Doch zeigen alle Großen nicht ſo willig
Sich gegen mich, wie Euer großer Dichter
Der Hölle und des Weltſchuldbuchs Vernichter.

B.

Ich ſtelle dar die furchtbare Verſchwörung
Erbarmungsloſer Mächte der Zerſtörung;

Nicht klagen darf ich, daß in gleicher Rüſtung
Einſtürmt auf mich die grimmigſte Verwüſtung.

C.

Schlaft ungeſtört fort, friedeſeel'ge Schläfer!
Weidet und ſcheert die Schafe, fromme Schäfer!
Wir aber ſtehn in Waffen wachſam da,
Der Stolz der militans ecclesia.
Wir, die, wie auf den Kampf, uns gut verſtehn,
Auf Kriegsliſt, und kein Mittel je verſchmähn.

D.

Wenn roh, doch nicht für Lehre taub, die Geiſter, —
Wenn kraftvoll, klug, der Pflicht bewußt der Meiſter:
Da mag ich wohl oft heilſam ſein und gut;
Weh aber, wenn Willkür und Uebermuth
Nur auf Genuß und Selbſtſucht herzlos zielen
Und, Katzen gleich, mit Schwächrer Schickſal ſpielen!

E.

Verſchiedner Stimmung gern ich mich bequeme!
Wähnt nicht, daß ich empfindſam nur mich gräme!
Nicht halt' ich mich in enggezognen Schranken,
Gern häng' ich nach weitgreifendſten Gedanken
Und kann auch wohl, wenn es mir juſt fällt ein,
Recht ausgelaſſen und faſt zuchtlos ſein.

F.

Daß ich mich mit franzöſ'ſchem Namen nenne,
(Obwohl des deutſchen Vorzug ich erkenne,)
Geſchieht: weil höher dort ich bin geehrt
Und Könige ſelbſt ſchätzen meinen Werth.

G. 1.

Ob es wohl wahr iſt, was man häufig ſpricht:
Der Apfel falle weit vom Stamme nicht?
Ich weiß nicht; Dank doch ich vor allen muß
Dem Aether zollen und der Sonne Kuß!
Ich fühle — fern von Niedrigkeit wie Stolz —
Was mir vom Himmel ſtammt und was vom Holz.

G. 2.

Entzücktem Auge zeig' ich Meiſterſtücke,
Gelegentlich auch großer Meiſter Tücke;
Im Hintergrund ein wenig Nepotismus,
Rancüne, Geiz, Intriken und Cynismus.

H.

Beim Griechenvolke blutig lang umſtritten,
War ich in Deutſchland auch nicht wohlgelitten,
Weil man dem Mächtigeren neidiſch grollte,
Der Kleine nie dem Größern folgen wollte.
Der Worte Hader iſt, Gott Lob! geſchlichtet,
Seitdem der Bau aus Quadern aufgerichtet.

I.

Ich war nur eine gute Eigenſchaft,
Doch arm; allmälig wuchs mir Fleiſch und Kraft,
Erwachſen bin ich jetzt zum Millionär;
Von Dienern kommandire ich ein Heer;
Zu wenden droht ſich meines Glückes Ball, —
Vom „Hochmuth“ flüſtern Manche, „vor dem Fall!“

K.

Meiner Genoſſenſchaft beſchworne Fahnen
Führen die Meinen auf des Glückes Bahnen;
Wer mit mir iſt, der wird gerühmt, gehoben;
Der Tod ſteht drauf: Unzünftige zu loben!
Mag Vetter auch den Vetter giftig haſſen:
Darf man doch Fremde nicht aufkommen laſſen!

L.

Manch dürft'gen Wanderer, der mir begegnet,
Hab' ich, freigeb'gen Sinns, mit Gold geſegnet,
Doch wenn ich hier, oft unbedacht, verſchwendet
Und mit der Rechten traumhaft Glück geſpendet:
Ließ' ich ſie, — nach des Evangeliums Rath, —
Und Niemand wiſſen, was die Linke that!

M. 1.

Faſt führe zu der goldnen Zeiten Glück,
Die alternden Geſchlechter ich zurück;

Die Kinder laſſ' ich von entlegnen Zonen
Verwundert, friedlich bei einander wohnen,
Gefeiert werden viele Wiegenfeſte
Und froh willkommen heißen alle Gäſte.

M. 2.

Auf ſchließ' ich Dir ein nächtliches Gebiet,
Vor dem der Nüchterne mit Abſcheu flieht,
Doch das ſich auf dem Ahnungsvollen drängt
Und ihn mit unſagbarem Reiz umfängt.
Zurück mußt Du die alte Sprache laſſen;
Gewohntes Maß wird und Gewicht nicht paſſen;
Du mußt Dich dem Unglaublichen verſöhnen,
An Biegſamkeit der Logik Trotz gewöhnen,
Was Dir als unverbrüchlich galt, zerbrechen,
Was Eiſen nicht und Salbe heilt — beſprechen,
Ueber den Raum, die Zeit hinaus Dich ſchwingen,
Und wollend in der Weſen Centrum dringen;
Dem Worte werden ſich die Stoffe beugen
Und, dienſtbereit, des Geiſtes Macht bezeugen.

N.

Ich mache nicht geringe Noth und Pein;
Ich kehre meiſt bei Stand'sperſonen ein;
Miniſter und dergleichen gern ich faſſe,
Weichling und Schwachkopf meiſt in Ruh ich laſſe.

O.

Ich wiege Dich in holde Illuſionen,
Als wandelſt Du in gütigeren Zonen;
Süß athmeſt Du und leicht — wie lang wird's dauern,
So weckt Dich aus dem Traum ein froſtig Schauern.

P.

Dergleichen Schmeichelkünſte üb' ich auch,
Doch bleibendere Wirkung hat mein Hauch;
Wer ihn hat eingeſogen tief, empfunden,
Dem iſt er niemals wieder ganz entſchwunden.

L.

„Wenn mit dem Nöthigen der Menſch zufrieden,
Bedarf er Wenig, und das kurz, hienieden.“ *)
Das Gegentheil könnt' ich plauſibel machen
Mit meinen tauſend hübſchen Schnickſchnack-Sachen —
Von Zierlichkeit, Geſchmack, Feinheit ein Wunder,
Iſt's ſtrengerm Sinn und Auge — Tand und Plunder.

M.

Einen recht impoſanten Titel führ' ich;
Den Conſumenten ärgerlich berühr' ich;
Es läuft mit mir — ich ſag' es frank und frei —
Hinaus einfach nur auf Plusmacherei.

S.

Der Titel war ich einer Handelſchaft,
Die durch Geſetz erklärt iſt außer Kraft, —
Von großen Häuſern aber wird portirt
Und unter anderm Namen fort florirt.

T.

Ich ſchimmerte in prächt'gen Feſtes Glanz;
Die Andacht ſchmückte mich mit goldnem Kranz
In alter Zeit; erſt mit der Welt Fortſchritt
Bin ich gekommen in den Mißcredit;
Ein Lügner hat gebracht mich in's Geſchrei,
Daß unfruchtbar und kahl und grau ich ſei.

U.

Zwar meiner Heimath neueſten Poeten
Will ich, beſcheiden, nicht zu nahe treten;
Witz, Bosheit, Geiſt, zaumloſe Leidenſchaft —
Recht ſchön! — doch wo bleibt der Geſundheit Kraft?
Ich weiß, man wirft mich ſchon zum alten Eiſen. —
Wie wird man ſie in fünfzig Jahren heißen?

---

*) Man wants but little here below
And that he wants not long. O. Goldsmith.

V.

Der Name bin ich einer Heroine;
Durch Schönheit, Geiſt, Andacht und fromme Miene
Hat meine Mutter ſich hervorgethan;
Sie that's ſelbſt einem mächt'gen Kaiſer an,
Der ihre Fäden weiter hat geſponnen
Zum Netz, dem doch Europa bald entronnen.

Y.

Wo bin ich im natürlichen Syſtem
Unterzubringen? Schwer iſt das Problem!
Seltſam gemengt ſind meine Eigenſchaften,
Kein Merkmal will unlösbar an mir haften;
Klugheit und Artigkeit und milde Sitten
Und Sanftmuth hat man ſelten mir beſtritten;
Man meint, daß ich zu hoch den Weltton ſchätze,
Hintan den Ernſt oft, das Reale, ſetze;
Daß ich beſchön'gend Krummes oft entſchuld'ge,
Komödien ſpiele und der Schminke huld'ge;
Ich biete Hieroglyphen, ſchwer zu leſen,
Und ſchärfſter Blick ergründet kaum mein Weſen.

Z.

Mit Ehe nicht und Ehehinderniſſen
Hab' ich zu thun; doch hab' ich mich befliſſen
Der Wiſſenſchaft von den Verwandtſchaftsgraden,
Und jüngſt viel Haß und Zorn auf mich geladen,
Weil ich mitunter fälſchte die Stammbäume
Und für Urkunden ausgab Fieberträume.

XX.

Zwei- und mehrſilbig.

A.

Mein Name klingt faſt wie ein Potentat;
Ich bin nur ein beſcheidnes Schwarzwaldbad.

Da winkt wohl noch im Sommer Waldesfriſche,
Doch Wildpret wenig und zwerghafte Fiſche.

B.

Ich mache nicht Anſpruch auf großen Werth,
Doch mit Gefahr nur meiner man entbehrt;
Das ſei, ſanguiniſche Geiſter! Euch geſagt,
Die Ihr zu leicht die Fahrt durch's Leben wagt!

C.

Ihr ſcheltet meine Politik phantaſtiſch
Und findet meine Phantaſie zu plaſtiſch;
Habt Ihr neu aufgerichtet Euer Reich:
Gönnt mir, daß ich's, nach Kräften, Euch thu' gleich.
Mir ſchwebt ein friedvoll Leben vor, nicht theuer,
Kein Militär, nicht Polizei, nicht Steuer,
Kein Dieb, kein Mißvergnügter, kein Verräther,
Und wohl verwahrt der letzte Miſſethäter.

D.

Aus fernem Morgenland ſtammt meine Kunſt,
Die bei den Frauen ſteht in hoher Gunſt;
Für neue Lehren zeig' ich mich empfänglich
Und mehr als Ein Gebiet iſt mir zugänglich;
Herab darf ſchauen mein gediegner Schmuck
Auf glatte Flachheit und armſel'gen Druck.

E.

Wenn Ihr noch Einen Meinesgleichen ſeht:
Sucht, ehret ihn als eine Rarität!
Zur Reige geht's mit uns, wir werden ſchüchtern
In einer Welt, die eiſig-kalt und nüchtern,
Der Wärme baar und ſelbſt des ſchönen Scheins,
Der Politik nur fröhnt, dem Einmaleins!
Nur Egoismus noch beherrſcht die Geiſter,
Der Peſſimismus und der Rechenmeiſter!

F.

Wohl darf ich zu den Glücklichen mich zählen,
(Die mehr und mehr der armen Menſchheit fehlen!)

Weil ich, ob ich ererbt auch wenig habe,
Doch unerſchöpflich glänzend Schätze grabe
Aus hoffnungsreich entzückten Geiſtes Schacht,
Mein Grubenlicht mir aufhellt jede Nacht:
Wenn nur mich keine kalte Hand erſchreckt
Und aus dem Traum, der nicht zurückkehrt, weckt.

G.

Man trifft mich in verſchiedenen Koſtümen;
In jedem weiß ich viel von mir zu rühmen;
Bald bin ich mit Gelehrſamkeit bepackt;
Bald tret ich auf in ſtrenggemeſſ'nem Takt,
Bald thu' ich mich hervor in keckem Springen,
Muſik, Geſang, im Schwingen und im Ringen.

H.

Geht mir mit Euern heutigen Geſchwornen,
In ſiebenfacher Sichtung Auserkornen,
Von denen Zwölfe auf ein Dutzend gehn!
Auf dieſe Sachen muß ich mich verſtehn!
Das kann nur ſein ein jämmerliches Recht,
Das Ihr in modrigen Spelunken ſprecht!
Bei freier Hallen goldnem Sonnenlicht
War, unter Götterſchutze, mein Gericht!

I.

Ein Kunſtfreund war ich nie, ich muß geſtehn,
Oft blieb' ich nicht beim Schimpfen ſtehn und Schmähn;
Ich hab' in ungeſtümer Jugend Tagen
Gar Vieles, was mich jetzt faſt reut, zerſchlagen.

K.

In alter Zeit ſah ich mit zorn'gem Staunen
Der wilden Erbin übermüth'ge Launen,
Die, ob auf Eh' ſie, ob auf Freiheit zielten,
Grauſam mit muth'ger Männer Leben ſpielten;
Herzloſes Thun hat würd'ger Schluß gekrönt, —
Im eignen Spiel ward ſie verſchmäht, verhöhnt!

L.

Von mir erzählt ein heldenhaft Gedicht,
Doch mir zu großer Freude iſt es nicht;
Ein Königreich wollt' ich mit Streit erlangen,
Den Einzug hielt ich drin — beſiegt, gefangen;
Mich zu beſchämen trug zuletzt noch bei,
Daß mich großmüthig ließ der Sieger frei!

M.

Man ſchafft mich nicht — von ſelber komm' ich eben,
Viel ſchwerer hält's, den Abſchied mir zu geben;
Doch wenn man mir oft vorwirft meinen Schmutz:
Bedrängten Kriegern oft gewährt' ich Schutz;
Auf Niedriges weist mich meine Natur,
Doch in den Höh'n auch trifft man meine Spur.

N.

Mit dieſem Namen nennt man mich zwar nie,
Doch ſchuf ich ihn mir nach Analogie;
So wie mein Vetter iſt der Künſte Feind,
So hab' ich's gegen das Geſetz gemeint;
Noch iſt von Dunkel mancher Geiſt umnachtet,
Daß er nicht nach der ächten Freiheit trachtet,
Und kniet noch vor den fabelhaften Göttern,
Die wir mit keckem, freiem Geiſt zerſchmettern.

O.

Schön iſt's, der öden Nüchternheit entronnen,
An der enthüllten Wahrheit Licht ſich ſonnen,
Aus der Begeiſtrung Feuerquellen trinken,
Zu lauſchen höhrer Weſen heil'gen Winken;
Doch wehe, wenn unreine Sinnenglut
Vergiftet und erhitzt das ird'ſche Blut;
So bin ich oft, — nur erſt von Andacht trunken —
Zu thier'ſcher Raſerei herabgeſunken.

P.

Beneidet wird mir wohl mein Ruhm und Preis,
Doch koſtet er mich auch viel Müh' und Schweiß,

Die Uebung macht mir täglich ſchwere Plagen
Und will ſich mit der Charis nicht vertragen;
Meine Diät muß immer ich bedenken,
Kaum ruhig darf ich mich in Schlaf verſenken,
Muß auf die Stunde ſalben mir die Poren,
Ich hab' oft Hunger und zerquetſchte Ohren.

Q.

Zugleich bin ich zu kurz und auch zu lang!
Das iſt zu ändern nicht; folgend dem Zwang
Mangelnden Reims muß ich geputzt auf's beſte
Mich zeigen auch beim tollen Räthſelfeſte.

R.

Von Hermes muß ich mich beſchwören laſſen
Als Namen, der ſoll in dieß Räthſel paſſen,
Der faſt wie der des Müllers Radlauf klingt,
Den mir ganz leiſe nur Erinnrung ſingt.
Allmälig dämmert mir's und wird mir klar:
Daß ich auch obotrit'ſcher Götze war.

S.

Man pflegt mich zu belächeln, zu verſpotten,
Man gönnt und weiht dem Moder mich, den Motten,
Man ſchilt mich oberflächlich, ſeicht und peinlich,
Im Kleinen groß nur und im Großen kleinlich:
Für einen Genius wollte nie ich gelten,
Doch ſollten Die, undankbar, mich nicht ſchelten,
Die in der Irre taſtend, rathlos, blind,
Oft heilesfroh an meiner Hülfe ſind!

T.

Wenn nicht die Gottheit ſelbſt mich Weisheit lehrte:
Die höchſten Meiſter doch ſie mir gewährte:
Reich ward' ich faſt in jeder Wiſſenſchaft,
Kannte der Thiere, Pflanzen, Sterne Kraft;
Den Trieben, die die Menſchenherzen führen,
Wußt' ich mit feinem Sinne nachzuſpüren,
Tugend und Schwachheit in bewegten Bildern
Mit Heiterkeit und leiſem Scherz zu ſchildern,

Und doch umſtricken konnte lau'rnder Geiz
Des Weiſen Herz mit der Metalle Reiz!

U.

Ungern werd' ich, einſilbig ſchon, getragen,
Wie muß man über mich dreiſilbig klagen,
Wo das Verdrießliche erſcheint gemehrt,
Das ohnehin ſchon Schwere noch erſchwert!
Zum Beiſtand mag das Thier wohl Sankt Anton,
Der Menſch anflehn den Atlas als Patron!

V.

„Wohlthaten werden niemals aufgedrungen!“
Der Satz iſt falſch! ich weiß, daß nur gezwungen
Mein Pflegling das, was ich ihm reiche, nimmt;
„Er merkt die Abſicht und er wird verſtimmt;“
Mich ſchmäht und ſchimpft der Philanthrop unſinnig,
Der Gourmand lacht mir zu verſtändnißinnig.

W.

Mit meinem Worte könnte man anſingen
Den kleinen Schreier, den die Störche bringen,
Für den das Bettchen, weiß und weich, bereit,
Auf den das junge Mutterherz ſich freut.

Z.

Ein Rappo macht aus mir nicht Viel ſich eben,
Auch ſonſt prahlt Mancher: leicht könn' er mich heben;
Erſtaunlicher, was, — freilich ungebührlich, —
Moraliſch Andre leiſten und figürlich!
Leicht ſchreiten ſie, — zu Boden nicht gedrückt, —
Wie Sieger, deren Haupt der Lorbeer ſchmückt!

XXI.

Zwei- und mehrſilbig.

A.

Erfinden wird man bald des Luftſchiffs Steuer;
Bald, gleich dem Salamander, lernt im Feuer

Leben der Menſch — ſchon führ' ich ihn ins Meer,
Setz' ihn mit deſſen Wundern in Verkehr.
Gefahrlos ganz mißt, ohne zu erſticken,
Des Abgrunds Brut er mit erſtaunten Blicken.

B.

Ich ſcheine nur Wohlthu'ndes zu verheißen,
Doch bin ich nicht ſo unbedingt zu preiſen;
Oft wird mein milder Glanz befleckt mit Schmutz,
Mit Schacher, Hinterliſt und Eigennutz.

C. 1.

Lateiniſch bin, wie deutſch, ich viel geehrt;
Hoch ſteht, Wer meinen Namen trägt, im Werth;
Von wichtigen Geſchäften faſt erdrückt,
Bin ich mit tauſend Titeln auch geſchmückt;
Die Kranken ſind für mich ſehr eingenommen,
Nur den Studenten bin ich unwillkommen.

C. 2.

Mich ſchrieb die Weltgeſchichte in ihr Buch;
Der Wahrheit Stempel führt' ich und den Fluch;
Des Zweifels Stimme ſchlug mein Machtſpruch nieder,
Erſtickt wähnt' ich beinah der Zwietracht Hyder:
Doch dann bin ich gealtert und erkrankt,
Und jetzt hab' ich ſo gut wie abgedankt.

D.

Ein Dichter bin ich, aber ein ſehr ſchlechter;
Aller Kunſtregeln trotzigſter Verächter;
Das Band mit der Idee hab' ich zerriſſen
Und von mir will der Realiſt nichts wiſſen.

E.

Um mich dreht ſich in neuſten Zeiten viel;
Faſt als des Erdenbürgers höchſtes Ziel
Erſchein' ich wohl dem ſtrengen Mann vom Fach;
Ab freilich geht's nicht ohne Ach und Krach;
In andrem Sinn' auch hält auf mich man viel,
Weil um Grammatik hochverdient und Styl.

F.

Wohl fünfzig Jahre ſind's, daß ich graſſirt
In Deutſchland ſtark, und Manchen ruinirt,
Weil, feig, ſie in polit'ſcher Fahnenflucht,
Bei fremdem Volksthum Troſt und Heil geſucht,
Da in der Heimath Alles kläglich, kleinlich,
Die Schande groß war und die Feſſeln peinlich.
Keinem war die Verzweiflungs-Kur zum Frommen;
Verſetzten Bäumen gleich ſind ſie verkommen.
Gedämpft iſt dieſe Seuche jetzt zum Glück —
Holt ſie nur nicht, in andrer Form, zurück!

G.

Beim Uebergang vom Deutſchen ins Latein
Büß' ich an Kraft und Zartheit merklich ein;
Studenten mögen, doch nicht holde Frauen,
Nicht ernſte Geiſter, mir ſich anvertrauen,
Wenn angelegt ich hab' die fremde Hülle,
Ob ich auch prang' in ſchreiend üpp'ger Fülle.

H.

Ich bin ein unentwirrbar rieſ'ger Knäuel;
Ich gelte Manchen als Ein großer Greuel,
Aus Unkraut, Aſche, Geifer, Koth und Schlacken,
Gift, Sünde, Wahnſinn, Blut und Luſt gebacken;
Doch Andere vermiſſen dämmernd Licht
In mir, des Golds, des Silbers Adern nicht;
Sie wollen mit der Sehnſucht kräft'gen Sinnen
Mir mein Geheimniß doch noch abgewinnen,
In mir des reinen Urſprungs Ahnung wecken,
Des Wachsthums, ſelbſt des Heiles Trieb entdecken;
Wem bleibt der Sieg? ihm, der verſöhnend lichtet?
Oder dem Eifrer, der verdammend richtet?

J. 1.

Aus frührer Zeit kann ich die Kunde ſagen
Von Barbaroſſa's letzten Heldentagen,
Wie er daherzog unter'm Kreuzeszeichen,
Wie Heer und Stadt erlagen ſeinen Streichen.

Dem Helden ſchien das höchſte Glück zu winken —
Da ſollt' er bald in tück'ſcher Fluth verſinken —
Doch jüngſt drang das Gerücht zu Aſiens Landen:
Ein neuer Barbaroſſa ſei erſtanden!

J. 2.

Mein Schickſal iſt es, durch die Welt zu wandern,
Es ſchickt und ſchiebt mich zu ein Wirth dem andern;
An Nahrung nie und Kurzweil mir's gebricht;
Oft blühend bin ich recht geſund doch nicht —
Ich liebe mich zu ſchmücken und zu putzen,
Und weiß auch oft zu wahren meinen Nutzen.

J(ot.)

Genau bei mir man unterſcheiden muß:
Ob ich hab' weiblichen, ob Neutrums-Schluß;
Mit a verkünd' ich Wahrheit, Sieg und Strafe;
Mit um ſchließ' alle Thüren ich und ſchlafe.

K.

Ich könnt' ein philologiſches Examen
Beſtehn, lebendig ſind mir viele Namen.
Geläufig iſt mir römiſche Geſchichte,
Ich lernte viel lateiniſche Gedichte;
Mit Archäologen viel korreſpondirt
Hab' ich und Götterlehre auch ſtudirt.

L. 1.

Weh, wenn bei mir die Grenze man verkennt,
Die von der Wohlthat das Verderben trennt,
Daß, was beſtimmt, dem Schmerze zu entheben,
Heimtückiſch wühlend untergräbt das Leben!

L. 2.

Mit heiligem Symbol und Wort geweiht,
Wies ich der Schaar den Weg zum blut'gen Streit
Und oft — begeiſtert fühlten ſie's — zum Sieg,
Als in der Welt der neue Glaube ſtieg,
Der, als zu triumphiren er ſich übte,
Sich, ach! in ſeines Weſens Reinheit trübte.

M.

Zurück vor mir in Fleiſches Schwachheit bebt,
In Wem die Inbrunſt nicht des Geiſtes lebt,
Der ihn von der Leibeigenſchaft entbindet,
Dem ird'ſcher Schmerz in der Verzückung ſchwindet.

N.

Im Sprachenwettſtreit fall' ich ins Gewicht.
Wer kann ſich meiner rühmen und Wer nicht?
Wann hab' ich meine Stelle eingenommen?
Iſt's Schuld, iſt's Zufall, wo ich abgekommen?

O.

Den Schlüſſel einer wunderſamen Welt
Hab' ich in Händen; — immer wieder ſtellt
Bei mir ſich ein, Wer Einmal zum Beſuch
Darin verweilt, ob auch auf ihr ein Fluch,
Ein unlösbarer, liegt; er ſtürmt ihr Thor,
Taub für der Warnung Stimme bleibt ſein Ohr;
Einführen muß ich immer ihn aufs neue,
Nicht Elend achtet er, nicht Schaam und Reue.

P.

Zuſammen bin geſetzt ich ſehr gemiſcht;
Von neuem Zufluß jederzeit erfriſcht,
Gewinn' ich doch an Feingehalt nicht viel
Und all mein Treiben bleibt ein eitles Spiel,
Mein Urtheil voll von Widerſprüchen, ſeicht,
Mein Wiſſen der olla potrida gleicht,
Am Morgen bin ich hitzig, Abends krank,
Mein Tadel — Laune, und Verdruß mein Dank.

Q.

Leicht könnt' ich wecken myſtiſche Gedanken
Mit meinem Namen, den ich hab' zu danken
Der Praxis mittelalterlicher Schule;
Raſch nähert ſich des Meiſters Ehrenſtuhle,
Wer mich mit Schweiß und Ehren abſolvirt
Und über meine Theſen diſputirt.

R.

Abwechslung in ein monotones Leben
Bracht' ich, doch herrſcht' in mir zwieſpält'ges Streben:
Hier hab' ich, mit Erfolg, das Fleiſch bekämpft,
Dort, mit noch größrem oft, den Geiſt gedämpft.

S.

Zu nennen pflegt man meiſt mich mit Reſpect;
Mit Redeblumen werd' ich zugedeckt,
Wie ein Verſtorbner noch im Tod geehrt,
Bin ich gleich oft kaum ſolcher Ehre werth,
Auch redet eine heilige Perſon
Von mir nur mit Verachtung, Abſcheu, Hohn.

T. 1.

Ich bin — vielmehr war — ein beliebter Raum,
Mit dieſem Namen zwar genannt mehr kaum,
Ob auch Bedürfniß gleich und Zweck geblieben;
Maßloſer Luxus ward mit mir getrieben,
Und Wunderdinge wiſſen die Gelehrten
Von den Feinſchmeckern, die in mir verkehrten.

T. 2.

Ich bin kein Schlacht- und Sieg-berühmter Ort,
Nur eines Denkers ſtiller Ruheport,
Der beſſer wäre ganz bei mir geblieben,
Und hätte weitre Fragen da geſchrieben,
Die mancher Schüler zwar ſtudirt mit Fleiß,
Doch, gähnend, völlig nicht zu ſchätzen weiß.
Wohl hat die Welt an jenen mehr gewonnen,
Worüber in Varzin ward nachgeſonnen!

U.

Soll definiren ich meine Natur:
Ein magres Merkmal kann ich nennen nur,
Zwar ſchlechthin ausgeſchloſſen auch iſt keines,
Doch über alle dominirt ſtets Eines.

V.

Der fremde Name leiht vornehmern Schein
Dem, was ſonſt widrig klänge und gemein;

Die Eiſenbahn reißt wohl auch dieſes Wort
In ihrem Strome — wie die Sache — fort.
Mein denkt man noch bei andrer Wanderſchaft; —
Wie lange werd' ich bleiben da in Kraft?

W. 1.

So übel doch verſtanden unſre Ahnen
Nicht auf Gericht und Recht ſich, die Germanen;
Ein Buch voll Pietät kann mir bezeugen,
Daß ich mich neuſter Weisheit kaum darf beugen;
Mir ward nicht ſchwer der tröſtliche Erfund:
Daß ſcharf ihr Auge ſah, wahr ſprach ihr Mund.

W. 2.

Wo Zwei mit treuen, doch ganz leeren Händen,
Mit Herz und Mund einander ſich verpfänden
Zum unlösbaren, feſten Lebensbund:
Da iſt: von mir zu ſchweigen, trift'ger Grund;
Indeß der Reichen ſtattlicher Contrakt
Von mir mit prahleriſchem Pomp nimmt Akt.

Z. 1.

Schwere Bedeutung hab' ich angenommen,
Nicht auf grammat'ſchem Weg an mich gekommen;
Was hat dieß Wort, das auf den Raum nur geht,
Gemein mit Kampf um Souveränität,
Um höchſtes Recht, um ſchrankenloſe Macht?
Mit des Gewiſſens Bann, mit Geiſtesſchlacht?
Doch, läßt der Größenwahn ſich frech gelüſten,
Mit dieſem Worte ſpielend ſich zu brüſten:
Erfahren wird er, wo die Axe ſteht,
Um die des Weltlaufs wucht'ges Rad ſich dreht;
Ihm droht's — unſanft erwacht aus ſtolzen Träumen —
Beſchämt den angemaßten Platz zu räumen!

Z. 2.

Dem Aug' enthüll' ich eine kleine Welt,
Von ungewiſſem Dämmerlicht erhellt;
Bei ihrem Anblick faßt Dich halbes Grauen,
Ein Schwanken zwiſchen Argwohn und Vertrauen;

Winkt Dir ein freundlich gaſtliches Aſyl?
Treibt luſt'ger Schälke Bosheit hier ihr Spiel?

XXII.

A.

Ich hatt' in frührer Zeit der Brüder viel,
Den Einen war es Ernſt, den Andern Spiel;
Auch arme Schlucker hielten ſich aus Noth
Zu uns — zu ernten ſo ihr täglich Brot.
Es folgten hohe Geiſter unſern Fahnen; —
Suchten ſie Wahrheit, Ruhm auf dieſen Bahnen?
Schwer iſt's zu ſagen — meiſt wohl dachten ſie
Des alten Worts: mundus vult decipi!

B.

Als aller Weisheit Krone wird erkannt
Deß Meiſter ſein, wovon ich bin genannt.
Nur ſind im Streit die Meiſter der Cultur:
Wie weit ſoll walten Kunſt, wie weit Natur?
Doch vom Geheimniß, das ich möcht' verkünden,
Konnt' ich die letzten Wurzeln nie ergründen.

C.

Unſichtbares kann zeichnen ich und malen;
Den Kern errath' ich ſicher aus den Schaalen;
Anmelden mag ſich Wer nur will bei mir:
Im engſten Raum ſchaff' Allen ich Quartier.

D.

Nur ſelten noch gelt' ich als Ehrentitel,
Will Hauptmann ſein und bin ſo oft nur Mittel;
Such' oft, Andre bedroh'nd, für mich nur Schutz,
Und Reinheit pred'gend ſtarr' ich ſelbſt von Schmutz.

E.

Ich jag' in Rüben- und Kartoffelfeldern,
An luſt'gen Bächen, in Braſiliens Wäldern;

Immer nach Beute ſpäh'nd lieb' ich zu wandern
Unter Syringen, Maulbeern, Oleandern, —
Auch hab' ich, was ich ſuche, ſchon geklaubt
Von ſchmutz'ger Buben dichtbebuſchtem Haupt.

F.

Mich zu errathen — nicht in Schloß und Halle
Führ' ich Dich, — zum Geflügelhof, zum Stalle;
Da zeigt dir thieriſch gierige Geberde:
Wie das Bedürfniß zwingend zieht zur Erde.

G.

Ich muß, um meinen Wiſſensdurſt zu kühlen,
Mich in der Erde feuchte Tiefen wühlen;
Da, bei dem matten, düſtern Grubenlichte,
Studir' ich meiner Ahnen Vorgeſchichte.
Mich hüten muß ich, daß im Schoos der Erde
Ich ſelbſt nicht allzu maulwurfsartig werde,
Und mir, umſchloſſen von der ſchweren Rinde,
Nicht Aether, Licht und Himmel ganz entſchwinde.

H.

Die griech'ſche Sprache iſt mir nicht bequem;
Kunſtwörter ſind mir engliſch mehr genehm;
Von mir und meiner Praxis gilt — dem Sport —
Wohl zwiefach Hanſemann's geflügelt Wort.

I.

Stumm iſt das Reich, mit welchem ich verkehre;
Arm für den Wiſſensdurſt nicht iſt's an Lehre,
Doch haben dreimal kaum in alten Tagen
Merkwürd'ge Fakta drin ſich zugetragen.

K.

Heraus muß ich mehr mit der Sprache gehn,
Dann erſt kann, was ich meine, man verſtehn;
Der Wiſſenſchaft Schatzkammern laſſ' ich ahnen;
Andre mag ich an Kunſtaſyle mahnen;
Ich führe, wird ein Wort mir vorgeſtellt,
Dich in Homers wimmelnd bewegte Welt.

L.

Faſt ganz bin aus der Sprache ich verdrängt,
Von reicheren Collegen eingeengt,
Und doch iſt unermeßlich mein Gebiet,
Das durch den Erdball, abgeſtuft, ſich zieht.

M.

Nimm von drei Führern, welcher Dir gefällt!
Keiner führt Dich in eine ſichre Welt!
Hier wird dein Geiſt Geheimniſſen zum Raube;
Dort gaukelt um Dich ein vieldeut'ger Glaube;
Und endlich gilt's: aus Wolken, Winden, Sternen,
Was nahe Zukunft bringe? — zu erlernen.

N.

Nur in gewiſſen Proportionen gattet
Ein Stoff dem andern ſich; nicht iſt's geſtattet,
Willkürlich viele ſo und ſo zu mengen;
Ich aber weiß in Einen Teig zu drängen,
Nach Gunſt und Laune: Tadel, Zweifel, Lob,
Bald deſtillirt und raffinirt, bald grob,
Weihrauch, Begeiſterung, Neid, Sympathie,
Bosheit, gemachte Rührung, Ironie.

O. 1.

Ins Deutſche kann man ſo mich überſetzen,
Daß den, der's hört, packt Schauer und Entſetzen;
Statt des Profeſſors in der Schüler Kranz
Ruft wach dieß Wort das Bild vom Todtentanz.

O. 2.

Ich könnte leicht — trüg' ich darnach Gelüſten, —
Mich mit gar prächt'gen fremden Federn brüſten,
Sie ſtünden glanzvoll, bunt mir zu Gebot:
Schneeweiß, blau, ſchillernd, golden, glühendroth;
Doch reizt mich nur die Wiſſenſchaft, der Nutzen,
Und ich verſchmähe, kindiſch mich zu putzen.

P.

Mir, ihrem Liebling, gönnt der Muſen Gunſt
Prometheus' Feuer und Pygmalions Kunſt,

Die Lunte, blitzſchnell zu entzünden Lichter,
Des Zaubrers Stab und den Nürnberger Trichter.

R.

Ein keckes Stück will ich einmal auch wagen —
Will meine letzte Silbe unterſchlagen, —
Dem Reim zu lieb; — thu' ich damit doch nur,
Was ohnehin mir liegt in der Natur;
Denn, fehlen mir auch Farben nicht und Glanz, —
Verſtümmelt bin ich immer, niemals ganz,
Und magſt Du noch ſo eifrig darnach ſpähn,
Bekommſt Du doch mein Ende nie zu ſehn.

S.

Der Anfangsbuchſtab wurde mir gefälſcht,
Noch hört man meinen Namen ſo verwelſcht;
Ich keuche unter ſchwerer Ernte Laſt,
Taub aber ſind die Aehren alle faſt;
Und uns Barbaren ſagt nicht zu die Sitte,
Der Cult, nicht Sprach' und Brauch des Reichs der Mitte.

T.

Erhaben wohl mag mein Beruf erſcheinen,
Das Göttliche dem Menſchlichen zu einen,
Wenn die Annäherung mir ſo gelingt:
Daß heil'ges Licht die ird'ſche Nacht bezwingt;
Schlimm aber, wenn entſtellt wird und befleckt
Das Himmliſche, vom Ird'ſchen angeſteckt.

Y.

Seelen mit Gruß der höhern Welt zu rühren,
Der Erde Staub und Druck ſie zu entführen,
Samml' ich feſtlich gehobnen Geiſt's Erguß,
Getragen von des frommen Wohllauts Fluß.

Ph.

Jüngſt hab', — in dürft'gen Kreis vordem gebannt, —
Ich weithin meine Herrſchaft ausgeſpannt;
Nicht mit Buchſtabenſpiel, mit Kinderwaffen
Und bunten Steinchen mehr hab' ich zu ſchaffen:

Wie jene Schatten, die in Dämmrung ſchwebten,
Von des Odyſſeus Bluttrank ſich belebten:
Goß einer Welt — ſonſt todte Schrift und Stein, —
Des Lebens Blut und Kraft und Geiſt ich ein.

Pſ.

Iſt's doch, als hätten zwei boshafte Geiſter,
Vom Wahn berauſcht, der Welt zu werden Meiſter,
Geſchworen Allem, was da herrſcht, Empörung,
Was rein und edel, groß und ſchön, — Zerſtörung!
Erkühnt hat jüngſt ſich eine Schaar von Frechen,
In mein Dominium frevelnd einzubrechen,
Das, was ich mein im höchſten Sinn' darf nennen,
Von dem ich nimmer kann mein Weſen trennen,
Mit eh'rner Stirne ſtreitig mir zu machen,
Als Viſionär mich höhniſch zu verlachen!

Z.

Mein Weſen und mein Treiben zu erzählen,
Kann ich aus Göthe's Fauſt die Worte wählen:
Des Lebens Leiter klimmend auf und nieder
Lehr' ich in Feld und Wald Dich Deine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen;
Leicht wirſt Du jetzt den griech'ſchen Namen nennen.

XXIII.

Meiſt dreiſilbig.

A.

Mein Name präge Dir die Warnung ein:
Vorſichtig als Etymolog zu ſein!
Zum Wundern nicht, begreiflich fänd' ichs nur,
Führte Dich Dein Latein auf falſche Spur;
Er deutet hin auf einen höchſten Grad,
Doch hat ein Held geführt ihn, deſſen Pfad

(Durch Dorn und Fels!) ging auf noch höh'res Ziel.
Ihn beugte keines Schickſals-Sturmes Spiel,
Das ſchlimmer als das wildſtempörte Meer
Warf den Piloten tückiſch hin und her.
Ihn ſchmückte eigner, wie ererbter Adel;
Ein frommer Kämpfer war er, ohne Tadel.
Gemordet hat ihn Wahn und Glaubenswuth;
Ihn ehrt als Ahn Europa's höchſtes Blut.

B. 1.

Erloſchen iſt auch jetzt mein Cultus nicht,
Doch zieht er ſcheu zurück ſich vor dem Licht;
Es iſt nicht mehr wie vor dreihundert Jahren,
Wo deutſche Fürſten ſelten nüchtern waren,
Nicht wie bei Perſiens hochberühmten Helden,
Von denen uns Schahnameh's Lieder melden,
Daß, angefleht vom Schah, Roſtem der Zecher
Erſt ſitzen blieb drei Tage noch beim Becher.

B. 2.

Ich bin zu Haus nur in der neuen Welt;
Mein Name tönt, als ob ich wär' ein Held,
Dem großen Römerfeind etwa verwandt —
Derlei Gedanken ſeien ganz verbannt!
Ich halte mich in niedern Sphären nur,
Zurück bin ich noch weit in der Cultur,
Es handelt ſich bei mir meiſt um den Nutzen,
Um leckre Biſſen und um Stoff zum Putzen.
Mir auszuweichen, will ich Jeden bitten,
Denn ſehr brutal und grob ſind meine Sitten.

B. 3.

Wer meinen Namen hört, denkt leicht dabei
An luſt'ge Auen, Schäferſpiel und Mai;
Doch lernte kennen ihn ein andres Feld,
Wo Lorbeern, blut'ge Roſen pflückt der Held,
Wo junge Wangen wurden erdenfahl,
Und gähnend auf ſich that des Todes Thal;

Viel Graus und Jammer ſah mein ernſter Blick,
Bis Heil, Triumph uns winkte das Geſchick:
Vom Glück gekrönt — das Siegesfeſt Homers
Neidet ein Lenker nicht des deutſchen Heers!

C. 1.

Nicht viel hab' in der Welt ich zu bedeuten,
Ich imponire nur ſehr wen'gen Leuten,
Doch fehlt das ſtolze Selbſtgefühl mir nie,
Dem Euer großer Dichter Worte lieh:
Seltſam! wenn man das Wörtchen klein voran
Mir ſtellt: werd' ich ſogleich ein großer Mann!

C. 2.

In dem Engros-Geſchäft von Specerei,
Wo ich fungire, hab' viel Zeit ich frei:
Nicht überladen ſind wir mit Geſchäften
Und gutes Leben hält uns lang bei Kräften:
Ich weiß die Kunſt: prächtig zu konſerviren,
Den feinſten Spiritus zu deſtilliren;
Wir führen Oel, das alle Schmerzen ſtillt,
Und unſer Senf als infallibel gilt.

D.

Vom Rauch hat wenig Gutes man gehört,
Was er gewirkt, nur oft, daß er zerſtört,
Daß er verhaßt und ſchädlich Schwachen, Kranken,
Doch ich hab' ihm mein Daſein meiſt zu danken.

E.

Ich leid' an offenbarem Pleonasmus,
Doch mißverſteht mich nicht, als ſei's Sarkasmus!
Es gilt dem Worte nur, nicht der Perſon;
Statt drei, genügten dem zwei Silben ſchon.

F.

Ich bin ein Häuschen, von vornehmen Leuten
Bewohnt, die etwas in der Welt bedeuten,
Sie zahlen keine Wohn- und Fenſterſteuer
Und fürchten ſich vor Dieben ungeheuer.

G.

Ich bin ein tief Geheimniß, dran verſucht
Sich mancher Grübler, mit gar wenig Frucht;
Zwar nicht unlieblich fällt in's Ohr mein Wort,
Doch Freudigkeit und Freiheit nimmt es fort;
Ich rühme, abhold jeder Connivenz,
Mich, grimmig lachend, meiner Conſequenz.

H.

Ich wankte nie! Zu wünſchen wäre nur,
Daß mir gleich Jeder hielte ſeinen Schwur!
Aufrichtig! mir ward es nicht allzuſchwer!
Hoch ſchwoll mein Herz, mein Köcher ward nie leer,
Noth war's, daß Alles ich an Alles ſetzte —
Zu hemmen den Ruin war ich der Letzte!

I.

In Luſt, in des Marasmus Sumpf verſunken
War mein Geſchlecht, gelähmt halb und halb trunken;
Ich unternahm's, die Siechenden zu heilen,
Medikamente gratis zu vertheilen;
Leider folgt' ich, als Aeskulapius,
Dem Spruch: Similia similibus,
Ich doktorte, erboste mich, und immer
Blieb gleich das Uebel, wenn's nicht wurde ſchlimmer.

K.

Einmal präcis im Jahre nur, nicht oft —
Wie bei Maus, Katze, Haas, — noch unverhofft
Stellt die Nachkommenſchaft bei mir ſich ein,
Verbreitend milder Freude Sonnenſchein,
Und bleibt ſie einmal ordnungswidrig aus,
So herrſcht gedrückte Stimmung gleich im Haus.

L.

Bei ſteh dem jüngern Schüler ich beim Schreiben,
Der noch gewohnt nicht, bei der Schnur zu bleiben;
Manchmal gerathen iſt's und wohlgethan,
Daß ich der Disciplin mich nehme an.

M.

Mein Name ſtammt von einem wilden Gotte,
Ich habe nur dem Witz, dem kecken Spotte
Gewidmet meine blankgeſchliffnen Waffen,
Auch Spielzeug für Erwachſ'ne viel geſchaffen,
Nicht Wunden ſchlug' ich, doch auch nie genutzt
Hab' ich, vom Koth ſelbſt meiner Zeit beſchmutzt;
Viel Stachelblumen trug mein Guano-Feld,
Ein guter Schütz war ich, ein ſchlechter Held.

N.

Mein Leben war in Wahrheit ein Roman,
Denn — des Großmoguls Hoſen zog ich an;
Er hat mich auf den Thron zu ſich geſchwungen,
Ihn und ſein Reich hab' ich dann abgezwungen.
Doch ſollte lang' die Herrlichkeit nicht dauern,
Vom Sohn verdrängt, ſtarb ich in Kerkermauern.

O.

Ach! welche Neu'rungen in der Juſtiz!
Mehr gilt als Armes Stärke jetzt der Witz!
Der Elemente Zeugenſchaft verſchmähend,
In pergamentner Weisheit Stolz ſich blähend,
Vertrau'nd dem eignen fackelnden Verſtand,
Nimmt das Gericht das Urtheil ganz zur Hand,
Und hat mich — einſt mit Recht ſo hoch geſchätzt,
Verdammt zum Schweigen und zur Ruh geſetzt. —
Ihr aber müßt nachſichtig mit mir ſein,
Daß ich um eine Silbe bin zu klein.

P. 1.

In Einfalt ſchritt ich zu der Weisheit Pforte,
Dem Herzen folgend und der Treue Worte,
Ob mißverſtehend auch oft ſeinen Sinn;
Aus bittrem Schaden blühte mir Gewinn.
In Jugendſchüchternheit bebt' ich zurück,
Die Hand nicht ſtreckt' ich nach dem höchſten Glück
In ſprödem Zagen; da, ein Halbverlorner,
Trug ich den Sieg davon, ein Auserkorner,

Die fromme Reinheit hat den Fluch gelähmt,
Der Liebe Licht des Zweifels Nacht beſchämt.

P. 2.

Geſchaltet hab' ich freilich als Deſpot;
Mich zwang dazu, die Eiſen bricht, die Noth:
Mein bleibt der Ruhm, daß ich das Eis gebrochen,
Zuerſt mit Jeſu Corps Fraktur geſprochen.

L.

Ich auch bin eines von zwei altersgrauen
Schlöſſern, die feindlich ſich entgegenſchauen,
Die ſich zuſammen nicht vertragen können,
Und eins dem andern wenig Gutes gönnen.
Ich möchte gern den Streit und Haß vergeſſen,
Doch tobt und heult das andre wie beſeſſen
Vom böſen Geiſt, und ſchleudert ſeine Blitze —
Schon etwas krumm gebogen an der Spitze.

R.

Beſchränkt, doch mannigfach iſt mein Gebiet,
Durch das ſich manche ſtolze Bergwand zieht,
Wo ich gar harmlos meine Herrſchaft übe,
Beiſteh' Bedrängten und kein Kind betrübe,
Muthwill'ge nur und Uebermüth'ge necke,
Und den Boshaften züchtige und ſchrecke.

S.

Mein Wort hat eine Silbe Ueberſchuß,
Ich ſelbſt — in Schwelgerei und Ueberfluß
Hab' beim Pokal, in fabelhafter Pracht,
Genußberauſcht die Tage hingebracht.
Doch wird man mir mein weichlich üpp'ges Leben
Ob meines Sterbens Heldenthum vergeben;
Vergeſſen iſt des Tages Sturm und Noth,
Wenn rein am Himmel glüht das Abendroth.

T.

Gewechſelt hab' ich oft ſchon meine Stätte,
Coſtüm, Symbol gewechſelt, Etikette,

Gewechſelt der Betheiligten Ornat,
Gewechſelt meines Wirkens Apparat.
Sonſt hab' ich wohl, in rauher, harter Art
Kraftwörter, ſcharfe Fragen nicht geſpart:
Doch jetzt will ich mich ganz humaniſiren,
Mit Roſenöl mich täglich parfümiren,
Und meinen Gäſten ſtell' ich frei die Wahl:
Ob Prytaneum, ob Narrheits-Spital?

U.

Zweiſilbig.

Ich laute ſehr ehrwürdig, primitiv,
Hinab in Schichten bring' ich, bunt und tief;
Doch führ' ich nichts Vollendetes an's Licht,
Bin nur — als Recht herausſtaffirte Pflicht.

V.

Nicht wird von mir, als Wort, Gebrauch gemacht,
Nur für des Räthſels Nothdurft iſt's erdacht,
Doch hätte Helena in Troja können
Den Menelaus kurz und gut ſo nennen.
Wird milder einſt des Ehgeſetzes Strenge:
Wird man mich treffen überall in Menge.

W.

Ein altes Sprüchwort ſagt: Hoffen und Harren
Hat manchen Klugen ſchon gemacht zum Narren;
Geübt hab' ich auch oft Deine Geduld,
Doch immer ausgeglichen ward die Schuld,
Und wenn Du nur bequem einmal geſeſſen,
Haſt Deinen Aerger Du und mich vergeſſen.

Z.

Mein Hauptwort iſt ein ſehr geſuchter Biſſen;
Jeder wird gern die zwei Vorſilben miſſen.
Abſtoßend bin ich, bin ein Menſchenhaſſer,
Und zur Kurzweil treib' ich Phyſik im Waſſer.

XXIV.

Meiſt dreiſilbig.

A. 1.
Ich exiſtire nur für Andre; Geben
Iſt mein vorzüglichſtes Geſchäft im Leben;
Ob meine Gaben frommen ſtets und paſſen? —
Muß Klügern und dem Glück ich überlaſſen.
A. 2.
Welch ein Triumph wär's mir und Darwins Leuten,
Könnten ſie mich zur Menſchenſprache deuten,
Doch das iſt Häckel ſelbſt noch nicht geglückt,
Und, leider! noch die Kluft nicht überbrückt.
Vielleicht, daß in der Jahrmillionen Ferne
Ich doch noch das Artikuliren lerne.
B.
Die mildre Sitte ſproßt aus meinem Schoos,
In ihn zurückzuſinken iſt ihr Loos
Gar oft, — träumt auch hochmüthige Verblendung
Sich auf dem beſten Wege zur Vollendung.
C.
Mein Name iſt Euch Deutſchen ganz entbehrlich;
Lang iſt er, zum Ausſprechen ſehr beſchwerlich;
Dem Welſchen ſelbſt iſt er nicht gut genug,
Und mahnt dazu an Fälſchung und Betrug.
D.
Wer tritt in mein unliebliches Gebiet,
Wer die cyklop'ſchen, ſchwarzen Männer ſieht,
Den Ruß und Schmutz und Dampf, der glaubt es nicht,
Daß auf ſoll gehn der Welt von mir das Licht.
E.

Vierſilbig.

Mein Name ſpricht von ſtillem Aufenthalt,
Fern vom Geräuſch der Welt, in Buſch und Wald;

In mir begegnen Freiheit ſich und Zwang.
Weltſcheu und Reu', Andacht und Müſſiggang.

F.

Den Mund hab' früher ich ſehr voll genommen,
In Abgang bin ich aber jetzt gekommen. —
Von Manchem, der in wildem Sturme ſchied,
War ich das unmelod'ſche Schwanenlied.

G.

Nicht leicht iſt's, ſcharf zu ziehen meine Grenze;
Im Kerker ſchmacht' ich, im Salon ich glänze;
Mein Metier — locken, ſchrecken, Karten miſchen,
Die Waſſer trüben und im Trüben fiſchen.

H.

Wenn mich der Peſſimismus führt in's Feld:
Entmuthigung den Gegner faſt befällt:
So wenig können Seh'nde als die Blinden
In mir der Weisheit, Güte, Spuren finden. —
Fühllos das Herz, — des Geiſtes Salz verdummt
In wildem Trieb, der Wahn als Recht vermummt!

J. 1.

Beruf zwar auch, — doch mehr als freie Kunſt
Steh' ich bei Hoh'n und Niedrigen in Gunſt;
Neutral kann ich nicht nennen mein Gebiet,
Doch gleich' ich aus der Stände Unterſchied;
Es folgen ſelbſt die Höchſten meinen Fahnen
Auf ſteilen oft und ſchwindeligen Bahnen,
Und Jeder, kann er prangen mit Trophäen,
Läßt in gerechtem Stolz darauf ſich ſehen.

J. 2.

Zerrbild bin ich von einem Inſtitut,
Das pocht auf alten Grundbeſitz und Blut;
Meine Correſpondenz hat, — fortgeſetzt
Viel Jahre ſchon — gar manches Herz ergetzt.

K.

Jedes Verbrechens bin geziehn ich worden,
Beklagt ward ich zu rauben und zu morden,

Man fand an mir Gift, Ausſatz und Befleckung,
Den Krebs, den Brand, den Peſthauch der Anſteckung.

L.

Ein gar nicht löbliches Diminutiv
Bin ich; entſtellt erſcheint in mir und ſchief,
Was, — völlig — eine heil'ge Lebensmacht,
Des Tages Sonne, Stern und Troſt der Nacht;
Ich aber bin begehrlich, eitel, hohl,
Selbſtſüchtig und verlogen und frivol.

M.

Schelten verdien' ich nicht, wenn auch kaum Lob,
Mich ſchlechtweg Lüge nennen — wäre grob;
Thorheit ringt mit dem Witz in meinem Reich;
Meiſt, ich geſteh' es, iſt der Kampf ungleich,
Und bleiben von dem kurz geträumten Glück
Nur Aſche, Kohle, blöder Kopf zurück.

N.

Für ein'ge Wochen bin privilegirt
Im Jahr ich, — und gebührend honorirt, —
Im Reſt treib' fort ich — fehlt auch die Licenz —
Mein Weſen — oft in höherer Potenz.

O.

Ein Feſt bringt mich zu Ehren, — doch nicht wohl
Kann man mich nennen dieſes Feſt's Symbol;
Ich und des Feſt's Gehalt — wir widerſtreben
Einander — wie der Tod faſt und das Leben.

P.

Ob manchen Tugenden hält man mich werth;
Ja, bin ſehr ſprachenkundig und gelehrt,
Reiſen hab' ich auch, weite, ſchon gemacht;
Ich bin ein Freund der Reinlichkeit, der Pracht;
Bei meiner regelmäßigen Diät
In voller Kraft auch noch mein Alter ſteht;
Bei Junggeſellen ſteh' ich oft in Gunſt;
Gefeiert hat mich mehr als Eine Kunſt.

Q.

Von einem kurzen Wort, das ſchärfſte Schmerzen
Andeutet — Nerven ſchonend nicht, noch Herzen —
Kann ich als der gedehnte Schatten gelten;
So ernſt und ſchlimm jedoch mein' ich es ſelten.
Nicht Meſſer führ' ich, nicht des Rades Wucht,
Meiſt bin ich launiſchen Verdruſſes Frucht,
Mit Eiferſucht und Liebesgrillen plage
Ich ein verwöhntes Herz an gutem Tage.

R.

Des Lebens ruhig Tempo ſcheint verloren,
Des Fortſchritts blinde Mächte ſind verſchworen,
Den Sturm der Elemente zu entfeſſeln,
Zu ſteigern Dampf und Glut in allen Keſſeln,
Mäßigung als Verrath zu proſkribiren
Und als Monarchin mich zu proklamiren.

S.

Ich werde wohl gerechnet zu den Waffen;
Zum Angriff vorzugsweis bin ich geſchaffen;
Gefährlich nicht, thun weh oft meine Wunden,
Wenn ſcharf ich zielend Blößen hab' gefunden;
Oft ward ich auch, wenn ich zu keck geprahlt,
Mit Wucher, oft mit Keulen heimbezahlt.

T.

Wenn ich um eine Silbe bin zu klein,
Mag dieß ein Sinnbild meines Nothſtands ſein:
Vielfach bin ich im leidigſten Gedränge,
Ich muß mich, ſcheint es, ziehen in die Enge;
Nicht retten kann ich mich durch eigne That
Und wittre in der Freunde Rath — Verrath! —
Mein Nothſtand iſt das Ziel des Hohns und Spottes —
Mein Haupt — nur Schatten noch vom Schatten Gottes.
Millionen Stimmen ſind es, die mir fluchen;
Bald wird umſonſt man meine Stätte ſuchen.

U.

Ich wirke mit beim häßlichſten Concert,
Vor welchem Jedermann das Ohr verſperrt;
Zaghaften Herzen weckt es bange Ahnung
Von Spuk, unheimlichem, und Todesmahnung.

V.

Mich gegen der Natur Geſetz empören,
Des Geiſtes koſtbares Gefäß zerſtören —
Das iſt *mein* Brauch — nicht ſchön iſt er fürwahr!
Dem feinern Sinn erſchein' ich als Barbar,
Ja, der Ascete weist und der Brahman
Den Rang mir erſt *nach* Circe's Gäſten an.

W.

Zu meinem Bild nicht viele Farben braucht
Der Maler; ſeinen Pinſel nur er taucht
In fahles Grün, erſtorbnes Aſchengrau,
In ſchmutz'ges Gelb und in das matt'ſte Blau, —
Wie iſt die Welt verdüſtert und entſeelt,
Wo eins von den vier Elementen fehlt!

Z.

Gefahr droht mir nicht mehr, dem Strafgeſetz
Zu laufen in ſein mörderiſches Netz,
Doch hab' ich auch an Ruhm viel eingebüßt!
Nur dadurch wird mir der Verdruß verſüßt:
Daß doch noch holde Prieſterinnen leben,
Mit Leib' und Seele meinem Cult ergeben.

Weitere Réfugiés.

XXV.

Drei- und mehrſilbig.

A.

Unfehlbar ſtell' ich pünktlich ſtets mich ein,
Mag drob die Freude groß ſein oder klein;

Meiſt freilich bleib' ich gänzlich unbeachtet,
Vom Dunkel der Vergeſſenheit umnachtet;
Doch Glanz und Pomp verleihn mir große Thaten,
Geiſteshero'n, großmächt'ge Potentaten,
Schöpf'riſcher Kraft geſegnetes Vermächtniß, —
Sehnſücht'ger Liebe trauerndes Gedächtniß.

B.

Ich berge, — meiſt in wohlgefäll'ger Hülle, —
Wie ſchon mein Name ſagt, des Guten Fülle;
So wächst, weil Eva's Töchter gerne naſchen,
Der Apparat von Büchſen und von Flaſchen.

C.

Jahraus, jahrein, bei Tag und auch bei Nacht
Wird unaufhörlich Jagd auf mich gemacht;
Von Pauſen, Schonzeit, iſt die Rede nicht;
Nur guter Will' iſt Alles, keine Pflicht;
Nur merkt, daß man bei dieſer Jagd nicht ſchießt,
Und (wo Geſittung herrſcht) kein Blut vergießt.

Ch.

Ich Scheuſal war in alter Zeit geflohen,
Bis mich erlegt hat Einer der Heroen,
Unſchädlich jetzt pfleg' ich nur noch zu lügen,
Verlockend ſchwache Geiſter zu betrügen.

D.

Ich bin das ſehr zweideut'ge Prädikat
Von einem Kaiſer, der durch keine That
Berühmt, feſtſtehend ſelber nicht im Bügel,
Nicht führen konnte eines Reiches Zügel,
Dem Clerus ſich ergab, als Mönch verſtarb
Und ſtatt des Ruhms dieß Prädikat erwarb.

E.

Mein Amt, — ich läugn' es nicht, iſt delikat;
Stets auf der Hut muß ſein ich vor Verrath,
Oft ſchon ich in fatale Schlingen fiel,
Weil ich gewohnt zu ſpielen doppelt Spiel.

Einſt fiel mir zu — Jahrtauſende ſind's ſchon! —
Zu Bocksgeſtalt die wichtigſte Miſſion.

F. 1.

Zwölf Brüder ſind in ſtürm'ſcher Zeit geboren;
Das Leben haben alle früh verloren;
Ich und zwei Brüder hatten kaltes Blut,
Drei andre waren hitzig bis zur Wuth;
Nichts Sonderlich's hab' ich zu Stand gebracht,
Berühmt hat der mir Nächſte ſich gemacht,
Der ſich entſchloß zum keckſten Schachſpielzug
Und einen Bau von Thon in Scherben ſchlug.

F. 2.

Nicht zähl' ich zu den höhern Künſtlerinnen,
Begnügt, mein täglich Brod nur zu gewinnen,
Verzehr' ich, darbend, meine armen Kräfte
Bei monoton trübſeligem Geſchäfte;
Doch deutet auf Verwandtſchaft hin mein Name
Mit Schweſtern, die zu Vieler Leid und Grame
Im größten Maßſtab meine Kunſt auch treiben,
Doch, ungeehrt, wie ich, im Dunkel bleiben.

G.

Welch Chaos von Verbrechen, Unglück, Schmach,
Verwildrung, Trotz, enthüll' ich! Selten brach
Ein Strahl der Menſchlichkeit in meine Räume,
Weit werden noch des Wahnſinns Fieberträume
Von meinen wachen Greueln übertroffen,
Und Aſch' und Qualm erſtickt das letzte Hoffen.

H.

In ſchön'rem Feuer Aug' und Wang' oft glüht,
Wenn ſchon des Fiebers Puls pocht im Geblüt;
So zeigt' auch ich, in zauberiſcher Hülle,
Der Schönheit und des Geiſtes höchſte Fülle,
Verwegnen Wunſch und Leidenſchaft entzündend,
Doch drohender Zerrüttung Nah'n verkündend.

I.

Mein Wort, an das nur ſeltner wird gedacht,
Hat wieder in der Leute Mund gebracht
Eine franzöſiſche Celebrität,
Ariſtokrat und chriſtlich angeweht,
Den Ungeduld, romant'ſcher Sehnſucht Zug
Und Eitelkeit zum heil'gen Oſten trug,
Der dann mit vielem Zucker, Kunſt und Pracht
Hat ſeine Reiſe-Früchte eingemacht.

J.

Von vielen prächt'gen Brüdern nehm' allein
Dieſen ſeltſamen Ehrenplatz ich ein;
Doch warn' ich Jeden, ſchlimm von mir zu denken,
Mich mit unwürdigem Verdacht zu kränken;
So fällt auch Niemand ein mich zu verachten;
Mich zu beſitzen ſelbſt die Größten trachten:
Daß welſch ich hier mich nenne — ſeht mir's nach!
Weil man, als ich in's Leben trat, ſo ſprach.

L.

Ob ird'ſche Seligkeit? ob ew'ges Heil?
Eins ſollte mir ums andre werden feil!
Nicht ſchönen Sieges ſollt' ich werden froh!
Doch auch die ird'ſche Wonne mir entfloh;
Der Honig ſchmeckte bitter mir wie Galle
Und ſüß war nur der Tod mir nach dem Falle.

M.

Noch immer zeig' ich in Tanzmeiſterſchritten
Vergangner Zeiten elegante Sitten,
Phraſen, unübertrefflich ſtyliſirt,
Epigrammatiſch jedes Wort pointirt;
Der Herzen Schwächen hab' ich wohl belauſcht,
Doch nie mich in Begeiſterung berauſcht;
Fort wird mein Lob man, wie herkömmlich, ſingen,
Doch zur Bewundrung kann ich Niemand zwingen.

N.

Schlecht — wie lucus a non lucendo faſt! —
Zu meinem Inventar mein Name paßt;
Er deutet an, was Jeder haben muß,
Und meiſt enthalt' ich doch nur Ueberfluß.

O.

An früh're Zeiten mahn' ich, wo die Eile
Gebührend noch gezügelt war von Weile,
Wo ordnungsmäßig nach der Laſt und Plage
Auch Raſt und Pauſe winkte jedem Tage;
Und blieb der „Freund" auch eine Antwort ſchuldig:
Man wartete von Poſt zu Poſt geduldig.

P.

Zuerſt war's mühſam, mich nur auszuſprechen,
Dann mußte man ſich lang den Kopf zerbrechen,
Bis man errathen: Was von mir man wollte:
Daß Aeskulape ich großziehen ſollte.

Ph.

Ein mächt'ges Haus, für ein friedfertig Heer
Beſtimmt, nenn' ich — doch nur imaginär;
Weil Niemand drin verſuchen will ſein Heil,
Steht's, -- wie manch ſpaniſch Schloß — zum Abbruch feil.

R.

Vom heißen, feuchten Boden ausgebrütet,
Hab' ich, ein häßliches Reptil, gewüthet
Mit gier'gem Blutdurſt, wachſend ſtets und ſchlimmer.
Der Fanatismus warf den fahlen Schimmer
Auf meine blutlos leichenhaften Züge;
Nicht unterſchied ich Wahrheit mehr und Lüge,
Von blindem Egoismus eingeſponnen,
Bis ich die Höhe nahezu gewonnen, —
Berechnend, ſchlau, eiskalter Rechenmeiſter,
Geborner Feind des Adels, auch der Geiſter: —
Als auf ein Spalt vor meinen Füßen klaffte,
Und Fluch-beladen mich hinunter raffte. —

S. 1.

Damit Du mir nicht ſchuld gibſt Irreleitung,
Mahn' ich an meine *doppelte* Bedeutung.
Sehr reich und vornehm bin ich in der einen
Und ſtolz herunter ſeh' ich auf die Kleinen,
Meine Verwandte, denen's nicht geheuer,
Wenn ſie zu nahe kommen meinem Feuer.
Dann aber bin ich auch ein dürft'ger Mann,
Der nicht Geſchmack dem Leben abgewann,
Und, wenn er auch die Weltluſt nicht verfluchte,
Sein Heil im Dunkel, in der Stille ſuchte.

S. 2.

In der Chemie Gebiet wähntſt Du zu kommen,
Als meinen Namen Du zuerſt vernommen;
Bald aber wirſt Du Deines Irrthums inne;
Doch ſeltſam wird, unheimlich Dir zu Sinne;
Du tratſt in ein Laboratorium,
Wo tauſend Räder Dir im Kopf gehn um.

T.

Wie zum *Anbieten* bin ich auch zum *Schenken*
Gemacht, — Ablehnung würde beinah kränken,
Auch kommt es vor wohl kaum — im letztern Fall; —
Ich nehm' in Dienſt das koſtbarſte Metall,
Und gilt es zu bethät'gen hohe Gunſt,
Nimmt mein ſich an noch eine edle Kunſt.

V.

Ich gleiche einer luftigen Kaſerne;
Durchs Dach herein leuchten die lieben Sterne;
Streng ſind zwar die Etagen nicht geſchieden,
Doch kommen die Hausleute aus in Frieden;
Es waltet ſtets ein buntbewegtes Leben
Und für Muſik herrſcht ein erfreulich Streben.

XXVI.

Zwei-, drei- und mehrſilbig.

A.

Zu welchen Höh'n ein mächt'ger Geiſt ſich heben,
Wie, brütend, er ein Chaos kann beleben,
Was er von Schätzen ſich kann machen eigen,
In welche Tiefen der Erkenntniß ſteigen —
Wie er das Fernſte bindend kann umfaſſen,
Glüh'nd lieben Reines, und Gemeines haſſen,
Das Ird'ſche mit des Geiſtes Hauch durchdringen,
Den Stoff zum Dienſt der heil'gen Schönheit zwingen,
Hab' ich, ſtumm pred'gend kommenden Geſchlechtern,
Gezeigt der Kunſt Entweihern und Verächtern.
Anſprechend wenig, keinem Recht entſagend,
Den Blick nicht vor den Höchſten niederſchlagend,
Nie in des Tags Genuß den Sinn verſenkend,
Zum Richter-Ernſt der Ewigkeit ihn lenkend,
Den Pöbel nie mit ſüßem Manna nährend,
Die Schmach der Sinnenſklaverei abwehrend,
Nie um die Gunſt entnervter Weltluſt buhlend,
Die Heldenkraft zu ſtrenger Weisheit ſchulend,
Hab' ich des Gott-berührten Geiſtes Art
Im Wandel wie in Werken offenbart:
Ich durfte — noch als höchſter Greis nicht alt, —
Dehnend des Lebens Dauer und Gehalt,
In ſtetem Ringen, Schaffen, frommem Trauern,
In ungebeugter Kraft und Hoheit dauern.

B.

Voll Ungeduld, zu wirken und zu handeln,
Die Menſchheit in der Wurzel umzuwandeln,
Erfand für Bildung ich und Weltaufhellung
Die einzig rationelle Feldbeſtellung.
Mein werbend prahleriſches Siegsgeſchrei
Zog Hoch und Nieder, Alt und Jung herbei;

Ein Feind der Wunder that ich ſelbſt Mirakel
Und meine Weisheit galt als Weltorakel.
Doch hab' erlebt ich nur ſparſame Frucht,
Denn Klarheit fehlte ſelber mir und Zucht.

C.

Noch bin ich das Entzücken vieler Geiſter,
In Einer Kunſt kaum übertroffner Meiſter.
Daneben andre Bahnen zum Wettlauf
Sich, meinen Ehrgeiz lockend, thaten auf;
Und nicht ſchlug es mir fehl; zu hoch doch zielte
Mein Wunſch; die Eitelkeit, mein Dämon, ſpielte
Mit mir, der auf viel ſchöne Gaben pochte,
Doch das Geſchick zu zwingen nicht vermochte;
Mir fehlte zu des Geiſtes Schwung und Schliff
Der ehrne Wille und der ſichre Griff;
Zu ſpät fühlt' ich: nicht Stand hielt mein Metall
Der Zeit mit ihrer Rieſenhämmer Fall, —
So ward ich kläglich im Conflikt zerrieben,
Dem ich wär' klüger gänzlich fern geblieben.

D. 1.

Ich wärme nicht und doch in Wintertagen
Hört man nach mir gerad' am meiſten fragen;
Dem Nächſten, Beſten dien' um ſchnöden Lohn
Ich, die charakterloſeſte Perſon.
Zurück beb' ich vor keiner ſchwarzen That,
Geläufig ſind Betrug mir und Verrath;
Faſt jedes Laſter hab' ich angenommen
Und mir abhanden iſt die Schaam gekommen.

D. 2.

So weit mein Denken reicht — als Tagedieb
Ich immer mir die lange Zeit vertrieb;
Auch denk' ich meine Art nicht mehr zu ändern;
So hab' ich mit noch ſchlimmern Zeitverſchwendern
Zu dieſem Zweck den ew'gen Bund geſchloſſen,
Als Einer liederlichen Zunft Genoſſen.

E.

Italien fiel „die unglückſeel'ge Gabe
Der Schönheit" zu; darob zu klagen habe
Auch ich, halb Deutſchlands, halb Italiens Sohn;
Mir winkte meines großen Vaters Thron; —
Verrathen durch Schönheit — in Kerkermauern
Mußt' ich des kurzen Lebens Reſt vertrauern.

F.

Ich fand, — vom ancien régime gehaßt, —
Doch meinen Weg zum Boudoir und Palaſt,
Wo man des Witzes Feuerwerk belachte,
Als ſchon der Boden kniſterte und krachte,
Und, — wie verderblich jenes Feuer brannte,
Mit dem ſie ſpielten, — man zu ſpät erkannte.

G.

Der Schönheit nicht den Ehrenplatz beneid' ich,
Häßlich zu ſein ſehr gerne mich beſcheid' ich;
Was von der Schönheit Zauberkraft man ſpricht:
Das reicht an meine Macht von ferne nicht!
Lähmend, der Helden Wange färb' ich bleich,
Und einem Heer gilt meine Hülfe gleich.

H.

In der Verwandlung Künſten bin ich Meiſter,
Meiner Beſchwörung folgen viele Geiſter;
Räume wie Zeiten kann ich überſpringen,
Kann mich zu jeder Lage Stimmung zwingen,
In Zungen reden kann ich, ſchmeicheln, toben,
In allen Stücken mich als Held erproben.

J.

Ich werde nicht von vielen ird'ſchen Stoffen
An Adel und an Schönheit übertroffen;
Stolz ſich aufblähend in die Schranken trat
Mit mir vor kurzer Zeit mein Surrogat;
Ob es ſich mir von fern gleichſtellen mag?
Gebracht hat bald die Sonn' es an den Tag.

Der Parvenu, — hat er auch ſeinen Schatz
Gefüllt, — muß laſſen mir den Ehrenplatz.

K.

Lang ſtand bei Gaum' und Zung' ich nur in Gunſt;
Jetzt leiht mir höh're Würdigkeit die Kunſt;
Als Büſte und als Medaillon zu ſchauen
Bin ich, darf Gruppen, Schlöſſer, Tempel bauen.

L.

Wohl mit gerechterm Stolze hat geprahlt
Nie eine Mutter; keine hat beſtrahlt
Mit überird'ſcher Glorie, goldnem Glanz,
Wie mich des Sohns, der Tochter, Feuerkranz.

M.

Der Sturm, dem Eichen ſich und Maſten beugen,
Er iſt mein Element! Ihr müßt's bezeugen,
Die mich geſehn in toller Leidenſchaft,
Mich angeſtaunt im Vollwuchs meiner Kraft!
Die meiner heißen Jugend Wunſch erkoren:
Sie hat den Sturm mir, den Orkan, geboren,
Der mir die Sünde, mir den Fluch gebracht
Und mich hinabriß in des Elends Nacht.
Dann hab' ich ſelbſt, dahin, dorthin verſchlagen,
In keckſtem Spiel, mit der Verzweiflung Wagen
Den Sturm, den raſenden, noch angefacht,
Der plötzlich wie ein Samum aufgewacht;
Deß Heulen, — blut'gen Kampfes Wiegenſang, —
Zu allen Höh'n, in alle Tiefen drang,
Die Mächt'gen wie Geſpenſterpochen ſchreckte
Und in des Schwarzen Bruſt ein Echo weckte.
Da wiegt' ich mich im ſtolzeſten Genuß!
Ich war der Geiſt des Sturms, war Aeolus;
Vor meinem Donner bebten Schloß, Thurm, Mauer,
Begeiſtrung weckt' ich, Zorn, Haß, Schaam und Schauer;
Bis dann ich, ſatt blind taumelnder Empörung,
Griff nach dem Zauberſtabe der Beſchwörung.

Bewußt, daß ich allein in ſolchem Wetter
Als Steuermann noch möglich ſei und Retter;
Feſt blieb mir Herz und Hand, und klar der Blick.
Da winkte mir, abrufend, das Geſchick . . .
Viel Ernten wuchſen mir in wenig Jahren . . .
Gelebt im Sturm, — im Sturm dahingefahren!

K.

Wie das latein'ſche Weſen abgenommen,
So bin auch ich außer Gebrauch gekommen,
Ein Wort, das luſtig und elaſtiſch zwar,
Doch mundgerecht, bequem zum Schimpfen war,
Das heilſam des Pedanten Gall' entleerte
Und den Geſchimpften doch nicht hoch beſchwerte.

L.

Ein Held unübertroffen — unverſchuldet
Hab' ich doch viel Unwürdiges erduldet
Von einem Dichter, der, ungeiſtlich ganz,
An meinen Namen einen Roſenkranz
Leichtfertig luſtiger Geſchichten reihte
Und mein Gedächtniß ſo, frivol, entweihte,
Doch üpp'ge Luſt, Tollheit und Fürſtenlob
Mit Perlen ew'ger Poeſie verwob.

P. 1.

Geübt hab' ich deſpotiſche Gewalt;
Die Firma, troß Perſonenwechſel, alt,
Hat einen großen Namen ſich gemacht
Und reicht zurück in fernſter Zeiten Nacht.
Geduldig mußt' ich mirs gefallen laſſen,
Daß mich entlaufene Scribenten haſſen,
Daß Vieles ſie zu meiner Schmach berichten;
Jetzt denk' ich die Urkunden der Geſchichten,
Zu lang verwahrt in bombenfeſten Tiefen,
An's Licht zu ziehn aus neidiſchen Archiven.

P. 2.

Manch Attentat auf mich bei Tag und Nacht
Ward, ſeit ich exiſtire, ſchon gemacht,

Und ſelten kam es zur Intervention.
Meiſt trug der frechſte Burſch den Preis davon;
Doch Einmal hab' ich ſelbſt ein Attentat
Gemacht, wo ich mit kecker Stirn auftrat
Und dem Großtürken einen Streich verſetzte,
Daß Alles aufſprang und die Säbel wetzte.

L.

Ich, überall gewünſcht in's Pfefferland,
Bin mit latein'ſchen Worten drei'n genannt,
Denn unter einem unglückſel'gen Stern
Bin ich geboren; Niemand hat mich gern;
Ich ſtifte, ohne Bosheit, ſtets Verdruß,
Ich lenke fehl den beſtgezielten Schuß;
Verwechſelt werd' ich immer, angetraut
Wird durch Verſehen mir die falſche Braut,
Wenn ich für mich den deutſchen Namen ſuche:
So find' ich ihn in Uhlands Liederbuche.

R. 1.

Von eines Gott's Myſterien kann ich zeugen,
Dem ſich die freiſten Herzen müſſen beugen.
Der Träumer wird von ihm erweckt zum Dichter,
Sein Feuer wärmt, beſchämt den kühlen Richter,
Er lehrt Verzagte nach dem Höchſten zielen,
Mit Tod und Leben — ich erprobt' es — ſpielen;
Verſagt ward mir das Sieger-Loos vom Glück,
Doch meinen Einſatz nie nähm' ich zurück.
Den Schickſals-Becher leert' ich ohne Scheue
Und nicht vergällt hat ihn Ein Tropfen Reue.

R. 2.

Nicht ſchöpferiſchen Geiſts, wohlhabend, müſſig,
Der Gegenwart, der Arbeit überdrüſſig,
Doch von der Eitelkeit Dämon gejagt,
Von bleierner Langweile Laſt geplagt,
Ruf' ich aus alten Schöpfungen manch Stück,
Geſpenſtiſch halb und Torſo halb, zurück;
So zwiſchen Altem und dem Neuen ſchwank' ich
Und, überſatt, doch an Gelüſten krank' ich.

S.

Ich ſchaue auf mein vielgeprieſ'nes Glück
Im Grunde doch mit Mißmuth nur zurück;
Der Rede war ich, ſelbſt der Dichtkunſt Meiſter,
Die Herzen lenkt' ich und ich zwang die Geiſter;
In edler Künſte Pfleg' ich mir gefiel;
Theure Liebhabereien hatt' ich viel;
Doch thatlos hab' ich meine Zeit zerſplittert;
Hart, hab' ich Viele gegen mich erbittert;
Wenn ſelbſt ich halte über mich Gericht,
Starrt mir die herbe Wahrheit in's Geſicht.
Es ſträubt mein Stolz dagegen ſich vergebens: —
Daß Null von Null die Summe meines Lebens!

T.

Kein rühmlich Denkmal hab' ich mir geſetzt,
Bin ſelbſt in meiner Heimath ſchwach geſchätzt;
Obwohl, — ein Stammeserbtheil! — mir ſah gleich
Abneigung gegen Oberherrn und Reich;
Verräther ſelber und zum Lohn vom Glücke
Verrathen, büßt' ich für vielfache Tücke;
Doch durfte, ſtatt mein Schickſal zu erfüllen,
Ich meine Schmach in eine Kutte hüllen.
Läßſt Du die mittlere der Silben fort —
An Lorbeern mahnend, übrig bleibt ein Wort,
Das einen Sänger vor die Seele malt,
Der tauſendfach den Fürſt-Mönch überſtrahlt,
Den weicher, kranker Seele hoher Flug
In's Reich der Dichtung und der Schwermuth trug.

U.

Mein Wort hat einen ominöſen Klang,
Gemahnend an des Schickſals ehrnen Gang;
Gebrochen hab' ich manche ſtolze Kraft,
Gefordert manches Haupt zur Rechenſchaft;
Gelungen iſt's noch keines Franklin's Witz,
Ablenkend zu entkräften meinen Blitz.

V.

Ihr Alle kennt der Reiche ſichern Grund;
Nicht unbeſcheiden nennt es, wenn mein Mund
Ausſpricht die Hoffnung: daß auch ich noch habe
Am Reich gebaut, ruht' ich gleich ſchon im Grabe,
Als durch des Himmels Gunſt, durch große That,
Der treuen Herzen Wunſch in's Leben trat.

W.

Ich brach des großen Abenteurers Glück
Für immer; nie beſchwor er es zurück;
Mein andrer Name mög' in fernſten Zeiten
Zwei edeln Völkern Bund und Heil bedeuten,
Obwohl geſagt ſich's Deutſchland laſſe ſein:
„Der Starke iſt am mächtigſten allein!“

Z.

Der Pöbel wird Beifall und Lob verſagen
Zwei Weiſen, welche meinen Namen tragen,
Weil Einer nicht vor'm Schein die Waffen ſtreckte,
Den Andern, für die Pflicht, der Tod nicht ſchreckte.

XXVII.

Dreiſilbig.

A.

Voran ſtolz ſchreit' ich an der Räthſel Spitze;
Der Platz gebührt mir auf dem Herrſcherſitze,
Deß Hof ſo zahlreich Könige wohl ſchmückten
Als ſich in Erfurt vor dem Corſen bückten.

B. 1.

Zu Würde zwar und Glanz ward ich erhöht,
Weisheit, Geſang umgab mich, Majeſtät;
Erinnerungen doch aus frühern Tagen
Konnt' ich ſo leicht nicht aus dem Sinn mir ſchlagen;
Nicht glatt und rein das Leben mir verlief,
Und immer drückt mich ein fataler Brief.

B. 2.

Ich bin es, die mit Circe's Kelch berauſcht,
Fühllos todbringende Geſchenke tauſcht;
Ich bin es, die, verläugnend mein Geſchlecht,
Beuge der ehrnen Würfel Spiel das Recht.
Ich die zum Kehraus ſtürm'ſche Paare rüſte,
Und, brauſend wie ein Sturm, die Welt verwüſte.

C.

Jetzt, wo ein glühender Verehrer kund
That meinen Reiz — Wem wäſſert nicht der Mund
Nach mir — nach meiner grünen Schluchten Nacht,
Nach meiner Höhen, meiner Felſen Pracht?
Nach meines Heldenſinn's antikem Schnitte?
Nach zaubriſchem Echo homer'ſcher Sitte?
Wer ahnt, von meinem Aether weich umhaucht,
Daß jüngſt von Brand und Blut es hier geraucht,
Das Mordſchwert wilder Fanatismus ſchwang,
Doch der Verzweiflung Hochſinn nicht bezwang?
Schön iſt das Jetzt, — in dämmernd graue Tiefe
Thu' auf ich des Vergangnen Perſpective,
Von Helden, Ungeheuern, Liebesnetzen,
Von weiſen Künſtlern, Königen, Geſetzen.

D.

Geſpielt hab' ich doch ein gefährlich Spiel,
Denn mit dem tollen Manne wagt' ich viel,
Der, plump bald, ungeſchlacht, mich arglos herzte,
Mit dem bald ich, und zwar nicht harmlos, ſcherzte;
Denn immer wieder hab' ich ihm geheuchelt,
Bis ich ihm ſein Geheimniß abgeſchmeichelt;
Das hat mir eingebracht ein ſchönes Geld,
Daß ich mich ſchmücken kann wie's mir gefällt.
Ich denke bald mich nach Paris zu wenden,
Dort meine Buhlkunſtſtudien zu vollenden.

E. 1.

Mit Königinnen, Göttinnen, Prinzeſſen
Und weiſen Frauen kann ich mich nicht meſſen;

Ausländ'rin bin auch ich, mit Reiz geſchmückt,
Daß manches ſtolze Haupt um mich ſich bückt;
Wenn ich mich zeig' in meiner vollen Pracht,
Wird manche Pilgerfahrt zu mir gemacht.

E. 2.

Wo von Schönheiten ſolche Zahl zuſammen
Sich fand, darf die, von der die ſchönſten ſtammen,
Nicht fehlen, mögt Ihr auch mein Recht verneinen,
In dieſem reichen Kreiſe zu erſcheinen,
Weil Ihr den Namen, den dreiſilbig vollen,
An mir vermißt und Manche auf mich grollen,
Als wüßt' ich nicht im rechten Styl zu leben
Und hätt' unſrem Geſchlechte viel vergeben.

F.

Ob man auf Deutſch mich nennt, ob auf Latein —
Der Unterſchied iſt ſelbſt für Laien klein;
Lateiniſch ſteh' ich hier; meiſt wiegt doch ſchwerer
Das fremde Idiom der Weisheitslehrer.
Oft trug der Unverſtand die Wahrheit vor
So treffend, daß ſie nichts bei ihm verlor.

G.

Zwar hob das Schickſal mich auf einen Thron,
Doch ſchwer war zwiſchen dem Gemahl, dem Sohn,
Die Stellung, und im Spiegel der Geſchichte
Stell' ich mich anders dar als im Gedichte. —
Jüngſt bin ich in der Leute Mund gekommen,
Doch grad nicht freundlich wurd' ich aufgenommen;
Man tadelt an mir Gang, Profil, Geſtalt,
Allzu koſtſpielig ſei mein Unterhalt;
Nicht umzugehen wiſſ' ich mit dem Geld,
Und ſo ſei mein Credit fatal beſtellt.

H.

Gar ſeltſam meine Abenteuer ſind,
Als alter, wie moderner Dichtung Kind;
Faſt möcht' ich der Erinnerung entfliehen,
Viel hab' gefehlt ich, viel ward mir verziehen;

Mir kam zu ſtatten zaubriſche Verblendung
Und holder Mächte ſchmeichelnde Verwendung.
Doch, litt ich eben nicht von gift'gem Haſſen:
Viel mußt' ich mir doch oft gefallen laſſen
Von der Anbeter plumpem Ungeſchick, —
Manch groben Wink, manch unbeſcheidnen Blick.
Die Fürſtentochter drängt der freche Schwindel
Zum Umgang mit anrüchigem Geſindel;
Gewohnt, Alter wie Jugend zu begeiſtern,
Muß ich jetzt ſchön thun garſt'gen Hexenmeiſtern.
Wie ſehn' ich zu der Jugend reinem Glück
Aus der modernen Wirthſchaft mich zurück!

I.

Nie rann der Strom der treuen Liebe glatt!
Einmal vom vollſten Zug der Wonne ſatt,
Bin ich Beglückte in den Tod geſunken,
Klar Aug' und Geiſt, und nur die Seele trunken;
Komm' ernſte Nacht! es ſteht die Gruft erbaut,
Und gramentladen ſteigt hinab die Braut.

K.

Von mir war's eine Schweſter, die das Leben
Dem Licht- und Freudebringer hat gegeben,
Der friedevoll den goldnen Strahl verſendet,
Der ſegnend alle höchſten Gaben ſpendet.
Ich brachte einen Unhold an das Licht,
Der, hochbegabt zwar, doch zum Segen nicht,
In ehrne Hand des Schickſals Griff bekam
Und der den Frieden von der Erde nahm.

L.

Schwer läßt mein grauenhaftes Antlitz leſen
Daß ich vor Zeiten wunderſchön geweſen;
Verzerrt zur wildſten Fratze iſt es jetzt,
Daß Alt' und Junge fliehn davor entſetzt.
Das Herz der Mutter hat, ruchlos mißhandelt,
Mich zum boshaften Scheuſal umgewandelt;

Die Augen ſetz' ich, das erhöht den Graus,
Bald ein im Kopf, bald nehm' ich ſie heraus.
Das aber iſt boshafte Fabelei:
Daß durſtig nach der Jugend Blut ich ſei.

M.

Daß ganz und gar ich bin vergeſſen nicht,
Macht nur mein Sohn, das große Kirchenlicht,
Auf welchen heut zwar Wenige mehr hören,
Doch fromme Eifrer als unfehlbar ſchwören.
Man zollte hohes Lob ſeinen Talenten;
An führte ſtets er die Intransigenten.

N.

Ganz würde die Geſchichte von mir ſchweigen,
Könnt' ich mich nicht mit einem Sohne zeigen,
Der, ohne Krone, Schwert und Herrſcherſtab,
Viel Hunderttauſenden Geſetze gab
Jahrhunderte herab — ein langer Krieg
Von Geiſt und Fleiſch, mit zweifelhaftem Sieg.

O.

Ich heiße groß zwar, aber bin zu klein,
Selbſtändig einen Sinn zu ſchließen ein;
Mit einem Andern meiner Art umſchlinge
Ich, ein geſchloſſner Kreis, das All der Dinge.

P.

Mein Name glänzt einfach in der Geſchichte,
Doch dreigeſtaltig feiern mich Gedichte,
Als Heldin, Rednerin und Seherin;
Wer gönnt mir nicht dreifachen Ruhms Gewinn?
Ein edler Geiſt vergißt die Worte nie,
Die mir der unerreichte Britte lieh;
Manch frommes Herz hat ſich am Traum erbaut,
Drin des Gerechten Zeichen ich geſchaut;
Von mir beſchämt ward ſtarker Männer Muth,
Als ich mich ſtürzte in des Todes Fluth.

Q.

Beliebt, trotz ihrer Bitterkeit, jetzt ſind
Orangen, Ingwer, Calmus, Bier, Abſynth;
Mit mir jedoch hat ſich's noch nicht geſchickt,
Es laſtet noch auf mir das Interdikt.
Und werd' ich eingeſchwärzt in einem Tranke,
So ſchüttelt ſich, den Mund verzieh'nd, der Kranke.

R.

Ein ſchönes Lied erzählt, wie wunderbar
Mit fremdem Loos verflochten meines war;
Mich hob aus blöder Kindheit, riß vom Schoos
Heidniſcher Nacht des Helden Liebe los.
Was mir gebrach an kindlichem Reſpekt,
Hat felſenfeſte Treue zugedeckt
Für den Geliebten, dem ich mich ergab,
Die Flucht nicht ſcheuend, Stürme nicht und Grab.
Heil ging, nach ſegnender Geſtirne Lauf,
In fremdem Glück mir und der Himmel auf.

S.

Wo ſo viel Frau'n ſind, darf auch ich wohl pred'gen,
Meiner Weisheitsſentenzen mich entled'gen.
Papiere hab' ich viel, ſehr hoch geſchätzte,
Die ich doch ſelbſt nicht in Metall umſetzte;
Schiffbruch litt, argen, ich als Pädagog,
Denn eine Schlang' im Buſen ich erzog;
Nicht hat Beredſamkeit den gift'gen Biſſen,
Nicht ſchärfſte Dialektik, mich entriſſen.

T.

In ſittlichen Verderbens Wüſtenei
Eine beſcheidene Einſiedelei
Bewohnt' ich; doch den feigen Herrn der Sklaven
Ließ Eines Mannes frei'res Wort nicht ſchlafen;
Ihn ſtachelte die Furcht; er ruhte nicht,
Bis ausgelöſcht war meiner Zelle Licht,
Und aus poſaunte Sklavenmund den Sieg,
Als Eines Mannes ſchwache Stimme ſchwieg.

U.

Wie doch in meinem Namen ſich verirrte
Der Zufall! Ich, der treuſte, frömmſte Hirte
Ward nach dem ſchlimmſten Herdenfeind benannt,
Und dieſer Name ward der Welt bekannt.
Ein Stolz bin der Nation ich, bin ein Gründer,
(Vergeßt dabei die heut'gen, reichen Sünder!)
Der mit gediegnen mächt'gen Quadern baute,
Der auf das Wort und auf den Geiſt vertraute;
Hoch ragt mein Werk, in Alters Majeſtät,
Das doch, ſich ſelbſt verjüngend, neu erſteht.

V.

Die andre Gottheit hat mich fortgedrängt,
An deren Cultus jetzt der Sieger hängt;
Vielleicht daß aus man meinem Namen weicht,
Weil allzuſehr er einem Worte gleicht,
Das Frauenzimmer ärgert mehr als ſchmückt,
Wenn ſie der Jahre Laſt zu ſichtlich drückt;
Doch auch die ächte Etymologie
Führt höher nicht als bis zu jungem Vieh.

W.

In unſern ſchwarzen Bergen wird nicht viel
Regiert; man reſpektirt des Nachbars Spiel;
In meiner Hand iſt oberſtes Gericht,
Autorität, der Keiner widerſpricht,
Wenn nicht gereizt er wird; doch iſt nicht ſtreng
Der Strafkodex, noch mein Gewiſſen eng.

Z.

Mein fremder Name war ein leichter Schleier,
Als der german'ſchen Schönheit ſinn'ge Feier
Weihte der hohe Dichter, lieberfüllt,
In das Coſtüm des Orients gehüllt.

Diſtinguirte Geſellſchaft.

Belegt iſt ein Salon für größre Damen,
Die, Fremde, meiſt aus weiter Ferne kamen.
Vielleicht geruht der fürſtliche Beſuch
Sich einzutragen auch ins Fremdenbuch.

A.

Ich weiß, daß mich eiskalte Richter haſſen,
Doch Hochgeſinnte mich nicht ſchmähen laſſen.
Wenn ich, in ſchöner Freiheit mich bewegend,
Blick, Miene, Wort, Geberde ſittſam wägend,
Doch unbewußt, — den Kreis weitherz'ger Sitte
Nie übertrat mit einem leiſen Schritte,
Um mich den Kranz erlauchter Geiſter ſah,
Und dem Vertrau'n des Größten ſtand ſo nah, —
Wenn ich Gedanken, die den Sproſſen gleich
Des erſten Lenzes, — friſch, an Zukunft reich,
Der Menſchheit Auserleſene bewegten
Und Kunſt und Geiſt zu neuen Thaten regten, —
Im Innerſten davon erfaßt, ſann nach,
Mein weicher Mund der Weisheit Worte ſprach,
Der Männer ſtürmenden Gedankenflug
In Frauenmaße dämpfend übertrug,
So doch, daß tiefe Sprüche, umgeboren,
Wuchſen an Reiz, und nicht an Kraft verloren —
Wenn doch des Blicks, der Wange Glüh'n ließ leſen:
Daß in Athene nicht aufging mein Weſen,
Und Zeugniß gab des Auges Niederſchlag,
Daß ich auch ſüßer Leidenſchaft erlag:
Wer ſo mich ſah, die goldnen Funken ſprühend
Des Genius und der ſchönſten Sprache, — glühend
Von Schönheit, — von Begeiſterung geadelt —
Wer hätte mich mit leiſ'ſtem Wort getadelt?
Wer ſänne nicht des Schickſals Räthſel nach,
Das Einmal ſolche Blüthe ſchuf und brach?

E.

Wahnſinnig-launenhafter Liebe Spiel
War ich, — geſchleudert an ein dunkles Ziel;
Vom Wellenſchlag maßloſer Leidenſchaft
Betäubt, verſchmäht, erhöht und weggerafft;
Verkannt als Knoſpe, — voll erſchloſſen kaum, —
Entblättert und zerfloſſen wie ein Traum,
Gerettet aus des Lebens Sünd' und Harm
In des zurückerſtrittnen Vaters Arm.

E. 1.

Mit meines Namens wohlgefäll'gem Schein
Stimmt leider nicht mein Leben überein; —
So viel, was Ehre, Treue, Sitte höhnt,
So wenig, was entſchuldigt und verſöhnt!
Mein Unſtern wollte, daß ein goldner Mund
That meine Ueppigkeit und Weltluſt kund;
Ich war ein Weib — wie konnt' ich mich entbrechen,
Am ſalbungsvollen Cenſor mich zu rächen?
Jetzt ſeh' ich: übel iſt es mir bekommen,
Denn ganz hat er mir Lob und Ruf genommen.

E. 2.

Meine Lehrjahre laſſ' ich unbeſprochen;
Glänzend iſt mir der Mittag angebrochen,
Auf ſtrahlte plötzlich, wunderhaft, mein Stern.
Halb galt das: „Gleich und gleich geſellt ſich gern,“
Nicht ganz; an Vieles mußt' ich mich gewöhnen,
Mit Manchem wußt' ich nie mich auszuſöhnen;
Heißblütig hab' ich drohend oft gegrollt,
Verſtimmt auch oft geſpöttelt und geſchmollt.
Mein Tag war ausgefüllt von meinen Pflichten;
Ich hatte große Dinge zu verrichten:
Da war bald Staatsraths-Sitzung der Toilette,
Bald ſaß das Tribunal der Etikette;
Zu redigiren hatt' ich Feſtprogramme;
Zu ſchüren des Gemahls erlahmte Flamme;

Mit Eifer warb' ich um der Heil'gen Gunſt;
Daneben trieb ich etwas ſchwarze Kunſt:
Ich hörte an — hatt' ich ein Stündchen frei —
Rapport meiner geheimen Polizei; — —
Und all die Herrlichkeit im Nu zerſtört,
Weil mich zu rechter Zeit man nicht gehört!
Doch tröſtet die Erinn'rung mich im Tode:
Einſt ....s, Königin der Mode!

K.

Geprieſen ward mein Reiz in alten Tagen:
Des Aufgangs Kön'ge mir zu Füßen lagen,
Und mehr als Könige, ob auch verſchmäht
Von Einem ward des Titels Majeſtät!
Mir gab das Schickſal — eine ſeltne Gunſt! —
Der Liebe Raſerei, des Herrſchens Kunſt,
Schönheit, den Geiſt ſo klar, das Herz ſo heiß,
Aus Dichtermund noch meines Sterbens Preis!
Genug der Träume! — Gehn ſoll der Hausknecht,
Mir rufen den Profeſſor Gieſebrecht,
Von Politik und Abenteuern, alten,
Werd' ich mit ihm ſehr gut mich unterhalten.
Vielleicht auch von den oriental'ſchen Fragen
Kann er, und meinem Land, mir etwas ſagen.

L.

Wie Janus trag' ein doppelt Angeſicht
Zur Schau ich; doch die Zeit berührt das nicht;
Der Ehre iſt das eine zugewendet;
Schwärzſte Beſchuldigung das andre ſchändet.

M.

Man warnte mich: ich würde hier verhöhnt;
Doch hab' ich längſt die Schaam mir abgewöhnt,
Als ich mit Leib' und Seel' aus allen Kräften
Mich drängte zu anrüchigſten Geſchäften,
Als mit der Menſchheit Abſchaum ich hielt Haus,
Zum Grimm die Langmuth forderte heraus.

Und das mir war der liebſte Zeitvertreib,
Wovon ſtets ſollte bleiben fern das Weib.
In Einem Stücke war vom Glück geſegnet
Mein Haus: daß es Tiaren drin geregnet.

N.

Welch prächtige Geſtalten! traun, ich weiß
Kaum, ob ich treten darf in ſolchen Kreis:
Obwohl auch mir nicht niedrig fiel das Loos,
Doch in einfachſten Sitten wuchs ich groß.
Nur leiſer Wunſch hat ſich in meinem Innern
Einmal geregt — wie fern liegt das Erinnern! —
Des Helden Herz hab' ich zwar nicht gerührt, —
Doch hat ein Dichter meinen Reiz geſpürt.

C. 1.

Mein Herz ſchlägt ſtürmiſch, ſtocken will mein Blut!
Dort ſteht ſie, die in frechem Uebermuth,
Die üppige Barbarin, den Gemahl
Der Römerin mit Buhlerkünſten ſtahl,
Und mit ſich den Treuloſen, dem noch lang
Anhing mein Herz, riß in den Untergang;
Doch muß des Herzens wilden Sturm ich ſchweigen;
Ich darf der Stolzen meinen Schmerz nicht zeigen;
Und, lebte ſie Glanz-, Liebe-, Ruhm-berauſcht:
Nie mit der Buhl'rin doch hätt' ich getauſcht!

C. 2.

In des Gemüth's, des Weltlaufs Finſterniſſen
Verirrt, — vom Strom bewußtlos fortgeriſſen,
Der Rettung für mein krankes Herz verſprach,
Das von Enttäuſchung, Lieb' und Trauer brach:
Nehm' meinen Platz, — wie meine Blumen rein —
Ich unter ſchwer lösbaren Räthſeln ein.

C. 3.

Aus meinem Namen ſchon wird offenbar,
Daß nah die Gunſt der Himmliſchen mir war,
Es fanden in ital'ſcher Jungfrau Buſen
Verſpätet ein Aſyl noch keuſche Muſen,

In einer Muſenſtadt ſah' ich das Licht,
Floß mir ein reicher Born von Unterricht;
Doch ruhelos kam ich nach bangem Wandern
Durch Krieg und Noth, zu einer deutſchen andern;
An Jahren jung, vom Ruhm doch angeglüht,
Iſt bald das holde Leben mir verblüht,
Doch eh' ich ſtarb, der Erden-Heimath fern,
Ging mir noch auf des reinen Glaubens Stern.

P. 1.

Strahlend iſt hier ein Kreis von hohen Frauen
Aus Morgen- und aus Abendland zu ſchauen;
Dem Kranz von Schönheit, Anmuth, Weisheit, Macht
Nah' ich, Vertreterin von Mitternacht.
Den höchſten Rang mir Jede zugeſteht
Kraft Alters-Rechts und Duldens Majeſtät;
Es galt als hehrſte meine Krone immer,
Iſt auch gedämpft und ſtrahlenlos ihr Schimmer;
Nicht Grund zum Tadel bietet, zur Verhöhnung
Das, was vorausgegangen meiner Krönung;
Nicht gerne denk' ich an mein Hochzeitsfeſt —
Ich ward — ein herbes Loos! — zum Thron gepreßt!
Bleich wie der Gram bin ich, wie das Verbrechen;
Doch Niemand darf von einer Schuld mir ſprechen,
Ehrfürcht'gen Mitleids iſt mein Loos nur werth,
Das, ein Myſterium, ſchweigend wird geehrt.

P. 2.

Mir, die des höchſten Glückes ward beraubt
Grad an der Schwelle, hat mein trauernd Haupt
Ein Dichtermund mit einem Gruß geſchmückt,
Wie er wehmüth'ger nie ein Herz entzückt.

T. 1.

Fürwahr es gibt kein Gut, das ich entbehre,
Ein weites Reich zollt mir Tribut und Ehre,
Der goldne Frieden herrſcht drin ungeſtört,
Auf jeden Wunſch mein holder Gatte hört.

Mein duft'ger Garten blüht in ew'gem Lenze,
Zum Feſte täglich ſpendend friſche Kränze;
Nie leer Vorrath und Schatz, mit vollen Händen
Geſchenke, Wohlthat, Segen auszuſpenden;
Süß iſt das Wirken mir und ſüß die Ruh,
Mit Jubelgrüßen ſtrömt Muſik mir zu, —
Und doch iſt mir zu Sinn: als ob die Seele,
Die unergründliche, zum Glück mir fehle!

T. 2.

Mir ward ſo leicht nicht auf dem Thron das Leben
Wie meiner zarten Nachbarin hieneben!
Und freilich meinem Gatten gänzlich faſt
Hab' ich erſpart des Regimentes Laſt,
Doch zärtlich liebt' ich ihn darum nicht minder;
Den Ehebund beglückten viele Kinder;
Weitläuftig war das Haus; vom frühen Morgen
Gingen bis Abends ſpät nie aus die Sorgen.
Auf Kleinſtes habe ſorgſam ich geblickt,
Gewaſchen und gebügelt und geflickt;
Fürwahr, nicht hab' ich meine Zeit verträumt,
Und doch dabei die Kirche nie verſäumt.
Sonſt ſchlichten Sinn's, hab' ich mit Glanz und Pracht,
Wenn's galt, auch ſtattlich die Honneurs gemacht.
Kein Schatz ward mir vom Vater hinterlaſſen,
Und niemals wollten füllen ſich die Kaſſen;
Mein Frauenſinn war abhold blut'gem Streite,
Es zwangen mich zum Krieg die böſen Leute;
So hat, bei meinem mütterlichen Walten,
Das morſche Haus mich leidlich ausgehalten;
Gott Lob, daß mir die Zukunft blieb verhüllt,
Und finſtre Ahnung ich nicht ſah erfüllt!

U.

Meine Erſcheinung, ungewohnt und neu,
Macht ſelbſt die hohen Frauen etwas ſcheu
Und mich bedünken will's, in dieſem Kranz,
So leuchtend, bleibt doch unerreicht mein Glanz.

Es haben, — wenn ſie's wollen frei bekennen, —
Die Wenigſten wohl je mich hören nennen.
Wie alt mein Thron und wie er ward gegründet?
Kaum Creutzer oder Schelling dieß verkündet;
Nicht End' und Anfang hat mein Regiment,
Es wechſelt nur der Name, der mich nennt;
Vernichterin des Ird'ſchen und des Scheins,
Bin ich mit meinem hohen Gatten Eins.

V.

Glück wohl verhieß mein Name! Glück empfunden
Hab' viel ich in längſt aufgezehrten Stunden!
Und ſchmerzlich nur iſt, was von frührem Glück
Verdorrt, verwelkt und glanzlos blieb zurück.
Nicht denkt, — Wer heute ſchon vergißt, was geſtern
Er hat beweint, und frech mich wagt zu läſtern,
Weil ich die Pflanze pflege meines Leides, —
Ob werth es ſei des tadelſücht'gen Neides:
Der Sehnſucht laſtendes Gewicht, — die Plagen,
Die jeder Tag hat und — die Krone tragen!

T.

Ihr werdet mir den Eintritt nicht verſagen;
Ich darf mich unter Königinnen wagen,
Mir gab das Schickſal keine ird'ſche Krone,
Doch komm' ich von der Weisheit hohem Throne;
Im Denken überragend mein Geſchlecht,
Sprach an und übt' ich meiner Gaben Recht,
Zu lehren frei, was fromm ich im Gemüthe
Bewahrt als Schatz, wovon der Geiſt mir glühte;
Den ernſten Sinn verlockte nicht das Neue;
Dem Alten hielt ich, es verklärend, Treue;
Schönheit und Tugend machten zum Mirakel
Der Welt mich; meine Stimme war Orakel
Lernfreud'ger Jugend, deren ſtürmiſch Lob
Ueber ſich ſelbſt hinaus die Seele hob.
Doch ruhte nicht grimmer Zeloten Haß.
Gift ſäend, wühlend ohne Unterlaß;

Wuthlechzend drängten blinde Pöbelhorden
Herbei ſich, mich Unſträfliche zu morden, —
Buchſtäblich — von der losgelaſſ'nen Meute
Zerriſſen und zerfleiſcht ward ich als Beute. —
So fiel ich, — vielbeweint und vielbewundert,
Verklagend laut mein *chriſtliches* Jahrhundert.

3.

Von Einem Blitzſtrahl ward die Burg zerſchmettert,
Von Einem Sturm der ſtolz'ſte Baum entblättert;
Auf ging ich und erloſch, ein Meteor;
Doch ob ich auch — ein Traum faſt war's, — verlor
Herrſchaft und Reich, in trop'ſchem Glanz erblüht,
Und, gleich der Tropenblume, ſchnell verglüht:
Als Heldin-, Wittwe-Königin hab' rein
Bewahrt ich meines Namens Edelſtein,
Und, *reich in mir*, auf das verlorne Glück
Sah' ohne Reu' und Sehnſucht ich zurück.
Ein Dichter hat, den der Inſtinkt beſeelt
Der Hoheit, mich zur Heldin ſich erwählt.

Ein vierblättriges Kleeblatt.

A. K. K. M.

Ein ſeltſames Spektakel gibt's zu ſchauen:
Eine Quadrille von vierſilb'gen Frauen,
Die hier ſich in zweiſilb'gem Reim gefunden;
Sonſt ganz emancipirt und ungebunden.
Ein bittres Amt war es für die Geſchichte,
Zu nähern theils, theils zu entziehn dem Lichte,
Was ſie verübt, und ihre wilden Launen
Bald zu verhehlen, bald auszupoſaunen.

C.

Kaum wird, Wer ſeinen Ruf hat anzuſchlagen,
Sich in die Nähe *ſolcher* Damen wagen;

Ich thu's; ich habe Wenig zu verlieren
Und kann wohl meine Exiſtenz riskiren,
Auf welche, wie bekannt in aller Welt,
Fürſt Bismarck keine großen Stücke hält.

Noch ein Quartett.

A. Herzerfreulich.

Frau, Wittwe oder Jungfrau bin ich nicht,
So feurig mancher Dichter von mir ſpricht;
Ich ſelber will nicht rühmen meine Kraft,
Beglückende Natur und Eigenſchaft;
Doch mag des Schickſals Huld ich Allen gönnen,
Die meiner Gaben theilhaft werden können.

C. Unjungfräulich.

Zwar ſelber bin ich keine große Dame,
Doch iſt der Welt nur zu bekannt mein Name;
Mein fauler Wahlſpruch iſt: Krieg der Familie!
Und mein Charakter: Gegentheil der Lilie!

E. Greulich.

Darf ich, entſprungen beinah heil'gen Quellen,
Auch dem ſeltſamen Kleeblatt mich geſellen?
Zwar ſtets vorräth'ge Thränen viel vergießend, —
Von Milde nicht und Segen überfließend,
Trief' ich von ſalbungsvoller Phraſen Schwalle,
Von Haß des Lichts, Verdammungsſucht und Galle.

Ph. Abſcheulich.

Von Sorgen ſchwer, der Zukunft ungewiß,
Sahn auf die nordiſche Semiramis
Des jetzigen deutſchen Geſchlechts Urahnen
Erfüllt von Furcht: daß auf Erobrungsbahnen
Sie vorwärts ſtürme, und daß keine Hemmung
Aufhalte die tartar'ſche Ueberſchwemmung;
Von Geiſtesnacht ſahn ſie, Stillſtand und Tod
Europa's wachſende Cultur bedroht. —

Ich, zwar nicht von des Nordens Eis gekommen,
Hab' jetzt der Kaiſ'rin Stelle eingenommen.
Was meine Plane ſind? fragt Jeder bang;
Noch fern droht die Gefahr, jedoch wie lang?
Schon hört Ihr klirren meiner Knechtſchaft Ketten,
Und ſeid um Waffen rathlos, Euch zu retten!
Könnt Ihr zurück nicht meine Schaaren treiben:
So wird Euch wenig Glück und Freude bleiben!
Von Eurer Habe nehm' ich Euch das Beſte,
Bei Todesſtrafe wehr' ich alle Feſte!
Ihr werdet ſitzen an den Waſſerbächen
Und Eure Harfen, weinend ſtumm, zerbrechen;
Erſtickend wird, trotz Klage, Buße, Faſten,
Mein Interdikt auf Euren Häuptern laſten.

Schlußräthſel.

1.

Das erſte *Wort*, das ſich, in fremder Tracht,
Von fern als Italiäner kenntlich macht,
Gleicht einem mancher Sprache kund'gen Meiſter,
Der zu äſthet'ſcher Kurzweil ſchöne Geiſter
Sammelt um ſich, wo Jeder dann, befeuert
Von des Wetteifers Sporn, ſein Beſtes ſteuert;
Von nah und fern eilen herbei die Gäſte,
Kein Alter und kein Land ſchließt aus vom Feſte;
Wie da in Farbenglanz die Blumen glühn!
Wie da des Scherzes Funken golden ſprühn!
Aus körn'ger Proſa, reizendem Gedicht
Ein duft'ger Kranz, betäubend faſt, ſich flicht!
Ernſt, Würde, Anmuth, Witz den Kampf beginnen,
Den Preis im holden Spiele zu gewinnen.
Fühlend den Ernſt der angeſtammten Pflicht,
Vererbter Ehre koſtbares Gewicht,
Steht auch allein oft ſtolz, fern von Genoſſen,
Des *Wortes* Hüter, felſenfeſt entſchloſſen:
Gelübde nie und Mahnung zu vergeſſen
Des Schilds, den ſeine Ahnen ſchon beſeſſen.

2.

Das zweite Wort führt in belebte Räume, —
Verflochten ſind grobkörn'ge Welt und Träume, —
Zwar wird manchmal zur Wirklichkeit der Traum,
Doch öfter ſchmilzt, was wirklich war, in Schaum.

Da drängt ſich durcheinander Jung und Alt,
Vornehm und Niedrig, Schön und Mißgeſtalt,
Kein Unterſchied heut! jeder Rang gefallen!
Ein fieberiſcher Wunſch nur lebt in Allen,
Brütend ob goldnem Traum in jedem Kopf,
Lechzend nach Sättigung aus Einem Topf!
Ein Ziel, einmüthig ſuchen die Gedanken,
Die Blicke, nichts von Haß heut und von Zanken,
Die Göttin, die das leichtſte Scepter führt,
Hat jedes Haupt mit ihrem Stab berührt,
Hat Roſenlicht um jedes Aug' ergoſſen
Und aller Herzen Sehnſucht aufgeſchloſſen;
Ein Krüppel heiſcht beſondre Gunſt von ihr
Und ſingt ſie an: „Komm auf mein Schloß mit mir!"

In einem Nebenraume ſitzt, bald ſtumm,
Bald ſich berathend, ein Collegium;
Um einen grünen Tiſch gedrängt ſie ſchwitzen;
Sie tragen ein ſtatiſtiſche Notizen
In Folianten, die zwei Männer halten,
Und Jeder füllt beſondre Rieſenſpalten.
Im Schreiben machen Pauſen ſie manchmal
Und werfen forſchend Blicke in den Saal;
Der Eine zieht ein grämliches Geſicht,
Wie's ſcheint, behagt ihm dieſes Volksfeſt nicht;
Ein Andrer jauchzt bei jeder großen Zahl;
Ein Dritter ſpricht ein Wörtchen von Moral;
Von Freiheit redet Der und Volksbeglückung,
Der Andre von verſuchender Berückung,
Und ſind ſie auch zuletzt im Votum einig:
Iſt doch die Eintracht ziemlich fadenſcheinig.

Fort aber lärmt's und ſchwärmt's im großen Saal! —
Der Schluß iſt aſchgrau — wie beim Carneval.

3.

Geöffnet haben ſich ſo viele Pforten
Dem Schlüſſel von gar mannigfalt'gen Worten;

Ein Männer-Name bleibt zu rathen nur;
Sein Klang iſt voll und tief iſt ſeine Spur.
Es iſt ein Name, der die Welt erfüllt,
Hier mit des Räthſels Schleier leicht verhüllt. —
Der Name, den als Eigenthum beſeſſen
Der Knabe; den jetzt faſt gemacht vergeſſen
Der andre, den des Mannes Thaten haben
In's Erz der Weltgeſchichte eingegraben.
Laßt Euch verdrießen nicht das Räthſelſpiel,
Das Euch auf leichtem Umweg führt zum Ziel!
Vernehmet denn: In tiefem Schatten ſchon
Lag Roms Geſchichte, als den Kaiſerthron
Räumte ein Fürſt, — bedrängt, doch nicht beraubt
Der Hoffnung, — den kaum fähig man geglaubt
Zum männlichen Entſchluß ſo ernſter That.
Mit Einem großen, ſchweren Schritte trat
Er, — ſeiner Zeit Entartung ſonſt verfallen, —
Sich opfernd, plötzlich in des Ruhms Vorhallen;
Er will des Schickſals Rad nicht länger hemmen,
Das blut'ge Meer des Bürgerkrieges dämmen, —
Ein ſpäter Nachglanz alter Römertugend, —
Nur ohne Götterweihe, Frucht und Jugend.

Sein Name zeichnet eines Reichs Verfall,
Mit dem ſchon alle Laſter ſpielten Ball;
An deſſen Heilung keine Kunſt ſich wagte,
Die Weisheit und die Hoffnung ſelbſt verzagte.
Werft weg in dieſer Nacht nicht das Vertrauen!
In lichtre Tage vorwärts laßt uns ſchauen!

Verheißungsvoll begann den Schickſalslauf
Ein junges Volk; ein goldner Stern ging auf
Den Helden, die vor räub'riſchen Barbaren
Der Menſchlichkeit ſieghafte Schirmer waren.
Aus edlem, uralt deutſchem Hauſe kamen
Drei unvergeßliche, erlauchte Namen,
Die jetzt mit neuem Stolz die Nachwelt nennt, —
Durch ein Jahrtauſend faſt von uns getrennt.

O ſtolzer Anblick jenes Erſten, Großen,
In deſſen Machtbeſitz zuſammenſtoßen
Fernhin der Welt Maß gebende Gewalten,
Zum Unheil oder Heil ſie zu geſtalten;
Er, — ein nie übertroffnes Königsbild,
Bald majeſtätiſch ſtreng, bald weich und mild,
Der, eh' er ſich zu Fahrt und Kampf riß los,
In Thränen an der Mutter Herz zerfloß!
Nicht Heldenkraft gebrach, nicht Herrſcherſinn,
Und doch — als Frucht kam Schaden ſtatt Gewinn!
Warum des Unheils Schaale überwog?
Warum die Stärke nicht das Glück erzog?
Warum der Reif, zu Deutſchlands Ruhm geſtiftet,
Wie das Gewand des Neſſus, es vergiftet?
Oh, welch Geſchick! ein Geiſt von Schönheit trunken
Und Ruhmbegier, in Nacht und Wahn verſunken!
Ein Jünglingsherz, das für das Höchſte ſchlug,
Erſtarrt! — ein flieh'nder Kaiſerleichenzug!

Schwach iſt des Menſchen Einſicht, zu verſtehn
Der ird'ſchen Dinge Werden und Vergehn!
Wo Menſchenwitz nicht mehr zurecht kann kommen,
Da wird zu Hülf' ein myſtiſch Wort genommen;
Da heißt's: Der Sterne Einfluß war nicht hold!
Denn, ward der hohe Muth, der Treue Gold
Nicht vollbewährt in tauſend ernſten Proben?
Ein ſchwarzer Faden, ach! war eingewoben
Dem Herrſcherkleid, der des Gewebes Glanz
Aetzend entſtellte und verzehrte ganz,
Bis es zuletzt in Moder faſt zerfiel,
Dem innern Neid, der Fremden Haß ein Spiel;
Was ward das heil'ge Reich, einſt Deutſchlands Stolz?
Mit Flittergold ein Bau von faulem Holz!

Doch in des Körpers Innrem blieb das Mark
Geſund — die Seele friſch, die Glieder ſtark;
Und Einer hat, tiefwurzelnd durch Geſchlecht
In deutſchem Grund, laut ſeines Namens Recht,

Der ihn zu hohem Werk prophetiſch mahnt,
In ſich den Führer großer Zeit geahnt;
Hat das verſunkne Reich neu aufgerichtet,
Den feigen Wahn von Deutſchlands Fluch vernichtet,
Zur Ernte der Nation geſtreut die Saat, —
Den Rath nur ſich behaltend und die That!

Da's galt, den Ring um Deutſchlands Leib zu ſchweißen,
Gab Er die Loſung aus: „Mit Blut und Eiſen!“
Was war dieß Wort den Blinden und den Tauben?
Die Botſchaft fand nur Hohn und nirgends Glauben;
Er aber rüſtet raſtlos Nacht und Tag,
Daß donnernd falle hinter'm Wort der Schlag.
Bald ſtanden ſtarr, in ſtummem Staunen, Alle:
Ob ihn die Leiter trage? ob Er falle?
Nicht war in ihm mehr eignen Zweifels Qual!
Schon abgeſchnitten hat Er ſich die Wahl!
Der unerbittlichen Nothwendigkeit
Hat Er, auf Tod und Leben, ſich geweiht;
Er griff, in ſchwerſter Stunde, aus dem Schooß
Der Schickſalsurne der Entſcheidung Loos.
„Verderben, Frevel!“ ſchrie'n ſie, „Brudermord!“
Im Wirbelſturm der Schlacht riß Er ſie fort;
Da kam, wie Er's im Geiſt geſchaut, der Sieg!
Die Nebel ſanken, die Verwünſchung ſchwieg;
Als ausgetobt des Kampfes blut'ge Wetter,
Begrüßte die Nation, voll Scham, den Retter;
Jetzt war es auch dem blödern Auge klar:
Daß Er der Mann der deutſchen Zukunft war;
Ihm ſtrömte Dank jetzt und Bewund'rung zu,
Fülle des Ruhms, — doch fern blieb ihm die Ruh.

Denn friſche Siege brachten ſpät're Tage
Und jeder Sieg ſchuf neuer Arbeit Plage.
Zu blut'gem Krieg den Vorwand brach vom Zaune
Herrſchgier'ger Prieſter, üpp'ger Weiber Laune.
Fehl ſchlug dem Parvenu dieß Abenteuer;
Sein Stern erloſch wie ein Zigeunerfeuer.

Verlorne Schlachten ſprengen Frankreichs Ketten. —
Des Siegers Haft muß den Geſtürzten retten;
Ein Gaſtgefängnißluſtſchloß hält ihn feſt.
Bis frei der Friedensſchluß ihn laufen läßt.
Bald — ohne Heimath, Sang und Klang — zu ſterben
Auf einem Bett von Moder, Schutt und Scherben.
Geſchleppt wird von dem lang verhaltnen Haſſe
Sein Kaiſermantel durch den Koth der Gaſſe;
Zu ſchadenfroh boshaften Hohnes Grimme
Knirſcht bitt'rer Schaam — gellt der Verzweiflung Stimme;
Doch in der Leidenſchaften wildem Spiel
Sucht feſt Ein Blick das unverrückte Ziel:
Zu gründen mit friſchblut'ger Siegerhand
Schirm, Einheit, Macht und Recht dem Vaterland. —
„Vom heil'gen Frankreich keinen Fußbreit Grund!“
Brüllt des pathet'ſchen Advokaten Mund,
Bis ſeinem Hochmuth aufſteckt hell'res Licht
Deutſchen Sprachmeiſters bünd'ger Unterricht:
„Uns muß zur deutſchen Burg der Schlüſſel bleiben!“
Stöhnend muß der Franzoſe unterſchreiben;
Aus ſeinem Größenwahnſinn halb erwacht
Fühlt, knirſchend, er des Gegners Geiſtesmacht. —
Des Mann's, der in des jungen Reiches Wiege
Den Preis darf legen opferſchwerer Siege:
Die Adler, die eroberten Bombarden,
Die Länder, Feſtungsſchlüſſel, die Milliarden.
Von ſieggekrönter Eintracht Geiſt geweiht,
Wächst raſch heran das Kind der Heldenzeit!
Ihm ſind die Treu'ſten, ſind die ſtärkſten Fechter,
Die Weiſeſten im Rath beſtellt als Wächter.

Und Er, ein Atlas — trägt nun Jahre lang
Der Arbeit Wucht, des Kampfs, der Sorgen Drang;
Er ſchirrt und zäumt die Roſſe, lenkt die Räder,
Er handhabt Bremſe, Steuer, Schwert und Feder,
Fördert das Werk mit Tragen und mit Schlagen,
Mit Sporn und Zügel, mit Geduld und Wagen;

Im Ringen ſelbſt ſein Heldenleib ſich dehnt;
Wenn ihn erſchöpft der Haß der Feinde wähnt,
Sich boshaft freut, zu treffen eine Blöße:
Erhebt Er ſich in neuer Kämpfergröße
Wer den Gewaltigen gedenkt zu necken,
Mag ſich mit ſieben Büffelhäuten decken;
Er hat, ein Sigfrid unter Jagdgenoſſen,
Mehr als ein Bärenfell ſchon ſich erſchoſſen!
Nie hat geworfen Er in's Korn die Flinte;
Dient Er dem Feind mit Tinte und mit Finte:
Am beſten doch mit gradem Hieb Er trifft, —
Fraktur und lapidar iſt ſeine Schrift;
Rhetoren ſchnitzeln an der Schaale gern, —
Mit ſcharfem Schnitt ſchält Er heraus den Kern;
Sein Angeſicht birgt Er nicht im Viſier;
An beiden Hörnern gleich packt Er den Stier.
Wer ihn antaſten will, bleibt ſchwerlich heil!
Dem groben Klotz fehlt nie der ſtärkre Keil;
Dem Witz'gen zahlt mit Wucher ſeine Lauge,
Es täuſcht des Schlauſten Maske nicht ſein Auge; —
Heuchler und Lügner — Er entlarvt ſie alle,
Sein ehrlich Wort wird Ueberkluger Falle, —
Fand doch der Herzog aller Lügengeiſter
An ihm, dem deutſchen Edelmann, den Meiſter!

Zur Arbeit rufen nicht bloß Kriegeswerke;
Im Frieden wachſen muß des Reiches Stärke;
Auf Streit und Blut geht nicht des Helden Sinn:
Sein hoher Geiſt kennt edleren Gewinn.
Es gilt: Dem Recht zu ſchaffen ſichre Stätte,
Die Beſtien zu legen an die Kette;
Die Bosheit bänd'gen Klappern nicht und Netz;
Waffnen will mit dem Schwert Er das Geſetz,
Ob ihn auch „Drako's Jünger“ Jene ſchelten,
Denen für Gründe ſchwache Nerven gelten;
Nicht gleicht ſein Recht, mit ſtrenger Hoheit Zügen,
Dem Afterbild ſentimentaler Lügen! —

Wie ſorgt man, daß der Staaten Blut, das Gold,
Raſch, ohne Hemmung durch die Adern rollt?
Daß ſich belohne jedes Fleißes Mühe?
Daß Veſta's Feuer auf den Herden glühe?
Daß, nach des Wettlaufs Ringen und Gewinne,
Der Geiſt ſich auf ſein höh'res Selbſt beſinne?
Ach! ihm, der ehrt und ſucht der Sitte Segen,
Tritt der haßtrunknen Feinde Schaar entgegen,
Mit ſtolzer Flagge faule Ladung deckend,
Den Räuber im Apoſtelkleid verſteckend;
Der Einen frommes Wort predigt Empörung,
Die Andern ſchleudern Fackeln der Zerſtörung;
Heiß zielt ihr Haß auf ihn, an dem die Wellen
Des reichverräthriſchen Anſturms zerſchellen.
Sie haſſen ihn, als hätt' Er einſt verſprochen
Vaſallendienſt, und dann ſein Wort gebrochen.
Wohl hat Er laut geſagt — und ſturmfeſt ſteht
Sein Wort: Daß Er nicht nach Canoſſa geht.
Der Vatikan beſchwört mit Fluchespſalmen
Das „Steinchen", dieſen Goliath zu zermalmen.

Wir ſah'n ihn in der Jugend Ueberſchäumen.
Wir ſah'n ihn wie ein junges Roß ſich bäumen,
Sah'n ihn ſich ſtürzen in den Kampf mit Luſt,
Wie Er, ſelbſt ſchlagend, bot dem Schlag die Bruſt;
Hat Er, ein Renegat, die Haut geſtreift?
Vor unſern Augen iſt der Mann gereift!
Aus jedes Tags Erfahrung ſchöpft' Er Lehre,
Dem Vaterland, dem König treu, der Ehre.
Der ſtets den Wogen trotzte wie ein Riff,
Hat in den ſichern Port geführt das Schiff;
Er, einſt Banderillero der Verhöhnung,
Iſt jetzt des Friedens Vogt und der Verſöhnung.
Kein Glück iſt ihm von außen angeflogen, —
Die Größe hat Er aus ſich ſelbſt erzogen;
Den ſelbſtgetreuſten, beſtgehaßten Mann
Trifft jetzt der Schwarzen wie der Rothen Bann.

Doch, die mit gift'gen Waffen ihn anfechten —
Sie müſſen, unfreiwillig, helfen flechten
An ſeinem Ehrenkranz, der nur, je toller
Sie ſich geberden, grüner wächſt und voller.

Oft ſah'n und ſehn wir in der Rede Schlacht,
Jovial und ſtreng, ihn zeigen ſeine Macht;
Doch dorthin folgt der Zeugen Aug' ihm nicht,
Wo Er die Zukunft, wo das Gleichgewicht
Europa's Er in tiefem Geiſt erwägt
Und, einſam, Blei gießt oder Karten legt;
Wenn Er im Cabinet, beim klaren Mond,
Die Atmoſphäre und den Horizont
Durchforſcht, und prüfend nimmt in Ueberlegung
Des Kapuziners*) ſelbſt, der Spinne*) Regung;
Wenn Er auf Nebel merkt, die dünn ſich ballen,
Um bald als Wolkenbruch auf's Land zu fallen,
Auf Dünſte, harmlos ſtreichend jetzt durch's Thal,
Daraus zu zucken droht der Wetterſtrahl.
Zur großen Rechnung zieht Er auch das Kleine;
Weitſicht'gen Geiſt's ſchaut Er und rückt die Steine,
Wenn greifbar auch kein Schachbrett vor ihm ſteht,
Ein Spiel- und Seelen-kundiger Prophet;
Des Gegners Plan mit ſichrer Ahnung Flug
Berechnet Er bis auf den zehnten Zug,
Und deſſen Traum: recht elegant und glatt
Zu ſiegen, ſcheucht ſein Anruf: „Schach und matt!“

Nach ſinnt den Räthſeln Er der Sympathie,
Politiſcher Phyſik und Alchymie;
Er ſchaut in ahnungsvoller Vorempfindung
Der Weltbauſtoffe Scheidung und Verbindung,
Den Kampf der Kräfte, die ohn' Unterlaß,
Zaumlos in Furcht und Hoffnung, Gunſt und Haß,
Fühllos, ob Myriaden drob verderben,
Nur um Gewinn für ſich heißhungrig werben.

---

*) Wetterpropheten.

Sich ſchmiegend an die Bruſt der Völker, lauſcht
Sein Ohr: wie drin das Blut, der Athem rauſcht?
Bei Nacht erkennt, beim Mondesſchein, dem bleichen,
Er mit geſchärftem Geiſt der Zeiten Zeichen.
Kriecht aus der Erde Spalt der garſt'ge Wurm?
Eilt ſeinem Neſt der Vogel zu? gibt's Sturm?
Verſammeln, Schlachten witternd, ſich die Raben?
Horch! ſchaufeln dort Sapeurs, die Minen graben?
Auf Beute lauernd ſchleichen tück'ſche Katzen,
Im Schmeicheln ſtark, im Rauben und im Kratzen;
Vielleicht daß Er als Hexen ſie erkennt,
Obwohl Er Katzen eben Katzen nennt.*)
Zu wachen gilt es allwärts und zu hüten,
Weil finſtre Mächte böſe Eier brüten;
Hier iſt's der bangen Krämerſeelen Neid,
Dort um verlornen Ehrenplatz das Leid;
Einſetzt die Raubgier Hebel der Verhetzung;
Rache droht frecher Prieſtermacht Verletzung.

Ein Vampyr ſtreicht, entſtiegen dumpfer Gruft,
Auf ſchwarzen Flügeln nächtlich durch die Luft;
An jungem Leibe möcht' er ein ſich niſten,
Mit warmem Blut ſein Leichendaſein friſten.

„Auf Erden herrſcht der Gottesknechte Knecht;**)
Nur Ein Geſetz gilt: ſein kanoniſch Recht;“
Den Geiſtern erſt aufdrängen dieß Geſetz,
Umgarnen ſie mit trugdurchwirktem Netz. —
Dann — in des blindeſten Gehorſams Schlinge
Die Welt der Körper lenken und der Dinge
An Fäden, ſtammend aus den Finſterniſſen
Herrſchſücht'gen Wahns, zerrütteter Gewiſſen. —
Den Reichsſchild mit Sankt Peters Stempel zieren,
Die Kronen der Tiara annektiren, —
Das will aus täuſchender Starrſucht erwacht
Zu ſiegestrunkner Hoffnung, — jene Macht.

---

*) „J'appelle un chat chat.“
**) Servus servorum Dei.

Die, ſchlau ausbeutend jedes Windes Gunſt,
Schon ein Jahrtauſend fälſcht des Herrſchens Kunſt;
Die Andachtsglut und Scheiterhaufen ſchürt,
Heil'ges und Erdenſchlamm in Eines rührt,
Verſchwenderiſch vom Schatz der Gnaden ſpendet,
Doch gier'ge Sammler ird'ſchen Gold's entſendet;
Aufrührer mit dem Heil'genſchein umkleidet,
Den Mörder kaum vom Märtyrer unterſcheidet,
Die Einſicht, Prüfung, Wahl, Verſtand von Allen
Läßt Einem Prieſtermund zum Opfer fallen;
Die ew'gen Krieg dem Reich der Ketzer droht,
Mobil macht der Rebellen Aufgebot;
Die in die Hand das Schwert der Nothwehr drückt
Dem, der vor ihr ſich nicht als Sklave bückt;
Erheuchelnd leidender Unſchuld Geberde
Nimmt Treue ſie, Recht, Frieden von der Erde.
Wo iſt Verlaß? und wo kann das Vertrauen
Auf Fels, wo nur auf Moor und Flugſand bauen?
Entſcheidung gilt's: Wo Langmuth iſt am Ort?
Wo ein begüt'gend, wo ein warnend Wort?
Soll von lichtſcheuem Thun man Kunde nehmen
Stillſchweigend, oder es durch Licht beſchämen?
Wie wird erſtickt der ziſchelnde Verdacht?
Leiht ihm der Widerſpruch nicht größre Macht?
Wie wird auf ihrer ſchnellen Fahrt die Lüge
Gepackt, daß ſie Schwachherz'ge nicht betrüge,
In Stroh und Werg entzünde nicht den Brand,
Den kaum vermag zu löſchen Menſchenhand?
Wo frommt's der Freunde Ueberhaſt zu zügeln?
Was dient, der Lauen Eifer zu beflügeln?
Laut deklamirt der Preſſe Chor, der volle,—
Wie viel wiegt das Geſchrei, wie viel die Wolle?
Einſchleicht ſich, wo die Macht wohnt, leicht ein Spiel,
Frivol, ſelbſtſüchtig, wechſelnd Farb' und Ziel,
Lüſtern: verſagte ſüß'ſte Frucht zu naſchen,
Am Stirnhaar die Gelegenheit zu haſchen;
Da wähnt der Luchs den Löwen nachzuäffen.

Den Eichbaum will die Pappel übertreffen;
Der Weichling wirbt mit Vollbart, Buhlerkunſt,
Mit Honiglippen um Fortuna's Gunſt;
Mit Schlangenzunge, Redeblumen, Witz
Wähnt zu erſchwindeln er den Machtbeſitz;
Den Sturz des Meiſters träumt er, den er haßt,
Zu überſeh'n wähnt und doch halb nicht faßt.
Ob auch wie Spreu ſolch' ſchnödes Spiel zerfällt:
Reizbarem Geiſt iſt leicht ein Tag vergällt;
Der Windhauch, der kaum beugt das Licht der Kerzen,
Kann gift'ge Keime wehn in Männerherzen.

Solch Chaos von Problemen, Müh'n, Verdruß
Durchſchaut ſein Blick, klärt, ordnet ſein Beſchluß;
Wen wundert's, wenn nach ſo drangvoller Nacht
Ihn blaß der Morgen trifft und überwacht?

Die Sorg' um's Reich, der gern den Tag Er weiht,
Raubt, ſchonungslos, ihm auch des Schlummers Zeit,
Und fliegt — weicht Er ihr, ruhbedürftig, aus,
Voran ihm in ſein ſtilles Klausnerhaus.

Doch, legt Er ab des Amtes Laſt einmal:
Füllt gern Er den geſelligen Pokal;
Da ſetzt wohl auch, geflügelt, ein Gedanke,
Als freies Wort, über der Zähne Schranke;
Ihn kümmert nicht ſteifer Philiſter Spott,
Denn jugendfriſch blieb ihm der Sinn und flott.
Entzückten Gäſten ſchenkt der Hausherr ein
Plebejerbier, Ariſtokratenwein,
Zerlegt der Politik gewürzte Torte
Und reicht herum Bonbons beſchwingter Worte.

Nicht ungehört verhallt im Waffenklang
Der Forſchung Stimme und der Muſe Sang
Ihm, der verſtändnißvoll und achtſam lauſcht,
Wo ächter Schönheit keuſche Quelle rauſcht.
Scharfprüfend findet Reiz Er und Gewicht
Nur, wo aus edler Form Naturkraft ſpricht;

Bereit ſtehn Frau'n und Männer ſeinem Ruf,
Die, Typen — nie Copie'n, — der Britte ſchuf;
Ein Schatz von Treffern iſt ihm aufgeſpeichert,
Womit Genie und Witz die Welt bereichert.

Er ſelbſt auch, fürſtlich, eigne Münzen ſchlägt,
Mit ſeinem Stempel funkelnd neu geprägt;
Kein falſcher Glanz iſt da! kein hohler Schall!
Voll iſt der Klang, gediegen das Metall!
Er nimmt das Wort! — welch athemloſe Stille,
Als lebte nur ſein Geiſt im Saal, ſein Wille,
Wenn dem Senat, den die Nation erkor,
Er trägt des Reichs Bedarf und Ordnung vor.
Wie flüſſ'ges Erz, mit ſprühender Gewalt,
Schafft, werdend, ſein Gedanke ſich Geſtalt.
Frohlockend Dieſer, Jener mit Verdruß,
Staunend lauſcht Jeder ſeines Worts Erguß,
Wenn Er, um Schule, Kunſt, Schmuck unbeſorgt
Licht und Gewicht nur von der Wahrheit borgt;
Wenn Er, von Momus und von Mars umſchwebt,
Den Kranz mit blanker Kling' aus Dornen hebt;
Wenn Er, der ſchweren Sendung ernſt bewußt,
Das deutſche Echo weckt in Jeder Bruſt;
Brandmarkt, Wer Frieden und Vertrauen ſtört
Im Vaterland; der Eintracht Geiſt beſchwört;
Wenn Er, theilhaftig höhern Seherblicks,
Deutet den Wink des ſchreitenden Geſchicks, —
Wenn ihm, — was keinem Quinctilian war kund, —
Der Genius legt in den ſprachmächt'gen Mund.

Verdeckt von Stahl und ernſtem Weſen glüht
Ein feurig ſchlagend Herz, ein deutſch Gemüth!
Er grüßt als Gaſt, eh Er beſtürmt das Thor;
Der Keule Wucht zieht Er den Oelzweig vor.
Je höher ihn des Schickſals Arm geſtellt:
Nur milder ſieht ihn, freundlicher, die Welt.
Ueber die Kluft, die von der Niedrung Wegen
Ihn trennt, kommt ſcheuen Wandrern Er entgegen;

Großſtädten Er nicht mehr Zertrümmrung ſchwört, —
Hat Er doch nicht einmal Paris zerſtört!

Blasphemiſchen Wahnſinn's Orakelſprüche
Verachtend — fahler Skepſis Hexenküche,
Wo ſich zur Frechheit „läutert" fromme Scheue,
Im Tiegel Pietät verdampft und Treue,
Hat Er, der oft dem Tod in's Aug' geſchaut,
Mit des Gedankens kühnſtem Flug vertraut,
Im ernſten Geiſt der Hoffnung Troſt geſpürt:
„Sterben — ein Thor iſt's, das zum Leben führt!" *)
Er hat, verſchont nicht von des Kampfes Schmerz,
Erkämpft ein köſtlich Ding: ein feſtes Herz!
In ſich gefaßt, duldſam, iſt fremd der Enge
Des Pfaffenthums ſein Geiſt, — der falſchen Strenge,
Wie der Starkgeiſter Selbſtvergött'rungswahn,
Eiskaltem Hochmuth und zielloſer Bahn.
Uebend ein ungeſucht Apoſtolat
Streut aus der Held, im Laienwort, die Saat
Nicht ird'ſcher Wahrheit, die — ein Salz der Welt —
Nie ganz auf Fels und unter Dornen fällt.
Ausbrechen drob in Hohn die wilden Banden,
Die jüngſt im Nichts den Stein der Weiſen fanden,
Erſticken möchten ſie — des „Wahn's" Verächter, —
Des Glaubens Wort in wieherndem Gelächter;
Doch ſenkt dieß Wort, von innrem Ernſt durchglüht, —
Sich mächtig in manch bildſames Gemüth;
Im Strom mitſchwimmend — prüft doch mancher Spötter
Verblüfft des ſchlaffen Zeitgeiſt's Modegötter;
Stolz pochend ſonſt auf ſeinen Lichtbeſitz:
Zügelt er jetzt doch den ſtets fert'gen Witz;
Mit halber Schaam wird es ihm jetzt bewußt:
Stumpf fiel' er nieder von des Helden Bruſt,
Der uns „mit Gott!" erkämpft hat Deutſchlands Einung!
Was brachten uns die Helden der Verneinung?

---

*) »Mors janua vitæ.«

Nicht will ſich, wo ſie, kalt und herzlos, ſchalten,
Die „Blüthe reinſter Menſchlichkeit“ entfalten!
Erquicklich iſt's um ſie nicht, noch geheuer!
Petroleum iſt das Prometheus-Feuer,
Das ſie umleuchtet; bleicher Neid und Schrecken
Verſchwören ſich, die Welt in Brand zu ſtecken;
Boshaft, blaſirt, ſpielt höhniſch ihr Verdruß
Abwechſelnd mit Verzweiflung und Genuß.
Doch fad ſind ihrem Gaumen alle Würzen,
Nur noch ins Schlammbad mögen ſie ſich ſtürzen; —
Schon ſammelt ſich und tagt ihr Raubſenat
Und auf geht wuchernd Kadmus' Drachenſaat. —
Zu Boden ſtreckt ſein mark'ger Geiſt die Hektik
Des Doktrinär's — des Kobolds Dialektik,
Des klerikalen Wühlers Threnodien,
Des Trugpropheten Rückſchau-Phantaſieen,
Des Kreuzesbannerherrn Capucinaden,
Des Altenbundesmanns Jeremiaden,
Des Hierarchen Salbung und Emphaſe,
Des Atheiſten blutigſchwülſt'ge Phraſe.
Fern iſt ihm des Zeloten Zorn und Bann;
Ruh', kühles Blut zeigt den weltkund'gen Mann;
Er weiß: nie kann ſelbſt der kunſtreichſte Meiſter
Gleich ſtellen ganz Uhrwerke oder Geiſter.
Will alles Erz in Eine Form nicht gießen,
Das Thor für Bosheit, Hohn und Trug nur ſchließen;
Gedeihn und Ehre jeder ächten Kunſt!
Der Wahrheit ernſten Werbern Schutz und Gunſt!
Hoch hält der Küraſſier ſeine Standarte,
Und hoch den Wahlſpruch auch: Marte et Arte!

Das Größte, doch nicht Alles, iſt gethan;
Felsblöcke ſperren noch zum Ziel die Bahn;
Triumphe, lorbeerreiche, ſind errungen,
Doch ganz noch nicht des Feindes Macht bezwungen,
Der, wie ein Proteus, wechſelt die Geſtalt, —
Entſchlüpft, an Tücke wächſt nur und Gewalt;

Das Schlangenpaar — es iſt noch nicht erſtickt;
Verderben noch ihr blutroth Auge blickt.
Der Deutſchland hat gerächt, geeint, berathen:
Wird Er die Zahl vollmachen der zwölf Thaten?
Wird Er des Drachen Schuppenhaut durchſtechen?
Den Giftzahn aus des Unholds Rachen brechen?
Leichter entringt Er wohl auf blut'gem Sand
Dem letzten Feind die Wehr aus krampf'ger Hand,
Als ſich erfüllt des Werkes ſchönſte Krönung:
Im Reich der Geiſter dämmernde Verſöhnung.
Vernehmlich macht verſtockt fanat'ſchem Grimme
Sich nimmermehr der Wahrheit Friedensſtimme;
Siſyphus' Müh'n iſt der Geduld Verſuch:
Den Haß je zu entzaubern und den Fluch;
Doch — hefte Heil ſich an des Starken Sohlen!
Des Reichs und ſeine Zukunft — Gott befohlen!

Des Vaterlands Entmündigung und Lähmung
Hat lang mit Schmerzen zorniger Beſchämung
Manch edles Herz in trüber Nacht zernagt,
Bis es — mit Donner und mit Sturm — getagt,
Bis von der Macht, die Weltgeſchicke lenkt,
Unſrem Geſchlechte ward der Held geſchenkt,
Deß ſtarke Hand geſammelt, was zerſtreut,
Den Raub erſetzt, verlornen Glanz erneut.

O! daß jetzt, überraſcht vom eignen Glücke,
Sein Volk ſich nicht mit eitlem Lorbeer ſchmücke!
Gefeſtigt von der Treue Band, der Pflicht,
Nicht folge falſcher Freiheit Flackerlicht!
In Luſt und Stolz vom Ehrenſchatz nicht zehre!
Mit ſtrenger Arbeit treuem Fleiß ihn mehre!
Daß es den Mann der Kraft in ſeiner Weiſe,
Im Wort nicht nur — dankbar in Werken preiſe!
Ihm und ſich ſelbſt, von Hochmuth fern, vertraue,
Daß Jeder, ſelbſtlos, treu am Reiche baue,
Daß unmuthsvoll vom Werke ſeiner Hände
Der Meiſter nie ſein ſtolzes Antlitz wende!

Nachträge.

(Zu pag. 71.)

37. Steinerne Wächter zwei bei Tag und Nacht
38. Halten vorm Rieſendreieck wir die Wacht.

(Zu pag. 96. Zeile 19.)

Doch, — ſtellt ſich noch ein Zeichen mir voran, —
Was für ein Zauber ward mir angethan?
Nicht kann ich, was ich ſonſt empfand, mehr faſſen,
Verwandelt iſt mein Lieben und mein Haſſen;
Des Herzens Wunſch, — ſo heiß und doch beengt —
Nach Einem Ziel hin, wie der Glutwind, drängt;
Der Lockungen kann ich mich nicht erwehren,
Die ſchmeichelnd an der trunknen Seele zehren;
Mein ird'ſches, — wie der Ewigkeit Geſchick —
Ich opfr' es, — ohne Wahl — dem Augenblick;
Des eignen Willens Trotz hab' ich verloren,
Und fühle doch an Kraft mich neugeboren.
Umrauſcht, betäubt von Wellen ſeel'gen Lichts,
Löst ſich mir auf die ſchwere Welt in Nichts;
Mit ſüßem Zwang zieht mich nur Eine Macht
Aus holdem Licht in wonnevoll're Nacht.

(Zu pag. 97. Zeile 3.)

3. e. f.

Doch halt! wie konnt' ich jenes Brüderpaar
Vergeſſen, das *mein* Stolz und *Deutſchlands* war?
Lichtdurſt'ge Adler, die das Dunkel haßten,
Die Welt der Körper und des Geiſts umfaßten,
Die, raſtlos, lechzend nach ſtets neuen Siegen,
In tiefſte Tiefen, kühnſte Höhen ſtiegen.

Seine Geheimniſſe vom Stoff erpreſſend,
Mit Blei und Loth und Geiſtesauge meſſend
Den Sturm, den Lichtſtrahl, Curve, Winkel, Grad; —
Bahnend durch Urwald, Nacht und Wahn den Pfad;
Mit Grubenlicht und mit dem Glanz der Sterne
Erhellend Räthſel jeder Näh' und Ferne; —
Hephäſtos' Hammer, Phöbus' Leuchte ſchwingend,
Zur Wiege des Metalls, der Sprache, dringend; —
Berufen, dumpfer Laute blödes Stammeln
Zu heller Wahrheit Vollklang zu verſammeln.
Früchte, vom Heſperidenbaum gepflückte,
Für's Feſt der Geiſter ihre Kunſt noch ſchmückte;
In's Erz des Ruhms grub ein mit tiefern Spuren
Dieß Paar ſich, als der Fabel Dioskuren,
Des Genius Wink durch Chimboraſſo's Schnee
Nachringend, wie im Aether der Idee.

(Zu pag. 246.)

(139. 1.)

Setzt man ein Wort, — (für ſich meint's nichts,) — mir vor:
Steig' ich zur Würde eines Gott's empor,
Den ſich ein chriſtlich frommer Bund, — obſchon
Er heidniſch war — erkor zum Schutzpatron.

(Zu pag. 289.)

(170. 1. Zum Schluß.)

Was ich vermag — an Helden hochbelobt, —
Orlando und Rinaldo, — ward's erprobt.

(Zu pag. 303.)

T. 3.

Zweiſilbig.

Wohl dürft' ich jene Schickſalsmacht verklagen,
Die einbricht über mich in jungen Tagen,
Die grauſam als Leibeignen mich behandelt,
Mich höhniſch in mein Widerſpiel verwandelt,

Die aus der Bruſt verbannt die fromme Scheue,
Entwurzelt hat den Stamm der Rittertreue,
Die Alles, was mein Ruhm einſt war, mir nahm,
Die heil'ge Wächterin ſelbſt erwürgt — die Schaam;
Zitternd erliegt, doch wehrlos, das Gewiſſen
Der Sünde, die in mich ſich hat verbiſſen.
Solcher Entwerthung bitter klar bewußt,
Will ich, ein Bettler, lieber den Verluſt
All jenes ſtolzen, reinen Glücks doch tragen,
Als dem, wofür ich hin es gab, entſagen;
Schwindelnd oft auf der Wonnen Gipfel fühlt
Die Seele ſich, ob auch von Reu' durchwühlt;
Mich trifft Verdammung nur, — wenn nicht vielleicht
Des Dichters Lied der Richter Herz erweicht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS